Globus.

LV. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Fünfundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1889.

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- und Mittelamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Ozeane.

Polarregionen.

Allgemeines.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- u. Mittelamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Ozeane und ozeanische Inseln.

Polarregionen.

Allgemeines.

Deutsche Schutzgebiete.

3. Bücherschau.

4. Illustrationen.

Europa.

Deutschland.

Rußland.

Spanien.

Madeira.

Asien.

Türkisch-Asien.

Britisch-Indien.

Niederländisch-Indien.

Japan.

Afrika.

Tunesien.

West- und Centralafrika.

West-Afrika.

5. Karten und Profile.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres und seines Thierbestandes.

Von F. Marthe.

Daß das größte Binnengewässer der Erde — der Kaspische See, den die Völker stets ein Meer nannten — noch in geologisch junger Zeit über den Aralsee und die Obniederung mit dem Eismeere verbunden war: diese schon im vorigen Jahrhundert von Pallas aufgestellten Ansicht galt bis vor wenigen Jahren noch ziemlich allgemein. Neuerdings ist dieselbe aber als so wenig begründet erkannt worden, daß sie mehr und mehr aufgegeben wird, während die Seeverbindung der kaspischen Gewässer über den Pontus und das Mittelmeer nach Westen hin sich als immer gewisser und wichtiger herausstellt. Es sind theils geoplastische, theils biologische Verhältnisse der Vergangenheit und der Gegenwart, welche von den kaspischen Gegenden aus den Blick des Geologen nach Westen lenken. Diese beiden Gesichtspunkte sind denn auch die leitenden in der Abhandlung eines russischen Forschers, welche diesem Thema gewidmet ist, und deren Hauptgedanken im Folgenden wiedergegeben werden sollen [1].

Das große Seebecken zerfällt in zwei Theile von ungleicher Größe; die Scheidewand beider ist eine unterseeische Bank, welche sich von der Halbinsel Apscheron quer über das Meer auf Krasnowodsk hinüberzieht und nirgends tiefer als 200 m unter dem Meeresspiegel liegt, wogegen nördlich und südlich von ihr die Tiefen sofort zunehmen.

[1] Vergl. Andrussof, Abriß der Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres und seiner Bewohner in den „Iswestja" rc. Bd. 24, S. 91 bis 119.

Die größte Tiefe fällt auf den kleineren südlichen Theil, sie beträgt 1098 m, oder da der Spiegel des Kaspischen Meeres 26 m unter dem des Schwarzen liegt, absolut 1124 m. Die Stelle liegt ungefähr unter 39° nördl. Br. und 1° östlich von Baku. Die Maximaltiefe des nördlichen Beckens — nahe dem westlichen Ufer und etwa in einer Linie mit dem Gipfel des Schach-dagh — beläuft sich auf 898 resp. 924 m. Jene Querbank knüpft offenbar an den Kaukasus jene Linie geringerer Erhebungen, die sich vom Kuba-Dagh bei Krasnowodsk über den großen und kleinen Balchan, den Kjuren-Dagh bis zum Kopet-Dagh, und weiter nach SO verfolgen läßt, und die auf der anderen Seite vom Westende des Kaukasus über das Krimsche Gebirge, den Balkan, die Karpaten und die Alpen — nach Süß — sich fortsetzt. Auch im Schwarzen Meere läßt sich eine unterseeische Verbindung von der Südküste der Krim zum Ostende des Balkan feststellen, in Gestalt einer steil abfallenden Stufe des Seegrundes, die den tieferen südlichen Theil von dem flacheren nördlichen abscheidet. Betrachtet man nun die Linie vom Kuba-Dagh bei Krasnowodsk bis zum Ostende des Balkan, so sieht man einen nach Norden gewölbten Gebirgsbogen vor sich, dessen Schichten von meist mesozoischem Alter und nach außen, d. h. nach NO, N und NW, geneigt sind, während ihn nach innen Senkungsfelder und Verwerfungen begrenzen. Einzelne Theile dieser Linie wurden in der Jura-Zeit (Krim) gehoben, sodann im Anfang (Krim)

und in der Mitte (Kopet-Dagh) der Kreidezeit. Im Anfange des Tertiär vollzieht sich eine bedeutende Hebung auf der ganzen Linie, in der mittel-miocänen Epoche geht die Entwickelung der Brüche und der großen Versenkungen auf der Südseite vor sich. Besonders nach Ablagerung der sarmatischen Stufe erfolgen intensive orotektonische Prozesse, die sich an beiden Enden des Kaukasus und überall auf seinem Südhange kundgeben; am östlichen Ende (Halbinsel Apscheron) setzen sich die Schichtenstörungen auch während der Pliocänzeit noch fort.

Der bezeichnete Gebirgsbogen zertheilt das ganze ponto-kaspische Gebiet in zwei verschiedene Bereiche. Der nördliche hat bedeutende Schichtenstörungen nicht aufzuweisen und besteht aus kretaceischen und tertiären Ablagerungen, die zu großen, sanft geneigten Muiden eingekrümmt sind, wie man z. B. nördlich vom Krimschen Gebirge zwei solche Mulden unterscheiden kann. In diesen Gegenden tritt nun ein Uebergangsglied von der sarmatischen zur pontischen Stufe hervor, welches Andrussof als die mäotische Stufe bezeichnet. Diese mäotischen Niederschläge finden sich im Nordbereiche des ponto-kaspischen Beckens den tieferen Stellen desselben angelagert, so um die Odessaer Bucht her (in der Moldau, in Bessarabien, im Gouvernement Cherson) und wiederum am Asowschen Meere (in der Halbinsel von Kertsch und am Nordgestade des Asow). Zwischen diesen beiden Stellen fehlen die mäotischen Ueberreste, lagern vielmehr stets die pontischen unmittelbar den sarmatischen auf, ebenso wie dies am Manytsch geschieht, wo pontischer Kalk einem zuvor erodirten sarmatischen aufliegt. Dafür hofft Andrussof seine mäotischen Befunde noch an dritter Stelle, nämlich irgendwo an der dritten und umfangreichsten Eintiefung des Nordbereiches, am Kaspischen Meere (natürlich in der nördlichen Hälfte) auftauchen zu sehen. Wie wir also mäotische Strecken mit nichtmäotischen hier abwechseln sehen, so wechseln ähnlich in der langen gebogenen Gebirgslinie Stellen, wo die Miocänschichten gefaltet sind, mit solchen ab, wo dieselben ungestört und ungefaltet geblieben sind; und nun ist es interessant, daß die beiden Erscheinungen sich im allgemeinen gegenseitig zu entsprechen scheinen, nämlich wo die mäotischen Ablagerungen fehlen, fehlen südlich auch die Faltungen, während wenigstens an einer Stelle die gefalteten Miocänschichten gerade südlich von den mäotischen Vorkommnissen und der davon umfaßten Eintiefung gefunden werden; diese Stelle bilden südlich vom Asowschen Meere die Halbinseln Kertsch und Taman. Zu der Süß'schen Theorie von dem Seitendruck würden die eben berührten Coincidenzen sehr gut stimmen.

Der Südbereich des ponto-kaspischen Gebietes wird durch große Senkungsfelder charakterisirt, als da sind Rumelien im Süden des Balkan, das Schwarze Meer (Südtheil), die Südkaukasusländer, der Südtheil des Kaspischen Meeres. Es ist klar, daß die beiden durch die verborgene Bank geschiedenen Becken des letzteren nicht gleichwerthig sind; denn das nördliche, das dem Asowschen Meere und dem flacheren nordwestlichen Grunde des Schwarzen entspricht, bildet eine der tiefen Stellen einer seit alten Zeiten bestehenden Geosynklinale; das südliche verdankt seinen Ursprung dem Einbruche eines beträchtlichen Stückes der Erdrinde. Beide Becken sind, wie sich noch weiter ergeben wird, verschiedenaltrig.

Neue Fragen stellt dem Geologen die Fauna des Kaspischen Meeres. Andrussof stellt in einer langen Tabelle 187 bis jetzt dort bekannt gewordene Formen von den Protozoa bis zu den Pisces zusammen und gruppirt dieselben nun in folgender Weise:

1. Formen, die dem Kaspi und seinen Zuflüssen speziell eigenthümlich sind.

2. Formen, die auch außerhalb des Kaspi und seiner Zuflüsse vorkommen.

Die letzteren sind wieder in Formen A) mit weiterer und B) mit engerer Verbreitung zu zerlegen.

A) Weitverbreitete:

a) im Meere sind Beispiele: Botolia reneta Ld., Bowubankia densa Forre, Cardium edule L., Orchestia littorea, Glyptonotus entomon L., Mysis relicta Lov.

b) in Flüssen und süßen Gewässern: Dreissena polymorpha, Silurus glanis, Erox lucius und andere Fische.

B) Weniger verbreitete:

c) Formen, die außerhalb des Kaspi nur im Schwarzen Meere und besonders in den Limanen des letzteren auftreten; so verschiedene Cardium- und Fischarten (namentlich vom Acipenser).

d) Formen, die nur vom Aralsee und Kaspi bekannt sind, z. B. Cardium vitreum.

e) Formen, die außerhalb des Kaspi in Flüssen, welche sich in das Nördliche Eismeer ergießen, zu finden sind: Luciotrutta leucichtys.

f) Formen, die in Flüssen der Ostsee leben: Acipenser ruthenus.

Hier ließe sich ja wohl die Gruppe b durch Uebersiedelung aus den zum Kaspi einmündenden Flüssen, wie umgekehrt e und f durch Uebergang aus Flüssen des kaspischen Beckens in baltische und nördliche erklären, aber die drei übrigen, a c und d, setzen eine Verbindung mit dem Pontus und Aralsee und einen direkten oder indirekten Zusammenhang mit dem Ozean in nicht zu ferner geologischer Zeit unzweifelhaft voraus. Unter den autochthonen Formen (1) könnte ein Theil als Produkt der Differenzirung neuerer Einwanderer aus Flüssen oder der vom Pontus einst empfangenen Formen aufgefaßt werden, daneben jedoch bleibt ein erheblicher Prozentsatz von solchen übrig, für welche sich weder in den einmündenden Flüssen noch in den benachbarten Meeren die nächsten Verwandten finden; hierher gehören z. B. die sämmtlichen Dreissenae mit Ausnahme der Dr. polymorpha P., die Arten von Micromelania und Caspia, Zagratica Brusiniana, mehrere Amphipoda, Clupeonella Grimmi Kessl. Wie erklären sich alle diese Verhältnisse? Die geologische Geschichte vermag hier allein Antwort zu geben, und so entwirft unser Gewährsmann in den Hauptzügen eine solche seit jenen Zeiten des mittleren Miocän, in denen die Isolirung der aralo-kaspischen Niederung begonnen hat, während diese noch um die Mitte des Eocän sowohl mit dem Atlantischen, wie mit dem Arktischen und dem Indischen Ozean Verbindung hatte.

Eine wichtige Rolle spielt auch in dieser Darstellung das zuerst von Süß in seiner ganzen Bedeutung erkannte Sarmatische Meer resp. Zeitalter. Dieses Meer war vom Mittelmeere und damit wahrscheinlich überhaupt vom Ozean abgeschnitten, seine Gewässer waren weniger salzig, seine Fauna eine eigenartige, in der die Isolirung sich auch daran zu erkennen giebt, daß die Fauna der im tiefen Wasser abgesetzten Schichten nur aus Abarten der litoralen, die unter dem Einfluß des Tiefseelebens sich bildeten, zusammengesetzt ist. Noch mehr ausgesüßt waren die Gewässer der einzelnen Becken, in die das Sarmaten-Meer später zerfiel, und deren Absätze oben als die mäotischen erwähnt wurden. Hier vermengten sich die Typen der sarmatischen Fauna mit den Bewohnern der Flußmündungen, und so entwickelte sich schließlich eine Reihe von Formen, die dann in den Halbsüßwasserbecken der folgenden pontischen Stufe zu leben vermochten. Die Mollusken aber dieser Zeitstufe gehören schon denselben Typen an, wie die jetzigen kaspischen, namentlich die Dreissenae, während einige sogar noch völlig identisch mit den gegenwärtigen sind, wie Dreissena rostriformis und Micromelania caspia Eichw. Auch unter den Fischen ist die Verwandtschaft

mit den jetzt im Kaspischen Meere vorkommenden vielfach ausgeprägt; so ist im pontischen Kalk bei Odessa ein Silurus nahe verwandt dem kaspischen Sil. glanis der Gegenwart, ein Acipenser verwandt dem A. huso, es sind ferner Cyprinus Frisii, Pelerus und Cobitis dort gefunden worden. Gegenüber den vorangegangenen Faunen zeigt sich die pontische klar als deren leibliche Erbin; so sind z. B. verschiedene ihrer Cardiden den sarmatischen nahe verwandt (C. planum Dest.; C. Dongingkii Bins.; C. Steindechneri Brus.; C. Fittori; C. carinatum Dest.; C. Fischerianum Dong.); Arten von Micromelania und Neritina sind ebenso für die mäotischen Schichten charakteristisch.

Jedenfalls war in den nachsarmatischen Zeiten die kaspische Senke vom Schwarzen Meere abgeschnitten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in ihrem südlichen Theile ein Wasserbecken existirte, das vielleicht mit dem Aralsee zusammenhing, und in welchem sich die derzeitige kaspische Fauna hervorbilden konnte. Ebenso wissen wir, daß von der sarmatischen bis zum Ende der Tertiär-Periode das Schwarze Meer vom Mittelmeer geschieden war. Da vollziehen sich am Anfang der nach-tertiären Epoche die Ereignisse, durch welche das Kaspische und das Schwarze Meer, sowie dieses und das Mittelmeer — mithin das Kaspische und der Atlantische Ozean — in Verbindung gebracht werden. Die Gewässer des Kaspischen Meeres steigen, dringen über die Manytsch-Niederung (Maximalhöhe über jenem 36 m, über dem Asowschen Meere sogar über 10 m) in das Bereich des Asow, ferner in den Nordwestwinkel des Pontus und bringen die kaspische Fauna mit sich, deren fossile Ueberreste im südlichen Bessarabien, wie auf der Halbinsel Kertsch beobachtet werden. Bald auch erhalten die salzreichen Gewässer des Mittelmeeres, als das ägäische Land dem ägäischen Meere Platz gemacht hat, über das Marmarameer Zutritt zum Pontus und drängen die kaspische Fauna in die Limane zurück, während mehrere schmiegsamere Formen der Mittelmeerfauna über den Manytsch-Kanal bis in das aralo-kaspische Becken vorrücken (so Cardium edule, einige Fische 2c.). Dann fallen die Gewässer, das Schwarze Meer verliert die Straße zum Aralo-Kaspischen, und endlich zerfällt auch dieses in besondere Becken. Vielleicht brachen die kaspischen und die Mittelmeer-Gewässer fast gleichzeitig über den Pontus Euxinus herein, aber die mediterrane Fauna konnte weder in das Asowsche noch in den nordwestlichen Winkel des Pontus eintreten, und zwar infolge des starken Süßwassergehaltes derselben, der andererseits dort der Verbreitung der kaspischen Organismen Vorschub leistete, gerade wie jetzt z. B. die pontischen Mollusken nur im südlichen Theile des Asow vorkommen, den nördlichen dagegen nicht zu erobern vermögen.

Die sogenannten nördlichen Typen im Kaspischen Meere, deren Dasein hier so lange als Beweis für den Zusammenhang mit dem Nördlichen Eismeere dienen mußte, können entweder mit den Flüssen dahin gelangt sein (Glyptonotus entomon, Luciotrutta leucichtys), oder auf dem Umwege über das Mittelmeer, der auch die entsprechenden Formen in das Schwarze Meer gebracht haben wird.

Eine bedeutende Abkühlung traf die nördliche Halbkugel am Ende der Pliocänzeit und führte eine nördliche Fauna in südliche Gewässer; ihren Höhestand bezeichnet die Eiszeit, in der nördliche Mollusken bis in das Mittelmeer vordrangen. Mit ihnen sind zweifellos auch andere nördliche Organismen nach Süden gewandert und in das Schwarze und Kaspische Meer eingezogen. Mit dem Eintritt des besseren Klimas starben die Nördlinge aber im Mittelmeer wieder aus, nur einige erhielten sich an geeigneter Stelle, wie Nephrops norvegicus im Golf von Quarnero, und andere in den noch kühleren Gewässern des Schwarzen und Kaspischen Meeres. Das oben berührte Aufschwellen dieser beiden Wasserbecken war durch die Eiszeit gleichfalls bedingt, denn damals, als Rußland auf weite Strecken hin vergletschert war, mußte der von hier gelieferte Wasserzufluß das Maß der Verdunstung in jenen Meeren weit überbieten.

Wenn also die nördliche Hälfte des Kaspischen Meeres schon in der mittleren Miocänzeit vorhanden war, so ist die südliche erst in der oberen — der sarmatischen — durch die erwähnten großen Senkungsprozesse entstanden. In der sarmatischen Epoche erscheinen die ersten charakteristischen Elemente der kaspischen Fauna, die Hauptzeit ihrer Bildung ist jedoch die pontische Periode. Aus dieser und den folgenden Epochen stammen die alten Autochthonen, gewissermaßen die Patriarchen der kaspischen Thierbevölkerung; zu ihnen kommen die Einwanderer theils aus den Flüssen (zu denen auch einige der nördlichen Typen zu rechnen sind), theils aus dem Schwarzen Meere; aus den beiden ersteren haben sich nach definitiver Isolirung des Kaspi-Sees die neueren Autochthonen entwickeln können.

Ein Eisenbahn-Uebergang über die südlichen Alleghanies.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit einer Karte und fünf Abbildungen.)

Die Eisenbahn, welche von Salisbury nach Morristown führt, um die großen Hauptbahnen der atlantischen Niederung Nordamerikas mit den Hauptbahnen des sogenannten „Großen Thales" und des östlichen Mississippi-Beckens in Verbindung zu setzen, und welche zwischen Marion und Newport den höchsten Theil der Alleghanies übersteigt, gilt in technischer Hinsicht für die großartigste aller nordamerikanischen Gebirgsbahnen — die Felsengebirgsbahnen, bei deren Herstellung man es bekanntlich im allgemeinen mit ziemlich zahmen Naturverhältnissen zu thun hatte, nicht ausgenommen. Man nennt sie den „amerikanischen Brenner", man staunt über sie als über ein „Wunder des Eisenbahnbaues", man preist ihren Schöpfer — J. W. Wilson — als einen der genialsten amerikanischen Ingenieure, und nicht ohne Grund.

Von Salisbury, das 232 m über dem Meeresspiegel liegt, bis zum Catawba-Flusse, dessen Wasserspiegel an der Stelle, wo er überschritten wird, noch nicht ganz 233 m hoch ist, durchschneidet die Bahn in beständigem Auf und Ab nur das stark wellige Hügelland, zu dem sich das Alleghany-Gebirge im Osten abdacht. Jenseits des genannten Flusses aber tauchen im Norden und Süden die Vorketten der Alleghanies selbst auf, und zwischen diesen hin gelangt man über mehrere Bodenschwellen von gegen

Der Eisenbahn-Uebergang zwischen Marion und Asheville.

P. Sprigade.

400 m Höhe nach dem Städtchen Morganton, das 347 m hoch liegt. Hier beginnt die eigentliche Gebirgsbahn, die wir auf Grund der Anschauungen, welche wir davon gewonnen haben, in ihren allgemeinen Charakterzügen schildern wollen.

Anders als die Mehrzahl unserer deutschen Gebirgsbahnen und anders auch, als die Mehrzahl der Gebirgsbahnen des nordamerikanischen Nordens, die sich immer mit merkwürdiger Treue an die Flußläufe halten, meidet und flieht die nordkarolinische Alleghany-Bahn von Morganton bis Marion die Nähe des Catawba-River so viel als immer möglich, und sie windet sich lieber seitab von dem weißgelben Strome über Bergrücken dahin und durch künstliche Felsendurchstiche hindurch. Gleich den anderen karolinischen, virginischen und georgianischen Strömen, die den Alleghanies entquellen, um dem Atlantischen Ozeane zuzueilen, ist nämlich der Catawba, der mit dem Congaree-River zusammen den Santee-River bildet, ein ungemein wildes und launisches Gewässer, dem in seinen ekstatischen Momenten Alles — nur nichts Gutes für die Eisenbahn-Anlage und für den Eisenbahnbetrieb — zuzutrauen ist. Die Regengüsse, die den Fluß schwellen, stürzen gar zu ungestüm und plötzlich auf die südöstliche Alleghany-Gegend herab, die Schneeschmelzen treten gar zu unvermittelt ein, und zu Seen, die den Ablauf reguliren könnten, wird der Catawba nirgends gestaut, da es alte Moränen-Dämme in den südlichen Alleghanies nicht giebt, und da andere natürliche Dämme, die etwa gelegentlich durch Bergrutsche in dem Flußthale entstehen, immer rasch wieder von den Fluthen weggewaschen werden. Es waltet eine ungeheure Energie in der südlichen Alleghany-Natur, und diese Energie, die selbst in den europäischen Alpen nicht ihres Gleichen hat, muß der Techniker am zweckmäßigsten dort zu bekämpfen suchen, wo sie sich noch nicht konzentrirt hat. Man bedenke vor allen Dingen, daß in dem Gebiete des Catawba jährlich über 120 cm Regen fallen, und daß bisweilen bei einem einzigen Gusse mehr als 20 cm niedergehen, sowie daß der absolute Unterschied zwischen dem Hochwasser und dem Niederwasser in den südlichen Alleghany-Strömen vielfach mehr als 20 m beträgt.

Lachende Berg- und Thalwiesen, wie wir sie entlang unseren deutschen Gebirgsbahnen gewöhnt sind, fehlen entlang der Alleghany-Bahn vollkommen, und die düstere Monotonie des Gelbkiefern-Waldes, der die Landschaft weit und breit bekleidet, wird nur hie und da von einer aus rohen Pfählen zusammengezimmerten Farmhütte nebst einer kleinen Strecke Mais- und Tabakfeld oder von etwas immergrünem Lorbeer-, Stecheichen- und Kalmien-Gebüsch unterbrochen. Augenscheinlich wird das Gedeihen geselligen Graswuchses ebenfalls in erster Linie durch die gewaltige Denudations- und Erosionsarbeit des niederstürzenden und fließenden Wassers zur Unmöglichkeit gemacht. Daß die Gegend eine arme ist, sieht man ihr auf den ersten Blick an; der zerlumpten Schwarzen, die an den Stationen den Zug umdrängen, bedürfte es kaum zur Illustration dieser Thatsache.

Bei der Station Old Fort, hinter Marion, ändert sich die Scenerie. Während bis dahin der allgemeine Anstieg der Gebirgslehne nur ein ganz allmählicher und sanfter war — Marion liegt 434 m über dem Meere —, so daß unsere Schienenstraße dem Flußlaufe ohne übergroße technische Anstrengungen aus dem Wege bleiben konnte, strebt jetzt die Kette der Black Mountains vor uns jäh himmelaufwärts, und es hätte wohl ein Riesentunnel von der Art unseres Gotthardtunnels dazu gehört, hätte man die Bahn noch fernerweit abseits von dem Flußthale fortführen und den genannten höchsten Gebirgsrücken der Alleghanies in derselben Weise überwinden wollen, wie seine östlichen Vorhöhen. Der höchste Gipfel der Black Mountains — der Black Dome — ist zwar nur wenig höher als 2000 m [1]), die Gesammterhebung des Kammes ist aber eine außerordentlich gleichförmige und massige.

Da öffnet sich westlich von Old Fort eine enge, tiefe Schlucht, aus der der junge Catawba und sein Quellstrom Swannanoa-Creek, gegen Osten fließen, der junge Swannanoa-River aber — ein Tributärstrom des French-Broad-River — gegen Westen, und deren engste und höchste Stelle als Swannanoa-Gap bezeichnet wird. Dieselbe ist von den genannten Flüßchen in den archaischen Gneiß und Glimmerschiefer, der die Black Mountains zusammensetzt, hineingegraben worden. In dieser Schlucht, oder in diesem Engpasse, windet sich die Bahn nun rasch zu der Höhe von 765 m aufwärts, auch hier aber die Sohle der Schlucht und die Nähe des fließenden Wassers mit sichtlicher Aengstlichkeit meidend, und lieber an steilen Felswänden emporklimmend, durch zahlreiche lange Tunnels und künstliche Felsdefileen hindurchführend, wiederholt scharfe Krümmungen und Kehrwieder machend, und auf luftigen Brücken und Viadukten über schwindlige Abgründe hinwegsetzend (S. d. beigegebene Karte). Die Landstraße, welche durch das Swannanoa-Gap hindurchgeht, überwindet den Anstieg von Henry-Station bis zur Paßhöhe auf einer Strecke von 4,8 km, die Eisenbahn dagegen braucht dazu 16 km. Von den sieben Tunnels ist der längste — der Swannanoa-Tunnel, durch den ein weiteres Emporsteigen von 45 m vermieden wird — reichlich einen halben Kilometer lang, die stärkste Steigung beträgt 1 : 45,5, und die schärfste Krümmung hat nur 175 m Halbmesser. Hier bietet sich also allerdings reiche Gelegenheit, über das amerikanische Bahnbauergenie und die amerikanische Kühnheit zu staunen.

Angesichts gewisser Punkte empfinden wir geradezu ein Grausen, so wie wir es beim Passiren einer Alpenbahn niemals empfunden haben, und unsere Unterhaltung mit dem Zugsführer ist nicht gerade dazu angethan, dieses Grausen zu vermindern. Der Mann sagt uns mit besorgter Miene, es sei dies die böseste aller amerikanischen Eisenbahnstrecken — und das will viel heißen, da es in Amerika manche andere Eisenbahnstrecke giebt, die man von europäischem Standpunkte „sehr böse“ zu nennen befugt ist —, und wie seinen vier Vorgängern im Dienste, so werde sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch ihm bald einmal das Leben kosten. Was ihm widerfahren kann, das kann aber natürlich jedem Fahrgaste, der bei ihm steht, auch widerfahren.

Was den an europäische Verhältnisse Gewöhnten zu allermeist in Staunen erhält, das ist auch an dieser Stelle die Intensität und Vehemenz der Naturkräfte, mit der es die Eisenbahnanlage zu thun gehabt hat, und mit der es der Eisenbahnbetrieb noch tagtäglich zu thun hat. Die Luftgeister — Sonnenschein und Regen, Hitze und Frost — arbeiten in den südlichen Alleghanies eifriger und energischer an dem Abtragen und Versetzen der Berge als selbst in den Alpen, das sieht man allerwärts deutlich vor Augen. An einer Stelle hinter Round Knob ist die ganze oberflächliche Schicht der Berglehne bis zu 20 m Mächtigkeit in deutlich wahrnehmbarem Rutschen gegen das Bahngeleise hin begriffen, indem wir daran vorüberfahren, und die Zuggeschwindigkeit ist daselbst diejenige eines Leichenzuges, damit das Rutschen durch die Erschütterung nicht etwa beschleunigt werde. Die betreffende Stelle ist auf der Karte als „Mud Cut“ („Schlamm-Durchstich“) bezeichnet und sie

[1]) Nach den Aufnahmen der „United States Coast & Geodetic Survey“, 6688 Fuß (2037 m).

hat dem Bahnbaue, sowie dem Bahnbetriebe unendlich viel zu schaffen gemacht, bis J. W. Wilson endlich den ganzen Hang durch einen Gewaltstreich künstlich in den Mill-Creek — den Quellfluß des Catawba — hinabwaschen ließ.

Dabei haftet der Bahnanlage dieselbe Rohheit und Flüchtigkeit an, die der großen Mehrzahl der amerikanischen Bahnanlagen anhaftet. Die Gesellschaft, die sie hat herstellen lassen, hat zu ökonomisiren gesucht, und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln gearbeitet. Die Brücken, so hoch sie auch sind, bestehen fast sämmtlich aus

Painted Rock bei Warm Springs.

hölzernem Balkenwerk, die Felsdurchstiche und Tunnels sind so eng, daß der Zug eben gerade durch sie hindurch kann, und das Ganze macht den Eindruck, als sei es nur für den Tag gebaut, an dem man es sieht. Das ist bei den europäischen Alpenbahnen ohne Zweifel ganz anders. Wir möchten aber kaum behaupten, daß die Methode, nach der man in den europäischen Gebirgen Eisenbahn-Uebergänge schafft, auch die richtige sei für die amerikanischen Gebirge. Die meteorischen Kräfte würden wohl auch viel festeren und definitiveren Kunstbauten, als die vorhandenen sind, übel genug mitspielen, und die Zusammenbrüche wären vielleicht nur desto schlimmere. Das leicht gebaute „trestle work" der

Brücken und Viadukte läßt sich füglich auch leichter wieder ersetzen.

Was die Landschaftsbilder zwischen Old Fort und dem Swannanoa-Tunnel angeht, so sind dieselben an vielen Orten wahrhaft großartige. Die Ruhe und Gleichförmigkeit der Bergformen — es handelt sich meist um langgezogene

Round Knob, am Swannanoa-Gap.

Warm Springs in Nord-Karolina.

Rücken —, die Enge und Tiefe der Fluß- und Bachthäler, der Mangel an grünen Matten und Wiesen, und der dunkle Föhrenwald, der Alles bekleidet, verleiht ihnen nur etwas ungemein Ernstes und Feierliches. Es ist beinahe, als blicke man in ein melancholisches Indianer-Angesicht. Freundliches Kalmien- und Rhododendron-Gesträuch, das sich im Mai und Juni über und über mit rothen Blüthen bedeckt, blickt nur aus der Tiefe der Schluchten zu uns herauf.

Den Glanzpunkt der in Frage stehenden Strecke bildet in naturästhetischer Beziehung Round Knob, von wo aus man die über einander liegenden Spiralen der Bahn sowie die Bergrücken und Schluchten am allerbesten zu überschauen vermag. Die Eisenbahndirektion hat hier neben dem Stationshotel einen großen Park anlegen lassen, um den Punkt womöglich zu einem Haupttouristen-Ziele zu gestalten (S. Abbildung 2). Zum Besteigen der Hauptgipfel der Black Mountains — des Grey Beard, des High Pinnacle, des Mount Mitchell, des Black Dome rc. — erscheint der Punkt wie geschaffen, nur ist der Aufstieg von Osten her auf diese Höhen viel steiler und schwieriger als von Westen her, und nach gebahnten Pfaden auf diese Berge schaut man sich zuvörderst noch vergebens um. Dabei hat natürlich der Bergsteigesport in den südlichen Alleghanies zum Theil auch mit ganz ähnlichen Naturgewalten zu rechnen wie der Eisenbahnbetrieb.

Unfern von dem westlichen Ausgange des Swannanoa-Tunnels stoßen wir auf den Swannanoa-River, an dessen Laufrichtung wir erkennen, daß wir bei der Fahrt durch den Tunnel die Wasserscheide zwischen dem Santee und dem Mississippi sowie zwischen dem Atlantischen Ozeane und dem Mexikanischen Golfe hinter uns gebracht haben. Bis gegen Asheville, wo sich der Swannanoa in den French-Broad-River ergießt, verfolgen wir nun diesen Strom, dann geht es an dem French-Broad-River hinab zum Nolechucky und Houlston und endlich zum Tennessee — dem unmittelbaren Tributärstrome des „Vaters der Gewässer“. Der Typus dieser Ströme, die gewaltiger und gewaltiger werden, je weiter wir uns an ihnen abwärts bewegen, ist ein ganz anderer, als derjenige, welchen wir von dem atlantischen Hange der Alleghanies her kennen. Ihr Wasser ist nicht so weißgelb und trübe, wie bei dem Catawba, sondern klar und grün, und ihr Thal und Bett erscheint im allgemeinen viel regelmäßiger und bestimmter ausgefeilt. Zum Theil hat dies hypsometrische, zum Theil geologische und zum Theil klimatische Gründe. Wir befinden uns ja nunmehr auf dem kontinentalen „slope“ des Gebirges, und derselbe dacht sich auch hier viel sanfter und allmählicher ab als der ozeanische. An der Vereinigungsstelle des Swannanoa und French-Broad befinden wir uns noch immer 602 m über dem Meeresspiegel, obgleich wir vom Swannanoa-Tunnel bis dahin eine Strecke durchmessen haben, die mindestens doppelt so lang ist, als die von Old Fort bis zum Tunnel; und Marshall, das reichlich die gleiche Distanz weiter stromabwärts liegt, hat wenigstens noch eine Höhe von 502 m. Sodann ist die Aufrichtung der Gesteinsschichten keine so wilde und regellose wie entlang dem Catawba, und in der Gegend von Painted-Rock — der von angeblichen Felsenmalereien der Indianer so benannt ist — ist ihre Lagerung sogar vollkommen horizontal (S. Abbildung 1). Und endlich beträgt die jährliche Niederschlagshöhe im Gebiete des French-Broad nur etwa 70 cm, da die Gegend im Regenschatten der Hauptketten des Alleghany-Gebirges gelegen ist.

Der French-Broad-River.

Wie harmlose Gewässer sehen der Swannanoa und French-Broad aber deshalb keineswegs aus. Es liegen allerwärts mächtige Steinblöcke in ihrem Bette, es ziehen zahlreiche Felsschwellen quer durch sie hindurch, auf manchen Strecken sind sie aus lauter Kaskaden und Stromschnellen zusammengesetzt, die Spuren ihrer Hochwasser reichen an den Ufern zu beträchtlicher Höhe hinauf, und wenn man die Ströme von dem Eisenbahnzuge aus auch immer in Sicht behält, so hütet sich der Schienenstrang doch immer noch sorgfältig, gar zu tief zu ihnen hinabzusteigen. Aehnlich halten sich auch die wenigen menschlichen Ansiedelungen, die wir entlang den Flüssen gewahren, an die höheren Lagen der Gehänge. Für den French-Broad finden wir den indianischen Namen „Tahkiosti“ — „jagendes Wasser“ — durchaus bezeichnend. Schiffbar ist derselbe nicht, dagegen sehen wir ihn an vielen Orten zum Flößen von Baumstämmen benutzt, und die argen Lichtungen und Verwüstungen, die wir an dem Waldkleide seiner Ufer wahrnehmen, haben wir uns wohl zum

Theil daraus zu erklären. Die Eisenbahn unterstützt ihn bei dem Zerstörungswerke nach Kräften, denn die raubmäßig betriebene Waldwirthschaft ist ja die einzige nennenswerthe Hülfsquelle, die in dem Gebirge fließt.

Hinsichtlich ihrer ästhetischen Wirkung nennen wir die Landschaft westlich von dem Swannanoa-Gap schön, stolz, ernst, wild — eine Landschaft in großen, einfachen, einförmigen Zügen, so wie es die amerikanischen Landschaften in der Regel sind —, und in unseren Reiseerinnerungen aus Europa suchen wir vergebens nach einem Bilde, das dem, das wir hier sehen und bewundern, irgendwie ähnlich wäre. An das ernste Indianer-Antlitz müssen wir bei ihrem Anblick immer wieder denken, und zugleich auch an den schwermüthigen amerikanischen Naturschilderer Thoreau, der nach unserer Meinung in seinen Schriften den Grundton der amerikanischen Naturscenerie auf das vortrefflichste wiedergiebt. Der herrschende Waldbaum ist auch hier die Gelbkiefer (Pinus mitis), und nur unmittelbar am Flußufer steht ab und zu eine Gruppe von Ahornbäumen. Ein sehr hübsches dekoratives Moment in der Landschaft bilden unsere alten Bekannten vom Catawba her: Kalmien, Rhododendrons, Stecheichen, wilder Epheu und anderes Immergrün, das unmittelbar am Wasser wuchert und seine Zweige über dasselbe hinweghängen läßt. Den schmächtigen Rindern, die hie und da am Ufer weiden, stehen auch hier keinerlei gesellige Gräser als Futter zur Verfügung, sondern nur einzeln wachsende Kräuter verschiedener Art.

Unterhalb Marshall tritt uns der zweite Hauptkamm der Alleghanies entgegen, der hier den Namen Bald Mountains führt, und der in dem Big Bald Mountain die Höhe von 1692 m erreicht. Um ihn zu überwinden, hat die Eisenbahntechnik aber nicht einen ähnlichen abenteuerlichen Kunstbau nöthig gehabt wie bei den Black Mountains. Der French-Broad-River hat ihr hier genügend vorgearbeitet; er hat das Gebirge im Laufe langer geologischer Zeiträume mitten hindurchgesägt, und an der einen Wand des Cañons, das auf diese Weise entstanden ist, konnte der Schienenstrang fast allenthalben verhältnißmäßig bequem angeheftet werden. Das Cañon gilt mit gutem Grunde für das schönste Cañon außerhalb der Rocky Mountains, und es unterscheidet sich von den Rocky-Mountain-Cañons im wesentlichen nur durch das dichte Vegetationskleid seiner Wände. Die letzteren bestehen in der Hauptsache aus huronischen Sandsteinen und Schiefern, und sie steigen zum Theil gegen 800 m jäh aus dem Strombette heraus.

French-Broad-River.

Warm Springs und Painted Rock sind die berühmtesten Punkte in dem imposanten Durchbruchsthale, und Warm Springs ist zugleich auch neben Asheville die Hauptstation an der Bahn. Dem grauen Kalkstein entfließt daselbst, nur wenige Meter vom Flußufer entfernt, eine warme Mineralquelle, und die Direktion der Eisenbahn möchte dieselbe gern dazu benutzen, ein nordkarolinisches Baden-Baden oder Teplitz zu gründen, um dadurch die Rentabilität ihres Unternehmens zu steigern. Die Naturumgebung der Quellen ist sehr schön, und die kleinen Seitenthäler, welche in der Nähe in das Hauptthal münden, müßten sich zur Anlage von Pfaden zum Lustwandeln ganz prächtig benutzen lassen — wenn nicht etwa die menschenfeindlichen Atmosphärilien auch den Kurgästen und dem Kurorte schlimme Streiche spielen. Zuvörderst sehen wir von solchen Pfaden nichts, und an die Bestimmung des Platzes erinnert nur das Riesenhotel aus Fachwerk, das die „Richmond & Danville-Railroad-Company“ hat aufführen lassen.

Mittwegs zwischen Warm Springs und Newton betritt der French-Broad das Große Thal von Ost-Tennessee, jenseits dessen in der Ferne die Höhen des kohlenreichen Cumberland-Plateaus aufragen, und hier hat unser Eisenbahnübergang über die Alleghanies sein Ende erreicht.

Die Hafenplätze von Deutsch-Ostafrika.

(Mit einer Abbildung.)

Unter den geographischen Eigenschaften, die Afrika zu einer uneinnehmbaren Hochburg der Barbarei oder — um mit Hegel zu reden — zu dem ewigen „Kinderlande“ der Welt und ihrer Geschichte zu prädestiniren scheinen, ist seine ungegliederte horizontale Gestalt unbedingt die hauptsächlichste. Der Golf von Guinea im Westen, das Syrtenmeer im Norden und die flache zansibarische Einbuchtung im Osten können nur als sehr unvollkommene Anfänge von Binnenmeerbildung betrachtet werden, und die Ungegliedertheit des Welttheils im Allgemeinen ist für Kultivationsversuche, welche von Europa aus gemacht werden, um so bedenklicher, als mit ihr auch eine große Ungegliedertheit seiner Küsten im Einzelnen Hand in Hand geht. Wie an großen Baien und Binnenmeeren, so ist Afrika auch überaus arm an gut nahbaren und sicheren Naturhäfen. An die Herstellung von Kunsthäfen, bezw. an die künstliche Amelioration vorhandener schlechter Naturhäfen kann aber selbstverständlich erst gedacht werden, wenn sich das wirthschaftliche Leben der betreffenden Gegend zu einer gewissen Bedeutung entfaltet hat.

Dar es-Salaam.

Was Deutsch-Ostafrika betrifft, so macht dasselbe von der allgemeinen Regel keine Ausnahme, und seine Armuth an guten Ankerplätzen für größere Seeschiffe muß als einer der Hauptgründe davon betrachtet werden, daß der allbekannte Angriff, den die afrikanische Barbarei auf den vielversprechenden deutschen Kulturversuch gemacht hat, so große Dimensionen annehmen konnte. Ein Bombardement der Küstenpunkte, welche sich in den Händen der Aufständischen befinden, ist ja wohl mit den weittragenden Geschützen der Gegenwart aus den Fernen, in denen sich die deutschen Kriegsschiffe halten müssen, ganz gut möglich; ein Landungsversuch in größerem Maßstabe aber stößt bereits auf sehr erhebliche Schwierigkeiten; und ein Halten der in dieser Weise gewonnenen Positionen ist an den meisten Orten geradezu unmöglich — nicht bloß weil die Küstenpunkte in der Regel auf einem Terrain stehen, das durch seine Sumpfumgebung für europäische Mannschaften sehr ungesund ist, sondern auch, weil die Kommunikation zwischen dem Lande und dem ein bis zwei Seemeilen von der Küste entfernten Schiffe zumeist nur in kleinen Booten bewerkstelligt werden kann. Schon in ruhigen Zeiten, wenn keine mit den Naturverhältnissen vertrauten Feinde hinter den Dünen und Strandgebüschen lauern, ist die Landung an den meisten Punkten nur bei gewissen Winden ausführbar.

Die Hauptpunkte, welche bei der Dämpfung des Aufstandes, sowie bei der Wiedererschließung des Innern und bei der Wiederaufnahme des begonnenen deutschen Kulturwerkes — dem wir trotz aller begangenen Mißgriffe und trotz aller Schwierigkeiten das Wort reden — in Frage kommen, sind in der Reihenfolge von Süd nach Nord Mikindani, Lindi, Kiswara, Kilwa, Dar-es-Salaam, Bagamoyo, Saadani und Pangani.

Die Mikindani-Bucht als Ganzes ist offen gegen Wind und Seegang, aber zwischen den Korallenriffen, die sie umsäumen, finden sich schmale und tiefe Eingänge zu drei Zweigbuchten, die wohlgeschützte Häfen bilden. Der wichtigste darunter ist der westlichste, innerste — der eigentliche Mikindani-Hafen, der von Höhen umgeben ist, die gegen 100 m ansteigen. Als Angriffspunkt der Kultivation erscheint er seinen natürlichen Eigenschaften nach als einer der geeignetsten. Freilich scheint gerade hier der Aufstand durch die Nähe der Nyassa-Araber am allerheftigsten zu sein.

Die Lindi-Bucht ist nur die breite Mündung des Ukeredi-Flusses, und obzwar in ihrem Inneren tief, durch eine lästige Barre gesperrt. Die Rhede außerhalb der Barre gilt für eine der besten in Ostafrika und wird auch von den hier regelmäßig verkehrenden Postdampfern benutzt. Der Ort Lindi, der etwa aus 500 Häusern besteht, liegt sehr niedrig inmitten von Sümpfen und ist infolgedessen sehr ungesund. Das ihm gegenüber befindliche rechte Ufer ist aber viel höher, und seine Hügel erheben sich gegen 50 m.

Die weite Kiswara-Bucht ist so seicht, daß selbst Boote nur bei Hochwasser an ihre Ufer hinan gelangen können.

Auch bei Kilwa-Kiwindje ist das Meer der Rhede so seicht, daß sich Schiffe dem Strande nur auf $1^3/_4$ Seemeilen Abstand nähern können, und bei Niederwasser hat man selbst vom Boote aus noch einen vollen Kilometer weit durch flaches Wasser und Schlamm zu waten, um an den Strand zu kommen. Nichtsdestoweniger ist Kilwa-Kiwendje ein wichtiger Ausgangspunkt von Karawanenstraßen, und ein bedeutender Ausfuhrplatz von Elfenbein. An Vieh und Landesprodukten ist der Distrikt sehr reich.

Der beste Hafen von Deutsch-Ostafrika dürfte in jeder Beziehung Dar-es-Salaam sein (S. die Abbildung). Die Bucht ist geräumig und vorzüglich geschützt, und nur die Einfahrt ist eng und gewunden und durch Riffe sowie durch eine starke Strömung erschwert. Bei sorgfältiger Ausstattung mit Schiffszeichen wäre dieser letztere Umstand aber wenigstens für Dampfer von keinem erheblichen Belange. Schiffe von fünf Meter Tiefgang können bei jedem Wasserstande in den Hafen gelangen. Der Ort Dar-es-Salaam liegt an der Nordseite des weiten Beckens auf zehn bis zwölf Meter hohem Steilufer, und erscheint in seiner Palmen-Umgebung als ein außerordentlich freundliches und anziehendes Bild. Der Sultan Said-Medschid ließ daselbst in richtiger Würdigung seiner natürlichen Vortheile große Waaren- und Zollniederlagen sowie auch einen Palast für sich bauen, um Dar-es-Salaam zum ersten ostafrikanischen Handels- und Karawanenplatze sowie zu seiner Residenz zu machen, Said Bargasch hat diesen Plan aber nicht weiter verfolgt.

Bagamoyo hat seine Bedeutung lediglich dadurch, daß es der Inselstadt Zansibar zunächst gelegen ist. Sein Strand ist flach und offen und jedem Seegange ausgesetzt, und die Schiffe haben in einer Entfernung von $1^1/_2$ bis 2 Seemeilen zu ankern, um ihre Löschung und Ladung zu bewirken. Bei ruhigem Wetter ist die Landung vermittelst Boot mit keinerlei Schwierigkeit verbunden, bei Seewind dagegen ist sie unmöglich. Die Bänke, welche im Norden und Süden vor der Rhede liegen, gewähren nur einen sehr ungenügenden Schutz.

Aehnlich wie bei Bagamoyo liegen die Verhältnisse auch bei Saadani. Die Rhede liegt auch hier offen und schutzlos da, und der Seewind erzeugt eine starke Brandung, durch die die Boote nur schwer hindurch kommen.

Bei Pangani handelt es sich wieder um die Mündungsbucht eines Flusses, mit einer davor gelagerten Sandbarre, die nur von kleineren Fahrzeugen passirt werden kann. Durch die Fruchtbarkeit seines Hinterlandes ist Pangani aber ein wichtiger Ausgangspunkt des Karawanenverkehrs, und bislang diente es außer zur Verschiffung von Elfenbein namentlich auch zur Verschiffung von Sklaven.

Die Hemenway-Expedition.

Von Dr. Gustav Brühl.

Da ich auf meiner jüngsten Reise nach Central-Amerika mich in San Francisco einzuschiffen gedachte und in Santa Fé von meinem Freunde Bandelier, der dort seit Jahren Dokumente und Material für eine gründliche Geschichte und Ethnologie der Pueblo-Indianer sammelt, erfuhr, daß Herr Fr. H. Cushing, der Direktor der archäologischen Expedition, die auf Kosten der Frau Hemenway im südwestlichen Arizona unternommen wird, methodische Ausgrabungen veranstalte, so machte ich von Maricopa, einer Station der Südpacific-Eisenbahn, einen Abstecher dorthin, um das wichtige Unternehmen persönlich in Augenschein zu nehmen. Eines freundlichen Empfanges konnte ich gewiß sein, da ich Herrn Cushing vor Jahren als Kriegshäuptling der Zuñis — bei denen er wissenschaftlicher Studien halber weilte — hatte kennen lernen, und er den regen Antheil kannte, den ich stets an seinen Forschungen genommen. Zudem hatte Herr Bandelier meinen Besuch telegraphisch angemeldet.

Die Fahrt durch die 54 englische Meilen lange und 15 Meilen breite, rings von einem Kranze vielgezackter Berge umgebene Ebene, durch welche der Rio Salado seine Fluthen schlängelt, bietet — auch abgesehen von dem archäologischen Interesse, welches sich an dieses Centrum einer untergegangenen Kultur knüpft — für jeden Reisenden des Sehenswerthen genug, weil es ihm den bewundernswerthen Unternehmungsgeist des Amerikaners so recht vor die Augen führt. Wo noch vor kurzem Cottonwood, wilder Salbei, Cacteen und Mesquite die alleinige Herrschaft führten, pflanzt man heute — nach Anlage von acht Bewässerungskanälen, die eine Länge von ungefähr 150 Meilen haben — Cerealien, Alfalfa, Obst- (namentlich Pfirsich-) Bäume, Hanf, Flachs, Jute und Baumwolle, ja selbst Südfrüchte und Wein. Auch der Vieh- und Pferdezucht wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Obwohl von den 480 000 Ackern erst 50 000 in blühende Gefilde umgewandelt worden, sind Dank dem spekulativen Yankee wie durch einen Zauberschlag mehrere kleinere Städte dort emporgeblüht, und die bedeutendste derselben — Phönix, die mit Maricopa seit dem 6. Juli 1887 durch eine Zweigbahn in Verbindung steht — zählt bereits über 5000 Seelen, hat mehrere Kirchen und öffentliche Schulen, ein Opernhaus, vier Zeitungen, eine Anzahl Landagenturen, und Spielhöllen genug für eine große Stadt. Das östlich gelegene Mormonen-Dorf Mesa und die Zwischenstation Tempe, in deren Nähe Herr Cushing seine Ausgrabungen begann, weisen eine Einwohnerzahl von über 800 auf.

Das Klima ist im ganzen mild und selbst im Winter nicht kalt, und obwohl das Quecksilber im Sommer zuweilen über 100° F. im Schatten steigt, kennt man infolge der reinen Luft die Gefahr der Sonnenstiche nicht. Die Mitteltemperatur beläuft sich im Juli und August — den heißesten Monaten — auf 85, im Dezember und Januar — den kältesten — auf 52 Grad. Der nordwestliche Theil der Counties ist reich an Gold- und Silberminen, von denen

Vulture, Phönix und Silver King die bedeutendsten sind und einen guten Theil zu der Ausbeute an Edelmetallen im Territorium beitrugen. Dieselbe bezifferte sich letztes Jahr auf $5^1/_2$ Millionen Dollars. Dieses weite, einst fruchtbare und zahlreich bevölkerte Thal ist der Schauplatz der Ausgrabungen.

Als wir in den von eingefriedigten Alfalfa-Weiden umgebenen, meist aus Bretterhäusern bestehenden Tempe einfuhren, erwartete mich Frau Cushing mit ihrem Zweispänner, da ihr Gemahl durch Krankheit verhindert war, mich selbst abzuholen. Bald sausten wir durch die mit blühenden Mimosen, Cereen und bunten Blumen geschmückte Ebene, an vereinzelten Indianerzelten und Pionirhütten vorbei, und ich bewunderte die kühne Rosselenkerin, die ihr Gespann so ausgezeichnet zu leiten verstand.

Sogleich nach unserer Ankunft in Camp Hemenway ließ Herr Cushing ein Zelt zum Gebrauch für mich aufschlagen, da alle übrigen Zelte — ein Dutzend an Zahl — theils als Wohnungen für die Beamten und ihre Bedienung, theils als Vorrathskammern, Speisezimmer und Küche, theils zur Aufbewahrung der aufgefundenen Alterthümer besetzt waren. Die werthvollsten der letzteren bewahrte Frau Cushing in ihrem eigenen Zelte auf.

Als Direktor der Expedition fungirt Herr Cushing, der zu den hervorragendsten amerikanischen Ethnologen zählt, seine Gemahlin hilft die Sammlungen ordnen, und deren Schwester, Fräulein Magill, besorgt die artistischen Arbeiten. Herr Hodge ist Privatsekretär und Sylv. Baxter, der mehrere Jahre auf deutschen Universitäten den Studien obgelegen, Generalsekretär des Unternehmens, Herr Bandelier, Historiograph, Dr. Ten Kate, der augenblicklich in Mexiko weilt, Anthropologe, Dr. J. S. Wortman Anatom und spezieller Delegat des Medical-Museum in Washington, um die Skelette zu präserviren und die Duplikate an diese Anstalt einzusenden. Mr. Garlick, ein erfahrener topographischer Ingenieur, leitet die Ausgrabungen, und Don Ramon Castro endlich beaufsichtigt die Arbeiter.

Den Nachmittag nach meiner Ankunft verbrachte ich mit Besichtigung der reichlichen Funde und der in der Umgegend bloßgelegten Pueblo-Häuser. Der Abend bot uns eine unerwartete Scene. Cigarrenrauchend hatten wir uns um ein großes Feuer gelagert, das man zum Schutze gegen die empfindliche Nachtluft angezündet. An einem anderen Feuer nebenbei saß stumm und einer Statue gleich ein alter Medizinmann der Pimas mit seiner Squaw, in bunte Decken gehüllt. Er war gekommen, um Herrn Cushing, dem die Indianer sehr zugethan sind, mit Zaubergesängen sein Leiden wegzubannen. Um den gutmüthigen Greis nicht zu beleidigen, hatte dieser seine Einwilligung gegeben. Gegen 10 Uhr begann die Beschwörung in Herrn Cushing's Zelte. Leider war es uns nicht vergönnt, bei der Zeremonie gegenwärtig zu sein, weil sonst die helfenden Geister nicht erschienen wären. Vor dem Zelte stehend hörten wir also nur den eintönigen Gesang, der bald leise, bald schrill, bald in langsamem, bald in schnellem Tempo geisterhaft durch die stille, mondhelle Nacht hallte. So widerlich er uns erschien, so hatte er doch für meinen Wirth das Gute, daß er nach seinem Verstummen in einen erquickenden Schlaf verfiel und sich am nächsten Morgen derart gestärkt fühlte, daß er mich bei meinen Ausflügen in die Umgegend begleiten konnte. Dabei theilte er mir mit, daß der Medizinmann 28 Strophen, aus 196 Versen bestehend, gesungen habe, und daß in allen Versen ein gleiches Wort vorgekommen, mit Ausnahme des letzten, der an die Götter der vier Himmelsgegenden gerichtet gewesen sei.

Die Ausgrabungen hatten bis dahin eine reiche Ausbeute an Alterthümern geliefert. Obwohl über 20 Kisten schon nach Boston versandt worden, waren noch alle Räume des großen Zeltes damit angefüllt. Eine hervorragende Rolle darunter spielten die ein- und zweischneidigen Aexte (etwa 700) von verschiedenen Typen, theils zu friedlichen, theils zu kriegerischen Zwecken. Eine derselben von T-Form stellte eine Zierwaffe vor, die bei den Zaubergesängen vor beginnendem Kriege gebraucht wurde. Die Geräthe für häusliche Zwecke waren vertreten durch platt ovale Cantinen mit langem Halse, Krüge mit Handgriffen, Mahlsteine, Bratpfannen zur Bereitung der Maisfladen, Kochnäpfe, hölzerne Löffel zum Umrühren, gerippte Thongefäße, Gefäße für Gebetmahle, ein Gefäß in Vogelgestalt mit symbolischen Figuren bemalt, perforirte Steine, ein bohnenförmiges Messer aus Schiefer, mit Figuren verzierte Näpfe für trockene (Fig. 1), und größere, bauchige

Fig. 1. Fig. 2.

Töpfe (tinajas, Fig. 2) für flüssige Nahrung. Bei den ersteren verläuft am inneren, bei den letzteren am äußeren Rande ringsum ein schwarzer Streifen, der jedoch an einer Stelle durch einen Zwischenraum unterbrochen ist (a und b). Bei den Zunis, wo ähnliche Gefäße im Gebrauche sind, heißt dieser Zwischenraum O na yäthl Kwáina (der Lebenspfad, der nach oben und außen führt, der obere Ausgang der Lebensquelle) — der Streifen selbst O na pathl ton ne (die Theilungslinie des Lebenspfades). Diese Benennungen finden ihre Erklärung in der Eigenthümlichkeit indianischer Ideenwelt. Jeden Gegenstand hält der Indianer für beseelt, auch den Topf. Mit jenem Streifen fesselt er die Seele in demselben. Zerbricht aber der Topf, so entweicht diese. Um ihr nun einen Ausgangspfad anzudeuten, läßt er den Zwischenraum im Streifen. Interessant war eine Gruppe von Terracotta-Figuren, welche Jagdthiere — wie Coyotes, Füchse, Bergschafe und Hirsche — vorstellten und nach Cushing's Ansicht für diese bei den heiligen Opfern substituirt werden.

Von kupfernen Gegenständen enthielt die Sammlung nur Schmuckgegenstände, wie Ohrgehänge und Glöckchen, aber nur wenige Geräthe, was die Annahme erlaubt, daß sie nur von steinernen Gebrauch machten. Ueberhaupt wurde nichts entdeckt, was auf eine Berührung mit den Weißen hindeutete. Bereits waren an die 100 Skelette, meist von kleiner Statur, ausgegraben worden, aber nur die brachycephalen Gehirnkapseln waren gut erhalten, und dieselben zeichneten sich wie die peruanischen durch häufiges Vorkommen des Incaknochens aus.

Am zierlichsten und werthvollsten war die unter besonderer Aufsicht der Frau Cushing stehende Sammlung. Darunter befanden sich eine bemalte Maske mit Adlernase, ein kleiner Löffel, dessen Griff einen Vogel vorstellte, Fetische aus Serpentin und Perlmutter (zwei derselben von Froschgestalt), Schnallen zur Befestigung der Gewänder und ein fressender Vogel aus Muschelschalen, ein Halsband mit Gehänge und ein anderer Schmuck aus Perlmutter, Armbänder für Erwachsene und Kinder, die man an den entsprechenden Skeletten gefunden, sowie endlich ein Armband, mehrere Finger- und Ohrringe und ein Frosch, sämmtlich aus Muscheln und mit Türkisen eingelegt. Die Edelsteine waren in kleine viereckige Vertiefungen eingesenkt und mit Kitt befestigt. Abgesehen von dem künstlerischen Werthe,

der für die technische Fertigkeit der alten Bevölkerung zeugt, deuten diese Gegenstände auf eine Handelsverbindung mit dem kalifornischen Golfe hin, da die Muscheln, aus welchen sie angefertigt sind, den in diesem Golfe vorkommenden Arten angehören.

Das geübte Auge des Herrn Cushing weiß sogleich die für die Ausgrabungen geeigneten Stellen, welche meist durch zusammenhängende Gruppen von niedrigen, breitbasigen und mit Topfscherben bedeckten Tumulis angedeutet werden, zu erspähen. Zur Zeit meines Besuches hatten die Ausgrabungen eine Anzahl alter Ansiedelungen bloßgelegt, die, den heutigen Pueblo-Häusern ähnlich, aus einer Reihe von Gemeinhäusern (communal houses) bestanden, deren jedes von einer Sippe bewohnt wurde. Zur Erleichterung der Beschreibung hat sie Herr Cushing mit willkürlichen Namen, wie Los Muertos, Los Hornos, Los Pueblitos rc., bezeichnet. Die Wohngebäude, die, der Anhäufung des Schuttes nach zu schließen, drei bis vier Stockwerke hoch gewesen sein mögen, obwohl abgesehen von einer Ausnahme nur noch die Grundmauern stehen, haben eine ungefähre Breite von 100 und eine Länge von 300 bis 400 Fuß. Meist sind sie aus Luftziegeln (adobe) erbaut, doch hat Herr Cushing noch eine andere Konstruktion der Mauern im Pueblo Los Muertos entdeckt, die an die 50 Sippenhäuser enthielt. Zwischen zwei einige Fuß von einander verlaufenden und korbähnlich

Fig. 3.

durchflochtenen Parallelreihen von Pfahlwerk (Fig. 3) war nämlich weiche Erde eingestampft, die sich nachher mauerartig verhärtete. Die Pfähle sind zwar großentheils verschwunden, aber die Löcher nebst Resten des Holzes noch deutlich erkennbar.

Im Mittelpunkte dieses Pueblos — auf einem niedrigen Hügel — erhob sich ein umfangreiches, von einer Ringmauer umschlossenes Gebäude. In einem oberen Geschosse — dem einzigen, das in sämmtlichen Räumen noch erhalten ist — entdeckte man fünf Adobe-Särge. Zwei derselben, welche der Mitte nahe standen und verziert waren, enthielten die Gebeine von Männern in vorgerücktem Alter. Infolge der erhöhten Lage und der Mauerumschließung hält Cushing dies Gebäude für einen Tempel, der, wie in Mexiko und Central-Amerika, zugleich als Festung diente.

Außer den viereckigen Sippenhäusern fand man in allen Pueblos ein rundes Gebäude von 120 bis 150 Fuß Umfang, welches in der Mitte einen mit Cement bedeckten Feuerplatz, aber mit Ausnahme von Topfscherben keine andere Gegenstände enthielt. Außerhalb der eigentlichen Pueblos wurden tennenartige Fußböden, mit cementirten Feuerplätzen in der Mitte, aber ohne umgebende Grundmauern, bloßgelegt. Vermuthlich waren über denselben Hütten von Holz- oder Rohrstäben errichtet, welche der arbeitenden Klasse (maceguales) als Wohnungen dienten. Aus ihnen stammen manche interessante Funde.

Die Bestattung der Todten geschah, wie in Mexiko, auf verschiedene Weise, theils durch Verbrennen, theils durch Begraben. In Verbindung mit jedem Sippenhause entdeckte man nämlich einen acht bis zehn Fuß hohen Tumulus, an dessen Fuße eine Anzahl von Urnen, zuweilen 400 bis 500, mit Asche und verkohlten Knochen gefüllt, eingegraben waren — ein Fund, der für die Leichenverbrennung zeugt. Andererseits fand man unter dem Boden der Wohnhäuser Gruben, in welchen, von einer Lehmschicht umgeben, Skelette, oft zwei oder drei zusammen, nebst Gefäßen für feste und flüssige Nahrung und Figuren und Waffen lagen, was wohl anzudeuten scheint, daß man Männern von Rang diese Begräbnißart zu Theil werden ließ. Die Leichen scheinen erst in eine dicke Lage von Baumwollenzeug eingehüllt worden zu sein, bevor man sie mit der Lehmschicht umgab, denn nicht nur haben sich Reste des Gewebes erhalten, sondern auch Abdrücke desselben lassen sich in dem umgebenden Lehm deutlich unterscheiden. Bei den Gebeinen eines alten Mannes fand man Ueberbleibsel eines mit Stickereien verzierten langen Gewandes. Die Knochengerüste sind meist nicht gut erhalten und zerfallen beim Zutritt der Luft — ein Umstand, der bei dem trockenen Boden und Klima Arizonas zu Gunsten ihres hohen Alters spricht.

Bewunderungswerth ist das ausgedehnte Bewässerungssystem, das nicht nur der alten Bevölkerung Trinkwasser, sondern auch den Feldern das befruchtende Naß lieferte. Spuren von Kanälen führen zu allen früheren Niederlassungen. Eine genaue Untersuchung hat die Thatsache ermittelt, daß dieselben terrassenförmig aufgeführt und Boden und Wände mit einem harten Lehme bekleidet waren, der kein Wasser durchsickern ließ. Die untere Breite beträgt etwa fünf, die obere an die 30 Fuß, und zuweilen erweitern sie sich zu großen Becken oder Teichen, die vermuthlich bei andauernder Dürre einen genügenden Vorrath von Wasser halten sollten. Cushing glaubt übrigens, daß sie nicht bloß zu Irrigationszwecken, sondern auch zur Schiffahrt verwandt worden seien. Er stützt seine Vermuthung auf die Thatsache, daß man Ueberreste von Flößen gefunden hat, und daß die bei der Errichtung der Häuser benutzten Fichtenstämme nur aus den viele Meilen entfernten Bergen herbeigeschafft werden konnten. An Zugthieren fehlte es, und Menschenkräfte reichten zu ihrem Transporte nicht aus. Es ist daher wahrscheinlich, daß jene Flöße als Träger der schweren Massen dienten. Das ist wohl auch der Grund für die große Breite der Kanäle.

Von hohem Interesse sind die Inschriften, die man an den Felsen der die Ebene umgebenden Gebirge entdeckt hat. Obwohl sie keine geschichtlichen Thatsachen, sondern nur religiöse Zeremonien und Bilder aus dem Leben zum Ausdruck bringen, so erscheinen unter den dargestellten Thieren sonderbarer Weise auch solche, welche den Lamas ähneln und wie diese an Stricken von einem Manne geleitet werden. Enthusiastische Ethnologen haben sich durch diese Abbildungen zu dem gewagten Schlusse hinreißen lassen, daß die frühere Bevölkerung mit ihren Lamas, die bei ihr die Stelle der Hausthiere einnahmen, nach Süden gezogen und sich schließlich im Lande der Incas niedergelassen habe. Sie stützen sich dabei auf die spanischen Berichte, daß zur Zeit Coronado's die Pueblo-Indianer wollene Kleider getragen, wozu vielleicht jene Lamas den Stoff geliefert hätten. Abgesehen davon, daß Marcos de Niza von solchem Tuche, was die Indianer von Totonteac besäßen, nur durch Hörensagen erfuhr, konnte es ja auch, worauf schon Castañeda hinweist, von den gekräuselten Haaren der Büffel oder der Wolle der Hammel, welche die Spanier auf ihrem Zuge nach Cibola heerdenweise sahen, fabrizirt worden sein. So lange nicht osteologische Funde die frühere Existenz des Lamas in jenen Gegenden außer allen Zweifel stellen, sollte man sich durch die Petrographen nicht zu voreiligen Schlüssen verleiten lassen.

Wahrscheinlicher ist es, daß die Ureinwohner gen Norden zogen und, wie Cushing vermeint, die Cibola-Dörfer gründeten, die nach Bandelier's Beweisen mit den Zuñi-Pueblos identisch

sind. Hat doch schon Castañeda auf diese ethnische Verwandtschaft — obwohl in umgekehrtem Verhältnisse — hingewiesen. Mehr Licht über diese Frage werden wohl die Ausgrabungen verbreiten, die Herr Cushing augenblicklich westlich vom Dorfe Zuñi anstellt. Obwohl die Zeit der Wanderung kaum errathen werden kann, so fällt sie unstreitig in die präcolumbianische Periode, da die Berichterstatter des Zuges Caronado's mit keiner Silbe Ansiedelungen in jener Gegend erwähnen, während die Cibola-Dörfer damals in voller Blüthe standen.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Ernst Henrici's zweite Togo-Reise 1888.

Ueber das kleinste deutsche Schutzgebiet, die Togokolonie, hat sich in jüngster Zeit, dank der energisch betriebenen Erforschung des Landes, ein weit günstigeres Urtheil gebildet, als man noch unlängst über dies afrikanische Besitzthum hegte. Hugo Zöller's Berichte sind durch die Reisen Dr. Henrici's und die im Auftrag des Reiches arbeitende Expedition von Francois-Wolf glänzend widerlegt worden! Daraufhin ist zu Anfang vorigen Jahres (1888) eine mit größeren Mitteln wirkende „Deutsche Togo-Gesellschaft" ins Leben getreten, welche umfangreiche Landankäufe und damit die Anlage von Stationen, Pflanzungen und Schulen in der Kolonie bezweckt. Von dieser Gesellschaft wurde vor sechs bis sieben Monaten Dr. Henrici zum zweiten male nach Afrika entsandt, diesmal, um die wirthschaftliche Lage, die Ackerbauverhältnisse und den ganzen Handel und Wandel in Togo eingehend zu untersuchen, sowie womöglich Grund und Boden zu erwerben und eine Station anzulegen. Als Begleiter des Führers ging der Landschaftsmaler Franz Leuschner mit, der gegenwärtig noch in Togo weilt und dort ebenso mit Pinsel und Palette thätig ist wie in der Ausführung kolonisatorischer Geschäfte. Die Reisenden landeten am 20. Juli 1888 in Porto Seguro, bisher dem Hauptseeplatze der Kolonie, der aber, wie Dr. Henrici treffend bemerkte [1]), weder „Porto" noch „Seguro" ist, sondern lediglich eine offene, allen Unbilden des Ozeans ausgesetzte Rhede mit schwerster Brandung an dem Gestade. Binnen drei Tagen war die Karawane geordnet, und Dr. Henrici setzte sich, zunächst auf dem früher begangenen Pfade, nordwärts in Marsch. In Dallawé schwenkte er von der alten Straße ab und zog durch eine herrliche Landschaft, den Spuren der Wolf'schen Expedition folgend, nach dem noch unbekannten Moatsché. Unterwegs gelang es ihm, bei einem freundlichen Dorfhäuptling einen bedeutenden Komplex für die Togo-Gesellschaft zu erwerben. Hier ist später die Station angelegt worden, die zur Zeit von Herrn Leuschner geleitet wird und die nach den anfangs Dezember in Berlin eingetroffenen Nachrichten sich friedlich und hoffnungsreich entwickelt. Die Hauptstadt von Moatsché, gewöhnlich mit gleichem Namen bezeichnet, war lange für Fremde unbetretbar, und selbst die umwohnenden Neger durften sich nicht ohne weiteres dem Orte nahen, weil sich daselbst ein besonders heiliger Fetisch befindet. Nach Henrici's Einzuge im Platze entstand auch bald eine ziemlich drohende Bewegung unter der Bevölkerung, und der greise Oberpriester des Fetisch wollte die Reisenden nicht vor sechs Tagen fortlassen. „Der Fetisch hätte das so bestimmt." Indes, der „Fetisch" ließ mit sich reden, und als ihm schließlich noch eine Branntweinspende zugeführt wurde, durften die Forscher sogleich — am 1. August — nach dem Akposso-Gebirge abziehen. Dieser Erfolg war um so schätzbarer, als Moatsché das alte Stammesheiligthum des Ewe-Volkes ist und ein hochgeehrtes Orakel besitzt, das sogar der König von Dahome alljährlich vor Beginn seiner Kriege um Rath fragt. Nach Beendigung des Feldzuges spendet er regelmäßig dem Orakel vier Sklaven, die, so weit in Erfahrung gebracht, dem Fetisch feierlich geopfert werden. Der Oberpriester darf, sobald er mit dieser Würde bekleidet ist, bis zum Lebensende sein Haus nicht mehr verlassen.

Der Marsch gen Norden gestaltete sich äußerst beschwerlich; Lebensmittel, Feuerung und Trinkwasser mußten mitgenommen werden, und dazu watete man beständig durch tiefen Sumpf. Obendrein dauerte auch die Regenzeit, deren Ende längst herbeigesehnt wurde, noch ununterbrochen fort. Franz Leuschner bekam das Fieber und mußte sich in der Hängematte weiter tragen lassen. Auf schwimmendem Grunde und unter strömendem Regen schlug man das Lager auf. Der Hunger peinigte Weiße und Schwarze, und schon am 5. August entwichen zehn der letzteren, der Mühsale überdrüssig. Endlich am folgenden Tage besserte sich der Weg; eine Hütte wurde erreicht und etwas Nahrung beschafft, und auch die Ausreißer kehrten reuig zu ihrem Herrn zurück.

Jetzt näherte man sich dem Akposso-Gebirge, das von einem in vieler Beziehung merkwürdigen Volke umwohnt wird, welches seine eigene Sprache und Kultur hat, das Feuergewehr noch nicht kennt, seine Speere und Pfeilspitzen mit Gift salbt und im Kriege sehr gefährlich werden kann. Das Land ist reich an Naturschätzen, namentlich erscheint die Gummi-Liane in erstaunlicher Menge, und das Rohgummi gilt hier, wie anderwärts in Afrika, als Zahlungsmittel. Jenseits der Berge, in Kobu, traf Dr. Henrici wieder auf ein neues, von den Akposso durchaus verschiedenes Volk, in dessen Hauptstadt er das erste Pferd sah — ein Zeichen für die Ausbreitung der Lehre Mohammed's, denn der West-Sudan und die Hinterländer von Ober-Guinea haben das Pferd erst mit dem Islam erhalten. Das nächste Ziel, die deutsche wissenschaftliche Station auf dem Adodó-Berge, kam am 18. August in Sicht. Nur zwei Tage rasteten Dr. Henrici und Fr. Leuschner daselbst bei den deutschen Freunden, um dann über N und NW in das Adele-Gebiet mit seinem heiligen und unnahbaren Fetischwalde einzudringen. Die etwa 35jährige Oberpriesterin des Fetisch saß schon seit dem 17. Jahre wie eine Gefangene fest in ihrem Amtshause und beklagte sich unter bitteren Thränen über dies jammervolle Loos. Stirbt sie endlich, so tritt ein anderes weibliches Glied aus der geheiligten Priesterfamilie an ihre Stelle.

In dem benachbarten Reiche von Salaga findet eine lebhafte Handelsbewegung statt, da hier die Karawanenzüge von Timbuktu, Sokoto 2c. zusammenlaufen, deren Weg entweder nach dem englischen oder deutschen Küstenterritorium weiter führt. Es wird Aufgabe der Togo-Gesellschaft sein, den Verkehr möglichst auf unser Besitzthum hinüberzulenken, und der Rückmarsch ging von Kornutai — dem nördlichsten Punkte — westwärts in sieben Tagen zum Volta- oder Anu-Flusse und von hier aus weiter über Kratschi, Buém, Nkunya, Kpandu 2c. nach schon bekannten Gegenden. Besondere Schwierigkeiten machte die Ueberschreitung des

[1]) In einem Vortrage am 6. Dezember 1888.

Agome-Gebirges, zumal Dr. Henrici von Dysenterie befallen war. Doch erreichte er glücklich die Station, wo Franz Leuschner zurückblieb, indes der Chef nach der Küste reiste, um die aus Europa mitgebrachten Materialien nach der Niederlassung zu befördern. Die wechselnde Bodenbeschaffenheit, welche die verschiedensten tropischen Kulturen begünstigt, sowie die vegetabilischen Reichthümer des Landes sichern dem Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang. Auch gehört das Klima zu den besseren im heißen Afrika, obschon die bekannten Uebel nicht ausgeschlossen sind. Die Neger südlich vom Gebirge zählen sämmtlich zum Ewe-Volke, dessen grammatisch fein durchgearbeitete Sprache — sie ist agglutinirend — Dr. Henrici näher untersucht hat. Hauptsächlich entwickelt ist das Verb, das nicht weniger als neun Konjugationen besitzt und vier Tempora kennt — nämlich Präsens, Präteritum, Futurum und eine dem griechischen Aorist sehr ähnliche Zeit. Präteritum und Futurum werden durch Vokalpräfixe, der Aorist dagegen durch ein Suffix aus dem Präsens gebildet. Ebenso kommen Imperative und Infinitive vor, letztere sogar für jede der vier Zeiten. Die Negative ist doppelt wie im Französischen. Dem Unterrichte bringen die Ewe Lust und Verlangen entgegen, besonders, weil sie ihr Fetischglaube direkt an die Europäer als die begünstigten Kinder der Gottheit verweist. Bedenklicher sieht es dafür in dem vom Islam beeinflußten Hinterlande aus, wo neuerdings auch der Sklavenhandel ganz in dem barbarischen Sinne der Araber betrieben wird, während die Ewe noch an dem alten patriarchalischen Verhältnisse hängen und für Sklave und Sohn ein und dasselbe Wort brauchen. Man merkt aber, wie selbst in Togo der Islam droht, und die Togo-Gesellschaft sowie die mit ihr vereinigte Nachtigal-Gesellschaft haben daher allen Grund, sich mit der Festigung und Ausbreitung des deutschen Einflusses in der Kolonie zu beeilen.

H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die durch den Tod des Generals v. Prshewalski in Frage gestellte russische Expedition nach Tibet soll unter der Führung des Generalstabsobersten Pjewzoff, der bereits zwei erfolgreiche Reisen durch die Mongolei unternommen hat, fortgesetzt werden. Auch der bisherige Gefährte Prshewalski's, Lieutenant Roborowski soll an der Expedition theilnehmen. Ob man als Hauptziel des Dalai-Lama-Sitz Lhassa, im Auge behalten wird, bleibt aber einstweilen dahin gestellt.

— Ueber die Fournereau'sche archäologische Expedition in Französisch-Hinterindien entnehmen wir dem „Compte rendu" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1888, S. 411) die folgenden Mittheilungen: Die Unternehmung verlief im Nordwesten des großen Sees Tonly Sap auf das beste, das Programm konnte vollständig zur Erledigung gebracht werden und die wissenschaftliche Ausbeute an Denkmälern der alten hinterindischen Kultur war eine sehr reiche. Anders war es aber, als man sich gegen Osten in unerforschte Gegenden wandte. Dort wurden dem Reisenden Führer und Transportmittel verweigert, und er sah sich schließlich genöthigt, nach Siemreap zurück zu gehen, wo er wieder keine hinreichende Zahl Boote fand, um die mit den Sammlungen angefüllten 82 Kisten weiter zu befördern; er mußte dieselbe also in den Händen des siamesischen Gouverneurs zurücklassen. Auf einer zweiten Tour, die er von Pnom-Penh aus unternahm, mußte er seine Arbeiten der furchtbaren Hitze halber einstellen.

— An dem ungeheuren Kohlenreichthume, den das festländische Ostasien besitzt, hat das Inselreich Japan nur einen geringen Antheil. Indeß sind die Kohlenlager der Insel Kiu-siu doch von hoher Bedeutung, und infolge ihrer leichten Zugänglichkeit von der Seeseite her hat ihr Abbau auch bereits eine große Ausdehnung gewonnen. Die Hauptminen liegen bei Takashima, Katatsu und Mikii (in der Gegend von Nagasaki), und die bei Takashima gelegenen fördern einen Brennstoff von sehr hoher Qualität (alljährlich etwa 370 000 Tonnen). Die Insel Jeso besitzt bei Poronai ein großes Kohlenlager, das namentlich seit Eröffnung der Eisenbahn nach Otaru höhere Wichtigkeit erlangt hat, und das gegenwärtig eine Jahresausbeute von 80 000 Tonnen aufweist. Die gesammte Förderung der japanischen Kohlenbergwerke beläuft sich heute auf rund eine Million Tonnen.

Afrika.

— Emin-Pascha und Stanley in den Händen des Mahdi, und als Gefangene desselben aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlichen Demühtigungen ausgesetzt wie Lupton-Bey und seine Gefährten! Das ist die neueste Unglücksbotschaft aus Afrika, die wir zu verzeichnen haben. Dieselbe entstammt einem Briefe, den der Mahdisten-Führer Osman-Digma, der den Engländern bei Suakin seit lange schwer zu schaffen macht, an den dortigen Oberbefehlshaber General Grenfell gerichtet hat, und ihrer unlauteren Quelle wegen wäre sie wohl sicherlich sehr anzuzweifeln, wenn sie nicht von gewissen Belegen begleitet wäre — von einer Anzahl Snider-Patronen, wie sie Stanley's Zansibarleute führten, und von der Kopie eines Schreibens des ägyptischen Khedive, das Stanley an Emin überbringen sollte. Beide Gegenstände könnten ja allerdings auch in die Hände des Mahdi gerathen sein, ohne daß die beiden Afrika-Helden seine Gefangenen geworden wären. Es liegt aber in dieser Annahme nur ein geringer Hoffnungsschimmer. Daß die Lage in dem Innern von Afrika — im Kongo-Staate wie in Deutsch- und Britisch-Ostafrika — als eine sehr bedeutend verschlimmerte anzusehen sein würde, wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, ist selbstverständlich. Die betreffende verhängnißvolle Niederlage Emin's soll im vergangenen Oktober zu Lado stattgefunden haben, und die Kunde davon wäre demnach sehr rasch und prompt an Osman-Digma gelangt.

— In dem Verein für Erdkunde zu Halle entwarf Dr. Adolf Schenk vor kurzem eine Charakteristik von Deutsch-Südwestafrika. Der Süden, das Nama-Land, ist im allgemeinen ein Tafelland, der Norden, das Damara- oder Herero-Land, gestaltet sich aber im Inneren zu einem wirklichen Gebirgslande. Junge Brakwasserablagerungen deuten auf ausgetrocknete Binnenseen, vielleicht infolge einer fortgeschrittenen Trockenheit des Klimas. Gegenwärtig ist das Klima sehr trocken, und im übrigen sind die Nächte kalt bis zur Eisbildung, die Tage aber heiß. Im Sommer sind im Inneren heftige Gewittergüsse häufig, im Winter in der Küstengegend Nebel und Sprühregen. In der Küstenzone ist die Vegetation ähnlich spärlich wie im westlichen Kapland (durch Mesembryanthemen und Geraniaceen ausgezeichnet), im Inneren, namentlich gegen Nordost, ist das Pflanzenkleid reicher (mit Akazienbäumen in den trockenen Flußthälern,

und sonst mit Gras- und Buschsteppe). Der Wildstand ist bereits arg gelichtet. Heuschrecken sind eine schlimme Landplage, und der Hauptwirthschaftszweig wird wahrscheinlich immer die Viehzucht bleiben.

— Ueber die durch den ostafrikanischen Aufstand zum Scheitern gebrachte Masai-Expedition der Herren Dr. H. Meyer und Dr. O. Baumann, verlautet gegenwärtig, wo die beiden Reisenden in ihre Heimath zurückgekehrt sind, Näheres. Von ihrem Ausgangspunkte Pangani waren die Herren mit einem Theile ihrer Karawane zunächst in das gegen 2000 m hohe und sehr unwegsame Gebirge von Usambara eingedrungen, um dasselbe bis zu seinem Nordwest-Ende zu durchziehen. Dann waren sie in die Nika-Steppe gelangt und hatten auf der Route K. v. d. Decken's Gonja, am Fuße des Pare-Gebirges, erreicht. Statt hier gemäß ihrer Anordnung den Hauptkörper ihrer Expedition zu treffen, ereilte sie daselbst die Nachricht, daß die Karawane auf einen Brief des Wali von Pangani hin von dem in Süd-Usambara herrschenden Häuptlinge Sembodja zur Umkehr nach der Küste veranlaßt worden war. Die Reisenden gingen daher nach Masinde, wo Sembodja seinen Wohnsitz hat, auf dem Wege dahin verloren sie aber durch Desertion 54 ihrer Leute (von 60!). Mit nur fünf Trägern setzten sie dann ihre Untersuchungen im Usambara-Gebirge fort. Zum zweiten male nach Masinde gekommen, fanden sie Sembodja's Verhalten entschieden feindlich, und in Ermangelung von Trägern mußten sie ihr ganzes Gepäck in seinem Dorfe zurücklassen. Nur ihre Instrumente und Sammlungen mit sich nehmend, traten sie also den Rückweg nach Pangani an, und unterwegs erfuhren sie von den seit ihrer Abreise ausgebrochenen Unruhen. Unfern der Küste, in Pingue, geriethen sie dann in die Hände des Arabers Buschiri, den sie als die Seele des Aufruhrs bezeichnen, und der sie vollständig ausraubte, mißhandelte und in Ketten legte, bis er sie endlich gegen das Lösegeld von 20 000 Mark wieder frei gab.

Südamerika.

— Der Reisegefährte Dr. K. von den Steinens, Dr. P. Ehrenreich, hat seine Fahrt den Tocantins hinab glücklich beendet, und ist in Para, an der Mündung des Amazonenstromes angekommen.

— Ebenso ist Georges Brousseau von seiner Reise im Gebiete des oberen Maroni nach Cayenne zurückgekehrt. Das Hauptergebniß seiner Forschungen besteht darin, daß er die Materialien zu einer geologischen Skizze des genannten Flußgebietes und Niederguyanas gewonnen hat. Sobald er sich mit seinen Begleitern erholt und seine Sammlungen nach Frankreich gesandt haben wird, gedenkt der Reisende zur Fortsetzung seiner Untersuchungen wieder nach dem Tumac-Humac-Gebirge aufzubrechen.

— In einem Briefe an die Pariser Geographische Gesellschaft berichtet M. L. Salinas Vega von einem großen Bergsturze, den man im April vorigen Jahres bei Cochabamba, in Bolivia, beobachtet hat. Eine der Spitzen des Tunari verschwand dabei vollkommen, und das Getöse ihrer stürzenden Felsmassen setzte die Bevölkerung meilenweit im Umkreise in Schrecken. Die betreffende Anden-Kette ist seit längerer Zeit der Schauplatz solcher Katastrophen, und in den letztvergangenen Jahren haben mehrere ähnliche Bergstürze stattgefunden.

Allgemeines.

— Das Projekt eines kanadisch-australischen Kabels, von dem wir bereits einmal gesprochen haben (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 192), findet in England immer mehr Freunde, so daß seine Ausführung vielleicht schon in einer sehr nahen Zukunft bevorsteht. Man verspricht sich davon in englischen kolonialpolitischen Kreisen namentlich eine weitere Festigung der neuerdings so viel besprochenen „Imperial Federation". Die gegenwärtig bestehenden unterseeischen Telegraphenlinien nach Indien und Australien könnten bei Suez oder Konstantinopel von irgend einem Feinde (Rußland oder Frankreich) immer einmal zerschnitten werden, sagt man, und die Vertheidigung der verschiedenen Provinzen des britischen Weltreiches hängt in einem viel höheren Grade als die jedes anderen Reiches von einem ununterbrochenen und raschen Nachrichten-Dienste ab. Einem kanadisch-australischen Kabel droht die Gefahr des Zerschnittenwerdens viel weniger, und in jedem Falle ist es gut für den Nothfall eine Reserve zu haben. — Die technische Ausführbarkeit des Projektes bezweifeln die sachverständigen Techniker nicht im geringsten, und wenn das Legen des Kabels bei den großen Meeres-Tiefen, um die es sich handelt, auch gewisse Schwierigkeiten bietet, so verspricht es infolge eben desselben Umstandes zugleich auch eine um so größere Haltbarkeit und eine um so zuverlässigere Function.

Bücherschau.

— Professor J. Hirschberg, Von New York nach San Franzisco. Leipzig 1888. Veit u. Co. Verfasser hat in den Monaten August und September des Jahres 1887 eine Ferienfahrt quer durch die Vereinigten Staaten gemacht und dabei Alles, was in der „Neuen Welt" für einen gebildeten Touristen von Interesse ist, so genau als möglich in Augenschein genommen — die Schlachthäuser und Korn-Elevatoren von Chicago, die Mühlenwerke von Minneapolis, die Geyser und Cañons des Yellowstone-Park, das Chinesenviertel von San Francisco, das Yosemite-Thal, den Mormonentempel des Neuen Jerusalem am großen Salzsee rc. Dabei hat er über die gewonnenen Eindrücke ein sorgfältiges Tagebuch geführt, und auf dieses hat er den vorliegenden Reisebericht basirt. Nun ist die Zeit, die auf die Fahrt verwandt worden ist — fünf Wochen — natürlich auch für ein scharfes Auge zu kurz, als daß dabei ein tieferes Eindringen in die Mysterien der amerikanischen Kultur und Natur denkbar wäre. Immerhin ist das Buch sehr lesenswerth, und bezüglich der Angaben und Urtheile, die es enthält, stellen wir es höher, als die Berichte mancher Amerikafahrer, die Jahre lang in dem Lande herumgestreift sind. Was bei einem solchen flüchtigen Besuche, der ohne bestimmte Studienzwecke unternommen wird, in Amerika immer in allererster Linie droht, ist der Enthusiasmus für alles in der alten Welt Unerhörte, und diesem Enthusiasmus ist auch Professor Hirschfeld trotz allem Bemühen nicht entgangen. Manches spezifisch Amerikanische erscheint in seinem Buche goldener, als es erscheint, wenn man es etwas länger und von seinen verschiedenen Seiten betrachtet — auch wenn man nicht zu den professionellen „Fehler-Findern" zählen möchte, die dem patriotischen Durchschnitts-Amerikaner so sehr verhaßt sind.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Geographische Homologien.

Von Prof. Dr. Albrecht Penck.

Erst ein vollständiger Ueberblick des hypsometrischen Aufbaues der Erdoberfläche ermöglicht die ganze Würdigung der Umrisse des Landes und des Meeres. Dieselben laufen bald an Steilabfällen entlang, bald aber bildet der Küstensaum die Scheide zwischen Flachsee und langsam aufsteigendem Tieflande. Diese beiden Extreme lassen erkennen, von welch' verschiedener Werthigkeit die einzelnen Strecken der Grenzen von Wasser und Land sind: bald erscheinen sie als feste und steile Ufer, welche bei wechselndem Stande der Gewässer keine merkliche Verschiebung der Gestade ermöglichen, bald aber treten sie als sanfte Abböschungen auf, welche bei einem geringen Steigen oder Sinken der Gewässer eine namhafte Ausbreitung oder Einengung des Meeres ermöglichen. Der Spiegel des Meeres aber ist veränderlich; klimatische Einflüsse bewirken, daß sich nur ein schwankender Theil der irdischen Wasser in den Meeresbecken aufhalten, welche von ihnen daher bis zu wechselndem Niveau eingenommen werden. Ferner ist das Volumen der Meeresräume nicht als konstantes zu betrachten, so daß also in wechselndem Gefäße eine wechselnde Wassermenge entgegentritt, deren Spiegel dementsprechend kein unbedingt festes Niveau innehalten kann. Er kann anschwellen, und wird sich dann über Tiefländer verbreiten, er kann wiederum sinken, wodurch die Flachsee trocken gelegt wird, variabel wird daher der Umfang der Meere, namentlich an Tieflandküsten im Bereiche der Flachsee sein, und hier wird der jemalige Verlauf der Küste keine jener wichtigen Höhenabstufungen der Erdkruste bezeichnen, welche sonst gern die Grenzen der Ozeane darstellen, sondern er wird nicht mehr als die Bedeutung einer zufälligen Isohypse haben.

Es erhellt hieraus, daß die Umrisse der Länder in geomorphologischer Hinsicht durchaus nicht jene Bedeutung besitzen, welche ihnen für andere geographische Zwecke innewohnt, und sie können namentlich ohne weiteres nicht dazu dienen, um spekulativen Erörterungen zu Grunde gelegt zu werden. Aber immer von neuem werden Versuche gemacht, aus den Umrissen der Länder irgend welche große Folgerungen auf die Entstehung des Erdganzen herzuleiten, Versuche, welche nicht anders zu beurtheilen sind, wie das Unternehmen, aus dem Horizontalschnitt irgend eines Gebäudes Schlüsse auf dessen Totalität zu machen. Wie man aber aus der Gleichheit des Durchschnittes einer Kirchenkuppel und eines Gasometers nicht die geringste Verwandtschaft zwischen beiden Bauwerken herzuleiten vermöchte, so berechtigen Aehnlichkeiten der horizontalen Gestaltung zweier Inseln zu keiner Folgerung über die Aehnlichkeit in der Beschaffenheit beider.

Die Aehnlichkeiten in den Umrissen mancher Länder und Inseln bilden, seitdem Baco von Verulam „similitudines physicae in configuratione mundi" aufgedeckt hat, immer von neuem den Vorwurf von Erörterungen, und wenn auch A. v. Humboldt entschieden davor warnte, in solchen Analogien Gesetze der Form zu erblicken, so haben dieselben durch Peschel eine eindringliche Darstellung gefunden, und indem derselbe sie mit Agassiz geographische Homologien nannte, legte er ihnen eine Bezeichnung zu, die leicht zu Mißverständnissen Veranlassung giebt. Denn wenn auch wahr ist, wie die Redaktion des „Ausland" in einer Fußnote zu dem Aufsatze von S. Roth bemerkte, daß homolog „gleichliegend" bedeutet, und in dieser Bedeutung

in der Mathematik angewendet wird, so schreibt doch Peschel selbst, daß die Bezeichnung der vergleichenden Anatomie entnommen sei, die damit ideale Aehnlichkeiten bezeichnen will, welche sich auf die allmählich fortschreitende Umbildung von Körperbestandtheilen und Gliedmaßen begründen. Hierzu hat bereits S. Roth sehr treffend geäußert, daß man in der Anatomie diejenigen Organe als homolog bezeichne, welche bei entsprechender Lage und gleichem Ursprunge gewöhnlich verschiedene Form besitzen, weswegen die Peschel'sche Bezeichnung gewiß als eine unglücklich gewählte hingestellt werden muß. Aber selbst dann, wenn man das Wort homolog in seiner mathematischen Bedeutung faßt, und neben den Aehnlichkeiten der Umrisse auch die Lage einzelner Glieder an entsprechenden Seiten damit bezeichnen will, so erzielt man damit nur Vergleiche zufälliger Umrißverhältnisse. Man faßt dabei mit Karl Ritter die Erdtheile meist als Individuen gleichen Ranges auf, deren entsprechende Seiten hervorgehoben werden, allein im morphologischen Sinne kann man nicht die Erdtheile als Individuen betrachten, und namentlich muß man sich von der Vorstellung befreien, als ob die einzelnen Erdtheile nach demselben Schema gebaut sein müßten. Unter allen Umständen also bildet die Lehre von den geographischen Homologien einen wenig fruchtbringenden Zweig der Morphologie der Erdoberfläche.

Reinh. Forster machte darauf aufmerksam, daß östlich der Südspitzen der Festländer Inseln gelegen seien. Diese Thatsache offenbart keine innere Beziehung. Denn die Falkland-Inseln liegen in der Flachsee, gehören also der Kontinentaltafel an, während Madagaskar sicher, Neuseeland wahrscheinlich — orographisch gesprochen — „Rückfallkuppen" der Festlandböschungen darstellen. Steffens hat eine ganze Reihe von geographischen Homologien bemerkt. Er findet, daß die südlichen Erdtheile durch schmale — bei Australien sogar unterbrochene — Isthmen an die nördlichen angehängt sind, welche Isthmen auf der einen Seite einen Archipel, auf der anderen eine Halbinsel besitzen. Kalifornien, Arabien und Vorder-Indien, die Antillen, der griechische und ostindische Archipel erscheinen hier als homologe Glieder — sinkt aber das Meer um 200 m, so ist die gesammte Homologie verschwunden, denn Arabien hat aufgehört Halbinsel zu sein, und zwischen Sicilien und Tunis ist eine neue Brücke geschlagen, welche Afrika mit Europa verbindet, während eine solche zwischen den übrigen Erdtheilen nicht zu Stande kommt.

Besondere Aufmerksamkeit aber erregten die Aehnlichkeiten der Süd-Erdtheile unter einander. Peschel findet dieselben wie nach einer Schablone gearbeitet: Sie richten ihre Spitzen nach Süden, und haben auf der Westseite eine Einbuchtung, was alles schon Forster bemerkt hatte. Dabei verkennt Peschel freilich nicht, daß Südamerika seine Hauptschwelle auf der Westseite, Australien sie aber auf der Ostseite hat, so daß von der ganzen „pedantischen Wiederholung" im Niveau von 200 m bereits nichts mehr zu spüren ist. Selbst eine namhafte Anschwellung des Meeresspiegels würde Afrika's Südspitze nicht wesentlich umgestalten, während das amerikanische Gegenstück bald in eine schmale Landzunge verwandelt werden würde. Freilich leitete Peschel daraus her, daß der vertikale Aufbau eines Landes unabhängig vom horizontalen sei, und verwahrte sich hierdurch gleichsam gegen diesen Entwurf. Aber indem er Borneo, Celebes und Dschilolo vergleicht, steht er nicht an, Celebes als ein abgemagertes Borneo zu bezeichnen und zu sagen, daß, wenn sich die Ostküste Borneos senken würde, diese Inseln dann mit dem benachbarten Celebes größte Aehnlichkeit haben würden. Derartige Aehnlichkeiten wiederholen sich gelegentlich auf der Erde. Wettstein findet z. B., daß Italien und Neuseeland von fast genau gleicher Form wären, natürlich wenn man von der Cook-Straße absieht. Auch findet er die Gestalt des Kaspisees — allerdings in 15 facher Verkleinerung — am Golfo Dulce in Mittelamerika wieder, wenn man nämlich davon absieht, daß letzterer mit dem offenen Meere zusammenhängt, während die Isolirtheit dem Kaspisee zu einem wesentlichen Mangel gereicht. Bei der Fülle von Küstenumrissen, welche die Erdoberfläche bietet, darf es in der That nicht Wunder nehmen, wenn sich ähnliche Umrisse gelegentlich wiederholen, aber nicht die Häufigkeit dieser Wiederholungen ist es, welche überrascht, sondern deren Seltenheit. Die Mondoberfläche bietet entschieden einen viel größeren Reichthum ähnlicher Oberflächenformen, als die Erde, denn hier gelingt es vielfach nur unter Anwendung eines gewissen Zwanges, Aehnlichkeiten herauszufinden, und namentlich bieten hier die nördlichen Erdtheile reiche Gelegenheit zu Spekulationen. Reclus zeigt, das Nordamerika, Europa und Asien in gleicher Weise je drei Halbinseln nach Süden sendeten, nämlich Kalifornien, Mittelamerika, das als verkümmerte Halbinsel gelten möge, und Florida; die Pyrenäen-, Apennin- und Balkanhalbinsel; Arabien, Vorder- und Hinter-Indien; und führt weiter aus, daß die Länder rings um den Großen Ozean gelagert seien, unter welchem Gesichtspunkte die beiden Ufer des Atlantic als analog zu betrachten wären, weswegen Grönland und die Skandinavische Halbinsel analoge Gebilde seien, und Afrika und Südamerika sich verhielten, wie ein rechter und linker Handschuh, welche Ansicht direkt der oben mitgetheilten Peschel's zuwiderläuft. Ullrich hat den Gedanken von einer symmetrischen Lage der Alten und Neuen Welt zu beiden Seiten des Atlantic aufgegriffen, und findet jeden Theil Europas mehr oder weniger modificirt in Nordamerika wieder. Yucatan, das Mississippi-Delta und Florida entsprechen der pyrenäischen, apenninischen und Balkan-Halbinsel. Ganz anderer Ansicht ist Wettstein. Er erblickt in Nordamerika ein nach Westen gewandertes Asien, dessen drei große südliche Halbinseln zu Honduras, Yucatan und Florida verkümmert sind. Verwandt hiermit ist die Ansicht von Th. Fuchs, welcher eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen Alter und Neuer Welt dann findet, wenn er sich Europa-Asien und Australien um 90 Grad nach West um die Südspitze Spaniens gedreht denkt. Der westöstliche streichende Zug der Erhebungen der Alten Welt läuft dann gleichwie jener der Neuen nordsüdlich. Asiens Ostküste entspricht der amerikanischen Nordküste. Anders verfährt Karpinsky. Er verfolgt einen meridionalen Landring von Südamerika über Nordamerika, den Komplex Europa-Asien-Australien zur Antarktis. Er erachtet einzelne Glieder dieses Ringes einander ähnlich. Die Nordküsten von Süd- und Nordamerika finden ihr Homologon in der Südküste von Eurasien und Australien.

Zu welchen Ergebnissen derartige Bemühungen führen, möge aus folgender Tabelle erhellen, welche eine Zusammenstellung der gemuthmaßten Analogien zu den amerikanischen Halbinseln enthält:

	Ullrich	Wettstein	Fuchs	Karpinsky	Reclus
Yucatan	= Pyrenäenhalbinsel	= Hinterindien	= Italien.		
Florida	= Balkanhalbinsel	= Hinterindien	= Kleinasien.		
Labrador	= Großbritannien		= Arabien	= Arabien	
Grönland	=		Australien	= Afrika	= Skandinavien.
Kalifornien	=	Frankreich und Pyrenäenhalbinsel	= Skandinavien	= Japan-Korea.	

Diese Liste dürfte wohl eine Kritik dieser und mancher anderer einschlägiger Versuche überflüssig erscheinen lassen. Denn nur ein einziges mal ist bei den verschiedenen Ansichten eine Uebereinstimmung im Ergebnisse zu verzeichnen. Als homolog im Sinne der vergleichenden Anatomie ist aber keines der verglichenen Gebilde erwiesen. Hierzu wäre nöthig, die Entwickelung derselben zu kennen.

Das Bestreben in gänzlich verschiedenen Theilen der Erdoberfläche auf Grund einer oft herzlich geringen Aehnlichkeit der Form verwandelte Gebilde zu erkennen, klärt nach keiner Richtung die räumliche Anordnung der Erdkruste auf, weil sie eben vielfach durchaus zufällige Linien verfolgt. Aber indem solche Versuche als erfolglos hingestellt werden, soll damit keineswegs geleugnet werden, daß in der Anordnung der erhabenen und vertieften Räume der Erdoberfläche eine gewisse Regelmäßigkeit besteht; dieselbe spricht sich in der südlichen Zuspitzung der Kontinentalmasse und in der Neigung der Halbinseln, sich südwärts zu richten, deutlich aus. Es ähnelt die Erdkruste der Schale einer Orange, die im Zickzack rings um die Achse zerschnitten, und dann dermaßen eingedrückt ist, sodaß neben den hochliegenden Zacken der einen Hälfte die der anderen in tiefer Lage erscheinen. Diese Thatsache muß bei Theorien über die Bildung der Erdkruste entsprechende Würdigung finden, nur wolle man sie nicht ohne genaue Kenntniß des Aufbaues, der Zusammensetzung und Geschichte der Erdoberfläche aprioristisch unter Zuhülfenahme außergewöhnlicher Kräfte erklären wollen, wie dies vielfach geschehen ist. Forster und Pallas führten z. B. jene Regelmäßigkeit auf die Wirkung einer von Süden kommenden Fluth zurück, und ihnen folgte jüngst noch Weinberg, welcher eine von Südosten kommende Strömung annahm, die allerdings nicht als eine solche aufgefaßt werden soll, sondern nur „als Formel für eine Kraft oder Vereinigung von Kräften, welche auf den Kontinent gewirkt haben“. Auch Streffleur führt jene Anordnungen auf Strömungen zurück, die unter dem Einflusse der Erdrotation bestimmte Bahnen einschlugen. Auch in den Ansichten von Karl Friedrich Klöden, von Wettstein, des Grafen von Pfeil, von R. Dorr und vieler Anderer können keine beachtenswerthe Versuche zur Lösung des Problems erblickt werden, weil sie lediglich von der Form, nicht auch von der Struktur der Länder ausgehen. Geologische Untersuchungen allein werden zur Klärung des Problems führen können.

Pampas=Leben.

(Mit sechs Abbildungen.)

Zur Vervollständigung und Illustrirung unserer in den beiden letzten Globusbänden veröffentlichten Studien über das außertropische Südamerika (Vergl. Bd. 53, Nr. 4 etc.) führen wir unseren Lesern an dieser Stelle die lebendigen Schilderungen auszugsweise vor, die der wohlbekannte französische Argentinien=Kenner E. Daireaux in „Tour du Monde“ (27e Année, Nr. 1418 und 1419) vom argentinischen Pampas=Leben entwirft.

Einst war es das Pferd, auf dessen Rücken man die Pampas durchquerte, und der gesammte Frachtverkehr, welcher durch die Steppe ging, wurde durch die schwerfälligen tucumanischen Karren bewerkstelligt (S. Abbildung 1). Jetzt hat die Eisenbahn und der Kurierzug beide Verkehrsmittel in einem sehr bedeutenden Umfange ihres Dienstes enthoben.

Das Pferd, das vor der spanischen Invasion vollkommen unbekannt in dem Lande war, ist nach Mendoza's Landung (1535) rasch sehr zahlreich daselbst geworden, und während die Kriegsleute, welche dieser Conquistador mit sich führte, durch die Entbehrungen und Strapazen sowie durch die Ueberfälle der Querandi=Indianer zu Grunde gingen, entwichen ihre Thiere hinaus in die weiten Grasebenen und vervielfältigten sich daselbst in einem unerhörten Maßstabe. Als die Spanier ihre zweite Expedition (1580, unter Juan de Garay) nach dem Laplata sandten, um Buenos=Ayres nunmehr definitiv zu begründen, schätzten sie die Zahl der Pferde, die die Pampas bevölkerten, bereits auf 50000. Die Indianer hatten sich ebenfalls rasch mit ihnen befreundet, theils indem sie sich auf ihren Rücken schwangen und Centauren=Gewohnheiten annahmen, theils indem sie sie wie anderes Pampaswildpret erlegten und verzehrten. Es war dies eine sehr starke Umwandlung im Verlaufe von einem halben Jahrhundert. Mit Hilfe der Kavallerie und der überlegenen Bewaffnung, die dieselbe trug, wurden dann auch die Indianer erfolgreich bekämpft und vernichtet, oder in Gegenden zurückgeworfen, in denen sie der aus Europa eingeführten Kultur nichts mehr schadeten. Es geschah dies freilich nur durch einen 140 jährigen ununterbrochenen Krieg, und bis gegen das Jahr 1880 hin bildeten die Wilden einen Faktor in den Pampas, mit dem man zu rechnen hatte. Vor 1740 war das Verhältniß zwischen den beiden Bevölkerungselementen ein friedlicheres gewesen, um dieses Jahr herum aber begannen die Reibereien dadurch, daß sich die Kolonisten den vordem allgemein geduldeten Viehdiebstahl seitens der Eingeborenen nicht mehr gefallen lassen wollten, und daß sie gleichzeitig auch auf eine mehr europäische Deutung des Landeigenthumsbegriffes bedacht waren. Im Anfange war der einmal aufgenommene Kampf bedrohlich genug für die Weißen, und selbst in Buenos=Ayres hatten sie sich gelegentlich hinter die festen Kirchenmauern zu flüchten. Am Ende aber führte er zu der beinahe vollständigen Zerstörung und Ausrottung alles Indianischen. Wiederholt wurden Grenzlinien zwischen dem Kulturgebiete und dem Indianergebiete gezogen, aber immer nur, um alsbald von der einen oder anderen Seite her verletzt zu werden. Der letzte heftige Ausbruch von Feindseligkeiten hatte im Jahre 1876 statt, unter dem Kaziken Catriel, dem es gelang, die Mehrzahl der Pampasstämme unter seiner Führung zu vereinigen. Das Ergebniß war die gänzliche Niederwerfung der Indianer und die Gefangennahme Catriel's, der heute auf der kleinen Laplata=Insel Martin Garcia über sein und seiner Stammesgenossen tragisches Geschick nachdenken kann (S. Abbildung 3 und 6).

Nach dem Indianer ist der Gaucho die Hauptfigur in den Pampas geworden. Ursprünglich nur eine bestimmte Berufsklasse bezeichnend, hat dieser Name allmählich zur Bezeichnung einer ganz besonderen Art Menschen ge=

geführt, — der Menschen, die in der Steppe geboren worden sind, die dort gelebt haben, und die durch die eigenthümliche Steppennatur so zu sagen in eine ganz neue Form gegossen worden sind. Zum Theil fließt arabisches Blut in ihnen — von der Maurenzeit Spaniens her —, wie denn auch ihr Name arabischen Ursprungs ist. Er bedeutet so viel als „Führer der Heerden“,

Ein Pampas-Fuhrwerk.

Eine Estancia.

und das Hüten der Heerden war von Anfang an das einzige Gewerbe, das in den Pampas getrieben wurde. Dadurch, daß die argentinischen Gauchos das Viehhüten in der Steppe durch Generationen und Jahrhunderte hindurch getrieben haben, haben sie eine Reihe von Eigenthümlichkeiten angenommen, die sie zu einem ethnischen Typus für sich gestalten.

Der Wohnsitz des Gaucho war immer fern von den Städten, auf dem Grenzgebiete zwischen den Weißen und Indianern, und dadurch, daß er sich mit Indianerinnen verheirathete, und daß er den Indianern seine Waffen — den Lasso und die Bolas — entlehnte, wurde er selbst ein Mittelding zwischen Kulturmensch und Barbar. Christ war er, weil Christ gleichbedeutend war mit Europäer, im Grunde genommen kümmerte er sich aber um Religion so gut wie nicht, und nur, wenn er in Gefahr war, schlug er das Zeichen des Kreuzes. Dagegen hat er seine Traditionen und seine Poeten — die payadores —, die seine Geschichte, sein Leben, seine Kämpfe, seine Liebesabenteuer in improvisirten Versen besingen, wenn er sich am Abend mit seinesgleichen beim Glase Branntwein in der Steppenschenke — der pulperia — versammelt.

Um den Gaucho in seinem Thun und Treiben zu beobachten, begeben wir uns hinaus in die Gegend der großen

Pampas-Indianer.

Estancien, wo jedes Grundeigenthum mehrere Quadratmeilen umfaßt, und wo die riesigen Rinder-, Schaf- und Pferdeheerden den alleinigen Reichthum der Estancienbesitzer ausmachen. Sie liegt in unserem Falle bei der Station Tigra, jenseits von Olavierra, an der argentinischen Südbahn. Dort sprechen wir in der Estancia eines französischen Basken vor, dessen drahtumzäunte Besitzung volle 360 qkm mißt, und dessen Bestand an Großvieh sich auf 22000 Häupter, an Schafen aber auf 64000 Stück beziffert.

Das Wohnhaus des Estancieros liegt ziemlich genau in der Mitte des ungeheuren Landkomplexes, etwa zwei Stunden von der Station, und der Weg dahin wird vermittelst eines Viergespannes rasch zurückgelegt. Nach Heerdenthieren blicken wir uns aber dabei vergebens um. Es ist dies eine der Merkwürdigkeiten der Pampas. Obgleich die Statistik viele Millionen von Rindern und Schafen darin nachweist, so stößt der Reisende auf der endlosen Grasebene doch nur ab und zu auf eine der zahlreichen Riesenheerden (S. Abbildung 5). Auch die unscheinbaren Hütten der

Gauchos in einer Pulperia.

Eine Rinderheerde in den Pampas.

Hirten sind schwer zu erblicken, am besten noch bei Nacht, wenn ihr Lampenlicht in etwas größere Ferne leuchtet. Sie heißen „puestos“ (Posten) und liegen in der Regel an den Grenzen oder auf etwas höher erhobenen Punkten der Besitzung, etwa in einem Abstande von einem Kilometer von einander.

In dem Herrenhause stoßen wir auf jede Art europäischen Komfort, denn die Kommunikation mit Buenos-Ayres ist leicht, und der Eisenbahnzug bringt in wenigen Stunden alles herbei, was der Herr oder die Frau vom Hause begehrt, namentlich auch Zeitungen, Briefe, Bücher ꝛc. Als Centralpunkt eines großen Wirthschaftsbetriebes bietet das Haus auch sonst mancherlei Interessantes zu beobachten. Alle Hauptwirthschaftsgebäude befinden sich ja in der nächsten Nachbarschaft; namentlich auch die Schuppen für die Schafe, die anders als die Rinder zeitweise eines Obdaches bedürfen, und — was selten bei den Estancien vorhanden ist — eine große Molkerei, in der die Milch von 400 Durham-Kühen zu Käse verarbeitet wird. Die Schafzucht und die Wollgewinnung bildet aber den Hauptbetrieb der fraglichen Estancia, und für die Züchtung einer guten Rasse und die Erzeugung reichlicher und kostbarer Wolle sind deshalb die Vorrichtungen ganz besonders sorgfältige und systematische. Insbesondere wird die Schur immer unmittelbar bei dem Herrenhause vorgenommen; die dazu ausersehenen Thiere werden in einem besonderen Parke untergebracht, und in dem großen Schuppen dabei sind 60 Leute damit beschäftigt, sie durch große Scheeren (forces) ihres Kleides zu berauben. Natürlich kostet es harte Arbeit, ehe das mit sämmtlichen 64 000 geschehen ist. An Regentagen und nach Regentagen muß das Werk unterbrochen werden, und wenn etwa unmittelbar nach der Schur ein kalter Wind hereinbricht, so drohen dem Besitzer schlimme Verluste. Ausreichend sind ja die Schutzdächer für solche Fälle nicht, denn die Zucht soll in den Pampas vor allen Dingen billig sein.

Der Kazike Catriel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bergbau in Australien.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

III. Süd-Australien, das Nord-Territorium, West-Australien, Queensland, Tasmanien und Neu-Seeland[1]).

Die Kolonie Südaustralien nimmt den ganzen mittleren Theil des australischen Festlandes ein, indem sie sich von der Torres-Straße im Norden bis zur Südküste erstreckt. Doch erscheint es angemessen, den nördlichen und südlichen Theil dieser Kolonie, die durch den unwirthlichen Centraltheil des Kontinents von einander getrennt sind, für sich zu besprechen. Der bei weitem wichtigste und volkreichste Theil ist der südliche Theil: das eigentliche Südaustralien. Im Süden wird es vom Meere, im Westen vom 129. und im Osten vom 142. Längengrade östl. v. Greenwich begrenzt.

Südaustralien wurde im Jahre 1627 von dem Kapitän des „Gulde Zeepart“ entdeckt und Nuyts-Land genannt. Jedoch trug diese Entdeckung keine Früchte bis zu Anfang unseres Jahrhunderts. Eine Aufnahme der Südküste wurde 1802 von Flinders ausgeführt.

Die ersten Kolonisten landeten in Südaustralien im Jahre 1836, und ein Jahr darauf wurde Adelaide, die Hauptstadt gegründet.

In den vierziger Jahren wurden sodann einige Kupfer-

[1]) Vergl. „Globus“ Bd. 54, Nr. 17.

erze in der Nähe von Adelaide, und 1844 die ausgedehnten Kupfererzablagerungen in Burra-Burra entdeckt.

Südaustralien wird von zwei Gebirgsketten durchzogen, welche aus paläozoischen und azoischen Sedimentgesteinen bestehen. Die eine derselben zieht von Adelaide nach Westen, gegen Westaustralien hin, während die andere, in nordsüdlicher Richtung verlaufend, von Kap Jervis (südöstlich von Adelaide) bis in das Innere des Landes verfolgt werden kann, wo sie unter jüngere, mesozoische, wenig gefaltete Schichten hinabtaucht. Doch auch hier erheben sich ab und zu noch einzelne Köpfe paläozoischen oder azoischen Gesteines über das jüngere Flachland — die nördlichen Ausläufer dieser Bergkette.

Die große Kupfermine von Burra-Burra liegt in dieser Bergkette, 100 engl. Meilen nördlich von Adelaide, in einer Seehöhe von nahezu 500 m.

Noch ausgedehntere Kupferablagerungen wurden 1860 in York's Peninsula entdeckt, und es wird jetzt Kupfer an vielen Orten Südaustraliens gewonnen, doch scheint es, daß die Kupfererze auf die erwähnten alten Gebirgsketten beschränkt sind. Das tiefste Kupferbergwerk ist Moonta, dessen Hauptschacht bis zu 400 m hinabgeht.

Gold ist ebenfalls an mehreren Orten gefunden worden und wird bergmännisch vorzüglich aus Quarzgängen gewonnen. Es ist jedoch die Quantität des Goldes eine verhältnißmäßig geringe. Kleine Mengen von Silber und Antimon werden ebenfalls gewonnen.

Im Jahre 1886 wurden exportirt:

			Pfd. St.
Gold	8825 Unzen	im Werthe von	32535
Kupfer	3600 Tonnen	„ „ „	172330
Kupfererz	14782 „	„ „ „	58538;

Bleierz, Magnesiaerz und Zinn in geringen Quantitäten.

Südaustralien steht, was den Mineralreichthum anbelangt, weit hinter den anderen Kolonien zurück.

Der nördlich vom 26. Breitengrade gelegene Theil der Kolonie Südaustralien führt den Namen „Northern Territory“ und wird gewiß, sobald er hinreichend bevölkert ist, als eigene Kolonie mit selbständiger Regierung anerkannt werden. Die Hauptstadt des Northern Territory, Port Darwin, wurde erst 1869 gegründet, so daß es nicht zu verwundern ist, daß die ganze Ansiedelung noch in den Kinderschuhen steht.

Tenison-Woods hat den Distrikt bereist, und seinem Berichte über den Mineralreichthum desselben entnehme ich Folgendes: Das Gold ist in den Quarzgängen in denselben Verhältnissen vorhanden wie in anderen Kolonien — 1 Unze 12 Pennyweights per Tonne, und mehr — doch sind Tagelohn und Verfrachtung so kostspielig, daß an eine bergmännische Ausbente desselben im größeren Maßstabe nicht gedacht werden kann. Von 1880 bis 1885 sind 127 797 Unzen Gold im Werthe von nahezu 433 000 Pfd. St. aus dem Northern Territory exportirt worden. Dies ist eine hohe Ziffer, wenn man bedenkt, wie gering die Zahl der Werke und Bergarbeiter ist. Das Gold ist in den meisten Gängen besonders rein und frei von Beimengungen, wie Schwefel und Arsen. Einige der Gänge sind besonders an der Oberfläche goldreich, und weiter findet man goldreiche „Nester“ vorzüglich an jenen Stellen, wo Dioritgänge die Quarzgänge traversiren. Die alluvialen Goldbaue sind fast alle in den Händen der Chinesen.

Silber kommt an vielen Orten, in der Regel als Bleisilber, vor. Auch mit Gold ist es an einzelnen Stellen vergesellschaftet. Hornsilber und andere Silbererze, wie sie in Silverton (Neu-Süd-Wales) und anderwärts vorkommen, scheinen in dem Northern Territory zu fehlen. Silberführender Bleiglanz ist dagegen sehr verbreitet. Das Silber kommt vorzüglich an der Grenze zwischen dem Granit und den paläozoischen bezw. azoischen Schichten vor. Eines der wichtigsten Silberbergwerke ist jenes von Eveleen, wo Kupfer, Blei, Silber, Eisen und Nickel zusammen in einem Gange vorkommen.

In großen Mengen soll Zinn auftreten, und zwar in Gängen, nicht im Alluvium der Flüsse. An vielen Orten wird dieses Metall bereits bergmännisch gewonnen.

Wichtig sind auch die Kupfererze, besonders jene, welche in der Nähe des Daly-Flusses eine kurze Strecke vom Ankerplatze der Schiffe entfernt vorkommen. Die Erze werden von hier zu Wasser nach Newcastle in Neu-Süd-Wales transportirt und dort verarbeitet.

Jener Theil des australischen Festlandes, welcher westlich vom 129. Längengrade (östlich v. Gr.) liegt, bildet eine Kolonie für sich: Westaustralien. Dieselbe ist eine Kronkolonie und hat keine solche autonome politische Stellung wie die übrigen australischen Kolonien. Die Hauptstadt ist Perth.

Westaustralien wurde im Jahre 1527 von dem portugiesischen Kapitän Menezes entdeckt. Er nannte die Inseln westlich von Champion Bay Abrolhos, und fuhr, nachdem er auf einigen derselben gelandet war, eine Strecke weit der Küste des Festlandes entlang. In den Jahren 1598 und 1629 scheiterten Schiffe an den Küsten dieser Inseln. Im Jahre 1616 fuhr das Amsterdamer Schiff „Endraght“ in Shark's Bay an der Nordwestküste ein, und eine der dortigen Inseln führt heute noch den Namen des zweiten Offiziers des „Endraght“, Peter Doore. Kap Leeuwin an der Südwestspitze des australischen Festlandes, der Eckpfeiler von Westaustralien, wurde 1622 entdeckt. Viele Schiffe scheinen im 17. und 18. Jahrhundert Theile von Westaustralien berührt zu haben. Außer den genannten wären noch besonders zu erwähnen die „Gielvink“, unter Kapitän Vlaming, welcher den Swan-River entdeckte (1695); und der „Investigator“ unter Kapitän Flinders, der den wichtigen Hafen König Georg's Sund an der Südküste entdeckte (1801). Im Jahre 1828 nahm Kapitän Stirling die Küstenlinie zwischen der Mündung des Swan-River und König Georg's Sund geographisch auf und gab einen so günstigen Bericht über das Land, daß die englische Regierung dadurch bestimmt wurde, eine Ansiedelung an jener Küste zu gründen. Schon zwei Jahre vorher war eine kleine Abtheilung Militär mit 75 deportirten Verbrechern von Sydney aus nach Albany (König Georg's Sund) geschickt worden, und hatte sich dort niedergelassen. Im Jahre 1829 wurde die Kolonie an der Mündung des Swan-River etablirt und im selben Jahre die Hauptstadt Perth gegründet. Die Kolonie entwickelte sich aber sehr langsam und besaß nach 20 Jahren kaum 5000 Einwohner. 1850 suchten die Kolonisten bei der englischen Regierung um Deportirte nach. Ihr sonderbarer Wunsch wurde sogleich erfüllt, und die Bevölkerung nahm etwas rascher zu, doch belief sie sich beim letzten Census im Jahre 1881 noch immer nicht ganz auf 30 000: 17 000 Männer und 13 000 Weiber.

Dem Berichte des Gouverneurs Sir F. Weld über Westaustralien entnehme ich, daß der ganze bewohnte Theil der Kolonie nahezu so groß als Frankreich, eben oder hügelig, aber nirgends gebirgig ist. Die westliche Küste ist größtentheils flach und sandig und besteht aus dem Detritus alter Korallenriffe. Weiter landeinwärts finden sich Conglomerate. Die Darling-Bergkette, bis zu welcher nach Weld seinerzeit das Meer gereicht haben soll, besteht aus solchen Conglomeraten. Das ganze Land war ursprünglich bewaldet.

C. G. Nicolai sagt, daß die ganze Kolonie auf einem Fundament von Granit ruht, der vielerorts in Gneis übergeht, und dessen Oberfläche undulirend ist. Die demselben

auflagernden Sedimentgesteine sind horizontal gelagert und bilden kleine Plateaus mit ebener Oberfläche und ziemlich steilen, stufenartigen Flanken. Gegen Osten finden sich bedeutende Silur-Ablagerungen, in welchen Hardman zahlreiche und mächtige Quarzgänge aufgefunden hat. An einigen Orten kommen 20 bis 30 Quarzgänge auf die englische Meile. In den alluvialen Ablagerungen des Elvira-, Panton- und Ord-Flusses, welche von jener an Quarzgängen so reichen Gegend herabkommen, ist alluviales Gold aufgefunden worden. Als dies bekannt wurde — Ende 1885 — glaubten Viele, daß ein neues Eldorado aufgefunden worden sei, und zahlreiche Diggers und andere Abenteurer strömten in der Gegend, welche Kimberley-Distrikt genannt wurde, zusammen. Obwohl nun ziemlich viel Gold gefunden wurde, so zeigte es sich doch bald, daß die zu erlangenden Quantitäten weit hinter den Erwartungen zurückblieben und es verließen daher Viele das verheißene Land enttäuscht wieder. Gegenwärtig sind nur mehr 500 Leute mit Goldgewinnung im Kimberley-Distrikte beschäftigt. Es steht jedoch zu erwarten, daß die erwähnten Quarzgänge größere Mengen von Gold liefern werden, und in der That sind die bis jetzt gemachten Proben sehr viel versprechend. Doch es fehlt an Kapital, und niemand scheint ein besonderes Vertrauen in die Quarzgänge zu setzen.

In der Nähe von Northampton giebt es jetzt zwei Kupferbergwerke und elf Bleibergwerke. Im Jahre 1886 wurden 611 Tonnen Bleierz und 246 Tonnen Kupfererz exportirt. Blei ist in der Kolonie weit verbreitet. In dem Champion Bay-Distrikte sind auch schon Hütten zur Gewinnung von Blei aus den Erzen errichtet worden. In der Nähe von Perth ist auch Zinn aufgefunden, jedoch bis jetzt noch nicht bergmännisch gewonnen worden.

Wichtig ist die Perlmuschelfischerei an der Nordwestküste. Im Jahre 1886 wurden Perlmuscheln im Werthe von nahezu Pfd. Sterl. 100 000 und Perlen im Werthe von Pfd. Sterl. 15 000 exportirt.

Die Kolonie Queensland nimmt den nordöstlichen Theil Australiens, nördlich vom 29. Grad südlicher Breite, und östlich vom 138. Grad östlicher Länge ein.

Obwohl anzunehmen ist, daß holländische und portugiesische Schiffe schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Küste von Queensland berührten, so muß doch Kapitän Cook als der eigentliche Entdecker des Landes angesehen werden. Im Jahre 1770 fuhr er der Küste entlang, fixirte die wichtigsten Punkte auf der Karte und nahm Besitz von dem Lande im Namen Seiner Majestät des Königs Georg's III.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts untersuchte Flinders die Küste von Queensland; später Oxley und Miller, welche an der Mündung des Brisbane-River im Jahre 1825 eine kleine Deportirten-Kolonie gründeten. Im Jahre 1839 wurde diese Deportirten-Kolonie aber wieder aufgelassen. Damals bildete Queensland einen Theil von Neu-Süd-Wales, und die Regierung in Sydney begünstigte den Erwerb von Ländereien in der Nähe des Brisbaneflusses. Im Jahre 1842 fanden die ersten Landkäufe statt. 1859 wurde Queensland von Neu-Süd-Wales abgetrennt und in der Hauptstadt Brisbane, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, die Regierung etablirt. Die Kolonie gedieh seitdem sehr gut und zählte 1886 gegen 323 000 Europäer, etwa 10 000 Chinesen, ebenso viel Polynesier und 20 000 Eingeborene.

Die erste Entdeckung größerer Quantitäten von Gold wurde 1858 in Canoona, 35 englische Meilen von Rockhampton (an der Küste), gemacht. Aber schon vorher waren kleinere Mengen des edlen Metalles an verschiedenen Orten aufgefunden worden.

Später wurde das Goldfeld von Gympie, 120 englische Meilen von Brisbane, aufgeschlossen, wo ein Klumpen im Werthe von 4000 Pfd. Sterl. gefunden wurde. Gegenwärtig giebt es mehr als 20 Goldfelder in der Kolonie, welche zusammen eine Ausdehnung von 6744 englischen Quadratmeilen haben. Die Anzahl der Goldgräber belief sich Ende 1886 auf nahezu 6000 Europäer und 1000 Chinesen. Der überwiegende Theil derselben ist mit der Gewinnung des Goldes in den Quarzgängen beschäftigt. Nur wenige, vorzüglich die Chinesen, arbeiten im Alluvium. Die Gesammtmenge des gewonnenen Goldes betrug im Jahre 1886 341 000 Unzen im Werthe von 1 193 500 Pfd. Sterl. Davon entfielen auf die alluvialen Werke bloß 15 000 Unzen. Die Gewinnung des Goldes aus Quarzgängen ist in stetiger Zunahme begriffen, während die Ausbeute des Alluviums abnimmt.

Per Tonne Quarz wurden durchschnittlich 1 Unze 11 Pennyweights erlangt. Die Kosten des Zerstampfens des Quarzes belaufen sich per Tonne von 7 Shillings 6 Pence in Ravenswood bis 1 Pfd. Sterl. 10 Shillings in Rockhampton. Der Werth des Rohgoldes ist von 3 Pfd. Sterl. bis 4 Pfd. Sterl. 3 Shillings per Unze. Ende 1886 waren 306 Dampfmaschinen mit 4120 Pferdekräften beim Quarzstampfen in Thätigkeit. Es gab damals 236 Goldminen-Aktien-Gesellschaften.

Die Gesammtmenge des von 1867 bis Ende 1886 in Queensland gewonnenen Goldes repräsentirt einen Werth von über 360 Millionen Mark.

Kupfer wird an vielen Orten, vorzüglich in Clermont, Mount Perry und Cloncurry gefunden. Die Erze sollen 50 Prozent und mehr Metall geben. Im Jahre 1886 wurden 900 Tonnen Kupfererz im Werthe von 7000 Pfd. Sterl. gefördert. Antimonerz findet sich in Tiaro und anderwärts, doch wurden 1886 bloß 110 Tonnen dieses Erzes gefördert. Seit 1872 ist Zinn in großen Mengen in Stanthorpe, an der Grenze von Neu-Süd-Wales, in Gladstone und vorzüglich an den Ufern des Wild-River im Norden der Kolonie gefunden worden. Manganerze und Eisen sind ebenfalls verbreitet. Kohlen sollen einen Flächenraum von 24 000 engl. Quadratmeilen einnehmen und von vorzüglicher Qualität sein. 1886 wurden gegen 230 000 Tonnen im Werthe von mehr als 95 000 Pfd. Sterl. gewonnen.

Der Gesammtertrag des Bergbaues von 1860 bis 1887 ist folgender:

	Tonnen		Pfd. Sterl.
Kupfererz .	54 695	im Werthe von	1 975 399
Silbererz .	15 577	„ „ „	254 465
Antimonerz	2 493	„ „ „	25 756
Kohlen . . .	1 478 238	„ „ „	709 758
Zinnerz . .	57 497	„ „ „	3 080 146.

Tasmanien wurde 1624 von dem berühmten Seefahrer Abel Jans Tasman entdeckt und von ihm nach dem damaligen Gouverneur der holländischen Besitzungen in Ostindien Van Diemens Land genannt. In den Jahren 1772 und 1773 besuchten Du Fresne und Kapitän Furneaux das Land und hielten es, ebenso wie seiner Zeit Tasman, für einen Theil des australischen Festlandes. 1798 entdeckte Dr. Baß, daß Tasmanien eine Insel sei und befuhr in einem kleinen Segelboot die später nach ihm benannte Meerenge, welche Tasmanien von Australien trennt.

1803 nahm Lieutenant Bowen Besitz von der Insel im Namen der englischen Regierung und gründete daselbst eine kleine Deportirten-Kolonie. 1824 wurde Tasmanien als selbständige Kolonie mit der Hauptstadt Hobart (Hobart Town) anerkannt.

Die Bevölkerung von Tasmanien betrug Ende 1885 nahezu 134000.

Im Jahre 1872 wurden ausgedehnte Zinnerzablagerungen in Mount Bischoff und später auch in anderen, nördlichen Theilen der Kolonie entdeckt. Das Erz von Mount Bischoff liefert 70 bis 80 Prozent Zinn. Der Werth des 1886 geförderten Zinnerzes betrug über 363000 Pfd. Sterl. Das Zinn findet sich vorzüglich in Gängen im Granit und anderen alten Gesteinen.

Der Gesammtwerth des 1876 bis 1886 geförderten Zinns betrug über 62 Millionen Mark. In der Kolonie selbst wurden 3475 Tonnen metallischen Zinns in dieser Periode erzeugt.

Gold ist an vielen Orten gefunden worden, besonders im nördlichen Theile der Insel. Die reichlichsten Funde sind in der Nähe des Tamar-Flusses gemacht worden. Im Jahre 1886 wurden gegen 28000 Unzen Gold im Werthe von über 155000 Pfd. Sterl. gewonnen. Davon entfallen auf alluviale Baue 31000 Pfd. Sterl. Der Durchschnittspreis des alluvialen Goldes ist 3 Pfd. Sterl. 17 Sh. 11 P., jener des Gang-Goldes 3 Pfd. Sterl. 14 Sh. $8^1/_2$ P. Von 1876 bis 1886 wurde Gold im Werthe von nahezu 30 Millionen Mark gewonnen.

Silbererze kommen bei Hazlewood an der Westküste der Insel vor.

Bismuth ist in Mount Ramsay gefunden worden, und außerdem kommen auch noch Kupfererze, Bleisilber (silberhaltiger Bleiglanz) und Asbest vor.

Berühmt sind die Bausteine, die Tasmanien liefert und die besonders nach Victoria exportirt werden. Der neue Justizpalast in Melbourne ist aus tasmanischem Stein gebaut.

Der Entdecker Neuseelands ist ebenfalls der holländische Kapitän Tasman, welcher Ende 1642 die Westküste berührte und den Inseln ihren gegenwärtigen Namen gab. Der Nächste, der Neuseeland besuchte, war Kapitän Cook, der im Jahre 1769 in Poverty Bay landete. Er nahm auch im Namen der englischen Regierung Besitz von der Nordinsel. 1814 wurde eine christliche Mission errichtet — die erste permanente europäische Ansiedelung in dem Lande. Die Kolonie wurde jedoch erst 1839 gegründet und zählte 1886 gegen 600000 Europäer. Da Deportirte nie nach Neuseeland gebracht worden sind und die ersten Ansiedelungen unter Leitung der Kirche und philanthropischer Vereine entstanden, so sind die Neuseeländer im allgemeinen mehr „respectable" — um einen unübersetzbaren englischen Ausdruck zu gebrauchen — als die Einwohner der übrigen australischen Kolonien. Die eingeborenen Maoris, die seinerzeit sehr zahlreich waren, haben bis vor kurzem rasch abgenommen. Neuerlich nimmt ihre Zahl aber jährlich um 1000 bis 2000 wieder zu.

Gold ist in Neuseeland in größerer Quantität 1861 entdeckt worden, und seither wird an mehreren Orten das edle Metall bergmännisch gewonnen. Die wichtigsten Gruben sind in Taupeka (Provinz Otago) und in Hokitika an der Westküste der Südinsel. Im Jahre 1886 wurden über 232000 Unzen im Werthe von 922000 Pfd. Sterl. gewonnen, und zwar in

	Tonnen		Pfd. Sterl.
Auckland	32051	im Werthe von	127390
Marlborough	477	„ „ „	1723
Nelson	2658	„ „ „	9966
West Coast	116908	„ „ „	462946
Otago	79850	„ „ „	319406

Mit Goldbergbau beschäftigt waren Ende 1886 11782 Mann, davon 3029 Chinesen, die übrigen Europäer.

Auf den Mann kam ein Verdienst von 78 Pfd. Sterl. 6 Sh. 7 P. im Jahre.

Kupfererze kommen in D'Urville Island und anderen Orten vor.

Silber ist auch vorhanden und wird an vielen Orten bergmännisch gewonnen. Im Jahre 1886 wurden 12108 Unzen Silber im Werthe von 2946 Pfd. Sterl. exportirt. Zinn kommt vor, ist aber bis jetzt noch nicht in größerer Quantität gewonnen worden.

Eisen wird in Onehunga gewonnen.

Kohlen sind sehr verbreitet, aber von schlechter Qualität. In der Nordinsel gab es Ende 1886 sieben, in der Südinsel 72 Kohlengruben. Im Jahre 1886 wurden über eine halbe Million Tonnen Kohle gefördert. Im ganzen sind bis Ende 1886 in Neuseeland gegen vier Millionen Tonnen Kohle gewonnen worden.

Chrom-Erz, Graphit und Antimon kommen ebenfalls in größeren Mengen vor, und an der Westküste giebt es schönen weißen Marmor.

Das 1853 bis 1887 gewonnene Erz ist folgendes:

				Pfd. Sterl.
Silber	476656	Unzen	im Werthe von	121268
Kupfer-Erz	1392	Tonnen	„ „ „	17787
Chrom-Erz	5666	„	„ „ „	137367
Antimon-Erz	855	„	„ „ „	9515
Mangan-Erz	12351	„	„ „ „	44419;

sammt Gold Kohlen und Kauri-Harz (Bernstein): 49750508 Pfd. Sterl.

Das Neujahrsfest in Buchara.

Von Dr. O. Heyfelder.

An demselben Tage, wo der gregorianische und der julianische Kalender Frühlingsanfang feststellen — am 9./21. März — begehen die Mohammedaner das Neujahrsfest und beginnt nach ihrer Rechnung ein neues Jahr. Es ist also ihre Jahreseintheilung ebenfalls auf genaue astronomische Beobachtungen gegründet. Daß sie aber das Jahr da anfangen lassen, wo wirklich der Jahrescyklus der Erscheinungen von Werden und Wachsen, Blühen und Reifen, Welken und Absterben in der Natur beginnt, scheint auf einen direkten Zusammenhang ihres Lebens und Fühlens mit der Natur, auf einer feinen und richtigen Beobachtung der Gesetze alles Seins zu beruhen. Denn mit diesem Zeitpunkte beginnt für unsere Erde eine neue Phase, wenn die Sonne ihr wieder näher kommt, ihre belebenden und erwärmenden Strahlen länger auf ihr weilen, so daß das pflanzliche und thierische Leben neu sich zu regen anfängt. Diesen Beginn

des Frühjahres oder des Sonnenjahres begehen alle Völker auf ihre Weise festlich. Bei den Mohammedanern fällt es, wie gesagt, zusammen mit dem offiziellen Anfang des Jahres, dessen Beziehung vielfach an das Frühlingsfest, besonders aber an gewisse Gebräuche der christlichen Ostern erinnert.

Die Mohammedaner schlachten zum Neujahr ein Lamm oder Schaf, wie die Juden und orientalischen Christen insgesammt das Osterlamm schlachten. Dieser Gebrauch ist aber nicht spezifisch für die beiden genannten Feste, sondern für alle orientalischen Festtage. Denn erstens ist es das in Asien am meisten verbreitete Herdenthier, also stets zur Hand, zweitens die gebräuchlichste Fleischspeise. Wenn ein Kind geboren ist, so gratuliren die Nachbarn durch haufenweise Besuche des Hauses sowie durch Tänze und Feste. Wenn der Vater hierauf dankbar seine Nachbarn einladet, so schlachtet er ihnen nach ihrer Zahl und seinem Reichthum ein oder mehrere Schafe. So haben wir es in Buchara selbst erlebt und mitgemacht. Kommen Gäste an, so wird ihnen zu Ehren im Kaukasus wie in Mittelasien ein Schaf geopfert, dessen Kopf und Fettschwanz als besondere Ehrenstücke den Vornehmsten unter den Gästen geboten werden. Das fette Kalb, welches bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes geschlachtet wurde, war vielleicht in Wirklichkeit auch ein Lamm oder Hammel. Ein Geschenk an die persischen Eisenbahnarbeiter der Kaspi-Bahn ist meistens ein Schaf, der Preis für die bucharaschen Wettrennen ein schwarzer Hammel; das alljährliche Quellenopfer bei den Teke-Turkmenen ein schwarzes Lamm. O fons Bardusine splendidior vitro cras doraberis hoedo. Ueberall im Osten und im Süden, in der Alten und der Neuen Welt kehrt das Opfer eines Lammes oder Hammels wieder. — Andere Ostergebräuche der Bucharen erscheinen eigenthümlicher. Vor allem eigenartig muthete uns die Sitte an, den Kindern aller Altersstufen und beider Geschlechter mit Lehmlösung die Stirne und beide Wangen zu betupfen und den vertrockneten Erdflecken unabgewischt während des ganzen Tages bestehen zu lassen. Wohl erinnerte es uns einerseits an den christlichen Gebrauch, nach welchem der Aschermittwoch gemeint ist, nämlich die Stirn der Gläubigen in der Kirche mit Asche zu betupfen und sie an die Asche zu erinnern, zu welcher sie wieder werden müssen. Aber die Bedeutung ist eine andere. Andererseits hat dieser fingerspitz-große Lehmfleck auf der unteren Stirnhälfte fast zwischen den Augenbrauen eine gewisse Analogie mit dem gelben oder goldenen Oval oder Flämmchen, welches die Indier an derselben Stelle auf der Stirne tragen, aufgemalt, aufgeklebt oder aufgebrannt, wie einzelne behaupten. Je nach der Gestalt und Größe (Ring, Strich, Eirund, Flamme) bezeichnet es verschiedene Grade ihrer Dignität und entspricht wohl ursprünglich dem Symbol des Lichtes oder Feuers, das die Anhänger Zoroaster's verehrten. Ein alter, erfahrener und nicht ungebildeter Kirghise belehrte mich auf meine Frage dahin, daß allerdings allen Kindern am Neujahrsmorgen diese Bestreichung mit befeuchteter Erde an Stirn und Wangen gemacht, und sie dabei erinnert werden, daß die Erde alles Gute und Nützliche ihnen bringe: das Getreide, die Obstfrüchte, die Bäume, die Gewächse überhaupt. Die Bucharen selbst erwiderten auf mein wiederholtes Fragen nach der Bedeutung dieser Sitte nur, das werde immer so gemacht, wie sie in Beantwortung unserer Fragen nach ihrem Sein und Treiben stets große Zurückhaltung beobachten.

Vollkommen in Uebereinstimmung mit den christlichen Ostergebräuchen ist ihr Feilbieten und Ausstellen von gefärbten Eiern, deren vorwiegend rothe, aber auch weiße und roth gefleckte wir auf dem Bazar an allen Ecken und Enden trafen. Auch vielen Bucharen begegneten wir, die ein solches rothes Ei in der Hand trugen. Dabei darf wohl daran erinnert werden, daß das Ei zu allen Zeiten und bei allen Völkern als Symbol des Frühlings und des Werdens, als Mikrokosmus der Welt und der Erde betrachtet und verwandt worden ist. — In den zahlreichen Lichterbuden hingen am Neujahrsmorgen und auch schon am Vorabend bunte Lichter, d. h. kleine Talglichter mit rother Farbe und Flittergold verziert. — Der Blumenschmuck in verschiedenen Läden und Garküchen war theils ein künstlicher, theils ein natürlicher. Theils zum Verkauf, theils als Schmuck im Fruchtladen oder in der offenen Speisewirthschaft waren große runde Bouquets oder einzelne Zweige von Papierblumen ausgestellt. An den Farben der Blumen sah man, daß es ihr eigenes Kunstprodukt war, denn sie trugen durchaus die an ihren Teppichen und Seidenstoffen vorherrschenden Nüancen: Krepproth, Indigoblau, Safrangelb. Die Bouquets sind große runde Radbouquets, wie sie zur Zeit des „Second Empire" in Europa Mode waren und wie sie die bucharischen Gärtner im Sommer aus wirklichen Blumen zusammenstellen. In einzelnen Läden standen in großen irdenen Töpfen blühender Goldlack und große, perennirende Levkojen. Auch in vielen Auslagen in den Läden von Viktualien oder Obstbuden waren künstlich entwickelte Getreidekörner in Gestalt runder Kuchen oder Körbchen ausgestellt. Man füllt einen Teller oder ein Körbchen mit Weizen oder Gerste und läßt sie unter dem Einfluß von Nässe und Licht treiben. Die Wurzelfasern bilden einen verfilzten Kuchen von der Gestalt des Gefäßes und die Oberfläche ist ein Rasen en miniature. Das Ganze wird zum Feste aus seiner Schale gehoben und auf einem Dreifuß oder einer Metallplatte zwischen dem Konfekt oder anderen Dingen aufgestellt. Diese symbolische Darstellung der verjüngten Erde wird von den orientalischen Christen des Kaukasus zu Ostern ebenfalls angewandt und dient zuweilen als Unterlage für die Ostereier.

In einzelnen Garküchen bemerkten wir einen Aufbau von schichtenweise übereinander gelegten, fein geschnittenen gelben, weißen und rothen Stäben, dessen Spitze ein bunter Papierblumenstrauß bildete. Die Spaziergänger aber trugen theils in der Hand, theils hinter den Ohren, theils im Turban einen Blüthenzweig — bald rosenrothe Mandel- und Pfirsichblüthen, bald weiße Aprikosen- oder Pflaumenzweige.

Die Menschen selbst waren geputzt und trugen sich noch bunter als gewöhnlich. Die Frauen freilich, die in unseren Ländern das Vorrecht heller, freundlicher Gewänder haben, erscheinen wie immer mit der schwarzen Schleiermaske und den Umhängen von gedämpften Farben. Die Männer dagegen hatten außer den glänzend weißen Turbans, so weit sie es vermochten, neue Chalate in lebhaftem Gelb, Grün, Roth an. Besonders festlich waren die Kinder gekleidet, einzelne sogar in Goldbrokat und während sie gewöhnlich nur das kleine tatarische Käppchen (eine Art von Cerevismützchen) tragen, so hatten viele ungeheure Turbans — rothe, blaue oder weiße — auf dem Kopfe, was allerdings manchem etwas grotesk steht. Kleine Mädchen, mit blauschwarzgemalten Augenbrauen, rothen Stirnbändern und Blüthenzweigen an jeder Schläfe, in rothen Hosen und Hemden sahen sehr festtäglich aus.

Vom frühen Morgen an füllten die geputzten Menschen die Gassen und die aufs Land führenden Straßen. „Aus dem dunklen finstern Thor dringt ein buntes Gewimmel hervor." Vor den Thoren hielten Hunderte von gesattelten Eseln. Man miethete solche, um an einen Wallfahrtsort, auf ein Dorf oder an die 14 Werst entfernte Eisenbahnstation zu reiten. Man feilschte erst lange mit dem Besitzer oder Treiber. Endlich ward man einig und besiegelte

den Handel durch Handschlag. Eine Gruppe von Leuten reitet dann mit einander in bedächtigem Schritt oder lebhaftem Trab, der Eselstreiber, meist ein junger Bursche, den Stock in der Hand, läuft wie ein Merkur im gleichen Tempo nebenher. Auf den erhöhten Steinen zwischen den grünenden Saatfeldern sieht man abseits vom Hauptstrome Frauengruppen lustwandeln. Unter grünen Weidenbäumen oder vor einem Landhause sitzen auf ihren Fersen beschauliche Turbanträger und schauen ins Blaue. — Besonders malerisch ist das Bild der am Abend zur Stadt zurückströmenden Menge. Reiter, Fußgänger, ledige Saumthiere kommen einzeln oder in Haufen vom Lande zurück, fast alle den Blüthenzweig in der Hand oder auf dem Turban. Manchmal sitzt Vater, Mutter und Kind auf einem ihrer großen weißen Esel oder auch auf einem schmächtigen Gaul, der im Paßgang oder Trabschritt ruhig und leicht seine Last trägt.

Die Arbeit ist nicht ganz eingestellt. Wir sahen Kameelkarawanen und Lastfuhren auf den großen zweiräderigen Arben sich durch den vom häufigen Regen aufgeweichten Lehmboden arbeiten. Maurer und Tüncher, mit ihren Werkzeugen und den Spuren ihrer Beschäftigung, schreiten zwischen den Spaziergängern zur Stadt. Die Bazare sind nur zum Theil und meist nur Morgens geöffnet gewesen, und zum ersten male innerhalb von acht Monaten sehen wir sie menschenleer. Die Garküchen, die Theeläden, die Konditoren hatten nicht geschlossen; aber die Dienstboten hatten ganz wie in Europa darauf bestanden, den Festtag durch Nichtsthun oder einen Spaziergang zu heiligen. Auch die persischen Erdarbeiter an der transkaspischen Eisenbahn hatten einen halben Tag Befreiung von der Arbeit erhalten.

Im Ganzen hatte Stadt und Umgebung von Buchara an diesem Neujahrstage einen festlichen, bunten und angenehmen Eindruck auf uns Europäer gemacht.

Es verdient übrigens hervorgehoben zu werden, daß die primitivsten Dinge, wie Frühlingsfeste, Kinderspiele, Volksaberglauben u. dergl. am unverändertsten durch die Tradition auf unsere Zeit gekommen sind und bei allen Nationen eine gewisse Aehnlichkeit bewahren.

Zur Erforschung Brasiliens und seiner nördlichen und westlichen Nachbargebiete.

Abgesehen von Afrika giebt es wohl keinen größeren Theil der Erde, in dem noch so zahlreiche und wichtige Aufgaben geographischer Natur ihrer Lösung harrten, als Südamerika, im Speziellen das Innere Brasiliens nebst den daran grenzenden Nachbargebieten. Außer der eigentlichen Entdeckungsarbeit, die bisher theils nur oberflächlich betrieben, theils noch nicht in Angriff genommen ist, sind es fünferlei Hauptleistungen, die ausgeführt werden sollten, 1. die Feststellung des Flußnetzes sowie die Untersuchung desselben bezüglich der Brauchbarkeit der einzelnen Wasseradern für die Schiffahrt, 2. die kartographische Aufnahme, 3. die Erforschung bezüglich der natürlichen Bodenschätze (Mineralien und Pflanzenwelt) sowie bezüglich der Ansiedelungsfähigkeit, 4. das Studium der Eingeborenen in Verbindung mit ethnologischen Sammlungen, und 5. die Feststellung der Grenzen der betheiligten Staaten, über deren Ausdehnung noch vielfach völlige Unklarheit herrscht.

Nachdem derartige Arbeiten, früher begonnen, längere Zeit geruht hatten, sind dieselben in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten mit regem Eifer und vielfach günstigen, theilweise sogar überraschenden Erfolgen wieder aufgenommen worden. Und zwar sind es jetzt nicht nur, wie früher, Europäer und Nordamerikaner, deren Forschungseifer sich nach den ungeheuren Gebieten richtet, sondern auch die Angehörigen der einheimischen Staaten haben, theils auf eigene Faust, theils von ihren Regierungen unterstützt oder veranlaßt, manchen schätzenswerthen Beitrag zur Geographie und Wirthschaftskunde des inneren Südamerika geliefert. Diese neueren Leistungen wollen wir im Folgenden etwas näher skizziren.

Beginnen wir damit im Nordosten Brasiliens, so war es der Franzose H. Coudreau, der im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums die Grenzdistrikte zwischen dem französischen Guyana und Brasilien sowie die brasilianischen Provinzen Pará und Amazonas bereiste. Wie er in einem kürzlich erschienenen Werke, betitelt „La france équinoxiale“, berichtet, liegt zwischen Guyana und Brasilien ein mehrere Hundert Kilometer breiter und stellenweise über den Aequator hinausreichender Landstreifen, über den man sich gelegentlich der letzten Grenzverhandlungen in den Jahren 1853 bis 1856 nicht einigen konnte, so daß er eigentlich herrenlos wäre, wenn nicht Brasilien im Jahre 1860 in dem Distrikt Apurena, zwischen den Flüssen Tartarugal und Araguary, eine Militärkolonie, namens Pedro II., angelegt und dadurch faktisch Besitz davon ergriffen hätte. Die Atlanten schreiben nun zwar das Land bis an den Fluß Oyapok und an das Tumac-Humacgebirge dem Kaiserreich Brasilien, speziell dessen Provinz Pará zu, aber thatsächlich kann man selbst auf genaueren Karten keine brasilianische Niederlassung mehr vorfinden, vielmehr besteht am Flusse Canany eine Art unabhängiger Republik, die nach Coudreau bald an Frankreich fallen dürfte. Was die beiden brasilianischen Provinzen Pará und Amazonas anbetrifft, so haben sie auf ihrem ungeheuren Areal (1 149 712 und 1 897 020 qkm, also beinahe viermal größer als das Deutsche Reich) eine äußerst schwache Bevölkerung. Jedoch ist letztere, wie die folgenden Angaben zeigen, in einer allmählichen, wenn auch schwachen Zunahme begriffen. Der Census vom 1. August 1872 ergab nämlich für Pará 247 779, für Amazonas 56 631 Bewohner (an Brancos, Pardos, Pretos und Cabocos, also ohne Einschluß der wilden Indianer); 1879 bezw. 1882 zählte man 343 511 und 80 942 Seelen; Coudreau endlich rechnet für 1883 450 000 und 150 000 Köpfe, wobei jedoch nicht gesagt ist, ob mit oder ohne die wilden Indianer; wahrscheinlich hat man aber das erstere anzunehmen. Jedenfalls ist die Bevölkerung äußerst dünn gesäet, denn auf je 100 km kommen in Pará 31, in Amazonas aber gar nur acht Bewohner! Immerhin aber ist es charakteristisch, daß selbst in diesen menschenarmen Gegenden ein nicht unbeträchtlicher Betrag von Nichtbrasilianern vorhanden ist; im Jahre 1872 waren es zusammen 8728, darunter 69 Deutsche, 223 Franzosen, 149 Engländer, 49 Italiener u. s. w. Nach Coudreau würde sich bis 1883 die Zahl der Franzosen auf

600 gehoben haben, die meist als Kaufleute, aber auch als Ackerbauer und Industrielle thätig sind. Auch in wirthschaftlicher Beziehung hat ein entschiedener Fortschritt stattgefunden; das zeigt schon der Werth der Ausfuhr, die im Jahre 1885 gegen 200 Millionen Mark betrug (gegen 20 Millionen Mark anfangs der sechziger Jahre). Wie früher, bildet auch gegenwärtig den Hauptgegenstand der Kautschuk, mit dessen Gewinnung von der in allen Lagen vorkommenden Siphonia elastica (Hevea guianensis) sich etwa 80 000 Menschen beschäftigen. Man macht dabei Einschnitte in die Bäume, und mittelst darunter befestigter Gefäße fängt man die ausfließende Milch auf. Diese wird dann in einem großen Behälter gesammelt, in den ein mit Thon oder Lehm bestrichenes Holz getaucht und dann über einem stark qualmenden Feuer getrocknet wird. Durch Wiederholung dieses Prozesses entsteht Lage über Lage, bis schließlich die ganze Masse aufgeschnitten und vom Holze entfernt wird. Die Provinz Pará, deren Ausbeute in den Jahren 1857 bis 1882 von 16 700 auf 102 000 Millionen Centner stieg, liefert die reichliche Hälfte alles in den Handel kommenden Kautschuks und erzielte im Jahre 1882 dadurch einen Verkaufswerth von 75 Millionen Mark.

In der Provinz Amazonas liegt das Arbeitsfeld des Brasilianers J. B. Rodriguez, der in den Jahren 1883 und 1884 das Gebiet des Rio Jauapery, eines nördlichen Zuflusses des Rio Negro, bereiste und ermittelte, daß derselbe nicht aus Nordosten, sondern genau aus Norden kommt, und daß dessen Mündung in den Rio Negro beinahe einen Grad weiter nach Westen, als unsere Karten angeben, zu liegen kommt. Zugleich gelang es ihm, die Crichanas-Indianer, welche früher einer venezuelanisch-brasilianischen Grenzkommission den Eintritt in ihr Gebiet verwehrt hatten, zu besuchen und sie zur Wiederanknüpfung der früher bestandenen Handelsbeziehungen mit den Weißen zu veranlassen. Das von J. B. Rodriguez veröffentlichte Werk führt den Titel: „Rio Jauapery, Pacificaçao dos Crichanas“ (Rio de Janeiro, 1885).

So sind wir dem Forschungsgebiete des böhmisch-deutschen Reisenden Richard Payer, des Bruders des berühmten Polarfahrers Julius Payer, nahe gekommen. Richard Payer, der bereits vor Antritt seiner letzten großen Expedition (1882 bis 1887) eine dreijährige Reise am Amazonas, Rio Negro und Rio Purus ausgeführt hatte, verfolgte ursprünglich den Plan, den Orinoko hinaufgehend, zunächst die Lage von dessen Quellen astronomisch festzustellen und dann in die unbekannten Gegenden zwischen Venezuela und Brasilien einzudringen. Er gab aber diese Absicht bald auf und wandte sich im Jahre 1882 zuerst nach Manaos. Ueber diese Stadt, die nahe der Mündung des Rio Negro in den Amazonas liegt, hat er in seinen Briefen mehrfache und zwar nicht eben erfreuliche Mittheilungen gemacht. „Die Bevölkerung von Manaos“, heißt es unter anderem, „wird schon seit Monaten durch Krankheiten decimirt. Es grassiren Blattern und Fieber selbst noch in den entferntesten Urwaldstrecken; einzelne Nebenflüsse sind vollkommen verödet, denn die Ueberlebenden laufen davon. Es ist lächerlich, wenn die Regierung da noch Kolonisationsgedanken hegt; diese nördlichen Provinzen Brasiliens können nie Ackerbau treiben, und deutsche Kräfte würden sich umsonst hier abmühen.“ Von Manaos aus ging R. Payer zunächst den Rio Negro hinauf und gelangte in 23 Tagen auf einem von acht Makusi-Indianern geruderten Fahrzeuge nach Porto de Carboeira, das an der Mündung des von Norden herkommenden Rio Branco in den Rio Negro liegt; auch in diesen Gegenden herrscht die Gummi- und Kautschukgewinnung (15 kg bringen 40 Mk.) dermaßen vor, daß andere Beschäftigungen, zumal der Ackerbau, darüber vernachlässigt werden. „Hierdurch steigen die Lebensmittel zu unerschwinglichen Preisen; Faulfieber decimiren die Bevölkerung.“ Von Porto de Carboeira befuhr R. Payer erst mit kleinem Dampfer, später mit Kanu und Indianern vom Stamme der Purucutu den Rio Branco und erreichte als äußersten Punkt im Norden den Rio Tacutu an der Grenze des britischen Guyana. Nach beendeter Aufnahme der Situation kehrte er in das Flußthal des Parime und Urariquera zurück, unter den halbwilden, nackten Purucutus sich aufhaltend und mit dem Gedanken beschäftigt, über die zahlreichen Kaskaden der westlichen Zuflüsse des Rio Branco nach deren Quellen bis an den Ursprung des Orinoko vorzudringen. Aber die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Unternehmen entgegenstellten, waren zu groß, und es blieb daher nichts übrig, als über den Rio Branco und Rio Negro nach Manaos zurückzukehren, wo wir den Reisenden Anfangs 1884 vorfinden.

Nun wandte R. Payer seine Aufmerksamkeit dem Westen zu, mit der Absicht, aus dem schwülen Luftozean des Stromnetzes des Amazonas der Bergwelt der Anden zuzustreben. Auf der großen Wasserstraße des Marañon und des Ucayale sich vorwärts bewegend, erreichte er am 29. Januar 1886 den Fluß Tamaya in Peru, der, von Osten kommend, bei etwa 8° 30′ s. Br. in den Ucayale fällt. In diesen Gegenden leben die gefährlichen Cassibos-, die Remos- und die Silsivos-Indianer, letztere sind zwar zugänglich, bieten aber dem Europäer einen schaudererregenden Anblick dar. „Diese gelben grinsenden Gestalten malen Gesicht und Hände blau, verzieren die Arme und Hände mit Thierzähnen und Glasperlen, und das darüber zusammenwachsende Fleisch, sowie die in der Nasenscheidewand klimpernde Silberplatte verleihen der Menschenfigur, die noch obendrein an fast allen Körpertheilen mit Arabesken bemalt ist, einen diabolischen Anstrich von Scheußlichkeit.“ Ihre Sprache ist lebhaft, ihr Benehmen zudringlich, ihre Kleidung besteht aus einem ponchoartigen langen Hemde von grobem, selbstgewebtem Baumwollenstoff. Interessant, wenn auch nicht erfreulich, sind R. Payer's Mittheilungen über die vereinsamte deutsche Kolonie Poguse, am Rio Palcagu etwa unter 10° südl. Br. gelegen. Für diese armen Deutsch-Oesterreicher hat Pura gar nichts gethan; seit 25 Jahren, ohne jede Verbindung von der Scholle Erde lebend, auf denen man ihnen goldene Berge versprochen hatte, „sind sie auf den eigenen Verbrauch ihrer Erzeugnisse angewiesen, gegenwärtig von der Geldnoth des Landes heimgesucht und von revolutionären Banden umschwärmt.“ Aus diesem Grunde machten sich in neuerer Zeit Angehörige der Kolonie Poguse nach dem Ucayale auf, um Geld durch Kautschukgewinnung zu verdienen, aber viele starben unterwegs. Von Puccalpa am Ucayale setzte R. Payer seine Reise auf den Quellflüssen des Amazonas fort; besonders interessant war die Fahrt, welche ihm Gelegenheit gab, aus dem Rio Pachitea, einem westlichen Zufluß des Ucayale, in dessen Tributär Rio Palcazu, und zwar bis zur Mündung des in letztere sich ergießenden Chuchuros, vorzudringen. Es gelang ihm, den Lauf der bereisten Flüsse aufzuzeichnen, die vorhandenen Namen sicher zu stellen, sowie bisher fehlende Zuflüsse und alle Inselgruppen nebst den gefährlichsten Strömungen zu notiren. Der Grund, warum dies Gebiet von Forschern bisher gemieden wurde, ist in dem Vorhandensein der gefährlichen, wegen ihres Kannibalismus verrufenen Cassibos-Indianer zu erblicken, die längs dem Rio Pachitea ihre Wohnsitze haben. Außer diesen verdienen noch die Lorenzos- und Pampas-Indianer Erwähnung, von denen die letzteren den Eindruck der Harmlosigkeit machen.

Von den Quellenflüssen des Amazonas reiste R. Payer nach Lima. Auf der Rückreise von da nach Brasilien gelang es ihm zum zweiten male, auf leicht gezimmerten Balsen die

Strömungen der Flüsse mit Erfolg durchschneidend, das Gebiet der Cassibos weiter zu erforschen, mehrere heiße Quellen zu entdecken und die bei der Auffahrt begonnenen Karten zu vollenden. Bei der Reichhaltigkeit und vielfachen Neuheit des durch die eben skizzirten, so umfangreichen Reisen gewonnenen Materiales wird man den endgültigen Veröffentlichungen des Herrn R. Payer mit großer Spannung entgegensehen dürfen.

In dem oberen Stromgebiete des Amazonas sind außer R. Payer noch zwei andere Männer thätig gewesen. G. P. James, ein englischer Zuckerplantagenbesitzer von Chanchamayo in Peru, hat ungefähr auf demselben Wege wie R. Payer Südamerika durchquert. Von San Louis im Cerro de la Sal ging er längs des Laufes des Rio Pancartambo zum Rio Palcazu, folgte diesem bis zur Einmündung des Pichis, wo er den Namen Pachitea empfängt, und gelangte so zum Ucayale. James bestreitet übrigens die Schiffbarkeit des Palcazu, hält dagegen den Pichis auf weite Strecken für befahrbar. M. Monnier, der von Truxillo aus quer über das Gebirge bis zum Huallaga vorgedrungen war, untersuchte im Jahre 1886 die Zuflüsse des oberen Amazonas von der Faktorei San Lorenzo bis zur Grenze der Schiffbarkeit bei Borga. Den Pastassa verfolgte er weiter, als dies Ch. Wiener seiner Zeit gethan hatte, nämlich bis zum Huagaza; auch nahm er den See Rimachuna und mehrere der ihn speisenden Gewässer auf. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die neuesten „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde“ zu Halle enthalten eine Reihe von interessanten Beiträgen zur deutschen Landeskunde, so namentlich eine geologisch-geographische Charakteristik des Saalthales bei Halle von V. Steinecke; eine ebensolche sehr eingehende der Mansfelder Seen von W. Uhle; eine topographische Beschreibung des Helmegau von K. Meyer und R. Rackwitz ꝛc. Aehnlich hat vorwiegend landeskundlichen Inhalt der letzte „Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald“, in dem von Dr. A. Gülzow die Temperaturverhältnisse von Putbus, von Professor Rudolf Credner das Seebärphänomen der westlichen Ostsee, und von Professor Rudolf Virchow das altrügianische Haus behandelt werden. Nur Dr. W. Deecke's Abhandlung über den Lukriner See bezieht sich auf einen außerdeutschen Gegenstand. Die „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena“ enthalten in ihrem landeskundlichen Theile eine Abhandlung von K. Hassert über den Oberlauf der thüringischen Schwarza, und in ihrem missionsgeographischen Theile einen Reisebericht von R. Baron aus Madagaskar, einen solchen von H. Sundermann aus Nias und „zoologische Miszellen aus der Südsee“ von W. W. Gill.

Asien.

— Nach dem Berichte des englischen Konsuls in Bangkok, E. B. Gould, war der Ausfuhrhandel des Königreichs Siam im Jahre 1887 viel bedeutender als in den Vorjahren, namentlich was den Reis — den Hauptausfuhrartikel des Landes — betrifft. 1884 verschiffte man bis jetzt den höchsten Betrag, nämlich 274000 Tonnen, 1887 bezifferte sich die Ausfuhr aber auf 402000 Tonnen (im Werthe von mehr als 38 Millionen Mark). Teakholz war der zweite Haupt-Exportartikel. Von der Gesammtausfuhr des Hafens von Bangkok (im Jahre 1887 circa 52 Millionen Mark gegen 35 Millionen Mark im Jahre 1886 und 32 Millionen Mark im Jahre 1885) richtete sich der weitaus größte Theil nach Hongkong (57 Prozent) und Singapore (gegen 30 Prozent).

— Tigernoth auf Java. Nachdem schon im Jahre 1882 die Bevölkerung eines im Südwesten der Provinz Bantam gelegenen Dorfes wegen der von den Tigern erfahrenen Belästigung auf eine der Küste nahe gelegene Insel verzogen war, scheint jetzt die Lage der Eingeborenen in einzelnen Theilen der genannten Provinz — wie der den Generalstaaten kürzlich vorgelegte Kolonialbericht mittheilt — ganz unhaltbar zu werden. Nicht weniger als 61 Menschen (die Bevölkerung beträgt nicht ganz 600000 Seelen) sind im Laufe des Jahres 1887 ein Opfer der Tiger geworden, und wegen der von diesem Raubzeng drohenden Gefahr ist bereits der Vorschlag gemacht worden, die Bevölkerung der am meisten heimgesuchten Dörfer nach Gegenden zu versetzen, wo man weniger Tiger trifft, und wo Gelegenheit besteht, Reis auf Sanias (künstlich bewässerten Feldern) zu bauen, während sie jetzt durch den von ihr an der Grenze der Wildniß getriebenen Raubbau selbstverständlich mehr bloßgestellt ist. Die Bewohner scheinen übrigens wenig geneigt zu sein, oder nicht den Muth und die Mittel zu besitzen, etwas zur Ausrottung der Tiger zu thun, trotzdem daß die auf Vertilgung der Raubthiere gesetzten Prämien ansehnlich und was einen Königstiger betrifft, 1888 aufs neue und zwar bis auf 200 fl. erhöht sind. Die Abneigung der Bevölkerung, die Tiger zu bekämpfen, hängt wohl zum großen Theile mit ihrem Aberglauben zusammen, der ihnen verbietet, diese Thiere anzugreifen, so lange dieselben noch keinen Schaden angerichtet haben; überdies aber ist es auch schwer, da Schußwaffen in jenen abgelegenen Gegenden zu den Seltenheiten gehören oder vielmehr jetzt, nachdem der Aufruhr in Tjilegor kürzlich dort stattgefunden hat, ganz verschwunden sind.

Australien und Polynesien.

— In Gesellschaft von zwei englischen Goldsuchern hat der Missionar P. Verius im Oktober 1888 eine dritte Reise in dem Gebiete des St. Josephsflusses in Britisch-Neuguinea unternommen. Von der Yule-Insel aus begab sich der genannte Herr zunächst nach dem östlichen Mündungsarme des Flusses (dem Butsa), und dann ging er an seinem Nebenflusse Oroi aufwärts, um über den Hilda-River zum Hauptflusse zu gelangen. Auf diesem weit stromauf vorzudringen, um sein Quellgebiet zwischen der Owen-Stanley- und der Yule-Kette kennen zu lernen, erwies sich als unmöglich, und deshalb wurde auf einem Bambusfloße die Rückreise angetreten. Dieselbe war zum Theil durch Stromschnellen sehr gefährlich. Gold wurde an verschiedenen Stellen im Flußsande gefunden, und einer der beiden Goldsucher, namens Cameron, versuchte infolgedessen eine zweite Fahrt,

litt aber dabei Schiffbruch und stieß auch zugleich auf Feindseligkeiten bei den Eingeborenen, so daß er sich gezwungen sah, den Plan aufzugeben.

Polarregionen.

Der den Lesern des „Globus“ wohlbekannte französische Reisende Ch. Rabot, über dessen Lapplandfahrten wir unlängst berichtet haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 38 ff.), hat im verflossenen Sommer Gletscherforschungen in Grönland angestellt, und dabei die von den skandinavischen Forschern allgemein vertretene Ueberzeugung in sich befestigt, daß die gegenwärtigen lappländischen Gletscher nur sehr dürftige Ueberreste des ehemaligen skandinavischen Inland-Eises sein können. Am eingehendsten beobachtete er den Gletscher von Jakobshavn, der in den letzten Jahren in beständigem Vorrücken begriffen war, und der heute mit seinem unteren Ende 3 km weiter abwärts reicht als 1878, wo Lieutenant Hammer ihn besuchte. Bezüglich des Treibeises konstatirte Rabot die häufig beobachtete Thatsache, daß dasselbe nur in sehr seltenen Fällen Gesteinsschutt auf seiner Oberfläche forträgt. Er beobachtete solchen nur in einem einzigen Falle. Nebenbei wandte der Reisende auch dem Leben und Treiben der heutigen Eskimo seine Aufmerksamkeit zu.

Bücherschau.

— Dr. Robert Keller, Die Blüthen alpiner Pflanzen, ihre Größe und Farbenintensität. Basel 1887. B. Schwabe. (Oeffentl. Vortr. IX, Heft 7.)

Jedem Besucher der Alpenmatten fällt die Farbenpracht im großblumigen Rasen auf; die biologische Wissenschaft fordert dafür vergleichende Belege und Zurückführung auf maßgebende Ursachen. Hiermit beschäftigt sich Verfasser, der in der Schweiz zu Hause ist, auf Grund der Literatur und eigener Studien. Letztere zeigen, daß viel weniger die absolute als die relative Größe der Blüthen in der Alpenregion sich steigert: während Blätter und Stengel zusammenschrumpfen, behalten die Blüthen im allgemeinen die Größenverhältnisse der tieferen Regionen bei und werden dadurch um so auffälliger. Dies schreibt Verfasser dem züchtenden Einfluß der Insekten zu, deren Artenzahl zwar auf den Alpen mannigfaltig, aber deren Individuenmenge und Sammelzeit doch ungleich spärlicher ist als im Thale. Hinsichtlich der Farbe zeigt sich eine Zunahme von Roth, eine Abnahme von Weiß und Gelb in der Alpenregion.

— Dr. W. Junker's Reisen in Afrika. Lieferung 1 und 2. Wien und Olmütz 1889. Eduard Hölzel. — Durch die Lektüre dieser ersten Lieferungen des Junker'schen Reisewerkes haben wir den Eindruck gewonnen, als handele es sich dabei um eines der bedeutendsten Reisewerke, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind. Junker bekundet darin nicht bloß eine scharfe Beobachtungsgabe, sondern auch eine ungewöhnliche wissenschaftliche Vorbildung, und die Art seiner Darstellung ist elegant und packend zugleich. Da der in dem Buche behandelte Stoff durch die Stanley- und Emin-Pascha-Frage von dem höchsten aktuellen Interesse ist, so bedauern wir nur, daß dasselbe nicht gleich fertig vorliegt, sondern daß wir auf seine Vollendung zwei volle Jahre warten sollen.

— Siegmund Günther, Johannes Kepler und der tellurisch-kosmische Magnetismus. Wien und Olmütz 1888.

Einer der genialsten Männer aller Zeiten war ohne Zweifel Johannes Kepler. Seine bahnbrechenden astronomischen Arbeiten sind allgemein bekannt. Minder bekannt ist jedoch, daß der große schwäbische Gelehrte auch andere Wissenschaften, z. B. die Meteorologie und Geographie, in hervorragender Weise gefördert hat. Nachdem ein Franzose, Major Henri Brocard in Grenoble, die meteorologischen Leistungen Kepler's gebührend gewürdigt hat (Essai sur la méteorologie de Kepler), ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auch die bedeutsamen Aeußerungen Kepler's über den tellurisch-kosmischen Magnetismus in das rechte Licht gesetzt werden. Es geschieht dies in der vorgenannten Arbeit, welche in dem dritten Bande der von Prof. A. Penck herausgegebenen „Geographischen Abhandlungen“ enthalten ist. Sie zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Lehre vom Erdmagnetismus in der Zeit vor Kepler und giebt einen Ueberblick über die Anschauungen, welche die Chinesen, sowie die europäischen Gelehrten vor Kepler über den Erdmagnetismus hatten. Kepler kannte von den Schriften der letzteren kaum mehr als die des Petrus Peregrinus (1558) und William Gilbert's berühmte „Physiologia Nova“. — Der zweite Abschnitt bezieht sich auf Kepler's Studien über die erdmagnetischen Elemente und über die Lage der Magnetpole. Kepler hat den Begriff des magnetischen Meridians mit Schärfe definirt. Obwohl er über die Inklination noch nicht zu völliger Klarheit gelangt war, lieferte er doch ein zweckmäßiges Inklinatorium nebst einer Anweisung zum Gebrauch desselben. Ferner brachte er zu Deklinationsmessungen die alte Wasser-Bussole wieder zu Ehren, indem er sie durch mannigfache Verbesserungen auch zu genaueren Bestimmungen brauchbar machte. Seinen Versuch, durch theoretische Erörterungen die Lage der Magnetpole ausfindig zu machen, verwarf Kepler später selbst wieder und gelangte so zu der richtigen Erkenntniß, daß die Lage der Magnetpole nur durch direkte Beobachtung, besonders mit Hilfe der Inklinationsnadel, ermittelt werden könne. — Der dritte Abschnitt gewährt uns einen klaren Einblick in Kepler's Theorie der magnetischen Planeten-Achsen und der allgemeinen Anziehung. Obwohl dieses Problem in jener Zeit noch nicht spruchreif war, hat es doch Kepler mit großem Eifer verfolgt und durch seinen Scharfsinn in bedeutungsvoller Weise gefördert. Kepler kam dabei allerdings zu der irrigen Annahme, daß zwischen der allgemeinen Schwere und dem tellurisch-planetarischen Magnetismus kein wesentlicher Unterschied bestehe, weshalb er z. B. den freien Fall der Körper, sowie Fluth und Ebbe auf die magnetischen Anziehungskräfte zurückführte. Dabei hat jedoch Kepler das Wesen der Massenanziehung so richtig erfaßt, daß man vielfach seinen Anschauungen völlig zustimmen könnte, wenn er statt des Magnetismus die Schwere, und statt der Magnetnadel das Pendel in seine Arbeiten eingeführt hätte. So stand Kepler den großen Entdeckungen sehr nahe, welche 60 Jahre später Newton machte.

Wir schulden dem Verfasser, der zum Theil aus wenig bekannten Quellen schöpft und diese stets auf das sorglichste verzeichnet, Dank dafür, daß er uns ein so getreues Bild von Kepler's Leistungen auf dem Gebiete der Erdphysik entworfen hat. Des Verfassers reiche Belesenheit und völlige Vertrautheit mit dem hier behandelten Gegenstande tritt uns auf jeder Seite dieser Schrift auf das angenehmste entgegen.

G. L.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange.

Mitgetheilt von Hermann von François.

Das rege Interesse, welches seit der Entdeckung des Kongo, diesem gewaltigen Stromriesen zugewendet wurde, führte zur Entsendung zahlreicher Expeditionen, welche namentlich die Vervollständigung des hydrographischen Netzes Centralafrikas zum Ziele nahmen.

Stanley's unermüdlicher Thätigkeit gelang es im besondern, die Mündungen und einen Theil des Unterlaufes der linken Nebenflüsse des Kongo zu erforschen; andere Reisende passirten südlich desselben große Flüsse, die zweifelsohne dem Kongo tributpflichtig waren.

So waren Bruchstücke für das südliche Becken des afrikanischen Amazonas von vielen Seiten zusammengetragen, es fehlten aber noch die verbindenden Glieder, die mächtigen Lebensadern eines Putumayo, Caquetu und Rio Negro. Wollten Kultur, Wissenschaft und Handel jemals Erfolge im dunkeln Erdtheil erreichen, dann war es nöthig, diese Verkehrslinien zu öffnen und zu ebnen. In diesem Sinne hatte der König der Belgier eine Expedition zur Erforschung des Kassai unter Leitung des Lieutenant Wißmann entsendet, deren Erfolge vor kurzem unter dem Titel „Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885" der Oeffentlichkeit übergeben wurden.

In Anbetracht des bedeutenden Materials, welches die dreijährige Thätigkeit im Innern Afrikas lieferte, konnte das Reisewerk aber nur in möglichst knapper Form die Erlebnisse wiedergeben und mußte besonders der erste Theil der Reise von Hamburg bis Malange stiefmütterlich behandelt werden, obwohl er sehr viel Interessantes bot und den Reisenden einen klaren Blick in die Verhältnisse der portugiesischen Provinz Angola gestattete. Diese Lücke des Reisewerkes soll durch die nachfolgenden Zeilen ausgefüllt werden. Sie sind den Erzählungen und Tagebüchern des Geographen der Kassai-Expedition Curt von François entnommen.

Lassen wir den Reisenden selbst erzählen:

Der Abend des 14. November 1883 vereinte uns im Restaurant Dressel in Berlin das letzte mal mit den nächsten Anverwandten. Es war kein Freudenfest. Ein schwermüthiger Schatten der Trauer lagerte auf dem anscheinend heitern Deckmantel freundlicher Worte und froher Hoffnungen, und selbst zwischen aufheiternden Scherzen klang stets das treugemeinte und ernste „Gott befohlen!" der Zurückbleibenden hindurch. Sicher empfanden sie lebhafter die Trennung und gaben sich ernsteren Gedanken hin als wir, die wir in unseren Reisevorbereitungen und in der Spannung dessen, was wir erleben würden, einen hülfreichen Gedankenableiter fanden, und die wir wohl alle das zuversichtliche Vertrauen in uns trugen: Wir werden siegen!

Von Berlin ging es nach Hamburg, der Dampfer „Professor Woermann" nahm am 16. November uns und unsere Sachen an Bord, und bald sandten wir den Thürmen Hamburgs und bald auch dem vaterländischen Boden den letzten Gruß.

Meine nächste Beschäftigung galt einer Orientirung auf dem Schiffe, und dann ging ich daran, meine Kajüte möglichst angenehm einzurichten. Acht Wochen hindurch sollte ich ja hier Körper und Geist zur Ruhe betten, sage volle acht Wochen. Der Gedanke heimelte mich keineswegs an und ich fühlte so etwas von dem, was der Sträfling empfinden

muß, wenn er die ungebundene Freiheit mit dem Zwang seiner Zelle vertauscht.

Um 5 Uhr wurde zum Essen geschellt, die Passagiere fanden sich ziemlich vollzählig ein. Von den Herren der Expedition fehlte nur Lieutenant Franz Müller, welcher mit dem Rest unserer Sachen im Dezember nachkommen sollte.

Am 18. kamen wir in Sicht des stolzen Albion. Flüchtig ging die Fahrt an seinen Gestaden entlang. Bei Dover waren wir dem Lande so nahe, daß ich die Häuser deutlich unterscheiden konnte. Eine große Zahl Schiffe begrüßte uns in eilender Fahrt und war für mich gleichsam eine lebendige Illustration zu den staunenswerthen statistischen Aufstellungen des europäischen Welthandels. Beim Eintritt in dem Ozean empfingen uns als Sendboten Neptuns die ersten Delphine. In lustigem Reigen umkreisten sie das Schiff und schienen uns durch ihre drolligen Sprünge, die sie oft meterhoch vom blauen Element trennten, den Willkommengruß des mächtigen Meeresgottes darbringen zu wollen. Als das Wetter ungünstig wurde, verließen uns auch diese Wesen. Gegen 6 Uhr abends verschwand Holyhead unseren Blicken und mit ihm der letzte Zipfel Europas — für Jahre! — Ich war mit Himmel und Wasser allein.

Die folgenden Tage vergingen in jener vollkommenen Einsamkeit, wie sie nur Meer und Wüste kennen, ich war zum Nichtsthun verdammt und empfand ein lebhaftes Mitleid mit dem Beruf des Seemanns. Am 28. rief mich der Stewart, den ich mir zum Freunde hielt, auf Deck. Am Horizont wurden dunkle Bergmassen sichtbar. Allmählich traten sie deutlicher aus ihrem Nebelschleier hervor, und bald konnte ich die Contouren zweier Inseln unterscheiden: das vielzackige Eiland Porto Santo und Madeira. Wie verjüngt und neu gekräftigt steuerte „Professor Woermann" in voller Fahrt der Insel zu. Je näher wir kamen, desto lebendiger wurde das Interesse, desto erhebender das überwältigende, wahrhaft großartige Panorama. Gekrönt mit wildzerrissenen Bergen, deren Kuppen von Wolken umspielt wurden, und geliebkost von den schmeichelnden Wogen des Meeres, scheint Madeira Himmel und Meer gleichzeitig anzugehören. Ein wildes Chaos von hohen Felskuppen und tiefen Schluchten, von Wald und Wolken, schien die Insel nur der Wohnsitz von Kobolden und Unholden zu sein. Doch bald zeigte sich die fleißige Hand des Menschen. Zwischen Baum und Strauch lugten weiße zierliche Häuschen, wie Nester an den steilen Felswänden hängend, hervor. In den Thälern und auf den anmuthigen Hügelreihen zeigten sich üppige Mais- und Rebenfelder. Das schöne Bild gewann einen besonderen Reiz durch seinen Rahmen — das tiefblaue Meer, auf dem die Silberkuppen der gepeitschten Wellen in reizender Farbenharmonie spielten. Jetzt fuhren wir um einen scharfen Landvorsprung herum, und vor uns lag Funchal, die viel gepriesene schöne Kapitale Madeiras. 800 m vom Land ab gingen wir vor Anker. Noch ehe die Anker Boden faßten, näherten sich vom Strande in Blitzesschnelle eine Anzahl größerer und kleinerer Boote, um das Passagiergepäck in Empfang zu nehmen. Da aber die Zollbeamten wahrscheinlich gerade sehr wichtige Abhaltungen hatten, so mußten die vielen Boote, wie auch wir, in Geduld ausharren. Die jüngeren Boot-Insassen fanden deshalb den Zeitpunkt für geeignet, uns die Langeweile durch Tauchproduktionen, die sie wirklich meisterhaft vorzuführen verstanden, zu kürzen.

Nachdem denn endlich die Zollbeamten ihre Schuldigkeit gethan, gingen wir an Land, wo eine buntgemischte Menschenmasse Aufstellung genommen hatte, um ihre Neugierde zu befriedigen. Das ganze Treiben am Strande war in der That originell. Zwischen dem Menschengewühl bewegten sich Schlitten, von Ochsen gezogen, Damen in weißen Gewändern ließen sich in Sänften spazieren tragen, und Herren auf kleinen Ponys trabten, die Füße oft am Boden schleifend, die Promenaden entlang, hinterher in unermüdlichem Laufschritt der Rossebändiger. In unserm schönen Harz sind wir ja an solche Reiterfiguren hinreichend gewöhnt, sie gehören aber einmal zu den Bildern, die, wenn auch alt, stets neue Komik mit sich bringen. Die Thiere stehen mit ihren Reitern weder in Größenharmonie noch in Willenseinigkeit und sollen für Meister und Stümper reitbar sein. Auch ich saß bald auf einem solchen Opfer menschlicher Tyrannei. Die Umgegend Funchals steht dem vom Meere aus genossenen Panorama nicht nach; voll Blüthenpracht und Sonnenschein, voll duftender Gärten und hellgrün blinkender Plantagen könnte man hier in einem Meer von Wonne schwimmen, wenn die Bevölkerung dem Naturschauspiel einigermaßen angemessen wäre. Hunderte von barfüßigen zerlumpten Burschen lungern aber nichtsthuend auf den Straßen umher und belästigen den Fremden durch aufdringliches Betteln. Es that mir leid, daß ich mich nicht mit Kupfer versehen hatte, um schneller von dieser Inselplage loszukommen.

Noch an demselben Abend mußten wir an Bord zurück, und unter bengalischer Beleuchtung und Raketenregen, den uns die Deutschen der Stadt nachsandten, verließen wir abends 11 Uhr das herrliche Madeira. Am 30. näherten wir uns den Kanarischen Inseln und dem stolzen Aschenkegel des Pic von Teneriffa. Umgeben von zahlreichen Trabanten glitzerte der spitze Vulkankegel, einem mächtigen Eisblock gleich, durch die niedrig ziehenden Wolkenschichten hindurch, und lange zeigte er seine bläulichweiße Allongeperücke dem weitereilenden „Woermann". Der Abend war wunderschön. Der feurige Sonnenball tauchte am Horizont unter, der Himmel wechselte in den seltsamsten Farbenspielen, und das Meer ahmte in schmeichelndem Wellentanz seinem Geliebten nach. Die See ist in Wahrheit des Himmels Braut, sie trägt stets die Farbe des Geliebten in sich. Stundenlang saß ich und bewunderte den Zauber der Natur. Unter mir, das Schiff umwogend, das Leuchten des Meeres, über mir das Azurblau des Himmels mit seinem noch röthlich schimmernden Horizonte. Je weiter wir nach Süden fuhren, desto tiefer sank der Polarstern am nördlichen Horizonte, und das schöne Sternbild des südlichen Kreuzes stieg über dem dunkeln Spiegel des Ozeans empor. Der Fahrt folgte der mattsilberne Schweif unserer Bahn, in dem die Wellen lustig tanzten. Was Menschen sinnreich erschaffen und erdacht, nie wird es der göttlichen Schöpfung gleichkommen an fesselnder Anmuth und erhabener Schönheit. Was ist der Mensch der Allgewalt der Natur gegenüber? Wie schnell vergehen Generationen, wie schnell ist das Vergangene im Schoß der Vergessenheit begraben! Was bleibt von der Lebensarbeit des Einzelnen? Im besten Fall wenig! Etwas Familieninteresse in der nachkommenden Generation, bei Bevorzugten vielleicht noch in der zweiten, aber schon die dritte hört nur den Namen und empfindet ebenso wenig dabei, wie der Kannibale, dem Moral gepredigt wird.

Eine Welle sagt's der andern,
Ach so kurz ist dieses Wandern,
Und die zweite sagt der dritten:
Kurz gelebt, ist kurz gelitten.

Diese Strophe wollte mir nicht aus dem Sinn. Es war die höchste Zeit, daß ich meine Kajüte aufsuchte, die Allgewalt der Natur hatte mich tüchtig sentimental gestimmt.

Der 2. Dezember führte uns in die Tropenzone hinüber. Die Temperatur war erheblich gestiegen; indessen wirkte sie nicht ermattend auf mich, es stellte sich vielmehr ein vermehrter Appetit ein, den ich denn auch mit einem Durch-

einander von Obst: Bananen, Mangos, Apfelsinen, Aepfel u. dgl., die wir in Masse von Madeira mitgenommen hatten, befriedigte. An diesem Tage bemerkte ich die ersten fliegenden Fische. Vor einem raubsüchtigen Verfolger flüchtend, fanden sie in der Luft nicht immer Rettung, so mancher fiel den stets wachsamen und gierig zugreifenden Möven zur Beute. Da während der Nacht einzelne der seltsamen Fische auf Deck geworfen waren, so kam ich zu dem Vergnügen, mit ihnen nähere Bekanntschaft zu machen, und dann wanderten einzelne Flossen als erste Reisereliquie in den nächsten für die Heimath bestimmten Brief.

Am 3. Dezember gegen Mittag näherten wir uns der ziemlich einförmigen Küste Senegambiens. Sanft zum Meere abfallend, wird sie durch den gelblichen Streifen der Dünung von diesem getrennt und zeigt nichts als die gleichförmigen Blüthen der hellgrünen Savanne, die nur hin und wieder von dem lebhafteren Dunkelgrün der Baobabbäume unterbrochen werden. Vortheilhaft allein hebt sich Kap Verde mit seinem etwa 50 m hohen und scharf in das Meer vorstoßenden Felsstreifen ab. Auf seinem höchsten Punkte, hart am Meer gelegen, thront der Leuchtthurm. In der Nachbarschaft, leicht auf dem Höhenrücken zerstreut, liegen einige zu Dakar gehörende Baulichkeiten, die sich nicht unschön ausnehmen; aber erst bei Dakar selbst gewinnt das ganze Bild wieder menschliches Leben. Hier konzentrirt sich der afrikanisch-französische Handel der Westküste. Der Hafen, der den größten Schiffen Schutz bieten soll, macht einen wohlgeordneten Eindruck.

Um 4 Uhr nachmittags rasselten die Anker auf der Rhede von Goré in die klare Wassertiefe, und ich freute mich, die kleine Basaltinsel — den Wachtthurm der französischen Macht in Senegambien — kennen zu lernen.

Goré liegt 1200 m östlich von Dakar, ist vulkanischen Ursprungs und hat von Norden nach Süden eine Länge von 1 km und eine Breite von 400 m. Auf dem südlichen Theile der Insel befindet sich ein kleines Fort, welches den Ort um ca. 30 m überhöht, und im tiefer gelegenen Nordtheile steht die alte, mit 12 Geschützen armirte Citadelle, die neuerdings fortifikatorisch verstärkt worden ist.

Als ich am Spätnachmittag die Straßen der Stadt durchschlendere, fällt plötzlich ein schäbig aussehender Muselmann mit Ostentation vor mir nieder und beginnt stammelnd den Boden zu küssen. Ich vermuthe eine hartnäckige Bettelei, greife schnell in meine linke Rocktasche, wo ich seit den Erfahrungen von Madeira stets Kupfermünze trug, und reiche dem unermüdlich die Lippen bewegenden einen Sou hin. Dieser sieht mich anfangs erstaunt an, greift dann hastig nach dem Mammon und sinkt schnell wieder zum Knäuel zusammen, um die vermeintlichen Bettellaute in größerer Hast fortzusetzen. Einigermaßen empört über die Unbescheidenheit will ich mich überzeugen, ob denn noch ein anderer Spendelustiger in meiner Nähe steht, dem die Huldigung gelten könnte, da wird mir plötzlich alles klar. Allenthalben dasselbe Schauspiel: hier zwei, dort drei nebeneinander, baden sie ihr faltenreiches Gewand im Staube, und dort vor einer offenen Ladenthüre liegt ein ganz Fanatischer mit dem Gesicht nach Mekka gewendet, auf einer Kiste, wie das Schaustück auf dem Pfefferkuchenpacket — ob aus Rücksicht für sein neues Kleid oder um seinem Meister näher zu sein, lasse ich dahingestellt. Der Prophet hatte seine Gläubigen zur Andacht gerufen.

Nächst den Negern, die hier in allen Typen vertreten sind, ist der Moslem wohl am zahlreichsten, er ist das kaufmännisch und spekulativ belebende Element und überall am Platz, wo es zu handeln oder Geschäfte zu machen giebt. Tag für Tag sind die Handlungen geöffnet, es giebt keinen Sonn- oder Ruhetag; nur die Nachtruhe läßt sich keiner rauben, und dies war für uns um so mehr empfindlich, als wir am anderen Morgen nach Dakar übergesetzt sein wollten, um von dort die Bahn nach Rufisque zu benutzen. Leider war aber niemand bereit, uns in der frühen Morgenstunde hinüberzuführen. Die französische Regierung beabsichtigte damals den Schienenweg bis zur Gouvernementsstadt Senegambiens St. Louis zu verlängern. Der Bau sollte von St. Louis und Dakar gleichzeitig in Angriff genommen werden. Dort sollten 500 Italiener, hier ebenso viele Kru-Neger gegen einen Tagelohn von 6 Francs die Arbeit beginnen.

Unsere Bahnfahrt unter den Tropen war also frommer Wunsch geblieben, und so hieß es denn nach einer kurzen Morgenpromenade von neuem: an Bord. Bald dampften wir wieder an der langweiligen Küste, die in ihrer Monotonie nichts Fesselndes bot, entlang nach dem 4 Meilen südöstlich gelegenen Rufisque.

Der gute „Woermann" war sicher froh, heute mit einem so kurzen Tagewerk loszukommen; willig ließ er sich in dem schützenden Hafen zur Ruhe bringen, und schon eine Stunde später stand ich auf afrikanischem Boden, um mich her ein seltsames Gemisch schwarzer Gestalten. Es ist eine schwierige Sache, sich in dem Typen-Wirrwarr, der durch den regen Handel mit dem Inlande entstanden ist, zurecht zu finden, deshalb war es mir erwünscht, in der Person des Land und Leute kundigen Herrn Keller, einen ebenso liebenswürdigen wie interessanten Mentor anzutreffen. Unter der 5000 bis 6000 Köpfe starken Bevölkerung war der Negerstamm der Lebons vorherrschend. Neben dem muskulösen, breitschulterigen Kruneger sah ich den hochgewachsenen, schlanken, meist bärtigen Mauren, neben der hellbraunen, wohlgebauten und oft schönen Mulattin die tiefschwarze Schönheit des Innern. Durchweg fiel mir die stattliche Größe des weiblichen Geschlechts auf.

Mannigfaltig und interessant war die Bekleidung. Die Europäer, von denen sich etwa 30 bis 40 in Rufisque aufhalten, tragen zumeist Beinkleid, Hemd und Korkhut, die Mauren einen großen Talar, Turban und Sandalen, während der Neger sich mit einer Tuchbekleidung von den Hüften an abwärts begnügt. Kinder bis zu sechs Jahren gehen ganz wie sie Mutter Natur geschaffen hat. Auffallend waren die starken Leiber derselben, eine Erscheinung, die ich mit der vorzugsweise vegetabilischen Nahrung, die bei der ärmeren Bevölkerung in Hirse, Maniok, Erdnüssen, Bataten, Tomaten und Bananen besteht, in Zusammenhang zu bringen geneigt bin. Ist das Negermädchen 12 Jahr geworden, dann darf sie das wollige Haar flechten, was mit besonderer Sorgfalt ausgeführt wird. Sieben und mehr Zöpfe, jeder so lang und so stark wie ein Federhalter, werden dem krausen Kopf mit Mühe entlockt und lagern wie starke Pechstränge auf den nackten Schultern. Ueberhaupt legen die Schönen — und auch die männlichen Neger — einen großen Werth auf äußeren Schmuck. Um den Hals Ketten von Bernstein, Perlen oder Kaurimuscheln, an Armen, Beinen, Fingern und Zehen silberne oder messingene Ringe, und um die Hüften bunte Bänder, sehen die Neger oft überladen, aber nicht unschön aus. Bei einzelnen fielen mir kleine, um den Hals hängende Säckchen auf. Sie enthalten Gebete, sagte man mir; in denselben befanden sich nämlich Sprüche aus dem Koran.

Nachdem ich im Hause Maurel frères, wo wir durch den Vertreter Herrn Keller gastfrei aufgenommen wurden, geruht und mich gestärkt hatte, nahm ich gern die Führung des genannten Herrn zu einem Gange durch die Stadt und Umgegend an.

In Rufisque sind innerhalb 12 Jahren neun Geschäftshäuser etablirt worden, zu deren ältesten Firmen Maurel

Prom und Maurel frères gehören. Größere Besitzungen hat ferner die Kompagnie vom Senegal (Hauptaktionär ein Deutscher Namens Bohn aus Mainz). Die Baulichkeiten sind meist massiv aus dem in der Gegend vertretenen Sandstein hergestellt und mit marseiller Ziegeln gedacht. Die Wohnungen der Eingeborenen bestehen in Bretterbuden, und nur außerhalb der Stadt, in den Dörfern findet man Hütten. Der Weg durch die tiefsandigen Straßen war bei der tüchtigen Hitze recht beschwerlich. Doch, warum gehen? Rufisque ist tropische Großstadt und hat, wie wir Pferdebahnen, seine Negerbahn, die jedenfalls ebenso stark frequentirt ist, wie die Straßenbahn in Potsdam. Immer ein Passagier nimmt in einem Wagen, der mit unseren Packetkarren auf den Bahnhöfen eine frappante Aehnlichkeit hat, ganz stolz Stehplatz ein, und dann geht es auf dem Schienenstrange vorwärts; ein stämmiger Neger giebt das Geleit und ist Kondukteur, Kutscher und Pferd zugleich. Diese vorzügliche Einrichtung ist dem Hause Maurel Prom zu danken, welches schon vor Jahren das Monopol erhalten hat, Schienenwege in der Stadt anzulegen und seitdem mehrere Straßen in der beschriebenen Art mit der Landungsbrücke verbunden hat. Auf dem gänzlich schattenlosen Marktplatz der Stadt war die Hitze und Schwüle der Luft entsetzlich. Ich glaube, ein römisches Bad kann nicht die gleiche Wirkung erzeugen, trotzdem fand ich hier das Bild eines bewegten Markttreibens. Neben den Körben lagen genial hingegossen die schwarzen Marktweiber, leider zum größeren Theil ältere und alte, was die Aesthetik der Stellungen nicht erhöhte. In ihren Körben lagen Salz, rother Pfeffer, gedörrte Fische, Palmöl, dann Vegetabilien aller Art, die bestaubt und begriffen, keineswegs meinen Appetit reizen konnten, und dazwischen standen Ochsen, Ziegen und Schafe, Enten und Hühner ebenfalls zum Verkauf. Auch Esel sah ich und kleine struppige Pferde, die als Transportmittel Dienste verrichteten.

Der Reiz des belebten Bildes wird erhöht durch Kameelkarawanen, die hier ein- und auszogen. Sie bringen Arachit — den einzigen Exportartikel von Rufisque — aus der näheren und weiteren Umgebung. Die männliche Begleitung ist vollkommen in Waffen geharnischt, in der Hand Pistole, Messer und den Säbel am Gurt, schreiten die hohen Gestalten gravitätisch neben ihren Thieren einher und nehmen sich in ihrem zahlreich betaschten Kriegerhelm höchst originell aus. Die merkwürdigen Taschen sind nicht für Preciosen, Toilettengegenstände oder Taschentücher bestimmt, sondern sie enthalten wieder Gebete aus dem Koran.

Eine ähnliche Reichhaltigkeit an Waaren wie hier auf dem Markte sieht man auch in den Verkaufsläden der Straßen. Schnaps und Schmucksachen, darunter echte Goldwaaren aus Akra und der Sierra Leona, sind die hauptsächlichsten Verkaufsartikel. Kann ein Neger nicht gleich bezahlen, so erhält er unter Zurücklassung eines Pfandes den weitgehendsten Credit. Bei meinem Wirth sah ich hunderte von solchen Pfändern lagern.

Wenn auch von der Hitze geplagt, so trieb mich der Reiz der Neuheit weiter aus der Stadt hinaus nach dem Negerdorf Kannon. Lange folgte ich einem schmalen Pfade durch ein weites Hirsefeld hindurch. Der jahrelange Wechsel von Regen und Sonnengluth hatte den lehmhaltigen Boden stellenweise derart geborsten, daß mir meine guten Sprunggelenke über Spalten und Risse hinweghelfen mußten. Bei einem solchen Salto bemerkte ich unter mir die kleine, aber sehr giftige Solenoglypha, die glücklicherweise nicht kampflustig war, sondern schnell seitwärts flüchtete. Aus dem Hirsefeld heraus führte der Weg in eine schöne Savannenlandschaft, die reich mit Bäumen aller Art geschmückt war. Im regellosen Gemisch standen hier die Riesen der Pflanzenwelt, mächtige Baobabbäume.

Kannon, welches ich endlich erreichte, ist ein kleiner, unter Bäumen anmuthig gelegener Weiler von zehn bis zwölf ringförmig angelegten Hütten, die durch eine leichte Cactushecke eingezäunt sind. Die Schönen des Dorfes brachten bald an Stelle von Stühlen Maniok-Mörser, Palmwein konnte ich käuflich erstehen, und so feierte ich unter dem Schatten eines Baobabbaumes eine wohlthuende und durch meine Umgebung animirte Rast. Einzelne der Familien speisten gerade zu Mittag, saßen und lagen um eine mit Reis gefüllte Kürbisschale und führten die gewiß schmackhafte Speise mit der Hand dem Munde zu. Daneben dampfte noch ein eiserner Kessel, der wohl zur Zubereitung gedient hatte. Vor einer anderen Hütte lagerten Gruppen von Eingeborenen und daneben stand ein junger Neger, eifrig bemüht, seine blendend weißen Zähne mit einem weichen Holz zu reinigen. Nicht nur hier an der Küste, sondern auch überall im Innern habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Neger nach jedem Essen mit großer Sorgfalt ihre Zähne reinigen.

Als ich das Dorf verließ, lockte mich ein Geier, seiner Spur zu folgen, ich konnte aber leider nicht zu Schuß kommen, da ich mich plötzlich durch einen größern Pfuhl von meinem Ziele getrennt sah, und ein Versuch, durch das mannshohe Gras vorzudringen, so geräuschvoll ausfiel, daß das Thier flüchtete. Als Entschädigung für mein Pech bekam ich einen kleinen Vogel zu Gesicht, der nicht größer wie unser Staar, mit seinem leuchtend grünen Gefieder wohl zu den schönsten Tropenvögeln gehört und deshalb mit Vorliebe von hier für 30 Francs nach Paris auf die Hüte der schwarzäugigen Beautés wandert. Auch Pfefferfresser und kleine buntgefiederte Vögel traf ich auf meinem Wege.

Der Gesundheitszustand in Rufisque ist kein günstiger, Fieberkrankheiten hören nie ganz auf und sollen in den Jahren 1878 bis 1882 besonders heftig gewesen sein. Ein hier angestellter Marinearzt, der sich zur Zeit meiner Anwesenheit wegen unberechtigter Annahme des in Philadelphia käuflich erworbenen Doktortitels vor den Assisen in Goré zu verantworten hatte, soll in dieser Zeit recht Gutes geleistet haben. Eine andere eigenthümliche Krankheitserscheinung sollte gerade damals in dem 60 km südlich Rufisque gelegenen Niauing als Epidemie herrschen. Ein großer Theil der Negerbevölkerung war dort von Schlafsucht befallen. Die französische Regierung hatte 20 bis 30 Aerzte zur Untersuchung der Krankheit hinbeordert. (Fortsetzung folgt.)

Pampas-Leben.

(Fortsetzung.)

(Mit fünf Abbildungen.)

Die Hirtenhäuser, welche wir von unserer Estancia aus besuchen, tragen alle dieselbe Physiognomie. Es sind niedrige Bauten, inmitten einer Anzahl von Ombu-Bäumen, mit einem von Pfahlwerk umzäunten großen Viehpark und einer mit Mais, Luzerne, Kürbissen und Wassermelonen bepflanzten Gartenanlage daneben. An einen Pfahl gebunden harrt ein schmächtiges Pferd seines Herrn, der in der Hütte haust, und auf dem Boden liegen Schaffelle zum Trocknen ausgebreitet. In der Hütte, oder in der Küche, die in einiger Entfernung davon steht, empfängt uns der Gaucho, nach dem wir uns bisher vergebens umgeschaut haben, der unser Nahen aber schon aus weiter Ferne bemerkt hat. Er heißt

Woll-Niederlage bei Olavierra.

uns auf einer niederen Bank Platz nehmen, oder wohl auch auf einem mit einem Hammelfell überhangenen Ochsenschädel, und nun beginnt eine etwas schwerfällige Unterhaltung über den Stand der Heerden und das Hirtenleben. Dieselbe Scene wiederholt sich dann allenthalben, wir mögen eindringen in welchen Winkel der ungeheuren Besitzung wir wollen. Auch die Weide hat an allen Orten dasselbe Aussehen. Ab und zu folgt ein von der Heerde verirrtes Lamm unserem Wagen, um in der folgenden Nacht einsam zu erfrieren oder zu verschmachten, wenn es der Gaucho nicht etwa auf seinem Pferde zurückholt.

Ein interessantes Thier, das die Pampas ursprünglich als ein Haupt-Wildpret belebte, und das seiner Zeit von den Indianern mit besonderer Leidenschaft gejagt wurde — der Pampas-Strauß oder Nandu — ist heute gleich dem Schafe zum Hausthiere geworden. Es kann sich ebensowenig wie dieses aus der allgemeinen Drahtumzäunung des Grundstückes entfernen, es hat sich an den Anblick der Hirten und Heerden gewöhnen müssen, es hat ruhig in der Nähe der vorüberfahrenden Wagen seine Nahrung suchen lernen, und wenn die Zeit kommt, wo seine Federn auszufallen drohen, so läßt es sich ohne große Mühe einfangen und rupfen, und dem Besitzer der Estancia fließt dadurch, daß er die „plumes de vautour" nach Paris verkauft, eine weitere Hilfsquelle. Der Jahresertrag, den der einzelne Strauß durch sein Gefieder liefert, beziffert sich auf etwa 25 Francs.

Der kleine Pampashirsch, der sich noch vereinzelt auf dergleichen Riesen-Domänen findet, ist schwer vor dem Aussterben zu bewahren, sobald das Grundstück einmal eingezäunt ist, und das Schaf und Rind die besten Weide-

strecken für sich in Anspruch genommen haben. — Allerwärts auf unseren Wegen umschwärmt uns aber noch der kleine Pampasgeier, der von seinem Rufe Tero-Tero genannt wird.

Um das Pampas-Leben noch weiter kennen zu lernen, kehren wir zunächst zurück nach Olavierra, das das bedeutendste Bevölkerungscentrum des Distriktes ist, und das außer über seine Eisenbahn auch noch über andere Pampas-Kommunikationen verfügt — insbesondere über die Diligencen, die wir zu benutzen haben, um nach den jungfräulicheren Gegenden der Pampas, die westlich vom Rio

Eine Pampas-Schule.

Salado liegen, vorzudringen. Nicht bloß um ihre Produkte auf den Markt zu bringen — in unserem Falle vor allen Dingen die Wolle nach der Niederlage neben dem Stationsgebäude (S. Abbildung 1) — begeben sich die Bewohner der umliegenden Estancien gern nach dem genannten jungen Orte, sondern auch, um sich einmal für einige Stunden Abwechselung in ihrem einsamen und monotonen Leben zu schaffen, und dadurch entfaltet sich in seinen

Die „Carneada“.

Straßen, sowie in seinen Gast- und Kaffeehäusern ein viel regeres Treiben, als man von der Zahl seiner ständigen Bewohner erwarten sollte.

Die Diligencen, welche uns in die wilderen Pampas hinein und durch den brückenlosen Rio Salado hindurch tragen (S. Abbildung 4), nennt der spanische Argentinier „Galeeren“, und in ihnen sitzend, hat der Reisende sich in der That mit seinem ganzen Körper bis zu gänzlicher Erschöpfung über das Grasmeer hinweg zu rudern. In früheren Zeiten, wo die Galeeren die einzigen Fahrzeuge

Durchfuhrtung des Salado Segundo.

Straußen-Jagd.

waren, die einen bis an den Fuß der Anden beförderten, hielten sie mit einer gewissen Pietät auf die Originalität ihrer äußeren Erscheinung, und oft genug wurden sie von 12 bis 20 Paar Rossen gezogen. Jedes Paar trug einen besonderen Postillon, der es antrieb. — Außer dem Durchrütteltund Durchschütteltwerden war der von den Pferden aufgewirbelte Staub, der das Ganze einhüllte, eine große Unannehmlichkeit der Steppenreise, und soweit man die Fahrt gegenwärtig noch in der Diligence zurückzulegen hat, so bietet sich immer noch reiche Gelegenheit, diese Plage zu kosten. Eine Unterbrechung bot nur der Halt am Mittag und Abend, wo bei dem einsamen Rancho ein Hammel zum Mahle geschlachtet und eine Siesta oder eine Nachtruhe gehalten wurde. Die Straßen nach dem Westen sind ausnahmslos alte Indianerpfade, die die Wilden bei ihren Raubzügen benutzten, weil sich ihnen entlang in gewissen Entfernungen von einander Wasserplätze fanden.

Jenseits des Rio Salado erreichen wir die wüsten Pampas, in denen der Gaucho mit seinen Rinder- und Pferdeheerden noch bis zu einem gewissen Grade in alter Weise sein Wesen treibt, als erster Pionier der europäischen Kultur den Weg bereitend, aber nicht ohne der Wildniß und ihrem Leben die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen. Hirt vor allem, nebenbei aber auch Jäger, treibt er seine Thiere vor sich her, wie die biblischen Patriarchen, und befindet sich auf einer beständigen Wanderschaft. Nicht immer ist die Heerde aber sein Eigenthum, sondern oft ist sie ihm nur von einem Reicheren anvertraut, und er hat dann diesem die Hälfte des Ertrages abzuliefern. Im übrigen bilden seine ganze Ausrüstung und seinen Reichthum: einige Pferde, ein Sattel, auf dem er sitzt und schläft, ein Lasso, ein Eisenstab zum Rösten des Fleisches und ein Kocher zur Bereitung des Maté-Aufgusses. So treibt er sein Gewerbe vom Vater auf den Sohn, und durch Jahrhunderte hindurch. Wovon er dabei aber träumt, das ist: sich durch seine Heerde ein kleines Vermögen zu erwerben, um dann in die Stadt zu ziehen und sein Leben in der Weise zu genießen, wie er es zu thun pflegt, wenn er einmal auf kurze Zeit dahin kommt — in den Kaffeehäusern, Billardsälen und Winkelschenken. Leider verwirklicht sich der Traum aber nur ausnahmsweise, weil die einsame Pampasschenke näher ist, und weil es auch dort Genüsse giebt, die der Gaucho nicht verschmäht, und für die er nach der Schafschur eine hohe Rechnung zu zahlen hat. Der Pulperia entnimmt er alles und jedes auf Kredit, endlich kommt aber die Zeit, wo er es zu zahlen hat — nicht in Geld, aber in den Erzeugnissen seines Hirtengewerbes.

Einzelne Gauchos machen die Jagd zu ihrem Hauptberufe, und die Straußenjäger — hier im Westen ist der Nandu bislang noch ein wildes und scheues Thier geblieben — sind durch die abenteuerlichen Ritte, die sie auf der Spur ihres Wildes machen, dermaßen jedes verborgenen Pfades kundig, daß sie als die besten Pampasführer gelten müssen. In dem Aufspüren und Anfjagen der Beute leisten ihnen ihre Hundementen, die ihre ständige Begleitung bilden, die beste Hilfe (S. Abbild. 5). Noch besser würde das Inbrandstecken des Grases wirken — das alte Indianermittel —, aber dadurch können unter Umständen auch die Heerdenthiere in ernste Gefahr gebracht werden. (Schluß folgt.)

Neue prähistorische Eisenbarren[1].

Von Dr. C. Mehlis.

Prähistorische Eisenbarren, d. h. Eisenluppen von der Gestalt zweier an den Basen zusammenstoßenden vierseitigen Pyramiden aus Schmiedeeisen waren bisher aus dem Mittelrheinlande 42 Stück bekannt geworden. Nach des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ (X. Abth., S. 108) stammen dieselben von folgenden Oertlichkeiten her (Vergl. Fig. 2):

Ort	Anzahl	
Monzernheim in Rheinhessen	26	Stück
Mainz auf dem Küstrich . .	2	„
Bockenheim bei Grünstadt . .	1	„
Studernheim bei Frankenthal	1	„
Limburg bei Dürkheim . .	1	„
Wachenheim „ . .	1	„
Forst „ . .	3	„
Deidesheim „ . .	2	„
Heidelberg	2	„
Ramstein bei Landsthal . .	2	„
Ebernburg bei Münster a./Stein	1	„
	42	Stück

Diese Anzahl wird durch einen neuen Fund in der Pfalz bedeutend vermehrt.

In Weißenheim a./Berge, einem freundliche Weinorte der Vorderpfalz, 6 km nördlich von Dürkheim, ward in dem westlich im Hartgebirge gelegenen Woogthal (von Woog = Weiher) ein neuer Weg angelegt. Oberhalb dem alten, neben dem Woogbache ziehenden Wege und zwar 8 m nach Osten stießen vor vier Jahren die Arbeiter in einer Tiefe von 1 m am geneigten Hange des Mönchberges auf zwei solcher Eisenbarren. Sie standen mit der Spitze nach oben. Im vergangenen Herbste fand man bei Wegbesserung an derselben Stelle noch vier Stück dieser Eisenbarren, so daß im ganzen sechs von dieser Stelle herrühren. Auch die letzteren vier lagen beisammen und zwar mit der Spitze nach oben, so daß man nur annehmen kann, diese Eisenbarren sind hier vor Zeiten absichtlich vergraben worden. Anfang Mai ließ der Verfasser durch den Finder — Waldhüter Blaufuß — an genannter Stelle nachgraben. In $1/2$ Fuß Tiefe stießen wir auf den vom Oxyd der Eisenbarren herrührenden Rost, der sich dem Sande mitgetheilt hatte. Von weiteren, Anhalt gebenden Befunden ward jedoch nichts angetroffen.

Fig. 1.

Eisenluppe von Weißenheim a./B. ($1/6$ der natürlichen Größe.)

[1] Vergl. „Globus“, Bd. 49, Nr. 24.

Diese Eisenbarren, von denen die vier letzten vom Gutsbesitzer Georg Messer zu Weißenheim als Geschenk dem Kantonalmuseum zu Dürkheim a. d. Hart zugewendet wurden, sind von ganz gleicher Gestalt, die in der Mitte vierkantig nach den beiden Enden sich in ziemlich langen Spitzen verjüngt. Die Länge dieser Barren beträgt 44 bis 46 cm (Vergl. Fig. 1), die Stärke der vier Seiten mißt in der Mitte 4 bis 6 cm, beträgt aber den Enden zu, welche 9 bis 10 cm Länge haben, nur noch 0,4 bis 1 cm. Die Differenz in den Längen ist auf Rechnung des verschiedenen Grades der Verwitterung zu setzen. Das Gewicht der vier noch vorhandenen Barren wechselt von $2^2/_{10}$ bis $2^3/_{10}$ kg. Als Vollgewicht der frischen unoxydirten Barren ist wohl 3 kg anzusetzen. Die Weißenheimer Barren stimmen in Form, Größe und Gewicht genau mit den 1888 zu Dardesheim in Vergesellschaftung mit La-Tène-Gefäßen gefundenen zwei Barren überein (Vergl. „Studien", X. Abth., S. 107 bis 108).

Daß die Gegend von Weißenheim a./Berge bereits zur vorgeschichtlichen Zeit stark bevölkert war, dafür liefern zahlreiche hier gefundene, geschliffene Steinwerkzeuge den unumstößlichen Beweis. Auch Römermünzen kommen zahlreich hier vor; Herr Messer übergab dem Verfasser erst dieser Tage ein Mittelerz vom Kaiser Vespasianus, welches sich am Osthange des genannten Mönchberges — am sogenannten „Forst" — beim Ackerbau vorfand.

Fig. 2.

Vertheilung der Eisenbarren am Mittelrhein.

Auch nach der Römerzeit fand der ergiebige Boden der Weißenheimer Gemarkung baldigst wieder Liebhaber. Zeuge dessen sind die Studien eines fränkischen Grabfeldes, welches 1876 vom Verfasser oberhalb des jetzigen Friedhofes festgestellt wurde (Vergl. „Studien", IV. Abth., S. 95 bis 96). Der Ort kommt urkundlich als Wizzinheim und Wizenheim bereits unter Karl dem Großen vor (Vergl. Codex Laureshamensis, Nr. 946 und 1140).

Für die Zeit dieser prähistorischen Eisenbarren ist nach Beigaben die La-Tène in die Römerperiode in Anspruch genommen worden. In welche dieser zwei Epochen die Weißenheimer sechs Barren fallen, läßt sich aus Mangel begleitender Artefakte nicht feststellen (Vergl. oben).

Sicherer steht ein zweiter Punkt: woher kamen diese Eisenbarren? Der Weg am Woogbache liegt in der direkten Richtung nach Altleiningen und Eisenberg. Letzteres ist bekannt durch seine Eisenindustrie zur vorgeschichtlichen und römischen Zeit. Es ist identisch mit dem Rufiana des Ptolemäus, der es ins Land der Vangionen, in die Nähe von Borbetomagus-Worms, versetzt.

In seiner oben angeführten Abhandlung über mittelrheinische Eisenbarren („Studien", X. Abth., S. 107 bis 113) hat der Verfasser den Beweis erbracht, daß die zahlreichen Schlackenhalden und Schmelzöfen des vorgeschichtlichen Eisenberges den Mittelpunkt für die prähistorisch gelegenen Fundplätze dieser prähistorischen Eisenbarren bilden. Weißenheim a./Berge mit seinen sechs Stück Eisenbarren, nur 10 km von Eisenberg gelegen, bildet einen weiteren Ring in dieser Beweiskette. Der Weg führt über eine alte Opferstätte, den Weißenheimer Krummholzer Stuhl, hinab, zum Ungeheuer-See über Altleiningen ins Eisthal. In einer Linie am Ostrande des Gebirges liegen jetzt folgende Fundplätze von prähistorischen Eisenbarren und zwar in ziemlich gleicher Entfernung von Eisenberg:

Monzernheim	26	Stück
Bockenheim	1	"
Weißenheim	6	"
Limburg	1	"
Wachenheim	1	"
Forst	3	"
Deidesheim	2	"
	40	Stück

Von 46 Eisenbarren gehören demnach 40 (87 Prozent) der nächsten Nähe von Eisenberg an.

Auch durch diesen Fund steigt die archäologische Bedeutung der alten Eisenstadt Eisenberg-Rufiana für die Kulturgeschichte der Eisenverbreitung.

Schließlich erinnert der Verfasser daran, daß nach seiner Beweisführung diese Eisenbarren mit bestimmten Gewichten und gleicher Form identisch sind mit den von Caesar de bell. gall., V. 12, erwähnten:

„taleae ferreae ad certum pondus examinatae", — mit den zu einem bestimmten Gewichte ausgewogenen Eisenbarren.

Nur bei gleicher Form und gleichem Gewichte konnten diese „pro nummo" als Münzwerth dienen.

Diese gallische Erinnerung in Verbindung mit der Thatsache, daß die Eisenbarren auf der Limburg und zu Deidesheim sich in Vergesellschaftung mit La-Tène-Sachen vorfanden, läßt den Analogieschluß zu, daß auch die Weißenheimer Eisenbarren der La-Tène-Zeit angehören und wohl den Metallschatz eines Ansiedlers der vorrömischen d. h. gallischen Periode bildeten, welcher im Woogthale vor zwei Jahrtausenden seinen Kohl fleißig baute. Jetzt blühen Kirschbäume an dieser Stelle in üppiger Schönheit, und die Schosse junger Weinberge recken neugierig ihre Köpfe hervor, um die ersten Sonnenstrahlen des „wunderschönen Monats Mai" in sich aufzufangen. An dieser Stelle aber, wo die Natur über der Menschen hinfällige Werke beständig neue Siege feiert, wo von neolithischer Zeit bis auf die jagdlustigen Grafen von Leiningen Funde und Reste vorhanden sind, da hat in den sechs Eisenbarren wohl ein alter Ansiedler im Woogthale einst seinen „Schatz begraben — und verloren". Und wenn seine „taleae ferreae" im Museum zu Dürkheim auch nicht mehr nach Caesar „pro nummo" gelten, so stehen sie den Archäologen noch höher, sie gelten mit Tacitus „pro dignitate".

Erzählungen der Suaheli-Neger aus Zansibar.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben von O. Töppen.

IV [1]).

Die Löwin und die Antilope.

Es war einmal eine alte Löwin, die hatte Junge, und als sie die Jungen geboren hatte, litt sie sieben Tage lang Hunger. Da sprach sie zu sich: Nun will ich ausgehen und mir Nahrung suchen — und sie ging aus und fand eine Antilope, die graste. Und sie schlich sich heran und machte sich zum Sprunge bereit. Da bemerkte die Antilope sie und sagte: „Guten Tag, Freundin!" Da schämte sich die Löwin und packte die Antilope nicht, weil sie sie durch den freundlichen Gruß zur Verwandten gemacht hatte.

V.

Der Hase und der Löwe.

Der Hase erhob sich und ging ins Holz, um Essen zu suchen, und er sah einen großen Affenbrotbaum, und sah hinauf und bemerkte eine Wabe Bienenhonig. Er ging in die Stadt zurück, um sich Gefährten zu suchen, die mit ihm essen sollten. Und er kam an der Thür einer großen Ratte vorbei, diese lud ihn zum Eintreten ein, und er ging hinein, setzte sich hin und sagte: „Mein Vater ist gestorben, er hat mir eine Wabe Honig gelassen; komm! laß uns mit einander essen." Und sie gingen hin, kletterten beide hinauf und aßen. Sie hatten Stroh mitgenommen, das brannten sie an, die Bienen flogen fort und sie thaten sich an dem Honig gütlich. Auf einmal kam ein Löwe unter dem Baume hervor; er sah nach oben, bemerkte, daß Leute dort aßen und rief: „Wer ist da?" Der Hase sagte zur Ratte: „Sei still, der Alte dort unten ist verrückt." Der Löwe fragte wieder: „Wer ist da, wollt ihr nicht sprechen?" Die Ratte fürchtete sich und sagte: „Wir sind hier!" Und der Hase sprach zur Ratte: „Nimm mich, und lege mich ins Stroh und sage zu dem alten Löwen: Geh weg, ich werfe das Stroh hinunter und komme." Die Ratte that es, der Löwe ging zur Seite, und als das Stroh fiel, sprang der Hase heraus und lief fort. Der Löwe, der noch immer nach oben sah, rief: „Komm doch herunter." Und die Ratte kam und er ergriff sie und fragte: „Mit wem warst Du da oben?" Die Ratte sprach: „Mit dem Hasen." Der Löwe sagte: „Ich sehe ihn nicht." Dabei fraß er die Ratte, und dann ging er aus, den Hasen zu suchen, er fand ihn aber nicht. — Drei Tage später ging der Hase, rief die Schildkröte und sagte: „Komm, laß uns gehen und Honig essen." Und sie fragte: „Von wem?" Der Hase antwortete: „Von meinem Vater." Und sie kamen hin, kletterten hinauf, nahmen Stroh mit sich, brannten es an, und die Bienen flogen fort, und sie setzten sich hin und aßen. Auf einmal kam wieder der Löwe heraus, und diesem gehörte der Honig, und er fragte: „Wer ist wieder dort oben?" Der Hase sagte zur Schildkröte: „Schweig!" Und der Löwe fragte wieder. Die Schildkröte fürchtete sich und sagte zum Hasen: „Ich werde ihm sagen, du erzähltest mir, der Honig gehöre dir, und ist er nicht dein, sondern gehört dem Löwen." Der Löwe fragte wieder: „Wer ist dort oben?" Sie sagte: „Wir sind hier." Der Löwe rief: „Gut, kommt herunter!" Und die Schildkröte sprach: „Wir kommen." Der Löwe hatte schon viele Tage nach dem Hasen gesucht, und jetzt sagte er sich: „Heute werde ich den Hasen kriegen." Dieser aber sprach zur Schildkröte: „Lege mich ins Stroh, wirf es hinunter und sage zum Löwen: Gehe zur Seite, ich werfe das Stroh, und dann komme ich! nachher warte du auf mich." Und sie sagte: „Gut!" bei sich aber dachte sie: Der Hase will weglaufen und mich dem Löwen lassen, aber er soll zuerst aufgefressen werden. Und sie nahm das Stroh, wickelte den Hasen ein, warf ihn herunter und rief: „Der Hase kommt." Der Löwe fing ihn, hielt ihn mit seiner Tatze fest und sagte: „Was werde ich heute mit dir thun?" Und der Hase sprach: „Wenn du mich ißt, mein Fleisch ist hart; nimm mich aber beim Schwanze, drehe mich herum, schlage mich auf die Erde, und dann iß mich." Der Löwe ließ sich betrügen, drehte ihn herum, und als er ihn auf die Erde schlagen wollte, entschlüpfte der Hase und lief davon. So verlor er den Hasen. Nun sagte er zur Schildkröte: „Komm herunter!" und sie kam. Und er fragte: „Was soll ich mit dir thun?" Sie sprach: „Lege mich in den Schlamm, und reibe bis meine Schalen abgehen." Und der Löwe ging aus Wasser und rieb; die Schildkröte lief aber davon, ohne daß er es merkte, und er rieb seine Tatzen wund, und es schmerzte ihn; und als er hinsah, lief Blut heraus, und die Schildkröte war fort. Da sagte er: Das hat der Hase mir gethan, und er ging und suchte ihn. Er fragte überall: „Wo ist des Hasen Haus?" Und man sagte ihm überall: „Wir wissen es nicht." Die Häsin aber sprach zum Hasen: „Komm, laß uns aus diesem Hause weggehen"; und sie zogen aus. Der Löwe aber fragte weiter, und man sagte ihm endlich: „Dort oben auf dem Berge ist des Hasen Haus." Der Löwe ging hin; der Hase war nicht daheim, und der Löwe sagte zu sich selbst: „Ich werde warten, bis der Hase mit seiner Frau heimkommt, dann fresse ich sie alle beide auf." Und der Hase kam mit seiner Frau; sie hörten nichts, aber sie sahen die Spuren von des Löwen Tatzen, und der Hase sagte zur Häsin: „Geh zurück! der Löwe ist hier gewesen, er sucht mich." Sie weigerte sich zuerst, sie wollte bei ihrem Manne bleiben, aber er hieß sie zu ihren Verwandten gehen, und so ging sie. Der Hase folgte den Fußspuren und merkte, daß sie bis zum Hause führten. Da rief er: „He, Löwe! bist du drinnen?" Der Löwe schwieg wohlweislich. Der Hase stellte sich vorsichtig von ferne und rief drei mal: „Gegrüßt seist du, mein Haus." Keine Antwort. Da sagte er laut: „Wie ist das? Jeden Tag, wenn ich hier auf der Straße bin und mein Haus anrufe, dann antwortet es mir, und heute nicht? Ob wohl jemand drinnen ist?" Der Löwe ließ sich verleiten und rief: „Ich grüße dich!" Da sprach der Hase: „O! das bist du Löwe! Du bist drinnen und willst mich fressen? Woher weißt du denn, daß das Haus spricht?" Der Löwe antwortete: „Warte du nur!" Der Hase lief davon, und der Löwe jagte ihn, bis er müde war, konnte ihn aber nicht fangen. Da sprach er zu den Leuten: „Der Hase hat mich besiegt, nun will ich ihn nicht mehr." Damit ging er ruhig heim, und er hat den Hasen nie mehr verfolgt.

[1]) Fortsetzung aus Bd. 54, S. 60 f.

VI.

Der Hase, die Hyäne und der Löwe.

Ein Löwe, eine Hyäne und ein Hase machten sich einmal zusammen auf und beschlossen, aufs Land zu gehen und sich einen Garten anzulegen. Sie gingen also hin, machten den Garten, pflanzten darin alles Eßbare und kehrten dann nach der Stadt zurück. Als die Zeit der Reife für ihre Früchte und Gemüse kam, sagten sie zu einander: „Nun wollen wir einmal nach unserem Garten sehen.“ Es war ein weiter Weg, und der Hase machte seinen Gefährten folgenden Vorschlag: „Während unseres Ganges müssen wir uns nicht aufhalten, und wer stehen bleibt, wird von den anderen aufgefressen.“ Seine Gefährten willigten ein, und sie machten sich auf den Weg. Als sie eine Strecke gegangen waren, blieb der Hase stehen, weil er müde war; da sagten die anderen beiden: „Der Hase steht still, nun müssen wir ihn verzehren.“ Doch der schlaue Hase sprach: „Ach, ich denke nur nach.“ Seine Gefährten fragten ihn: „Worüber denkst du nach?“ Er antwortete: „Ich betrachte diese beiden Steine am Wege; einer ist groß, der andere ist klein; der kleine wird nie höher, der große nie kleiner!“ Seine Gefährten sprachen: „Er hat recht.“ So gingen sie weiter; nach einer kleinen Weile blieb der Hase wieder stehen und die Anderen sagten: „Der Hase steht, wir müssen ihn jetzt auffressen.“ Doch dieser sagte wiederum: „Oh, ich denke nur nach!“ und auf die Frage, worüber er zu denken habe, sagte er: „Ich denke dieses: wenn Leute neue Kleider anziehen, wo bleiben dann die alten?“ Löwe und Hyäne sagten: „Seine Worte sind wahr.“ — Sie gingen weiter, da blieb die Hyäne stehen, und die anderen sagten: „Die Hyäne ist stehen geblieben, wir müssen sie fressen!“ Die Hyäne aber sprach: „Oh! ich denke nach!“ Auf die Frage, an was sie denke, wußte sie aber keine Antwort und sagte: „Oh! — über nichts!“ Da zerriß sie der Löwe und verspeiste sie mit dem Hasen. Nun gingen die beiden allein weiter. Nach einer Weile kamen sie an eine Höhle; da blieb der Hase stehen und der Löwe sprach: „Jetzt fresse ich dich!“ Doch der Hase sagte: „Oh! ich denke nach!“ Der Löwe fragte: „Worüber denn?“ Und er sprach: „Ich denke über diese Höhle nach; in alten Zeiten pflegten unsere Vorfahren hier hineinzugehen und auf der anderen Seite wieder heraus; ich will versuchen, ob das noch geht.“ Und er ging hinein und heraus — viele mal, dann sprach er zum Löwen: „Du alter Löwe, versuchs doch auch einmal.“ Der Löwe ging hinein und blieb stecken, so daß er weder aus noch ein konnte. Da sprang der Hase auf seinen Rücken und biß ihn ins Fleisch. Der Löwe sagte: „Komm doch von der anderen Seite und beiße mich ins Gesicht!“ Doch der Hase war schlau genug, es nicht zu thun und sagte nur: „Du müßtest dich ja schämen, mir ins Gesicht zu sehen!“ Damit ging er davon, überließ den Löwen seinem Schicksale, lief zu dem Garten, und erlabte sich dort an den reifen Früchten.

VII.

Der Geist, der von des Sultans Sohn betrogen wurde.

Es lebte einmal ein Sultan, der wünschte sich schon seit vielen Jahren einen Sohn, ohne daß sein Wunsch in Erfüllung ging. Er hatte viel Geld und viele Städte. Er sah voraus: Wenn ich sterbe, wird alles verloren sein, denn ich habe ja keinen Sohn und Erben. Und ein böser Geist kam, machte sich zum Menschen, ging zum Sultan und sprach: „Was versprichst du mir, wenn ich dir eine Medizin mache, daß du einen Sohn bekommst?“ Der Sultan sagte: „Die Hälfte von meinem Besitzthum!“ „Das ist mir nicht genug.“ „Die Hälfte meiner Städte.“ „Das ist noch nicht genug.“ „Nun, was willst du denn?“ „Wenn du zwei Kinder bekommst, mußt du mir eins davon geben!“ „Es ist gut, ich bin einverstanden.“ Und der Geist brachte Medizin und sagte: „Gieb deiner Frau davon zu essen.“ Und er gab ihr, und sie bekam erst einen Sohn, dann noch einen, und endlich noch einen dritten. Und jener Freund, der die Medizin gegeben hatte, kam und sagte: „Wohlan, laß uns theilen!“ Der Sultan antwortete: „Noch nicht; erst müssen die Kinder lesen lernen!“ Da sprach der Geist: „Gieb sie mir, ich werde sie lehren!“ Der Sultan erlaubte ihm, sie mitzunehmen, und er ging mit ihnen nach seinem großen, schönen, wohleingerichteten Hause; und er unterrichtete sie in allem, was nöthig war, und als sie Buchstaben lesen konnten, brachte er sie zu ihrem Vater zurück. Einer von den Knaben war sehr klug. Der Geist sprach zum Vater: „Nun laß uns theilen!“ Und jener antwortete: „Theile du!“ Und der Geist nahm zwei der Knaben und stellte sie allein und den klugen stellte er auch allein und sagte dann zum Sultan: „Nun wähle du!“ Der Sultan nahm natürlich die beiden Knaben, und der Geist ging mit dem anderen davon. Zu Hause angelangt, gab er dem Knaben alle Schlüssel und sprach: „Oeffne, was du willst!“ Dann ging er einen Monat lang auf Reisen. Der Knabe blieb allein, und ging im Hause umher, und als er ein Zimmer aufschloß, sah er darin Gold, das war wie Wasser. Er faßte es an, und als er die Finger wieder herauszog, wollte das Gold nicht davon abgehen; er wusch es, es ging aber nicht ab, da nahm er einen Lappen und wickelte ihn um den Finger. Der Geist kam heim und fragte ihn: „Was ists mit deinem Finger?“ Er sprach: „Ich habe mich geschnitten.“ So blieb es, bis nach zwei Tagen der Geist wieder auf Reisen ging. Da nahm der Knabe die Schlüssel und ging in alle Zimmer. Im ersten sah er Knochen von Ziegen, im zweiten Knochen von Schafen, im dritten Knochen von Ochsen, im vierten Knochen von Eseln, im fünften Knochen von Pferden, im sechsten Menschenschädel und im siebenten endlich ein lebendiges Pferd. Dieses sprach: „Oh, du Sohn des Menschen, wo kommst du her?“ Er antwortete: „Dein Herr ist mein Vater.“ Das Pferd sprach: „Seine Arbeit ist Menschen, Pferde, Esel, Kühe, Schafe, Ziegen — alles, alles zu fressen; jetzt sind nur noch wir beide übrig. Was sollen wir thun? Komm, mach mich los!“ Der Knabe band es los, und es sprach: „Jetzt mache das Zimmer auf, in dem alle Schätze sind, dort will ich alles verschlucken. Wenn dein Vater nach Hause kommt, wird er Leute einladen, um uns zu verzehren, und zu dir wird er dann sagen: „Laß uns Holz holen!“ Dann wirst du ihm antworten: „Ich verstehe solche Arbeit nicht“; und wird selbst gehen; wenn er dann zurückkommt, wird er einen großen Kessel aufsetzen und dir sagen, du sollest Feuer anmachen; dann mußt du entgegnen: „das kann ich nicht“, und er wird es selbst thun. Dann wird er Fett in den Kessel gießen, und wenn das heiß ist, wird er eine Schaukel über dem Kessel anbringen und dir sagen, du sollst dich schaukeln, und du wirst ihm antworten: „Ich kenne das Spiel nicht, zeige du mir, wie man es macht.“ Dann wird er dirs vormachen wollen, und wenn er über dem Kessel schwebt, mußt du ihm einen Stoß geben, daß er ins heiße Fett fällt, und dann lauf schnell davon und komm zu mir, ich werde dort unter jenem Baume auf der Straße dich erwarten.“ Damit ging das Pferd davon und ließ den Knaben allein, und alles geschah, wie das Pferd vorher gesagt hatte; und als der böse Geist in dem heißen Fett ertrunken und gestorben war, lief der Knabe davon und kam

zu dem Baume; das Pferd lief ihm schon entgegen, nahm ihn auf und setzte ihn auf seinen Rücken, dann lief es mit ihm fort. Unterdeß kamen die Freunde des Geistes zu dem versprochenen Mahle; da sie den Mann nicht finden konnten, wurden sie ungeduldig und hungrig, und als sie in den Kessel sahen, bemerkten sie, daß das Mahl bereitet war, und sie legten es auf und aßen es; dann suchten sie wieder nach dem Geist, fanden ihn aber nicht. Da gingen sie durch das ganze Haus und nahmen, was sie fanden, Eßwaaren und Reis, und bereiteten es zu und aßen es.

Der Knabe und das Pferd gingen weit, weit, bis zu anderen Städten, und am Ende einer großen Stadt hielten sie an und das Pferd sprach: „Hier laß uns bleiben, hier wollen wir ein Haus bauen.“ Und sie blieben und bauten ein großes Haus, und setzten Pferde, Kühe, Esel, Schafe, Ziegen und viele Sklaven hinein und wohnten dort. Der Sultan jener Stadt hörte davon und fragte, ob es wahr sei. Die Leute sagten ihm, ja, es ist wahr, dort ist ein großes Haus. Und der Sultan schickte Leute zu fragen, wer der Mann sei, und dieser gab zur Antwort: „Ich bin ein Mann wie andere Männer!“ Da fragte man, wo er herkomme, darauf antwortete er: „Aus meiner Stadt, ich bin hergereist.“ Und die Leute gingen und sagten es ihrem Herrn; dieser sprach: „Laß jemand hingehen ihm zu sagen, daß ich morgen kommen werde ihn zu sehen.“ Also bereitete jener eine Menge Essen vor, und am nächsten Morgen kam der Sultan mit seinen Leuten, und er ging ins Haus und sah, daß es groß und schön war, und daß es viele Sklaven darin gab, und er setzte sich und aß und sprach mit seinem Gastgeber. Endlich fragte er: „Warum kommst du nie in die Stadt?“ Der Knabe, der jetzt ein Mann geworden, antwortete: „Ich habe niemand, der mich hineinführt.“ Da sagte der Sultan: „Komm, laß uns zusammen hingehen.“ Und sie gingen hin. Der Sultan liebte den Fremden sehr, und dieser blieb lange Zeit bei ihm, bis er ihn eines Tages fragte: „Willst du nicht eine Frau haben?“ Und der Jüngling sagte: „Ja, ich will.“ Und der Sultan gab ihm seine Tochter, und sie machten eine große Hochzeit und heiratheten sich. Und er wohnte mit seiner Frau in seinem Hause, und sie hatten ein Kind, und sie wohnten dort bis an ihr Ende, er und seine Frau und das Kind und das Pferd, das er wie seine eigene Seele liebte. — —

VIII.

Der Dattelbaum.

Es war einmal ein Sultan, der hatte sieben Söhne. Sechs davon liebte er sehr, kleidete sie schön und hielt sie, wie Prinzen gehalten werden müssen; aber den siebenten und jüngsten Sohn liebte er nicht, weil er schwächlich war und sich immer zu den Frauen hielt. Als die Söhne anfingen heranzuwachsen, kaufte der Sultan sich einen großen Garten vor der Stadt, darin waren viele Blumen und Bäume mit allerhand Früchten; besonders aber war ein großer Dattelbaum darin, und da diese in jenem Lande selten sind, wurde besondere Pflege darauf verwandt, und der Sultan freute sich schon im Voraus auf den Genuß der seltenen Früchte. Als die Zeit der Reife nahte, kam der Wächter des Gartens zum Sultan und sprach: „Herr, die Datteln fangen an zu reifen, du mußt nun einen Wächter für den Baum setzen, damit man dir nicht die Früchte stiehlt, oder damit nicht der große Vogel kommt und sie auffrißt, ehe du davon gekostet hast.“ Der Sultan berief seine Söhne zusammen und hielt Rath mit ihnen. Die Söhne sagten: „Laß einer von uns hingehen, die Wache zu halten“, und so wurde beschlossen, daß der älteste Sohn hingehen sollte, die erste Wache zu nehmen. Er ging davon und sprach zu seinem Vater: „In drei Tagen mit Sonnenaufgang sollst du die ersten Datteln essen.“ Im Garten, nahe dem Baume, war ein schönes Haus gebaut, und der Sohn ging hin, rief alle Sklaven zusammen, machte Feuer an, ließ Trommeln schlagen und die Leute mußten tanzen, um ihm die Zeit zu vertreiben. So hielt er sich bis gegen vier Uhr munter, dann wurde es kühl und eine unüberwindliche Müdigkeit überkam ihn. Er kämpfte dagegen an. Die Sklaven sprachen zu ihm: „Lege dich doch nieder, Herr, siehst du denn nicht, der Morgen naht ja schon, wer soll jetzt nach deinen Datteln kommen! Geh' und schlafe in Ruhe!“ So that er er denn, und bald lag alles in tiefem Schlafe; und sie schliefen bis in den hellen Morgen hinein. Da kam einer der Diener, weckte ihn und rief: „Oh Herr! komm und sieh den Baum, es ist nicht eine Frucht mehr darauf.“ Voll Schrecken erhob sich der Jüngling und siehe da! — es war nicht eine einzige Dattel mehr oben. Unter Jammern und Weinen verbrachte er den Tag, bis er sich endlich entschloß, zu seinem Vater zu gehen und ihm das Ergebniß seiner Wache mitzutheilen. Der Sultan wurde sehr zornig und sagte: „Wozu seid ihr denn noch gut, wenn ihr nicht einmal wachen könnt! Nun muß ich ein ganzes Jahr warten, bis der Baum wieder Früchte trägt.“ — Als das Jahr um war, und die Zeit der Reife kam, wurde nach gehaltenem Rath der zweite Sohn ausgesandt. Dieser legte sich zuerst nieder und schlief bis eine Stunde nach Mitternacht; darauf sieht er, daß die Datteln noch hängen, und ihnen nur wenige Stunden bis zur Reife fehlen. Er setzt sich nieder und liest mit lauter Stimme im Koran, doch als es Morgen werden will, kommt die Müdigkeit über ihn, er kann nicht widerstehen, schläft ein, und als er nach kurzem erwacht, ist der Baum vollständig leer. Es geht ihm wie seinem Bruder, er erregt den Zorn seines Vaters und wird mit Spott und Schande davon geschickt. — Als wiederum ein Jahr verflossen ist, erbietet sich der dritte Sohn zur Wache und wird zugelassen. Er thut wie sein Vorgänger, schläft bis Mitternacht, dann setzt er sich unter den Baum, und um sich die Zeit zu vertreiben, spielt er Karten; er hört noch wie man gegen Morgen zum Gebete ruft, aber dann schläft er ein, und als er wieder aufwacht, hört er nur noch das Flügelrauschen des großen Vogels, der wieder alle Datteln, bis auf die letzte Frucht, verzehrt hat. — Natürlich wird der Vater noch zorniger als alle anderen male. Endlich verspricht er demjenigen, der ihm die ersten Datteln bringt, eine wunderschöne Frau zur Gemahlin zu geben.

Das Jahr vergeht, der vierte Sohn kommt an die Reihe. Er will es klüger anfangen als alle anderen, besteigt ein Pferd, nimmt Flinte, Pulver und Kugeln und reitet im Garten umher. Nach Mitternacht hört er irgendwo den Schrei eines Waldhuhnes, er geht ihm nach, weiter und weiter, durch den ganzen Garten, und als er endlich zurückkehrt, findet er den Baum leer. — Der Sultan weiß sich vor Zorn kaum zu fassen, und sagt, sie sollten sich nur allesammt in Frauenkleider stecken und in den Harem gehen, zu etwas anderem taugten sie doch nichts. Das Jahr verging — als es um war, war guter Rath theuer. Man kam endlich überein, daß die beiden letzten Söhne, den jüngsten zählte man gar nicht, mit einander auf die Wache ziehen sollten. So geschah's denn. Der fünfte und sechste Sohn machten sich auf und gingen zum Garten. Sie riefen alle Sklaven, machten bunte Feuer an und lachten und schwatzten bis eine Stunde nach Mitternacht. Da kam plötzlich ein großer Wind auf, dieser brachte dicke Wolken, diese ließen sich nieder und hüllten alles in dichten, feuchten Nebel ein. Dabei wurde es so finster, daß sich alle fürchteten. Die Sklaven liefen alle eilends davon, und

endlich, nachdem sie lange angekämpft, gingen auch des Sultans Söhne unter Dach, um Schutz gegen das Unwetter zu suchen. Als sie des Morgens hervorkamen, war zu ihrem Schrecken der Baum leer. — Der Sultan weinte vor Zorn und sagte: „Nun werde ich wohl nie von den Datteln essen, ich habe keinen Sohn mehr hinzusenden, ich selbst bin zu alt, und meinen Wächtern kann ich nicht vertrauen.“ So klagte er wieder; als das Jahr um war, da kam sein jüngster, siebenter Sohn und sprach: „Vater, laß mich ziehen, ich will Wache halten, und so wahr mir mein Leben lieb ist, dieses Jahr sollst du Datteln essen.“ Der Sultan lachte ihn aus und sagte: „Du willst vollbringen, was deine Brüder nimmer konnten; geh Kind! geh zu deinen Weibern zurück, wo du hingehörst.“ Der Knabe aber ließ nicht mit Bitten nach, und seine Mutter unterstützte ihn darin, so daß der Sultan endlich ausrief: „Gut denn, geh hin, Datteln bekomme ich ja doch nicht, so ist's ja gleich, ob du auf der Wache bist, oder nicht.“

So ging er denn hin; im Garten angelangt, schickte er alle Sklaven fort, denn er wollte ganz allein die That vollbringen. Dann legte er sich hin und schlief fest und ruhig bis ein Uhr. Da sah er nach dem Baume und fand alles in Ordnung. Da setzte er sich nun unter den Baum, und fing an, gerösteten indischen Weizen zu kauen, den er mit grobem Sand vermischt hatte; wenn ihm nun der Schlummer nahe kam, biß er fest auf den Sand, das weckte ihn schnell wieder. Gegen vier Uhr endlich sah er den Vogel kommen; dieser sah sich um und sprach: „Da ist Niemand“, denn er hatte sich verborgen; als der Vogel sich dem Baum näherte, erhob sich der Jüngling, und als er den Schnabel nach den Datteln ausstreckte, ergriff er ihn am Flügel und hielt ihn fest. Der Vogel flog davon und der Jüngling hing an ihm; so erreichten sie eine große Höhe, da rief der Vogel: „Oh! Sohn der Erde, bist du mir bis hier gefolgt? Wenn du hinunterfällst, wirst du todt sein, ehe du nur die Erde erreichst. Laß mich also in Frieden, so will ich dich auch lassen.“ Der Knabe antwortete: „Ich lasse dich nimmer, wo du nur hingehst, gehe ich mit dir.“ Der Vogel erwiderte: „Ich habe deine Datteln nicht gegessen, so kannst du mich doch lassen“; aber der Knabe ließ nicht ab und sprach: „Ich will dich halten, so lange ich Kraft habe. Mein Vater hat sechs Söhne verstoßen, um deinetwillen; er soll dich sehen, und meine Mutter, und meine sechs Brüder, und alle Menschen, Groß und Klein, Männer und Weiber, Freie und Sklaven, alle, alle werden dich sehen.“ So fuhren sie fort zu streiten; es fing an Tag zu werden, da flog der Vogel noch viel, viel höher und fragte: „Siehst du dein Heim?“ Der Knabe sprach: „Ja, wie einen Stern!“ Da drohte der Vogel: „Ich werde dich da hinunterwerfen, dann bleibt nichts von dir übrig.“ Der Knabe antwortete furchtlos: „Ich will lieber sterben als dich lassen.“ Da flog der Vogel endlich zum Garten zurück und sagte: „So, nun habe ich dich unverletzt heimgebracht, laß mich nun gehen; ich will nie, nie wiederkommen, nie mehr deine Datteln essen, nur laß mich gehen! Rette mich vom Verderben; hüte mich vor der Sonne, sonst ists um mich geschehen! Der Tag naht, laß mich ziehen; ich will dir nützlich sein, wenn du mich brauchst, so werde ich kommen und sei es noch so fern.“ Der Jüngling sprach: „Wie das? Ich verstehe dich nicht!“ Der Vogel gab ihm eine Feder und sagte: „Wenn du diese ans Feuer hältst, werde ich kommen, wo du auch sein magst, auf die Höhen der Berge, in die Tiefen des Ozeans, nur laß mich gehen, schnell, die Sonne naht!“ So ließ der Jüngling sich erbitten und ließ ihn ziehen. Dann sah er auf den Baum, da hingen die Datteln unversehrt und er legte sich nieder und schlief. Als es voller Tag war, kamen die Sklaven, die Gärtner, und alle standen und staunten den Baum an, auf dem drei Büschel der herrlichsten, reifsten Früchte hingen, und sie beglückwünschten den Knaben, schlugen Trommeln und begleiteten ihn unter Singen und Jauchzen zur Stadt. Auf dem Wege schloß sich ihnen immer mehr Volk an, und man trug den Jüngling und begleitete ihn mit Flöten, Trommeln, Händeklatschen und Jubelgeschrei. Als der Sultan den Lärm hörte, ging er zu sehen, was es gäbe, und er sah die Sklaven mit großen Körben, in denen die frischgeschnittenen Dattelbüschel lagen, und die Volksmenge, und über Allen seinen Sohn, den man herantrug, und er rief: „Weib, Weib, heute werde ich Datteln essen!“ Und er sandte seinem Sohne Soldaten entgegen und die brachten ihn im Triumph heim. Und der Knabe nahm eine Dattel und steckte sie seinem Vater in den Mund, und eine andere in den Mund seiner Mutter und sprach: „Ich habe mein Versprechen gehalten.“ Und der Sultan umarmte ihn und sagte: „Du mein Sohn, bist mein einziges Kind, — Deine Brüder sind Narren, Dummköpfe, Taugenichtse — was hast du nur mit dem Vogel gethan?“ Der Sohn antwortete: „Den Vogel habe ich gesehen, mit ihm gestritten, und er wird nie, nie mehr wiederkommen, so lange du, oder ich, oder unsere Nachkommen leben.“ Und der Sultan sprach: „Fünf Jahre habe ich vergeblich auf die Datteln gewartet, und du, den ich einen Narren gescholten, du hast mir davon gebracht.“ Und der Knabe wurde von allen Seiten mit Geschenken überhäuft, und wurde sehr geliebt von seinem Vater und seinem ganzen Volk. Er söhnte seinen Vater mit seinen Brüdern wieder aus. Er zeichnete sich aber vor ihnen durch große Thaten aus. Der Vogel hielt Wort — er ließ sich nie wieder blicken, und der Knabe hat nie seiner Hilfe bedurft. Der Sultan gab ihm eine schöne Frau, wie er versprochen hatte, mit dieser lebte er in großem Reichthum, geliebt und geehrt von Allen, glücklich bis ans Ende seines Lebens.

Kürzere Mittheilungen.

Niederländisch West-Indien.

(Notizen aus dem Kolonial-Bericht von 1888.)

Die wenigen Besitzungen, welche den Niederländern von ihrem einst großen und mächtigen Kolonialreiche im Westen übrig geblieben sind, zerfallen in zwei Gouvernements: das von Surinam und von Curaçao, deren ersteres das niederländische Guyana, letzteres den Inselbesitz — Curaçao, Bonaire, Oruba, den niederländischen Theil von St. Martin, St. Eustatius und Saba — umfaßt; die Hauptstädte sind Paramaribo und Willemstad.

Wir betrachten beide Gouvernements nach einander.

I. Surinam.

Früher eine reiche, blühende Provinz, ist dasselbe seit der Sklavenemancipation (1863) sehr zurückgegangen, und wiewohl wiederholt ein Anlauf genommen ist, um dort neues Leben zu erwecken, ist dies bis jetzt noch nicht geglückt. Aufs

neue wurde die Aufmerksamkeit vor kurzem durch die vom früheren Gouverneur der Kolonie, Herrn Smidt, in den Generalstaaten gehaltene Rede auf dieselbe gelenkt; wir werden weiter unten auf dieselbe zurückkommen, nachdem wir einige sachliche Angaben über den augenblicklichen Zustand vorausgeschickt haben werden.

Die Oberfläche beträgt etwa 120 000 qkm, von denen 26 000 qkm zwischen Lava und Tapanahony bestrittener Besitz sind. Auf diesem Gebiete lebten 1887 57 141 Seelen — Buschneger und Indianer, deren Zahl unsicher ist, nicht eingerechnet. Die Bevölkerung hat im genannten Jahre um 408 Seelen durch Geburten zugenommen, zeigt aber eine Abnahme um 136 Seelen durch Abreise, im ganzen also nur eine Zunahme von 272 Seelen. Die Bevölkerung besteht aus Europäern und Farbigen — incl. der in der Kolonie geborenen Neger und sogenannten Immigranten (der seit 1853 aus China, West-Indien und Englisch Ost-Indien importirten Arbeiter); letztere zählten 3927 Männer und 1779 Frauen; die Zahl der Europäer und Farbigen zusammengenommen betrug 24 272 Männer und 24 125 Frauen, wovon auf die Stadt Paramaribo 12 048 Männer und 15 374 Frauen kommen; die Zahl der Europäer ist nicht besonders angegeben, beträgt aber nach anderen Berichten 700 bis 800. In den letzten 10 Jahren übertraf die Zahl der Todesfälle 6 mal die Zahl der Geburten im ganzen um etwa 1600 Fälle. In Ermangelung genauer Angaben über die Rassenangehörigkeit der Einwohner können folgende, übrigens auch nicht ganz zuverlässige Mittheilungen über die Religion derselben einigermaßen dienen: Die reformirte Gemeinde hatte (in Tausenden) 6,6, die evangelisch-lutherische 3,0, die römisch-katholische 9,0, die mährische Brüdergemeinde 23,6, die israelitische (portugiesich-israel., und niederländisch-israel.) Gemeinde 1,4 Mitglieder. 213 Personen gehörten der Episcopalkirche an, 1629 waren Mohammedaner, 4731 Hindus, 114 Anhänger des Confucius, so daß für einen ansehnlichen Betrag der Bevölkerung die Zugehörigkeit zu einer der erwähnten Kategorien nicht angegeben ist. Die Militärmacht in der Stärke von 20 Officieren und 359 Mann hielt größtentheils in Paramaribo und dem Fort Neu-Amsterdam Garnison, und hatte außerdem sechs Posten, von denen Mikerie der bedeutendste ist, besetzt. Die Stärke der Bürgermiliz betrug gegen 500 Mann. Die Gesundheitsverhältnisse waren günstig; es kamen im Hospital in Behandlung 256 Militärpersonen und Matrosen, welche alle genasen, und 1295 Civilpersonen, von denen 105 starben. Im ganzen wurden 1503 Todesfälle (darunter 328 Kinder unter einem Jahre), außerdem 133 todtgeborene Kinder verzeichnet. Bei der hohen Bedeutung, welche die Immigration für die Entwickelung der Kolonie besitzt, dürfte es gerechtfertigt scheinen, über dieselbe etwas ausführlichere Angaben mitzutheilen.

Die Anfragen um Arbeiter vermehrten sich und wurden auch von drei Cacao-Plantagen, welche vorher nur Creolen als Arbeiter verwendet hatten, laut. Am 1. Januar 1887 waren 5830 englisch-indische Arbeiter, deren Kontraktsverhältniß noch nicht abgelaufen war, vorhanden (darunter 3281 Männer, 1234 Frauen, 710 Knaben und 605 Mädchen); es kamen weiter an 216 Männer, 85 Frauen 27 Knaben und 28 Mädchen; geboren wurden 94 Knaben und 81 Mädchen; einen neuen Kontrakt schlossen 39 Männer, 7 Frauen, 1 Knabe und 8 Mädchen; und 2 Männer, die desertirt waren, stellten sich. Dagegen nahm die Zahl ab durch Tod um 53 Männer, 23 Frauen, 18 Knaben und 13 Mädchen; durch Ablauf des Kontraktes um 253 Männer, 141 Frauen, 81 Knaben und 73 Mädchen; durch Desertion 10 Männer, vermißt 2 Männer und 1 Frau; durch Auflösung des Kontraktes nach gütlichem Uebereinkommen um 8 Männer, 5 Frauen, 4 Knaben und 5 Mädchen; als untauglich wurden 10 Männer, 12 Frauen und 4 Knaben nach Indien zurückgeschickt; ein Mädchen verheirathete sich; 7 Knaben und 13 Mädchen, welche das 15. Jahr erreicht hatten, traten in die Kategorie der Männer und Frauen. Demnach betrug am 31. December die Zahl der Immigranten aus Englisch-Indien: 3203 Männer, 1156 Frauen, 718 Knaben und 618 Mädchen, zusammen 5695 Köpfe.

480 Kulis, welche nach Indien zurückkehrten, hatten etwa 38 000 fl. erspart, während sie an baarem Gelde und Juwelen noch 10 333 fl. deponirt hatten; 1033 im Lande befindliche Kulis hatten 155 683 fl. bei der Sparbank hinterlegt. Trotz der kleinen Anzahl Frauen (369 auf 1000) haben die Geburten die Todesfälle um 68 übertroffen; erstere betrugen 14,64 auf 100 Frauen (1886: 16,38 auf 100). Die totale Sterblichkeit betrug nur 1,86 Prozent, oder nach Abzug von 18 Unglücksfällen rc. 1,54 Prozent.

Im allgemeinen ist die Sterblichkeit unter den Kulis viel geringer, als unter den zu den Creolen gehörigen Arbeitern. Nach den Angaben des Kolonialberichtes von 1886 war das Verhältniß:

im Jahre 1877	wie	3,73 : 6,16
„ „ 1878	„	2,71 : 4,07
„ „ 1879	„	2,08 : 3,32
„ „ 1880	„	1,81 : 3,59
„ „ 1881	„	3,26 : 4,25
„ „ 1882	„	2,60 : 2,70
„ „ 1883	„	2,57 : 3,84
„ „ 1884	„	2,60 : 5,00
„ „ 1885	„	2,40 : 3,26
im Durchschnitt		2,64 : 4,02.

Der durchschnittliche Lohn betrug in den letzten Jahren für die im Kontrakt arbeitenden Kulis: für Männer 0,70 bis 0,75 fl., für Frauen 0,60 bis 0,65, für Kinder 0,60 bis 0,65; für Creolen: Männer 0,90, Frauen 0,60, Kinder 0,45; für fremde Einwanderer, die nicht im Kontrakt arbeiteten: Männer 0,90, Frauen 0,65, Kinder 0,60.

Seit 1881 hat die Arbeit der Creolen fortwährend abgenommen, im ganzen um mehr als 1000 Arbeitstage per Tag, dagegen hat die Arbeit der Immigranten um mehr als 500 Arbeitstage per Tag zugenommen; die Abnahme der Creolenarbeit ist den Goldfunden im Inneren, dann aber überhaupt dem schlechten Zustande, in dem die Landwirthschaft sich befindet, zuzuschreiben.

Im Jahre 1887 allein wurden 250 Concessionen für die Gewinnung von Metallen gewährt, während die Zahl der bis dahin ausgegebenen Concessionen im ganzen nur 145 betrug. Nach den gemachten Angaben betrug der Goldertrag ca. 859 kg im Werthe von 1 176 636,14 [5] fl.

Im Jahre 1887 wurden auf 19 Plantagen 2079 ha (792 ha weniger als 1886) mit Zuckerrohr bepflanzt; auf 83 Plantagen war Cacao die Hauptkultur, auf 313 kleineren Plantagen wurden neben Cacao auch andere Produkte gepflanzt, während auf 3 größeren und 183 kleineren Plantagen ausschließlich andere (nicht für die Ausfuhr bestimmte) Produkte angebaut wurden. Außer dem mit Zuckerrohr bepflanzten Terrain waren noch 9892 ha bebaut (114 ha weniger als 1886); der Ertrag an Zucker war um etwa 1,5 Million kg größer als 1886, Cacao zeigte eine Zunahme von 70 000 kg; auch die Baumwollernte war etwas größer, ebenso zeigten Kokosnüsse und deren Produkte eine ansehnliche Zunahme. Abgenommen hat die Produktion an Kaffee (4300 kg), Reis (20 000 kg), Erdfrüchte (250 000 kg), Korn (193 000 kg). Auch die Viehzucht zeigt einen Rückschritt. Nur wenige der Kulis, deren Dienstzeit abgelaufen war, ließen sich im Lande nieder. Die Bevölkerung der

1854 aufgehobenen europäischen Ackerbauerkolonie an der Saramacca stieg von 122 auf 127 Seelen.

Es betrug	die Einfuhr:	die Ausfuhr:
1883	5 158 660 fl.	4 054 846 fl.
1884	5 286 135 „	3 662 895 „
1885	4 808 603 „	3 113 270 „
1886	4 592 714 „	3 036 633 „
1887	5 052 621 „	3 539 509 „

1887 besuchten 2844 Knaben und 2542 Mädchen die Schulen zu Paramaribo und in den Distrikten (hierunter nicht begriffen die Schulen und Bewahranstalten bei den Buschnegern).

Von den 27 Schulen zu Paramaribo wurden fünf ganz von der Regierung unterhalten, 3 Privatschulen, 4 Schulen der mährischen Brüder und 3 römisch-katholische Schulen von derselben unterstützt; außerdem bestanden noch 12 selbständige Privatschulen. In den Distrikten zählte man 14 Regierungsschulen, 5 Schulen der mährischen Brüder und zwei römisch-katholische Schulen, welche von derselben unterstützt wurden.

Seit Jahren erfordert die Kolonie einen Staatszuschuß, derselbe betrug nach der Abrechnung von 1887 117 000 fl. und nach dem Voranschlag für 1888 272 171 fl., für 1889 171 628 fl. Die wichtigsten Einnahmequellen haben thatsächlich 1887 ergeben: Einfuhrzölle 541 935 fl., Ausfuhrzölle 134 140 fl., Accise auf im Lande fabricirten Branntwein 103 025 fl., Personalsteuer 105 774 fl., Patentrecht 76 947 fl., Haussteuer 28 924 fl., Grundsteuer 111 446 fl., Tonnengeld 22 427 fl., Stempelabgabe 33 455 fl., Erbschaftssteuer 11 456 fl.

Noch wäre zu erwähnen, daß der „Pedro Segundo-American Telegraph and Cable Company“ zu New York eine auf 60 Jahr lautende Concession für eine Telegraphenlinie zwischen Paramaribo, Vizeu und Curaçao gegeben worden ist, wofür ihr 20 Jahr lang eine jährliche Subsidie von 24 000 fl. bezahlt werden soll.

Zum Schluß lassen wir noch einige der oben erwähnten Rede des früheren Gouverneurs Smidt entnommene Betrachtungen folgen. Daß vieles in der Kolonie nicht so ist, wie es sein sollte, ist sicher, aber man sollte lieber suchen das Gute, was da besteht, zu unterstützen und das Schädliche zu entfernen, als die Zeit mit Klagen hinzubringen. Hierzu gehört namentlich, daß man die gegen die Regierung bestehende Unzufriedenheit einzuschränken, die Thätigkeit der religiösen Gesellschaften zu unterstützen sucht, ohne dieselben zu einer Parteisache werden zu lassen. Dem Landbau fehlen die Arbeitskräfte, und es ist jedenfalls ein ungesunder Zustand, nur von der Zufuhr englisch-indischer Arbeiter abzuhängen; die von anderer Seite empfohlene Einwanderung aus Niederländisch-Ostindien scheint weniger rathsam; dagegen empfiehlt er niederländische Arbeitskräfte; im Vaterland giebt es Arbeitslose, dort Arbeit, die nicht durch Schnee und Eis unterbrochen wird; auch würden dadurch die Interessen der niederländischen Industrie befördert werden und da drüben über dem Ozean könnte ein tropisches Holland entstehen. Was ferner über die in der Verwaltung wünschenswerthen Verbesserungen gesagt wurde, glauben wir übergehen zu müssen, da die Beschreibung der bestehenden Einrichtungen zuviel Raum erfordern würde.

II. Curaçao.

Alle Inseln der Curaçao-Gruppe sind, wenn nicht hügelig, doch niedriger als die Antillen; während letztere größtentheils vulkanischen Ursprunges sind, bestehen erstere aus Kalkfelsen und sind trocken und ungeeignet für die Anpflanzung tropischer Produkte für den europäischen Markt; die wichtigste Nahrungspflanze ist der afrikanische Mais; die Antillen (St. Eustatius, Saba und ein Theil von St. Martin), die früher für den Handel sehr wichtig waren, haben diese Bedeutung ganz eingebüßt. Man hat sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß durch den Bau und namentlich durch die Eröffnung des Panamakanals diese Besitzungen sich zu neuer Blüthe erheben würden, weil sie ein relativ gesundes Klima besitzen und daher als Aufenthaltsort für Reconvalescenten dienen könnten, dann aber weil die St. Anna-Bai auf Curaçao einen der besten und sichersten Hafen West-Indiens bietet. Zur Verbesserung derselben sind auch schon Pläne gemacht, die aber immer noch der Ausführung harren.

Die Zahl der Bewohner wird folgendermaßen angegeben (1887):

	Total	Es waren geboren auf der Insel	in West-Ind.	in Holland	in anderen Ländern
Curaçao . .	25 667	24 518	250	291	608
Bonaire. . .	4 259	4 237	2	13	7
Aruba . . .	6 990	6 798	119	15	58
St. Martin (niederl. Theil)	4 198	4 066	118	11	3
St. Eustatius.	2 335	2 225	90	5	15
Saba . . .	2 505	2 405	76	3	21
	45 954	44 249	655	338	712.

Unter diesen Zahlen ist die 9 Officiere und 231 Mann starke Truppenmacht einbegriffen.

Die Bevölkerung betrug:

	1849	1865	1875	1885
Curaçao	16 530	19 864	23 972	25 362
Bonaire	2 159	3 579	4 470	4 008
Aruba	2 760	3 484	5 670	6 407
St. Martin (niederl. Theil).	2 790	2 771	3 101	3 926
St. Eustatius . .	1 945	1 936	1 809	2 286
Saba	1 674	1 809	2 002	2 421
Total	27 858	33 443	41 024	44 410 (ohne Truppen).

Der Religion nach vertheilte sich die Bevölkerung, wie folgt (1887):

	Reformirte	Methodisten	Röm. Katholiken	Israeliten
Curaçao . . .	1 895	—	23 040	742
Bonaire . . .	140	—	4 119	—
Aruba	429	—	6 560	1
St. Martin (niederl. Theil)	3 241	—	957	—
St. Eustatius .	1 500	585	250	—
Saba	1 755	—	750	—
	8 950	585	35 676	743.

Die Zahl der Geburten übertraf in den letzten Jahren die der Sterbefälle auf allen Inseln, 1887 betrug:

	die Zahl der Geburten		der Sterbefälle	der Ueberschuß der ersteren
Curaçao . . .	1029	(724)	498	531
Bonaire. . . .	218	(109)	88	130
Aruba	282	(166)	78	204
St. Martin (niederl. Theil)	166	(114)	79	87
St. Eustatius .	59	(41)	36	23
Saba	68	(15)	25	43
	1822	(1169)	804	1018.

Die Zahl der Heirathen war nur klein (251), der Ueberschuß der unehelichen Geburten (die oben in Klammer beigefügt sind) bedeutend.

Außer den Truppen, deren Zahl oben schon angegeben ist, befand sich auf Curaçao noch eine etwa 260 Mann starke

„Schuttery“ (Bürgermiliz), auf den anderen Inseln war eine derartige Einrichtung noch nicht zur Ausführung gelangt.

Die zu Curaçao bestehenden Schulen wurden von 3002 Kindern besucht, wovon etwa drei viertel auf die Schulen der barmherzigen Schwestern kamen; auf den andern Inseln besuchten im ganzen 1281 Kinder die Schulen, darunter mehr als 600 die der barmherzigen Schwestern zu Bonaire und Aruba.

Die Ausfuhr von phosphorsaurem Kalk, die namentlich für Aruba eine sehr große Bedeutung besitzt, nahm wiederum ab; auf der genannten Insel wurde untersucht, ob die Goldgrube dort mit Vortheil zu bearbeiten sein würde; auf Saba sind nach empfangenen Berichten Metalllager in Privatpersonen gehörigen Ländereien gefunden worden. Der Landbau hat wenig Bedeutung und findet größtentheils für eigenen Bedarf statt. Die Aloe-Kultur litt unter den sinkenden Preisen in Europa und Nord-Amerika; die Zucker-Kultur war sehr unbedeutend. Der Handel war ebenfalls gedrückt, und die Einfuhr zu Curaçao werthete nur 3 290 000 fl.; der Betrag der Ausfuhr für diese Insel ist nicht angegeben. Für Bonaire belief sich dieselbe auf 48 307,20 fl., für Aruba auf 311 869,70^5 fl., für den niederländischen Theil von St. Martin auf 112 694,62^5 fl., für St. Eustatius auf 36 498,60 fl. und für Saba auf 10 832,50 fl.

Um Ausgaben und Einnahmen des Gouvernements in's Gleichgewicht zu bringen — 702 094,99^5 fl. — mußte der Ueberschuß voriger Dienstjahre mit 98 573,32^5 fl. in Anspruch genommen werden. Fehlbeträge hatten Curaçao 132 929,37^5 fl., Bonaire 22 443,81^5 fl., St. Martin 30 214,65^5 fl., St. Eustatius 25 164,16 fl. und Saba 15 445 fl. Einen Ueberschuß ergab nur Aruba mit 147 623,68 fl.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der französische Reisende J. Martin steht im Begriffe, eine Reise nach Centralasien zu unternehmen, um insbesondere die unbekannteren Theile des östlichen Tibet zu durchforschen.

— Wie uns Herr N. v. Seidlitz mittheilt, sind die russischen Geographen im letztvergangenen Jahre wieder eifrig damit beschäftigt gewesen, die Topographie und die hypsometrischen Verhältnisse des Kaukasus in zuverlässiger Weise festzustellen, und die demnächst zu erwartenden Veröffentlichungen werden in dieser Beziehung mancherlei Neues bringen. Als die sechs höchsten Gipfel des Gebirges nennt unsere Quelle:

1) den Elbrus	18 572′	unter	43° 21′ 29,9″	n.	Br.	und	60° 6′ 17,2″	ö.	L.
2) den Dychtau	17 091′	„	43° 3′ 19,9″	„	„	„	60° 47′ 24,8″	„	„
3) einen unbenannten	16 941′	„	43° 3′ 14,4″	„	„	„	60° 52′ 47,8″	„	„
4) den Koschtan-tau	16 925′	„	43° 3′ 12,9″	„	„	„	60° 52′ 54,5″	„	„
5) den Ararat	16 916′	„	39° 42′ 11,6″	„	„	„	61° 58′ 1,1″	„	„
6) den Ksbek	16 546′	„	42° 41′ 56,1″	„	„	„	62° 11′ 13,2″	„	„

Afrika.

— Die von dem Mahdisten-Führer Osmau Digma nach Suakin gesandte Nachricht über Emin-Pascha und Stanley hat unverzüglich von Zansibar und von dem Kongo her ein Dementi erfahren, dessen Bekräftigung allerdings wieder erst abgewartet werden muß. Danach soll Stanley Wadelai im Januar 1888 glücklich erreicht und Emin die beabsichtigte Verstärkung gebracht haben, und hierauf nach dem Aruwimi zurückgekehrt sein, um alsbald — im August — eine zweite Expedition zu Emin zu unternehmen und diesen nach dem Kongo zu bringen. Abgesehen von dem Widerspruche, in dem diese Angaben zu den letzten Botschaften aus Wadelai stehen (Vergl. „Globus“ Bd. 54, S. 112), so wohnt denselben auch in den Einzelheiten ein gut Theil innere Unwahrscheinlichkeit inne, und außerdem stammen sie von dem bekannten Tippoo Tib, den der ermordete Barttelot als einen durchtriebenen Schurken bezeichnet hat. Ihre Haltlosigkeit oder ihre Begründung muß sich aber in jedem Falle bald herausstellen.

— Hauptmann Curt von François ist nach kurzem Aufenthalt in Deutschland wieder nach Togo-Land zurückgekehrt, um seine topographischen Aufnahmen und Rekognoscirungen daselbst nach beendeter Regenzeit weiter fortzusetzen.

— „Le Mouvement Géographique“ enthält in Nr. 26 des Jahrganges 1888 eine Karte der projektirten Kongo-Eisenbahn von Matadi nach Leopoldville, gemäß der Cambier'schen Aufnahme. Die Bahn wird sich danach konsequent in viel größerer Ferne von dem Stromlaufe halten, als die bisherige Karawanenstraße, und — abgesehen von der nächsten Nachbarschaft von Matadi — durch Gegenden führen, in denen es europäische Handelsniederlassungen noch gar nicht giebt. Das Plateau von Bamgu wird im weiten Bogen südwärts umgangen. Daß die technischen Schwierigkeiten auf dieser Linie geringere sind als auf einer dem Strome näher gelegenen, ist nicht zu bezweifeln, dagegen dürften die wirthschaftlichen Bedenken, die man gegenüber dem Werke hegt, nur desto schwerer werden — wenigstens was die nähere Zukunft anlangt.

Bücherschau.

— Dr. Robert Sieger, Die Schwankungen der hocharmenischen Seen seit 1800. Wien 1888. Die Schwankungen der Wasserstände in den abgeschlossenen Seenbecken in ihrer Beziehung zu den Klimaschwankungen längerer und kürzerer Perioden zu untersuchen, ist eine der anziehendsten Aufgaben der physikalischen Geographie. Dr. Sieger hat sich durch die vorliegende Schrift, die sich durch großen Fleiß und gute Methode auszeichnet, um die Förderung dieser Aufgabe ein erhebliches Verdienst erworben. Er beschränkt sich nicht auf die Verlegung der armenischen Verhältnisse, für die ihm verhältnißmäßig gute Quellen zu Gebote standen, sondern er zieht zur Vergleichung auch zahlreiche andere Gebiete heran, und gelangt dadurch zu allgemeineren Schlüssen. Zur weiteren Stützung und Vervollständigung derselben wäre aber die Beibringung weiterer Induktionsmaterialien wünschenswerth, was hoffentlich infolge der Anregung, die solche Arbeiten bieten, in Zukunft systematischer als bisher geschehen wird.

— Moritz Schanz, Brasilianische Reiseskizzen. Leipzig 1888. — Ein anspruchsloses Büchlein, das aber recht soliden Inhalt hat, und das insbesondere das Leben und Treiben in den deutschen Kolonien der brasilianischen Südprovinzen in sehr realistischer Beleuchtung darstellt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange.

Mitgetheilt von Hermann von François.

(Fortsetzung.)

Nach zweitägigem Aufenthalte dankten wir unserm freundlichen Wirth, und weiter ging es auf blauer Straße dem Ziele entgegen. Der Blick in die Umgegend konnte mir kein Interesse mehr einflößen, und ich glaube, ich würde mich sehr gelangweilt haben, wenn ich nicht meine Instrumente und mein Schreibmaterial besessen hätte. Ueberhaupt hatte sich unter den Mitgliedern der Expediton eine größere Regsamkeit entwickelt. Eine andere Abwechselung in unserm täglichen Einerlei boten stets die neuen Passagiere, die hier ebenso gemustert wurden, wie in Krähwinkel die neue Schürze der Frau Unterstenereinnehmer. In Goré schon waren vier katholische Missionare eingestiegen, mit ihnen ein junger Neger — der Sohn des Königs von Gabun, der stets elegant gekleidet auftrat und auch formengewandt in gutem Französisch Konversation machte.

Am 4. Dezember trafen wir in Monrovia ein. Die Stadt liegt auf dem linken Ufer des Mesurado-Flusses, am nördlichen Hang einer etwa 60 m hohen langgestreckten Kuppe, umwuchert von der üppigen Fülle mannigfacher Tropengewächse, die in den verschiedensten Farbennüancen spielen; eingerahmt vom dunkelgrünen Kamm einer belaubten Höhe, im Vordergrund auf bastionartig vorgeschobener Kuppe der Leuchtthurm, und zu Füßen der belebte und belebende Mesurado, bietet Monrovia vom Meer aus gesehen ein selten schönes Panorama.

Nachdem die Hafenbeamten ihre Pflicht gethan, gingen wir an Land, und ich war sehr gespannt, den Centralpunkt eines civilisirten Negerstaates, oder besser den Wohnsitz eines Republikanervolkes von freigewordenen Sklaven, kennen zu lernen. Einen stärkeren Wechsel kann das menschliche Leben wohl kaum durchlaufen; der geknechtete Sklave, der physisch und moralisch verwahrloste Wilde wird frei und selbständig, soll europäische Sitten und Gewohnheiten zum Muster nehmen, soll leben als freier Republikaner, ein brauchbares Glied der Gesellschaft. Wir wissen, daß der kleine Staat damals durch mancherlei Fehlgriffe das Mitleid und den Spott der Welt erweckte; eine neue Generation war seit der Zeit freilich herangewachsen, aber dennoch war ich überzeugt, in den Straßen Monrovias das Zerrbild civilisatorischen Emporkommens anzutreffen. Ich freute mich darauf, einen spaßhaften Narrentanz kopiren zu können, und doch sollte mich gerade einer aus der alten Knechtszeit anders denken machen. Es war dies der greise Präsident der Republik, Herr Rössel, welcher seit 60 Jahren in Liberia das saure Joch der Sklaverei durchkostet hatte, und zu dem wir, nachdem uns der deutsche Konsul, Herr Schmidt, sehr freundlich empfangen, geführt wurden. Rössel war von mittlerer Größe, trug einen großen, stark melirten Schnurr- und Backenbart und sah, als wir ihm unsern Besuch machten, recht leidend aus. Er machte keineswegs den Eindruck, den ich erwartet hatte; er war liebenswürdig, zuvorkommend, stellte uns beim Frühstück seine Gattin, eine einst wohl schöne Mulattin sowie seine erwachsenen, sehr wohlerzogenen Söhne vor, und toastete bei Tafel auf das Wohl und die Einigkeit Deutschlands. Mehr konnte man nicht verlangen, und ich sah es deshalb nur als ein Privilegium seiner vorgerückten Jahre an, wenn er sich während der Unterhaltung ab und zu auf seine bequeme Chaiselongue niederstreckte,

und rechnete es auf Konto seines Bemühens, uns die kulturellen Fortschritte zu zeigen, welche sein junger Staat auch auf dem Gebiete der Zahntechnik machte, als er bei Beendigung des Essens mit großer Ruhe sein falsches Gebiß aus dem Munde nahm, um die Speisereste aus demselben zu entfernen. Die deutschfreundliche Gesinnung des alten Herrn soll übrigens sein zukünftiger Nachfolger, Herr Johnston — ein Stockneger und eine hier allgemein hochgeachtete und beliebte Persönlichkeit — in noch größerem Maße theilen.

Auch draußen auf den Straßen fand ich nichts, was mich an den gewaltigen Stufenwechsel erinnerte. Ganz gefällig nahm sich der Marktplatz der Stadt in seinem Schmuck von Mangobäumen aus. Mehrere Stück des einheimischen Rindviehs, die hier harmlos weideten, erinnerten lebhaft an das Idyll vieler unserer Kleinstädte, wo ein frühzeitig ertönendes Horn die lieben Wiederkäuer auf dem Markt versammelt. Am Markt steht das Postgebäude, welches aber gleichzeitig in der ersten Etage die Räumlichkeit für den Staatssekretär, Herrn Gipsen, und im Parterre die für die Abgeordnetensitzungen in sich vereint. Außer diesem giebt es nur wenig Bauten mit zwei Stockwerken, der größere Theil sind Parterrewohnungen, aber bis auf die Hütten massiv gebaut. Die Straßen sind sehr hübsch und breit angelegt, ihre Beleuchtung ist zwar primitiv, aber vielleicht ebenso gut wie es die unserer größeren Städte noch vor 30 Jahren war.

Da wir von der Anwesenheit des Königs Zemora, des Beherrschers des drei Tagereisen entfernten Babua-Landes gehört hatten, welcher mit 300 Weibern und Männern und einigen Häuptlingen des Madingo-Landes gekommen war, um dem Präsidenten einen Besuch abzustatten, so begaben wir uns nach dem $^{3}/_{4}$ Stunde von Monrovia gelegenen Schulgebäude. Hier hatte Zemora seine provisorische Residenz aufgeschlagen. Auf dem beschwerlichen und heißen Wege begegneten uns mehrere Leute vom Gefolge des Königs, welche mit Messer und Speer, zum Theil auch Feuersteingewehren gut bewaffnet waren.

Die Plattform vor dem Schulgebäude schien allgemeiner Lagerplatz zu sein. Verschiedene Gruppen saßen hier zerstreut und boten ein buntes, einem Zigeunerlager nicht unähnliches Bild. Hier acht junge, recht hübsche Negerinnen, die fleißig Speisen zubereiteten, und nicht weit davon als treffendes Pendant eine Anzahl bewaffneter Krieger, unter denen besonders einer durch den Stolz seiner Haltung und die Würde seines Auftretens auffiel. Es war Zemora! Ein gegenseitiger Gruß, einige lebhafte Gesten, und der König hatte verstanden, daß wir ihm die Honneurs erweisen wollten. Er bat uns, in ein Klassenzimmer einzutreten, wo er selbst uns gegenüber in der Mitte der Stube Platz nahm, während sein Gefolge sich hinter und neben ihm rangirte. Zemora ist ein Mann von hohem Wuchs, breitschulterig, muskulös, mit kleinem Backen- und Kinnbarte, er hat einen außerordentlich ruhigen Gesichtsausdruck und starrte uns minutenlang mit derselben gleichgültigen Miene an. Das Gespräch wurde mit Hülfe eines zufällig anwesenden Dolmetschers geführt. Während desselben fanden sich noch zwei andere Häuptlinge und mehrere Weiber ein. Letztere waren von stattlichem Wuchs, trugen ein einfaches Hüfttuch und hatten die Haare turbanartig geflochten oder gingen wie die Männer fünffach gescheitelt, mit hornartig nach vorn gewundenem Haar. Sehr entstellt hatten sich einige Weiber durch Bemalung mit Schlemmkreide Viele zeigten auch Tätowirung auf dem Bauche.

Nachdem wir uns vom Könige verabschiedet hatten, forderten uns die Frauen desselben zu einem Rundgange durch ihre Gemächer auf, wo noch etwa 50 andere uns erwarteten. Die schwarzen Evatöchter waren höchst heiter, gingen auf manchen harmlosen Scherz freundlich ein, und so wurde uns die Zeit nicht lang. Da mahnte uns ein Kanonenschuß an die Heimkehr, und durch Sonnengluth und Sand mußten wir zurück, denselben unbequemen Weg.

„Da bin ich denn wieder auf Deck und notire die Eindrücke des Tages. Obwohl 11 Uhr abends, zeigt mein neben mir liegendes Thermometer noch 31° C., und oft muß ich im Schreiben inne halten, um Gesicht und Papier zu trocknen. Das Schiffspersonal ist durch Kru-Neger verstärkt worden, die uns bis Loanda begleiten werden, um für die unter der Hitze zu schwer leidenden Matrosen Ersatz zu leisten."

Das Küstenpanorama blieb bis Kap Palmas gleichförmig öde; erst hier gewann es an Lebendigkeit, und auch wir wurden lebendig, als der Kapitän in einem vor Kap Palmas verankerten Schiffe die Kollegin „Ella Woermann" erkannte, die auf der Rückreise nach der Heimath hier rastete. Jeder kramte seine Briefschaften zusammen, „Professor Woermann" legte bei, und nun mußte der an Bord kommende Kapitän der „Ella Woermann" erzählen, was er neues wußte. Da hörten wir freilich drollige Dinge. Die Association wolle ihre Errungenschaften am Kongo an England verkaufen, englische Officiere seien bereits auf der Fahrt nach Banana, unter den belgischen Officieren der Stanley'schen Expedition sollten Duelle vorgekommen sein, und unser Dampfer endlich sollte, nach den Aussagen englischer Schiffe, leck geworden und auf der Heimreise sein.

Zu unserem Glücke war dem nicht so, der brave „Professor Woermann" hatte sich auf der 13tägigen stürmischen Fahrt von Hamburg nach Madeira wacker gehalten und ebenso muthig einem dreiviertelstündigen Orkan zwischen Madeira und den Kap Verdischen Inseln getrotzt. Noch schlimmere Gerüchte über unser Befinden kursirten übrigens gleichzeitig in den heimathlichen Zeitungen. Da stand in einem mir zugesandten Zeitungsausschnitte: „„Professor Woermann" und die Wißmann'sche Expedition ist mit Mann und Maus im Biscayischen Meerbusen zu Grunde gegangen."

Kap Palmas zeigt in seiner lebensfrischen Lage eine üppige Vegetation, und nach den ermüdenden Küstenlinien ruhte mein Auge gern auf diesem Bilde. Der Kapitän machte mich auf das Wrack eines Dampfers aufmerksam, welches am Strande lag. Es war die „Yoruba" — ein Schiff der „African-Steam-Ship-Company", welches vor Jahren hier leck wurde, und dessen Passagiere und Waaren der Kapitän dadurch rettete, daß er das Schiff in voller Fahrt auf den Strand rannte. Da lag das stolze Bauwerk, in seiner Kraft gebrochen, dem Wind und Wetter und den Eingeborenen preisgegeben.

Freitag, 14. Dezember, nachmittags passirten wir die Goldküste, wo einst die brandenburgische Flagge wehte. Das also war das Land, welches unser Großer Kurfürst für die Verwirklichung seiner kolonialen Ideen auserkoren hatte! Wahrlich ein schöner Streifen, würdig der Wahl des großen Mannes, und ewig schade, daß die für die junge Kolonie nöthigen Existenzmittel schwächer waren als der erschaffende Geist. Jetzt steht dort Englands Banner.

Am folgenden Tage erweckte mich ein starker Regen, der eine Temperaturlinderung mit sich brachte. In der stahlblauen, spiegelglatten See sah ich Delphine, auch einen Zug von 10 bis 15 Potwalen, die in angemessener Entfernung neben dem Schiffe herzogen. Um die Thiere genauer zu beobachten, legte ich mein portugiesisches Wörterbuch, in dem ich gerade Studien machte, beiseite und trat mit dem Opernglas an den Schiffsrand. Da höre ich hinter mir lebhaftes Gekläff, und, o weh! die jungen Teckel sind in ihrem Uebermuth über meine einzige Stütze in der portugiesischen Sprache hergefallen und haben sie, ehe ich

zuspringen konnte, in ihre Faktoren zerlegt. Das war mein erster Reisekummer und gern würde ich wie Mummius, als er die erbeuteten Schätze von Korinth, darunter die Werke eines Phydias, nach Rom transportirte, den diktatorischen Machtspruch gethan haben: „Wer meine Werke zerstört, hat sie selbst wieder herzustellen.“ Aber die Missethäter machten bei meinem Dazwischenfahren so jammervoll dumme Gesichter, daß ich sie nicht einmal mit dem wohlverdienten Stock bestrafte.

Am 17. Dezember vormittags liefen wir in die seeartige Mündung des Kamerun-Flusses ein. Wo das Auge hinsieht, labt es sich an den Mangrove-Dickichten, die an hochgelegenen Punkten von Palmenarten malerisch gekrönt werden.

Ueber Kamerun ist, seitdem das Deutsche Reich seine schirmende Hand über ihm hält, und seitdem unsere junge Marine sich dort die Siegespalme geholt hat, so viel geschrieben worden; Land und Leute sind so oft in Wort und Bild — neuerdings ganz meisterhaft im Berliner Kamerun-Panorama — wiedergegeben, daß ich mich kurz fassen will.

Nach achtstündiger Fahrt bei greller Sonnenhitze, ohne Schutz und Sonnendach, kamen wir endlich in der Faktorei des Hauses Woermann an. Hinter derselben auf einem langgedehnten Bergrücken, liegt malerisch von Palmen und Bananen eingehegt, King Agua. Fast im Zusammenhange mit diesem Orte reihte sich, getrennt nur durch die englische Mission, die Residenz des mächtigen, in unserer Kolonialgeschichte bekannt gewordenen King Bell an.

Gegen Abend besuchten wir Agua Town und nahmen unter den Hallen Platz, wo die Frauen des Königs ihre Nachmittags-Siesta halten. Trotzdem Weiße hier keine Neuheit sind, wurden wir doch bald von vielen schwarzen Gestalten angestaunt, wobei ich Gelegenheit fand, den Fleiß zu bewundern, welchen die Negerinnen auf ihren Haarputz verwenden. Ich unterschied drei Hauptgattungen, eine scheitelförmige, eine schlangenartig gewundene und eine spiralförmige, von denen jede für sich sorgfältig geordnet war und das Gesicht nicht übel kleidete.

Indessen hatte sich ein Häuptling eingefunden, der uns freundlich aufforderte bei ihm einzutreten. Seine Hütte bestand aus Wohn- und Schlafzimmer, von denen das erstere mit Tisch, drei Stühlen und kleinem Wandspiegel, für einen Wilden leidlich eingerichtet war. Meine nächste Morgenpromenade führte mich wieder nach King Agua, wo ich, von Hütte zu Hütte gehend, alles genau musterte und überall einen freundlichen Empfang hatte, nur einzelne kleine Kinder, die wahrscheinlich mit „dem weißen Mann“ — wie die unserigen mit dem „schwarzen“ — artig gemacht wurden, wollten sich bei meinem Anblick gar nicht beruhigen lassen und zeterten fürchterlich. Indessen war ich mit meinem zahlreichen Gefolge bis zum Ostausgange des Ortes gekommen, welcher wie die Südseite durch eine dicke Hecke abgegrenzt war. Jenseits derselben lagen einzelne Hütten, und ich wollte mich eben anschicken auch zu diesen hinüberzugehen, als mich meine Begleiter sichtlich entsetzt und mißbilligend zurückhielten. Dort lagen nämlich die Wohnungen der Sklaven — der afrikanischen Plebejer, oder, wie sie die Eingeborenen nennen, Nigger. Ihnen durfte ich die Ehre meines Besuches nicht erweisen. So giebt es auch bei den Wilden Standesunterschiede und Standesvorurtheile. Ich hütete mich, gegen den guten Ton zu verstoßen, und trat den Rückweg an. Die Bezeichnung Nigger gilt übrigens bei den freien Negern als ein grobes Schimpfwort, und ich sehe noch den bösen Blick einer jungen Negerin, als ich sie mit diesem Schmeichelnamen anredete.

Die Kleidung der Neger ist infolge des Einflusses der englischen Mission eine sehr verschiedene. Die in letzterer erzogenen Mädchen gehen europäisch gekleidet, die anderen tragen, ebenso wie die Männer, ein Tuch um Hüfte oder Brust, welches bis zu den Knien herabreicht. Nachmittag ging ich mit zwei anderen Herren auf die Jagd. Nachdem wir eine Stunde in dem zwei Meter hohen Savannengras marschirt waren, lagerten wir uns an einer hübschen Baumgruppe, in deren Innerem ein kleiner Quell — die Brunnenstation der Umgegend — lag. Viele Weiber standen hier mit Wasserkrügen, um geduldig zu warten, bis die Reihe an sie kam — eine harte Geduldsprobe, denn das Wasser floß spärlich und konnte nur tropfenweise aufgefangen werden. Unsere Jagd endete wie so oft auch in europäischen Revieren ohne Resultat.

Am Abend besuchte uns King Bell. Es ist ein hübscher Mann von etwa 40 Jahren, 189 cm groß, trägt kurzen Backen- und Schnurrbart. Er spricht, dank seinem fünfjährigen Aufenthalt in London, gut englisch und hat sehr verständige Ansichten. Von europäischer Kleidung ist er in seinem Heimathlande wieder ganz abgekommen, die Tracht seiner Stammesbrüder ist ihm bequemer.

Nach unseren Mißerfolgen auf der Jagd zu Lande versuchten wir es am 21. mit einer zu Wasser. In der „Gig“ des Herrn Schmidt den Mungo aufwärts fahrend, träumten wir von Elephanten, Flußpferden und Leoparden, mußten uns aber mit einigen Papageien, Affen und einem Krokodil begnügen, die wir nicht einmal als Trophäen heimbringen konnten.

Am 23. Dezember morgens lichtete „Woermann“ die Anker und dampfte unter dem Flaggengruß sämmtlicher anwesenden Schiffe dem Aequator zu.

Am folgenden Morgen weckten mich, nach einem gesunden Schlafe, die niedergehenden Ankerketten; wir befanden uns der Muni-Mündung gegenüber, 500 m südöstlich der spanischen Insel Klein-Eloby. 800 m lang und 300 m breit sieht die Insel in ihrem dichten Urwaldschmuck recht anmuthig aus. Drei Handelsfirmen, darunter die Woermann'sche, haben hier ihre Depots. Die etwa 100 Köpfe starke Bevölkerung gehört dem Stamme der Benga an und steht durchweg im Dienste der Faktoreien.

Der Abend vereinigte uns bei Herrn Stein. Mein erstes Weihnachtsfest unter den Tropen! Die Wiederkehr von Festtagen, die in der Heimath im Kreise der Familie fröhlich begangen werden, ruft in dem Reisenden schwermüthige Empfindungen hervor. Daheim liegt tiefer Schnee, Schellengeläute von rasch vorüberfliegenden Schlitten erklingen. In der behaglichen Häuslichkeit, im Dufte von Wachslichtern und verbrannten Tannennadeln sind jetzt Geschwister und Mutter vereint, und der kleine Knabe meines Bruders hüpft in kindlicher Seligkeit um den glitzernden Weihnachtsbaum. Glücklicherweise half mir ein wohlthuender Schlaf über meine ernsten Gedanken hinweg! Erst spät kroch ich am anderen Morgen aus den Federn. Jetzt läuteten die Glocken der Heimath den ersten Feiertag ein, und der Frühgottesdienst begann! Für mich brachte der Tag die Bekanntschaft von drei Engländern, welche nach längerem Aufenthalte bei Stanley in ihre Heimath zurückkehrten und über die Thätigkeit des genannten Herrn viel zu erzählen wußten.

Am zweiten Feiertage fuhren wir im Kutter des Herrn Stein nach der Insel Groß-Elobi. Mitten auf dem Meere nahm mir ein kurzer Windstoß meinen Hut weg, aber noch ehe mir mein Verlust klar wurde, waren zwei Neger der Schiffsbemannung hinter ihm her und brachten ihn an Bord. Die Neger werfen sich bei solchen Gelegenheiten stets zu zwei oder mehr in das Wasser, um durch das stärkere Geräusch die etwa anwesenden Haie zu verscheuchen. Groß-Elob ist etwa viermal größer als ihre Namensschwester und über-

trifft diese an Fülle der Vegetation und an landschaftlicher Schönheit. In den dichten Urwaldungen liegen vier Negerweiler, die in ihrer Unzugänglichkeit an Dornröschens Residenz erinnern.

Als die Feiertage verklungen, waren wir wieder an Bord und am 29. am Gabun. Die hier allein nur sichtbaren blau-weiß-rothen Flaggen geben schnell genug Aufschluß darüber, wer hier Herr ist. Auf dem Lande, sowie auf den zur Kolonie gehörenden Flüssen, dürfen andere als französische Flaggen nicht gehißt werden, die vielen Deutschen und Engländer sehen daher ihren nationalen Schmuck nur, wenn ein Landsmann im Hafen liegt. In Libreville befindet sich, schön gelegen, das Kommandanturgebäude, dahinter eine Kaserne für 50 Tirailleurs vom Senegal. Bei Herrn Schulz, dem hiesigen Vertreter des Hauses Woermann, einem netten, charmanten Herrn und tüchtigen Kaufmann, der schon 14 Jahre hier geschäftlich thätig, auch schon Reisen in das Innere den Ogowe hinauf unternommen hat, fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme. Die deutschen Kaufleute leiden sehr unter dem Drucke der französischen Regierung, besonders soll der vorletzte Kommandant durch rigoröse Maßnahmen allgemeine Mißstimmung erregt haben. Von dem jetzigen, der erst vor einigen Tagen angekommen war, erhofft man Besserung der Verhältnisse.

Zehn Minuten östlich von Libreville gelangt man zum Glanzpunkte Gabuns, zur Mission. Die reichhaltige Fülle von Pflanzengattungen und Cerealien, der überall in den Anlagen sichtbare Fleiß, die technischen Einrichtungen für Verarbeitung des Palmöls und endlich die Fürsorge, die hier der Erziehung und Ausbildung der Zöglinge gewidmet wird, verdienen in der That volle Bewunderung. Die Schüler erhalten Unterricht in allen praktischen Arbeiten und Handarbeiten. In der Tischlerei haben sie sich bereits einen gewissen Ruf verschafft, und sogar Musikunterricht wird von einem der Brüder, wie es heißt, mit gutem Erfolge gegeben.

Eine andere Sehenswürdigkeit sind die im Auftrage des Hauses Woermann von Herrn Soyaux angelegten Kaffeeplantagen. Wir ritten auf Pferden unseres freundlichen Wirthes dorthin, passirten erst Savanne, dann den finsteren Urwald und traten plötzlich nach $2^1/_2$ stündigem Ritte in eine lichte, wohlgepflegte Plantage ein. Es war ein eigenartiger Kontrast, der wilde, urwüchsige Satyr neben der jungfräulichen Ceres.

In einem Zeitraume von fünf Jahren waren 1200 Morgen mit Kaffee bebaut worden, von denen erst die ältesten Anlagen Früchte trugen. Vom Reste wurden solche im Jahre 1884 erwartet.

Auf einem hübsch angelegten Wege kommt man von der neuen Farm zu derjenigen, welche Soyaux zuerst erbaute und bewohnte.

Die tägliche Arbeit ist nicht gering, da mindestens alle 14 Tage gejätet werden muß. Zum Schutze der Bäume gegen die überall in Massen auftretenden Krabben sind um die Wurzelanfänge Blechröhren gelegt. Außer den Kaffeeanlagen sind einige Morgen mit Reis, Mais und einigen europäischen Gemüsen bebaut. Der Versuch Kartoffeln anzupflanzen, ist ungünstig ausgefallen. Sie erhalten hier einen fremdartigen, nicht angenehmen Geschmack. Uebrigens wird hier die Kartoffel durch die Yamswurzel hinreichend ersetzt. Ananas sah ich im Urwalde in großer Zahl wild wachsen.

Mit Anlage der neuen Farm hat die Plantage an landschaftlichem Reiz gewonnen. Webervögel haben ihren Einzug gehalten und die Baumwollbäume mit ihren niedlichen Nestern geziert. Schmetterlinge der verschiedensten Art umschwirren die vor dem Wohnhause von geschickter Hand angelegten Blumenbeete, an deren Duft und Anmuth sich das Auge der hier seit drei Monaten weilenden Frau Soyaux täglich erfreut. Die Schönheit der Vegetation und das Bewußtsein, daß ihr Gatte sich hier in seinem Berufe glücklicher fühlt, wie in irgend einem europäischen Eldorado, ist der jungen Frau ein Aequivalent für die Einsamkeit und Abgeschlossenheit der Lage.

Der Aufforderung, in der Farm zu übernachten, folgten wir gern, und sobald der Abend dämmerte, saßen wir in traulichem Gespräch mit Herrn und Frau Soyaux in deren gemüthlich eingerichteten Wohnräumen. Im fremden Lande schließt sich auch der Deutsche schneller an, bald fühlten wir uns bei unseren freundlichen Wirthsleuten ganz heimisch, eine Sylvesterbowle dampfte nach deutscher Art auf dem Tische des Hauses, und in anregendem Geplauder rückten wir dem neuen Jahre näher. Da plötzlich flammt ein heller Feuerschein vor den Fenstern auf, und das Gemurmel vieler Stimmen dringt an unser Ohr. Schnell treten wir vor die Thür. Welch ein Anblick! Ein Zug von wohl 200 Fackelträgern kam aus den tiefschwarzen Contouren des Urwaldes hervor und näherte sich, ein wogendes Flammenmeer, der Farm. Der Wald speit seine Geister aus. Satyr sendet seine Dämonen, um beim Scheine der Fackeln der ruhenden Ceres die letzten Jahreshuldigungen darzubringen. In der That sahen die hinter dem Feuerschein hervorgrinsenden schwarzen Gesichter wie leibhaftige Teufel aus. In munterem Tempo, mit geschwungenen Fackeln und fröhlichem Gejohle defiliren die kecken Burschen vor dem Hause, dann nehmen sie nach demselben Front, schwenken zu einem Halbkreise herum, und aus den geöffneten Reihen treten die jugendfrischen, biegsamen Figuren der Tänzer heraus. Nun beginnt ein anziehendes Ballet, in dem die elastischen Gestalten bald in gravitätischem Schritte mit zurückgeworfenem Nacken gegeneinander vorgehen, bald in wilden Sprüngen sich durcheinander mengen. Massentänze wechseln mit Solos, und fürwahr, unsere geschultesten Balletttänzer würden Mühe gehabt haben, mit einzelnen dieser Naturkinder in Konkurrenz zu treten.

Unter diesem Schauspiele traten wir in das neue Jahr ein, das mit tobendem Geschrei der Wilden und mit Gewehrschüssen begrüßt wurde. Noch kein Sylvesterabend war mir so heiter und interessant vergangen wie dieser, ja ich glaube, der kunstvoll arrangirte Fackeltanz, den die Kameruner unserem erhabenen Kanzler an seinem Jubiläumstage darbrachten, kann ihm nicht den Eindruck gemacht haben, wie uns hier der natürliche Tanz der Eingeborenen in Gottes freier Natur.

Nach einem wohlthuenden Schlafe, der, dank einer Moskitäre, besser war als der der vergangenen Nacht, wo mich Moskitos und Sandfliegen übel zugerichtet hatten, unternahm ich einen Abstecher nach dem eine viertel Stunde westwärts gelegenen Dorfe Owenga. Hier hatten sich vor nicht langer Zeit Fan niedergelassen und angebaut.

Die Fan oder Pahuin bilden bekanntlich ein mächtiges Volk, welches in unaufhaltsamen Vordringen von Osten nach Westen alle anderen Stämme Westafrikas zu verdrängen scheint. Obwohl Kannibalen, zeichnen sie sich durch geistige Regsamkeit und Intelligenz aus, und hierin liegt ohne Frage der Schlüssel, daß es ihnen gelingt, andere bedeutende Stämme des äquatorialen Afrika aus dem Felde zu schlagen. So sind sie im Westen bis an den Muni und hier am Gabun bis Libreville vorgerückt.

Eine andere Exkursion führte mich nach dem dreiviertel Stunde von der Faktorei Woermann gelegenen Negerdorfe St.-Louis. Ich hatte mir eine Kokosnuß präparirt und wollte sie eben in Gemüthlichkeit austrinken, als eine Schwarze mit verstörter Miene aus einer Hütte stürzte und

athemlos erzählte, daß eine Schlange in ihrem Lager sei. Sofort bewaffne ich mich mit einem Knüttel, begebe mich nach der Hütte und lüfte in begreiflicher Spannung vorsichtig das Deckbett. Da springt mir statt der erwarteten Schlange eine riesige Ratte entgegen, die sehr geschickt meinen Hieben ausweicht und unversehrt das Freie erreicht.

Gegen Abend kehrte ich an Bord des Schiffes zurück und zwar unmittelbar vor Ausbruch eines See-Tornado, die hier in den Monaten Januar, Februar, März häufig auftreten. Am Horizont zeigte sich anfangs eine kleine Wolke, die aber schnell gewaltige Dimensionen annahm. Jetzt totale Windstille, und dann plötzlich unter Donner und Blitz tobt ein fürchterlicher Sturm los, der einen Pfeiler des Sonnendaches zerstörte. Die Stöße erfolgten ruckweise und sprangen unstet und ungestüm nach allen Strichen des Kompaß um. Noch war keine Stunde vergangen, so hatten wir wieder klaren Himmel und spiegelglatte See.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch auf der Hohen Königsburg.

(Mit drei Abbildungen.)

Unter den Hunderten von Ruinen, die die Höhen des Wasgenwaldes krönen, und die uns gleich den Ruinen der rheinischen Schiefergebirge bezeugen, daß unsere Westmark auch während des ganzen Mittelalters eine Hauptstätte deutscher Wehrkraft gewesen ist, — unter diesen Hunderten von Ruinen ist die Hohe Königsburg unbestreitbar die schönste und stattlichste.

Wir erreichten sie auf den Fahrten und Wanderungen, die wir unlängst im Elsaß unternahmen, von Kestenholz aus — einem kleinen Marktflecken von etwa 3500 Einwohnern, der sich einer ungemein lieblichen Lage an den Fußhügeln des Wasgenwaldes, sowie an dem Eingange in das Leberthal und in das Weilerthal erfreut, und nach dem uns die Zweig-Eisenbahn von Schlettstadt nach Markirch in etwa einstündiger Fahrt durch reiche Garten- und Weinbergslandschaft brachte. Kestenholz, dessen deutscher Name ebenso mit den reichlich in seiner Umgebung wachsenden Kastanien zusammenhängt, wie sein niemals sehr im Gebrauche gewesener französischer Name Chatenois, ist durch seine lauwarmen Mineralquellen Kur- und Badeort, und es eignet sich dadurch als Standort für Wanderungen in dem benachbarten Gebirge ganz vorzüglich, um so mehr, als der Vogesen-Klub daselbst mit Anlage von guten Wegen nach allen interessanteren Punkten rührig vorgegangen ist.

Vorsaal der Hohen Königsburg.

Die Hohe Königsburg.

Auf einem von diesen Wegen gelangen wir nach kurzem Aufenthalte in dem freundlichen Orte hinauf nach unserem hohen Ziele, das uns immer so lockend entgegengeleuchtet hatte, wenn wir an Schlettstadt vorübergefahren waren. Es ist ein schöner Weg von kaum zwei Stunden, der zuerst prächtige Aussichten auf das reiche Gelände und seine blühenden Ortschaften bietet, und dann durch den hochstämmigen Kinzheimer Forst hindurchführt. Wie frisch man auf solchen Pfaden in dem deutschen Gebirge dahinschreitet, und wie angenehm man an den Glanzpunkten ruht und um sich blickt, das brauchen wir nicht im einzelnen zu schildern. Ohne Zweifel sind die Schönheiten des Wasgenwaldes in vielen Beziehungen eigenartige — dem Schwarzwalde gegenüber namentlich durch die anderen Beleuchtungseffecte und durch das Ursprünglichere der Naturscenerie —, es wallfahrten aber heutzutage Tausende von Touristen nach der Hohen Königsburg, nach dem Ottilienberge und nach den Höhen bei Colmar, Münster, Thann rc., und dieselben empfinden

Das Innere der Hohen Königsburg.

dies mehr oder minder klar bewußt genau so wie wir. Ein abseits von allen großen Touristenstraßen gelegenes Gebirge war der Wasgenwald unter den Franzosen, die nicht so allgemein von Wanderlust erfüllt sind wie wir Deutschen; jetzt hat sich das aber wesentlich geändert, und wenn der Schwarzwald auch noch immer einen stärkeren Fremdenverkehr aufzuweisen hat, so ist doch auch der Wasgenwald gegenwärtig in der schönen Jahreszeit nichts weniger als ein fremdenleeres Gebirge. Der ausgedehnte Kinzigheimer Forst mit seinen stattlichen Eichen- und Fichtenbeständen giebt zusammen mit den anderen großen Forsten rings um das Leberthal und Weilerthal herum den Sägewerken bei Kestenholz jahraus jahrein reichliche Arbeit.

Auf dem 509 m hohen Sandsteinrücken, der die Burgruine trägt, angekommen, und durch das dichte Gehölz, welches die letztere umwuchert, zur Haupttterrasse emporgedrungen, genießen wir einen der bezauberndsten Blicke, die wir jemals von einem deutschen Berge genossen haben.

Wie eine ungeheure Landkarte liegt die Rheinebene mit ihren Städten und Dörfern und mit ihren ge-

segneten Fruchtgefilden zu unseren Füßen ausgebreitet, jenseits derselben erheben sich in langer Reihe die schön gerundeten Formen der Schwarzwaldkuppen, wir erkennen deutlich das von ihnen in frappanter Weise verschiedene vulkanische Kaiserstuhlgebirge, im Süden ragt über die anderen Hauptberge des Wasgenwaldes der Sulzer Belchen empor, und im Vordergrunde stehen andere Berge um uns herum, vom Fuße bis zum Gipfel mit dunklem Walde bedeckt, und nur nahe den Thalnischen, die in sie hineingreifen, die Existenzbedingungen für Wein- und Obstgärten und Ortschaften gewährend. Bei völlig klarem Horizonte soll man im Süden auch die Alpenspitzen glänzen sehen; uns wurde dieser Genuß von der Hohen Königsburg aus nicht zu theil, wohl aber ein wenig später von dem Sulzer Belchen. Entzückend fanden wir in der Nachmittagsbeleuchtung den Blick in das industriöse Leberthal, den man von einem nördlichen Vorsprunge aus genießt. Unwillkürlich diskutiren wir angesichts dieses Thales, das bekanntlich einen der Hauptübergänge nach Frankreich bildet, ein wenig über kulturgeographische Fragen mit uns selbst. Flußgrenze oder Gebirgsgrenze? Rheingrenze oder Wasgenwaldgrenze? Was ist das natürlichere? — Stromübergänge sind im Kriege nicht schwer zu forciren, das ist an hundert Beispielen aus der älteren und neueren Geschichte zu beweisen. Ein Kulturstrom fesselt die Interessen aller der Landstriche, welche er durchfließt, an einander, und zwar nicht bloß durch seine Hauptader, sondern auch durch seine Nebenadern. Ströme sind nur ganz ausnahmsweise ethnologische Grenzscheiden. Auf unserer Fahrt von Schlettstedt nach Kestenholz und auf unserer Wanderung von Kestenholz hinauf zu der schönen Burgruine hörten wir noch allerwärts die gemüthliche alemannisch-schwäbische Mundart, und kaum ein paar Dutzend französische Phrasen wurden laut. Ob sich dies wohl nach der fast zweihundertjährigen französischen Herrschaft auch so verhalten würde, ohne die tausendfachen Kulturwirkungen des Rheinstromes, die leider im einzelnen nicht registrirt werden konnten? „Und im rollenden Triumphe giebt er Ländern Namen, Städte werden unter seinem Fuß“, sagt Goethe von seinem Stromhelden. — Gebirgsüberschreitungen durch Armeen sind immer als große strategische Kunststücke betrachtet worden; denn schon die bloße Thatsache des Steigen-Müssens bereitet jedem größeren Heereskörper, der eine bedeutende Masse von unentbehrlichem Troß mit sich führt, große Schwierigkeiten; sodann sind derlei Uebergänge immer nur an wenigen Punkten möglich; es sind in dem felsblocküberfäeten, waldigen Terrain leicht Hinterhalte zu legen ꝛc.; und wie schwer kann dem angreifenden Theile das Vordringen gemacht werden durch eine sorgfältige und systematische Bewachung aller Hauptpassagen! — Wenn man also schon vom Standpunkte des Strategen einen hohen Grenzwall bezw. eine Grenzmauer viel rationeller finden muß als einen Grenzgraben — auch wenn der letztere noch wesentlich breiter ist, als der Rhein, welcher von da unten zu uns heraufglänzt —, so muß dies von anderen Standpunkten, von denen aus man die natürlichen Vorbedingungen des Staatenlebens und der Staatenentwickelung zu betrachten pflegt, noch viel mehr der Fall sein. Auch der friedliche Verkehr findet durch das Gebirge — selbst wenn dieses erheblich niedriger ist als der Wasgenwald — in der mannigfachsten Weise eine schwer überwindliche Schranke. Das sagt uns die Eisenbahn, deren Schienen- und Signalstangenwerk unten in dem Leberthale deutlich erkennbar ist, und die bei Markirch, wo der eigentliche Paßübergang beginnt, als Sackgasse abbricht. Warum haben die Franzosen dieselbe seiner Zeit nicht an ihr Eisenbahnnetz angeschlossen? Und warum haben sie es ebensowenig gethan mit den anderen Bahnen des Wasgenwaldes, außer mit derjenigen durch den Paß von Zabern? Wir wagen nicht zu bestreiten, daß sie durch eine größere Anzahl von Schienenstraßen, die sie quer über das Gebirge gelegt hätten, die oben erwähnten Kulturwirkungen des Rheinstromes bis zu einem gewissen Grade hätten paralysiren können. Die Assimilirung des Elsaß wäre dann im Jahre 1870 sicherlich viel weiter gediehen gewesen, als sie es thatsächlich war, und sie hätte sich nicht bloß auf die politische Gesinnung und Sympathie bezogen, die von Generation zu Generation starken Wandlungen unterworfen ist. — Daß die Franzosen sich angestrengt haben die Naturfehler in der berührten Beziehung zu korrigiren, muß man angesichts der romantisch schönen Zabernbahn, mit ihren großen Tunnelirungen, anerkennen, und ebenso auch angesichts des imposanten Rhein-Marne-Kanales, der bekanntlich ebenfalls an mehreren Stellen unterirdisch durch die Wasgenwaldberge hindurch geführt ist.

Doch wir dürfen uns mit unseren Reflexionen nicht zu weit verlieren. Es genüge, noch hervorzuheben, daß dort unten im Rheinthale ein dichtes Menschengewimmel haust, während man hier oben im allgemeinen auf verlassenen Pfaden wandelt und nur hier und da auf ein einsames Forsthaus oder Wirthshaus stößt; daß der Wasgenwald mit seinem Kamme eine sehr markante ethnologische Scheidewand bildet, die nur in sehr beschränkter Weise überschritten worden ist, weiß man.

Nach unserer Umschau von der Burgruine aus, die für uns allerdings das erste und wichtigste ist, müssen wir aber auch die Ruine selbst noch ein wenig näher in das Auge fassen. Es verlohnt sich dies sehr, und wir kommen dabei alsbald zu der Ueberzeugung, daß wir es in der alten Burg mit einem sehr schönen Stück Mittelalter zu thun haben. Man ist ja in dieser Hinsicht am Rheine verwöhnt, man hat manches andere alte Gemäuer durchwandert und dabei die Bilder aus der deutschen Vergangenheit in sich wach gerufen: das Ritterleben vor allen Dingen mit seinem zarten Frauendienste und seinem derben Dreinschlagen. Aber die Hohe Königsburg ist viel stattlicher, als das meiste von dem, was wir gesehen haben — es sei denn das Heidelberger Schloß —, und der mittelalterliche Geist, der uns aus ihren Mauern entgegenweht, erscheint uns mächtiger als je. Imposant ist die Ausdehnung des Gesammt-Baues und seiner äußeren Befestigungswerke, imposant die Dicke der Mauern — die an manchen Stellen reichlich zehn Meter betragen soll — und imposant auch die Weite seiner inneren Räume. Die mittelalterliche Fortifikationskunst läßt sich prächtig an ihr studiren, und ebenso auch das Leben und Treiben der alten Ritter innerhalb ihrer „vier Pfähle“, um so mehr, als man aus einem alten Dokumente, welches in Colmar aufbewahrt wird, die Bestimmung der einzelnen Theile ganz genau kennt. Den Haupteingang beschützen zwei runde Thürme, die den Stürmen der Zeit verhältnißmäßig gut getrotzt haben. Zwischen ihnen hindurch gelangt man in die Vorhalle mit ihren schweren Gewölben. Von den übrigen Räumen ist der interessanteste und großartigste der gewaltige Rittersaal, der durch drei Stockwerke hindurch geht. Alles übrige schildern unsere Bilder wohl besser als unsere Worte.

Pampas-Leben.

(Mit zwei Abbildungen.)

Das Leben der Hirten und der Heerden ist natürlich westlich vom Rio Salado rauher und wilder als bei Olavierra und Buenos Ayres. Der rationelle Viehzuchtsbetrieb mit seinen wissenschaftlichen Methoden macht sich zwar heute selbst hier geltend, und ganz in der alten Weise treiben die Gauchos ihr Wesen auch in diesen entlegenen Distrikten nicht mehr. Aber manches davon ist geblieben, und von dem Komfort und Luxus, den wir auf der Besitzung bei Olavierra beobachteten, ist auf der, welche wir von unserer letzten Diligence-Station aus zu Pferde besuchen, keine Rede.

Der Herr der Besitzung lebt fern in der Stadt und läßt sie von einem Majordomus verwalten. Mit Eisendraht sind ihre Ländereien noch nicht umzäunt, und die Aufsicht über die Thiere — es leben auf der 10000 Hektare großen Fläche etwa 4000 Rinder und 20000 Schafe — erfordert deshalb einen um so größeren Aufwand von menschlicher Thätigkeit.

Pferdebändigung im Corral.

Der Majordomus hat unter sich den „capataz" — eine Art Aufseher, — dem zusammen mit zwei anderen Leuten die spezielle Fürsorge für die Rinder anvertraut ist, während der Majordomus die Pflege der Mutterschafe und Widder, die in der Nähe seiner Behausung untergebracht sind, persönlich leitet. Der letztere Zweig der Viehzucht ist eben auch in diesem Theile der Pampas der schwierigere, und er erfordert viel mehr aktives Eingreifen als der erstere.

Um die Rinder und ihre Behandlung kennen zu lernen, begeben wir uns in der Frühe des Morgens hinaus nach dem „rodeo", wo wir alle bei einander versammelt finden. Es ist ein Platz inmitten der Ebene, wo durch die Tausende von Hufen, die alltäglich darauf herumtreten, der Boden festgestampft ist wie eine Tenne, und wo außerdem auch das Uebermaß von Dünger, das daselbst abgelagert wird, das Aufkommen von Pflanzenwuchs hindert. Jede Heerde hat einen solchen „rodeo", auf dem sie zur Vornahme gewisser wirthschaftlicher Manipulationen des öfteren vereinigt wird. Das Zusammentreiben der einzelnen Heerdengruppen vollzieht sich mit Hilfe von besonders abgerichteten Leitstieren rasch und leicht, und der „capataz" hat für gewöhnlich keinen anderen Beistand dazu nöthig, als den seiner zwei Unterknechte. Auf dem „rodeo" werden dann am frühen Morgen die Thiere ausgewählt, die zum Schlachten und zur Deckung des eigenen Fleischbedarfes bestimmt sind (zur sogenannten „carneada"). Die beiden Knechte dringen dabei zu Pferde mitten zwischen die Rinder ein, treiben das

Das Einbrennen der Zeichen bei den Rindern.

fragliche Thier vor sich her, werfen ihm, sobald es sich ein wenig von der Heerde entfernt hat, den Lasso über den Kopf, schneiden ihm mit einem großen Messer die Kniebeugen durch, und geben ihm dann den Todesstoß ins Genick, um es alsbald auf seiner eigenen abgezogenen Haut zu zerlegen und zu vertheilen. Das Fleisch hält sich in der trockenen Pampasluft sehr lange, und es verwest darin nicht, sondern es dörrt nur zusammen. — Auch das Auswählen der zum Verkaufe bestimmten Rinder erfolgt auf dem „rodeo", und zwar in ganz derselben Weise, wie es soeben beschrieben worden ist. — Das Auszeichnen der Thiere wird bald auf dem „rodeo", bald auch bei den einzelnen Heerdengruppen im freien Camp vorgenommen, und zwar mit den im Frühjahre geborenen Kälbern immer im darauf folgenden Herbste, und unter Zuhilfenahme zahlreicherer Arbeitskräfte. Die Nachbarn gehen einander dabei in der Regel wechselseitig zur Hand, und es macht das Ereigniß auf diese Weise ein Hauptvergnügen der Pampas-Bewohner aus. Es wird mit Dünger und Knochen ein Feuer angezündet, es werden daran die Eisen glühend gemacht, die Thiere werden von den Gauchos mit dem Lasso eingefangen und in der Nähe der Feuerstätte zu Boden geworfen, und unter Gebrüll erhalten sie dann das Zeichen ihres Herrn eingebrannt.

Der Winter spielt den Heerden häufig übel mit, und zahllose schwächere Individuen fallen ihm zum Opfer, weshalb man den Camp fast allenthalben mit Häuten, Knochen, Gerippen und Rinderschädeln überstreut findet. Zuweilen begegnet einem wohl eine von Neapolitanern geführte Karre, die alles Nutzbare, was in dieser Weise in der Steppe umzukommen droht, auflädt und davonführt; alles zu bewältigen, kann ihr aber unmöglich gelingen.

Der Pferdebestand ist auf allen Besitzungen ein beträchtlicher, im größten Maßstabe wird die Pferdezucht aber in den jungfräulichsten Gegenden der Pampas getrieben, und das Pferd bereitet daselbst gewissermaßen erst dem Rinde den Boden. Die wilden, bezw. die gänzlich verwilderten Pferde, welche die Steppe einst bevölkerten, und welche noch vor einem halben Jahrhundert nicht selten waren, sind zwar heute so gut wie vollständig verschwunden, aber die Pferdeheerden beanspruchen noch immer den Zustand ungebundenster Freiheit.

Das Pampaspferd ist ein Abkömmling des Berberpferdes, das von den Mauren nach Andalusien und von den Spaniern nach Amerika verpflanzt worden ist. Es lebt in Familien, aber dieselben werden von den Menschen in einer gewissen Disciplin gehalten, und nach bestimmten einfachen Regeln gezüchtet und dressirt. Ein Hengst mit etwa 20 Stuten und Fohlen zusammen bildet eine „manada", deren man in den einzelnen Estancien zehn, zwanzig oder wohl auch hundert zählt, und die sich unter einander nicht vermischen, obwohl der Mensch ihnen für gewöhnlich keinerlei Aufmerksamkeit zuwendet. Sobald die Fohlen ein Jahr alt sind, werden sie gezeichnet, und sobald sie zwei Jahre zählen, werden sie von der „manada" getrennt, um unter der Führung einer Stute eine sogenannte „tropilla" zu bilden. Mit diesen jungen Thieren wird dann die Dressur vorgenommen, unter kräftiger Zuhilfenahme des Lasso und der Peitsche, in dem von Pfahlwerk umschlossenen „corral", so wie es unsere Abbildung (S. 57) zeigt. Erst wenn dem Füllen eine hinreichende Furcht vor dem Menschen beigebracht ist, schwingt sich der Gaucho auf seinen Rücken, um die ersten Reitversuche mit ihm anzustellen. Die Härte und Grausamkeit, welche dem ganzen Viehzuchtgewerbe in den Pampas eigen ist, kommt auch hierbei in einem vollen Maße zur Geltung.

Da man nur einen kleinen Prozentsatz der vorhandenen Pferde als Reit- und Zugthiere benutzt, und da man in der angegebenen Weise nicht gerade eine edle Rasse erzielt, so ist der Gewinn, den die Pferdezucht abwirft, im allgemeinen nur ein kleiner. Bei der Mehrzahl der Thiere handelt es sich nur darum, daß sie, sobald sie auf der Naturweide fett geworden sind, ihren Talg hergeben, oder wenn sie nicht fett werden wollen, wenigstens ihr Haar und ihre Haut. Die Schafzucht wird bisher in den Pampas am meisten, die Pferdezucht aber am wenigsten intensiv betrieben.

Rumänische Brautwerbung und Hochzeit in Siebenbürgen.

Von Robert Prexl.

Wenn der Rumäne jenseits des Waldes (in Siebenbürgen) seiner gesetzlichen Wehrpflicht Genüge geleistet hat, so beschließen seine um sein Wohl besorgten Eltern seine Verheirathung und halten in Dorf und Land nach einer passenden Braut Umschau. Ist die Braut gefunden, so entsenden sie ihren Bruder oder in Ermangelung eines solchen einen anderen aus dem Kreise ihrer Verwandten, daß er die Braut werbe. Bei dieser Gelegenheit wird auch die beiderseitige Mitgift bestimmt. Den endgiltigen Bescheid erhält der Brautwerber vom Vater der geworbenen Maid und zwar in ihrer Gegenwart, aber erst nach Ablauf einer ausbedungenen Bedenkzeit. Der Bescheid lautet in der Regel auf: „So nehmet sie mit Gott!" denn die Eltern des jungen Mannes leiten diesen Akt, indem sie durch ihre Leute die nöthigen Erkundigungen über die Verhältnisse der Braut einziehen lassen, so umsichtig ein, daß die direkte Brautwerbung selten ihre Wirkung verfehlt.

Eine offizielle Verlobung im Hause der Braut ist nicht üblich. Im Gegentheil meidet der Bräutigam in einigen Dörfern Siebenbürgens von dieser Stunde an bis zu seiner Vermählung das Haus der Braut.

Der Hochzeitstag wird vom Vater des Bräutigams (socru mare) anberaumt. Die Hochzeit selbst findet in seinem Hause statt. Bräutigam und Braut sehen sich unterdessen nach je einem Redner (vorniculu) um, der an ihrer Stelle die üblichen Reden bei ihrer Hochzeit halten soll. Wenn die Hochzeit z. B. Sonntag stattfinden soll, so geht schon Freitag der Hochzeitsbitter (daveru), festlich gekleidet und mit einem riesigen Blumenstrauße auf dem Hute und einem tüchtigen mit Immergrün umwundenen Stocke in der Hand, von Haus zu Haus und ladet die von den Eltern der Brautleute einverständlich bestimmten Gäste mit folgenden Worten ein:

Gott zum Gruß euch, Nachbar, ich
Zeig als Hochzeitsbitter mich.
Und ich hoffe, daß ihr mir
Freudig öffnet eure Thür!
(Vlaga)s Eltern laden auf
(Sonntag) und den Tag darauf
Euch zum Hochzeitsfest und Schmaus
In ihr gastfreundliches Haus.

Die Antwort lautet gewöhnlich:

> Wenn es uns nur möglich ist,
> Werden kommen wir zur Frist.
> Wenn ein Umstand seiner Zeit
> Uns verhindert, so verzeiht!

Am Hochzeitstage begeben sich die Beistände, vom Redner des Bräutigams und vom gebräuchlichen Gefolge begleitet, nach dem Hofe des Vaters vom Bräutigam. Das gebräuchliche Gefolge besteht aus dem Fähnrich (stegariu), aus einem Geiger — bei größeren Hochzeiten sogar aus einer ganzen Musikbande, die gewöhnlich Zigeuner sind — und schließlich aus den Anverwandten des Bräutigams und den von seinem Vater geladenen Gästen. Die Reihenfolge im Zuge ist folgende: Voraus schreitet der Fähnrich. Seine sogenannte Fahne (staga) besteht aus einem langen Stocke, von dem ein oder auch mehrere buntgefärbte Tücher herabhängen. An der Spitze des Stockes prangt ein riesiger Blumenstrauß. An seinen Füßen trägt er helltönende Schellen, die er oft in Sprung und Reigen schüttelt, da er an ihrem Schalle besondere Freude zu haben scheint. Ihm folgen die braunen Musikanten, die unablässig bemüht sind, die lustigsten Weisen ihren schlechten Instrumenten zu entlocken. Den Zug beschließen die Gäste. Einige aus dem Gefolge haben hölzerne Flaschen mit Wein bei sich, aus denen sie unterwegs trinken, und die sie auch den ihnen begegnenden Freunden reichen. Alle haben sich gute Laune zugetrunken und ziehen singend und springend ihres Weges.

In seinem Hofe sitzt der Vater des Bräutigams auf einem Stuhle und macht kein besonders vergnügtes Gesicht beim Eintreten des Hochzeitszuges. Der Verlust seines Sohnes, der sein Vieh hütete, seinen Acker bestellte, für ihn Holz im Gemeindewalde fällte und ihn bei bagatellen Verhandlungen vor Stuhl- und Bezirksrichter vertrat, stimmt ihn zu tieferem Nachdenken. Der Redner wendet sich gleich mit folgenden Worten an ihn:

> Schwiegervater, guten Tag!
> Warum seufzst ihr Weh und Ach?
> Warum macht ihr trübe Mienen,
> Wo der schönste Tag erschienen?
> Weil uns Alle ihr geladen,
> Ob zum Nutzen oder Schaden,
> Kommen wir in hellen Haufen
> Zu dem Hochzeitsfest gelaufen.
> Ohne Gratulation
> Treten wir zu eurem Sohn
> In das Haus, trotz eurem Grämen
> Ihn für immer euch zu nehmen.
> Und ihn ohne Widerstreben
> In des Beistands Hand zu geben.

Hierauf tritt der Redner mit den Beiständen und dem Gefolge in die Stube. Hier sitzt der Bräutigam auf einer langen, buntgeblümten, braunen Holztruhe, in der er als Knabe schlief. Eben that er einen stärkenden Zug aus einer Flasche mit selbsterzeugtem Branntwein und konnte sie nur mit genauer Noth in die Tiefen des Wandschrankes verbergen. Er ist festlich gekleidet und harrt mit sichtlicher Ungeduld der Dinge, die da kommen sollen. Er trägt ein feines weißes Hemd, dessen Brust und Aermel mit bunter Stickerei besetzt ist, einen neuen Brustpelz, spiegelhell gewichste Kniestiefel und einen breiten ledernen Gürtel. Aus diesem hängt ein buntgeblümtes leinenes, bisweilen aber auch ein oder mehrere seidene Taschentücher und eine stählerne Kette, an der sein Feuerzeug befestigt ist. Vor ihm auf dem Tische prangt sein großer Sonntagshut mit einer herabhängenden rothen Quaste und einem Strauß aus bescheidenem Federgras. Der Redner setzt dem Bräutigam den Zweck ihres Kommens mit folgenden Worten aus einander:

> Sehr geehrter Bräutigam,
> Dem allein es sicher gram,
> Heut sind um die wenigen Wochen,
> Die ihr eurer Braut versprochen!
> Auch der Beistand ist gekommen,
> Wie er sich es vorgenommen!
> Also rüstet, doch nicht lange,
> Euch zum wicht'gen Lebensgange!

Nun begeben sich alle mit dem Bräutigam in den Hof zurück, wo der Redner im Namen des Bräutigams von dessen Vater in einer gereimten Rede rührenden Abschied nimmt. Von hier begeben sich alle zum Hause der Braut.

Wohnt die Braut in einem anderen Dorfe, so findet die Trauung dort statt. Das Hochzeitsmahl aber wird auch in diesem Falle beim Vater des Bräutigams eingenommen. Der ganze Hochzeitszug des Bräutigams begiebt sich in das Dorf der Braut. Voran reitet der Redner und Brautführer, ihnen folgen die übrigen Reiter (cuscri) und der Bräutigam. Den Zug beschließen die Beistände und weiblichen Gäste zu Wagen. Am Anfang des Dorfes hält der Zug. Der Redner und Brautführer reiten nun zum Hause der Braut, um den sogenannten „cipou" zu holen. Dieser besteht aus einem kurzen Stocke, auf welchem ein Stritzel (geflochtener Kuchen) und drei Bissen gebratenes Fleisch gespießt sind. Im Stritzel stecken drei Hühnerfedern. Vor dem geöffneten Thore der Braut wird eine die Einfahrt absperrende und mit Stroh umwundene Kette ausgespannt. Auf einer hohen Stange, die an einem Thorpfeiler befestigt ist, hängt ein alter irdener Topf. Bei der Ankunft der zwei Reiter besingen die im Hofe versammelten Mädchen das Glück der Braut und wird schließlich der „cipou" den Reitern über die Kette gereicht. Die zwei Reiter kehren mit dem „cipou" zurück und zeigen ihn dem Bräutigam, der nun mit dem ganzen Zuge nach dem Hause der harrenden Braut aufbricht.

Die Reiter aus seinem Gefolge müssen zuvor den Topf von der Stange herabschießen oder in Ermangelung von Pulver und Blei mit Steinen herunterschlagen, denn nur dann fällt die Kette und wird der Eingang frei.

Im Hofe sitzt der Vater der Braut (socru micu) auf einem Stuhle und sind der Redner der Braut und die von ihren Eltern geladenen Gäste versammelt. Der Redner des Bräutigams spricht den Vater der Braut bei seinem Eintreten mit folgenden Worten an:

> Guten Morgen, Väterlein!
> Warum schaut ihr düster drein?
> Seid ihr vielleicht auf uns bös,
> Daß wir kommen mit Getös?
> Wärt ihr uns auch gram darum,
> Kehren wir doch nimmer um,
> Denn wir sind fest überzeugt,
> Daß ihr uns zuletzt geneigt.
> Glaubet uns, wir finden hier,
> Was seit morgens suchen wir,
> Denn schon seit geraumer Zeit
> Sagen es sich alle Leut;
> Alle, die wir frugen aus,
> Wiesen uns in euer Haus.
> Also grämt euch, Alter, nicht,
> Macht ein heiteres Gesicht
> Und erkundigt euch darnach,
> Was wir unter eurem Dach
> Eigentlich noch suchen, und
> Ihr erhalt' erwünschte Kund.

Nun entspinnt sich zwischen dem Redner der Braut und dem des Bräutigams ein langer Dialog in Versen. Der Redner der Braut kommt der Bitte seines Kollegen nach und fragt ihn, was er mit den Vielen in ihrem Gehöfte eigentlich suche. Der Gefragte entgegnet: Sie kämen auf das Geheiß dieses jungen Mannes, der sich für einen Bräutigam ausgiebt. Besagter Bursche sei nämlich neulich

auf der Jagd gewesen, sei dort einem Reh begegnet und habe es, statt zu erlegen, in die Arme genommen und geküßt. Das scheue Reh sei ihm aber entsprungen. Nach Hause gekommen, habe er Gewand und Laune eines Bräutigams angelegt und sei mit den in aller Eile zusammen gerufenen Gästen aufgebrochen, das entflohene Reh zu suchen. Alle Leute, die sie unterwegs darum befragt, hätten sie hierher gewiesen. Uebrigens würden sie sich ohne Reh gar nicht entfernen, denn sie seien nach den hier gemachten Wahrnehmungen vollkommen überzeugt, daß sich das entsprungene Reh in dieses Hauses schützende Räume geflüchtet. Der Redner der Braut aber giebt anfangs dies alles nicht zu. Erst wenn sein Gegner alle seine angenommenen Zweifel durch eine längere gereimte überzeugende Rede zerstreut hat, legt er offenes Bekenntniß ab, reicht seine hölzerne mit Schnaps gefüllte Flasche im Kreise der Männer umher und ermahnt sie, daß sie sich auf dem langen und bangen Wege zur Kirche gehörig stärken mögen.

Nun laden die Redner die Beistände mit dem sogenannten Bogenschützen (arcasiulu) zum Eintritt in die Stube ein. Der Bogenschütze ist ein Knabe und wo möglich der Sohn des Beistandes. Er trägt einen mit Blumen und Bändern geschmückten Bogen. Der Redner der Braut öffnet die Stubenthür, und Alle begeben sich in das saubere Gemach. Die Braut steht beim Fenster und blickt in den Garten hinaus. Ihr Herz ist voll Wonne und Wehmuth. Sie trägt einen weiten schwarzen Bauernrock, ein Hemd mit Spitzen, einen kurzen und über diesem einen längeren Brustpelz. Sie hat zwei bis fünf verschieden gefärbte und geformte, über einander gebundene Schürzen an. Nach der Anzahl der zur Schau getragenen Schürzen pflegt man die Geldverhältnisse der Braut zu beurtheilen. Ihr Kopf ist bloß, die Zöpfe aber sorgfältig hinauf gebuckelt und mit Blumen geziert. Der Bogenschütze zielt zuerst nach dem Herzen des Bräutigams und dann nach dem der Braut, worauf sich beide Brautleute schweigend die Rechte reichen. Nun schießt der Knabe seinen Pfeil zur offenen Thür hinaus, was ein Zeichen ist, daß die Brautleute mit der Schnelligkeit eines Pfeiles zur Kirche aufbrechen sollen.

Im Hofe nimmt der Redner der Braut in deren Namen von ihren Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freundinnen in schlichten, aber innigen Worten Abschied, worauf alle zur Kirche aufbrechen. Die Musikanten spielen unterwegs, und das Gefolge ist froher Dinge. Nach vollzogener Trauung führt der Bräutigam seine Braut an einem Taschentuche und begiebt sich mit dem ganzen Gefolge in das Haus seines Vaters. Hier treten ihnen zwei Frauen in der Thür entgegen, eine mit einer mit Wasser gefüllten hölzernen Kanne, die andere mit den Geschenken, welche die Braut für ihre Beistände bestimmt hat.

In den nördlichen Gebirgsgegenden Siebenbürgens wird die hölzerne Kanne mit Wasser vor der Rückkehr der Brautleute aus der Kirche vor die Thür der Wohnstube gestellt, daß Beistände und Gäste ihre Geschenke in Gold und Silber hineinwerfen können. In diesen Gegenden steht in der Mitte der Hausflur ein Stuhl. Darauf liegt ein Stritzel und eine Schüssel mit reinem Weizen. Die Beistände führen nun ihre Traulinge dreimal um den Stuhl herum und streuen ihnen Weizenkörner auf das Haupt und dann in der Hausflur umher. Die Anwesenden halten das vordere Ende ihres Gewandes, um Weizenkörner aufzufangen. Wenn der Raum der Hausflur es erlaubt, so folgen alle Anwesenden den Neuvermählten bei ihrem dreimaligen Umzug um den Stuhl.

Nun wendet sich der Redner des Bräutigams, der alle weiteren Reden hält, mit folgenden Worten zum Beistand:

Beistand, nehmt den Dank der Braut,
Daß ihr heute sie getraut,
Und bewahrt die Herzlichkeit
Gegen sie zu aller Zeit.
Eurer Mühe eingedenk,
Macht sie dies euch zum Geschenk!

Die Braut giebt dem Beistand ein Taschentuch und küßt ihm die Hand, worauf der Redner fortfährt:

Dieses Taschentuch aus Seide,
Daß auch ihr habt eure Freude,
Der Beiständin schenkt die Braut
Dieses feine Hemdchen, schaut!

Nun giebt die Braut der Beiständin ein Hemd und küßt auch ihr die Hand, während der Redner fortfährt:

Wir bemerken, daß ihr schwitzt,
Dieses kalte Wasser nützt.
Wenn ihr eure Hand gewaschen,
Greifet tief in eure Taschen,
Nehmt zehn Stück Dukaten und
Werft sie auf der Kanne Grund!

Die Braut nimmt die hölzerne Kanne und schüttet Wasser in die Hände der Beistände, damit sie sie waschen. Alle begeben sich nun in die Wohnstube. Auf dem festlich gedeckten Tisch prangt das sogenannte Apfelbäumchen (meru). Es steckt in einem Stritzel und ist mit vergoldeten Aepfeln, Birnen, Nüssen, und nicht selten auch mit Zuckerwerk und bunten papiernen Ketten behangen. Der Redner des Bräutigams vertheilt nun die Gaben, welche die Braut ihrem Bräutigam, ihrem Schwager und ihren Schwiegereltern spendet, würzt seine gereimten Reden mit drolligen Anspielungen auf die gebotenen Geschenke und spricht unter anderem zum Bräutigam:

Sehr geehrter Bräutigam,
So empfanget lobesam
Von dem Bräutchen diese Gabe,
Die ich just in Händen habe,
Die zwei Taschentüchlein aus Seide,
Daß euch nur der Tod noch scheide,
Euer Mund sei süß wie Honig,
Steigt ihr in ihr Bettlein wonnig,
Und daß eure Fäuste weich
Seien dieser Seide gleich.
Saget euren Dank dafür
Und macht eine Spende ihr!

Dann erinnert er die Braut, daß sie seiner nicht vergesse, mit folgenden Worten:

Sehr geehrte, holde Braut,
Die von Glück und Jugend thaut,
Danket eurem Redner auch,
Der gespendet Weiherauch!
Da es ihm gerad an Geld
Und an Hanf und Leinwand fehlt,
Schenkt auch ihm ein Taschentuch,
Buntgeblümt mit frommem Spruch,
Daß er sich die Nase wisch,
Ruft der Kuckuck im Gebüsch!

Schließlich fordert er die Gäste auf, die Braut zu beschenken, wobei er unter anderem auch Folgendes spricht:

So beschenkt nun, werthe Gäste,
Unsere liebe Braut aufs beste!
Wisset aber, daß zur Frist
Nichts von ihr zu hoffen ist;
Sie hat, ich kann euch versichern,
Schon von Hemd und Taschentüchern
So geleeret ihre Truhe,
Daß man selbst hinein was thue.
Wer bekam von ihren Sachen,
Kann sich nun ins Fäustchen lachen.

Nun machen die Gäste der Braut Geschenke. Der Redner ruft bei jedem einzelnen den Namen des Gebers aus und dankt für die Braut.

In alten Zeiten erschienen drei Knaben mit den Geschenken der Beistände und umgeben den Redner. Der eine

der Knaben brachte drei Stritzel an einem Stock, der andere einen rohen Lungenbraten in der Hand und ein Gefäß mit Wein auf dem Kopfe, der dritte ein Lamm oder Schaf auf dem Rücken. Das Schaf hatte zwei brennende Wachskerzen auf den Hörnern. Der Redner übergab diese Gaben den Brautleuten mit einer entsprechenden drolligen Ansprache.

Auf den Tisch vor das Apfelbäumchen werden drei ganze (capetele) und ein Teller mit zerstückelten Kuchen (anafora), von dem je ein Stückchen für die anwesenden Gäste bestimmt ist, sowie eine Flasche mit Wein und eine Schüssel mit Speise gestellt. Der Pfarrer, der die Trauung vollzogen, hält dem Patron der neuen Ehe, den entweder das junge Paar oder er selbst wählt, eine kurze Messe. Der Patron der Ehe ist gewöhnlich der Erzengel Gabriel oder der heilige Nikolaus. Nach diesem hält der Pfarrer eine Predigt über Adam und Eva im Paradiese. Bei den Worten: „Und Eva griff nach dem Apfel“ — greift er nach einem Apfel auf dem Bäumchen. In diesem Augenblicke entsteht großes Gedränge, denn jeder der Anwesenden ist bemüht, etwas vom Apfelbäumchen zu erhaschen. Der Pfarrer schneidet darauf den Stritzel, in welchem das Apfelbäumchen gesteckt, in drei Theile. Das innere Drittel befeuchtet er mit dem Wein, den er zuvor gesegnet und bietet es den Neuvermählten mit einer entsprechenden kurzen Ansprache zum Genusse dar. In dieser Ansprache giebt er seinem Wunsche, daß ihr Sinn immer treu und wahr sein, ihnen das Brod nie ausgehen möge u. s. w., würdigen Ausdruck.

Vor Beginn des Hochzeitsmahles hält der Redner den Anwesenden, die ihre angewiesenen Plätze bei Tische bereits eingenommen haben, eine der Situation entsprechende Rede und betet nach ihrer Beendigung ein lautes Vaterunser. Nun macht eine Flasche mit echtem Branntwein die Runde und werden schließlich die Speisen aufgetragen, unter denen das gesäuerte Kraut nicht fehlen darf.

Wenn die Jugend sich gesättigt, begiebt sie sich in den Hof und liegt dem Tanze ob.

Wenn die Beistände nach Hause gehen, so erhalten sie je einen Stritzel, eine hölzerne Flasche mit Wein und eine brennende Kerze. In früheren Zeiten gab man ihnen auch einen Teller mit Aepfeln, Birnen und Eiern mit.

Die Beistände nehmen die Braut mit sich in ihre Wohnung, wo sie über Nacht bleibt. Ein Theil der Gäste giebt ihnen das Geleite, während der andere Theil den im Elternhause zurückbleibenden Bräutigam zu zerstreuen sucht. Die Beistände haben gleichfalls ein Mahl bereitet und bewirthen ihre Begleiter. Am Morgen holt der Bräutigam seine Braut mit Musikanten und Gefolge ab und geleitet sie an einem Taschentuche unter endlosem Jubel seiner Begleiter in ihr neues Heim. Nach Umständen setzen die Gäste den Hochzeitsschmaus im Hause seines Vaters fort.

Wenn das Getöse des Festes verhallt ist, läßt die glückliche Mutter der jungen Frau ihre Mitgift auf einen mit grünem Laub geschmückten und gewöhnlich mit vier bis acht Ochsen bespannten Wagen laden und nimmt auf den Habseligkeiten mit den Musikanten und ihren nächsten Verwandten Platz. Mit Musik, Geschrei und Gesang verkürzen sie sich den Weg. Beim Hause des jungen Paares angelangt, finden sie Thor und Thür geschlossen und müssen lange klopfen, bis ihnen geöffnet wird, denn die jungen Leute drinnen in der Stube liegen im süßen Rausche der Brautnacht.

Bei den Hochzeiten der intelligenten Bevölkerung fehlen diese schönen Gebräuche mit mythischem Hintergrund und wird nur noch das bescheidene Apfelbäumchen aus einiger Pietät für das Herkömmliche auf den mit modernen Speisen förmlich beladenen Tisch gestellt. Wie bei allen Völkerschaften Siebenbürgens, so treten auch bei den Rumänen die altangeerbten Sitten und Gebräuche im Wirrsal des modernen Kulturlebens immer mehr in den Hintergrund und werden gar bald aus dem Volksbewußtsein verschwinden.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Kasbekbesteigung durch Osseten.

Der Sommer des Jahres 1888 war im Kaukasus dadurch interessant, daß die Hochgebirgsreisen, die bisher das Privilegium von Engländern und Deutschen zu bilden schienen, auch von Landesbewohnern unternommen wurden. So ward am 13./25. August gleichzeitig der Ararat von den Herren Markow, Popow und Mannkow und der Elbrus von Baron Ungern-Sternberg und Herrn Golombiewsky bestiegen. Aus der in Wladikaukas erscheinenden „Terek-Zeitung“ erfahren wir ferner, daß einem Osseten, B. S. Tulatow, die Lorbeeren unserer überseeischen Gäste, die weither für theures Geld zu uns angereist kommen, wie er zufällig in Nadeshdin's „Land und Leute auf dem Kaukasus“ — einem allgemein verbreiteten Schulbuche über Freshfield, Moor und Tacker — gelesen habe, keine Ruhe gönnten. Aus seinem heimathlichen Dorfe Koban, das sich durch Bayern's, Virchow's und Chantre's Ausgrabungen in der Weltliteratur Ruf erworben hat, und 25 Kilometer südwestlich von Wladikaukas am Nordabhange des 5045 Meter hohen Kasbek gelegen ist, wanderte er schon am 8./20. Juli v. J. ins Dorf Ssaniba (sieben Kilometer weiter nach S. O.), konnte aber nach Rücksprache mit den dortigen Jägern keinen derselben zur Besteigung des Tschiristi-zupp („Christi-Höhe“ nennen die Osseten den Kasbek) bereden, auf dessen Spitze, dem Volksglauben nach, Christi Wiege noch heutzutage stehen soll, woher der Verwegene, der dieselbe beträte, mit Blindheit gestraft oder verkommen müsse. So wanderte denn Tulatow vier Kilometer weiter nach W. ins Dorf Tmeni-kou, um sich dort an den bekannten Gebirgsjäger Tepßarnko Zarachow zu wenden. Dieser krummgehende 65jährige Mann jagt von 16 Jahren an auf Türe (Capra caucasica) und fand bei einer solchen Gelegenheit im Jahre 1865 unter dem Mailiew-Gletscher heiße salzige Eisenwasser, bei denen er nach schwerer jahrelanger Arbeit einen Badeort mit acht steinernen Häuschen für die Kranken schuf, die weit herum hierher aus dem Gebirge zusammenströmen. Drei Tage lang, vom 10. bis 12. Juli, wurden die Bergsteiger im Zarachow'schen Badeorte durch Regen aufgehalten. Erst am 13./25. Juli vermochten sie an eine Recognoscirung des Kasbek zu gehen. Als nun Tulatow mit dem alten Zarachow die Silgaï-Ssar genannte Höhe erstiegen hatte, eröffnete sich zu ihren Füßen das herrlichste Panorama: ein ungeheurer Kranz von Gletschern umgab das an die 100 Hektare messende Kesselthal Kolka, auf welchem die 50 Köpfe starke Heerde des Dorfes Tmenikou weidete. Vom Kasbek herüber hingen solche ungeheure Gletscher steil herab, daß die Besteigung des Kolosses

ein verwegenes Unternehmen schien. Nachdem die Bergsteiger die Höhe Zybir-choch (ossetisch: „Kurz-Berg") zur nächsttägigen Ersteigung des Kasbek erkoren hatten, jagten sie noch Ture und kehrten zum Nachtlager an die Mineralquellen zurück.

Früh Morgens am 14./26. Juli gingen Tulatow und Zarachow gleich von den Mineralquellen aus, an der linken Seite des Mailiew-Gletschers hin, erreichten nach drei Stunden die Alpenweide Kolka, rasteten auf ihr ein wenig, um dann über den Mailiew-Gletscher hinüber linker Hand auf die Gehänge des Kasbek am Zybir-choch hinaufzuklimmen. Nach zwei Stunden fünf Minuten Ganges gelangten sie zu einem Gletscher, auf dem sie mit Gefahr des Absturzes in ungeheure Tiefen eine halbe Stunde lang (die Breite dieses Gletschers war 161 Schritt) ihren Weg ins Eis einhauen mußten. Hierauf ging es über Hügel 15 Minuten lang, dann kam man an einen Gletscher, über den man seinen Weg 210 Schritte weit mit der Haue — in einer Stunde fünf Minuten Zeit — sich bahnen mußte. Noch 13 Minuten lang ward ein 40 Schritt breiter Gletscher überschritten, bis zwei Stunden acht Minuten Ganges sie über einen Hügel hinüberbrachten, der von einem gelben thurmartigen Berge — nach seiner Farbe von Herrn Tulatow Bur-choch (ossetisch „gelber Berg") benannt — begrenzt wurde. Während sich hier die Bergsteiger, um sich durch Speise und Trank zu stärken, niederließen, erhob sich ein Wind, begann Regen und Schnee zu fallen und letzterer dermaßen zu treiben, daß in einer halben Stunde der Tag sich in Nacht verwandelte, was Herrn Tulatow zwang, auf die Nacht zu den Mineralquellen und am nächsten Morgen nach Koban heimzukehren.

Nach diesem ersten verfehlten Versuche, den Kasbek zu erklimmen, kam Herr Tulatow am 7./19. August wieder zu den tmenikow'schen Mineralquellen Zarachow's geritten — diesmal in Gesellschaft seines mannhaften Dorfgenossen Alibek Kanukow — wenn wir nicht irren, desselben, den Professor Virchow 1882 dem Tifliser archäologischen Kongresse als seinen Gastfreund und Gehilfen bei seinen erfolgreichen Erforschungen des Gräberfeldes von Koban vorstellte. Von hier aus ging es am 8./20. August um 10 Uhr morgens mit dem alten Teppzaruko Zarachow zusammen zum Fuße des Zybir-choch, von wo die drei Osseten am 9./21. August um 5 Uhr 6 Minuten morgens die Bergbesteigung begannen. Nach halbstündiger Rast am schon bekannten Bur-choch fingen sie an den Gletschern des Kasbek emporzuklimmen. Wenngleich den Himmel drohende Wolken überzogen und ein arger Wind zu wehen begann, gelangten die Wanderer doch nach einstündigem Gange bis zu einem ebenen Flecke, von welchem aus sie am Nordabhange des Kasbek, unmittelbar über dem Dowdorak-Thale (das bekanntlich nach Osten ins Terek-Thal zur Grusinischen Militärstraße hin mündet) einen schneefreien Hügel gewahrten, wohin sie sich alsbald begaben, um hier zu ruhen, zu essen und ihre Eis-Eisen auszubessern. In der halben Stunde, die sie hier verbrachten, begann ein so starker Wind nebst Schneewehen und Hagelwetter, daß die Bergsteiger in Verlegenheit geriethen, was weiter anzufangen sei. Wohl gab es auf der NW-Seite des Kasbek zwei Stufen von ebenem Boden, und zwischen der unteren und oberen derselben erhoben sich drei Erdbuckel, die einen Durchgang zum Fuße des Kasbek selbst gewährten. Wie aber hinkommen? Sobald man einen Schritt gethan, schlug des Schneegestöber einem mit solcher Macht ins Gesicht, daß man wieder einige Schritte zurückwich. Dazu erklärte Zarachow, er vermöge nicht weiter zu gehen. Da nahmen denn die unverzagten Tulatow und Alibek Kanukow die zum Aufpflanzen auf der Spitze des Kasbek vorgerichtete Fahne und kämpften mit ihr gegen den Orkan an. Sie gingen, mit Ruhepausen zehn Schritte zurücklegend, um dann dem Winde den Rücken zu kehren, gestützt auf ihre eisernen, mit der Spitze in das von einer Schneeschicht bedeckte Eis eingeschlagenen Stöcke. So standen sie zwei bis fünf Minuten lang, dann ging es mit unerhörten Anstrengungen zwischen den nördlichen Erdbuckeln hindurch, um die obere Bodenstufe zu erreichen, die sie an den Fuß des Kasbekgipfels selber brachte. Sobald sie aber bloß einige Schritte gegen den Kasbek traten, schlug der Wind ihnen mit solcher Gewalt entgegen, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochten. Da ward es ihnen denn offenbar, in welch großer Gefahr sie sich befanden, und daß sie gar nicht einmal zögern dürften, da der Schnee schon ihre Spur bedeckte und sie ihren Weg verfehlen könnten, wobei sie Gefahr liefen, umzukommen. So zogen sie sich denn eilig in den Engpaß zwischen den zwei Hügeln zurück. Doch nun befestigten sie um 2 Uhr Nachmittags ihre Fahne und entfernten sich schweren Herzens zum Hügel, an dem sie den Zarachow zurückgelassen hatten. Mit ihm zusammen ging es dann auf der alten Spur zu den heißen Quellen zurück, die sie um 8 Uhr erreichten. Somit waren sie von den Quellen bis zum Fuße des Kasbekgipfels mit Ruhepausen an die 11 Stunden hinaufgestiegen, $5^1/_2$ Stunden aber hinabgegangen.

Tags darauf ritten sie nach Hause und gaben sich das Wort, nicht eher zu ruhen, ehe sie nicht die äußerste Spitze des Kasbek erklommen hätten. Nachdem sie den allerschwierigsten Weg zurückgelegt hatten, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß, wenn der Orkan sie nicht an der Ersteigung des Kasbekgipfels gehindert, sie auf demselben ihre Fahne aufgepflanzt hätten. Die Engländer bedurften ihrer Aussage nach für den ganzen Weg bis zur Kasbekspitze bloß vier Stunden, doch müsse, wie die Osseten sagen, die Zukunft die Richtigkeit ihrer Behauptung erweisen. Solcher vermöchten sie überhaupt kaum Glauben zu schenken, wenngleich dieselbe von einer Autorität, wie Herrn Radde, nicht beanstandet werde — und zwar: erstens, weil die Engländer die Namen ihrer Begleiter auf den Kasbekgipfel, auf die sie sich bezögen, verschwiegen; zweitens, weil sie keinerlei Zeichen auf dem Gipfel des östlichen Kasbek errichtet hätten; drittens, weil es unverständlich sei, was sie bewogen habe, den Rückweg gen Norden anzutreten, wo die Osseten keinen Weg wußten und es schwer halte, sich ins Darial-Thal zu begeben, während es doch leichter wäre, auf dem bekannten Wege ins Dorf Kasbek zurückzukehren.

An Vögeln stießen mehrere Osseten am Fuße des Kasbekgipfels auf Adler, Habichte, Schwärme von Dohlen, Haubenlerchen, einzeln und paarweise; an Insekten auf die gewöhnliche Fliege. R. v. Seidlitz.

Zur Ethnologie der Juden.

Der jüdische Stamm wird zwar gewöhnlich als ein besonders konstanter bezeichnet, aber wer jemals Gelegenheit gehabt hat, die Juden der Mittelmeerländer mit denen der ehemaligen polnischen Provinzen zu vergleichen, kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß es sich hier um zwei himmelweit verschiedene Typen handelt, die unmöglich aus einer Wurzel abgeleitet werden können, wenn auch der polnische Typus manche seiner unangenehmsten Charaktere den ungünstigen Verhältnissen verdankt, unter denen er seit Jahrhunderten lebt. Viele Forscher sind geneigt, in den polnischen Juden nur hebräisirte Slaven zu sehen, deren Existenz ja nicht abzuleugnen ist, andere führen den niederen Typus bis ins graue Alterthum zurück — auf Beimengungen, welche das jüdische Volk in Egypten erhalten. Letztere Ansicht findet eine interessante Bestätigung durch Porträte jüdischer Gefangenen aus Lachisch, welche auf einem in London befind-

lichen Basrelief Schachheribs dargestellt sind, und von denen Bertin („The Races of the Babylonian Empire“; im „Journal of the Anthropological Institute“ XVIII, 2) eine getreue Kopie giebt. Solche Köpfe mit kurzem, negerartig krausem Haar, starkem, krausem Bart, aufgeworfenen Lippen, krummer aber kurzer, dicker Nase und großen Ohren sind jedem zur Genüge aus eigener Anschauung bekannt. Daneben stellen die jüdischen Gesandten, welche den Tribut Jehu's bringen, ganz den edlen semitischen Typus dar, wie ihn die spanischen und algerischen Juden treu bewahrt haben. Bertin kommt durch seine Untersuchungen zu dem Resultate, daß die Juden aus Nordafrika stammen und ihre Entwickelung zum Volke auf der Sinai-Halbinsel durchmachten; sie wandten sich dann nach Babylonien; während aber aus den zurückbleibenden Stämmen die Araber wurden, welche nach Bertin den reinen semitischen oder, wie er ihn nennt, sinaitischen Typus repräsentiren, erlitten die Juden, nordwärts gedrängt, durch die eindringenden Akkader oder Gurier eine starke Einwirkung des armenischen oder nairischen Stammes und erhielten durch diese Beimischung die charakteristischen Formen von Nase und Kinn, aber auch den Spekulationsgeist, in dem ihnen ja heute noch die reinen Armenier erheblich überlegen sind. In Palästina mischten sie sich mit der brachycephalen Urbevölkerung, welche Bertin, weil sie sich fast überall in der Alten Welt als erste autochthone Bevölkerung nachweisen läßt, als „ground-race“ bezeichnet, und in Egypten nahmen sie Negerelemente in sich auf. So entstand eine reinblütige Aristokratie, von der der edlere Typus herstammt, und eine Plebs gemischten Blutes schon zur Zeit der Blüthe des Reiches, und nur der letztere hat sich nach Nordwesten verbreitet und durch Aufnahme slavischen Blutes noch weiter vom reinen sinaitischen Urstamme entfernt. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die Nachricht von Emin Pascha's Gefangennahme erfährt einen weiteren Widerspruch durch einen griechischen Händler, dem es gelungen sein soll, nach einer zweimonatlichen Reise von Khartum über Kassala nach Suakin zu gelangen. Derselbe weiß von einer Uebergabe der von ihm durchreisten Aequatorial-Provinz an den Mahdi nichts, wohl aber von einem wiederholt abgewiesenen Angriffe der Mahdisten auf Emin und von einem Rückzugsbefehle, den dieselben am Bahr-el-Ghasal erhalten haben. — Andererseits gewährt auch die neuere Nachricht von dem Sturze Mwangas, des Königs von Uganda, der sich Emin und den Europäern gegenüber so feindselig verhalten hat, wieder eine Aussicht darauf, daß die Emin-Angelegenheit schließlich doch noch zu einem guten Ende geführt werden kann. Die Vorbereitungen der Wißmann'schen Expedition gehen infolgedessen auch ruhig ihren Gang weiter.

— Bezüglich Stanley's bestätigt eine Depesche Ward's die Thatsache, daß von demselben Briefe in Stanley Falls angekommen sind. Da kein Dampfer zur Verfügung stand, sind dieselben aber an dem genannten Orte zurückgehalten worden.

— Dr. Zintgraff hat im Juli 1888 von der am Elephantensee begründeten Borombi-Station aus den Oberlauf des Kalabarflusses erreicht und ist sodann in das Land der Banyang eingedrungen. Dort hat er unter anderem interessante Erkundigungen über den hypothetischen Liba-See einziehen können. Demnach giebt es in dem Lande der Bayong, die in Banyang zum Theil als Sklaven leben, zwei große Flüsse, namens Difumm und Liba, und der fragliche See ist möglicherweise eine Erweiterung des letzteren, der am weitesten im Osten fließt. — Im September ist der Reisende abermals nach dem Kalabarflusse aufgebrochen, und zwar mit einer starken Karawane, die darauf berechnet war, das Handelsmonopol der Banyang-Häuptlinge zu brechen und womöglich bis Adamaua vorzudringen.

— Premierlieutenant Kling, der Begleiter des Stabsarztes Dr. Wolf, hat in den Monaten Oktober und November 1888 die Reise von der Station Bismarckburg (im Adeli-Lande) zur Küste durch ein vollkommen undurchforschtes Gebiet zurückgelegt. Er hat dazu aber etwa doppelt so viel Zeit gebraucht (drei Wochen), als Curt von François, der die Reise von Bismarckburg zur Küste durch das Land Kebu in zehn Tagemärschen machte. Trotz der Hindernisse, auf die er stieß, gedachte Premierlieutenant Kling nach kurzer Rast von neuem in das Innere einzudringen.

— L. A. Brémond, der schon mehrere Reisen in Abyssinien ausgeführt hat, ist im Begriffe, eine neue Expedition dahin zu organisiren. Er gedenkt Schoa auf dem Wege durch Harrar zu erreichen und von dort nach Kaffa vorzudringen, um womöglich erst bei Zansibar wieder an die Küste zu gelangen. Eins der Hauptprobleme, die er dabei lösen will, ist dasjenige, welches sich an den Wuby- oder Oromo-Fluß und sein vermeintliches Münden in die Dschuba knüpft.

Australien und Polynesien.

— Der bekannte Reisende H. Zöller hat dem Vernehmen nach von der Astrolabe-Bai aus eine Tour in das Innere von Kaiser-Wilhelms-Land unternommen, und es ist ihm gelungen, das gewaltige Finisterre-Gebirge bis zu einer Höhe von 2600 m zu ersteigen.

— Die Kolonie Südaustralien strebt eifrig danach, ein Weinland zu werden, und der Jahresbetrag ihrer Kelterei zeigt in der That eine stark steigende Ziffer. 1887 erzeugte man nur 510 000 Gallonen (ca. 23 000 hl) Wein, 1888 aber 708 000 Gallonen (ca. 32 000 hl). Den Europäern gedenkt man die guten Eigenschaften des australischen Gewächses bei Gelegenheit der bevorstehenden Pariser Weltausstellung so gründlich als möglich zu demonstriren.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1889.

Curt von François' Reise von Hamburg nach Malange.

Mitgetheilt von Hermann von François.

(Schluß.)

(Mit vier Abbildungen.)

Am 4. Januar verließen wir Gabun, passirten um 8 Uhr abends den Aequator, wo ich von einem dürftig kostümirten Neptun die unvermeidliche Taufe erhielt, und weiter fuhren wir, immer in Sicht der Küste bleibend, bis Mayumba, nachdem der Dampfer nur in Fernond und Setta Cama Waaren ab- und aufgeladen hatte.

200 m hohe Berge, dicht mit Urwald bedeckt, treten nahe an die Küste heran und fallen in steilen Böschungen zum Meere nieder. In heftiger Brandung wälzt sich das Meer gegen die Ufer, die Aufeinanderfolge der Wellen ist eine so schnelle, daß nur sehr gewandte und starke Bootsleute im Stande sind, einen Kahn flott zu machen. In ungeschickten Händen wird das Fahrzeug mit seinen Insassen unfehlbar kopfüber nach dem Strande geworfen. Diese Brandungsart tritt an der flachen Küste Angolas vielfach auf und ist von den Schiffern sehr gefürchtet.

Auf vorspringender, nach Norden gebogener Landzunge liegen die wohlgepflegten Anlagen der Faktoreien. Der Kontrast der wildbewachsenen Höhen und der sorgsam bebauten Felder, die hinter den Plantagenanlagen hervorschimmernde Lagune und der das Bild begrenzende tiefblaue wolkenlose Himmel, verleihen dem Ganzen eine hohe landschaftliche Schönheit. Mayambo ist eine Oase an dem sonst öden Küstenstreifen.

Die erwähnte Lagune, von den Eingeborenen Banha genannt, ist ohne Frage der Glanzpunkt der Gegend. Sie wird im Norden und Westen von der etwa 75 km langen Landzunge, im Osten von der Küste eingeschlossen und zeigt überall reizende Ufer, welche das Meer mit Tausenden von schmackhaften Austern speist. Aus dem schmutzig dunklen Wasser heben sich malerisch mehrere mit Mangroven bewachsene Inseln hervor, auf denen sich um die Mittagszeit Flußpferde in starken Heerden tummeln. Vögel aller Art beleben Ufer und Inseln und in langen Linien umkreisen Entenschwärme das Wasser.

Ein Spaziergang von der Faktorei nach dem eine Stunde südöstlich gelegenen Negerdorfe Macallem-Ngombe führte mich zunächst an vier Gräbern vorbei. Es war die Ruhestätte von drei englischen Offizieren und einem der deutschen Faktorei unterstellten Kaufmanne, welche bei einer Jagd auf Flußpferde am 23. Mai 1883 ihren Tod fanden. Weiter führte der Weg durch einzelne Urwaldparzellen, dann durch Savanne, und nach dieser kam ich in einen Palmenhain, der an Schönheit der Lage und an Größe der Bäume alles bisher Gesehene übertraf. Hier war der Wohnsitz des Ortsgötzen. Vier übereinander gestellte, zwei Fuß hohe Figuren grinsten mich mürrisch an und mochten, nach dem verwitterten Aussehen zu urtheilen, wohl schon 100 Jahre ihre unumschränkte Herrschaft ausüben.

Durch Maniok- und Maisfelder kam ich dann zum Orte selbst, der 15 kleine Hütten umfaßte. Die Bevölkerung war scheu, nur einige Männer kamen in meine Nähe, und wenn ich mich einem weiblichen Wesen näherte, so verschwand es kreischend in der Ferne.

Gegend Abend dampften wir weiter nach Süden. Drei Kilometer von der Kuilu-Mündung durchschnitten wir den Kehricht des Flusses — eine graugelbe Wasserlinie — und bald lagen wir vor Loango. Die Küstenlinie erreicht hier in allmäligem Ansteigen ihre höchste Höhe und zeigt interessante Formationen. Auf einem 50 m hohen bastionartigen Vorsprunge weht die französische Flagge, in ihrer Nähe am nördlichen Hange liegt die Wohnung des Kommandanten, umgeben von Zelten, in denen die militärische Macht — Neger vom Senegal — untergebracht ist. Weiter rückwärts liegen die englischen, portugiesischen und amerikanischen Faktoreien, sowie die französische Mission. Da der Kapitän dort Sachen abzuladen hatte, so benutzte ich das abgehende Boot, um an Land zu gehen. Die Mais- und Maniok-Anpflanzungen machten hier denselben wohlgepflegten Eindruck wie unsere heimischen Felder, und auch die Bevölkerung gefiel mir besser wie die in Mayumba. Die Männer und Weiber waren besser und reinlicher gekleidet.

Am 9. verließen wir Loango und fuhren über Landana und Kabinda nach Banana. Schon von ferne konnten wir die Wassermassen des gewaltigen Kongo erkennen, der graugelb in das Meer hineinströmt und mehrere kleine schwimmende Inseln in den weiten Ozean hineinträgt. Ich kann nicht sagen, daß das Panorama von Banana schön ist, aber es hat durch die riesigen, weißgetünchten Faktoreien, hinter denen die rasch dahineilenden Fluthen des majestätischen Stromes sichtbar sind, einen eigenartigen Reiz.

Am nördlichen Ufer des Kongo befinden sich in nassen Niederungen starke Mangrove-Waldungen. Erst jenseit derselben, in dem einige Stunden entfernten Hügellande, liegen die nächsten Ansiedelungen.

Neugierige Negerinnen vor der Hütte des Reisenden.

Auf der Rhede von Muculla, das wir am 13. erreichten, lag ein portugiesisches Kriegsschiff, welches wegen stattgehabter Unruhen hierher beordert war. Von den vier Vorstehern der französischen, holländischen, portugiesischen und englischen Faktorei wurden nämlich, da die Eingeborenen faul und nachlässig waren, Kru-Neger angenommen. Hierüber erzürnt, überfielen die Eingeborenen am 17. Dezember sämmtliche Faktoreien und es entspann sich bald ein heftiger Kampf, in welchem die Neger hinter dem Pulverhause Schutz gegen das Gewehrfeuer aus der holländischen Faktorei suchten. Wahrscheinlich durch ein in dem inneren Raum eindringendes Geschoß ging das Pulverhaus und mit ihm ca. 30 Eingeborene in die Luft. Von den Negern war hiernach bald nichts mehr zu sehen. Die Ortschaften der Umgegend sind auf mehrere Meilen landeinwärts verlassen und der Geschäftsverkehr mit dem Innern demzufolge ein so geringer, daß die holländische Handelsgesellschaft damals mit der Absicht umging, ihre dortige Faktorei eingehen zu lassen.

Noch an demselben Tage gelangten wir nach Ambrisette und am 14. nach Muserra. Die rothen Sandsteinklippen, die hier auf lange Strecken das Meer begrenzen, und die vielen verwitterten Granitblöcke, die den etwa 200 m hohen Kamm des Gebirges krönen und unter denen einer — der 20 m hohe Pillar — dem Schiffer als Seezeichen dient, geben der Landschaft ein wildes, zerrissenes Gepräge. Die Faktoreien selbst, von denen hier zwei französische, zwei englische und eine holländische etablirt sind, liegen nördlich von diesem Terrain auf dem sanft abfallenden Westhang der Muserra-Kette und gewinnen neben den zerklüfteten Höhen doppelt an Anmuth. (S. Abbildung 3.)

Kisembo, unser nächstes Ziel, war südlich von Muserra an der Küste sichtbar. Auch hier tritt ein Sandsteinrücken mit felsigem, stellenweise 20 m hohem Ufer an das Meer heran, und auf demselben stehen die Flaggenstangen vor dem Wohnhaus der englischen, französischen und deutschen Faktorei. $1\frac{1}{2}$ Stunde südwärts kommen wir nach Ambris, welches in seiner Lage große Aehnlichkeit mit Kisembo hat.

Zu meiner Freude waren die Boote der Faktorei durch einen eingetroffenen portugiesischen Dampfer so in Anspruch genommen, daß der Kapitän nicht löschen konnte, und so ging es denn direkt weiter nach dem Endpunkte unserer Seereise, nach Loanda.

Das Bild, das sich in Loanda meinen Augen darbot, zeigte eine größere Lebendigkeit als ich erwartet hatte. Drei portugiesische Kriegsschiffe, zwischen denen sich die kleinen Kanus der Eingeborenen tummelten, füllten in buntem Flaggenschmuck den Hafen.

Die Stadt ist an der östlichen Hafenseite amphitheatralisch aufgebaut. Nordwestlich derselben steigen schroffe Felswände in schmutzig gelben und braunrothen Schichten aus dem Meere empor. Hier, wie auch südlich von Loanda, auf vorspringenden Bergrücken befinden sich Forts, die allerdings keinen Anspruch auf fortificatorische Bedeutung machen können. Parallel dem Ufer dehnt sich nach Süden die sandige und nur wenige Meter hohe Loanda-Insel aus.

Nachdem unsere Expeditionskisten zur Alfandega und meine eigenen Sachen in die für uns gemiethete Wohnung transportirt waren, wanderte ich in die Stadt.

Die Straßen sind zum Theil gepflastert, jedoch stets mit einer fußhohen Sandschicht bedeckt, welche die starken Regengüsse aus den oberen Bergtheilen herabführen. Ein Reinigen der Straßen scheitert an der Faulheit und Indolenz der Neger. Nicht weit von der 50 m breiten Hauptstraße, wo in früheren Jahren Sklavenhandel getrieben wurde, befindet sich ein Platz, in dessen Mitte auf steinernem Podium der Strafpfeiler steht.

Die Kirchen sind bis auf die Garnisonkirche unbedacht. In letzterer wohnte ich einem Gottesdienste bei, den ich, soweit es die zum Kirchgang kommandirten Soldaten betrifft, kurz schildern will. Mit einer bewaffneten Section an der Spitze, der zwei abwechselnd auf Hörnern blasende Trompeter folgten, rückte ein 60 Mann starker Trupp zur Kirche.

Vor derselben faßte die Tetensection Gewehr an, die Mannschaft nahm auf Kommando die Mützen ab, und im Tritt gings durch das Portal in die Kirche hinein, wo ein lautes „Halt" das Ganze zum Stehen brachte. Der bewaffnete Theil der Soldaten hatte neben dem Altar Aufstellung genommen; beim Erscheinen des Priesters hieß es: „Stillgestanden! Seitengewehr pflanzt auf!" und dann als die Hostie gezeigt wurde: „Kniet nieder!" was den in Massen versammelten Negerbuben ein geräuschvolles Grinsen ablockte. Wie der Anmarsch, so erfolgte auch nach dem Gottesdienst der Abmarsch mit lauten Kommandos.

Am Nachmittag besuchte ich das Grab des Afrikareisenden von Barth, dem die portugiesische Regierung auf dem Kirchhof unter rothblühenden Akazien einen hübschen Denkstein gesetzt hat.

Im Hospital, welches ich ebenfalls besuchte, fand ich etwa 45 an Fieber, Dissenterie und Leberkrankheit Leidende; merkwürdigerweise aber keine Augenkranken, obgleich mir in der Stadt eine große Anzahl Blinde begegnet waren, welche oft zu zwölf hintereinander sich an einem langen Stock haltend durch die Straßen zogen. Auf meine diesbezügliche Frage erfuhr ich, daß die Erblindung infolge einer Pockenepidemie entstanden und seitdem in Loanda Impfzwang eingeführt sei.

Nachdem ich in Loanda noch meinen Barometer auf dem dortigen meteorologischen Institut, welches gleichzeitig auch magnetische Beobachtungen und Zeitbestimmungen macht, verglichen hatte, war ich zur Weiterreise fertig.

Auf dem Dampfer „Serpa Pinto" verließen wir am 23. Januar morgens Loanda, passirten um zehn Uhr vormittags die Barre des Quanza und gingen, da der Kapitän Sachen abzugeben hatte, eine halbe Stunde vor der nahe der Flußmündung gelegenen englischen Faktorei vor Anker. Schon nach kurzer Zeit setzten wir aber die Fahrt in dem schönen Thal des Quanza fort.

Rechts und links werden die Ufer von saftigen Wiesen begrenzt, in deren stellenweise sumpfigen Strecken der Papyrus üppig wuchert. Vielfach zeigt die Thalbreite kesselartige Erweiterungen, die nicht selten bis 8 km breit durch hohe Hügelketten eingerahmt werden. Die sumpfigen Niederungen sind von einer mannigfaltigen Vogelwelt belebt. Auf dem rechten Ufer befinden sich bedeutende Ansiedelungen, die zum Theil in schönen Palmenhainen liegend, ein allerliebstes Schauspiel bieten. Ueberall hatten die Eingeborenen die Plätze zum Wasserholen als Schutz gegen die hier viel vorkommenden Krokodile durch einen Zaun abgesteckt.

Quinzengo.

Von großen Ortschaften berührten wir Calumbo, welches ungefähr 150 Hütten und ein 20 Mann starkes Militärkommando hat, und ferner Bom Jesus, wo die Farm des Herrn Schulz, eines Deutschen, liegt.

Herr Schulz gehört zu den 50 Deutschen, welche 1847 auf der Fahrt nach Brasilien an die Küste von Angola verschlagen wurden und in Duque de Braganza einen Ansiedelungsplatz von der portugiesischen Regierung angewiesen erhielten. Schon nach drei Jahren waren alle bis auf Herrn Schulz dem Fieber erlegen.

Gegen Abend kamen wir nach Cunga, das zu unserer Nachtruhe bestimmt war.

Wie schon an den vorher passirten Ortschaften, so empfing uns auch hier die neugierige Bevölkerung mit lautem Geschrei. Ich machte mir bei dieser Gelegenheit den Scherz, eine leere Flasche auf die Masse anzulegen, worauf alle in schleuniger Flucht davoneilten.

Cunga liegt in einer damals mit zwei Meter hohem Gras bedeckten Ebene. Ihm gegenüber auf dem linken Quanza-Ufer tritt ein gegen 100 m hoher Hügelzug mit stark geböschten Hängen ziemlich dicht an die Thalniederung heran.

Am Nachmittag des folgenden Tages lief der englische Dampfer „Silva Americana" hier ein, welcher uns, da „Serpa Pinto" zu großen Tiefgang hatte, nach Dondo weiter befördern sollte. Wir begrüßten das Eintreffen mit Freude, denn unser bisheriges Transportmittel war wenig komfortabel und höchst unsauber.

In aller Frühe schon strömten die Weiber von Cunga mit Körben und Töpfen versehen nach dem Marktplatze. Originell war die Tragweise der Körbe. Dieselben ruhten in einem Bande, welches die Trägerin über der Stirn be-

festigt hatte. Zur Abschwächung des Druckes lag zwischen Band und Stirn ein aus Gras geflochtenes Kopfpolster. Unter den zahlreichen Verkäuferinnen schienen nicht alle frei von Ungeziefer zu sein, ich sah mehrere Weiber, die — analog den Affen — eine der andern die Läuse vom Kopfe suchten.

Um die Mittagsstunde des 25. setzten wir auf unserm neuen Dampfer die Fahrt fort. Der Fluß, der sich bei Calumbo und Cunga bis auf 100 m verengte, nimmt jetzt an Breite zu und bildet Inseln, auf denen man hin und wieder einige Negerhütten mit anschließenden Mais- und Maniokfeldern sehen kann. Bei einer solchen Insel bemerkten wir ein Krokodil, welches durch einen Schuß in den Kopf getödtet und von einem in den Wasseradern seines Inselreichs herumrudernden Neger als Beute heimgeführt wurde.

Bei Sagua wächst die Flußbreite bis 250 m, und auch die Thalränder gewinnen an Ausdehnung.

Um $4^1/_2$ Uhr machten wir bei der Station Boca do Quanza Halt. Die Nachtruhe auf dem Dampfer wurde mir durch Moskitos gründlich verleidet, und auch das Wiehern naher Flußpferde und ein unleidliches Froschkonzert trugen nicht zu meiner Erholung bei.

Ueber Quinzengo (S. Abbildung 2) gelangten wir am folgenden Tage nach Muxima, dem einzigen Punkte, den die Portugiesen südlich des Kuanza auf dem Gebiete der freien Kissama besitzen.

Der Chef von Duque de Braganza, welcher mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern auf dem Dampfer anwesend war, wußte viel von der Wildheit dieses Volksstammes zu erzählen und rieth uns ab, von Dondo aus eine Exkursion dorthin zu unternehmen.

Günther-[illegible] C. Angerer & Göschl

Die holländische Faktorei. Die englische Faktorei. Der Pillar.

Die Muserra-Küste.

Muxima liegt am Fuße eines Hügels. Aus den zahlreichen grauen Strohhütten tritt stattlich eine massiv gebaute Kirche hervor, und auf der Kuppe des Hügels, den Ort überhöhend, steht ein kleines Fort, welches sich vom dunkeln Hintergrund waldiger Berge schön abhebt.

Vor Massangano traten wir in eine bedeutende Flußerweiterung ein, in deren Hintergrund, auf dem rechten Quanza-Ufer recht erhebliche Bergmassen sichtbar werden.

Am 27. Januar abends trafen wir in Dondo, unserer letzten Dampferstation ein.

Dondo ist ein auf dem rechten Ufer gelegener kleiner Ort, mit fast 3000 Einwohnern. Hart am Fuße eines 100 bis 150 m hohen Plateau gelegen, ist es von Bergen kesselartig begrenzt.

So pittoresk diese Lage landschaftlich ist, so schädlich ist sie der menschlichen Gesundheit. Die Berge verhindern den freien Zutritt der Luft. Es koncentrirt sich deshalb eine drückende Hitze und Schwüle um den Ort, die unerträglich ist, und im Verein mit den Ausdünstungen des Quanza die hier oft sehr heftig auftretenden Fieber herbeiführt. Die Weißen kränkeln fast beständig und sind bei Tage selten auf den Straßen zu sehen. Desto stärker sind die Straßen aber von der schwarzen Bevölkerung belebt. Fast ununterbrochen sieht man Karawanen von 50 bis 100 Mann durch die Straßen ziehen, die von Malange resp. Kassange kommen und dorthin gehen. Mit Genuß kann man diesen Zügen zusehen. Jung und alt, groß und klein wanderte einer hinter dem andern her. Die Last auf Kopf oder Schulter, gehen die Träger in möglichst stolzer Haltung unter muntern Gesängen den Wegen entlang. Die eintreffenden Karawanen setzten ihre Waaren bei dem Kaufmann, den sie beglücken wollen, ab und nehmen Pulver, Feuersteingewehre, Zeug, Perlen u. s. w. als Aequivalent in Empfang. Natürlich liegt den Kaufleuten in Anbetracht der

starken Konkurrenz — es existiren wohl 50 Kaufläden in Dondo — viel daran, sich gute Kundschaft zu erhalten. Die auswärtigen Karawanen werden deshalb sehr freundlich empfangen und finden in dem Hofe des Kaufmanns einen bequemen Rastplatz für die Ruhetage. Die Baulichkeiten sind diesem Gebrauche entsprechend eingerichtet; die Höfe sind groß und geräumig und haben einen überdachten Unterkunftsraum.

Als ich ankam, lagerten auf dem Hofe meiner Wohnung ungefähr 60 Leute aus Kassange, die zu fünf und sechs um ein Feuer geschaart, mit Aufmerksamkeit der Zubereitung ihres Mittagsmahls folgten. Alle machten einen zufriedenen und glücklichen Eindruck, keiner schien von Kummer und Sorgen gedrückt zu werden. In der That gelten die Neger von Kassange für reich, trotzdem aber sind sie eifrig bemüht durch emsiges Arbeiten mehr zu erwerben.

Kassange allein soll jährlich gegen 100 000 Last Kaffee, die Last zu 120 Pfund, nach Dondo liefern. Außer Kaffee kommen Gummi, Wachs, Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Felle und Elfenbein aus dem Inneren. Auch mit den südlich des Quanza wohnenden Kissama und Libollo, deren Unterwerfung der portugiesischen Regierung bis jetzt nicht gelungen ist, wird ein reger Verkehr unterhalten. Zu Hunderten lagern Dondo gegenüber am Ufer die Kissamas mit ihren Lasten, und Kanus gehen, den Verkehr vermittelnd, hinüber und herüber.

Die Ueberfahrtsstelle ist staatlich verpachtet, und jedes Uebersetzen bringt dem Fährmann pro Person einen Makuta ein. Dondo ist als Handelscentrum für Loanda ein höchst wichtiger Ort. Es würde sicherlich sehr viel schneller aufblühen und eine große Zukunft haben, wenn die Lage nicht für den Europäer eine so ungünstige und gesundheitsgefährliche wäre.

Das rege, geräuschvolle Treiben am Tage findet am Abend keinen Abschluß, scheint sich vielmehr zu verstärken.

Pungo a N'dongo.

Hier bringen bettelnde Neger einem Ladenbesitzer mit ihrem Nationalgesang ein Ständchen, dort ziehen johlend Träger durch die Straßen, und dazwischen tönt das Geschrei streitlustiger Burschen. Oft, namentlich an mondhellen Abenden, reihen sich die schwarzen Gesellen zum Batuka (Tanz), der bis auf die darin vorkommenden unästhetischen Stellungen, mit unserer „Quadrille á la cour" Aehnlichkeit hat. Trommel, Harmonika und Marimba[1]) begleiten den Tanz. In einer der schlaflosen Nächte hörte ich auch den Todtengesang der Neger, der stundenlang vor dem Hause des Vorstorbenen gesungen wurde. War ich endlich ein wenig eingeschlummert, so brachte mich sicher das unausstehliche Händeklatschen, mit dem die Ruhestörer ihr Geheul in Intervallen begleiteten, zu mir selbst zurück.

Trotz der ungeheuren Hitze lockte mich die anmuthige Umgebung der Stadt mit ihrem Wechsel von Palmen und Baobabbäumen, mit ihren Hügeln und Gärten immer wieder ins Freie hinaus. Die Perle der Landschaft sind ohne Frage die schönen Fälle des Kuanza bei Kambaba, die Eduard Mohr und Dr. Buchner treffend geschildert haben. Aber auch zwei andere Touren sind sehr lohnend: die eine auf der Straße nach Malange durch die schönen Baobabbäume, und die andere nach dem eine viertel Stunde östlich von Dondo gelegenen verfallenen Fort, welches die Stadt um etwa 40 m überragt. Von hier genießt man eine herrliche Aussicht. Dondo liegt zu Füßen, das liebliche Bett des Quanza schlängelt sich durch die saftig grüne

[1]) Die Marimba ist ein zwei Meter langes, im Halbkreis gebogenes Instrument, welches auf der unteren Seite als Resonanzboden eine Anzahl verschieden großer Kürbisgefäße und auf der oberen als Klaviatur ebenfalls in der Größe variirende Hölzer hat. Die Eingeborenen schlagen mit Paukenschlägern auf die Holztasten des Instruments und erzeugen mit großer Fertigkeit wohlklingende Melodien.

Niederung, und in weiter Ferne werden die scheinbar steilgeböschten hohen Berge von Libolla sichtbar.

Unter der Bevölkerung der Stadt befinden sich 15 bis 20 europäische Familien, meist portugiesische Kaufleute, die untereinander gut zusammenhalten. Ein Hauptunterhaltungsthema bilden die zahlreichen Forschungsreisenden, die über Dondo nach dem Innern vordringen und mit mehr oder weniger großen Erfolgen heimkehren. Schonungslos werden sie der schärfsten Kritik unterworfen, man bespricht ihr Privatleben, ihren Charakter, weiß eine Menge oft gesuchter und kleinlicher Belege für die eigenen Behauptungen anzubringen, kurzum man klatscht in des Wortes würdigster Bedeutung. Dabei spotten die scharfen Zungen über das leichtgläubige Europa, welches den überschwänglichen Berichten so vieler Renommisten, die gelegentlich über Dondo hinausgekommen sind, rückhaltlose Bewunderung zollt.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Dondo trat ich am 17. Februar mit 20 Trägern den Marsch nach Malange an. Lieutenant Wißmann war bereits in Malange, und die anderen Herren sollten später von Dondo abrücken.

Die Straße nach Malange führt nördlich des Kuanza durch die Uebergangszone von der Küstenniederung zur Hochebene hindurch. Die Zone ist bergig und zerrissen; sie wird von vielen kleinen Gewässern durchschnitten, deren Thäler und Hänge zum Theil im Schmuck schöner Waldungen prangen. Bis Pambo ist die Straße durch künstliche Anlagen verbessert worden. Von Pambo ab aber existiren solche Verkehrserleichterungen nicht. Ohne Besinnen muß man über Risse, Bäche, Sümpfe und andere Hindernisse hinweg. Die Bevölkerung hat sich ziemlich spärlich an der Straße niedergelassen. Die portugiesische Regierung hat deshalb in Abständen von 15 km Posten — sogenannte Patrolhas — etablirt, in denen 2 bis 4 zerlumpt aussehende Soldaten der („Guerra preta“) der (afrikanischen Landwehr) stationirt liegen. In einer solchen, der N'danha Manha, hatte ich mir eben eine unreinliche und an Ungeziefer reiche Stube zum Nachtlager zurecht gemacht, als ich in der Ferne eine Karawane heranziehen sah. Bei derselben befand sich eine Tipoya und in dieser ein Mann, der zweifellos ein Weißer war. Ich ging sofort dem Zuge entgegen, stellte mich dem Herrn vor, und wer beschreibt meine Freude, als ich den Namen „Dr. Pogge“ höre.

Dr. Pogge unternahm bekanntlich 1880 mit dem Lieutenant Wißmann zusammen im Auftrage der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft eine Expedition nach Centralafrika, trennte sich von seinem Gefährten in der arabischen Station Njangwe und errichtete in Mukenge eine deutsche Station. Jetzt, als sein Reisegenosse auf seiner zweiten Tour nach Mukenge war, kehrte Pogge von dort zurück, um in der Heimath die wohlverdiente Anerkennung und Erholung zu genießen. Leider traf ihn, schon an der Küste angekommen, das überaus tragische Geschick, an der Schwelle der Heimath zu sterben. Schon hier, als ich ihn traf, sah er sehr angegriffen aus, er hustete beständig und war auffallend schwach; er trug den Todeskeim bereits in sich, das fühlte ich wohl. Soweit es in meinen Kräften stand, sorgte ich für den Mann, dem ich schon in der Heimath im Geiste auf seinen kühnen Zügen gefolgt war. Ich bereitete ein Abendbrod, aus Huhn, Erbsen, Früchten und Thee bestehend, und leerte mit ihm und seinem Dolmetscher Germano zwei Flaschen Sekt, die ich extra für ein Zusammentreffen mit Pogge mitgenommen hatte. Ueber Mukenge erzählte mir Pogge viel, leider konnte er seiner Gesundheit wegen aber keinen Ausflug nach dem nicht fern gelegenen Kassai-Fällen unternehmen. Fieber hatte er während seines dreijährigen Aufenthaltes in Afrika nicht gehabt, dagegen litt er in Mukenge einmal an Skorbut. Bis spät in die Nacht hinein ließ ich mir von dem berühmten Manne erzählen. Am anderen Morgen nahm ich von ihm Abschied — leider fürs Leben.

Der weitere Marsch nach Pungo a N'dongo führte über wellenförmiges Terrain, welches baumlos von langgedehnten Viehweiden bedeckt, eine höchst einförmige Physiognomie trägt. Desto interessanter und geradezu romantisch liegt Pungo a N'dongo selbst. Bevor ich diesen Ort erreichte, machte ich in Kaschange die Erfahrung, daß ein Anfahren in preußischer Art auf den Neger einen großen Eindruck macht. Ein Mulatte bettelte mich dort an, ich sagte ihm, daß ich nichts geben könne. Nach einer Weile aber wiederholte er seine Bettelei hartnäckiger, worauf ich ihm kurz und laut ins Ohr schrie: „Do nada“ (Ich gebe nichts). Im Nu war der Mann in einem Hause verschwunden, und die in großer Zahl umherstehenden Träger einer Balunda-Karawane suchten das Weite.

Die Stadt Pungo a N'dongo liegt in thalartiger, von hohen Felswänden eingefaßten Schlucht, die sich an zwei Stellen erweitert. Kleinere Seitenthäler, in denen die Vegetation üppig wuchert, zweigen sich nach den Seiten ab. Die Felsen bilden keine zusammenhängende Masse, sondern bestehen aus isolirten Felsblöcken von 100 — 150 m Höhe und ungefähr 2500 m Grundriß. Affen, auch Leoparden sind hier zu finden. Die verwitterten Gesteine geben den Felsen oft merkwürdige Formen. Die Kuppen sind mit Moos und schönem Gras bewachsen, und wo an den Abhängen fruchtbarer Boden haftet, da recken Euphorbien ihre Kandelaber-Arme in die Luft. Am Fuße der Felsen wachsen Palmen und rothgelbe Akazien, zwischen denen die hellgrünen Blätter der kleinen Bananen entzückend hervorblicken. Das Gestein besteht aus hartem Sandsteinkonglomerat. Es hallt dumpf wieder, wenn man auf dem Felsen lustwandelt, ein Beweis, daß der Felsen durch Regen und Wetter stark ausgehölt worden ist. (S. Abbildung 4.)

Pungo hat ungefähr zwanzig portugiesische Handelshäuser und eine Garnison von 50 Mann.

Am 22. Februar verließ ich das Felsennest und erreichte nach einem zweitägigen Marsch über die heiße, wenig anziehende Ebene Malange.

Indische Felsentempel und Felsenskulpturen.

(Mit vier Abbildungen.)

Unter den Spuren, welche die religiöse und sozialpolitische Reformbewegung des Buddhismus nach ihrer endgültigen Unterdrückung durch den Brahmaismus in Indien hinterlassen hat, sind diejenigen, welche ihre Anhänger unter einem unsäglichen Aufwande von Mühe und Kunst in die harten Felsen hinein und aus diesen Felsen heraus gemeißelt haben, zweifellos die unvergänglichsten und merkwürdigsten. Die Stürme, die seither über das Land hinweg gebraust sind — die historischen ebenso wie die physischen — haben mancherlei davon verwischt und zerstört, der größere

Die Säulenhöhle.

Theil und das Wesentliche davon steht aber bis auf den heutigen Tag unberührt da, und verspricht auch zugleich noch manches kommende Jahrhundert und Jahrtausend zu überdauern.

Die Neigung, die heiligen Stätten ihrer Gottesverehrung in die anstehenden, massiven Felsen und Gebirgshänge, sowie in losgelöste Riesenblöcke hinein zu graben, scheint den Bewohnern Indiens seit den ältesten Zeiten eigen gewesen zu sein, die Mehrzahl der indischen Felsen- oder Höhlentempel verdankt aber ihren Ursprung den Buddhisten. Im ganzen kennt man gegen tausend, und die Hauptstätten, an denen sie sich finden sind die West-Ghats (bei Nasik, Adschayanta Ellora ꝛc.), die Ost-Ghats (bei Khandagiri und Katak ꝛc.) und die Hügelketten, welche sich von dem Vindhya-Gebirge gegen den Ganges hin abzweigen (bei Bilsah, auf dem Plateau von Malwa).

Die berühmtesten und schönsten Gruppen sind die von Adschayanta und Ellora, in den West-Ghats; von den letzteren sind aber nur ein Theil als Schöpfungen der Buddhisten,

Die Felsen von Mahapalipuram.

die anderen dagegen sind als solche der Brahmaisten und Dschain [1]) anzusehen; die Höhlentempel von Adschayanta dagegen deuten ausschließlich auf buddhistischen Ursprung. Am letztgenannten Orte ist der Trappfels auf weiten Strecken hin vollständig unterminirt, und die Zahl der Tempel, die das enge Thal einschließt, beträgt nicht weniger als 27. Jetzt ist dieses Thal von Menschen verlassen, einst muß es aber darin von Priestern, Mönchen und Andächtigen gewimmelt haben. Die Säulen, Kapitäle, Thorbögen, Altäre, Priesterstühle und Ornamente zeigen hier eine große Einfachheit und Strenge der Zeichnung und Ausführung. Die Fresco-Darstellungen von religiösen oder bürgerlichen Festlichkeiten

[1]) Die Dschain haben ihren gegenwärtigen Hauptsitz auf der Halbinsel Gudscherate, leben aber als reiche Kaufleute und Wechsler allerwärts in Indien, und können füglich als eine durch Heiligendienst und durch Zugeständnisse an den Brahmaismus modificirte buddhistische Sekte gelten. Vergl. W. W. Hunter, The Indian Empire. London 1882, p. 155 f.

Ein skulpturer Berg.

und Aufzügen, von Kriegs- und Siegesscenen und von Ereignissen des häuslichen Lebens, die die Wände zum Theil bedecken, sind leider der Verwitterung in einem hohen Grade unterlegen, und die indische Archäologie hat große Anstrengungen aufzubieten, um wenigstens getreue Kopien davon zu retten.

Nahe bei der Stelle, wo heute die Eisenbahn von Bombay nach Madras den Kamm der West-Ghats übersteigt, befindet sich ein einzelner Höhlentempel, der nach dem benachbarten Dorfe als Tempel von Karli bezeichnet wird. Dieser ist auch buddhistischen Ursprungs, und seine Portale und Fassaden, sowie seine Säulenreihen und seine aus Elephantengruppen gebildeten Säulenköpfe sind wohl das bedeutendste, was die Felsen-Ausmeißelungskunst der Jünger Gautamas überhaupt geschaffen hat. Selbst die schönsten Tempel von Adschayanta werden dadurch in den Schatten gestellt.

In den älteren buddhistischen Höhlentempeln finden sich zum Theil Inschriften, die auf die Zeit des alten buddhistischen Kaisers Asoka, der etwa 250 Jahre vor Christi Geburt lebte, hindeuten; in den jüngeren Tempeln fehlt nie eine stehende oder sitzende Buddha-Figur, mit ihrem mahnend erhobenen Zeigefinger und mit ihrem Ausdrucke absoluter Empfindungslosigkeit in dem Gesichte.

Die Brahmaisten haben die Höhlentempel-Baukunst erst von den Buddhisten gelernt, und ihre Kunstwerke dieser Gattung sind daher ausnahmslos jünger. Unter den Tempeln von Ellora — die, wie bereits bemerkt, vorwiegend auf sie zurückzuführen sind — ist derjenige von Kailas der prächtigste, wenigstens was sein Inneres angeht. Die Halle ist etwa 120 m lang, über 50 m breit und über 30 m hoch, und ihre aus dem Trappfels ausgemeißelten Galerien und Säulen sind überreich mit Darstellungen aus der Hindu-Mythologie verziert. Riesenhafte Götterbilder erhöhen den großartigen Eindruck. Heute sind aber auch die brahmaistischen Felsentempel keine Stätten der Gottesverehrung mehr,

Ein Tempel-Monolith.

sondern nur noch historische Denkmäler, und es nistet allerlei Gethier in ihnen. Höchstens besucht sie ab und zu noch ein Fakir. Das Volk hält sie für übernatürlichen Ursprungs.

Bekannt sind die Felsentempel der Inseln Elephante und Salsette, deren Embleme ebenfalls brahmaistisch sind.

Dasselbe gilt von der Felsentempelgruppe von Mahapalipuram bei Madras, die unsere Abbildungen zu genauerer Anschauung bringen. Hart an der Meeresküste erheben sich daselbst zahllose wunderlich zerrissene Felsmassen und übereinander gehäufte Felsblöcke, und beinahe an jeden dieser Felsen haben die Hindu-Architekten ihre umgestaltende Hand angelegt, die gestaltlosen Blöcke in kunstvolle Tempelmonolithen verwandelnd, in ihrem Inneren geräumige Hallen schaffend, und ihr Inneres ebenso wie ihr Aeußeres mit phantasievollen Reliefbildern bedeckend — mit Darstellungen aus dem erdichteten Leben Schiwas, Wischnus, Krischnas und der übrigen Götter und Helden, von denen die altindischen Religionsbücher und Epen zu erzählen wissen. Mehrere von diesen Tempeln stehen an Großartigkeit denjenigen von Kailas und Karli kaum nach, und die nahe See macht den Gesammteindruck, den sie auf den Beschauer ausüben, doppelt überwältigend.

Für den Haushalt der Bewohner des Inka-Reiches wichtige Säugethiere und Vögel.

Von Dr. R. Brehm.

Spärlich fließen unsere Quellen über die Hausthiere der alten Peruaner. Unterziehen wir die Fauna Amerikas vor seiner Entdeckung eingehenderer Betrachtung, begegnen wir freilich auch nur einer beschränkten Anzahl Arten, welche sich zur Zähmung eigneten, während hingegen an dem störrischen unbändigen Wesen der Mehrzahl jeder Zähmungsversuch scheitern mußte.

Pferd, Esel, Rind, Schaf, Ziege, unser Hausschwein und das Haushuhn wurden erst von den Spaniern in der Neuen Welt eingeführt, vor Ankunft der Conquistadoren waren die Bewohner Tahuantinsuyus [1]) eigentlich nur auf eine Thierart angewiesen, welche ihnen die Mehrzahl der genannten ersetzen mußte, in Wirklichkeit auch so ziemlich zu ersetzen im stande war: auf die überaus nützlichen Kameelziegen, von jenen mit dem allgemeinen Namen Llama bezeichnet. Zwei Arten des merkwürdigen Geschöpfes — des Alpaca und Lama — wurden überall, wo des Reiches so verschiedenes Klima ihr Gedeihen gestattete, zahm gehalten und fast in keinem Haushalte vermißt. Jeder Unterthan des Kaisers im weiten, mächtigen Sozialstaate erhielt bei seiner Verheirathung und Gründung eigenen Hausstandes aus den zahllosen Herden des Herrschers ein Kameelziegen-Pärchen zugetheilt, hatte sodann für dessen Gedeihen und Mehrung zu sorgen und durfte niemals ein Stück schlachten, bevor solches durch reichliche Nachkommenschaft nicht ersetzt gewesen wäre.

Das Lama diente seinem Herrn als Lastthier, wenn er es auch nicht nach Willkür belasten oder gar überbürden durfte, sondern bei seiner Belastung die für solche genau vorgeschriebenen Gesetzesvorschriften beobachten mußte, es lieferte die nöthige Wolle zu wärmender Kleidung, schmackhaftes Fleisch zu gesunder Nahrung, Leder zur Anfertigung von Schuhwerk und Riemen, und schließlich seine Haut, die Hülle, zur Bestattung der Mumie des „hatunruna“ [2]).

Die zahlreichsten Lamaherden besaßen der Sonnengott und dessen Sohn, der Inka. Viele Tausend Stück soll oftmals solch' eine Herde gezählt haben, ihrer selbst aber beinahe zahllose gewesen sein. Sie standen unter Hut gewissenhafter Hirten — ljamamitscheks —, diese wiederum unter Oberaufsicht eigens ernannter Beamten, denen es oblag, genaueste Register über den Bestand der Herden zu führen.

Auf allen geeigneten Triften und Weideplätzen der zum Reiche gehörigen Andenkette trafen die spanischen Eroberer dergleichen Kameelziegen-Herden an, besonders zahlreich auf jenen weiten Hochplateaus — Punas — der Cordillere, auf welchen eine bestimmte Umbellifere (Scandix australis) wächst, des Lama bevorzugteste Nahrung. Dort fand und finden sich noch heute des zahmen Lama wilde Verwandten — Vicuña und Huanacu — in starken Rudeln in unbeschränkter Freiheit. War gleich jeder Zähmungsversuch an der Störrigkeit und Wildheit beider letztgenannter gescheitert, so hatte man dennoch verstanden, sie tributpflichtig zu machen. Man beraubte sie ihres so geschätzten Vließes und tödtete auch eine Anzahl, um mit ihrem Fleische die Bevölkerung mit kräftiger Nahrung zu versorgen.

Das seidenweiche Haar der Vicuña durfte einzig und allein zum Weben der für den Inka und dessen hoher Verwandten Gewänder, Decken, Teppiche und dergleichen verwendet werden, die Wolle der übrigen Kameelziegen-Arten konnten die Unterthanen des Kaisers zu ihrer Bekleidung benutzen.

Wollte der Inka einem Vornehmen ganz besondere Ehre erweisen — einen mächtigen Häuptling, dessen Treue und Anhänglichkeit an das Herrscherhaus zweifelhaft schien, fester an sich fesseln, oder auch einen erklärten Feind gewinnen —, so beschenkte er ihn mit aus Vicuñawolle gefertigten Gewändern und gestattete, solche an hohen Festen tragen zu dürfen. Derartige Auszeichnung galt für den beglückten Empfänger als Beweis höchster Huld und Gnade, wurde dankbarst anerkannt und in der Regel durch unverbrüchliche Treue gegen den Herrscher und unbedingte Unterwürfigkeit belohnt.

Um das seidenweiche Vließ der Vicuña, sowie das gröbere des Huanacu zu erbeuten, ohne die Mehrzahl ihrer Träger selbst zu tödten, und gleichzeitig auch die Bevölkerung mit Fleisch zu versorgen, veranstaltete man jene großen Treibjagden („chacu“), welche wir bereits in unserem „Inka-Reiche“ näher geschildert haben, auf die wir aber auch hier ausführlicher eingehen wollen.

Ihnen wohnte in der Nähe der Residenz oder des jeweiligen Aufenthaltortes der Kaiser in eigener Person bei, während anderweit seine hohen Beamten ihn dabei vertraten.

Nach beendeter Setzzeit des Wildes ließ der Inka in dem ausersehenen Jagdgebiete an geeigneter Stelle seine Zelte aufschlagen und die Treibjagd beginnen. Schon vor seiner Ankunft waren die Treiber aufgeboten worden. Im Hochgebirge handelte es sich darum, ganze Gebirgsstöcke abzujagen; die Anzahl der Treiber betrug daher selten unter 50000, meist 60000 bis 100000. Weithin sichtbare Felskuppen bestimmten die Richtung des Triebes; Flußthäler, Wege, Schluchten und Waldungen dienten zur Umgrenzung des lebendigen Ringes, welcher sich erst im Laufe von mehreren Tagen zusammenzog und zuletzt sich so verdichtete, daß er aus zwei oder drei Reihen gebildet, und ein Durchschlüpfen des Wildes fast zur Unmöglichkeit wurde. Viele Treiber waren mit scharfspitzigen Lanzen bewaffnet, um gegen anspringende Raubthiere sich wehren zu können, die übrigen mit Knüppeln ausgerüstet. Wehrloses Wild durfte von keinem, Raubthiere durften nur von dem getödtet werden, dessen Leben sie bedrohten. Zuletzt trieben die von kundigen Jägern geführten Treiber stets viele Tausend Stück des allverschiedensten Wildes vor sich her; an besonders wildreichen Stellen wurden selten unter 20000, oftmals bis 40000 Stücke eingekreist und bis in unmittelbare Nähe des Kaisers gebracht. Unter Vicuñas, Huanacus und Hirschen (Cervus nemorivagus, rufus und antisiensis) liefen in dichtem Gedränge Raubthiere, welche vor den ihnen drohenden Lanzen geflüchtet waren: Silberlöwen oder Pumas, Jaguars, Ozelots, Wildkatzen, Schakalfüchse oder andere Wildhunde, Bären und dergleichen, in

[1]) Tahuantinsuyu (von tahua = vier, ntin = zusammen, suyu = Theil, Provinz), Name des Inkareiches.
[2]) Hatunruna = gemeiner Mann.

Erkenntniß der allgemeinen Gefahr alle Raubgelüste unterdrückend, und an Furcht und Angst den übrigen nicht nachstehend.

Nachdem der Inka und seine Gäste eigenhändig mit Lanzen und Pfeilen so viel Wild erlegt hatten, als sie nur wollten, erschienen bestimmte, wohlerfahrene und trefflich eingeschulte Jäger (ayllos) auf dem zur Schlachtstätte gewordenen Platze, schlugen die dem Tode geweihten Thiere nieder, fingen die übrigen, welche nur ihres Vließes beraubt werden sollten, und übergaben sie geschickten Scheerern, welche sie zu Boden warfen, an den Beinen festhielten, schoren und sodann wieder laufen ließen. Außer sämmtlichen Raubthieren und den schon unterwegs erschlagenen Schlangen wurden immer nur einige Huanacu- und Vicuñalämmer, Hirschkälber und andere, wohlschmeckende Braten liefernde Stücke für die Tafel des Herrschers, sowie die alten und gelten Lamaziegen und Hirschkühe für das Volk getödtet, alle übrigen im Triebe zusammengepferchten Thiere aber, nachdem man ihre Anzahl nach Art, Geschlecht und Alter geordnet und in den Kippus (Schnurenbündeln) vermerkt hatte, wiederum freigelassen, worauf man ebenso genau die erbenteten Stücke in die Schnurenbündel eintrug. Von sämmtlichen jagdbaren Thieren blieben immerhin Tausende auf dem Platze; aber der Wildstand wurde deshalb nicht geschädigt. Nicht allein die verwendeten Treiber, sondern alle Unterthanen des Jagdgebietes überhaupt erhielten — selbstverständlich wieder im richtigen Verhältnisse der sie sonst angehenden Lasten und Gnaden — Wildpret zugetheilt, und man sah daher in jeder Hütte eifrig beschäftigte Hände, welche das Fleisch in Streifen schnitten und zum Trocknen an der Luft aufhingen, um es zu Tscharki (Charqui) oder haltbarem Trockenfleische zu bereiten. Vorgefundene Bezoarsteine, denen man wunderbare Heilkräfte zuschrieb, und die man deshalb außerordentlich schätzte, mußten dem Inka abgeliefert werden.

Nur alle vier Jahre wurden in ein und demselben Bezirke solche Jagden abgehalten, denn vierjährigen Wachsthums soll das Haar der Vicuña bedürfen, um jene Länge und Feinheit zu erreichen, deren es bedurfte, um zum Weben der Gewänder des Inka verwendet werden zu können.

Dem gemeinen Indianer war bei Todesstrafe verboten, während genannter Schonzeit ein Stück Wild zu erlegen, oder auch nur zu schädigen, gleichwie ihm die Jagd auf alles Gethier überhaupt nicht gestattet war, und er nur im Dienste des Herrschers oder dessen hoher Beamten wilde Enten, Hühner und Tauben jagen durfte, um solche in die Küche genannter Herren abzuliefern. Nach Ankunft der spanischen Eroberer änderten sich die Verhältnisse auch in jagdlicher Beziehung in unglaublich kurzer Zeit. Sinnlos, wie fast immer, wütheten die Conquistadoren nicht allein unter den freilebenden Wildarten, sondern auch unter den zahmen Lamaherden der Sonne und des Inka, so daß die Anzahl der einen wie der anderen in beklagenswerther Weise zusammenschmolz. Weder Schonzeit, noch Geschlecht des Wildes, überhaupt keine der verständigen, unter der Inkaherrschaft bestehenden Vorschriften wurden geachtet, man tödtete, nur um umzubringen. Jeder erbärmliche Hidalgo, welcher in seinem Vaterlande niemals ein Schaf sein eigen genannt und eine Hammelkeule nur vom Hörensagen kennen gelernt hatte, ließ, wie Cieza de Leon rügt, zehn bis zwölf Lamas schlachten, um sich das fetteste auszusuchen, oder auch nur das als besonderer Leckerbissen geltende Gehirn zu benutzen, das von ihm verschmähte Fleisch hingegen ließ er Hunden und Geiern zum Fraße liegen.

Einmal ward es den gequälten Lamas vergönnt, an ihren Peinigern für die an jenen verübten Grausamkeit empfindlich sich zu rächen. Als nämlich die Conquistadoren nach schmachvoller Hinrichtung des letzten Inka Atahualpa das von ihm für seine Freilassung in kunstvoll gearbeiteten Gold- und Silbergefäßen, Statuen und dergleichen bestehende Lösegeld — beiläufig erwähnt im Betrage von gegen achzig Millionen Mark — durch Einschmelzen in leicht transportirbare Barren verwandelt und unter sich vertheilt hatten, packte eine Anzahl der Abenteurer ihren erworbenen Reichthum auf den Rücken zahmer Lamas, verließ Kaxamarka — den Ort ihrer Schandthat — und trat den Weg an nach der Küste des Stillen Ozeans, um von dort nach der fernen Heimath sich einzuschiffen. Alle überstandenen Mühen, Plagen und Gefahren waren vergessen, jeder, nunmehr ein reicher Mann, schwelgte bereits in dem Vorgenusse künftigen Wohllebens, nicht ahnend, daß friedfertige Lamas ihm den ärgsten Streich spielen und einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung machen sollten.

Um von Kaxamarka aus das Gestade jenes Meeres zu erreichen, mußten die Abenteurer einen höheren Gebirgspaß der Cordillere überschreiten. Als sie nach mancherlei Beschwerden auf jenen weiten baumlosen Punas angelangt waren — dem Aufenthaltsorte der wilden Kameelziegen und der übrigen Lamas bevorzugte Weideplätze —, die Lastthiere aber die frische reine Gebirgsluft ihrer ursprünglichen Heimath einsogen und ihre in ungezügelter Freiheit auf jähen Felsgraben fröhlich sich tummelnden Gattungsverwandten gewahrten, erwachte auch in den zu Sklavendiensten herabgedrückten Geschöpfen der schlummernde Trieb nach goldener Freiheit: die mit kostbaren Schätzen beladenen Lamas gingen ihren Peinigern durch, erklimmten leichtfüßig trotz der ihren Rücken beschwerenden Last steile, dem Menschen unzugängliche Wände und Felsen und spotteten dort jeder Verfolgung seitens der fluchenden und tobenden Spanier. Diese sahen zu ihrer Verzweiflung den noch wenige Minuten vorher geträumten frohen Traum glücklicher Heimkehr und heiterer sorgenloser Zukunft in der Heimath gleich Schaum zerrinnen und mit einem Schlage sich zurückgeschleudert in das Dunkel früheren Elendes. Wiederum waren sie zur Erwerbung neuen Reichthums einzig und allein auf die Kraft ihres Armes und die Schärfe ihrer Klinge angewiesen.

Als Opferthier spielte das Lama eine wichtige Rolle im Inkareiche. Auf dergleichen Opfer und bei solchen zu beobachtende Gebräuche hier näher einzugehen, würde uns von unserem Thema zu weit abführen, und müssen wir bezüglich eingehenderer Schilderung auf unser bereits erwähntes Werk verweisen.

Aus Gold und Silber gefertigte Lama-Standbilder sollen im Sonnentempel zu Cuzco, sowie in verschiedenen Inkapalästen sich gefunden, einige von den Eroberern erbeutet und eingeschmolzen, ihre Mehrzahl dahingegen bei Ankunft der Spanier von den Indianern weggeschafft und vergraben worden sein.

In Lamahaut wurde die Mumie des verstorbenen Indianers niederer Klassen eingenäht und sodann bestattet, demzufolge diente ihm das nützliche Geschöpf nicht nur während seines Lebens, sondern auch noch nach seinem Tode.

Schließlich wollen wir zu dem Mitgetheilten noch Zárate's Bericht [1]) über das Lama hinzufügen, den er uns bei Schilderung des Eroberungszuges Almagro's nach Chile hinterlassen hat. Der Chronist erzählt: „Man kann ein Lama mit einer Last von einem halben bis dreiviertel Centner beladen. Die Spanier richten es als Reitthier ab und legen auf seinem Rücken fünf bis sechs Leguas (27 bis 33 km) an einem Tage zurück. Ist das Reitthier

[1]) Agustin de Zárate veröffentlichte im Jahre 1555 zu Antwerpen seine „Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Provinz Peru, und der Kriege und der in ihr verzeichneten Begebenheiten“.

müde oder wird es überladen, wirft es sich aber zu Boden und kann sodann durch kein Mittel zum Aufstehen bewogen werden; man muß ihm die Bürde abnehmen. Reitet ein Mann auf ihm und treibt es zu schnellerem Laufe an, als es zu gehen gewohnt, so wendet es den Kopf und spuckt seinem Reiter eine übelriechende Flüssigkeit ins Gesicht, welche aus dem Magen des Thieres zu stammen scheint. Das Lama ist übrigens ein außerordentlich nützliches Thier, besonders die eine Art, welche Paco (Alpaca) genannt wird, liefert lange, feine Wolle und begnügt sich mit wenigen Maiskörnern zur Nahrung. Vier bis fünf Tage kann es ohne Trinkwasser aushalten. Sein Fleisch ist wohlschmeckend und gesund, ähnlich dem der feisten Hammel Kastiliens."

Als zweites Hausthier finden wir in einigen Gegenden des Inkareiches — z. B. in dem von dem Stamme Huankavillka bewohnten Gebiete — das Nabel- oder Bisamschwein (Dicotyles torquatus), dessen Fleisch gegessen wurde; als drittes, allgemein verbreitet und in großer Anzahl, das Meerschweinchen (Cavia coboya), von den Inkanern jedenfalls nach seiner Stimme „Koy" benannt. Es wurde nicht so leicht in der Haushaltung eines niederen Peruaners vermißt, mußte ihm und den Seinigen anderes frisches Fleisch ersetzen und außerdem als Opferthier dienen, denn in der Regel legten die Priester dem gemeinen Manne für gröbere gegen die Religionssatzungen begangene Uebertretungen das Opfern eines oder mehrerer Meerschweinchen zur Sühne auf.

Wenngleich die alten spanischen Chronisten des Hundes als Hausthier der Inkaner nicht gedenken und nur Garcilasso [1]) uns berichtet, daß bei beginnender Mondfinsterniß die der Mondgöttin werthen Hunde gemißhandelt wurden, um durch ihr klägliches Geheul Mutter Killja aus ihrer Lethargie aufzuerwecken und ins Leben zurückzurufen — jede Mondfinsterniß ward bekanntlich als schwere Erkrankung der Gemahlin des Sonnengottes, eine totale als deren Sterben angesehen —, wissen wir dennoch, daß die alten Peruaner nicht allein Hunde hatten, sondern solche auch in so hohen Ehren hielten, daß man sie einbalsamirte und ihre Mumie dem Verstorbenen in das Grab mitgab.

Dr. Reiß, der für die Geschichte des alten peruanischen Kaiserreiches so hoch verdiente Gelehrte, hat während seiner langjährigen Forschungsreise in Peru Hunde-Mumien bei seinen Ausgrabungen aufgefunden, deren wohl erhaltene Schädel verschiedenen Hunderassen anzugehören scheinen.

Von anderen in Betracht kommenden Thierarten möchten wir noch anführen: Silberlöwen (Puma), Jaguare (Uturunku), Bären (Yeumari), Luchse (Ozolljo) genannt, welche insgesammt bei Festen oder dem Inka abzustattenden Besuchen von Häuptlingen und anderen Vornehmen aus den Provinzen ihm als Geschenke überbracht wurden. Er hielt solche Thiere in Gefangenschaft, wenngleich nicht in solcher Anzahl und so wohlverpflegt, als uns von dem Herrscher Mexikos — Montezuma — berichtet wird, welcher außer einem sorgfältig gepflegten botanischen, auch einen reichen zoologischen Garten besessen haben soll.

Der Tapir (Tapirus americanus), in der Kitschuasprache Ahuara, Huagra und Satschahuagra, von einigen Stämmen Antas genannt, wurde gejagt und sein Fleisch gegessen. Gleiches wiederfuhr der hasenartigen Viskatsche, richtiger Huiskatsche (Lagotis criniger). Aber auch Fledermäuse sollen die Inkaner nicht unbesteuert gelassen, ihr Haar vielmehr zum Weben von feinsten Kleiderstoffen benutzt haben, wie uns der Chronist Pedro Pizarro, ein weitläufiger Verwandter des Eroberers in folgendem berichtet: „Als ich eines Tages während des Essens bei Atahualpa zugegen war, befühlte ich sein Oberkleid, welches mir feiner als der kostbarste Seidenstoff erschien. Ich fragte ihn, wovon dasselbe gewebt sei? und er antwortete: Aus dem Haar jener großen Vögel, welche nachts in der Gegend von Tungez herumfliegen und die Menschen beißen. Damit meinte er Fledermäuse. Als ich ihn fragte, wie man deren eine so große Anzahl habe zusammenbringen können, um aus ihrem Haar Kleiderstoffe zu fertigen? antwortete er: Was haben denn jene Hunde von Küstenbewohnern weiter zu thun gehabt, als solche Thiere zu fangen und aus ihrem Haar für meinen Vater Kleider zu weben?"

Bezüglich der für die Bewohner des Inkareiches mehr oder minder wichtigen Vögel wissen wir nur folgendes zu berichten: Die Stelle unserer Hausente vertrat in einigen Provinzen die Moschusente (Cairina moschata), in der Sprache der Bewohner von Huankavillka Xuta genannt, die unseres Haushuhns der Hokko (Grax elector), bei genanntem Volksstamme Maka geheißen, sowie mehrere Penelopehühnerarten. Salazar de Villasanta berichtet uns um Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, „daß die wenigen spanischen Vagabunden, welche die in der Nähe des Hafens Puerto viejo gegründete Siedelung San Pablo bewohnten, den umwohnenden Indianern Hühner und Eier stahlen und solche sodann zu hohen Preisen auf den im Hafen ankernden Schiffen verkauften", woraus hervorgeht, daß jene Indianer Haushühner besaßen. Toribio de Ortiguera schreibt in seinen Nachrichten über Quinto und den Amazonenstrom, daß ihm eine vornehme Indianerin, welche den Inka Huayna Kapak auf einem Eroberungszuge nach den Ostabhang der Anden begleitet hatte, im Jahre 1569 erzählte, „die jene Gebirgsthäler bewohnenden Indianer hätten zahlreiche Herden von zahmen Truthühnern und Enten besessen". Bezüglich verschiedener Taubenarten dürfen wir gleichfalls voraussetzen, daß sie von den Inkanern zahm gehalten wurden. Von ungleich höherer Bedeutung als das Hausgeflügel für den Haushalt der alten Peruaner, war für die Landwirthschaft ein Vogel, dessen Werth noch heutigen Tages für unsere Landwirthe von nicht unwesentlichem Nutzen ist. Es ist der Pinguin oder die ungeflügelte Fettgans der Südsee. Die jene heißen, an den Stillen Ozean grenzenden Küstenstriche bewohnenden Unterthanen des Inka benutzten den Vogeldünger — Guano oder Huano genannt — gerade so gut, wie ein Theil unserer Landwirthe ihn heute gebraucht. Ueber seine Verwendung hat uns Garcillasso eine so interessante Schilderung hinterlassen, daß wir sie unserem freundlichen Leser nicht vorenthalten wollen. Genannter Inkanachkomme berichtet: „An der Seeküste, von Arequipa an bis Tarapaca, in einer Ausdehnung von mehr als zweihundert Leguas gebraucht man keinen anderen Dünger, als den Koth der Seevögel, deren es an der ganzen Küste große und kleine giebt, und welche in so großen Schaaren vorkommen, daß sie jeder Beschreibung spotten. Sie nisten auf mehreren unbewohnten Inseln in der Nähe der Küste und lassen eine unglaubliche Menge von Dünger zurück, — wirkliche Berge, welche von weitem Schneegipfeln gleichen. Zur Zeit der Inkas bestanden strenge Verordnungen bezüglich des Schutzes dieser Vögel. Bei Todesstrafe war verboten, während der Brutzeit die von den Vögeln bewohnten Inseln zu betreten oder jemals einen von jenen zu tödten. Jede Insel war einer, wenn sie einen größeren Umfang besaß, zwei oder drei Provinzen zur Nutzung zugewiesen und in

[1]) Garcilasso de la Vega, Inka, wie er selbst sich betitelt, ein Mestize, Sohn des gleichnamigen Eroberers und einer kaiserlichen Prinzessin, Schwester des letzten rechtmäßigen Kaisers Huascar, war 1539 zu Cuzco geboren und veröffentlichte nach seiner Uebersiedelung nach Europa seine „Wichtigsten Denkwürdigkeiten der Inkas", deren erster Theil 1609 zu Sevilla, der zweite 1613 zu Lissabon erschien.

letzterem Falle durch Grenzsteine abgetheilt, jeder einzelne Theil zerfiel aber wiederum in kleinere Parzellen, so daß nicht allein jedes Dorf, sondern jeder einzelne Bewohner auf den Antheil beschränkt wurde, welchen er nach Schätzung für das Düngen seiner Felder benöthigte. Mehr fortzuschaffen, oder gar dem anderen das ihm gehörige zu entfremden, wurde als Diebstahl angesehen, und hart, gegebenen Falls ebenfalls mit dem Tode bestraft, jede Ueberschreitung der eingeräumten Befugnisse überhaupt als Geringschätzung der Obrigkeit betrachtet und dementsprechend geahndet."

Kondore (Kuntur, Sarcoramphus gryfus), Falken (Huaman), Straußen (Gori, Rhea americana), Papageien (Uritu), Ararasarten (Huakamayu), Tunki und Pilko (wahrscheinlich Trogon und Tanagra), sowie Kolibris (Kintis) wurden theils dem Inka als Geschenke überbracht und von ihm sodann lebend gehalten, wenn solches möglich, theils ihres buntfarbigen glänzenden Gefieders halber erbeutet, um solches zur Anfertigung von Kopfputz, kunstvollen Decken und Teppichen zur Ausschmückung des Sonnentempels und der Kaiserpaläste zu verwenden. Brillantstrahlende Kolibris sollen in Blumengewinden angebracht worden sein, mit welchen man an hohen Festtagen Tempel- und Palastthüren, sowie die Festplätze schmückte.

Vom Vogel Korekenke (Corequenque) erzählt Garcilasso, daß zwei seiner Federn einen Hauptbestandtheil des Kopfputzes des regierenden Inka ausmachten, aber von sonst niemand getragen werden durften, daß dieser Vogel die Ufer eines Sees der Andenkette bewohne, sich ruhig greifen und zweier seiner Schwungfedern berauben lasse, wenn der Sohn der Sonne solcher bedürfe, und nicht früher dort wiederum erscheine, als bis der Herrscher der Federn abermals benöthigt sei. Bestimmte Vogelfänger mußten den Korekenke fangen, sich aber sorgfältig hüten, ihn zu schädigen, denn auf seiner Tödtung stand Todesstrafe. Mit vorstehender fabelhaften Erzählung schließen wir unseren höchstwahrscheinlich lückenhaften Bericht über die für den Hausstand der Bewohner des Inka-Reiches mehr oder minder wichtigen Säugethiere und Vögel; in jenem ist eben alles enthalten, was wir über den interessanten Gegenstand in Erfahrung zu bringen vermochten.

Kürzere Mittheilungen.

Der Hafen von Tandjeng Priok auf Java.

Die Hafenanlagen zu Tandjeng Priok bei Batavia werden in einer kürzlich zu Batavia in der Staatsdruckerei erschienenen kleinen Schrift ausführlich beschrieben. Wir lassen einige derselben entnommene Angaben hier folgen.

Der Hafen liegt $4^3/_4$ Seemeilen östlich von dem Hafenkanal zu Batavia und besteht aus einem von Dämmen aus natürlichem Gestein, die sich 1 bis 1,6 m über den batavischen Nullpunkt erheben, eingefaßten äußeren Hafen, dessen Achse in der Richtung von Norden nach Süden liegt, mit vorliegender Rhede, welche sehr guten Ankergrund besitzt. Südlich vom äußeren Hafen liegt der innere Hafen, das Dockbassin und der Kohlenhafen, deren Achsen ebenfalls von Norden nach Süden laufen. Die Einfahrt des Hafens ist 160 m zwischen den Dämmen oder 125 m zwischen den Tonnen breit, die Hafendämme biegen sich nach dem Lande um und divergiren nach demselben zu, so daß sie 230 m von der Einfahrt 700 m und am Ursprung des westlichen Dammes 1100 m von einander entfernt sind; die Oberfläche des Bassins beträgt 1 400 000 qm. Zu jeder Seite des Einganges, 14,1 m über Vollsee, befindet sich ein auf $9^1/_2$ bis 10 Seemeilen weit sichtbares Licht der 6. Ordnung. Die Fahrrinne hat in der Nähe des Einganges eine Länge von 700 m und eine Breite von 300 m, welche auf weitere 950 m bis auf 500 m zunimmt; sie ist wenigstens 7,50, am Eingange aber 8,50 m unter Vollsee tief. Der innere Hafen wird auf der Westseite von einer 1000 m langen Kaimauer begrenzt, welche bis 8,50 m über Vollsee aufgemauert ist; an der Ost- und Südseite des 170 m breiten Hafens liegt das Terrain unter einer mit Steinen bedeckten Böschung. An der Ostseite des Hafens befinden sich verschiedene Einrichtungen zum Einnehmen von Kohlen. Zwischen dem Kohlenhafen und den Fabrikgebäuden sollten ursprünglich zwei feste Docks angelegt werden, die man jedoch jetzt durch ein treibendes Dock zu ersetzen beabsichtigt.

Mit Batavia ist der Hafen durch einen Schifffahrtskanal und eine Eisenbahn verbunden. Ersterer hat eine Bodenbreite von 15 m und eine Tiefe von 2,50 m; er mündet in die Kali Besar, an der entlang die dem Staate und Privatpersonen gehörigen Magazine liegen; längs beider Ufer des Kanals führt ein Weg resp. ein Leinpfad. Die Eisenbahnverbindung ist 9 km lang; sie wird vom Staate betrieben, ist für zwei Geleise angelegt und besitzt zu Priok alle nöthigen Einrichtungen. Daselbst befindet sich auch ein Post- und Telegraphenbureau, ganz in der Nähe der Station, welches von morgens sieben bis abends fünf Uhr geöffnet ist. Die bis jetzt am Hafen gebauten vier Lagerschuppen besitzen eine Oberfläche von 6693 qm, die beiden zweistöckigen Entrepots (deren Zahl auf sieben gebracht werden soll) eine solche von 2634 qm. Die verschiedenen Einrichtungen zu Priok sind telephonisch unter einander und mit Batavia verbunden. Das Hafenterrain wird nachts durch 29 Bogenlampen (Lichtstärke 1400 Normalkerzen) erleuchtet; gegen Brandgefahr dient außer verschiedenen Handbrandspritzen eine Dampfbrandspritze, welche per Minute 4000 Liter Wasser verbrauchen kann. Am Hafenbureau befindet sich ein Depot von Seekarten ꝛc. und auf dem östlichen Hafendamm ein Zeitsignal.

Die Schiffe empfangen den nöthigen Ballast zu Priok oder lassen ihn von Batavia kommen; letzterer kostet pro Kojang (1667,5 kg) 2,50 fl., wozu noch 0,45 bis 0,50 fl. für das Ueberladen kommen; der zu Priok gegrabene Ballast kostet franko an Bord nur 2,50 fl. pro Kojang, ist jedoch, da er frisch gegraben wird, nicht so zu empfehlen.

Das Trinkwasser wird von drei artesischen Brunnen geliefert, mit denen die nöthigen Leitungen in Verbindung gebracht sind.

Vorläufig werden von den Schiffen, welche von diesem Hafen Gebrauch machen, dieselben Hafen- und Ankergelder wie zu Batavia erhoben, d. h. pro cbm 16 Cts; Kai-, Lootsen- und Lichtgelder werden nicht bezahlt. Das Löschen und Laden geschieht durch Vermittlung von Privatpersonen. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Herr Fedorof, Mitglied der vom russischen Bergwerksressort abgeordneten Kommission zur geologischen Untersuchung des Ural, hielt kürzlich in der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg Vortrag über die Resultate seiner durch fünf Sommer hinter einander betriebenen Arbeit. Schauplatz derselben war der nördliche Ural mit den nächstgelegenen Gegenden, — dem Becken der Petschora, der obere Kama, der Koswa und der Loswa. Alle diese Striche entbehren ebensowohl der ansässigen Bevölkerung wie der irgendwie gangbaren Wege. Beides erschwerte die Forschung. Man konnte nur ab und zu, wenn man auf eine Jurte der Wogulen oder Syrjänen stieß, Fische oder Renthierfleisch kaufen. Die Benutzung der Wasserwege hatte mit verborgenen Klippen und Steinen oder mit unmöglichen Fahrzeugen zu kämpfen. Trotzdem brachte die Expedition ein reiches Material geologischer und anderer Art ein. Der Vortragende berührte auch die für den nördlichen Ural so wichtige Frage der Wälder. Es giebt deren von ungeheurer Ausdehnung, mit Stellen, die vielleicht noch nie der Fuß eines Menschen betrat, aber daneben liegen Striche, in denen die Verwüstung des Waldes weit vorgeschritten ist. Besonders sind große, zuweilen durch Blitzschlag, meistens aber durch die Fahrlässigkeit der Eingeborenen — der Wogulen — entstandene Waldbrände eine wahre Plage des Ural zu nennen. Noch im letzten Frühling (1888) wütheten solche in so ausgedehntem Maße, daß sich die Expedition eines Tages vom Feuer ganz umringt sah und mit Mühe dem Tode entrann. Wie die Eingeborenen übrigens den Wald nicht schonen, so auch nicht die Thiere desselben, unter denen auf der europäischen Seite des Urals stark aufgeräumt ist; den asiatischen Wald erschreckt das Knallen des finnischen Jagdgewehres noch seltener. Indessen Aufkäufer aller Art, die namentlich in dem Städtchen Tscheidyn zu Hause sind, wissen dem Wogulen die Ausbeute des Waldes und der Jagd abzunehmen, und da ferner eine arge Sittenlosigkeit mit allen ihren verderblichen Folgen unter jener Waldbevölkerung eingerissen ist, so kann es nicht Wunder nehmen, daß dieselbe mehr und mehr, wie Herr Fedorof behauptet, dahinschwindet (Vgl. Bd. 54, S. 332).

— Gleichzeitig mit der Frage des Flugsandes (Vergl. Bd. 54, S. 333) hatte die russische geographische Gesellschaft das Studium einer nicht minder wichtigen anderen Frage in Angriff genommen: die Frage von der Zerstörung der Meeresküsten, sei es durch Auswaschung, sei es durch Bodensenkungen, die wiederum, wie jene, vorzugsweise für die südlichen Gouvernements, und auch für die Gegend von Odessa, praktische Bedeutung hat. Die zu dem Zweck gebildete Kommission, zu deren Mitgliedern Stebnitzki, Muschketof, v. Kaulbars, Gerssewanof, Michailof, Boguslawski u. A. gehören, hat nun eine ausführliche Instruktion für die bezüglichen Untersuchungen und Beobachtungen entworfen. Es werden darin die verschiedenen Typen der Küstenbildung (nach v. Richthofen) behandelt, der Einfluß des Wellenschlages, die Wirkung unterirdischer Gewässer und mündender Flüsse und Bäche ꝛc. Auch das Studium etwaiger historischer Angaben, bezw. älterer Karten, wird empfohlen, um den Charakter der Festigkeit oder Nachgiebigkeit einer Küste zu klären.

Asien.

— Professor Schweinfurth ist im November vorigen Jahres nach Aden abgereist. Von dort beabsichtigt er sich nach Hodeida am Rothen Meere zu begeben, um zunächst das Menakha-Gebirge zu erforschen, das an der Straße nach Sana liegt; letztere Stadt will er dann ebenfalls besuchen.

— Oberst Pjewzoff, der die Rolle Prshewalski's aufnehmen und im Interesse der russischen Wissenschaft sowie der russischen Kulturpolitik Tibet erforschen will, hat bereits zwei größere Reisen in dem chinesischen Asien unternommen. Im Jahre 1876 führte er eine Karawane von Saisan über Bulun-tochoi nach Gu-tschen, und er bewirkte dabei eine genaue Aufnahme der von Europäern vorher unbetretenen Route sowie auch der Umgebungen von Bulun-tochoi und Gu-tschen, und nahm zugleich auch eine größere Anzahl Höhenmessungen am Thian-schan vor. Außerdem brachte er auch eine beträchtliche naturwissenschaftliche Sammlung mit aus der westlichen Mongolei zurück. Viel ausgedehnter und ergebnißreicher war aber seine Reise durch die Mongolei in den Jahren 1878 und 1879. In Gesellschaft von zwei Topographen schloß er sich damals in Kobdo einer Handelskarawane an, überstieg mit dieser den südlichen Altai, passirte unter großen Mühsalen und unter heftigen Sand- und Schneestürmen die Wüste Gobi und erreichte endlich den bekannten Platz Kuku-choto, im Nordosten der großen Hoangho-Biegung. Dann verweilte er zwei Monate in Kalgan, und endlich ging er von da über Urga nach Uljassutai und Koschagatsch. Zu einem großen Theile führte ihn auch dabei sein Weg durch eine vollkommene „terra incognita", und die Ausbeute, welche er der geographischen Wissenschaft in der Form von Karten, Höhenmessungen und Sammlungen von Gesteinen, Pflanzen und Thieren heimbrachte, war eine sehr bedeutende. Sein neues großes Unternehmen berechtigt auf diese Weise zu den höchsten Erwartungen.

— Die im „Globus" (Bd. 54, S. 319) schon erwähnte Expedition des Reisenden B. J. Grombtschewski ist nunmehr beendigt und im ganzen trotz vielfacher Hindernisse und Unfälle ergebnißreich verlaufen. Die Absicht, bis zum Korakorum-Passe vorzudringen und dort Anschluß an die englischen Aufnahmen zu gewinnen, hat zwar nicht verwirklicht werden können, indessen sind doch nicht unbeträchtliche, bisher unbekannte Strecken jenes wilden Gebirgslandes, in dem der Himalaya, der Hindukusch und das Pamirplateau zusammenwachsen, kartographisch aufgenommen, kleine Sammlungen angelegt und endlich eine neue Fundstätte des Nephritsteines entdeckt worden.

— Aus Sibirien kommt die Nachricht, daß wieder ein vollständig mit Haut, Haar und Fleisch erhaltener Mammuthkörper entdeckt worden ist, und zwar an einem zum Jenissei-System gehörenden Flusse (Bolachna?). Vom Wasser sind freigespült und demnach sichtbar ein Stoßzahn, ein Theil der Stirn und ein Ohr, das von den Hunden schon stark benagt worden ist.

— Berichte aus China reden von einer großen Hungersnoth, die die Provinzen Tschili, Honan und Schantung im Gefolge der bekannten Hoangho-Ueberschwemmung und der vorjährigen Mißernte bedroht, bezw. bereits begonnen hat. Die Regenzeit blieb im vergangenen Jahre länger als gewöhnlich aus, so daß die Saaten vielfach verdorrten, und als sie dann hereinbrach, waren die Güsse so furchtbare und anhaltende, daß auch noch der größte Theil von dem, was

die Dürre überdauert hatte, vernichtet wurde. In den überschwemmt gewesenen Gebieten machte die Sandüberdeckung des Bodens die Trockenheit doppelt verhängnißvoll. In vielen Distrikten soll die Ernte nur $^1/_{10}$ der Durchschnittsernte betragen. Man fürchtet um so mehr, daß die Noth unerhörte Dimensionen annehmen werde, als die Mantschurei infolge der daselbst stattgehabten großen Ueberschwemmungen nicht im Stande sein wird, Getreide zuzuführen. Die große Hungersnoth von Schensi (1879) raffte bekanntlich sechs Millionen Menschen dahin. Zum Theil erstreckt sich das diesjährige Hungergebiet bis in das Jangtsekiang-Gebiet hinein.

Afrika.

— Vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erstattete Dr. Hans Meyer am 5. Januar d. J. einen Bericht über seine Reise durch das Gebirgsland von Usambara und seine Abenteuer unter den Aufständischen von Deutsch-Ostafrika. Unbekümmert um die großen Gefahren und Verluste, die er überstanden hat, gedenkt der unerschrockene Reisende im kommenden Jahre seine Forschungen wieder aufzunehmen, gleichviel ob der Araber-Aufstand alsdann beigelegt sein wird oder nicht. Statt den Victoria-Nyanza und Mwutan Nzige zum Ziele zu nehmen, will er sich aber bei seinem neuen Projekte auf den Kilimandscharo und Kimawenzi beschränken, und nebenbei eventuell nur noch den Kenia besuchen. Wir gedenken auf seinen Vortrag zurückzukommen.

— Der Handel von Tripolis beziffert sich nach dem letzten amerikanischen Konsularberichte auf etwa 16 Millionen Mark, wovon annähernd die eine Hälfte auf den Import und die andere Hälfte auf den Export kommt. Zu dem Exportwerthe stellen die Straußenfedern und das Halfagras ungefähr 60 Prozent; sonst kommen namentlich noch Elfenbein und Schwämme in Betracht. An dem Import von europäischen Industrie-Erzeugnissen ist England mit 55 Prozent, die Türkei mit 13 Prozent, Tunesien mit 9 Prozent, Deutschland mit 7 Prozent, Frankreich und Oesterreich-Ungarn je mit 6 Prozent und Italien mit 5 Prozent betheiligt. Die Schiffe, welche den Handel von Tripolis vermitteln, sind aber in erster Linie französische, in zweiter italienische und erst in dritter britische.

Nordamerika.

— Die letzte Indianerzählung, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vorgenommen worden ist, hat für das Jahr 1887 bis 1888 die Zahl von 246 095 ergeben, was gegen das Jahr 1878 bis 1879 eine Verminderung um 6802 Köpfe bedeutet.

Australien und Polynesien.

— Die von Kapitän Strachan aufgestellte und von Dr. A. B. Meyer bestrittene Behauptung, als ob zwischen dem McClure-Golf und der Geelvink-Bai in Holländisch-Neuguinea eine Wasserstraße bestehe und das westliche Holländisch-Neuguinea also eine Insel für sich bilde, scheint durch die neuerlichen Untersuchungen des Lieutenant Ellis ihre Lösung gefunden zu haben, und zwar in der Weise, daß der genannte deutsche Neuguinea-Reisende Recht behält. Weder gelang es dem Lieutenant Ellis, die gesuchte Wasserstraße aufzufinden, noch wußten die Eingeborenen etwas davon zu berichten.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Prinz Albert von Monaco hat in seiner „Hirondelle" eine neue Fahrt nach den Azoren unternommen, um die biologischen Verhältnisse der dortigen See, sowie auch der Binnengewässer zu erforschen. Mit Netzen und Instrumenten war die Expedition auf das vollkommenste ausgerüstet, und die gewonnenen Resultate sollen sehr gute sein. Von den 14 untersuchten kleinen Binnenseen waren 13 bisher naturwissenschaftlich von niemand untersucht worden.

Bücherschau.

— William Marshall, Die Tiefsee und ihr Leben. Leipzig 1888. Ferdinand Hirt u. Sohn. — Kein Zweig der Erdkunde hat in den zuletzt vergangenen beiden Dezennien so gewaltige Fortschritte gemacht, wie die Thalassologie. Was die Gelehrten des „Challenger", der „Tuscarora", der „Gazelle", des „Blake", des „Voeringen", des „Travailleur", des „Talisman" ꝛc. mit dem Tiefenloth und Grundnetz an überraschenden Dingen aus der Tiefe zu Tage förderten und wissenschaftlich untersuchten, blieb aber bislang zu einem großen Theile dem Laien unbekannt. Da ist es ein großes Verdienst, wenn ein hervorragender Fachmann, wie W. Marshall, die Feder ergreift und die Ergebnisse der neueren Tiefseeforschung in einem gemeinfaßlichen Werke zur Darstellung bringt. In der Kunst populärwissenschaftlicher Schreibweise bewährt sich Professor Marshall als ein Meister, und da sein Buch zugleich auch aufs beste mit veranschaulichenden Illustrationen ausgestattet ist, so kann es nicht verfehlen, sich zahlreiche Freunde zu erwerben. Der kürzere erste Theil des Buches handelt von der physikalischen Beschaffenheit der Tiefsee (der Bathy-Ozeanographie) und von den Apparaten und Methoden zu ihrer Untersuchung, während der längere zweite Theil sich mit dem Thierleben der Tiefsee (der Bathy-Zoologie), die das spezielle Forschungsgebiet des Verfassers bildet, beschäftigt.

— Rudolf Kleinpaul, Sprache ohne Worte. Leipzig 1888. Wilh. Fredrich. — Geistreich wie sein Titel ist auch das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Wenn man gefragt wird, welchem Fache es seinem Inhalte nach zuzuweisen sei, so kann man allerdings mit der Antwort in Verlegenheit kommen. Uns genügt es, daß auch sein völkerkundlicher Inhalt ein sehr mannigfaltiger und reicher ist, und daß es dazu anregen kann, manchem ethnologischen Probleme weiter nachzugehen. In vielen Stücken berührt sich das Werk mit Darwin's berühmtem Buche über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen, es ist aber viel universaler als dieses. Die Belesenheit des Verfassers ist eine ganz erstaunliche. Bei dem Ethnologen vom Fache dürften einzelne Aufstellungen und Gedankenverknüpfungen vielleicht auf Widerspruch stoßen, bei dem Nicht-Ethnologen vielleicht nicht minder gewisse allzu ungenirte Wendungen.

— E. Budde, Erfahrungen eines Hadschi. Leipzig 1888. F. W. Grunow. — Dieses kleine Buch schildert in interessanter Darstellung eine $1^1/_2$monatliche Fahrt nach den heiligen Stätten Palästinas. Verfasser hat dieselben freilich nicht in ihrem Feierkleide, sondern in einem fragwürdigen Alltagskleide geschaut, das ist aber manchem anderen modernen Jerusalempilger bekanntlich auch nicht anders gegangen. Die Lektüre des Buches ist zu empfehlen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die bevorstehende Vermehrung der Sterne im Banner der Nordamerikanischen Union.

Von Dr. H. Töppen.

Zur Durchführung der Staatsidee gehört vor allen Dingen eine ansässige Bevölkerung, und eine feste Grundlage wird der Staat nur dann haben, wenn ein großer Theil derselben sich mit dem Ackerbau — der wesentlichen Quelle alles Reichthums und Besitzes — beschäftigt. Wer, von diesem Grundsatze ausgehend, eine gute Karte des westlichen Theiles der Vereinigten Staaten zur Hand nimmt — sagen wir Blatt 79 der letzten Ausgabe von Stieler's Handatlas — und es versucht, aus dem Studium der Bodengestalt und Bewässerung sich zu erklären, warum einige Theile jenes ungeheuren Gebietes, welches die Prärien und das Hochland zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada einnehmen, schon als Staaten in die Nordamerikanische Union aufgenommen worden sind, andere dagegen noch in dem Zustande der „Territorien" verharren, wird sich gewiß verwundern, Nevada in der Reihe der Staaten zu finden, denn das große Wüstengebiet im Süden und die zahlreichen im Sande verlaufenden oder flache salzige Becken bildenden Flüsse lassen auf einen Blick erkennen, daß eine trostlose Oede dort herrschen muß. In der That ist Nevada wahrscheinlich das für dauernde Besiedelung am wenigsten geeignete, von politischen Grenzen umschlossene Stück in der ganzen Union, ein Wüsten- und Steppengebiet, von zahlreichen, einander in nordsüdlicher Richtung parallel laufenden Gebirgszügen durchsetzt. Das Klima ist durch die schroffsten Gegensätze ausgezeichnet und außerordentlich trocken; der geringe Regenfall tritt zum größten Theile nach der Vegetationsperiode ein; der Waldbestand war von jeher gering und ist in den letzten Jahrzehnten durch den großen Bedarf der Bergwerke so stark angegriffen worden, daß er jetzt nicht mehr als zwei Prozent betragen mag; dabei beschränkt er sich auf die Höhen der Gebirge und auf sehr gelichtete Streifen an Flüssen und Bächen. Ein großer Theil des Bodens ist derartig mit Alkalien geschwängert, daß er den Ackerbau vollkommen verbietet, und wo anbaufähiger Boden sich findet, bedarf er der künstlichen Bewässerung. Keine 100 000 Acres — also weniger als der siebenhundertste Theil der Oberfläche des Staates — sind gegenwärtig unter Kultur.

Ein so erbärmliches Gebiet konnte nur durch die allmächtige Herrschaft einer politischen Partei zum Range eines Staates erhoben werden. Die Umwandlung eines Territoriums in einen Staat hängt ja nach der Verfassung der Vereinigten Staaten nicht von einer bestimmten Größe oder Bevölkerungszahl, oder von einem bestimmten Werthe des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums ab, sondern von einem Beschlusse des Kongresses, der allerdings auf die Bevölkerungszahl in gewisser Weise Rücksicht zu nehmen hat. Zur Organisation als Territorium wird eine Bevölkerung von 5000 Köpfen vorausgesetzt, und zur Aufnahme als Staat in der Regel eine solche, die der eines Kongreß-Wahlbezirkes ungefähr gleichkommt.

Mit Nevada verhielt es sich nun so: Im Jahre 1864, als die (demokratischen) Südstaaten im Kongresse nicht vertreten waren, hatten die Republikaner in demselben eine erdrückende Uebermacht; um aber die für einige ihrer beabsichtigten Maßregeln nothwendige Zweidrittel-Majorität im Senate zu erhalten, brachten sie es fertig, aus Nevada einen

Staat zu schaffen. Nach der allgemeinen Volkszählung von 1860 hatte Nevada nur 6857 Bewohner; da aber seitdem die reichen Silberadern entdeckt und zahlreiche Bergleute in das Territorium geströmt waren, machten die Befürworter der Aufnahme den Kongreß glauben, daß Nevada bis zu seiner Aufnahme ohne Zweifel eine Bevölkerung erreicht haben werde, die der eines Kongreß-Wahlbezirkes entsprechen werde. Das mag auch der Fall gewesen sein, denn bei der Präsidentenwahl des Jahres 1864 gab Nevada 16 420 Stimmen ab. Die bedeutenden Kosten der eigenen Regierung hätte Nevada nicht tragen können, wenn nicht die reichen Minenbesitzer dieselben auf ihre Schultern genommen hätten, wofür sie natürlich die Stellen in den beiden gesetzgebenden Körpern der Bundesregierung sich und ihren Werkzeugen vorbehielten.

Die Entwickelung Nevadas ist nun durchaus nicht so vor sich gegangen, wie man es von einem Staate seiner Größe nach Maßgabe anderer Staaten der Union hätte erwarten können; denn seine Natur verbietet es eben. Im Jahre 1868 wurden in Nevada bei der Präsidentenwahl 11 698 Stimmen abgegeben, 1872 14 649, 1876 19 691, und seitdem hat ein stetiger Rückgang der Stimmenzahl stattgefunden: 1880 18 343, 1884 12 771, 1888 12 278. Nach der allgemeinen Volkszählung von 1870 hatte der Staat 42 491 Bewohner, also wahrscheinlich nicht viel mehr als im Jahre 1864; die Staatszählung von 1875 ergab 52 236 Bewohner, die allgemeine Zählung von 1880 62 266; doch hatte erwiesenermaßen in den letzten Jahren vor der Zählung bereits eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden. Und diese Abnahme hat wahrscheinlich seitdem fortgedauert, denn die Bergwerke des Staates nahen sich ihrer Erschöpfung, und neue Erwerbsquellen haben sich nicht erschlossen. Wenn man nach dem Verhältnisse der Stimmenzahl bei den Präsidentenwahlen schließen darf, so hat Nevada jetzt nur etwa 40 000 Bewohner. Dazu kommt noch, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung durchaus keine solche ist, wie sie ein Staat, der einer gedeihlichen Entwickelung auf Grundlage des Ackerbaues entgegengeht, haben soll und zu haben pflegt. Nahezu ein Drittel der Bevölkerung besteht, wie aus den angegebenen Zahlen ersichtlich ist, aus stimmfähigen Männern, ein Verhältniß, das in den übrigen Staaten nirgends erreicht wird. Verhältnißmäßig nur wenige von den Bergleuten und Hirten, welche die Bevölkerung des Staates in der Hauptmasse bilden, haben Familien. Auch die Census-Angaben beweisen dies, denn im Jahre 1880 wurden 42 019 männliche und nur 20 247 weibliche Bewohner gezählt. Auch die Census-Angaben über die Herkunft der Bewohner bestätigen in einem gewissen Grade die geringe Seßhaftigkeit der Bevölkerung. Von den im Jahre 1870 gezählten 42 491 Bewohnern waren nur 5 Prozent im Staate, 44 Prozent aber außerhalb der Union geboren. Von den 62 266 Bewohnern der Zählung von 1880 waren 25 563 Fremde, darunter 5416 Chinesen.

Wenn, wie es den Anschein hat, Nevada in seiner Entwickelung weiter zurückgeht oder stationär bleibt, und wenn seine Bergwerke in der That der Erschöpfung zueilen — die Aktionäre werden zwar immer noch auf die Erschließung neuer Silberadern vertröstet —, so wird es auf die Dauer seinen Rang als Staat vielleicht nicht behaupten, und die Kosten der Selbstregierung nicht tragen können. Möglich, daß es dann selbst beantragt, wieder in den Zustand eines Territoriums zurückversetzt zu werden. Die republikanische Partei wird sich freilich stark dagegen sträuben, denn es ist ihr ohne Zweifel ungemein angenehm, für eine Hand voll Bewohner, die weiter im Osten kaum eine mäßige Mittelstadt bevölkern könnten, zwei Vertreter im Bundessenate zu haben, d. h ebenso viele, wie für die Millionen, die New York oder Pennsylvanien bevölkern. Angenommen, daß Nevada bei seiner Aufnahme als Staat eine Bevölkerung hatte, die der eines damaligen Kongreß-Wahlbezirkes entsprach, so müßte es, wenn es sich so schnell entwickelt hätte, wie die Union als Ganzes genommen, jetzt über 150 000 Bewohner zählen; denn so viele entfallen jetzt auf einen Bezirk, wenn man auch nur die Bevölkerung von 1880 der Berechnung zu Grunde legt.

Ist somit Nevada als ein verunglücktes Glied im Staatenbunde der Union zu bezeichnen, so ist dagegen jetzt gegründete Aussicht vorhanden, würdigere Glieder eingereiht zu sehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß alle noch bestehenden Territorien, zu Staaten gemacht, die Reihen der Republikaner in der Bundesgesetzgebung kräftigen würden; daher haben sich bisher die Demokraten, welche im Abgeordnetenhause die Mehrheit hatten, allen Schritten zur Vermehrung der Staaten widersetzt. Der für die Republikaner sehr günstige Ausfall der Herbstwahl des Jahres 1888 (der Präsidenten- und Abgeordnetenwahl) hat aber die Sachlage verändert, und es ist kaum zu bezweifeln, daß sie so bald als thunlich von ihrer Macht Gebrauch machen werden. Mehrfach sind bereits Stimmen laut geworden, welche vorschlagen, alle noch vorhandenen Territorien mit einem Schlage in Staaten umzuwandeln; in erster Reihe aber werden die Territorien Washington, New Mexiko, Arizona und Dakota genannt.

Für letzteres ist die Frage geradezu eine brennende zu nennen. Streng genommen sollte Dakota längst unter die Staaten aufgenommen sein, denn sowohl an Bevölkerungszahl wie an wirthschaftlicher Entwickelung ist es vielen der anderen Staaten bereits um ein tüchtiges Stück vorausgeeilt. Bei der letzten allgemeinen Volkszählung (1880) zählte es zwar erst 135 177 Bewohner, aber gerade seitdem ist seine Besiedelung mit Riesenschritten vor sich gegangen, so daß es jetzt, wie allgemein zugestanden wird, wohl 600 000 Bewohner haben mag. Bei der Zählung des Jahres 1880 gab es neun Staaten, die eine so hohe Bewohnerzahl nicht erreichten. Die natürlichen Hilfsquellen Dakotas sind unbestritten großartig. Sein fruchtbarer Ackerboden bringt den besten Weizen des Landes hervor und macht es zu einem der ersten Weizenländer der Erde; Wasser kann, wo es von Natur an der Oberfläche fehlt, allenthalben durch artesische Brunnen beschafft werden; an nutzbaren Mineralien, insbesondere an der in einem kalten und holzarmen Lande doppelt wichtigen Steinkohle, fehlt es nicht; der Viehstand ist schon jetzt größer, als derjenige der meisten Staaten südlich vom Ohio. Die Weizenernte des Jahres 1887 betrug 52 Millionen Bushels und war demnach größer, als die irgend eines Staates der Union; an Menge des geernteten Mais übertrifft Dakota zwei Drittel der Staaten. Sieben der fruchtbarsten Counties von Dakota, in den Niederungen des Red River gelegen, ernteten im Jahre 1887 23 Millionen Bushels Weizen und 11 Millionen Bushels Hafer. Diesen glänzenden Resultaten des Ackerbaues und der Viehzucht entspricht auch die sonstige Entwickelung des Territoriums. Es giebt 25 Staaten in der Union, welche weniger Banken haben, als Dakota; Schulen weist es mehr auf als jeder südlich vom Ohio gelegene Staat, ja selbst mehr, als das reiche und stark bevölkerte Kalifornien. Die Zahl derselben beträgt 4000. Zeitungen erscheinen in Dakota mit seinen 600 000 Einwohnern 132 mehr als in Kentucky mit 1 700 000 Bewohnern und mehr als in 14 von den Staaten überhaupt. Es sind über 1200 Kirchen vorhanden und 1300 Postämter, deren Einnahmen aber größer sind, als die der 1800 Postämter von Kentucky. Dabei sind die Rechtszustände für ein so junges

Gemeinwesen musterhaft, denn es kommt jährlich nur ein Verbrechen auf 2253 Bewohner gegen 326 in Kalifornien und 323 in Nevada.

Einen neuen großartigen Aufschwung verspricht man sich für Dakota von der Eröffnung der Sioux-Reservation für die Ansiedlung Weißer. Bisher sind zwar alle Verhandlungen mit den Indianern an dem Eigensinn und den hohen Forderungen derselben gescheitert, aber bei dem starken Andrange der Weißen, welcher zu Zeiten nur durch Aufgebot von Militär zurückgehalten wird, kann die Eröffnung der Reservation nur eine Frage der Zeit sein.

Bei der Frage der Besiedelung Dakotas fällt seine Waldarmuth und sein rauhes Klima schwer ins Gewicht. Aber die langen und eisigen Winter mit ihren schrecklichen „Blizzards“ und die kurzen heißen Sommer haben der schnellen Besetzung des Landes mit Ackerbauern bis jetzt ebensowenig ein Hinderniß entgegengesetzt, wie der Mangel an Holzbeständen. Und bei der Frage der Aufnahme Dakotas in die Reihe der Staaten können beide Umstände nicht in Frage kommen. Wenn die wackeren germanischen Pioniere mit dem Klima und der Natur des Landes zufrieden sind, so ist es gut.

Dakota ist ein Gebiet von ungeheurer Größe, denn sein Flächenraum beträgt 150 932 englische Quadratmeilen, es ist also $^3/_4$ so groß als Frankreich, und man könnte daraus 115 Staaten von der Größe von Rhode Island, drei Staaten von der Größe von Alabama bilden, es ist so groß wie Illinois, Iowa und Ohio zusammen. Von den Staaten der Union übertreffen nur Texas mit 274 356 engl. Quadratmeilen, Kalifornien mit 188 981 Quadratmeilen es an Größe. Daher wird schon längst die Frage erörtert, es nicht als einen, sondern als zwei Staaten — Nord- und Süd-Dakota — in die Reihe der Staaten aufzunehmen. Das würde durchaus angemessen sein und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch geschehen.

Die politischen Verhältnisse machen es nicht wünschenswerth, daß im Westen noch weitere so große Staaten geschaffen werden. Als z. B. Texas zum Staate gemacht wurde, blieb es vorbehalten, dasselbe später, wenn die Bevölkerung es wünsche, in fünf Staaten zu zerlegen, wozu freilich bis jetzt wenig Neigung besteht. Werden auch ferner so riesige Staaten im Westen gebildet, so wird eine Aenderung der Verfassung der Ur-Staaten mit der Zeit nicht zu vermeiden sein; denn die vielen Millionen, für welche solche Flächen Raum bieten, werden schwerlich auf die Dauer damit zufrieden sein, gleich den Duodezstaaten des Nordostens durch nur zwei Stimmen im Bundessenate vertreten zu sein. Von den beiden Hälften, in welche Dakota zerlegt werden würde, hat die nördliche jetzt etwa 250 000, die südliche etwa 350 000 Bewohner. Selbst die schwächer bevölkerte Hälfte hätte dann immer noch eine größere Bewohnerzahl, als irgend ein anderer Staat zur Zeit seiner Aufnahme in die Union.

Nächst Dakota kommt das Territorium Washington in Frage. Dasselbe hatte im Jahre 1870 erst 29 935, 1875 etwa 50 000, 1880 75 116 Einwohner. Seitdem hat sich der Verkehr mit dem Osten durch Vollendung der nördlichen Pacificbahn sehr gehoben, Schiffahrt und Fischfang auf dem Stillen Meere haben gewaltig zugenommen, Ackerbau, Viehzucht und Holzindustrie haben sich so entwickelt, daß von der nächsten Zählung der Beweis einer außerordentlichen Zunahme an Bevölkerung zu erwarten ist. Der westliche Theil von Washington bildet mit seinem milden Klima, seiner reichen Küstenentwickelung und seinen Waldschätzen ein Gebiet, das zu einer selbständigen Entwickelung in hohem Grade geeignet ist, und selbst der östliche Theil von Washington — das Hochland — ist an Kulturfähigkeit den südöstlicher gelegenen Theilen des Hochlandes, insbesondere den Wüsten und Steppen von Idaho und Nevada, infolge seiner besseren Bewässerung weit überlegen. Es ist daher anzunehmen, daß auch Washington in kürzester Frist — wahrscheinlich gleich Dakota noch im Laufe des Jahres 1889 — in die Reihe der Staaten einrücken wird.

Für die Aufnahme von New Mexico (1880 119 565 Einwohner) und Arizona (1880 40,440 Einwohner) wird zwar sehr lebhaft agitirt, doch würde sich deren (immerhin nicht ganz unwahrscheinliche) Aufnahme unter die Staaten noch durchaus als eine reine politische Parteimaßregel kennzeichnen, wenn auch nicht in so schroffer Weise, wie seiner Zeit die Aufnahme von Nevada. Zwar sind in beiden Territorien große Strecken bei Anwendung künstlicher Bewässerung für den Ackerbau zu gewinnen, und die Besiedelung derselben unter dieser Voraussetzung macht erfreuliche Fortschritte, bis jetzt aber besteht noch der überwiegende Theil der Bevölkerung aus Hirten und Bergleuten, und die Zustände sind im allgemeinen der Art, daß es besser wäre, noch ein oder ein paar Jahrzehnte ins Land gehen zu lassen, ehe man diese Gebiete der Selbstverwaltung überläßt und ihnen einen Einfluß auf die Bundesverwaltung zugesteht. Von einigen Seiten wird befürwortet, die beiden Territorien als einen Staat aufzunehmen, was aber schwerlich Anklang finden wird.

An die Aufnahme der Territorien Wyoming (1880 20 789 Bewohner) und Idaho (1880 32,610 Bewohner) wird vorläufig wohl nur von denjenigen im Ernste gedacht, welche die gleichzeitige Aufnahme aller Territorien befürworten. Bei der gegenwärtigen politischen Lage haben diese freilich die beste Aussicht auf Verwirklichung ihrer Ideen. Der größere Theil der beiden Territorien ist in seiner Naturbeschaffenheit zu sehr mit Nevada zu vergleichen, und ihre Besiedelung macht nur langsame Fortschritte. Montana (1880 39 159 Bewohner) wird sich den Anspruch auf Staatenrecht erwerben und wäre wahrscheinlich nach seiner Bevölkerungszahl schon jetzt dazu berechtigt, aber das seßhafte, ackerbauende Element ist dort gegenüber dem „Cowboy“ und Bergmann noch gar zu schwach vertreten.

Ziemlich starken Anspruch, aber zur Zeit nur recht geringe Aussicht auf den Rang eines Staates hat Utah. Die fleißigen Mormonen haben einen Theil dieses unwirthlichen Landes in einen blühenden Garten verwandelt, und schon bei der Zählung von 1880 hatte das Gebiet 143 963 Bewohner. Aber die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten verurtheilt die Anschauungen der Mormonen, ihre Kirche ist Gegenstand der Bekämpfung, und die Bundesregierung hat vor nicht allzu langer Zeit strenge Gesetze gegen die Mißbräuche derselben erlassen. Nichts wäre den Mormonen erwünschter, als wenn Utah zum Staate gemacht würde, denn dann könnten sie in ihrem Gebiet schalten und walten, wie es ihnen gefiele. Der Gefallen wird ihnen aber sicher nicht so bald gethan werden.

Eine Zeit lang hieß es, die Mormonen wären im Begriffe, in Masse nach Nevada auszuwandern, wo sie leicht dahin gelangen könnten, die Mehrheit der Bevölkerung zu bilden, und somit die Gesetzgebung allmählich in ihre Hand zu bekommen, doch verlautet in letzter Zeit nichts mehr von diesem Plane oder dem Beginne seiner Verwirklichung.

Der Vollständigkeit halber sei noch das Indianergebiet erwähnt, dessen Existenz als solches durch die nimmer ruhende Agitation in den Nachbarstaaten arg bedroht ist. Namentlich die Bewohner von Kansas und West-Missouri werfen begehrliche Blicke auf die fruchtbaren Indianerthäler, und die Bestrebungen der ansiedelungslustigen Farmer werden von der Handelswelt kräftig unter-

stützt. Bisher sind nun die Bemühungen, die Indianer zum Aufgeben ihrer Rechte zu veranlassen, ihnen Privatbesitz zuzuweisen und sie im übrigen mit Geld zu entschädigen, fruchtlos gewesen. Ganz wie bei der Sioux-Reservation in Dakota ist es aber auch hier fraglich, ob es möglich sein wird, den Indianerstämmen auf die Dauer die Verträge, welche „ewigen" Bestand der jetzigen Verhältnisse zusichern, zu halten.

An das Indianerterritorium schließt sich im Nordwesten ein schmaler, rechteckiger Streifen Landes, der nach New Mexico hinüberführt, und im Süden von Texas, im Norden von Kansas und Colorado begrenzt wird. Auf den Karten des Stieler'schen Atlas ist er als „Public land" bezeichnet, während er an Ort und Stelle und in den Vereinigten Staaten überhaupt „No man's land" genannt wird. Einige behaupten — wahrscheinlich irrthümlich — dieser Streifen sei z. B. dazu bestimmt gewesen, den Indianern Zugang zu den Gegenden zu verschaffen, welche die Büffel aufsuchten; nach anderen wurde er bei der Begrenzung von Texas nicht eingeschlossen und blieb bei der Begrenzung von Kansas und Colorado unbeachtetet. Sicher ist, daß er jetzt zu keinem Staate und zu keinem Territorium gehört, daß zahlreiche Ackerbauer und Viehzüchter aus den Nachbarstaaten sich dort — als „squatters" — niedergelassen haben, daß er aber gleichzeitig den Zufluchtsort alles Gesindels bildet, das der Justiz in den Nachbarstaaten zu entgehen wünscht. Es herrschen dort augenblicklich trostlose Zustände, in welche die besseren Elemente der Bevölkerung durch kräftige Selbsthilfe Ordnung zu bringen versuchen. Vor kurzem haben die Bewohner von „No man's land" Abgesandte nach Washington geschickt und um Einrichtung ihres Gebiets als Territorium nachgesucht; jedoch haben sie damit keinen Erfolg gehabt, und jenes Rechteck wartet noch seines Schicksals.

Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland.

Von Alfred Christoph.

(Mit fünf Abbildungen.)

1. Die Stadt Astrachan.

An dem unteren Laufe des breiten, trüben Wolgastromes, in dem sogenannten Wolga-Delta, etwa 12 Meilen von der Mündung des Stromes ins Kaspische Meer, lagert als Inselstadt der größte südöstlichste Handelsplatz des ausgedehnten russischen Kaiserreichs — das vielzungige, nationenbunte Astrachan. Mit der einen Hand Persiens und Armeniens Industrie und Bodenprodukte auf emsigen Dampfern herbeiholend, theilt sie dieselbe mit der anderen — unter Zugabe des eigenen Ueberflusses, namentlich an Salz und Fischen aller Art, sowie an Leder und Petroleum — dem großen Vaterlande mit. In den acht bis neun Monaten der Navigation stellt sich zu diesem Zwecke die Wolga bereitwilligst zu Diensten, während, wenn winterliche Fröste sie auf drei bis vier Monate dieser Dienstleistung entheben, Kameel- und Ochsenkarawanen, oft in langen Zügen von 30 bis 50 Gespannen, Kommunikation und Handel vermitteln. Und auf all das ganze geschäftige Treiben blickt freundlich ein ewig blauer Himmel herab.

Astrachan zählt nicht etwa, wie Nowgorod und Moskau, zu den Stammstädten seines Landes. Erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, also seit der Zeit Iwan's des Grausamen, ist es demselben einverleibt worden. Gegründet um die Mitte des 14. Jahrhunderts an Stelle der tatarischen Niederlassung Bodschi Tarchán war es 200 Jahre lang ein „Chanat" gewesen und hatte der „Goldenen Horde" der Tataren angehört. Jetzt zerfällt das Gouvernement Astrachan in fünf Kreise mit einem Gesammtflächenraum von 221 000 qkm und 555 000 Bewohnern, während die Stadt Astrachan eine Einwohnerzahl von 72 000 aufweist, deren Hauptkontingent — außer den echten Russen, den wenigen Polen und etwa 700 Deutschen — aus Kalmücken, Persern und namentlich Armeniern und Tataren besteht, welche, obgleich verschiedenen Glaubens und verschiedener Nationalität, dennoch friedlich bei einander wohnen.

Von allen diesen Völkerschaften bilden vornehmlich die Tataren die arbeitende und dienende Klasse.

In der Stadt Astrachan erhebt sich, alle übrigen Gebäude und Kirchen überragend, in gravitätischer Ruhe der „Kreml" mit der fünfkuppligen, massiven Uspenski-Kathedrale, im Jahre 1710, zur Regierungszeit des Czaren Peter des Großen erbaut. Was mag dieser Prachtbau wohl für Geld gekostet haben? denkt man unwillkürlich beim Anblick desselben; namentlich, wenn man hinzunimmt, daß die ganze Umgegend keinen Stein zum Bau besaß, und daß das Baumaterial auf 30 Meilen aus den zerstörten tatarischen Niederlassungen an dem Flüßchen Achtuba im nördlichsten Kreise des Gouvernements herbeigeschaft werden mußte. Der Chronist antwortet bescheiden: Baares Geld nur 100 Rubel! Es waren ja damals noch die Zeiten intimster Leibeigenschaft und von irgend welcher Bezahlung von Arbeit keine Rede! Die erwähnten 100 Rubel aber waren ein Geschenk, welches nach Vollendung des Baues dem Baumeister Dorofei Mjakischew großmüthigst verehrt wurde, und worüber jener sich gar sehr gefreut haben soll. Diese Uspenski-Kathedrale nun, umgeben von einem Säulengange, zerfällt in zwei Theile — in ein unteres und ein oberes Heiligthum. Das untere Heiligthum, ungleich einfacher ausgestattet wie das obere, beherbergt in seinen Gewölben die Leiber der Astrachanischen Hierarchen und dient den Winter über zu den gottesdienstlichen Versammlungen. Erst mit Ostern, wenn das heilige Tuch mit der darauf gestickten Grablegung Christi in feierlicher Prozession in das obere Heiligthum getragen wird, nehmen auch dort die Gottesdienste ihren Anfang. Hier wird der Neueintretende überrascht durch den Glanz und den Reichthum, der sich ihm aufthut. Wahrlich imposant ist der Reichthum und die Pracht der an sich nicht gar großen Kirche! Wände wie Fußboden sind mit grauem Marmor getäfelt; zwei mächtige Säulenpaare von 32 Arschin Höhe, aus demselben Stein und in einem Stück, stützen das mit Heiligenbildern bemalte Gewölbe; und nun dahinter die kunstvoll in Silber ausgearbeiteten Flügelthüren, die das Heiligthum vom Allerheiligsten scheiden. Ebenfalls 32 Arschin hoch, werden sie

zu beiden Seiten von je 64 lebensgroßen, in Gold gefaßten Bildnissen von Heiligen, die in Oel gemalt sind, umgeben, auf deren unterster Reihe das reich mit Edelsteinen und Brillanten besetzte Mutter-Gottes-Bild einen enormen Werth repräsentirt. Als ein Unicum an Pracht ist hier auch das große Evangelienbuch zu erwähnen, dessen massiv silberne, mit Edelsteinen besetzte Deckel allein 1 Pud 38 Pfund wiegen. Von den vielen noch sehenswerthen Gegenständen nennen wir nur noch das als Relique aufbewahrte „härene und mit Blut besprengte Büßerhemd“ des Metropoliten Joseph, in welchem derselbe von dem aufständischen Stenka Rasin und dessen Bande im Jahre 1671 zu Tode gemartert und alsdann von den Zinnen des Kreml herabgestürzt wurde.

Auf dem Glockenthurme über der Kremlmauer stehend, überblicken wir die zu unseren Füßen auf den Inseln des Wolga-Deltas liegende nationen- und sprachenbunte Stadt Astrachan. Ein langer Kanal vermittelt, die Stadt in zwei ungleiche Theile theilend, eine direkte Verbindung des Flüßchens Kutum mit der Wolga, schützt aber auch, zur Zeit des hohen Wasserstandes, die Stadt vor etwaiger Ueberschwemmung. Die Benennung des „Warwaziew'schen“ hat der Kanal nach seinem Erbauer, einem damals unermeßlich reichen, jedoch von den übrigen Schiffern gefürchteten Zwingherrn auf dem Kaspischen Meere, welcher die von der Stadtverwaltung zwar begonnene, jedoch bald wieder aufgegebene Kanal-Legung „auf eigene Kosten“ im Jahre 1817 zum Schmuck und Segen der Stadt vollendet hat.

Außer der oben erwähnten Kreml-Kathedrale giebt es an religiösen Kultusstätten in Astrachan noch 22 andere griechisch-orthodoxe, zwei römisch-katholische, vier armenisch-gregorianische und eine evangelisch-lutherische Kirche. Außer diesen erwähnen wir noch an nicht christlichen: zwei jüdische Synagogen, 15 mohammedanische Moscheen und eine lamaïtische Pagode, welche in ihrer Gesammtheit der Stadt ein wechselvolles Gepräge aufdrücken. Auch drei Klöstern begegnen wir, von denen das Nonnen- und das eine Mönchskloster in der Stadt, das andere Mönchskloster jedoch an $^3/_4$ Meilen vor derselben liegt.

Die Stadt Astrachan.

Für Schulen ist in anerkennenswerthem Maße gesorgt worden, und nicht bloß schöne und zahlreich besuchte Gymnasien, sowie Kreis- und Elementarschulen giebt es mit russischer Unterrichtssprache, — ebenso auch eine städtische Realschule, eine Seemannsschule und ein geistliches Seminar —, sondern auch die Tataren, Armenier und Kalmücken besitzen ihre eigenen Schulen.

Doch wenden wir uns nunmehr ins Centrum der Stadt! Da duften uns schon von weitem die weißblühenden Akazienbäume des vor sechs Jahren angelegten „Gouverneursplatzes“ und des weiterhin belegenen „Alexander-Boulevards“ entgegen. Auch wir schließen uns der lustwandelnden Menge an und betrachten das auf hohem Sockel stehende, in Erz gegossene, äußerst gelungene Standbild des nun in Gott ruhenden Kaisers Alexander II., welches die Stadt Astrachan zum ehrenden Andenken an den allgeliebten Monarchen im Jahre 1885 mitten auf dem Gouverneursplatze errichtet hat. Besondere Mühe und Sorgfalt jedoch beansprucht jedwede Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern. Denn um in der Dürre hiesiger Steppengegend nicht sogleich wieder umzukommen, müssen sie täglich mit Hilfe der städtischen Wasserleitung bewässert werden. Ein gleich arger Feind aller Vegetation, wie die regenlose Hitze, ist der ungewöhnlich starke Salzgehalt des Bodens. Dieser ist so enorm, daß er nicht bloß allenthalben in der Steppe um die Stadt herum, sondern auch hie und da in den Straßen der Stadt weiße, reifähnliche Ausschwitzungen bildet, so daß man glauben möchte, es habe gegen morgen ein wenig geschneit.

Umgeben nun zwar die elegantesten Handlungsmagazine den Gouverneursplatz, so weisen doch auch alle übrigen Theile der breitstraßigen Stadt schöne Verkaufslokale auf. Ganz besonders jedoch ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich die großartigen „Fischhandlungen“, in denen, alle kleineren Fischgattungen in den Hintergrund des Lokales zurückdrängend, die Riesensöhne der Wolga, vor allem der „Stör“ (bis neun Fuß lang und fünf Pud schwer) und der viermal größere „Hausen“ (sogar bis 35 Fuß lang und 40 Pud schwer) von der Decke bis auf die Diele herabhängen.

Geht man aber an den Handlungen, namentlich an den offenen Fischhandlungen, entlang, so spricht gleichmäßig aus den zusammengekniffenen Augen der Verkäufer der Verdruß über den fast Tag ein Tag aus die Straßen entlang wirbelnden Sandstaub, und ein Gedanke scheint es zu sein, den man ihnen allen vom Gesicht ablesen zu können meint, nämlich der: O wenn doch die wohlweise Verfügung des großen Czaren Peter I. — es solle jedes bei Astrachan anlegende Schiff einen Kubikfaden Pflastersteine gratis hier abwerfen — nicht so schnell wieder in Vergessenheit gerathen wäre! Gewiß! dann hätten die heute noch ungepflasterten, urstaubigen Dreiviertel der Stadt schon längst gepflastert sein können; denn hier in der Steppe giebt es keine Steine. Dann brauchte kein „Astrachanisches Fieber“ — wenigstens nicht in der herrschenden Ausdehnung — zu existiren, und der spezifischen Augenleiden wäre so viel weniger! — Ein Handelsobjekt, das sich anderweitig wohl nicht leicht diese Benennung erworben haben dürfte, bildet in Astrachan das Eis. Dieses wird von einigen Industriellen in bedeutenden Massen in den Wintermonaten auf der Wolga aufgehauen und aufgespeichert, um dann wieder zu vier bis sechs Rubel pro Pud, namentlich nach Baku und Persien, verkauft zu werden.

So herrscht denn in dem weit in der Steppe isolirt daliegenden Astrachan reges merkantiles Leben! Mit seinen jährlichen Stadteinnahmen von 700 000 Rubeln steht Astrachan als die fünfte von oben in der Zahl sämmtlicher Städte des Reiches da, und dürfte vielleicht die einzige Stadt im Reiche sein, welche keine Schulden hat. In einem wie regen Wechselverkehr Astrachan mit dem übrigen großen Reiche steht, für welches sie auch die berufene Vermittlerin mit Transkaukasien, Persien und Armenien ist, erhellt schon daraus, daß sich die Durchschnittssumme der jährlichen Handels-Telegramme auf 300 000 und darüber stellt. Den Export wie den Import — des Sommers per Dampfschiff, des Winters per Ochsen- und Kameel-Karawane — veranschlagt man pro anno auf mindestens je 46 Millionen Pud, wobei das Petroleum und Naphta nicht mit eingerechnet ist. Dieses — ein Erzeugniß der Fabrik „Gebr. Nobel“ in Baku — wird auf eigens dazu konstruirten und der Firma Nobel gehörigen Fahrzeugen direkt verführt.

Russificirte Kalmücken.

Bevor wir nun von der Stadt Astrachan Abschied nehmen, wollen wir noch eines komischen, historischen Denkmals gedenken. Auf der Hofpforte des jetzigen Koslow'schen Hauses, mitten in der Stadt, hoch oben sitzt mit untergeschlagenen Beinen, auf seinen Geldsäcken die lange Pfeife gemüthlich schmauchend, ein in Stein gehauener und mit bunter Oelfarbe angemalter Chinese in Lebensgröße, und schaut wohlgemuth über die Stadt und ihre wechselnden Generationen herab. Die Entstehungsgeschichte dieses originellen Denkmals aber ist folgende: Es war noch die Zeit der Leibeigenschaft, da schuldete ein Kalmück dem damaligen Besitzer des Hauses eine Summe Geldes. Dieweil er aber immer nicht zahlen konnte, drohte dieser, ihn an der Pforte seines Hauses erhenken zu lassen. „Das geht jetzt nicht mehr, Väterchen“, sprach festen Muthes der Schuldner, „diese Zeiten sind vorüber!“ „Das ist freilich wahr“, entgegnete der harte Gläubiger, „aber in Stein will ich deine schuftige Figur hauen lassen und zu deines ganzen Volkes ewiger Schmach oben auf die Pforte setzen.“ Gesagt, gethan! Der Schuldner starb hin, ohne dem Hausbesitzer gerecht geworden zu sein. Das Volk der Kalmücken aber mochte die ihm angethane Schmach nicht länger ertragen, und — da ihnen sonst kein Bitten und Flehen half — schossen sie die fehlende Summe zusammen, tilgten die Schuld und veranlaßten somit den gestrengen Hausbesitzer, ihren Stammesbruder doch wenigstens zu einem Chinesen umzugestalten. Das geschah denn auch! Die hohe Kalmückenmütze machte dem Chinesenzopf Platz, der spitze Bart trat an die betreffende Stelle, und Sonnenschirm und lange Pfeife wurden auch nicht vergessen. So bewahrt denn hoch im Sonnenschein der unechte Chinese seine Lebensgeschichte noch weiter den kommenden Generationen.

2. Der Fischfang.

Kaum befreit der Monat März die Wolga von ihrem starren Wintergewande, da kommen auch schon auf den ersten Schiffen verschiedentrachtige Arbeitsuchende, Männer und Weiber, aus den oberen Wolgagegenden herab nach Astrachan, oft bis 12 000 an der Zahl, um sich zu den bevorstehenden Fischzügen zu verdingen. Auch Persien giebt seine Söhne her: die beliebten Lastträger auf den Landungshäfen, die auf ihrem sehr praktischen Keilkissen Kollis von 10 bis 16 Pud davon tragen.

Der Haupterwerbszweig des Astrachaners ist — wie schon erwähnt — der Fischfang; seinen Reichthum zieht er sich mit Netzen aus der Wolga, und dieser ist ganz bedeutend! Seine Arbeiter hat er sich schon zu Hunderten — ja die großen Fischereipächter sogar bis 1000 Mann — angeworben, die er theils zum eigentlichen Fischfange zu benutzen gedenkt, theils zum Zubereiten und Einsalzen der gefangenen Beute auf den „Watagen“, den Fischzubereitungsgehöften. Sobald das Wasser in der Wolga sechs Grad Wärme aufweist, geräth der Fischereibesitzer in eine gewisse Aufregung. Was wirds dies Jahr geben? fragt er sich mit Spannung. Welchen Weg wird wohl der Hering einschlagen? Wird er an mir vorüber — meinem vis-à-vis am Ende ins Garn gehen? Wird er langsam ziehen oder wieder mal so eilig, daß man rasch bei der Hand sein muß, um doch wenigstens so viel als möglich von dem befloßten Heere zu erhaschen? — Auf telegraphischem Wege sucht man sich von Astrachan aus bei den Fischereibesitzern nach der Mündung zu darüber in Kenntniß zu setzen, „wie weit“ der Hering schon in die Wolga hineingetreten; denn aus dem Kaspischen Meere kommt er mit seiner Brut herauf. Endlich ist er da! In einer dichtgedrängten Schaar rudert er stromaufwärts, in einem perpendikulären Durchmesser von $1^1/_2$ bis 2 Arschin, Fisch an Fisch. Kommen auf schaukelndem Nachen neugierige Lustfahrer ihm entgegen, so wird nicht Platz gemacht! Der Nachen muß stocken und stehen bleiben; und mehr als einmal ist es schon vorge-

kommen, daß selbst ein leichtes, waghalsiges Bootchen gehoben und umgestülpt worden ist. Soll mans dem Fische verargen? Handelt es sich für ihn nicht um den Kampf um Leben und Tod? Breiten sich nicht gerade zu seinem Verderben lange, vielmaschige Arme von hüben und drüben gierig gegen ihn aus? Von den Watagen sind schon Netze und Boote zu seinem Empfange auf der Wolga postirt. Bis 20 Mann Bedienung erfordert in der Regel solch ein Netz, das nicht selten 400 Faden lang ist; und ein solcher Fischereibesitzer gebietet über 50 solcher Netze und heimst bei gutem Fange oft seine 50 Millionen Heringe ein. Wahrlich interessant ist das Schauspiel, das sich hier auf den Fluthen abspielt! Nur einmal des Jahres, im Frühjahr, läuft es über die lange, wogende Bühne, die Wolga hinauf! Und wenn auch auf den ersten vier bis fünf Meilen bei Eintritt in dieselbe viele hundert Millionen weggefangen werden, — der weiter stromaufwärts wohnende Fischereipächter kann trotzdem immer noch auf seine 10 bis 15 Millionen Heringe rechnen. Dieser ungeheure Fischreichthum der Wolga übersteigt geradezu alle Vorstellung eines Nicht-Astrachaners, und es ist gewiß ganz bezeichnend, wenn man sagt, daß — wenn auch nur drei Jahre hindurch aller Fischfang auf der Wolga verboten würde — dieselbe, wegen Ueberfüllung an Fischen, aus ihren Ufern treten müsse. Darum wurden auch, bis vor nicht gar langer Zeit — zum Verdruß der Köchinnen und der Wurstmacher — noch die Schweine mit Fischen gemästet. Daß der Fisch aber für Hunde auch jetzt noch eine Hauptnahrung ist, — wer kann dagegen etwas haben!

Was wir über den Fang der Heringe gesagt haben, gilt gleicherweise von dem der im Preise weit geringeren großen Bleier; nur daß letzterer — allerdings nicht in dermaßen gedrängten Schaaren, wie der Hering — dafür aber langsamer zieht, den Fischern eine bedeutend längere Zeit zum Fangen giebt, und sich immer wieder durch neue Zuzüge aus dem Kaspischen Meere completirt. Ist der Hering oder der Bleier in vollem Zuge, so finden sich an den Ufern der Wolga beständig Leute ein, welche ihre Fangnetze (vergrößerten Schmetterlingsnetzen ähnlich) in den Zug hineinhalten und mit jedem Male 8 bis 10 Fische ans Land ziehen. Für einen einzelnen Mann ist auf diese Weise der Jahresbedarf bald beisammen. Auch selbst das Fischen mit Netzen von 20 bis 30 Faden Länge ist Keinem verwehrt; das gilt als Fischen „zum eigenen Bedarf“.

Ist nun der Fischfang in der Wolga so enorm, wie sollten dann die Pachten für das Recht der Fischerei nicht auch hoch sein! So zahlen die am günstigsten placirten Watagen bis 5000 Rubel; sei es nun der hohen Krone, sei es der Stadt Astrachan, denn die Wolga ist zweiherrig.

Die Rechnung der Fischereipächter aber stellt sich folgendermaßen: der Fang des Bleiers muß in guten Jahren sämmtliche Unkosten decken; der Hering und die übrigen Fische den Reinertrag geben. Die Astrachansche Geld-Aristokratie wird lediglich von Fischereibesitzern gebildet.

Ein Kirgise.

Von der Art des Herings- und Bleierfanges unterscheidet sich wesentlich der des Hausens und des Störs. Netze würden sich hier ohnmächtig erweisen! Der Hausen, von einer Größe bis 35 Fuß, und der Stör, bis 9 Fuß lang, würden dasselbe mit sich reißen und dazu gelegentlich auch noch Fischer und Kahn in die Tiefe ziehen. Auch kommen diese Riesenfische nicht in Schaaren daher, sondern ziehen meist einsam ihre Bahnen. Da macht man es hier denn anders. Es wird ein langes, dickes Tau, vielleicht von 40 Faden, fest über das Wasser gespannt; von diesem hängen dann, ziemlich dicht, etwas dünnere Taue — mit scharfen, angelähnlichen Haken am unteren Ende versehen — soweit in die Tiefe hinab, als der Fisch seinen Weg zu gehen pflegt. Diese Haken nun sind es, die dem Heranschwimmenden ins Fleisch fassen und ihn desto fester umklammern, je unwilliger er sich geberdet und seine Freiheit wieder zu erstreben sucht. An die Oberfläche des Wassers gezogen, wird der Fisch mit einem beilartigen, eisernen Hammer erschlagen und dann erst kann er an's Ufer gezogen und meist auf zwei an einander gekoppelten Wagen auf die Watagen geführt werden.

Hier nehmen wir Gelegenheit, an der Hand der letztveröffentlichten Statistik über den Fischfang auf der Wolga die vorzüglichsten Gattungen der hier vorkommenden Fische mit ihrem Gewicht aufzuführen.

Außer dem schon erwähnten Hausen, dessen größtes Exemplar von 80 Pud Schwere mit 16 Pud Kaviar im Jahre 1813 bei Saratow gefangen worden ist, und dem bis 9 Fuß langen und 5 Pud schweren Stör, dem allerfruchtbarsten von allen — in welchem der Akademiker E. v. Baer nicht weniger als 664 000 Rogenkörnchen gezählt hat — sind ferner zu nennen: der „Weißfisch“, bis 17 Pfund schwer und 3 Fuß lang; der Wels, bis 6 Pud schwer und 6 Fuß lang; der Karpfen bis 50 Pfund schwer und 4 Fuß lang; der Sandart, bis 20 Pfund schwer; der spitznasige Sterlet, bis 1 Pud schwer und $3^1/_2$ Fuß lang; der Hecht, bis 30 Pfund schwer und $3^1/_2$ Fuß lang; die Karausche, bis 5 Pfund schwer; und der Barsch, bis 8 Pfund schwer.

3. Die „Watagen“.

Die „Watagen“ oder Fisch-Zubereitungsgehöfte ziehen sich, in größeren oder kleineren Entfernungen von einander, von der Mündung der Wolga hinauf, soweit en gros Fische gefangen werden, und weithin tönen Tausende von Stimmen durch einander. Auf niedrigen Bänken sitzen reitend Weiber in Manneskleidern, weiden Fische aus und reinigen sie; geschäftige Fuhren führen den Ertrag der Fischzüge herbei; andere wiederum besorgen die Abfuhr auf die Dörrgerüste oder zu den ungeheuren Eiskellern. Hier müssen auch die Störe und Hausen ihren Kaviar hergeben, dessen Ruhm sich weit über die Grenzen des Vaterlandes erstreckt hat. Die sehr große Ausfuhr hat denn auch im Laufe der letzten 30 bis 35 Jahre den Preis für 1 Pfd. von 15 Kopeken bis auf 1 bis $2^1/_2$ Rubel an Ort und Stelle hinaufgeschraubt.

Was nun die Dörrgerüste anlangt, so sind sie meist sehr primitiver Art. Auf einem weiten Raume unter freiem Himmel stecken nämlich etwa 7 bis 8 Fuß hohe Stangen, in den Boden eingerammt, an denen dann wieder stockwerkweise andere, horizontal laufende angebracht sind. Hier hängen nun in dichten Reihen und trocknen an der klaren Sonne all' die kleinen Fischgattungen, vor allen aber der Bleier, der in Unmasse gefangen wird. Behufs Versendung dieselbe in Tonnen zu verpacken, ist nicht nöthig; ist sie doch getrocknet! Man fährt sie also bis auf weiteres einfach in die Remisen zusammen und schaufelt sie dort an den Wänden hoch hinauf, ganz so, wie man in den nördlichen Gouvernements ungewindigtes Korn in den Tennen aufschaufelte und ansammelte, um es dann später zu windigen. Sind dann aber die Barken und „Lodjen" zum Verfahren dieser getrockneten Fische bereit, so werden diese mit ihnen nicht nur bis unter das Deck angefüllt, sondern auch auf demselben steht unzugedeckt, aber trotzdem ungefährdet, ein Bleier-Schoner neben dem anderen, und oft nur der Raum für die geringe Schiffsmannschaft bleibt zwischen ihnen frei. Ein Schleppdampfer wird nun angespannt — und fort geht es! Der durch das Salzen und Dörren steinhart gewordene Bleier bildet im Winter ein Hauptnahrungsmittel des einfachen Volkes, und wird erst mundgerecht und genießbar dadurch gemacht, daß man sie mit einem Holze mürbe schlägt und dann erst die Haut herunterbekommt. In Ermangelung eines Holzes klopft manche Bauersfrau ihren Fisch nur einfach an den Tisch und erreicht dasselbe Ziel.

Eine Kalmückin.

Unweit der Dörrgerüste aber erblicken wir die großen Eiskeller, zur Hälfte über der Erde sich erhebend und mit einem festen Dach gedeckt. In die Erde hinein, also in den unterirdischen Theil des Kellers, sind mächtige, starke Holzbottiche eingegraben, oft von 10 Fuß Tiefe und 7 Fuß Breite, in denen die kleineren Fische, frisch gefangen, oder auch ausgeweidet, eingesalzen werden. Ein oder zwei nacktbeinige Arbeiter steigen nun in diese Bottiche hinab und besorgen das Geschäft des Einsalzens, während ihnen andere von oben her das Nöthige an Fischen und Salz zuwerfen. Je mehr sich der Bottich füllt, desto mehr treten die Männer am oberen Rande in Sicht, bis sie nach vollbrachter Arbeit erst wieder in Lebensgröße auf der Oberfläche der Erde stehen. Draußen auf dem Hofe aber liefern hausdachähnlich aufgeschaufelte Salzberge — auf welche wir noch später zu sprechen kommen werden — das nöthige Material zum Einsalzen.

Säuberlicher jedoch, wie mit dem am Dörrgerüste hängenden Bleier, geht man mit dem Hering um! Ist es nun, daß dieser an sich ein edlerer Fisch ist und kostspieliger im Handel, wie jener, oder ist es, daß man ein altes, ihm zugefügtes Unrecht gut machen zu müssen meint? Wir lassen die Frage offen. Jedenfalls aber wollen wir das nicht verschweigen, daß der Hering etwa bis vor 25 oder 30 Jahren noch lediglich dazu gedient hat, sich zu Thran verkochen zu lassen. Auch hier ist es der Akademiker E. v. Baer gewesen, der bei seinem damaligen Besuch die Astrachaner darüber belehrt hat, daß dieser Fisch zu etwas Besserem geschaffen worden. Seitdem geht der Hering denn auch gesalzen und hübsch ordentlich in Tonnen verpackt in den Handel.

Da nun die großen Watagen-Besitzer bis 50 Millionen Heringe fangen, so ist ersichtlich, daß die enorme Anzahl von Tonnen zu deren Verpackung nicht mehr gewöhnliche Händearbeit sein kann. Die Sache muß maschinenmäßig betrieben werden. So ist denn auch gar manche „Dampf-Böttcherei" in Astrachans Umgegend entstanden, die bei vollem Betriebe ihre 800 bis 1000 guter Heringstonnen täglich zu liefern im Stande ist.

Um aber die edleren Fischgattungen, namentlich aber auch die größeren, während der warmen Jahreszeit in „frischem" Zustande nach den Hauptstädten des Reiches versenden zu können, hat sich ein unternehmender Astrachanischer Händler nach ausländischem Muster eine Barke bauen lassen — die allererste in Rußland —, in welcher er Luftpumpen angebracht hat, die durch Compression und Expansion der hermetisch verschlossenen Luft eine Kälte von 7 bis 15° Reaumur herstellen, in welcher selbst der größte Hausen nur 24 Stunden bedarf, um durch und durch zu gefrieren und sich mit einer Eiskruste zu überziehen. Nach eingelaufenen Berichten aus Moskau und Petersburg sind die Fische erst am vierten und fünften Tage wieder aufgethaut.

4. Die Weingärten.

Schon seit dem 17. Säculum hat die Kultivirung der Weinrebe im Astrachanschen Eingang gefunden, und diese gedeiht im hiesigen Klima schon ganz vorzüglich; eine wahre Wohlthat des Himmels für Arm und Reich! Denn anderes Trinkwasser giebt es hier nicht, als das Wolgawasser, dieses aber ist dermaßen trübe und widerwärtig, daß nur der Tatar dasselbe in unvermischtem Zustande trinkt. Und auch dieser würde solches wahrlich nicht thun, wenn ihm nicht sein mohammedanischer Glaube den Genuß des Weines ein für allemal rundweg verböte.

Der Astrachanische Landwein aber ist gut. Man keltert hier weißen, sowie rothen, wenngleich zum allergrößten Theil die Traube als solche in den Handel geht. Mit der Bereitung von moussirenden Weinen, wie am Don und in der Krim, hat man sich hier noch nicht eingelassen.

Die Preise stellen sich auch nicht hoch. So kostet die gewöhnliche halbstofige Flasche — wenn man den Wein eimerweise kauft — bis 15 Kopeken. Für 25 Kopeken hat man schon die höheren Marken. Die Weinberge aber, in denen diese Himmelsgabe wächst, ziehen sich — wo nicht schon die Wolga früher Platz ergriffen — um die Stadt herum. Hierher macht auch der Astrachaner gar gern mit Weib und Kind seine Ausflüge und verbringt in trauter Geselligkeit und in frischer, reiner Steppenluft so manchen Nachmittag; denn sonstige Villen oder Höfchen vor der Stadt sich anzubauen, ist hier nicht Sitte. Die Steppe behauptet ihr Vorrecht.

Tataren.

An Weinbergen giebt es aber um Astrachan herum gegen 300. Nicht, wie am schönen deutschen Rhein, strebt die Weinranke in ihrer ganzen Länge einzeln an ihrem Spalier empor, sondern — ob Geschmackssache, ob durchs Klima empfohlen, ich weiß es nicht — hier in Astrachan reichen sich die gegenüberstehenden Reben über dem Gerüste geschwisterlich die Hand und lassen ihre Trauben, gleich Tropfsteingebilden, lockend in die tunnelähnlichen Perspektiven herabhängen.

Soweit wäre nun Alles gut. Aber wo das Wasser für diese ungeheure Menge von Weinstöcken hernehmen, da die Wolke ihr Naß verweigert? Da müssen Kameele und Windmühlen Rath schaffen! Wo nur irgend in der Nähe seines Gartens der Weinbauer ein Gewässerchen ausfindig machen kann, da leitet er es flugs durch Kanäle in ein dazu bereitgehaltenes Bassin in seine Weinpflanzung, hat hier auf hohem Gerüst ein mächtiges Treibrad angebracht, das — gleich einer Baggermaschine — nun mit Eimern das Wasser aus dem Bassin schöpft und hoch oben in neue Leitungen wieder ausgießt und so dem ganzen Weinberge mittheilt. Die Arbeit jedoch, dieses gewaltige Schöpfrad in Bewegung zu setzen, ist entweder Kameelen, welche an einem Göpelwerk ziehen, oder auch Windmühlen zugefallen. O wie mißmuthig und kläglich kann doch solch ein wasserschöpfendes Kameel die unwirthliche Steppe anstieren, die ihm so harte Arbeit aufbürdet! In unsonorem, weittönendem Schrei klagt es seine Noth den Vögeln unter dem Himmel. Und diese sind es denn auch allein, die Mitleid mit ihm haben — aber allerdings auf Kosten des Weinberg-Besitzers. Denn kaum setzt die Traube an, so sind sie schaarenweise bei der Hand, dieselbe rasch abzupicken und somit eine weitere Bewässerung unnöthig zu machen. Aber auch gegen diese feindlichen Angriffe weiß der Weinbauer Rath zu schaffen. Er errichtet an verschiedenen Stellen seiner Weinpflanzung hohe Gerüste, läßt sich Vogelverscheucher dort oben postiren, die ein wildes Wechselgeschrei erheben, sobald sie die Früchte der Ceres von den befiederten diebischen Gesellen gefährdet sehen. Und ist die Wirkung der Stimmen keine genügende, so greifen die Männer zu ihren Schutz- und Trutzwaffen. Diese bestehen in einer peitschenähnlichen Schleuder, an deren Ende sie Kugeln von Sand und Lehm, von der Größe eines Taubeneies, befestigen und ein durchschlagendes Bombardement beginnen. Ohne so und so viele Verwundete und Todte geht es dann schon nicht ab. Glaubt nun so die Weinbergbesatzung endlich Herr über diese Ruhestörer geworden zu sein, so naht noch gar eine neue Gefahr, ärger, denn die soeben abgewehrte. Eine dunkle Wolke erhebt sich am westlichen Horizonte; langsam rückt sie heran, von der Gegend des Don her; man erkennt sie schon aus der Ferne — es ist die Wanderheuschrecke! Durch Flinten-

schüsse, Steinwürfe und Geschrei von Alten und Jungen von Ort zu Ort weitergescheucht, sucht diese beflügelte Landplage in den friedlichen Weingärten Astrachans ein Plätzchen, wo sie sich niederlassen kann. Doch auch hier tönt ihnen wieder in schrillem Getöse der Eigennutz der Menschen entgegen. Und wenn noch nicht gar zu sehr ermüdet von dem langen Fluge, zieht die unheildrohende Wolke noch diesmal vorüber. Glücklich und von neuem aufathmend, zieht der Weinberghüter wieder heim. Nun hat er doch endlich einmal Ruhe. Nun kann sein Brotherr seine 1200 bis 1500 Rubel Pacht auch wieder ohne Schaden zahlen.

Aus der Traube allein macht er übrigens diese hohe Summe Geldes nicht heraus. Da müssen ihm helfen: die oft ausgedehnten Anpflanzungen von Kirschen-, Pflaumen-, Aepfel-, Birnen-, auch wohl Pfirsich- und Aprikosenbäumen, welche stets mit in die Weingärten eingeschlossen sind, wenigstens in die größeren.

(Schluß folgt.)

Negara, ein Industrie-Centrum in Südost-Borneo.

Von F. Grabowsky.

Etwas nördlich vom 3.° südl. Breite mündet — gegenüber dem holländischen Fort Marabahan der größte Nebenfluß des Barito auf der linken Seite, der Negara oder Bahan-Fluß in denselben ein, der bis zum Fort Amuntai mit kleinen Flußdampfern befahrbar ist. Sein Mittel- und Unterlauf durchfließt eine sumpfige Niederung, die bei Hochwasser überfluthet wird und dann einen einzigen großen See zu bilden scheint. Um so mehr ist der Reisende erstaunt, inmitten dieser Niederung, an den Ufern des Bahan-Flusses, nach stundenlanger Fahrt, auf der nur die zahlreichen Wasser- und Sumpfvögel einige Abwechslung bieten, plötzlich auf eine Pfahlbauten-Stadt zu stoßen, die über 10,000 Einwohner zählt. Es ist dies die ausschließlich von mohammedanischen Malaien bewohnte Stadt Negara, nach welcher sich die Bewohner auch „Negaresen" nennen. Sie sind weit über Borneo hinaus durch ihre mannigfachen industriellen Erzeugnisse, als Waffen der verschiedensten Art, Messing- und Thongefäße, Holzschnitzereien und Böte bekannt, welche Erzeugnisse die Bewohner — selbst tüchtige Seefahrer und Händler — im ganzen Archipel verbreiten.

Nur wenige niedrige Kokospalmen stecken bescheiden ihre Kronen über die hochgiebligen, zuweilen mit schönen Holzschnitzereien verzierten Wohnhäuser empor, denn der Boden muß, um mit Bäumen bepflanzt werden zu können, circa 6 Fuß hoch aufgehöht werden.

Die Wohnhäuser sind durch lange Brückenstege mit den unmittelbar am Flusse gelegenen Werkstätten verbunden. So stehen die Häuser, eines neben dem anderen, stundenweit zu beiden Seiten am Ufer entlang. Die Mitte der Stadt ist ungefähr die Stelle, wo der Batang-alai-Fluß in den Bahan einmündet. Auf der durch die Vereinigung der beiden Flüsse gebildeten Spitze steht die „Missigit" (Moschee), ein elender, unansehnlicher Bretterbau.

Im Jahre 1882 hatte der Bau einer zweiten, größeren Moschee zu einer Spaltung dieser großen mohammedanischen Gemeinde geführt, die beizulegen man selbst die Hülfe des Kadi von Mekka, als obersten Richter in Glaubensangelegenheiten, angerufen hatte.

Die Stadt mit ihrer Umgebung bildet einen eigenen Distrikt unter einem Kjai oder Distriktshäuptling und zerfällt in sieben Stadttheile oder „kampongs", die von Kampongshäuptlingen oder „Pembakals" verwaltet werden.

Früher erfolgte die Kommunikation von einem Hause zum anderen auf brückenartigen Stegen oder per Boot, das jede Familie besitzt. Erst in neuester Zeit ist auf Veranlassung der holländischen Beamten zwischen den am Flußufer liegenden Werkstätten und den durch Laufbrücken mit diesen verbundenen Häusern dem Ufer entlang ein ungefähr 2 m hoher und ebenso breiter Damm aufgeschüttet worden, der nun zwar die Verbindung bequemer macht, aber der Bevölkerung doch viele Arbeit und Kosten verursacht, da er bei Hochwasser oft einstürzt und das Material zum Auffüllen schwer herbeizuschaffen ist.

Verschiedene mal führte mich mein Weg durch Negara, und stets war es mir eine angenehme Abwechslung auf der langweiligen Bootfahrt, statt der sonst lautlosen Stille, die in den Dörfern der Eingeborenen gewöhnlich zu herrschen pflegt, schon von weitem den Klang der Hämmer aus Hunderten von Schmiedewerkstätten zu hören und emsiges Leben und Treiben überall beobachten zu können.

Endlich fand ich einen Tag Zeit, um die verschiedenen Industriezweige in Negara näher kennen zu lernen, es war am 4. Mai 1882. Mögen die Ergebnisse dieses Tages für mein Tagebuch hier eine Stelle finden. Da ich in Begleitung eines befreundeten holländischen Beamten von Kendangan aus, von wo aus Negara verwaltet wird, diesen Besuch machte, war ich in der Lage, vieles zu sehen und manches zu erfahren, was mir allein in so kurzer Zeit unmöglich gewesen wäre.

In Begleitung des Kjai — eines großen Mannes, mit netten Umgangsformen, der bereits in Mekka gewesen war und die kleidsame Tracht der Hadschi's oder Mekkapilger trug — traten wir eine Wanderung durch die verschiedenen Werkstätten an. Zuerst besuchten wir eine Kalkbrennerei. Der Kalk, meist zum Sirih-Kauen bestimmt (es wird eine dünne Lage davon auf ein Betelblatt gestrichen), wird aus kleinen Süßwassermuscheln „Kidjing" oder „Namis" genannt, gebrannt, welche aus dem Negara-Fluß herausgefischt werden. Eine Gantang (circa 8 Liter) roher Muscheln wird von den Kalkbrennern mit 2 Duit bezahlt. (Ein Gulden holländisch (Mk. 1,70) = 120 Duite.) Der Kalkofen heißt „timbunan kapur"; er besteht aus einem etwa 15 Fuß langen und 8 Fuß breiten, aus lose auf einander geschichteten Backsteinen aufgeführten Rechteck, lose genug, daß der Luftzug genügenden Zugang in das Innere findet. Darin wird nun je eine Lage Holzkohle und eine Lage gut getrockneter Muscheln aufeinandergeschüttet, bis der Ofen voll ist; durch kreuzweise übereinandergelegte Hölzer erhält man in der Mitte der Kohlen- und Muschelschichten eine bis auf den Boden gehende Oeffnung, von der aus der Ofen in Brand gesetzt wird. Es werden etwa 450 Gantang-Muscheln jedesmal gebrannt; eine Gantang davon kostet bereits 20 Duite. Das Brennen erfordert drei Tage Zeit. Die Kohle wird von Blangiran-Holz gebrannt, eine kleine Bootsladung dieses Holzes kostet 50 Duite, eine Gantang gebrannter Kohle 2 Duite in Negara.

Dann besuchten wir einen „Penggandingan" oder Gelbgießer. Wie die meisten seiner Gilde arbeitete er unter

einem Vordach vor seinem Hause, mit gekreuzten Beinen auf einer Matte sitzend. Der Schmelzofen ist ein etwa $1^1/_2$ Fuß hoher Cylinder aus Thonerde, der besseren Haltbarkeit wegen mit Blech umgeben und an einer Seite etwas ausgeschnitten. Er wird „prapen" genannt und steht mit einem Kastengebläse, dessen Konstruktion aus nebenstehender Skizze (Fig. 1) am besten ersichtlich, in Verbindung. Damit

Fig. 1.

der Kolben besser an den Wänden des Kastens schließt, ist derselbe mit Hühnerflaumfedern umwickelt. Die Klappen bestehen aus dünnen Holzplättchen und sind hängend angebracht. — Das Metall, bestehend aus Rothkupfer und Zink im Verhältniß von 8 : 7 wird in einem aus feuerfestem Thon gebrannten Tiegel, „Musa" genannt, geschmolzen („maantjur zuningan"). Die Form des zu gießenden Gegenstandes wird erst aus Wachs hergestellt, dann mit Thon, der stark mit Sand vermengt ist, umgeben und lufttrocken gemacht. Dann wird die Form gebrannt, wobei etwa die Hälfte des zur Form verwandten Wachses zurückgenommen wird. Die zum Guß fertige Form heißt „Lambagan". Der Tiegel mit dem flüssigen Metall wird mit einer einfachen Zange aus dem Schmelzofen herausgenommen und das Metall sofort in die rothglühend gemachten Formen gegossen. — Hauptsächlich sind es Sirih-Behälter und Schwertgriffe, die von den Gelbgießern hergestellt werden. Daß die Leute auch über einen großen Formenreichthum verfügen, der selbst europäischem Geschmack genügen würde, kann man aus den Sirih-Behältern ersehen, die auf Tafel XVI, Band I, des „Internationalen Archivs für Ethnographie", abgebildet sind; die Originale sämmtlicher dort abgebildeten Gegenstände sind in Negara angefertigt.

Von den Gelbgießern begaben wir uns zu den Eisenschmieden, „Pandei's" genannt. Ihre Werkstätten stehen, wie schon oben erwähnt, unmittelbar am Flusse, etwa 2 m über dem Boden und sind meist nur an den Giebelseiten mit Wänden versehen. Die Flur besteht aus Latten von Nibong-Palmen und Bambu, seltener aus Holzplanken. Der Feuerheerd ist von Ziegeln gemacht und nur so hoch, daß der Schmied, auf der Flur sitzend, seine Arbeit verrichten kann; der Ofen wird mit Holzkohlen (von Blangiran-Holz) gefeuert, und das Feuer wird vermittelst eines Blasebalges sehr primitiver Art angeblasen, der von dem Blasebalg der Gelbgießer abweichend konstruirt ist. Er besteht nämlich entweder aus zwei starken, an einander gekoppelten Bambustücken von etwa 1 m Höhe, oder aus einem massiven, doppelt durchbohrten Stück Kernholz, in welchem sich zwei Kolben auf und ab bewegen lassen, die zum besseren Luftabschluß mit Hühnerflaumfedern umwunden sind. Diese Kolben (kewus) treiben die Luft durch zwei unten angebrachte dünne Bamburöhren (pasiong), die in einem aus Lehm geformten Mundstück (butoh) sich vereinigen, in das vor der Butoh befindliche Kohlenfeuer. Zum Bewegen der Kolben werden Knaben von 9 bis 12 Jahren angestellt, die dabei auf einer kurzen Bank hinter dem Blasebalg (baputan) sitzen (Vergl. Fig. 2). Der Ambos

Fig. 2.

(landaran) von circa 2 Centner Schwere, wird auf dem Kopfende eines dicken Baumstammes eingelassen, der neben dem Heerd fest in den Boden gerammt ist und nur so hoch über der Flur hervorragt, daß der Schmied sitzend schmieden kann. Nur mit dem großen Vorhammer (pangudam) wird beim rohen Abschmieden oder Schweißen stehend gearbeitet, und ist zu diesem Zweck an einer Seite des Ambos die Flur etwa $1^1/_2$ Fuß vertieft, so daß der Schmied dann dort hineintreten kann. Als Kühlgefäß benutzt man einen trogartig ausgehöhlten Baumstamm. Ein paar kleinere Hämmer (tukul), mehrere sehr primitive Zangen (sapit) und einige Meißel und Rundeisen (badji) vervollständigen das Schmiedewerkzeug.

Zuerst besuchten wir einen Schmied, der mit einem Kompagnon nur „katjip's", das sind kleine eiserne Zangen, die gebraucht werden, um die Pinangnüsse zu schälen und deren Kern zu zerstückeln, arbeitete. Sie fertigten 15 bis 20 Stück per Tag (in neun Arbeitsstunden), die en gros mit $3^1/_2$ Gulden holl. verkauft werden. Das Rohmaterial und die Kohlen für 20 Stück kosten $1^1/_2$ Gulden, so daß jeder 1 Gulden per Tag verdient.

Dann besuchten wir einen Schmied, der die berühmten damascirten Negara-Säbel schmiedete. Ich bestellte mir einen Dolch bei ihm, den er sofort in Angriff nahm. Ein Stück Damascir-Eisen (besi pamur), welches von Celebes eingeführt wird, von circa 6 Zoll Länge, legte er zwischen zwei gleich große Stücke gewöhnliches Eisen (besi betul) und schweißte sie bei Weißglühhitze aneinander (pidjer). Dann wurde der Dolch roh abgeschmiedet, er wurde, an der Basis 2 Zoll breit und allmählich spitz verlaufend, 7 Zoll lang. Dann wurden bei Weißglühhitze mit einem Rundeisen von beiden Seiten zwei Reihen von Löchern durch das gewöhnliche Eisen durchgeschlagen und nun weiter geschmiedet. Das weichere „besi pamur" dringt dann beim Schmieden durch die Oeffnungen nach oben und wird in einigermaßen concentrischen Ringen mit dem oberen Eisen verschmiedet, bis die Flächen wieder glatt sind. Es ist von der Damascirung, die je nach den Mustern verschiedene Namen führt, vorläufig nichts zu sehen. Nachdem nun der Dolch befeilt und vermittelst eines von Singapore eingeführten Polirsteines (batu ulas) polirt war, wurde er gehärtet (sapoh). Damit ist die eigentliche Arbeit des Schmiedes gethan und es muß nun die Damascirung hervorgerufen werden. Man thut ihn dazu in einen Behälter (Bambu-Kocher), in dem sich folgende Lösung befindet: 2 Theile Salz (ujah), 1 Theil Schwefel (malirang), $^1/_2$ Theil Thonerde (tanah liat) in Reiswasser (banju didih) aufgelöst. Darin bleibt der Dolch vier Tage lang. Dann wird er mit dem Saft

einer kleinen Citrone (liman nipis), dem etwas Arsenik (warangan) beigefügt ist, eingerieben. Dadurch wird das „besi pamur" fast silberweiß, das „besi betul" bleibt schwarz, und die Damascirung ist beendet. Eine so behandelte Klinge heißt „bepamu".

Die Fabrikation von Schießwaffen, die um die Mitte unseres Jahrhunderts noch sehr florirte, wird gegenwärtig fast gar nicht mehr betrieben, einestheils, weil die holländische Regierung während des Bandjermasing-Krieges die Fabrikation von Waffen verboten hat, anderntheils weil jetzt europäische Gewehre auch in Borneo schon um billiges Geld zu haben sind, die Waffenschmiede gegen europäische Koncurrenz zu arbeiten nicht im Stande sind. Ich sah wohl während meines Aufenthaltes in Borneo, in Negara in neuester Zeit gefertigte Gewehre; dieselben ließen in Bezug auf die Ausführung des Laufes und der Damascirung desselben wenig zu wünschen übrig, dagegen waren die Schloßtheile sehr mangelhaft, und auch die Verbindung des Laufes mit dem Schaft ließ viel zu wünschen übrig. Ich würde das schlechteste Gewehr europäischen Ursprungs für den Gebrauch bevorzugt haben. Daß aber dieser Industriezweig früher in großer Blüthe stand, können wir aus einem Berichte ersehen, der im Jahre 1842 von Kapitän Hendriks verfaßt wurde, welcher auf Befehl des kommandirenden Generals der indischen Armee Cochius genaue Informationen über die Waffenfabrikation in Negara selbst gewonnen hatte. Es findet sich ein Auszug aus diesem Rapport unter dem Titel „Iets over de wapenfabricatie op Borneo" abgedruckt in den „Verhandelingen van het bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, XVIII, 1842, p. 1—30". Darnach waren um jene Zeit in den dem Sultan von Bandjermasing unterworfenen Distrikten ungefähr 200 Waffenschmiede mit dem Anfertigen von verschiedenen Waffensorten, sowohl europäischen, als auch ursprünglich einheimischen Modellen beschäftigt. Die vorzüglichsten, etwa 70 an der Zahl, wohnten in Negara. Sie waren in bestimmte Klassen vertheilt, von denen die eine nur Flintenläufe, andere nur Flintenschlösser, wiedere andere nur die verschiedenen eisernen, kupfernen oder silbernen Beschläge der Gewehre herstellen. Sie waren verpflichtet, falls der Sultan Waffen verlangte, sie kostenfrei zu arbeiten; die nöthigen Materialien wurden geliefert und waren die Arbeiter von der Kopfsteuer befreit. Der Sultan erhob von den ausgeführten Waffen $^1/_{10}$ des Werthes als Ausfuhrzoll.

Eine große Anzahl Holzschnitzer ist beschäftigt, die Griffe zu den Waffen oder die Kolben der Gewehre zu schnitzen. Auch Möbel werden reich geschnitzt, und man ist erstaunt über die Reichhaltigkeit der Ornamentik bei diesen Schnitzereien; es werden nur gute, dauerhafte Holzarten dazu genommen. Entweder werden die Gegenstände lackirt mit gewöhnlichem Firniß oder mit den sehr beliebten Lacksorten von Palembang. Auch Vergoldungen werden sauber ausgeführt.

Auch als Bootbauer genießen die Negaresen einen guten Ruf; ein negaresisches Boot nähert sich in seiner Bauart sehr der venetianischen Gondel, nur ist es der ganzen Länge nach mit einem Sonnendache versehen. Statt der Stahlbeschläge der venetianischen Gondeln führen die negaresischen „Prauen" schöne Schnitzereien an den bis zum Sonnendach reichenden Schnäbeln; gewöhnlich sind diese Schnitzereien eingehüllt und werden nur bei besonderen Gelegenheiten enthüllt.

Endlich haben wir noch eine wichtige Industrie Negaras zu beschreiben, nämlich die Töpferei. Sonderbarer Weise sind es nur Frauen, die sich mit diesem Gewerbe befassen und dazu meist recht alte. Man nennt sie „Tukang kwantan." Der Thon (tanahliat) wird in den Ebenen um Negara gefunden und je nach den zu verfertigenden Gegenständen mit mehr oder weniger Sand (karangan) gemengt. Der Sand wird durch Taucher aus dem Negara-Flusse herausgeholt. Das Drehen geschieht in hockender Stellung, indem die Schwere des Körpers die auf einem Brett ruhende Drehscheibe festhalten muß. Die Drehscheibe (putaran) besteht aus einer halben Kugel, aus festem, schweren Holze und ruht mit einer entsprechenden Vertiefung auf einem Stempel (tudjuk) aus Eisenholz. Sie wird mit der linken Hand in Drehung gebracht, während die rechte, die einen nassen Lappen hält, den Thon formt. Die Geräthe werden dann lufttrocken gemacht, bisweilen noch glatt geschabt und verziert, und dann gebrannt. Einzelne Gegenstände, wie z. B. die in Borneo gebräuchlichen kleinen transportablen Feuerheerde (dapur) werden aus freier Hand angefertigt. Eine Glasur kennt man nicht. Alle Töpfergeräthe sind erstaunlich billig und werden in großen Mengen von Negara ausgeführt.

Fig. 3.

Querschnitt durch eine Drehscheibe.

Viele Negaresen sind Händler; sie verbreiten die Waaren, die in Negara angefertigt werden, weit über die Grenzen Borneos, und einzelne Negaresen sind für kürzere oder längere Zeit in den Haupthandelsplätzen des Archipels als Händler ansässig, kehren aber gerne früher oder später nach Negara zurück.

Auch der Reisbau wird von ihnen, auf Stellen, die hoch genug für nasse Reiskultur liegen, mit großem Erfolg betrieben; ebenso der Fischfang auf den in der Umgebung liegenden großen Seen. Die Fische werden mit Salz eingerieben und in der Sonne getrocknet.

Auch große Büffelheerden sieht man in der Umgebung von Negara, und die Hirten walten ihres Amtes in einem langen schmalen Boote. Die Büffel, diese halb antidiluvianischen Geschöpfe, die sich bekanntlich gerne im Wasser aufhalten, finden hier das denkbar günstigste Terrain. Es wächst auf diesen überflutheten Flächen eine weiche, süße Grasart, die ihre Stengel selbst bei hohem Wasser stets bis über die Oberfläche des Wassers führt, und die Thiere weiden dieselbe, bald gehend, bald schwimmend, ab. Zuweilen sieht man die breiten Rücken, meistens aber nur die plumpen Köpfe mit den gewaltigen Hörnern aus dem Wasser hervorragen, und der Hirt folgt der Heerde, indem er sein Boot mit einer langen Stange weiterschiebt. Es ist ein fremder, eigenartiger Anblick, solch eine schwimmend-weidende Büffelheerde.

So bildet Negara und seine Bewohner einen Mittelpunkt von Intelligenz und eifrigem Schaffen inmitten der eingeborenen Bevölkerung Borneos, und bewahrt seinen Ruf, der Jahrhunderte weit zurückreicht bis zum heutigen Tage.

Ueber die Gründung Negaras berichtet nämlich eine malayische Chronik, daß sich ungefähr am Ende des 14. Jahrhunderts an dem Negara-Flusse eine Hindukolonie unter Ampu Djat Maka festsetzte, die infolge ihres Reichthums und größerer Bildung die Dajacken — die ursprünglichen Landesbewohner — unterwarf. Die heutigen Negaresen sind die Nachkommen jener Hindus, wenn außer einigen Ortsnamen, die auf Sanskrit zurückzuführen sind, auch alle Spuren jener Zeit verschwunden sind. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts nahm die Bevölkerung den Islam an, nachdem der Sultan Suria Angsa den Sitz des Sultanats von Negara nach Martapura verlegt und mit der ganzen fürstlichen Familie zum Islam übergegangen war.

Kürzere Mittheilungen.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse Argentiniens.

Der aus Deutschland stammende Argentinier Francisco Seeber hat in seinem jüngst erschienenen Werkchen, betitelt: „Ueber Staatswirthschaft und Finanzen der Argentinischen Republik", eine Anzahl Notizen über die ökonomische und finanzielle Lage seines Adoptivvaterlandes eingeflochten, von denen wir im Folgenden einige mittheilen wollen, ohne aber dabei die Frage nach der unbedingten Richtigkeit zu verfolgen. Demnach ist die Bevölkerung Argentiniens in dem 31 jährigen Zeitraume von 1857 bis 1887 von 1,055 Millionen auf 4 Millionen gestiegen. Letztere Angabe beruht auf Schätzung, da seit 1869 (Ergebniß 1,8 Millionen) keine allgemeine statistische Aufnahme stattgefunden hat. Die Hauptstadt Buenos Ayres hat mit den Orten Flores, Belgrano und Barracas el Sud eine halbe Million und würde demnach die volkreichste Stadt des ganzen romanischen Amerika sein. — Meteorologische Erhebungen werden von 27 Orten der Republik mitgetheilt. Die niedrigste Durchschnittstemperatur weist die Station Ushuaia mit 6° C. auf; die höchste wurde in Corrientes mit 21° 51 beobachtet, am häufigsten kehren die Durchschnitte von 15 bis 17° wieder. Das höchste Wärmemaximum hatte die Station Santiago mit 45° C., das äußerste Minimum — 10° 5 — fand sich in Ushuaia. Die jährliche Niederschlagsmenge schwankt zwischen 1440 mm (Corrientes) und 137 mm (San Juan); recht geringe Niederschlagsmengen finden sich ferner in Mendoza (202 mm) und Rioja (303 mm), ziemlich hohe dagegen (über 1000 mm) in Concordia, Curugu Cuatia, Formosa, Goya und Hernandarias. — Die Einwanderung in den Jahren 1857 bis 1888 beziffert sich auf 1 416 000 Seelen. Hierbei ist eine allmähliche Zunahme mit Entschiedenheit zu konstatiren; denn auf das Jahrzehnt 1857 bis 1866 entfallen nur 80 000, auf 1867 bis 1876 bereits 399 000, auf 1877 bis 1886 aber 617 000, und auf die beiden letzten Jahre 120 000 + 200 000. — Der Viehstand Argentiniens wird auf 20 Millionen Rinder, 85 Millionen Schafe und 6 Millionen Pferde geschätzt; rechnet man im Durchschnitt je ein Stück zu 6, 1,2 und 4 Pesos, so ergiebt das einen Gesammtwerth von 246 Millionen Pesos oder 984 Millionen Mark. In den allgemeinen Produktionsverhältnissen bereitet sich eine Aenderung insofern vor, als die Erträge der Viehzucht eine beachtenswerthe Rivalin in der landwirthschaftlichen Erzeugung zu erhalten beginnen.

	1878	1885	1886	1887
Leinsamen	0,104	69	38	103
Mais (1877)	9,8	108	231	244,7
Weizen	0,109	78	37	285
Mehl	0,218	7	5	3,5
	10,231	262	311	636,2

	1878	1885	1886	1887
Talg	27	23	12	9
Konservirtes Fleisch	38	32	37	15
Kuhhäute	2,5	2,7	2,5	3
Schaffelle	28	31	35	25
Wolle	97	128	132	123
Schaffleisch, gefroren	—	2,8	7,3	10,7
	192,5	219,5	225,8	185,7

Das zeigt die obenstehende Tabelle, wobei die einzelnen Positionen nach Millionen Pesos angegeben sind.

Trotz des sehr bedeutenden Viehstandes wird weder Butter noch Käse ausgeführt, sondern man führt davon noch Quantitäten im Werthe von 2,4 Millionen Mark ein. Auch die Schweinezucht deckt den Bedarf nicht, ebensowenig der Anbau von Kartoffeln, Gemüse und Wein. Letzterer wird in Cordoba, Entre Rios, Colonia Roca und Buenos Ayres kultivirt (jährlicher Werth: 6 Millionen Pesos). An Eisenbahnen hat Argentinien 6 600 km. Die Anlagekosten derselben machen 167 Millionen Pesos aus, die Einnahme (1887) 26 Millionen, wovon 12,2 Millionen Reingewinn.

Die Einfuhr ist im Laufe der Zeit regelmäßig gestiegen. In den Jahren 1831 bis 1840 betrug sie im jährlichen Durchschnitte 3 Millionen Pesos, 1877 bereits 40 Millionen, 1886 aber 95 und 1887 endlich 120 Millionen, einschließlich des gemünzten Goldes und Silbers. Im Jahre 1887 vertheilte sich die Einfuhr auf folgende Hauptgegenstände: Garne und Webewaaren (29,5 Millionen Pesos), Mineralien, Metalle und betreffende Waaren (26,8), gegohrene Getränke (15,2), Holz und Holzwaaren (8,7), Kolonialwaaren (6,4) rc. Die Ausfuhr ist im Laufe der Jahre ebenfalls gestiegen, wenngleich sie mit den Einfuhrbeträgen nicht gleichen Schritt gehalten hat. Die Ausfuhr bezifferte sich im Jahre 1877 auf 44,7 Millionen Pesos, 1886 auf 70 Millionen und 1887 auf 91 Millionen (wirklicher Werth nach Seeber 113 Millionen). Die wichtigsten Positionen waren 1887: Wolle (32,7 Millionen Pesos), Kuhhäute (11,6), Weizen (9,5), Mais (7,2), Schaffelle (6,6) und Leinsamen (4,1). Sehr empfindlich ist der Rückgang in der Ausfuhr des getrockneten Fleisches; von 1877 auf 1887 sank nämlich — wegen der von Brasilien getroffenen Prohibitivmaßregeln — die Ausfuhrmenge von 38,7 Millionen Kilogramm auf 15 Millionen Kilogramm.

Recht beträchtlich ist endlich die Steigerung des überseeischen Schiffsverkehrs, was aus den folgenden Angaben ersichtlich wird:

1865:	906 Schiffe ankommend mit	257 000 T. Ladung,
1877:	2 835 „ „ „	929 000 „ „
1886:	11 015 „ „ „	3 515 000 „ „
1865:	930 „ auslaufend „	255 000 „ „
1877:	2249 „ „ „	827 000 „ „
1886:	8 243 „ „ „	3 153 000 „ „
1865: zusammen	1 836 Schiffe mit	512 000 „ „
1877: „	5 084 „ „	1 756 000 „ „
1886: „	19 285 „ „	6 668 000 „ „

Die Binnenschiffahrt wurde im Jahre 1880 bewirkt von insgesammt 36 149 Schiffen mit 1 950 000 T., 1886 aber von 50 260 Schiffen mit 5 220 000 T. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der russischen geographischen Gesellschaft wurde jüngst vom hydrographischen Amte eine größere Arbeit übersandt, welche die säkulare Hebung der finnischen Küste resp. die Verschiebung der dortigen Strandlinie behandelt, und welche den Chef der baltischen Landesaufnahme, den Oberst Michailof, zum Verfasser hat. Derselbe führt an, daß schon im Jahre 1754 die ersten Marken zur wissenschaftlichen Feststellung des Phänomens in einem Felsen bei Haugöndd eingeschlagen wurden, zwei andere wurden sodann im Jahre 1800 bei Sveaborg angebracht. Indessen erst seit dem Jahre 1837 wurden die Untersuchungen der Sache intensiver betrieben, und eine größere Anzahl von Marken in die Felsen gehauen, nachdem die russische Akademie der Wissenschaften unter Mitwirkung des damaligen Chefs der Aufnahmen und Vermessungen im Baltischen Meere — des Kapitäns 1. Klasse Reinecke — eine besondere Instruktion in der Angelegenheit erlassen hatte. Seit dem Jahre 1876 wurden die Beobachtungen noch regelmäßiger betrieben, und zwar theils von Seiten der Lootsenkorps an den Lootsenstationen, von denen periodische Berichte dem hydrographischen Amte eingereicht werden, theils von Seiten der Finnischen Gelehrten Gesellschaft, welche besondere Beobachtungsstationen — unter anderen in Haugöndd, Lokke und Helsingfors — eingerichtet hat. Die Resultate sind verschieden von Ort zu Ort. Die geringste Niveaudifferenz ergab sich in 33 Jahren (von 1836 bis 1869) bei Lechte, nämlich 3,8 Zoll, die größte in den 33 Jahren von 1839 bis 1872 bei Haugöndd, nämlich 11,11 Zoll; in Sveaborg betrug sie an einer Stelle (im Hafen) 8,9 Zoll und an einer anderen (bei den Krahnen) 9,8 Zoll, beides in 39 Jahren (1839 bis 1878).

— An der Murmanschen Küste treten die Finnen in immer schärferen Gegensatz zu den Russen. Diese Küste wird durch die Bucht von Kola in zwei fast gleiche Hälften zerschnitten — eine östliche, die sich bis zum Kap Swiätoi Nos erstreckt, und eine westliche, die bis zur norwegischen Grenze reicht. In beiden Hälften sind einige wenige Ortschaften vorhanden, aber in der westlichen sind diese etwas größer und dabei ordentlicher gehalten als in der östlichen; dort besteht die Mehrheit der Bewohner aus Finnländern, im Osten dagegen ausschließlich aus Russen. Abgesehen von diesen spärlichen und immer nur schwach bevölkerten Punkten erscheint die Murmanküste vom Oktober bis Ende März als ein völlig ödes, rauhes und felsiges Seegestade mit zahlreichen, mehr oder weniger geschlossenen Buchten. Diese stille Nordlandsküste beginnt im April sich mit der Ankunft der „pomorischen Promyschlenniki“, d. h. Gewerbetreibenden, zu beleben; sie erscheinen zu Kola, wohin sie sich aus ihren am Strande des Weißen Meeres zerstreuten Dörfern mit Rennthierschlitten oder zu Fuß durchgeschlagen haben. Der Dampfer der Murman-Kompagnie, der bei Kola überwinterte, beladt sich mit den Schaaren der Ankömmlinge und führt sie aus einander, zu den Ankerplätzen und Buchten, an deren Ufern die Sommerquartiere, Schuppen und Unterkunftshäuser für die in ihrem Gewerbe arbeitenden Männer bereit stehen. Hier auch überwinterten ihre Böte nebst zugehörigem Geräth, und so kann um die Mitte April das Gewerbe beginnen — eine harte, mit Entbehrungen und Gefahren mancherlei Art verbundene Arbeit, die aber dreitausend Erwerbsleuten Verdienst schafft und den Norden mit gutem Stockfisch und seinen Varietäten versorgt. Niemals umfaßt die so entbrannte Thätigkeit gleichzeitig und gleichmäßig die ganze Küstenlinie; vielmehr beginnt der Fang zuerst im Westen — nahe der norwegischen Grenze — da der Fisch im April um das Nordkap zieht, und nun die Fischer den Hauptmassen desselben in ihrer Bewegung gegen Osten nachfolgen. Die nach dem Durchgange des Hauptzuges an der Westküste zurückgebliebenen Gewerbsleute nebst den dort ansässigen Kolonisten legen sich jetzt auf den Fang der kleineren Art, so daß dieser Küstenstrich während des ganzen Sommers besetzt bleibt. Eben dadurch auch erklärt sich das Uebergewicht desselben über die Osthälfte, welcher die Wohlthat des Golfstromes außerdem in geringerem Maße zu Theil wird. Der diesjährige Fang war kein sehr ergiebiger; dafür hat sich der Preis des Fisches gehoben, nämlich auf 80 Kopeken für das Pud, also auf etwa $10^1/_2$ Pfennige unseres Geldes für das Kilogramm!

— Im Jahre 1889 wird zu Kasan ein Kongreß russischer Waldwirthe und Waldbesitzer zusammentreten, um namentlich die Frage einer rationellen Waldbewirthschaftung zur Erörterung zu bringen. Der Ort ist gut gewählt, denn zunächst liegt nicht fern davon eins der wichtigsten Waldgebiete Rußlands — das der oberhalb Kasans von links in die Wolga fallenden Wetluga, von welchem aus die Steppenlandschaften an der Wolga und am Don ihren Holzbedarf empfangen. Nur der Kreis Wetluga allein versendet jährlich über $^1/_2$ Million Stämme, außerdem starke Beträge an Brettern, Brennholz, Ther und Pech (von letzteren beiden Artikeln etwa 446 000 kg). Trotzdem wird über die dortige verkehrte Waldwirthschaft und die davon kommende Waldverwüstung stark geklagt, und namentlich wird das dortige Lohnsystem getadelt, bei welchem die Arbeiter nicht mit Geld, sondern in natura, d. h. mit Waldprodukten, bezahlt werden. Als eine Folge der Waldvernichtung wird die zunehmende Verseichtung der Wetluga selbst angesehen. Das erfreuliche Gegenstück hierzu bietet der Kreis Kasan nebst den unmittelbar anschließenden Gegenden. Allerdings herrscht hier im Gegensatze zu den Nadel- und Birkenwäldern der Wetluga der Laubwald vor: Linde, Eiche, Ahorn 2c. Im Betriebe derselben hat sich aber auf den großen Waldgütern ein 120jähriger Turnus eingebürgert, der sich für den ordentlichen Auswuchs als vollkommen genügend erweist. Das Holz der Jahresschläge geht hier in Tischler-, Drechsler- und Wagnerwerkstätten; namentlich liefert Kasan und Umgegend einerseits allerlei Säulen und Säulchen zu Geländern und Balustraden, andererseits ist es berühmt durch seine Wagenbauanstalten einfacher und feinster Art, deren Naturbedingtheit oder besser Naturgrundlage wir oben kennen lernten.

Asien.

— Herrn N. F. Katanof sind von der Petersburger Akademie der Wissenschaften, der dortigen Universität und der Geographischen Gesellschaft zusammen 2000 Rubel jährlich angewiesen worden, um in dem Bereiche der Turk-Stämme Sibiriens, der Mongolei und Ostturkestans sich ethnologischen und linguistischen Untersuchungen widmen zu können. Die Expedition sollte Petersburg am 21. Dezember neuen Stils 1888 verlassen und über Tomsk, Krasnojarsk, Minussinsk an den Oberlauf des Jenissei vordringen, wo die Verhältnisse der Ssajanischen Bevölkerung, d. h. der zwischen dem Ssajanischen Gebirge und dem Tannu-Ola hausenden, während des Jahres 1889 Gegenstand der Erforschung sein werden.

— Der Vorstand der Niederländischen Geogr. Gesellschaft hat vor wenigen Tagen Nachrichten von den Herren Planten und Wertheim erhalten, welche am 24. Oktober von Tual abgegangen waren. Beide hatten sich am 15. September zu Surabaja eingeschifft und waren erst am 11. Oktober an ihrem Bestimmungsorte angekommen.

Auf den Key-Inseln hatte anhaltende Trockenheit geherrscht, so daß das Land sehr dürr zu sein schien; so weit man bis jetzt beurtheilen kann, ist das Klima aber gesund, und der Steuermann A. Buy (der während der Monate Juli bis September in Vertretung des abwesenden Herrn Wertheim die meteorologischen Beobachtungen verrichtet hatte) befand sich vollkommen wohl. Man beabsichtigte nun zunächst das zur Verfügung gestellte Boot auszurüsten, worauf Herr Planten eine Recognoscirungsfahrt machen und mit den Häuptlingen Verbindungen anknüpfen wollte; auf dieser Fahrt sollte er durch Herrn Joakin, Vertreter der Firma Langen, begleitet werden. Vermuthlich wird in den meteorologischen Beobachtungen während dieser Zeit keine Unterbrechung eintreten.

Herr Wertheim war zum ersten Male am 3. April in Tual angekommen, hatte dort einen geeigneten Punkt für eine meteorologische Station, wo Windfahne, Barometer und Chronometer aufgestellt werden konnten, ausgewählt; in dem von der Firma Langen errichteten Gebäude sollten auch die Mitglieder der Expedition ihre Wohnung finden. Ein besonderes, ganz frei gelegenes Häuschen war zur Aufnahme der Thermometer bestimmt; in der Nähe desselben fand der Regenmesser seine Stelle. Herr Wertheim hatte einige geologische Untersuchungsreisen gemacht, bei denen er theilweise von dem mit dem Sammeln von Pflanzen beauftragten Eingeborenen begleitet wurde; letzterer ist unterdessen nach Buitenzorg zurückgekehrt. Die Inseln Key-Dullan, Dullan-Laut, Rumadan-Obur und Laag-Key wurden wiederholt besucht. Key-Dullan und den nördlichen Theil von Laag-Key hat Herr Wertheim in zwei Hauptrichtungen durchkreuzt und zwei kleine Seen im Osten von Dullan besucht. Ueberall hat er nur Korallenformation angetroffen; der Kalk ist stark verwittert, weshalb die in demselben vorkommenden Versteinerungen schwer zu bestimmen sind. Er beabsichtigte nun im November und Dezember Streifzüge nach Hoog-Key zu machen, wo er größere Abwechslung in der Formation zu finden hoffte.

Vom Juli bis September hatte sich Herr Wertheim nach Batavia begeben, um sich mit dem Vorstande der Geogr. Gesellschaft und dem Kommandanten der Marine in Verbindung zu setzen und wo möglich Ersatz für den erkrankten Lieut. z. See Meijes zu erlangen, was auch geschehen ist.

Die vorhandenen Geldmittel werden die Thätigkeit nur bis Ende März fortzusetzen erlauben, wenn bis dahin keine neuen Mittel verfügbar werden.

Auch vom Professor Wichmann sind gute Berichte eingegangen, wahrscheinlich ist er bereits mit der geologischen Aufnahme von Flores beschäftigt; nach den letzten Nachrichten vom 6. November war auch Prof. Weber wohl. Von dem Ingenieur R. van den Broek, der mit der Vermessung von Flores beauftragt ist, werden vermuthlich bald Mittheilungen eintreffen.

Afrika.

— In dem 4. Hefte der „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" berichtet Hauptmann von François ausführlich über die Expedition, welche er in der Zeit zwischen dem 8. Februar und 16. Juli 1888 von Bagida aus in das Innere des Togo-Gebietes unternahm und durch welche er bis nach Sürma, jenseits der Wasserscheide des Wolta und des Niger, in das Land der Moschi (ungefähr $11\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.) geführt wurde. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen des Reisenden über das wichtige Handelsemporium des oberen Woltagebietes, die Stadt Salaga, der „das seiner Sagenhaftigkeit entkleidete Timbuktu kaum den Rang streitig machen dürfte". Für Sklaven ist Salaga der wichtigste Markt im westlichen Sudan und es werden etwa 15 000 derselben jedes Jahr umgesetzt. Eine unter Heranziehung alles bekannten Materials und nach den Aufnahmen des Reisenden gezeichnete Karte des in Frage stehenden Gebietes (1 : 2 225 000) ist dem Berichte beigegeben. Hauptmann v. François, der Mitte September vorigen Jahres nach Deutschland zurückgekehrt war, hat bekanntlich im November eine zweite Reise nach Togo-Land angetreten. (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 48.)

— Lieutenant Otto E. Ehlers, der die Besteigung des Kilimandscharo in Gesellschaft von Dr. Hans Meyer ausführen wollte, ist glücklicher wie dieser mit einer 80 Mann starken Karawane bis zu dem Berge vorgedrungen, und es ist ihm gelungen, ihn bis zu einer bedeutenderen Höhe als seine Vorgänger (Johnston, Dr. Meyer und Graf Teleki) zu erklimmen. Der amerikanische Naturforscher Dr. Abbott begleitete ihn bis 5000 m. Da der Weg zur Küste durch die aufständischen Araber gesperrt ist, so gedachte der Reisende bis auf weiteres im Kilimandscharo-Gebiete, mit dessen Häuptling und Bevölkerung er auf freundschaftlichem Fuße lebt, zu verweilen, und noch eine Reihe von anderen Expeditionen in der Gegend zu unternehmen.

— In der Londoner Geographischen Gesellschaft erstattete der Missionar F. S. Arnot vor kurzem Bericht über seine siebenjährigen Reisen in Südafrika, die an Ausdehnung denjenigen Livingstone's nahe kommen, und die sich zu einem großen Theile auch auf dasselbe Gebiet erstrecken wie diese. Von Natal ausgehend (September 1881), erreichte er den Zambesi bei Sescheke und verfolgte den Lauf des Stromes aufwärts bis Lealui, von wo er sich durch den Widerstand des Häuptlings Liwanika gezwungen sah (Mai 1884), sich nach Bihé und Benguela, in dem portugiesischen Westafrika, zu wenden. Von dort kehrte er aber nach dem Inneren zurück, besuchte nahe den Quellen des Zambesi den kleinen Dilolo-See und verweilte endlich im Quellgebiete des Lualaba (Kongo) zwei Jahre bei dem König Msidi, dessen Macht sehr im Wachsen ist, und dessen Reich ebenso wie das des anderen großen Häuptlings Kangombe auf den Trümmern des einst so gewaltigen Muata-Jamwo-Reiches auferbaut wurde. — Herr Arnot beabsichtigt im März dieses Jahres nach der Lualaba-Gegend zurückzukehren.

Nordamerika.

— Ueber Cushing's Ausgrabungen nahe Zuñi gehen uns die nachfolgenden neueren Mittheilungen des bekannten Archäologen Bandelier zu. Derselbe schreibt:

„Unser Unternehmen in Zuñi geht sehr gut. Die sieben Pueblos von Cibola haben wir alle entdeckt bis auf einen. Fünf hatten wir mit Sicherheit bestimmt, den sechsten fanden wir während meiner letzten Anwesenheit dort: Ketchip-a-uan, wo noch die Ruinen einer Kapelle stehen, die aus dem 17. Jahrhundert stammen muß. Ob nun Nr. 7 A-pin-aua oder Kua-tina ist, steht noch in Frage. Es ist übrigens merkwürdig, wie sehr die Dokumente mit der Natur des Landes und den Traditionen der Indianer übereinstimmen. So habe ich z. B. einen Pfad gefunden, der schon im Jahre 1540 von den Offizieren Coronado's, und zwar sehr genau, beschrieben wurde. Die Ausgrabungen in Hal-on-aua (Zuñi) haben eine Menge interessanter Gegenstände, Töpfe, Geräthe, Waffen und vollständige Skelette zu Tage gefördert. Es wird sich nächstens fragen, ob wir in Zuñi selbst fort-

fahren, oder vielleicht nach Ha-ui-cu gehen, um dort unsere Ausgrabungen fortzusetzen."

Australien und Polynesien.

— Die Häuptlinge der Tubuai- oder Austral-Inseln Rurutua und Rimatura haben sich einer Angabe aus Brisbane zufolge mit dem Ersuchen an die englische Regierung gewandt, auch sie dem britischen Weltreiche einzuverleiben. Da die kleinen Inseln wenig Aussicht auf eine Entfaltung beträchtlicherer Hilfsquellen bieten, und zugleich abseits von der projektirten kanadisch-australischen Telegraphenlinie liegen, so hält man es in England aber kaum der Mühe für werth, dem Wunsche zu willfahren. Der betreffende Archipel liegt südöstlich von dem kürzlich von England annektirten Cook-Archipel (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 383), unter dem Wendekreise des Steinbocks, und besteht aus acht Inselchen vulkanischen Ursprungs, die insgesammt nur einen Flächeninhalt von etwa 180 qkm haben. Rurutua und Rimatura besitzen fruchtbaren Boden, aber keinen Hafen, und bei beiden Inseln wird die Landung durch Korallenriffe sehr erschwert. Ersteres hat etwa 600, letzteres 300 Bewohner, die den Gesellschafts-Insulanern verwandt sind. — Die etwas besser mit Ankerplätzen ausgestatteten Inseln Tubuai und Raivavai, die zur Gruppe gehören, stehen bereits unter französischem Schutze, so daß vielleicht auch die nahe Berührung mit der französischen Interessensphäre ein Bedenken gegen die Annexion bilden wird.

— Die Goldproduktion von Queensland ist noch im starken Steigen. Während man 1886 nur 341000 Unzen (im Werthe von $1^1/_5$ Millionen Pfd. Sterling) förderte, so betrug die Ausbeute im Jahre 1887 397000 Unzen ($1^2/_5$ Millionen Pfd. Sterling) und im Jahre 1888 sogar 426000 Unzen ($1^7/_{10}$ Millionen Pfd. Sterling). Die Zunahme kam vorwiegend auf Rechnung des Abbaues von Quarzgängen.

Allgemeines.

— Der aus dem vorigen Jahre aufgeschobene achte deutsche Geographentag wird am 24. bis 26. April dieses Jahres in Berlin zusammentreten. Das Programm desselben hat keinerlei Veränderungen erlitten. Als Gegenstände für die zu haltenden Vorträge und Berathungen werden willkommen geheißen: neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie; nicht veröffentlichte Ergebnisse von Forschungsreisen; neue Gesichtspunkte für geographische Forschung; praktische Verwerthung geographischer Ergebnisse; Vorlegung und Besprechung neuer Instrumente; Vorschläge für Aufgaben, welche der Geographentag ständig übernehmen könnte; methodologische und schulgeographische Fragen. Sollte die Zahl der angemeldeten Vorträge das Bedürfniß übersteigen, so wird seitens einer besonders zu ernennenden Kommission eine Auswahl getroffen werden, bei der wesentlich die Reihenfolge der Anmeldungen maßgebend sein wird. Die letzteren werden thunlichst bald erbeten. — Bereits angemeldete und vom Centralausschuß empfohlene Themata beziehen sich auf: Klimaschwankungen in kürzeren und längeren Perioden; Höhenmessungen; die Rechtschreibung geographischer Namen; Denudationsniveaus; die Verwerthung von Ausflügen im geographischen Unterrichte; geographische Schulsammlungen. — Die mit dem Geographentage zu verbindende Ausstellung soll sich ausschließlich auf Instrumente zur Höhenmessung, auf Höhenschichtenkarten, Reliefs und Profile, und auf die Literatur über Höhenmessung und der Verwerthung erstrecken. — Die Anmeldungen zur Theilnahme und andere Mittheilungen sind an die Geschäftsführung des achten deutschen Geographentages, Berlin W., Friedrichstraße 191, zu richten.

— General Alexis von Tillo hat der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die mittlere Höhe der Kontinente und die mittlere Tiefe der Ozeane in ihrer Beziehung zur geographischen Breite vorgelegt. Er theilt die Erdoberfläche in Zonen von je 10 Breitengraden ein. Die größten mittleren Höhen und Tiefen finden sich auf der nördlichen Hemisphäre zwischen dem 30. und 40. Breitengrade; auf der südlichen Hemisphäre zwischen dem 10. und 30. Grade. Diese Zonen sind zugleich auch Zonen maximaler atmosphärischer Aktivität und maximalen mittleren (jährlichen) Barometerdruckes. Die mittlere Höhe des Festlandes beträgt 693, die mittlere Tiefe der Ozeane 3803 m.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft hielt Professor Dr. Günther am 28. Dezember v. J. einen interessanten Vortrag über Zahlbegriff, Zahlschreibung und Rechenkunst im Lichte der Völkerkunde. Er führte dabei aus, daß das Studium der elementar-mathematischen Kenntnisse bei den verschiedenen Völkerstämmen eine der wichtigsten Aufgaben der vergleichenden Völkerkunde sei. Von den vier Etagen, welche die Worte „Zahlbegriff", „Zahlwort", „Zahlschreibung" und „Rechenkunst" bezeichnen, haben manche Naturvölker kaum die erste zurückgelegt, kein einziges aber sei bis zur vierten vorgeschritten. Mancher sonst nicht eben niedrig stehende Stamm sei nicht fähig, eine bestimmte Menge von Dingen anzugeben, und das Kindheitsalter des Zählens lehne sich allenthalben eng an die natürlichen Versinnlichungsmittel der Finger und Zehen an. Die Polynesier und Afrikaner stehen in dieser Hinsicht höher als die südamerikanischen Indianer. Die Kunst der Zahldarstellung macht in der Regel spätestens bei 20 Halt, Botokuden, Xingu-Indianer &c. erreichen diese Grenze aber bei weitem nicht. Von Zahlensystemen sind am verbreitetsten das Zehner-, Fünfer- und Zwanzigersystem — das letztere namentlich bei den Azteken und Mayas. Von Neuseeland kennt man durch Pott das Elfersystem, vom Benue durch Flegel das Zwölfersystem.

— Nach einer Zusammenstellung H. Wichmann's in dem 12. Bande des „Geographischen Jahrbuches" beläuft sich die Zahl der geographischen Gesellschaften gegenwärtig insgesammt auf 101; 29 derselben kommen auf Frankreich und seine Kolonien, 22 auf das Deutsche Reich, 9 auf Großbritannien und seine Kolonien, 6 auf die Schweiz, 5 auf das Russische Reich, 4 auf Italien, 4 auf Brasilien, 3 auf die Vereinigten Staaten, je 2 auf Oesterreich-Ungarn, Belgien, Portugal, die Niederlande, Spanien und Argentinien, und je eine auf Schweden, Dänemark, Rumänien, Japan, Aegypten, Mexiko und Peru. Die Zahl der Mitglieder sämmtlicher Gesellschaften betrug 1887 50500, die der französischen 19800, die der deutschen 9200, die der englischen 5600, die der italienischen 2550, die der österreichungarischen 1950 und die der russischen 1330.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

H. Wißmann's Kassai-Expedition.

Von H. Seidel.

(Mit vier Abbildungen.)

Nach den Karten der Stanley'schen Werke vereinigen sich die im transäquatorialen Theile des Kongobeckens durch Livingstone, Cameron, Pogge, Schütt, Buchner, Wißmann und die Portugiesen Capello und Ivens zahlreich bekannt gewordenen Flußläufe schematisch zu einzelnen größeren Tributären, die als Lomami, Sankuru, Ikelemba und Kwa in den Hauptstrom geführt werden. Gewisse ältere Zeichnungen dagegen kennen in dieser Zone nur das durch Livingstone erkundete Kassai-Saire-System, dessen kräftig entwickelte Sammelader zuerst eine östliche Richtung befolgt, sich aber später nach Nordwesten und schließlich nach Westen wendet. Livingstone sah den Kassai 1854 und 1855 unfern seiner Quelle, etwa in 11° südl. Br.; desto mehr muß die Genauigkeit überraschen, mit welcher der schottische Forscher auf Grund bloßer Erkundigungen die Verhältnisse dieses Gewässers dargestellt hat.

Zwanzig Jahre nach Livingstone kreuzte Dr. Paul Pogge 1875 und 1876 zweimal den Kassai bei Difunda, wo derselbe bereits nach Norden gekehrt ist. Pogge's Nachfolger in den Lunda-Staaten, Dr. Max Buchner, traf den Fluß auf der Hin- und Rückreise 1879 und 1880 zwischen dem achten und neunten Parallel und für beide Stellen fast unter gleichem Meridian (22° östl. v. Gr.). Wieder etwas nördlicher, im siebenten Breitengrade, näherte sich Schütt 1879 dem Kassai, und noch mehr gen Norden gerückt ist die Fährstelle der Pogge-Wißmann'schen Expedition, welche 1881 den Strom bei Kikassa überschritt. Endlich war es Pogge noch vergönnt, im Dezember 1883 die Konfluenz des Lulua mit dem Kassai, beinahe unter 5° südl. Br., zu besuchen, so daß einschließlich der als Seitenäste erkundeten Flüsse Loange, Lowuo, Tschikapa, Luatschim, Tschihumbo, Luembe und Lulua das zum oberen Kassai gehörige Netz bis Ausgang 1883 in den Umrissen festgelegt war. Ueber Endrichtung und Mündung aber herrschte völlige Ungewißheit, und nur die Thatsache, daß der Fluß, so weit er erforscht, immer nach Norden strömte, berechtigte Stanley zu der hypothetischen Vereinigung des Kassai mit dem Ikelemba. Da sich indeß bald herausstellte, daß der Ikelemba seiner geringen Wassermenge halber keinesfalls dem Kassai entsprechen könne, ließ Stanley die Frage offen, ob nicht in dem südlichen Kongobecken ein Binnensee, gleich dem Tschad, vorhanden sei, in welchen der Kassai münde. An eine Entscheidung im Sinne Livingstone's dachte man um so weniger, als der durch Major von Mechow bis zur Steinbarre Kingundschi bereiste Kuango zweifellos auf die Kwa-Mündung hinwies, womit das Vorhandensein eines anderen großen Gewässers in diesem Bereiche ausgeschlossen schien.

Das südliche Kongogebiet barg also hydrographische Räthsel genug, um die Explorationsthätigkeit hierher zu lenken, und deshalb ward — behufs endgültiger Lösung des Problems — unser bewährter Afrikaforscher, Hauptmann Hermann Wißmann, kurz nach der Rückkehr von seiner glänzenden Durchquerung des dunklen Erdtheiles, von dem Könige der Belgier, Leopold II., mit dem Auftrage beehrt, eine wissenschaftliche Expedition zum Kassai zu führen.

Die Begleiter, welche Wißmann zur Uebernahme selbstständiger Theil-Expeditionen sowie zur Ausführung der ver-

schiedenen wissenschaftlichen Arbeiten auswählte, waren: Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, der zugleich als Anthropologe wirkte, Premierlieutenant Curt von François, dem die Pflichten des Geographen oblagen, Lieutenant Franz Müller, der die meteorologischen Beobachtungen und die photographischen Aufnahmen besorgte, und Forstreferendar und Lieutenant Hans Müller, dem Zoologie und Botanik zufielen. Außerdem verpflichtete der Chef für die Expedition noch den Schiffszimmermann Bugslag, schon auf Mechow's Reise in Afrika erprobt, und dann die Büchsenmacher Schneider und Meyer.

Die Ausrüstung geschah in Berlin und Hamburg, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die geplante Erforschung des Kassai und die Anlage von Stationen. Das für 16 Trägerlasten eingerichtete zerlegbare Stahlboot erhielt den Namen „Paul Pogge". Die Bewaffnung bestand aus 500 Gewehren und dem durch Herrn von Krupp geschenkten eigens für die Reisezwecke angefertigten Geschütz. Unter der von Prinz Friedrich Karl gewidmeten deutschen Fahne sollte die Expedition ihren Marsch in Afrika antreten.

Am 16. November 1883 verließ Wißmann mit der Mehrzahl der Theilnehmer auf dem Dampfer „Professor Wörmann" den Hamburger Hafen. Mitte Dezember liefen die Reisenden Kamerun an, und einen Monat später, am 17. Januar 1884, trafen sie in dem Ausschiffungsplatze San Paolo de Loanda ein. Nachdem die Instrumente in der meteorologischen Station verglichen waren, begaben sich die Herren mit dem Flußdampfer „Serpa Pinto" den Kuanza hinauf nach Dondo, wo sie längeren Aufenthalt nahmen, um sich für die Tour nach Malange (spr. Malansche) vorzubereiten. Anfang März setzte sich die Expedition dahin in Marsch, zuerst auf gut gebauter Straße, der sogar eine steinerne Brücke nicht fehlte; doch schon nach $1^1/_2$ Stunden verschwand jeder gebahnte Weg, und nur Fußpfade liefen über Felsen, Bäche und Schluchten quer durch die Wildniß fort. Nördlich vom Kuanza kletterte die Karawane in beschwerlichem Anstieg zum centralen Plateau hinauf, gelegentlich eine der sogenannten „Patrulhas" oder Wachtposten berührend, welche die portugiesische Verwaltung zum Schutze der dünnbevölkerten Gegend in Abständen von 15 bis 20 Kilometern eingerichtet hat.

Kalamba-Mukenge.

Auf der Strecke bis Pungo N'dongo ward der Gesellschaft die unerwartete Freude, mit dem aus Lubuku zurückkehrenden Afrikaforscher Dr. Paul Pogge zusammenzutreffen. Seit der Trennung von Wißmann in Njangwe, im Mai 1882, hatte Pogge keinen Weißen gesehen, und jetzt, zwei Jahre später, führte ihm ein freundliches Geschick seinen alten Reisegefährten als ersten Europäer in die Arme.

Bei Pungo N'dongo überraschte die Expedition der Anblick der berühmten schwarzen Felsthürme, der Pedras negras, welche aus dem umgebenden Flachlande beinahe lothrecht zu 100 und 150 m Höhe emporschießen. Das Gestein ist nicht, wie früher behauptet wurde, vulkanischen Ursprungs, sondern besteht aus Sandstein und grobem Konglomerat mit starken Gneißeinschlüssen, was schon Dr. Max Buchner 1879 feststellen konnte (Vergl. die Abbildg. S. 69). Nach zweitägigem anstrengendem Marsche über eine heiße, wenig anziehende Ebene kam Malange in Sicht — der am weitesten gegen das Innere vorgeschobene Posten Angolas, welcher zugleich die Grenze des portugiesischen Machteinflusses bedeutet. In Folge ihres längeren Verweilens am Platze hatten die Reisenden Muße genug, um die dortigen Verhältnisse hinlänglich zu studiren. Sie gewannen Einblick in den Handel und die zum Theil recht sonderbaren Geschäftsbräuche; sie wurden mit Leben und Sitten der umwohnenden Bevölkerung vertraut, sahen das Mahamba-Fest begehen, das in einer Bitte um die Gunst der Glücksgöttin gipfelt, erfuhren aber auch unliebsame Begegnungen mit der westafrikanischen Treiberameise (Anomma arcens) einem überaus gefräßigen Thiere, vor dessen kräftigen Beißzangen nichts sicher war. Hunde, Vögel, selbst die Menschen hatten von den kleinen blutdürstigen Feinden zu leiden; in den Wohnungen konnte man ihrer erst Herr werden, als mit kochendem Wasser, Feuer und Spiritus gegen sie eingeschritten wurde.

Am 20. März traf Lieutenant Franz Müller, der den Rest der Ausrüstung von Europa nachbrachte, wohlbehalten in Malange ein. Unter seinen Vorräthen fanden sich zu aller Freude mancherlei schöne Sachen, die für das bevor-

stehende Festessen am Geburtstage Kaiser Wilhelm's eine erwünschte Zugabe bildeten. Um 5 Uhr nachmittags begann das Mahl; sämmtliche Honoratioren der Stadt waren geladen, fröhlich kreiste der Becher, die Trinksprüche wechselten rasch, und bald klang aus deutschem Munde ein begeistertes „Heil dir im Siegerkranz!" Mit Feuerwerk und einem flotten Tänzchen ging die schöne Feier zu Ende.

Vier Tage später riß der Tod das erste Opfer aus Wißmann's kleiner Schaar. Am 26. März erlag der Büchsenmacher Meyer aus Oldenburg einem perniciösen Fieber, nachdem ihn zuvor ein heftiger Durchfall längere Zeit geplagt und seinen an sich etwas schwächlichen Körper aufs Aeußerste erschöpft hatte. Die Beisetzung geschah unter zahlreicher Betheiligung der Einwohner; Wißmann, Dr. Wolf, von François und Müller I. trugen den Sarg, der neben dem Grabe Eduard Mohr's zur Erde gebettet ward.

Als Transportmittel für den Zug ins Innere mußte die Expedition, wie üblich, schwarze Träger anwerben. Die Weißen bedienten sich zum Weiterkommen der einheimischen Reitstiere, die, gut dressirt, jede Gangart gehen, springen, Hindernisse nehmen und in dem schwierigen Terrain durch kein anderes Thier zu ersetzen sind. Unter den wackeren Geschöpfen zeichnete sich besonders „Moscho" aus, der bereits mit Pogge in Njangwe gewesen war und jetzt wieder nach Lubuku zurückging, wo er zu Wißmann's Leidwesen durch die Unachtsamkeit eines Hirten ums Leben kam.

Am 16. Juli 1884 brach die Expedition von Malange nach dem Kuango auf; mit allem Anhang waren es über 500 Personen, die von den sieben Europäern in Zucht und Ordnung gehalten sein wollten. Schon in den ersten Tagen stellte sich die Unmöglichkeit heraus, den großen Schwarm vereint vorrücken zu lassen; deshalb wurde beschlossen, die Expedition in drei selbständige Karawanen zu zerlegen und getrennt zu marschiren, während Wißmann mit seinen ausgesuchten Leuten unabhängig von den einzelnen Trupps reiste und in steter Fühlung mit den Führern blieb. Der Weg lief anfänglich durch das Gebiet der Bondo-Neger und erreichte dann im August die räuberischen Hollostämme, deren Land eine ebene Präriezone bildet, die in den Regenmonaten auf bedeutende Strecken unter Wasser steht. Näher am Kuango wurde der Erdboden hügelig; viele steilgeböschte Thalrinnen durchfurchten die Gegend; in und an den Bächen wuchs dichter Papyrus, und stellenweise erschienen prächtige Galeriewaldungen an den Uferhängen. Der Flußübergang erfolgte im Ländchen der Mahari oder Makari und wickelte sich mit Hilfe des ausgezeichneten Stahlbootes „Paul Pogge" schnell und sicher ab, nur das Rindvieh verursachte, wie gewöhnlich, Störungen, und eine Kuh ertrank in der reißenden Fluth. Der Kuango liegt an der Fährstelle 679 m über dem Meeresspiegel, ist 100 m breit bei einer Tiefe von vier bis fünf Meter und hat etwas oberhalb mehrere Stromschnellen. Flußpferde und Krokodile ließen sich in Menge sehen.

Seit dem Betreten des rechten Kuangoufers (17. August) reiste die Expedition im Bereiche der Maschinsche und streifte nun, vom kleinen Kaloëflusse an, vereinzelte Kalundadörfer, hinter welchen ein breiter, unbewohnter Gürtel begann, der unter Mühen und Entbehrungen durchquert wurde. Bei den nächsten jenseitigen Ortschaften, die inmitten langgedehnter Maniok- und Bohnenfelder lagen, begegnete man einer 50 Personen starken Tupende-Karawane mit Palmöl und Raphiafaser-Stoffen. Sogleich entspann sich ein lebhafter Tauschhandel; namentlich suchte man seitens der Expedition die Vorräthe für den Zug durch die trostlose Waldöde Kundungulu möglichst zu vervollständigen. Denn Wißmann hatte zum Weitermarsch die von Buchner und Schütt benutzte Straße der Angola- und Bangala-Händler bestimmt, die auch Pogge zuletzt innehielt, und die verhältnißmäßig leicht zu begehen ist, obschon es an Lebensmitteln mangelt. Kurz vor Ende August hob die Regenzeit an; nach den einleitenden leichten Schauern erfolgte im September ein außergewöhnlich heftiger Regenfall, verbunden mit empfindlichen Temperaturrückschlägen. Das Thermometer sank oft in 15 Stunden von 30° C. auf 10° C.! So rückte die Expedition in die Wälder von Kundungulu ein. „Man macht sich eine falsche Vorstellung", sagt das Reisewerk, „wenn man hier einen Urwald mit gewaltigen Baumriesen und unentwirrbaren Lianennetzen vermuthet, vielmehr hat der Wald von Kundungulu eher das Ansehen eines ausgedehnten, schlecht bestandenen, aber ohne regelmäßige Linien angelegten Parkes, in welchem Gestrüpp und Gräser in wilder Harmonie wuchern."

Schwert. Scheide aus Holz. Schwert. Scheide aus Holz.

Kriegswaffen der Baluba.

Nach mancherlei Fährlichkeiten und mit Verlust zweier Träger — den einzigen von 500 Menschen — wurde das Hungerland glücklich bewältigt. Unerwarteten Aufenthalt bereiteten die sumpfigen, jetzt auf beiden Ufern weithin überschwemmten Thäler der zahlreichen linksseitigen Zuflüsse des Kassai. Am Loange, der in Schnellen und Wirbeln durch sein enges felsiges Bett rast, gönnte Wißmann der erschöpften Karawane etliche Ruhetage. Von dem Lagerplatze Kassamba entsandte er, im Interesse der späteren Unternehmungen, am 26. September Lieutenant Hans Müller mit 12 Mann nordwärts zu dem Negerfürsten Muata Kumbana, um bei diesem Erkundigungen über den Lauf des Kassai, Kuilu, Lowno und Luschiko einzuholen.

Müller's Weg lief anfänglich nahe am Loange hin durch ein wildes, gebirgiges Gelände, das reich an wunderbaren Fernblicken und landschaftlichen Reizen war. Der Stromlauf kennzeichnete sich schon von ferne durch eine schwere Schicht weißer Wolken, die ständig über dem Wasser hing. Selbst kleine Bäche besaßen solche Wolkenschicht, während im freien Lande und auf den Bergen die Sonne das Gewölk meist recht bald verscheuchte. In der Folge zog sich Lieutenant Müller zum Luschiko hinüber und verfolgte diesen bis zur Residenz des Muata Kumbana, oder, wie er sich lieber nennen hörte, Muata Jammo. Von allerlei Fetischen umgeben, saß der Häuptling im Kreise seiner vornehmsten Räthe; sein Gesicht war von Blatternarben entstellt und trug einen energischen und grausamen Ausdruck; die Augen blickten klug und lauernd. Den linken Arm

schmückte als Zeichen der Herrscherwürde ein wohl 4 cm starker, aus Menschensehnen geflochtener Armring — der Lukanu. Für den fremden Besuch hatte der Wilde die liebenswürdigsten Worte, da es seiner Eitelkeit schmeichelte, nun endlich einen Europäer bei sich zu sehen. Ueber die Geographie seines Landes theilte er Müller verschiedene interessante Punkte mit. Der Kassai — sagte er — wende seinen Lauf nach Westen; in ihn fließe der Tschikapa, der Lowuo, der Loange und der Kuilu. Der Kassai nehme zuletzt noch den Kuango auf, aber wo er ende, wisse niemand zu melden.

Mit diesen und anderen werthvollen Informationen versehen, trat Lieutenant Müller den Weitermarsch an. Eine angenehme Abwechfelung in der Landschaft bewirkten mehrere Seen, die sich vom unteren Luschiko bis halbwegs zum Kassai fortsetzten. Noch reizvoller wurde die Gegend zwischen den Flüssen Kombo und Lowuo. Haine von Oelpalmen krönten die Berge; über die Schluchten und Niederungen zogen sich schmale Urwälder hin, deren Ränder mit förmlichen Dickichten von Ananas umsäumt waren. Die wohlbearbeiteten Felder trugen Maniok, Erdnüsse, Mais und in kleineren Anpflanzungen Bohnen, Erbsensträucher, Bataten und Hanf, der hier schon zu Rauchzwecken diente. Beim Ueberschreiten des Lowuo entdeckte Lieutenant Müller einen prachtvollen Wasserfall, den er, zum Andenken an seinen nachher auf Luluaburg verstorbenen Bruder, „Franz Müller-Fall“ getauft hat.

Einige Tage darauf überschritt die Theilexpedition bei Kipoko, wenig oberhalb der bekannten Fährstelle Kikassa, den ersehnten Kassai. Der erste rechtsseitige Stamm der Baluba, die „diebischen Tuschilange“, wie sie Pogge und Wißmann 1881/82 genannt haben, machte seinen Namen redlich zur Wahrheit. Ungleich gesitteter war das Völkchen der Bena Bela, die links vom Mujau wohnen, während auf dem rechten Ufer bereits Lubuku beginnt, das „Land des heiligen Hanfes“, in dessen Hauptstadt Mukenge Lieutenant Müller von Sangula-Meta, der Schwester des Fürsten,

Die Station Mukenge (Pogge's Wohnhaus).

und dem Thronfolger Kalamba-Muana und einer großen Menschenmenge freundlich bewillkommnet wurde. Am nächsten Morgen vereinigte ihn ein zweistündiger Weg mit seinem Bruder und den übrigen Herren der Expedition.

Die große Karawane hatte, seit Müller's Entsendung nach Norden, bis zum Tschikapa eine vorherrschend westliche Richtung innegehalten. Bei den schlauen, handelsgewandten Kioque (oder Kioko), deren Gebiet der Zug kreuzen mußte, fanden die Reisenden nicht immer gefällige Aufnahme. Die Kanus zum Passiren der Flüsse wurden in der Regel erst nach Androhung von Gewaltmaßregeln ausgeliefert, da Wißmann unmöglich die übertriebenen Preise zahlen konnte und wollte, welche ihm das habgierige Volk ursprünglich abverlangte. Bei Kassansche betrat die Expedition das Land der unverschämten diebischen Tupende, über deren freches Benehmen auch Lieutenant Hans Müller geklagt hat. Für die Trägheit des Volkes legten die verwahrlosten Aecker genügend Zeugniß ab, für seine Putzsucht sprachen die mit Federn und Papierstückchen phantastisch gezierten Haartrachten. Am 18. Oktober lagerte Wißmann zum letzten Male auf dem linken Kassai-Ufer. Der ganze Troß war beisammen, damit die Ueberführung thunlichst geeint und ohne Zeitverlust ausgeführt würde. Mittelst 20 recht bequemer und großer Kanus und im Angesicht einer bunten, neugierigen Menge ging die Passage von statten, und bald setzte die Karawane ihren Marsch nach Tschimbundu, dem nächsten Ruheplatze, fort. Der Kassai hatte an der Fähre eine Breite von 250 bis 300 m bei 3 bis 6 m Tiefe und lief mit einer Geschwindigkeit von 100 m in der Minute nach Nordwesten. Die begleitenden Erhebungen überragten den Wasserspiegel um 100 bis 150 m; sie senkten sich am rechten Ufer steil zum Strome hinab, während sie am linken eine breite Wiesenniederung freigaben, durch welche sich kleine Gefließe hindurchschlängelten.

Der Kassai bildet in jeder Weise eine wichtige Grenze. Mit ihm verändert sich der Charakter der Landschaft, indem

jenseits schon, ununterbrochen allerdings erst vom Lulua an, die weiten Prairien Mittelafrikas beginnen. Mit ihm erscheinen neue, eigenthümliche Formen der Thier- und Pflanzenwelt. Der graue Papagei tritt in Schwärmen auf, die erste Elephantenspur wird gesehen, und drüben wohnen die Baluba-Völker, in allem merklich unterschieden von den Stämmen auf dem linken Ufer des Stromes und bis zur Küste zurück.

Fast durch zwei Längengrade, vom 21. bis zum 23. Meridian, bewegte sich die Expedition vom Kassai in östlicher Richtung — bald in dumpfig-feuchtem Urwalde, bald auf welliger, sonnenheißer Kampine, bald durch Schluchten und Sümpfe — auf Mukenge zu. Gleich der zweite Reisetag wurde zu einem Besuche der Kassai-Fälle benutzt, wohin Wißmann mit Franz Müller und Kurt von François und 27 Trägern früh am Morgen aufbrach. Doch nicht vor Abend bekamen die Herren den prächtigen Fall zu Gesicht. In drei Armen stürzten die gewaltigen Wassermassen wirbelnd und schäumend in der Breite von 200 m über das felsige Bett in ein 6 m tiefer gelegenes Becken; hier strömten sie voll jäher Hast einem nur 30 m weiten Felsenthor entgegen. Die Massen schoben und drängten sich, an den nackten Wänden leckten die gejagten Wellen hoch empor, und hindurch eilte in heftigem Toben das erregte Element, um noch lange schäumend zwischen Palmen und Pandanus hinzufließen. Der Fall erhielt den Namen des am 16. März in Loanda verstorbenen Dr. Paul Pogge.

Etwa bis Anfang November weilte die Karawane im Lande der diebischen Tuschilange, die ein Mischvolk aus Ureinwohnern und den von Süden her eingedrungenen Baluba sind. Dann änderte sich das Wesen der Bevölkerung, und zugleich erschienen statt der früheren leichten Hütten fester

Das Zusammentreffen mit Lukengo-Muana.

gebaute Häuser, die symmetrisch um eine geschmackvoll angelegte Dorfstraße gruppirt waren. Außer dem Luëngo schnitten der Luëgo, der Zambu und Mujau den Reisepfad der Expedition. Beim Häuptling Kambulu befand man sich bereits im Machtgebiete Kalamba's. Ueberall kündeten Hanfkulturen und Hanf rauchende Männer und die umfangreichen Hanfpfeifen auf den „Kiotas“ oder Versammlungsplätzen der Dörfer die Nähe der Hauptstadt des Hanfdienstes an. Der Einzug in die Residenz des Fürsten erfolgte am 8. November unter Entfaltung höchster Feierlichkeit. Kalamba selbst (S. Abbildung 1) mit den Vornehmsten seines Hofes nahm die Gäste, seinen Freund Wißmann an der Spitze, auf der Kiota freudig in Empfang.

Das große und eigenartige Volk, bei dem sich die Expedition jetzt auf Monate fest niederließ, war erst seit wenigen Jahren, seit der Pogge-Wißmann'schen Reise hierher, den europäischen Forschern näher bekannt geworden. Die Baluba, wie der Gesammtname lautet, zerfallen in drei gesonderte Gruppen, in die westlichen oder die Tuschilange (Sing. Kaschilange), die sich auch Baschilange (Sing. Muschilange) nennen und staatlich kleine Republiken bilden; in die mittleren oder die „Bena Riamba“ (d. h. „Söhne des wilden Hanfes“) die ihren Stützpunkt in Mukenge und dem Reiche Kalamba's haben, das in der Sprache des Hanfkultus „Lubuku“ oder Freundschaft heißt; und in die „wilden Baluba“ oder, nach eigener Bezeichnung, die Baschilange, welche den Raum östlich vom Lulua bis zum Lomami erfüllen.

Bei den mittleren Baluba (Sing. Muluba) hat sich seit ungefähr 15 Jahren um das neuerdings in ganz Centralafrika übliche Hanfrauchen ein besonderer Hanfdienst gebildet, zu dem in bestimmter Weise getauft wird, und der in lärmenden Riamba-Festen und -Tänzen seinen feierlichsten

Ausdruck findet [1]). Charakteristisch für Land und Leute ist das in Lubuku unaufhörlich gebrauchte Wort „Moio“, welches Leben, Gesundheit, eine Bekräftigung, ein Zeichen des Einverständnisses bedeutet. Jede der so beliebten langen Reden, jeder Befehl und jede Verhandlung hebt mit einem schallenden „Moio“ an, und jedes Wort des Redners wird dann laut, stürmisch oder jubelnd wiederholt, bis er schließt mit dem breitgedehnten „Toh-polah“, „Ich habe ausgesprochen“.

Die Hauptstadt Lubukus, Mukenge, liegt in ziemlicher Höhe auf der Wasserscheide zwischen Mujau und Lulua und gewährt eine entzückende Fernsicht in die benachbarten Flußthäler, welche im Schmucke üppiger Galeriewaldungen prangen. Der Ort zählt gegen 800 in Hausform erbaute Hütten, die zierlich aus Stroh geflochtene Wände und Dächer haben. Daneben sind zehn weißgetünchte Lehmhäuser zu sehen, deren stattlichstes 20 m lang, 8 m breit und 6 m hoch ist und den „Palast“ des Häuptlings vorstellt. Eins der anderen Lehmhäuser war zu Pogge's Zeit das deutsche Stationsgebäude, worin der verewigte Forscher beinahe $1^1/_2$ Jahre gewohnt hat (S. Abbildung 3). Kalamba bot das Haus sofort der Wißmann'schen Expedition an und versprach für die nothwendigen Ausbesserungen zu sorgen. Wißmann wollte jedoch Mukenge als Station der deutschen Afrikanischen Gesellschaft fortbestehen lassen und entschied sich daher für einen von der Hauptstadt 10 km entfernten Platz in strategisch günstiger Lage, auf dem linken Hochufer des Lulua, wo dieser durch das Gebiet des jungen unternehmenden Häuptlings Tschingenge fließt. Tschingenge selbst befand sich zur Zeit am Hofe Kalamba's, wohin dieser den unbequemen Nachbar aus „Staatsrücksichten“ befohlen hatte und ihn nun wie einen Gefangenen in strenger Obacht hielt. Auf Wißmann's Einreden gab Kalamba dem Entthronten Land und Würden zurück und gestattete, wenn auch ungern, den Abzug der Expedition an den Lulua. Denn es kam den Offizieren begreiflicher Weise Alles darauf an, eine möglichst sichere Stellung zu gewinnen, in der sie sich mit ihrer geringen Mannschaft gegebenen Falls auch gegen größere feindliche Massen erfolgreich vertheidigen konnten. Ein dominirender Hügel, 70 m über dem Lulua und 1200 m von diesem entfernt, ward als Bauplatz für die Niederlassung Luluaburg ausersehen. In wenigen Tagen erwuchsen hier zur einstweiligen Unterkunft geräumige, bienenkorbähnliche Grashütten, welche bald durch feste Lehmhäuser ersetzt wurden. In den $3^1/_2$ Monaten — so lange die Expedition sich in Luluaburg aufhielt — entstanden zwei Wohnhäuser, eine Küche, ein Bade- und Waschhaus, sowie eine Kaserne für 60 Mann, ein Waarenhaus mit Schutzdecke gegen Feuersgefahr, Arbeitsschuppen und mehrere Viehställe, sämmtlich eingeschlossen von einem hohen Spriegelzaun, der im Sechseck rings um die kleine Burg lief. Zugleich schritt man zu Anbauversuchen mit europäischen und einheimischen Kulturpflanzen, die, mit geringen Ausnahmen, durchgängig gute, zum Theil sogar überraschende Erfolge lieferten. Gar nicht gedeihen wollten Hafer, Gerste, Weizen, Roggen, Luzerne und Klee; vorzüglich kamen Gurken, rothe Rüben, Radieschen, Rettiche, Zwiebeln, Lauch und Salat fort. Der Reis, den Pogge 1882 im Lande eingeführt hatte, war so weit verbreitet, daß die Expedition ansehnliche Mengen als Reiseproviant einkaufen konnte. Nicht minder lohnend erwiesen sich Erdnüsse, Maniok, Zuckerrohr, Tabak und Hanf, die insgesammt, dank der gleichmäßigen und ausreichenden Niederschläge, dem Ackerbauer von Jahr zu Jahr ergiebige Ernten in Aussicht stellen.

[1]) Wir beabsichtigen, über diesen völkerkundlich bedeutsamen Gegenstand eine eigene Abhandlung zu bringen, worin die obigen mageren Andeutungen ihre nähere Ausführung erhalten sollen. H. S.

Das Leben auf der Station gestaltete sich sehr regelmäßig. Früh um $^3/_4$ 6 trat die schwarze Mannschaft zur Verlesung an, und Lieutenant Franz Müller theilte sie den verschiedenen Arbeiten zu. Um 6 Uhr war gemeinsamer Thee für die Weißen, worauf nach Wißmann's Anordnung jeder an seine Beschäftigung ging. Das Frühstück wurde um 12, die Hauptmahlzeit zwischen 6 und 7 Uhr eingenommen, und gegen 9 Uhr kam der Thee. Um 10 Uhr lag bereits alles in tiefem Schlummer.

Die Herren der Expedition gehen sicher nicht fehl, wenn sie in dieser Regelmäßigkeit einen Hauptgrund für ihr im allgemeinen gutes Befinden auf Luluaburg erblicken. Mit Ausnahme des traurigen Falles von Lieutenant Müller I. sind in der ganzen Zeit keine ernstliche Gesundheitsstörungen vorgekommen. Die Krankheit Müller's, ein perniciöses Fieber, setzte aber gleich so heftig ein, daß er schon am ersten Nachmittage delirirte und am dritten Tage trotz aller Mittel und Pflege in den Armen seines trostlosen Bruders das Leben aushauchte. Im Urwalde vor zwei riesigen Sandsteinblöcken ward der Entschlafene zur letzten Ruhe bestattet. Zimmermann Bugslag hat nachher das Grab durch eine Umzäunung und ein einfaches Holzkreuz, das den Namen des Verstorbenen trägt, in sinniger Weise geschmückt.

Der plötzliche Todesfall war ein trüber Anfang für das neue Jahr. Am schwersten litt Hans Müller unter dem Verlust, und die tiefe seelische Erregung warf den ohnehin von der Muata-Kumbana-Reise noch angegriffenen Offizier von neuem auf das Krankenlager, so daß er zu seiner Genesung nach Mukenge übersiedeln mußte, wo unter Dr. Wolf's umsichtiger Leitung inzwischen die von Pogge angelegte Station wieder hergestellt war. Wolf selber befand sich zur Zeit auf einer Theilexpedition im Norden und Nordwesten von Lubuku, um mit dem kriegerischen Volke der Bakuba, deren Gebiet bis an den Lulua und Kassai reichen sollte, in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Noch vor Jahresschluß, am 30. Dezember 1884, brach der Stabsarzt mit 27 Mann von Mukenge auf und setzte in nordwestlicher Richtung über den Lulua, wo er jenseits, am Muansangomma, zu einem Stamme geschickter Eisenarbeiter kam, die in ihren Schmieden mit Werkzeugen einfachster Art das geschätzte Metall zu Waffen und Geräthen umwandelten. Da sich zu den Bakubu kein Führer auftreiben ließ, kreuzte der Reisende, einen anderen Weg nehmend, den zum Lulua gehörenden kleinen Luehlo, auf dessen nördlichem Ufer die Bakete sitzen. Von jetzt ab verschwanden die europäischen Zeuge in der Bekleidung der Schwarzen, und nur selbstgewebte Stoffe aus der Raphiafaser blieben im Gebrauch. Zur Bewaffnung dienten Bogen, Pfeile, Speere und Messer; denn das Feuergewehr war den Bakate noch unbekannt. Ebenso rauchten sie keinen Hanf, wie die Baluba, sondern viel Tabak, der hier überall und ohne Pflege gedieh. Unfern des Dorfes Muanika stieß Dr. Wolf plötzlich auf die erste Bakuba-Ortschaft, der sich bald andere und größere anreihten. Durch die erstaunlich ausgebildete Trommelsprache wurde das Kommen des weißen Mannes schnell im ganzen Lande und bis zu den Ohren des mächtigen Lukengo Muana verkündet, der, von Neugier getrieben, dem seltenen Gaste an 40 km entgegenreiste. Bei Ibanschi fand die Begegnung statt (S. Abbildg. 4). Der Bakubafürst, ein starker, fettleibiger Mann von mehr als 200 Pfund Gewicht, schien über den Besuch sichtlich erfreut, namentlich über dessen friedliche Absichten, und ließ deshalb Dr. Wolf seinen vollen Schutz angedeihen, so daß diesem Gelegenheit ward, sich nach Land und Volk ausreichend zu erkundigen. Dabei erstattete ihm einer der alten Räthe Lukengo's höchst wichtige Aufklärung betreffs der rechtsseitigen Zuflüsse des Kassai, denen der erfahrene Neger zur Verwunderung seines Zu-

hörers den Sankuru und den noch nördlicher verlaufenden Lukenge zuzählte. In den Bakuba entdeckte der Reisende ein kräftiges, in mancherlei Handwerk und Kunstfertigkeiten wohlerfahrenes Volk, das völlig zu erforschen ihm leider die knapp bemessene Zeit verbot. Am 5. März brach er von Ibanschi auf, zunächst in der Absicht, einige Ansiedelungen der Batua, dieses innerafrikanischen Zwerggeschlechtes, kennen zu lernen, von dem er Angehörige bereits im Gefolge Lukengo's gesehen hatte. Der Plan gelang, und wieder stand ein Europäer unter den vielberufenen Pygmäen, die hier nur zwischen 135 bis 144 cm Körperlänge aufwiesen. Ihre Hautfarbe war ein gleichmäßiges Dunkelbraun; als Waffen benutzten sie Bogen und Pfeile, seltener Messer, da sie mit Vorliebe der Jagd oblagen und nicht nur sich, sondern auch ihre Nachbaren mit Wildpret versorgten.

Auf dem Rückmarsche wußte Dr. Wolf seinen Sammlungen den berühmten Schutzfetisch Makuba-Buanga des Häuptlings Tschiehwu einzuverleiben und damit ein kostbares Denkmal aus dem Volksthum Mittelafrikas für die Wissenschaft zu retten. Am 17. März war der Reisende wieder in Luluaburg, wo er von den Offizieren nur Wißmann allein vorfand, da auch von François inzwischen eine Theilexpedition angetreten hatte und Hans Müller sich noch um seiner Gesundheit willen in Mukenge aufhielt.

Premierlieutenant von François sollte seinem Auftrage gemäß einen Vorstoß in das Gebiet der östlichen Baluba, insbesondere zu dem Häuptlinge Mona-Tenda, unternehmen, der bereits mehrmals um den Besuch der weißen Männer gebeten hatte. Der Zug verlief nicht ohne Gefahr; denn schon jenseits des Lubi — wohl zu unterscheiden von dem weiter gen Osten strömenden gleichnamigen Nebenflusse des Sankuru — schlug das bisher freundliche Wesen der Eingeborenen in zudringliche Unverschämtheit um. Den frechen Häuptling Pinda mußte François geradezu aus dem Zelte hinauswerfen, und der neugierige Mona-Tenda entpuppte sich schließlich ebenfalls als ein verschmitzter, habsüchtiger Bursche, der erst vor geladenen Gewehren zurückwich. Dabei herrschte im Lande fortwährende Fehde. Tenda's Krieger plünderten in des Häuptlings eigenen Ortschaften, löcsten aber zu François' geheimer Freude von den erbitterten Bewohnern, die ihr Hab und Gut wacker vertheidigten, mehrmals gewaltige Schläge. Zum Glück machte François einige weitgereiste Leute ausfindig, die nicht nur in den südlich gelegenen Lunda-Staaten Bescheid wußten, sondern auch über die Länder und Völker des Ostens Auskunft ertheilen konnten.

In dem großen Baluba-Dorfe Kamuanda beobachtete v. François zahlreiche kunstgeübte Mabele-Arbeiter, die auf ihren primitiven Webstühlen aus den breiten Fiederblättchen der Palmwedel nach deren vorheriger Schälung und Zerschlitzung mit Nadel und Spannrahmen die beliebten Faserstoffe anfertigten.

Ueber die an Eisenstein reichen Thäler des Delela und Lubi wanderte der Reisende nach Mukenge zurück, traf unterwegs mit Kalamba zusammen, der eben Steuern eintrieb, und langte trotz der anfänglichen Widerwärtigkeiten am 24. März wohlbehalten auf der Station bei den Gefährten an. Hier fand er alle beschäftigt mit Zurüstungen für die bevorstehende Kassai-Reise. (Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Diercks.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Ein eigenartiger romantischer Hauch lagert über dem kleinen Staatsgebilde, welches sich in einem der südlichen Seitenthäler der Ost-Pyrenäen bis auf unsere Zeit unabhängig von den benachbarten großen Staaten Frankreich und Spanien erhalten hat. Die winzige Republik Andorra kann mit Recht als ein unschätzbares Denkmal jener Epoche gelten, in welcher der Grund zu den christlichen Staaten gelegt wurde, aus denen im Laufe von mehr als tausend Jahren das heutige Spanien entstanden ist. Für den Geschichtsforscher, für den Kulturhistoriker, für den Archäologen auf politischem Gebiet bietet Andorra einen ungemein werthvollen Studiengegenstand, denn die Einrichtungen, die Sitten und Gebräuche haben sich dort zum Theil noch unverändert erhalten, wie sie im Mittelalter waren. Die primitiven Verfassungen der nordspanischen Fürstenthümer, Grafschaften, Königreiche und Republiken, von welchen der Kampf gegen die allmächtigen südspanischen Khalifen ausging, haben ihr getreues Spiegelbild in dieser kleinen Republik, in der uns alles an Karl den Großen, an Ludwig den Frommen, an die Kämpfe zwischen dem Islam und dem Christenthum erinnert — an diese Kämpfe, welche beinahe acht Jahrhunderte lang auf dem Boden der iberischen Halbinsel ausgefochten wurden.

Nicht am wenigsten wunderbar erscheint es aber, daß der kleine Staat von seinen Nachbarn nicht, wie alle anderen Viguerien und Grafschaften in seiner Umgebung, verschlungen worden ist, daß seine alten Vorrechte und Freiheiten unangetastet geblieben, geachtet worden sind. Man kann sagen, daß seit der Entstehung Andorras Frankreich und Spanien stets von dem Wunsche erfüllt gewesen sind, dieses winzige neutrale Gebiet zu annektiren, und doch hat es keine der beiden Mächte gewagt, ihr Gelüste zu befriedigen. Noch vor fünf Jahren machte Frankreich wieder Miene, das rauhe Hochgebirgsthal mit Beschlag zu belegen, aber Spanien erhob Widerspruch dagegen, und die Fortexistenz Andorras als unabhängige Republik wurde dadurch bis auf weiteres gesichert.

Daß das fragliche Ländchen aus allen diesen Gründen und aus anderen, welche in seiner äußeren Erscheinung und Beschaffenheit liegen, das Interesse der Geographen, Historiker und Touristen in hohem Grade anzieht, ist leicht begreiflich, und dieses Interesse wird sogar von denen getheilt, welche in seiner nächsten Nähe wohnen. Trotzdem ist die Republik Andorra der gebildeten Welt wenig bekannt, und dies liegt wohl daran, daß sie für den Reisenden schwer zugänglich ist, daß ihre Wege für den verwöhnten Touristen kaum gangbar sind, und daß es bei seinen primitiven Einrichtungen aller und jeder Bequemlichkeiten entbehrt, welche der Kulturmensch der Gegenwart auf Reisen verlangt. Der Besuch Andorras ist mit Strapazen, ja mit Gefahren verbunden, und unge-

Der Saumpfad von Puymorens.

mein klein ist und bleibt daher die Zahl derjenigen, welche in die wildromantischen Thäler der Valira eindringen.

Seiner geographischen Lage, seiner Bodenbeschaffenheit, seiner politischen Geschichte gemäß gehört die Republik Andorra ohne Zweifel zu der iberischen Halbinsel und nicht zu Frankreich. Aus diesem Grunde hat denn auch Spanien in neuerer Zeit immer, wenn sein Nachbar der Unabhängigkeit des kleinen Landes ein Ende machen wollte, seine natürlichen Besitzansprüche und historischen Rechte seinem Nebenbuhler gegenüber geltend gemacht.

Die nach den neuesten statistischen Angaben 507 qkm umfassende kleine Republik bildet ein Gebiet von dreieckiger Grundform, schließt sich mit einer seiner Seiten an die Kammlinie der Pyrenäen an und erstreckt sich von dort nach Süden, mit seiner Spitze nach dem berühmten Bischofssitz Seo de Urgel hinweisend. Seit uralten Zeiten, nachweislich aber jedenfalls in der Epoche der punischen Kriege, dienten die Thäler dieses Ländchens dem Verkehr zwischen dem Norden Iberiens und dem Süden Galliens. Die germanischen Völker, die Westgothen und die Franken, haben oft die Pässe und Thäler Andorras benutzt, um von einem zu dem anderen Lande zu gelangen, denn auch selbst im Winter ist im allgemeinen die Kommunikation nicht gestört, wenngleich sie nicht gerade leicht oder bequem ist.

Den Hauptbestandtheil des winzigen Landes bildet das Thal der Embalira oder Balira oder Valira, die sich bei dem tiefer südlich gelegenen Seo de Urgel mit dem Segre verbindet, der einer der wichtigsten Nebenflüsse des Ebro ist. Neben der Embalira sind es aber noch zahlreiche andere kleine Gebirgsbäche, welche das Gebiet Andorras durchziehen, und unter denen der Ordino und der Os als die größten zu erwähnen sind. Außer dem Mittelthale, das die Republik ihrer Länge nach durchquert, sind noch zwei andere Thäler zu unterscheiden, welche sich auf das erstere öffnen und von dem Gebirgskamm ausgehen, wodurch eben die Grundform eines etwa gleichseitigen Dreiecks gegeben wird. Diese Gestalt ist auch maßgebend für die Pfade, auf denen man nach Andorra gelangen und es passiren kann. Man muß sich des Wortes „Pfad“ bedienen, weil von größeren Wegen und gebahnten, vollends von fahrbaren Straßen in

Alt-Andorra und sein Thal.

dem ganzen Lande keine Rede ist. Während Andorra von Süden, von spanischer Seite, nur einen Eingang hat — wenn wir von den vielleicht einigen Schmugglern bekannten Seitenwegen absehen — so öffnet es sich nach Frankreich doch mindestens an zwei, und zeitweise, im Sommer nämlich, an drei Stellen. Der westliche Eingang befindet sich bei dem am Pic de Siguer (2903 m) gelegenen Port de Siguer und wird von Tarascon aus über Vic Dessos erreicht. Der östliche Eingang ist von mehreren Seiten aus zugänglich. Die Hauptwege zu demselben führen von Ax und von Prades aus nach Hospitalet und dem Col de Puymorens (1931 m S. Abbildung 1). Von Mérens aus kann man ferner über den Pic de Fontargente (2188 m) in das Embalira-Thal eindringen. Auch vom Thal der Noguera Pallaresa, und genauer von dem des kleinen östlichen Nebenflusses der Noguera — Cardos — ist ein Zugang in das Ordinothal vorhanden.

Damit sind jedoch diejenigen Wege angegeben, auf denen die Reisenden nach Andorra gelangen können; selbstverständlich werden kühne Bergsteiger und Schmuggler noch mehrere andere Möglichkeiten finden, die Andorrathäler zu erreichen.

Die Bodenbeschaffenheit der letzteren entspricht derjenigen jenes Theiles der Ostpyrenäen. Den Grund bildet Granit, der stellenweise von Schiefer und Kalkgesteinen abgelöst wird. An verschiedenen Stellen treten Porphyrarten zu Tage und geben Kunde von einer das Gebiet Andorras seiner ganzen Länge nach durchziehenden Zone von Eruptivgesteinen. Reich ist das kleine Gebirgsland an Eisenerzen, die jedoch bis jetzt vollkommen ungenutzt geblieben sind. Auch Spuren von Edelmetallen sind vorhanden, und die Embalira ebenso wie der Segre sollen Goldstaub mit sich führen. In früheren Zeiten scheint die Masse der Goldpartikelchen, welche in der Embalira gefunden wurden, sogar ziemlich beträchtlich gewesen zu sein, wenn wir den Angaben älterer geographischer und beschreibender Werke vertrauen sollen.

Ist ganz Andorra reich an Quellen, so sind besonders bemerkenswerth die bedeutenden Massen außerordentlich heißer Quellen, welche in Las Caldas in der Nähe von Andorra la Vieja dem Boden entströmen. Bis jetzt sind dieselben noch nicht hinlänglich untersucht worden, denn die mißtrauischen Andorraner haben dies immer zu verhüten

gesucht; so weit bekannt, sind diese heißen Quellen aber nicht wesentlich unterschieden von den bei Ax und Puigcerda vorhandenen und großentheils schwefelhaltig. Der Versuch, diese völlig unbenutzten Wasser für die Anlage von Badeanstalten zu verwerthen, ist bis jetzt immer an dem hartnäckigen Widerstande der Bewohner des Landes gescheitert. Die Andorraner verschließen sich geflissentlich gegen jede Neuerung, weil sie fürchten, daß die einfachen Sitten und die Rechtschaffenheit dann aus ihren Gebirgsthälern verschwinden werden.

Die Produkte der Bodenkultur sind äußerst spärlich, denn nur sehr kleine Theile des Landes eignen sich für den Anbau von Getreide. In den oberen Theilen des Landes bemerkt man dürftigen Graswuchs, der kaum zur Ernährung des kleinen Viehbestandes der Bauern ausreicht. In den südlichen Distritten dagegen gedeihen Wein, Tabak und alle Pflanzen des angrenzenden Katalonien wie des jenseits der Pyrenäen gelegenen Departements Ariège. Die Flora der Umgebung von Andorra la Vieja und San Julia ist völlig südländisch, und selbst bis auf die Wiesen der Hochgebirgsthäler ziehen sich Glockenblumen, Nelken, Thymian und zahlreiche andere Feldblumen. Rosen, Clematis, Geißbart, Mauerpfeffer, Flieder, Weißdorn, Brombeer-, Himbeersträucher beleben die landschaftlichen Bilder des Südens und mildern etwas den im ganzen ungemein rauhen Charakter des Landes. Der Baumwuchs ist sehr ungleich. Im allgemeinen entbehren die Berge aller Bäume, und im Sommer alles Grüns, erscheinen völlig unfruchtbar und kahl; in den wärmeren Thälern von Ordino, San Julia, Andorra la Vieja dagegen treten Eichen verschiedener Art, Buchen, Fichten und andere dem Klima entsprechende Bäume in größerer Menge, ja zum Theil in Wäldern auf, die den Eingeborenen des Landes ansehnliche Einnahmen gewähren, Bauholz liefern, das nach der Provinz Lérida ausgeführt wird, und das Brennmaterial für den Winter und für die wenigen Schmiedewerkstätten hergeben, die sich innerhalb der Republik befinden.

Im übrigen bilden die Viehzucht, die Verpachtung der Weideplätze an katalonische Heerdenbesitzer und der Schmuggel die geringen Einnahmen der armen Bevölkerung. Von einer Industrie kann nicht sehr Rede sein, denn die einzigen spezifisch andorranischen gewerblichen Erzeugnisse sind gewisse sehr rohe Wollenstoffe, welche hie und da in ganz primitiver Weise hergestellt werden und kaum den Bedarf der Eingeborenen decken. Die geringe Masse von Getreide, welches in dem Lande selbst erzeugt wird, reicht für den Konsum der Bevölkerung nicht aus, und mit Frankreich sind daher Abmachungen getroffen, denen gemäß aus diesem Lande zollfreie Einfuhr des nöthigen Getreides erfolgt. Der Ueberschuß an Getreide darf andererseits, den Gesetzen des Landes zufolge, nicht exportirt werden, sondern wird für den Fall von Mißwachs aufgespeichert.

Was den Namen der Republik anbetrifft, so ist über die Etymologie desselben nichts sicheres festgestellt. Der gewöhnlichen Annahme zufolge wäre das Wort Andorra aus dem Arabischen Aldarra entstanden, welches einen baumreichen Ort bezeichnet. Eine andere etwas phantastische Erklärung ist im Lande selbst die gebräuchliche. Im Anschluß an die von Legenden völlig durchsetzte Geschichte der Entstehung der Republik wird nämlich berichtet, daß Ludwig der Fromme, der Sohn und langjährige Statthalter Karl's des Großen in der Spanischen Mark, dem Lande in folgender Weise seinen heutigen Namen gegeben habe. Ludwig hatte die mohammedanischen Gegner wieder einmal geschlagen und großentheils in den Schluchten der Nachbarschaft von Las Caldas und Andorra la Vieja vernichtet. Mit seinem Heere auf der Rückkehr begriffen, habe er nun in jener Gegend einen Berg bestiegen und das Schlachtfeld überblickt und er habe dabei jener Stelle aus der Bibel gedacht, in welcher des Ortes Endor-, neben dem Berge Tabor, Erwähnung geschieht. Aus „Endor“ soll dann Andorra entstanden sein; unmöglich wäre dies nicht, aber sehr wahrscheinlich klingt es auch nicht, obgleich ja eine nahe Verwandtschaft zwischen beiden Worten offenbar zu bemerken ist.

Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland.

Von **Alfred Christoph.**

(Fortsetzung.)

5. Fremde Völkerschaften und deren Kultus.

Beginnen wir mit den die Steppe an der westlichen Seite der Wolga bewohnenden Kalmücken.

Nach historischen Angaben hat die erste Einwanderung derselben nach Rußland aus Tibet ums Jahr 1660 versuchsweise und vorübergehend stattgefunden. Erst in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts faßten sie im Astrachanschen festen Fuß, und heute werden sie hier auf 140000 Seelen geschätzt.

Die Kalmücken sind ein Nomadenvolk, welches nur so lange am alten Orte stand hält, als es dort Futter für seine Pferde, Schafe und Hornvieh giebt. Ist die Gegend abgeweidet, dann gehts vorwärts!

Treten wir näher an sie heran! In der rauchgeschwärzten, spitzmützigen, runden Hütte („Kibitka“ genannt) — welche bei den Wohlhabenderen mit Filzdecken beschlagen ist, bei den Aermeren jedoch nur mit Rohrgeflecht — hockt im Kreise ihrer unsauberen Kinderschaar die Kalmückenmutter. Sie unterhält das mitten in der Kibitka auf hartem Fußboden flackernde Feuer durch Zustecken von Brennmaterial. Dieses aber besteht in Hornvieh- oder Kameelsdünger, in welchen sie klein gehacktes Stroh geknetet, und den sie dann in Form von breiten Kuchen gebracht und an der Sonne getrocknet hat. Ueber dem Feuer aber brodelt lustig im Kessel die duftende Suppe. Ob es eine Pferde- oder Rindfleisch-, Schafs- oder Ziefelmaussuppe ist, wissen wir nicht. Nur das wissen wir, daß es ein „gefallenes“ Thier war, das hier abgekocht wird. Denn ein lebendiges zu tödten, ist nach buddhistischer Religionsanschauung schwere Sünde. Es könnte ja im Thiere vielleicht die Seele des verstorbenen Vaters oder Bruders stecken. Denn „der Buddhismus lehrt unter Anderem die Transmigrationstheorie, daß die Seelen der Sterblichen wandern beim Tode in mancherlei Vieh“. Außer dem Fleisch gefallener Thiere bilden auch wildwachsende Körner und Wurzelpflanzen, ferner Kuh-,

Stuten- und Schafsmilch — in den Wolgagegenden auch Fische — die Hauptnahrung der Kalmücken. Das Getreide zum Brot müssen sie sich kaufen, da sie als Nomadenvolk keinen Ackerbau treiben. Ihr vornehmliches Getränk ist der „Kumyß“, d. i. gegohrene Stutenmilch, welches reichlicher genossen auch berauschend wirkt.

Eigenthümlich stark ausgeprägt ist bei den Kalmücken der Sinn für grelle, bunte Farben. Zu Kleidern für Alt und Jung wird am liebsten ein leuchtendes Roth oder Gelb gewählt, auch wohl Blau. Mit einem schwarzen Fellrande sind ihre Kleider fast immer besetzt. Die Kappe der ebenfalls mit breitem, langwolligem, schwarzem Fell verbrämten Mütze, von der der Kalmücke sich auch für den heißen Sommer nicht trennen mag, ist grün, mit goldenen und silbernen Streifen benäht. Nach seiner wie auch der übrigen Steppenvölker Ansicht hält eine dicke Kleidung nicht nur die Kälte, sondern ebenso gut auch die Wärme ab.

Die Gesichtszüge der Kalmücken lassen die mongolische Abstammung deutlich hervorleuchten: starke Backenknochen, breites plattes Gesicht, von welchem sich, bei meist kaum nennenswerthem Nasenrücken, die Nasenspitze erhebt, schräg nach oben geschlitzte kleine Augen, sehr dunkler Teint und struppiges schwarzes Haar. Eigenthümlich ist die auffallende Gleichheit all der unschönen Kalmückengesichter unter einander. — Die Weiber tragen lange Haarflechten, die bis hinter die Ohren hinauf in ein Futteral genäht sind und nach vorn über die Schultern herabhängen. Den Kopfputz, der von rechtswegen auch am häuslichen Herd nicht abgenommen werden darf, bildet eine Fellmütze mit roth oder gelb betroddeltem Zipfel.

Die Religion der Kalmücken ist der Buddhismus. Die Armuth der Astrachanschen Kalmücken gestattet es ihnen jedoch nicht, ihren götzendienerischen Kultus in seiner ganzen Fülle hier in ihrem, eine Meile oberhalb der Stadt am rechten Wolgaufer belegenen „Kalmücken-Bazar“ zur Geltung kommen zu lassen. So viel wir hier gesehen, wollen wir berichten.

Der „Churul“ (Tempel der Kalmücken), aus Holz gebaut, sieht von außen gerade wie eine chinesische Pogode aus; im Inneren ist er durch eine Wand, an der mehrere große tibetanische Fahnen herabhängen, in zwei Theile geschieden: vorn in den Kultusraum, und dahinter in das sogenannte „Heilige“ mit den Götzenfiguren.

Treten wir nun erst in den vorderen Gebetsraum zum götzendienstlichen Kultus ein, der — nebenbei gesagt — schon für einen Rubel Honorar jederzeit jedem Beliebigen bereitwilligst produziert wird! Nimmt derselbe doch nur geringe Zeit für sich in Anspruch, und die Priester sind meist bei der Hand.

Die Thüren des Churuls öffnen sich, und wir erblicken uns gerade gegenüber den „Bachtschá“ (Oberpriester), angethan mit langem rothem Talar, auf einem Teppich sitzend, in jeder Hand einen Strick haltend, welcher mit seinem anderen Ende an einer cylinderartigen „Gebetstrommel“ befestigt ist. Zwischen dem Bachtschá und den beiden Gebetstrommeln sitzen die Unterpriester („Geljunks“), mit verschiedenen messingenen Klapperinstrumenten in den Händen. Auf der anderen Seite der Gebetstrommeln aber stützen sich auf Gestelle zwei zehn Fuß lange Trompeten. — Ist nun soweit Alles fertig, so nimmt die Ceremonie ihren Anfang. Die Geljunks beginnen zu klappern, die Trompeten ertönen und ein wahrhaft „heidnischer“ Spektakel erfüllt den Raum. — Glauben die Priester, daß des großen Buddha's Aufmerksamkeit nun auf sie und ihren Churul gelenkt worden ist, so verstummt die Musik und der Bachtschá fängt an, mittelst der Stricke die beiden Gebetstrommeln sich um ihre Axe wirbeln zu lassen. Diese aber sind mit den verschiedensten Gebeten für alle möglichen Lebenslagen und in bunten Farben beschrieben, die nun in der raschesten Geschwindigkeit hinauf zu dem weisen, allmächtigen Buddha steigen. Diese Gebete kommen dem ganzen Volke und jeder einzelnen Seele zu gut; und da jeder Kalmücke sich dessen bewußt ist, daß kein Sterblicher so rasch und daher auch so erhörlich seine Gebete herzusagen im Stande ist, wie sie die Gebetstrommeln abwirbeln, so bleibt er ruhig daheim bei seiner Hantierung, und jene arbeitet stellvertretend für ihn. Meint nun der Bachtschá, lange genug die Gebetstrommel in Schwingung erhalten zu haben, so hört er damit auf, und der ganze Kultus hat für diesmal sein Ende.

Wir treten aber noch durch eine der beiden Thüren in das Heilige ein. Da sehen wir mitten an der Wand die nicht große Figur des allweisen Buddha angebracht; zur Rechten und zur Linken Büsten von seiner Mutter und von anderen hervorragenden Heiligen. Unterhalb dieser zieren die Wände eine Menge von Götzenfiguren — einige sogar mit 100 Köpfen, 100 Armen und 100 Beinen — theils gute, theils böse Geister darstellend; in ihrer Mitte jedoch der gute Götze „Burchán“. In den beiden Ecken des Heiligthums liegen auf niedrigen Säulen, mit Tüchern zugedeckt, die heiligen Schriften der buddhistischen Religionslehre. Im Vordergrunde des Heiligthums, welches außerdem noch mit einer Menge von Fahnen und Fähnchen, mit den wunderbarsten Götzenbildern bemalt, geschmückt ist, steht ein Tisch, mit kleinen Oellämpchen beleuchtet. Das ist der Opfertisch! Sieben mal sieben Opferschalen sind auf demselben aufgestellt, einige angefüllt mit Reis, Oel oder sonstigen Leckerbissen, andere zu Blumenvasen bestimmt; in andere wiederum ist Wasser gegossen. Eine der interessantesten Opferschalen ist die „Gabalá“, in welcher sogar Blut als Opfergabe dargebracht wird. Die Gabalá selbst ist aber ein wirklicher Menschenschädel. Jedoch nicht jeder beliebige Schädel eignet sich zu solch heiligem Gefäß, sondern nur der eines vollkommen Tugendmenschen, der nie etwas Böses gethan und anerkanntermaßen nie ein lebendiges Wesen, nicht einmal eine Fliege zwischen seinem Hauptхaar getödtet hat. Weil aber ein solcher Tugendmensch auch unter den Kalmücken eine äußerst seltene Erscheinung ist, kann es auch nur sehr wenige solcher „echten“ Gabalás geben. Darum müssen sich all die kleineren Kalmücken-Niederlassungen — so auch die im Astrachanschen zerstreut liegenden — mit einer stellvertretenden silbernen Schale begnügen. — Isolirt von dem Opfertisch steht vor dem Götzenbilde des Burchán ein kleiner Tisch, der die „Mandál“, d. h. eine metallene Schüssel mit der Abbildung der Welt — nach Kalmückenbegriffen — trägt. Daneben liegt ein blank polirter, messingener oder silberner Reifen, „Toli“ genannt. Diesen Reifen Toli hält nun der Bachtschá mit der Linken vor den Götzen Burchán hin, und zwar so, daß sich dessen Antlitz darauf abspiegelt. Mit der Rechten gießt er Wasser darüber, welches jetzt wunderthätige Heilkräfte dadurch erhält, daß der Götze dasselbe anblickt. Wer solch Wunderwasser nöthig hat, kann sich's holen — aber nicht ohne Spenden!

Zweier kalmückischer religiöser Gebräuche, welche Anklänge an Geschichte und Religion des alttestamentlichen Judenvolkes zu haben scheinen, möchten wir hier noch Erwähnung thun.

Das eine mal wird ein Schafbock an einem Galgen beim Churul gehenkt, um durch diese verächtliche Tödtungsweise anzuzeigen, daß „alle Feindschaft und Verrath unter dem Volke der Kalmücken immer wieder von neuem verbannt werde“, und ein fröhlicher Schmaus wird dabei abgehalten. Sollte diese Ceremonie nicht vielleicht

des perfiden Hamann's Erhenkung im Alten Testamente nachbilden? — Das andere mal dagegen wird eine Mutter-Ziege, auf einer kleinen, schwimmenden Brücke stehend, hinaus in die Wolga gestoßen und einem langsamen, angstvollen Tode preisgegeben. Vom Ufer aber wirft das Volk dem Thiere Geldmünzen nach. Wieder einfangen darf es kein Kalmück! Diese zweite religiöse Handlung wird stets am Jahresschluß vorgenommen. — Werden wir aber hierbei nicht erinnert an das Hinausstoßen des mit Israel's Sünden belasteten Bockes in die Wüste zum „Asasil", dem „Bösen"? — War doch das Volk Israel unter alle Völker zerstreut worden, wie sollten heidnische Nachbarvölker nicht manches abgesehen und nach ihrer Art nachgemacht haben können?

Für den Dienst am Churul erhalten die Priester kein Gehalt. Sie leben nur von den Spenden, die entweder speziell ihnen gebracht werden, oder die sie von den Opfertischen im Namen der Götzen stellvertretend verzehren.

In hohem Ansehen stehen jedoch die Priester beim Volke, und dieses Ansehen ist es auch, welches ihnen ermöglicht, allzeit und von jedem Beliebigen als Opfergabe zu erpressen, wessen sie gerade bedürfen. Wenn z. B. solch ein Galjunk zu einem Kalmücken sagt: „Dein Pferd wird dir Unglück bringen!, so überläßt ihm letzterer sogleich sein Pferd, um auf diese Weise dem Unglück noch rechtzeitig zu entrinnen. Oder es heißt: „In diesem Sack Mehl stecken verderbliche Krankheiten"!, so rührt ein richtiger Kalmücke den Sack nicht mehr an; der Galjunk aber fährt ihn heim.

Eigenthümlich ist die Sitte der Kalmücken, ihrem Alter ein Stückchen hinzuzufügen, und zwar vorn an den Anfang. Sie rechnen nämlich ihre Lebensjahre nicht, wie wir, von dem Tage der Geburt an, sondern von neun Monaten früher. Daher ist dann ein Mädchen, wenn es mit 13 oder 14 Jahren in das Heirathsalter eingetreten, nach kalmückischer Altersberechnung gar nicht mehr so sehr jung, namentlich im Vergleich zu den Perserinnen, welche oft schon mit 12 Jahren in den Ehestand treten.

Die Eheschließung ist bei den Kalmücken ein romantischer „Brautraub". Es sprengt nämlich, begleitet von ein paar befreundeten Gesellen, bei nächtlicher Weile über die Steppe der Freier heran. Ohne weitere Umstände dringt er in die betreffende Kibitka ein, entreißt seine scheinbar schlummernde Braut ihrem Lager, hebt sie — nach stets siegreich überstandener Prügelscene mit den übrigen Kibitkabewohnern — vor sich auf den Sattel, und fort geht es in sausendem Galopp! Die ganze Geschichte war übrigens schon vorher abgekartet, und Nacht und Stunde des romantischen Ueberfalls verabredet. Aber dennoch läßt es sich der nunmehr seiner lieben Tochter beraubte Vater nicht nehmen, in scheinbar wilder Erregung dem Räuber am nächsten Morgen ins Haus zu rücken. Nachdem sich hier eine kleine Scene in kalmückischen Kraftausdrücken und unblutigen Thätlichkeiten abgespielt, beschwichtigt der Räuber seinen aufgebrachten Schwiegervater mit Ueberweisung des üblichen Lösegeldes — und Alles ist wieder gut!

Tritt Krankheit zum Tode, namentlich die natürlichen Pocken, an eines der Familienglieder heran, so verlassen Alt und Jung die Kibitka für immer; der Sterbende bleibt allein zurück und sich überlassen. Die Kibitka, in der er gelebt, wird nun sein Grab! Wollen jedoch die Ueberlebenden die für sie selbst unentbehrliche Behausung dem Sterbenden nicht als Grabstätte abtreten, so drehen sie die Geschichte um! Sie selbst bleiben in der Kibitka, den Sterbenden aber bringen sie weit weg in die Steppe und geben ihn daselbst seinem traurigen Schicksal anheim. „Wird er gesund", sagen sie, „so wird er schon selbst zurückkommen." Die Gebetstrommel aber wirbelt ihre Gebete für den Unglücklichen hinauf zum großen Burchán. — Weniger unmenschlich verfährt man mit den Vornehmen und Fürsten! Diese werden nach dem Tode, auf einem Stuhle sitzend, auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Seitens der Staatsregierung ist zwar das Aussetzen der Kranken und das Unbeerdigtlassen der Verstorbenen strengstens verboten; doch soll die eben beschriebene, Kalmücken-Praxis noch gar gern vollzogen werden.

Was die Tataren anlangt, die im Astrachanschen Gouvernement überwiegend vertreten sind, so muß anerkannt werden, daß sie ein arbeitliebendes und zuverlässiges Volk sind, welches man gern in den Dienst nimmt, zumal da ihnen der Genuß von Spirituosen schon durch ihre mohammedanische Religion untersagt ist. Von besonders schönen Gesichtszügen sind sie nicht, weshalb wir ihnen auch die Unsitte nicht weiter verübeln, nach welcher die Weiber ihr Angesicht auf öffentlicher Straße gewissenhaft zudecken. Diesem Ceremoniell unterliegt ein Mädchen schon mit 12 oder 13 Jahren. Das ist die Zeit, wann die Mutter ihrer Tochter die bis über die Knie herabhängende, lang beärmelte Kopfumhüllung zurecht macht. Nur zwischen den Mauern des elterlichen oder Diensthauses darf dieser Mantel bei Seite gehängt werden, und das Mädchen oder Weib unverhüllten Angesichts sein. — Ein anderer wunderlicher Brauch ist, daß sich die Frauen möglichst blaß schminken, mit tiefen Schatten um die Augen herum, wodurch sie schon in jungen Jahren elend und abgelebt aussehen. Das aber nennt der Tatar „schön". Das lange Haupthaar tragen die Tatarinnen in einen Zopf geflochten, der über den Rücken herabhängt und am Ende mit silbernen Geldmünzen geschmückt ist. An den Füßen tragen sie bunt benähte Saffian-Schaftstiefel und darüber kurze, farbige Klappgaloschen, deren Absatz möglichst mitten unter dem Fuße sitzen muß, um recht kleine, graziöse Spuren im Sande zu hinterlassen und dem Schönheitssinne ihres Volkes gerecht zu werden. Auch die Männer tragen stets Galoschen über den Stiefeln, aber schwarze und von der Länge des Fußes. Diese Sitte, beständig Galoschen anzuhaben, haben die Tataren offenbar aus ihrer Moschee auf die Straße und in ihr Haus herübergenommen. Denn beim Eintritt in die Moschee muß der Tatar die Fußbekleidung, in der er draußen einhergegangen ist, ablegen, und um nicht barfuß sein zu müssen — denn barhaupt ist er ja auch nie und nirgends — sondern auch in der Moschee Stiefel anhaben zu dürfen, so trägt er ein- für allemal Galoschen auf der Straße. Das Haupthaar rasiren sich die Männer stets glatt ab, und tragen auch selbst im heißesten Sommer noch unter ihrer warmen Fellmütze das bekannte, anschließende, bunte Tatarenkäppchen.

Der religiöse Kultus der Tataren ist höchst einfach und schmucklos. Kirchenglocken, welche die Gemeinde zusammenrufen könnten, kennt die mit dem Halbmonde geschmückte Moschee nicht. Statt ihrer thut solches mit lauter Stimme von dem Thurme oder den Stufen der Moschee rufend der „Mullah", der Priester. Still versammeln sich die Andächtigen, leise ziehen sie die Galoschen zwischen den Thüren aus; lautlos und ohne sich auch nur einmal umzusehen, halten sie ihre stillen Gebete oder lauschen, wie der weiß beturbante und betalarte Mullah mit halber Stimme kurze Abschnitte aus dem Koran in Intervallen hersagt; und ebenso lautlos verlassen sie wieder ihre Gebetsversammlungen. Solcher aber giebt es fünf am Tage: eine beim Aufgange und eine beim Niedergange des Mondes, und drei im Laufe des Tages, von denen jede gegen eine halbe Stunde dauert. Die Moschee darf aber nur der Mann betreten. Er ist der „Reine", der auch darum ein seliges Freudenleben im Himmel zu

erwarten hat. Das Weib aber ist „unrein“ und unheilig. Sie hat den Mann zur Sünde verführt, von ihr stammt alles Böse her. Ihr Fuß darf darum auch die Moschee nicht betreten, sie hat auch keine Hoffnung auf das Freudenleben nach dem Tode. Ihre Aufgabe geht nur darin auf, dem Manne hier auf Erden zu dienen und zu Willen zu sein; droben bedarf er ihrer aber nicht mehr, denn nach Lehre des Koran erwarten ihn droben ungleich schönere und nie alternde weibliche Wesen. Trauriges, hoffnungsloses Loos, das solch ein armes mohammedanisches Weib hat! Was Wunder, wenn sie hier auf Erden so fast einer Waare gleichgeschätzt wird! Für Lösegeld erstanden, kann sie mit Genehmigung und Sanktionirung des Mullah jederzeit wieder entlassen werden. Doch um ihr doch wenigstens einen geringen Schutz und Entschädigung für ihre Dienste beim Manne zu gewähren, hat der Mullah darauf zu sehen, daß ihr bisheriger Eheherr sie noch zum mindesten zwei Wochen würdiglich unterhält und dann in Ehren entläßt. Die so Entlassene muß dann wiederum ihrerseits wenigstens ein halbes Jahr in solch ledigem Stande verweilen, bevor sie sich abermals freien läßt.

Die Haupt-Feste des Tatarenvolkes sind die beiden Beyram-Feste. Das sind seine Fasten. In den Frühling fällt der kleine Beyram, eine Fastenzeit, in der sie sich, gleich den katholischen und griechischen Konfessionsgenossen, bestimmter Speisen zu enthalten haben. In dem Herbst dagegen feiern sie den großen Beyram, als Erinnerung an Isaak's Opferung durch Abraham. Doch ist hier zu bemerken, daß die Tataren nicht den Isaak geopfert werden lassen, sondern den Ismael, den Sohn der Hagar. Ist doch Ismael ihr Stammvater, also muß doch auch ihm die Opferung übertragen werden! An diesem Herbst-Beyram — dem großen — schlachtet nämlich jede Familie ein Schaf und vertheilt es den Armen und Elenden unter ihrem Volke. Dieses Fest hat somit den Charakter eines fröhlichen; da werden auch Lustbarkeiten und Spazierfahrten, namentlich für die Jugend, arrangirt; aber nichtsdestoweniger behält es seine Geltung als eines Fastenfestes; entzieht doch jede Familie sich und den Ihrigen den Braten, der den Armen verschenkt wird!

Ueber das Volk der Kirgisen können wir nur rasch hinweggehen, weil dasselbe sich mit Grund oder Ungrund in Unbekanntschaft eingehüllt erhält. Unseres Wissens existirt keine eingehendere Aufzeichnung über ihre Sitten und religiösen Gebräuche. Abgeschlossen für sich, führen die Kirgisen ein wildes Nomadenleben in der nach dem Ural hin belegenen, östlichen Steppe. Während die Tataren und Kalmücken doch Schulen und etwas Literatur besitzen, haben jene nichts von alledem aufzuweisen. Sie stehen noch auf einer ganz niedrigen Kulturstufe, oder eigentlich auf gar keiner! Wo darum irgend einmal ein Reisender oder die Briefpost in der Steppe überfallen worden ist, da sind es jedesmal Kirgisen gewesen, und die ihnen übergeordneten Staatsbeamten haben es sauer genug, diese Steppensöhne in geregelte Formen zu zwängen.

Wenden wir uns denn den Persern zu!

Obgleich ebenfalls mohammedanischen Glaubens, so herrscht dennoch eine gegenseitige Abneigung zwischen ihnen und den Tataren, die nicht allein in der Verschiedenheit der Nationalität und Lebensanschauung, sondern auch in der des religiösen Kultus begründet ist. Ihrem Bekenntnisse nach gehören die Perser der Sekte der Schiiten an, während die Tataren Sunniten sind. Bei beiden hat das Jahr bekanntlich nur 10 Monate; doch beginnen die Sunniten ihr neues Jahr fünf Monate früher als die Schiiten. — Die Schiiten (von Schiwa = Trennung) erkennen im Gegensatz zu den Sunniten die drei ersten Khalifen (Abu Bekr, Omer, Osman) nicht an, sondern erklären sie für Usurpatoren, und rechnen erst den vierten, den Ali, als den rechtmäßigen Nachfolger des großen Propheten Mohammed, seines Schwiegervaters.

Etwas ungemein Rohes haben ihre — seit Jahren schon von der Staatsregierung für Rußland verbotenen — religiösen Aufzüge am „Muharrem-Aschúra-Feste“ (oder auf vulgär-persisch hier „Tschuksé-Buksé“ genannt), dem Feste der Erinnerung an die grausame Ermordung des Ali mit seiner Familie. Mit lautem Geschrei und Getöse waren sie früher die Straßen auf und ab gezogen — in ihrer Mitte ein als Ali's jüngste Großtochter in Weiß gekleideter, mit Blut besprengter Knabe, auf weißem, ebenfalls mit Blut besprengtem Rosse sitzend, das Sattelzeug mit Pfeilen durchspickt — und hatten unter Anrufung des Ali mit gezücktem Dolch auf ihre kahl rasirten Köpfe losgeschlagen, so daß manche warme Blutspur ihren Weg kennzeichnete; und gar mancher, enthusiastischer Askete hatte noch lange nachher an den Folgen seiner Selbstverwundung zu leiden, wenn er ihnen nicht gar vollends erlag. Daß es dabei auch gelegentlich zu unliebsamen Excessen gegen das sie begleitende Gassenpublikum gekommen war, können wir gern glauben. Daher denn auch das staatliche Verbot! Aber der Perser möchte solch heilige Ceremonie nicht so gleich gänzlich aufgeben. Galt es doch ein verdienstliches Nachleiden und Nachfühlen der Todesmarter des großen Ali und seiner Familie! Von der Oeffentlichkeit aber und vor den Augen Unberufener haben sich diese blutigen Aufzüge allerdings für Cis-Kaukasien ein- für allemal zurückgezogen, und kommen in der ursprünglichen Ostentation erst wieder in Trans-Kaukasien und Persien vor. Einigermaßen öffentlich, weil in der Moschee zur Darstellung gebracht, finden die das oberwähnte Schlußfest einleitenden Selbstgeißelungen statt. Hell strahlt die Moschee im Lichterglanz. Ein wahres Lichtmeer erblicken wir in der altarähnlichen, gewölbten, tiefen und ringsum mit Spiegeln belegten Nische, vor welcher zwei mächtige Becken stehen, angefüllt mit „Tscherbet“, einer Art Zuckerwasser, welches von Zeit zu Zeit den sich Geißelnden gereicht wird. An der Langseite in der Moschee sind zu beiden Seiten einer kanzelähnlichen Tribüne auf hohen Stangen die blutigen Hände des ermordeten Ali aufgesteckt, und darunter kauert ein weißgekleideter Knabe, der mit herzzerreißend laut jammernder Stimme die Beschreibung der Marter des Ali vorliest und die asketischen älteren Stammesbrüder in ihrem Fanatismus anzufeuern hat. Diese aber sitzen oder drehen sich, einander mit der linken Hand am Gürtel haltend, langsam im Kreise herum — in ihrer Mitte ein fanatisirender Recitator — und schlagen sich, unter Anrufung des Ali, mit der Rechten auf die entblößte linke Brust, so daß es oft weithin auf die Straße hörbar ist. Ohne Blutstriemen geht es auch hier nicht ab. Die vornehmen und reicheren Perser jedoch sitzen auf ihren Teppichen an den Wänden entlang, schmauchen bei einer Tasse Thee ihren Teheran-Tabak und schauen der Selbstgeißelung ihrer Untergebenen oder Miethlinge zu. — Die Priesterkleidung der Mullehs ist ein langer, weißer Talar und Turban. Nur solche Mullehs erhalten das Recht, einen grünen Turban zu tragen, welche nach Mekka gewallfahrtet und am heiligen Grabe des Mohammed gebetet haben.

Mag der Perser nun Mulleh sein oder nicht — sein Haupthaar rasirt er sich stets ab; der kurz gehaltene Bart aber wird, gleich den Fingernägeln, gern roth gefärbt.

In den häuslichen Verhältnissen nimmt die Frau des Persers, nach orientalischer Unsitte, die entwürdigte Stellung einer Sklavin ein. Oft schon mit 12 und 13 Jahren ver-

heirathet, hat sie streng das Haus zu hüten, und außerhalb desselben läßt sich nicht leicht eine Perserfrau blicken. Ihre Wohnungen suchen sie sich dafür so hübsch und gemüthlich wie möglich einzurichten. Gestatten es die Räumlichkeiten und die pecuniären Verhältnisse, so baut der Perser — wenigstens der wohlwollendere — seiner Frau ein verdecktes Wein- oder Blumenhaus an die Wohnung an, in welchem sie sich ergehen und in ihr einsames Schicksal leichter ergeben kann. Er selbst aber geht seinem Berufe nach; und dieser ist am häufigsten das Schachern, welches außer dem Perser nur noch der Jude mit so vollkommener Routine zu betreiben versteht.

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Das Unglück der Engländer Donkin und Fox am Koschtan-tau.

In der ersten Hälfte des Augustmonats a. St. waren die Engländer Donkin und Fox mit den schweizerischen Alpenführern Streich und Fischer und dem Uebersetzer Rieger, wie es scheint, über den Tschal-Paß [1]), aus Sswanetien in nördlicher Richtung, am Adyr-ßû hinab, in die Genossenschaft Urusbij gegangen. Von hier aus begaben sie sich um einige nordöstliche Ausläufer der Kaukasuskette herum zur Erforschung des Dych-tau und Koschtan-tau. Wie die anderen Kulminationspunkte des Kaukasus — der Elbrus und Kasbek — liegen auch diese beiden Bergriesen nicht in der Hauptkette selbst, sondern erheben sich in einem östlichen Ausläufer derselben: der Dych-tau [2]) in 43° 3′ 19″ nördl. Br. und 60° 47′ 24″ 8 östl. L. bis zu 16 925′ und der Koschtan-tau in 43° 3′ 12″ 9 n. Br. und 60° 52′ 54″ 5 östl. L. bis zu 17 091′ ü. d. M. Aus dem Gau Besengi, dessen Hauptort Tubenel 5163′ ü. M. in zwei deutschen Meilen Luftlinie in NNO vom Gipfel des Koschtan-tau gelegen ist, beabsichtigten die kühnen Alpenforscher über diesen Berg hinüber sich zum Wachtposten Uschtula, der am Dych-ßû, einem der Quellflüsse des den Balkar-Gau durchfurchenden Tscherek-Flusses, den Weg nach Sswanetien, an die Zchenis-zkali-Quellen sowohl wie an die Rion-Quellen in der Ratscha beaufsichtigt, zu begeben. Von dort aus planten sie, wie es heißt, bis zum Dorfe Gebi am Rion, 4539′ ü. M., hinabzusteigen, um von dort über einen neuen Gletscher-Paß in den Balkar-Gau zurückzukehren. Am 13./25. August nun sandten sie aus Besengi ihren Uebersetzer Rieger mit ihrem Gepäck in den Gau Balkar, ein zunächst vor ihnen befindliches Dorf Siraschki, zwei deutsche Meilen ostsüdöstlich von Besengi. Sie selber aber nahmen den besengier Tataren Beaßlan Botajew mit einem Saumpferde an und begaben sich südwärts am Flusse Dumala, einem rechten Nebenflusse des Urwan, hinauf in das Thal Ulaûß. Nachdem sie hier 12 Werst zurückgelegt hatten, schlugen sie ihre Zelte auf und ließen sich zur Nacht nieder.

Am 14./26. August, nur ihr Gepäck und den Führer Botajew im Zelte zurücklassend, begaben sie sich zu Fuße zum Berge Koschtan-tau und kehrten zum Zelte schon wieder am Morgen des 16./28. August zurück. Diesen und den folgenden Tag widmeten die Reisenden der Ruhe, am 17./29. Abends aber begannen sie sich auf den Weg zu rüsten. Drei Stunden vor Sonnenaufgang brachen sie am 18./30. ihr Zelt ab, packten ihre Sachen ein und dem Botajew einen Brief einhändigend, befahlen sie ihm, mit ihrem Gepäcke sich geradenwegs in den Balkar-Gau zum Uebersetzer Rieger zu begeben; selbst aber gingen sie mit angezündeten Laternen wieder auf den Koschtan-tau zu. Es war dieses der letzte Augenblick, an dem die unglücklichen Reisenden von Leuten gesehen worden sind.

Um in wenigen Worten die Bevölkerungsverhältnisse dieser Gegend zu skizziren, wollen wir daran erinnern, daß zwischen dem Elbrus P-hass-mta, am Südabhange der Kaukasus-Hauptkette, an den Quellbächen des Ingur und Zchenis-zkali die Sswaneten hausen, die weiter östlich, an den Rion-Quellen in der Ratscha, den ihnen stammverwandten Grusinern Platz machen, während am Nordabhange der Hauptkette, zwischen den tatarischen Karatschaiern im Westen und den ossetischen Digoriern im Osten, in den Gebirgsgauen über der Kabarda tatarische Stämme wohnen, die mit den Karatschaiern, vielleicht auch mit den Krym-Tataren dieselbe Sprache reden, vor vielen Jahrhunderten aus den nordischen Ebenen ins Gebirge hineingedrängt, den Platz der hier in den Gräbern nachgewiesenen alten ossetischen Bevölkerung einnahmen. Es sind dieses die Genossenschaften Urußbij (über 2000 Seelen stark), Tschehem (gegen 4000), Besengi (an die 1000), Chulam (1500) und Balkar (etwa 4500 Seelen [1]).

Botajew überbrachte am 18./30. August dem Uebersetzer Rieger im Balkaren-Dorfe Siraschki Gepäck und Brief in bester Ordnung. Rieger war beauftragt, von Botajew die Sachen in Empfang zu nehmen, mit ihm abzurechnen, dann in den Wachtposten Uschtula Brod und Tabak zu schicken und nach fünf Tagen Pferde zu miethen und sich selber dahin zu begeben. Die Engländer rechneten nämlich in sechs Tagen den Weg über den Koschtan-tau bis zum Dorfe Gebi in der Ratscha zurückzulegen und von dort über Uschtula in die Balkarische Genossenschaft heimzukehren. Rieger aber, annehmend, daß sie dorthin auf ihrem Marsche nach der Ratscha angehen würden, sandte, ohne den bestimmten Termin abzuwarten, dorthin Brot, Tabak und einen Brief, in welchem er bei Professor Donkin anfragte, ob er gestatten wolle, Pferde zu sieben Rubel zu miethen, da dieser Preis dem Rieger zu hoch vorkäme.

Der Abgesandte kehrte aus Uschtula zurück und meldete, daß er die Reisenden im Wachthause nicht angetroffen, aber den Packen und Brief bei den Wächtern abgegeben hätte. Daraufhin blieb nun Rieger in Siraschki und erwartete dort fast einen Monat lang ruhig die Antwort auf seinen Brief oder die Rückkehr der Reisenden, ohne jemandem von der Möglichkeit eines Unfalls, der die Herren verhindert haben könnte, zur rechten Zeit an den verabredeten Punkt zurückzukehren, Bericht zu erstatten.

Erst am 12./24. September begab sich auf den Rath des Leiters einer militärisch-topographischen Abtheilung — des Herrn Shukows sen. — der Uebersetzer Rieger nach Naltschik und

[1]) In Wahrheit ist dieser Paß nördlich vom ßwanetischen Gau Mulach, somit viel weiter östlich gelegen, als auf der Fünf-Werst-Karte angegeben ist.

[2]) Die Namen dieser beiden Berge sind verwechselt: der Dych-tau liegt westlich vom Koschtan-tau.

[1]) Das zur Richtigstellung des von Vámbery (Das Türkenvolk, Leipzig 1885, S. 566) an mir gezeihenen Fehlers, wobei aber Balkar und nicht Balar zu lesen ist.

berichtete über seine Befürchtungen in der Naltschikschen Bezirksverwaltung. Infolge seiner Meldung verfügte die Bezirksverwaltung am selben Tage das Anstellen der sorgfältigsten Nachforschungen nach den verschwundenen Reisenden. Rieger ritt mit dem zufällig nach Naltschik gekommenen englischen Touristen Herrn Phillips Wolley am 14./26. September von hier aus, und beide überbrachten an den Tau-bij (Edelmann, vormaliger Feudalherr, jetzt eine Art von Dorfschulze) der Besengi-Genossenschaft, Ssuschnew, die Ordre der Bezirksverwaltung, in deren Folge er mit Wolley, dem Topographen Shukow jun. und acht erfahrenen Eingeborenen und sechs Kosaken am 15./27. September sich an die Nachforschungen machte. Sie nahmen dieselbe Richtung wie die Reisenden, d. h. vom Dorfe Besengi südwärts, längs dem Flusse Dumala, auf den Gletscher Ulaûß zu. Nachdem die Partie in dieser Richtung 12 Werst zurückgelegt hatte, machte sie zum Nachtlager Halt. Den 16./28. und 17./29. September über stellte sie sorgfältige Nachforschungen an, in deren Folge übrigens bloß der Abdruck eines Stiefels entdeckt wurde — weiter keinerlei Spuren! Am 17./29. September kehrten Wolley und Shukow nach Besengi zurück, während Ssuschnew mit den Eingeborenen noch einen Tag auf dem Gletscher blieb und nach erfolglosen Nachforschungen am 18./30. in dasselbe Dorf heimkehrte. Am selben Tage begaben sich die Bergbewohner Efendiew, Muchai Nachajew und Geri Nachajew über den Gletscher des Koschtan-tau zum Wachtposten von Uschtula, um zu erfahren, ob nicht irgend jemand daselbst die etwa vorbeigekommenen Reisenden gesehen hätte. Auf dem Wege begegneten die Tataren Herrn Phillips Wolley und kehrten auf dessen Aufforderung, nachdem sie auf dem Gletscher des Koschtan-tau die Nacht zugebracht hatten, am 19. September/1. October nach Besengi zurück.

Am 20. September/2. October begab sich der Dorfälteste Ssuschnew mit 19 Leuten aus Besengi wieder auf den Koschtan-tau. Dieses mal stießen die Bergbewohner auf Spuren in der Gestalt von unbedeutenden, ins Eis eingehauenen Vertiefungen. Diese Spuren führten über Spalten des Gletschers an so gefährlichen Stellen hinüber, daß die Tataren nicht wagten, ihnen zu folgen, sondern sie umgingen. Solcherweise erreichten sie die Höhe des Koschtan-tau, wo anfangs noch Spuren sichtbar waren, die aber weiterhin verschwanden, da der Abfall des Koschtan-tau gegen den Gau von Balkar mit kleinen, bei der geringsten Bewegung abrutschenden Steinen bedeckt ist. Auf Befehl des Chefs der dritten Abtheilung des Naltschiker Bezirks — Obrist-Lieutenant Lowen — wurden, außer den Leuten von Besengi und Chulam, zu Nachsuchungen nach den verschwundenen Reisenden 100 Mann Balkaren ausgesandt, die in Partien getheilt, Nachforschungen in Uschtula und den Thälern des Koschtan-tau anstellten. Solcherweise dauerten die am 14./26. September begonnenen Nachforschungen ohne Unterlaß bis zu den ersten Tagen Oktober a. St. (Mitte des Monats n. St.); hatten aber keinerlei Erfolg.

Vom 14. bis zum 21. August a. St. — d. h. gerade zu der Zeit, als die Reisenden ihren Uebergang über die Gletscher ausführen mußten — war das Wetter im Gebirge ihnen im höchsten Grade ungünstig. So findet man im Tagebuche des Militär-Topographen Shukow jun., der damals Aufnahmen unfern des Koschtan-tau — 20 Werst oder etwa drei deutsche Meilen von dessen Spitze — anstellte, folgende Aufzeichnungen: „am 14./26. August Gewitter mit Regen (im Gebirge Schnee); am 15. und 16. (27. und 28.) den ganzen Tag starker Nebel (im Gebirge dunkel); am 17./29. morgens Nebel (im Gebirge dunkel); am 18./30. bis ein Uhr am Tage heiter, dann begann der Nebel; am 19./1. Oktober von morgens an heiter, von 11 Uhr an Nebel (im Gebirge dunkel); am 20./2. Oktober — von 11 Uhr an starker Nebel (im Gebirge dunkel)". Bei solchem Wetter konnten, nach der Bemerkung des die Nachforschungen leitenden Obristen Lowen, selbst völlig der Gegend kundige Leute nicht mit Erfolg den Uebergang über die Gletscher ausführen; die Engländer aber begaben sich auf diesen gefahrvollen Weg ohne eingeborene Führer und konnten bei dichtem Nebel leicht in eine Gletscherspalte gerathen oder von einer Felswand abstürzen. Bis zum 1./13. September gab es noch eine Möglichkeit, die Reisenden lebend oder todt aufzufinden, da es bis dahin noch keinen tiefen Schnee im Gebirge gab. Der Uebersetzer Rieger berichtete aber der Bezirksverwaltung über das Unglück bloß am 13./25. September, als im Gebirge schon mehrmals Schnee gefallen war. Daher dürften denn bis zum Juli kommenden Jahres die Nachforschungen nach den verschwundenen Reisenden keinerlei Erfolg erwarten lassen.

Nach den Nachrichten der „Terek-Zeitung" mitgetheilt von

N. v. Seidlitz.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Pjewzoff'sche Expedition nach Tibet soll Ende Februar von Petersburg aufbrechen. Außer den Herren Roborowski und Kosloff wird sich derselben auch der bekannte Geologe J. Bogdanowitsch anschließen.

— Im chinesischen Eisenbahnbau ist ein kleiner, aber bemerkenswerther Schritt vorwärts geschehen, indem die kaiserliche Regierung verordnet hat, die Bahn, welche den Steinkohlendistrikt von Kaiping mit Tientsin verbindet, bis Tung-tschou, nahe bei Peking, weiter zu führen (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 305 ff. und Bd. 54, S. 271).

Afrika.

— Dr. Henrici ist im Auftrage der Deutschen Togo-Gesellschaft wieder nach dem Togo-Gebiete abgereist, um daselbst die für zweckmäßig erachteten Kultivations-Arbeiten in Angriff zu nehmen. Er führt außer zahlreichen Geräthen auch ein kompletes Haus mit, welches den Angestellten der Gesellschaft als Wohnung dienen soll. Von den Eingeborenen, die Dr. Henrici im November v. J. nach Berlin gebracht hatte, und die sich daselbst als sehr bildungsfähig bewiesen haben sollen, nahm er zwei wieder mit in ihre Heimath zurück.

— Während über Emin-Pascha noch immer die widersprechendsten Nachrichten gäng und gäbe sind, und die Angabe von seiner Gefangennahme durch die Mahdisten um nichts glaubwürdiger geworden ist, so hat ein englischer Kundschafter am 17. Januar d. J. aus Khartum einen Brief von Slatin-Bey nach Suakin gebracht, in welchem berichtet wird, daß Lupton-Pascha im Mai v. J. gestorben sei; die übrigen europäischen Gefangenen des Mahdi sollen dagegen gesund sein. Das Gerücht von dem Falle der Aequatorialprovinz bestand in Khartum, von Emin-Pascha war daselbst aber nichts bekannt.

— Der von Stanley an Tippoo Tib gerichtete Brief, dessen Original sich gegenwärtig in den Händen des Königs der Belgier befinden soll und das für echt gehalten wird, lautet den Zeitungsberichten zufolge:

Boma de Banalya (Murenia), 17. August 1888.

An den Scheikh Achmed Ben Mohamet von seinem guten Kameraden Henry M. Stanley.

„Ich sende Dir viele Grüße. Ich hoffe, daß Du, gleich wie ich, guter Gesundheit Dich erfreust und überhaupt seit meinem Weggang vom Kongo gesund gewesen bist. Ich habe Dir viele Neuigkeiten zu erzählen und hoffe in kurzem bei Dir zu sein.

Mit 130 Wangwana-Leuten, 3 Soldaten und 66 Unterthanen Emin's bin ich heute früh angekommen. Heute sind es 82 Tage, seit wir Emin am Nyanza-See verlassen haben, und auf der ganzen Reise haben wir nur drei Mann verloren. Zwei sind ertrunken, der dritte ist davongelaufen.

Ich habe die Weißen gefunden, welche ich suchte. Emin-Pascha befindet sich vorzüglich wohl, desgleichen Casati.

Emin-Pascha besitzt Elfenbein im Ueberfluß, Viehheerden nach Tausenden von Köpfen, Ziegen, Geflügel und Vorräthe aller Art. Er ist ein guter, liebenswürdiger Mensch. Allen unseren weißen wie schwarzen Männern machte er zahlreiche Geschenke. Seine Freigebigkeit hätte nicht größer sein können, als sie war. Seine Soldaten haben unsere Schwarzen wahrhaft vergöttert, daß sie so weit gekommen seien, um den Weg zu bahnen, und viele von ihnen wollten sich uns sofort anschließen und das Land verlassen, aber ich habe sie gebeten, einige Monate zu warten, bis ich von Yambunga zurückgekommen, wo ich die dort zurückgelassenen Leute und Waaren holen will. Sie haben zu Gott gebetet, daß er mir die erforderliche Kraft schenke, mein Unternehmen zu Ende zu führen. Gott wolle, daß ihr Gebet Erhörung finde.

Nun sage mir, mein Freund, was willst Du thun?

Wir haben den Weg zweimal gemacht, wir wissen, wo er gut und wo er schlecht ist. Wir wissen, wo es Nahrungsmittel im Ueberfluß giebt und wo Mangel daran ist und wo sich geeignete Lagerplätze befinden.

Ungeduldig warte ich auf Nachrichten von Dir. Wenn Du mich begleiten willst, ist es gut, wenn nicht, ist es auch gut. Ich überlasse Dir das. Hier werde ich etwa zehn Tage bleiben, dann langsam weiterziehen. Ich werde die Richtung gegen eine große Insel zu einschlagen, welche zwei Wegstunden von hier entfernt ist. Jenseit dieser Insel werde ich einen Lagerplatz und Lebensmittel im Ueberfluß für meine Leute finden. Was Du mir auch zu sagen haben wirst, ich werde dasselbe wie immer mit dem größten Vergnügen entgegennehmen.

Wenn Du kommen willst, dann komme rasch, denn ich breche in elf Tagen auf, und zwar des Morgens.

Alle meine Weißen sind gesund, aber ich habe sie alle zurückgelassen, nur mein Diener William begleitet mich.

Stanley."

Das von Tippoo Tib nach Brüssel gesandte Original des vorstehenden Briefes soll als echt befunden worden sein. Der Inhalt bestätigt lediglich die vor vier Wochen gekommenen Berichte. Auch jetzt beständen aber natürlich die Zweifel und Sorgen um das Schicksal Stanley's und Emin's fort, da ja die Katastrophe von Lado bekanntlich im Oktober erfolgt sein soll.

Südamerika.

— J. Chaffanjon ist im Begriffe, eine neue Forschungsreise nach Südamerika zu unternehmen. Er gedenkt die Halbinsel von Maracaibo zu besuchen und die ethnologischen Verhältnisse der dortigen Indianer aufzuklären, sowohl was die gegenwärtig daselbst lebenden Stämme als auch was eine ältere ausgestorbene Pfahlbauerbevölkerung, die einst daselbst gehaust haben soll, angeht. Ueber seine Orinoko-Reise werden wir demnächst ausführlicher berichten.

Australien und Polynesien.

— Ueber die H. Zöller'sche Expedition im Innern von Neuguinea verlautet jetzt Näheres. Der Reisende brach demnach mit 26 bewaffneten Begleitern und etwa 70 Trägern von Konstantinhafen in das Innere auf. In den Dörfern wurde er freundlich aufgenommen. Der Eingeborene, der als Führer angenommen war, betrog aber die Expedition, und führte sie kreuz und quer, statt sie ins Innere dringen zu lassen. Mittlerweile begannen die Träger zu desertiren, so daß Zöller beschloß, ohne die Hülfe der Eingeborenen fertig zu werden. Die lange Dürre ermöglichte es der Expedition, die Flußbetten entlang zu marschiren. 30 Tage dauerte es aber, bis eine enge Schlucht passirt war, worauf sich eine hügelige, wellenförmige, dicht bevölkerte Gegend dem Blicke öffnete. Nachdem der Zug die erste Erhebung der Finisterre-Kette überschritten hatte, kam er in Berührung mit Stämmen, denen Weiße allem Anschein nach völlig unbekannt waren. Diese Wilden waren kräftig gebaute Leute. Alle Bemühungen, mit ihnen in freundschaftliche Beziehungen zu treten, erwiderten sie mit Pfeilschüssen, doch waren sie wohl weniger feindlich gesinnt als furchtsam. Noch in einer Höhe von 4200 Fuß begegnete man Eingeborenen. Darauf ging es in Eilmärschen den Spitzen der Finisterre-Kette zu. Häufig wurde neun Stunden des Tages marschirt, bis eine 9000 Fuß hohe Bergspitze bestiegen war. Hätte die Expedition nur noch sechs Säcke Reis gehabt, so hätte sie auch den 1000 Fuß höheren Mount Gladstone erklimmen können. Während der zwei letzten Tage des Aufstieges litt der Zug sehr an Wassermangel. Eine prächtige Aussicht bot sich auf einem riesigen Berggipfel der Bismarck-Kette, welche sich über den halben Horizont auszudehnen schien. Von einem Punkte nahe der Astrolabe-Bai sah die Expedition zwischen dem Finisterre- und Bismarck-Gebirge eine andere noch nie von Weißen erblickte, 10 000 Fuß hohe Bergkette, welche jedoch nicht so hoch ist als die Bismarck-Kette. Die entdeckte Kette erhielt nach dem deutschen Landeshauptmann von Neu-Guinea den Namen Krätke-Kette. In der in einer Höhe von 8400 Fuß verbrachten Nacht sank das Thermometer auf 10 Grad Celsius. Die Expedition legte im ganzen auf dem Hin- und Rückmarsch 230 km zurück. Erst am letzten Tage machte sich Fieber unter den Europäern bemerkbar. Alle Mitglieder des Zuges wurden verletzt, indem sie von Felsen fielen. Sechs Eingeborene litten stark an Fieber und an erhaltenen Wunden. Die geologische Natur der Finisterre-Kette ist meistens alt-vulkanisch. An der Küste zeigt sich aber auch Kalk- und Sandstein. An einigen Stellen wurden Fossilien gefunden. Das Land ähnelt sehr den gebirgigen Gegenden Javas. Die Expedition dauerte einen Monat.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

H. Wißmann's Kassai-Expedition.

Von H. Seidel.

(Schluß. Mit drei Abbildungen.)

Kalamba hatte seine Theilnahme an dem gefahrvollen Unternehmen schon bald nach Wißmann's Eintreffen in Mukenge feierlichst zugesagt und daraufhin mit seinen Freunden „Kischila" getrunken, welche Ceremonie bei den Hanf rauchenden Baluba die sonst in Afrika übliche Blutsverbrüderung ersetzt. In großer Versammlung war eine halbe Flasche Cognak erwärmt worden; als das „Feuerwasser" kochte, streute Kalamba's Schwester — Sangula-Meta — kraft ihrer Würde als Oberpriesterin des Riamba-Kultus, eigenhändig etliche Hanfkörner in den Cognak, von welchem nun jeder der Weißen und die anwesenden höchsten Häuptlinge tranken. Kalamba's Schicksal war dadurch an das der Expedition gekettet, sowie umgekehrt die deutschen Offiziere die Pflicht hatten, ihrem Hanfbruder Kalamba in Krieg und Frieden, wenn es die Sachlage gebot, nach Kräften beizustehen. Ein solcher Fall trat ein, als der mächtige, nach Unabhängigkeit lüsterne Häuptling Katende, einige Tagemärsche südwärts von der Hauptstadt ansässig, seinem Oberherrn Tribut und Gehorsam verweigerte, womit natürlich der Krieg erklärt war. Durch die Bemühungen der Weißen, die unnützes Blutvergießen scheuten, lief der Feldzug schnell und für Kalamba glücklich ab, ohne daß es zu den schändlichen Greuelthaten kam, welche in der Regel von den Siegern an den Ueberwundenen verübt werden. Der gefangene Katende mußte seine sämmtlichen wunderkräftigen Fetische — darunter die uralte Reichsinsignie Difuma dia Dikonga (S. Abbildung 1) — ausliefern, und sein Kopf wurde Dr. Wolf zugesprochen, von dem Kalamba wußte, daß er Schädel sammelte. Indeß retteten die Offiziere dem Bedrohten das Leben und nahmen ihn als „Staatsgefangenen" mit nach Luluaburg, wo er sich bald wohl fühlte und viel von der Geschichte seines Landes erzählte.

Jetzt war die Reihe an Kalamba, seinen Pflichttheil der „Kischila" zu erfüllen, d. h. mit einer auserwählten Kriegerschaar zu Wißmann zu stoßen und sich auf den im April und Mai bei Tschiehwu am Lulua erbauten 16 Kanus einzuschiffen. In übergroßer Zahl drängten sich die Reiselustigen am Kanu-Bauplatz zusammen; selbst nach der Auslese, die Kalamba unter seinen Getreuen vornahm, blieb die Menge noch immer zu stark, so daß Wißmann sich zu einer zweiten Verkleinerung des schwarzen Trosses gezwungen sah.

Endlich, am 28. Mai, vormittags um 9 Uhr, ließ er das Zeichen zum Aufbruch geben. Unter Hörnerschall und Trommelwirbel stieß die kleine Flotte, begleitet von den Wünschen und Rufen der Zurückbleibenden, vom heimischen Gestade ab, und frohen Muthes schwammen Führer und Volk der unbekannten Ferne entgegen. Hauptmann Wißmann in dem Stahlboot „Paul Pogge" fuhr an der Spitze; Dr. Wolf, v. François und H. Müller befehligten jeder ein großes, mit 14 bis 18 Kriegern bemanntes Boot und hatten für die Sicherheit der Flotille gegen feindliche Ueberfälle zu sorgen. Büchsenmacher Schneider und der Dolmetscher Kunja beherbergten in ihren mächtigen Fahrzeugen die Hauptsumme der Tauschwaren und Lebensmittel, dazu auch eine Anzahl Schafe und Ziegen. Kalamba, Tschingange und die übrigen Häuptlinge führten ebenfalls nach ihrem Rangverhältniß größere oder kleinere Kanus.

Die Ansichten der Expeditionsmitglieder über das Wohin? der Reise gingen ziemlich weit aus einander. Nur so viel stand jetzt schon bei Allen fest, daß der Kassai unmöglich mit dem Ikelemba Stanley's identisch sein könne. Der Lulua hatte am Kanubauplatz etwa 400 m Seehöhe; für den Kongo waren am Stanley Pool 283, bei Njangwe 617 m verzeichnet, was für die Ikelembamündung ungefähr 394 m Höhenlage ergab. Der Kassai mußte also nothwendig einen westlichen Lauf nehmen, was bei einigen der Herren die Befürchtung erzeugte, möglicherweise mit ihren armseligen Schiffen auf die breite Fläche des Leopold-Sees verschlagen zu werden. Um die Ungewißheit noch zu erhöhen, sprachen die Erkundigungen Dr. Wolf's von der Vereinigung des Sankuru mit dem Kassai ganz entgegen den Angaben der Stanley'schen Karten, wonach ein Sankuru als selbständiger Tributär dem Kongo zugehen sollte.

So von Zweifeln erfüllt über die Gestaltung der Zukunft schossen die Reisenden mit der starken Strömung Meile um Meile auf dem Lulua hinab. Schon am ersten Tage ereigneten sich beim Passiren einer Schnelle mancherlei Störungen, die zum Glück ohne Verlust an Menschenleben abliefen. Desto trauriger endete bald darauf die Fahrt über die Steinbarren kurz vor der Mündung des Luëbo, wo drei hinter einander liegende Felsriffe den Fluß sperren und seine Schiffbarkeit — namentlich bei Niedrigwasser — selbst stromab mißlich unterbrechen. Der Versuch, die gefahrvolle Stelle zu nehmen, hatte den Untergang eines Kanus, sowie den Tod des Häuptlings Ndemba und zweier Leute zur Folge, was die mitreisenden Baluba heftig beunruhigte und manchen in seinem Entschlusse, die Expedition zu begleiten, wankelmüthig machte. Indeß erklärten sowohl Kalamba wie seine Schwester, daß sie sich nicht von ihren weißen Freunden trennen würden, sondern fest gewillt seien, ihr einmal gegebenes Versprechen zu halten. Die nächsten Tage brachten durchgängig bequeme und ungefährliche Strecken. Der Lulua erweiterte sich mehr und mehr; das schroffe Gefälle hörte auf, und träge wälzte sich der Fluß zwischen prachtvollen Uferwaldungen dahin, während gelegentlich Inseln und Sandbänke das flacher werdende Bett erfüllten und die Kanus zu bedächtigem Steuern zwangen. An den Seiten des Stromes wohnten Bakuba und Bakete, bis am 5. Juni früh am östlichen Gestade ein größeres Thal bemerkt wurde und bald darauf der Silberstreifen einer Wasserlinie in Sicht kam, die sich scheinbar rechtwinklig dem Lulua vorlagerte. Es war der Kassai!

In einer Breite von 1500 bis 1600 m bewegte sich das mächtige Gewässer, so weit man sehen konnte, in nordwestlicher Richtung fort. Vor der Mündungsstelle zeigten sich parallel dem linken Kassai-Ufer mehrere üppig bewaldete Inseln, deren größte zum Andenken an Pogge's Reise hierher, am 2. Dezember 1883, den Namen „Pogge-Insel" erhielt. Eine Landung auf diesem geographisch wichtigen Punkte konnte leider nicht durchgesetzt werden, da die ungelenken Kanus erst 2000 m unterhalb aus der Strömung freikamen.

In acht Tagen hatte die Expedition nicht weniger als 187 km auf dem Lulua zurückgelegt. Als Ergebniß früherer Untersuchungen waren außerdem im Gebiete des Oberlaufes weitere 100 km bekannt geworden, so daß die Erforschung dieses central-afrikanischen Flusses bereits recht erfreuliche Fortschritte aufwies.

Im ersten Lager am Kassai erschienen alsbald Eingeborene von den Inseln, mit denen nach schnell erzielter Verständigung ein flotter Markt eröffnet wurde, der den Reisenden Gelegenheit gab, ihre schwarzen Nachbaren in Muße zu betrachten. Den Kassai nannten die Neger Nschari oder N'Schalle-Melle und erzählten, daß er weiter unterhalb in das Land der als Kannibalen gefürchteten Bassongo-Mino eintrete.

Die Fahrt auf dem Kassai bot außerordentlich wechselvolle Bilder dar. Viele Inseln und Sandbänke unterbrachen den Strom und dehnten sein Bett bis 2000 m aus, wohingegen an anderen Stellen sich die Ufer wiederum auf 900 m verengten. Die Höhenzüge am linken Ufer schoben sich näher an den Fluß heran, als die auf der rechten Seite, glichen aber einander in Bezug auf Erhebung (50 bis 100 m) und Pflanzenwuchs vollständig. Mit den umwohnenden Bakuba-Stämmen blieb die Expedition fortgesetzt in gutem Einvernehmen. Die Thierwelt überraschte, ja weiter thalab, durch immer größere Mannigfaltigkeit; das Flußpferd wurde in Familien von 15 bis 20 Stück gesehen; auf den fetten Uferweiden tummelten sich zahlreiche Büffelheerden; das sumpfige Erdreich deckten die Spuren der Elephanten und Antilopen; jagdbare Vögel belebten die Wälder, vortreffliche Fische den Strom. Auf den Bergen und in der Niederung grünten Pandanus und prächtige Palmen, darunter die Oelpalme, in ausgedehnten Beständen.

Am 12. Juni lagerte die Reisegesellschaft im Gebiete der Bakongo-Neger, die laut eigener Aussage dem Kannibalismus fröhnen, sonst aber ein fleißiges und geschicktes Volk waren und Lebensmittel im Ueberfluß zum Verkauf brachten (S. Abbildung 2). Wenige Tage später gab ein Fischer an Wißmann Nachricht von der Einmündung eines größeren rechtsseitigen Nebenflusses in den Kassai, und in der That entdeckte man an dem bezeichneten Orte zwei Mündungsarme, von denen der eine 450 m und der andere 600 m in der Breite maß. Nach Dr. Wolf's Erkundigungen konnte dies nur der Sankuru sein, derselbe, den Pogge und Wißmann 1882 im Reiche des Mona Katschitsch unter 5 bis $5^1/_2{}^0$ südl. Breite überschritten hatten und dessen Quelladern Luwembi und Lubiranzi von Lieutenant Cameron zwischen 9 und 10^0 südl. Breite gesehen waren. Etwaige Zweifel über die Natur dieses Tributärs beseitigte im nächsten Jahre (1886) Dr. Wolf's Fahrt auf dem Sankuru und seinem großen Zu-

Dikuma dia Dikonga.

Nach der Natur gezeichnet von H. Seidel.

flusse Lomami, während des die nördlich gelegene Parallelrinne des Lukenja oder Lukatta durch die Offiziere Kund und Tappenbeck näher untersucht wurde.

Nicht weit von der Mündung des Sankuru fand Lieutenant Hans Müller auf einem Bootausflug den von links her zum Hauptstrome tretenden kleinen Lubudi. Am 18. Juni entfernten sich die Kanus durch den scharfen Knick, welchen der Kassai unter dem Druck der Sankuru-Wasser nach Südwesten macht, von dem Vereinigungspunkte der beiden Gefließe. Die Richtung des Flusses lenkte schon Tags darauf nach Nordwesten zurück, und bald erschien, wieder am linken Ufer, ein Delta, dessen gelbrothe Fluthen den Austritt des Loange ankündigten. Die Gegend war besiedelt von Stämmen der Baschilele und Badinga, auf welche die in vieler Beziehung eigenthümlichen Bangodi folgten, deren merkwürdige Hütten hier zum ersten Male beobachtet wurden. Mit dem 24. Juni stellten sich endlich die längst gefürchteten Bassongo-Mino ein — oder „Zahnmenschen", so genannt wegen ihrer spitzgefeilten Schneidezähne, die für sie das allgemeine Stammeszeichen sind. Das rohe kriegerische Volk wollte von keinem friedlichen Verkehr wissen, sondern schritt unverzüglich zum Angriff auf die Expedition, gerade, als diese einen engen, nur 60 m breiten Kanal passirte, worin mehrere der schwerbelasteten Kanus auf Untiefen geriethen. In diesen Augenblicken der Verwirrung brachen von allen Seiten die Feinde unter dem gellenden Kriegsgeschrei: „Niama! Niama!" d. h. Fleisch! Fleisch! aus ihren Verstecken hervor. Ein heißer Kampf entspann sich; trotz des tödtlichen Gewehrfeuers suchten die Bassongo schnell ins Handgemenge zu kommen, und erst der Tod ihres Häuptlings und einiger anderer Streiter scheuchte die Wüthenden zurück. Der gefallene Anführer, ein stattlicher Vertreter seines Stammes, war 1,80 m groß, breitschulterig und kräftig gebaut; seine Bekleidung bestand, wie gewöhnlich bei dem Volke, aus einem schwarzgefärbten Mabele-Hüfttuch; an den Armen und Fingern trug er die landesüblichen Messingringe und als Waffen Bogen und Pfeile. Die Weiber schmückten sich mit Ketten von weißen Perlen und schlangen die Haare am Hinterkopfe zu einer Flechte zusammen, wohingegen die Männer den Scheitelknäuel vorzogen oder auch das in der Mitte getheilte Haar beiderseits zu einem Wulst aufthürmten. Das Gefecht bei der Insel schreckte die Wilden von erneuten Ueberfällen auf die Reisenden ab, so daß diese, zwar noch öfter bedroht, doch ohne weiteres Blutvergießen das ungastliche Land verlassen konnten.

Bakongo-Pfeile. (1/4 der natürlichen Größe.)

Der Kassai erweiterte sich jetzt häufig auf 6 km. In einer Waldblöße tauchte zur Freude der Angola-Träger, die ihre Heimath in der Nähe glaubten, ein verkümmerter Baobab auf — der erste, welcher seit Malange bemerkt wurde. Die Völkerschaften am Strome, rechts die Bangule, links die Badima, benahmen sich harmlos und freundlich, verkauften Lebensmittel und ertheilten bereitwillig jede Auskunft, die sie nur zu geben wußten. Ihre Behausungen waren dieselben, wie bei den kürzlich erwähnten Bangodi, nämlich viereckige Hütten mit weit vorspringenden Dächern und einem nur 40 Quadratcentimeter haltenden Ausschnitt, etwa 2 m über dem Erdboden, der gleichzeitig als Thür, Fenster und Rauchloch diente. Eine Bank vor der Oeffnung erleichterte das Ein- und Aussteigen der Bewohner.

Auf den Inseln und am Ufer bewegten sich Pelikane, Gänse und Schlangenhalsvögel und „auch der vielbesungene Storch fehlte nicht" (S. Abbildung 3).

Nach einer Ortsbestimmung François' befand sich die Expedition zur Zeit schon nördlich von der am Kongo gelegenen Station Gobila oder Msuata; die Frage nach der Mündung des Kassai beschäftigte darum mehr denn je die Gemüther der weißen Führer, und mit Spannung sahen sie jedem neuen Tage entgegen. Inzwischen ging der Juni zu Ende. Mancherlei Anzeichen deuteten auf die Nähe des „Großen Stromes". Man gewahrte bei den Eingeborenen Hüfttücher aus europäischer Leinwand; die Frauen pflegten sogar, wenn auch vereinzelt, die Brüste zu bedecken, und trugen ihr Gewand nach Art der an der Küste üblichen „Pannos", welche bis auf die Füße reichen. Ein Mann mit einem Feuersteingewehr ließ sich sehen; ein anderer wollte am Kongo gewesen sein und erzählte von den „weißen Herren" in Gobila. Am 2. Juli drängten vom linken Ufer bedeutende, hellgelbe Wassermassen in den Kassai hinein; sie waren um einige Grade kühler als die Fluthen der Hauptader und gehörten zu einem Flusse, den die Schwarzen Tschumbi nannten. Wißmann und seine Begleiter dachten zunächst an den Kuilu, der sich nach Lieutenant Müller's Erkundigungen beim Muata Kumbana direkt mit dem Kassai vereinigen sollte. Später jedoch erfuhren sie, daß sie die Mündung des Kuango berührt hatten, dessen Unterlauf durch die Reisen und Fahrten Dr. Büttner's, Grenfell's, Massari's und die Expedition Kund und Tappenbeck eingehend erforscht war.

Den Ausfluß des Leopold-Sees — richtiger gesagt: den Lukenje oder Lukatta, der die Abwässer jenes Beckens in sich aufnimmt — kreuzte Wißmann's Flottille am 4. Juli. Die beckenartige Erweiterung des Kassai und die Einlaufsstelle zog sich bald auf 500 m zusammen. Die hier ansässigen Neger rechneten sich schon zu den Basanschi oder Bajansi und züchteten Hühner, Ziegen und Hunde, selbst eine Hauskatze fand sich in ihrem Besitze. Für den Wildreichthum der Gegend sprachen die massenhaften Spuren von Büffeln, Flußpferden, Elephanten und Antilopen. Die Flußpferde weideten in Familien von 50 Stück und mehr auf den üppigen Gründen, und aus dem dichten Grasmeere tauchten plötzlich die gewaltigen Körper von 11 Elephanten empor, die eben ruhig und unbeirrt von einer Insel auf das Wasser zutrabten. In größter Eile jagten Weiße und Schwarze

den seltenen Thieren nach; es glückte, das kostbare Wild zu stellen, und nun begann ein vernichtendes Feuer gegen die ahnungslosen Riesen. Diese zeigten anfangs nicht übel Lust, den unliebsamen Gegnern zu Leibe zu gehen, flüchteten dann aber, als sie sieben der ihrigen fallen sahen und der Flintenlärm ihnen immer näher rückte. Für die spärlichen Bissen der letzten Tage war nun ausgiebiger Ersatz vorhanden.

Am Morgen des 9. Juli blies der schon öfter in den Vormittagsstunden beobachtete Südwest außergewöhnlich stark und erregte den Kassai um so mehr, als dieser jetzt gerade der Richtung des Windes entgegenfloß. Um 12 Uhr tauchten in der Ferne Gebäude auf, über denen eine Fahne zu wehen schien. Schnell wandten sich Krimstecher und Ferngläser dorthin und wirklich — „da lag die Station und über ihr flatterte eine blaue Fahne mit goldenem Stern lustig im Winde. Ein allgemeiner Jubel erhob sich, der durch einige Gewehrsalven zum Ausdruck gebracht wurde.“ Infolge des Schießens und der lauten Rufe belebte sich rasch die Station, und inmitten einer dichtgedrängten Schaar bewaffneter Eingeborener erwarteten am Ufer zwei Europäer die unverhofften Gäste. Mit Staunen hörten Wißmann und seine Offiziere von der Gründung des Kongo-Staates; noch mehr überrascht aber waren sie über den Endpunkt ihrer Fahrt, die Niederlassung Kwamouth, wo niemand den Austritt der Expedition vermuthet hatte. Die beiden Vorsteher, Mr. Burton und Mr. Swinburne, bereiteten den Reisenden die herzlichste Aufnahme und sorgten auch, so gut sie konnten, für die Unterkunft der schwarzen Mannschaft. Die Baluba mit ihren Häuptlingen an der Spitze waren außer sich vor Freude über das Gelingen der Reise, und bis spät in die Nacht wurden Reden gehalten und wilde Riambatänze aufgeführt.

Kassai-Landschaft.

Tags darauf schwamm die Expedition den Kongo hinab nach Leopoldville. In Kinschassa am linken Ufer des Pool kam Wißmann, der im Boote nach Leopoldville vorausgeeilt war, mit dem bekannten Missionar Mr. Grenfell auf dem Missionsdampfer „Peace“ seinen Baluba entgegen und rief den treuen Gefährten ein lautes „Moio“ über das Wasser zu.

Früh am anderen Morgen steuerten die Kanus in den Hafen von Leopoldville. In der Sorge um seine Schwarzen sandte Wißmann sofort an den Generaladministrator des Kongostaates, Oberst Francis de Winton, um mit ihm wegen Ueberlassung eines Dampfers zu verhandeln. Oberst de Winton stellte bereitwilligst den neuen Dampfer „Stanley“ für die Zwecke der Expedition zur Verfügung, damit die Baluba den Kongo, Kassai und Lulua aufwärts bis an die Luëbo-Mündung zurückbefördert würden. Zugleich sollte durch den „Stanley“ der praktische Erfolg von Wißmann's Reise — das Bestehen einer für größere Flußdampfer befahrbaren südlichen Wasserstraße — dargethan werden.

Am 5. Oktober 1884 trat Dr. Wolf mit Kalamba und seinem Volke die Rückreise nach Mukenge an. Premierlieutenant Wißmann und Lieutenant Hans Müller hatten aus Gesundheitsrücksichten den schwarzen Erdtheil bald nach ihrer Ankunft am Kongo verlassen müssen, um in einem zuträglicheren Klima Heilung und Stärkung zu suchen. Außer Dr. Wolf blieb von den Offizieren nur Herr von François in Afrika zurück, der einer Einladung des englischen Missionars Grenfell folgte und diesen auf dem Dampfer „Peace“ zur Erforschung der oberen linksseitigen Kongoflüsse Tschnapa und Lulongo begleitete, worüber er, unabhängig von dem Gesammtwerke der Expedition, in einem besonderen Buche berichtet hat.

Deutschem Muthe, deutscher Thatkraft und Ausdauer war es gelungen, in dem Kassai-Problem eine der schwierigsten Fragen der Hydrographie Innerafrikas glänzend zu lösen. Das Kartenbild des südlichen Kongobeckens erfuhr eine unerwartete und durchgreifende Umgestaltung, indem vier bedeutende Flußsysteme, nämlich das des Kuango, des oberen Kassai, des Muansangomma-Lulongo und des Sankuru, die man bis dahin als selbständige betrachtet hatte, plötzlich in ein einziges ausgedehntes Wassernetz — in das des Kassai — vereinigt wurden. Zugleich öffnete sich bis tief in das Herz des Kontinentes ein frei benutzbarer, trefflicher Zugang; denn der Kassai ist von seiner Mündung stromauf und stromab in einer Linie von 650 km für größere Flußdampfer jederzeit schiffbar. Der „märchenhaft schöne“ Lulua kann bis zu den Steinbarren am Luëbo-Gemünde gleichfalls von Dampfern befahren werden, und der mächtige Sankuru gestattet ungehinderten Eintritt in die jungfräulichen Gebiete des Webervolkes der Bakuba mit ihrer ursprünglichen Kultur, indeß der Kuango den Verkehr zu den Stämmen der Bondo und Bangala glücklich vermittelt.

Vergl. H. Wißmann, L. Wolf, C. v. François und H. Müller, Im Innern Afrikas. (Leipzig 1888.)

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Diercks.

II.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Bewohner Andorras haben keinen ausgeprägten selbständigen Typus. Wie die Nachbarn im Süden und im Norden sind sie das Erzeugniß einer aus den denkbar verschiedenartigsten ethnischen Elementen hergestellten Mischung. Zur Zeit der römischen Herrschaft wohnten dort die Ceretaner, von denen später die ganze Landschaft ihren Namen Ceretania (Cerdagne) erhielt, der theilweise bis auf den heutigen Tag bewahrt geblieben ist. Da aber gerade jene Gegenden den von Norden kommenden und dorthin ziehenden Völkern als eines der hauptsächlichsten Durchgangsgebiete dienten, so wird von der ursprünglichen Bevölkerung derselben wenig übrig geblieben sein. Vollends nach der Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Araber wurden die südlichen Thäler der Pyrenäen die Zufluchtstätten der Westgothen und Romanen, welche sich den Siegern nicht unterwarfen; immerhin drangen aber gerade auch durch die Cerdagne die arabischen Heere in Südfrankreich ein, und es werden uns in den alten Chroniken viele Fälle von Verbindungen berichtet, welche arabische Soldaten mit Christinnen jener Gegenden eingegangen sind. Die Züge der fränkischen Heere gingen gleichfalls großentheils durch die Thäler und Pässe der Cerdagne, und in dieser wie in dem südlichen Theile Septimaniens erfolgten die Ansiedelungen spanischer Flüchtlinge aus allen Theilen der Halbinsel seitens Karls des Großen und seines Sohnes Ludwigs des Frommen. Obgleich nun der Charakter der Bewohner dieser Länderstrecken zu allen Zeiten seit den punischen Kriegen in der Geschichte unverändert erscheint, so ist doch dies kein Grund, zu schließen, daß die Bevölkerung immer die gleiche gewesen ist. Die alten Traditionen wurden stetig bewahrt, das rauhe Klima, die rauhen Sitten der Stammbevölkerung wirkten in gleicher Weise auf die Bildung des Charakters der neuen Generationen; daß sich dort aber die alten streitbaren Ceretaner dauernd unvermischt erhielten, ist nicht anzunehmen. Die Völkerbewegung war in jenen Gegenden mindestens bis zur Befestigung der Grafschaft Barcelona, d. h. bis Mitte des neunten Jahrhunderts eine sehr große, und auch später, bis zum 16. Jahrhundert fanden zahlreiche Wechselbeziehungen zwischen den südlich und nördlich von den Pyrenäen wohnenden Volkselementen statt, die ja allerdings damals wenig mehr von einander unterschieden waren.

Die heutige Bevölkerung Andorras unterscheidet sich kaum von der Kataloniens, dessen Sprache auch in den Thälern der Republik die allein herrschende ist. Selbst in den Sitten und in der Tracht sind die Andorraner den Katalanen großentheils gleich. In ihrem Charakter zeigt sich indessen ein Zug, der sie wesentlich von ihren Nachbarn unterscheidet und der von den Katalanen stets als ein besonderes beinahe sprüchwörtlich gewordenes Merkmal hervorgehoben wird. Man sagt: „den Andorraner spielen“ von Jemand, der mit seiner wahren Meinung zurückhält, sich mißtrauisch zeigt, sich heuchlerisch benimmt. Diese Eigenthümlichkeit der Andorraner, die allerdings jedem auffällt, welcher mit ihnen zu thun hat und sie in ihrem Lande beobachtet, ist ein Erzeugniß der politischen Zustände daselbst. Die merkwürdige Theilung der Oberherrschaft unter Franzosen und Spanier, die Spaltung innerhalb der Bevölkerung der Republik in Anhänger der einen und in solche der andern Macht, haben den bei einem freien, unabhängigen, muthigen Bergvolke höchst auffälligen Charakterzug der Heuchelei erzeugt. Es vermuthet jeder in seinem Nachbarn, vollends aber in einem Fremden, einen Gegner seiner Partei, einen Verräther seiner politischen Meinung, und daraus resultirt eine übermäßig große Vorsicht, ein starkes Mißtrauen, eine schroffe ablehnende Haltung. Ueberhaupt sind die Andorraner sehr rauh und unfreundlich in ihrem Benehmen gegen Fremde, schwer zugänglich und wohl auch nicht immer ganz treu. Im allgemeinen gelten sie indessen als ehrlich und rechtschaffen in jeder Beziehung und ihre Sittenstrenge ist sehr groß; in religiöser Hinsicht hängen sie an den Dogmen der mittelalterlichen Kirche mit unerschütterlicher Treue, können sich mit den orthodoxesten Katholiken Spaniens messen.

Die Gesammtbevölkerung Andorras wird nach den zuverlässigsten neueren Nachrichten auf etwa 8000 Individuen beziffert; die Angaben schwanken jedoch sehr stark, gehen indessen nicht unter 5000 und nicht über 12 000 hinaus.

Die Geschichte der Republik, welche auch im Falle eines Krieges zwischen Spanien und Frankreich unter allen Umständen neutral bleiben soll, ist in ihren Anfängen wenig klar, sondern vielmehr legendenhaft, wie die der nordspanischen kleinen Staatsorganismen überhaupt.

Von Asturien aus begann der denkwürdige Kampf der christlichen Gothen gegen die arabisch-maurischen Beherrscher der Halbinsel. Dem Beispiel der in die Kantabrischen Gebirge geflohenen kleinen Schaaren folgten allmählich diejenigen, welche in den Schluchten und Thälern der westlichen, mittleren und östlichen Pyrenäen Zuflucht gesucht und

Alt-Andorra und der Mont Anclar.

gefunden hatten. Die Kämpfe der christlichen Schaaren gegen die Mohammedaner, dann die der arabischen Statthalter und Fürsten gegen einander, erregten den Wunsch der Franken, sich auch an diesen Kämpfen zu betheiligen um so mehr, als die Araber wiederholt bis in ihre Gebiete vordrangen. 777 wurde Karl dem Großen direkte Gelegenheit geboten, in die iberischen Verhältnisse einzugreifen, und es begannen die Kämpfe der Franken gegen die Araber auf spanischem Boden. Bei einem der zahlreichen Heereszüge hatte nun Karl der Große besondere Unterstützung bei den in den Thälern des heutigen Andorra ansässigen gothischen Flüchtlingen gefunden und als Dank dafür ihnen und ihren Nachkommen den freien unabhängigen Besitz ihrer Ländereien gesichert; Ludwig der Fromme, sowie Karl der Kahle hatten diese Bestimmungen erneuert und bestätigt. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß der Grund zu dem freien Staate Andorra durch Ludwig den Frommen um das Jahr 793 gelegt wurde, als ein gewisser Juan,

La Valira de Ordino.

ein Mann gothischen Ursprungs, einen kühnen Zug gegen die Araber unternommen hatte, welche Barcelona besetzt hielten. Er trug einen glänzenden Sieg bei Ad Ponte davon und erhielt als Lohn dafür einen in der Diöcese Narbonne belegenen verödeten Landstrich, der mit Fonte bezeichnet wurde, als freies Lehen. Damit begann die Ansiedelung der vielen spanischen Flüchtlinge auf dem durch die beständigen Kriege verheerten Gebiete von Septimanien und der spanischen Mark, und es wurden diesen Kolonisten und Einwanderern zahlreiche Privilegien gewährt und Schutzbriefe ausgestellt, deren Bestimmungen in vielen Einzelheiten an diejenigen erinnern, welche die Verfassung Andorras aufweist. Es sollten ihnen keine Grundsteuern auferlegt und die Ländereien als freies Besitzthum überlassen werden, welche sie und ihre Nachkommen während 30 Jahren inne gehabt hatten. Unter ihren eigenen Aufführern sollten sie an der Grenze Wachtdienste leisten, den Kaiserlichen wie den aus Spanien kommenden Gesandten Herberge gewähren und die

erforderlichen Wagen und Pferde stellen. Obgleich völlig steuerfrei und unabhängig, sollten sie doch in gerichtlichen Angelegenheiten den Beamten und Grafen des Kaisers unterstellt sein. Geschützt durch ganz besondere Privilegien vermochte sich Andorra wahrscheinlich vor dem Schicksal der andern Viguerien zu schützen und seine Unabhängigkeit zu bewahren, obgleich dieselbe in verschiedenen Epochen mehr theoretisch als thatsächlich war. Die Suzeränität über das neutrale Ländchen wurde nachweislich 1040 den Bischöfen von Urgel übertragen und 1085 noch auf einige benachbarte Distrikte ausgedehnt. Die Oberhoheit über diese Gebirgsthäler wurde dann laut Urkunde von 1278 getheilt zwischen den Grafen von Foix und den Bischöfen von Urgel. Von den Grafen von Foix gingen später die Hoheitsrechte über Andorra mit dem Titel „Fürsten par indivis von dem Andorrathale“ auf die Grafen von Béarn und die Könige von Navarra, mit Heinrich IV., auf die Könige von Frankreich über. Diese Doppelherrschaft des letzteren Landes und des Bischofs von Urgel wurde durch alle Zeiten aufrecht erhalten und besteht heute noch, obgleich die daraus erwachsenden Unzuträglichkeiten oft genug im Lande selbst zu Tage getreten und von den Vertretern der beiden Nachbarländer schwer empfunden worden sind. Mehr als je ist man heute, in Frankreich besonders, aber auch in vielen Kreisen Spaniens, von der Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes in Andorra überzeugt, und es trägt hierzu hauptsächlich die Erkenntniß bei, daß die Fortexistenz der Republik nur ein Hemmniß des Kulturfortschritts in jener Gegend ist, einzig und allein dem Schmuggel an der französisch-spanischen Grenze förderlich ist und Vorschub leistet, und als Zufluchtsort der politischen Flüchtlinge dient.

Dank der Kleinheit, der heutigen Bedeutungslosigkeit und Ertraglosigkeit Andorras, und hauptsächlich Dank der Nebenbuhlerschaft der beiden Protektoren des Freistaats wird derselbe wohl noch einige Zeit fortbestehen; die Tage seiner Unabhängigkeit sind jedoch jedenfalls gezählt und werden in mehr oder minder langer Zeit ihr Ende erreichen, besonders wenn die Lokalregierung fortfährt, sich allen Unternehmungen und Plänen zu widersetzen, welche von einer und der andern Seite entworfen werden, um Andorra in den Bereich der heutigen Kultur zu ziehen. In diesem letzteren Sinne sind namentlich die Franzosen thätig, hatten sie doch selbst im Jahre 1881 unter dem Beifall einiger jüngerer Elemente Andorras den Plan entworfen, in dem rauhen Gebirgsthale der Embalire eine Spielbank nach dem Muster derjenigen Monacos zu gründen. Glücklicherweise widersetzte sich die Majorität des Generalraths der Ausführung dieses Gedankens, der freilich der Förderung der materiellen Interessen des Staates wahrscheinlich außerordentlich dienlich gewesen wäre. Die dadurch im Lande erzeugte Parteiung und Unruhe ließ Schlimmes befürchten, und erst als die Pariser Regierung mit militärischer Besetzung Andorras drohte, legte sich der Sturm, und es blieb Alles beim Alten.

Ehe wir die Ereignisse des Jahres 1884 erwähnen, welche Veranlassung zu dem Aufrollen der „Andorra-Frage“ wurden und beinahe der kleinen Bauern- und Hirtenrepublik ein Ende gemacht hätten, ist es zum besseren Verständniß der damals geschaffenen Lage erforderlich, die Verfassung Andorras flüchtig zu betrachten.

Mit wenigen Veränderungen, welche in späteren Jahrhunderten, besonders in diesem eingeführt worden sind, ist die Staatsverfassung, die heute herrscht, noch diejenige, welche am 7. September 1278 von dem Gerichtshof der Schiedsrichter entworfen wurde, der die ewigen Streitigkeiten zwischen den Bischöfen von Urgel und den weltlichen Fürsten zu schlichten hatte, die sich mit jenem in die Herrschaft über Andorra theilen sollten. Dieser Schiedsspruch, der unter dem Namen Pariatges bekannt ist und das Grundgesetz des Staates bildet, stellte die gleichmäßigen Rechte des Bischofs von Urgel und der Grafen von Foix fest und bestimmte, daß jeder dieser beiden Oberlehnsherren seinen Vertreter in Andorra selbst haben und von der Republik einen Tribut („questia“) erhalten sollten. So wurden denn zwei Viguiers eingesetzt, von denen der eine lebenslänglich von dem Grafen de Foix und seinen Rechtsnachfolgern ernannt wurde, jetzt also von der Pariser Regierung eingesetzt wird und von der andorranischen Regierung eine jährliche Abgabe von 960 Francs erhält. Der andere Viguier wurde und wird von dem Bischof von Urgel auf drei Jahre ernannt und muß geborener Andorraner sein. Der Bischof erhält eine regelmäßige Abgabe von 460 Francs jährlich, und außerdem einen kleinen Antheil von allen außerordentlichen Einnahmen der Republik. Früher wurden alle Geistlichen von dem Bischof ernannt und befanden sich in direkter Abhängigkeit von diesem. Auch heute sind die wenigen Geistlichen durchweg Spanier, der Bischof aber hat nur während vier Monaten das Recht, sie zu ernennen, in den übrigen acht Monaten steht dasselbe direkt dem Papste zu. Diese Aenderung ist natürlich dem französischen Einfluß zu danken; man hoffte dadurch der völligen geistlichen und kulturellen Abhängigkeit der Andorraner von Spanien ein Gegengewicht zu schaffen. Gemäß dem Gesetz vom 27. März 1806 leisteten ferner drei andorranische Deputirte einen Lehnseid in die Hände des Präfekten von Ariège. Durch Gesetz vom 3. Juni 1882 ist indessen der Präfekt des Departement Pyrénées-Orientales die höchste Appellinstanz in Frankreich. Letzteres hat außer-

Der Bayle.

dem noch seit längerer Zeit einen eigenen Deputirten, der seine Regierung gegenüber den Ansprüchen der andorranischen und des Bischofs von Urgel zu vertreten hat. Der französische Viguier hat für gewöhnlich seinen Sitz in Prades; der bischöfliche den seinen in Urgel. In den Händen beider ruht die höhere Justizverwaltung, und im besondern haben sie in Kriminalfällen zu entscheiden. Zu ihrer Seite steht als Berather ferner ein Civilrichter, der abwechselnd von Frankreich und von dem Bischof von Urgel ernannt wird. Außerdem werden sie in ihren Aemtern vertreten oder in der Ausübung ihrer Pflichten unterstützt durch zwei Bayles, die auf drei Jahre gewählt werden und in bürgerlichen Streitsachen zu entscheiden haben. Gegen das Urtheil dieser Unterrichter kann appellirt werden in erster Linie an die Viguiers, in zweiter an den Kassationshof in Paris oder an das bischöfliche Gericht in Urgel. In schweren

Andorraner.

Kriminalfällen wird der Gerichtshof von den beiden Viguiers, dem Civilrichter, einem Advokaten, dem Gerichtsschreiber und zwei Mitgliedern des Generalraths gebildet. Handelt es sich vollends um ein Verbrechen, welches durch die Todesstrafe gesühnt werden muß, so wird die Gerichtsverhandlung mit besonderer Feierlichkeit und unter Entfaltung eines verhältnißmäßig großen Apparats abgehalten, und sie findet gewöhnlich im Beisein des für den Zweck einberufenen ganzen Generalraths statt. Wenn bei solchen oder andern Kriminalfällen beide Viguiers zugegen sind, so führt der französische den Vorsitz. Dem Angeklagten werden, im Falle, daß sich kein Rahonador (Vertheidiger) findet, ein solcher von dem Gerichtshof gestellt. Wird die Todesstrafe oder irgend eine andere schwere entehrende Strafe dem Angeklagten zuerkannt, so wird dieses Urtheil zunächst in allen Bezirken des Landes in vorbereitender Weise verbreitet, dann aber in einer auf dem Marktplatz von Andorra la Vieja einberufenen Volksversammlung wiederum in

feierlicher Weise und unter Aufgebot der Nationalgarde verkündet. Die Todesstrafe wird ebenso wie in Spanien mittels des Garrote — der Halsfessel und der Erdrosselung durch dieselbe — vollzogen. Der Scharfrichter wird für diesen Zweck durch einen „Notablen“ unter militärischer Begleitung aus dem Auslande, meist aus Urgel geholt.

Die Bayles, welche aus den unbescholtenen hervorragendsten Mitgliedern der Bevölkerung, den „caps grossos“ (großen Köpfen) erwählt werden, haben nicht allein die bürgerliche Rechtspflege zu üben, sondern sind zugleich Polizeipräsidenten und können, sobald es nothwendig, die bewaffnete Macht für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Das Recht der Einberufung des andorranischen Heeres steht im Kriegsfalle und bei anderen Gelegenheiten indessen nur den Viguiers zu, die in Wirklichkeit die ersten Personen im Staate, die eigentlichen Souveräne des Landes sind.

Die lokale Regierung der Republik ruht in den Händen des Generalraths, der aus 24 Mitgliedern besteht, welche in den sechs Distrikten: Andorra la Vieja, Canillo, Encamp, Masana, Ordino und San Juliá de Loria auf die Dauer von vier Jahren gewählt werden. Jeder dieser Bezirke, der aus dem gleichnamigen Hauptort und den in der nächsten Umgebung liegenden Weilern besteht, wählt je vier Räthe aus den Häuptern der hervorragendsten Familien. Dieser Generalrath von 24 wählt aus seiner Mitte den ersten Syndikus, der als Präsident der Republik zu betrachten ist. Sein Stellvertreter ist der ebenfalls durch den Generalrath gewählte zweite Syndikus. Beide müssen, ebenso wie alle anderen Räthe und obersten Beamten geborene Andorraner sein.

Die Gemeindeverwaltung wird in den sechs Bezirken durch je zwei „Konsuln“ besorgt, die nach zweijähriger Amtsthätigkeit zu „Räthen“ werden.

Die Amtstracht aller dieser Würdenträger ist ebenso einfach wie die Institutionen des Landes. Die beiden Viguiers zeichnen sich allerdings vor den Generalräthen durch ihre bessere Kleidung aus; sie tragen schwarzen Frack mit schwarzer Seidenstickerei, ferner dreieckigen Federhut und Degen, der im übrigen keinem anderen Beamten zusteht. Die Mitglieder des Generalrathes sind mit rother Weste, rother Leibbinde, grauen kurzen Beinkleidern, blauen wollenen Strümpfen, Schnallschuhen und einem langen schwarzen, innen roth gefütterten Mantel bekleidet. Auf dem Kopfe tragen sie außer der nationalen, auch den Katalanen eigenen rothen, phrygischen Mütze, einen schwarzen Dreispitz aus Filz.

Die Viguiers werden als „ilustes“, die Bayles als „honorables“, die Generalräthe als „ilustrisimi“ bezeichnet. Alle die erwähnten Aemter und Würden sind unbesoldet.

Die militärische Organisation ist der Art geregelt, daß jeder andorranische Bürger vom 16. bis zum 60. Jahre dienstpflichtig ist, und jährlich werden diejenigen Personen auserwählt, welche in dem betreffenden Jahre dauernden Dienst zu leisten haben. Sie benutzen ihre eigenen Flinten, werden aber mit Pulver und Kugeln auf Staatskosten versehen. Diese Truppe steht unter dem Kommando eines Hauptmanns und zweier Offiziere, deren Ernennung seitens der Viguiers erfolgt.

Die Finanzverwaltung liegt dem ersten Syndikus ob. Der Generalrath stellt das Budget jährlich auf und ernennt für jeden Distrikt einen „Contador“, der den Besitzstand jedes Bürgers festzustellen hat. Diese in einer Liste genau verzeichneten Angaben werden den Konsuln übergeben, welche, nach Berathung der von ihnen präsidirten Distriksrathsversammlungen, die aus den Notablen (proms) des Ortes bestehen, diejenigen Abgaben feststellen, welche jeder Bürger zu entrichten hat. Diese Abgaben übersteigen selten ein Sechzigtheil des Besitzes oder Erwerbes und gelangen in die Hände des ersten Syndikus, welcher die Ausgaben des Staates von diesem Betrage bestreitet. Die Hauptposten des Ausgabebudgets bilden die Summen, welche an die beiden Viguiers zu zahlen sind, und ferner die außerordentlich geringen Gehälter, welche den Vikaren gezahlt werden, die die Geistlichen in der Ausübung ihrer Pflichten unterstützen und das „Schulwesen“ leiten. Letzteres beschränkt sich auf die hier und da angestellten Versuche, wenigstens die Künste des Lesens und Schreibens zu vermitteln.

Der Grundbesitz vererbt sich auf den erstgeborenen Sohn, sofern überhaupt mehrere Kinder verschiedenen Geschlechtes in einer Familie vorhanden sind. Der älteste Sohn sucht sich unter den Töchtern der Familien gleichen Ranges seine Lebensgefährtin und übernimmt die Sorge für die jüngeren Brüder, die ihm Dienste leisten und meist unverheirathet bleiben, weil sie nicht selbständig sind. Ist ein Mädchen die Erbin, so verheirathet sie sich mit einem jüngeren Sohn einer anderen Familie, und nimmt ihren Gatten zu sich in ihr Haus; an den Mann geht in diesem Falle der Namen seiner Frau über.

Bunte Bilder aus der südöstlichsten Ecke des europäischen Rußland.

Von Alfred Christoph.

(Schluß.)

6. Die Astrachansche Steppe.

Bekanntlich theilt die Wolga das Gouvernement Astrachan in zwei ungleiche Theile. Während die Tataren, als die Hauptbevölkerung, zu beiden Seiten des Stromgebietes ihre Wohnsitze haben, nomadisiren die buddhistischen Kalmücken fast ausschließlich auf der kleineren westlichen, die mohammedanischen Kirgisen dagegen auf der größeren östlichen, nach dem Ural belegenen Steppe. Beide Gegenden, vornehmlich aber letztere, sind sandig und öde. Ein „Weile, Wanderer, denn hier ist's so schön!“ vermag die Wolgasteppe keinem ihrer Söhne zuzurufen. In scheinbar vielgeschäftiger Eile durchmißt — auf seinem schweißtriefenden, mageren Klepper reitend, oder auf seiner „Arbá“ (einer hohen, zweiräderigen Plattform) fahrend — der sonnengebräunte Steppenbewohner die oft unabsehbare Fläche auf selbstgewählten Wegen, um nur so bald wie möglich das ermüdende Einerlei überstanden zu haben und in die Ruhe am häuslichen Herde eingehen zu können. Sein treues Rößlein aber entläßt er auf botanische Exkursionen.

Die Oede und Unfruchtbarkeit der Astrachanschen Steppe hat übrigens nicht allein in dem Mangel an Regen und in der großen Hitze ihren Grund, sondern einen ebenso erheb-

lichen Faktor dabei bildet der gewaltige Salzgehalt des Bodens, der ein arger Feind aller Vegetation ist. Doch spezifische „Salzkräuter“ gedeihen hier dafür auch vorzüglich; so z. B. die meist dunkelrothen Calicornien und die graugrünen Kali-Arten. Der reifähnlichen Salzniederschläge in der Steppe und auch auf den Straßen der Stadt haben wir schon einmal gedacht.

In der Steppe giebt es vollständige Salzseen. Gegen 2000 solcher Salzseen, größere und kleinere, sind bisher aufgefunden. Der bedeutendste unter ihnen ist der Elton-See. Dieser merkwürdige See liegt acht Meter unter dem Meeresspiegel und ist 200 qkm groß. Sein Salzertrag beziffert sich jährlich auf vier Millionen Pud, soll jedoch vor 30 bis 40 Jahren noch bedeutend reicher gewesen sein. Ein zweiter namhafter Salzsee ist der von Bachkuntschak, welcher außer dem Kochsalz auch noch Bittersalz, Glaubersalz u. s. w. liefert. Alle Salzseen sind seitens der Staatsregierung unter Kontrole gestellt, welche auch die betreffenden Abgaben in Empfang zu nehmen hat.

Eigenthümlich ist der Anblick dieser Salzseen! Wie bereifte Schlittschuhbahnen sehen sie aus — ein Stückchen Winter mitten in heißester Steppe! Der enorme Salzgehalt der Seen krystallisirt sich in der That dermaßen an der Oberfläche zu einer festen Decke, daß nicht bloß die Arbeiter ungefährdet darauf stoßen und Salz „brechen“ können, sondern sie holen auch noch ihre Wagen herbei, um dieselben mit dem freigemachten Salze zu beladen.

Graulichweiß ist die Farbe des rohen Salzes. In diesem Urzustande wird es auf die „Watagen“ geführt, in mächtig großen, hausdach-ähnlichen Haufen aufgeschaufelt, um seinerzeit zum Salzen der Fische verwandt zu werden. Um jedoch dasselbe weißer und reiner darzustellen, muß es einer Waschung und Säuberung unterzogen werden. Das einfache Volk erhebt solche Ansprüche allerdings nicht immer. — Das schönste und weißeste Salz liefern stets die Salzbergwerke.

Kehren wir von unserem Ausfluge an die Seen wieder zur Stadt zurück, so sind wir überrascht, $1\frac{1}{2}$ Meilen vor derselben mitten in der Steppe an einem „Schlammbadeorte“ — eigentlich „Schlammmoor“ — vorüberzukommen. „Tinakskija-Grjäsi“ heißt er, gehört der Stadt und steht während der Saison unter Aufsicht und Leitung eines Kur-Arztes. Hier sammeln sich alljährlich Heilung Suchende von nah und fern, namentlich Rheumatische und mit einer speziellen Art von Unterleibsleiden Behaftete. Auch Personen mit Gelenkentzündungen und Skropheln sind gleicherweise des Lobes und Rühmens dieses Kurorts voll. Wir irren jedoch, wenn wir meinen, der Schlamm hier sei ein solcher, wie an den Schlammbadeorten im Norden des Reiches, z. B. in Riga, Arensburg und Hapsal, und die Art des Badens sei hier und dort die gleiche. Nein! In Tinakskija Grjäsi ist der Schlamm geradezu eine zähe Salbe oder Schmiere — am zutreffendsten zu vergleichen mit guter schwarzer Stiefelwichse. Seine Heilkraft steckt in dem sehr erhöhten Gehalt von Salz und Schwefel; Jod ist verhältnißmäßig wenig darin enthalten. In diesen zähen Schlamm nun muß sich der Patient horizontal ausstrecken und wird vorsichtig bis an den Hals mit dieser Substanz „eingeschaufelt“. Nur der Kopf bleibt sichtbar — gleich einem Johannishaupte auf schwarzer Schüssel. Ist der Himmel jedoch bewölkt oder gar regnerisch, so daß die Sonne den frei daliegenden und nicht etwa wie anderswo mit Wasser überdeckten Schlamm nicht bis auf die nöthigen 35 bis 40 Grad Reaumur durchglühen kann, so wird derselbe in die am Ufer aufgebaute Badeanstalt gefahren, daselbst bis zur angegebenen Temperatur künstlich erwärmt, und der Betreffende hat dann diesmal sein Bad „in der Wanne“ zu nehmen. Lieber jedoch läßt man sich im Moor eingraben, selbst wenn man auch die Zeit über den Sonnenschirm über dem Kopfe halten muß, um denselben vor dem Sonnenstich zu schützen. Ist man doch in der freien Luft, und da sind die 35 bis 40 Grad leichter erträglich als im dumpfen Badezimmer!

Ist nun das Bad glücklich überstanden, und der neugeborene Neger arbeitet sich aus seiner schwarzen Umhüllung hervor, so täuscht er sich gewaltig, wenn er meint, gewöhnliches Wasser, wenn auch noch so sehr erwärmt, sei im Stande, ihm seinen früheren Europäer-Teint wiederzugeben; nur kräftigem Salzwasser wohnt diese geheime Wunderkraft inne.

Ist er aber endlich rein geworden — und nicht bloß rein, sondern auch gesund, so daß er wieder fröhlich in seine Berufsthätigkeit und in den Schoß seiner Familie zurückkehren kann —, so wird er der einsamen Oase in der fernen Steppe — dem fernen Astrachan — mit seinem iteressanten bunten Völkergewühl und seinen kleinen Leiden und Freuden gewiß ein freundliches Andenken bewahren.

Wenn auch der Frühlingsregen, der gewöhnlich im April auf ein paar Tage einmal vorübergehend vorspricht, der öden Steppe Einiges an Gras, Pflanzen und Blumen — ein Leberblümchen, Rose und Tulpen in allen Farben — wie gewaltsam entlockt und die Temperatur erfrischend herabdrückt, so folgt ihm doch bald wieder die sengende Sonne, und der sandige Steppenwind fährt wieder in alter Weise über die Fläche. Da jedoch meist fester Lehm den Untergrund der Steppe bildet, bewahren namentlich die Niederungen auf ziemlich lange des Himmels Feuchtigkeit, gewähren den Thieren den Lebensunterhalt und lassen kräftiges Schilfrohr sprießen, welches der Steppenbewohner dann als Brenn- oder Baumaterial für seine Hütten, Hürden und Umzäunungen benutzt.

Daß unter solchen ungünstigen klimatischen Verhältnissen der Ackerbau sich im Astrachanischen Gouvernement — wenigstens im südlicheren Theile — nicht hat einbürgern können, liegt auf der Hand. Dennoch versuchen es die steppenbewohnenden Tataren, die einigermaßen geeigneten Stellen — oft recht weit von ihren Wohnorten entlegen — mit Weizen oder Buchweizen zu besäen. Doch eines wie großen Aufwandes an Kraft und Arbeit bedarf es da, bei nur sehr schwachen Aussichten auf lohnenden Erfolg! Der schwerfällige primitive Wendenpflug muß mit 3 bis 4 Paar Zugochsen bespannt werden — ein Paar vor dem andern — und jedes derselben hat wieder seinen Treiber, meist ein heranwachsendes Kind des den Pflug dirigirenden Vaters. Erst in den nördlicheren Kreisen, nach dem Saratow'schen hin, fängt die Bodenbeschaffenheit an, dem Ackerbau günstig zu werden.

Daß die Steppe im großen und ganzen arm an Thieren ist, weil arm an Gras, Bäumen und Wasser, nimmt uns weiter nicht Wunder. Zwar ertönt hier und dort einmal das Geheul eines hungrigen Wolfes oder das Gebell eines Schakals, der die flüchtige Antilope aufscheucht; aber nicht bloß der Wiedehopf, sondern auch die hochbeinige Trappe und der Fasan hält sich mehr zu den Ufern der Wolga hin, von wo sie dem lustigen Spiele der Schaaren von Eulen und Schnepfen auf den Wassern zuschauen. Nur der Adler und der Habicht durchstreifen gelegentlich die Steppe, um sich eine Zieselmaus zu erspäen. In der Nähe der menschlichen Niederlassungen weiden in großen „Tabunen“ Pferde, Ochsen, Kameele; doch zeugt ihre hagere Gestalt davon, daß die einen den anderen das Brot vor der Nase fortgenommen haben. Die Schafheerden scheinen es besser zu haben. Das Kameel übrigens und das hier noch gebräuchlichere Dromedar, welches — gleich den Ochsen und Pferden — als Transportthier dient, ist kein einheimisches. Es wird

aus Persien importirt und je nach Größe und Güte mit 35 bis 80 Rubel bezahlt. Völlig hier einbürgern läßt es sich wegen der Kälte im Winter nicht. Dieselbe erhält sich ja etwa zwei Monate lang auf einer Durchschnittstemperatur von fünf bis zehn Grad, weshalb auch die Kameelbesitzer diese ihre Thiere für den Winter völlig in Filzdecken einnähen. Es kommen aber auch Jahre vor, wo die Temperatur nach Weihnachten vorübergehend bis auf 20 Grad unter Null sinkt. Diese scharfe Kälte ist um so empfindlicher, als keine mildernde Schneedecke die Erde bedeckt, sondern statt ihrer der endemische Steppenwind mit seiner Sandstaub-Geißel über die nackte Landschaft dahinfährt.

Professor R. Virchow über Land und Leute in Aegypten.

Nachdem Professor R. Virchow bereits vor dem Bonner Anthropologen-Kongresse und anderweit über die Ergebnisse seiner mit F. Schliemann unternommenen ägyptischen Reise Bericht erstattet hatte, that er dies im November v. J. in einem zusammenfassenden längeren Vortrage auch vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Zwei Probleme, führte er aus, haben ihn vor allen Dingen nach dem Nil-Lande gelockt: Kein Land berechtigt von vornherein mehr zu der Hoffnung, daß in ihm die Anfänge der Menschheit überhaupt liegen, als Aegypten, mit seiner reich entwickelten Tertiärformation und seiner uralten Geschichte. Zugleich aber scheint auch kein anderes Land so vorzügliche Gelegenheit darzubieten, in exacter Weise zu untersuchen, welchen Einfluß die „Medien" und insbesondere das Klima auf die Rassenumwandlung und Rassenentwickelung haben. — Das Nilthal ist eine langgestreckte Insel im Meere der Wüste, und die insulare Abgeschlossenheit, in der seine Bewohner und seine Kultur sich entwickelten, müßte die Lösung jener Probleme eigentlich noch bedeutend erleichtern. Insulare Bevölkerungen zeigen ja am häufigsten Abweichungen vom Typus der großen Kontinentalbevölkerungen, und sie haben daher dazu geführt, daß man schon lange vor Darwin den Satz von der Veränderung der Typen durch die Einwirkungen der Medien — besonders des Bodens und des Klimas — aufgestellt hat. Es ist bisher aber empirisch nicht nachgewiesen worden, daß durch verändertes Klima ein weißer Mann schwarz, oder ein langköpfiger Typus kurzköpfig geworden sei. Aegypten sollte nun dafür ein guter Prüfstein sein können. — So vieles auch noch an der ägyptischen Chronologie dunkel sein mag, die Thatsache steht fest, daß zur Zeit des trojanischen Krieges, der bei den abendländischen Völkern den Uebergang von der prähistorischen zur historischen Entwickelungsstufe bezeichnet, — daß zu dieser Zeit die gewaltigsten Herrscher in Aegypten lebten, daß sie ein großes, wohlgeordnetes und civilisirtes Staatswesen geschaffen hatten, und daß aus dieser Zeit nicht nur die herrlichsten baulichen Monumente, sondern auch die reichsten schriftlichen Aufzeichnungen erhalten sind. Viele der letzteren reichen sogar noch drei Jahrtausende weiter rückwärts. In den Statuen, den plastischen und gemalten Darstellungen der Tempelwände, den unerschöpflichen Reichthümern der Gräber sehen wir zahlreiche Zeugnisse für die Erscheinung der Menschen, Thiere und Pflanzen unmittelbar aus der Zeit, in der sie lebten. Der Reichthum und die Anschaulichkeit dieser Hinterlassenschaft wird selbst von derjenigen Indiens und Babyloniens nicht erreicht.

Die einwirkenden Medien blieben in Aegypten in der ganzen langen Zeit im wesentlichen dieselben, und die eingetretenen Veränderungen sind mehr nur lokaler Art. Das Nilpferd wird heute nicht mehr im Nildelta gejagt, das Krokodil wich neuerdings selbst aus Oberägypten, und ähnlich sind der heilige Ibis, die Papyrusstaude, der Lotos verschwunden, — schwerlich aber durch das veränderte Klima. Ein nicht zu unterschätzendes veränderliches Element in der Einrichtung des Landes ist der lebenspendende, alles beherrschende Nil. Seine Ueberschwemmungen kehrten freilich wieder, so lange es eine ägyptische Geschichte giebt, und sie schaffen die Voraussetzungen des Pflanzen-, Thier- und Menschenlebens. Schon Menes, der erste historische König, suchte sie durch große Wasserbauten zu regeln, und die Jahrtausende nach ihm setzten seine Arbeit fort. Das Delta wurde dadurch aus einem Sumpfe ein reiches Fruchtland, der Sandstreifen des Nilufers ein Getreidefeld. Den Strom selbst haben diese Veränderungen aber nicht zu verändern vermocht, und sie sind nicht einmal immer seinen natürlichen Veränderungen nachgekommen. Jedes Jahr erhöht der Fluß durch gewaltige Schlamm- und Sandablagerungen sein Bett und seine Ufer, und die Schwierigkeit, sein Wasser in gleichmäßiger Weise über das Land zu vertheilen, wächst dadurch mehr und mehr. Manches große Werk der Vorfahren — wie z. B. den Mörossee in Fayum, dessen Lage kaum noch zu bestimmen ist — haben die Nachkommen auch nachlässig in Verfall gerathen lassen. — Unter den natürlichen Veränderungen in historischer Zeit ist die größte wohl diejenige, die Nubien betroffen hat. Bei den Ruinen der alten Feste Semna und Kumne, oberhalb des zweiten Kataraktes, und nicht sehr fern von dem heutigen Wadi Halfa, stieg die Fluthhöhe des Nils zur Zeit Usurtasens III — reichlich zwei Jahrtausende vor Christus — 22 Fuß höher als heute. Daß damals so viel mehr Wasser aus den abessynischen Gebirgen herbeigeströmt sei, ist nun nicht wahrscheinlich. Eher muß der Strom damals Hindernisse seines Laufes gehabt haben, die heute nicht mehr vorhanden sind. Unterhalb des zweiten Kataraktes sind ähnliche Veränderungen wahrnehmbar. Alte Tempel sind dort versandet, um die Trümmerfelder von Städten und Dörfern breitet sich die Wüste aus, und die Alluvialebene der Gegend liegt gegenwärtig nach Lemoine's Nivellement fünf bis sechs Meter über der Inundationshöhe. Wahrscheinlich war die Stromschnelle von Kalabsche, weiter stromab, einst ein Katarakt, der den Abfluß hinderte. Einst bestand auch um die Insel des Tempels von Dakkah herum ein großer See, der gleichfalls verschwunden ist. Oberhalb des ersten Kataraktes ist früher einmal ein starker Stromarm weiter östlich, um den Syenitfelsen herum, nach Assuan geflossen, und ähnliches war auch der Fall in Oberägypten, oberhalb Theben 2c. Hochgelegene Terrassen von Nilschlamm, die an den betreffenden Stellen liegen, bezeugen es. Aehnliche Veränderungen, wie sie sich in den historischen Zeiten vollzogen haben, sind sicherlich auch in den vorhistorischen Zeiten vor sich gegangen.

Was den Menschen betrifft, so ist aus Aegypten kein einziger prähistorischer Schädel bekannt. Nur Manufakte aus Kiesel, Jaspis und Hornstein sind aus dieser Zeit übrig geblieben und verrathen, daß es auch in diesem Lande vorhistorische Menschen gegeben hat. Jede anthropologische

Betrachtung bezüglich Aegyptens hat sich also lediglich an die historischen Zeiträume zu halten, und für diese Zeiträume darf es als sicher gelten, daß das Klima im wesentlichen dasselbe war, wenn sich auch früher an manchen Orten Seen befanden, wo heute keine mehr sind, und wenn auch der Hochwasserstand des Nil sich in gewissen Gegenden allmählich anders gestaltete als ehemals. Schweinfurt leitet aus dieser Beständigkeit den Gedanken ab, „daß Menschen, welche die Nilufer fortzeugend bewohnten, immer wieder zu dem von der Natur einmal bedingten Typus sich umgestaltet hatten, wenn auch ursprünglich ihnen ein anderer vorgezeichnet worden war". Das Rind soll durch Seuchen wiederholt gänzlich aus dem Lande verschwunden und durch neue Rassen von Norden, Osten und Süden ersetzt worden sein, und nach wenigen Generationen soll es immer wieder die charakteristischen Merkmale der ägyptischen Rasse angenommen haben, so daß die heutige noch genau derjenigen der alten Tempelbilder entspricht. Damit wäre die These allerdings bewiesen, daß die Medien den Typus bilden. Bei näherer Betrachtung liegt die Sache aber nicht so einfach und sicher. Die Domestikation bringt auch zu viele andere Bedingungen zu den Medien hinzu, und dies erschwert noch die Entscheidung über die Frage, so daß sie bei der Untersuchung über den Menschen am besten ganz außer Betracht bleibt.

Da ist zuerst die beständig wiederholte Behauptung, der heutige Aegypter habe noch denselben Typus wie der alte Aegypter, nur zum Theil wahr. Der kraniologische Typus war mindestens ein anderer im alten, als im mittleren und neuen Reiche. Die Schädel aus dem alten Reiche sind kurzköpfig, die aus dem neuen und aus der Gegenwart dagegen langköpfig oder von mittleren Verhältnissen (mesocephal[1]). Freilich ist die Zahl der sicher bestimmten Schädel aus dem alten Reiche, die untersucht werden konnte, nur eine kleine. Die Bildhauer des alten Reiches legten aber ihren Kunstwerken den kurzköpfigen Typus gleichfalls zu Grunde. — Bezüglich der Kunstwerke hat man zu bedenken, daß die Steinbilder und Wandgemälde niemals Porträts waren, sondern daß sie nach einem gewissen Schema und Kanon gearbeitet wurden. Deshalb ist aus ihrer Betrachtung auch lange nicht so viel über die Frage der Persistenz des ägyptischen Typus zu schließen, als daraus herkömmlicher Weise geschlossen worden ist. Wie weit der Kanon der Wirklichkeit entsprochen hat, vermag man ja nicht zu sagen, jedenfalls geht er aber sehr weit zurück. Eben dadurch, daß der Realismus frühzeitig durch den Schematismus in der Kunstausübung besiegt wurde, erklärt es sich, daß die Skulptur im alten Reiche am höchsten gestanden, und seither nur Rückschritt gemacht hat. Zuweilen mögen stark hervortretende Individual-Eigenschaften in den Kunstwerken zum richtigen Ausdrucke gekommen sein, nichtsdestoweniger sind sie aber ungeeignet, als Grundlage ethnologischer Untersuchungen zu dienen.

Ein vortreffliches Vergleichsmaterial zwischen den Leuten von einst und jetzt bieten dagegen die Mumien dar, und da ergiebt sich allerdings eine wesentliche Concordanz der körperlichen Bildung. So viele Eroberer auch über das Land dahin gegangen, und so viele Einwanderer in das Nilthal eingedrungen sind, der Gesammttypus der Bevölkerung ist seit dem Beginne des neuen Reiches derselbe geblieben. Die Frage, ob die Bevölkerung des alten Reiches ihren Typus durch die Einwirkung der Medien oder durch Einwanderung geändert hat, ist zunächst nicht zu entscheiden, das letztere ist aber das wahrscheinlichere. Es mischten sich wohl ebenso wie bei uns verschiedene Elemente, und das stärkere gewann allmählich die Oberhand.

Auch bei der Frage nach Hautfarbe und nach der Beschaffenheit des Kopfhaares ist nicht viel aus den alten Denkmälern zu entscheiden; denn auch in dieser Beziehung herrschte bald ein fester Schematismus. Das Haar ist stets schwarz wie die Iris des Auges, und es ist nicht sehr zu bezweifeln, daß die Bevölkerung thatsächlich immer schwarzhaarig war. Der Körper wird dagegen immer roth oder rothbraun gemalt, ohne daß die Aegypter jemals Rothhäute waren. Bei den Frauen ist die Hautfarbe immer gelb, und infolge der anderen Lebensweise sind die Frauen auch noch im heutigen Aegypten sehr auffällig heller als die Männer. Hierbei ist wirklich eine Einwirkung der Medien zu konstatiren, und eben dasselbe ist auch oft möglich an den verschiedenen Stellen eines und desselben Körpers. Diese Veränderlichkeit der ägyptischen Hautfarbe durch die Medien ist ein Moment, das uns zwingt, die Aegypter von den Negern zu trennen, sie zu den hellfarbigen nördlichen Stämmen zu stellen — zum lybischen und semitischen. Der Neger ist nicht durch Sonnenbrand schwarz (bezw. braun), und er wird nicht heller, wenn er bedeckt und dagegen geschützt ist, seine Farbe ist vielmehr unveränderlich und erblich, und dadurch Rassenmerkmal. Dazu besaßen die Aegypter auch niemals das Wollhaar und das Gesichtsprofil des Negers. Die Statuen und Bilder können auch in dieser Beziehung zu Täuschungen führen, sie stellen vielfach kurz geschorene oder rasirte oder mit künstlichen Haaraufsätzen bedeckte Köpfe dar. Die Mumien liefern aber auch in dieser Beziehung ein vorzügliches Material für die Entscheidung. Das Mumienhaar ist schlicht, wellig, lockig, bisweilen kraus, nie aber wollig, so daß man die ägyptische Rasse als eine schlichthaarige zu bezeichnen hat. Bezüglich des Profils unterscheiden schon die alten Wandbilder — obwohl ebenfalls schematisch — den ägyptischen Typus von dem Negertypus sehr streng. Die alten Schädel besitzen zuweilen eine mäßige alveolare Prognathie, dieselbe geht aber nicht über das Maß hinaus, das wir an europäischen Schädeln wahrnehmen.

Eine Umbildung des Negertypus in den ägyptischen kann durch nichts erwiesen werden. Eher sind die Aegypter zu den Berbern zu stellen, die mit ihnen in der Hautfärbung und Behaarung, sowie in der Kopf- und Gesichtsbildung manches Uebereinstimmende haben, und die Berber wieder sind den sogenannten Nubiern — den Abadde, den Bischarin, den Hadendoa und den Halenga — verwandt. Lepsius nannte die Nubier Kuschiten und unterschied ihre Sprache von der hamitischen. Anthropologisch ist eine Grenze zwischen den Kuschiten und Hamiten aber nicht zu ziehen, sondern beide gehören in dieser Hinsicht zu einer Gruppe, von der sich die einzelnen Stämme allmählich loslösten. Die Aegypter haben dies ohne Zweifel sehr frühe gethan, und sie besaßen dann bald einen festgefügten Staat, der den Angriffen der Wüstenstämme widerstehen konnte. Mit den Nubiern war dies nicht der Fall, und das Land oberhalb des ersten Katarakteß fiel auf diese Weise den Wüstenstämmen zur Beute, die beständig nach dem Strome hindrängten. Die ursprüngliche Verwandtschaft hinderte die Berber und Nubier ja nicht, sich unter einander zu bekriegen und zu verdrängen.

[1]) Professor Virchow hat sich darüber in einer Abhandlung vor der Berliner Akademie der Wissenschaften ausführlicher verbreitet.

Kürzere Mittheilungen.

Die Andamanen.

Aus einem Vortrage, den der englische Marine-Offizier Cadell im Januar dieses Jahres vor der Schottischen Geographischen Gesellschaft hielt, entnehmen wir folgende Charakteristik der Andamanen und ihrer Bewohner.

Die Szenerie der Inseln ist prächtig schön. Bis an das Meer sind sie mit einer üppigen Vegetation bekleidet. Herrliche Waldbäume, die eine Höhe von zweihundert Fuß erreichen, erheben sich unweit des Ufers, die einen mit geraden, silberweißen Stämmen und schirmähnlichen Kronen, die anderen von unten bis oben mit Schlingpflanzen umwunden. Palmen, Rotangs und Rohr von verschiedener Art vermischen sich mit den Waldbäumen und bilden zu diesen schöne Kontraste in Form und Farbe. Das Wasser an den Ufern ist tief und klar, und indem man auf dem Schiffe zwischen den Inseln dahinfährt, erblickt man unter sich die Korallenbänke. Ohne sie gesehen zu haben ist es schwer, sich eine Vorstellung der Pracht des reichen Thier- und Pflanzenlebens in diesen schönen unterseeischen Gärten zu machen. Bei seinen verschiedenen Fahrten nach den Andamanen bemerkte Herr Cadell von Jahr zu Jahr eine sichtliche Abnahme der Bewohner, wovon die Hauptursache augenscheinlich in den Verwüstungen, welche Lungenentzündungen und Syphilis anrichten, zu suchen ist. Kaum eine Frau unter zwölf hatte Kinder, und die Sterblichkeit unter den wenigen, die geboren wurden, war eine sehr große. Ohne Zweifel ist die Rasse im Aussterben begriffen, und in 25 bis 30 Jahren werden wahrscheinlich keine mehr am Leben geblieben sein, außer auf Klein-Andaman, wo die Einwohner den verderblichen Einflüssen der Civilisation weniger ausgesetzt gewesen sind. Die Eingeborenen sind muntere, liebenswürdige kleine Leute, die Berührung mit den Europäern hat aber ihre Moralität nicht verbessert. Im Naturzustand sind sie ehrlich und wahrheitsliebend, freigebig und selbstverleugnend. Bei der Mahlzeit bezeugen sie ihre Höflichkeit dadurch, daß sie die besten Bissen heraussuchen und sie sich gegenseitig in den Mund stecken. Der Wald und das Meer haben sie immer reichlich mit Nahrung versorgt, und darum ist es nicht zu verwundern, wenn alle Versuche, sie von den Vortheilen des Ackerbaues zu überzeugen, ohne Erfolg geblieben sind — obwohl sie den Reis und Mais, den sie gelegentlich zu sehen bekommen, sehr zu schätzen wissen. Ueberhaupt sind sie große Omnivoren, und Früchte, Wurzeln, Fledermäuse, Ratten, fliegende Füchse, Iguanas, Seeschlangen, Mollusken, Wildschweine, Fische, Schildkröten, sowie auch Käferlarven sind gepriesene Speiseartikel.

Die Verbrecherkolonie zu Port Blair auf der Ostküste von Süd-Andaman ist wahrscheinlich die größte der Welt und beherbergt gewöhnlich ungefähr 1200 Sträflinge. Etwa dreiviertel dieser Zahl sind zu lebenslanger Deportation verurtheilt, die übrigen zu siebenjähriger oder längerer. Davon sind fünfundsechszig Prozent Hindus, fünfundzwanzig Prozent Mohammedaner und der Rest in der Hauptsache Buddhisten aus Birmah. Sie kommen aus allen Theilen Indiens und Birmahs und bilden den Auswurf von 250 Millionen Menschen, aber die Unterschiede in ihren Nationalitäten, Sprachen und Kasten dienen als eine Sicherheit und verhüten die Wahrscheinlichkeit irgend welches Zusammenwirkens.

Die britischen Indier in Ostafrika.

Ueber die Kolonisation Ostafrikas von Asien aus äußerte sich neulich Herr H. Johnston, der englische Consul in Portugiesisch-Ostafrika, in einem Vortrage etwa wie folgt:

Es ist beinahe sicher, daß die ersten menschlichen Einwanderungen in Afrika ihren Ausgang in Asien genommen haben. Zweifellos hat sich der Ursprungsherd der Negerrasse in Südasien befunden. Die ersten Auswanderer von Asien nach Afrika gehörten den niedrigsten Negertypen an, und auf sie folgten allmählich Neger und Negritos — die niedrigeren Rassen immer den höheren vorausgehend.

Nachdem Herr Johnston die Entwickelung des ozeanischen Verkehrs zwischen Asien und Afrika durch die Phönizier, die Araber und die Arier des westlichen Indien in Betracht gezogen, ging er auf die früheste persische Einwanderung und auf die persischen Ansiedelungen der ersten Hälfte der christlichen Aera ein. Er führte aus, wie die Araber, in zwei aufeinander folgenden Epochen, die persischen Kolonien überwältigten, um dann später selbst den portugiesischen Eroberern zu unterliegen. Darauf besprach er die erste englische Intervention in den ostafrikanischen Angelegenheiten im Jahre 1822. Es läßt sich schwer festsetzen, wann die ersten Händler aus Indien sich in Zansibar niedergelassen haben, aber vor der Ankunft der Portugiesen waren sie aller Wahrscheinlichkeit nach in keiner großen Zahl vorhanden. Der Schutz und die Unterstützung, welche die Ostindische Gesellschaft den indischen Unterthanen im Auslande gewährte, überzeugte die Indier zum ersten male von den Vortheilen, die sie unter der britischen Herrschaft genossen, und sie widmeten sich alsbald mit einem solchen Eifer der Ausbeutung von Zansibar, daß sie anfang des Jahrhunderts den ganzen lokalen Handel in den Händen hatten und als die finanziellen Rathgeber und Beamten der arabischen Herrscher zu bedeutendem Einflusse gelangt waren. Indische Kaufleute hatten bis 1885 die Zölle von Zansibar gepachtet, und ihnen ist auch der ungeheure Aufschwung in dem Handel dieses Gebiets vorwiegend zu verdanken.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts betrug die Zahl der britischen Indier in Zansibar kaum tausend, jetzt ist sie bis auf siebentausend gestiegen. Die britisch-indischen Kolonisten und Händler in dem Sultanat von Zansibar lassen sich auf folgende Weise eintheilen: Hindus (ungefähr 1000), Parsi (100), Khojas (4000) und der Rest (1900) ist aus Bohnas und Memons zusammengesetzt. Unter der Abtheilung Hindus sind beinahe ausschließlich Bhattias oder Banyanen aus Kutsch zu verstehen, die schon zur Zeit der ersten portugiesischen Besucher augenscheinlich die wohlhabensten und unternehmungslustigsten unter den ausländischen Kaufleuten in Zansibar gewesen sind. Durch ihre Aufrichtigkeit im Handel, durch ihre Sparsamkeit und Ausdauer, sowie durch die Unfähigkeit der Araber — in Zansibar wie auch anderweit — im Rechnen und im Führen von Geldgeschäften, haben sie großen Einfluß im Lande gewonnen und werden hoch geachtet. Es ist kein Geheimniß, daß ein großer Theil der augenblicklichen Schwierigkeiten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aus der Unklugheit ihrer Beamten entstanden ist, indem dieselben den plötzlichen und ungeschickten Versuch machten, die Indier aus ihrer überlegenen Stellung im Handel zu verdrängen, wodurch die indische Stimmung eine der Erweiterung des deutschen

Regiments feindliche geworden ist. Ueberall, wo einem an der Küste ein Banyan begegnet, hat man es gleichzeitig mit einem Bankier zu thun und dieselben besitzen ein so unbegrenztes Vertrauen in die Ehrlichkeit der Engländer, daß sie bereit sind, große Summen auf einfache Schuldverschreibungen zu diskontiren. Die wenigen Fälle, in denen dieses Vertrauen von europäischen Reisenden mißbraucht worden ist, sind durch die Beiträge der Haupt-Kaufleute in Zansibar wieder gedeckt worden, weil es denselben so wichtig erschien, den Glauben der Banyanen an die europäische Ehrlichkeit aufrecht zu erhalten. Die mohammedanischen Indier von Zansibar sind hauptsächlich durch die Khojas vertreten, diese sonderbare mohammedanische Sekte, die von dem berühmten Aga Khan beherrscht wird. Der schlimmste Zug bei den Khojas ist bekanntlich das Ausüben des geheimen Menchelmordes, es giebt aber gescheute und ehrliche Männer darunter, welche solche Verirrungen mit Abscheu betrachten und die Verbreitung der Bildung unter ihren Glaubensgenossen befürworten.

Zum Schluß sagte Herr Johnston, daß er entschieden der Meinung sei, daß das asiatische Element unter der civilisirten oder halbcivilisirten Bevölkerung der Ostküste Afrikas eine sehr bedeutende Rolle spielen werde bei der endgültigen Entwickelung des Erdtheils. Er freute sich zu bemerken, daß unter den anderen klugen und verständigen Gesichtspunkten in der Politik der neuen Britischen Gesellschaft, welche einen beträchtlichen Theil des Zansibarstaates im Namen des Sultans zu verwalten hat, die Unterstützung der britisch-indischen Einwanderer ein wesentlicher sei. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Zahl der Seeschiffahrts-Kanal-Projekte, welche man in England diskutirt (Vergl. Globus, Bd. 54, S. 176), vermehrt sich noch beständig. Als besonders wichtig und aussichtsreich dürfte darunter das Forth-Clyde-Kanal-Projekt gelten. Es handelt sich dabei im wesentlichen nur um eine Umgestaltung des bereits bestehenden und etwa vor 100 Jahren angelegten Kanals. Derselbe geht von Grangemouth (am Forth) nach Bowling (am Clyde), ist 56 km lang und überwindet die Steigung von 46 m durch 39 Wehr-Anlagen. Seine gegenwärtige Tiefe beträgt aber nur 2,7 m. Für große Seeschiffe hinreichend vertieft und verbreitert, würde er die geradeste Verbindung zwischen Nordamerika und den Ländern an der Ostsee sowie an der nördlichen Nordsee herstellen. Da der Kanal den mineral- und industriereichsten Theil Schottlands durchschneidet, so würde auch der Eigenhandel Schottlands viel dadurch gewinnen können. Außerdem würde der Kanal zu Zeiten eine hohe strategische Bedeutung haben. Die Kosten des Baues werden auf zwei Millionen Pfd. Sterl. veranschlagt.

— Die schon mehrmals angeregte Errichtung einer meteorologischen Station auf dem höchsten Gipfel des Krimschen Küstengebirges — dem Tschatyr-Dagh (1510 m) — wird, nachdem sich der Akademiker Dr. Wild, Vorstand des physikalischen Observatoriums zu St. Petersburg, der Sache angenommen hat, im Jahre 1889 zur Ausführung kommen.

— In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde im mittleren Ural, nicht weiter von Jekaterinenburg, ein Lager von Nickelerz entdeckt, das noch heutigentags wegen Mangel an Kapitalien nicht in der gehörigen Weise ausgebeutet wird. Und doch übertrifft die Mächtigkeit dieses Lagers (nahezu $7\frac{1}{2}$ m) alle sonst auf der Erde bekannten, so daß eine großartige Produktion des so wichtigen Metalles hier für die Zukunft in Aussicht steht.

Asien.

— Die kleinen Kriege, welche die Engländer ohne große Ruhepause bald hier bald dort an den Grenzen ihres Indischen Kaiserreiches führen, versprechen der geographischen Wissenschaft wieder eine Reihe von guten Früchten zu tragen. So ist im unmittelbaren Gefolge des sogenannten Black-Mountain-Krieges, der noch kaum als beendet angesehen werden kann, eine neue topographische Aufnahme des Indus-Thales und der Gebirge in der Gegend seines großen Knies einhergegangen, und es wird sich auf diese und die vorangegangenen älteren Aufnahmen eine erste genaue Karte des Landstriches zwischen Derbend, Amb, Hansa und Nagar gründen. Ebenso ist unsere Kenntniß von Sikkim durch den tibetanischen Grenzkrieg bedeutend gefördert worden, und auch in dieser Richtung stehen interessante Publikationen zu erwarten.

— Neben anderen Fundstätten der Jade hat für China, wo dieselbe noch gegenwärtig mannigfache Verwendung findet, auch Birmah bis vor kurzem eine große Rolle gespielt. Man fand das Mineral daselbst als Fluß-Geschiebe, besonders im Mogoung-Distrikte (in Oberbirmah), und die Händler aus Yünnan und Kanton zahlten dafür in Bhamo hohe Preise. Allmählich sind die Geschiebe aber sehr selten geworden, und man hat deshalb begonnen, den anstehenden Fels auf Jade zu bearbeiten. Das so gewonnene Material zeigt sich indeß sehr spröde, und außerdem hält es auch nicht seine Farbe, so daß man auf dem chinesischen Markte nichts damit zu thun haben will.

— Unter den Hilfsquellen Oberbirmahs hat die Kautschukproduktion rasch eine hohe Bedeutung erlangt, und dieselbe wird gegenwärtig von chinesischen und englischen Gesellschaften im Gebiet des Tschindwin-Flusses sowie in dem Mogoung-Distrikte sehr schwungreich betrieben. Der den Kautschuk liefernde Baum ist die bekannte Ficus-Art (Ficus elastica), die bei uns unter dem Namen „Gummibaum" als Zierpflanze dient, und die in den birmahnischen Wäldern eine gewaltige Größe erreicht. In der Zeit der Kautschuk-Ernte (November bis Juni) werden die Bäume von den Sammlern alltäglich angezapft, und das Produkt wird auf dem Tschindwin-Flusse nach Kendat verschifft. Das Gewerbe der Sammler ist gewinnbringend, aber sehr gesundheitsgefährlich.

Afrika.

— Robert Harvey hat vor kurzem eine Bootfahrt auf dem Tana-Flusse unternommen und ist dabei 220 engl. Meilen stromanfwärts gelangt. Die Angaben Denharts von der guten Schiffbarkeit des Tana und von der Fruchtbarkeit seines Uferlandes wird durch den englischen Reisenden bestätigt. Die harmlosen Wapokomo treiben entlang dem Flusse Ackerbau, werden aber in ihrer friedlichen Beschäftigung vielfach von den Gallas und Somalis beeinträchtigt.

— Da der Hauptmann H. Wißmann als deutscher Reichskommissar mit der Leitung der Landoperationen

gegen die ostafrikanischen Aufständischen betraut worden ist, so hat das deutsche Emin-Pascha-Komite Dr. Karl Peters an die Spitze der deutschen Emin-Pascha-Expedition gestellt, und dieser Herr soll sich nunmehr unverzüglich nach Zansibar begeben, um sich daselbst definitiv über die einzuschlagende Route zu entschließen. Von anderen Mitgliedern der Expedition, die sich zum Theil bereits in Ostafrika befinden, nennt man Dr. Bley, Lieutenant Ehlers, O. Borchert &c.

— Ueber die Frage der Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels äußerte sich A. Merensky — der bekanntlich lange Zeit in Südostafrika als Missionar wirkte — vor einer Versammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft etwa folgendermaßen: Sklavenraub und Sklavenhandel sind erst durch andere Völker nach Afrika gebracht worden, und bei vielen afrikanischen Stämmen herrscht die Sklaverei in keinem höheren Maße, als sie einst bei unseren eigenen Vorfahren zu Hause gewesen ist. Der Afrikaner ist ein Sklave seines Häuptlings, indessen ist die Despotie des letzteren meist durch die Volkssitte bedeutend beschränkt, und ein gewisses Maß von Freiheit hat jeder Unterthan. Die Greuel der heutigen Sklavenjagden kommen ausschließlich auf die Rechnung der Mohammedaner. Ein gewaltsames Vorgehen im Sinne des durch den Kardinal Lavigerie befürworteten Kreuzzuges ist aber nicht zu rathen. Die ungeheure Verantwortlichkeit eines derartigen Unternehmens könnte niemand tragen, und dergleichen abenteuerlichen Züge in das Innere Afrikas sind stets gescheitert. Eine gewisse Gewalt können die einzelnen christlichen Mächte anwenden: England kann und soll dem Mahdi Westafrikas (Es Senussi) und dem Mahdi-Kalifen am Nil thatkräftig entgegentreten, der Kongostaat soll seine Macht am oberen Kongo fest begründen, und Portugal soll seinen Unterthanen in Bihe, Mossamedes, Tete und Sena den Sklavenhandel ernstlich verbieten, wie Frankreich durch seine Flagge Sklavenschiffe nicht mehr decken darf. Deutschland ist seine Aufgabe in Ostafrika vorgezeichnet. Alle Mächte würden zunächst die Stämme zu unterstützen haben, welche noch fähig sind, den Mohammedanern Widerstand zu leisten. Solchen Stämmen müßten Feuerwaffen und Munition geliefert werden, da der Verkauf von Feuerwaffen und deren Verbreitung in Afrika dem Frieden nicht gefährlich ist. Starke Stämme werden nicht stärker durch den Besitz dieser Waffe und schwache Stämme werden durch ihn erst fähig, sich zu vertheidigen. Nur den Feinden — den Arabern und ihren Freunden — soll man die Zufuhr von Munition abschneiden. Dagegen ist das Verbot aller und jeder Sklavenausfuhr aus Afrika entschieden zu billigen, nur müßte die Frage erledigt werden, was aus den befreiten Sklaven werden soll. Es liegt im Interesse der Leute selbst, daß man sie nicht ohne weiteres laufen läßt, und auf den Missionen, denen man sie zuweist, sind sie nur eine Last. Sehr zu empfehlen ist eine von reichswegen zu begründende Kolonie von solchen Leuten, durch welche Deutschland zugleich festen Fuß fassen könnte an der Ostküste.

— Der Distriktsvorsteher Milsom hat einen amtlichen Bericht über die englische Besitzung Lagos verfaßt, der ein gutes Urtheil über die Aussichten und Erfolge der europäischen Kulturbestrebungen in Westafrika gestattet. Die Bevölkerung des westlichen Lagos, die sich durch Zuwanderung von Flüchtlingen aus den Nachbarländern beständig vermehrt, besteht in der Hauptsache aus Popos, Yombas und Haussas. Die Popos betreiben Fischerei, Waldausbeutung und Landbau, lieben aber keinerlei dauernde Anstrengung dabei, die Yombas sind Händler, und die Haussas liegen dem Landbau und der Palmölgewinnung ob. Der mohammedanische Theil der Bevölkerung ist viel industriöser und unternehmender als der fetischanbetende. Zu Betrügereien und Uebergriffen in den Rechtskreis des Nächsten neigen alle, und ebenso auch einer großen Starrheit der Routine. Die Fischerei wird nur in den Lagunen betrieben, da man starke Boote zur Ueberwindung der Brandung nicht baut. Der Landbau ist namentlich durch die katholische Mission zu Badagry, sowie durch den englischen Regierungsbeamten im Frah-Reiche, in beträchtlichem Umfange auf eine bessere Grundlage gestellt worden. Leider hat aber gleichzeitig mit dem Wohlstande auch das Branntwein- und Palmweintrinken sehr zugenommen, und die Frah-Hauptstadt Katann ist dadurch in sichtlichem Verfalle. Der Wald könnte bei rationeller Bewirthschaftung zweifellos einen viel höheren Ertrag geben, als es thatsächlich der Fall ist. Sehr wünschenswerth wäre die Herstellung guter Straßen.

Australien und Polynesien.

— In der Kolonie Westaustralien ist am Irwin R., welcher unter 29° 15′ südl. Br. und 114° 57′ östlich von Gr. mündet, ein allem Anscheine nach sehr werthvolles Kohlenlager aufgefunden worden. Es liegt nur 15 engl. Meilen (28 km) von der Midland-Eisenbahn, welche jetzt von der von Perth auslaufenden Ostbahn nach Norden zu im Bau begriffen ist.

Bücherschau.

— D. Kaltbrunner und E. Kollbrunner, Der Beobachter. Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen, Exkursionisten und Forschungsreisende. 2. Auflage. Zürich 1888. Wurster u. Co. — Dieses ausgezeichnete Buch hat sich in seiner ersten Ausgabe bereits so viele Freunde erworben, daß es beinahe überflüssig erscheint, etwas zur Empfehlung seiner zweiten, revidirten und vermehrten Auflage zu sagen. Ein großer Vorzug desselben vor anderen ähnlichen Werken ist sein Eingehen auf das Elementare und seine Einführung in die unmittelbare Praxis des wissenschaftlichen Beobachtens und Forschens. Es ist auf diese Weise auch selbst für solche Reisende ein guter Rathgeber, die keinerlei fachmännische Vorbildung besitzen, während die Fachleute sich wenigstens bequem über die zweckmäßigsten Beobachtungs-Methoden solcher erd- und völkerkundlichen Zweig-Disciplinen darin unterrichten können, die ihnen ihrem Studiengange nach ferner gelegen haben. Daß auch Laien durch das Buch in den Stand gesetzt werden, brauchbare Bausteine zum Ausbau der wissenschaftlichen Geographie und Ethnologie herbeizutragen, wird man nicht gering anschlagen dürfen, wenn man bedenkt, welchen Prozentsatz das Laienpublikum in den geographischen und anthropologischen Gesellschaften bildet, und welche Rolle das Autodidaktenthum in den betreffenden Wissenschaften bisher gespielt hat. Zahlreiche Illustrationen und Diagramme, sowie Pläne und Kartenproben erleichtern das Verständniß der in dem „Beobachter“ enthaltenen Ausführungen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Von Santa Fe nach Taos.

Von Dr. Gustav Brühl.

(Mit drei Abbildungen.)

Kaum giebt es auf dem amerikanischen Kontinente für archäologische und ethnologische Studien ein lohnenderes Feld als Neumexiko. Zieren auch die mehr südlichen Länder, namentlich Yucatan und Peru Ueberreste schönerer und großartigerer Bauwerke, so finden wir doch hier die Urbewohner noch theilweise in ihren alten Stammsitzen, ihre Religion, ihre Regierungsform und ihre Sitten haben sie theilweise bewahrt, und die etwaigen Wandlungen lassen sich an der Hand von Urkunden seit der Conquista geschichtlich verfolgen. Somit kann der Forscher sich ein annähernd getreues Bild der früheren Zustände entwerfen und — was nicht hoch genug angeschlagen wird — ein besseres Verständniß der alten spanischen Quellen bezüglich der südlichen Länder erwerben.

Unterhalb der von Oñate im Jahre 1605 auf zwei verlassenen Indianerdörfern gegründeten Stadt Santa Fe treffen wir die Queres in den Pueblos Santo Domingo, Cochiti, San Felipe, Santa Ana und Cia, die mit den Pecos verschmolzenen Jemes, die Tanos in Isleta und Sandia, und südwestlich die Laguna, Acoma und Zuñi. Oberhalb der Hauptstadt hausen die Tehuas in den Pueblos Tesuque, Pohuaque, Nambé, Santa Clara, San Ildefonso und San Juan; und weiter hinauf gegen Norden die Picuris und Taos. Das Dorf der letzteren zählt mit Acoma und Zuñi zu den interessantesten Indianer-Pueblos Neumexikos.

Da ich auf einer früheren Reise die unteren Pueblos nebst Zuñi besucht hatte, so gedachte ich mich diesmal gen Norden zu wenden, was seit der Vollendung der Denver-Rio-Grande-Bahn eine leichte Aufgabe ist. Zum Glück konnte ich Herrn Bandelier, der jeden Fuß Grund des Territoriums durchwandert und oft Monate lang unter den Braungesichtern gelebt hat, zur Mitreise bewegen. An einem herrlichen Februarmorgen dampften wir also von Santa Fe auf der engspurigen Bahn zwischen hohen pinienbekrönten Mesas durch die Cañada Ancha in das Cañon des Rio Grande hinab. Ein einzeln stehender Fels — der ein menschliches Gesicht im Profile zeigende Sentinel — hält an der Puerta de la Cañada Wache. Beim Eintritt in das vom nackten Felsen umstarrte enge Thal des Rio Grande begrüßen uns die Gigantes — eine Mesa aus metamorphem Trapp, die die indianische Sage als erloschenen Vulkan bezeichnet. Auf der über den reißenden Fluß führenden Brücke erwartet uns eine malerische Fernsicht. Von der Morgensonne vergoldet, glänzt rechts die schneebedeckte Sierra de las Truchas mit ihrem 13152 Fuß hohen Pik, vor dieser die Santa Fe Range mit dem nur 500 Fuß niedrigeren Baldy (Kahlkopf), und gerade aus die Mesa von Ildefonso, auf der sich die Tehuas im Jahre 1694 gegen den General Diego de Vargas hartnäckig vertheidigten, bis er sie endlich nach Zerstörung ihrer Felder durch Aushungern zur Uebergabe zwang. Am Fuße der Mesa, im weiten fruchtbaren Thale, liegt das gleichnamige Dorf, und weiter hinauf Santa Clara — noch bewohnte Tehua-Pueblos aus Adobehäusern. In der Station Española, einer neueren Niederlassung, beginnt die Denver- und Rio-Grande-Bahn, da die Strecke von Santa Fe bis hierher von der Texas-Santa Fe- und Northern-Railroad betrieben wird.

In einiger Entfernung auf der anderen Seite des Flusses liegt das im Jahre 1695 von Vargas gegründete Santa

Cruz de la Cañada, wo sich sogleich 60 spanische Familien niederließen, deren Zahl sich in den nächsten 50 Jahren auf 250 vermehrte, seither aber stationär geblieben ist. Die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Eine Strecke weiter passirt man die schmutziggelben Fluthen des in der Nähe der Grenzen von Colorado entspringenden Rio Chama, an dessen Ufern schon im vorigen Jahrhundert die gleichnamige, von 17 spanischen Familien bewohnte Hacienda blühte. Besonders reizend ist die Landschaft an dem oberen Laufe des Flusses. Für den Archäologen hat derselbe insofern Interesse, als in dem von ihm durchströmten Gebiete eine Anzahl Pueblo-Ruinen und eigenthümliche Felsinschriften entdeckt worden sind.

Auf der Station Chamita, wo außer dem Bahngebäude nur vereinzelte Adobehäuser an den Berghängen trauern, erwartete uns Herr Eldodt, ein Westfale, der in dem gegenüberliegenden San Juan de los Caballeros ein ausgedehntes Handelsgeschäft betreibt, mit seinem Zweispänner, um uns über die lange hölzerne Brücke nach seiner am Ende des Dorfes auf einer niedrigen Mesa gelegenen und komfortabel eingerichteten Wohnung zu bringen, deren Reiz er durch Anlage eines Gartens am Fuße des Hügels erhöht hat. Es ist ein idyllisches Plätzchen. Entzückt schweift der Blick über die fruchtbaren Felder und Obstgärten im schönen Thale des von kanadischen Pappeln umkränzten Stromes und über die vielgezackten Ausläufer und Piks der Felsengebirge hin.

Sehr werthvoll ist die auf Anregung Bandelier's angelegte Eldodt'sche Sammlung von Alterthümern und Gegenständen aus dem Tehuagebiet, um so mehr, als ihr Besitzer nicht nur die Bezugsquelle, sondern meist auch ihre Bestimmung angeben kann. Darunter befinden sich Fetische mit einem als Herz eingefügten Callaitstücke, Bogen und Pfeile nebst Pfeilstreckern, Steinäxte mit den durch Riemen und Thierhäuten angehefteten Stielen, mit symbolischen Figuren bemalte Thongefäße und Pfeifen, verschiedene Substanzen, aus welchen die Zaubertränke („medicines") angefertigt werden und das Bild des von Wolken und Blitz umgebenen Wasserzauberers.

Auch an altspanischen Waffen und Gewändern fehlt es nicht. Unter den Thongefäßen fesselt ein Napf besonders die Aufmerksamkeit, der zur Bereitung der „medicines" gebraucht wird. Der obere Rand ist treppenförmig gezackt, damit nach indianischem Glauben der Wassergott dort auf- und absteigen kann. Die Wände sind mit symbolischen Figuren, die die Sonne und den aus den Wolken herabfallenden Regen zu bezeichnen scheinen, bemalt. Auch bei den Zunis hatte ich ähnlich gezackte Gefäße gesehen, doch dienten sie bei diesen zur Aufbewahrung des Gebetmahles, und die Thierfiguren, mit welchen sie geschmückt waren, sollten den Regen in den verschiedenen Jahreszeiten symbolisiren.

Der Pueblo San Juan, der 400 bis 500 Einwohner enthält, besteht aus zwei- und dreistöckigen, terrassenförmig zurücktretenden Luftziegelhäusern, die um mehrere unregelmäßige offene Plätze liegen. Auf die flachen Dächer, auf welchen sich hier die Backöfen befinden, gelangt man mittelst Leitern und auf dieselbe Weise in die unteren engen Wohnräume, die nur spärlich beleuchtet sind. Den Beinamen „de los Caballeros" erhielt er nach Betancurt, weil die Bewohner den General Oñate bei seiner Expedition freundlich aufnahmen und deshalb vom Tribute befreit blieben. In der Nähe gründete jener die erste spanische Niederlassung San Gabriel, die aber später nach Santa Fe verlegt wurde. Als Geburts- und Wohnstätte Pope's, des Anstifters des Aufstandes im Jahre 1680, hat es weitere historische Bedeutung.

Die Einwohner zeichnen sich durch friedliches und fleißiges Wesen aus. Ihre Hauptbeschäftigung ist wie auch in San Ildefonso und Santa Clara die Anfertigung von Thongefäßen, und Ackerbau, den die Männer allein besorgen. Die Ackergeräthe sind sehr primitiv: Pflüge, Schaufeln, und zweirädrige Karren aus Holz, ohne Eisenbeschlag. Ein großer Kanal, einige Meilen oberhalb des Pueblo beginnend, führt, in viele kleinere zertheilt, aus dem Rio Grande das zur Bewässerung und zum häuslichen Gebrauche erforderliche Element herbei.

Obwohl dem Scheine nach Katholiken, bewahren sie doch ihren alten Glauben, in dem Sonne, Erde, Licht und Luft die Hauptobjekte der Verehrung bilden. Das zeigt sich nicht nur an den symbolischen Figuren, mit denen sie ihre heiligen Gefäße, und an den Gewändern, mit denen sie sich selbst bei ihren Festen und Tänzen schmücken, sondern auch durch den Fortbestand ihrer Medizinmänner, welche die Fürsprache für den Pueblo bei den übernatürlichen Kräften vermitteln und die Mythen und Traditionen des Stammes bewahren.

Nachdem man oberhalb Chamita die kleine Niederlassung Plaza del Alcalde — wo früher ein spanischer Beamter dieses Ranges residirte — und die Ruinen von Pioque passirt hat, verengert sich das weite Thal des Rio Grande zur wildmalerischen Schlucht. An der nächsten Station Embudo verließen wir die Bahn, um uns bei der an der linken Seite des Flusses liegenden Häuserreihe, welche von acht bis zehn mexikanischen Familien bewohnt wird, in das zweisitzige Wägelchen einzuzwängen, welches die Postverbindung zwischen dort und Fernandez de Taos vermittelt. Eine Strecke führt der Weg den Rio del Grande Norte entlang, biegt dann in das wilde, von hohen, mit vulkanischem Gestein bedeckten Bergen eingeschlossene Thal des Embudo-Baches, um schließlich an dem von einem halben Dutzend amerikanischer Familien bewohnten Rinconada vorbei wieder ins Cañon des zwischen riesigen Felsblöcken dahinstürmenden Rio Grande einzulenken. Verlassene Zechen an den steilabfallenden Berghängen verkünden, daß enttäuschte Schatzgräber hier nicht die erhoffte Ausbeute gewonnen haben.

Beim kleinen Pueblo Cienaguilla steigt die Straße ein sandiges Thal hinauf, in dem wilder Salbei und verkrüppelte Cacteen allein die Pflanzenwelt vertreten. Links starren nackte, verwitterte Felsrücken, rechts erfreuen mit Pinien und Sabinas begrünte Hügelkuppen das Auge. Auf vielgeschlängeltem, holprigem Wege erreichen wir endlich ein Hochplateau, wo der Blick in weiter Ferne die von der untergehenden Sonne erleuchteten Cerros de Antonio, de los Ojos Calientes, de las Orejas und gerade aus die wolkenumhüllten Berge von Taos trifft. Selbst den von den Naturschönheiten Mexikos und Mittelamerikas verwöhnten Reisenden entzückt die herrliche Fernschau auf die Tierra Amarilla. Nachdem man den malerischen Arroyo Hondo durchschritten, gelangt man in das weite Hochthal, das sich zwischen den Sierras de Taos und de Picuris hinzieht, und infolge seiner Fruchtbarkeit von Viehzüchtern und Ackerbauern gut besiedelt ist. Da die Sonne bereits hinter den Bergen gesunken, und ein schneidender Nordwind über die wellenförmige, 6000 Fuß hohe Ebene strich, gegen den weder Ueberzieher noch Reisedecken schützten, so waren wir froh, als wir das mexikanische Dorf Ranchos de Taos und die von einem Deutschen betriebene Dampfmühle im Rücken hatten, und in einem Kramladen einkehren und uns an dem wohlthuenden Feuer erwärmen konnten. Schon war die Nacht angebrochen, als wir Fernandez de Taos erreichten.

Das Städtchen, welches nach dem letzten Census 3500 Einwohner enthält — darunter vier Deutsche — ist in spanischem Stile gebaut. Um die Plaza, an welcher die

Geschäftshäuser liegen, konzentrirt sich der Handelsverkehr, der hauptsächlich in den Händen der Amerikaner und Deutschen ruht. Die ungepflasterten Straßen verlaufen unregelmäßig. Die ersten Deutschen, welche schon in den fünfziger Jahren dorthin kamen, waren Beutner, Bilschofsky und Alois Scheurich, jetziger Präsident der County-Commissäre, der sich jedoch erst in den siebenziger Jahren dort dauernd niederließ. Seine Gemahlin ist eine Tochter des am 19. Januar 1848 beim Aufstand der Taosindianer ermordeten Gouverneurs Charles Brent, der sich zufällig auf einer Inspektionsreise befand.

Das Städtchen ist der Hauptsitz der Pönitenten, eines den mittelalterlichen Flagellanten entsprechenden geheimen Büßerordens. Sie halten ihre Versammlung in dunklen, estufaartigen Zimmern und ziehen zu gewissen Zeiten nachts halb nackt, ein Kreuz auf dem Rücken tragend und das Gesicht mit schwarzer Maske verhüllt, unter widerlichem Geschrei durch die Straßen, wobei sie sich gegenseitig den Rücken mit Kaktusstauden geißeln. Da sie ein strenger Eid der Verschwiegenheit bindet, so ist es schwierig, den Zweck ihrer Organisation zu ermitteln.

Ein Indianer von Ildefonso.

Früh morgens fuhr uns ein französischer Leihstallbesitzer nach dem nur wenige Meilen entfernten Pueblo von Taos. Da er schon seit Jahren mit den Indianern verkehrt, so erwirkte er uns vom Gouverneur Don Juan José Lujan, einem ehrwürdigen Greise, leicht die Erlaubniß, das Dorf in Augenschein zu nehmen. Don Juan José Archuleta, ein intelligenter Halbblutindianer, in dessen Adern mexikanisches Blut rollt, begleitete uns als Führer.

Das auf der Ostseite von einer Mauer geschützte Dorf, das nach dem letzten Census 425 Einwohner zählt, besteht aus zwei unregelmäßigen Komplexen von terrassenförmig zurücktretenden Adobehäusern, die ein Arm des sich in den Rio Grande ergießenden, forellenreichen Taos-Baches trennt. Der nördliche ist 250 Fuß breit, 130 Fuß tief und hat fünf ohne Ordnung neben einander gebaute oberirdische und zwei unterirdische Geschosse, der südliche hat sechs, ist aber schmaler und tiefer. Die Zimmer des unteren Stockwerkes, denen Fenster und Thüren fehlen, dienen als Vorrathskammern und sind die geräumigsten. Mit jedem höheren Geschosse werden die Wohnräume kleiner und niedriger. Die nach vorn liegenden sind durch kleine Fenster, welche 1½ Quadratfuß nicht übersteigen, die hinteren durch runde Oeffnungen spärlich erleuchtet. Die Feuerherde, welche die Indianer erst von den Spaniern kennen lernten, befinden sich in der Zimmerecke. Boden, Decke und Wände sind mit einer sechs Zoll dicken Mörtelschicht belegt, und die letztere ist übertüncht, eine Arbeit, die ausnahmslos von den Frauen besorgt wird. Der Zugang auf die flachen Dächer, auf welchen ich übrigens die von manchen Reisenden erwähnten Adler vermißte, geschieht auch hier vermittelst Leitern, an denen auch Hunde und Kinder mit unglaublicher Gelenkigkeit hinaufklettern. Die Fernsicht über das weite Thal, die Taos-Kette und die Ausläufer der Sierra de Picuris, die Piks von Abiquiu und Pedernal ist eine herrliche. Ergötzlich war die Neugierde, mit der die uns umschwärmende Schaar mein Fernrohr anstaunte. Jeder wollte einen Blick durch das niegesehene Wunderglas werfen.

Auf der Nordseite des Baches erhebt sich ein schlanker Kletterbaum mit Seitenarmen an der Spitze, an dem beim Feste ihres Schutzpatrons die Jünglinge vor den aus der

Umgegend zahlreich herbeiströmenden Zuschauern eine Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen müssen. Ein Paar Maisfladen lohnen den Sieger. In der nebenan liegenden Schule unterrichtet der Franzose D. Ch. Quesnel 29 Zöglinge in den gewöhnlichen Elementargegenständen nebst Geschichte, Geographie und Katechismus, je drei Stunden vor- und nachmittags. Daß sein Unterricht nicht auf unfruchtbaren Boden fällt, ersieht man aus den oft trefflichen Antworten der Schüler. Als Schreibprobe füge ich den von ihm selbst geschriebenen Namen eines jungen Indianers bei:

Santana Giron

In der Nähe der Schule, am Ende des Dorfes trauern die Trümmer der im Jahre 1848 während des von Cura Martinez angestifteten Aufstandes zerstörten Kirche, hinter deren dicken Mauern die Einwohner den letzten verzweifelten Widerstand leisteten, nachdem sie aus ihren Adobehäusern hinausgetrieben worden. Aber die Kugeln des schweren Belagerungsgeschützes beraubten sie auch bald dieses Schutzes und zwangen sie, die weiße Flagge aufzuhissen.

Fleiß, friedlicher und ehrlicher Sinn sind eine Hauptzierde ihres Charakters. Kinder sind den Eltern und diese ihren Sprößlingen zugethan. Frauen werden gut behandelt und nicht zu Lastträgerinnen herabgewürdigt, wie es bei den nomadischen Stämmen des Nordens Brauch ist. Die Männer sind von mittlerer Statur, mit gut entwickelter Muskulatur und kleinen Händen und Füßen, aber ausdauernd in Strapazen. Das schwarze Haar ist lang und straff, in der Mitte gescheitelt und die Scheitellinie je nach dem Alter grün oder roth gefärbt. Von den Haarsträngen hängen jederseits grüne baumwollene Schnüre; Ohren und Hals zieren Perlenschnüre oder Silbermünzen. Das Gesicht, in dem die Jochbogen stark vorspringen, ist grün, gelb oder roth bemalt.

Peninentes bei ihren Andachtsübungen.

Ihrer Tradition nach sind sie aus dem Norden gekommen und haben das früher hier ansässige Volk aus seinen Besitzungen vertrieben. Sonderbarer Weise theilen sie mit allen Pueblo-Indianern die eigenthümliche Eitelkeit, daß von ihnen als dem Mutterstamme die übrigen, namentlich die Zuñis, entsprossen seien.

Die Regierungsform ist eine demokratische. Am letzten Tage des Dezember versammeln sich in der Estufa die männlichen Erwachsenen und erwählen für das kommende Jahr einen Gouverneur, einen stellvertretenden Gouverneur, einen Kriegskapitän, einen stellvertretenden Kriegskapitän und sechs Fiskale, die von einem Vereinigten-Staaten-Beamten vereidigt, aber nebenbei vom Caziken investitirt werden. Der Gouverneur vertritt die bürgerliche und richterliche Gewalt, ordnet die zu verrichtenden Arbeiten an und bestimmt die Stunden des Tagewerkes. Als Zeichen seiner Würde trägt er einen Stab mit silbernem Knopfe. Wichtige Angelegenheiten werden durch den Rath der „Principales“ in gemeinschaftlicher Sitzung, oder in außerordentlichen Fällen durch eine Gemeindeversammlung entschieden. Der Vicegouverneur giebt die Entscheidungen des Gouverneurs und der Rathsversammlung kund und besorgt ihre Ausführung. Scheiden diese beiden Würdenträger aus ihrem Amte, so treten sie in den Kreis der „Principales“ ein. Der Kriegshäuptling leitet die Militärangelegenheiten, beaufsichtigt die Gemeinde- und Jagdgründe und erläßt die polizeilichen Verordnungen. Bei seiner Abwesenheit oder Verhinderung versieht sein Lieutenant das Amt und führt zugleich seine Befehle aus. Die Fiskale haben die Moral zu überwachen, die Gemeindeverordnungen unter Leitung des Gouverneurs durchzuführen und darauf zu sehen, daß die Kinder im Katechismus unterrichtet werden.

Neben diesen, oder richtiger über diesen Beamten erscheint ein anderer Würdenträger, der nicht wie diese alljährlich gewählt, sondern von seinem Vorgänger auserkoren und erzogen wird, und mit Bestätigung der Prinzipales seine Würde lebenslänglich hält: der Cazike. Obwohl mit keiner bürgerlichen oder militärischen Macht bekleidet, genießt er doch so hohe Achtung, daß man seine Felder zuerst einheimst, daß man ihn bei seinen Ausgängen begleitet, ohne seine Einwilligung keine Ehe schließt und keinen Beamten erwählt. Er ist der Vertreter der alten Religion, des Elementenkultus und das Mundstück der Medizinmänner, die seine Rathgeber bilden. Da der alte Glaube, von diesen genährt, noch tief im Herzen des Indianers wurzelt und sein ganzes Wesen und Thun beeinflußt, so ist die heilige Scheu leicht erklärlich, die er vor dem Haupte jener Zauberer hegt, welche er mit übernatürlichen Kräften ausgestattet wähnt. Daran haben die Franziskanermönche nichts zu ändern vermocht, obwohl der Pater Zamora schon am Ende des 16. Jahrhunderts (am 15. September 1598) dort eine Mission gründete, nachdem die Taos, Picuris und Tehuas acht Tage vorher im Pueblo von San Juan der spanischen Krone den Treueid geleistet hatten. Alles was die Missionäre erreichten, war, daß sie die christliche Lehre auf den alten Elementendienst pflanzten, daß sie zeremonielle Katholiken schufen, die im Inneren dem Glauben ihrer Väter treu blieben. Es ist daher leicht erklärlich, warum Taos die Brutstätte des Aufstandes von 1680 wurde, den der wegen Verbrechen dorthin geflüchtete Tehua-Indianer Pope predigte, indem er die Wiedereinführung des alten Kultus versprach. Bald war der Häuptling Ihaca von Taos, und aus denselben Gründen auch die Häuptlinge L. Jupatu von Picuris und Alfonso Castili von Santo Domingo für den Plan gewonnen. Boten durcheilten das Land und wiegelten alle Stämme bis zu den Zuñis und Moquis auf. Der 18. August wurde zum Losschlagen festgesetzt. Da aber der Alkade von Taos — Marcos de Eras — und die Patres Juan Bernal und Fernando de Velasco, denen ihre Täuflinge die Erhebung verrathen, den Gouverneur Otermin gewarnt hatten, so begann schon am 10. August früh morgens das Blutbad, in dem 18 Mönche, 3 Laienbrüder und 380 Spanier unter dem Tomahawk der Aufrührer fielen. In Taos wurden die P. P. Antonio de Mora und Juan de la Pedrosa ermordet. Den Ansiedlern der Cañada gelang es, mit Hilfe Otermin's nach Santa Fe zu entrinnen, das sogleich von 3000 Indianern belagert wurde. Nach hartnäckigem Widerstande glückte es dem Gouverneur, sich durchzuschlagen und sich mit den unterwegs sich ihm anschließenden spanischen Familien und treu gebliebenen Indianern nach Paso del Norte zu retten.

Der Pueblo von Taos.

Zwölf Jahre später unternahm Diego de Vargas die Wiedereroberung der verlorenen Provinz, nahm Santa Fe und der Reihe nach die übrigen Pueblos ein, kehrte aber im Dezember nach Paso del Norte zurück. Erst mehrere Jahre nachher konnte er die gänzliche Unterwerfung der aufrührerischen Stämme bewerkstelligen. Die Taos ergaben sich am 8. Oktober 1696, nachdem er sie vorher mehrere mal hatte züchtigen müssen.

Ueber ihre Sprache befindet sich eine kurze Abhandlung nebst Vocabular in Gatschet's „Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas.“

Das Besitzthum der Pueblos, daß sich auf eine alte spanische Schenkungsurkunde gründet, umfaßt eine Fläche von 4 Quadratleguas und erzeugt Mais, Weizen, Hafer, Gerste und Obst in reichlichem Maße, nicht bloß zum heimischen Gebrauche, sondern auch zum Absatz an die Weißen. Stirbt ein Vater, so fallen seine Ländereien an die Wittwe und Kinder, stirbt die Mutter, so erben ausschließlich die letzteren.

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Diercks.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

Aus dem Vorstehenden erhellt deutlich, was für ein merkwürdiges Zwitterding diese „Republik“ ist, die der Beaufsichtigung und Oberhoheit zweier mächtiger Protektoren untersteht, welche verfassungsmäßig jeden Augenblick in ihre innersten Verhältnisse eingreifen können und dem nationalen obersten Generalrath in der Hauptsache nur die innere Verwaltung überlassen. Jede von diesen Mächten bemüht sich aber auch, ihren Einfluß zum dominirenden in dem kleinen Staate zu machen und einen bedeutenden Anhang zu diesem Zwecke unter den Eingeborenen zu erwerben. Daraus resultiren dann die großen und ernsten Gefahren, welche nicht allein die Existenz der Republik, sondern auch den Frieden zwischen den beiden Protektoren beständig bedrohen.

Der Regierungspalast.

Die Bevölkerung Andorras ist von der politischen Parteiung in gleicher Weise erfaßt und zersplittert, wie die benachbarte spanische Nation. Die Anhänger Frankreichs, zur Zeit die jüngeren, freier denkenden Elemente, stehen den Anhängern Spaniens feindlich gegenüber, und von gleichem Hasse sind letztere gegen erstere erfüllt. Der geringste äußere Anlaß, eine untergeordnete Streitfrage erzeugt einen Konflikt zwischen diesen feindlichen Brüdern, die nur auf eine Gelegenheit warten, um im Dienste ihrer Herren den offenen Kampf gegen einander zu beginnen.

Seit Jahrzehnten schon boten die Wahlen eine willkommene Gelegenheit zu Streitigkeiten, die mehrmals, so 1868 und 1881, ernsten Charakter annahmen und zu revolutionären Bewegungen Veranlassung gaben. Ende des Jahres 1883 hatten nun wieder die beiden Viguiers und die Verfechter ihrer Interessen alle nur erdenklichen Mittel aufgeboten, um bei den bevorstehenden Wahlen den Sieg zu erringen, und die Bevölkerung war dadurch in hochgradige Aufregung gerathen. Die Parteigänger des Bischofs von Urgel warfen dem französischen Viguier Wahlbeeinflussung und Bestechung vor, und es kam darüber schließlich zu Straßenkämpfen. Jeder Mann ist von Kindheit auf an den Gebrauch der Schießwaffen und der großen katalanischen Klappmesser gewöhnt und darin geübt, und es gehört nicht viel dazu, um die immerhin leicht erreglichen Andor-

raner in Leidenschaft zu versetzen und zur Anwendung ihrer Waffen zu veranlassen.

Ausschreitungen solcher Art waren also mehrfach vorgekommen, und auf Requisition der Viguiers des Bischofs von Urgel waren mehrere Individuen der französischen Partei von den „Corts", nämlich dem Generalrathe, zur Verantwortung gezogen und zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt worden.

Dagegen hatte der französische Viguier natürlich energisch protestirt, und die „Corts" hatten den Jahrestag der Krönung des Papstes Leo XIII. benutzt, um die gefangenen Unruhestifter in einer neuen Sitzung zu begnadigen und aus ihrer Haft zu entlassen. Der Generalrath hatte gehofft, damit die Sache beizulegen und Frankreich zu befriedigen. Letzteres war indessen keineswegs der Fall, die französische Regierung schien vielmehr diese Gelegenheit benutzen zu wollen, um den schwindenden Einfluß Frankreichs in Andorra wieder zum allmächtigen zu machen, vielleicht überhaupt diesem Ueberlebsel aus der Zeit der mittelalterlichen Staatenbildung ein Ende zu machen. Sie war deshalb mit der Madrider Regierung in Beziehung getreten, und es war nach längeren Verhandlungen unter anderen der Vorschlag gemacht worden: Spanien sollte Andorra zu eigen erhalten und dafür an Frankreich das in französisches Gebiet weit hineinragende Thal von Aran herausgeben.

Die Kathedrale von Séo-de-Urgel.

Um nun die andorranischen Corts gehörig einzuschüchtern und Frankreich ganz zu unterwerfen, war der Präfekt des Departement Pyrénées Orientales beauftragt worden, sich Anfang März 1884 in Begleitung mehrerer anderer obrigkeitlicher Personen nach Andorra zu begeben und ein Strafgericht über diejenigen anzudrohen oder ergehen zu lassen, welche dem französischen Einfluß zu Gunsten des spanischen entgegenarbeiteten.

Die französische Kommission war an der Grenze Andorras auf das glänzendste von dem ersten Syndikus und einem Theil des Generalrathes empfangen und nach Andorra la Vieja geleitet worden. Die französischen Herren

Eine Visura (gerichtliche Besichtigung).

ließen sich dadurch aber nicht rühren, verlasen vielmehr eine Proklamation, die dann in zahllosen Exemplaren über das Land verbreitet wurde und ergingen sich in heftigen Drohungen gegen die obersten lokalen Behörden.

Der verurtheilende Rechtsspruch der Corts sollte, obgleich seine Wirkung schon längst wieder aufgehoben war, dem Cassationshof in Paris unterbreitet werden. „Unser Obertribunal wird anderen Richtern die Aufgabe übertragen, die Urtheile aufzuheben, welche gegen viele Einwohner von Canillo gefällt worden sind" 2c.

„Unser Veguer wird sofort eine Untersuchung über die Vorgänge bei den Wahlen eröffnen... und es sollen diejenigen verfolgt werden, welche den Vertreter Frankreichs bedroht haben. Die Prozesse gegen diejenigen werden wieder aufgenommen werden, welche die Materialien raubten und vernichteten, die französische Ingenieure besaßen." Es bezieht sich dies auf die im Jahre 1881 von den Andorranern vereitelte Anlegung einer Telegraphenleitung.

„Euch, Herr Syndikus, kommt es zu, unserm Veguer bei der allgemeinen Entwaffnung behülflich zu sein, die nun wie im Jahre 1841 in jeder Gemeinde erfolgen soll. Unser Vertreter wird hier bleiben, um die Waffen in Empfang zu nehmen, zu zählen und an sicherem Orte zu verwahren. Dann soll die Polizei gemäß dem Reglement vom 14. Juli 1881 reorganisirt werden."

Weiter wurde an finanzielle Verpflichtungen des Generalrathes vom Jahre 1881, aus Anlaß der damals ventilirten Pläne und Vorarbeiten für die Einrichtung einer Spielbank, von Bädern und Spinnereien, erinnert.

„Schließlich darf ich Euch nicht verhehlen, daß, wenn unser Veguer in der Erfüllung seiner Mission behindert wird, oder wenn die Entwaffnung nicht in der vorgeschriebenen Weise vor sich geht, die französische Regierung sich gezwungen sehen wird, Euch mit anderen Mitteln zu dem zu veranlassen, was sie von Euch erwartet. Sie wird dann mittelst einer strengen Blockade... die Zollfreiheiten entziehen, welche die Republik genießt und, wenn es nöthig ist, noch wirksamere Mittel anwenden."

Diese Proklamation erzeugte nicht nur in der Republik eine außerordentlich große Aufregung, sondern veranlaßte auch die Madrider Regierung, sofort zur Eröffnung eines Notenwechsels mit der französischen über die Andorra-Angelegenheit. In Madrid wurde es sehr übel vermerkt, daß Frankreich geradezu als Souverän gesprochen, die Rechte seines Mitregenten, des Bischofs von Urgel, völlig ignorirt und schwer verletzt hatte. Der Kirchenfürst wahrte zwar, als besagte Kommission schließlich auch ihn in seinem Bischofssitz in Urgel besuchte, die Formen der Höflichkeit, protestirte im übrigen jedoch auch gegen die in der Proklamation in Aussicht gestellten Maßnahmen und gegen die erhobenen Drohungen, ja es wurde schließlich aller Verkehr zwischen dem Bischof und der Kommission abgebrochen.

Andorra'sche Mühle.

In Andorra selbst betrachtete man das Auftreten der Franzosen als mit der Verfassung des Landes unvereinbar, und die Anhänger der Spanier weigerten sich zunächst, sich den einseitigen Anordnungen der Franzosen zu unterziehen, weil nach den Grundgesetzen des Landes beide Protektoren gemeinsam jeden Beschluß sanktioniren mußten, wenn er Rechtskraft erlangen sollte. Im Jahre 1881 hatte die Drohung Frankreichs, ein Bataillon seiner Soldaten in Andorra einmarschiren zu lassen, beruhigende Wirkung gehabt; 1884 wußte man, daß Spanien etwas derartiges nicht zulassen würde.

Monate lang blieb diese Spannung innerhalb des kleinen Landes und zwischen seinen beiden Protektoren bestehen, Frankreich wollte in den vom April ab angeknüpften Verhandlungen von seinen Forderungen nicht abstehen, der Bischof aber auf dieselben unter keinen Umständen eingehen. Erst am 1. September 1884 wurde der Vertrag abgeschlossen, durch den die „Andorrafrage" vorläufig erledigt und die Bestimmungen getroffen wurden, welche heute die geltenden sind. Das Aktenstück ist in mehrfacher Beziehung interessant und wird bei späteren Verwickelungen jedenfalls eine Rolle spielen; es mag daher im Auszuge hier folgen.

„Die permanenten Delegirten des Bischofs von Urgel und der französischen Regierung in Andorra erklären, nachdem sie die Bestimmungen über die gemeinsame Herrschaft vom 8. September 1278 zu Rathe gezogen haben, daß:

„Obgleich jeder Andorraner zufolge dem jahrhundertelangen Gebrauch in den Thälern Andorras das Recht hat, Kriegswaffen und Munition zu besitzen, zum Schutze seiner

eigenen Person, wie zum Dienst, den er den Fürsten leisten muß, welche durch ihre Veguere und Delegirten vertreten sind, die Fürsten doch das unleugbare Recht haben, den Besitz und Gebrauch der Kriegswaffen zu regeln, und sie haben daher . . . die folgenden Dispositionen getroffen:

„Art. 1. Alle diejenigen, welche Kriegswaffen besitzen, die ihnen nicht zu eigen gehören, müssen sie sofort den Vegueren ausliefern.

„Art. 2. Alle diejenigen, welche eine oder mehrere Kriegswaffen zu eigen haben oder haben werden, müssen hiervon einem oder dem anderen der Veguere Anzeige machen und in letzterer das Modell, das Kaliber und die Nummer jeder Waffe angeben.

„Art. 3. Da die Veguere die dauernden Führer der bewaffneten Macht der Thäler sind laut Art. 3 der Verfassung, so kommt es ihnen zu, gemeinsam oder einzeln und unter ihrer Verantwortlichkeit die Ermächtigungen zu ertheilen, welche für die Erwerbung oder Bewahrung von Kriegswaffen erforderlich sind.

„Diese Ermächtigungen werden schriftlich unter Angabe des Modells, des Kalibers und der Nummer jeder Waffe ertheilt werden. Jeder Veguer soll ein genaues Verzeichniß der von ihm bewilligten Erlaubnisse aufbewahren und seinem Kollegen davon Kenntniß geben.

„Art. 4 bestimmt, daß die Veguere und die Unterbeamten auf die strenge Erfüllung dieser Vorschriften sehen und den Mißbrauch der Waffen verhüten sollen.

„Jeder, wer gegen die vorstehenden Bestimmungen fehlt, oder sich weigert, sich ihnen anzupassen, wird gesetzlich verfolgt und mit Konfiscirung der Waffe bestraft werden. Er wird außerdem Gefängnißstrafe von ein bis sechs Monaten erdulden und 50 bis 500 Francs Strafe zahlen müssen. Im wiederkehrenden Falle wird er für fünf Jahre des Rechts des Waffentragens beraubt werden.

„Art. 5. Jede Waffe, welche im Besitz eines Privatmannes unter abweichenden, als den vorgeschriebenen Bedingungen gefunden wird, soll einem der Veguere übergeben werden 2c.

„Art. 6. Gemäß dem Gewohnheitsrecht, welches einem jeden der Veguere volle und ganze Autorität über die gesammte bewaffnete Macht der Thäler verleiht, sollen alle im Besitz von Waffen befindlichen Andorraner sich wie früher zur Verfügung eines jeden der Veguere stellen und ihm als ihrem Führer gehorchen mit dem im Art. 3 der Verfassung vorgesehenen Vorbehalt, nämlich dem Verbot der Bewaffnung der Einwohner gegen einen oder den anderen der mitregierenden Fürsten oder ihre Vertreter.

„Art. 7. Endlich ist es jedem Andorraner verboten, von den Kriegswaffen anders als auf direkten Befehl eines der beiden Veguere Gebrauch zu machen.

„Jede Uebertretung dieses Artikels wird mit Konfiskation der Waffe, Gefängniß von sechs Monaten und Geldstrafe nicht über 1000 Francs . . . bestraft werden.“

Der Präfekt der Ostpyrenäen, permanenter Delegirter der französischen Republik
J. Dessès.
Der permanente Delegirte des Bischofs von Urgel
Lino Freixa.

Es wurde durch diese Bestimmungen das Gewohnheitsrecht der Andorraner Waffen zu tragen nicht zu schwer verletzt, dem Mißbrauch der Waffen indessen gesteuert und zugleich den Rechten beider Protectoren in gleicher Weise und ohne Bevorzugung des einen oder des anderen Rechnung getragen; die ungerechten einseitigen Forderungen Frankreichs aber wurden damit abgewiesen.

Dr. Hans Meyer's Usambara-Expedition.

In einem längeren Vortrage schilderte Dr. Hans Meyer am 5. Januar d. J. vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde den Verlauf seiner letzten Reise in Deutsch-Ostafrika, die bekanntlich durch die unliebsame Berührung des Reisenden mit dem Haupte der Araberbewegung ein besonderes Interesse erhalten hat.

Der Plan, welchen Dr. Hans Meyer mit seiner Expedition verfolgte, zielte darauf ab, zuerst den Rest des Kibo-Kilimandscharo-Gipfels, sowie womöglich auch den Kimawenzi-Gipfel zu ersteigen, sodann nach dem Naiwascha-See und nach dem Speke-Golf des Viktoria-Nyanza vorzudringen, und endlich das unbekannte Gebiet, welches sich zwischen dem letztgenannten See und dem Muta Nzige ausdehnt, zu durchforschen. Erst am Muta Nzige sollte dann darüber beschlossen werden, ob die Expedition wieder nach Zansibar zurück zu ziehen oder kongoabwärts den ganzen Erdtheil zu durchqueren versuchen sollte. In jedem Falle handelte es sich um eine Durchquerung der ganzen deutschen Interessensphäre in Ostafrika. Die Dauer der Expedition war auf zwei Jahre berechnet. Mit den topographischen Aufnahmen wurde Dr. O. Baumann betraut.

Um Mitte Juli 1888 kamen die Reisenden zusammen mit einer sehr umfangreichen wissenschaftlichen Ausrüstung in Zansibar an, und hier gelang es ihnen ohne Schwierigkeit, 220 Träger anzuwerben — durch Vermittelung eines indischen Kaufmannes, der für die Verluste an Waaren und Ausrüstungsgegenständen, die durch etwaiges Entlaufen der Träger entstehen würden, aufzukommen versprach (außer im Kriegsfalle). Auch ein Paar erprobte Präparatoren, die unter Hildebrand und Fischer gedient und durch ihre Kenntniß des Massai-Idioms besonders brauchbar waren, wurden gewonnen, so daß die Expedition im ganzen aus zwei Europäern, 230 Schwarzen, sechs Lasteseln und drei kleinen Hunden aus Thüringen bestand. Mit einer Karawane, die zum Viktoria-Nyanza zog, wurden hundert Lasten zum Speke-Golf vorausgesandt.

Gegen Ende August schiffte sich dann die Meyer'sche Expedition von Zansibar nach Pangani ein. Dort hatte eben die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Zollverwaltung übernommen, der Vali hatte sich widersetzt und war vor den deutschen Marinesoldaten entflohen, die Araber hatten die Stadt verlassen, und die Neger hielten sich in ihren Hütten, so daß die Stadt einen sehr stillen Eindruck machte.

Auf dem Wege von Pangani nach dem Kilimandscharo-Gebiete gedachte Dr. Meyer das wilde und in seinen centralen und westlichen Theilen fast gänzlich unbekannte Gebirgsland von Usambara zu erforschen. Zu diesem Zwecke mußte er aber seine Karawane theilen, denn mit schweren Lasten (z. B. Bootstheilen) war es unthunlich, die Bergketten zu übersteigen. Der Hauptkörper marschirte also unter dem Befehle eines bewährten Hauptmanns auf der gewöhnlichen Karawanenstraße am Rufu entlang nach Gondja, während

sich Dr. Meyer selbst zusammen mit Dr. Baumann und sechzig Trägern nach der deutschen Versuchsplantage Lewa — deren Tabaksfelder prächtig dalagen — und von da nach der englischen Missionsstation Magila wandte.

Dicht hinter dem letztgenannten Orte, der am Südostfuße des Usambara-Gebirges liegt, begann dann die Gebirgswanderung. Es wurden zwischen Magila und Mkaramu die steilen und dicht bewaldeten Wände der ersten Bergkette überstiegen, die das Thal des bei Tanga mündenden Sigi von dem Thale des unteren Rufu scheidet. Dann ging es über die zweite Kette — die Romba-Kette — nach dem Wugire-Flusse, und es wurden dabei alle jene Mühseligkeiten durchgekostet, über die sich schon der Missionar Krapf beklagt hat. Das schwierigste Stück Arbeit war aber die Ueberwindung der Berge von Hundu und der Nielo-Kette, in denen das östliche Usambara-Gebirge seine maximale Höhenentwickelung (etwa 1100 m) erreicht. Die Mehrzahl der schwarzen Begleiter hielt sich tapfer, obwohl alle überzeugt waren, die beiden Weißen müßten wahnsinnig sein, indem sie solche Wege zu ihrem Ziele wählten, wo es doch viel bequemere gab. Acht Leute liefen aber davon.

In starken Tagemärschen ging es vorwärts, immer so nahe als möglich an der Wasserscheide zwischen dem Rufu (im Süden) und dem Umba (im Norden) dahin, so daß zahlreiche Bäche und Flüsse zu durchfuhrten waren. In acht Tagen war auch das dürftig bewaldete und dünn bevölkerte Central-Usambara durchmessen. In Nord-Usambara, das bei Kihitu beginnt, stieß man wieder auf eine waldreiche und fruchtbare Gegend, in der es Nahrungsmittel im Ueberflusse gab, und wo sich auch die dicht bei einander wohnende Bevölkerung den Reisenden allenthalben sehr freundlich bewies. Nach einem dreiwöchentlichen Marsche war endlich Mbaramu und damit der Nordabhang des Usambara-Gebirges erreicht, und in der Nika-Ebene, die sich im Nordwesten des Gebirges ausbreitet, schlug man das Lager an derselben Stelle auf, wo es 1862 C. v. der Decken und Kersten gethan hatten. — Der erste Theil der Aufgabe war gelöst, ein Itinerar war aufgenommen, viele astronomische Beobachtungen gemacht, Panoramen, Photographien und Sammlungen aller Art waren ausgeführt. Voll zuversichtlicher Hoffnung zogen die Reisenden nun durch die wasserlose Nika-Ebene nach Gondja, wo man wieder mit dem anderen Theile der Expedition zusammentreffen wollte.

Auf das Gebirge zurückblickend, charakterisirt Dr. Meyer dasselbe etwa, wie folgt:

Das Usambara-Gebirge erhebt sich wie eine Insel mit steilen Küsten aus der rund umher liegenden Ebene, seine Durchschnittshöhe beträgt 600 m, und seine Ausdehnung kommt etwa derjenigen des Königreichs Sachsen gleich. Der Eindruck des Inselhaften wird besonders lebhaft, wenn man von der Höhe des Nordabhanges in den Dunst der Nika-Ebene hineinblickt, aus dem hier und da vereinzelte Bergkegel und Bergkuppen gleich anderen Inseln herausragen. Nach dem Innern trifft der Blick auf waldige, lang gezogene Bergkämme oder einzelne hoch aufragende und zumeist vegetationslose Kuppen, die durch breite Flußthäler von einander getrennt werden. Im südlichen Theile verlaufen die Thäler quer zur Haupterstreckung des Gebirges und gestatten unschwer einen Uebergang von West nach Ost oder umgekehrt. Im mittleren und nördlichen Theile verschiebt sich die Wasserscheide von der Mitte nach der Ostseite (gegen den Umba) hin.

Das das Gebirge aufbauende Gestein ist seiner Natur nach allerwärts krystallinisch, mit seinen Schichten von West nach Ost etwas einfallend. So einheitlich es geartet ist, so trägt es aber doch in den verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes Vegetationskleid, einfach weil dieses letztere in einem viel höheren Grade von den Niederschlägen abhängig ist, und weil der Regen auf die verschiedenen Theile des Gebirgslandes durchaus verschieden vertheilt ist. Süd-Usambara ist dadurch, daß die Regenwinde vom Indischen Ozean her ihre Feuchtigkeit an den entgegenstehenden Bergketten condensiren, sehr niederschlags- und quellenreich und infolge dessen mit herrlichen tropischen Wäldern bedeckt. Jenseits der Nika-Kette haben die Winde ihre Feuchtigkeit größtentheils abgegeben, und es herrscht daselbst anhaltende Dürre, so daß Baum-Euphorbien, Cacteen rc. die charakteristischen Pflanzenformen werden. Der Nordrand empfängt ebenso wie der Westrand ein reichliches Maß Regen, und dort ist der Pflanzenwuchs darum auch wieder üppig. Ebenso ist es mit den übrigen Rändern, so daß Usambara ringsum einen breiten Waldgürtel trägt, im Innern aber waldarm ist. Was die natürliche Kultivationsfähigkeit des Landes betrifft, sind drei Viertheile desselben zum Plantagenbau — insbesondere zum Kaffeebau — vorzüglich geeignet, besser wohl als irgend ein anderer Theil des ostafrikanischen Schutzgebietes. Hinsichtlich der Thierwelt steigen das Flußpferd und der Löwe hier und da in den Flußthälern empor, häufiger sind aber Hyänen, Schakale und Leoparden, für die man allenthalben Fallen errichtet sieht. In den Wäldern, nahe bei den Flüssen, lebt eine graue Meerkatze und ein eichhörnchenartiger Nager. Bei den menschlichen Wohnungen findet sich die afrikanische Hausratte in ungeheurer Menge, im besten Einvernehmen mit dem spitzschnauzigen und spitzohrigen Haushunde. Große Raubvögel decimiren mit unglaublicher Frechheit die Hühnerbestände der Eingeborenen. Kleinere Sänger sind in den Reis- und Maisfeldern, wilde Tauben auf allen Waldblößen häufig. Nur vier kleine Schlangenarten wurden beobachtet, desto mehr aber Chamäleons und Eidechsen.

Die Bewohner — die Waschamba, die ihr Land übrigens nicht Usambara, sondern Uschamba nennen — sind sehr ungleich über das Land vertheilt, je nach der Fruchtbarkeit und Sicherheit seiner verschiedenen Theile. Am dichtesten ist die Bevölkerung im Norden, die Mitte ist durch Unfruchtbarkeit menschenleer, und der Süden ist durch die ewigen Fehden der Fürsten Kibanga und Kimuere entvölkerter, als er sonst wohl sein würde. Ethnologisch sind die Waschamba ein Bantu-Volk, das sich von den Küstenstämmen nicht wesentlich unterscheidet. Bezüglich der Kleidung hat der moderne Baumwollenfetzen den älteren Fellschurz gegenwärtig verdrängt, und letzterer hat sich nur noch in den centralen Theilen (bei Kwambuyu rc.) erhalten. Die Haare werden kurz geschnitten oder in zahlreiche Zöpfchen geflochten. In den durchbohrten Ohrläppchen trägt man Holzpflöcke von ziemlich großen Dimensionen. Die Weiber zieren Unterarm und Unterschenkel mit Messingdrahtspiralen, Hals und Nacken mit Perlenschnüren, und Schmuck von 20 Pfund Gewicht an einer Person ist keine Seltenheit. Rücken, Brust und Leib der Männer sind mit Hunderten kleiner Schnittnarben bedeckt, die aber keine Erhöhung der Körperschönheit, sondern Abwehr aller möglichen Krankheiten bezwecken. Als Stammesabzeichen wird beim Eintritt der Mannbarkeit ein markstückgroßes Mal auf die Stirn tätowirt. Die Waffen sind Speere, Schwerter mit breit verlaufendem Blatte und schlechte Vorderlader, zu denen die Besitzer meist kein Pulver haben. An der Nichtverzierung der Geräthe offenbart sich ein geringer Kunstsinn. Am sorgfältigsten ist der Bau der Hütten. Auf runder Basis werden etwa mannshohe Wände aus Flechtwerk aufgeführt, über die ein kegelförmiges Grasdach aufgesetzt wird. Achtzehn bis zwanzig solcher Hütten, so enge an einander stehend, daß das Vieh kaum zwischen ihnen durchgehen kann, und umschlossen von

einem doppelt mannshohen Palissadenzaun, bilden ein Dorf; einige Gemeinden, wie Mlalo und Fuga, erreichen aber die beträchtliche Zahl von 200 Hütten. Zum Schutze gegen feindliche Angriffe sind die Dörfer meist auf den Kuppen der Berge oder Hügel angelegt, und sie erhalten dadurch das Aussehen von Festungen. Das Vieh — Buckelrinder, Ziegen und Fettschwanzschafe — ist tagsüber auf der Weide. Die Felder sind mit Bananen, Zuckerrohr, Mais, Reis und Hirse angebaut und liegen entlang den Wasserläufen. Der Ackerbau liegt vorwiegend den Weibern ob. Im Verkehre sind die Waschamba harmlos, und ihre anfängliche Scheu wich immer bald der Zutraulichkeit, wenn sie sahen, daß die Expedition keine feindlichen Absichten hegte. Nur einmal — im centralen Theile des Landes — mußte durch einen Scheinangriff die Herausgabe von Lebensmitteln erzwungen werden.

Herr der Waschamba ist nominell Sembodja, der in Masinde residirt, thatsächlicher Herrscher ist jedoch sein Sohn Kimuere, der in Fuga wohnt und allerwärts ihm ergebene Dorfälteste eingesetzt hat. Nur im Süden hat sich ein Theil unter Kipanga selbständig erhalten. Keiner der drei Herrscher macht einen heldenhaften Eindruck, die Herrschaft soll aber schon fünf Generationen lang in der Familie Sembodja's sein. Der Dynastie-Gründer kam angeblich aus dem Südwesten, von Mburu, erst Sembodja's Vater indeß eroberte das ganze Land.

Der Marsch von dem oben erwähnten Lagerplatze in der Nika-Ebene ging durch eine wasserlose Savanne und war sehr mühselig. Am dritten Tage erreichte man Gondja. Statt aber dort gemäß dem aufgestellten Plane den Hauptkörper der Karawane anzutreffen, erfuhr man daselbst von den Dorfältesten, derselbe sei von Sembodja in dem fünf Tagemärsche südwärts gelegenen Masinde aufgehalten worden. Die Reisenden vermutheten einen Erpressungsversuch Sembodja's, da sie keine Ahnung von dem mittlerweile ausgebrochenen Aufstande an der Küste hatten. Ihre Leute mußten aber unter der Hand von demselben erfahren haben, denn während des Marsches durch das wüstenhafte Gebiet nach Masinde entliefen alle bis auf vier, unter denen sich zwei in Aden gemiethete Somali befanden. Die weggeworfenen Lasten ließ Dr. Meyer später durch Sembodja nach Masinde holen. In dem letzteren Orte angekommen, fand man, daß die große Karawane entlaufen war, und ihre Lasten bei Sembodja zurückgelassen hatte. Dieser letztere erklärte, daß ein Brief des Vali von Pangani im Auftrage des Sultans von Zansibar die Leute aufgefordert habe, nach Hause zurückzukehren, da der Sultan sie brauche. Das sei geschehen. Da Sembodja den Brief nicht vorwies, auch keiner der Führer der Karawane Nachricht hinterlassen hatte, so wurde zwar in den Reisenden ein Verdacht rege, aber auch hier erfuhren sie von dem Aufstande nichts.

Obwohl die Reisenden sich in einer sehr kritischen Lage befanden und nun nothwendigerweise zur Küste zurück mußten, um dort eventuell eine neue Karawane zu bilden, so verloren sie doch ihr erstes Ziel — die Erforschung Usambaras — nicht aus den Augen. So kletterten sie nochmals in die Usambara-Berge hinein, zuerst nach Fuga, der Bergveste Kimuere's, und von dort durch kesselförmige Hochthäler über Kwambugu nach Mlalo, wo der Anschluß an die frühere Route erfolgte. Die Bewohner dieser centralen Theile von Usambara weichen stark von den anderen Waschamba ab. Sie sind zwar auch ein Bantu-Stamm, ihre Beschäftigung besteht aber fast ausschließlich im Weiden der Heerden ihrer Fürsten. Die centrale Lage ihres Wohnsitzes spricht für ihre alte Ansässigkeit. Unter ihnen ist der Fellschurz auch noch nicht vom Baumwollstoff verdrängt. Die Weiber tragen als eigenthümliches Merkmal an einem über den rasirten Schädel laufenden Riemen große Bündel von Ringen aus Massai-Perlen hinter den Ohren. Die dreitheiligen Hütten, die sonst den Waschamba-Hütten gleichen, sind viel geräumiger als diese, da sie in der Nacht auch die Heerden aufnehmen müssen.

Nach Masinde zurückgekehrt, wollte Dr. Meyer die Lasten durch Sembodja's Leute zur Küste zurückschaffen lassen. Aber der früher so freundliche Sembodja verhielt sich jetzt sehr bedrohlich; er behauptete einen neuen Brief vom Vali erhalten zu haben, der ihm verbot, den Reisenden Träger zu stellen. Zugleich wurde er sehr anmaßend und begierig nach der Habe der Reisenden, und Dr. Meyer mußte sich daher entschließen, mit Zurücklassung aller Waaren nach Pangani zurückzukehren. Damit war das Schicksal der Expedition entschieden. Die Reisenden hatten jetzt zwar erfahren, daß in Tanga Unruhen vorgekommen waren, wußten aber nicht, daß der Aufstand die ganze Küste erfaßt hatte. So gingen sie blindlings in die Falle, die ihnen seit Wochen gestellt worden war. Beladen mit den wichtigsten Instrumenten, einigen Waffen und der nöthigsten Ausrüstung, zogen sie auf dem gewöhnlichen Karawanenwege zur Küste. Von Korogwe an schloß sich ihnen bewaffnetes Negergesindel an, aufgeputzt mit offenbar gestohlenen europäischen Kleidungsstücken. Ein Brief, den sie überbrachten, besagte, sie seien vom Vali gesandt, die Reisenden nach Pangani zu begleiten. Die Station Lewa fand man vollständig ausgeraubt, die in prachtvoller Entwickelung befindlichen Tabaksfelder waren aber der Ernte gewärtig.

In Pongwe, am Rufu, fünf Stunden von Pangani, hofften die Reisenden ein Boot ihres indischen Agenten Sewa Hadschi zu finden; doch war dies nicht der Fall. Sie wurden in eine Schamba (Farm) gelockt, und dort trat die Katastrophe ein. Noch hatte man sie bei der Mahlzeit zuvorkommend bedient, und Dr. Meyer saß vor der Hütte und blickte nach dem Boote aus. Da wurde er plötzlich von hinten umfaßt und zu Boden geworfen. Eine ganze Anzahl wilder Kerle kniete auf ihm, schnürte ihm die Kehle zu, riß und schnitt ihm die Kleider vom Leibe, und ein wuchtiger Hieb mit einer Massai-Keule auf den Kopf beraubte ihn der Besinnung. Wieder zu sich gekommen, fand er sich dann gefesselt, die Hände auf den Rücken gebunden, einen schweren Eisenring um den Hals, und mit einer Kette an Dr. Baumann gekoppelt, der dasselbe Schicksal erfahren hatte, wurde er unter Fußtritten und Kolbenstößen nun in eine Hütte geschafft; ihre vier Begleiter wurden auch ausgeraubt und hinausgejagt und liefen nach Pangani. Unter beständiger Erwartung, daß man sie bald todtschlagen werde, brachten die Reisenden drei Tage in der Hütte zu. Eine alte Negerin brachte ihnen etwas Nahrung, und durch sie erfuhren die Reisenden auch, daß ihre Peiniger Sklaven des Arabers Buschiri seien, und daß die Schamba diesem gehöre. Am dritten Tage drängte sich eine Schaar Bewaffneter in die Hütte, geführt von einem stolzen, graubärtigen Araber von etwa 45 Jahren; dies war Buschiri ben Salim. Derselbe erklärte, er habe die Reisenden gefangen genommen, weil er keinen Europäer mehr in Ostafrika dulden wolle. Doch habe er seinen indischen Geschäftsfreund mitgebracht, mit dem sich Dr. Meyer wegen eines Lösegeldes verständigen könne. Gelänge eine Verständigung nicht, so würde er den Reisenden den Kopf abschneiden lassen. Daß unter diesen Umständen die Verständigung zu stande kam, ist begreiflich. Dr. Meyer unterschrieb einen Check auf eine beträchtliche Summe (10000 Rupien), und der Indier begab sich nach Pangani, um das Geld zu holen. Buschiri nahm darauf den Gefangenen die Ketten ab und hieß sie mit arabischer Höflichkeit als seine Gäste willkommen. Die Reisenden hatten nun auch Gelegenheit, sich mit ihm über die Ursachen des Aufstandes und seine Absichten zu unterhalten.

Buschiri erzählte, wie er von dem Tage an, da die Deutschen in Ostafrika erschienen, den Aufstand geschürt habe, und wie er seit Wochen planmäßig darauf gesonnen habe, die Expedition zu zersprengen und die Reisenden gefangen zu nehmen. Die Briefe an Sembodja hatte er geschrieben, alle Briefe an die Reisenden hatte er abgefangen, um sie über die Vorgänge an der Küste in Unkenntniß zu erhalten, und Sembodja, mit dem früher Schutzverträge abgeschlossen worden waren, befolgte ohne Zögern Buschiri's Befehle.

Gegen Abend brachte der Indier das Geld, und Buschiri geleitete nun die Reisenden in seinem Boote nach Pangani in sein steinernes Haus. Dort tobte der Aufruhr in hellen Flammen, Neger und Araber zogen lärmend und schießend durch die Stadt und forderten das Leben der gottverfluchten Europäer. Auf Bitten des Indiers führte Buschiri Dr. Meyer und Dr. Baumann in dessen Haus, von wo sie am frühen Morgen des nächsten Tages, umsaust von den Kugeln der Aufrührer, an Bord des etwa eine Stunde ab in See haltenden Sultan-Dampfers Barawa gelangten. Zwei Tage später langten sie in Zansibar an.

Ueber die Ursachen des Aufstandes äußerte sich Buschiri ungefähr in folgenden Worten: Während wir Araber früher im äquatorialen Afrika ungestört unserem Handel nachgehen konnten, dringen jetzt die Europäer aus Westen, Süden und Osten ein, um das Land in Besitz zu nehmen. Dadurch werden unsere Handelsinteressen beschwert und beschädigt. Gegen solche Schädigung wehren wir uns nun. Vom Sultan von Zansibar haben wir keinen Beistand zu erwarten, da er das Land an die Wadatschi (Deutschen) verrathen hat. Die Wadatschi haben von den Zöllen an der Küste Besitz genommen — angeblich als Beamte des Sultans; aber als sie die Flagge des Sultans auf ihrem Hause aufgezogen hatten, waren sie die Herren; doch waren sie nur einzelne. Die indischen Kaufleute fürchten sie und geben uns keinen Vorschuß mehr, was sollen wir aber ohne solchen anfangen! Wie können wir eine Karawane ausrüsten ohne Vorschuß! Es hilft uns niemand. — Ich bin seit 18 Jahren nicht nach Zansibar gekommen, weil ich mich mit dem Sultan überworfen habe; deshalb haben mich die Unzufriedenen zu ihrem Führer gemacht, und ich werde den Europäern zeigen, daß ich eine eiserne Faust habe, wie ich es dem großen Fürsten Mirambo gezeigt habe.

Der Schlauch im Gebrauche der asiatischen Völker von der Urzeit bis zum heutigen Tage.

Von Dr. O. Heyfelder.

Seit meinen wiederholten längeren Aufenthalten im Kaukasus, in Transkaspien, in Samarkand und in Buchara habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sich bei den Asiaten eine Anzahl von primitiven Einrichtungen, Geräthen, Spielen und Gebräuchen unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wie wir sie in den ältesten Urkunden, im alten Testament, im Homer und auf assyrischen, persischen, ägyptischen, griechischen Denkmälern beschrieben oder dargestellt finden.

Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß die Bewässerung der Sarafschan-Oase, wie der Merw- und Achal-Oasen nach denselben uralten Traditionen gemacht wird, welche ganz identisch beim Nil seit Jahrtausenden statt hat. Der Orient im Kaukasus, in den Ebenen und Steppen zwischen Wolga und Pamir, zeigt noch heute die beiden Prototypen primitiver Menschenwohnungen: die Erdhöhle (Semljanka) und das Filzzelt (Kibitke, Jurte). Die wahren, einfachen Spiele der Kinder sind auf der ganzen Welt noch heute, wie sie zu allen Zeiten waren: der Ball, die Knöchelchen (osselets), der fliegende Drachen — Spiele, die mir auch in Asien überall begegnen. Es ist durch die Bodenbeschaffenheit, d. h. durch die wald- und felslosen Ebenen, wie durch die Lebensweise der nomadisirenden und ansässigen Asiaten bedingt — also geographisch und ethnographisch begründet —, daß auch heute noch der „Schlauch“ bei ihnen eine ganz ausgezeichnete und ausgebreitete Anwendung findet.

Der Schlauch ist das erste, primitivste und zugleich natürlichste Geräth der Hirtenvölker. Wo die Erde keinen Stein zum dauernden Bau eines Hauses, keinen Wald, kein Holz zur Anfertigung von Kisten und Kasten bietet, wo der Heerdenbesitzer periodisch den Weidegrund wechselt und auf dem Rücken des Pferdes und Kameels lebt oder es höchstens zum Zelt, zur Kibitke bringt, wo die Heerde ihm überhaupt alles Material zu Nahrung, Kleidung, Obdach liefert, da stellte sich der Schlauch — die abgezogene Haut der Heerdenthiere — von selbst als Aufbewahrungsmittel und Transportmittel ein. Das Fleisch wird verzehrt, die Knochen anderweitig verwerthet, die Haut gegerbt und als Sack verwendet — bald gefüllt mit der Milch der Thiere, bald mit dem Wasser der Quelle, bald mit dem Fett von Pflanzen oder vom Fettschwanz des asiatischen Schafes, bald mit Luft zum Schwimmen und zum Wassertransport oder aber zum Blasen einer primitiven Flöte.

Aus unserem europäischen Leben ist der Schlauch verschwunden, so daß wir uns keinen rechten Begriff machen können von dem Schlauche, in welchem Aeolus dem Odysseus wohlverschnürt günstige Winde zur Fahrt aufs Schiff mitgiebt, noch warum in der Bibel die Frage aufgeworfen wird: „Wer füllet auch neuen Wein in alte Schläuche.“ Ebenso war uns der Dudelsack eines Pifferari ein fremdartig unbekanntes Ding.

Der Schlauch als Wasserbehälter ist auch heutigen Tages noch in seiner vollen Berechtigung und im weitesten Gebrauch. Auf allen asiatischen Militär-Expeditionen, auf allen Handels-Karawanenzügen wird der Wasservorrath in Schläuchen mitgeführt. Während Holzfässer austrocknen und leck werden, so daß große Wasserverluste entstehen, so erhält der geschmeidige Lederschlauch das Wasser trotz Marsch und Hitze längere Zeit. Auch der einfache Wassertransport vom Flusse oder Teiche zum Hause geschieht noch heute in Schläuchen. In Tiflis wird ein aus einer ganzen Pferdehaut gebildeter Schlauch mit Wasser gefüllt und auf dem Rücken eines Pferdes von der Kura in die Häuser transportirt. Man sieht ganze Trupps schöner, feuriger Pferde mit ihrem schwarzen Riesenschlauch auf dem Rücken die steilen Straßen der Stadt hinanklettern. Aus einem Fuße wird das Wasser entleert, darauf derselbe wieder sorgfältig verbunden.

In Buchara sind es Menschen, welche in Schafsschläuchen das Wasser aus den Bassins (Hausi) in die Häuser tragen. Hier ist es der zusammengeschnürte Hals, aus welchem der Inhalt entleert wird. Der Schlauch wird über dem Rücken getragen, ein Vorderfuß ist als rundlicher Tragriemen verarbeitet, durch welchen der linke Arm gesteckt wird. Für jeden Schlauch voll Wasser bezahlt man dem Träger $2^1/_2$ Pull. Die Bespritzung der Straßen und Plätze, der Terrassen und Höfe wird ebenfalls aus diesen Schläuchen und von den Wasserträgern ausgeführt. Sie halten den Hals des Schlauches halbgeöffnet in der rechten Hand und schleudern durch kurze Stöße der linken Schulter das Wasser in zerstäubendem Strahl in gewellter Richtung, so daß es ihnen gelingt, ein gegebenes Terrain sehr gleichmäßig zu befruchten. Diese Wasserschläuche sind ein so wichtiger Artikel in dem bucharischen Leben, daß es eine eigene Leder-Reihe für ihren Verkauf in der Nähe der Rigestan giebt. Nun sehen sie braun, wohl gegerbt, glatt und ordentlich reinlich aus.

Daß die Kirgisen die Milch im Schlauche bewahren und zu Kumiß gähren lassen, kann heute noch jeder sehen, der ihnen einen Besuch in der Steppe abstattet.

Im ganzen Kaukasus wird der Wein in größeren oder kleineren Schläuchen aufgehoben und transportirt. Wie in anderen Weingegenden das Weinfaß von den kleinsten und zierlichsten Dimensionen bis zu dem Riesenumfang der „zwölf Apostel“ im Bremer Rathhauskeller und des Heidelberger Fasses existiren, so ist hier der Schlauch gefertigt aus dem Felle einer jungen Ziege, eines alten Bockes, eines ausgewachsenen Ochsen. Von dem Burdjug hat der kaukasische Wein seinen spezifischen Bocksgeschmack, welcher ihn anfangs schwer zu trinken macht. Auf der Reise zu Pferde hängt der Kaukasier ein mit Wein gefülltes Zicklein über den Sattel; im Grunde des Wagens birgt sich gewöhnlich ein Schlauch mit Kachetiner, größer oder kleiner nach der Zahl der Fahrgäste. Zum Festmahle wird nicht nur ein Schaf geschlachtet, sondern auch ein Schafsschlauch voll rothen oder weißen kaukasischen Weines herbeigeschafft. Als wir in Alexandropol — dem alten armenischen Gumry — zum ersten male einen mit Rothwein gefüllten Riesenochsen abladen sahen, der bald wie ein vom flüssigen Inhalte belebtes Wesen aussah, bald wie eine todte Masse die vier Füße von sich streckte und schwerfällig vom Wagen fiel, so war uns eigentlich das Bild dieses weingefüllten Kadavers widerwärtig, namentlich im Vergleich zu einem schmucken Fäßlein, welches mit seinem runden Bauche am Ende nichts anderes ist als ein konsolidirter Schlauch.

Mit einem kleinen Schlauche an vier Schnüren schöpft der Sarte das Wasser in den größeren Schlauch, mit einem ähnlichen ledernen Schöpfschlauche an langer Stange füllt der Brunnenwärter aus dem Brunnen in den Steintrog, aus dem die Thiere tränken; mittelst eines ähnlichen, etwas größeren Lederschlauches windet der Bewohner des Lößgebirges zwischen Katty-Kurgan und Samarkand aus dem tiefen Ziehbrunnen das Wasser herauf zum Gebrauche (Vergl. „Globus“, Bd. 53, Nr. 9). Ein kleiner Schlauch wird mit Wasser gefüllt, indem man ihn unter Wasser hält und sich vollsaugen läßt. Was wir an Eimern und Schöpfern von Holz und Metall besitzen, sind die späteren und vervollkommneten Formen der ursprünglichen Schlauchformen. Auch die bauchige Flasche ist ein in Glas wiedergegebener Schlauch. Ein Henkelkrug sieht einem bucharischen Tragschlauche mit dem als Tragriemen verarbeiteten Vorderfuße so ziemlich ähnlich. Eine Amphore ist ein in Erde dargestellter und aufrecht gestellter Schlauch, an dem die beiden gerundeten Vorderfüße zu zwei Henkeln verwerthet sind.

Das Aufblasen des Schlauches mit Luft habe ich in Asien zu verschiedenem Behufe gesehen. Wenn der Wasserträger seinen Schlauch mit Wasser gefüllt hat, so bläst er durch den Hals desselben so viel Luft ein, bis sich die noch vorhandenen Falten glätten und der ganze Schlauch rundlich gefüllt erscheint, wodurch ihm das Tragen und die Irrigation leichter wird. Nach längerem Gebrauche wird der Schlauch ebenfalls mit Luft vollgeblasen und so zum Trocknen aufgehängt, während er für gewöhnlich in nassem Zustande mittelst seines Tragringes an einem Aste aufgehangen wird. Auch die zum Verkaufe ausgestellten bucharischen Schläuche sind aufgeblasen. Von den ältesten Zeiten bis auf die heutige Stunde wurde der luftgefüllte Schlauch zur Erleichterung der Schwimmenden verwendet. Ein assyrisches Relief zeigt einen bewaffneten Krieger auf einem Schlauche reitend den Euphrat kreuzend; Alexander des Großen Heer schwamm mit demselben Hülfsmittel über den Oxus; in ähnlicher Weise schwimmen auch jetzt noch die Kaukasier über den Terek, die Sarten über den Amu Darja, die Kirgisen über den Ural, die Tonkinesen über den Peik. Die Skobolew'sche Meinung des Flußdurchschwimmens von ganzen Regimentern knüpft an diese alte Tradition an, und die Schwimmblase unserer modernen Schwimmlehrer ist nichts anders als der modifizirte Luftschlauch.

Das schwimmende Lastthier wurde von den alten und wird von den jetzigen Bewohnern des Kaukasus durch angebundene Schläuche erleichtert und gesichert.

Es war nur ein Schritt weiter in der Verwendung des luftgefüllten Schlauches, daß er unter einem stark belasteten Floße angebunden, und dessen Tragfähigkeit über Wasser erhöhen mußte. So schafften die Assyrer und Babylonier die Felsblöcke zu ihren Kolossalbauten auf den Flüssen Euphrat und Tigris hinab, so entführte Layard zu unserer Zeit seine assyrischen Alterthümer, und so ist es noch heute gebräuchlich an den großen, schifflosen Brücken Asiens.

Der Dudelsack — der luftgefüllte Schlauch am Ende einer Pfeife oder Klarinette angebracht — dient bekanntlich dazu, seine ausströmende oder durch periodisches Pressen ausgedrückte Luft durch die Bälge des Blasinstrumentes ausströmen zu lassen und ihm so laut gellende Töne zu entlocken, welche die Finger des Spielenden und sein an die Spitze gehaltener Mund moduliren. Uralt, wie der Dudelsack ist, hat er sich nunmehr nur bei den Hirten der Apenninen und der rhätischen Alpen, sowie auf einigen niederländischen Gemälden erhalten. Obgleich die Pfeife, die Doppelpfeife und eine Art Klarinette bei den Sarten gespielt wird, so habe ich eine Verbindung von Schlauch und Blasinstrument bei ihnen nicht beobachtet. Der Schlauch als Luftspender von Instrumenten ist die ursprünglichste Form des Blasebalges an der Orgel.

Die Wacht-Trommel und das Tamburin der Bucharen endlich ist, ohne der Sache Gewalt anzuthun, ein über einen Metallring gespannter Schlauch, mit Luft gefüllt und in dieser Gestalt getrocknet. Mit einem zolldicken, gekerbten Riemenstumpfe wird auf die hartgespannte Haut bald von der einen, bald von der anderen Seite geklopft, um die Wachsamkeit des Nachtwächters zu bezeugen. Bei den Tänzen der Sarten bearbeiten einige Musiker mit Fingern und Knöcheln die gespannten Häute ihres Riesentamburins, wobei durch Erhitzung über einem Kohlenbecken die Spannung verschieden regulirt wird. Die flache, gänzlich aus einem einzigen Schlauche gebildete Trommel der bucharischen Nachtwächter scheint die ursprüngliche Form der Trommel und des Tamburins überhaupt. Damit daraus die wirkliche Trommel wurde, bedurfte es nur der Erhöhung der Seitenwände, deren Aufbau in ein selbständiges hölzernes Gehäuse, über dessen beide runde

Oeffnungen nunmehr je eine Membran gespannt wurde, auf welcher statt der Finger oder des Riemens, hölzerne Schlegel den Ton hervorrufen. Das Tamburin der Italiener und des Ballets ist die verkleinerte, zierliche Ausgabe des bucharischen Schlauch-Tamburins.

Menschen, die in Zelten wohnen und eventuell ihre Zelte ein paar mal im Jahre abbrechen, haben darin keine Küchenschränke und Vorrathskisten. Wie die Frauen der Patriarchen Rebecka, Lea und Rahel, so haben die Turkmeninnen und Kirgisinnen noch heute Rekurs auf den Schlauch. Ein überraschendes Bild häuslicher Ordnung fanden wir in den Behausungen zu Geok Tepe, als wir die Festung mit Sturm genommen. In wohl geordneter Reihe hingen die Schläuche an den Stangen der Kibitken, in welchen die Vorräthe der Haushaltung aufbewahrt waren: der erste mit Mehl, der zweite mit Grütze, der dritte mit Erbsen, der vierte mit ausgelassenem Rinderfett, der fünfte mit Oel, der sechste mit Färbekräutern, der siebente mit Dschugura (für die Pferde), der achte mit Gerste, der neunte mit Mais u. s. w. Sie waren gut mit selbst gedrehten Schnüren aus Schafswolle oder Kameelshaaren verschnürt und machen trotz der Fremdartigkeit des Anblickes den Eindruck guter häuslicher Ordnung und Vorsorge. Der Schlauch ist der natürliche Ledersack, welchem alsbald der gewebte Sack als Nachahmung folgte; an diesen schließt sich die ganze Reihe mehr oder weniger kunstreicher und komplicirter Jagd-Reisetaschen, Mafrasch, „Nécéssaires“ und wie die Behälter alle heißen.

Es möchte fast wie forcirt erscheinen, wenn wir versuchen, auch einen Ueberzug vom Schlauch zum viereckigen Reisekoffer, zum russischen „Juck“, zum englischen „Trunc“, zur Kiste, zum Kasten, zum Schrank nachzuweisen. Die Kirgisen und Bucharen fingen an, ihre als Doppelsäcke über die Saumthiere gehängten Schläuche dadurch geräumiger zu machen, daß man in denselben ein viereckiges — oder besser gesagt kubisches — Holzgerüst anbrachte, welches den Schlauch in viereckig-oblonger Form aus einander hielt. Daraus sind jetzt nach und nach jene leichten länglichen Lederkästchen entstanden, welche im Kaukasus sowie in Buchhara — überhaupt wo im Orient man zu Pferde reist — für das Gepäck auf den Saumpferden angebracht werden. Im Quartier angekommen, verbindet man beide Lederkästchen durch Querstangen und hat eine Art von Bettstelle. Die kaukasischen sind von einfacher Haut, die bucharischen von rothem Safian mit Metallverzierungen. Ihre große Leichtigkeit und Festigkeit macht sie zu dem besten und bekannten Transportmittel.

Kurz der Schlauch in seiner primitivsten Form und in seiner Weiterentwickelung zu höheren Formen und Verarbeitungen ist das wichtigste und verbreitetste Geräth der Asiaten, ein Gegenstand werth ethnographischen Studiums bei den verschiedenen Stämmen der nomadisirenden Hirten des Orients.

Aus allen Erdtheilen.

Nord- und Mittelamerika.

— Der bekannte Polarfahrer Frederick Schwatka ist im Begriffe, eine Forschungsreise in die nördlichen Gebirge Mexikos zu unternehmen. Da diese Gebirge als Tummelplatz der wildesten nordamerikanischen Indianerstämme bisher von Reisenden sehr wenig besucht worden sind, so kann eine zweckmäßig geleitete wissenschaftliche Expedition dahin leicht von ausgezeichneten Erfolgen begleitet sein.

— Die artesischen Brunnen zur Beschaffung von Trinkwasser und zur Ermöglichung künstlicher Bewässerung haben wohl nirgends in der Welt so ausgedehnte Verwendung gefunden, wie bei Denver in Colorado. Man hat daselbst bisher etwa 200 solche Brunnen erbohrt, und es werden daraus täglich etwa drei Mill. Gallonen (gegen 14 Mill. Liter) Wasser zu Tage gefördert. Einige sind 900′ tief, und die wasserführende Schicht ist in sämmtlichen Fällen entweder Sandstein oder Schiefer. Außer den Haushaltungen und Gärten werden namentlich auch die Alleenbäume (Cottonword-Bäume, Populus monilifera) beinahe ausschließlich durch die artesischen Brunnen versorgt. Das Wasser, welches die Brunnen liefern, ist nur schwach alkalisch.

— Der Nordamerikaner Hearn, welcher kürzlich die kleinen Antillen bereist hat, bestätigt die schon früher gemachte Beobachtung, daß sich auf diesen Inseln eine rasche Verminderung der weißen Bevölkerungsbestandtheile vollzieht. Auf Martinique, wo im Jahre 1848 25 000 Weiße lebten, giebt es zur Zeit nur 8000 Kreolen gegenüber 160 000 Afrikanern, und die Verminderung der Weißen macht jährlich noch Fortschritte. Viele von den anderen kleinen Antillen haben den größten Theil ihrer ehemaligen Kolonisten eingebüßt. S. Vincent z. B. ist fast verlassen, Tabago erscheint nur noch als eine Ruine, S. Martin ist zur Hälfte verlassen, S. Thomas, einst so blühend, ganz in Verfall. In Trinidad, wo ein bedeutendes englisches Kapital engagirt ist, und wo die Zahl der Kulis groß genug ist, um den Kampf gegen das afrikanische Element aufzunehmen, dürfte sich, wie Hearn glaubt, die frühere Lage noch länger aufrecht erhalten lassen.

Australien.

— Daß eine der größten Plagen für den Farmer und Viehheerdenbesitzer der australischen Kolonien die gefräßigen Kaninchen sind, für deren Vertilgung diese Staaten alljährlich sehr bedeutende Summen verausgaben, ist allbekannt. Die Kolonie Neu-Süd-Wales allein verwendete für diesen Zweck in den Jahren 1883 bis Ende 1888 nicht weniger als 736 234 Pfd. Sterling. Die Kaninchenfelle auf dem australischen Kontinente haben fast gar keinen Werth, weil sie infolge des wärmeren Klimas keinen so dichten Pelz haben, wie die auf Neu-Seeland, wo z. B. im Jahre 1886 im ganzen 8 546 264 Felle zu 65 694 Pfd. Sterl. exportirt wurden.

Allgemeines.

— Professor Hensen von der Kieler Universität beabsichtigt im Juli d. J. eine Meerfahrt zur Absuchung des Atlantischen Ozeans anzutreten und sich dabei von zwei Botanikern, zwei Zoologen, einem Ozeanographen, einem Zeichner und einem Photographen begleiten zu lassen. Was er plant, sind sogenannte Planktonstudien, die sich auf alle diejenigen thierischen und pflanzlichen Gegenstände erstrecken, welche sich auf der Oberfläche des Meeres befinden. Das Wort „Plankton“ ist dem Griechischen entnommen und bezeichnet „das in die Irre Getriebene“, „das Umherschwirrende“. Homer giebt diese Benennung sowohl seinen Irrfelsen, als auch dem Seetang und den thierischen Gebilden. Der oben genannte Gelehrte hat sich über Plankton in den Abhandlungen der Berliner Akademie der

Wissenschaften wiederholt geäußert und dabei auch die Planktonforschungen französischer wie englischer Naturforscher gewürdigt. So ergebnißreich nun die bisherigen Untersuchungen auch waren, so haben sie doch wesentliche Lücken gelassen, und diese auszufüllen, ist der Zweck des Hensen'schen Unternehmens, zu welchem der deutsche Kaiser die Summe von 80000 Mk. zuzusteuern bereit ist. Diese reiche Zuwendung sichert die Forschungsreise, deren Gesammtkosten sich auf etwa 100000 Mk. belaufen werden. Für den Rest kommt die Akademie auf. Das zur Fahrt gemiethete Schiff läuft von Hamburg aus und landet bei London. Von dort segelt es dann nordwärts nach Island und Grönland und fährt durch das Grönländische Meer südwärts bis an das brasilianische Gestade des Atlantischen Ozeans. Auf diesem Wege kreuzt das Schiff zweimal den Golfstrom, der viel Plankton mit sich führt. Zur Untersuchung an Bord versieht sich die Gesellschaft mit Instrumenten und Apparaten verschiedenster Art. Was an pflanzlichen und thierischen Stoffen gefunden wird, nehmen die Herren an sich, um es in der Heimath zu untersuchen. Namentlich wird auf reiche botanische Beute gerechnet, deren Verschiedenheit je nach dem Fundorte festzustellen bleibt.

— In einer Sitzung der freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg wurden unlängst interessante Beobachtungen über den Einfluß, den die Thier- und Pflanzenwelt auf die Bodenbereitung ausüben, mitgetheilt. Es handelte sich vor allem um die unterirdisch lebenden Nagethiere der Steppe — namentlich die Zieselmäuse oder Esuslki (Spermophilus), welche sich sehr tiefe Gänge anlegen, beständig die unteren Bodenhorizonte an die Oberfläche schaffen und sie dadurch mit den oberen vermischen, ja ganze Erdhaufen oder Hügelchen in der Steppe aufthürmen. Daß dies der Bodenaufbereitung zu gute kommt, leuchtet ein, und wir hoffen demnächst diesen Punkt, der die Thätigkeit der Steppennager als geologischen Faktor betrifft, aus dem letzten Reisewerke von Prshewalski's noch weiter beleuchten zu können. Ein anderer Beobachter hatte Versuche über den Einfluß der Wurzeln auf die Bodenstruktur angestellt. Zur Verfügung stand (auf einem Gute Südrußlands) nur Tschernosem oder Schwarzerde; diese wurde durch geeignete Zusätze gleichsam umgeschaffen, und nun darin allerlei Gewächs angepflanzt. Da ergab sich denn, daß, je kräftiger die Wurzeln sich entwickelten, um so körniger ihr Nährboden wurde und sich der Struktur des natürlichen Tschernosem wieder näherte.

Bücherschau.

— W. Sombart, die römische Campagna (Schmoller's staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 8, S. 3). Leipzig 1888. Duncker und Humblot. Ueber die Campagna di Roma hat Werner Sombart in den Schmoller'schen Abhandlungen eine interessante Arbeit, allerdings wesentlich sozialökonomischen Inhaltes, veröffentlicht. Das ganze Gebiet, mit Ausschluß des Suburbio, des Vigneuterrains, unmittelbar vor den Mauern der engen Stadt, 204000 ha groß, ist unter 204 Grundbesitzer vertheilt. Davon besitzen aber acht über die Hälfte, dreizehn andere noch nahezu ein Viertel, so daß auf die übrigen 183 nur wenig über ein Viertel kommt. Dieses Besitzverhältniß hat sich seit etwa 300 Jahren fast unverändert erhalten, nur durch die Landkäufe Torlonia's ist eine etwas größere Konzentrirung eingetreten. Alle größeren Besitzer verpachten ihre Güter im ganzen an die sogenannten Mercanti di Campagna, die, nur 40 bis 50 an der Zahl, einen geschlossenen Stand bilden. Sie verpachten die Güter wieder weiter, aber nicht an Kleinbauern, wie sonst in Süditalien; es hat sich vielmehr hier ein ganz eigenthümliches Wirtschaftssystem herausgebildet, das die ganz ausnahmsweise Verödung der Campagna bedingt. Sie vergeben zunächst den Wald an römische Kohlenhändler, welche das Fällen und Kohlenbrennen durch arme Abruzzesen besorgen lassen, gleichzeitig wird die Waldweide an einen kleinen Heerdenbesitzer, den Fidatore, verpachtet, dann im Sommer die Heuernte an den besten Stellen an einen römischen Fuhrwerksbesitzer oder Futterhändler. Den Hauptertrag liefert aber die vendita dell'erba, die Verpachtung der Winterweide an die großen Schafheerden, welche im Sommer in den Abruzzen weiden, für den Winter aber, nachdem das apulische Flachland, der Tavogliere di Puglia, zum größeren Theil unter den Pflug gekommen ist, fast ganz auf die Campagna angewiesen sind. Sie allein zahlen dem Generalpächter mehr, als er dem Besitzer, und sichern ihm einen hohen Ertrag, obschon er selbst kaum weniger zahlen muß, als ein Domänenpächter in Deutschland (durchschnittlich 34 bis 55 Mark), und er braucht für alle diese Verpachtungen weder Personal noch großes Kapital. Außerdem bleibt ihm aber noch die ganze Sommerweide; er benutzt sie zur Unterhaltung von Rinderheerden und Pferden, für die er natürlich auch einen Theil der Winterweide reserviren muß, aber nur ganz wenig Personal und Gebäulichkeiten braucht. Getreidebau paßt in diesen Betrieb nicht; früher waren, Dank der päpstlichen Gesetzgebung, immer noch $1/9$ bis $1/10$ unter dem Pflug, neuerdings nimmt dieser Antheil dagegen reißend schnell ab und damit auch die Zahl der Gehöfte, der ständigen Bewohner der Campagna, deren Anzahl längst unter 1000 gesunken ist, und auch die Zahl der in der Saat- und Erntezeit beschäftigten Tagelöhner aus den nahen Gebirgen, deren Bewohnern nur die Auswanderung übers Meer übrig bleibt. Die Versuche der Regierung, Abhilfe zu schaffen, auch das wohlgemeinte Gesetz über das „bonificamento agrario" von 1883 sind an dem passiven Widerstande der Besitzer um so sicherer gescheitert, als die Regierung in weitgehendem Maße auf deren Unterstützung rechnete. Von der Tiber-Regulirung hofft Sombart nicht viel, denn nicht die Malaria allein bedingt die Verödung der Campagna; gar manches üppige Fruchtgefilde der Po-Ebene und des Littorale leidet daran nicht weniger, als die Campagna; die armen Abruzzesen, welche heute um einen wahren Hungerlohn dem Fieber trotzen, würden sich ohne weiteres zur dauernden Ansiedlung verstehen, wenn man den Plan de Tucci's ausführte und an günstigen Stellen auf expropriirtem Lande Dörfer gründete, deren Aecker ihnen in Erbpacht gegeben würden. Dafür fehlt aber vorläufig weniger das nöthige Geld, als die Energie gegenüber den reichen Nobili und den zum Theil im Parlament sehr einflußreichen Mercanti, und so wird die Campagna wohl noch für geraume Zeit verödet bleiben. Ko.

— Rudolf Bergner, Ungarn. Würzburg u. Wien 1888 (Woerl's Reisebücher). — Lebendige, sachkundige Schilderungen von Land und Leuten, die einem bei einem Besuche in Ungarn recht gut als Wegweiser dienen können. Mit Plänen und Illustrationen ist das Buch wohl ausgestattet.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Araber in Ost- und Mittelafrika.

Von H. Seidel.

(Mit einer Karte.)

„En Afrique le fétichisme est notre allié naturel et le mahométisme sera notre éternel ennemi“.
L'Afrique explorée et civilisée IX, p. 51.

Wer die jüngste Entwickelung der afrikanischen Verhältnisse etwas näher verfolgt hat, muß sich — vielleicht nicht ohne Ueberraschung — gestehen, daß dort seit kurzem der alte Kampf zwischen Kreuz und Halbmond aufs neue entflammt ist. Die christliche Welt ohne Unterschied des Bekenntnisses erstrebt nichts geringeres, als die Befreiung des schwarzen Erdtheils von dem Blutjoche, das die Araber mit überhandnehmender Gewalt dem Kontinente aufgezwängt haben. Der Streit wider die Greuel der Sklaverei, wider Menschenjagden und Menschenhandel bewegt gleichmäßig alle Schichten der Gesellschaft und um so mehr, weil die Versuche, das Uebel zu bannen, eine offene und sehr gefährliche Auflehnung des Araberthums gegen das weiße Element nach sich gezogen haben. Afrika ist heute verschlossener denn je, — gesperrt durch eine weitreichende, furchtbare Macht, die lange schon auf dem Erdtheile einheimisch war, von Jahr zu Jahr an Boden gewann und endlich zu der bedrohlichen Höhe emporwuchs, die uns jetzt so erschreckt.

Die ersten Spuren eines dauernden Verweilens ismaëlitischer Gäste in Afrika lassen sich am Gestade des Indischen Meeres nachweisen. Hier sind die Araber seit uralter Zeit ansässig; schon am Beginn der christlichen Aera bestanden Handelsbeziehungen zwischen den jemen'schen Plätzen und der Suaheli-Küste. Stärker wurde der Zuzug nach Aethiopien mit dem Aufkommen des Islam, namentlich mit der Eroberung Aegyptens durch den Khalifen Omar, welcher die Nilländer den arabischen Einwanderern öffnete. Immer neue Schaaren nahmen ihren Weg durch das Delta und schoben sich wie ein Keil zwischen die bodenständige Bevölkerung — westwärts bis Marokko, südwärts bis Timbuktu und in die Nähe des Tschad-Sees. Andere Massen setzten über das Rothe Meer und nisteten sich um den Ostrand der Abessynischen Berge ein, wo der Koreischite Omar Walasma um 1195 zwischen Seila und Harrar seinen Herrschersitz aufschlug. Langsam, aber stetig rückte das Araberthum über die Insel Sokotra am Ostufer des Erdtheils hinunter. Auf Makdischu, das 942/43 gegründet war, und auf das nur 70 Jahre spätere Kilwa (Kiloa) folgte rasch eine Zahl jüngerer Orte, wie Meurka, Barawa, Malinde und Mombas, deren schon Edrisi (1150) in seiner Beschreibung Afrikas gedenkt. Selbst in das goldreiche Sofala fanden die Ismaëliten den Weg; auch war ihnen Madagaskar und die kleine Gruppe der Komoren keinesfalls unbekannt, was noch jetzt der aus „Qomaïr“ abgeleitete Name letzterer Eilande bezeugt. Neben Goldstaub und Elfenbein lieferte Afrika den arabischen Kaufleuten vor allem Sklaven, die in Menge aus dem dichtbevölkerten Hinterlande bezogen wurden und damals, wie in unseren Tagen, die Märkte Arabiens und Persiens füllten.

Inzwischen war außer Aegypten der ganze Nordrand des dunklen Erdtheils in der Araber Hände gefallen; auch an den Grenzen des Sudan hatten sich mohammedanische Reiche gebildet: zuerst in Bornu, wo der Islam um 1090 n. Chr. das herrschende Bekenntniß wurde; dann bei

den Sonrhai am mittleren Niger; dann in Melli, in Darfur und Wadai, bis endlich auch Baghirmi und Kano die Lehre Mahommeds annahm. Prinz Heinrich der Seefahrer wußte bereits von den arabischen Karawanen, die an 500 Kameele stark in 37 Märschen das große Sandmeer kreuzten und dem Sultan von Tunis Gold und schwarze Sklaven aus den Negerländern des Südens brachten.

Besonders fanatische Anhänger gewann der Islam in den Fulbe, deren Bekehrungssucht das Heidenthum der Haussa-Stämme erlag, worauf in den eroberten Ländern neue Staaten erwuchsen, wie Sokoto und Adamaua, die mohammedanischen Fürsten gehorchen und ein festes Bollwerk gegen das Eindringen der europäischen Kultur sind. Unter den Völkern am oberen Senegal und Niger wüthete vor 30 Jahren der Marabut El Hadschi Omar, ein wahnwitziger Heiliger, der mit Schwert und Koran in der Faust seine Banden auf die Mandingos und Bambarras hetzte, die französischen Posten überfiel (1857), Timbuktu bedrohte (1863) und zuletzt in Sego sein Standlager nahm, von wo aus er die Verbreitung des Mohammedanismus in der Richtung zum Golf von Guinea rastlos betrieb. Heute sitzen die Muselmänner zahlreich in Sierra Leone, sowie in Lagos, welch' letzteres allein 10 000 Koraugläubige birgt, während sie für die Sudan-Gebiete zusammen auf 60 Millionen berechnet werden. Selbst in der deutschen Togo-Kolonie macht sich die Islam-Gefahr bemerklich, wie erst kürzlich in diesen Blättern bemerkt wurde (S. „Globus", Bd. 55, S. 15).

Wo der Halbmond siegt, wird das Land mit einem Schlage für christliche Gesittung, Mission und Forscherthätigkeit unnachsichtlich gesperrt, und Tod und Bedrängniß erwarten den Weißen statt der meist freundlichen Aufnahme, die ihm sonst von den heidnischen Fetischdienern geboten wurde. Denn der Fetisch in Afrika ist unser natürlicher Verbündeter, der Islam unser steter Feind. Und dieser Feind herrscht vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean und sucht beständig seine Macht weiter gegen den Kern des Erdtheils auszudehnen.

Von der Ostküste, speziell von Zansibar, stand den Arabern ein bequemer Weg zum Herzen Afrikas offen. Geschickt verstanden sie es, diesen Vortheil zu nutzen, wußten sich als echte Kosmopoliten schnell den Gebräuchen der Fremde zu fügen, wählten ihre Frauen aus den Töchtern des Landes und zögerten nicht, die zum Islam bekehrten Schwarzen wie gleichberechtigte Brüder zu behandeln. Infolge der häufigen Mischehen zeigten die Kinder bald eine erheblich dunklere Farbe, als ihre Vorväter. Tippoo Tib oder, wie er mit vollem Namen heißt: Achmed ben Mohammed, ist z. B. ganz schwarz, und wie er, sind auch seine Brüder und Vettern mehr oder minder dunkelhäutige Bastard-Araber. Völlig reines Blut fließt nur in sehr wenigen — nach Wißmann vielleicht kaum in 1000 — Personen, die im Vergleich zu den Mischlingen einen geringen Theil des ostafrikanischen Araberthums ausmachen. Stärker ist die Zahl der Reinblütigen in Zansibar selbst, wo man deren etwa 5000 rechnet. Mit religiösen Dingen nehmen es die Leute auffallender Weise nicht eben genau; die meisten unterlassen Waschungen und Gebete, trinken aber dafür Alkoholika und rauchen Hanf. Im übrigen geberden sie sich gleich den unverfälschten Söhnen Arabiens, deren Sprache sie beibehalten und weiter verbreitet haben. Das schriftliche Verkehrsmittel des östlichen Afrikas ist schon seit lange das Arabische, und auch sonst wird dies Idiom vom Zambesi bis zu den Stanley-Fällen immer verstanden.

Zur richtigen Erkenntniß der jetzt in Afrika tobenden Araberbewegung ist es nöthig, gewisse Unterschiede in den Absichten der aufständischen Elemente hüben und drüben — d. h. hier an den Sitzen der großen Sklavenhändler, dort im Lager des Mahdi — kurz anzudeuten. Die engherzig fanatischen Mahdisten, die sich gegen jeden Verkehr mit dem Auslande — sogar mit dem mohammedanischen — streng abschließen, verfolgen in erster Linie die Ausbreitung ihrer religiösen Reform-Ideen. Die reichen Handelsaraber indeß, welche in den heidnischen Räumen des dunklen Kontinents hausen, streben einzig nach der Aufrechterhaltung und Vermehrung ihrer kommerziellen Beziehungen, da für sie der Vollgenuß des Elfenbein- und Sklavenmonopols unerläßliche Lebensbedingung ist. Gleichwohl stehen beide Strömungen in einem leicht erkennbaren Zusammenhange. Der Raubfürst Tippoo Tib trachtet längst nach einer Verbindung mit dem Mahdi, woran er bisher nur durch Dr. Eduard Schnitzer verhindert wurde.

Für unsere Abhandlung kommt fast ausschließlich das im Banne der Araber befindliche heidnische Afrika in Betracht, also mit andern Worten: der Schauplatz des heute im Innern und an der Ostküste des Erdtheils übermächtig gewordenen Sklavenhändler-Aufstandes.

Erst in jüngster Zeit ist mit dem stärkeren Zuströmen der Weißen auch in die entlegensten Räume des Kontinents ein grelles Licht auf das Thun und Treiben der Araber gefallen. Man hat erkannt, welche Geißel dieselben für Afrika bedeuten, und welche Hemmnisse sie dem Europäer in den Weg zu legen vermögen. — Stellt man auf Grund der einschlägigen Literatur die von den Arabern heimgesuchten Gebiete zusammen [1]), so fällt zuerst jener breite, wenig bekannte Gürtel auf, der von der Nigermündung und dem Hinterlande Kameruns quer durch den Erdtheil nach Osten streicht. In den kleinen, unabhängigen Staaten des westlichen Sudan wird der Menschenraub durch die mohammedanischen Sultane geübt, die von Sokoto, Bornu, Baghirmi und Wadai ihre Horden weithin unter die heidnischen Stämme schicken. Nachtigal, Rohlfs und neuerdings Flegel und Thomson sind Zeugen solcher Negerjagden geworden, deren Schreckensscenen sie mit beredten Worten geschildert haben. Um 1000 neue Sklaven zu gewinnen, werden drei- bis fünfmal so viel Menschenleben unnütz vernichtet, Städte und Dörfer zerstört, ja ganze Völker aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Auf den großen Sklavenmärkten des Sudan, besonders in Kuka, sieht man die Gefangenen wieder, die von hier aus in Trupps von 1000 bis 4000 Köpfen nach dem Norden oder nach Aegypten weggeführt werden. In Baghirmi blüht überdies eine im beträchtlichen Umfange betriebene Eunuchen-Fabrikation, mit welcher sich die dortigen Barbiere abgeben. Trotz der großen Sterblichkeit (bis zu 80 Prozent und mehr) bringt das Geschäft einen glänzenden Nutzen, da die Nachfrage das Angebot weit übersteigt, und die Verstümmelten in mohammedanischen Landen noch immer eine sehr begehrte Waare sind. Außer dem eigenen Bedarf deckt der Sudan auch den Sklavenverbrauch der islamitischen Mittelmeerstaaten; namentlich gesucht ist der Neger in Fessan, wohin nach Rohlfs Berechnungen jährlich an 10 000 Schwarze exportirt werden; und in Tripolis sogar kommt, wie derselbe Gewährsmann auf der Münchener Dezember-Versammlung zur „Abschaffung der Sklaverei" hervorhob, eine bis dreimal so große Zahl pro anno auf den Markt. Weniger florirt der Handel nach dem Delta, was durch das Weitergreifen europäischer Gesittung und die schärfere Kontrolle erklärlich wird.

Die östliche Jagdzone des Sudan umfaßt das Gebiet des oberen Nil, also das Bahr-el-Ghasâl, Dschebel Nuba,

[1]) Besondere Hilfe gewährte uns dabei Stevenson's Karte der Sklavenkarawanen; nicht zu vergessen der Uebersichten, welche A. Wauters im Mouvement Géographique gegeben hat.

DAS

ÄQUATORIALE

OSTAFRIKA

1:8000000

100 200 300 Kilom.

Gez. v. P. Sprigade

H. Riffarth, 30° Ost v. Greenw.

Dar-Fertit, die Sitze der Schilluk und einen Theil der Niam-Niam-Länder. Durch Schweinfurth's klassisches Reisewerk sind wir von den Verwüstungen unterrichtet, welche die Khartumer Händler unter den Bongo, Djur, Golo, Mittu u. s. w. in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewirkt haben. Weite Kulturflächen sind in Einöden verwandelt; die Bewohnerzahl ist auf ein Drittel der früheren Höhe gesunken, und nur durch Massenauswanderung konnten sich die Völker dem gänzlichen Untergange entziehen. Das Dar-Fertit galt schon vor zwei Decennien als ein „ausverkauftes Land". Nubier, Kordofaner und Furianer, koptische Christen und strenge Mohammedaner liegen gleichmäßig mit wahrhaft teuflischer Geschicklichkeit dem Menschenraube ob, und neben ihnen haben sich hier noch unlängst gewissenlose Weiße: Franzosen, Italiener, Griechen durch den Sklavenschacher zu bereichern gesucht. Ein alter Bericht von Professor Dr. R. Hartmann aus 1861 [1]) erzählt von einem Franzosen A. de Malzac, der, wie sein späterer Geschäftsfreund Vaissière, eine feste Station zur Sicherung seines unsauberen Handwerkes unterhielt. Sogar die Verfertigung von Eunuchen wird Europäern nachgesagt; die Khartumer z. B. priesen unserem Gewährsmanne „die Leistungen eines französischen Renegaten in diesem Fache". Gab es mit Elfenbein und Sklaven nichts zu verdienen, so zogen die weißen Freibeuter, gleich dem gemeinsten einheimischen Händler, auf den Viehraub. Im Winter 1861 unternahmen die Brüder Ambroise und Jules Poncet eine Plünderfahrt zu den Nuwêr, die ihnen nicht weniger als 1000 Stück Kühe eintrug. Die gefangenen Sklaven wurden von diesen Barbaren womöglich noch schlimmer behandelt, als von den Mohammedanern. Die Folgen dieses abscheulichen Treibens liegen am Tage. Das bergige Nuba-Land, welches lange Jahre hindurch Chartum mit Sklaven versorgte, ist zur Zeit beinahe ganz von Menschen entblößt, desgleichen die Heimath der heidnischen Stämme am Khor Baraka, wohingegen auf der islamitischen Somali-Halbinsel, aus Rücksicht auf die koran gläubigen Brüder daselbst, ein Sklavenraub nicht mehr gestattet ist. Ununterbrochen wurden jährlich an 30 000 Sklaven über Khartum und El Obeïd außer Landes geschleppt, und alle jeweiligen Versuche zur Beseitigung dieses Mißstandes erwiesen sich als nutzlos. Bereits 1855 untersagte der Vicekönig von Aegypten, Mohammed Said Bassa, die Expeditionen zur gewaltsamen Beschaffung von Sklaven, und ähnlich suchte der Mudir Arakel Bey von Khartum bis 1858 den Menschendiebstahl einzuschränken. Am schärfsten ging Gordon-Pascha wider die Händler vor, was diese zu einem wüthenden Aufstande reizte, der jedoch 1878 durch Gessi-Pascha siegreich niedergeschlagen wurde. Gegenwärtig triumphirt im östlichen Sudan der Mahdi; der europäische Einfluß ist verweht, und frecher denn je erheben die Sklavenhändler ihr Haupt, da sie jetzt frei und offen ihrem schändlichen Gewerbe nachgehen können. Ihre Beute wird, so weit es der Fanatismus der Derwische zuläßt, wie vor Alters nach Suakin, oder richtiger nach dem unbewachten Küstenstriche zwischen Suakin und Massaua getrieben. Agig und die Bai von Bahdur gelten als die Hauptplätze für den Waffen- und Menschenschmuggel von und nach Arabien. Dieselben Verhältnisse wiederholen sich für Massaua und seine Umgebung, woher bis zum Beginn des abessynisch-italienischen Streites ein erheblicher Export von Galla-Sklaven — besonders Mädchen — in die Fremde stattfand. Die christlichen Abessynier [2]) betreiben den Sklavenfang gleichfalls sehr eifrig und grausam; nur lassen sie ihre Beute vorsichtshalber durch die Tieflandsstämme der Danakil und Adal zum Meere bringen. Das Ausfuhrgebiet für diesen Handel ist die afrikanische Küste des Golfes von Aden, das Bab-el-Mandeb und die Nachbarschaft von Assab am Anfange des Rothen Meeres. Hier liegen die altbekannten Orte Berbera, Bulhar, Seila, Obok, Tadschura, sowie die Bucht von Roheita, dieser sichere Schlupfwinkel der arabischen Barken. In Seila häuften sich nach Arnoux' Zeugniß 1873 oft an 6000, meist aus Harrar geraubte Sklaven auf, ehe der geeignete Moment zur Ueberfahrt kam. Dagegen sollen Obok und Berbera nach dem sachkundigen Urtheil von Joseph Menges letzthin als Exportplätze zurückgegangen sein. Trotzdem hören die Klagen nicht auf, welche gerade die französische Küste um Obok als ein Hauptnest des Menschenschachers bezeichnen, und erst zu Ende vorigen Jahres hat Missionsinspector Dr. Büttner befremdliche Dinge von der Haltung der Franzosen in Sachen des Sklavenhandels mitgetheilt [1]).

Die Hauptsumme der zum Export bestimmten Afrikaner, sofern sie der Erdtheilsmitte entstammen, bewegt sich nach dem Gestade des Indischen Ozeans, von wo, laut K. Hespers Angaben auf dem Tage zu Köln (27. Oktober 1888), in jüngster Zeit über 100 000 Neger verschifft worden sind. Die Zahl klingt groß und ist zum mindesten stark abgerundet; desto deutlicher reden die englischen Konsulatsberichte über den ostafrikanischen Menschenhandel. Für 1859 wird die mittlere Summe der jährlichen Einfuhr in Zansibar auf 14 000 Köpfe berechnet, und ähnliche Schaaren kamen auf den Inseln Pemba und Mafia an. Eine spätere Erhebung aus 1874 stellt für Mombas eine Monatszufuhr von 1000 Sklaven fest, was noch von anderer Seite bestätigt wird — unter dem Zusatz, daß in dem genannten Jahre das Sultanat Zansibar allein über 30 000 Sklaven aufgenommen habe. In Kilwa, das „durch die letzten Ereignisse eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, wurden inhaltlich der dem englischen Parlamente 1873 vorgelegten Verzollungslisten" für die fünf Jahre 1863 bis 1867 „zusammen 75 000 Sklaven versendet" [2]). Mag sich auch, wie uns neulich aus England versichert ist, der Export von Ostafrika nach Arabien und dem Persischen Golf um etwas verringert haben, so ist er gleichwohl noch erheblich genug, um die Blockademaßregeln Deutschlands und Großbritaniens vollauf zu rechtfertigen. Zudem wollen auf der anderen Seite vorzügliche Kenner solchen Rückgang in der Ausfuhr gar nicht zugeben; Lord Salisbury erklärte im Oberhause, daß der Negerhandel nach den asiatischen Plätzen „heute viermal so stark sei wie sonst". Das nimmt uns nicht wunder; denn in kurzen Abständen folgen sich die Sklavenhäfen, und wir nennen nur die wichtigsten, von Norden nach Süden an der ostafrikanischen Küste, nämlich Makdischu, Lamu, Kismayu, Mombas, Pangani, Saadani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Kilwa, Lindi, Ibo, Mosambik und Quilimane, das wie die beiden vorigen schon im Kolonialbereiche Portugals liegt [3]). Dabei sind kaum 60 Jahre verstrichen, seit die Araber mit ihren Siedelungen im Hinterlande von Zansibar begannen [4]). Um 1830

[1]) S. „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", Bd. 11, 1861, S. 446 bis 461.

[2]) Vergl. Peterm. Geograph. Mittheilungen, 1882, S. 70.

[1]) In einem Vertrage im Berliner „Central-Verein für Handelsgeographie rc.", abgedruckt im „Export".

[2]) Mittheilungen von Ministerial-Präsident Dr. Grimm auf der Berliner Hauptversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft am 22. November 1888.

[3]) Das behindert aber — bei der ungenügenden Truppenzahl, welche das Mutterland hier unterhält — den Sklavenhandel keineswegs. Vergl. den lesenswerthen Aufsatz: „Portugals Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung" in Nr. 38 der „Deutschen Kolonialzeitung" von 1888.

[4]) Gelegentliche Streifzüge — oft von bedeutender Ausdehnung — haben die Araber von Zansibar aus schon frühzeitig nach

wurde Tabora gegründet; zehn Jahre später standen die Muselmänner am Tanganika und nisteten sich in Udschidschi ein. Abed ben Salem war der erste, der westlich vom See Fuß faßte, durch Ubujwe und Manjema zum Lualaba vordrang und Njangwe 1868 gründete, welches sich bis 1871, als Livingstone dort eintraf, zu einer der wichtigsten Araber-Kolonien aufschwang. Die Kunde von den reichen Ländern, die Abed auf seiner Reise entdeckt hatte, lockte bald andere, darunter den Küstenneger Minni Dugombi und den Mischling Tippoo Tib nach dem fernen Westen. Seit Stanley's unvergeßlicher Reise setzte sich Tippoo Tib in Njangwe fest und hat von hier aus seine und seines Volkes Macht bis zu den Stanley-Fällen und der Mündung des Aruwimi, bis zum Sankuru und Lomami und bis in das Reich des Häuptlings Msiri verbreitet. In Garenganja traf der Engländer F. St. Arnot einen Araber, der über Mosambik und den Nyassa-See auf vorher nie begangenen Pfaden in diese entlegene Gegend gekommen war. Aus dem Umkreise der heimgesuchten Räume werden nun die Massen leibeigener Diener zusammengeschleppt, mit denen sich die arabischen Händler umgeben. Schon vor einem halben Dezennium reiste Tippoo Tib mit einer Karawane von 2000 Personen, und andere Tausende stehen in Njangwe zu seiner Verfügung. Gleich ihm hält jeder seiner Verwandten und Beamten einen Schwarm geraubter Schwarzen. Sind diese erst in festen, namentlich arabischen Besitz gelangt, so ist ihr Loos verhältnißmäßig nicht schlecht. „Das Gewehr auf der Schulter, den Speer in der Hand, ein Stückchen bunten Zeuges um die Lenden und einige Federn auf dem Haupte, so fühlt sich der Sklave des Arabers den früheren Stammesgenossen unendlich überlegen.“ Die Händler wissen das wohl zu schätzen, und sie befördern deshalb, so weit es geht, den Stolz und das herrische Auftreten ihrer Diener; denn auf diesen Leuten beruht des Muselmanns Ansehen und Macht, und beide sind desto größer, je mehr Sklaven er ins Feld zu stellen vermag. — Aber wie viele Todte gehen auf den einzelnen lebenden Sklaven! Der Verlust ist bei der bekannten barbarischen Fangart und dem nicht minder grausamen Transport so groß, daß man fünf bis sechs, ja zehn Todte auf jeden verkauften Sklaven zu rechnen pflegt. Gerhard Rohlfs glaubt den Gesammtverlust, welchen Afrika durch die Sklavenwirthschaft erleidet, auf jährlich zwei Millionen Neger veranschlagen zu müssen. Fast täglich kommen am Westufer des Tanganika angesichts der europäischen Missionen starke Sklavenzüge an: Männer, Frauen und Kinder, alle vom Marsche und vom Hunger ermattet, eng an einander gefesselt, um das Entweichen zu hindern, von ekelhaften Krankheiten geplagt, so daß sich ihre Zahl fortwährend lichtet. Sterbende und Todte bezeichnen den Weg, bis die Unglücklichen endlich in offenen Barken auf das östliche Ufer — in der Regel nach Udschidschi — hinübergeschafft werden. Dort sind neuerlich solche Massen von Sklaven vereinigt, wie nie zuvor, und die Sterbefälle nehmen dergestalt überhand, daß die Hyänen, vom Menschenfleisch übersättigt, die Leichen nicht mehr vertilgen [1]). Mit den Arabern wetteifern nur zu häufig die heidnischen Häuptlinge, die für ihre Harems und zur Bestellung der Felder stets frischer Zufuhr an Menschenmaterial bedürfen. Selbst in das Grab muß der Sklave seinen Herrn begleiten oder, falls es den Launen des Tyrannen gefällt, seinen Leib zu neronischen Greueln mißbrauchen lassen. Der Kardinal Lavigerie hat die christliche Welt durch die Mittheilung entsetzlicher Thatsachen erschüttert; er hat es versucht — wie auch Rohlfs auf dem Münchener Tage — die Verheerung Afrikas ziffermäßig darzustellen, in erster Linie für die Zone am oberen Kongo und das von Livingstone erforschte Manjema-Gebiet. Gerade die Fall-Region gehört zu den am ärgsten heimgesuchten Strichen; ebenso die von Pogge und Wißmann zuerst berührten Länder der östlichen Baluba mit ihren langgestreckten, reinlichen Dörfern, die sich oft stundenweit durch das Gelände ziehen. Jetzt liegen die Dörfer in Asche, und die Felder stehen wüst; denn die Araber sind inzwischen gekommen, haben die Männer erschossen, die Weiber und Kinder gefangen, bis Hunger und Pocken auch den letzten der Bene-Ki von der Erde wegrafften. Tag für Tag ließ Sayol, der Lieutenant Tippoo Tib's, am Lukassi neue Opfer verbluten; das Eingangsthor seines Lagers zierten 50 abgehauene Hände [1]). 1882 litt der westliche Theil von Emin Pascha's Provinz schwer von dem Mordgesindel eines Abdullahi Abd es-Sammat, der sich nicht bloß mit Rauben und Plündern begnügte, sondern „zu seinem Privatvergnügen“ den Leuten noch Hände und Füße abschnitt [2]). Furchtbar gelichtet sind die Kasongos am Lomami und Lubilasch, nicht minder die Reiche Msiris und Kasembas, wo Händler und Häuptlinge dem Menschenraub fröhnen. Traurig sieht es in den Lunda-Staaten aus, traurig in Uregga und an den Ufern der großen Seen. Die Entvölkerung des oberen Kassai-Gebietes haben freilich weniger die Araber, als die christlichen Sklavenjäger der Westküste verschuldet. Seit 1517 sind aus Benguella, Angola, Bihé, ja selbst aus Katanga jedes Jahr viele Tausend Neger nach den portugiesischen Häfen am Atlantischen Ozean verkauft worden. Die Schwarzen in Brasilien und in anderen Theilen Amerikas stammen von den Zuflüssen des Kongo und Kassai und sind von dort her bis über die Mitte dieses Säculums hinaus beständig vermehrt worden. Der Sklavenhandel dauert auch heute noch in diesem Bereich ohne Einschränkung fort, nur daß jetzt, seit dem Erscheinen der Araber im Osten, noch eine Abfuhr in entgegengesetzter Richtung stattfindet, wodurch die Verödung der betroffenen Länder natürlich beschleunigt wird. Außerdem ist der Eigenverbrauch durch die heimischen Fürsten — einen Muata Jamwo, Kalamba, Kumbana, Lukengo — höchst beträchtlich, was aus den Schilderungen von Pogge, Buchner, Wißmann und Kapitän de Macar hinlänglich hervorgeht. Auch am untern Kongo liegt der Sklavenschacher nicht in den Händen der Araber, und trotzdem wird die Geschäftspraxis dort nicht unblutiger geübt, als in Manjema oder Uregga. Aus Cameron's Werk sind zwei Portugiesen, Alves und Coïmbra, bekannt geworden, die ob ihrer Verbrechen an Leben und Gut der Neger einem Tippoo Tib und seiner Sippe nichts nachgeben.

Aehnlich trüben Verhältnissen begegnen wir in der östlichen Hälfte der Erdtheilsmitte, die so recht eigentlich der Herd des Sklavenhändler-Aufstandes ist und schon um deswillen unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Wir beginnen mit dem Nyassa-See. Rings um das schöne Becken lagert sich eine breite Zone der Verwüstung, die im Süden tief am Schire hinabreicht, im Norden mit einigen Unterbrechungen bis zum Tanganika vorspringt und im Westen endlich in die ganz entvölkerte Region am Bangweolo übergeht, wo die Babisa (Lobisa) und Basenga (Lobemba) zu Hause sind. Von allen Seiten strömen die Sklavenzüge am Nyassa zusammen; die kriegerischen Stämme

Innerafrika gewagt. Dr. H. Barth traf in Yola einen Vollblut-Araber, der die Mosambikküste bis Sofala bereist hatte und dann quer durch das Festland am Nyassasee vorüber nach Adamaua gelangt war.

[1]) Aus dem Briefe eines katholischen Missionars an den Kardinal Lavigerie.

[1]) Vergl. Proceedings of the R. Geogr. Society, 1888, p. 529.

[2]) Vergl. Peterm. Geogr. Mittheilungen, 1883, S. 426.

in den Ufergebirgen kennen bei ihren Kämpfen unter einander oder gegen inländische Nachbaren kein anderes Ziel, als möglichst zu sengen und zu brennen und Gefangene zu machen. Der französische Reisende Viktor Giraud sah mehrfach solche Ketten erbeuteter Weiber und Kinder, die von ihren Peinigern entweder zu eigenem Verbrauch verwendet werden oder durch Verkauf in Besitz der arabischen Händler kommen. Die Bewohner von Benzaë haben sogar, aus Furcht vor den drohenden Razzien, im See Zufluchtsstätten auf hohen Pfählen (S. „Globus", Bd. 54, S. 263) errichtet, in denen sie Lebensmittel für mehrere Tage aufzubewahren pflegen. Zum Trotz der englisch-schottischen Missionen und der African Lakes Company dauert der Menschenschacher ungeschwächt fort; ja die Händler sind durch den massenhaften Erwerb von Gewehren und Munition in den Stand gesetzt, die Europäer erfolgreich mit Krieg zu überziehen. Stetiger Nachschub aus Zansibar und vom Tanganika her [1]) — nicht immer arabischen Geschlechts — hat die Macht der Aufrührer neuerdings sehr verstärkt. Zwischen Njangwe und den arabischen Niederlassungen am Nyassa besteht ein direkter Verkehr, von dessen Bedeutung sich Wißmann auf seiner letzten Durchquerung Afrikas persönlich überzeugen konnte. Der Sohn Tippoo Tib's ließ durch unsern Reisenden den Beamten der Lakes Company Kriegsdrohungen übermitteln, falls sie sich „unterständen", mit ihrem Dampfer gegen den Sklavenhandel einzuschreiten. In der That wurde bald nach Wißmann's Ankunft am Indischen Meere die Station Karonga von den Arabern überfallen und bis zum Eintreffen der aus Weißen und Negern bestehenden Hilfstruppe längere Zeit hart belagert. Die Befreier drangen darauf in das Raubnest M'Patta ein, d. h. erst nach vorherigem hitzigen Kampfe mit den Insassen, die 500 Gewehre besaßen und den Ort durch ein Pallisadenwerk stark befestigt hatten, so daß man ohne Geschütze schwer des Platzes Herr werden konnte [2]).

(Schluß folgt.)

[1]) V. Giraud traf am Schire unterhalb des Pamalombe Sees „viele Zansibariten und Araber" angesiedelt. S. „Globus", Bd. 54, S. 276.

[2]) Eine lebhafte Schilderung jenes hartnäckigen Ringens Mann gegen Mann nach dem Tagebuch des Direktors der Lakes Company Mr. J. W. Moir brachten vor mehreren Monaten die „Times".

Ein Ausflug nach Andorra.

Von Dr. G. Diercks.

IV.

(Mit sechs Abbildungen.)

Werfen wir nun noch einen Blick auf das eigenartige interessante Ländchen selbst.

Es war noch frühe im Jahre, Ende Juni 1888, als wir die schöne „Stadt der Grafen" Barcelona verließen, um uns nach dem berühmten Bischofssitz Seo de Urgel zu begeben. Die Eisenbahn von Manresa nach dem Fuß der Pyrenäen ist noch nicht beendet, wir konnten sie nur bis Berga benutzen, von wo unsere kleine Gesellschaft in einer jener Diligencen, wie sie noch in den von den Schienenwegen abseits gelegenen Gegenden zum Schrecken für den an Bequemlichkeit Gewöhnten benutzt werden müssen, ihren Weg fortsetzte.

Urgel, das Arc-Org(elia) der alten iberischen Münzen reicht mit seinen geschichtlichen Erinnerungen weit in das graue Alterthum zurück und scheint von jeher eine wichtige Rolle in den unter den Römern von den Ilergeten besetzten Landschaften gespielt zu haben, denn es lag an einer der belebtesten Verkehrsstraßen nach Gallien. Diese günstige Lage hat ihm auch nach dem Untergange des römischen Reiches stets eine hohe Bedeutung verliehen. Seine Bischöfe haben sich in wie außerhalb Spaniens eines besonderen Ansehens erfreut und selbst — wie Felix — die Einheit der Kirche durch ihre ketzerischen Lehren bedroht. Auf den benachbarten Ebenen und Höhenzügen haben zahllose Kämpfe stattgefunden und in diesem Jahrhundert noch, in den Karlistenkriegen und bei Revolutionen haben sich dort wichtige Ereignisse abgespielt. In militärischer wie in kirchlicher Hinsicht ist Seo de Urgel daher bedeutend, und wir erkennen dies in dem Maße, wie wir uns der alten Stadt nähern. In ihrer Nachbarschaft erhebt sich Castell Cindat, dessen Forts und Citadellen eine starke Besatzung in sich bergen und dessen Straßen fast ganz ausschließlich von Soldaten und Offizieren belebt sind. Eine kurze Strecke weiter und wir sind im Bereich des Bischofssitzes, in dem in gleicher Weise das geistliche Element dominirt.

Die alte Kathedrale gehört zu den ältesten und schönsten Bauten romanischen Stils und hat nur durch neuere Reparaturen viel verloren. Von den Arabern verbrannt, wurde sie 819 wieder hergestellt; in den Kriegen späterer Zeit litt sie aber wieder viel und so wie sie sich uns heute zeigt, datirt sie aus dem Jahre 1040. Auch im übrigen trägt die Stadt den Charakter des früheren Mittelalters und ihre jüngsten Gebäude sind schon Jahrhunderte alt.

Verlassen wir sie in nordöstlicher Richtung, so schlagen wir den Weg ein, welcher am Embalire-Fluß entlang führt, denn die Fahrstraße zur Rechten am Segre ist die große Verkehrsader zwischen Spanien und Frankreich über Puigcerdá und Bourg-Madame.

Sehr bald verengt sich das Thal, und wir dringen in die Schluchten ein, durch welche die Embalire sich ihren Weg bahnt; vor uns thürmen sich die riesigen schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen auf, die in der klaren Gebirgsluft näher erscheinen, als sie sind. Ueber Wiesen und Hügel hinweg, auf denen Tabak gebaut wird und die verschiedensten Obstarten, Wein und Oliven gedeihen, steigen wir rasch bergan und passiren die Grenze Andorras, in deren Nähe sich einige spanische Zollwächter und Grenzsoldaten aufhalten. Der Wasserreichthum des an Quellen so reichen kleinen Landes tritt überall deutlich zu Tage und macht sich durch das Rauschen der Bäche selbst dem Ohre oft bemerkbar. Kleine Gruppen von Hütten, die mehr Ruinen als Wohnplätze zu sein scheinen, ziehen sich bis auf die höchsten Berggipfel hinauf. Das frische Grün der Wiesenpflanzen, der grüne Hauch, der die Berge bedeckt, sagen uns, daß

wir uns hier noch im Frühjahr befinden, obgleich an den ebneren Stellen der südlichsten Bezirke die Sonne im Juni oft sehr unbequeme Hitze erzeugt.

Der erste größere Ort, den wir erreichen, ist das Dorf San Julia de Loria, das wegen des starken Verkehrs von Händlern und wegen seiner Kaufläden und Gasthäuser von den Eingeborenen als „Stadt" bezeichnet wird, obgleich es kaum mehr 700 Einwohner hat. Es wird dort ein starker Schmuggel getrieben, und viele der kräftigen Leute, die sich in den Straßen unseren Blicken zeigen, sind leicht als Contrebantisten zu erkennen, falls man sie nicht lieber für Banditen hält.

Der Ségre de Carol.

Die Tracht der Andorraner weicht wenig von der der Catalanen ab; die rothe oder violette phrygische Mütze, die rothen Leibbinden, der bunte Aufputz der Maulthiere bringen hauptsächlich Leben und Farbe in die Bilder, welche uns die ärmlichen Ortschaften mit ihren halbverfallenen grauen Häusern und ihren von Unrath erfüllten Straßen bieten. Auf dem Wege durch die Stadt begegneten wir einem Leichenzuge. Aus einer Entfernung von mehreren Stunden und von einem der höchsten Berggipfel der Nachbarschaft hatten die Verwandten, Freunde und Nachbarn des Verstorbenen, den einfachen Sarg unter dem Geleit des Vicars von San Julia und unter den Klagen der weiblichen Verwandten des Todten auf den Schultern heruntergetragen, um ihn an diesem Orte beizusetzen.

Solden.

An anderer Stelle waren wir Zeugen einer „Visura" (S. Abbildung auf S. 136), einer gerichtlichen Untersuchung,

welche von den Mitgliedern des Generalraths unter Führung eines der „Konsuln“ der Gemeinde in ihrer früher beschriebenen Amtstracht ausgeführt wurde.

Die Nähe des Hauptortes machte sich bemerkbar als wir San Julia verließen, denn zahlreiche Bauern und Bäuerinnen — zu Fuß und auf Maulthieren reitend — begegneten uns, als wir über Santa Coloma nach Andorra la Vieja hinaufstiegen. Die Bodenkultur wird spärlicher, der Hochgebirgscharakter fängt an sich geltend zu machen, und die steil abfallenden Berge verlieren ihren Schmuck von Bäumen und Buschwerk. Endlich erweitert sich das Thal wieder zu einer kleinen Ebene, in der am Fuße des mächtigen Anclar (S. Abbildung auf S. 118), Andorra la Vieja, die etwa 800 Einwohner zählende Residenz der obersten Regierungsbehörden, 1051 m über dem Meere gelegen ist.

Das interessanteste Gebäude dieses kleinen Ortes ist natürlich die „Casa de la Vall„ (das Haus des Thales), in welchem die Regierung ihren Sitz hat (Vergl. S. 134). Durch seine Lage von Natur befestigt, ist es auch im übrigen noch durch seinen mit Schießscharten versehenen erkerartigen Thurm in den Stand gesetzt, etwaigen feindlichen Angriffen Stand zu halten. Ueber der Eingangsthür dieses Hauses ist das sorgfältig ausgeführte Wappen der Republik und eine lateinische Inschrift zu bemerken, welche letztere in hochtrabendem Stil die Bedeutung des Landes im Verhältniß zu seinen großen Nachbarn feiert. In dem dunklen halbverfallenen Innern führt ein Treppe zu den Haupträumen des Gebäudes. So einfach wie das Aeußere ist der Sitzungssaal des großen Rathes der 24. Holzbänke rohester Art stehen an den Wänden als einzige Möblirung dieses Raumes, in welchem auch die großen Gerichtsverhandlungen stattfinden. Dicht daneben ist eine ärmliche Kapelle gelegen, in der vor jeder Sitzung des Generalrathes oder einer anderen Staatsaction Gottesdienst gehalten wird. Ein Nebengemach dient als Speisezimmer bei festlichen Gelegenheiten und enthält zugleich das Archiv der Republik. Alle auf diese bezüg-

San Joan.

lichen alten Dokumente sind hier in einem rohen mit Eisen beschlagenen in die Mauer eingelassenen Schrank aufbewahrt. Letzterer hat sechs Schlösser, die den sechs Gemeinden entsprechen, und deren Schlüssel sich in den Händen der Hauptvertreter dieser Distrikte befinden. Nur wenn alle Schlösser geöffnet werden, kann man zu den im Innern des Schrankes aufbewahrten Schriften gelangen, in die Ausländern überhaupt nur sehr ungern und ausnahmsweise Einblick gewährt wird.

Eine riesige Küche dient für die Herstellung der Gastmähler, welche dort bei besonderen feierlichen Gelegenheiten gegeben werden.

Auf die Ebene von Andorra la Vieja münden verschiedene Thäler, welche von dort in das Hochgebirge und in die Pässe hineinführen und das Land mit der Außenwelt in Verbindung setzen. Zur Linken zweigt sich das Thal von Arensall ab, in welchem die Gemeinde Massana, ferner das der Ristiana oder der kleinen Valira, in dem Ordino gelegen ist, und von wo man nach dem Port de Siguer aufsteigt, durch welchen der Weg nach Vic Dessos in Frankreich führt. Eine wilde schroffe Stein- und Gebirgswelt umgiebt uns hier, und nur spärliche Vegetation mildert die Rauheit der Landschaft, welche das Gemüth nicht mehr erheitert sondern bedrückt.

Die Hauptstraße führt indessen von Andorra im Embalire-Thal hinauf, das ebenfalls in dem Maße unwirthlicher und wilder wird, je tiefer wir in dasselbe eindringen, je mehr wir uns dem Kamm der Pyrenäen nähern. Zahllose

Der Moncaup-Fall.

Las Escaldas.

kleine Bäche stürzen in ihren steinigen Betten, häufig kleine Wasserfälle bildend, hinab und befruchten durch ihr Naß die wenige Erde, welche sich im Laufe der Jahrtausende auf dem Gestein abgelagert hat (S. die Abbildungen 2 und 4). Verstreut weidet überall in kleinen Trupps das Vieh, das den einzigen Besitz dieser armen Hochlandsbewohner bildet, und zahlreiche Hürden dienen daneben noch dem fremden Vieh, das aus Spanien während des Sommers auf die den Andorranern abgepachteten Weideplätze getrieben wird.

In einer etwa eine halbe Stunde entfernt gelegenen Erweiterung des Thales und von Bergen umgeben, an denen wir die Spuren der Eiszeit und die von Moränen deutlich wahrnehmen, liegt Las Escaldas, das seinen Namen von den vielen heißen Quellen hat, die dort dem Boden entströmen. Die Wärme des letzteren erzeugt eine üppigere Vegetation, und oberhalb des Ortes bietet sich dem Blicke überhaupt eines der schönsten Landschaftsbilder Andorras dar (S. Abbildung 5).

Es folgt wiederum in Entfernung von etwa einer Stunde das malerisch gelegene Dörfchen Encamp — der Hauptort der Gemeinde gleichen Namens —, und in seiner Nähe, in Meritxell, wurde das Bild der Jungfrau Maria gefunden, welche die Schutzheilige Andorras ist.

An Encamp schließt sich die Gemeinde und der Ort Canillo (S. Abbildung 6), in dessen Nachbarschaft das Heiligthum des San Juan (S. Abbildung 1) wiederum einen überraschenden landschaftlichen Reiz bildet.

Fällt es überall in Andorra auf, daß die Eingeborenen im Gegensatz zu anderen Bergbewohnern schwächlich und kränklich aussehen, nicht einmal frische Farben zeigen, so ist

Canillo.

dies vollends in den oberen Gemeinden der Fall, und diese Erscheinung ist jedenfalls auf die überaus dürftige Nahrung zurückzuführen, die sich die armen Leute gewähren können.

Nicht weit von der Eremitage des heiligen Juan ist der Wasserfall von Moncaup, dessen Rauschen sich in diesen felsigen Einöden auf weite Entfernung hin bemerkbar macht. Wo das Thal sich ein wenig erweitert, entfaltet sich vor dem Auge des Wanderers eine große Anzahl von Pics, die vielfach noch keinen Namen haben, und deren schneebedeckte Häupter sich in scharfen Linien von dem tiefen Blau des südländischen Himmels abheben.

So gelangen wir endlich in die ärmste Gemeinde von Soldeu, dessen wenige halbverfallene Hütten hauptsächlich den Schmugglern als Unterkunft dienen, die dorthin auf verborgenen Wegen ihre Waaren aus Frankreich bringen (S. Abbildung 3). In der Nähe von Soldeu sind die Quellen der Valira in den Estanys dels Pessons, und indem wir uns dem Pic de la Foret-Negre nähern, treten wir in das Quellgebiet der Ariège. Auf steilem Pfade erklimmen wir die Höhe des Passes am Col de Puymorens, hinter dem uns bald der kleine französische Grenzort Hospitalet zu Gesicht kommt, von welchen wir auf verschiedenen Wegen auf die großen Verkehrsstraßen Südfrankreichs gelangen.

So empfehlenswerth und interessant auch der Besuch Andorras aus vielen Gründen ist, so kann man doch nicht sagen, daß er im allgemeinen den Genuß bereitet, den man bei anderen Hochgebirgstouren empfindet. Sehen wir ab von den schon erwähnten Strapazen, so sind doch der im allgemeinen düstere rauhe Charakter jener Thäler Andorras, die große Armuth, welche sich überall zeigt, das Wesen der Bewohner, der Verfall ihrer Wohnstätten, der Geist des Mittelalters — des starren finstern orthodoxen Glaubens — die abwehrende Haltung gegen alles Fremde und Neue mehr dazu angethan, unsere Seelen zu bedrücken als sie zu erheben; und diese Eindrücke werden durch die zahlreichen landschaftlichen Reize nicht ausgeglichen oder aufgehoben.

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von **Karl Haberland.**

Haben wir schon in dem Speisen der Geister und der verschiedenen Gestalten des Volksglaubens, über welchen Gegenstand ich ausführlich in meinem in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ (Band 17 und 18) erschienenen Aufsatze „Bräuche und Aberglauben beim Essen“ gehandelt habe, Ueberlebsel unseres alten Heidenthums zu erblicken, so bietet uns deren noch mehr die Sitte, gewisse Tage durch bestimmte Speisen zu feiern, von denen einzelne fast durch ganz Deutschland hindurchgehen, andere wieder mehr lokal beschränkt sind. Daß viele dieser Speisebestimmungen in unserem Heidenthum wurzeln, ist natürlich der Jetztzeit, der sie nur als verjährter Brauch überkommen sind, nicht mehr bewußt, nur die widerstandskräftigste Gestalt der Berchta ragt noch in diese Bräuche hinein. Bereits die Edda berichtet uns im Harbardsliede [1]), daß Thor Heringe und Haber gegessen habe, und diese Zusammenstellung von Fisch und Mehlspeise, welches ja auch die christlichen Fastenspeisen sind, begegnet uns als bevorzugte oder gebotene Speise für bestimmte Tage in allen Gauen unseres Vaterlandes. Der Tag der Berchta muß mit Fisch und Haberbrei begangen werden, und es hat sich dieser Brauch, um seine Entstehung zu erklären, sogar in das Gewand der Lokalsage gekleidet, welche erzählt, daß die weiße Frau auf Schloß Neuhaus in Böhmen — von einigen Perchta von Rosenberg genannt — gelegentlich der Frohn beim Bau dieses Schlosses für ewige Zeiten dem Landvolke ein Gericht Fische und Habergrütze verordnet habe, welches Gericht — anstatt der Habergrütze indeß ein Brei aus Erbsen und Haidegrütze — am Gründonnerstag noch lange Zeit den Armen verabreicht worden ist [2]). Zu Giebichenstein auf dem Amte verlangte der Mönch (ein Kobold) in früherer Zeit, daß an einem bestimmten Tage jedem Armen, welcher sich meldete, ein Stück Brot und ein Hering gegeben wurde, und erzwang dies

[1]) Vers 3. Simrock's Edda. Stuttgart 1876. S. 59.

[2]) Grimm, Mythologie. Göttingen 1835. (Erste Auflage.) S. 169.

bei Unterlassungsfällen durch Toben im Hause [1]). In Thüringen gilt Kloß und Hering als Lieblingsessen der Perchta, und man ißt dieses Gericht am letzten Tage des Jahres [2]), für welchen Tag diese Zusammenstellung auch anderwärts in Deutschland vorkommt, wenn auch für den Kloß eine andere Mehlspeise und für den Hering ein anderer Fisch eintritt; in Steiermark und in der Lausitz ißt man Karpfen und Mohnklöße [3]). In der Grafschaft Mark tritt Kloß mit Fisch als Gericht des Zimbertstages (des Donnerstages vor Fasten) [4]), in Schweden Reisbrei mit Stockfisch als Weihnachtsessen auf [5]). Unter Wegfall von Fisch erscheint in Tirol „Nudl“, eine kloßartige Mehlspeise [6]), als Lieblingsspeise der Perchtl, im Orlagau „Zemmede“ [7]); anderwärts im Voigtlande gilt „Polse“, eine Art dicken Mehlbreies, als eine solche der Werre, einer gleich Perchta herumziehenden und das Spinnen beaufsichtigenden Göttergestalt [8]). Zemmede und Polse sind für den Dreikönigsabend nothwendige Gerichte, und bei Unterlassung füllen die beleidigten Gottheiten den aufgeschnittenen Bauch mit Wirrbüscheln, Back- oder Kieselsteinen und nähen ihn alsdann im Orlagau mit einer Pflugschar und Kette statt mit Nadel und Zwirn wieder zu [9]). Aehnliche Strafen drohen anderwärts in Deutschland den Kindern für Uebermaß im Essen: in Baiern schneidet die Frau Luz am Lucientage den Kindern, welche sich abends zu voll gegessen haben, den Bauch auf und füllt

[1]) Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846. S. 37.

[2]) Grimm, Mythologie. Anhang. Aberglaube Nr. 325.

[3]) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874. S. 548.

[4]) Woeste 23.

[5]) „Globus“, 3, 374.

[6]) Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857. S. 50.

[7]) Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes. Gera 1871. S. 104.

[8]) Grimm, Mythologie. 170. Anmerkung.

[9]) Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865. Bd. 1, S. 316; Eisel 103/4.

ihn mit Kieselsteinen [1]), in Böhmen die Paruchta den Kindern, welche Weihnachten zu viel gegessen und nicht bis zum Abend gefastet haben [2]); in Mähren schlitzt ein männlicher Schperechta den Kindern, welche die ihnen am Nikolaustage geschenkten Aepfel und Nüsse schon vor Weihnachten verzehrt haben oder sonst ungezogen gewesen sind, den Nabel auf [3]); in Oberbaiern ißt man am Dreikönigsabend fetten Kuchen und sagt, daß man sich den Bauch damit schmieren müsse, auf daß das Messer der Berchta an ihm abglitsche [4]).

Unter den Fischen ist es namentlich der Hering, welcher als Neujahrs- beziehentlich als Sylvesterspeise eine große Rolle in vielen Gegenden Deutschlands spielt, einfach ohne weitere Zubereitung z. B. in der Mark, im Altenburgischen, in Thüringen, im Voigtlande — hier auch als Weihnachtsgericht — [5]), dann aber namentlich durch das ganze nördliche Deutschland in der Form des Heringssalats als eines sicheren Mittels, stets Geld im neuen Jahre zu haben [6]). Im Voigtlande hat man die eigenthümliche Sitte, die sogenannte Heringsseele an die Decke zu werfen, die Köpfe aber durch die Augen an dieselbe zu spießen und sie später bei auftretenden Krankheiten dem Vieh als Heilmittel zu geben [7]). In Reichenbach ißt das heirathslustige Mädchen am Andreasabend in der sechsten Stunde vor der Thür einen Hering, der Erstvorbeikommende dann ist ihr Zukünftiger; in Hof kurz vor dem Schlafengehen, ohne darauf noch zu trinken, der Zukünftige bietet alsdann im Traume der Durstenden einen Trunk [8]); in Oberfranken ist letzterer Brauch auch üblich, nur geschieht hier das Essen vor der Weihnachtsmette [9]). In Tirol bilden Heringe das Gericht des Aschermittwoch [10]).

Außer dem Heringe treten nun auch andere Fische in die gebotenen Weihnachts- und Neujahrsessen ein und zwar gleichfalls vielfach, hervorgehend aus dem Beziehen des Silberglanzes der Fischschuppen auf den Glanz des Geldes, aus der Menge der Körner des Roggens auf die ersehnte Fülle desselben, als Mittel reichlich mit Geld im neuen Jahre versehen zu sein. So verlangt der Märker unbedingt zum Sylvester irgend einen Schuppenfisch dieserhalb [11]), der Masure sogar große Fische, damit er auch großes Geld habe [12]), während der Thüringer bescheiden seinen Hering ißt, auf daß ihm das kleine Geld nicht ausgehe [13]); auch der Schlesier hat Fische zum Sylvesterschmause [14]). Schon das Träumen von Fischen deutet nach norddeutschem Glauben auf Geld [15]), nach voigtländischem aber nur der Traum von großen Fischen, während kleine Zank bedeuten [16]). Sogar im Märchen tritt uns dieser Bezug des Fisches auf Geld entgegen; in einem dänischen Märchen befiehlt dem Fischer

[1]) Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856. Bd. 2, S. 183 (nach Schmeller).
[2]) Grohmann, Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag 1864. Nr. 34.
[3]) Wolf-Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Bd. 4, S. 388.
[4]) Grimm, Mythologie 170; Simrock 395.
[5]) Simrock 548; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860. §. 14; Köhler, Volksbrauch u. s. w. im Voigtlande. Leipzig 1867. S. 360, 368; Witzschel, Sagen u. s. w. aus Thüringen. Wien 1866, 1878. Bd. 2, S. 187.
[6]) Simrock 548.
[7]) Köhler 360.
[8]) Köhler 381, 380.
[9]) Bavaria 3, 342.
[10]) Zingerle, Sitten u. s. w. des Tiroler Volks. Innsbruck 1871. Nr. 1220.
[11]) Wuttke §. 309.
[12]) Toeppen, Aberglaube aus Masuren. Danzig 1867. S. 64.
[13]) Witzschel, 2, 187.
[14]) Wuttke §. 73.
[15]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen u. s. w. Leipzig 1848. S. 463.
[16]) Köhler 398.

der gefangene wunderbare Fisch — durch dessen Genuß der Fischerfrau zwei Helden, der Stute zwei Füllen, dem Sperber zwei Junge geboren werden — die Schuppen aufzuheben, und haben sich diese Schuppen, als die Jünglinge 15 Jahre alt geworden, inzwischen in Goldgeld verwandelt [1]). Als Weihnachtsessen sind Fische gleichfalls sehr beliebt; Karpfen in Honigkuchenbrühe an diesem Feste zu essen, ist ein allgemeiner polnischer, auch nach Schlesien hineinreichender Brauch [2]), auf Kephalonia ißt man am Weihnachtsabend regelmäßig Kaviar und kleine getrocknete Fische [3]), in Hamburg war es noch Ende des vorigen Jahrhunderts Sitte, den Dienstboten an diesem Abend Karpfen zu verabreichen [4]). Dieses berührt sich mit dem mittelalterlichen Brauche des fürstbischöflichen Hofes zu Brixen, zu Weihnachten Fische als Geschenke an die Beamten und Hofbedienten zu vertheilen; auch seitens der Verwalter an ihre Grundholden fand diese Vertheilung statt [5]). In Böhmen bewahrt man die Asche aus den Fischgräten und Nußschalen des heiligen Abends auf als eine Abwehr gegen den Blitz und als ein Mittel gegen das Anschwellen der Kühe [6]); vergräbt man aber die den Christtag über auf dem Tische gebliebenen Gräten vom Weihnachtsabendmahle, so erwächst daraus das Mutterkraut [7]); Winkler in seiner „Blume der Tugend" (fünfzehntes Jahrhundert) kennt ihren Gebrauch zu Heilzwecken:

> „damit schreiben si zu diser frist
> den leuten fur das Hauptschos" [8]).

Die Juden genießen gleichfalls am Neujahrsvorabend Fische, um damit anzuzeigen, daß ihre guten Werke im neuen Jahre sich vermehren sollen, wie die Fische im Wasser [9]), und merkwürdigerweise pflegen auch die chinesischen Budbhisten am sechsten Tage des ersten Monats, also zur Neujahrszeit, frische Fische zu sieden und zum Andenken an die Vorfahren zu verzehren [10]).

Eine fernere Glück bedeutende, Geld bringende Speise ist der Hirsebrei, von dem der Volksglaube aussagt, daß er das Geld quillen mache. Er tritt in Altenburg und in der Mark als Neujahrs-, in Franken und anderwärts als Fastnachts-, im Voigtlande als Weihnachts-, Neujahrs- und Fastnachtsgericht auf, in Oberfranken in Begleitung des Säusacks, einer Art Blutwurst, welche Zusammenstellung vor Fieber und anderer Krankheit das Jahr über bewahren soll; namentlich wirksam erweist sich dieses Mittel, wenn es vor dem Waschen genossen wird [11]). Im Voigtlande füttert man auch die Hühner am Neujahrstage mit Hirse, damit sie tüchtig Eier legen, wobei ebenfalls die vielen Körner der Hirse mit dem zu erwartenden Eiersegen in Bezug gesetzt sind [12]); gleichfalls muß dort der Drache, welcher seinem Besitzer Geld und Viktualien durch den Schornstein zuträgt, mit Hirse gefüttert werden und der

[1]) Svend Grundtvig, Dänische Volksmärchen. Leipzig 1878/79. Bd. 1, S. 279.
[2]) Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870. Bd. 2, S. 129.
[3]) Düringsfeld, Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879. B. 1, S. 115.
[4]) Brand, Popular antiquities of Great Britain. London 1870. Vol. 1, p. 257.
[5]) Zingerle Nr. 1529.
[6]) Grohmann Nr. 951.
[7]) Grohmann Nr. 687.
[8]) Zingerle S. 292.
[9]) Buxtorf, Erneuerte Jüdische Synagog. Frankfurt und Leipzig 1729. S. 555.
[10]) Timkowsky, Reise nach China. Leipzig 1825. Bd. 2, S. 172.
[11]) Wuttke §. 14, 27; Grimm Nr. 225; Köhler 368, 170; Bavaria, München, 1860 ff., Bd. 3, 341, 368, 1003.
[12]) Köhler 363.

Besitzer selbst solche ebenfalls genießen[1]). Fast noch mehr als den Deutschen soll den slavischen Nationen der Hirsegenuß als glückbringend gelten, weshalb beispielsweise die in Mähren ansässigen Podluzaken das Hochzeitsmahl mit diesem Gerichte schließen; andere slavische Stämme vertheilen bei dieser Gelegenheit die Hirse an die Gäste[2]). Unter den deutschen Stämmen sind namentlich die Baiern starke Verehrer des Hirsebreies, in der Oberpfalz — hier in Verbindung mit Zwetschgen — und in Oberbaiern, wo er selbst bei fürstlichen Hochzeiten in früheren Zeiten aufgetragen wurde, darf er nie dem hochzeitlichen Mahle fehlen[3]); auch für die Schweiz findet sich in alten Verordnungen die Hirse als Gericht bei festlichen Gelegenheiten, namentlich auch als Austheilung an die Armen während derselben, aufgeführt[4]). Das Vorarlberger Städtchen Feldkirch feierte früher alljährlich einen großen Hirseschmaus, zu dem die Jugend des Landes mit eingeladen wurde, und glaubte man, daß die Fruchtbarkeit des Jahrgangs von diesem Schmause abhängig sei[5]); das Dörflein Karlburg in Unterfranken feiert noch jetzt ein besonderes Hirsbrei-Fest am Sonntag nach Mariä Geburt[6]). In einigen märkischen Gegenden gehören Mohnstriezeln zu den nothwendigen Neujahrsgerichten[7]), in Thüringen ißt man stellenweise an diesem Tage Linsen und Fische[8]); Mohn, Reis, Linsen, Hirse deuten ebenso wie die Fischeier durch die Menge ihrer einzelnen Körner auf die Fülle des Geldes und überhaupt auf Fülle und Segen im allgemeinen hin und erklärt sich hieraus ihr vielfältiger Genuß beim Jahresbeginn; Nork[9]) will in gezwungener Deutung aus der Aehnlichkeit des Hirsekornes mit dem Thautropfen die Bedeutung der Hirse als eines Symbols des Segens und der Fruchtbarkeit ableiten. Wie ferner der Silberglanz der Fischschuppe in Beziehung zum Glanze des Silbers steht, so leitet auch die Farbe des Weißkohls darauf, in ihm eine Hinweisung auf das Silber, die der gelben Rüben, in ihnen eine solche auf das Gold zu finden. In der Wetterau ißt man Weihnacht Weißkraut, Neujahr gelbe Rüben, ersteres Gericht giebt Silber, letzteres Gold im Jahre[10]); im Meiningischen genießt man am Neujahrstage, wie auch in Mecklenburg, Weißkraut, Möhren am Großneujahrstage (Dreikönigstag), beides gleichfalls mit Beziehung auf Silber und Gold[11]); auch im Schwäbischen sind gelbe Rüben wegen des Geldes Neujahrsgericht[12]). Gefährlich sind Rüben nach Tiroler Glauben am Martinstage, da ihr Genuß an diesem Tage Bettnässen nach sich zieht[13]).

Der Kohl tritt als gebotene Festspeise namentlich für den Gründonnerstag auf und zwar entsprechend dem Namen des Tages in der Form von Grünkohl oder als ein Gemisch verschiedener grüner Kräuter. Der Duderstädter, der Stendaler muß unbedingt an diesem Tage Grünkohl haben[1]), der Bewohner der Wetterau grüne Pfannkuchen[2]), der Berliner Eierkuchen mit Schnittlauch[3]), der Thüringer etwas Grünes mit Eiern, der Baier, Schwabe, Tiroler wenigstens überhaupt etwas Grünes[4]) — stellenweise knüpft sich hieran auch wieder der Glaube, daß dieses Festessen das Nichtausgehen des Geldes im Jahre bewirke. Der Schwabe meidet vielfach den Mitgenuß des Fleisches zu dem grünen Gemüse an diesem Tage[5]), und im Waldeckischen bedroht man sogar das Unterlassen des gebotenen grünen Gerichtes mit dem Wachsen von Eselsohren[6]). In Dobischwalde (Oesterr.-Schlesien) erhalten die Kinder am grünen Donnerstage grüne Kresse zu essen[7]); Ostern hat der alemannische Bauer nach altem Brauche Spinatkuchen und Krautwähen auf dem Tische[8]), wie für diese Zeit auch in England, sowie auf dem Kontinente früher eine grüne Sauce zu den Eiern gereicht werden mußte[9]). Für verschiedene Gegenden Deutschlands ist es Vorschrift, daß das grüne Gemüse am Gründonnerstage aus neunerlei verschiedenen Kräutern zusammengesetzt sei. Dieses ist beispielsweise für viele Orte im Oldenburgischen für den Sammelkohl, welcher aus wildwachsenden Pflanzen bestehen soll[10]), für das Voigtland[11]), die Neumark[12]), Mecklenburg[13]) der Fall. In Mecklenburg spielt unter den Bestandtheilen die junge Nessel eine Hauptrolle — auch in Tirol backt man, und zwar am Sonnenwendabend, neben Hollunder-, Salbei- und anderen Kuchen Brennesselkuchen; Gebrauch ist es gleichfalls dort, dreierlei, siebenerlei oder neunerlei Kuchen zu backen[14]) — und berichtet David Frank in seinem „Alten und neuen Mecklenburg“, es sei dort zu seiner Zeit so ängstlich auf den Genuß des Gerichtes, welches er mit dem Thorkult in Verbindung bringen will, gehalten worden, „daß es um das Leben desjenigen, welcher nicht Kohl mit Nessel gegessen, wohl so gefährlich stehen möchte, als wie um die Seele dessen, der ein Verächter des heiligen Abendmahls“[15]). Ganz ebenso wird in der Neumark dem Essen des Neunkohls das Gesunderhalten für das ganze Jahr zugeschrieben[16]), dagegen von der Rockenphilosophie das Unterlassen mit dem Fieber bedroht[17]); anderwärts hat man die Redensart, daß der Betreffende zum Esel wird[18]). Neunerlei — auch wohl siebenerlei — Gerichte überhaupt werden in einigen märkischen Gegenden für den Neujahrstag verlangt[19]), im Voigtlande für die Fastnacht und die heiligen Abende der drei kirchlichen Hauptfeste[20]). Die Bekenner des Islam essen am zehnten Tage

[1]) Köhler 360, 422.
[2]) Köhler 638, 392 nach Nork.
[3]) Bavaria 1, 401, 2, 285.
[4]) Lütolf, Sagen ꝛc. aus den Fünf Orten. Luzern 1865, S. 380.
[5]) Rochholz, Alemannisches Kinderlied. Leipzig 1857, S. 485.
[6]) Bavaria 4a, 254.
[7]) Kuhn-Schwartz S. 408.
[8]) Witzschel 2, 187.
[9]) Bei Köhler 392.
[10]) Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852. Sammlung von Aberglauben darin. Nr. 353, 362.
[11]) Witzschel 2, 187. Bartsch, Sagen ꝛc. aus Mecklenburg. Wien 1879/80. Bd. 2 (Aberglauben), Nr. 1255.
[12]) Meier, Deutsche Sagen ꝛc. aus Schwaben. Stuttgart 1852, S. 470.
[13]) Zingerle, Nr. 1499.

[1]) Wolf-Mannhardt, 2, 108. Kuhn-Schwartz 374.
[2]) Wolf, Nr. 330.
[3]) Kuhn, Sagen ꝛc. aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 2, S. 133. Anmerkung.
[4]) Witzschel 2, 194. Wolf-Mannhardt, 3, 175. Bavaria, 2, 309, 3, 341. Zingerle Nr. 1269. Meier 386.
[5]) Meier 386.
[6]) Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Arolsen 1860, S. 398. Vergl. Mannhardt, Germanische Mythen, S. 412.
[7]) Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. Troppau 1867, Bd. 2, S. 283.
[8]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, Berlin 1867, Bd. 2, S. 125.
[9]) Brand 1, 92.
[10]) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 2, S. 41.
[11]) Köhler 371.
[12]) Kuhn, Westfälisches, 2, 133, Anmerkung.
[13]) Bartsch Nr. 1343.
[14]) Zingerle 1347. Wolf-Mannhardt 3, 339.
[15]) Ebendaselbst.
[16]) Kuhn, Westfälisches, 2, 133.
[17]) Grimm, Nr. 275.
[18]) Mannhardt, Germanische Mythen, Berlin 1858, S. 412.
[19]) Kuhn-Schwartz 408.
[20]) Köhler, 168.

des Monats Moharram, dem Erinnerungstage des Ausgangs Noah's aus der Arche, gern ein aus zehn Bestandtheilen — weshalb es auch Achura, was zehn bedeutet, genannt wird — zusammengesetztes Gericht, weil Noah an diesem Tage auch ein aus den Resten seiner Provisionen zusammengestelltes Mahl eingenommen haben soll [1]).

Ein fernerer das Kohlgericht liebender Tag ist Fastnachten, zu welcher Zeit früher im Saterlande es sogar der Jugend erlaubt war, den Kohl aus dem ersten besten Garten zu entnehmen [2]); im Voigtlande gehört Sauerkohl zu den nothwendigen Fastnachtsgerichten [3]), im Eichsfelde und in Thüringen in Verbindung mit Schweinefleisch, von welchem in einzelnen Gegenden Thüringens die abgenagten Knochen in den Samenlein gesteckt werden müssen [4]); in Stendal erscheint Sauerkohl mit Knackwurst als Fastnachtsessen [5]).

Als Weihnachts- oder Neujahrsgericht tritt der Grünkohl vielfach in Norddeutschland auf [6]); der Uckermärker verlangt dazu unbedingt Schweinskopf und Blutwurst [7]) und hält den Kohl selbst für so unerläßlich zum Weihnachtsessen, daß er sich den Mann im Monde als einen Dieb vorstellt, welcher glaubte, sich seinen Weihnachtskohl, ehe ihn zu entbehren, lieber an diesem heiligen Tage stehlen zu müssen, und daher zur Strafe in den Mond versetzt wurde [8]). In der Gegend von Kamern holt man Christnacht Kohl aus dem Garten des dritten Nachbarn für das Vieh, da es durch denselben gegen Hexerei geschützt wird [9]). In Schmalkalden ißt man am Neujahrstage Unterkohlrabi, wovon aber nichts übrig bleiben darf, um das Geld im

[1]) Garcin de Tassy, Mémoire sur les particularités de la Religion Musulmane dans l'Inde. Paris 1849, p. 30.
[2]) Strackerjan 2, 37.
[3]) Köhler 368.
[4]) Witzschel 2, 180.
[5]) Kuhn-Schwartz 371.
[6]) Bartsch, Nr. 1176; Kuhn-Schwartz 405.
[7]) Kuhn-Schwartz 411.
[8]) Kuhn-Schwartz 52.
[9]) Kuhn-Schwartz 405.

neuen Jahre nicht ausgehen zu lassen [1]); in einzelnen Gegenden Dänemarks erscheint Weiß- und Grünkohl als Weihnachtsgericht [2]). Der Ehste verlangt am Weihnachtsfeste zu seinem Schweinefleische, welches möglichst in der Form eines zu diesem Zwecke gefütterten und heimlich gebratenen ganzen Ferkels als sogenannter „Weihnachtseber“ auf dem Tische prangen muß, unbedingt grünen Kohl, und sollte er sich ihn erbetteln müssen [3]).

In der Oberpfalz kommt am Schlusse des Hochzeitmahles eine Schüssel Sauerkraut auf den Tisch und muß die Braut davon einige Löffel voll essen, damit ihr das Gewand schön stehe und sie eine reinliche Hausfrau werde, „denn es ist nichts reiner als Sauerkraut [4])“; auch zum Oberpfälzer Taufmahle gehört nothwendig Sauerkohl mit Schweinefleisch [5]), ebenso wie in Tirol Sauerkohl mit Speck gebotener Bestandtheil des Hochzeitessens ist — sobald dieses Gericht aufgetragen, wird geschossen und der Braut der Kranz abgenommen [6]). Selbst in einem deutschen Kinderspiele, dem Brückenspiel, welches sich auf die Todtenreise deutet, erscheint in der Danziger Version „kôl med speck“ und zwar als Speise der die Todtenbrücke Ueberschreitenden [7]), und in einer Oberpfälzer Schatzsage ist die Befähigung zum Erlöser daran gebunden, daß der Betreffende zuerst von der Tischplatte, welche aus dem Holze einer bestimmten Linde gemacht worden, Schweinefleisch und Sauerkraut gegessen hat [8]). In Frankreich ist das Kohlessen am Stephanstage verpönt, weil dieser Heilige sich in einem Kohlfelde gegen seine Verfolger verborgen haben soll [9]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Duller, Das deutsche Volk. Leipzig 1847, S. 253.
[2]) Düringsfeld 1, 92.
[3]) Holzmayer, Osiliana. Dorpat 1872, S. 13.
[4]) Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Augsburg 1869, Bd. 1, S. 109.
[5]) Schönwerth 1, 170.
[6]) Zingerle, Nr. 113, 133.
[7]) Wolf-Mannhardt 4, 304.
[8]) Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55, Bd. 2, S. 203.
[9]) Wolf Nr. 611. Thiers, Aberglaube (Anhang zur Otia imperialia. Herausgeg. v. Liebrecht. Hannover 1856), Nr. 120.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der summarischen Volkszählung in St. Petersburg, die am 15./27. Juni 1888 veranstaltet wurde, und die einen Rückgang der Bevölkerung seit dem 15./27. Dezember 1881 erkennen ließ, hat man schon nach einem halben Jahre — am 15./27. Dezember 1888 — eine andere, ebenso summarische folgen lassen, die ein ganz anderes Resultat ergeben hat. Danach betrug die Gesammtzahl der Menschen, die in Petersburg und seinen Vororten wohnhaft sind, 975 368 Seelen, gegen 842 883 im Sommer, es stellte sich mithin ein Mehr von 132 445 Köpfen heraus und zwar vorzugsweise in den centralen, vornehmen Stadtgegenden, so daß in der That der sommerliche Auszug der besser situirten Stände auf das Land diesen großen Unterschied der Bevölkerung erklärt. Gerade umgekehrt stellten sich die Verhältnisse in den von der arbeitenden Klasse bewohnten Vororten: ein Minder der Bevölkerung von 33 716 Köpfen. Nach dieser neuen Zählung, die freilich so wenig wie die sommerliche völlig verläßliche Zahlen zu liefern vermochte, würde sich vom 15./27. Dezember 1881 bis zum 15./27. Dezember 1888 nur ein Zuwachs der Petersburger Bevölkerung um 47 312 Seelen ergeben haben.

— Der gesammte Außenhandel Großbritanniens belief sich im Jahre 1888 auf 684 929 000 Pfd. Sterl., eine Summe, die diejenige des Vorjahres um 42 231 000 Pfd. Sterl. übertrifft, und die nur hinter derjenigen des Jahres 1883 beträchtlich (um 47 398 000 Pfd. Sterl.) zurücksteht. Die Einfuhr betrug 386 582 000 Pfd. Sterl. und erstreckte sich wie gewöhnlich vor allen Dingen auf Nahrungs- und Genußmittel und Rohstoffe, die Ausfuhr dagegen betrug 298 347 000 Pfd. Sterl., wovon der weitaus größte Theil auf Industrieerzeugnisse kam.

— Frankreichs Außenhandel bezifferte sich für den gleichen Zeitraum auf 7 263 635 000 Francs, was gegen das Vorjahr eine Abnahme um 87 830 000 Francs ergiebt. Die Abnahme betraf übrigens ausschließlich die Ausfuhr, die im Jahre 1887 3 246 499 000 Francs, im Jahre 1888 aber nur 3 210 730 000 Francs betrug. Die Einfuhr

(4 052 905 000 Francs) ergab gegen das Vorjahr eine Zunahme um 26 939 000 Francs.

Asien.

— In einer Mittheilung an die „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft hält Herr Douglas W. Freshfield seinen Ruhm, der erste Kasbekbesteiger gewesen zu sein — der ihm nach einer Mittheilung unseres Herrn Mitarbeiters N. v. Seidlitz durch einige ossetische Bergsteiger geschmälert werden sollte — in seinem vollen Umfange aufrecht, wovon wir an dieser Stelle gern Notiz nehmen. (Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 62 f.)

— Der russische Zar hat seine Genehmigung zur Errichtung eines Denkmals gegeben, das von dem Freunde und Reisegefährten Prshewalski's — Herrn Bilderling — für das Grab desselben an den Ufern des Issik-Kul entworfen worden ist. Von diesem Denkmal giebt der „Russische Invalid“ folgende Beschreibung: Es stellt einen malerischen Felsen von 28 Fuß Höhe dar, auf dessen Spitze ein großer Adler thront, als Emblem der Stärke, der Furchtlosigkeit und der Intelligenz. Der Adler hält in seinen Klauen die Karte von Central-Asien, dem Hauptfelde der wissenschaftlichen Erforschungen des Verstorbenen, und in seinem Schnabel einen Oelzweig, zur Erinnerung an die friedlichen wissenschaftlichen Eroberungen, welche Rußland Prshewalski verdankt. Auf der einen Seite des Felsens befindet sich ein großes bronzenes Kreuz und darunter die Inschrift: „Nikolaus Mikhailowitsch Prshewalski, geboren am 29. März 1839, gestorben am 20. Oktober 1888.“ Im Innern des Felsens ist eine Wendeltreppe und darüber ein vergrößertes Abbild des Medaillons, das im Jahre 1887 zu Ehren Prshewalski's von der Akademie der Wissenschaften geprägt wurde, mit der Inschrift: „Dem ersten Erforscher der Natur Central-Asiens.“

— Einem Vortrage des Dr. E. Pander über den Lamaismus in der Mongolei, den dieser Herr am 16. Februar d. J. vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft hielt, entnehmen wir die nachfolgenden Ausführungen: Durch eine indische Gemahlin des Königs von Tibet in dem centralen Asien eingeführt, entwickelte sich der Buddhismus daselbst besonders durch die organisatorische Thätigkeit Tsongopa's zum Lamaismus, dessen Gebräuche und Kultusformen in der frappantesten Weise an den römischen Katholicismus erinnern. Besonders ist auch die Mongolei von demselben erobert worden, und mindestens die Hälfte der Bewohner dieses Landes gehören infolgedessen heute dem geistlichen Stande an. Ueberhaupt dürfte es kein Land auf Erden geben, in dem die Religion die Geister so vollständig gefangen genommen hat wie dieses. Aus wilden Kriegern, die den chinesischen Staat beständig bedrohten, sind die Mongolen auf diese Weise zu einem außerordentlich sanften und harmlosen Völkchen geworden, und hierin ist auch der Grund zu suchen, warum die Regierung zu Peking den Lamaismus in der Mongolei ebenso wie in Tibet systematisch begünstigt. In und bei Peking giebt es 28 Lamaklöster mit etwa 2000 Lamas, dieselben befinden sich aber in einem Zustande traurigster Verwahrlosung, da die chinesische Regierung es nicht der Mühe für werth hält, sie an dieser Stelle noch fernerweit zu erhalten und zu begünstigen. Auch unter den Buriäten, im asiatischen Rußland, ist der Lamaismus durch das Umsichgreifen der überlegenen russischen Kultur im Rückgange begriffen. In der mongolischen Wüste sowie in dem hochgebirgsumgebenen Tibet hält er seine Position aber völlig unbeschränkt. Das heilige Religionsbuch des Lamaismus umfaßt mit seinem Kommentar 333 Bände, von denen Dr. Pander die wichtigsten im Manuskripte für die Berliner königliche Akademie erworben hat.

— In Japan bereitet sich neuerdings eine buddhistische Propaganda vor, die kein geringeres Ziel verfolgt, als die Lehre Gautama's auch unter den Völkern Europas einzubürgern. Das Christenthum sei im entschiedenen Niedergange begriffen, und daher sei es an der Zeit, es durch eine Religion zu ersetzen, die die Geister vollkommener zu erleuchten und zu befriedigen im Stande sei, sagen ihre Apostel. Sie haben in Tokio eine Missions-Zeitschrift „Das Kleinod Asiens“ („The Bijou of Asia“) gegründet, in der sie das englische Idiom dazu benutzen wollen, den Völkern des Westens ihr Evangelium zu verkündigen.

— Die Goldfelder des Mo-Flusses in der nördlichen Mantschurei — eines Nebenflusses des Amur — sind in China seit lange so berühmt, daß die Regierung zu Peking sich veranlaßt gesehen hat, ihre Ergiebigkeit durch Sachverständige prüfen zu lassen. Das Gutachten, welches dieselben abgegeben haben, lautet nun sehr ermuthigend, und es ist auf Grund desselben beschlossen worden, den Abbau an die Hand zu nehmen. Privatunternehmer haben sich nicht gefunden, da die Gegend sehr entlegen und schwer zugänglich ist, und deshalb soll der Betrieb auf Regierungskosten angefangen werden.

— General Annenkow, der Erbauer der transkaspischen Eisenbahn, betreibt gutem Vernehmen nach in Petersburg persönlich die unverweilte Fortsetzung der Linie von Samarkand nach Taschkend, dieselbe für eine wirthschafts- und kriegspolitische Nothwendigkeit erklärend. Als Abzugsstraße und als Hebel der Produktion Centralasiens habe sich die Bahn bereits in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorzüglich bewährt, sie werde es aber in einem noch viel höheren Maße thun können, sobald noch weitere reiche Gebiete mit ihr in direkte Verbindung gebracht seien.

— Die indische Opium-Ausfuhr ist seit dem Jahre 1881 in einem steten Rückgange begriffen, besonders weil man in China — dem weitaus wichtigsten Konsum-Lande — den Artikel neuerdings in einem immer mehr ausgedehnten Maßstabe selbst kultivirt. Die chinesischen Provinzen, in denen Mohnpflanzen zum Zwecke der Opiumbereitung am meisten angebaut werden, sind Sze-tschwan und Yünnan, aber auch in Honan, Tschili, Schantung und Schansi greift sie mehr und mehr platz. In den Nordprovinzen raucht man heute beinahe ausschließlich eigenes Gewächs, und nur in den Südprovinzen hat sich das aus Indien importirte bislang noch behauptet.

Afrika.

— Hauptmann Wißmann hat nunmehr seine Reise nach Ostafrika angetreten. Da seine Expedition mehrere Küstenplätze besetzen will und voraussichtlich Märsche von einem Besatzungsorte nach dem anderen sowie vielleicht auch nach dem Innern machen muß, so hat man auch für Beförderungsmittel zu Lande gesorgt. Es sind einige Offiziere vorausgesandt worden, welche in Aden eine Anzahl Pferde und Esel ankaufen sollen. Was die persönlichen Verhältnisse der Mitglieder der Expedition betrifft, so ist allein Hauptmann Wißmann als Reichskommissar in den Dienst des Reichs übergegangen. Alle anderen Mitglieder der Expedition sind von ihm angeworben, und er hat über die Bedingungen ihrer Aufnahme, ihre Unterhaltung, ihre Entlassung zc. vollkommen freie Verfügung. Aus diesem Verhältnisse ist es auch zu erklären, daß die betheiligten Offiziere nicht zum Auswärtigen Amte kommandirt sind, sondern ihren Abschied nehmen mußten. Da Wißmann zugleich die Befugniß erhalten hat, die Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft zu entlassen, so besitzt er die nöthige Vollmacht nach allen Richtungen hin.

— Neueren Nachrichten zufolge ist die Swaine'sche Expedition in das Innere von Britisch-Ostafrika durch widrige Umstände gezwungen worden, etwa 90 engl.

Meilen von ihrem Ausgangspunkte Halt zu machen, und ihre Hoffnung, den Baringo-See zu erreichen, um dort eine Basis zu schaffen, von der aus sie eine Verbindung mit Emin Pascha herstellen könnte, ist somit bis auf weiteres gescheitert. Die Hauptschwierigkeit, mit welcher die Expedition zu kämpfen hatte, soll darin bestanden haben, daß ihre in Freetown gemietheten Träger sich weigerten, weiter zu marschiren. Die deutsche Emin Pascha-Expedition, deren Führer, Dr. Karl Peters, nunmehr ebenfalls nach Zansibar abgereist ist, gedenkt bekanntlich mit Somali-Trägern zu operiren, ein Umstand, der ihrem Gelingen förderlich sein dürfte, da die Somali an die Naturverhältnisse des zu durchmessenden Landes besser gewöhnt sind (Vergl. die Karte auf S. 147).

— Nach einem Briefe des englischen Missionärs W. C. Porter aus Negala, am Rovuma, kann die Lage im Süden des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes bei weitem nicht so verzweifelt sein, als man gemeinhin annimmt. Die Araber behaupten danach in verhältnißmäßig geringer Zahl nur die Küstengegend, und die Sklaven, über die sie verfügen, drohen ihnen zu entlaufen. Der Häuptling Machemba hat sich geweigert, sich der Aufstandsbewegung anzuschließen, und deshalb fühlten sich die Missionäre in ihrer Station bisher ziemlich sicher. Bedenklich erscheint es den Herren nur, daß ihre Freunde sich möglicherweise nicht mehr mit Munition versorgen können, um etwa drohende Angriffe seitens der Magwa oder Makanjila abzuwehren. Von der Blockade sagt Herr Porter, daß sie unwirksam bleiben müsse, wenn nicht gewisse durchgreifende Maßregeln, von der Art derjenigen, welche Gordon und Emin Pascha im Sudan genommen haben, damit Hand in Hand gehen. Im übrigen räth Herr Porter seinen Landsleuten, den Ostafrikanern zu zeigen, daß zwischen den Engländern und Deutschen ein großer Unterschied bestehe.

Nordamerika.

— W. S. Green erstattete am 11. Februar vor der Londoner Geographischen Gesellschaft Bericht über seine Forschungen in den vergletscherten Theilen der Selkirk-Kette, im britisch-columbischen Felsengebirge (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 63). Herr Green ist übrigens den Alpinisten als der erste Besteiger des Mount Cook auf Neuseeland schon seit längerer Zeit rühmlichst bekannt.

— Nach einer neuen amtlichen Aufstellung bezifferte sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1888 auf rund $61^7/_{10}$ Millionen Seelen, so daß bei der im Jahre 1890 stattfindenden Volkszählung die gesammte Einwohnerzahl sich auf mehr als 65 Mill. belaufen dürfte, was die stärkste absolute Zunahme in einem Decennium (ca. 15 Mill.) bedeuten würde. Wenn man die unerhört großen Einwandererziffern der achtziger Jahre bedenkt (1880: 457257, 1881: 669431, 1882: 788992, 1883: 603322, 1884: 518592, 1885: 395346, 1886: 334109 und 1887: 490109), so gewinnt sowohl die angegebene Aufstellung als auch die daraus gezogene Schlußfolgerung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

— Das Gesetz gegen die chinesische Einwanderung, das seiner Zeit von Kalifornien aus am eifrigsten befürwortet worden ist, scheint gerade in diesem Staate bereits jetzt manche üble Folge nach sich zu ziehen. Namentlich in Südkalifornien klagt man über Mangel an Arbeitskräften, und zwar um so mehr, als infolge des Zuflusses von östlichem Kapital und Unternehmungsgeist die Hilfsquellen dieser Gegend neuerdings in einem sehr großen Umfange in Angriff genommen worden sind. In den Wein- und Obstgärten Südkaliforniens sind die chinesischen Arbeiter schon deshalb viel brauchbarer als die europäisch-amerikanischen, weil sie die hohen Hitzegrade (bis gegen 120° F. im Schatten und 140° in der Sonne) auch bei angestrengter Thätigkeit viel besser ertragen.

Bücherschau.

— Hans Fischer, Die Aequatorialgrenze des Schneefalls. Leipzig 1888. Dunker & Humblot. — Eine sehr tüchtige und verdienstvolle Arbeit, die die fragliche Grenzlinie an der Hand eines umfangreichen Quellenmaterials zum ersten male in genauer und exakter Weise bestimmt. Es wird auf beiden Halbkugeln eine doppelte Aequatorialgrenze des Schneefalls unterschieden: eine solche für den jeden Winter regelmäßig wiederkehrenden, und eine solche für den nur gelegentlich vorkommenden Schneefall. Sehr deutlich und übersichtlich treten einem die Ergebnisse der Untersuchung auf der beigegebenen Karte entgegen. Die Grenze des gelegentlichen Schneefalls reicht auf der nördlichen Halbkugel am weitesten äquatorwärts in Nordamerika (bis südlich von Mexiko, etwa 18° nördl. Br.) und nächstdem in Ostasien (bis südlich von Kanton, 22° nördl. Br.); die Grenze des regelmäßigen Schneefalls dagegen kommt dem Aequator am nächsten in Südostasien (in Yünnan, 24° nördl. Br.) und nächstdem in Nordamerika (in Durango 25° nördl. Br.). Auf der südlichen Halbkugel bilden die Hochketten der Anden eine sich bis 7° südl. Br. erstreckende Zone regelmäßigen Schneefalls, die sich von der betreffenden allgemeinen Zone wie eine langgestreckte Halbinsel abzweigt. — Durch sorgfältige Beobachtungen dürfte die Grenze des gelegentlichen Schneefalls am ehesten an verschiedenen Punkten kleinen Korrekturen unterliegen.

— Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. Mit 8 Abbildungen im Text und 9 Tafeln. Leipzig 1889, Veit & Co. 273 S. — Eine Sammlung, welche von den Ethnographen mit Freude begrüßt werden wird. Der Verfasser hat, wie in seiner vor zehn Jahren erschienenen ersten Sammlung, hier wieder eine Anzahl seitdem veröffentlichter Aufsätze vereinigt, welche alle das gemeinsame haben, daß sie monographisch irgend einen Gegenstand der Ethnographie behandeln und denselben über die ganze Erde verfolgen, mit unendlichem Fleiß und wunderbarer Belesenheit alle einschlägigen Thatsachen vereinigend. Die vorliegende Sammlung enthält folgende Abhandlungen: Besessene und Geisteskranke. — Sympathiezauberbildniß raubt die Seele. — Baum und Mensch. — Die Todtenmünze. — Der Donnerkeil. — Jagdaberglauben. — Gemüthsäußerungen und Geberden. — Das Zeichnen bei den Naturvölkern. — Eigenthumszeichen. — Spiele. — Masken. — Beschneidung. — Völkergeruch. — Nasengruß. — Der Fuß als Greiforgan. — Albinos. — Rothe Haare. — Die Ausstattung ist eine vorzügliche, besonders hübsch ausgeführt ist die farbige Darstellung einer altmexikanischen Mosaikmaske aus dem Museum in Gotha. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Mit einer Karte und sechs Abbildungen.)

Im Auftrage des Herrn Professor Bastian und des von ihm geleiteten Museums für Völkerkunde reisten wir am 26. September 1887 von Berlin nach Hamburg, um vier Tage später mit dem der Hamburger Rhederei-Gesellschaft gehörigen Dampfer „Frigga" nach Singapore weiter zu fahren. Unsere Aufgabe war eine Bereisung der bis dahin wenig besuchten Inseln der Banda-See, um daselbst ethnologische Sammlungen zu erwerben und Studien über Sitten und Gebräuche der dortigen Völker zu machen. Die Mittel dazu wurden ebenso wie bei verschiedenen anderen Expeditionen ähnlicher Art von dem in Berlin seit Jahren mit großem Erfolge wirkenden „Hilfs-Komitee zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen", unter Vorsitz des Herrn J. Richter in Berlin, gewährt.

Unsere Fahrt ging durch den englischen Kanal, die Gibraltarstraße und das Rothe Meer zunächst nach Singapore und dauerte bis dahin im ganzen 39 Tage. Kurze Aufenthalte nahmen wir nur in Port Said sowie in Pinang, im übrigen kamen wir aber den interessantesten Punkten an unserem Wege nahe genug, um einen guten Eindruck von ihnen zu erhalten — vor allem der gewaltigen Felsenfestung Gibraltar, der Stätte des alten Karthago, den Bergen von Aden und der Insel Ceylon. In Port Said erquickten wir uns in der daselbst herrschenden glühenden Sonnenhitze — die auch die Anlagen des dortigen Lesseps-Platzes übel genug zu empfinden schienen — noch einmal an einigen Gläsern frischem Münchener Bier, und außerdem hörten wir daselbst eine böhmische Mädchenkapelle sowie die Kapelle eines ägyptischen Kriegsdampfers konzertiren. Am Suezkanale war man gerade eifrig mit Regulirungs- und Verbreiterungsarbeiten beschäftigt, als wir — an den Ausweiche-Stationen von verschiedenen englischen und anderen Dampfern überholt — hindurchfuhren. Vor Aden nahmen wir Kohlen ein, und vor Ceylon bedauerten wir, daß uns eine Wolkenbank daran verhinderte, den Adams-Pik in seiner ganzen Pracht zu schauen. In der Malakka-Straße that sich uns die Nähe des Landes schon durch die stark mit Blumenduft gewürzte Luft kund. In Pinang, wo wir am 7. November nachmittags vor Anker gingen, besuchten wir den überfüllten Zirkus und die Menagerie eines ehemaligen Angestellten Hagenbeck's, wo wir namentlich ein Paar riesige schwarze Bären von der Insel Jeso bewunderten, und im übrigen beobachteten wir in dieser Stadt die ersten Bilder hinterindischen Lebens und Treibens, besonders auf der Marktstraße.

Ueberall standen und liefen dort Chinesen, Malayen, Hindus, Klings und Araber herum. Auf offener Straße spielten Kulis Karten, andere ließen sich rasiren und die Haare mit einer Zange aus der Nase ziehen. Es drängten sich Lastträger zwischen Ochsenkarren und Equipagen hindurch, daneben sah man aber auch viele mit je einem Chinesen bespannte zweirädrige Wägelchen, Dschinrikischas genannt. In der Markthalle, welche sehr reinlich war, konnten wir alle möglichen Gemüse, Früchte, frische und getrocknete Fische, Krebse, Tintenfische u. s. w. sehen und verschiedene kleine Einkäufe machen. Am 8. November nachmittags gingen wir sodann wieder an Bord, um eine Stunde später weiter zu dampfen.

Am 10. November tobte ein heftiges Gewitter, trotzdem gingen wir an Deck und genossen von da den schönen Anblick der Einfahrt in den Hafen von Singapore, welcher rund herum von kleinen, dicht bewaldeten Inseln umgeben ist. Da wir erst fünf Tage später mit einem anderen Boote weiter fahren konnten, stiegen wir hier im Hotel de la Paix ab.

Darauf besahen wir uns die Stadt, und besonders besuchten wir alle möglichen Handwerker: chinesische Kunstschnitzer, von denen einer eine Art Laubsägearbeit ausführte, indem er mit einem Kupferdraht, den er ein wenig mit dem Messer gekerbt und in ein starkes Rotang gespannt hatte, sägte; Bildhauer, die Grabsteine und andere Bildwerke herstellten, oder die mit spitzen Meißeln Drachen und andere Figuren in den Granit eingruben 2c. Auch bei einigen Trödlern traten wir ein, wo man Opiumdosen, Waagen, altes Eisen u. s. w. kaufen konnte. Am Abend kamen wir bei unserem Spaziergange an einer Betstube vorüber, wo man nach der Melodie „Gott erhalte Franz den Kaiser" ein geistliches Lied sang. Den Rest des Abends verbrachten wir in unserem Hotel, wo ebenso wie in Port Said eine böhmische Damenkapelle musizirte. Am 12. machten wir noch einige Einkäufe (Feuerwerk, Messer, Meißel 2c.) und am 15. verließen wir Singapore, um, anstatt direkt nach Surabaya, nach Batavia zu fahren. Am Bord hatten wir unter anderen auch einen Herrn Tevens aus Samarang, der gerade aus Nord-Borneo kam, wo er für 50 000 Dollars Land zum Anpflanzen von Tabak gekauft hatte. Derselbe versprach sich großen Gewinn von seiner Unternehmung, da das Land dort sehr billig war (500 qm einen Dollar) und der Tabak sehr gut gedeiht. Das betreffende Land wurde bekanntlich in den 70er Jahren von einer deutschen Gesellschaft erworben, ging aber später in die Hände der englischen Nord-Borneo-Compagnie über.

Celebessische Stromlandschaft (bei Tondano).

Da wir auf Java in dem neuen Hafen von Priok anlegten, mußten wir, um in die Stadt Batavia zu gelangen, noch eine halbe Stunde mit der Eisenbahn fahren. In dieser Stadt benutzten wir unseren eintägigen Aufenthalt namentlich zur Besichtigung des ethnologischen und zoologischen Museums, sowie des zoologischen Gartens, wo wir verschiedene große Seltenheiten sahen, namentlich mehrere prächtige Orang Utangs.

Ueber Samarang, wo wir nur kurze Zeit anhielten, ging es dann weiter nach Surabaya, wo der Dampfer „Bromo", der uns nach Makassar befördern sollte, zwar schon bereit lag, aber uns noch einen zweitägigen Aufenthalt ließ. Auch in dieser Stadt konnten wir uns dabei noch den verschiedensten Genüssen der Civilisation hingeben: Promenaden im Stadtgarten, einem schönen Konzerte 2c.

Eine weitere, reichlich zweitägige Fahrt — vom 22. November früh bis zum 24. November nachmittags — brachte uns sodann nach Makassar, wo wir, nachdem wir in einem Hotel Unterkunft gefunden hatten, den deutschen Konsul, Herrn Mohrmann, aufsuchten, an den wir von Berlin aus empfohlen waren. Dort fanden wir Briefe aus der Heimath und erfuhren zugleich, daß beim Gouverneur Empfehlungsschreiben an sämmtliche Unterbeamte auf den Inseln, die wir zu besuchen gedachten, bereit lagen. Deshalb meldeten wir für den kommenden Tag bei diesem Herren unseren Besuch an und wurden sehr freundlich empfangen. Wir erhielten auch einen Waffenpaß für ganz Niederländisch-Indien.

Nachdem wir unsere Angelegenheiten geordnet hatten, gingen wir aus, eine Prau zu suchen.

Die indische Prau ist wohl von allen Schiffen, welche das menschliche Hirn erdacht und die menschliche Hand ausgeführt hat, das erbärmlichste. Sie ist ungefähr 8 bis 10 m lang und 3 bis $3^1/_2$ m breit, mit einem Dreifuß für den Mast, zwei Steuern und einem länglich viereckigen, mehr

breitem als langem Segel aus Bastmatte. Die Raaen sind aus je vier Bambusstäben zusammengefügt und 12 bis 14 m lang. An jeder Seite hat sie ein Steuerruder und wird bei Windstille von den Leuten mit Rudern oder Riemen fortbewegt. Das Schiffdeck besteht aus Palmblattgeflechten, welche auf Bambusgestellen ruhen und mit Palmenblättern überdeckt sind. Es ist aber nicht flach wie bei anderen Schiffen, sondern dachförmig. Der Steuermann sitzt in einem kleinen Raum, 2 m von dem Hintersteven, und sieht weder Meer noch Himmel. Der Leiter der Prau ruft ihm nur zu, wie er steuern soll.

Es lagen verschiedene solcher Prauen im Hafen, aber keine die sich für unsere Zwecke eignete; außerdem wurden auch sehr hohe Preise verlangt und deshalb gingen mehrere Tage hin, bis wir fanden, was wir suchten. Endlich am 1. Dezember hatten wir ein für unsere Zwecke passendes Fahrzeug gefunden, das neu war und etwa fünf Registertonnen Rauminhalt hatte. Unsere Mannschaft war bereits vorher angeworben worden und bestand aus einem Führer (Anakota), einem Steuermann (Bungava) und sechs Matrosen, sowie aus einem Diener für uns.

Nun besorgten wir noch unseren Proviant nebst Tauschartikeln, welche für ein Jahr ausreichen sollten.

Während unseres Aufenthaltes in Makassar langte der Schwager des Radja von Buton dort an, derselbe kam als Gesandter und Bevollmächtigter des letzteren, um einen Vertrag mit dem Gouverneur der holländischen Regierung abzuschließen. Er führte eine Leibwache mit sich, die auf das wunderlichste aufgeputzt war. Ihr Führer hatte eine Art Helm, an dessen Spitze eine 3 bis 4 Fuß lange Stange, mit Federn verziert, befestigt war. Die Krieger trugen einen aus Rotang (Rohr) geflochtenen Panzer, ein hölzernes Schild, je eine Lanze und im Gürtel einen Kris (Dolch). Das Haupthaar war bei einigen glatt, bei anderen kraus, fast wie bei den Papuanen. Der Radja selbst trug schöne mit Gold gestickte Kleider, und hinter ihm ging ein Butanese, einen riesigen Schirm über seinem Haupte haltend. Mehrere Würdenträger begleiteten ihn bis zur Vorhalle des Gouverneurs, während die Leibwache mit aufgepflanzten Lanzen am äußeren Eingange stehen blieb.

Celebessische Gebirgsscenerie.

Der ganze Aufzug machte auf uns Europäer einen komischen Eindruck.

Auch kam zu dieser Zeit die englische Lustyacht „Sunrise“ an, die Indien, China, Japan und die Philippinen besucht hatte und sich jetzt auf der Heimreise befand. Wir wurden mit dem Besitzer, Herrn Coope bekannt, welcher von seiner Gemahlin begleitet war und uns einlud, sein Schiff zu besichtigen. Den nächsten Tag besahen sich die Fremden unter unserer Führung Makassar und seine Umgebung, wobei namentlich beim deutschen Konsul eine Sammlung der verschiedensten Paradiesvogelbälge das Wohlgefallen der Damen erregte.

Makassar, am Südwestende der Insel Celebes gelegen, ist die drittgrößte Stadt von Niederländisch-Indien, und es geht aller Handel von den Molukken und den südlicher liegenden Inseln über dieselbe. Deshalb befinden sich auch in ihr große Exporthäuser, unter denen zwei deutsche Firmen besonders hervorzuheben sind: Mohrmann u. Co. und Reiß u. Co. Der Haupthandel erstreckt sich auf Kaffee (besonders von Celebes und Portugiesisch-Timor), sowie in getrockneten Kokosnüssen, in Copra, in Muskatnüssen, in Eisenholz, in Trepang u. s. w. Makassar ist auch zugleich eine der gesundesten Städte von Niederländisch-Indien und hört man dort selten von dem sonst überall so häufig vorkommenden Malariafieber; es wird sogar oft als Kurort für Fieberkranke benutzt. Die Europäer bewohnen große luftige Steinhäuser, selbst die Bambushäuser der Eingeborenen sind aber geräumiger und solider aufgeführt als anderweit. Es wohnen auch nach Tausenden zählende Chinesen in der Stadt, die ausschließlich den Kleinhandel in den Händen haben. Chinesische Kulis werden in Niederländisch-Indien wenig — fast gar nicht — gebraucht, da die schwersten Arbeiten von der malayischen Bevölkerung ausgeführt werden. Die Stadt der Eingeborenen dehnt sich am Ufer nach Norden über eine englische Meile hin aus, und die Gebäude, welche direkt am Ufer stehen, sind meist auf Pfählen errichtet, so daß das Hochwasser unter den Häusern weggeht.

Unmittelbar südlich grenzt an die Stadt Makassar das Königreich Goa, dessen Beherrscher der reichste und mächtigste

Fürst von Celebes ist. Die Residenz desselben liegt nur etwa 4 km von Makassar, an der Meeresküste, und auf unseren Ausflügen berührten wir sie wiederholt (S. die Abbildungen 5 und 6). Das stehende Heer des Radja muß nach den Aussagen der Eingeborenen ein sehr starkes sein, so daß die Holländer mit einem gewissen Mißtrauen auf ihn blicken, um so mehr als er auch Anspruch auf das ganze nördliche Flores erhebt. In der Stadt gehören ihm verschiedene Häuser, namentlich aber die stattlichsten Kaufhäuser am Hafen.

Etwa zwei englische Meilen rechts und links von der Stadt läuft je ein Fluß ins Meer, und in jedem derselben wimmelt es von Krokodilen, auf die von Europäern öfters Jagd gemacht wird.

Die Tage vom 5. bis 10. Dezember brachten wir zu, weitere Tauschartikel zu kaufen. Dieselben bestanden in rothen, schwarzen und weißen Baumwollenstoffen, in rothbaumwollenem Garn, in Busch-Taschen, in gewöhnlichen Messern, in Sarongs (einer Art Rock), Salendangs (einer Art Shawl, der um die Schultern geschlungen wird), Kopftüchern, Tellern, Tassen, Tabak, Gambier u. s. w. Schließlich hatten wir für einige Tausend Gulden Waaren an Bord, und unsere Prau war davon so voll gepackt, daß wir selbst kaum Platz zum Schlafen fanden; die Mannschaft mußte ihre Nachtruhe auf Deck suchen.

Endlich, am 10. Dezember, wurden uns nach vielen Formalitäten die Papiere der Prau ausgestellt, und zugleich wurde uns auch erlaubt die holländische Flagge zu führen. Am 11. erhielten wir dann noch einmal Briefe aus der Heimath, und am 12. abends fuhren wir, nachdem wir Abschied von unseren in Makassar gefundenen Freunden genommen, ab. Es war fast windstill, und unsere schwer beladene Prau glitt unter dem Klange des Gong (einer Schiffsglocke, welche jedes malayische Schiff führt und welche beim

Das Haus des Gouverneurs in Makassar.

Ein- und Auslaufen geschlagen wird) aus dem Hafen hinaus. Wir kamen jedoch an dem genannten Abend nur bis zur Sandbank vor Makassar und gingen daselbst vor Anker. Morgens drei Uhr erhob sich eine kleine Brise, und alsbald lichteten wir wieder die Anker, wir hatten jedoch bei Sonnenaufgang Makassar immer noch in Sicht und gelangten erst am Abend in die Gegend des Lompobatang oder des „Pik van Bonthain“. Bei einem starken Gewitter, das dort losbrach, wurde, wie es auf Praueu üblich ist, statt zu rebben, ein kleineres Segel gesetzt. Am 14. Dezember morgens hatte sich der Wind gelegt, und nun wurde das große Segel wieder benutzt, und wir steuerten mit günstiger Brise direkt nach der Insel Salaier, wo wir die ersten Sammelversuche machen wollten. Eine Heerde Delphine umspielte unseren Schiffsbug, als wir aber unsere Harpunen in Ordnung hatten, waren dieselben verschwunden. Wir fuhren dicht an dem hier stationirten Kreuzerboote vorüber und lagen gegen 10 Uhr abends am Südende der Insel Pulo passi, wo wir Wasser nehmen wollten, vor Anker. Am 15. Dezember früh gingen wir ans Land, und nachdem wir uns an einem Bade erfrischt hatten, fingen wir unsere Nachforschungen nach ethnographischen Gegenständen an. Wir erhielten auch eine Reihe von hübschen Dingen, wie Spinnrocken, eine Garnwinde, einen Webstuhl u. a. m. Vor einem Hause sahen wir einen Ring hängen, an dem sechs kleine Puppen aus geflochtenen Blättern angebracht waren, die sich bei jedem Luftzuge drehten, so daß es den Eindruck machte, als ob sie tanzten. Diese Spielerei ist eine Medizin, die der Cholera und den Pocken den Eingang ins Haus verwehren sollen. Es befremdet dies umsomehr, als die Bewohner der Insel Mohammedaner sind.

Gegen 8 Uhr ruderten wir nach der Hauptinsel Salaier, wo das Dorf Padang liegt. Eine halbe englische Meile außerhalb des Dorfes mußte aber unser Boot liegen

Die hinterindischen Inseln.

bleiben, und wir hatten, um ans Land zu gelangen, ohne Schuhe und Strümpfe durch das sumpfige Wasser zu waten. Am Markte angelangt, wo es sehr lebhaft zuging, sahen wir zahlreiche halbnackte Dorf- und Landschönen, welche uns neugierig, aber furchtsam betrachteten. Hier ebenso wie später auf zahlreichen anderen Inseln bemerkten wir viele Hautkranke, sowie auch zwei alte Weiber mit ungeheuren Kröpfen am Halse. Nachdem wir Fisch, Früchte und Eier gekauft hatten, besuchten wir den Vater unseres Führers, wohin uns ein Haufe nackter Kinder auf den Fersen folgte, die aber bei dem geringsten Blicke oder bei der geringsten Bewegung unsererseits mit lautem Geschrei davon liefen. Wir wurden in dem betreffenden Hause mit Thee und gebratenen Bananen bewirthet. Dann begaben wir uns wieder an Bord, um unsere Gewehre zu holen und noch einige Vögel zu schießen. Wir erlegten drei Tauben. Da der Wind uns noch entgegen wehte und deshalb nicht an die Abreise zu denken war, begaben wir uns, gefolgt von der Jugend des Dorfes, danach noch auf die Jagd nach Wildschweinen. Wir sahen viele, verwundeten auch eins, doch da es in das Dickicht lief und die Dunkelheit herein brach, konnten wir es nicht auffinden. Auf Salaier sowohl als auch auf anderen Inseln, wo viele Mangobäume wachsen, deren Früchte sie gern fressen, sind die Wildschweine in großer Menge vorhanden — besonders auf den Inseln, wo die Einwohner Mohammedaner sind, da diesen der Genuß des Schweinefleisches bekanntlich streng untersagt ist. Von unserem Bungawa erfuhren wir übrigens, daß an der Ostküste Salaiers noch Heiden leben sollen, und daß dieselben Medizinweiber haben (Bissus genannt, alte heidnische Priesterinnen), die ihre Beschwörungen in Männerkleidern vornehmen. Sobald eine Person krank wird, werden sie gerufen, um die bösen Geister aus dem Kranken heraus zu treiben. Sie verwenden dabei besonders eine Art Tanzrassel,

welche mit Zeug umwunden und mit einem Vogelkopfe verziert ist. Ueber den Männerkleidern tragen die betreffenden Medizinweiber übrigens auch noch Frauenkleider, und außerdem sind sie noch mit verschiedenen Lankos (Kopftüchern) an Kopf, Schultern und Leib behangen; auch in den Händen halten sie je eins dieser Tücher. Je nach dem die Krankheit eine

Haus eines wohlhabenden Makassaren.

gefährliche oder geringe ist, werden dabei auch größere oder kleinere Körbe mit allerlei Früchten und Medizinen gefüllt und unter großem Lärm den Geistern als Opfer dargebracht.

Am nächsten Morgen brachen wir wieder auf, da aber der Wind ungünstig war, mußten wir bei der Insel Passi kreuzen, und es zeigte sich dabei leider, daß unsere Prau ein

schlechter Segler war, besonders beim Kreuzen, und ebenso erkannten wir, daß unsere Matrosen höchst unbrauchbare Seeleute waren. Endlich drehte sich der Wind, und wir passirten nun glücklich einige gefürchtete Felsenriffe, die an der Westküste

Der Palast des Königs von Goa.

Braut-Tondoe (Tragstuhl) der Prinzessinnen von Goa.

von Salaier liegen, und gegen Abend erreichten wir die Insel Tambulung. Hier hatten wir die große Unannehmlichkeit, auf ein Korallenriff aufzufahren, wobei unsere Ruder beschädigt wurden. Nachdem wir die Prau in Sicherheit gebracht

und vor Anker gelegt hatten, gingen wir ans Land. Hier befanden sich zwei Dörfer mit ungefähr 100 Häusern. Die jetzigen Einwohner stammen aus Salaier und sind als tüchtige Seeleute bekannt. Es giebt viele Pisanghaine, jedoch nähren sich die Leute hauptsächlich vom Fischfang. Früher waren diese Inseln von ternatischen Seeräubern bewohnt, dieselben wurden jedoch von den Holländern in den 60er Jahren vertrieben. Zu unserem Erstaunen trafen wir hier drei chinesische Goldschmiede, die auf den Inseln hin und her reisten und ganz gute Geschäfte zu machen schienen, da besonders die Frauen gern Geschmeide tragen. Bei unserer Rückkehr in unserem Kanu — einem ausgehöhlten Baumstamm, das sechs Mann tragen konnte — sprang ein großer Fisch aus dem Wasser und einem von uns an die Schulter, um alsbald wieder zurückzufallen. Die Gewässer scheinen überhaupt sehr fischreich zu sein. Nachdem wir wieder an Bord waren, schwamm ein großer Rochen um unser Schiff herum, was unserem Führer Anlaß gab, eine Geschichte von dem berüchtigten Seeungeheuer — dem sogenannten Seekrake — zum besten zu geben. Also auch hier war die Sage von jenem Meerungeheuer verbreitet.

Am 17. Dezember 4 Uhr morgens gingen wir wieder unter Segel und steuerten nach der etwa 30 englische Meilen südlich gelegenen Insel Djampea. Gegen Abend zwang uns aber eine heftige Regenböe, um nicht auf die Riffe zu treiben, unseren Kurs wieder nach Westen zu nehmen und endlich durch Rudern unserem Ziele zuzustreben — ein schweres Stück Arbeit für die Leute. Der starke Strom trieb uns ja immer wieder zur See. Zum Glück kamen wir zuletzt in die Nähe eines Korallenriffes, wo wir bei 10 Faden Wasser unsere von Europa mitgebrachten Anker warfen. Die Malayen gebrauchen nämlich hauptsächlich hölzerne Anker, die sie mit Steinen beschweren. Da der Wind mäßig vom Lande wehte und die See nicht hoch ging, so konnten wir auch unseren Platz bis morgens behaupten, wo sich der Strom nach Westen drehte und wir ohne weitere Abenteuer in den Hafen von Djampea einlaufen konnten.

Wir hatten gehört, daß hier ein schiffsbaukundiger Eingeborenen wohne, und da unsere Prau wie eine bleierne Ente schwamm, so wollten wir ihn zu Rathe ziehen, ob etwas daran zu verbessern sei. Zu diesem Zwecke begaben wir uns sofort ans Land, um beim Häuptlinge, der zugleich der Schiffsbauer war, Hilfe zu suchen. Derselbe empfing uns sehr freundlich, und nachdem er die Prau besichtigt hatte, erklärte er, daß die Steuer verändert werden müßten. Er ging auch sofort an die Arbeit, während wir uns auf die Suche nach ethnographischen Gegenständen begaben. Beim Häuptlinge erfuhren wir, daß Djampea früher ebenfalls von Seeräubern bewohnt war, daß dieselben aber vor 15 Jahren auch von holländischen Kriegsschiffen aufgehoben worden sind. Der Ueberfall der Holländer geschah so geschickt, daß nur wenige von ihnen sich durch Flucht retten konnten. Hunderte fielen im Kampfe. Von ihrem Führer wurde erzählt, daß er einen Harem mit 15 Frauen, die er auf den Nachbarinseln geraubt hatte, besessen habe. Ebenso berichtete man, daß etliche von den Seeräubern sich in die Wälder geflüchtet und dort angesiedelt hätten. Voriges Jahr sollen noch acht von ihnen an der Küste beim Fischfange getroffen worden sein, welche nackt einher gingen und nur mit einem Holzspeer bewaffnet waren.

Djampea ist eine herrliche, große, fast ganz mit schönem, dichten Urwalde bewachsene Insel. Hin und wieder wird der Wald durch große Grasflächen unterbrochen, welche den hier häufig vorkommenden Hirschen ein gutes Futter und Versteck bieten. Auch verwilderte Büffel kommen noch auf Djampea vor, dieselben stammen von einem Chinesen, der hier Kokosnüsse angepflanzt hatte, der es aber nicht bis zur Reife aushalten konnte, weil seine Mittel verbraucht waren. Gegend Abend begaben wir uns auf die Hirschjagd, bekamen auch einige Geweihe zu Gesicht, jedoch das hohe Gras hinderte uns am Treffen, weil es die Leiber der Thiere vollständig verbarg. Aus Mangel an Hirschbraten ließen wir uns also einige Tauben, die wir geschossen hatten, munden.

Auch am 19. gingen wir auf Jagd, da unsere Prau noch nicht fertig war, und zwar ruderten wir zu diesem Zwecke nach der Nachbarinsel hinüber. Unter uns sahen wir dabei fast überall schöne schlanke Korallen und Seesterne auf dem weißen Sande, und dazwischen schwammen kleine azurblaue und gelbgeränderte Fischchen umher. Unsere Beute war diesmal eine bessere. Da wir durch das Laufen im hohen Grase sehr durstig geworden waren, mundeten uns dann die jungen, von den Palmen herabgeholten Kokosnüsse vortrefflich.

Am 20. Dezember langten die von uns an die Ostküste gesandten Leute wieder an und brachten verschiedene hübsche ethnographische Gegenstände mit, — die versprochenen alten Schilder jedoch leider nicht, da die Besitzer sich nicht von ihnen hatten trennen können. Es wurde uns auch berichtet, daß auf der Nachbarinsel Bonerate viele ethnographische Dinge zu haben sein würden, und so beschlossen wir, auch an dieser anzulegen. Bei unserer Wanderung durch das Dorf, in dem uns die Leute wie Wunderthiere anstaunten, sahen wir an den Häusern Hornkorallen, Rippen und rechte Vorderfüße der Seekuh (Dugong) hängen, und auf unsere Fragen wurden wir belehrt, daß diese Dinge wieder ein Schutzmittel gegen Cholera, Pocken und andere ansteckenden Krankheiten seien. Auf unsere Prau zurückgekehrt, erhielten wir von dem Häuptling noch etwas Pisang und frisches Hirschfleisch gesandt, das man mit Hilfe von Hunden erbeutet hatte. Nachdem wir denselben dann für die Instandsetzung unserer Prau reichlich belohnt hatten, machten wir uns wieder zur Abreise bereit. (Fortsetzung folgt.)

Die Araber in Ost- und Mittelafrika.

Von H. Seidel.

(Schluß.)

Durch die Araber theilte sich — wie so häufig — die Feindschaft wider die Europäer auch den umwohnenden Stämmen mit; denn die Eingeborenen haben hier und überall in Afrika an der Sklaverei dasselbe große Interesse. Es giebt Negervölker, bei denen Paul Reichard zwischen 80 und 90 Prozent — und noch mehr — Leibeigene sah, so daß also nur „die Häuptlinge und deren Verwandte und die Adligen, welche bei einzelnen Stämmen existiren, Freie waren". Beide, Araber und Schwarze, leben von ihren Sklaven; sie verstehen sich deshalb auch

sehr genau, nur begreift meistens der Neger den Weißen nicht, vor allem nicht dessen humane Absichten, sondern hält ihn erst recht für einen schlimmen Räuber, da er dem Araber „die mühsam erworbenen Sklaven als gute Prise abjagt". Die Händler unterstützen natürlich diese falsche Auffassung, so viel sie können, nur um die Eingeborenen gegen die Europäer aufzustacheln. Daher zeigten sich die Wirkungen des zansibarischen Küstenaufstandes schon im vorigen September in der Umgebung der Rovuma-Mündung, indem Tausende von bewaffneten Jao-Männern nach Mikindani strömten und die dortigen Angestellten der Ostafrikanischen Gesellschaft zu schleuniger Flucht zwangen. Soweit uns bekannt, haben sich auch die Engländer und Schotten aus der Nyassa-Zone nach Kräften in Sicherheit zu bringen gesucht, und wir stehen damit vor der erstaunlichen und unerwarteten Thatsache, daß Ostafrika, wo seit 30 Jahren die Forscher-, Missions- und Handelsthätigkeit der Europäer in gedeihlicher Entwickelung stand, plötzlich für die Weißen gesperrt ist. Und das Alles hat sich derartig schnell vollzogen, daß man über die Gründe dieser räthselhaften Erscheinung vielfach noch im Unklaren ist. — Zur Aufstellung dessen sei also gleich gesagt, daß die mittelafrikanische Sklavenhändler-Bewegung und die damit verbundenen Fehden thatsächlich erst jüngeren Ursprungs sind. Ihr Ausbruch hängt mit den verschärften Bestimmungen der Berliner Kongo-Konferenz gegen die Sklavenwirthschaft innig zusammen; vorher gab es zwischen Weißen und Arabern in Ost- und Mittelafrika kaum irgend welche streitigen Punkte, und das Verhältniß beider war durchweg ein gutes zu nennen, was die Erfahrungen eines Livingstone, Stanley, Cameron, Wißmann, Cambier u. a. genügend bestätigen. „Wer weiß", ruft Wauters aus, „ob die Europäer ohne die Araber heute schon am Tanganika wären"[1])! Die bis jetzt gültigen Maßnahmen gegen den Menschenhandel beschränkten sich auf das Wegfangen einzelner Sklavenschiffe, wodurch aber der Binnenverkauf in keiner Weise geschädigt wurde, so daß der Gewinn der Araber hierin ungeschmälert fortging. Ebenso war der Elfenbeinhandel im ganzen und großen ein arabisches Monopol.

Da kam der Umschlag, als die Europäer im Westen und Osten als Konkurrenten der Mohammedaner auftraten, als am Kongo und seinen Zuflüssen, auf den Seen und in den ostafrikanischen Kolonialgebieten der Weiße, ausgerüstet mit Dampfschiffen, Geld und Waffen das arabische Monopol zu vernichten strebte und zugleich den Sklavenhandel nachdrücklich verbot. Der Araber stutzte; er sah sich in seinen höchsten Lebensinteressen bedroht; seine Macht, sein Ansehen unter den Eingeborenen, die ihn bisher als überlegenes Wesen gefürchtet, stand auf dem Spiele, sobald er im Wettstreite mit dem Christen den kürzeren zog. Deshalb rief gleich der erste Versuch, wider die Menschenjäger einzuschreiten, jene blutige Katastrophe auf der Stanley-Fall-Station hervor. Andere Unthaten folgten, und die Gährung griff um sich wie ein fressendes Feuer. Mit dem Siege verlor der Araber seine Scheu vor der Gewalt der Europäer; ein völliger Wandel in seinen Ansichten vollzog sich, und er fing an, den früher für unbezwinglich gehaltenen Fremden zu verachten. Am deutlichsten offenbarte sich diese Wendung in der Aufnahme, die Hauptmann Wißmann während seiner zweiten Anwesenheit in Njangwe (1887) erfuhr. Das erste mal — fünf Jahre zuvor — wurde er, obwohl von Mitteln fast entblößt, wie ein vornehmer Gast willkommen geheißen, und sämmtliche Scheichs suchten die Ehre seiner Bekanntschaft; das zweite mal empfing man ihn mit Hohn und Spott, behandelte ihn wie einen Gefangenen und zählte ihm prahlend die Heldenthaten der Araber gegen wehrlose Weiße vor. Der Mörder unseres Landsmannes Giesecke trat dem Reisenden frech unter die Augen; gewiß der beste Beweis, wie gering die Araber damals schon den europäischen Einfluß veranschlagten. Und dies Bewußtsein ist für die ganze Entfaltung der Dinge in Ost- und Mittelafrika verhängnißvoll geworden. Die vermeintliche Sicherheit vor Strafe machte auch die Zaghaften beherzt; überall flammte der Kampf gegen den unbequem gewordenen Weißen auf, und mancher Wackere fiel von der Kugel oder dem Dolche der arabischen Mörder. Nur langsam drang die Kunde von diesen Freveln nach Europa, wo man anfangs die Vorfälle unterschätzte, wohl auch die Opfer scheute, die ein energisches Vorgehen erheischt hätte, in Wahrheit aber gar nicht die furchtbare Gewalt erkannte, die wie über Nacht in Afrika wider die Europäer erstanden war.

Zwar mögen es, wie Gerhard Rohlfs angiebt, außer der Schaar kleinerer Geschäftsleute rc., nur etwa 60 Großhändler vom Schlage eines Tippoo Tib sein, welche — meist im Bunde mit den bedeutendsten Häuptlingen — Ostafrika terrorisiren. Aber über welche Macht verfügen diese Menschen! Als sich Stanley zu den bedenklichen Abmachungen mit Tippoo Tib genöthigt sah, hatte dieser, von Juma „Merikani" unterstützt, 3000 Gewehre aufgebracht und stand schlagfertig am oberen Kongo. Auch vergesse man nicht, daß den Arabern und ihren schwarzen Streitern die klimatischen Gefahren, unter denen das weiße Element nur zu schwer leidet, nur wenig anhaben können. Schon aus diesem Grunde wird man sich seitens der betheiligten Kreise für die vom Kardinal Lavigerie angeregte Idee eines „weißen Kreuzzuges" kaum erwärmen können, selbst wenn man zugiebt, daß eine Truppe von 100 bis 150 Mann sehr viel zur Unterdrückung des Sklavenhandels auszurichten vermag, und erfahrungsmäßig ein einziger geistig begabter Europäer wohl 1000 Neger diszipliniren und anführen kann. Indeß „welche kolossalen Opfer würde diese Expedition unter den Weißen selbst fordern, die unter den schwierigsten Bedingungen ihre vornehmliche Aufgabe darin zu suchen hätten, die Araber zu bekriegen"!

Sollte es sich obendrein bestätigen, daß Emin-Pascha in die Gefangenschaft des Mahdi gerathen ist, so vergrößert das die Schwierigkeiten einer Antisklaverei-Unternehmung ungemein. Emin's Reich in Wadelai bildete den letzten Schutzwall zwischen dem Araberthum im Sudan und dem am Tanganika; wenn dieser Wall hinweggerissen ist, so schließt sich der große feindliche Ring, und das ganze mittlere Afrika sinkt in die Fesseln des Islam. Das zu verhindern sollte Zweck der in Deutschland und England geplanten Hilfsexpeditionen für Dr. Schnitzer sein. Jedoch wird man zur Zeit in Europa von der Ausgestaltung dieser Pläne vorläufig absehen müssen[1]) und darauf sinnen, wie den afrikanischen Gegnern auf andere Weise beizukommen sei. Einige hierauf bezügliche Winke dürften sich aus den nachfolgenden Stücken unserer Darstellung ergeben.

Mit dem Vorgehen zur See allein — darüber sind alle urtheilsfähigen Richter einig — ist nur wenig gedient. Wären die Sklavenhändler durch Kreuzer oder Kanonenboote zu besiegen, so müßte das bei den vom Beginne dieses Säculums herrührenden Maßnahmen Englands schon längst geschehen sein, zumal seit den fünfziger Jahren auch Frankreich und die Vereinigten Staaten einige Kriegsschiffe für diesen humanen Zweck in Dienst gestellt hatten. Auf den

[1]) Eine weitere, von blinder Vorliebe für die Araber diktirte Ausführung dieses Satzes giebt A. Burdo, Les Arabes dans l'Afrique Centrale. Paris 1885.

[1]) Dr. Karl Peters, der Führer der deutschen Emin-Pascha-Expedition ist seither thatsächlich doch nach Afrika abgereist, wie man weiß (Vergl. S. 127 f.). D. R.

Kongressen zu Wien und Verona sind gewichtige Stimmen zu Gunsten der gequälten Schwarzen laut geworden, und im gleichen Sinne ist ein Breve Papst Gregor's XIV. vom 3. Dezember 1839 gehalten. Großbritannien, das von jeher an der Spitze der Bewegung stand, hat gemäß einer Notiz des Reichstagsabgeordneten Woermann 189 Verträge mit den verschiedensten Völkern zur Einschränkung des schmachvollen Menschenschachers geschlossen. — Und was ist das Resultat all dieser Mühen und Ausgaben? — Sklavenjagden, Sklavenhandel, Sklavenwirthschaft bestehen in Afrika hartnäckig weiter, und die Noth und das Elend der armen mißhandelten Neger hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Denn nicht zur See, nicht an den Küsten, sondern einzig im Herzen des Erdtheils kann dem Uebel die Axt an die Wurzel gelegt werden. Auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit muß man die arabischen Händler aufsuchen, in ihre Höhlen dringen, ihre Macht vor den Augen ihrer Schlachtopfer zertrümmern, damit sich diese ermannen, zu ihren Befreiern stehen und unter deren Leitung endlich das Blutjoch von sich wälzen. Mit dem energischen, damals leider verfrühten Vorgehen des Kongo-Staates auf der Fall-Station wurde der Anfang solches Einschreitens an Ort und Stelle gemacht, und die Araber erkannten nur zu bald, welche Gefahr in diesen Maßregeln lag, deren Gelingen unfehlbar eine empfindliche Schwächung der Händler zur Folge haben mußte. Dawider erhob sich jener heftige Sturm, der augenblicklich das gesammte äthiopische Handelsgebiet der Araber durchtobt; denn auch der ostafrikanische Küstenaufstand hat lediglich in den bedrohten Geschäftsinteressen der islamitischen Elfenbein- und Sklavenhändler seine Ursache. Ein Brief des verstorbenen Gesellschaftsbeamten Heinrich Hessel, der Land und Leute in Ostafrika geraume Zeit kannte, bestätigt dieses Urtheil vollauf: „Nicht die Masse der Eingeborenen", heißt es in dem Schreiben, „haben wir zu fürchten, wohl aber die arabischen Sklavenhändler, die sich durch uns in ihrem Gewerbe bedroht sehen"! Die Kette deutscher Zollbeamten in den Seeplätzen hätte auch nothwendig das schmähliche Handwerk der Araber lahm legen müssen, was z. B. der vielgenannte Buschiri in seinen Unterredungen mit Dr. Hans Meyer [1]) unumwunden zugestand. „Vom Sultan von Sansibar", sagte Buschiri u. a. „war keine Hilfe zu erwarten, denn er hat das Land an die Deutschen verkauft. Diese trieben zwar die Zölle nur im Namen des Sultans ein; als sie aber die Sultansflagge herabrissen, sahen wir, daß sie die Herren waren, und dabei hatten sie keine Bewaffneten. Die Indier fürchten solche ungewissen Zustände und geben uns keine Vorschüsse, ohne die wir nichts ausrichten können, und deshalb empörten wir uns". Durch das nach Fürst Bismarck's Tadel „mehr energische als kluge und vorsichtige" Auftreten der Ostafrikanischen Gesellschaft ist die Entzündung des Streites nur beschleunigt worden. Wie viel Schuld außerdem noch der englischen Mißgunst und dem Haß der im Sultanat Sansibar ansässigen Hindu-Kaufleute — den Gläubigern der Menschenjäger — zuzumessen ist, wollen wir lieber unerörtert lassen, zumal wir hoffen, daß Deutschland das verlorene Gut bald wieder unter seine Botmäßigkeit bringen werde.

Fragen wir nun, wie und wo der arabischen Herrschaft zu begegnen sei, so geben uns zur Beantwortung dessen gewisse Erfahrungen aus der Entdeckungs- und Civilisationsgeschichte des schwarzen Erdtheils den leitenden Faden an die Hand. Wir bitten den Leser, uns an das große Eingangsthor des südöstlichen Afrikas, an die Mündung des Zambesi, zu folgen. Diese wichtige Pforte eröffnete vor einem Menschenalter der schottische Forscher D. Livingstone, als er im Auftrage der englischen Regierung seine berühmte Schire-Nyassa-Expedition antrat. Die Kosten der Reise beliefen sich auf 30 000 Pfd. Sterl., ungerechnet der 7000 Pfd. Sterl., welche der Führer für die beiden mitgenommenen Dampfer verausgabte. Indessen, er erreichte sein Ziel und erschloß die später oft benutzte Straße den Schire hinauf zum Nyassa-See. Auf seine Berichte hin — voll bitterer Klagen über die Sklavenjäger — sandte bereits 1861 die britische Universitäten-Mission ihre ersten Glaubensboten in die jungfräulichen Gebiete ab. Die Arbeiten der Mission auf diesem Felde verschlangen bisher über 50 000 Pfd. Sterl.; das doppelte opferte die rührige schottische Mission, und wieder das doppelte, also 200 000 Pfd. St., legten die Handelsgesellschaften aus. Unter letzteren nimmt die „African Lakes Company" die hervorragendste Stelle ein. Sie besaß vor Beginn des Aufstandes nicht nur längs der Schire-Straße ihre Stationen, sondern hatte auch rund um den See Ansiedelungen gegründet, die sich zuletzt, nach Exploration der „Lakes Junction Road", bis zum Südende des Tanganika hinüberzogen. Daneben bestand eine Reihe von Missionsplätzen, wie Blantyre, Livingstonia, Lukoma, Bandawe ꝛc., deren Namen in aller Munde sind, und die jeder Nyassa-Forscher besucht hat. Eine Ravenstein'sche Karte in der letztjährigen Augustnummer des „Scottish Geographical Magazine" giebt ein anschauliches Bild von der Verbreitung der englisch-schottischen Missionen in der Seenzone. Kurz, die Briten waren im Besitze eines sicheren, bequemen Zuganges vom Ozean nach der Erdtheilsmitte, eines Zuganges, der vom Meere bis zum Tanganika und diesen inbegriffen allein auf 250 deutsche Meilen den schönsten schiffbaren Wasserweg bietet. Welch' günstige Aussichten erschließen sich damit für die Bekämpfung des Araberthums! Was könnte geleistet werden, wenn Tanganika und Nyassa durch stark bemannte Dampfer den Menschenhändlern gesperrt würden, wenn die Stationen befähigt wären, die Ueberlandrouten am Schire und im Bereiche der Seenstraße zu verlegen! Nun hat aber durch die Theilung Südostafrikas zwischen Deutsche und Portugiesen, wonach erstere alles Land vom Rovuma-Gemünde bis zum mittleren Nyassa, letztere das ganze Gebiet südlich unserer Grenzscheide bis zur Delagoa-Bai beanspruchen, das kapitalkräftige Großbritannien, zum herben Verdruß seiner Söhne, vorläufig den rechtlichen Boden für ein weiteres Festsetzen in dieser Gegend verloren. Man hofft zwar, die Scharte durch Besitzergreifung der westlichen Nyassa-Region auszuwetzen; doch dürfte es damit noch gute Weile haben, zumal jetzt in England die Lust zu größeren — vielleicht gar kriegerischen — Unternehmungen auf der Linie Zambesi-Nyassa-Tanganika sichtlich im Abnehmen ist. Man fürchtet, daß der etwaige Gewinn wahrscheinlich anderen, als den Briten in den Schooß fallen werde. Außerdem haben sich die Schwierigkeiten im Laufe der letzten Monate noch bedenklich gehäuft. Die Araber halten die Stevenson-Straße besetzt und haben ein Fort erbaut, das mit einigen Kanonen armirt ist, die wahrscheinlich von Glaubensgenossen aus Mosambik geliefert sind. Sollte daher am Nyassa zunächst kein Vorstoß geschehen, so bleiben uns zum Glück noch andere Zugänge offen, die ein verhältnißmäßig leichtes Eindringen in den Kern des Kontinents ermöglichen. Auf den Riesenwassern des Kongo können Dampfer ungehindert vom Pool nach den Stanley-Fällen hinauffahren, wo man sich in einem ergiebigen Jagdgrunde der Menschenhändler befindet. Im ganzen wird der Kongo-Staat heute über 14 bis 16 Dampfschiffe innerhalb der bezeichneten Strecke verfügen, mit denen sich wahrlich genug wider die aufständischen Scheichs aus-

[1]) Von dem Reisenden in der Januar-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde mitgetheilt (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 141).

richten ließe. Zudem ist die Fall-Station im vergangenen Sommer aufs neue besetzt worden; doch scheint man es gegenwärtig noch vermeiden zu wollen, dem bösen Nachbar Tippoo Tib — der übrigens „Wali“ des Fall-Distrikts ist — irgend welche Beschränkungen aufzuerlegen. Eher wären auf den linksseitigen Zuflüssen des Kongo kräftige Maßregeln ins Werk zu setzen, namentlich auf dem Kassai und seinen weit verzweigten Nebenadern Sankuru und Lomami. Der Kassai selbst ist von der Mündung bis zu den Wißmann-Fällen in einer Ausdehnung von 650 km für größere Flußdampfer jederzeit passirbar, ebenso die schiffbare Fortsetzung des Hauptstromes, der herrliche Lulua, der direkt in das Reich der mittleren Baluba führt. Lomami und Sankuru endlich leiten ostwärts hinüber in jene Striche, die seit dem letzten Jahrfünft unter dem Drucke der arabischen Sklavenjäger seufzen. In kleinerem Umfange dürften sich noch der Tschuapa und Lulongo — falls sich die Negerrazzien soweit erstrecken — zu Dampfer-Unternehmungen gegen die Araber eignen.

Der kürzeste Pfad zu den Sitzen der islamitischen Raubfürsten läuft jedenfalls über Land auf der bekannten und vielbegangenen Karawanenstraße von Bagamoyo nach Udschidschi. Dieser Weg ist jetzt durch den ostafrikanischen Aufstand völlig gesperrt, und das Araberthum herrscht hier um so uneingeschränkter, als der große Feind der Muselmänner, der gefürchtete Negerkönig Mirambo, nicht mehr zu den Lebenden zählt. Mirambo's Name war lange Zeit der Schrecken der Händler; wehe dem Araber, der in des Königs Gefangenschaft fiel! Vor etwa zehn Jahren erstürmte er Tabora, diesen Hauptstützpunkt der Islamiten und tödtete mehr als 100 Araber, abgesehen von ihren Truppen [1]). Soviel über den Tod des Königs verlautet ist, haben sich die Araber durch Gift ihres Gegners zu entledigen gesucht. Unserm Reichskommissar für Ostafrika, Hauptmann Wißmann, wird Mirambo, der mit ihm persönlich befreundet war, sehr fehlen; indeß, wir leben der sicheren Zuversicht, daß es dem kundigen Reisenden gelingen wird, den Aufstand zu bemeistern, eine geschützte Straße nach dem Tanganika zu eröffnen und unsere Herrschaft in Ostafrika glänzender als zuvor wieder herzustellen.

Und die Sklaverei? Auch sie muß dereinst vor solchen Erfolgen weichen, wenn auch, wie Serpa Pinto schreibt, weder diese noch die nächste Generation es erleben wird, daß die Knechtschaft gänzlich vom afrikanischen Boden verschwindet. Erst „mit Hilfe einer ausgebreiteten Civilisation dürfen wir hoffen, die Sklaverei eines Tages beseitigt zu sehen“.

[1]) Näheres über Mirambo, den „Napoleon Afrikas“, siehe Mittheilungen der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft IV., S. 52 bis 54 und Wißmann's neuestes Buch: „Quer durch Afrika unter der deutschen Flagge“. Dem Urtheil Burdo's über Mirambo in seiner schon genannten Schrift können wir uns nicht anschließen.

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von Karl Haberland.

(Fortsetzung.)

Im nordischen Heidenthume bildete das Schweinefleisch den wichtigsten Bestandtheil des Mahles am Julfeste, und dieses Lieblingsgericht hielt sich auch nach Einführung des Christenthums; Gervasius von Tilbury erzählt bereits von der Weihnachtssuppe der christlichen Schweden aus frisch geschlachtetem Schweinefleisch mit Milch, welche auch noch im achtzehnten Jahrhundert als gebräuchlich erwähnt wird, und dem darauf folgenden Ribbespeerbraten [1]), und noch heute schlachten in Nord-Seeland (Dänemark) die Bauern zu jedem Jul- und Neujahrsabend ein Schwein, um am Abend Suppe und am anderen Tage die Reste davon zu essen, weil dann nicht gekocht werden darf [2]); im bereits erwähnten Schweinefleischessen der Ehsten zu Weihnachten haben wir jedenfalls auch einen Uebertrag der altnordischen Sitte vor uns. In England war es namentlich der Schweinskopf, welcher beim feierlichen Weihnachtsmahl seine Rolle in den vergangenen Jahrhunderten spielte, und auch jetzt noch vereinzelt — beispielsweise im Queens College zu Oxford — als Ueberlebsel dabei figurirt [3]). Für Schlesien ist das Neujahrsgericht geräuchertes Schweinefleisch mit Backobst — das sogenannte „Himmelreich“ [4]) — für die Rumänen Siebenbürgens Sulzen und gekochte Pflaumen das Festgericht des Dreikönigstages [5]); der altrömische Brauch forderte für die sechsten Kalenden Schweinefleisch mit Bohnen und Dinkel als Zugericht, man glaubte durch Genuß dieses Gerichtes für die Gesundheit im nächsten Jahre zu sorgen [6]).

[1]) Otia imperialia, S. 60. [2]) Düringsfeld 1, 92. [3]) Brand 1, 264/5. [4]) Simrock 549. [5]) Schmidt, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Rumänen Siebenbürgens. Hermannstadt 1866, S. 6. [6]) Ovid, Fasten, 6, 169 ff.

In Norwegen tritt das Schwein als Festgericht für den Martinstag auf [1]), im deutschen Kinderliede kommt der große Martin und schlachtet ein großes fettes Schwein [2]); als einen fränkischen Brauch an diesem Tage hat Sebastian Frank das Kämpfenlassen zweier Eber mit nachheriger Vertheilung des Fleisches unter das Volk überliefert [3]). Auch der englische Name für das im Herbste geräucherte Rindfleisch — Martlemasbeef — weist auf Martini als eine alte Einschlachtezeit hin; für das Voigtland ist die Adventzeit die Zeit des Einschlachtens der gemästeten Schweine [4]). In der Oberpfalz muß am Fastnachtsdienstage dem Vieh Blutwurst oder gebraten Blut als Vorbeugung für die Maulblattern eingegeben werden [5]), in Franken bewahrt der Genuß von Blutwurst an diesem Tage auch die Menschen vor Krankheit im Jahre [6]); in mecklenburgischen Gegenden stehen die Leute in der Christnacht auf, um (Gänse-?) Schwarzsauer zu genießen [7]).

Das Schaf ist in Irland das Thier des Michaelistages, früher schlachtete jede Familie dort ein solches und gab einen Theil des Fleisches den Armen [8]). Im Oberpfälzer Walde gehört hingegen Bockfleisch als obligates Essen zum Hochzeitsmahle, zur Benehmung des üblen Geruches wird aber das Thier, ehe der Metzger es absticht, vom Dache herabgestoßen [9]); dieser Brauch, die zu schlachtenden Böcke vom Dache herabzustoßen, findet sich auch anderwärts in der Oberpfalz [10]).

[1]) Wolf, Beiträge 1, 49. [2]) Kuhn, Westfälisches 2, 98. [3]) Wolf, Beiträge 1, 49. [4]) Köhler 164. [5]) Schönwerth 1, 311. [6]) Wuttke §. 215. [7]) Bartsch, Nr. 1174, 1177. [8]) Wolf, Beiträge 2, 98. [9]) Schönwerth 1, 98. [10]) Schönwerth 1, 342/3.

Gleich dem Schweinefleischgenuß zu Weihnachten und Martini scheint auch die in Deutschland [1]) und Skandinavien genossene Martinsgans, wofür indeß in England die Michaelisgans, welche bereits unter Eduard dem Vierten nachgewiesen ist, und deren Genuß Geld für das folgende Jahr verschaffen soll [2]), eintritt, ein Nachklang des alten Einschlachtens für den Winter, verbunden mit Opfer und Opfermahlzeit; auch in Paris wird die Gans gern am Martinstage, dann noch am Dreikönigs- und Fastendienstage als Festgericht gegeben [3]); Gubernatis deutet den Brauch, indem er die Gans als Wintervogel faßt, auf den Beginn des Winters [4]), die Tradition aber weiß anders zu berichten, weshalb der Vogel diesem Tage zukommt. Da soll sich der demüthige Heilige, als man ihn zum Bischof wählen wollte, in einem Gänsestall versteckt haben, und durch das Geschnatter der Gänse verrathen sein; oder es wird gesagt, daß bei seiner Beerdigung von den Leidtragenden sehr viel Gänse, welche um diese Zeit gerade recht fett und schmackhaft, verzehrt worden und daher das Essen der Martinsgans als Brauch entstanden sei [5]), oder endlich, daß die Gänse ihn durch ihr Geschnatter in seinen Predigten irre gemacht und er sie daher aus Rache hätte schlachten und braten lassen [6]). In dem Tiroler Bauernkalender ist übrigens der Tag selbst durch eine Gans bezeichnet [7]), wie dieses gleichfalls in einem nordischen Runenkalender geschehen ist [8]). Das Dorf Mühlbach in Unterfranken feiert am Sonntag nach Kiliani ein besonderes „Gänsefest“ mit massenhaftem Konsum dieses Geflügels [9]); als beliebtes Essen tritt dieses ferner am Christfeste in Nord-England auf, woselbst sie das Hauptingrediens der Weihnachtspastete bildet [10]). Verboten war die Gans nach einem älteren englischen Kalenderaberglauben am ersten August und am letzten April und Dezember, an welchen Tagen das Essen derselben den Tod in spätestens vierzig Tagen verursachen sollte [11]). In der Provence ist Weihnachten der Puter ein nothwendiges Festgericht, dessen Einführung man dort dem König René zuschreibt [12]); in Paris erscheint dieses Geflügel als feststehend für die Martinimahlzeit [13]).

Gehen wir nunmehr zu den aus dem Mehle bereiteten Speisen über, so bemerken wir, daß diese als Zeitspeisen in Deutschland gern in Bezug auf den Ackerbau, auf das Gedeihen von Feldfrucht und Flachs gestellt werden. In Thüringen ißt am Himmelfahrtstage die ganze Familie Milch mit Semmel, damit der Flachs gut gerathe [14]); an der Innmündung kocht zu gleichem Zwecke die Bäuerin ihrem Manne zur Zeit des Flachsbaues ein weizenes „Schmalzkoch“ [15]); in der Oberpfalz bereitet man Fastnacht eine besondere Zeitspeise mit Bezug auf das Gedeihen des Flachses: so viel Leberknödel, so viel Flachsbüschel [16]), — auch bei der Flachsernte und den Zubereitungen desselben spielen Krapfen und ähnliche Fettspeisen als Beköstigung der Arbeitenden in vielen Gegenden Deutschlands eine wichtige Rolle. Ferner müssen in Thüringen die Mägde, welche Kraut gepflanzt haben, Semmel mit Milch erhalten, was früher auch allgemein voigtländische Sitte war [17]), muß beim ersten Ackergange dem Manne oder Knecht von der Bauerfrau die Tasche mit Krapfen angefüllt werden, womit das Gedeihen der Feldfrucht zu befördern geglaubt wird,

[1]) Bartsch, Nr. 1161. Zingerle, Nr. 1486; Meier 452. Peter 261 u. s. w. [2]) Brand 1, 207 ff. [3]) Brand 1, 208. [4]) Gubernatis, Die Thiere in der indo-germanischen Mythologie. Leipzig 1874; S. 580. [5]) Kruspe, Erfurter Sagen. Bd. 2, S. 61. [6]) Wolf, Beiträge 1, 47. [7]) Zingerle, Nr. 1486. [8]) Wolf, Beiträge 1, 48. [9]) Bavaria 4 a, 254. [10]) Brand 1, 296. [11]) Brand 2, 32; vergl. 1, 207. [12]) Wolf, Beiträge 1, 118 (nach de Nore). [13]) Brand 1, 208. [14]) Wuttke, §. 322, [15]) Bavaria 1, 1020. [16]) Schönwerth 1, 414. [17]) Witzschel 2, 218; Köhler 359.

müssen Fastnacht die Ackerpflugkeile in das Fett, worin die Krapfen gebacken sind, getaucht werden, um sie später in den Pflug zu schlagen, oder das Fett selbst aufbewahrt werden, um die Wagen bei dem ersten Fahren ins Feld damit zu schmieren [1]). In Barnau kochen Fastnacht die Weiber vor Sonnenaufgang Knödel, wobei sie pflichtgemäß so zerstreut sind, daß sie nicht wissen, wie viel sie einthun; kommen nun die Knödel auf den Tisch, dann heißt es: so viel Knödel, so viel Schock Korn in die Scheune [2]); nur Mehlspeise und zwar von dem Mehl der vier Getreidearten kommt in Tiefenbach in der Oberpfalz unter Ausschluß jeder Fleischspeise beim Ausdrischfestmahl auf den Tisch [3]). Die Milchergiebigkeit der Kühe glaubt man in Westfalen durch Essen von Eierkäse zu Pfingsten [4]), in der Oberpfalz von Semmel in nicht abgeblasener Milch am Walpurgisabend zu fördern; der Oberpfälzer nimmt an, daß dadurch die Kuh geehrt werde und sie aus Dankbarkeit reichlich Milch das Jahr über gäbe [5]). Gleichfalls in der Oberpfalz muß Walpurgis als dem Tage, an welchem das Vieh zum ersten male ausgetrieben wird, die Hirtenfrau Kücheln backen, um den Hexen die Augen damit zu verbrennen, die Bäuerin aber selbst backt zu gleichem Zwecke dann Kücheln von neunerlei Art [6]). In Böhmen trinkt man Allerheiligenabend kalte Milch, damit sich dadurch die armen Seelen im Fegfeuer abkühlen [7]); in der Meraner Gegend muß Pfingstsamstag Maibutter auf den Tisch kommen, in anderen Gegenden Tirols aber Faschingsdienstag die frisch geschlagene Fastnachtsbutter, damit nicht die Noth im künftigen Jahre ins Haus ziehe [8]).

Am Feste Galaxia kochte man zu Athen einen Brei aus Gerstenmehl und Milch [9]); am Feste der Idäischen Mutter aß man in Rom Milch und weißen mit zerriebenen Kräutern gemischten Käse als ein Gericht der alten Zeit, welches als ein solches der Göttin besonders angenehm war [10]), am Feste der Aphrodite in Latium Milch mit Honig und gestoßenem Mohn, weil die Göttin einst selbst diese Speise genossen und der Mohn darin ihren Schmerz um die geraubte Proserpina gelindert hatte [11]). Die Juden genießen Pfingsten gern Milchspeisen, weil das Gesetz, welches sie an diesem Tage empfangen haben, süß wie Milch ist [12]); gleichfalls war es früher an diesem Feste in Irland Sitte, nur ebensolche Speisen zu sich zu nehmen und als Getränk dazu nur einen Aufguß von heißem Wasser auf Weizenkleie zu benutzen [13]). Bei den mohammedanischen Aegyptern fordert der Dienstag der Osterwoche Milchkäsebrühe mit Zwiebeln, der Freitag Mehlfladen mit Butter und Honig bestrichen [14]); der zweite Tag des englischen Pongolfestes hat als seine vorgeschriebene Speise Reis in Milch, unter freiem Himmel gekocht, von welchem Gerichte Gottheit, Hausbewohnerschaft und Kuhbestand seinen Antheil erhält [15]). Aus dem zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird berichtet, daß die Frauen in Harran am Feste des Gottes Ta-uz keine Speise, welche aus Mehl bereitet war, sondern nur eingeweichte Weizenkörner aßen, weil die Knochen dieses Gottes nach seinem Tode in einer Mühle zermalmt und dann in die Lüfte zerstreut sein sollten [16]); bei den Ru-

[1]) Witzschel 2, 213, 216, 190. [2]) Schönwerth 1, 401. [3]) Schönwerth 1, 402. [4]) Wolf-Mannhardt 2, 87. [5]) Schönwerth, 1, 336. [6]) Schönwerth 1, 321, 315. [7]) Grohmann, Nr. 1391. [8]) Zingerle, Nr. 1368, 1208. [9]) Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker. Leipzig und Darmstadt 1839 ff., Bd. 2, S. 560. [10]) Ovid, Fasten 4, 367 ff. [11]) Besnard im Anhange zu seiner Uebersetzung des Arnobius. Landshut 1842, S. 624. [12]) Buxtorf 496. [13]) Ausland 1860, 315. [14]) Klunzinger 178. [15]) Dubois, Moeurs, institutions et cér émonies des peuples de l'Inde. Paris 1825, v. 2, p. 335. [16]) Menzel 1, 219; Liebrecht 252.

mänen Siebenbürgens bildet am Nikolastage das Hauptgericht gekochter Weizen, welche Frucht der Sage nach aus dem herabfallenden Fleische des am Kreuze hängenden Heilandes entstanden sein soll, und der durch Aufdrücken von verschiedenen Formen geziert und dann kirchlich geweiht wird[1]).

Honig soll man in Schlesien und stellenweise auch in Norddeutschland am Gründonnerstage essen; ihn faßte ja der alte Volksglaube als vom Himmel thauend und als Götterspeise auf — in Schlesien heißt es, daß der Unterlasser des Brauches zum Esel wird oder Eselsohren bekommt[2]); die Juden genießen am Neujahrsvorabend ein Stückchen süßen Apfels in Honig eingetaucht, auf daß das Jahr ein gutes und süßes werde, vermeiden dagegen den Gebrauch von Essig und anderen sauren Sachen[3]). An der Innmündung und im Lechrain genießt man Johanni gebratene Tauben oder in Schmalz gebackene Holler[4]) — der Hollunderknchen zu diesem Tage in Tirol gedachten wir bereits; des Rettigs als einer Osterspeise, um sich vor Fieber und anderen Krankheiten zu bewahren, erwähnt Naogeorgus[5]).

[1]) Schmidt, Rumänen. S. 1. [2]) Wuttke, §. 22. Mannhardt, Mythen 412. [3]) Buxtorf 554/5. [4]) Bavaria 1, 1020; Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855, S. 184. [5]) Brand 1, 92.

Verboten ist eigenthümlicherweise in verschiedenen Gegenden Deutschlands der Suppengenuß an gewissen Tagen. In Reichenbach im Voigtlande darf Christabend keine Suppe aufgesetzt werden, weil sonst das kommende Jahr eine tropfende Nase bringt[1]), anderwärts darf dieses aus gleichem Grunde Fastnacht nicht geschehen[2]); in Wunsiedel soll man keine Suppe zum Fastnachtshirsebrei essen, damit man nicht im Sommer zu viel von den Schnacken zu leiden hat[3]). In der Oberpfalz ist Suppe am Hochzeitstage der Braut verboten, damit sie gut tanzen kann[4]), ferner auch das Trinken während der Mahlzeit, um nicht später die Wirthschaft durch Trinken zu Grunde zu richten[5]). Wasser soll man nach einem schwäbischen Glauben am Charfreitag nicht trinken, weil man sonst das ganze Jahr über Durst und auch viel von den Schnacken zu leiden hat[6]). Die Vorliebe für die Suppe hinwiederum beweist indeß die in der Magdeburger Gegend bräuchliche Redensart „Wer lange suppt, lebt lange", welcher Glaube sich auch im Voigtlande in der Form, daß der Genuß vieler Suppe langes Leben bewirke, wiederfindet[7]). In Tirol ist stellenweise Kirschsuppe das Gericht des Christabends[8]). (Fortsetzung folgt.)

[1]) Köhler 360. [2]) [Fischer] Das Buch vom Aberglauben. Leipzig 1791, S. 222. [3]) Bavaria 3, 386. [4]) Schönwerth 1, 96. [5]) Schönwerth 1, 97. [6]) Meier 389. [7]) Köhler 433. [8]) Zingerle, Nr. 1780.

Der Stand der Karstarbeiten Ende der Arbeits-Saison 1888.

Von Franz Kraus.

Die Angelegenheit der Sicherung der Kesselthäler von Krain hat im Jahre 1888 neue Fortschritte gemacht. In Hinblick auf die bedeutenden Niederschläge dieses abnorm regenreichen Jahres wären die heurigen Ueberschwemmungen zu den größten bekannten zu zählen gewesen, wenn nicht schon so viel zur Beschleunigung des Wasserablaufes geschehen wäre. Das Thal von Ratschna, welches sonst mehrere Meter hoch überfluthet zu werden pflegte, ist heuer von jeder Ueberschwemmung verschont geblieben, und das Planina-Thal war nur durch 22 Tage unter Wasser gesetzt. In beiden Thälern sind es die künstlich eröffneten Wasserschlünde, die zu diesem Erfolge beigetragen haben.

Im Ratschna-Thale ist die Erweiterung und Consolidirung des Durchbruches zur Desnica-Höhle vorgenommen worden. Das zum Schutze gegen Einschwemmung von Holz und Astwerk errichtete Gitter aus eisernen Traversen hielt dem Anpralle der Wogen nicht stand und muß durch ein elastischeres aus Holz ersetzt werden. Die schon im Jahre 1887 begonnenen Versuche, in der Desnica-Grotte weiter vorzudringen, sind auch heuer fortgesetzt worden, und führten zur Aufschließung eines neuen Wasserbassins, welches eine bedeutende Tiefe hat (9 bis 15 m). Klüfte mit starken Erosionsspuren zeigen sich an der entgegengesetzten Wand dieses Bassins, und hofft der leitende Ingenieur, Herr Heasky, durch die Verfolgung derselben hinter den Syphon zu gelangen, um ihn dann durch Abgrabung der Barre, und durch Heruntersprengen der Decke reguliren zu können.

Die an dieser Stelle herrschenden Verhältnisse deuten darauf hin, daß der Weg, den das Wasser jetzt zu nehmen gezwungen ist, nicht der ursprüngliche, sondern ein neuer, noch nicht fertig erodirter ist. Durch irgend eine Strömung mag der frühere Abzugskanal verstopft worden sein, und das Wasser zwängt sich jetzt durch irregulär verlaufende, auf- und absteigende, enge Klüfte. Derartige Störungen können ebensogut durch Verwerfungen, als auch durch einfache Einschwemmungen von Baumstämmen, durch Nachrollen großer Deckenbruchstücke und durch andere Zufälle entstehen. Durch solche Störungen wird aber das Wasser gestaut, und das eigentliche Hinderniß kommt unter den Wasserspiegel zu liegen, wird also unzugänglich, und bereitet dem Techniker enorme Schwierigkeiten, wenn es ihm nicht gelingt, dasselbe von unten her anzugreifen.

Bei den Arbeiten zur Entwässerung des Ratschna-Thales war es 1888 der hohen Wasserstände wegen nie möglich, von Obergurk aus dem Wasser entgegen zu arbeiten. Dies wäre wohl 1887 möglich gewesen, die günstige Zeit konnte aber nicht ausgenützt werden, weil der Ingenieur zur Waffenübung einberufen wurde, gerade als der Wasserstand ein — allerdings höchst gefährliches — Vordringen gestattet hätte, denn die Distanz zwischen Decke und Wasserspiegel betrug nur 60 cm und das geringste Steigen hätte den Rückweg gesperrt. Als Beweis, wie gefährlich derartige Untersuchungen sein können, mag es dienen, daß seither ein Wasserstand nicht beobachtet wurde, der den Rückweg gestattet hätte.

Herr Heasky verfolgt außer der vorerwähnten Kluft im neuen Bassin noch eine zweite, die von der Hauptgrotte abzweigt, und die einen scharfen Luftzug zeigt. Diese übersteigt die Halle des neuen Bassins, und dürfte entweder am Tage, oder in noch unbekannte größere Höhlenräume münden. Vielleicht führt dieser seltsame Weg auch hinter den Syphon, der um jeden Preis bewältigt werden muß, soll das Werk

nicht allen jenen Zufälligkeiten anheimgegeben bleiben, die den Wasserabfluß störend beeinflussen können.

Großartiger und kostspieliger waren die Arbeiten im Planina-Thale, wo der k. k. Forstingenieur Putick für Rechnung des Ackerbau-Ministeriums gearbeitet hat. Die beiden schon 1887 angeschürften Baron-Winkler-Höhlen kommuniziren jetzt mit der Oberfläche durch zwei Schächte, von denen jeder einen Querschnitt von 10 qm hat. Der Abfall beträgt bei 20 m, und es stürzen die Hochwässer mit gewaltigem Getöse in diese Schächte hinein, an deren Stelle früher nur unbedeutende Klüfte zu sehen waren.

Wer die betreffende Lokalität früher gesehen hat, wird sie kaum wieder erkennen. Die ganze Schutthalde unter den Felswänden der Situation „pod stenami“ ist verschwunden, und der anstehende Fels, der hier deutliche Stockwerke bildet, liegt zu Tage. Der Raum um die beiden nahe an einander liegenden Schächte ist durch solides Mauerwerk zu einem großartigen Bassin umgewandelt, in dem bei Hochwasser die beiden käfigartigen, hölzernen Schutzgitter aus dem Wasserspiegel hervorragen. Bei Niederwasserstand erreicht der Unzfluß bekanntlich nicht mehr diesen Endpunkt seines Flußbettes, und verschwindet schon vorher in den Sauglöchern am Nordrande des Thales.

Durch diese kurz skizzirten sehenswerthen Arbeiten sind weitere wesentliche Erfahrungen gemacht worden. Vor allem ist es erwähnenswerth, daß in den neuaufgeschlossenen Höhlen das durch die Schächte einströmende Hochwasser in der kurzen Zeit seit ihrer Eröffnung wesentliche Veränderungen bewirkt hat. Ganze Berge von Höhlenlehm sind verschwunden, und neue Klüfte sind zum Vorschein gekommen, deren Verfolgung der vorgerückten Jahreszeit halber nicht mehr möglich war, die aber beweisen, daß die Erosionskraft des Wassers das Werk der Menschenhand insofern fördern hilft, als sie trachtet, den neuerwählten Weg zu erweitern.

Daß trotz des enormen Wasserquantums, welches die beiden Schächte zu verschlingen vermögen, doch eine Ueberschwemmung stattfand, beweist nur, daß zwischen dem Zulaufe und dem Ablaufe noch nicht das richtige Gleichgewicht hergestellt ist, und daß nebst den bereits fertigen Schächten noch andere unterirdische Abflußkanäle eröffnet werden müssen. An diesen ist, wie die Terrainuntersuchungen der früheren Jahre gezeigt haben, kein Mangel. Vielleicht genügt es sogar, die Baron-Winkler-Höhlen weiterhin aufzuschließen, wenn dies möglich ist, um größere Tiefen zu erreichen, und dadurch einen höheren Druck der Wassersäule hervorzurufen. Durch den erhöhten Druck mußte das Wasser mit größerer Rapidität durch die Verengungen getrieben werden, die den Abfluß verlangsamen, und es wäre dadurch schon viel gewonnen.

Soweit es dem Ingenieur bisher möglich war, in den Baron-Winkler-Höhlen vorzudringen, dürften dieselben mit Wasseransammlungen abschließen. Es läge also hier derselbe Uebelstand vor, wie in der Dešnica-Grotte im Ratschna-Thale, denn auch hier ist es unmöglich, den Syphon von unten her anzufassen, weil keine der bekannten Schachthöhlen zu fließendem Wasser hinabführt, und weil an ein Entgegenarbeiten von Oberlaibach aus nicht gedacht werden darf — wegen der Bedenken der Bewohner der Laibacher Ebene, die ein zu rasches Zuströmen der Hochwässer befürchten, welche alljährlich einen Theil des sogenannten Laibacher Morastes unter Wasser setzen.

Diese selbst von Technikern getheilten Bedenken wären aber nur dann gerechtfertigt, wenn es sich darum handeln würde, eine Art Tunnel herzustellen, in dem jede Vorrichtung zur Regulirung des Zulaufes fehlt. Die moderne Technik vermag aber solche Sicherheitsvorrichtungen einzufügen, die nur einem bestimmten, errechneten Wasserquantum den Durchlaß gestatten, welches im Verhältnisse zur Aufnahmsfähigkeit des Bettes des Laibach-Flusses ist, dessen Regulirung bevorsteht. Bevor aber diese Regulirung nicht in Angriff genommen ist, darf selbstverständlich an den derzeit bestehenden Verhältnissen nicht gerührt werden. Man sollte meinen, daß schon jetzt durch die neueröffneten Schachte in Planina eine oder die andere der Laibach-Quellen einen merklich erhöhten Zufluß erhalten haben sollte, was aber, wie es die fortgesetzten Pegelstands-Beobachtungen erweisen, nicht der Fall gewesen ist. Die Hochwässer müssen sich demnach in unbekannten unterirdischen Räumen ansammeln, und sie treten, durch Widerstände aufgehalten, nur mit normalen Maximas in die Laibacher Ebene hinüber.

Bei dem lebhaften Interesse, welches der Ackerbau-Minister Graf Falkenhayn an den Entwässerungs-Arbeiten nimmt, ist es vorauszusehen, daß dieselben auch fortgesetzt werden, und es stehen daher noch manche in wissenschaftlicher Hinsicht wichtige Aufschlüsse über das Karst-Phänomen bevor. Zu verwundern ist es nur, daß diese einzig in ihrer Art dastehenden Arbeiten bisher von Fachleuten keiner Besichtigung unterzogen wurden. Die Karst-Technik ist allerdings nur dort anwendbar, wo es Karst-Terrains giebt, und die beschränkte Verbreitung derselben erklärt es vielleicht, daß die Fachleute ihre freie Zeit lieber ihnen näher liegenden Objekten opfern. Interessant bleiben diese Arbeiten aber trotzdem in hohem Maße, und wen der Weg nach dem Süden führt, der versäume nicht sie zu besichtigen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Einer Mittheilung des Professor L. Virchow zufolge ist die Annahme, daß in Europa Fundstätten echter Jade vorhanden seien, zuvörderst wieder in negativer Weise entschieden worden. Bekanntlich hatte Dr. Schuchhardt in Bergel (Graubünden) am Piz Longin ein Mineral gefunden, das er für Jadeit hielt. Herr v. Fellenberg hat nun die Fundstelle genau besichtigt, bei der es sich um von Lawinen zu Thal getragenes Gerölle von schwer zugänglichen Stellen des Berges handelt. Nach mehreren zu keinem festen Ergebniß führenden Untersuchungen hat hierauf Dr. Rammelsberg die chemische Analyse des angeblichen Jadeits ausgeführt, und es hat sich ergeben, daß man es mit Vesuvian zu thun hat. Herr v. Fellenberg hat alle ihm zugänglichen Jadeit-Artefakte untersucht, ob sie nicht etwa auch aus Vesuvian beständen, aber mit negativem Erfolge. Somit bleibt die Frage nach dem Fundort der westeuropäischen Jadeite noch immer offen.

Asien.

— Henri Dauvergne hat seine Reise in Centralasien, die namentlich naturalistische Zwecke verfolgte, glücklich beendet. Von Tiflis ist der Reisende zunächst über Aska-

bad, Merw, Samarkand, Chodschent, Kokan und Andidschan nach Osch vorgedrungen. Dann hat er den Alai-tag überschritten und am Thian schan auf Poli-Schafe gejagt. Ferner hat er sich nach dem Pamir-Plateau gewandt und dasselbe bis zum Pamir-Kulan gequert, um von da nach Osch zurückzukehren. Von dort ist er endlich weiter ostwärts nach Kaschgarien gegangen, hat den Kuen-Luen und Karakorum überstiegen, und ist über Sasser-La und Kardong nach Leh (am Indus) und Srinagar (in Kaschmir, wo der Reisende seit lange seinen Wohnsitz hat) gelangt. Es handelt sich also um durchmessene Zickzacklinien von bedeutender Ausdehnung und von hohem geographischen Interesse. (Vergl. Comte rendu der Pariser Geogr. Gesellschaft, 1888, S. 450.)

— Am 13. Februar d. J. berichtete H. Grombtschewski in der Geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg über seine vorjährige Reise durch das Pamir-Hochland nach Kundschut (Hunza), wobei nach dem Referat der „Nowoje Wremja" zu urtheilen, die persönlichen Erlebnisse des Reisenden und die von ihm überstandenen Hemmnisse und Gefahren in lebhafter Weise zur Darstellung kamen. Die Länge des von ihm durchmessenen Weges betrug mehr als 3000 km, wovon etwa 1470 in unbekannten, noch von keinem Forschungsreisenden betretenen Berglandschaften zurückgelegt worden sind. Mit vier Kosaken und drei Eingeborenen aus Ferghana brach der Reisende aus Morgelan auf, überschritt die Alai-Gebirge und gelangte über die Seen Kara- und Rang-Kul nach Aksu. Hier trat ihm ein chinesischer Beamter in den Weg, der sich jedoch erweichen und die Expedition weiter ziehen ließ, die nun mit Schneegestöbern und schwierigen Gebirgswegen zu kämpfen hatte. Bald jedoch zeigte sich ihr ein neuer Feind in Gestalt einer Truppe von 50 Afghanen, die zur Einfangung der Russen abgesandt waren, von denen es aber umgekehrt den letzteren gelang, zwei Mann abzufangen. Glücklicherweise verwischte einfallendes Thauwetter die Spuren der Russen im Schnee, so daß sie ihren Verfolgern über den Hindukusch hinüber entkamen und sich bei dem Herrscher von Kundschut anmelden lassen konnten, zugleich mit der Bitte, ihnen zum Weitermarsche hilfreiche Hand zu reichen. Der Chan sandte ihnen sofort Träger entgegen und erwies sich, als die Fremdlinge in seine Residenz Baltid (Hunza) eingezogen waren, denselben in jeder Beziehung gastfreundlich, offenbar weil er in ihnen Feinde Englands sah. Grombtschewski lohnte diese Haltung durch ein Geschenk im Werthe von 1000 Rubeln. Beinahe jedoch hätte die Freundschaft ein jähes Ende genommen. Nach dem Festessen, das der Khan seinen Gästen veranstaltet hatte, wurde derselbe nämlich plötzlich krank, und eine ihm auf Bitten seiner Gemahlin verabfolgte Dosis Medizin verschlimmerte das Uebel, so daß die Gäste von den mißtrauischen Asiaten als Giftmischer angesehen wurden, bis endlich nach längerer Behandlung das Uebel sich hob. Kundschut zählt etwa 30 Ortschaften und gegen 40000 Einwohner, es ist ein echtes Räuberland, in dem der Sklavenverkauf im ganzen wie im einzelnen getrieben wird. Am 20. September verließen die Russen dasselbe und begaben sich auf den Rückweg, der wiederum mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft war. In einem zweiten Vortrage versprach der Reisende weitere, wohl mehr wissenschaftliche Mittheilungen zu machen.

— Folgender Brief Prschewalski's, den er auf seiner letzten traurig unterbrochenen Reise aus Samarkand an einen Freund schrieb, lehrt seine Ansicht in Bezug auf die centralasiatische Eisenbahn kennen:

„In zwei Wochen haben wir 5000 Werst zurückgelegt — von Moskau nach Samarkand. Erst fuhren wir mit der Nishnij Nowgorod-Bahn, dann die Wolga hinunter und quer über das Kaspische Meer bis zur transkaspischen Eisenbahn. Letztere erscheint wirklich wie ein Wunder in dieser Wüstengegend. Man fährt wie in einem Märchen durch den Flugsand und über die öden, wasserlosen Ebenen. Eine Nachtreise vom Kaspischen Meere bringt einen nach Kizil Arvat, am Abend desselben Tages befindet man sich in Askabad, am nächsten Morgen in Merw, und so geht es weiter bis nach Samarkand. Eine Brücke über den Amu Darya ächzt und bebt förmlich unter dem Gewicht der Waggons, trotzdem aber läuft der Zug sicher darüber weg, von Turkmenien nach Buchara. Alles in Allem ist die Bahn eine kühne Unternehmung von der größten Bedeutung, besonders vom strategischen Standpunkt aus. Es ist wahr, daß man verschiedenen Unbequemlichkeiten und Unzuträglichkeiten ausgesetzt ist, aber diese Mängel verkleinern nicht im mindesten die großen Verdienste Annenkoff's. Die größte Schwierigkeit ist des Flugsandes Herr zu werden. Ein aktiver Kampf mit diesem Feinde mittelst Hecken oder Zäune ist unmöglich, aber ein passiver Widerstand, wie er augenblicklich geführt wird, durch wiederholtes Wegfegen des Flugsandes von den Schienen und durch Ueberschütten desselben mit Lehm rc. kann mit Erfolg geleistet werden. Die transkaspische Eisenbahn verdient also nach meiner Meinung viel mehr gelobt und bewundert als verurtheilt und angegriffen zu werden.

Morgen nehmen wir uns Pferde nach Taschkend, wohin 800 Pud Gepäck auf Wagen schon vorausgeschickt worden sind. Alle sind wohl und in bester Stimmung. Nach acht Tagen in Taschkend gehen wir weiter nach Karakol. Jetzt haben wir nur den einen Gedanken — Immer vorwärts nach Lhassa."

— Unter den natürlichen Reichthümern der mit Oberbirmah unter die britische Botmäßigkeit gerathenen Schan-Staaten nehmen die Silber- und Bleierze eine hervorragende Stelle ein. Die Hauptminen befinden sich nach einem offiziellen englischen Berichte bei Bawzaing. Unter dem König Thebaw in Verfall gerathen, sind sie unter englischer Herrschaft seitens der Bevölkerung wieder in Betrieb genommen worden. Bereits in einer Tiefe von 3 m stößt man auf Erzgänge, der Abbau erfolgt aber im allgemeinen erst in einer Tiefe von 90 m. Die Extrahirung der Metalle erfolgt durch primitive Prozesse in der Nähe der Minen, und der Hauptmarkt dafür ist Mandalay. — Sehr interessant sind die abergläubischen Bräuche und die Speiseopfer, die seitens der eingeborenen Bergleute gegenüber den Berggeistern beobachtet werden.

Afrika.

— Lieutenant Baert, der kürzlich in Brüssel angekommen ist, nachdem er dem bekannten Tippoo Tib ein Jahr lang als Sekretär gedient hat, berichtet über Stanley und die Lage am Kongo nicht gerade viel Neues. Die Boten von Stanley hat er gesprochen, aber dieselben haben ihm kaum mehr von dem Verlaufe der Expedition erzählt, als was in Stanley's Briefe stand. Die Reise von den Aruwimi-Fällen nach Wadelai dauerte volle zehn Monate und erforderte die gewaltigsten Anstrengungen, so daß Stanley schließlich mehr als Hilfesuchender als als Hilfebringender bei Emin ankam. In dessen Lager mit allem Erforderlichen reichlich versorgt, gelang es ihm sodann den Rückmarsch nach dem Aruwimi in der ungleich kürzeren Frist von 82 Tagen zu bewerkstelligen. Die zweite Reise Stanley's nach Wadelai erklärt sich Herr Baert nicht durch die Absicht desselben, Emin zu entsetzen — derselbe bedürfe keines Entsatzes —, sondern durch die Absicht, den Mahdisten Khartum zu entreißen und Gordon's Werk von neuem aufzunehmen. In Tippoo Tib's Treue und Ergebenheit setzt Lieutenant Baert nicht den geringsten Zweifel, und am unteren Kongo fand er Alles im erfreulichsten Aufschwunge und Gedeihen. Wir können nicht leugnen, daß uns die Baert'schen Berichte immer ziemlich optimistisch

erschienen sind, und daß sie das, was wir von Anderen vernommen haben — vor allem von dem unglücklichen Barttelot — bis auf weiteres nicht aus unserem Gedächtnisse tilgen können.

— Der Wasserstand des Nil ist in dem gegenwärtigen Jahre ein so niedriger, wie zu der entsprechenden Zeit niemals vorher, was die Bevölkerung Aegyptens, deren Existenz und Wohlstand bekanntlich zum guten Theile an dem Strome hängt, mit großer Sorge erfüllt. Bei Assuan zeigt der Pegel nur 50 Zoll — gegen 70 Zoll im Jahre 1878, was bisher der niedrigste verzeichnete Stand war — und ähnlich ist es auch an anderen Orten. Da das Fallen des Wassers bis Juni anzudauern pflegt, so fürchtet man in den kommenden Monaten großen und für die Ernten bedenklichen Wassermangel. Durch eilige Strombauten sucht man dem Uebel zwar so viel als möglich zu begegnen, aber doch mit wenig Aussicht auf nennenswerthen Erfolg. Was die ägyptischen Behörden den Landbebauern anrathen, ist namentlich, daß sie in diesem Jahre keine zu große Fläche besäen oder bepflanzen sollen. Von der Baumwollenernte hofft man, daß sie den drohenden Wassermangel verhältnißmäßig am besten bestehen wird.

Australien und Polynesien.

— Die Franzosen haben im vorigen Sommer von der kleinen Insel Futuna im Nordwesten der Fidschi-Inseln Besitz ergriffen und dieselbe dem Residenten der benachbarten Wallis-Inseln unterstellt. Die Insel mißt nur 115 qkm und zählt 2500 Bewohner. (Vergl. „Geogr. Mittheilungen", 1889, S. 56.)

— Der kaiserliche Kommissar für das Schutzgebiet der Marschall-Inseln hat im Herbste vorigen Jahres die zu seinem Amtsbezirke gehörigen Radack-Inseln bereist und dabei auch dem Atoll von Wotje (Otdia) einen Besuch abgestattet. Diese, von ihrem Entdecker Otto v. Kotzebue auch nach dem Grafen Rumanzoff genannte Insel ist dieselbe, auf welcher Adelbert v. Chamisso bei seiner Reise um die Welt an Bord des russischen Schiffes „Rurik" im Jahre 1817 mehrere Wochen verweilte. Da der Kommissar die Mittheilung von dem Vorhandensein alter Leute auf der Insel, welche sich der Anwesenheit des „Rurik" noch erinnerten, erhalten hatte, so ließ er es sich angelegen sein, darauf bezügliche Erkundigungen einzuziehen. Es wurde ihm ein sehr alter, aber noch rüstiger Mann namens Taboruo gebracht, der auf Befragen durch einen Dolmetscher etwa folgendes erklärte:

„Ich bin der einzige noch lebende Mensch in Wotje, welcher das erste Schiff der weißen Männer gesehen hat. Ich erinnere mich desselben noch sehr deutlich, denn ich war schon kein Kind mehr, sondern ein junger Bursche, als es kam, und es blieb längere Zeit in der Lagune. Ueber das Aussehen des Schiffes vermag ich nur zu sagen, daß es uns sehr groß vorkam. Mir ist, als ob es vier Masten hatte. (Thatsächlich war der „Rurik" eine Brigg und hatte daher selbst mit Einrechnung des von den Eingeborenen häufig mitgezählten Klüverbaums nur drei Masten.) Ich entsinne mich noch deutlich der Namen einiger weißen Männer. Der Häuptling hieß Tottebo, ferner waren Leute namens Bödon, Bötto, Tedjuaro, Tamito und Taboka an Bord. Alle waren sehr gut und schenkten uns zwar keinen Tabak (jetzt einer der wichtigsten Einfuhrartikel), aber Aexte, Messer und andere nützliche Dinge. Tottebo hat ferner hier vierfüßige Thiere gelandet, von welchen einige „wau-wau" und andere „mä-mä" machten, sie wurden aber später von dem großen Häuptling Boliet, welcher damals alle Radack-Inseln beherrschte, nach der Insel Maloelab (Kawen oder Calvert-Insel) fortgebracht. Was die weißen Männer hier wollten, weiß ich nicht; ebensowenig erinnere ich mich, daß einer derselben Pflanzen gesammelt hätte. Ich sowohl als einige andere ältere der hier anwesenden Leute erinnern uns dann eines anderen ähnlichen Schiffes, welches längere Zeit nach dem ersten, aber lange vor dem häufigeren Besuch der Schiffe aus Jaluit hier war, und dessen Häuptling Dekaben (the captain?) hieß."

Unter den obengenannten Namen sind Kotzebue, Chamisso und Schischmareff mit Leichtigkeit zu erkennen; und schon Kotzebue erzählt, daß die betreffenden Namen von den Eingeborenen der Otdia-Insel „Totabu", „Tamiso" und „Timaro" ausgesprochen worden seien. Unter den Namen „Bötto" und „Taboka" sind vielleicht die Untersteuerleute Petroff und Chramtschenko gemeint. Daß sich die Erinnerung an die Namen so lange Zeit erhalten hat, erklärt sich wohl aus der von Chamisso berichteten Sitte der Radack-Insulaner, die Namen zum Zeichen der Freundschaft auszutauschen. Die Erzählung über die Landung von Ziegen und Hunden und deren Wegnahme durch den von Chamisso „Labeuliet" genannten Häuptling entspricht ebenfalls den Angaben Kotzebue's und Chamisso's. Das später erschienene Schiff wird vermuthlich die Fregatte „Predpriatie" gewesen sein, auf welcher der inzwischen zum Kapitän beförderte Herr v. Kotzebue bei seiner zweiten Reise um die Welt im April 1824 die Otdia-Insel wiederum besuchte, wo er unter seinem Namen „Tottabu" lebhaft begrüßt und nach dem Befinden seiner Freunde „Timaro" und „Tamiso" befragt wurde.

Bücherschau.

— Emil von Laveleye, Die Balkanländer. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. 2. Band. Leipzig 1888. Karl Reißner. — Mit demselben Geiste und in derselben anziehenden und fesselnden Weise, wie es der Verfasser im ersten Bande seines Werkes bezüglich Kroatiens, Bosniens und Nord-Serbiens gethan hat, berichtet er in dem vorliegenden zweiten Bande über die Eindrücke, welche er auf seiner Reise durch Süd-Serbien, Bulgarien, Rumelien, die europäische Türkei und Rumänien empfangen hat. Die Triebfedern, welche in diesen Ländern an der Gestaltung des politischen und wirthschaftlichen Lebens thätig sind, werden in dem Buche nach verschiedenen Richtungen hin sehr scharf und klar beleuchtet, und wer sich für die sogenannte orientalische Frage interessirt, der kann sich kaum irgendwo angenehmer und besser darüber unterrichten. Der Verfasser ist der Meinung, daß das Nationalitätsprinzip auf der Balkanhalbinsel noch weitere entscheidende Triumphe zu feiern haben wird. Der Uebersetzer verdient auch hinsichtlich des zweiten Bandes der „Balkanländer" hohe Anerkennung.

— Paul R. Pasig, Am Nil. Zürich 1888. Schröter u. Meyer. — Verfasser hat ein Jahr in Kairo gelebt, verschiedene Streifzüge im Nilthale unternommen, das Natur- und Volksleben des heutigen Aegypten mit aufmerksamem Auge beobachtet, und die untergegangene Kultur des Landes im Museum von Bulak mit Eifer studirt. Da er zugleich auch gewandt und lebhaft zu schildern versteht, so kann sein kleines Buch als interessante und lehrreiche Lektüre angelegentlich empfohlen werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die hauptsächlichsten Küstenplätze des Galla- und Somali-Landes.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit sechs Abbildungen.)

Seit Deutschland das Protektorat über Witu-Land übernommen hat, kann ihm die Natur des großen afrikanischen Osthornes, das zwischen dem Golfe von Aden und dem offenen Indischen Ozeane gegen Osten hinaus ragt, nicht mehr gleichgültig sein, und ebensowenig können es auch die Völkerstämme der Gallas und Somalis sein, die dieses Land bewohnen. In der einen oder anderen Weise wird Deutschland diesem Lande und diesen Völkerstämmen näher treten müssen, wenn es den Kolonialbesitz, den es an dieser Stelle erworben hat, in einem höheren Grade fruchtbar machen will. Mag das Land immerhin in seinem Innern noch gänzlich unerforscht sein, mögen kühne Reisende wie K. von der Decken, die den Versuch machten, seine geographischen Geheimnisse zu entschleiern, immerhin den christen- und europäerfeindlichen Bewohnern zum Opfer gefallen sein, und mögen seine Uferberge noch so düster und kahl hinaus blicken auf die Wellen des Indischen Ozeans — eine gewisse Kulturkraft und gewisse wirthschaftliche Hilfsquellen wohnen dem Lande doch inne, und die europäische Nation, welche mit Umsicht und Vorsicht, aber zugleich auch mit Energie und Ausdauer daran geht, sich seine seeseitigen Zugänge zu öffnen, wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach bald davon überzeugen können, daß das Land bei weitem nicht so schlecht ist wie sein Ruf. Es ist dies mit anderen Ländern, die das europäische Kolonisationsbedürfniß sich unterthan gemacht hat, auch nicht anders gegangen. Man denke nur an Neu-Holland, an den kanadischen Nordwesten, an Sibirien &c. Und erzählen nicht an der Küste des Galla- und Somali-Landes eine ganze Anzahl von Städten durch ihre Baudenkmäler, daß sie in der Zeit der arabischen und ägyptischen Khalifen, sowie in der Zeit der portugiesischen Weltherrschaft zur See in viel höherer Blüthe gestanden haben als heutzutage! Kann dies aber anders der Fall gewesen sein als dadurch, daß das Land damals einen viel höheren Betrag an Erzeugnissen für den Welthandel lieferte!

Daß ein Geltendmachen deutscher wirthschaftlicher Interessen an dem Lande Anstrengungen kosten wird, verhehlen wir uns bei dieser Erwägung freilich nicht, daß diese Anstrengungen jemals so große zu werden brauchen, wie an der Küste gegenüber Zansibar, bezweifeln wir aber. Abgesehen davon, daß man durch Schaden klüger zu werden pflegt, so liegen ja auch die gesammten geographischen und ethnologischen sowie auch die politischen Verhältnisse nördlich von der Mündung des Tana-Flusses ganz anders als südlich davon, und in mehrfacher Beziehung ohne Zweifel kulturgeographisch viel günstiger.

Es handelt sich bei der in Frage stehenden Küstenstrecke um den Steilrand einer großen Tafel aus Sandstein und Kalkstein, die gegen den Indischen Ozean sowie gegen den Golf von Aden plötzlich abbricht[1]), und dieser Steilrand erhebt sich nordwärts höher und höher, bis er in dem Kap Guardafui — beziehungsweise in dem Ras Shenarif — als gewaltige

[1]) An der Steilwand des Kap Guardafui (bezw. des Ras Shenarif) ist die ungestörte horizontale Schichtung des Gesteins durch die weißen Kalksteinstreifen deutlich sichtbar. Vergl. „Annalen der Hydrographie“, 1886, S. 395. — Eduard Süß sagt: „Wir erkennen somit im Golf von Aden einen Einbruch, welcher die zusammenhängende Tafel unterbrach, und Arabien wie das Somali-Land erscheinen als die Fortsetzungen der großen nordafrikanischen Wüstentafel.“ (Vergl. „Das Antlitz der Erde“, Bd. 1, S. 474.)

Landmarke für den Seefahrer volle 760 m hoch aufragt. Zwischen der Tana-Mündung und der Dschuba-Mündung sind der Küste zahlreiche Inseln vorgelagert, an deren Aufbau die Korallenthierchen den wesentlichsten Antheil haben. Mindestens die größeren davon — Lamu, Manda, Patta ꝛc. — dürften aber gleichzeitig auch als von der Brandung und den Sturmfluthen losgelöste Bruchstücke des Tafellandes zu betrachten sein. Es ist der Archipel der Dreihundert oder — wie andere sagen — der Fünfhundert Inseln, die die monsungepeitschten Wellen des offenen Ozeans von der Festlandsküste abhalten, und die zwischen sich und der letzteren einen Kanal lassen, in denen flachgehende Fahrzeuge ein ruhiges Fahrwasser finden. Von der Dschuba-Mündung nördlich sind solche Inseln im allgemeinen nicht

Lamu.

vorhanden, und der Hügelrücken, welcher die Küste bildet, verläuft hier außerordentlich eintönig, an seiner Oberfläche nichts als weißen Sand oder rothen Laterit zeigend, und nur eine äußerst dürftige Wüstenvegetation tragend. Ein Korallenriff zieht sich auch hier der Küste entlang, und wo dasselbe unterbrochen ist, da erschwert in der Regel die Brandung den Schiffen das Landen. Noch weiter im Norden fallen verschiedene Vorgebirge, wie das Ras Assuad, das Ras Awath, das Ras al Khyle, das Ras Mabber, das Ras Hafun, das Ras Ali Besquel, das Ras Shenarif und

Siwi.

das Ras Assir (das eigentliche Kap Guardafui) als schwarze, gelbe oder weiße Wände jäh hinab in die See. Die Tiefen des Meeres werden seewärts vom Küstenrisse auf der ganzen Strecke verhältnißmäßig rasch sehr bedeutende.

Schaut nun die Küste des Galla- und Somali-Landes alles in allem nichts weniger als kulturfreundlich aus, so hat sie doch vor der südlicher gelegenen Suaheli-Küste den unschätzbaren kultur- und wirthschaftsgeographischen Vorzug, daß ihr trockenes Klima auch für Europäer gesund genannt werden kann. Die Handels- und Plantagen-Kolonisation in den Küstenstrichen gegenüber von Zansibar wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch selbst dann noch manchem Europäer das Leben kosten, wenn sie nicht mehr in einem so hohen Grade wie jetzt eine mit unendlichen Strapazen verknüpfte Pionir-Arbeit sein wird, und wenn die sanitären Vorkehrungen in den daselbst liegenden Ortschaften voll-

kommenere und zweckmäßigere geworden sein werden. Alle Malariakeime in der dortigen Atmosphäre auszurotten, wird eben niemals gelingen. An der Somali-Küste tödtet die Trockenheit die Malariakeime gleichwie die meisten Pflanzenkeime, und klimatische Fieber sind in ihren Orten daher nicht sehr zu fürchten. Falls die deutsche Handelskolonisation sich durch den ersten abschreckenden Anblick des unwirthlichen und übelberufenen Gestades nicht beirren läßt — von Plantagen-Kolonisation kann nur in sehr beschränktem Umfange die Rede sein —, so ist ihr also wenigstens dadurch die Möglichkeit gegeben, festen Fuß zu fassen.

Einen ferneren hohen Vorzug der Küste erblicken wir darin, daß an derselben wenigstens ein paar Zugänge vorhanden sind, die man auch vom Standpunkte des europäischen Seefahrers aus gute und bequeme nennen kann. An der Küste gegenüber Zansibar läßt auch selbst Dar-es-Salaam in dieser Beziehung manches zu wünschen übrig, wie wir in einem früheren Aufsatze betont haben (Vergl. „Globus" Bd. 55, S. 10). An der hier in Frage stehenden Küste dagegen bildet die weite Manda-Bucht, hinter der sich Witu-Land ausbreitet, den besten Naturhafen, der sich an der afrikanischen Ostküste überhaupt findet, und der es den größten Seeschiffen gestattet, dicht bis an das Ufer hinan zu gelangen. Allerdings weicht die nächste Umgebung der Bucht insofern von dem allgemeinen Typus der hier in Frage stehenden Küste unvortheilhaft ab, als sie in der Hauptsache aus tiefgelegenen Mangrovesümpfen besteht, und als nur bei zwei Ankerplätzen — bei Ras Kilindini auf der vorgelagerten Insel Manda und bei Ras Mtangawanga auf der Insel Patta — hohes und trockenes und zu Niederlassungen einladendes Land unmittelbar an sie herantritt. Unsere allgemeinen Ausführungen über das Klima der Küste finden also auf sie keine Anwendung. Trotz alledem kann sie aber als Stützpunkt kolonisatorischer Unternehmungen nicht hoch genug angeschlagen werden, und das eifersüchtige Streben der Kolonialpolitik treibenden europäischen Mächte,

Ein Haus in Kinuga.

Fahrzeuge der Somali und Bajuns auf der Rhede von Kiunga.

welches in der Gegenwart entbrannt ist, dürfte leicht dazu führen, daß die Bucht in der einen oder anderen Hand — die deutsche Hand hätte wohl zuvörderst noch die beste Aussicht darauf — in einer nicht sehr fernen Zukunft eine hohe wirthschaftsgeographische Bedeutung geltend macht. Auch die Bucht von Lamu, die füglich als eine südliche Abzweigung der Manda-Bucht betrachtet werden könnte, gestattet es durch ihre Tiefenverhältnisse europäischen Kriegsdampfern bis an die Orte Schella und Lamu (S. Abbildung 1), die auf der Insel Lamu gelegen sind, hinaufzufahren, und in dem Siyu- (oder Siwi-) Kanale sowie in verschiedenen anderen Kanälen und Creeks, die in die Inseln Lamu, Manda und Patta sowie in das Festland hineingreifen, ist dies wenigstens bezüglich kleinerer Kanonenboote und Dampfpinassen der Fall.

Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Küstenpunkt der Aufmerksamkeit keiner kolonisirenden Nation, die in Ostafrika Niederlassungen begründet hat, entgangen ist. So finden sich bei Ras Kilindini die Ruinen einer ausgedehnten Stadt als Zeugen davon, daß vor allen Dingen die portugiesische Handelsmacht sich seiner Zeit eine Stätte hierselbst bereitet hatte, und ebenso ist auch Siwi (S. Abbildung 2) auf Patta eine portugiesische Gründung. Heute bieten die Orte, welche an der Manda-Bucht und an den damit zusammenhängenden Meerestheilen liegen, ein Bild des Verfalles, immerhin zählt Lamu aber noch gegen 15 000 Einwohner, und die Festungswerke, welche der Sultan von Zansibar daselbst errichtet hat, beweisen, daß auch die Zansibar-Araber der Stadt eine hohe Wichtigkeit beimessen. Siwi und Faza, auf derer noch immer volkreichen und verhältnißmäßig wohl bebauten Insel Patta haben etwa 5000 Einwohner.

Das Portal der Moschee von Kikoni.

Nördlich vor der Manda-Bucht ist noch die Mündung des Durnford- oder Wubuschi-Flusses größeren europäischen Schiffen zugänglich, und dieselbe würde wohl umsomehr zur Anlage eines Hafens geeignet sein, als ihre Ufer meist hoch und schön bewaldet sind. Heute steht infolge der Ver-

wüstungen, die die räuberischen Kallalah-Somalis durch ihre Einfälle angerichtet haben, nur das armselige Dorf Burghab darauf.

Andere Punkte, die zwischen der Tana-Mündung und der Dschuba-Mündung liegen, gewähren zwar den „Dhaus“ und „Tepes“ der Somalis und Bayuns gute Ankerplätze, nicht aber zugleich auch den großen europäischen Dampfern und Seglern, die vielmehr geradeso wie bei Pangani, Bayamoyo rc. in beträchtlicher Entfernung von ihnen auf schutzloser Rhede vor Anker gehen müssen. Die Orte, die hier entstanden sind, haben daher nur Bedeutung als Küstenfahrer- und Fischer-Häfen, und nur einzelne davon, wie Kiunga, das

Ein Fischerlager bei Kui.

direkte Beziehungen nach Zansibar unterhält und das dahin namentlich die Erzeugnisse seiner Topfwaaren-Industrie verschifft, gewährt das Bild eines lebhafteren Verkehrs (S. Abbildung 4). Die Fischerei ist in der Lagune hinter den Dreihundert Inseln in beträchtlichem Schwunge (S. Abbildung 6). Einzelne Orte, wie Kikoni, Burghab rc. enthalten auch hier Ruinen von Moscheen und anderen Bauwerken, die auf eine bessere Vergangenheit deuten (S. Abbildung 5). Zum Theil dürfte dieselbe im frühen Mittelalter gelegen haben. Heute sind die Ueberfälle der Räuberstämme aus dem Binnenlande der Hauptfluch, der auf diesem Küstenstriche lastet. (Fortsetzung folgt.)

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von **Adrian Jacobsen.**

(Fortsetzung.)

Am 21. Dezember gelangten wir infolge widriger Winde nur bis zur Insel Kalao, zwischen deren Korallenriffe wir nur mit großer Mühe und erst spät in der Nacht einen Ankerplatz ausfindig machen konnten. Am folgenden Morgen erreichten wir dann den Hafen von Bonerate, welcher sich wegen des West-Monsuns an der Insel von Kalao befindet. Von hier ruderten wir in $1^1/_2$stündiger Fahrt in unserm Kanu hinüber nach Bonerate, wo sich ein Mischling als holländischer Posthalter befindet. Die Fahrt in einem solchen kleinen Kanu ist auf eine längere Strecke nicht ungefährlich, denn sobald man eine ungeschickte Bewegung macht, schlägt es sofort um. Der Posthalter — Herr Bax — empfing

uns auf das freundlichste und versprach uns beim Sammeln nach Kräften zu unterstützen. Ehe wir uns aber an die Arbeit machten, nahmen wir ein Bad, was uns erfrischte und in dergleichen Klimaten sehr nöthig ist. Darauf statteten wir zusammen mit Herrn Bax einen Besuch beim Radja und einem anderen Hochangestellten ab. Dieselben zeigten uns auf unseren Wunsch verschiedene hübsche Sachen, unter anderem ein sehr altes Schild und verschiedene Embleme, welche dem Radja bei festlichen Gelegenheiten vorangetragen werden. Nachmittags ließen wir unsere Gewehre ans Land holen, da die Bäume ganz voll von fliegenden Hunden saßen. Uebrigens lud uns Herr Bax nicht blos zum Abendessen, sondern auch zum Wohnen für unseren ferneren Aufenthalt zu sich ein, und so schliefen wir, nachdem wir zehn Nächte in unserer Prau — zumeist in hockender Stellung — geschlafen hatten, zum ersten male wieder prächtig auf bequemerem Lager am Lande. Während unserer Ueberfahrt morgens hatten wir schon deutlich die Berge der Insel Flores sehen können.

Am 23. Dezember frühmorgens begaben wir uns in Begleitung des Herrn Bax, mit unseren Gewehren bewaffnet, in das Innere der Insel, um ethnographische Gegenstände zu erlangen. Bonerate ist fast ganz flach und aus Korallenfelsen zusammengesetzt, die nur hie und da in den Vertiefungen etwas Erde aufweisen. In diese Blumentöpfe — möchte man sagen — pflanzen die Eingeborenen ihren Mais, von dem sie sich fast ausschließlich nähren. Dieselben erscheinen sehr armselig und es kann einen kaum Wunder nehmen, daß sie sich früher auf Seeräuberei verlegt haben. Wo der Boden nicht zum Bebauen hergerichtet ist, steht alles voll von dichten Dornen und niederem Buschwerk, das sehr schwer auszurotten ist. Im ersten, aus einem einzigen Hause bestehenden Dorfe, konnten wir auch die tiefen, mühsam in den Stein gehauenen Brunnen bewundern, von denen wir später mehrere bis zu vier bis fünf Faden Tiefe sahen. Wir bekamen hier ein Blasrohr, eine Maschine zum Baumwollen-Entkernen und einige Lanzen. In einem anderen Dorfe kauften wir eine Medizin, die nur neben den Kranken gelegt zu werden braucht, um ihn gesund zu machen. Es war eine Art Gabel aus Bambus, ein geflochtener runder Deckel und ein Ring aus weißem und rothem Stoff. Dazu werden Verse aus dem Koran gelesen, was wieder zeigt, wie der Mohammedanismus mit dem Heidenthum verschmolzen ist.

Wir besuchten dann noch ein drittes Dorf, gingen aber nicht in die Häuser, da Blatternkranke darin lagen. Das Sammeln ist hierselbst überhaupt dadurch erschwert, daß der Zutritt in die Häuser dem Fremden verboten ist und selbst wenn man etwa in die erste Abtheilung eindringt, findet man da nur einzelne unbedeutende Gegenstände und Waffen, während in der hintern Abtheilung, die von den Frauen bewohnt wird, die werthvolleren Sachen, die Götzen u. dergl. aufbewahrt werden. Der Eintritt in diese Räume könnte einem den Kopf kosten.

Herr Bax erzählte uns, daß auf dieser Insel sowohl als auch auf Kalao eine Menge Hirsche, Schweine, Affen und Schlangen (Pytans) vorkommen, unter letzteren wahre Riesenexemplare. Auf Djampea soll nach seiner Behauptung eine verendete Schlange im Walde gefunden worden sein, welche einen kleinen Hirsch verschlungen hatte, dessen Geweih dann die Magenwände und Seiten durchbohrt hatte. Von der Schlauheit der hier vorkommenden Affen wußte Herr Bax auch manches zu berichten, was unglaublich klingt. Die Affen lieben bekanntlich leidenschaftlich Muscheln und kommen bei niedrigem Wasser in großer Zahl zum Ufer, um dieselben zu fangen. Da die Muscheln nun, wenn sie ruhig liegen, die Schale offen haben, so stecken die Affen Steinchen in die Oeffnung, was der Schnecke das Schließen unmöglich macht, und holen dann das Thier heraus. Wenn bei Ebbe die Fische in den Vertiefungen zurückgeblieben sind, so sollen sie denselben den Rückzug durch vorgelegte Steine abschneiden, um sie dann gierig zu fressen.

Nachmittags kehrten wir zum Dorfe zurück und versuchten noch einige Opfergestelle (Pomali) zu erhalten, leider bemühten wir uns aber vergebens, denn die Leute hatten sie verborgen, weil sie fürchteten, durch den Verkauf die Götter zu erzürnen.

Am 24. Dezember hatten wir sämmtliche Tauschartikel an's Land gebracht und eröffneten nun einen förmlichen Tauschhandel mit den Eingeborenen. Die Handelnden waren allerdings meist nur Knaben, und selten fand sich ein älterer Mann ein; sie verlangten für ihre Gegenstände immer eine bestimmte Waare; fanden wir nun, es sei zu viel, was sehr häufig der Fall war, so wurden die Jungen zurückgesandt, um ihre Eltern zu fragen, und so dauerte es oft stundenlang, bis wir einen Gegenstand erlangten. Wir erhielten aber auf diese Weise eine Anzahl Körbchen, Siri- und Medizin-Dosen, einen Webstuhl mit darauf gespanntem und halbfertigen Sarong, Fischspeere, Armbänder aus schwarzer Hornkoralle, Pfeile, Bogen, Götzen — alles Sachen, die wir hier nicht erwartet hatten.

Da es Weihnachts-Abend war, dachten wir aber daran, uns auch etwas Erholung zu gönnen. Wir ließen einige Flaschen Cognac von unserem Vorrath holen, brauten uns einen steifen Punsch, und außer Herrn Bax fanden sich zu unserem Feste auch noch einige andere Gäste ein. Es wurden Violinen und Trommeln herbei gebracht, und zu der Musik führten mehrere Eingeborene ihre Tänze auf. Zum Theil waren dieselben denjenigen der Eskimos im nordwestlichen Alaska überraschend ähnlich — ein Beweis, daß es zahlreiche Gebräuche giebt, aus deren Aehnlichkeit man nicht im geringsten auf die Verwandtschaft der Völker schließen darf, bei denen sie geübt werden.

Ein tragikomisches Kampfspiel stellte den Fang einer Seekuh dar. Ein Mann, welcher die Seekuh darstellte, kroch auf allen Vieren auf dem Boden herum, und zwei andere, als Jäger bewaffnet, verfolgten ihn nach dem Takte des Gesanges, das Fahren in einem Boote nachahmend. Dann und wann stachen sie nach ihm, aber immer fehlten sie ihn, bis er sich (unter dem eingebildeten Wasser) verbarg. Plötzlich kam er wieder zum Vorschein, wurde gefangen und ins Boot gezogen. Durch die Kraft der Seekuh schlägt aber das Boot um und alles liegt im Wasser und rollt auf dem Boden herum. Bald ist das Boot indeß wieder aufgerichtet, die Jagd beginnt von neuem, und die Seekuh wird erlegt, und stimmt zu Tode getroffen ihren Todtengesang an, was sehr gut dargestellt wurde. Dabei sei bemerkt, daß die Seekuh bei den Eingeborenen als ein übernatürliches Wesen betrachtet wird, etwa wie das Meerweib in Europa.

Am 25. Dezember packten wir die erlangten Gegenstände ein, und begleitet von Herrn Bax und unseren übrigen Gästen, begaben wir uns auf unsere Prau zurück.

Die Eingeborenen von Bonerate sollen aus Buton stammen, und ihre Sprache ist jener von dort thatsächlich verwandt, da jedoch ein reger Verkehr mit dem nördlichen Flores besteht, so ist wohl anzunehmen, daß auch von dort eine Einwanderung stattgefunden hat. Die Leute scheinen etwas größer, stärker und hellfarbiger als die Makassaren und Badjuresen, und besonders haben die Frauen, die wenig in die Sonne kommen, eine helle Hautfarbe. Wir beobachteten auch Männer mit krausem Haar. Auch hier sind übrigens — besonders unter Männern — Hautkrankheiten allgemein, und wir sahen einige, die dadurch Finger oder Zehen verloren hatten.

Nach Herrn Bax Berichte gab es im vorigen Jahre noch Tänzerinnen und zwar zweierlei: die Kinder und Verwandte der Häuptlinge, diese führten hohen Gästen zu Ehren Tänze auf; und ferner Mädchen aus dem Volke als berufsmäßige Tänzerinnen. Da aber bei ihren Vorführungen öfters Schlägerei und sogar Todtschlag unter den jungen Männern vorkam, wurde das öffentliche Tanzen verboten.

1884 kamen Butonesen mit 30 Prauen, um die Insel auszurauben, da die Häuptlinge auf Bonerate viele Bronzenkanonen besitzen, wurden aber alle Prauen und Boote bemannt und bewaffnet, und es gelang Herrn Bax den überlegenen Feind zurückzutreiben, und sogar eine Prau zu nehmen, deren gefangene Mannschaft später nach Makassar zur Bestrafung gebracht wurde. Um Bonerate liefen viele, wenig bekannte Riffe, dies benutzte der Vater des jetzigen Radja, um Schiffe auf sie zu locken. An tiefen Stellen, wo Passage war, legte er Prauen fest, die Feuer unterhalten mußten, so daß die Schiffe glauben sollten, dort liege ein Dorf, wodurch sie gewöhnlich auf die Riffe fuhren, welche dunkel lagen, und dann ausgeraubt wurden. Einmal soll er eine Prau gebaut und sie über die Leiber von gefesselten Sklaven hinweg von Stapel gelassen haben. Seinen Lohn hat er bekommen, denn er wurde später von der holländischen Regierung gefangen.

Nachdem wir uns von unserem liebenswürdigen Wirth verabschiedet hatten, wurde alles zur Abreise fertig gemacht, und bei Sonnenaufgang segelten wir nach dem etwa 100 englische Meilen entfernten Flores weiter, theils mit Windstille, theils mit starker Strömung kämpfend, und unter anderen eine kleine Insel, die auf unserer Seekarte (von 1882) in Südosten von Bonerate verzeichnet war, vergeblich suchend.

Am Morgen des 28. Dezember erreichten wir das Kap Balu-mana, auf unserer Fahrt dahin immer wieder bald von gutem Winde getrieben, bald gegen widrigen Wind ankämpfend, bald auch in vollkommener Windstille unsere Prau durch Rudern vorwärts bringend.

Ueberall sahen wir steile, hohe, theils bewaldete, theils bebaute Berge und Hügel. Ein starker Westwind brachte uns schließlich nach dem Hafen von Maumerie, wo wir ans Land gingen und wieder den Posthalter aufsuchten. Trotzdem er in einem Hause wohnte, was noch im Bau begriffen und eher eines Eingeborenen als eines Europäers würdig war, schlug er uns vor, bei ihm zu wohnen, weil es unmöglich war, ein Haus im Dorfe zu erlangen — wenn der Ausdruck „Haus" für die hühnerstallartigen Hütten überhaupt angewendet werden darf. Im Freien streifen überall große und kleine Schweine umher, verrathend, daß die Bevölkerung entweder christlich oder heidnisch sein muß.

Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, machten wir uns auf den Weg, um die Geistlchen zu besuchen. Es befindet sich nämlich eine holländische katholische Missions-Station hier, an der die Herren Bornike, Ejteldyk und Celon thätig sind, — letzterer, unser Bekannter von Bromo her, erst seit einem Monate hier, die Wirkung des äußerst ungesunden Klimas aber bereits durch zahlreiche Geschwüre übel empfindend. Die Herren räumten uns sofort jedem ein Zimmer ein, womit wir sehr zufrieden waren. Wir ließen alsbald alle bis jetzt gesammelten Ethnographica an Land bringen und begannen mit dem Nummeriren und Etikettiren, wobei wir eine große Anzahl Zuschauer hatten, die bald zutraulicher wurden und mit denen sich zugleich auch ein reger Tauschhandel entspann. Am 30. Dezember war Markttag, und dazu kamen viele Bergbewohner herbei, von ihnen hatten wir aber nur wenige Erwerbungen zu verzeichnen.

Die Bewohner von Flores erscheinen höher und schlanker von Wuchs als die vorher von uns besuchten Insulaner. Sie tragen ihr langes, oft krauses Haar mit einem Tuche in die Höhe gebunden, was ihnen ein wildes Aussehen giebt. Mehrere von den Bergbewohnern waren auf der Stirn tättowirt und sehr dürftig bekleidet (nur mit einem Schamgürtel). Sie hatten alle Schwerter mit Griffen aus Büffelhorn schräg über den Rücken, sodaß die Griffe sich am rechten Ellenbogen befanden und außerdem trugen sie noch eine Lanze sowie auch Pfeil und Bogen; an der linken Seite hing ihre Siri-Tasche. Da auf der Insel viel Pferdezucht getrieben wird, waren die meisten Männer beritten, während die Frauen zu Fuß gingen und ihre Verkaufsartikel (Mais und lebende Hühner) an Stangen auf dem Rücken trugen. Ein Theil der Bevölkerung von Larantuka und Maumerie stammt aus Goar und ist im 17. Jahrhundert durch die portugiesische Mission von dort nach hier verpflanzt worden. Die Männer und Weiber feilen zwei oder drei ihrer Schneidezähne oben und unten ab, um die Lücken mit einem großen Knäuel Tabak auszufüllen. Dies verschönert ihr auch sonst nicht gerade angenehmes Aussehen keinesfalls und beeinträchtigt ihre Sprache sehr. Die Bergbewohner scheinen von Hautfarbe dunkler zu sein als die Küstenbewohner. Uebrigens wohnen in den Seedörfern auch viele Makassaren und Buginesen, welche ihre Heimath wegen dort begangener Verbrechen verlassen haben und sich hier sicherer glauben.

Außer den Pfarrern leben auf der Missionsstation mehrere dienende Brüder — der Bruder Zimmermann, der Bruder Kupferschmied, der Bruder Apotheker, Doktor und Schulmeister rc. — sowie gegen 150 Knaben, die hier erzogen werden. Abends führten die Knaben zusammen mit einigen Bergbewohnern Tänze vor uns auf, und es war erstaunlich wie viel Kraft, Ausdauer und Grazie sie dabei entfalteten. Sie bildeten einen Ring von etwa 20 Personen, in der Mitte desselben befand sich ein einzelner, und die anderen bewegten sich bald rechts und bald links, bald vorwärts und bald rückwärts, bald den ganzen Körper, bald den Kopf dabei beugend, das Bein hoch hebend rc. Bei einem anderen Tanze war das Händeklatschen und die rasche Fußbewegung die Hauptsache. Den Schluß bildete ein Tanz mit papierüberklebten Rotang-Masken. Ein Tanzmeister leitete das Spiel, und Trommeln und Gesang ertönte dazu.

Am Neujahrstage des Jahres 1888 besuchten wir früh die Kirche, wo sich die ganze christliche Bevölkerung versammelt hatte, und wo die Knaben eine große Gewandtheit im Kirchendienst an den Tag legten. Die Predigt wurde in der Landessprache (Siccanesisch gemischt mit Malayisch) gehalten, wovon wir wenig verstanden. Nachmittags kamen viele Bergbewohner zusammen, weil ein Hahnenkampf stattfinden sollte, wobei sehr hoch gewettet wurde (bis 30 Gulden) und wobei die Leute sehr aufgeregt waren. Wenn ein Hahn gewann, tanzte der Sieger vor Freude mit lautem Jubel auf einem Beine herum wie toll, und auch der Kampf selbst, der nur wenige Sekunden dauerte, wurde von großem Geschrei begleitet. Wenn ein Hahn davonlief, wie es öfter vorkam, so wurde der Gegner als Sieger erklärt und der Ausreißer, wenn er auch nicht verwundet war, getödtet. Das Fest endete ziemlich ruhig, oft soll es aber mit Schlägerei oder gar mit Todtschlag verbunden sein. Abends nahmen wir bei den Dorfbewohnern anthropologische Messungen vor, während die Bergbewohner nicht dazu zu bewegen waren, solche über sich ergehen zu lassen, und unserer Arbeit mit großem Mißtrauen zusahen.

Am 2. Januar unternahmen wir mit einem der Brüder und einigen geworbenen Trägern, welche verschiedene Tauschartikel trugen, eine Exkursion nach dem an der Südküste von Flores gelegenen Dorfe Sekka. Anfangs ging die Reise über flaches Land, welches sich bei etwa drei englischen Meilen bis an die Berge ausdehnt. Das Gras

war hier so hoch, daß es uns, obwohl wir zu Pferde saßen, bis an den Kopf reichte. Die Eingeborenen nennen es Alang-Alang und benutzen es zum Decken ihrer Hütten. Später wurde das Land hügelig, und wir stießen zugleich auf einen kleinen Fluß, an dem der Weg bald rechts, bald links, bald mitten hindurch führte. Zu beiden Seiten erhoben sich 4000 bis 5000 Fuß hohe Berge, an deren Abhange Maisfelder und darauf befindliche Wachthäuschen zu sehen waren. Auf den Bäumen erblickten wir nur wenige Vögel — fast nur den weißhaubigen Kakadu und einige Tauben. Auf einem Maisfelde, an dem wir vorüber ritten, arbeiteten einige Weiber; als dieselben unserer ansichtig wurden, flohen sie aber mit lautem Gekreisch ins Gebüsch. Neben dem Flusse lag ein schwarzer, länglicher Stein, an dessen Oberfläche Marken eingehauen waren, die den Tättowirungen des Körpers glichen. Der Stein wurde von den Eingeborenen als heilig betrachtet.

Wir verließen nun den Fluß und stiegen den Berg hinan, und oben auf dem Hochplateau stießen wir auf das Dorf Kotting. Sobald unsere Leute anlangten, wurden die Tauschartikel vor den staunenden Eingeborenen ausgebreitet, und wir versuchten etwas von ihren Schmucksachen und Hausgeräthen zu erwerben. Als wir uns dann auch Eingang in die Häuser verschaffen wollten, weil wir hofften, Götzenbilder in ihnen zu entdecken, versperrten uns aber die Männer den Eingang mit gezogenen Klewangs (Schwertern). Nur in ein Haus, das nicht so scharf bewacht wurde, gelang es uns, einzudringen, um es mit Muße im Innern zu besichtigen, während seine Bewohner davon liefen. Die Häuser sind hier ebenso wie an der Küste auf Pfählen erbaut — 1 bis $1^1/_2$ m über dem Boden — und theilweise mit einer Gallerie umgeben. Auf einer Holzleiter steigt man hinein, und in der Regel findet man es durch Gitterwerk und Matten in zwei bis vier Räume getheilt. Die erste Abtheilung dient bei schlechtem Wetter zum Aufenthalt der Männer, während die zwei mittelsten Abtheilungen als Schlafräume und die letzte als Küche benutzt werden. Der Herd besteht in letzterer aus vier zusammengenagelten Stücken Holz, zwischen denen Sand aufgeschüttet ist und je drei Steine den Untersatz für einen irdenen Kochtopf bilden. Weiter sahen wir in dem fraglichen Dorfe noch mehrere kleine Vorrathshäuser, welche auf 2 bis 3 m hohen Pfählen standen. Dicht unter dem Boden derselben befand sich auf jedem Pfahl eine große, runde Holzscheibe, durch die das Aufklettern und Eindringen der Ratten und Mäuse verhindert werden sollte. Zwischen den Häusern waren auf drei verschiedenen Stellen mit Steinhaufen umgebene Opferpfähle errichtet, an denen namentlich viel geopfert werden soll, wenn Dürre im Lande droht. Ein flacher Stein diente dazu, das Opfer aufzunehmen. Auch einen Platz zeigte man uns, wo früher eine Art Tempel (ein Pomalo-Haus) gestanden haben soll, es waren von demselben aber nur noch die Hauptpfähle zu sehen. Dieselben sind ungefähr 8 Fuß lang und $1^1/_2$ Fuß im Durchmesser, bestehen aus Eisenholz und stellen in hübscher Schnitzarbeit Krokodile oder Eidechsen dar. Es befand sich im Dorfe auch ein Riesenbaum, an dessen Wurzeln eine Opferstätte errichtet war, die als ein besonderes Heiligthum galt. Es gelang uns schließlich, hier einige Götzenbilder, Schmucksachen und Hausgeräthe zu erwerben.

Der Bruder, welcher uns begleitet hatte, verließ uns hier, um einen Versuch zur Bekehrung der Eingeborenen zu machen, während wir unsere Pferde wieder bestiegen und unsere Reise gegen Süden weiter fortsetzten. Der Weg — wenn man ihn so nennen darf — ging beständig bergauf und bergab, und oft mußten wir unsere Pferde, um vorwärts zu kommen, am Zügel führen. Die kleinen Thiere gehen übrigens außerordentlich sicher den Abgrund entlang. Bei einem Orte, auf den wir stießen, brachten uns die Leute Ananas, die nahebei in großer Menge wuchsen.

Endlich hatten wir den höchsten Berg erklommen und sahen nun die von starkem Westwinde bewegte Timor-See vor uns. Die Küste erreichten wir in der Nähe des Dorfes Pagse, und von dort zogen wir am Strande nach Osten weiter. Die Brandung ging hier so hoch, daß die Pferde davor scheuten. Abends langten wir im Dorfe Sikka an, und wir wurden dort von dem seit zwei Jahren daselbst stationirten katholischen Missionär Le-Coq aufs beste empfangen. Der genannte Herr führte uns sogleich zum Radja, welcher ein großes aus Bambus gebautes Haus besaß; vor demselben stand ein großer behauener Stein, der dem Radja zum Besteigen des Pferdes dient. Der letztere empfing uns sehr freundlich und zeigte uns ohne weiteres alle seine Schätze, deren Hauptstück ein aus reinem Golde gearbeiteter Helm bildete, der die Form der im 16. Jahrhundert in Europa verwendeten Helme hatte. Zu demselben gehörte auch ein Halsring, dessen Glieder aus Gold gefertigte Muscheln darstellte, und außerdem noch goldene Ketten und Haarnadeln. Der Helm nebst dem Halsringe wird im Kriege getragen.

Wir ersuchten den Radja durch Herrn Le-Coq, sein Volk zu bestimmen, uns die von den Vätern geerbten Heiligthümer zuzuführen, es wurde uns jedoch gesagt, da sie nun Christen seien, hätten sie alle derartigen Dinge verbrannt. Wir kehrten darauf zu Herrn Le-Coq zurück und wurden von demselben auf das beste bewirthet.

Tags darauf stürmte und regnete es gewaltig, da der West-Monsun schon einige Tage eingetreten war, die Eingeborenen belagerten aber das Haus, um einen Blick von den Reisenden zu erhaschen, die ihre Heiligthümer hatten kaufen wollen. Wir machten morgens mit Herrn Le-Coq eine Runde im Dorfe und sahen dabei einen Sarg in Form eines Kanu, der auf ungefähr $1^1/_2$ m hohen Pfählen stand und mit einem Dache überdeckt und mit Brettern zugenagelt war. In demselben befand sich ein seit Jahren verstorbener Radja. In einem Hause entdeckten wir einen anderen Sarg mit einem Verstorbenen, der ebenfalls bereits zwei Jahre im Hause stand, weil die Verwandten nicht die nöthigen Mittel zusammengebracht hatten, um die Leiche gebührend beizusetzen. Es werden dabei nämlich große Feste gefeiert, bei denen eine Menge Schweine, Hühner, Ziegen &c. geschlachtet und verspeist werden.

Unter anderen ethnographischen Gegenständen erwarben wir hier mehrere Trinkbecher aus Kokosnußschale, die der Krieger gebraucht, um das Blut der erlegten Feinde vermengt mit Palmwein zu trinken. Dabei wurde uns erzählt, daß früher den im Kampfe Gefallenen das Herz und die Augen ausgeschnitten wurde, damit das erstere gebraten und verzehrt werde, um dem Genießenden Muth einzuflößen, die letzteren aber auf einen Stab gesteckt, und den Verwandten zum Hohne ausgestellt werden. Nach dem Kriege stellte man die Köpfe an der Grenze des Dorfes auf, und auf einer Planke befestigte man kleine Holzbilder von dem Erschlagenen. Auch Gegenstände, welche die Zauberer oder Priester tragen, um den ihrigen zum Siege zu verhelfen, kauften wir. Nach verrichteter Sache begaben wir uns auf den Rückweg, wobei wir zwei Wildschweine sahen, auf welche wir leider nicht zum Schusse kommen konnten, und spät abends langten wir wieder in Mannerie an.

Am nächsten Tage machten wir auf elenden Pferden in Begleitung des Posthalters einen Ausflug nach Gliddeng. Wir trafen dort den Radja Nie, einen halbnackten, schön gebauten Bergbewohner, und mit ihm ritten wir eine Stunde weiter hinauf ins Gebirge. Sein Dorf lag auf der Spitze eines Hügels und war rings von Pallisaden und Steinwällen umgeben, auf denen einige alte Kanonen standen.

An seinem Hause angelangt, wurden wir wieder von allen Seiten angestaunt und bewundert. Wir erhielten hier einige hübsche Federkopfschmucke, konnten aber keine Götzen finden, weshalb wir uns bald wieder auf den Heimweg machten.

Am 5. Januar, als wir gerade beim Einpacken der zuletzt erworbenen Gegenstände waren, ertönte plötzlich der Ruf, daß das Dampfschiff in Sicht sei, und in großer Eile wurden die Kisten geschlossen und die Briefe nach Europa beendet. Da gerade Ebbe und sehr seichtes Wasser war, blieb das Schiffsboot weit draußen liegen, und die schwerste unserer Kisten, welche von sechs Mann getragen werden mußte, fiel ins Wasser dadurch, daß einer von den Leuten, die sie trugen, strauchelte; natürlich wurde sie sofort wieder aufgefischt. Wir hätten nun gern Maumerie verlassen, aber da der Wind sehr ungünstig war, mußten wir noch einige Tage liegen bleiben. Am 9. Januar machten wir daher einen zweiten Ausflug zu Pferde nach dem Dorfe Kotting, um noch einmal zu versuchen, die schon erwähnten schön geschnitzten Hauspfähle zu erwerben. Unsere lange Verhandlung mit den Dorfbewohnern führte aber leider zu keinem Ziele, da sich dieselben nicht von ihren Heiligthümern trennen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Persien.

Von A. J. Ceyp.

I.

Der Name Persien, welchen die europäischen Geschichtsschreiber dem Lande geben, ist den Eingeborenen selbst ein vollständig unbekannter, sie nennen ihr Land vielmehr von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten Irân, das Land diesseits des Amu Darja, das lichte Land, im Gegensatze zu dem hohen Turan. Der Name „das lichte Land“ wird von der Provinz Pârsîstân, jetzt Fârsîstân, abgeleitet, was ursprünglich „das Glänzende“ bedeuten soll. Persien, dessen Areal 1 648 195 qkm beträgt und daher das Deutsche Reich mit seinen 540 500 qkm um mehr als das dreifache übertrifft, liegt zwischen dem 25. und 40. Grade nördlicher Breite. Es ist daher erklärlich, daß die klimatischen Verhältnisse in dem Reiche sehr verschiedenartig sind. Die vielen mächtigen Gebirgszüge, welche das Land kreuzen, bringen diese Verschiedenartigkeit des Klimas nur noch mehr zur Geltung. Die Elburz-Kette, jedenfalls die mächtigste Gebirgskette im Lande, reiht sich im Westen an das armenisch-kaukasische Taurusgebirge an und zieht sich fort bis zur Ostgrenze des Reiches, fast immer den Nordrand des Reiches bildend. Bei den Reisen von Teherân bis zum Kaspischen Meere passirt man vier bis fünf Parallelketten dieses Gebirges, und in den Mittelgliedern desselben sieht man Spitzen von 12 000 und 14 000 Fuß Höhe, welche meist mit Schnee bedeckt sind. Auf der südlichen Abdachung gegen das persische Tafelland zu sind diese Gebirgsriesen durchaus kahl, auf der nördlichen Abdachung gegen das Kaspische Meer zu sind sie dagegen hoch hinauf mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Im Westen Persiens und gegen den Süden zu, die Grenze gegen die Türkei bildend, liegen die kurdischen Hochgebirge, und an diese schließen sich unterm 35. Breitengrade die Elwend-Gebirge an, welche das Land von Westen nach Osten durchziehen und ihre Aeste bis in die Salzwüste ausbreiten. Im Süden zieht sich endlich noch ein mächtiger Gebirgsstock längs des Persischen Golfes hin, und steigt man über riesige Steinterrassen zum schmalen, sandigen Uferlande des Golfes hinab. Die Provinzen Gilân und Mâzânderân, welche zwischen dem Kaspischen Meere und der nördlichsten Kette des Elburz liegen, haben tropisches Klima und Tropenvegetation, geradeso wie die Provinz Arâbistân und der schmale Landstrich am Golfe. In der Mitte des Reiches ist je nach der Nähe der Gebirge das Klima ein heißeres oder gemäßigteres und dem entsprechend die Flora und Fauna verschieden. Azerbaidshân mit Täbrîz, die nordwestliche Provinz des Reiches, ist die gesündeste, die Hitze ist dort immer mäßig, der strenge, schneereiche, aber meist kurze Winter schafft dieser Provinz stets genug Wasser, und dieselbe ist daher die bestkultivirte und bevölkertste aller Provinzen. Daran reiht sich die Provinz Chamsäh mit ziemlichem Wasserreichthum und entsprechender Kultur. Ziemlich fruchtbar sind auch noch einige Landstriche in Kurdistân. Im ganzen übrigen Lande ist nur dort Kultur und Leben, wohin die von den Gebirgen herabströmenden Wasseradern reichen, welche bei der geringen Sorge, die für deren Fortleitung aufgewendet wird, sich meist nach kurzem Laufe in dem porösen Schotterboden verlaufen. Es versteht sich von selbst, daß das hydrographische System dem orographischen auf das engste angepaßt ist. Fast überall fließen die Ströme von Nordwesten nach Südosten, oder in entgegengesetzter Richtung, und nur die mächtigsten haben die Gebirgsmauern durchbrochen und eilen dem Meere zu, wie der Sefîd Rûd im Norden, der Karûn im Westen, der Mund im Süden. Die Feuchtigkeit der Schluchten einzelner Bergabhänge und die Wärme des Südens ersetzt den Pflanzen das, was ihnen allenfalls an nährendem Boden abgeht. Ueppige Schlinggewächse — Epheu, wilder Wein, Waldrebe (Clematis vitalba) u. a. — hängen vom Felsen herab, elegante Farnkräuter (Scolopendrion, Pteris aquilina etc.) klettern in den Ritzen empor, an den Vorsprüngen und an wenigen steilen Stellen sowie auch auf dem Felsenschutt wachsen im bunten Durcheinander Buchsbäume, Stechpalmen, Feigenbäume und Ulmen, durch Schlinggewächse zu effektvollen Gruppen verbunden. Je länger das Auge schaut, desto mehr Wunder findet es in der herrlichen Natur; nur ungern trennt es sich von solchem reizenden Fleckchen Erde.

Es legt ein hohes Zeugniß für die Vorzüglichkeit der persischen Pferde und Maulthiere ab, daß sie im Stande sind, die Gebirgspässe, die zu den schwierigsten der Welt gehören, und mit denen die Saumpfade der Alpen auch nicht entfernt verglichen werden können, ohne eine Verringerung ihrer sehr bedeutenden Lasten und ohne wesentliche Verkürzung der Tagereisen zu überschreiten. In den Fällen, wo die zu überschreitenden Pässe weniger schwierig sind, wie im Nordwesten, im Osten und im ganzen Inneren, sowie besonders zur Durchschreitung der Wüste werden Kameele und Dromedare beim Gütertransport benutzt. Die eigentliche Landrasse der Pferde, bekannt unter dem Namen Iâbû, ist zwar klein, aber im hohen Grade ausdauernd, genügsam und von ungemein sicherem Tritte, selbst auf den schwierigsten Gebirgspfaden, so daß sie in all diesen Punkten dem Maulthiere sehr nahe kommt, welches sie

andererseits an Fügsamkeit übertrifft, während sie an Tragfähigkeit ihm mindestens gleichkommt. Dromedare verwendet man überhaupt nur im Süden, da dieselben die Kälte ungemein schwer ertragen. Die Aufzucht der jungen Kameele ist recht schwierig. Im Alter von drei Jahren trägt es Lasten von 160 Kilo, mit fünf Jahren fast das doppelte. Mit 15 Jahren ist es in seiner vollen Kraft, es wird aber selten 25 Jahre alt, wegen der großen Anstrengungen, denen man es unterwirft, ohne welche es 40 und selbst 45 Jahre erreichen könnte. Das Kameel macht mit seiner ganzen Belastung etwa 1,07 km in der Stunde; wenn man die Last aber erleichtert, kann es bis 5 km zurücklegen. Im Trabe legt es in der Stunde 10 km zurück. Nach jedem Marsche entlastet man die Kameele und läßt sie niedergehockt zwei Stunden ruhen, alsdann reicht man ihnen Futter; diese Vorsichtsmaßregeln sind beim Karawanenmarsch nothwendig. Eine Stunde vor der Beladung giebt man den Kameelen zu fressen, die übrigens auch während des Marsches weiden. Sie können zwei bis drei Tage ohne Wasser aushalten; im Sommer läßt man sie einmal in 24 Stunden trinken, im Herbste und im Winter einmal alle zwei oder drei Tage. Sie können bis zu drei Tagen ohne Nahrung bleiben; bei einer längeren Reise fallen sie merklich ab. Das Kameel fürchtet die Feuchtigkeit sehr und entfernt sich auf das schleunigste von sumpfigen Stellen. Die Nomaden tödten die Kameele, die keine Lasten mehr tragen können und zerstückeln sie, um sich davon zu nähren; das Fleisch der jungen Kameele wird hoch geschätzt. Im Winter trinken die Nomaden selten Kameelsmilch, im Herbste ist dieselbe aber reichlich vorhanden; man kann bis zu 735 Liter im Jahre von jedem weiblichen Thiere melken. Im Juni schneidet man den Kameelen etwa 12 Pfd. Haare ab, die zur Herstellung von Kleidungsstücken und Zelten dienen. Ihre Haut findet ebenfalls Verwendung. In den Provinzen Khurâsân und Azerbaidshân, sowie in Mäshhäd und Asterâbâd kostet ein Kameel 50 bis 100 Kerân. Die Länge der Märsche durch die Wüsten hängt von den Punkten ab, wo man Trinkwasser findet. Man bricht morgens sehr früh auf, um vor Anbruch der Nacht anzukommen, und um die Thiere noch etwas weiden zu lassen; wenn diese letzteren während der Nacht nicht genug gefressen haben, marschirt man morgens erst um 6 oder 7 Uhr ab. Um während der Nacht im Freien zu lagern, ist es nothwendig, trockene, freie Stellen in der Nähe von fließendem Wasser zu wählen und solche, wo noch kein Lager gestanden. Für jede einzelne Person ist eine Filzdecke (nämäd), von der Länge, daß sie auf dem Boden damit liegen kann, nöthig. Als Brennmaterial findet man häufig den Sacksaul und die Absinthwurzel. Der Schutz der Thiere ist Gegenstand besonderer Sorgfalt. Die geringste Nachlässigkeit würde den Räuberbanden gestatten, das Vieh zu rauben, und eine Kleinigkeit kann die Thiere erschrecken und sie in die Wüste zerstreuen. Die Asiaten gebrauchen alle möglichen Mittel und Listen, um sich der Thiere zu bemächtigen. Die zahlreichen und sehr guten Esel dienen hauptsächlich für leichtere Güter (z. B. Tabak) und den lokalen Verkehr. Aus alledem geht hervor, daß das persische Verkehrssystem — hauptsächlich infolge der eigenthümlichen geographischen Gestaltung und der politischen Verhältnisse — bis zum heutigen Tage ein sehr unentwickeltes war; aus diesem Grunde kann man auch keinen Schluß aus den jetzigen Export- und Importverhältnissen ziehen auf die wirkliche Produktions- und Konsumtionskraft des Landes.

Auf der großen Ebene, auf der Teherân liegt, sind die klimatischen Verhältnisse nicht die schlimmsten; der Sommer ist zwar drückend heiß, aber weil die Luft rein und trocken ist, so erträgt man die Hitze viel leichter als in feuchten Tropengegenden. Während des Juni und Juli sind die Nächte so warm, daß fast gar keine Abkühlung erfolgt, Mitte August beginnen aber schon leichte Brisen, die nächtliche Erfrischung bringen. Im September fängt es an nachts merklich abzukühlen, und im Oktober friert man oft schon in den allzu luftig gebauten Sommerwohnungen der höher gelegenen Bergstationen. Die unerträglichsten Sommertage sind die wenigen, an denen der Himmel umflort ist und die Sonne nicht durchzudringen vermag. Von Ende Mai bis Oktober ist ein Regen eine ungewöhnliche Naturerscheinung. Gegen Ende Oktober kommt dagegen in den meisten Jahren eine kurze Regen- und Kothzeit, bei sehr milder Temperatur, dann aber folgt noch ein wunderbarer Spätherbst — jedenfalls die Perle unter den Jahreszeiten in diesem Breitengrade. Der Winter tritt spät ein, manchmal recht streng, und dauert selten länger als acht Wochen. Der Beginn des Frühjahrs ist die Zeit der langen Regen und heftiger Stürme, dann folgt große Hitze mit starken Gewittern. Im ganzen könnte ich nicht sagen, daß der Frühling zu den lieblichsten Zeiten gehörte, abgesehen etwa davon, daß das rasche Wiedergrünen Herz und Auge erfreut. Im Hochsommer tritt plötzlich die große Hitze ein, und zwar in solchem Grade, daß wochenlang die lästige Temperatur 40° bis 43° C. beträgt — mit der nicht sehr angenehmen Beilage von Millionen Moskitos und einer Unzahl von Skorpionen und Taranteln. Wie schon erwähnt, hatte ich fast jeden Winter wochenlang jeden Abend und Morgen beträchtliche Kälte — bis zu 16° C. Das Mauerwerk der Häuser ist dünn, Thüren und Fenster schließen schlecht, der Lehmboden der Zimmer ist durchkältet, und die Kamine sind danach, jeden vorn zu braten und hinten erfrieren zu lassen. Der Europäer kauft sich doch wenigstens Steinkohlen — von denen der Zentner beiläufig zwei bis drei Mark kostet —, der Eingeborene hat jedoch meist die Mittel zu solchem Luxus nicht, und er steckt daher tagelang unter einer Decke mit dem Mângâl (Kohlenpfanne). Man sagt, das der schöne Himmel Irâns jeden, der ihn kennen lerne, immer wieder dorthin ziehe. Diesem Ausspruche kann ich nur bedingungsweise zustimmen, daß derselbe besser aufs Gemüth wirkt als die grauen Nebel Nord- und Mitteleuropas, will ich aber gern zugeben. Epidemien und Epizootien treten nicht selten auf, aber nur die in den elendesten Stadttheilen enge zusammen lebenden Eingeborenen werden von diesen Krankheiten ereilt. Die Trockenheit der Luft — namentlich im mittleren Persien — hat zweifellos mancherlei sanitäre Vortheile im Gefolge, so namentlich den Mangel an Wechsel-Fiebern. Zu den am häufigsten vorkommenden und schwersten Krankheiten Persiens, wie überhaupt der Tropen- und Subtropenländer, gehört die Dysenterie. Ein großer Uebelstand ist der Staub. Was die persischen Frauen anbelangt, so ist ihre ganze Existenz eine ungesunde, und daher ist das Ergebniß fast immer eine mehr oder weniger ausgeprägte Anämie. Chlorotische und nervöse Zufälle, Herzklopfen und Schwächegefühle bis zur Ohnmacht sind recht häufig. Dazu trägt außer der einseitigen Nahrung vorzugsweise auch die Absperrung und Vermummung der Frauen bei. Die dichte Gesichtsmaske aus weißem Baumwollstoffe hindert die Respiration, das kontinuirliche Hocken und Sitzen mit untergeschlagenen Beinen die Cirkulation. Wunderbar genug, daß dabei doch Frauen zu höherem Alter kommen. Das ist die hygienisch so bedenkliche Seite des Islam: daß er die Rasse verschlechtert, indem er die Mutter herunterbringt. Die Polygamie und die Sklaverei, indem sie den Import fremder Frauen begünstigen, haben ein gewisses Gegengewicht gebildet, und noch jetzt sind beide Institutionen nicht überwunden, obgleich der Schah nur vier Frauen hat, und der Sklavenhandel nicht mehr öffentlich betrieben werden darf. Jene Europäer,

welche sich bei der Akklimatisirung oder bei Reisen in den Tropengegenden Fieber holen, bringen solches schwer wieder fort. In der gesammten Lebensweise muß man sich, wie überall im fremden Lande, auch in Persien den Herkömmlichkeiten fügen. Man schaue und frage daher, wie die anderen leben, die schon lange in einem solchen Lande weilen, und mache es ihnen nach, denn vom hartnäckigen Verfolgen mitgebrachter Gewohnheiten würde man nur Nachtheile haben; es ist dies gewiß die vernünftigste Diätvorschrift. Die Provinzen Gilân und Mâzänderân und einzelne Orte an der Küste des Persischen Golfes, wie Bândär Abbâs, soll jeder Europäer meiden oder rasch zu passiren trachten; dort leiden selbst die Eingeborenen an fortwährendem Fieber. Das Fieber vergiftet den Organismus in wenigen Tagen, und man sieht Individuen, welche, ohne die Zeit zu haben, abzumagern, ganz blutleer, schwankend und im höchsten Grade kachektisch sind. Diese Wahrnehmung mußte ich an mir selbst machen. Während meines dreijährigen Aufenthaltes in verschiedenen Gegenden des Landes war ich stets gesund, und nur eine drei Wochen währende Reise in den beiden bereits bezeichneten Provinzen brachte mich körperlich gänzlich herunter.

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von **Karl Haberland.**

(Fortsetzung.)

Ferner fordern einzelne Tage Backwerk von bestimmten Formen, welche vielfach mit Wahrscheinlichkeit als Nachklänge alter heidnischer Opfer aufgefaßt werden [1]), wozu wir das Gegenbild in den antiken Opferkuchen in Thierform finden würden, welche als Ersatz des ursprünglicheren Thieropfers galten, und uns auch bei den Hindus entgegentreten, sowie in dem im alten Mexiko üblichen Verzehren von Menschenbildern aus Teig innerhalb der Familien, an gewissen Festen, welche im öffentlichen Kultus das wirkliche Menschenopfer forderten [2]). Die Beschlüsse des Konzils zu Leptinä vom Jahre 743 erwähnen sogar der Götzenbilder aus Mehlteig bei Gelegenheit der abzustellenden abergläubischen Gebräuche [3]), was uns den ferneren mexikanischen Kultbrauch, bei bestimmter Gelegenheit das Bild der Gottheit selbst zu verzehren, wachrufen könnte, aber es empfiehlt sich, bei Deutung der sogenannten Gebildbrote wenigstens vorläufig so zurückhaltend als möglich zu verfahren, um nicht das mythische Gebiet mit dem der einfachen Spielform für die Kinderfreude, das einfache andeutende Symbol des betreffenden Fest- oder Heiligentages mit den Nachklängen unsers alten heidnischen Glaubens und Kultus zu verwechseln.

Gehen wir nun zunächst die Thierformen durch. Bei den Esthen erscheint zu Weihnacht der sogenannte Weihnachtseber, ein Brötchen mit nach oben gebogenen Enden [4]), zur selben Zeit in Jever und Ostfriesland ein Schwein von Semmelteig und Korinthen für die Kinder, wozu häufig ihnen noch ein kleiner Trog nebst Leiter sowie ein Messer zum Schlachten geschenkt wird [5]); auf dem schwedischen Weihnachtskuchen prangen die Bildnisse von Eber und Bock — der altheiligen Thiere des Thor und des Fro [6]). In Belgien bäckt man zu Ehren des heiligen Nicolaus die „Nicolasferkel [7])“, auch waren und scheinen stellenweise auch jetzt noch dort gleichfalls zu Weihnacht als Pathengeschenke Backwerke in Form eines Ebers gebräuchlich zu sein [8]). Die Pferdeform ist beliebt im Aargau für die Weihnachtslebkuchen [1]), im Wendischen, südlich von Fürstenwalde, für die zu Neujahr gebackenen Kuchen [2]), welche auch in Ostfriesland gern die Abbildung des Pferdes tragen [3]); das in Tirol zu Allerheiligen oder Ostern als Pathengeschenk verabreichte mürbe Weizenbrot weist ebenfalls häufig die Form des Pferdes auf [4]) — in allen diesen Fällen ist aber das Pferd nicht das einzig dargestellte Thier, mancherlei andere Thiergestalten treten neben ihm noch auf. In Oberfranken sind Neujahr namentlich gebackene Hündchen für die Kinder beliebt, denen auch die übernatürliche Eigenschaft zugeschrieben wird, daß sie, ins Feuer geworfen, dieses löschen; man hebt zu diesem Zwecke das Jahr über davon auf [5]). Hirschform hat das Weihnachtsbrot in Steiermark [6]), und auch Zürich kennt ein Festbrot in Gestalt von einem Hirschgeweih, welches sowohl „Hirzehörnli“ als auch „Perchisbrot“ genannt wird [7]); gleichfalls bringt in Niederbayern der heilige Niklas den Kindern mit Vorliebe einen Hirsch, aus mürbem Teiche gebacken [8]). Die bereits erwähnten Pathenbrote zu Allerheiligen oder Ostern haben in Tirol häufig die Form von Hirsch oder Hase [9]), in Oberbayern von Hirsch oder Horn [10]); ein ferneres Hasengebäck erscheint im Fürstenthum Waldeck am Christ- und Neujahrstage [11]), in Oberfranken zu Ostern als sogenannter „Osterhase“ [12]). In Ungarisch-Preßburg nennen die Deutschen jedes gute Brot, welches man Kindern anpreisen will, „Hasenbrot“ [13]); in der Provinz Sachsen nennt man so den Ueberrest der mitgenommenen Zehrung, welche der heimkehrende Vater seinen Kindern mitbringt [14]). Eine Bärenfigur wird im Aargauer- und Bernerlande auf die Weihnachtslebkuchen gepreßt [15]); ein „Aff“ oder „Hornaff“ genanntes Gebäck, welches bereits im vierzehnten Jahrhundert bei Hochzeiten

1) Simrock 510, 550.
2) Tylor, Anfänge der Kultur. Leipzig 1873, Bd. 2, S. 406/7.
3) Fehr 74/5.
4) Holzmayer, Osiana. Dorpat 1872, S. 56.
5) Strackerjan 2, 26.
6) Düringsfeld 1, 103.
7) Wolf, Beiträge 1, 124.
8) Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 439.

1) Rochholz, Aargau, Bd. 2, S. 25.
2) Kuhn-Schwarz 406.
3) Ebendaselbst.
4) Zingerle, Nr. 1476.
5) Panzer 2, 527.
6) Rochholz, Aargau. 1, 247 (nach Weinhold).
7) Ebendaselbst.
8) Bavaria 1, 1002.
9) Zingerle, Nr. 1476.
10) Bavaria 1, 410.
11) Curtze 4, 41/2.
12) Bavaria 3, 341.
13) Rochholz, Kinderlied 547 (nach Schröer).
14) Mündliche Mittheilung.
15) Rochholz, Kinderlied 118.

erwähnt wird, kommt in einzelnen Gegenden Oberbayerns, namentlich am linken Ufer des Inn, vor [1]); im Flecken Mellingen bei Weimar erscheinen sogar gebackene Maikäfer, welche auf dem Markte am Dienstag nach Cantate feilgehalten werden [2]). Das Klausenbrot, welches im oberen Allgäu die Pathen am Niklastage zu schenken pflegen, hat meist die Gestalt von Vögeln oder auch von Schnecken [3]), das Tiroler Pathenbrot häufig die eines Hahnes, wenn es für einen Knaben, einer Henne, wenn es für ein Mädchen bestimmt ist [4]). In der Ukraine bäckt man zum 10. März, dem Tage der vierzig Märtyrer, kleine Lerchen aus Teig, um sie an diesem Tage in die Luft zu werfen und dadurch die Lerchen und mit ihnen den Frühling herbeizuziehen [5]). An der rauhen Ebrach in Mittelfranken verfertigt die Hausfrau zu Weihnachten allerlei Thierformen aus Teig, welche den Gesammtnamen „Hauswolf" führen und an die Hausgenossen vertheilt werden [6]); in Mecklenburg backen die Bäcker allgemein zu diesem Feste die sogenannten Kinjes- (Kind Jesus-) oder Has-Poppen, welche menschliche Figuren, Hirsche, Pferde und namentlich Schweine vorstellen und für die Darstellung der Hirten von Bethlehem und ihrer Heerde gehalten werden [7]). Im Kult der Isis und des Osiris waren Opferkuchen mit dem Bilde eines gebundenen Flußpferdes am Feste der Rückkehr der Isis aus Phönizien, mit dem eines gebundenen Esels an anderen Festen gebräuchlich [8]); beide Thiere galten den Aegyptern als Vertreter des bösen Prinzips. Die im Westfälischen in Eselskothform gebackenen Lebkuchen schreibt man dem Esel des heiligen Martin, welcher die angenehme Eigenschaft hat, daß sich sein Koth, sobald er fällt, in Lebkuchen verwandelt [9]), die Figuren auf den Graubündtener Weihnachtszelten dem des heiligen Niklaus zu, welcher sie mit dem Hufeisen hineingetreten hat [10]).

Weniger häufig erscheint die menschliche Figur im Festgebäck, als dessen Form oder auch als Eindruck auf demselben auftretend. Die in die alte Götterwelt zurückreichende Gestalt der Frau Holle, mit Spinnrad oder Spinnrocken, trugen bis vor nicht langer Zeit in Eisenach die Pfefferscheiben zu Weihnachten aufgedruckt [11]); in Nottingham druckten in früherer Zeit die Bäcker auf die Kuchen, welche sie Weihnachten ihren Kunden verehrten, häufig die Form der Jungfrau Maria mit dem Kinde auf [12]), in Belgien bäckt man am Niklastage für die Kinder die Figur des Heiligen selbst [13]). In Ulten (Tirol) formte man früher aus dem letzten zusammengescharrten Teig beim Backen eine unförmliche Gestalt, welche man „Gott" nannte [14]); in der Provinz Bourbonnais wird an die Spitze der Tanne, welche man im letzten Getreidefuder aufsteckt, ein Mann aus Brotteig gehängt, und dieser am Ernteschluß vom Maire zerstückt und unter die Gemeindeglieder zum Essen vertheilt [15]) — hinsichtlich dieser beiden

[1]) Bavaria 1, 401.
[2]) Mannhardt, Mythen 348.
[3]) Bavaria 2, 831.
[4]) Zingerle, Nr. 1476; Wolf-Mannhardt 1, 289.
[5]) Düringsfeld, 1, 128.
[6]) Bavaria 3, 971.
[7]) Bartsch, Nr. 1178.
[8]) Plutarch, Isis und Osiris, Kap. 50, S. 1158, 1131 der Uebersetzung.
[9]) Montanus, die Vorzeit 2c. Elberfeld 1870/1, Bd. 2, S. 259.
[10]) Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie. Chur 1862, S. 17.
[11]) Witzschel 2, 173.
[12]) Liebrecht 439.
[13]) Wolf, Beiträge 1, 124.
[14]) Zingerle Nr. 293.
[15]) Liebrecht 437.

Bräuche mag auf den deutschen „den Alten haben" oder ähnlich genannten Erntebrauch hingewiesen werden. Die am Niklastage gebackenen Kuchen haben in einzelnen Theilen von Schwaben die Gestalt menschlicher Figuren und werden dann „Hanselmänner" genannt [1]), auch das Aargauer Festbrot „Chriddibenz" hat die Gestalt eines Mannes [2]); dem Pathenkinde schenkt man in Mittelfranken zu Neujahr, wenn es ein Bube ist, einen Reiter aus Marzipan, dem Mädchen aber eine steifberockte Dame aus gleichem Stoffe [3]). An den Marienfesten wurden früher in der Nordhäuser Gegend die „Oelmännchen", in Oel gesottene Kuchen in Form eines Wickelkindes, feilgeboten [4]). Ueber Backwerke in phallischer Form, welche stellenweise noch jetzt in Frankreich gebräuchlich sein sollen, berichtet Liebrecht in seinem Aufsatze „Der aufgegessene Gott" [5]). Am Allerseelentage erscheinen in Oberdeutschland Gebäcke in Knochenform, nach den verschiedenen Gegenden „Todtenbeine, Dürrbeenerchen, Bubenschenkel" genannt [6]); auch in Waldeck ist eine bestimmte Art Gebäck als „Bubenschinken" bekannt [7]); in Italien erhalten die Kinder an diesem Tage sogar Schädel und Gerippe in Zucker oder Teig gebildet als Spielzeug [8]). Eine fernere beliebte Gebäckform für den gleichen Tag ist die des geflochtenen Zopfes, welche in Oberbayern, in der Oberpfalz und in Schwaben namentlich auch für die an diesem Tage üblichen Pathengeschenke bräuchlich ist; „Seelen" nennt man diese Gebäcke in Schwaben, „Seelenzöpfe" in der Oberpfalz [9]). Ueberhaupt wählt man in Oberbayern für das weibliche Pathchen gern den kunstvoll verschlungenen Zopf als Pathenbrot [10]) und ganz ebenso ist es bei den Szeklern Gebrauch, bei der Taufe ein zopfartig geflochtenes Weißbrot — die sogenannten Kolatschen —, welches aber die Länge des Täuflinges um das doppelte überragen muß, als Gabe zu bieten [11]); im Voigtlande bäckt man am Niklastage die „Nickelzöpfe" [12]), „Donner und Blitz" nennt sich ein belgisches Gebäck, lange in Zickzack sich dehnende Stengel [13]).

Der Wallache backt zum Georgstage Kuchen in Ringform und legt ihnen eine Beziehung auf das Gedeihen seiner Heerde bei [14]); eigene Ringkuchen, „Baugen" genannt, ein uraltes Gebäck mit uraltem Namen, sind auch im Oesterreichischen und in Niederbaiern ein beliebtes Gebäck [15]); das Seelenbrot für die Armen am Armenseelentage wird in Tirol stellenweise in Kreisform gebacken [16]). Bei den Rumänen Siebenbürgens erscheint zum Weihnachtsfeste ein in Radform gebackener und auch rota (Rad) genannter Kuchen [17]); dem Parsen sind für das Todtenopfer unter anderen auch sonnen- und mondförmige Opferkuchen vorgeschrieben [18]). Im Alterthum legte man Kuchen in Hörnergestalt auf die Altäre des Apollo, der Artemis, der Hekate und der Luna

[1]) Meier 465.
[2]) Rochholz, Kinderlied 149.
[3]) Bavaria 3, 954,
[4]) Pröhle, Harzsagen. Leipzig 1854, Einleitung S. 35 (nach Förstemann).
[5]) Liebrecht, a. a. O. S. 438.
[6]) Rochholz, Glaube 1, 293; Bavaria 4, 275.
[7]) Curtze 457.
[8]) Tylor 2, 37.
[9]) Bavaria 1, 410, 743; 2, 256; Meier 452; Schönwerth 1, 173, 284.
[10]) Bavaria 1, 410.
[11]) „Globus", 10, 192.
[12]) Köhler 164.
[13]) Wolf, Beiträge 1, 64.
[14]) Schott, Walachische Märchen. Stuttgart 1845, S. 300.
[15]) Bavaria 1, 996.
[16]) Zingerle, Nr. 1782.
[17]) Schmidt, Rumänen 3.
[18]) Spiegel, Avesta-Uebersetzung. Leipzig 1852 ff., Bd. 2, Einleitung S. 40.

nieder [1]); Hornform trägt bei uns das in Norddeutschland, dann auch in Schlesien übliche Martinshorn am Feste dieses Heiligen [2]), ferner häufig das Pathenbrot für die Knaben in Oberbayern [3]). Weißbröte in Hufeisenform, sogenannte Papellniz, erscheinen im Drawäne, einer wendischen Enklave Lüneburgs [4]). Abbildungen verschiedener Ackergeräthe sind in einigen schwedischen Provinzen auf den Weihnachtskuchen angebracht; diese Kuchen, „Pflugkuchen“ genannt, werden aufgehoben und im Frühjahr von den Arbeitern auf dem Acker verzehrt [5]), ein Brauch, welcher sich ähnlich früher auch in Deutschland vorfand, wo die Reste der Weihnachtsbretzeln aufgehoben und kleingerieben mit dem Samen zur Saatzeit gemischt wurden, während die Pflügenden, sowohl Menschen als Vieh, vom Gebäck gegessen haben mußten [6]). Dem Apollo opferte man zu Patara in Lykien Kuchen in Gestalt von Leier, Bogen und Pfeilen [7]).

Bei den Bekennern der griechisch-katholischen Religion sind vielfach Kuchen in Kreuzform, namentlich auch als Gaben für die Geistlichkeit, üblich. Die Griechen auf Kephalonia backen an ihren Allerseelentagen Kuchen in Kleeblattform, auf dessen drei Theilen Kreuze sind, und schicken sie den Pfarrern zu Messen für die Verstorbenen; ein ähnlich geformter Kuchen mit vier rothen Ostereiern — eins in der Mitte und je eines auf jedem Blättchen — ist als Ostergeschenk zwischen Freunden und Bekannten bei ihnen üblich [8]). Die Russen theilen während der Messe an verschiedenen Festen geweihte, zu einem Kreuz gestaltete Brote unter die Gemeinde aus [9]). Dreieckige Form zeigen die Fastnachtskuchen in Ilsenburg und anderwärts in Norddeutschland; man will sie auf die Gestalt von Donar's Blitzhammer beziehen [1]).

[1]) Creuzer 2, 539.
[2]) Wolf, Beiträge. 1, 45; Kuhn-Schwartz 401; Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859, S. 62.
[3]) Bavaria 1, 410.
[4]) „Globus“, 7, 213.
[5]) „Globus“, 3, 374.
[6]) Köhler 171.
[7]) Besnard, a. a. O., 623; Creuzer 2, 538.
[8]) Düringsfeld 1,116.
[9]) Erman, Reise um die Erde. Berlin 1833, Bd. 1, S. 401.

Die Fastenzeit hat in Deutschland ihr volksthümliches Gebäck in den sogenannten Fastenbrezeln, welche die christliche Volkssymbolik im Voigtlande auf die Fessel, womit Christus gebunden, deutet, während sie in den Pfannkuchen den Schwamm, womit man ihn tränkte, erblickt [2]), und deren Genuß von mancherlei Folgen dem Volksglauben nach begleitet ist. Wer Charfreitag oder am grünen Donnerstage, an welchem Tage sie zum letzten Male gebacken werden, diese Brezeln ißt, bleibt nach Thüringer Glauben das Jahr über vom Fieber frei [3]), in Schwaben bewirken die am Charfreitag üblichen salzigen Brezeln dasselbe, wenn man sie nüchtern ißt [4]). Wer die Fastnachtsbrezel verachtet, erhält Eselsohren, sagt man in der Ascherslebener Gegend [5]), in Hessen, daß, wer Fastnacht keine Kreppel backt, das ganze Jahr nicht froh sein könnte [6]). Neben den Fastenbrezeln ist in vielen Gegenden von Nord- und Mitteldeutschland, auch in Schlesien, zu Fastnacht der Genuß von Pfannkuchen beliebt [7]), welches volksthümliche Gebäck sich auch in England, wo der Fastendienstag danach seinen Namen „Pancake Tuesday“ führt, für diese Zeit findet [8]). In der Bretagne wird sofort nach der Geburt eines Kindes nur aus dem Gelben einer ungeraden Zahl Eier — eine gerade Zahl würde dem Kinde Kummer und Noth im Leben verursachen — ein großer Eierkuchen gebacken und jedem Besucher ein Stück davon angeboten. Dieser Kuchen bedingt das Wohlergehen des Kindes, und darf ein solcher nur bei einer Geburt oder bei einer Rückkehr von langer Seereise gebacken werden; bei anderer Gelegenheit gebacken bringt er Unglück ins Haus [9]). (Schluß folgt.)

[1]) Kuhn-Schwartz 370. Wolf-Mannhardt 2, 298. Wuttke, §. 27.
[2]) Köhler 367.
[3]) Witzschel 2, 195.
[4]) Meier 387/8.
[5]) Mannhardt, Mythen 412.
[6]) Wolf, Nr. 326.
[7]) Wuttke §. 27.
[8]) Brand 1, 37.
[9]) Ausland 1859, 29.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dr. Merz hat in den Monaten November und Dezember 1886 zusammen mit Dr. de Groot eine Reise durch die chinesischen Provinzen Fo-kien und Kiang-si unternommen, über die er in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (Bd. 23, S. 401 ff.) ausführlich Bericht erstattet. Den Strömen Chin-lung-chiang, Min und Shang-jao folgend, und die Kette des Ma-shan-ling (nordwestlich von Ning-yang) in 1290 m, sowie auch das Grenzgebirge zwischen Fo-kien und Kiang-si überschreitend, gelangten die Reisenden zum Po-yang-See, und von da zu Schiff zurück nach ihrem Ausgangspunkte Amoy. Sie hatten bei ihrer Tour namentlich die Wirthschafts- und Kulturverhältnisse der durchreisten Provinzen im Auge und statteten unter anderem auch der Residenz des taoistischen Papstes — der Stadt Lung-'hu-shan — einen Besuch ab.

— Ueber die tibetanische Expedition — die von dem Obersten Mich. Pjewzoff übernommene Hinterlassenschaft des unvergeßlichen Prshewalski — werden neuerdings in der russischen Presse folgende eingehendere Angaben gemacht. Den Bestand derselben werden 20 Mann bilden, darunter 12 Mann zur Bedeckung, 2 Dolmetscher und 2 Präparatoren. Als wissenschaftliche Hilfsarbeiter stehen dem Führer zur Seite die Herren Roborowski und Koslow, die alten getreuen und auch diesmal wieder berufenen Mitarbeiter des Verstorbenen, endlich der von der Geographischen Gesellschaft Rußlands beigegebene Geologe K. Bogdanowitsch. Unter den untergeordneten Theilnehmern der Unternehmung sind die meisten gleichfalls Leute, deren Brauchbarkeit sich auf früheren Reisen bewährt hat. Zweck des Unternehmens ist, einen sehr beträchtlichen Theil des nordwestlichen Tibet — von den Randgebirgen im Norden bis zum 33. Parallel im Süden und von dem Pangong-See im Westen bis zu den Quellen des Jangtsekiang im Osten — der Wissenschaft zu erschließen. Dafür ist ein Zeitraum von zwei Jahren in Aussicht genommen. Der Winter soll in den bewohnteren Gegenden

Tibets zugebracht, und in der übrigen Zeit zweimal eine größere Exkursion innerhalb des eben bezeichneten Raumes ausgeführt werden. Den Lieblingstraum Prshewalski's — den Besuch von Lhassa, des „heiligsten unter den heiligen Orten" Tibets — hofft die Expedition nicht mit ihrem ganzem Bestande, sondern nur in der Person eines oder zweier ihrer Theilnehmer dadurch verwirklichen zu können, daß sie mit den Heiligen irgend eines der Klöster im nordwestlichen Landstrich Freundschaft schließt und deren Fürsprache erwirbt. Wahrscheinlich — so dürfen wir wohl unsererseits hinzufügen — rechnet man auch, wie Grombtschewski bei seinem Zuge nach Kandschut, auf die Gegnerschaft Rußlands gegen England als auf einen Umstand, der den Russen bei dem augenblicklichen Konflikt Tibets mit England zur Empfehlung dienen wird. — Als Hauptaufgaben der Expedition sind vorgesehen: Sammlung von kartographischem Material, astronomische Ortsbestimmungen, Terrainaufnahmen, Einziehung von Nachrichten allerlei Art, physikalische Beobachtungen. Während der Geologe auf seinem Spezialgebiet thätig sein wird, werden Pjewzoff, Roborowski, Koslow zoologische, botanische und andere Sammlungen anlegen, der erstere persönlich ethnographisches Material zu gewinnen suchen; selbst Ausgrabungen an einem durch sein Alterthum interessirenden Punkte vorzunehmen, wird beabsichtigt. Wahrscheinlich werden die genannten Herren um die Zeit des 20. März noch St. Petersburg verlassen, über den Kaukasus gehen, von Baku über das Kaspische Meer nach Usun-Ada fahren, sodann mit der Eisenbahn nach Samarkand sich begeben, von hier an den Issyk Kul und über den Bedel-Paß an den Jarkand-Darja, an diesem aufwärts bis Jarkand, sodann nach Khotan, weiter nach Kiria und Nija und endlich nach Südost in das Hochgebirge und zum Hochplateau hinauf; der Rückweg soll weiter östlich auf anderer Route genommen werden. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß als Hauptursache des Todes von Prshewalski sich Verfettung des Herzens herausgestellt hat, welche bei einem auf der Jagd geholten, starken Erkältungsfieber dem robusten Manne verderblich werden mußte.

— Vor der Londoner Asiatischen Gesellschaft hielt Professor De Lacouperie vor kurzem einen Vortrag über das alte Volk der Djurtschen, das während des Mittelalters eine bedeutende Rolle in der Geschichte Central- und Ostasiens gespielt hat, und dem besonders die sogenannte Goldene Dynastie (die Kin-Dynastie) angehörte, welche seiner Zeit das gesammte Nordchina beherrschte. Ethnologisch gehörte das Volk demselben Stamme an wie die Mantschu, ohne aber deren direkte Vorfahren zu bilden. Heute ist die Djurtschen-Sprache vollkommen ausgestorben, und nur ein einziges Vocabularium, das sich im Besitze des Chinaforschers Dr. Hirt befindet, ist davon übrig geblieben. In Peking wurde sie aber noch im Jahre 1658 gelehrt. Nach Dr. Lacouperie dürfte der Zopf, der seit 1627 zur chinesischen Nationaltracht gehört, auf die Djurtschen zurückzuführen sein.

— Nachrichten aus China zufolge ist es im Januar des laufenden Jahres den Anstrengungen der aufgebotenen zahlreichen Arbeiter gelungen, den 1887 entstandenen Dammbruch der Hoangho zu verstopfen, und den Strom in sein früheres Bett zurückzulenken. Sachverständige Europäer, die den aufgeführten neuen Uferbau besichtigten, hegen zu seiner Haltbarkeit freilich nicht sehr viel Vertrauen.

Afrika.

— In dem „Compte rendu" der Pariser Geogr. Gesellschaft (1888, p. 536 ff.) ist ein ausführlicherer Bericht über die Ergebnisse der Reise enthalten, welche M. Foa in den Monaten Mai bis Juli 1888 von Porto-Novo aus den Wheme- (oder Dagbo-) Fluß hinauf unternommen hat. Dieser Fluß bildet die Grenze zwischen den Königreichen Porto Novo und Dahomey, und es handelte sich bei der Reise vor allen Dingen um die Unterstellung der Uferanwohner unter das französische Protektorat, was flußaufwärts bis Affame (8° 9′ n. Br.) gelang. Die Schiffahrt auf dem Wheme ist nur zur Zeit der starken Hochwasser (im September und Oktober) stromauf unmöglich.

— Auch der französische Hauptmann Binger hat seine Reise im Westsudan mit gutem Erfolge weiter fortgesetzt und ist von Kong aus glücklich in das Mossi- (Muschi-) Land gelangt, von wo er sich dann nach Salaga gewandt hat. Aus letzterer Stadt hat er im November v. J. nach Groß-Popo die Nachricht gesandt, daß es seine Absicht sei, nunmehr zurück nach Kong und dann über Buntuku nach Assinie (an der Elfenbeinküste) zu gehen. — Herrn Treich-Laplène ist dagegen sein Plan, von Assinie nach Kong vorzudringen und mit Hauptmann Binger zusammen zu operiren, nicht geglückt, sondern es ist ihm in Buntuku von Seiten der Eingeborenen die Weiterreise unmöglich gemacht worden. (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 320.)

— Von Jules Borelli ist in Paris ein Brief aus Aden eingetroffen, nach welchem der Reisende seine Forschungen in den Ländern südlich von Abessynien abgebrochen hat. Entlang dem Godscheb-Flusse drang er aber bis zum Omo und in das Land Kullo vor, und ebenso durchstreifte er von Dschimma aus das kleine Königreich Zingero, allenthalben, wo er konnte, Höhenaufnahmen machend. Dem Vor-Gudda-Gebirge, in dessen Gegend noch Menschenopfer dargebracht werden sollen, kam er sehr nahe. Die Fährlichkeiten, welche der Reisende zu bestehen hatte, waren große; in Zingero sah er sich in einen erbittert und grausam geführten Krieg der Eingeborenen verwickelt, und endlich litt er auch länger als zwei Monate schwer am Fieber. (Vergl. „Compte rendu" der Pariser Geogr. Gesellschaft, 1888, 510 f.)

Nordamerika.

— Die Herren Ogilvie und Mc Conner, von der kanadischen Landesuntersuchung, sind nach glücklicher Ueberwinterung am mittleren Yukon im Juli vorigen Jahres am Mackenzie angelangt, um von dort ihre Expedition nach der Küste des Nördlichen Eismeeres weiter fortzusetzen (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 48).

— Die Indianer Kanada's. Der General-Inspektor für Indianer-Angelegenheiten in Kanada, Dewdney, hat kürzlich seinen das Jahr 1888 umfassenden Bericht eingereicht. Er befürwortet in demselben die Weiterverfolgung einer Politik, die darauf hinausgeht, die Indianer allmählich mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß man sie in möglichst weitem Umfange im Ackerbau und in Handwerken unterweist, und den Sinn für seßhaftes Leben und Häuslichkeit in ihnen zu wecken sucht. Am günstigsten lauten die Berichte über die Indianer in Ontario, welche die besten Fortschritte machen und auch fast in allen Stämmen eine Vermehrung der Kopfzahl aufweisen. Ruhestörungen ernster Art kamen im Berichtsjahre nicht vor; nur einmal herrschte Aufregung unter den Indianern am oberen Skeena in Britisch-Columbia, weil einer von ihnen, der des Mordes beschuldigt war und verhaftet werden sollte, von dem damit beauftragten Beamten tödtlich verwundet wurde. Die Gesammtzahl der Indianer war 124 589, und sie vertheilten sich in folgender Weise: Britisch-Columbia zählte 37 944, Manitoba und die nordwestlichen Territorien 26 368, Ontario 17 700, Quebec 12 465, der Athabaska-Bezirk 8000, der Makenzie-Bezirk 7000, Ost-Ruperts-land 4016, die arktische Küste 4000, Neuschottland 2145,

der Peace River-Bezirk 2038, Neubraunschweig 1594, Labrador (Inneres) 1000, Prinz Edwards-Insel 319. Die Indianerschulen besuchten insgesammt 6127 Indianer, nämlich in Manitoba und den nordwestlichen Territorien 2941, in Ontario 1974, in Britisch-Columbia 512, in Quebec 455, in Neuschottland 131, in Neubraunschweig 91, auf der Prinz Edwards-Insel 23. Auf Grund von Parlamentsbeschlüssen wurden 956 116,42 Dollars für die Indianer verausgabt, davon 876 384,65 Dollars in Manitoba und den nordwestlichen Territorien; ferner 284 206,92 Dollars aus den zum besten der Indianer verwalteten Fonds. Im Laufe des Jahres wurden 21 344 Acres von den zum besten der Indianer zu verkaufenden Ländereien veräußert, und noch 458 283 Acres solcher Ländereien sind vorhanden.

Südamerika.

— Der englische Kapitän J. Page gedenkt mit dem Naturforscher Graham Kerr eine Reise nach Argentinien zu unternehmen, um den Lauf und das Gebiet des Pilcomayo genauer zu erforschen. Ueber eine früher in das Gran Chaco unternommene Reise hat Herr Page kürzlich vor der Londoner Geogr. Gesellschaft berichtet.

— Nach einer Mittheilung des „Journal de Comercio" in Rio de Janeiro wird in Brasilien der Plan einer großen interozeanischen Transversalbahn erwogen, welche vom Atlantischen Ozean quer durch Südamerika zum Stillen Ozean laufen und nicht nur die Staaten Brasilien, Paraguay, Uruguay und Chile auf dem Landwege verbinden, sondern auch einen Theil der brasilianischen Binnenprovinzen erschließen soll. Von der Stadt Recife de Pernambuco soll das riesige Unternehmen, für dessen vorbereitende Terrainstudien bereits die behördliche Genehmigung ertheilt ist, zunächst dem großen Thale des Rio S. Franzisko bis zur Barre des Flusses Abaeté folgen, indem es über Matto Grande, Porto Velho, Belem, Cabrobó und Boa Vista, in die Provinz Bahia eintreten, wo die Städte Casa Nova, Remanso, Pilão Arcado, Porto Allegre, Barra, Boa Vista, Espirito Santo und Carinhanha berührt werden würden. Weiterhin soll die Zukunftsbahn in der Provinz Minas Geraes die Städte Januaria, S. Romao und Guacuhy anlaufen und über die Hochebene von Patrocinio nach Arasca und Uberaba führen. Nach Ueberwindung der Sierra von Matto da Corda erreicht sie das Thal des Paraná und, dem Laufe dieses Flusses ungefähr folgend, durchläuft sie die Provinzen S. Paulo und Paraná, um später den Uruguay überschreitend, die Orte S. Borja, Uruguayana und La Paz zu berühren. An dem letztgenannten Punkte ist eine Spaltung der Linie ins Auge gefaßt. Der eine Zweig soll nämlich nach Buenos Ayres gehen, der andere aber über Mendoza und Santa Rosa seinem Endziel am Stillen Ozean, Valparaiso zustreben. Dieses gewaltige Projekt, das vor allem die ungeheuren Urwälder Brasiliens erschließen würde, umfaßt eine Strecke von 6800 km, wovon 4400 km auf Brasilien, 2400 km aber auf Argentinien und Chile entfallen, während die Baukosten auf 700 Mill. Mark veranschlagt sind. Die Bahn würde zugleich die Veranlassung zur Anknüpfung bereits bestehender Linien geben. So konvergiren nach ihr die Paulo-Alfonsobahn in der Provinz Alagoas, ferner die Linie von Bahia nach Joazeiro, die Dom Pedro II Bahn, welche den Rio de las Velhas, einen Zufluß des Rio S. Franzisko erreicht, die Mogyanabahn, welche fast sämmtliche Linien der Provinz S. Paulo unter sich verbindend, auf Uberaba zuläuft, die Bahn von Paranagna nach Curytiba und endlich die Linie von Rio Grande nach Bagé und Uruguayana. An die Herstellung der Transversalbahn Pernambuco-Valparaiso werden in den betheiligten Kreisen große Hoffnungen geknüpft, über deren Verwirklichung die Zukunft die Entscheidung zu bringen hat. Daß es aber zur Besiedelung und Ausbeute der gewaltigen Binnenflächen Brasiliens derartiger Verkehrsanlagen bedarf, wird man nicht in Zweifel ziehen können. Am ehesten wird es wohl dahin kommen, daß man, unter Festhaltung des Hauptplanes, erst einzelne Abtheilungen baut, die dazwischen liegenden Strecken aber allmählich nach Bedürfniß und nach dem Vorhandensein der nöthigen Geldmittel ergänzt. A. O.

Bücherschau.

— A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Das Mittelmeer. (Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde). Freiburg 1888. Herder'sche Verlagshandlung. — Mit seiner bekannten Federgewandtheit entwirft der Verfasser eine populäre Charakteristik des Mittelmeeres und seiner Küstenländer sowohl vom physikalisch-geographischen als auch vom kulturhistorischen und ästhetischen Standpunkte aus. Da der Stoff ein außerordentlich anziehender ist, so wird das Buch schwerlich verfehlen, sich in den Kreisen, für die es berechnet ist, zahlreiche Freunde zu erwerben. Hie und da trägt es uns allerdings einen zu flüchtigen und zu rein kompilatorischen Charakter, und unbeschadet der angestrebten Popularität könnte es wohl etwas mehr in die Tiefe gehen.

— Aegypten, Palästina und Syrien. Zweite Auflage. (Meyer's Reisebücher.) Leipzig 1889. Bibliographisches Institut. — Wenn wir bei Meyer's Reisebüchern schon ganz im allgemeinen gewöhnt sind, daß sie neben allerlei nothwendigen praktischen Fingerzeigen für den Touristen, auch eine große Fülle werthvoller wissenschaftlicher Notizen enthalten, so ist dies in einem erhöhten Maße bei dem vorliegenden Bande der Fall. Zählen doch zu den Bearbeitern desselben keine Geringeren als Professor H. Brugsch-Pascha, Professor M. Hartmann, Baurath Schick &c. Die Ausstattung des Buches mit Karten und Plänen ist eine vorzügliche, und auch derjenige, welcher trotz der bequemen modernen Verkehrsmittel eine Fahrt ins Pharaonenland und nach Palästina nicht ermöglichen kann, vermag sich auf diese Weise daraus über manche topographische Frage, die sich an diese Länder knüpft, mit hinreichender Gründlichkeit zu belehren.

— J. Wenger, Unglücks-Chronik. Bern. R. Jenni. — Eine Zusammenstellung der denkwürdigsten Verheerungen durch Erdbeben, Vulkanausbrüche, Ueberfluthungen, Orkane, Bergstürze, Lavinen, Dürrezeiten, Seuchen, Kriege, Verfolgungen &c. von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, die der Natur der Sache nach lebhaftes Interesse erwecken muß. Wie weit die darin enthaltenen statistischen Zahlen — besonders für die älteren Zeiten — Glauben verdienen, muß freilich im einzelnen erwogen werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die hauptsächlichsten Küstenplätze des Galla- und Somali-Landes.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit acht Abbildungen.)

Tula, Ungumi, Kiama und Kismayu sind die letzten Hauptglieder der Inselkette, welche der ostafrikanischen Küste zwischen der Tana- und der Dschuba-Mündung vorgelagert sind. Auf allen vier Inseln, namentlich aber auf den drei letztgenannten, finden sich wieder die Ueberreste einer alten Kultur, die darauf hindeuten, daß die Araber in der Glanzzeit des Islam auf ihnen Kolonien gegründet haben, die sich einer hohen Prosperität erfreuten. Altjavanische Porzellanscherben, auf die man inmitten der Ruinen größerer Ortschaften oder in der Nähe alter Grabmäler (ziarahs, s. Abbildung 1) stößt, verrathen zugleich auch die ausgedehnten Handelsbeziehungen, welche die Araber in jener Zeit unterhielten. Heute nähren sich die wenigen Bewohner der Inseln nothdürftig von Kaurimuscheln-Fischerei, sowie stellenweise daneben von Hühner- und Ziegenzucht, oder von Durrah-, Tabak- und Kokospalmen-Kultur. Auf Tula ist ein schwacher zansibarischer Militärposten stationirt, der die harmlose Fischerbevölkerung der Bayuns, die die Inseln bewohnt, gegen die beständig drohenden Ueberfälle der Kallallah-Somalis schützen soll [1].

Wo die Kette der Dreihundert Inseln und das durch sie vom Ozeane getrennte seichte „Khor" ihr nördliches Ende erreichen — nur wenige Gradminuten südlich vom Aequator — da mündet der Dschuba oder Dscheb, der bedeutendste Strom des Galla-Landes, der seine rothgelben Wassermassen zum Theil aus den Gebirgen von Kaffa und Süd-Abessynien herbeiführt, und der bis gegen Berdera hin eine brauchbare Wasserstraße abgiebt [1]). Die Einfahrt in diesen Strom ist freilich größeren Fahrzeugen vollkommen unmöglich, da eine Sandbarre seine Mündung sperrt, und dieselben haben daher unter dem Schutze der Insel Kismayu in der sogenannten Kismayu-Bucht (oder Refuge-Bay) zu ankern. Die Fahrzeuge der Eingeborenen — Dhaus und Tepes — gelangen aber in der Zeit der Monsun-Wechsel (März bis Mai sowie September und Oktober) ziemlich bequem hinein, und flachgehenden Dampfbooten von geeigneter Konstruktion würde dies vielleicht selbst zur Zeit der voll herrschenden Monsune aus Südwest und Nordost, die beide eine starke Brandung auf der Barre erzeugen, gelingen [2]). Obzwar unter Schwierigkeiten, so ließe sich der Punkt also doch wohl mit Aussicht auf Erfolg als ein Ausgangspunkt von Handelsbeziehungen in das Innere benutzen. Die verfallenen Bauten des alten Kismayu, das auf der Höhe des Kap Bissel stand, weisen nach George Révoil auf das 13. Jahr-

[1]) George Révoil beschreibt die Bayuns als kühne Seeleute, die gastfrei und freundlich gegen Fremde sind, die aber zu Lande keine große Tapferkeit an den Tag legen und daher den Somalis aus eigener Kraft keinen nennenswerthen Widerstand leisten. Ethnologisch dürften sie der Völkerfamilie der Gallas zuzurechnen sein.

[1]) C. v. d. Decken befuhr ihn bis zu diesem Orte mit seinem Dampfer „Welf", der hier durch Auffahren auf einen Felsen scheiterte.

[2]) Die Barre wurde sowohl von den Booten der „Möwe" (im April 1887) als auch von denjenigen der „Sophie" (im August 1888) überschritten, und zwar im letzteren Falle ohne irgend welche besonderen Schwierigkeiten. Die Wassertiefe darauf wurde dabei je nach dem Gezeitenstande auf 1 bis 4 m gelothet.

hundert als auf ihre Ursprungszeit hin. Das heutige Kismayu (S. Abbildung 4) hat eine Mischbevölkerung von Somalis, Arabern, Indern &c. und außer einem beträchtlichen Karawanenverkehre nach den Küstenplätzen im Süden

Alte Gräber bei Kiama.

Kiama.

und Norden sowie den Dschuba hinauf, unterhält es in den geeigneten Jahreszeiten namentlich einen regen Schiffahrtsverkehr mit Zansibar. Eine Kolonie von Medschurtinen-Somalis haust nahe bei Kismayu in denselben aus Matten und Häuten zusammengefügten „Gurgis“ wie in der Gegend des Kap Guardafui, durch ihre Existenz an diesem Orte zugleich

Ein Medschurtinen-Gurgi bei Kismayu.

das beständige starke Hin- und Herfluthen der Somali-Bevölkerung illustrirend (S. Abbildung 4). Eine kurze Strecke stromaufwärts liegt die unbedeutende Stadt Dschuba, die von den Somalis auch Bumbo oder Dschumbo genannt wird. In beiden Orten finden sich zansibarische Forts mit verhältnißmäßig starker Besatzung, und man kann daraus schließen, daß man die Dschuba-Mündung in Zansibar für einen besonders wichtigen Küstenpunkt hält. Die Uferlandschaft des Stromes scheint fruchtbar und gut bevölkert zu sein, und die Bodenkultur sowie die Rinderzucht scheinen am Dschuba in ziemlicher Blüthe zu stehen. Entlang dem Strome sind zahlreiche Schambas (Pflanzungen) zu erblicken. Da die Somalis des Dschuba-Gebietes aber seit lange von fanatischen mohammedanischen Sekten und Orden beeinflußt werden, so verhalten sie sich im Gegensatze zu den Küstenbewohnern dem Vordringen der Europäer gegenüber sehr feindlich. Bei Berdera — der Hauptstadt des Gebietes — fand ja bekanntlich auch die Ermordung Claus von der Decken's statt.

Nördlich von der Dschuba-Mündung ist die Küste von Inseln und Klippen frei, die von den Monsunen gepeitschte Brandung läßt es aber auch hier europäischen Fahrzeugen im allgemeinen wenig gerathen erscheinen, eine Landung zu versuchen. Die Ortschaften, welche auf dieser Strecke liegen — Lanschani, Iguln, Bogiri, Dschna, Cascara, Abdalla, Owe, Ailaligah und Ailaschir — sind auch alle unbedeutend, und haben wohl niemals eine größere Rolle gespielt. In der Nähe von Brawa (S. Abbildung 5) findet sich wieder eine kleine Inselgruppe, die zusammen mit den davon auslaufenden Riffen und Klippen den Seegang abhält, und die es der menschlichen Kunst leicht machen würden, einen guten Hafen hierselbst zu schaffen. Auf der Insel Barette steht auch ein alter Leuchtthurm, der von

Kismayu.

irgend einem früheren Herrscher, welcher den Handel und die Schiffahrt des Ortes zu fördern wünschte, errichtet worden sein muß. Brawa soll ja eine der ältesten und blühendsten der Kolonien gewesen sein, die die Araber an der Ostküste Afrikas begründeten. Heute liegt es in einer trostlosen Oede ohne Grün, mit einer aus Somalis, Suahelis und Arabern gemischten Bevölkerung von etwa 5000 Köpfen, von seiner alten Gewebsindustrie, durch die es einst berühmt war, ist keine Spur übrig geblieben, und auch sein Seehandel ist wenig belangreich. Indeß besuchen es in der Zeit der Monsunwechsel regelmäßig einige europäische Kauffahrteischiffe, und ein Hamburger Handelshaus hat daselbst sogar seinen ständigen — arabischen — Vertreter, der nächst dem Vali des Sultans von Zansibar, der angesehendste Mann im Orte ist. Die zansibarische Besatzung von Brawa ist 150 bis 200 Mann stark, die Macht des Sultans reicht aber nicht über die Stadtmauern hinaus. Das Hinterland von Brawa ist durch den Webbi-Strom ein relativ gutes, und außerdem ist auch die Karawanenstraße von hier nach Berdera und Ganane — den beiden Hauptplätzen am Dschuba — eine kürzere als von Kismayu aus. Die Somalis des Binnenlandes haben sich aber auch hier wiederholt als arge Räuber bewiesen, was insbesondere auch G. Révoil bei seinem Besuche desselben erfahren hat.

Bei Merka oder Marka ist es um die Landung und den Schutz für die größeren Schiffe viel schlechter bestellt als bei Brawa, und nur die Fahrzeuge der Eingeborenen können in die durch das Küstenriff abgeschlossene Bucht — dem durch die Bezeichnung Bender Merka (Merka-Hafen) eigentlich eine zu hohe Ehre angethan wird — gelangen. Auch Merka hat aber vergleichsweise kurze Karawanenstraßen nach Berdera und Ganane, und seine Beziehungen zu diesen Orten sind deshalb ziemlich intime, wie denn auch Merka ähnlich wie Berdera ein Hauptort des fanatischsten Mohammedanismus ist.

Die Stadt Gonderscheh, weiter nordostwärts, scheint einst bedeutend gewesen zu sein, sie besitzt aber keine brauchbare Landungsstelle, und das letztere gilt auch von dem

Brava.

Somalidorfe Dschilip (S. Abbildung 7), das nahe dabei liegt. Die Felseninsel, welche sich bei Gonderschech aus den wild brandenden Fluthen erhebt, trägt wieder alte Bauten-Ueberreste und steht bei den Eingeborenen als Sitz böser „djinni" (Geister) in üblem Rufe. Möglich, daß die Konfiguration der Küste an diesem Punkte durch den Seeverkehr ungünstige Veränderungen erlitten hat. Die nächste Umgebung von Gonderschech macht durch ihr üppiges Grün einen viel reicheren Eindruck, als diejenige der vorher erwähnten Orte.

Makdischu (Mogduschu, Magadoxo) besitzt eine ziemlich gute, geräumige Rhede, und Brandungsboote können im Schutze eines an der Küste vorgelagerten Riffes die Landung fast zu jeder Zeit bewerkstelligen. Gegründet im Jahre 296 nach der Hedschra (im Jahre 908 der christlichen Zeitrechnung), bildete diese Stadt während des ganzen Mittelalters den Hauptmittelpunkt der arabischen Kolonialmacht an der ostafrikanischen Küste, und der arabische Geograph Ibn Batuta, der sie im Jahre 1337 besuchte, sah sie in hohem Glanze. Sie soll seiner Zeit nicht weniger als 101 Moscheen besessen und einen Flächenraum von 6 qkm eingenommen haben. Mit dem Dahinwelken der arabischen Handelsblüthe fiel sie aber sozusagen in zwei kleine Städte — Schingani und Hamarwin — aus einander, zwischen denen sich heute ein zansibarisches Fort erhebt, das sie beherrscht. Halb im Sande begrabene Thurmreste, Grabmäler und altes Gemäuer, das der jetzigen Bevölkerung zum Aufbau ihrer armseligen Hütten das Material liefern muß, erzählen von der alten Glanzzeit. Die beiden getrennten Stadttheile, die die Makdischu heute bilden, dürften zusammen kaum mehr als 4000 Bewohner zählen. Während der Monsun am heftigsten weht, werden die Dhaus und Boote zu ihrer Sicherung ans Land gezogen, und bei dieser Gelegenheit feiert die Stadt ein großes Volksfest (das sogenannte Lab-Fest, s. Abbildung 8).

Eine Medschurtinen-Frau.

Die Küstenstrecke zwischen Makdischu und Kap Guardafui bildet weitaus den unnahbarsten Theil der Strecke, die wir hier im Auge haben, und auch selbst die Dhaus finden hier nur wenige Ankerplätze, was um so bedauerlicher ist, als die Viehzucht auf dem angrenzenden Plateau eine reiche Hilfsquelle zu bilden scheint, und als das Land daneben auch noch andere Produkte, wie Gummi, Straußenfedern, Elfenbein 2c. auf den Weltmarkt zu liefern vermag. Für den europäischen Ver-

Dschilip.

Makdischu beim Lab-Feste.

kehr kann hier eigentlich nur die Bucht von Ras al Khyle in Betracht kommen, die namentlich in ihrer Nordwestecke einen sicheren Ankerplatz gewährt, und in die zugleich auch der wasserreiche Nogal-Fluß mündet. Die Bewohner des Dorfes, das an der Bucht liegt, sind Somalis von dem Stamme der Medschurtinen, deren Frauen bezeichnenderweise unverschleiert gehen, obwohl sie sich zum Islam bekennen, und die in der Zeit der Monsunwechsel durch ihre Thaus sowohl mit Zansibar, als auch mit Aden, Maskat und Bombay verkehren [1]). In beschränkterem Umfange gilt dies auch von dem Dorfe Ras Hasun, am Fuße des nach ihm benannten, halbinselartig in die See hinausspringenden Vorgebirges [1]).

Die Nordküste der Somali-Halbinsel, die zusammen mit ihrem arabischen Gegengestade den Golf von Aden umschließt, ist viel besser mit Hafenbuchten ausgestattet als die Ostküste. Da sich die Engländer hier festgesetzt haben, so kommt dieselbe aber für deutsche kolonialpolitische Bestrebungen nicht mehr in Betracht, und wir unterlassen es daher an dieser Stelle, sie im einzelnen zu charakterisiren.

[1]) Den deutschen Seeleuten gegenüber, welche die Bucht sowie die in dieselbe mündenden Flüsse besuchten, bewiesen sich die Einwohner entgegenkommend und freundlich, ihnen auf alle ihre Fragen die Auskunft gebend, welche sie zu geben wußten. Woher der Nogalfluß käme, konnte niemand sagen, woraus man schließen darf, daß seine Lauflänge eine sehr beträchtliche, und die innere Zerspaltenheit der Somali-Bevölkerung eine sehr vollkommene sein muß.

[1]) Vergl. hierzu: „Annalen der Hydrographie" ꝛc. 1885, S. 381 ff.; 1886, S. 279 f. und 391 ff.; 1887, S. 134 ff., 226 ff., 427 ff. und 482 f.; M. G. Révoil, „Voyage chez les Benadirs, les Çomalis et les Bayouns" („Tour du Monde" 1888, Nr. 1459 und 1460 und „Globus", Bd. 47, Nr. 19 ff.); desselben Verfassers „Voyage aux pays des Medjourtines" („Bulletin de la société de Géographie de Paris", Mars 1880, p. 254 ff.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Nachdem alle unsere Effekten an Bord gebracht waren und wir von unseren liebenswürdigen Wirthen Abschied genommen hatten, ging unsere Reise nach Larantuka, an der Ostküste von Flores, weiter. Starke Windstöße von den Bergen herab brachten dabei unsere Prau wiederholt in ernste Gefahr, und es gelang uns nur unter großen Anstrengungen und unter großem Zeitverlust, unser Ziel am 11. Januar zu erreichen.

Im Hafen angelangt, waren wir nicht wenig erstaunt, darin ein Schiff vorzufinden, das einem Chinesen gehörte und von Singapore kam, um nach Timor (Kopang) weiter zu segeln. Wieder suchten wir zuerst den Posthalter, Herrn Worms, auf, bei dem gerade der Posthalter von Solor, Herr Nordhorn, zu Besuch war, und die Einladung des Herrn Worms, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, nahmen wir natürlich gern an.

In Larantuka ließ sich im 17. Jahrhundert der oben erwähnte Radja von Goa nieder, und dadurch kam Flores unter die Oberherrschaft der Portugiesen, die es erst später an die Holländer abtraten. Es befindet sich daselbst die Hauptstation der katholischen Missionäre auf der Insel, in der fünf Priester und drei dienende Brüder leben. Auch ein Nonnenkloster ist in dem Orte vorhanden, in welchem eingeborene Mädchen erzogen werden.

Nachdem wir den Radja durch einen Boten hatten auffordern lassen, uns zu besuchen, erschien derselbe abends mit einigen anderen angesehenen Männern, und er versprach uns, Leute nach den nächsten Dörfern zu senden, um unsere Wünsche dort kund zu geben und für uns zu sammeln. Unter den Gegenständen, die wir am nächsten Tage im Dorfe selbst erwarben, waren besonders einige hübsch gewebte Frauen-Sarongs (Frauenröcke) bemerkenswerth. Das Garn dazu wird aus einheimischer Baumwolle mit der Handspindel gesponnen und mit aus einheimischen Pflanzen und Hölzern hergestellten Farben gefärbt. Das Web-Instument ist ein sehr einfaches und fast auf allen Inseln gleich. Die Frauen, die die Stoffe weben, sitzen dabei meist zwischen den Pfählen unter ihrem Hause.

Am 14. Januar begaben wir uns mit dem Posthalter nach dem auf der Insel Adonare gelegenen Dorfe Wori, wo gerade von den Bergbewohnern ein Markt abgehalten wurde. Da die Strömung, welche hier sehr stark ist, uns entgegen kam, waren die meisten Besucher desselben aber schon nach ihren Bergen zurückgekehrt, als wir daselbst anlangten, und wir konnten deshalb keinerlei Erwerbungen machen. Herr Worms hatte aber einige Dynamitpatronen bei sich, und mit diesen gingen wir auf den Fischfang. In diesem Fahrwasser kommt nämlich eine Fischart vor, welche viel Aehnlichkeit mit unserer Makrelle hat, und welche in Schaaren am Ufer entlang schwimmt. Wir zündeten eine Patrone an, warfen sie ins Wasser, und in demselben Augenblicke war dasselbe mit todten Fischen völlig bedeckt. Die Eingeborenen, welche vom Lande aus unser Treiben beobachteten und die Wirkung des Dynamits bereits kannten, stürzten sich darauf unter großem Lärm ins Wasser, und jeder Taucher kam bald mit einem Fische in jeder Hand wieder zum Vorschein. Nachdem wir gegen 200 Stück erlangt und die Taucher belohnt hatten, kehrten wir dann nach Larantuka zurück.

Am 15. Januar machten wir einen Besuch bei den Priestern, die uns sehr freundlich empfingen und uns ihre große Kirche zeigten — deren Wände und Dach aus Eisenblech bestanden — sowie auch ihre Schuljugend vor uns exerciren ließen. Letztere trug rothe Jacken nebst einer Mütze mit hohem Federschmuck und machte ihre Sache recht gut. Tags darauf besuchten wir ebenso auch die Nonnen und von diesen wurden wir mit vorzüglicher Milch von Kühen, die aus Australien stammten, bewirthet. Es waren im ganzen neun Schwestern, unter denen sich auch eine Deutsche, namens Cäcilie, befand. Dieselbe freute sich sehr, wieder einmal deutsch sprechen zu können, da sie ihre Muttersprache seit 16 Jahren nicht gehört hatte. Sie lebte ungefähr 27 Jahre in Indien und befand sich ganz wohl — sie gab den Mädchen, welche hier erzogen wurden, vielleicht 160 an Zahl, Musikunterricht — und erfreute

uns durch den Vortrag einiger von ihr aus dem Deutschen ins Malayische übersetzten dreistimmigen Lieder (Das deutsche Vaterhaus rc.). Es war interessant zu sehen, was die Kinder, deren Väter vor einigen Jahrzehnten noch Menschenblut tranken, für Fortschritte in der Kultur gemacht hatten!

Am Nachmittag des 17. Januar mietheten wir von einem Chinesen ein Boot und begaben uns nach der Larantuka gegenüber liegenden Insel Adonare, wo von den Bergbewohnern ein Markt abgehalten wurde. Wir fanden dieselben zu Hunderten versammelt, und einen jeden mit Lanze, Schild, Pfeil und Bogen bewaffnet. Von Gestalt waren die Leute kürzer aber kräftiger gebaut, als die Bergbewohner von Flores, ihr Kopfhaar war glätter und das Auge weniger geschlitzt, als das ihrer Nachbarn, was namentlich bei den Weibern auffiel. Unter den Männern sahen wir viele mit ziemlich starkem Backenbart. Die Hautfarbe der Frauen war gelblicher als die der Männer. Die Brust trugen erstere entblößt, während sie den äußeren Rand der Ohrmuschel, sowie auch den Ohrlappen voll von Ringen hatten. Bei unserer Rückkehr nach Larantuka trafen wir den Residenten aus Timor-Kopang, welcher mit einem Kreuzer gekommen war, um die Wahl des neuen Radja von Larantuka zu bestätigen. Uns empfing er ziemlich kühl, sowie er auch sehr ungnädig darüber war, daß unser Freund Worms gerade zum Begräbnisse des plötzlich verstorbenen Herrn Nordhorn nach Solor gereist war. Wenn auch ganz Solor stürbe, so müsse er anwesend sein, sobald er käme, äußerte er.

Am 18. Januar früh wurde der Radja Don Lorenzo (Christ, und von den Missionären erzogen) seitens der Regierung anerkannt und der Abhängigkeits-Vertrag unterschrieben und beschworen. Die Schulkinder waren dabei alle als Soldaten gekleidet und meistens mit Percussionsgewehren versehen. Die Musik, die von dem Bruder Zimmermann geleitet wurde, bestand ebenfalls aus Kindern. Verschiedene Unterhäuptlinge waren mit ihrer bewaffneten Macht erschienen, um dem Könige zu huldigen. Nachdem der Vertrag verlesen und unterzeichnet und der Schwur abgenommen, wurden von den Knaben zwei Salven abgegeben, vom Boote wurden sieben Kanonenschüsse gelöst, und auch von den Soldaten der verschiedenen Radjas, die ihre Gewehre dabei nach allen Himmelsrichtungen hielten, wurde eifrig gefeuert.

Dann sangen die Knaben mit Instrumentalbegleitung nach der Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiser", ein auf Don Lorenzo und Larantuka bezügliches malayisches Lied, dem die niederländische Nationalhymne folgte. Dem neuen Radja wurde hierauf als Zeichen seiner Würde ein Stab mit goldenem Knopf und dem holländischen Wappen übergeben, welcher schon seinen Vorgängern gehört hatte, aber bei deren Tode von dem Posthalter aufbewahrt worden war. Zum Schlusse der Feier brachte der Radja dem Residenten das übliche Geschenk, bestehend in Schweinen, Hühnern und Kokosnüssen, dar.

Nachmittags reiste der Resident mit Herrn Worms zurück nach Timor-Kopang, was wir sehr bedauerten, da uns letzterer in jeder Weise behülflich gewesen war. Er hinterließ uns Empfehlungsbriefe an seinen Schwager, der Posthalter in Alor war.

Am 19. und 20. Januar konnten wir nichts unternehmen, da ich heftiges Fieber bekam. Als aber am 23. Januar noch keine Aussicht auf Besserung war, begab sich Herr Kühn nach der Insel Solor, die so gut wie unabhängig von Larantuka ist. Die einzelnen Häuser des daselbst gelegenen Dorfes Trong lagen terrassenförmig übereinander. Der Radja, der in einem der Häuser wohnte, befand sich eben beim Aractrinken und zeigte sich sehr erstaunt über den fremden Besuch. Als er erfuhr, daß derselbe gekommen sei, Waffen, Geräthe rc. im Dorfe zu kaufen, versprach er seine Hilfe, zugleich begann er aber auch um Genever, Pulver u. s. w. zu betteln. Da das Haus, vor allem aber die Gesellschaft des Radja meinem Reisegefährten nicht behagte, so bat er ihn um kein Nachtquartier, sondern zog es vor im Ruderboote zu schlafen, um so mehr, als er seine Tauschartikel dort sicherer erachtete vor den zu fürchtenden Langfingern. Zurückgekehrt auf sein Boot, fand er einige Leute beim Reiskochen, während die anderen ein Zelt über dem Boote errichteten, um das Lager vor dem heraufziehenden Regen zu schützen. Trotzdem war die Nachtruhe eine herzlich schlechte. Da der strömende Regen am nächsten Tage andauerte, so kamen auch keine Eingeborene zu dem Markte, der stattfinden sollte, und in die Häuser wurde man nicht gelassen. Zwei Schilde und zwei Regenröcke waren auf diese Weise die ganze Ausbeute; letztere bestehen aus Bindfaden und daran geknüpftem Baste, und werden um den Sarong geschlagen, damit er im Regen oder nassem Grase nicht feucht wird. Auf dem nahen Lomblem, wohin Herr Kühn sich von Solor begab, konnte er die Panzer von Büffelfell, die er hauptsächlich suchte, ebenfalls nicht erlangen, weil der dortige Unterhäuptling — der sogenannte „Kapitän", ein alter Mann mit weißem, struppigen Schnurrbart, der ein großes Ansehen bei den Eingeborenen genoß, den Leuten verboten hatte, solche zu verkaufen. Dagegen erwarb er fünf schöne Kriegskopfschmucke und eine Lanze mit kreuzförmiger Spitze, sowie eine Sirischachtel mit geheimen Fächern. Schließlich gelang es ihm, vom Kapitän auch noch einen eben erst geschnittenen, aber doch deutlich die charakteristische Form zeigenden Lederpanzer, zu bekommen.

Als Herr Kühn am 24. Januar wieder nach Larantuka zurückkam, war ich glücklicherweise wieder so ziemlich genesen, und wir konnten daran gehen, die neuerworbenen Sachen auszupacken, zu beschreiben und zu nummeriren. Wir erwarben auch dazu in Larantuka noch mehrere sehr schöne Holzschilder, die mit Menschenhaaren und geschliffenen Muscheln verziert waren, sowie verschiedene Körbe aus Palmenblättern und Haus-, Jagd- und Fischereigeräthe. An religiösen Gegenständen erhielten wir von der sich in der Erde befindenden siebenköpfigen Schlange (bezw. dem Drachen) Ular-Naga sieben Schirme, welche zum Schutze ihrer Köpfe geopfert worden waren. Der Ular-Naga soll nach dem Glauben der Eingebornen die Seelen der Menschen fressen. Stirbt jemand unerwartet, so ist immer der Drache daran schuld, und sofort wird auf dem Steine, der seine Höhle bedeckt, ein Opfer dargebracht. Ferner gelang es uns, auch ein Pomali, das dem Nitu geweiht ist, zu erhalten. Nitu ist ein böser Geist, welcher Schlangen- und Menschengestalt annehmen kann, und welcher als Mensch den ihm Begegnenden Speise und Trank anbietet, woran dieselben erkranken und sterben. Ist jemand krank, so legt man ein Stück Bambus ins Feuer, wenn dasselbe darin kracht, so ist Nitu an der Krankheit schuld, und sogleich wird ihm geopfert. Da Nitu nicht bloß böse, sondern auch zugleich einfältig ist, wird er aber auch oft betrogen. So sieht er z. B. das Bild eines Menschen für den Menschen selbst an, und ebenso eine Hühnerfeder für ein Huhn, ein krummgebogenes Holz für einen Elephantenzahn rc. Endlich erhielten wir noch einige Kriegs-Pomali, die um den Leib gebunden werden und vor Verwundungen schützen sollen. Es sind Bänder, in die Rinden- und Holzstückchen eingenäht sind.

Da es alltäglich sehr regnete und starke Weststürme wehten, so verzögerte sich die Abreise von Larantuka und wir hatten reichlich Muße, uns neue Segel für unsere Prau nähen zu lassen.

Am 29. Januar begaben wir uns mit einem von den Priestern nach dem auf der Nordseite von Adonare gelegenen Dorfe. In der Meerenge, die Flores von Adonare scheidet, begegneten wir den Dampfer „Landsberger“, der nach Larantuka ging. Wir hielten uns deshalb nicht lange im Dorfe auf und kehrten, um unsere erworbenen Gegenstände mitsenden zu können, bald zurück. An Bord des „Landsberger“ befand sich der für die Timor'sche Residentschaft neu ernannte Resident de Villeneuve nebst Frau und Kindern, und ebenso der deutsche Kapitän Langen, der seit vielen Jahren Plantagen sowie auch eine Holzschneidemühle auf den Kei-Inseln besitzt. Beim Landen des Residenten marschirten die Knaben auf, präsentirten das Gewehr, und die Musik begann zu spielen. Wir aber schlossen unsere drei Kisten, beendeten unsere Briefe und brachten alles an Bord, worauf das Schiff mit den genannten Herren nach Timor-Dilly weiter dampfte.

Wir selbst nahmen am 30. Januar, als schönes Wetter geworden war, von dem gastfreien Larantuka Abschied, um unserem nächsten Reiseziele Alor zuzusegeln. Getrieben von einem schönen Westwinde passirten wir die Insel Adonare und Lomblen, und während der darauf folgenden Nacht hielten wir uns weit vom Lande abseits, um nicht vom Strome in die so gefürchtete Straße von Manrissa hineingetrieben zu werden. In allen diesen Meerengen herrscht nämlich eine gewaltige Strömung, so daß sogar große Dampfschiffe davon erfaßt werden, um in dem Strudel unterzugehen.

Am 31. Januar nachmittags hatten wir eine kleine steil aus dem Wasser ragende Insel, die zwischen Pantar und Alor liegt, erreicht. Daselbst überraschte uns plötzlich eine Windstille, und der Strom drohte uns infolgedessen wieder zur See zu treiben. Am Ufer befanden sich viele Eingeborene, welche uns auf Malayisch zuriefen, daß wir Anker werfen sollten, und die uns sodann mit zwei Booten ans Ufer bugsirten. Für diesen Dienst verlangten sie Arac, den wir leider auch spendeten. Kaum hatten sie denselben nämlich getrunken, so wurden sie dreist und verlangten mehr, und nur halb mit Gewalt konnten wir sie wieder los werden. Wir warfen ihnen noch eine Flasche Arac ins Meer, worauf sie alle Jagd machten. Da wir den Wunsch ausgesprochen hatten, Fische kaufen zu wollen, so tauchten zahlreiche Eingeborene drei bis fünf Faden auf den Meeresboden hinab, wo sich ihre mit Steinen beschwerten Fischreusen befanden und vermittelst eines Taues zogen sie sie dann in das Boot. Wir nahmen einige Fische, und den Rest zerhackten die Leute, um sie roh selbst zu essen. Die Bewohner der fraglichen Insel hatten ein sehr wildes Aussehen, krauses Haar und dunkle Hautfarbe.

Als die Strömung schwächer geworden war, wollten wir unsern Anker aufziehen, dabei bemerkten wir aber zu unserem Schrecken, daß er unter ein Korallenriff gerathen war. An ein Untertauchen war bei der großen Wassertiefe — 14 Faden — nicht zu denken, wir wendeten also große Gewalt an, und dabei riß die Kette, und wir verloren unseren größten und besten Anker. Da es noch immer ganz windstill war, versuchten wir nun nach dem nur drei englische Meilen gegenüber liegenden Hafen zu rudern, wir wurden aber von der mit großer Gewalt nach Südwest laufenden Strömung erfaßt, und obschon kaum einen Pistolenschuß vom Lande entfernt, konnten wir dasselbe doch nicht erreichen. Unsere Prau legte sich bald rechts, bald links auf die Seite, vom Strome in einem wahren Hexentanze gedreht. Ueber die Steine und Korallenriffe ging es rasend hinweg, aber da hohes Wasser war, ohne Unfall. Am Ufer bemerkten wir viele Leute mit Lichtern, welche uns zuriefen, sich jedoch nicht hinauswagten. Endlich spät abends wurden wir in eine Bucht getrieben, wo wir unsere letzten zwei Anker auswarfen. Um Mitternacht, als die Strömung sich abermals gedreht hatte, gab der eine aber nach, das Tau des zweiten zerriß, und so trieben wir in der Finsterniß wieder in schneller Fahrt gegen die Insel und die Riffe. Gleichzeitig erhob sich ein starker Wind, mit dem wir gegen den Strom zu fahren versuchten, um in die Bucht hinein zu kommen. Der Strom packte uns aber immer wieder und wirbelte uns trotz Segel und Wind hin und her, so daß wir wieder fürchteten, entweder auf ein Riff zu gerathen, oder umzuschlagen. Von Gewalt über die Prau war nicht mehr die Rede. Bei einer dieser rasend schnellen Drehungen konnte unser kleines Boot, das hinten an der Prau hing, nicht schnell genug folgen und schlug um, so daß wir es schon verloren gaben und das Thau kappen wollten, damit es uns nicht etwa das Steuer, gegen welches es fortwährend antrieb, zerschlug, es gelang uns aber von Bord aus, es wieder aufzurichten und auf die Prau hinaufzuziehen, und nur unsere Ruder, die in dem Boote gelegen hatten, waren verloren. Damit war es noch nicht genug des nächtlichen Ungemachs. Mit Hilfe eines Windes, der sich erhob, gelang es uns, aus dem Strom und den Wirbeln herauszukommen und das Ufer zu erreichen, wo wir unseren letzten Anker auswarfen und uns noch obendrein mit einem starken Tau fest machten. Nicht lange hatten wir aber so still gelegen, da brach ein Sturm aus Süden los, unsere Prau schlug mehrere male auf die Felsen auf, und mit äußerster Anstrengung mußten wir uns durch Anstemmen langer Bambusstäbe vom Ufer abhalten. Auch der Strom ging jetzt wieder stark am Ufer entlang. Unter hartem Kampfe gegen Wind und Strömung brachten wir unser Fahrzeug endlich in eine kleine Bucht, wo wir ruhig liegen, trockene Kleider anlegen, und an etwas Ruhe denken konnten.

Am Morgen kam dann ein Boot mit Eingeborenen an unsere Prau heran, von denen wir hörten, daß der Posthalter der Insel nur eine halbe Stunde von dem Orte entfernt wohne; zu ihm beschlossen wir zu gehen, um ihn um Hilfe für unsere Prau und uns selbst zu bitten. Wir wurden von dem Herrn, namens Miseroe, freundlich empfangen, und unsere Prau wurde in den Hafen und unsere Güter ans Land gebracht. Ebenso erhielten wir auch zwei Anker von ihm geliehen, die wir später kauften.

Am 2. Februar begaben wir uns dann in das Dorf, wo wir fast vor jedem Hause eine Opferstätte sahen — bald in der Form eines Kanus, welches auf einem Pfahle stand, bald in Form von Krokodilen oder Eidechsen. Leider waren die Dinge nicht verkäuflich, und eine Frau, welche hörte, was wir suchten, brachte ihre Heiligthümer eiligst ins Haus, da sie fürchtete, sterben zu müssen, wenn sie dieselben weggäbe. Nach Hause zurückgekehrt, wurden uns indeß von den Leuten verschiedene andere Sachen gebracht, wie Lendenschurze, Pfeile mit schönen Eisenspitzen, kunstvoll geschnitzte Schilde, prachtvolle Panzer aus Leder und mit Federn verziert, lange Schilder aus Leder, handbreites rothes Band aus Baumrinde, welches die Krieger um die Haare wickeln ꝛc. Nachmittags machten wir trotz argem Regen einen Ausflug nach der Residenz des Radja, eines freundlichen, dicken Herren. Wir baten denselben um Taucher, um nach unserem Anker suchen zu lassen, welche er uns auch versprach. Danach fragten wir ihn auch nach alten Heiligthümern, worauf er uns ein prächtiges altes Modell einer Prau (Kora-Kora) mit fünf geschnitzten Figuren darauf, von denen eine Schild und Schwert führte, brachte. Dieses Boot stammte von seinem Urgroßvater und war dem Nitu oder Harnasch geweiht. Mit vieler Mühe erhielten wir außerdem auch noch einen Ular-Naga, (d. i. einen großen aus Holz geschnitzten Drachen, der einem Krokodil ähnelt), welcher dem noch lebenden Vater des Radja gehörte. Als Preis verlangte der Radja die Unkosten eines neu herzustellenden Abgottes (sieben Ziegen und eine Kiste Arac)

welche Forderung wegen der Seltenheit des Stückes bewilligt wurde. Die Eingeborenen waren über das Geschäft äußerst entsetzt. Ular-Naga und Hariman verursachen ja Krankheiten, welche nur geheilt werden können, wenn man ihnen opfert.

Medizinleute oder Priester giebt es nicht am Orte, sondern wenn jemand Schmerz empfindet, so ißt er Sirih und bestreicht die schmerzenden Stellen mit dem Speichel. Hariman ist der Name der Frau des Ular-Naga, der stets mit dem des Ular zusammen genannt wird. Die Gottheit wird aber nicht besonders verehrt. Ferner erhielten wir eine Eidechse, namens Toku, die folgendermaßen zum Abgott erhoben wurde: Es träumte einst ein Eingeborener, er werde von solch einem Thiere gebissen, er vergaß jedoch den Traum, als er erwachte, und erst später ward er wirklich krank. Ein Mann, der es verstand, in die Zukunft zu sehen, sagte, er habe geträumt, und müsse nun dem Thier, das ihn verfolgt habe, ein Bild errichten und ihm zu essen geben. Er that dies, und genas. Der Kultus des Ular-Naga, von dem wir durch einen Unterhäuptling ein sauber geschnitztes Bild erhielten, soll ebenfalls durch Träumen entstanden sein.

Am 3. Februar versuchten wir mit den Leuten des Radja unseren verlorenen Anker wiederzufinden, was jedoch nicht gelang, und uns nur noch einige Faden unseres europäischen Taues kostete. Die darauf folgenden Tage sammelten wir fleißig und erwarben noch viele interessante Gegenstände.

Am 6. Februar fuhren wir mit dem Posthalter und vielen auf Alor wohnenden Makassaren nach dem Dorfe Djolulla, wo sich das Oberhaupt des Ortes uns anschloß. Die Reise ging dann nach dem von Westen her tief in die Insel einschneidenden Fjorde, wo jeden Montag ein Markt stattfand, auf dem die Bergbewohner ihre Produkte — Reis, Mais, Pisang u. s. w. — gegen Fische und europäische Waaren auszutauschen pflegen. Nach dreistündigem Rudern kamen wir am Orte unserer Bestimmung an, wo auf einem Stücke flachen Seestrandes einige Hundert Männer und Frauen der Ankunft des „Kapitän" harrten, ohne dessen Erlaubniß kein Markt abgehalten werden darf. Einige trugen Lendenschurze und viele auch einen breiten, aus Rotang geflochtenen Leibgürtel, in dem sie ihre Pfeile stecken hatten. Um den Hals hatten sie Perlenschmuck, und das Haar hatten sie theils mit Streifen aus der Blattscheide der Betelpalme, theils mit Rotang cylindrisch umwickelt, so daß nur ein kleiner Büschel daraus hervor schaute. Außer Hackmessern (Klewang) führten einige auch ein Schild aus Büffelfell, das am linken Arme hing. Manche Frauen trugen weißen Sarong, andere aber auch nur einen aus vielen Schnüren zusammengesetzten Lendenschurz, und die Brust war bei allen frei. Arme und Füße waren mit Messingringen geschmückt, welche bei jeder Bewegung klirrten, und der Hals war mit schön ausgeführten schmalen und breiten Perlen- oder Fruchtbändern behangen. Uebrigens sind die Bergbewohner sehr schmutzig, und sie sollen nie baden, weil es beschwerlich ist, das Wasser herbeizuschaffen. Hautkrankheiten sind daher unter ihnen sehr verbreitet. Nachdem wir uns wechselseitig zur Genüge bewundert und nebenbei einiges gekauft hatten, fingen die Leute auf Befehl des Radja an zu tanzen. Sie nahmen einen Pfeil und einen Bogen in eine Hand und umarmten mit dem anderen den Nacken des Nachbars, dabei abwechselnd mit den Füßen vor- und rückwärts schreitend und stampfend, und nach und nach einen Kreis bildend, der sich langsam nach links bewegte. Auch Frauen nahmen, wenn auch widerstrebend, theil. Der Tanz ward von einer monotonen Melodie begleitet, welche bald von einem einzelnen Manne, bald vom ganzen Chore gesungen wurde. Der Handel auf dem eröffneten Markte war namentlich insofern interessant, als weder die in Klein-Alor — der Wohnstätte des Posthalters — noch die sonst von der Seeküste stammenden Leute die Sprache der Bergbewohner verstanden, und der Handel also pantominisch vor sich gehen mußte. Die Bergbewohner gaben ihre Waare nicht eher her, als bis sie die Bezahlung in Händen hatten. Unter ihnen befanden sich mehrere mit Lederpanzer bekleidete und vollständig bewaffnete, die keine Waaren bei sich führten, und den übrigen als Bedeckung zu dienen schienen. Auch auf die andere Seite des Fjords, der hier nur so breit ist wie ein starker Fluß, begaben wir uns. Das Land im Fjorde ist meist flach, unbebaut, würde sich aber zur Kultur von Tabak und Kokospalmen gut verwenden lassen. Der Markt, welcher hier stattfand, war viel stärker besucht als am ersten Platze, aber die Eingeborenen waren auch viel mißtrauischer. Viele trugen hier ebenfalls Büffelhautpanzer, von denen es uns gelang, mehrere Prachtstücke zu erwerben, sowie auch schöne Gürtel. Einer derselben führte uns seinen Kriegstanz vor, welcher in drohenden Geberden und Hin- und Herlaufen bestand.

Nachdem wir unsere Geschäfte beendigt hatten, erlaubten wir uns einen Scherz mit den Eingeborenen, indem wir einige chinesische Feuerwerkskörper anzündeten und unter sie warfen. Es entstand dadurch eine förmliche Panik, so daß alle mit großem Geschrei und wunderlichen Sprüngen davon liefen. Als sie jedoch sahen, daß es nicht schlimm gemeint war, kehrten sie bald zurück und lachten über den Scherz mit. Wir beschenkten sie dann mit solchen Feuerwerkskörpern, was ihnen viel Freude machte. — Aehnliches Entsetzen rief übrigens in Klein-Alor, wohin wir uns abends zurück begaben, das bloße Spielen unserer Drehorgel unter den Weibern hervor. Dieselben zitterten dabei wie Espenlaub, und liefen eiligst davon; nur die Kinder freuten sich über die Musik.

Am 7. Februar machten wir uns reisefertig, und am 8. lichteten wir die Anker, nachdem der vorher tobende Sturm sich gelegt hatte. Da der Wind von Norden kam, nahmen wir den Kurs südwärts nach der Timor-Straße, weil zu dieser Jahreszeit die Stürme dort weniger heftig und der Seegang weniger hoch ist als in der Flores-Straße.

Am 10. Februar abends waren wir dicht unter der kleinen Insel Pulo-Kranbing; hier wehte ein heftiger Westwind, verbunden mit Regenschauern und hohem Seegang, so daß wir die Nacht unter kleinem Segel hin und her kreuzen mußten. Am 11. Februar früh waren wir sodann dicht am Ufer der Insel Wetar. Lange konnten wir daselbst keine Häuser entdecken, endlich gegen Mittag sahen wir aber Rauch aus einer Gruppe von Palmen emporsteigen, und trotz starkem Wind und heftiger Brandung warfen wir Anker, um mit unserm kleinen Boote zu landen. Eine Gruppe Eingeborene, die uns aus der Ferne beobachtet hatte, floh aber in den Wald, als wir uns ihr näherten; und nur ein junger Mann, der etliche Worte Malayisch sprach, hielt stand und berichtete uns, daß das Haus des Posthalters sich in der nächsten Bucht befand. Er ging auch auf unseren Vorschlag ein, uns als Lootse zu dienen, was uns freilich nichts nützte, da er sofort im höchsten Grade seekrank wurde, als er sich an Bord befand. Wir versuchten unsere Prau hinter der nächsten Landspitze in Sicherheit zu bringen, die Wogen gingen aber zu hoch, und erst, nachdem wir den dritten Anker ausgeworfen hatten, konnten wir uns einigermaßen als sicher betrachten und ans Land gehen. Durch einen großen Wald führte uns ein schöner Weg zum Hause des Posthalters, eines einstigen Seemanns aus Hamburg, namens Heidte, der nach vielen Schicksalsschlägen auf seine alten Tage auf dieser Insel an der Seite eines kissereisischen Weibes und inmitten dreier hübscher Kinder einen sicheren Hafen gefunden hatte.

Das Dorf Iliwaki liegt auf der Südküste der Insel, und es legt hier alle drei Monate ein Schiff an. Das Land ist sehr bergig und zerklüftet und im Innern fast unbewohnt, das Klima jedoch gesund. Der Kaffee scheint wie auf dem benachbarten Timor sehr gut zu gedeihen, und eine Anpflanzung von Herrn Heidte trug schon nach zwei Jahren die schönsten Früchte. Die Bevölkerung ist ziemlich hellfarbig, freundlich, und was besonders gerühmt werden muß, ehrlich. Schon am Abend legte sich die See etwas, und nun war es uns möglich, mit Hülfe von Eingeborenen unsere Tauschartikel an Land zu bringen. Bei den Einkäufen, die wir auf Wetar machten, war uns Herr Heidte, der schon sechs Jahre hier stationirt war, und der die Landessprache gut verstand, sehr förderlich.

Am 16. Februar wurde dann wieder alles in Kisten verpackt und Herrn Heidte zur Weiterbeförderung mit dem Schiffe übergeben, das Ende März erwartet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gebotene und verbotene Speisen bestimmter Tage.

Von Karl Haberland.

(Schluß.)

Am bedeutsamsten erscheint unter den in Deutschland für gewisse Zeiten gebotenen, für andere wieder verbotenen Speisen das Erbsengericht. Da ist zunächst der Donnerstag als Wochentag überhaupt, an dem es als gebotenes Gericht erscheint sowohl für Mecklenburg und die Mark — besonders in Berlin — als auch für Schwaben und den Aargau [1]), meist sogar mit der Nebenbestimmung, daß es an anderen Tagen als am Donnerstage zu meiden ist; in Schwaben ebenso wie in Berlin folgen Schwären am Körper der Verletzung des Verbotes [2]) — in vielen Dörfern der Mark sind indeß gerade Erbsen stehendes Sonntagsgericht [3]). Merkwürdigerweise zeichnen auch die mohammedanischen Aegypter den Donnerstag der Osterwoche durch das Essen von Erbsen aus, wovon dieser Tag sogar den Namen des Erbsendonnerstages erhalten hat [4]), und gerade vom Gründonnerstag weiß wiederum eine altmärkische Sage zu berichten, daß ein — wie der Graf von Gleichen — mit einer türkischen zweiten Gemahlin heimkehrender Ritter seine Hausfrau und Kinder, da er gerade am genannten Tage eintrifft, beim Essen von Erbsen und Stockfisch trifft, weshalb er denn eine Jahrhunderte lang gehandhabte Speisung der Armen mit diesem Gerichte für den Jahrestag des Ereignisses stiftet [5]). Auf Kephalonia erscheinen die Linsen als gebotenes Gericht des Gründonnerstages, weil an diesem Tage die Jungfrau Maria solche gegessen haben soll [6]).

Als alter katholischer Brauch wird das Erbsenessen am Freitage — vielleicht Gegensatz zum heidnischen Brauche — für Schwaben erwähnt [7]); für den Charfreitag ist dort aber jede Hülsenfrucht verpönt, man bekommt alsdann Geschwüre [8]). Im Norden von England und Schottland ist am Sonntage vor Palmensonntag — dem Passions- oder Carling-(-grauer Erbsen-) Sonntage — die Erbse gebotene Festspeise [9]), woran sich in Yorkshire noch der Brauch schließt, daß der Bauer an diesem Tage seinen Carlinggroschen im Wirthshause vertrinkt und ihm der Wirth dazu das Festgericht gratis liefert; würde der Bauer diesen Trunk unterlassen, dann hätte er im folgenden Jahre in allen seinen Unternehmungen kein Glück [10]). Zu Evesham in Worcestershire sind nach altem Brauche die Gärtner verpflichtet, am Himmelfahrtstage ihren Leuten Erbsen mit Schweinefleisch vorzusetzen [1]), in Schwaben werden vielfach am Johannistage Erbsen gegessen [2]). Die indischen Bekenner des Islam opfern am dreizehnten des Monats Safar, an welchem Tage eine Krankheit ihres Propheten ihre höchste Heftigkeit entwickelte, und damit die Besserung eintrat, in seinem Namen Kichererbsen und Weizen, welche nachher portionsweise vertheilt werden [3]).

Eine fernere wichtige Rolle spielt das Erbsengericht in der Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage. Bei den Czechen ist es Weihnachten Hauptgericht [4]), bei den Ehsten am 17. Januar, welcher Tag bei ihnen auch der „Muttertag von Weihnacht" genannt und als die Wintermitte betrachtet wird [5]), obligatorisch [6]), bei germanischen Völkern aber tritt für den oben erwähnten Zeitraum ein strenges Verbot des Erbsengenusses ein. Durch das ganze nördliche Deutschland, mit Einschluß der Provinz Preußen, dann aber auch durch Franken, geht dieses Verbot, mehrfach auch auf die Bohne und die Hülsenfrucht im Allgemeinen ausgedehnt, und mit Vorliebe mit einer Strafandrohung von von Blutschwären oder Krätze verbunden [7]). Stellenweise ist in Masuren auch der Glaube verbreitet, daß Gesinde, welches in dieser Zeit Erbsen ißt, im nächsten Jahre Prügel von der Herrschaft erhalten wird [8]); in Hilgenburg, gleichfalls in Masuren, müssen aber am Neujahrsfeste gerade Erbsen gekocht werden, damit sie im nächsten Jahre gut gerathen [9]). Nach thüringer Anschauung dürfen auch in der Adventszeit keine Hülsenfrüchte gegessen werden, wenn man sich nicht Schwären zuziehen will [10]). Die Rockenphilosophie behauptet übrigens, daß derjenige, welcher am Weihnachtsabend keine Bohnen ißt, zum Esel werde [11]).

Als Fastnachtsgericht tritt die Bohne bei den Czechen auf [12]); auch sollen früher in Franken an diesem Tage an einzelnen Orten Milcherbsen mit getrockneten Birnen gegessen sein [13]). Im Oldenburgischen beginnt man mit dem Essen der eingemachten Bohnen am ersten Fastenfreitage und fährt damit die folgenden Freitage fort [14]). Im Uebrigen

[1]) Simrock 559; Kuhn-Schwartz 445. Rochholz, Glaube 2, 47. Bartsch Nr. 775, 1126. [2]) Kuhn-Schwartz, Rochholz, Bartsch a. a. O. [3]) Kuhn-Schwartz 523. [4]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten u. s. w. Stuttgart 1878, S. 178. [5]) Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839, S. 55. [6]) Düringsfeld 1, 116. [7]) Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 2, S. 135. [8]) Meier 388. [9]) Brand 1, 66. [10]) Brand 1, 67.

[1]) Brand 1,119. [2]) Wolf-Mannhardt 3, 104. [3]) Garcin de Tassy 41. [4]) Grohmann Nr. 666. Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen. Prag 1862, S. 53. [5]) Wiedemann, Aus dem innern und äußern Leben der Ehsten. Petersburg 1876, S. 349. [6]) Holzmayer 66. [7]) Kuhn-Schwartz 411. Wuttke §. 13. Bartsch Nr. 775. 1282. Panzer 2, 305. Toeppen 61, 63. Witzschel 2, 174. Kuhn, Westfalen 2, 115. [8]) Toeppen 63. [9]) Toeppen 67. [10]) Witzschel 2, 156. [11]) Grimm Nr. 274. [12]) Grohmann 666. [13]) Brand 1, 66 (nach Aubanus). [14]) Strackerjan 2,35.

scheint ihr im Volksglauben keine Wichtigkeit für diese Zeit beigemessen zu sein, außer vielleicht in den katholischen Zeiten Englands, denn in den englischen Streitschriften des 16. und 17. Jahrhunderts wird des Segnens von Bohnen auf dem Altare als einer päpstlichen Unsitte mehrfach Erwähnung gethan [1]) und das Quadrigale Spirituale vom Jahre 1565 führt das Essen gekochter Bohnen während der Fastenzeit als eines Symbols der Beichte auf, hinzufügend, daß, wie die Bohnen, wenn sie wohlschmecken sollen, in eine Tunke gelegt werden müssen, ebenso auch die Beichte in dem Wasser des Nachdenkens über unsere Sünden als in einer Tunke liegen müsse; ähnliche Bemerkungen folgen dann noch weiter über die Bohne ebenso wie über die Erbse, welche in durchgeschlagener Form die wahre Reue und Zerknirschung des Herzens repräsentiren soll [2]).

Im alten Rom genoß man an den Bohnenkalenden Bohnenmuß mit Speck zur Stärkung des Fleisches, und brachte diese Speise auch den Laren dar [3]). In Athen wurden dem Apollo am 7. Pyampsion (Oktober) gekochte Bohnen als Erstlinge des Herbstes dargebracht [4]), überhaupt waren dort mit gekochten Hülsenfrüchten gefüllte Töpfe ein beliebtes Opfer für die geringeren Gottheiten. Für die ältesten Zeiten Griechenlands wird Bohnenbrei mit Speck als die üblichste Nahrung erwähnt [5]), auch bei den Hebräern war die Bohne eine der gewöhnlichen Speisen [6]). Dagegen war sie der ägyptischen Priesterschaft verboten, weil sie blähend und zu stark nährend sein sollte [7]), wie ihr überhaupt im Alterthum die Stumpfmachung der Sinne und die Erregung von Schlaflosigkeit vorgeworfen wurde [8]); nach jüdischer Ansicht soll indeß aber Bohnengenuß gerade schläfrig machen und er deshalb am Versöhnungstage dem Priester untersagt gewesen sein [9]). Plutarch erwähnt der Bohne als einer in Folge ihrer blähenden und auftreibenden Natur zum Geschlechtsgenusse reizenden Nahrung und bemerkt, daß Personen, welche sich einer besonderen Reinheit beflissen, keine Hülsenfrüchte genossen hätten [10]); untersagt waren sie unter anderem auch denen, welche ein Traumorakel wünschten, weil sie schwere und beunruhigende Träume mit sich brächten [11]). Gleich der ägyptischen Priesterschaft war auch den Pythagoräern der Bohnengenuß verboten [12]), und die gleiche Abneigung gegen diese Hülsenfrucht schreibt Predari, wohl in Rücksicht auf die behauptete Abstammung der Zigeuner aus Aegypten, auch diesem Wandervolke zu [13]).

Ihre Hauptbedeutung gewinnt die Hülsenfrucht aber in ihrer Anwendung als Leichengericht, in ihrer Verknüpfung mit dem Todtenkult. In Oberdeutschland ist das Erbsengericht noch obligatorisch bei der Leichenwacht, als Suppe oder Muß in Verbindung mit Speck und Most oder Schnaps [14]), in Mecklenburg für das Leichengefolge in Verbindung mit saurer Specksauce und Hering selbst in Zeiten, wo es kaum noch zu beschaffen ist [15]); im Kanton Freiburg muß den Leuten, welche die Leichenwache halten, in jeder Mitternacht

---

[1]) Brand 1, 68. [2]) Brand 1, 66/7. [3]) Besnard in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Arnobius. Landshut 1842, S. 624. cf. Creuzer 3, 697. [4]) Preller, Griechische Mythologie. Berlin, 1872, Bd. 1, S. 211. [5]) Ausland 1858, 280. [6]) Trusen, Die Sitten, Gebräuche und Krankheiten der alten Hebräer. Breslau, 1853, S. 35. [7]) Creuzer 2, 12. Plutarch, Isis und Osiris. Kap. 5. [8]) Plinius, Naturgeschichte 18, 30. [9]) Trusen a. a. O. [10]) Plutarch, Römische Gebräuche, §. 95. [11]) Plutarch, Tischreden, 8, 10, 1. [12]) Nach der Ansicht von Klausen (Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha, 1839, S. 929) sind übrigens Bohnen gerade die gewöhnliche Kost des Pythagoras gewesen, der nur ihren Gebrauch bei demokratischen Wahlen, nicht aber ihren Genuß als Speise verdammt habe; das spätere Verbot des Bohnengenusses bei den Pythagoräern ist nach ihm aus den italienischen Religionen herübergenommen. [13]) Predari, Origine e vicende dei Zingari. Milano, 1841, p. 42. [14]) Rochholz 1, 195; 2, 47. [15]) Bartsch, Nr. 353.

Erbssuppe vorgesetzt werden [1]). — Vereinzelt wird in Deutschland die Erbse beim Leichenmahle durch die Bohne ersetzt und z. B. auch den Kindern, welche den Tod austragen, als Speise verabfolgt [2]); überhaupt ist sie in katholischen Ländern als Begräbnißspende beliebt [3]); bei den Ebräern war die Linse Todtengericht: so wie die Linse keinen Mund hat, so soll auch der Todte nicht sprechen [4]). — Bei den Czechen erhält ein jeder, welcher am Todtensonntage das Haus besucht, einen Löffel von dem an diesem Tage stets bereiteten Erbsengerichte [5]), und ebenso bildet sie bei den Ehsten mit Fleisch und Getränk oft ausschließlich den Todtenschmaus [6]). Uns Deutsche weist diese Benutzung der Erbse auf unsern Donar, unter dessen Schutze die Leiche stand, aber auch schon die vedischen Ceremonialvorschriften erwähnen die Erbse in Verbindung mit den Leichenfeierlichkeiten [7]), und die Bohne nimmt im römischen Todtenkult eine bedeutungsvolle Stelle ein. Man warf am Manenfeste bei nächtlichem Opfer Bohnen aus dem Fenster oder in das Altarfeuer, wie man sagte, um die Lemuren damit aus dem Hause zu werfen [8]), ursprünglich aber jedenfalls wohl, um die abgeschiedenen Seelen damit abzuspeisen und sie dadurch vom Eintritt in das Haus abzubringen. Ovid in den Fasten schildert das nächtliche Bohnenopfer der Lemuren im Freien am fließenden Wasser geschehend:

„Dann, wenn rein er die Hand sich im Wasser der Quelle gewaschen,
Dreht er sich um, und es nimmt schwärzliche Bohnen der Mund;
Hinter sich wirft er sie dann und „ich lasse sie frei aus den Händen“
Spricht er, „und kaufe damit mich und die Meinigen los.“
Neunmal sagt er's und schaut nicht um, jetzt liest sie der Schatten,
Meint man, und unsichtbar folgt er im Rücken ihm nach [9]).“

Nach Plinius war die Bohne Bestandtheil des Manenmahles [10]), nach Plutarch der Bohnenbrei sehr wirksam bei Anrufung der Manen [11]); durch ihre Verbindung mit der Unterwelt spielte sie naturgemäß auch im Zauberwesen ihre Rolle.

„Schwärzliche Bohnen im Mund, wendet sie sieben herum [12]).“

Und wie beim Seelenfeste der alten Römer erscheint auch beim christlichen Allerseelentage in Italien noch die Bohne, im Piemontesischen werden an diesem Tage Schminkbohnen an die Armen vertheilt, damit sie für die Seelen beten [13]), in Venedig und auf der Küste Dalmatiens sind am selben Tage die sogenannten Todtenbohnen (fave de' morti) bräuchlich [14]). Auch in Tirol herrscht ähnliche Sitte bei den deutschen Gemeinden in Valsugan und zwischen Brenta und Drau: man stellt gekochte Bohnen in hölzernen Töpfen auf die Gräber und vertheilt sie nachträglich unter die Armen mit dem Bemerken, daß die Todten nichts davon hätten genießen wollen [15]).

Diese Verbindung der Bohne mit der Geisterwelt tritt uns ferner recht deutlich in dem Glauben der Pythagoräer entgegen, daß die Seelen der Verstorbenen in den Bohnen ihren Aufenthalt hätten, welcher Glaube als mitwirkend

---

[1]) Rochholz, Aargauer Sagen 2, 228. [2]) Globus 30, 300. [3]) Brand 1, 68. [4]) Midrasch Bereschit Rabba. Uebersetzt von Wünsche. Leipzig, 1881, S. 303. [5]) Grohmann, Nr. 666, Anmerkung. [6]) Holzmayer 80. [7]) Gubernatis 127. [8]) Klausen, Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha 1839, S. 1000. Creuzer 3, 74; Brand 1, 68, Anmerkung. [9]) Fasten, Buch 5, Vers 435 ff. Uebersetzung von Klußmann. [10]) Plinius 18, 30. [11]) Brand 1, 69. [12]) Fasten, Buch 2, Vers 575. [13]) Gubernatis 127. [14]) Düringsfeld 2, 91, 92. [15]) Zingerle, Nr. 1790.

für das Verbot des Bohnenessens angegeben wird[1]) und drastisch in dem von Plutarch[2]) aufbewahrten, der pythagoräischen Schule entstammenden Verse „Bohnen essen ist gleich dem Speisen der Köpfe der Eltern“ ausgesprochen ist. Dem Flamen dialis war die Bohne wegen ihrer Beziehung zu Trauer und Leiche gleichfalls verbotene Nahrung[3]) und selbst die Biene, das reine keusche Thier, vermied nach antikem Volksglauben, sich auf Bohnenblüthen zu setzen[4]). Aus gleichem Grunde wurde von den griechischen Aerzten der Eppich als schädlich verboten, weil sich beim Leichenmahl die Gäste damit bekränzten und auch das Grabmal damit gekrönt wurde; aß die Wöchnerin dieses Kraut, so bekam der Säugling den Jammer[5]). Wie bereits der römische Glaube in der Bohnenblüthe gewisse Trauerbuchstaben las[6]), so weisen noch jetzt in Deutschland die gelben oder weißen Blätter einer Bohnenpflanze auf einen Todesfall im Hause[7]). Die in Lydien übliche Anwendung der Erbse bei Sühnungen und Reinigungen, sowie eine dort gebräuchliche Mordsühne von einem Scheffel Erbsen bei Tödtung von Mitgliedern der besiegten Ureinwohner erwähnt Plutarch in seinen Griechischen Gebräuchen[8]).

Wir finden also die Erbse oder an ihrer Stelle die Bohne in der indo-germanischen Völkerfamilie eng verbunden mit den Leichenbräuchen, und zwar knüpft sie in dem germanischen Zweig an die Göttergestalt das Thôrr-Donar an[9]). Ihm war die Erbse heilig, daher ihr Genuß an dem ihm geweiheten Wochentage; durch ihn, in dessen Schutz die abgeschiedene Seele stand, gelangte sie dazu, das Gericht des Leichenmahles zu werden; das Leichenmahl wird aber in ursprünglicher Auffassung stets unter Betheiligung der abgeschiedenen Seele und eigentlich für diese gedacht, daher ist die Erbse auch Speise der abgeschiedenen Seelen und, da das Geisterreich in diesen seinen ersten Ursprung hat, Geisterspeise überhaupt. Hieraus erklärt sich hinwiederum, vielleicht unter Mitwirkung der Ansicht, daß die Freude heiliger Zeit nicht durch einen Genuß, welcher an Tod und Trauer erinnert, zu entweihen sei, das Verbot des Erbsenessens während der Zwölften, der alten heiligen Zeit, während welcher das Geisterreich am weitesten in die Menschheit hineinragt, die Götter und Spukgestalten des Volksglaubens umziehen; in Lerbach wird direkt die Vorliebe der Zwerge, welche ja in naher Beziehung zum Donar stehen, für die Erbse als Grund des Verbotes angegeben[10]). Diese Vorliebe spiegelt sich auch in dem häufig in den Zwergsagen[11]) auftretenden Plündern der Erbsenfelder unter dem Schutze der Tarnkappe wieder, und entspricht, da im Volksglauben die Seelen vielfach in der Form von Mäusen auftreten, dem Komotauer Brauche, in mäusereichen Jahren nach dem obligatorischen Erbsenmahle am Christabend kleine Portionen dieses Gerichtes in die vier Ecken der Stube zu schütten, damit die Mäuse nicht überhand nehmen[12]). Ferner wird die Erbse noch als Bestandtheil des Hexenmahles während der Walpurgisversammlung in einer norddeutschen Sage erwähnt[13]), und in Schweizersagen tritt auch das Schweinefleisch, die gewöhnliche Begleitung des Erbsengerichtes, und wie dieses in Beziehung zum Donar stehend, als Lieblingsgericht der Erdmännchen auf[14]). Noch zählen in Lerbach Roggenmehlbrei, dessen Genuß daher auch in den Zwölften

[1]) Plinius 18, 30. [2]) Tischreden 2, 3, 1. [3]) Plinius 18, 30; Klausen 929. [4]) Creuzer 2, 538. [5]) Plinius 20, 44. [6]) Plinius 18, 30. [7]) Wuttke, §. 45. [8]) Griechische Gebräuche §. 46. [9]) Der Tiroler Glaube, daß, wer Erbsen verliert, entweder verliebt ist oder bald stirbt (Zingerle, §. 99), bezieht sich in einer merkwürdigen Weise auf die beiden Gebiete des menschlichen Lebens, welchen Donar vorsteht: Hochzeit und Sterben, Liebe und Tod. [10]) Wolf-Mannhardt 1, 197. [11]) z. B. Brüder Grimm, Sagen. Bd. 1, S. 198, 199, 201. [12]) Grohmann, Apollo Smintheus, S. 53. [13]) Kuhn-Schwartz 133. [14]) Lütolf 478.

den Menschen verboten ist, und Möhren zu den Leibgerichten der Zwerge[1]); auf Mangarewa war eine bestimmte Wurzel mit süßem Safte gleichfalls als den Göttern vorbehalten dem Genusse entzogen[2]), und das Engelsüßstöckchen, welches von solcher Nährkraft ist, daß man mit einem Stengel davon im Munde einen ganzen Tag ohne andere Zehrung ausdauern kann, ist in der Schweiz Nahrung der Kinderseelen, aber die Pflanze ist dort nur noch schwer zu finden, da die Schlüsseljungfrau von Tegerfelden, welche diese Pflanze auch selbst setzt, sie eben zur Ernährung der von ihr im Berge gehüteten Kleinkinderseelen braucht, von denen sie große Schaaren für die Hebammen bereit halten muß[3]). Bei den Indianern der Antillen war es die Magueyfrucht (Agave Americana), welche als Hauptspeise der Todten angesehen wurde, daher den verstorbenen Freunden nicht fehlen durfte und aus diesem Grunde den Lebenden verboten war[4]); in Kalifornien werden hinwiederum gerade diese Früchte als geschätzter Wintervorrath eingesammelt[5]). Andere Indianerstämme kennen im Lande der Todten eine ungeheure Erdbeere, an welcher die Geister sich zu erquicken streben, welche aber bei der Berührung sich in rothen Stein verwandelt[6]), und wie hier die Beere als Geisternahrung erscheint, so auch im buddhistischen Glauben: nach ihm giebt es unter den niederen Geisterschaaren solche, deren Verdienst aus früheren Existenzen so gering ist, daß sie als Geister Mangel an Nahrung haben und daher zuweilen auf der Erde sich saure Beeren zur Stillung ihres Hungers suchen müssen[7]).

Ganz ebenso steht nun gleichfalls im deutschen Volksglauben die Beerenfrucht, besonders die Erdbeere, in vielfachem Bezuge zu den Seelen der Abgeschiedenen und zur Geisterwelt, so daß sie deutlich als Nahrung der Geister uns aus ihm entgegentritt. In der Oberpfalz darf vor Johanni eine Mutter, welche ein Kind verloren, keine Erdbeere essen, da an diesem Tage Maria die Kinder in die Erdbeeren führt, und das Kind der wider das Gebot handelnden Mutter dann zurückbleiben muß[8]); die gleiche Vorschrift findet sich in Oesterreichisch-Schlesien, nur daß es hier der heilige Johannes ist, welcher die Kinder in die Erdbeeren führt[9]), und ebenso gilt das Verbot in Böhmen verschieden nach den Gegenden, bis zu welchem Heiligentage, und stellenweise auch ausgedehnt auf Kirschen und Obst überhaupt, mit dem gleichen Grunde, daß sonst das todte Kind keine dieser Früchte erhält[10]). In Oberfranken und der Oberpfalz darf auch eine Schwangere, wenn sie dem Kinde nicht die Freude verderben will, vor Sunnwend keine Erdbeere, in der Oberpfalz überhaupt keine Beere essen[11]). Auch in volksthümlichen Opferbräuchen bricht noch die Bedeutung der Erdbeere als Geisternahrung durch. Im bairischen Hochlande bindet man den Kühen ein Körbchen voll Erdbeeren zwischen die Hörner für die Fräulein, das sind die Elfen[12]); in Böhmen werden die erstgepflückten im Walde der heiligen Maria oder aber den armen Seelen geopfert, und diesen gehören gleichfalls alle die Erdberen, welche herabfallen, und welche man keinenfalls wieder aufheben darf[13]); in Oberösterreich gehören zu Boden gefallene Kirschen, Erd-, Schwarz-, Him- und Brombeeren dem Teufel und darf man solche nicht essen[14]). Als ein eigenthümlicher bairischer Brauch wird ferner noch gemeldet,

[1]) Wolf-Mannhardt 1, 197. [2]) Lettres édifiantes et curieuses. Bruxelles, 1843, p. 126. [3]) Rochholz, Aargauer Sagen 1, 228. [4]) Waitz 4, 327. Tylor, Anfänge der Kultur. Leipzig, 1873, Bd. 2, S. 62. [5]) Natur 25, 450. [6]) Tylor 2, 49. [7]) Beal. A Catena of Buddhist Scriptures from the Chinese. London, 1871, S. 89. [8]) Panzer 2, 13. Schönwerth 1, 203/4. [9]) Peter 2, 212. [10]) Grohmann, Nr. 839 bis 844. [11]) Bavaria 3, 322. Lammert 161. Schönwerth 1, 152. [12]) Wuttke, §. 131. [13]) Grohmann, Nr. 652 bis 655. [14]) Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimath. Linz, 1864, S. 26.

daß jede Erdbeere, welche ein Weib im Gehen erblickt, von ihr zertreten, und jede, welche ein Reiter sieht, von ihm gepflückt und gegessen werden muß [1]). Den Nutschifenggen Vorarlbergs wird eine Vorliebe für Heidelbeeren zugeschrieben [2]), und der Zwergkönig Hibich bei Grund im Harz läßt seinen menschlichen Gästen durch kleine Frauenbilder Erd- und Himbeeren, doch wohl die bei ihm übliche Nahrung, auftragen [3]); die Schlüsseljungfrau von der Schalk (in der Gegend von Zellerfeld) mit schmutziger Nase hingegen jagt oft die Frauen durch ihre Erscheinung aus den Erdbeeren [4]), — schützt sie vielleicht das zu ihrer Ernährung ihr nöthige Eigenthum? Ueberhaupt erscheinen beerensuchenden Kindern häufig übernatürliche Wesen, freundliche sowohl als drohende, begabende sowohl als schadende; ist auch hier der beerentragende Grund als ihr Aufenthalt wegen der Auffassung der Beere als Geisterspeise gedacht [5])?

[1]) Panzer 2, 13. [2]) Simrock 4, 13. [3]) Pröhle, Harzbilder. Leipzig, 1855, S. 60. [4]) Daselbst 106. [5]) Man vergleiche Mannhardt, Germanische Mythen. S. 428 ff.

Für die Brombeere gelten gleichfalls abergläubische Vorschriften hinsichtlich das Genusses. In Irland und stellenweise in England dürfen die Kinder nach Michaeli keine Brombeeren mehr essen, die Abnahme derselben von diesem Tage ab wird in Irland der Phuka, einem gespenstischen Wesen, zugeschrieben [1]), in England sagt man, der Teufel habe zu dieser Zeit seinen Klauenfuß darüber geführt [2]). In der Torgauer Gegend ißt man sie nach Bartholomäi nicht mehr, weil alsdann Barthel sie schmutzig — die weißblaue Färbung ist damit gemeint — gemacht habe [3]), bei Iserlohn aß man sie früher gar nicht, weil der Teufel seine Schuhe damit zu schmieren pflegte, und heißen sie in dortiger Gegend noch jetzt „Hexenschmiere [4])“.

[1]) Grimm, Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826. [2]) Kuhn-Schwartz 516. [3]) Kuhn-Schwartz 400. [4]) Woeste bei Mannhardt, Germanische Mythen 55.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der englische Lieutenant Vans Agew hat eine Reise nach dem südöstlichen Tibet unternommen, um die Frage, ob der Lu-River identisch sei mit dem Irawadi oder mit dem Salwen, ihrer endgültigen Lösung entgegenzuführen, und die Londoner Geographische Gesellschaft hat ihm zu dieser Unternehmung einen Beitrag von 100 Pfd. St. gewährt (Vergl. „Proceedings“, XI, p. 170).

— G. N. Kusnezof, der im Sommer 1888 mit naturwissenschaftlichen — namentlich botanischen — Untersuchungen und Beobachtungen auf der Nordseite des Kaukasus thätig war und hier u. a. den Fisch-Tag bestieg, wird sich zur Fortsetzung seiner Studien auch im bevorstehenden Sommer nach jenem Hochgebirge begeben.

— Auf eine vom geographischen Standpunkte, und noch mehr vom ethnologischen, dringend wünschenswerthe Forschungsreise wies jüngst der bekannte russische Sinolog Wassiljef in der ethnographischen Section der Russischen Geographischen Gesellschaft hin. Es handelt sich um eine im großen Stile zu unternehmende Durchforschung der Mantschurei, dieses durch die massenhafte chinesische Einwanderung immer mehr seinen ursprünglichen ethnographischen Charakter verlierenden Landes. Hier die Reste der alten Bevölkerung aufzusuchen, und sie, soweit es möglich, in ihrer Wesenheit kennen zu lernen, wäre in der That ein höchst verdienstliches Werk. Aber auch für die geographische Forschung würde sich im Inneren des Landes reichliche Gelegenheit bieten. Als den Mann, der die von dem Sinologen gekennzeichnete Aufgabe am besten übernehmen könnte, bezeichnete derselbe den ehemaligen russischen Konsul in Urga (jetzt in Tientsin) Herrn Paderin. Die Section beschloß dieser Anregung weitere Folge zu geben.

— In einem Vortrage im Britischen Museum über die Nationalität der Hittiten wies Herr W. Tylor ganz besonders auf die interessanten Beziehungen dieses Volkes zu der biblischen Geschichte hin. Die hittitischen Denkmäler werden wahrscheinlich sehr wichtigen Aufschluß geben über die vor-israelitische Religion, sowie über die Bewohner Kanaans vor der jüdischen Eroberung überhaupt. Die Hittiten und die Amoriter erscheinen in dem Alten Testamente immer in engem Zusammenhange, und obwohl sehr wenig über die letzteren bekannt ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie zusammen mit den Hittiten eine viel größere Verbreitung hatten, als gewöhnlich angenommen wird. Mit Bezug auf die eingegrabenen Tafeln, die in letzter Zeit in Aintab entdeckt worden sind, meinte der Vortragende, daß die verschiedenen Rasseneigenthümlichkeiten, welche darauf veranschaulicht sind, ein merkwürdiges anthropologisches Problem darbieten. Obgleich sämmtliche Rassen in dem Namen Hittiten eingeschlossen sind, so sind die Individuen offenbar von verschiedenen Stämmen. Die physisch Untergeordneten scheinen dabei zu dominiren. Auf dem ägyptischen Bilde von Abu-simbel, sowie auf den hittitischen Denkmälern tragen die Hauptpersonen einen Zopf und sind wahrscheinlich mongolischer Herkunft. Aber in einem merkwürdigen Bildwerke, das in Eyuk aufgefunden worden ist, erscheint ein Zopfträger, auf einer Leiter stehend, als Zwerg im Vergleich zu dem riesenhaften Vertreter einer anderen Rasse, der dicht daneben steht. Die bezopften Hittiten tragen auch nicht die sogenannten Hittiten-Stiefeln mit aufgebogenen Spitzen, sondern nur Sandalen, wie deutlich aus dem Aintab-Denkmale zu ersehen ist. Diese Thatsache scheint darauf hinzudeuten, daß sie aus einem wärmeren Lande stammten. Zur Illustration der Bibelerzählungen dient auch die Zeugenschaft der Denkmäler, besonders der Karchemischen, bezüglich der Anbetung des Ascherah. Unter dieser Bezeichnung, welche im Alten Testament als „Hain“ übersetzt wird, ist von Gelehrten seit langer Zeit eine Säule verstanden worden, und auf den Denkmälern sieht man diese senkrechte Säule in Verbindung mit dem Halbmonde. Dieser Umstand erinnert an den engen Zusammenhang im Alten Testamente zwischen Ascherah und Aschtoreth, der Mondgöttin. Eine solche Göttin ist auch die Göttin des großen Tempels in Hierapolis, in der Nähe von Karchemisch, und davor standen einst zwei Ascherahs von ungeheurer Höhe.

— Dem letzten englischen Konsularberichte aus St. Petersburg zufolge hat die Schließung des Freihafens von Batum im Verein mit der Eröffnung der transkaspischen Eisenbahn in jeder Beziehung den handelspolitischen Erfolg gehabt, den die Russen dabei im Auge hatten. Der russischen Baumwollenindustrie und auch verschiedenen anderen Industriezweigen Rußlands ist auf Kosten

der englischen sowohl auf dem russischen Boden selbst (in Kaukasien, Russisch-Turkistan ꝛc.), als auch in Ost-Persien, Buchara, Afghanistan ꝛc. ein viel besserer Markt eröffnet worden, als es vordem der Fall war.

Afrika.

— Das „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft enthält in seinem dritten Hefte vom Jahre 1888 (S. 437 ff.) einen von einer Karte begleiteten Bericht von Camille Douls über seine Reise in der westlichen Sahara, der den von uns gebrachten Bericht (S. „Globus", Bd. 54, Nr. 1 ff.) hinsichtlich der wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise ergänzt. Es geht daraus hervor, daß der Reisende trotz der widrigen Umstände, mit denen er zu kämpfen hatte, mancherlei Neues bezüglich der Topographie und der Ethnologie mit heimzubringen im Stande gewesen ist.

— Daß die Italiener trotz der Schwierigkeiten, auf die sie gestoßen sind, nicht daran denken, die am Rothen Meere gewonnene Position wieder aufzugeben, beweist am besten die Eisenbahn, welche sie von Massana nach Saati gebaut haben. Dieselbe ist nahezu 27 km lang und schmalspurig, und ihre Herstellung hat infolge bedeutender Terrainschwierigkeiten ungefähr drei Millionen Lire ($2^2/_5$ Millionen Mark) gekostet. Der erste Zweck des Baues war natürlich ein strategischer, daneben dürfte sich aber wohl in einer nicht sehr fernen Zukunft auch der volkswirthschaftliche geltend machen, wenngleich die alte Karawanenstraße von Massana einem anderen Thale folgte. Eine Verlängerung der Bahn nach Abessynien hinein — vielleicht zum Theil mit Zahnradvorrichtung — würde dazu allerdings nothwendig sein.

Nordamerika.

— Die neubegründete Geographische Gesellschaft zu Washington giebt unter dem Titel „The National Geographic Magazine" eine neue geographische Zeitschrift heraus, die in ihrer ersten Nummer eine Reihe von interessanten Beiträgen aus der Feder namhafter amerikanischer Gelehrter enthält. Wir heben besonders hervor: den Aufsatz von W. M. Davis über geographische Methoden bei geologischen Untersuchungen; denjenigen von W. J. Mc Gee über die Klassifizirung geographischer Formen nach ihrer Entstehung; denjenigen von H. G. Ogden über Küstenaufnahmen; und denjenigen von H. Gannett über die neue topographische Karte von Massachussetts.

— Der Fund eines Jade-Blockes in Alaska durch G. T. Emmons scheint die Annahme bestätigen zu wollen, daß es Fundstätten dieses Minerals auch in dem Nordwesten von Nordamerika giebt. Der fragliche Block zeigte deutliche Spuren künstlicher Bearbeitung. Einen ähnlichen Block hatte übrigens Dr. G. M. Dawson bereits früher am unteren Fraser-Flusse gefunden. Eine Stelle, an der die Jade im anstehenden Felsen vorkommt, ist bisher aber weder in Britisch-Kolumbia noch in Alaska entdeckt worden (Vergl. „Science", vol. XIII, p. 88 f.).

Australien und Polynesien.

— Ueber die Ergebnisse einer Reise in der Küstengegend des Papua-Golfes, die er in den Monaten November und Dezember 1887 von Thursday-Island aus unternommen hat, berichtet Theodore F. Bevan in den „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft (Vol. XI, p. 82 ff.). Seine Forschungen, die mit Hilfe eines flachgehenden Dampfbootes angestellt wurden, erstreckten sich zuerst auf den von Mangrovewuchs umgebenen Bell-Sund, dann auf den Philp-River und sein weit verzweigtes Delta, dann auf den Langford-Sund und endlich auf den Jubilee-River und die trachytischen Aird-Hills. Charakteristisch ist der Gegend: eine vielfache Verflechtung der Strommündungsarme, die zum Theil vorzügliche Schiffahrtsstraßen bilden; sehr ausgedehnte junge Alluvionen; und Kalksteinboden mit dollinenartigen Einsenkungen, die an die „sinkholes" gewisser Gegenden Nordamerikas erinnern. Die Aird-Hills hält der Reisende durch ihre insulare Lage und durch ihre beträchtliche Erhebung (circa 1000 Fuß) zur Anlage einer Handels-Station für sehr gut geeignet.

— Unter der Führung von W. H. Tietkens und auf Kosten der „Central Australian Exploring Association" soll von Adelaide aus eine neue Expedition in das Innere von Australien gesandt werden. Von der Station Alice Springs, am Fuße des Mc Donnell-Gebirges (am südlichen Wendekreise), soll sich dieselbe westwärts wenden, um namentlich die Umgebung des Lake Amadeus auf ihre Naturbeschaffenheit und ihre Hilfsquellen zu durchforschen.

Allgemeines.

— Am 2. März d. J. hielt Professor Dr. W. Förster vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag über die schließlichen Ergebnisse der Forschung betreffend der Krakatoa-Phänomene. Danach ist es durch die Untersuchungen der wissenschaftlichen Kommission, welche die „Royal Society" eingesetzt hatte, vor allen Dingen völlig außer Zweifel gestellt, daß die bekannten Dämmerungserscheinungen in direktem Zusammenhange mit der Krakatoa-Eruption standen. In den Tropen sind dergleichen Erscheinungen, hervorgerufen sowohl durch die daselbst so zahlreichen thätigen Vulkane als auch durch die großen Steppenbrände, sehr häufig. Der furchtbare Krakatoa-Ausbruch gab ihnen nur eine viel größere Intensität und eine viel größere Ausdehnung. — Die Schallwirkungen der Explosion wurden bis Rodriguez, d. i. 5000 km weit, vernommen — eine Entfernung, die derjenigen von Hamburg bis zum Tschad-See zu vergleichen ist. In sehr fernen Häfen glaubte man Nothschüsse von gefährdeten Schiffen zu vernehmen. Nahe dem Eruptionsherde war die Schallwirkung dagegen verhältnißmäßig schwach, weil sie durch die ungeheuren Massen aufgewirbelten Staubes und Dunstes gedämpft wurde. — Die große Stoß-Luftwelle, welche durch die Explosion hervorgerufen wurde, umkreiste vier- bis fünfmal die Erde. In Berlin traf sie 10 Stunden nach der Explosion ein, und in 36 Stunden hatte sie die ganze Erde umlaufen. — Die Staub- und Gasmassen, welche aus dem Krakatoa-Schlunde hervorbrachen, wurden 30 bis 40 km empor geschleudert, um sofort von einer starken Luftströmung erfaßt und rasch in der der Drehung der Erde entgegengesetzten Richtung fortgeführt zu werden. Allmählich verbreiteten sie sich dann in der Atmosphäre über die ganze Erde, und auch heute noch sind sie wahrscheinlich noch nicht wieder vollständig verschwunden; die merkwürdigen „leuchtenden Nachtwolken", die man gegenwärtig beobachtet, dürfen als eine letzte Nachwirkung des Krakatoa-Phänomens betrachtet werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Friedrich Ratzel's Völkerkunde[1]).

Von Dr. G. Leipoldt.

(Mit drei Abbildungen.)

Ratzel's Völkerkunde, von welcher vor kurzem der dritte und letzte Band erschienen ist, nimmt ohne Zweifel in ganz besonderer Weise das Interesse aller derjenigen in Anspruch, welche sich aus Beruf oder Neigung mit Erdkunde beschäftigen. Das stattliche und groß angelegte Werk behandelt zuerst in klaren, geistreichen Auseinandersetzungen die Grundzüge, welche die Völkerkunde im allgemeinen beherrschen, und entwirft sodann ein lebensvolles Bild von den einzelnen Völkern, von ihren Körpermerkmalen, ihrer Kleidung, ihren Wohnstätten und ihren gewerblichen Leistungen, von ihrer Sprache, Dichtung und Religion, von ihren Sitten und Gebräuchen, sowie von ihren staatlichen Einrichtungen. Die Kulturfortschritte der Völker sind ganz wesentlich bedingt durch ihren Wohnplatz; darum empfinden wir es sehr angenehm, daß stets erst der Erdraum geschildert wird, auf dem die Völker wohnen, und die Einflüsse nachgewiesen werden, welche die Eigenart des Bodens auf die Volksentwickelung ausübte. Die kräftige, vielfach schwungvolle Sprache, welche dem Verfasser eigen ist, wird aufs beste unterstützt durch eine überaus reiche Anzahl von ausgezeichneten Bildern — meist Nachbildungen von Originalphotographien. In zahlreichen Werken ähnlichen Inhalts beschränkt sich die Veranschaulichung eines Volkstypus auf die Abbildung einer einzigen Person, die dann als typisch für den betreffenden Stamm oder die betreffende Rasse gelten muß. Jeder, der sich einmal mit ethnologischen Studien befaßt hat, weiß aber, daß ein solches Bild leicht die ganz falsche Vorstellung erweckt, als ob nach solchem Typus das ganze Volk geartet sei. In Wahrheit ist die Gestalt des menschlichen Körpers, insbesondere des menschlichen Antlitzes, so überaus mannigfaltig, daß wir erst durch den Anblick einer größeren Anzahl typischer Gestalten — wo möglich aus beiden Geschlechtern, sowie von verschiedenen Altersstufen — mit den Körpermerkmalen eines Volkes einigermaßen vertraut werden. Wir sind daher dem Verfasser dankbar, daß er das Werk nicht bloß in gewählten Worten, sondern auch in zahlreichen, vorzüglich ausgewählten Gruppenbildern in lebendiger und beredter Weise sprechen läßt. Auch die Wohnungen, Kleidungsstücke, Waffen, Hausgeräthe und sonstigen gewerblichen Erzeugnisse der Völker sind durch zahlreiche wohlgelungene Abbildungen veranschaulicht.

Angesichts der Thatsache, daß sich die Völker der Erde überall mehr oder weniger mit einander vermischt haben, verzichtet der Verfasser auf eine strenge Scheidung der Rassen. Er ordnet die Völker vielmehr im wesentlichen nach geographischen Gesichtspunkten, also vor allem nach der Gleichartigkeit ihrer Wohnräume, ohne dabei ihre ethnographische Stellung aus dem Auge zu verlieren.

Aus dem reichen Inhalt des Werkes heben wir nur einige wichtigere Punkte hervor.

[1]) Bd. I: Die Naturvölker Afrikas. Mit 494 Abbildungen im Text, 10 Aquarelltafeln und 2 Karten. 756 S. Leipzig 1884. Bd. II: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Mit 391 Abbildungen im Text, 11 Aquarelltafeln und 2 Karten. 786 S. Leipzig 1886. Bd. III: Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt. Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und einer Karte. 754 S. Leipzig 1888.

Da die Welt- und Kulturgeschichte besonders die fortgeschrittensten Völker der Erde in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht, so hat die Völkerkunde die Pflicht, sich um so eifriger den tieferen Schichten der Menschheit — den Naturvölkern — zuzuwenden. Den letzteren sind daher zwei Bände gewidmet, während sich nur einer — der dritte — mit den Kulturvölkern beschäftigt. Der Kulturunterschied, welcher zwischen verschiedenen Gruppen der Menschheit besteht, gründet sich nach Ratzel weniger auf die verschiedene Begabung derselben, als auf zahlreiche innere und äußere Verhältnisse, unter denen sich die Völker entwickeln, besonders auf die Verschiedenartigkeit des Wohnraumes. Bei den Naturvölkern wird fast alle Kraft im Kampfe um das Dasein verbraucht; daher giebt es hier keine Ansammlung und Befestigung der geistigen Errungenschaften. Wo aber die Summen geistiger Errungenschaften sich vereinen und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen, da werden die Völker zu Kulturvölkern. Jene gleichen nach ihrem geistigen Wachsthum schwachen, alljährlich hinsterbenden Kräutern, dürftigem „Völkergestrüpp“, diese hingegen mächtigen Bäumen, welche sich nach und nach zu stolzer Höhe erheben. Das eigenthümlichste Erzeugniß der Völker

Sattel, Sattel- und Speerspitzentasche eines Fürsten von Baghirmi.

sind die Sprachen; doch lösen sich dieselben nicht selten von ihren Erzeugern los, um auf fremde Völker überzugehen. Ueber den Wortreichthum der Sprachen entscheidet vielfach das Bedürfniß. Interessant ist die Thatsache, daß die Zeichen- und Mienensprache häufig von kosmopolitischer Bedeutung ist. So begegnete Livingstone in Kasembe's Reich einem Taubstummen, der ganz derselben Zeichen sich bediente wie die Sprachlosen Europas. Religiöse Vorstellungen besitzen alle Völker, wenn auch in sehr ungleichem Grade; völlige Religionslosigkeit kann nur die Frucht einer gemüthabstumpfenden Ueberkultur sein, niemals aber das Ergebniß roher Unkultur. In dem Abschnitte über Erfinden und Entdecken wird gezeigt, daß sich große Neuschöpfungen, wichtige Kulturfortschritte bei Naturvölkern nur selten ereignen. Um so häufiger verbreiten sich aber einzelne Kulturleistungen von Ort zu Ort und von Volk zu Volk. Die Thatsache, daß die verkehrsärmsten Völker (d. i. die Völker an den Spitzen der Kontinente und auf den schwerst erreichbaren Inseln, also die Bewohner von Australien, vom östlichen Polynesien, vom südlichen Südamerika und vom inneren Südafrika) gleichzeitig auch die kulturärmsten sind, beweist aufs klarste, daß die spontane

Entstehung gleicher Leistungen an entlegenen Orten zu den Seltenheiten gehört, und daß vielmehr die Verbreitung gewisser Kulturleistungen einfach die Frucht eines regen Völkerverkehrs ist. Hierauf berichtet das Werk über die Bedingungen, unter denen sich Ackerbau und Viehzucht entfalten, sowie über die Einflüsse dieser Beschäftigungsweisen auf die Schicksale der Völker. Das Kapitel über Kleidung und Schmuck legt dar, daß völlige Unbekleidetheit unter keinem Volke vorkommt; Schutz gegen Wind und Wetter, sowie Befriedigung des Schamgefühls und der Gefallsucht sind die Zwecke der Kleidung. Der Abschnitt über die Wohnstätten entwirft ein anschauliches Bild von der Verschiedenartigkeit der Bauten, insbesondere bei den Naturvölkern. Betrachtungen über Familie und Gesellschaft, sowie über den Staat beschließen den ersten, allgemeinen Theil.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wendet sich der Verfasser zur Besprechung der Naturvölker Afrikas. Hinsichtlich der Abstammung derselben eignet sich Ratzel die Ansicht von R. Lepsius an, wonach der afrikanische Kontinent ursprünglich eine gleichartige Bevölkerung enthielt; dieselbe besaß im wesentlichen nur einen Rassentypus, und erst später bildeten sich die heutigen Unterschiede aus, die als Schattirungen von untergeordneter Bedeutung angesehen werden müssen. Die unablässigen Wanderungen der afrikanischen Völker, sowie der Sklavenhandel haben zu immer neuer Vermischung sehr wesentlich beigetragen. Gerade deshalb aber möchten wir — im Widerspruch zu Ratzel — behaupten, daß in früheren Zeitaltern die Rassenunterschiede schärfer hervortraten, wie wir auch den Satz nicht unterschreiben möchten, daß keine der afrikanischen Rassen diesem Erdtheil allein angehört; denn die negerähnlichen Völker Südasiens und Australiens unterscheiden sich trotz gewisser Aehnlichkeiten doch in nicht unwichtigen Punkten von den Negern; vor allem aber möchten wir, was Ratzel übrigens

Japanische Ackergeräthe.

an anderer Stelle auch thut, den gelben Hottentottenstämmen Südafrikas eine selbständige Stellung zuerkennen.

Da Ratzel einen einheitlichen Ursprung der afrikanischen Völker annimmt, so zerlegt er demgemäß dieselben rein geographisch in drei Gruppen: in Süd-, Central- und Westafrikaner. Die erste dieser Gruppen umfaßt die Buschmänner und Hottentotten, sowie die Kafferstämme, Damara und Ovambo; die zweite die Zambesi- und Nyassastämme, die Matebele, die Krieger- und Hirtenvölker hamitischer Abstammung (Galla, Somali) und die dunkleren und helleren Völker am oberen Nil; die dritte die Völker der westafrikanischen Küste, sowie die Neger des Niger-Benue-Gebietes. Eine ausführliche Besprechung des Negers, seiner Körpermerkmale, seines Geistes und Charakters, seiner Beziehungen zu Familie und Stamm, seiner Religion und materiellen Kultur findet sich inmitten des Abschnittes, welcher die erste der genannten drei Gruppen behandelt.

Der zweite Band beschäftigt sich mit den Naturvölkern Ozeaniens, Amerikas und Asiens.

Der Verfasser beginnt mit den Naturvölkern des Stillen und Indischen Ozeans, also mit den Australiern, Polynesiern, Mikronesiern und Melanesiern, Malayen und Madagassen. Da auch hier die Anordnung des Stoffes nach rein geographischen Grundsätzen erfolgt, so darf es nicht befremden, wenn den papuanischen Melanesiern mitten unter den malayischen Völkern ein Platz angewiesen wird. Mit besonderem Nachdruck hebt Ratzel, gestützt auf die Berichte von Robert Hartmann, Krause und Finsch, die große Negerähnlichkeit der Papua hervor, und ist der Meinung, daß ein ehemaliger Zusammenhang aller schwarzen Rassen in hohem Grade wahrscheinlich ist, zumal die büschelförmige Vertheilung des Haares über den Haarboden, welche bisher als der wesentlichste Unterschied zwischen den Negern und Papuas betrachtet wurde, nach neueren Zeugnissen (besonders von Finsch) einigermaßen fraglich geworden

den ist. Ob die papuanische Rasse von der Rassenliste gestrichen werden darf, möchten wir jedoch zur Zeit noch bezweifeln, da außerdem noch manche Unterschiede zwischen Papua und Negern bestehen. Auch die Thatsache, daß einzelne Forscher leibhaftige Negerphysiognomien unter den Papua gesehen haben, dünkt uns wenig beweiskräftig zu sein; bemerkt doch Ratzel selbst: „Daneben giebt es (unter den Papua) auch Physiognomien, die an Indianer, wie Finsch angiebt, oder sogar an Europäer, nach Raffray's Mittheilung, erinnern." Unter diesen Verhältnissen kann den oben erwähnten Wahrnehmungen keine allzu große Beweiskraft zugeschrieben werden.

Besonders interessant ist das Kapitel über die Wanderungen der Völker auf dem Stillen Ozeane. Theilweise waren diese Wanderungen unfreiwillig, d. h. einzelne Polynesier wurden verschlagen oder durch Hungersnöthe fortgetrieben; theilweise entsprachen sie dem Wandersinn und der Kühnheit jener Völker; theilweise wurden sie endlich durch politische und merkantile Interessen herbeigeführt. So erklärt sich die erstaunliche Thatsache, daß sich die malayo-polynesischen Völker über einen Meeresraum von 210 Längen- und 80 Breitengraden ausbreiten konnten.

Ein weiterer Abschnitt gilt den Naturvölkern Amerikas. Ratzel neigt wie die meisten neueren Forscher zu der alten Anschauung Blumenbach's, wonach alle Amerikaner mit Ausnahme der Eskimo einer einzigen Rasse angehören. Die Naturvölker der Polarländer bilden den Schluß des zweiten Bandes. Obwohl diese Völker drei verschiedene Erdtheile bewohnen, so rechtfertigt sich doch ihre Vereinigung aus zahlreichen Gründen. Sie zählen alle zu den mongolenähnlichen Völkern; sie besitzen durchweg agglutinirende Sprachen; ferner ist ihnen allen eigen Mangel der Metallbearbeitung, große Vertrautheit mit dem Meere, der nomadische Grundzug des Lebens, mangelhafte gesellschaftliche und staatliche Gliederung.

Während uns die ersten beiden Bände die Naturvölker der Erde vorführen, beschäftigt sich der dritte mit den Kulturvölkern.

Der erste Abschnitt giebt einen Ueberblick über die Lebensformen der Völker der Alten Welt und schildert vor allem den Gegensatz zwischen Nomaden und Ansässigen, zwischen Hirten und Ackerbauern. Dieser Gegensatz wird hauptsächlich durch den Wechsel von Steppe und fruchtbarem Kulturland bedingt. Demgemäß weicht die Kultur selten von dem Boden, an dem sie einmal haftet, wie auch die Völkerströme über denselben hinziehen mögen, oder sie kehrt wenigstens nach kurzer Flucht immer wieder auf denselben Schauplatz zurück. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht zu erkennen. Was festhält, ist kulturfördernd. Nichts aber wirkt befestigender auf den beweglichen Menschen als die Fruchtbarkeit des Bodens in Verbindung mit günstigem oder doch erträglichem Klima. Hingegen gehören die Steppen und Wüsten, welche sich vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean durch die ganze Alte Welt erstrecken, zu den Gebieten, in denen die Völkerwanderung in Permanenz erklärt ist. Diese Länder mit ungenügender Fruchtbarkeit zwingen die Völker zum Wandern. Im großen und ganzen führen die Nomaden eine schlechte Wirthschaft; denn sie verlieren Zeit und opfern Kräfte in nutzlosen Bewegungen, wobei sie zugleich zahlreiche nützliche Dinge verwüsten, welche eine seßhafte Bevölkerung noch mit großem Vortheil verwendet.

Ein syrisches Mädchen.

Folgendes sind die Gruppen, in welche die einzelnen Kulturvölker eingeordnet werden: der erythräische Völkerkreis (die Völker Nordafrikas und Arabiens), der innerasiatische, indische und ostasiatische Völkerkreis, die altamerikanischen Kulturvölker und der mittelländisch-atlantische Völkerkreis.

Der Abschnitt über die erythräischen Völker beschreibt die mannigfachen Volkstypen, die in Nordafrika und Arabien vorkommen, entwirft aber zugleich auch ein sehr lehrreiches Bild von den zahlreichen Wechselbeziehungen, welche insbesondere zwischen der Ostküste Afrikas und dem benachbarten Asien seit uralten Zeiten bestanden haben. Die Ostküste Afrikas erscheint dabei „als der Strand, auf dem die von Asien herüberschlagenden Völkerwogen sich brechen". Seit den Hyksos-Einfällen nach Aegypten bis zu den neuesten Zügen der Araber an die großen mittelafrikanischen Seebecken, also seit dem zweiten Jahrtausend v. Chr., sind diese Wanderungen nicht zum Stillstand gelangt und haben zahlreiche Völkermischungen veranlaßt.

Ein weiterer Abschnitt des Werkes führt uns zu den Mongolenvölkern Innerasiens. Ihr Mongolentypus ist nicht überall gleich deutlich ausgeprägt. Es finden sich z. B. die Mongolenmerkmale ungleich reiner im Osten und Norden, insbesondere bei den eigentlichen Mongolen, als im Südwesten und Süden bei den Turkvölkern und Tibe-

tauern. Hinsichtlich der letzteren nimmt Ratzel mit Berufung auf Prshewalski an, daß sie den Zigeunern ähnlich sind und in ihren Physiognomien ein Gemisch von mongolischen und indischen Zügen erkennen lassen. Noch weiter entfernen sich die Turkvölker von den Grundzügen des mongolischen Typus, durch höheren Wuchs, längeres Gesicht, längeren Schädel, stärkeren Bart, weniger eingedrückte Nase, weniger breiten und dicklippigen Mund. Die Türken des Westens sprechen zwar türkisch, haben aber nichts von den mongolischen Rassenmerkmalen, sind vielmehr von Rasse Arier.

Außerordentlich mannigfaltig ist die Herkunft der indischen Völker. Die ältesten (vor-drawidischen) Volkselemente besitzen mancherlei Negermerkmale: platte Nase, wulstigen Mund und wolliges, starkes Haar. Von ihnen unterscheiden sich die dunkelfarbigen Drawidas auf dem Hochlande von Dekhan durch gewisse mongolische Merkmale, insbesondere durch ein straffes Haar. Da wiederholt Mongolenhorden in Indien eingebrochen sind, so befremdet es wenig, wenn wir auch sonst mongolischen Volkselementen begegnen, z. B. den Marathen. Die Hindu von arischem Typus sind dunkel- bis kaffeebraun; sie sind ausgezeichnet durch ein schönes Oval des Gesichts, durch schmale, oft leicht gebogene Nase und glattes, schwarzes Haar. Hindu höherer Kasten ähneln einigermaßen Griechen und Italienern. Die Hauptmasse der indischen Bevölkerung ist entschieden ein Mischvolk. Diese „gemischten Inder“ erinnern durch ihre schönen Gesichtszüge, ihre Adlernase und ihr langes, lockiges Haar lebhaft an die Zigeuner, deren indische Abstammung besonders aus sprachlichen Gründen sicher erwiesen ist. Bei den südindischen Völkern ist auch eine Mischung mit Malayen nicht ganz unwahrscheinlich. Die Ethnographie Vorderindiens enthält jedenfalls noch manches dunkle Problem. Den Ariern Indiens stehen die Iranier nahe; doch dürften reine, unvermischte Perser noch seltener sein, als reine arische Inder. Vielmehr haben sich dieselben mit Türken, Kurden, Arabern, Armeniern, Kaukasiern, Juden, Zigeunern, Afghanen, Belutschen und Hindu vielfach vermischt. Ebenso wie bei den Iraniern, sind auch bei den Bewohnern Hinterindiens die Körpermerkmale infolge zahlreicher Mischungen mit chinesischen, malayischen und indischen Elementen beträchtlichen Schwankungen unterworfen.

Der ostasiatische Völkerkreis umfaßt außer einigen südostasiatischen Bergstämmen von mongolischem oder malayischem Typus vor allem die Chinesen und Japaner. Hinsichtlich der beiden letztgenannten Völker zeigt der Verfasser, daß sie durchaus keine gleichartigen Volksmassen bilden. Die Nordchinesen haben eine weizengelbe Hautfarbe, auf welcher sich das Roth der Wangen vielfach wirkungsvoll abhebt, während die Südchinesen eine nahezu braune Haut besitzen. Auch ist die Bevölkerung im Süden von wesentlich kleinerem Wuchse, als im Norden. In Japan lassen besonders die niederen Volksklassen zahlreiche Eigenheiten erkennen. Dunklere Färbung, grobknochiger Bau, sowie mancherlei Sitten und Gebräuche weisen auf Beziehungen zu den Malayen hin. Man würde jedoch zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß in Japan das Volk der Aino von einem malayischen theils verdrängt, theils verändert worden sei, und daß die heutigen Japaner aus dieser Mischung hervorgegangen seien. Natürlich werden auch die Kulturleistungen dieser Völker ausführlich besprochen.

Der vorletzte Abschnitt des Werkes versetzt uns nach Amerika, zu den altamerikanischen Kulturvölkern und berichtet über die verschiedenen Stufen und Mittelpunkte amerikanischer Kultur, sowie über die Beziehungen zwischen den Kulturen der Alten und Neuen Welt. — Mit einer Zergliederung des bunten Völkergemischs im Kaukasus, sowie mit einer kurzen Uebersicht über die neugeschichtlichen Völker Europas schließt das Werk.

Bei aller Anerkennung, die wir der schönen und außerordentlich anregenden Arbeit Ratzel's zollen, können wir das Bedauern nicht unterdrücken, daß die Litteraturangaben in derselben nur äußerst spärlich zu finden sind. Keine Wissenschaft schöpft aus so mannigfaltigen — zuverlässigen, wie minder zuverlässigen — Quellen wie die Völkerkunde; darum wird jeder, der irgend ein Gebiet derselben zum Gegenstand besonderer Untersuchung macht, die Vertrauenswürdigkeit der zu benutzenden Quellen mit besonderer Sorgfalt zu prüfen haben. Hier läßt aber das Ratzel'sche Werk seinen Leser fast durchweg im Stich. Sollte dasselbe ein bloßes Volksbuch sein, so würden wir diese Forderung nicht stellen. Da es aber mit vollem Rechte einen hohen wissenschaftlichen Werth beansprucht, so beklagen wir diesen Mangel um so lebhafter, als der Verfasser bei seiner großen Belesenheit durch genaue und reichliche Mittheilung seiner Quellen der Völkerkunde einen besonderen Dienst erwiesen haben würde[1]).

[1]) Die beigegebenen Abbildungen sind dem 3. Bande des Ratzel'schen Werkes entnommen.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Fortsetzung. Mit drei Abbildungen.)

Am 17. Februar konnten wir unsere Reise weiter fortsetzen, um am 18. Februar vormittags auf der Ostseite der kleinen Insel Keisar oder Kissar Anker zu werfen, und ans Land zu gehen. Nach halbstündigem Wandern auf schattenlosem, steinigem Grunde kamen wir in einem Dorfe an, dessen Orang-Kaya („kleiner Radja“, ein Christ) uns mit Apfelsinen bewirthete, welche hier sehr gut gedeihen, und uns auch den gewünschten Führer nach dem Hauptorte Worili, der an der Westseite der Insel liegt, stellte. Wir durchzogen dann kahle, überall mit starken Quarzadern durchzogene Hügel, auf welchen zahlreiche Schafherden die einzelnen Grasbüschel absuchten. Mehr gegen die Westseite hin wurde das Land fruchtbarer, und dort trafen wir auch zahlreiche Eingeborene, welche in Gruppen von 16 bis 30 Personen unter lautem Gesang den Erdboden mit Holzspaten bearbeiteten. Fast auf jedem Hügel standen Dörfer oder einzelne Häuser, welche oft terrassenförmig über einander lagen, so daß man beim Besuch eines Dorfes fortwährend Treppen steigen mußte. Die Wände der Hütten waren aus Steinen, Holz, Lehm oder Palmenrippen erbaut. Nach zweistündigem

Marsche erreichten wir das Hauptdorf Worili, wo wir bei einem ambonesischen Schullehrer und Prediger einkehrten. Nachdem wir demselben den Grund unseres Kommens mitgetheilt hatten, besahen wir das Dorf, welches an einem kleinen Bache lag, und auf unserer Wanderung durch dasselbe besuchten wir namentlich auch das Gemeindehaus, das aus einer offenen Halle bestand. Unter anderen Gegenständen erregte daselbst besonders eine große Kriegstrommel

Ein Kaffeegarten auf Celebes.

unsere Aufmerksamkeit, deren unteren Theil schön geschnitzte menschliche Beine bildeten. Außerhalb der Häuser hingen korbähnliche Opferstätten, welche dem Opolere (dem Vater der Sonne) errichtet waren. Die Religion ist ja ein sonderbares Gemisch von Heidenthum und Christenthum, und der Fetischkultus ist noch in vollkommenster Weise entwickelt. Zu gewissen Zeiten werden sogenannte Porka-Feste gefeiert, bei denen nachts um eine Porkafahne getanzt wird, die eine mit blauem und weißem Stoff bekleidete und mit hölzernem Kopfe versehene menschliche Figur darstellt. Dabei werden

Kopfringe aus Lontarpalmenblättern, mit schönen bunten Federstutzen geschmückt, getragen. In den Häusern wurden Kistchen mit kleinen menschlichen Figuren aufbewahrt, welche aus Holz, Knochen, Elfenbein, Blei, Zinn, und bisweilen auch aus Silber und Gold bestanden. Im Kriege werden ähnliche Figuren um den Hals getragen. Als wir abends in dem Flusse ein Bad nehmen wollten, sahen wir ein großes Götzenbild, welches die Eingeborenen im vorhergegangenen Jahre auf einem Kriegszuge nach dem am Südostende der Insel gelegenen Dorfe Oirata — nebst fünf abgeschlagenen Köpfen — als Trophäe erbeutet hatten. Schließlich sei noch erwähnt, daß sich auf dieser Insel über 200 Mischlinge befinden, die von holländischen Soldaten des 17. Jahrhunderts abstammen, und die Waluda genannt werden. Ihr Aussehen ist noch dasjenige der Europäer, und namentlich sind sie blond und blauäugig, aber in sprachlicher sowie in religiöser Beziehung sind sie den Eingeborenen gleich.

Am 19. Februar wurde der Geburtstag des Königs von Holland gefeiert, wobei der Lehrer mit seiner Schuljugend und der Sohn des verbannten Radja die Hauptrolle spielten. Vor der Schule erhob sich eine Ehrenpforte aus Palmenzweigen, die niederländische Nationalhymne wurde in malayischer Sprache gesungen, es wurden Schüsse abgefeuert 2c. Der Sohn des Radja erschien dabei in europäischer Kleidung.

Am 20. Februar kam der Orang Kaia mit vielen Leuten, welche ethnologische Gegenstände brachten, und es entstand bald ein reger Tauschhandel. Unter anderen Dingen erhielten wir namentlich einige interessante Lanzen, deren Eisenspitzen ganz abweichend von anderen geformt waren. Es waren Geschenke, welche der Wöchnerin bei der Geburt eines Mädchens von den Verwandten des Mannes gegeben werden, sobald die Gatten aus zwei verschiedenen Dörfern stammen. Der Lanze ist gewöhnlich auch noch ein Schwert mit schwarz und weißem Griffe (aus Ebenholz und Elfenbein) beigegeben. Bei der Geburt eines Knaben sind die Verwandten der Mutter verpflichtet, dem Vater mehrere schöne Sarongs zu schenken.

Frauen-Typus von Lette.

Nachmittags zogen wir unsere Anker ein, um einen besseren Hafen aufzusuchen und an der Südostküste der Insel fanden wir thatsächlich einen solchen, so daß wir am Ufer eine Verkaufsstätte errichten konnten. Am selben Abend brachte uns der Sohn des Radja ein im Kriege erbeutetes Götzenbild nebst vielen anderen schönen Dingen.

Am 21. Februar früh morgens kamen dann zahlreiche Eingeborene, und von ihnen erhielten wir viele Kleidungsstücke, Lanzen, Schwerter, runde Schilde aus Büffelleder, geschliffene Steine (welche im Kriege als Waffe verwendet werden), Kriegsamulette (in Form von kleinen Taschen, die mit Wurzeln und Rinden gefüllt waren 2c.), Kriegsgötzen, Hausbaugötzen, Dorfgötzen 2c. Die Bewohner von Kissar bedienen sich, um ihr Eigenthum zu schützen, der sogenannten Verbotsstöcke (Matakao). Dieselben bestehen in aus Holz geschnitzten Figuren (Krokodilen, Schlangen, Hunden, Kriegern 2c.), welche in den Feldern auf die Fruchtbäume gehangen werden. Die Bedeutung dieser Figuren ist: „Das Krokodil soll den Dieb fressen, die Schlange ihn vergiften, der Hund ihn beißen, der Krieger ihn tödten!“

Dank dieser Vorsichtsmaßregel sollen auch thatsächlich wenig Diebstähle auf der Insel vorkommen.

Am 23. Februar begaben wir uns in Begleitung des jungen Radja nach einem im Westen gelegenen, jetzt verlassenen Dorfe, wo sich verschiedene Götzenbilder befinden sollten. Die Giebel der Häuser waren daselbst mit vielen Nautilusmuscheln geschmückt. Als Feuerstätte diente eine Riesenmuschel (Tridacna gigantea). In den Häusern standen wirklich sehr hübsche geschnitzte Götzenbilder, welche bald Männer, bald Weiber darstellten; die männlichen hatten Aehnlichkeit mit Buddhabildern und stellten den Opolere dar. In einem Hause, das wahrscheinlich seiner Zeit ein Tempel gewesen war, befand sich auch ein sogenannter Hausanker, d. i. ein Rotangtau, das mit einem Ende an dem Dachbalken und mit dem anderen an einem Steine im Fußboden befestigt war. Dieses Tau ist mit einer Holzscheibe, die ebenfalls mit Muscheln verziert ist, versehen und soll bei Opferfesten in Bewegung gesetzt werden, um den Opolere zu benachrichtigen, daß geopfert werden soll. In alten Holzkisten fanden wir ferner Reste von der so sehr geschätzten Porkafahne (Bandera Porka), freilich infolge ihres hohen Alters in einem sehr schlechten Zustande. — Leider gelang es uns nicht, ein einziges Stück von all diesen Schätzen zu erwerben, weil die Eingeborenen, welche uns gefolgt waren, ihre Wegführung um keinen Preis gestatten wollten. Mißvergnügt kehrten wir also abends auf unser Schiff zurück und segelten bei schönem Mondschein nach der Nachbarinsel Lette ab. Am 24. Februar morgens hatten wir dieselbe zwar erreicht, konnten aber wegen hohen Seeganges an unserem Bestimmungsorte Serwaru nicht anlegen, sondern mußten uns einen Ankerplatz zwischen Lette und Moa suchen und uns dann über Land nach Serwaru begeben. Dem dortigen Posthalter, einem Herrn von Room, schienen wir anfangs nicht sehr willkommen zu sein, als wir versicherten, daß wir keinerlei Ansprüche machen würden, wurde er aber freundlicher und nahm uns in seinem Hause auf. Wir besuchten dann den in Serwaru stationirten Missionär, welcher mit seiner jungen Frau in einem steten Kampfe mit dem bösen Klima lebte und sehnlichst auf eine baldige Versetzung nach einem besseren Platze hoffte.

Nach dem Mittagsessen ließen wir uns unsere Sachen ans Land holen — vor allem die auf Kissar gesammelten Gegenstände — um dieselben sofort zu verpacken. Wir thaten dies gewöhnlich im Freien, damit die Leute sehen sollten, was wir eigentlich wünschten. Oft brachten uns dieselben ja, was gar nicht zu gebrauchen war, wie Krebsscheeren, zerbrochene Töpfe, beliebige Stücke Holz, denen sie irgend eine fabelhafte Eigenschaft zuschrieben 2c. In den Augen der Eingeborenen waren wir nämlich nicht ganz zurechnungsfähig.

Auf Lette erhielten wir an Hausgeräth wenig, desto mehr aber Ahnenbilder. Viele von diesen letzteren ähnelten wieder sehr den Buddhabildern, andere hatten einen diademartigen Aufsatz und wurden uns als Bilder der Riesre-Priesterin angeboten (einer Frau, die auf vielen Inseln als Stammmutter betrachtet wird). Die Namen der Ahnenbilder wurden uns leider meist verschwiegen, da die Verkäufer die Rache der Geister fürchteten.

Als wir am Abend des 25. Februar einen Besuch im Dorfe machten und uns den Dorfgötzen Opusse oder Luli ansehen wollten, nahmen uns die Bewohner dies sehr übel, um so mehr als wir auch einige Häuser betraten. Endlich gelang es dem Posthalter aber sie zu beruhigen. In einem alten, verlassenen Hause fanden wir auf dem Söller, wohin die Bilder gern gestellt werden, eine Anzahl Götzen, die leider ganz zerfallen waren.

Den darauf folgenden Tag machten wir einen Besuch in einem westlicher gelegenen Dorfe, namens Tombra, wo wir ein interessantes Pomali-Haus sahen (Ruma Sursurde). Die ganze Vorderfront desselben war mit Bildern bemalt, und im Inneren standen eine Anzahl Götzen auf einer Gallerie, deren Pfeiler sehr schön geschnitzt waren. Von den Dachbalken herab, neben der Treppe, welche zur Gallerie führte, hing auch wieder einer von den erwähnten Hausankern, an dessen unterem Ende eine fischähnliche Figur hing, der in Kriegszeiten Reis, sowie Stücke Fleisch von erschlagenen Feinden geopfert wurden, um ihre Fürsprache zu erlangen. Auch viele aus Steinen erbaute Opferstätten fanden sich im Dorfe, welche dem Gott der Erde, Ornose genannt, geweiht waren. Ebenso sahen wir einen heiligen Baum (Nana), unter welchem zu bestimmten Zeiten große Opferfeste abgehalten werden. Früher sollen diese Feste wahre Orgien gewesen sein.

Man theilt das Volk auf Lette ein in Adlige (Marna), welche vom Himmel gekommen sind, gewöhnliches Volk (Wasuru) und Sklaven (Ate), und das Heirathen aus einem Stande in den anderen ist verboten. Die meisten Ahnenbilder, die wir in Tombra erhielten, waren solche von den arbeitsscheuen und stolzen Adligen, aus deren Reihe auch die Priester gewählt wurden. Das Amt der letzteren besteht hauptsächlich darin, dem Opolere zu opfern. Obwohl ein kleiner Theil der Bewohner sich Christen nennt, so hängen sie doch alle noch sehr an ihrem alten Glauben. Es gelang uns in Tombra, unter anderem auch den oberen Theil einer Porkafahne und einen Luli (d. h. Herr des Dorfes) zu erhalten. Bei den Porkafesten steht der Priester in der Mitte des Volkes neben der Porkafahne und schlägt eine Tifal laki laki (Männertrommel), so genannt, weil das Untertheil der Trommel den Unterkörper eines Mannes darstellt.

Sehr bemerkenswerth ist es, daß wir hier das erste mal auf Holzmasken stießen, die bei Tanzfesten gebraucht werden; sie hatten eine entfernte Aehnlichkeit mit denjenigen der Bewohner der Küste von Kaiser-Wilhelmsland.

Frauen-Typus von Luang.

Die Einwohner von Lette ernähren sich außer von Fischen namentlich von Mais und Reis. Originell erschien uns das Entkernen des Reises, wie es hier üblich ist. Man breitet nämlich die Aehren auf einer Matte aus und tanzt dann mit seinen Freunden — Männern wie Frauen —, indem man sich unter einander die Hände reicht, darauf herum, während dazu die Trommel geschlagen und gesungen wird.

Während unseres Aufenthaltes auf Lette bekamen zwei junge Leute mit einander Streit, wobei einer den anderen einen Hexenmeister nannte. Der so Geschimpfte gerieth darüber derart in Wuth, daß er seinen Gegner mit seinem Klewang tödtete. Danach floh er in den Wald, die Verwandten des Erschlagenen machten aber nun eine förmliche Hetzjagd auf ihn; am Abende des zweiten Tages entdeckten sie ihn, als er am Ufer entlang schlich, tödteten ihn rücklings mit zwei Speerwürfen, schnitten ihm Kopf, Hände und Füße ab, schlitzten ihm den Leib auf, und ließen ihn dann den Vögeln zum Fraße liegen.

Die Häuser der Eingeborenen sind auf den Inseln Lette, Moa und Lakor nicht auf Pfähle gebaut, wie sonst fast überall, sondern auf ebener Erde, und die meisten Dörfer liegen auf Hügeln, wegen der häufigen Kriege mit Steinmauern von 8 bis 10 Fuß Höhe umgeben.

Da unsere Ernte eine gute gewesen war, so hinterließen wir auch auf Lette dem Posthalter vier Kisten zur Weiterbeförderung. Am 1. März, 3 Uhr morgens, lichteten wir dann bei schönem Mondschein wieder die Anker und steuerten nach der ostwärts gelegenen Insel Luang, die wir in der darauf folgenden Nacht in Sicht bekamen, aber der vielen Korallenriffe sowie der widrigen Strömung halber wieder erst nach Tagesanbruch und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und Gefahren betreten konnten. Im Hafen von Luang, den nur Schiffe bis zu vier Fuß Tiefgang besuchen können, lagen bereits sechs Prauen aus Makassar, welche nach Timor-Laut bestimmt waren, um dort Trepang einzunehmen. Da es auf Luang keinen Posthalter gab, so gingen wir ohne weiteres zum Radja und baten ihn um ein Obdach für die Tage, die wir auf der Insel zuzubringen gedachten, was er uns in seinem eigenen Hause freundlich gewährte. Nachdem wir dann unsere Tauschartikel ans Land gebracht hatten, machten wir, begleitet vom Radja und von vielem Volk, einen Gang durch das Dorf. Mitten darin standen wieder verschiedene Götzenbilder, die schön mit Muscheln und Schnitzwerk verziert waren. Der Schutzgott des Dorfes hieß Dopele, während das Bild des Opolere sich unter dem Nunu-Baum befand. Auch stießen wir auf mehrere Pomali-Häuser oder Götzentempel, und fast an jedem Hause sahen wir geflochtene Opferkörbchen aufgehängt, die mit Reis, Sirih, Penang und Tabak gefüllt waren, um dem Opolere dargebracht zu werden. Auch auf der Insel Luang befindet sich ein amboinesischer Lehrer und sollen einige der Bewohner dem Namen nach Christen sein. Auch hier — sowie auf Leti und Kisser — werden die Porkafeste gefeiert und ebenso findet man in jedem Hause

Ahnenbilder, doch konnten sich die Besitzer nur schwer von denselben trennen.

Es werden auf Luang viele und besonders schöne Sarongs gewebt, die von den Händlern gern gekauft werden, um später auf Timor-Laut, wo man diesen Baumwollenindustriezweig nicht betreibt, gegen Tripang umgetauscht zu werden.

Es gelang uns hier, außer anderen ethnographischen Gegenständen zwei, wenn auch schadhafte Götzen von Dopelis zu erhalten — Götzen, die etwa einen Fuß lang, mit Muscheln geschmückt, und in sitzender Stellung auf einem meterlangen Holzpfahle befestigt sind. Rechts und links befinden sich hügelähnliche Hölzer und hinten eins derselben, in einem leicht in einem Winkel von 45 Grad aufsteigenden, aber nach unten gebogenen Schwanze.

Da Luang im übrigen wenig anderes bot, als Lette, so beschlossen wir, den um diese Zeit zu Ende gehenden Westmonsun dazu zu benutzen, weiter zu segeln, um sobald als möglich die Key-Inseln zu erreichen. Der Radja lootste uns am 4. März in der Frühe des Morgens persönlich über die Korallenriffe hinaus, um bei der kleinen Insel Kalappa von uns Abschied zu nehmen, nachdem wir ihn für seine Mühe belohnt hatten. An der Insel Sermata, welche steil und stark bewaldet ist, segelten wir vorüber, und am 5. März früh befanden wir uns dicht bei der Insel Wetang, einer Babar vorgelagerten Insel, bei der wir infolge der herrschenden Windstille und Gegenströmung wieder nur unter großen Anstrengungen in den vorhandenen kleinen Hafen einlaufen konnten. Daselbst kam ein junger Eingeborener aus Luang an Bord, der gut Malayisch sprach und uns fernerweit als Dolmetscher diente. Die Bewohner von Wetang haben helle Hautfarbe und durch Waschungen der Haare mit Kalk und Kokosmilch riesige blonde Haarbüsche, die sie mit rothen, baumwollenen Bändern oder Baumrinde in die Höhe binden, so daß sie dadurch ein sehr wildes Aussehen erhalten. Uebrigens haben sie viel Aehnlichkeit mit den Eingeborenen von Timor-Laut, während sie sprachlich mehr mit denen von Luang, Moa und Lette verwandt sein sollen. Auch sie beten Opolere an und besitzen keinen guten Ruf. Von der Insel Dai wird z. B. berichtet, daß jeder, der dort zu landen wagt, erschlagen wird.

Am Nachmittage mietheten wir ein kleines Boot und einer von uns fuhr damit nach der Station des Posthalters, während der andere zu Fuß eine Rundreise um die Insel unternahm. Am Dorfe Tepa oder Letwatu, auf Babar ist auch eine Posthalter-Station, der Inhaber derselben war aber leider schon Monate zuvor wegen starken Fiebers nach Ambon abgereist. Auch in diesem Dorfe gab es viele Opolere-Götzen, denen Schüsselchen von Reis, Fisch und Siri dargebracht waren. Wir stießen hier auf die ersten Frauen-Sarongs aus Baumbast und Palmenblättern, und die Männer trugen ein bis zwei Faden lange Schamgürtel von geklopftem Baumbast. Das Haar schmückte ein mit Federn verzierter Bambukamm, und als Waffen dienten verschiedene Arten Lanzen, sowie Bogen und Pfeile. Die Häuser standen hier wieder auf Pfählen und hatten abgetheilte Schlafräume. Wir beobachteten auf Babar sowie auf den meisten anderen Inseln die eigenthümliche Sitte, daß man die Flossen und Schwänze von den Fischen getrocknet in den Häusern aufbewahrte, weil dies den Fischern Glück bringen soll. Die Fische werden meist roh gegessen.

Die Insel ist dicht mit Kokosbäumen bewachsen, die Nüsse sind sehr billig und die Bewohner sind hier ebenso, wie auf Timor-Laut, große Liebhaber von Palmwein. Auch wir wurden in jedem Dorfe mit Palmwein und Kokosmilch bewirthet, und die Leute schienen große Freude über unseren Besuch zu haben. Dabei waren sie sehr neugierig und besahen uns nicht bloß, sondern befühlten uns sogar, baten uns aber auch, darüber nicht böse zu sein, sie hätten noch so wenig weiße Leute gesehen.

Abends hatten wir noch einen starken Oststurm mit heftigem Gewitter, und wir wurden dadurch nicht wenig beunruhigt, weil es dann sicher ist, daß der Westmonsun zu Ende geht. Am 6. März früh brachten uns zahlreiche Eingeborene ethnographische Gegenstände, da jedoch eine Südbrise aufsprang, gingen wir schon mittags wieder unter Segel, um alsbald von einem starken Gewitter, verbunden mit furchtbarem Nordsturm, und darauf von vollständiger Windstille überrascht zu werden, und mehrere Tage auf der See herum zu treiben. Am 10. März befanden wir uns endlich in der Nähe der zur Timor-Laut-Gruppe gehörenden Insel Mulu oder Maulo, wo wir landeten, weil unser Wasservorrath beinahe zu Ende war. Wir warfen Anker bei dem Dorfe Welmasa, und es kamen mehrere Boote herbei, dieselben wagten sich aber trotz aller Aufforderungen nicht vollständig an uns heran. Da ließen wir, trotzdem wir schon einige Tage beide an starkem Fieber litten, unser kleines Boot aussetzen, steckten unsere Revolver in die Gürtel und fuhren ans Land. Ein einziger Mensch verstand ein paar Worte Malayisch, und ihm theilten wir mit, daß wir Wasser nöthig hätten, worauf man uns zum Wasserplatze führte, welcher aus einer fast ausgetrockneten Pfütze bestand. Da uns dies nicht genügte, kauften wir 200 Stück Kokosnüsse, deren Wasser wir gebrauchen wollten. Die Eingeborenen selbst scheinen wenig Wasser zu bedürfen, da ihnen die Kokosnüsse dasselbe ersetzen. Der Häuptling (Orang kaya) war anfangs sehr scheu und ließ uns durch den Dolmetscher sagen, daß er noch nie weiße Leute gesehen habe, bald wurde er aber zutraulicher, und die Gunst seiner sechs Frauen erwarben wir durch das Geschenk von einigen Nähnadeln und Zwirn. Als wir bald danach wieder an Bord gingen, wurden wir von der ganzen Bevölkerung bis an unser Schiff begleitet, und getrieben von einer mittlerweile aufgesprungenen schönen Westbrise, gingen wir wieder unter Segel.

Aus Persien.

Von A. J. Ceyp.

II.

Persien, das infolge seiner Binnenlage und in Ermangelung von Eisenbahnen vom unmittelbaren Einflusse des Abendlandes bis in die Neuzeit sich frei zu erhalten vermochte und mit seinen gesellschaftlichen, politischen und wirthschaftlichen Eigenschaften immer ein Stück urwüchsiges Asien, ein Bild aus den vergangenen Jahrhunderten des moslimischen Ostens dargestellt hat, scheint endlich zu beginnen, der europäischen Kultur seine Pforten zu öffnen. Nassr-ed-dîn Shâh hat vor kurzem eine Proklamation an sein Volk gerichtet, in welcher er jedem seiner Unterthanen volle Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährleistet, dergestalt, daß die Bevölkerung fortan mit Vertrauen sich in alle Handels- und gewerblichen Unternehmungen einlassen kann, welche die Grundlagen der Civilisation und die Wurzeln von Wohlstand und Reichthum bilden. Der treibende Faktor hierbei ist unzweifelhaft der seit November 1887 in Teherân fungirende Vertreter Englands, Sir Henry Drummond Wolff. Unwillkürlich wird man hierbei an den heftigen Interessenstreit erinnert, der schon seit Jahren zwischen der russischen und englischen Industrie um die Eroberung, bezw. um die Behauptung des persischen Absatzmarktes geführt wird. Aber die erwähnte Proklamation hat auch einen politischen Beigeschmack. Englisches Kapital, gedeckt durch die formellen Verheißungen des Shâh, wird nicht länger säumen, nach Persien einzuströmen, und dort die Herstellung von Verkehrsstraßen — einer Eisenbahnlinie von Teherân zum Hafen von Mohammerâ oder Bûshähr am Persischen Golfe — vorzunehmen, welche in erster Linie dem Zwecke dienen soll, Persien der englischen Einflußsphäre näher zu führen und eine Parallel-Aktion zu inscenirен, sowohl gegen das Eisenbahnprojekt des russischen Generals Komarow nach Mäshhäd, als auch gegen den von einer russisch-belgischen Gesellschaft unternommenen Eisenbahnbau von Pîräh-Bâzâr am Kaspischen Meere nach Teherân, von welchem 20 Kilometer bereits fertig gestellt sind.

Es wäre zu wünschen, daß Deutschlands Unternehmungsgeist noch intensiver als bisher, sich der kommerziellen Eroberung neuer Gebiete in Centralasien zuwende. Besonders Persien ist dem deutschen Handel fremder geblieben als andere uns ferner liegende Gebiete. Russen, Engländer, Armenier und Franzosen haben den Groß- und Kleinhandel daselbst in Beschlag genommen. Der Handelsumsatz Persiens im Jahre 1886 betrug ungefähr 3,7 Millionen Toman (à $6^2/_3$ Mark), von denen $^2/_3$ auf die Einfuhr und $^1/_3$ auf die Ausfuhr kommen. Außer Spirituosen (ordinäre, aber auch bessere, wie Rum und Cognac), Rauchfleisch, Häringen, Salz, Konserven, Bier, Möbeln (aus gebogenem Holze) sind folgende gangbare Einfuhrartikel zu führen:

Baumwollenwaaren, weiße	khâm, khalat, kärbas.
„ farbige	shâdir i shäb, kädäk.
„ bedruckte und unbedruckte,	tshît u pârtshäh i sefîd.

Butter, rûghân (findet als Luxusartikel in Blechdosen bei den Europäern der großen Städte Absatz; 1,28 kg wird etwa mit 6 Kerân = 4 Mark bezahlt).

Chinin und andere Medikamente, kinäh u sâir davâhâ.
Droguen, besonders Salze und Vitriole, ämlach u zâdjät i tukhmäh-ferûshî.

Eisenbarren,	âhän i nou.
Eisenblech,	ähän i väräkî.
Eisendraht,	mäftûl.
Eisennägel,	mîkh i âhän i nou.
Eisenweißblech,	chäläbî.
Garne, baumwollene,	rîsmân.
„ hanfene,	näkh i känäb.
Glasglocken,	märdängî.
Glaswaaren, venetianische,	djâm i vänädik.
Gußeisenwaaren,	âlât i tshudänî.
Kupfer,	mes.
Kurzwaaren,	khurdäh äsbâb.
Packsäcke,	tälîs i bârbänd.
Porzellanwaaren,	zurûf i tshînî.
Seidengarne,	kädj i tâbîdäh.
Stearinlichte,	shäm i kâfûrî.
Schneiderutensilien,	äsbâb i khäräzî.
Schreibpapier,	kâghäz.
Schußwaffen, Gewehre und Pistolen,	äsbâb i tufäng u täpäntshäh.
Säbel,	shâmshîr.
Schutzdecken für Teppiche,	kätân i rûfärsh.
Strümpfe, wollene,	djûrâb i päshmî.
Toilettenspiegel, kleine,	âînäh i bädän, nemâ u nâzuk.
Tuche aller Art,	mâhut i hämäh djûr.
Uhrketten, echte,	zändjîräh i asl.
„ unechte,	„ i bädäl.
Cigaretten,	sîgâr i sakhtäh.
Cigarettenpapier,	kâghäz i sîgâr.
Zinn,	kâl.
Zucker,	känd.

Bedenkt man, daß der Konsum dieser Produkte sich nicht bloß auf die Einwohnerschaft der großen Handelsplätze erstreckt, sondern daß ein solcher Ort in einem dünn bevölkerten Lande immer auch die Bezugsquelle für ferne Binnengegenden, den Ausgangspunkt für ein schwunghaftes Hausirwesen bildet, so muß man sich wohl sagen, daß Teherân, Täbrîz, Ispahân, Kûm, Jäzd, Kirmân, Bährâmâbâd u. a. gar nicht unbedeutende Märkte sein können. Um so mehr muß man es bedauern, daß daselbst andere Nationen mit ihren Erzeugnissen vertreten sind, während Deutschland fast noch ganz fehlt. Bis jetzt ist im ganzen eine einzige böhmische Lampenfabrik, die auch in Konstantinopel und Alexandrien Niederlagen unterhält, in Teherân und Täbrîz vertreten. Und doch ist von einer Abneigung der Händler Teherâns gegen unsere Waare keine Rede. Auf alle meine diesbezüglichen an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen erwiderte man vielmehr, daß bis jetzt noch wenige deutsche Handelsartikel den persischen Kaufleuten angeboten worden seien, daß sie aber dieselben gegebenenfalls gerne entgegennehmen würden.

Die Schuld trifft also nur unsere Kaufleute, deren Indolenz um so unverzeihlicher ist, als Persien uns durch die kaukasische Bahn so nahe gerückt ist. Könnten nicht, wenn schon vorerst versuchsweise, auch einmal bis Teherân und Ispahân Musterlager errichtet werden. Möchten doch unsere Kaufleute, unsere Handelskammern und vornehmlich unsere Konsuln sich noch energischer als bisher um die Gewinnung neuer Absatzgebiete für unsere Waaren bemühen.

Obgleich ein Theil des Landes unkultivirbar, weil wirkliche Salzwüste ist, ein noch größerer Theil aber brach und unbebaut liegt, obgleich er entschieden kulturfähig und im höchsten Grade ergiebig ist — selbst bei schwacher Bearbeitung — so giebt hauptsächlich das Getreide meist einen zehnfachen, ja fünfzehnfachen Ertrag. Besonders wird Weizen (gändum) und Gerste (djou) in vorzüglichen Qualitäten, von mindestens doppeltem Gewicht als die unseren, geerntet. Es wird ferner gewonnen: Reis, Hülsenfrüchte, vorzügliche Obstsorten, wie z. B. Pflaumen, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Quitten, süße Citronen, Granatäpfel und Weintrauben — letztere in so vorzüglichen Qualitäten und in solchen Quantitäten, wie sie kaum ein anderes Land wird aufweisen können. Die beiden besten in Persien gebauten Reissorten sind der aus Peshâvär stammende Tshâmpäh, der besonders in Fârs gebaut wird, und der in Mâzänderân und Asterâbâd kultivirte kleinkörnige Ambärdû. Als eine sehr geschätzte Qualität gilt auch der Sadrî. Als andere in Mâzänderân vorkommenden Reisvarietäten werden genannt: Bunäkän, Shâhäk; eine geringere Sorte Sâlimbegî, Kâldämbäh, Zärdmäjäh, Tshärmäh (berindj), Reihânî, Akûäh. Weiter giebt es: Mandeln, Pistazien, Feigen, Datteln, Hasel- und Wallnüsse, Maulbeeren in besonders großen Massen, und die vorzüglichsten Melonen (khärbûzäh) in zwölf Arten. Persien besitzt ferner Wälder von Olivenbäumen — insbesondere längs der Straße von Räsht nach Teherân —, deren schöne Früchte man aber nicht ordentlich zu verwerthen versteht.

Die Weinkultur ist von großer Ausdehnung, da Weintrauben (ängur) gleichwie Reis ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen sind. Der Weinstock (riz) gedeiht in besonderer Güte in Khullâr, einem berühmten Weindorfe, zwei Tagereisen nordwestlich von Shîrâz. Zur Zeit werden empfehlenswerthe Weine (sherâb) hauptsächlich gekeltert in Shîrâz, Kazoîn, Hamadân.

Ausgedehnte Tabakplantagen bei Räsht liefern einen guten Cigarettentabak (tutun), während bei Shîrâz und Lûrî der den Eingeborenen unentbehrliche Wasserpfeifentabak (tämbakû) in bedeutenden Mengen gepflanzt wird.

Arzneipflanzen findet man in der aralo-kaspischen Wüste. Hauptsächlich sind zu nennen: die verschiedenen Manna- und Gummiarten, z. B. Tamariskenhonig, Eichenmanna, Kirschen- und Pflaumengummi (ängum), Mutterharz (bârzäd), Ammoniak-Gummiharz (ushäk). Dies letztere tritt freiwillig oder in Folge von Insektenstichen aus dem Stamme von Dorema ammoniacum Dom (persisch kâl) und Dorema aucheri Boiss. Asa foedita (ankûzäh) ist eine wild wachsende Pflanze und wird in Indien als Gewürz gebraucht (dort hing genannt), ebenso Sagapenum (säghbînädj), Opoponax (djavshîr), Sarcocolla (änzerut).

Von Harzen sind zu nennen: Mastix (sakiz); dieser ist der Haarsaft von verschiedenen fast über alle Theile Persiens verbreiteten Terebinthaceen; Süßholz (shîrîn beyân) von verschiedenen Varietäten der Glycyrrhia glabra, — asperrima und — echinota, welche im großen Ueberfluß vorhanden sind; Salepknollen (saaläb) von Orchis latifolia.

Opium (tärjâk) gedeiht mit Ausnahme der Küstenländer des Kaspischen Meeres, deren feuchtes Klima nicht dazu geeignet ist, in ganz Persien. Das nach London gesendete Opium geht von Bändär Abbâs größtentheils nach dem Kontinente, besonders zur Fabrikation des Morphins und der anderen Alkaloide des Opiums.

Verschiedene Fruchtsamen und Kerne, z. B. Anis (bâdîân), die Kerne der wilden Birne (ändjudjäk), Koriander (gäshnîz), Kümmel (bäzräk), Mohnsamen (kûknâr), Leinsamen (bäzräk), Mutterkümmel (zîräh i säbz), Quittensamen (bäh), Sesamsamen (kundjid) 2c. werden nach England, Indien, Arabien u. a. O. theils zu pharmazeutischen, theils zu kulinarischen Zwecken exportirt. Das Destillat von Salix zygostemon Boiss. dient zur Zubereitung eines erfrischenden Getränkes (arak i bidemishk) und wird nach Indien ausgeführt. Rosenöl (atr i gul) wird in größeren Quantitäten nur in Gîlân, und zwar im Distrikte Tûmân, südwestlich von Räsht, Rosenwasser (gul-âb) in größeren Mengen in Meimänd, südlich von Shîrâz, in Khânsâr, nordwestlich von Ispahân, in Gamsär bei Kâshân und in Kum zubereitet; beide bilden einen beträchtlichen Exportartikel nach Indien. Von Farbstoffen wären anzuführen: Hennâ, die pulverisirten Blätter von Lawsonia inermis, die einen wichtigen Exportartikel nach allen anderen mohammedanischen Ländern des Orients bilden. Dieses Hennâ wird allgemein von den Eingeborenen zum Färben ihrer Extremitäten angewendet. Krappwurzel (rûnâs oder rûnîâs) wird in der Umgebung von Täbriz, in den Landstrichen am Urumîâh-See, sowie in Kâshân, Ispahân, Jäzd gebaut. Hauptstapelplätze sind Ispahân, Schîrâz und Kirmân, und die Ausfuhr geht nach Rußland, Indien, der arabischen Küste des Persischen Golfes und anderwärts. Safran (zaaferan, Crocus sativus) gedeiht in Kâin und Birdjänd (Provinz Khurâsân), Safflor (kâfîshäh, Carthamus tinctorius) namentlich um Ispahân und Värâmîn. Die Ausfuhr geht nach der Türkei, Rußlard und Indien. Kreuzbornbeeren (kara zähräh) von verschiedenen Rhamnus-Arten kommen hauptsächlich in der Provinz Khûrâsân und der Umgebung der Stadt Kazvîn vor. Galläpfel (mâzû) kommen in Kurdistân und den daran grenzenden Distriften Azärbâîdjâns, Sââdj Bulâgh, Särdäsft und Soldûz vor und werden stark nach Rußland und anderen Gegenden exportirt. Das Nutzholz wird aus den mit dichten Wäldern bedeckten kaspischen Provinzen ausgeführt; besonders in Betracht kommen: 1) das Eichenholz, bisher nicht in bedeutenden Mengen exportirt; 2) das Buchsbaumholz. Der Buchsbaum (shimshâd) findet sich als dichter Wald in Gîlân und Mâzänderân, in der letzteren Provinz hauptsächlich in dem zwischen den beiden Flüßchen Nämäkabrûd im Osten und Sefîd Tämîsh im Westen liegenden Distrikt Tänäkâbun. Diese Bäume werden seit 1870 in ungeheurer Anzahl gefällt und ausgeführt. Das Eichenholz geht meist schon verarbeitet und zwar in der Form von Faßdauben aus, die gewöhnlich eine Länge von 1 m sowie eine Breite von 12 bis 24 cm haben und 2,5 bis 5 cm stark sind. Der Preis für diese Waare beläuft sich pro 1000 Stück auf 17 bis 18, bei einer Länge von 1, 15 cm auf 20, bei einer solchen von 2 m auf 80 bis 90 Napoleons. Seit einiger Zeit ist Wallnußmaserholz sehr gesucht, und Agenten europäischer, ganz besonders französischer Kunsttischlereien — sogenannte Loupeurs — bereisen das Land, um dasselbe ausfindig zu machen und zu erwerben. Besonders ergiebig ist das die kaspischen Provinzen vom Hochlande trennende Gebirge, wo das gewünschte Holz zu bekommen ist; aber der Transport vertheuert es bei dem gänzlichen Mangel an Kommunikationsmitteln. Der Ver-

kaufspreis des kostbaren Produktes beträgt pro Tonne (= 1 qm) 130 bis 140 Francs oder Kerân (persisches Geld) franco porto. Bei Bezug größerer Partien treten noch bedeutende Ermäßigungen dieser Sätze ein. Die Uebergabe geschieht im Hafen von Ânzelî am Kaspischen Meere. Die im ganzen Oriente bekannten Schreibrohre (kaläm) von Dizfûl werden stark nach Indien und der Türkei ausgeführt.

Einen hervorragenden und weiterer bedeutender Ausdehnung fähigen Zweig des persischen Exporthandels bildet die Ausfuhr der Baumwolle seit dem amerikanischen Bürgerkriege. Seit dem Jahre 1868 stieg sie jährlich auf über 100 000 Ballen. Jute wächst in Mâzänderân wild, und ist bisher nur zur Verfertigung von Bindfaden verwendet worden.

In Bezug auf Seide nimmt Persien schon seit den frühesten Zeiten des Mittelalters eine hervorragende Stelle ein. Der Hauptsitz ist Gîlân, dann sind als Seidendistrikte zu nennen: Mâzänderân, Asterâbâd, Kirmânshâhân, Säbzevâr, Turbät i Heideriäh, Kâin, Birdjänd, Kâshân und Jäzd. Gegenstand des Handels bildet die abgehaspelte Seide selbst (äbrishum), die Seidenabfälle (lâs, kädj), und die Kokons (piläh).

Die Hauptdistrikte der Schafwolle sind Irâk, Gulpâigân, Khurâsân, Kirmânshâhân, Nehâvänd, Luristân und besonders Kurdistân und Kirmân. Das Fettsteißschaf (Ovis steatopyga), ist in Persien das verbreitetste Schaf, und hat einen kurzen, aus drei bis vier Wirbeln bestehenden Schwanz, an dem oft Fettablagerungen von 30 bis 40 Pfund sitzen. Eines ganz besonderen Rufes erfreut sich die Unterwolle (kurk) der Ziegenhaare (täftik), speziell die der Kirmân-Ziegen, welche dort zur Shâlfabrikation benutzt wird und in bedeutenden Quantitäten über Bändär Abbâs nach Bombay und von dort nach Kaschmir geht. Auch das Haar der persischen Kameele genießt einen besonderen Ruf wegen seiner Feinheit, Weichheit und Länge und wird hauptsächlich in den östlichen und südlichen Provinzen Kirmânsshâhân und Kirman gewonnen. Ein ziemlich schwunghafter Export von Bären-, Wolf-, Fuchs-, Marder-, Otter- und Tigerfellen findet aus den nördlichen Provinzen und Ispahân nach Rußland statt. An dem Mündungsarme des Sefîdrûd beim Hafen von Ânzelî und bei Pîräh Bâzâr sieht man Störche, Flamingos, Haubentaucher, Podiceps, Kraniche, Trappen, Wildenten, welche von Norden kommend, während der kälteren Jahreszeit in großen Mengen hier erscheinen und von den Segelbooten aufgescheucht werden. Einen bis jetzt ganz unbeachtet gebliebenen Ausfuhrartikel könnten die Häute von Wildschweinen bilden. Die Thiere werden von den Eingeborenen lediglich des großen Schadens halber gejagt, welchen sie anrichten, wenn sie zur Nachtzeit den Fruchtfeldern in der Ebene ihren Besuch abstatten. Fell und Fleisch läßt man unbenutzt, ja man hütet sich aus religiösen Gründen ängstlich, die getödteten Thiere auch nur anzurühren. Schlachtvieh wird nach der Türkei, Rußland und Indien exportirt, ebenso Kuhhäute.

Die Pferde, deren Preis je nach der Qualität 50 bis 200 Mark, oft auch mehr beträgt, bilden bereits seit dem Mittelalter einen stehenden Exportartikel nach Indien. Zu diesem Behufe befinden sich immer eine Anzahl der in Shîrâz ansässigen Bejât-Türken in Bombay. Maulthiere wurden in größeren Mengen während des afghânischen Krieges exportirt.

Sehr bedeutend sind die Erträgnisse der Fischereien, welche sich an den Mündungen fast aller der zahlreichen Flüßchen von Asterâbâd bis Tâlish befinden. Sie bestehen in gesalzenen und getrockneten Fischen, Kaviar, Hausenblase 2c. Die wichtigsten dort gefangenen Fische sind die Störe, Schergen (russisch sebringa), Hausen (säg mâhi), Welse (sum), Lachse und Lachsforellen (âzâd mâhi), eine große Karpfenart (kupûr), eine Barbenart (sefîd mâhi). Aus dem ganzen Golf wird ein schwunghafter Handel mit getrockneten Fischen nach Zansibar und Indien getrieben. Nach ersterem gehen gespaltene, 2 m lange Delphine und Haie, nach letzterem auch Haifischflossen als Delikatesse zur Suppenbereitung. Ebenso wird am Golf in Menge eine größere Garnelenart (meigû) eingesalzen und getrocknet. Diese Produkte, besonders aber die letzteren, würden als Delikatessen selbst in Europa Liebhaber finden.

Die Perlenausfuhr aus dem Golf, die sich auf jährlich über 16 000 000 Kerân beläuft und hauptsächlich über Lingäh nach Indien geht, ist bis jetzt ausschließlich in den Händen reicher Banianen (indischer Kaufleute).

Reich ist Persien an Mineralien, wie Blei, Eisen, Kupfer, Antimon, Kohlen — Steinkohlen hat man bisher im Aelburzgebirge gefunden, Braunkohlen kommen in den Gîsäkän-Bergen vor —, Marmor bei Nages, Alabaster, Salpeter, Schwefel, Steinsalz, Naphta, die allerdings nur in ganz ungenügender Weise oder gar nicht ausgebeutet werden. Die berühmten Türkis-Minen, fünfzehn an der Zahl, befinden sich bei Nîshâbûr. Die Ausbeute erzielt pro anno 200 000 bis 300 000 Kerân.

Der Preis der guten Teppiche ist 18 bis 25 Mark pro Quadratmeter; die besten sind die aus Fars (Murghâb-Kashghâi). Die Shâlfabrikation ist hauptsächlich in Kirmân und Mäshhäd. Die feinste Qualität erfordert etwa ein Jahr zur Anfertigung, besteht aus der Unterwolle der Ziege und kostet 150 bis 200 bis 300 Mark. Seidenstoffe werden in Jäzd, Kâshân, Ispahân, Räsht fabrizirt und gehen besonders nach Rußland. Seidenstickereien (jildizlik) werden am schönsten in Räsht, weniger gut in Ispahân gefertigt, und der Preis der Räsht-Stickereien beträgt 12 bis 24 Mark pro Quadratmeter. Bronzewaaren und tauschirte Stahlwaaren werden am schönsten und in unübertrefflicher Qualität in Ispahân gefertigt, und haben sich bekanntlich in Europa einen nicht unbedeutenden Markt erworben. Die Zahl der wirklichen Alterthümer hat sich durch die große Nachfrage so vermindert, daß eine bedeutende Ausfuhr in Zukunft kaum noch möglich ist.

Da wir nach Persien nur im Süden, vom Persischen Golfe her, einen freien, bequemen Zugang haben, und seit vier Jahren jeder Transit von Waaren durch Rußland aufgehoben ist, so wird sich im Interesse unseres Handels nach Persien, nach der Inangriffnahme des Baues der Bahnstrecke von Teherân zum Hafen von Mohammerâ oder Bûshär, die Errichtung einer Dampferlinie nach diesem Hafen sehr empfehlen. In einem Lande wie Persien ist es ungemein schwer, einen richtigen Ueberblick über die Handelsbewegung zu erhalten, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die von den Konsulaten in dieser Hinsicht gegebenen Zahlen irgend einen absoluten Werth haben. Es ist jederzeit schwierig, selbst eine annähernde Schätzung des wirklichen Werthes des persischen Handels zu erlangen. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen klar zu Tage. Vor allem besteht bei den Zollpächtern eine begreifliche Abneigung, ihren jährlichen Gewinn zu veröffentlichen; ferner die Gewohnheit, nur die Anzahl der eingeführten Ladungen eines jeden Artikels, ohne den wirklichen oder deklarirten Werth derselben einzutragen. Endlich darf man auch den ausgedehnten Schmuggelhandel mit den angrenzenden Provinzen Rußlands und der Türkei nicht vergessen. Die Handelsbilanz steht keineswegs so sehr zu Ungunsten Persiens, wie es auf den ersten Blick der Fall zu

sein scheint. Der Schmuggelhandel, dessen Höhe nicht berechnet werden kann, trägt viel dazu bei, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Meine Ausführungen dürften beweisen, daß die Gelegenheiten nicht bloß in weiter Ferne zu suchen sind, sondern oft noch vor der Thüre liegen. Englands Aufgabe ist es, zu verhindern, daß die russische Regierung auf Persien ihre schwere Hand legt, um dann allen Ausländern dort ebenso den Aufenthalt und Lebenserwerb zu erschweren, wie sie es gerade jetzt in den eigenen Stammländern macht. Und das ist die politische Seite über den Umfang der deutschen Interessen in Persien.

Kürzere Mittheilungen.

Die mexikanische Republik.

Vor der Geographischen Gesellschaft zu München hielt im Februar d. J. Dr. Felix einen Vortrag über Mexiko, dessen südlichen Theil er in den Jahren 1887 und 1888 zum Zwecke geologischer Forschungen bereist hatte. Ein Hauptcharakterzug des mexikanischen Hochlandes ist nach Dr. Felix die große Bruchspalte, welche dasselbe durchsetzt, und welcher entlang sich die Reihe der mexikanischen Riesenvulkane hinzieht. Zwischen der tiefgelegenen tierra caliente, der höheren tierra templada und der noch höheren tierra fria bestehen große Temperatur-Unterschiede, und während Veracruz eine mittlere Jahrestemperatur von 25° C. aufweist, hat die Hauptstadt nur eine solche von 16°. Die Temperaturschwankungen sind auf dem Hochplateau sehr beträchtliche. Die Intensität der Sonnenbestrahlung ist eine besonders große in den Wintermonaten, und während man durch dieselbe eine hohe subjektive Wärmeempfindung hat, so herrscht unmittelbar daneben im Schatten eine verhältnißmäßig sehr niedrige Temperatur. Die Temperaturunterschiede der verschiedenen Höhenlagen sprechen sich deutlich in der Vegetation derselben aus. Im Tieflande der tierra caliente herrscht eine artenreiche, üppige Tropenvegetation. Den mittleren Höhen sind Eichenwälder charakteristisch, wodurch gewisse Anklänge an Deutschland gegeben sind. Bei 2800 m beginnt aber die Nadelholz-Region, der verschiedene Pinus-Arten, die sämmtlich der Weymuthskiefer ähneln, eigenthümlich sind. Am Popocatepetl liegt die obere Vegetationsgrenze in 4300 m Höhe. — An großen Säugethieren ist Mexiko ebenso wie das übrige Amerika arm, dagegen besitzt es eine durch große Mannigfaltigkeit und Farbenpracht ausgezeichnete Vogelwelt, und auch Eidechsen und Schlangen sind häufig. — Die einheimische Indianerbevölkerung trägt in ihrer Physiognomie durchgängig die Züge eines großen Ernstes und großer Verschlossenheit. Mit Ausnahme der Apachen, im Norden des Landes, sind sämmtliche Stämme halb civilisirt, und wenigstens äußerlich Christen. Der Heiligenkultus ist bei vielen kaum etwas anderes als Vielgötterei. Spanisch verstehen fast alle, gegen die weiße Rasse hegen aber alle ein tiefgewurzeltes Mißtrauen an den Tag. Durch seinen konservativen Charakter wäre der Indianer bei höherer Bildung vielleicht besser zur Leitung des Staates geeignet, als die unbeständige Bevölkerung der Weißen und Mischlinge. Um das Bildungswesen steht es nicht gut im Lande, und in den Schulen erzielt man im allgemeinen nur oberflächliche Vielwisserei. Mit der öffentlichen Sicherheit ist es dagegen neuerdings viel besser geworden. Der Einfuhrhandel ist im wesentlichen in der Hand einiger großer deutscher Firmen, das Eisenbahnwesen beherrschen dagegen die Amerikaner und Engländer. Die Landstraßen sind schlecht, und die wenigsten großen Städte kann man zu Wagen erreichen. In politischer Hinsicht war die äußerst freiheitliche Verfassung des Jahres 1824, für die die Nation in keiner Beziehung reif war, verhängnißvoll. In 70 Jahren fanden nicht weniger als 300 Revolutionen und 60 Personenwechsel in der höchsten Regierungsgewalt statt, weshalb die geplanten kulturellen und wirthschaftlichen Verbesserungen natürlich niemals zur Reife gelangten. Der Präsidentschaft Porfirio Diaz blieb es vorbehalten, dem Lande eine längere Periode innerer Ruhe und damit zugleich die Aussicht auf eine allmähliche Rückkehr zu geordneten Zuständen zu bringen.

Das Mackenziebecken, seine schiffbaren Gewässer und seine Produktionsverhältnisse.

Die Kommission des Senates der „Dominion of Canada", welche beauftragt ist, die Hilfsquellen des großen Mackenziebeckens, bezw. des ganzen Raumes zwischen der Hudsonbai und dem Stillen Ozean zu erforschen, hat kürzlich ihren „dritten Bericht" erstattet. Derselbe enthält nicht nur zahlreiche und wichtige schriftliche Mittheilungen, sondern auch eine Reihe werthvoller Karten, auf denen man die Ausdehnung der schiffbaren Gewässer sowie die Verbreitung der nutzbaren Mineralien und anderer Landeserzeugnisse dargestellt findet. Dem erwähnten Berichte sind die folgenden Mittheilungen entnommen.

Als schiffbar werden bezeichnet zunächst von den in die Hudsonbai mündenden Flüssen: der Unterlauf des Moose River, der Albany bis fast an den S. Joseph-See, sowie der Zufluß des Albany, der Capoonacangamy, der Equan, die Unterläufe des Weenisk R. und des Severn R. Die wichtigste Verkehrsader bildet aber hier der fast überall fahrbare Ausfluß des Winnipeg-Sees — der Nelson — der als die Fortsetzung des in den genannten See sich ergießenden Saskatschewan anzusehen ist. Auch letzterer läßt die Schiffahrt zu, und ebenso seine beiden Hauptquellarme, jedoch nur bis an den Ostfuß der Rocky Mountains, etwa in der Gegend der Forts Edmonton und Mc Leod. Dem Ostabhange der Rocky Mountains, etwa bei 55° nördl. Br., entströmen auch die beiden Flüsse, der Athabasca R. und der Peace R., von denen der erstere in den Athabasca-See, der andere in dessen Ausfluß, den Sklavenfluß, mündet. Der Athabasca R. ist, etwa vom kleinen Sklaven-See an vollständig befahrbar; der Peace R. und der Sklavenfluß dagegen bieten der Schiffahrt mit ihren Stromschnellen an einigen Stellen Hindernisse. Der Mackenzie selbst, der dem Großen Sklavensee entfließt, ist auf seinem ganzen Laufe bis zur Mündung schiffbar, in deren Nähe er von Süden her den theilweise fahrbaren Peel R. empfängt. — Diese große Ausdehnung der Wasserwege hat die Hudsonbai-Gesellschaft für die Versorgung ihrer Handelsposten in der Weise auszunutzen verstanden, daß jetzt alle ihre Niederlassungen, welche bis zum Polarkreise und theilweise darüber hinaus reichen, von der Centralstation in Fort Garry zu Wasser erreicht werden können, mit Ausnahme einiger zu Lande zurückzulegenden Strecken, die zusammen etwa nur 200 km ausmachen. Die größte Landstrecke liegt zwischen

dem Fort Edmonton und der Stelle des Athabascaflusses, welche als „Athabasca Landing“ bezeichnet wird.

Was die mineralischen Bodenschätze des Mackenziebeckens anbelangt, so wird mitgetheilt, daß eine breite goldhaltige Zone im Quellgebiet des Peace R. beginnt und von da an in nördlicher Richtung, aber allmählich an Breite abnehmend, bis zur Mündung des Mackenzie streicht, östlicherseits vom Peace R., dann vom Mackenzie selbst begrenzt. Als vereinzelte Goldfundstellen sind ein Punkt am Wager River (gegenüber der Southampton-Insel) und die sogenannten Sleepers in der Hudsonbai angegeben. An braunkohlehaltigen Gebieten fehlt es auch nicht. Ein großer Strich reicht vom nördlichen Saskatschewan bis an den Großen Sklaven- und an den Marder-See; im Süden ist derselbe zehn Längengrade breit, nördlich des Peace R. wird er etwas schmaler. Ein zweites Braunkohlengebiet hebt am Großen Bärensee an und erstreckt sich längs der beiden Ufer des Mackenzie bis an die Küste des Eismeeres. Der ganze Ostfuß der Rocky Mountains, vom nördlichen Saskatschewan nach N., enthält Petroleum, und ebenso die gesammten östlichen Ufergegenden des Mackenzie. Andere Mineralien sind ebenfalls nachgewiesen worden, Eisen z. B. am Ostufer des Winnipegsees, am Nordufer des Athabasca-Sees und des Großen Sklavensees, sowie in dem Raume, der zwischen den Flüssen Hayes und Nelson liegt. Kupfer findet sich am Kupferflusse und am Chesterfield-Inlet. Graphitlager sind nachgewiesen u. a. am Wollaston-See, Bleierze am Westufer der Hudsonbai, Salz endlich in dem Distrikte, welcher zwischen dem Athabasca- und dem Großen Sklavensee liegt.

Bezüglich der natürlichen Vegetation hat man es mit drei Hauptformationen zu thun. Den Norden, etwa bis zu einer südöstlich verlaufenden Linie, welche die Mackenzie-Mündung mit Kap Churchill an der Hudsonbai verbindet, nehmen die „Barren Grounds“ oder, wie wir zu sagen pflegen, die Tundren ein. Südlich davon folgt das Waldgebiet, welches den ganzen Raum mit Ausnahme der Prärie und der bereits angebauten Flächen bedeckt. Der Prärieboden endlich beginnt im N. am Südwestufer des Großen Sklavensees, also bei 60° nördl. B. und erstreckt sich von da nach Südosten bis zur Landesgrenze, allmählich an Breite zunehmend.

Für den Bodenanbau können die meisten Theile des in Rede stehenden Raumes nicht in Frage kommen, namentlich nicht das ganze Gebiet der „Barren Grounds“. Auch das Waldgebiet fällt wegen seiner vielfach felsigen oder sumpfigen Beschaffenheit in diese Kategorie, während das Prärieland vollständig als nutzbar bezeichnet wird, sei es für Ackerbau oder für Viehzucht. So bilden, von kleineren Strichen abgesehen, die „arable and pasture lands“ eine zwischen dem Ostfuße Rocky Mountains und den mehrfach erwähnten großen Seen eingeschaltete Zone, welche von der Grenze der Vereinigten Staaten, allmählich an Breite abnehmend, bis nahe an die Mündung des Mackenzie reicht. Nach den vorliegenden Angaben soll der Weizen noch am Großen Sklavensee, also bis 61° nördl. Br., reif werden, die Gerste dagegen bis zur Breite des Großen Sklavensees; und die Kartoffel soll bis an das Delta des Mackenzie, bei 68° nördl. B., angebaut werden können.

Im ganzen gewinnt man aus dem oben erwähnten Berichte der kanadischen Kommission den Eindruck, daß die südwestlichen Theile des Mackenziebeckens fruchtbarer sein müssen, als man bisher glaubte, und daß sie geeignet sind, eine ansehnliche Bevölkerung aufzunehmen. Allerdings, so lange anderwärts noch günstigere und weniger entlegene Gebiete zur Verfügung stehen, wird der Zufluß von Einwanderern wohl recht langsam erfolgen. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zu den Alpen- und sonstigen Gebirgsvereinen wird nunmehr auch ein „Krim'scher Gebirgsklub“ hinzutreten. Die von dem verdienten Krim-Forscher Listof und dem Odessaer Professor Kamenski ausgearbeiteten Statuten desselben sind vielumfassend, und sie bezwecken nicht nur die wissenschaftliche und artistische Bereisung des betreffenden Gebirges, sondern auch die Förderung der Landwirthschaft, des Gartenbaues und der kleinen Industriezweige des Gebirges. Als Mittel zum Zweck sollen Vorträge und Abhandlungen, die in einem besonderen Organ des Vereins erscheinen werden, sowie Sammlungen allerlei Art, Reiseerleichterungen, Wegebesserungen, Ordnung eines Führerwesens ꝛc. dienen.

— Bei Reclère im Kanton Bern ist eine neue große Tropfstein-Höhle entdeckt worden, die eine Ganglänge von etwa 1600 m, eine stellenweise Breite von 600 m und eine Höhe von 4 bis 20 m haben soll.

— Die deutsche Auswanderung über deutsche Häfen bezifferte sich im Jahre 1888 auf 80 671, d. i. nur auf 1198 mehr als im vorangegangenen Jahre, aber auf 103 698 weniger als im Jahre der stärksten deutschen Auswanderung (1881). Die Auswandererziele blieben im allgemeinen dieselben, so daß also die Vereinigten Staaten nach wie vor den Löwenantheil davon empfingen (76 767 gegen 76 115 im Jahre 1887); nur nach Argentinien wandten sich nahezu 40 Prozent Auswanderer mehr als im Vorjahre (1131 gegen 809). — Die Gesammtziffer der deutschen Auswanderung im Jahre 1888 einschließlich derjenigen über fremde Häfen dürfte 100 000 nur um einige Hundert überschreiten; im Jahre 1881 betrug dieselbe 210 547.

Asien.

— Herr Douglas Freshfield macht uns hinsichtlich des Unglücks der Herren Fox und Donkin und ihrer schweizerischen Führer im Kaukasus die folgende Mittheilung, durch die eine frühere vorläufige Mittheilung unserer Zeitschrift (Vergl. „Globus“, Nr. 7, S. 110) an mehreren Punkten berichtigt wird. Die Reisenden sind nicht auf dem Wege von Mulach und dem Hdyr-See nach der Nordseite der Bergkette hinübergegangen, sondern durch den wohlbekannten Betscho-Paß, einige dreißig Werst weiter westlich, und haben unterwegs den Dongusorun bestiegen. Aus den Briefen und Tagebüchern der Reisenden ist zu ersehen, daß sie nicht Dumala verlassen, in der Absicht nach Gebi, auf der Südseite der Kette, zu gehen und in sechs Tagen nach Uschtula (Karaul) zurückzukehren. Sie hatten ihrem Dolmetscher Rieger die Weisung gegeben, sie in Karaul mit Pferden zu treffen, um dann nach Gebi weiterzugehen. Sie dachten, in zwei bis drei Tagen in Karaul zu sein, hielten aber natürlich eine Verzögerung für möglich. Das Wetter war von dem Stand-

punkte eines Bergsteigers aus betrachtet nicht schlecht, wie man aus dem Berichte anderer Engländer weiß, die zu gleicher Zeit, nur zwei deutsche Meilen Luftlinie entfernt, eine Ersteigung auszuführen im Begriffe waren. Tatarische Führer hätten den Reisenden bei ihren Besteigungen nichts nützen können.

— Der russische Ingenieur Uspenski, welcher mit der Untersuchung der Mineralölquellen von Pandschakend im Seraffschanthale betraut worden war, hat über die Ergiebigkeit dieser Quellen ein sehr günstiges Urtheil gewonnen. Er glaubt, daß dieselben mindestens neun Milliarden Pfund reines Oel zu liefern fähig sein werden.

Afrika.

— Bezüglich der Dr. Hans Meyer'schen Usambara-Expedition (Vergl. Nr. 9, S. 138 ff.) haben wir die erfreuliche Notiz nachzutragen, daß es gelungen ist, die bei der bekannten Katastrophe verloren gegangenen wissenschaftlichen Aufzeichnungen und Kartenskizzen nachträglich zu retten. Ein Inder, der damit ein gutes Geschäft zu machen hoffte, hatte sie von den Räubern erworben, um sie schließlich gegen ein sehr mäßiges Entgeld (140 Mark) an den englischen Generalkonsul zu Zansibar auszuliefern.

— Zur Festigung ihres Einflusses in ihrem afrikanischen Interessen-Gebiete, und zur Bekämpfung der Wirren, welche die arabischen Sklavenhändlerbewegung daselbst hervorgerufen hat, haben die Portugiesen unter der Führung von Antonio Cardoso eine starke Expedition von Quilimane nach dem Nyassa-See entsandt, und es ist derselben auch ohne große Schwierigkeiten gelungen, das Südende dieses Sees (bei Livingstonia) zu erreichen. Die Häuptlinge der Gegend (von Mponda ꝛc.) leisteten nicht nur keinen Widerstand, sondern bewiesen sich der Expedition freundlich und hilfreich.

Nordamerika.

— Nach A. T. Drummond's Untersuchungen über die Entstehung der großen kanadischen Seen sind dieselben in keinem Falle eine Wirkung der Gletschererosion, wie verschiedene amerikanische Geologen behauptet haben. Auch die Aufhäufung von Glacialschutt hat mit ihrer Bildung nur in beschränktem Umfange etwas zu thun. Der obere See ist mindestens zum Theil eine synklinale Mulde, die bereits in dem cambrischen bis huronischen Erdalter enstand, im einzelnen ist seine Konfiguration aber nebenbei durch vulkanische Ausbrüche bestimmt worden; seinen Ausfluß hatte er ursprünglich in der Weißfisch-Bay. Der Michigan-, Huron- und Ontario-See bildeten in der Präglazialzeit in der Hauptsache ein Flußbett, dessen Wasser erst durch die Erhebung der Schichtenkomplexe des Niagara und Hudson, sowie durch die Hineinlagerung von Sand- und Lehmmassen zu den gegenwärtigen Riesen-Seen gestaut wurden. Seen von geringerem Umfange bestanden aber auch schon an ihrer Stelle in der Zeit vor der Vergletscherung Kanadas. Der Erie- und St. Clair-See, die einst ein einziges Becken bildeten, sind die jüngsten der Reihe, und in ähnlicher Weise, wie die vorhergenannten, zum Theil durch neuere Schichtenfaltungen und zum Theil durch Abdämmung des alten Abflusses vermittelst neuerer Schuttablagerungen gebildet. Bei den Einzelheiten des Verlaufes der Uferlinien waren — namentlich beim Michigan- und Huron-See — auch große Brüche betheiligt, sowie in deren Gefolge die Thätigkeit der Wellen und Strömungen, die Atmosphärilien und die Gletscher (Vergl. „Science", vol. XIII, p. 32).

Südamerika.

— Wie den holländischen Generalstaaten mitgetheilt worden ist, soll der Grenzstreit zwischen Französisch- und Holländisch-Guyana einem Schiedsrichter (Rußland) unterworfen werden. Bekanntlich sollte nach früher abgeschlossenen Verträgen der Marowyne die Grenze bilden; als man aber sich mit dem Innern der Kolonie besser bekannt gemacht hatte, entstand die Frage, welcher der beiden Flüsse Lava und Tapanahony, durch deren Zusammenfluß der Marowyne entsteht, als oberer Lauf des letzteren zu betrachten sei. Zur Entscheidung der Frage wurde 1861 eine aus französischen und holländischen Beamten und Offizieren zusammengesetzte Kommission nach dem Innern von Surinam entsendet (S. Petermann's Mittheilungen 1862), welche den Lava als Grenzfluß erkannte. Eine Bestätigung dieser Ansicht [durch die französische Regierung erfolgte jedoch nicht, und so blieb das Gebiet zwischen Lava und Tapanahony bestrittenes Eigenthum, welches durch die in den letzten Jahren dort gemachten Goldfunde einen größere Bedeutung gewann. Von beiden Seiten ist bisher die Sache mit großer Mäßigung und Zurückhaltung behandelt worden, obwohl in den letzten Jahren das streitige Gebiet von französischer Seite immer entschiedener beansprucht wurde. Die hierfür geltend gemachten Gründe werden von dem bekannten Reisenden Henri Coudreau in dem „Bulletin des Études Coloniales" etwa folgendermaßen zusammengefaßt: Der nun von der Kommission (1861) hinsichtlich der Grenzfrage gemachte Schluß, daß der Lava eine größere Wasserabfuhr als der Tapanahony habe, ist ungerechtfertigt; die Untersuchung ist zu schnell, um nicht zu sagen zu oberflächlich geführt worden. In dem Berichte der Kommission heißt es: Als im Monat September die Wassermenge, welche die Flüsse liefern, und welche als Jahresdurchschnitt angenommen werden kann, bestimmt wurde, betrug die des Lava mehr als zehnmal soviel als die des Tapanahony. Hiergegen bemerkt Coudreau, daß — die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt — doch der Beweis damit noch nicht geliefert sei, daß die im September beobachtete Wassermenge wirklich dem Jahresdurchschnitt entspreche. Jedenfalls ist die Wassermenge des Tapanahony im Winter (von März bis Juni) bedeutender als die des Lava, so daß die Gewässer des letzteren im eigenen Bette viele Kilometer weit aufgestaut werden. Auch scheint es durchaus nicht bewiesen, daß der Lauf des Lava länger und seine Breite größer ist. Letzteres ist allerdings an der Mündung der Fall, doch schon nach einer Tagereise vom Zusammenfluß entfernt, besitzt der Tapanahony eine größere Breite. Auch die Frage der Länge der Quellflüsse ist durchaus nicht erledigt. Von der Stelle an, wo, wie die Kommission annahm, die Quelle des Tapanahony nur eine Tagereise weit entfernt war, hat der Kapitän der französischen Buschneger noch zwölf Tagereisen bis in der Nähe der Quellen der Irenhetta auf dem Fluß stromaufwärts zurückgelegt. Coudreau hat etwa acht Monate im oberen Guyana zugebracht, er ist den Marowyne, den Lava und dessen Quellfluß, den Itany, hinaufgefahren, hat sich längere Zeit in den Tumuc-Humac, zwischen den Quellen des Itany und Camopi aufgehalten, und die Rückreise endlich längs eines bisher unbekannten Nebenflusses des Marowyne angetreten. E. M.

— Die Eisenbahnen und ihr Verkehr haben sich, wie die nachfolgende Tabelle zeigt, in Argentinien innerhalb des fünfjährigen Zeitraumes von 1883 bis 1887 mehr als verdoppelt.

Jahr.	Kilometer.	Reisende.	Warentonnen.
1883	3122	3,9 Mill.	1,87 Mill.
1884	4103	4,1 „	2,44 „
1885	4901	5,68 „	3,04 „
1886	6814	6,32 „	2,81 „
1887	7524	8,21 „	3,93 „

A. O.

Australien und Polynesien.

— Der Regierungsgeolog der Kolonie Südaustralien, Herr Brown, hat vor kurzem die Gegend von Alice-Springs (am südlichen Wendekreise) einer Durchforschung unterworfen, namentlich mit Rücksicht auf die daselbst befindlichen Gold- und Rubin-Fundstätten. Das Land zwischen Alice-Springs und Anna Creek fand er wohlbewässert, dasjenige zwischen Alice Springs und den Gruben dagegen schlecht. Die Hitze war eine furchtbare, und in einem Falle wurden nicht weniger als 124° F. (51° C.) im Schatten beobachtet. Es wurden bei der Expedition Kameele benutzt.

— Die reichste Goldmine Australiens ist zur Zeit die „Mount Morgan", 42 km südsüdwestlich von Rockhampton, in der Kolonie Queensland. Sie liegt auf dem Gipfel des Berges Morgan im Centrum eines früheren Geysers. Das Riff ist 600 Fuß lang, 300 Fuß breit und von unbekannter Tiefe, und man schätzt seinen Goldwerth auf mindestens 20 Millionen Pfd. Sterl. Der Ertrag daraus ist ein ungeheurer, und in der Woche vom 17. bis zum 24. November 1888 wurden 25,000 Unzen des feinsten Goldes zu 100,000 Pfd. Sterl. gewonnen. Das Terrain im Umfange von 640 Acres (259 ha) gehörte ursprünglich einem jungen Squatter, welcher es für 640 Pfd. Sterl. an die Gebrüder Morgan verkaufte. Jetzt ist die Mine in den Besitz einer englischen Kompagnie übergegangen und hat einen Werth von mindestens acht Millionen Pfd. Sterl.

Allgemeines.

— Eine schnelle Fahrt zwischen Brindisi und Bombay, die die Reise von England nach Indien in 15 Tagen ermöglichte, legte im letztvergangenen Februar der Dampfer „Oriental" von der „Peninsular u. Oriental Company" zurück. Derselbe brauchte von dem einen Hafen zu dem anderen im ganzen nur 12 Tage.

— Die mittlere Höhe Afrikas und Asiens. Im Jahre 1881 berechnete Josef Chavanne, gestützt auf ein reiches Höhenmaterial, zum ersten Male die mittlere Höhe Afrikas. In einer neueren Arbeit (Petermann's Mittheilungen 1888, Heft VII) hat Franz Heiderich auf Grund der hypsometrischen Karte zu Habenichts Spezialkarte von Afrika diese Rechnung wiederholt. Ist nun auch das hypsometrische Material für eine solche Arbeit noch immer ein außerordentlich lückenhaftes, so verdient doch das Resultat dieser mühevollen, streng methodisch vorgehenden Arbeit die Beachtung aller Geographen. Aus Heiderich's Berechnungen ergiebt sich eine mittlere Höhe Afrikas von 673 m — ein Resultat, welches mit demjenigen Chavannes (661,8 m) nahezu übereinstimmt. Ein anderer Aufsatz desselben Verfassers (aus dem Bericht über das 13. Vereinsjahr des Vereines der Geographen an der Universität Wien) enthält eine Berechnung der mittleren Höhe der Pamir-Gebiete in Inner-Asien. Dieses Plateau hat hiernach die ansehnliche mittlere Höhe von 3790 m; gleichmäßig über ganz Asien ausgebreitet würde das Pamir-Plateau den asiatischen Kontinent um 15,5 m erhöhen. Heiderich giebt noch der Ueberzeugung Ausdruck, daß die für Asien bisher angenommene mittlere Höhe von 500 m entschieden zu niedrig gegriffen ist. G. L.

— Der internationale Geographen-Kongreß, welcher mit der diesjährigen Pariser Weltausstellung verbunden werden soll, wird seine Versammlungen in den Tagen vom 5. bis 11. August in den Räumen der Pariser Geographischen Gesellschaft halten. Die Verhandlungen sollen sich auf mathematische und physikalische Geographie, auf Wirthschaftsgeographie, auf historische Geographie, auf Schulgeographie und auf Reisen und Entdeckungen erstrecken. Die an dem Kongresse theilnehmenden Geographischen Gesellschaften werden wiederholt ersucht, Berichte einzusenden über die Fortschritte, welche die geographische Wissenschaft während des letzten Jahrhunderts in ihren Ländern gemacht hat.

Bücherschau.

— J. L. de Lanessan, L'Indo Chine française. Paris 1889. Felix Alcan. — Unter den französischen Kolonialpolitikern nimmt J. L. de Lanessan ohne Zweifel neben P. Leroy-Beaulieu und P. Gaffarel die erste Stelle ein, und seine Publikationen über die überseeische französische Politik im allgemeinen (L'expansion coloniale de la France, Paris 1886) sowie über einzelne Provinzen des französischen Kolonialreiches (Le Tunisie, Paris 1887; L'Indo-Chine française, Paris 1889) insbesondere verdienen unsere Beachtung um so mehr, als sie auf sehr umfassenden Anschauungen beruhen, die an Ort und Stelle erworben sind. Von der französischen Regierung im Jahre 1886 mit der Mission betraut, die Verhältnisse, mit welchen es die französische Kolonialpolitik in Tunis sowie in Hinterindien zu thun hat, in diesen Ländern selbst zu studiren, hat er es verstanden, die ihm zugefallene Aufgabe in ausgezeichneter Weise zu lösen, und bei der Lektüre seiner Bücher wird man ihm namentlich die Anerkennung nicht versagen, daß er dabei große Nüchternheit und großen Scharfblick an den Tag gelegt hat, sowie daß er sich frei gehalten hat von leerer Kolonialschwärmerei. Den Werth der neuen überseeischen Annexionen Frankreichs verkennt er zwar nicht im geringsten, ebensowenig aber unterschätzt er die Schwierigkeiten, die bei ihrer Fruchtbarmachung für das Mutterland zu überwinden sind. Zu einem guten Theile sind die praktischen Rathschläge, welche De Lanessan in letzterer Hinsicht giebt, auch von der Regierung in Paris berücksichtigt worden, und seit dies geschehen ist, sind die tongkinesischen und anamitischen Angelegenheiten thatsächlich in ein viel ruhigeres Entwickelungsstadium eingetreten, und Frankreich hat allmählich gute Aussicht gewonnen, sich seines neuen Besitzes zu erfreuen. Auf einzelne Abschnitte des vorliegenden Werkes gedenken wir später noch näher einzugehen. Hier begnügen wir uns damit, das Buch allen denjenigen, die sich für die überseeische Politik interessiren, nachdrücklich zum Studium zu empfehlen. Auch für die deutsche Kolonialpolitik ist nach unserer Meinung mancherlei daraus zu lernen.

— Richard Andree und Richard Schillmann, Berliner Schulatlas. Berlin 1889. Stubenrauch'sche Buchhandlung. — Wir halten es für eine sehr glückliche Idee, den Schulatlanten in der Weise, wie es in dem vorliegenden geschieht, einen lokalen Charakter zu geben. Die Kartenbilder gewinnen dadurch für den Schüler ganz bedeutend an Leben und Interesse. Die Ausführung ist sowohl in technisch-kartographischer, als auch in pädagogisch-didaktischer Beziehung vorzüglich. Statt die Hauptkarten mit Flußlinien, Gebirgsschraffen und Namen zu überladen, treten für belangreichere Erdgegenden kleine Nebenkärtchen ein, was wir namentlich mit Freude begrüßen. Eine neue Auflage könnte vielleicht hierin noch verschiedene Ergänzungen bieten.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LV. GLOBUS № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Fortsetzung. Mit vier Abbildungen.)

Erst am 13. März vormittags erreichten wir das Land zwischen Groß- und Klein-Key. Die Insel Klein-Key oder Nuhututut ist dicht bevölkert und alle Dörfer liegen hart an der Küste. Da wir beide sehr fieberkrank waren, so konnten wir aber keins von ihnen besuchen, sondern mußten unser Hauptreiseziel Tual auf der Insel Nuhutawun so bald als möglich zu erreichen suchen. Bei der vollkommenen Windstille ging dies überaus langsam; wir konnten ja unsere Prau nur mit langen Bambusstäben vorwärts bringen, ähnlich wie man es auf den deutschen Flüssen mit den Kähnen zu thun pflegt. Am 15. März hatten wir endlich Tual erreicht, beide vom Fieber sehr geschwächt, so daß der eine ans Land getragen werden mußte. Kapitän A. Langen, der in Tual wohnte, und dessen Bekanntschaft wir schon in Larantuka gemacht hatten, war leider gerade abwesend, wir wurden aber von seinem jüngeren Bruder, der seine Stelle vertrat, auf das gastlichste empfangen. Derselbe ließ uns in ein leerstehendes Haus bringen, weil uns das Geräusch der Sägemühle bei unserer Krankheit unerträglich gewesen sein würde, und zugleich sorgte er dafür, daß wir auf das beste gepflegt wurden. Am 24. März war ich wieder so weit hergestellt, daß ich eine Reise nach Groß-Key unternehmen konnte, wobei mich ein bei Herrn Langen in Dienst stehender Holländer, Namens Jochen, der die Sprache verstand und viele der Eingeborenen persönlich kannte, begleitete. Am nächsten Morgen hatten wir bereits das Dorf Fur, an der Südwestspitze von Groß-Key, erreicht, waren aber sehr enttäuscht, als wir daselbst auch nicht einen einzigen Gegenstand erwerben konnten. Die meisten Bewohner der Dörfer von Groß-Key sind nämlich Mohammedaner, und niemand gestattete uns den Eintritt in die Häuser. Auch in dem Dorfe Langgiar erhielten wir nichts, und unsere Ausbeute in den Dörfern im Norden der Westküste, nach denen wir uns dann wandten, war ebenfalls eine sehr geringe. Deshalb segelten wir abends bei hellem Mondschein nach Norden, und bald ankerten wir bei dem Dorfe Hoku, wo wir am nächsten Morgen durch die laut am Lande betenden Mohammedaner geweckt wurden. In dem Radja Fur, unter dessen Herrschaft das Dorf stand, lernten wir einen sehr verkommenen, dem Trunke ergebenen Menschen kennen. Da er noch Heide war, hofften wir einige seiner Götzenbilder zu erlangen, wir erhielten aber nichts von ihm, sondern er bettelte uns nur an und war schließlich nur mit Gewalt von unserem Boote wegzubringen. Bei der mohammedanischen Bevölkerung erlangten wir etliches Hausgeräth. Darauf fuhren wir weiter und kamen nach dem Dorfe Larat, das dem Radja Neiro gehörte, und dessen Bewohner zur Hälfte Mohammedaner und zur Hälfte Heiden waren. Hier empfing uns die Bevölkerung freundlicher, und es entspann sich mit ihr ein lebhafter Handel. Bei einem Heiden, in dessen Hause wir Eintritt erhielten, entdeckten

wir dicht unter dem Dache einen großen, hausähnlichen Kasten (ein kleines Hausmodell), der mit Thüren und mit einem Fußboden versehen war, und in dem sich ein anderes kleines Kästchen aus Palmenrippen (Gaba-Gaba) befand, in welchem vier Götzenbilder standen — ein Mann und eine Frau mit Sohn und Tochter. Trotzdem ich einen hohen Preis dafür bot, erhielt ich diese Figuren nicht, dagegen verkaufte mir der Mann zwei Stück etwa zwei Fuß lange hölzerne Hähne, die bei langen Reisen auf der Prau — einer hinter und einer vorn — befestigt werden, um als Schutzgötter bei der Fahrt zu dienen. Bald fuhren wir weiter, und bei Sonnenuntergang langten wir am Dorfe Neiro an. Der Radja war zwar abwesend, seine Verwandten empfingen uns aber freundlich, und wir erwarben hier auch einige schöne Dinge. Fast in jedem Dorfe stand dicht am Ufer ein leeres Haus, das mit einer Anzahl Schlafstellen versehen war und den Fremden als Aufenthalt dient. Auch wir verbrachten die Nacht in einem solchen, um dann morgens an der Küste weiter zu segeln und bald am Dorfe Matta Hola anzulangen. Hier stürzte vor einem Felsen eine Quelle herab, in der wir ein erfrischendes Bad nahmen. Das Dorf besaß zwei große Seltenheiten: eine massive goldene Schüssel, mehrere Pfund schwer, und eine Kokospalme, die sich mehrere Fuß über der Wurzel in drei Stämme theilte, wovon jeder Früchte trug. Beide werden heilig gehalten, und an dem Baume werden häufig Opfer gebracht. Wir bekamen jedoch diese Heiligthümer nicht zu Gesicht, weil wir zu spät von ihnen erfuhren. Weiter besuchten wir zwei nördlicher gelegene Dörfer, welche sich dadurch auszeichneten, daß unter der Bevölkerung verhältnißmäßig viele Papua-Sklaven lebten. Früher wurde nämlich von Neuguinea nach Key ein sehr schwungreicher Sklavenhandel getrieben, und erst Herr Langen hat das Verdienst, denselben wirksam bekämpft und zahlreichen Papuas die Freiheit zurückgegeben zu haben. Am 28. März reisten wir wieder nach Tual zurück, wo sich der Zustand des Herrn Kühn mittlerweile etwas gebessert hatte, und wo wir die neue Sammlung versandtfertig machten. Am 1. April unternahm ich dann mit Herrn Jochen einen Ausflug nach dem Dorfe Kulseer, in dessen Nähe sich ein berühmtes Götzenbild befinden sollte, wir bekamen dasselbe jedoch nicht zu sehen, weil die mißtrauischen Eingeborenen uns auf jede denkbare Weise irre führten, und wir konnten nur verschiedene Kleinigkeiten von ihnen kaufen. Am 3. April vormittags ging der holländische Postdampfer „Amboina" im Hafen vor Anker, der uns nach langer Pause wieder Briefe von Europa sowie Zeitungen brachte, damit zugleich auch die Nachricht von dem Tode des den Key-Insulanern wohlbekannten Kaisers Wilhelm. Mit diesem Schiffe kam auch ein Herr Werthheim in Tual an, welcher damit beauftragt war, daselbst eine meteorologische Station zu gründen und botanische und geologische Studien vorzunehmen.

Am 5. April fuhr die „Amboina" weiter nach Dula, das nur einige Meilen von Tual entfernt ist, weitere vier Kisten von uns mit fortnehmend. Die Herren Jochen und Werthheim, sowie ich selbst fuhren bis Dula mit. Dort stiegen 14 männliche und 2 weibliche Pilger an Bord, welche eine Reise nach Mekka antraten und von Hunderten von Eingeborenen bis aufs Schiff begleitet wurden. Am Ufer saßen außerdem noch eine Menge Leute — meist Weiber — welche durch jämmerliches Geheul ihre Trauer über die Abreise Ausdruck gaben, wofür sie unserem Vernehmen nach von den Arabern bezahlt wurden. Beim Abschiede wurde jeder Pilger von seinen Verwandten auf Wangen, Nacken und Brust, sowie auf die Rück- und Vorderseite der Hand geküßt. Als endlich die Dampfpfeife ertönte und das Schiff sich in Bewegung setzte, entstand an der Schiffstreppe ein großes Gedränge, und viele Männer sprangen ins Wasser, um schwimmend ihre Boote zu erreichen. Dula ist der Sitz des Posthalters sowie zahlreicher arabischer Kaufleute und Imams, und von hier aus bekehrten die Mohammedaner im Laufe weniger Jahre mehr als die Hälfte der Eingeborenen der Inselgruppe zu ihrer Religion. Es dürfte hier am Orte sein, zu erwähnen, daß der Mohammedanismus in den letzten Jahren im indischen Archipel Riesenfortschritte gemacht hat, ja daß sogar ein Theil der Bevölkerung des westlichen Neu-Guinea zu dieser Religion bekehrt worden ist. Die Bekehrer sollen in erster Linie immer den Radja zu gewinnen suchen, und dabei beträchtliche Summen aufwenden, worauf ihnen dann das Volk meist ganz von selbst zufällt. Das Reisegeld der Pilger von Dula wurde durch eine Sammlung auf der ganzen Inselgruppe zusammengebracht, und ein beträchtlicher Theil desselben soll von den Nichtmohammedanern herrühren.

Frauen-Typen von den Key-Inseln.

Am 7. April langte das Dampfschiff „Batavier" in Tual an und mit ihm der Kapitän A. Langen. Unserem Programm gemäß sollte nun Herr Kühn die Inseln Goram, Gissar, Ceram, Buru und Sula besuchen, und zu diesem Zwecke hatten wir einen alten, sich in Tual aufhaltenden Ternataner angeworben, der uns mit seinem Schiffchen — einem guten Segler — auf der Fahrt nach Groß-Key begleitet und sich dabei als sehr brauchbar gezeigt hatte. Ich selbst dagegen wollte nach Aru, Timor-Laut, Nila, Dammer, Roma sowie nach Portugiesisch-Timor gehen. Wir theilten also unsere Reisegelder und Tauschartikel, und da der Ostmonsun bereits schwach eingesetzt hatte, ersuchte ich den Kapitän Eudert von dem „Batavier" — der gleich mir Norweger und mir von früher bekannt war — die Prau im Schlepptau nach dem nächsten Bestimmungsorte Aru mitzunehmen, worauf derselbe gern eingehen wollte. Es kam jedoch anders. Am 11. April, als alles zur Abreise bereit und die Prau schon mit starkem Kabel hinter dem Schiffe befestigt war, bekam ich einen sehr schweren Fieberanfall und mußte infolgedessen leider meinen ganzen Plan aufgeben. Beinahe einen Monat konnte ich nun nicht das geringste thun, und eine zusammen mit Herrn Langen geplante Reise nach dem nahegelegenen Neu-Guinea mußte ebenfalls unterbleiben.

Als es mir im Mai endlich wieder besser ging, machten wir mit Herrn Wertheim einen Ausflug nach den an dem Nordende von Klein-Key gelegenen Dorfe Kalani, in dessen Nähe sich an einer, etwa 30 bis 40 Fuß steil aus dem Meere emporsteigenden Felswand mehrere Grotten befinden; sie laufen in zwei bis drei über einanderliegenden Reihen gallerieartig die Felswand entlang, und die unterste Reihe, die die größten Höhlen enthält, liegt 10 bis 12 Fuß über der Hochwassermarke. Ueber diesen Grotten waren an der Felswand allerlei Figuren gezeichnet — Fratzen, Gesichter, Abdrucke menschlicher Hände, Seesterne, Boote ꝛc., von denen aber niemand zu sagen wußte, von wem sie herrühren. Die Grotten sollen dem Glauben der Eingeborenen nach der Aufenthaltsort der Geister der Verstorbenen sein, und vielleicht stehen die Zeichnungen mit diesem Aberglauben in Verbindung. Wir fanden sie nur von Tausenden von Fledermäusen bewohnt, und auf ihrem Boden breitete sich ein mehrere Fuß mächtiges Lager von Guano aus. Spuren von Menschen konnten wir nicht entdecken. Die Höhlen scheinen durch Wellenschlag entstanden zu sein, und wir konnten deutlich drei verschiedene Hochwassermarken beobachten; es war als ob sich die Insel wiederholt plötzlich um 8 bis 10 Fuß erhoben hätte.

Auf eine Aufforderung, die der Posthalter an verschiedene Radjas hatte ergehen lassen, trafen mehrere Boote von Groß-Key in Tual ein; unter diesen zeichneten sich besonders zwei aus, die mit doppelt übereinander liegenden Ruderbänken versehen waren. Die oberste Bank, welche in der Mitte eine Art offenes Deck bildete, lag etwa vier Fuß oberhalb des Bootrandes, so daß die unter dem Deck sitzenden Ruderer sich bequem vor- und rückwärts bewegen konnten und die auf dem obersten Deck befindlichen Ruderer hatten längere Ruder, so daß beide Abtheilungen unabhängig von einander arbeiten konnten. Jedes Boot führte eine Menge Flaggen und Wimpel, denn ein jeder Radja besitzt seine eigene Flagge und Standarte, welche sich scharf von der seines Nachbars unterscheidet.

Die Key-Inseln bestehen aus mehr als 50 größeren und kleineren Inseln. Die größte darunter ist Groß-Key oder Nuhujuut und erhebt sich 800 bis 900 m über den Meeresspiegel, während die kleineren — Nuhututut (Klein-Key) und Nuhutawun — höchstens 50 m hoch sind. Letztere bestehen vorwiegend aus Korallenboden. Die Inselgruppe liegt zwischen 131° 50′ und 133° 20′ östl. L. G. und 5° und 6° südl. Br. und ist verhältnißmäßig stark bevölkert, indem etwa 20000 Menschen darauf wohnen.

Die Eingeborenen der Inseln bilden ein sehr buntes Völkergemisch, besonders in den Dörfern, welche von Händlern besucht werden. Man findet namentlich auch zahlreiche Nachkommen von Einwanderern und Sklaven, die von den benachbarten Aru-Inseln und Neu-Guinea herbeigekommen sind, und die der Papua-Rasse angehören (S. die Abbildungen 3 und 4). Auf einer kleinen Insel, welche zwischen Groß- und Klein-Key gelegen ist, hatten die Aru-Insulaner früher eine Niederlassung gegründet, und die Insel führt davon heute noch den Namen Pulo-Papua (Insel der Papuanen). Diese Papuas machten sich aber durch ihre Raubzüge nach den größeren Nachbarinseln so verhaßt, daß die Gesammtbevölkerung von Key sich schließlich vereinigte und sie ausrottete, bezw. als Sklaven auf die übrigen Inseln vertheilte. Auch sollen in früheren Zeiten Einwanderungen von den Banda-Inseln sowie von Ceram stattgefunden haben. Ferner sind die Ternataner und Tidoresen als Eroberer und Händler dahin gekommen, und in dem laufenden Jahrhunderte haben sich noch Makassaren, Buginesen, Butonesen, sowie Araber und Chinesen hinzugesellt. Auf keiner der anderen von uns bis dahin besuchten Inseln trafen wir auch nur annähernd eine so gemischte Bevölkerung. Das Klima der Inseln ist erträglicher und besser als das der benachbarten Archipele. Der bereits erwähnten Dampfsägemühle des Herrn Langen liefern besonders die Inseln Nuhututut und Nuhutawun viel Eisenholz und andere Nutzhölzer. Die Wälder wimmeln von wilden Schweinen. Wegen des großen Holzreichthums der Inseln wird hier Prauen- und Bootbau sehr im großen betrieben, und die hier gefertigten Schiffe sind vortreffliche Segler. In neuerer Zeit haben die arabischen Händler auch Schiffe nach europäischem Muster bauen lassen, die sehr gut ausgefallen sind. Die Handwerkszeuge der Eingeborenen sind dabei sehr einfach und von den Leuten selbst gefertigt. Die aus Eisen geschmiedete Axt ist genau den Steinäxten der auf dem östlichen Neu-Guinea wohnenden Papuanen nachgebildet, und der Bohrer wird beim Bohren nicht wie bei uns gedreht, sondern eingeschlagen. Es ist höchst interessant, den Schiffsbau zu beobachten. Zuerst wird, wie bei uns, der Kiel errichtet, dann folgt Planke auf Planke, dieselben werden aber mit starken Holznägeln an einander gefügt, etwa wie bei uns der Boden eines Fasses eingefügt wird und die Enden der Planken werden durch Zapfen vereinigt. Das Dampfen und Biegen des Holzes kennt man nicht, sondern man haut sich aus einem Baumstamme die Form heraus, wobei natürlich viel Holz verloren geht. Erst nachdem das Boot so weit fertig ist, werden die Spanten oder Gerippe eingesetzt.

Frau mit Dienerin auf den Key-Inseln.

Ausgeführt werden hauptsächlich Bau- und Möbelholz, Copra, Kokosöl, süße Kartoffeln, Trepang, Vogelnester, Prauen und Boote, und die Ein- und Ausfuhr der Inselgruppe beträgt jährlich über 200000 Gulden.

Die Gewässer sind weit fischreicher, als auf den südlicher und westlicher gelegenen Inseln. Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht in Sago, Fischen und süßen Kartoffeln (Ubi), weniger in Reis, da derselbe eingeführt wird.

Die Key-Insulaner kleiden sich meistens wie die Makassaren in Sarongs, Salendangs und Jacken, und selbst in den abgelegenen Dörfern findet man Männer sowohl als Weiber vollständig bekleidet; die Stoffe jedoch sind sämmtlich importirt. Die Frauen lieben sehr goldene Ohrgehänge, goldene und silberne Fingerringe und anderen

Schmuck. Die Männer feilen theilweise ihre Zähne, die Frauen seltener. Das Volk wird in drei Stände eingetheilt: in einen hohen Stand (Mil-Mil), in einen Mittelstand (Jama auch Nadwarad) und in das Gesinde oder die früheren Sklaven (Iriri). Die Key-Insulaner sind nicht kriegerisch, und ihre Hauptwaffen bestehen in dem Klewang, und dem Parang oder Buschmesser, und außerdem besitzen sie einen kleinen Schild, der theilweise mit Muscheln eingelegt ist, aber jetzt fast nur bei Tänzen benutzt wird. Bogen und Pfeile werden nur bei der Jagd auf wilde Schweine und beim Fischfang gebraucht. Eiserne Lanzen sah ich nur auf dem südwestlichen Theile der Insel. Es giebt auch Töpfereien auf den Inseln, welche stets von Frauen betrieben werden, und welche besonders auf der Insel Nuhutawun sehr kunstfertige Artikel liefern.

Obwohl das Land nicht besonders fruchtbar ist, wird es wohl später durch seinen Holz-, Kokos- und Fischreichthum eine größere Bedeutung als jetzt erlangen. Herr Kapitän Langen hat auch einen Versuch mit Kaffeepflanzung gemacht, welche günstig ausgefallen sein soll.

Am 13. Mai hatte ich mich endlich soweit vom Fieber erholt, daß ich an eine Weiterreise denken konnte. Mein nächstes Ziel war nun die südlich von Key gelegene Timor-Laut- oder Tenimber-Gruppe. Leider hatte der Südost-Monsun aber sehr stark zu wehen begonnen, so daß es schwer war, diese Inseln zu erreichen. Am 15. Mai — gerade zwei Monate nach unserer Landung in Tual — nahm ich trotzdem von meinem bisherigen Reisegefährten, Herrn Kühn, und ebenso wie von Kapitän Langen, welcher uns beide so treu gepflegt hatte und welchem wir unsere Genesung verdankten, und von den Herren Wertheim und Jochem Abschied und lichtete die Anker. Da der Wind uns mit großer Gewalt entgegen war, konnten wir aber wieder nur dadurch vorwärts kommen, daß wir uns unserer langen Bambusstangen bedienten. Es war mein Plan, zwischen Groß- und Klein-Key so weit nach Süden zu fahren, bis ich offenes Meer gewänne. Nur ganz langsam kamen wir aber von der Stelle, und ein Versuch zu kreuzen, den wir machten, mißglückte vollständig, und brachte uns über eine Meile zurück. Den nächsten Tag stürmte es so sehr, daß wir vor Anker liegen mußten, welche Gelegenheit ich zum Jagen benutzte, da es auf der betreffenden Insel von wilden Schweinen wimmelte. Meine Matrosen konnte ich dabei nur unter der Bedingung mitbekommen, daß ich jedem einen Revolver lieh, da sie sich vor den Thieren fürchteten. Kaum gelandet, schoß ich einen Adler, den meine Leute als gute Beute willkommen hießen. Vor einem Mutterschweine, das mit seinen Jungen daher kam, flüchteten meine beiden Begleiter auf Bäume, sobald sie es schreien hörten; später stieß ich auf fünf andere Schweine, wovon ich eins erlegte. Daß wir uns auf einer besonderen Insel befanden, erkannten wir erst auf unserer Wanderung; auf unserer Karte war dieselbe als zum Hauptlande gehörig gezeichnet, wie denn überhaupt die Karten bei allen diesen Inselgruppen sehr ungenau waren. Abends und während der Nacht stießen wir uns mit unseren Stangen weiter, am 17. Mai stürmte es aber wieder so heftig, daß wir zwischen Klein-Key und der Papua-Insel ankerten, und auf letztgenannter Insel ans Land gingen, um wieder zu jagen; wir erlegten acht Tauben. Im Walde stieß ich dabei auch auf ein Erdhühnernest; es ist erstaunlich, wie dieser Vogel, der nicht größer wie unser Haushuhn ist, einen Hügel aufthürmt, welcher aus faustgroßen Steinen und aus Erde besteht und etwa 1 bis $1^1/_2$ m hoch und 2 bis 3 m im Durchmesser ist. Ihre Eier graben die Hühner oben ein. Im Inneren der Insel werden viele Eisenbäume geschlagen, und es war mir interessant zu sehen, in welcher Weise die Eingeborenen dieselben bis zum Ufer schafften. Ein etwa 3 m breiter Weg wurde von den Eisenbaumgruppen durch das Dickicht bis zum Ufer geführt, dieser Weg wurde dann mit Querhölzern aus kleineren Stämmen, die 2 bis 3 m aus einander lagen, versehen, und darauf wurden die großen Stämme mühsam nach dem Ufer gezogen. Da das Holz durch seine Schwere im Wasser zu Boden sinkt, so kann man nur zwei bis vier Stämme an einem größeren Boote befestigen, und so zur Schneidemühle führen. Am Ufer der Papua-Insel fand ich eine Höhle, welche den Holzschlägern zur Wohnung gedient zu haben schien; es waren mehrere Feuerstellen darin, und die Wände sowohl als auch die Decke waren von Rauch geschwärzt. Es lagen auch viele Muscheln herum, die theils als Nahrung, theils als Eßgeschirr gedient haben mochten; auch kleine Opfergaben bemerkten wir. Wir hatten unsere Prau in einem schmalen tiefen Kanale verankert, während der Nacht kam aber ein Gewitter mit starkem Winde und riß uns los und trieb uns auf die Korallenriffe; jedoch am Morgen gelangten wir ohne Schaden wieder in besseres Fahrwasser.

Junger Papua von den Key-Inseln.

Am 18. und 19. Mai herrschte starker Gegensturm, und ich bekam dazu auch wieder einen heftigen Fieberanfall. Am 20. Mai langten wir an einem kleinen Dorfe an, und da mein Fieber nachgelassen, ging ich abermals auf die Jagd. Ein junger Mann aus dem Dorfe diente mir dabei als Führer, da überall im Walde Fallen und Selbstschüsse für die Wildschweine gelegt waren. Wir schossen zehn große Tauben und kehrten gegen Abend ins Dorf zurück.

Dort wurde gerade ein Fest abgehalten, und zu diesem Zwecke wurde ein Schwein geschlachtet und durch heiße Steine in einer Grube gebraten. Die Gäste wurden mit Reis, Sagokuchen, mit fein geschnittenem Schweinefleisch und Palmwein bewirthet. Es war ein Dankfest, welches ein von schwerer Krankheit Genesener veranstaltete. Vor dem Hause desselben war ein Holzgestell errichtet, worauf eine junge Kokosnuß von der Größe einer Wallnuß, und Stückchen von Kokoskernen, sowie Reis und Sagokuchen den Göttern als Opfer dargebracht wurden. Ich wurde zum Feste eingeladen und nahm gern daran Theil. Die Leute staunten dabei meine Waffen an und begriffen nicht, daß ich in so kurzer Zeit so viel Beute gemacht

hatte, ja sie schienen sogar die Vögel noch gar nicht in der Nähe gesehen zu haben. Diese Eingeborenen waren Heiden, und ich hatte bei einer mohammedanischen Bevölkerung niemals einen solchen freundlichen Empfang zu verzeichnen gehabt.

Am 21. und 22. Mai machten wir mehrere vergebliche Versuche, nach Groß-Key zu gelangen, wobei uns aber die Segel zerrissen, und die Prau Wasser schöpfte, und umzuschlagen drohte. Es blieb uns nun nichts anderes übrig, als nach Tual zurückzukehren, um den Schaden wieder gut machen zu lassen. Am 26. Mai hatten wir unsere Prau endlich wieder in Ordnung und segelten abermals ab. Diesmal steuerten wir aber nach der Westseite der Inseln, da wir uns überzeugt hatten, daß wir wegen der starken Winde zwischen Groß- und Klein-Key nicht zur See kommen konnten. An der Westseite angelangt, fanden wir auch, daß der Wind weniger stark wehte, als an der Ostseite, da er durch die großen Bäume abgehalten wurde. Durch Rudern und Stoßen kamen wir nun verhältnißmäßig rasch vorwärts. Am 27. Mai langten wir im Dorfe Numar an, wo wir des starken Gegenwindes wegen wieder einige Stunden anlegen mußten. In der Nähe dieses Dorfes sah ich ein Grab, welches sich von den früher gesehenen gänzlich unterschied, da es aus Stein gemauert, acht Fuß lang, vier Fuß hoch und mit einem aus Holz bestehenden und mit einem Dache aus Palmenblättern gedeckten Aufsatze gekrönt war. Am Kopf- und Fußende stand je eine Fahne aus weißem Leinenzeug, und an einem Baume daneben hing die Siri-Tasche und ein irdener Kochtopf. Im Dorfe selbst befand sich das Grab des verstorbenen Häuptlings, das aus Holz gefertigt und so kunstvoll geschnitzt war, wie ich es auf keiner anderen Insel sah. Bemerkenswerth war bei diesem Grabe noch, daß die Enden der Dachbalken mit eben solchen Verzierungen versehen waren, wie an den Grabhäusern der Golden in Sibirien. Der Schnitzer dieses Werkes war ein Mann von der Insel Attenembar. In einem Hause, wo Palmöl bereitet wurde, hatten die Eingeborenen aus einer Riesenbaumrinde ein Gefäß hergestellt, welches einem Kanu ähnelte, und mehrere Faß Oel enthielt. Am Ufer standen viele Serros (Fischreusen bezw. Fischfallen) auf Stangen, und neben denselben befanden sich Körbe, welche Opfergaben enthielten, die wahrscheinlich dem Meeresgotte dargebracht wurden.

Am Abende setzten wir dann die Reise bei Windstille entlang dem Ufer fort, wobei die fischenden Insulaner uns einen interessanten Anblick boten. Jeder Fischer begiebt sich nämlich mit einer aus Palmenblättern bereiteten Fackel sowie mit einem Speer versehen, und theils in dem seichten Wasser watend, theils in einem kleinen Boote fahrend, auf den Fischfang. Da nun die Fische ebenso wie die Vögel dem Lichte nachgehen, so decken sie einen großen Theil ihres Bedarfes durch diese Fangweise. Die Menge Lichter am Ufer nehmen sich aber in der Ferne wie eine Großstadt aus. Leider geriethen wir bald auf Grund und konnten erst am anderen Morgen bei Hochwasser wieder fortkommen.

Am 30. Mai erreichten wir das Dorf Wodder, wo wir Wasser einnahmen und alle Vorbereitungen trafen, um nach Timor-Laut zu segeln. Die Bewohner sämmtlicher Dörfer an der Westküste von Klein-Key sind Heiden und sah ich hier verschiedene Götzenbilder zum ersten male. Der Orangkaija (das Oberhaupt des Dorfes) war auch sehr gastfrei und dienstfertig und versprach mit seinem Einflusse beim Volke darauf hinzuwirken, daß ich die gewünschten Dinge erhalten sollte, zu welchem Zwecke er Leute nach verschiedenen Dörfern aussandte. Da des Sturmes wegen ohnehin an eine Weiterreise nicht zu denken war, so begab ich mich, begleitet vom Orangkaija und von zahlreichen Eingeborenen, wieder auf die Jagd.

Ein Papua-Krieger von den Aru-Inseln.
(Abgesehen von dem Speer zugleich Typus eines Kriegers von den Key-Inseln.)

Die Leute schienen die Wirkung einer Vogelflinte nicht zu kennen und begleiteten jeden Schuß sowie das Herabfallen jedes Thieres mit einem wahren Kriegsgeschrei, und stürzten alle zusammen auf die Beute los. Ich schoß 14 große Tauben, einen Falken und einen Kalong, der die Größe eines Hasen hatte und von den Eingeborenen gern gegessen wird. Bei einem Kokospalmenhaine, an dem wir vorbei kamen, stießen wir auf ein Götzenbild, welches aus zwei durch einen Querbalken mit einander verbundenen Holzfiguren bestand, und als Hüter des Haines diente. Es gelang mir, diesen, sowie eine Sammlung anderer Götzenbilder zu erwerben. Außerdem erhielt ich auch noch einen großen Götzen aus Stein, der der Schützer des Dorfes sein sollte, sowie verschiedene andere ethnographische Gegenstände, die ich hier nicht erwartet hatte. Endlich am 2. Juni wurde der Wind günstiger, und wir gingen früh morgens unter Segel, um schon am 3. Juni abends in der Nähe des Dorfes Ritabel, auf der Insel Larat, die zur Timor-Laut-Gruppe gehört, vor Anker zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Queensland.

(Mit drei Abbildungen.)

Von Brisbane sind es nur ein paar Tagereisen zur See bis zur Mündung des Fitzroy-River, der ähnlich wie alle anderen fließenden Gewässer Queenslands seicht und zur Schiffahrt wenig geeignet ist, und in dem es den eifrig arbeitenden Baggermaschinen nur mit Mühe gelingt, ein schmales Fahrwasser für kleine Dampfer offen zu erhalten. Wir gelangen auf dem Rücken des Flusses aber wenigstens hinauf bis Rockhampton. Das linke Ufer ist bis zu diesem Punkte vollkommen flach und uninteressant, am rechten Ufer dagegen gewahren wir eine Bergkette, die sich etwa 450 m über den Meeresspiegel erhebt.

Der Fitzroy-Fluß.

Die hervorragendsten Gebäude in Rockhampton — das gegen 9000 Einwohner zählt — sind ein hübsches Hospital und eine Schule, im übrigen sind die Häuser ebenso wie in den meisten australischen Städten einstöckig und mit Veranden umgeben, und die Trottoirs der Straßen sind zum Schutze gegen die Sommerhitze überdacht. Als Handelsplatz spielt die Stadt eine beträchtliche Rolle, und eine 300 engl. Meilen lange Eisenbahn verbindet sie mit ihrem sehr produktenreichen und konsumtionsfähigen Hinterlande.

Unser nächstes Ziel ist eine ländliche Besitzung mit Viehzuchtbetrieb, die von Rockhampton sieben Meilen entfernt ist, und die wir zu Wagen erreichen. Die Landschaft an unserem Wege ist so eintönig, als sie nur sein kann, und erst nachdem wir ihn nahezu überwunden haben, erhebt sich das flache und sumpfige Terrain etwas, und hinter einer hohen Bodenschwelle befinden wir uns plötzlich an einem ausgedehnten See, auf dem es von Wasservögeln wimmelt, und an dem sich die weitläufigen Baulichkeiten unserer Station erheben. Hier sollen wir monatelang Gastfreundschaft genießen und unseren Studien nachgehen.

Am ersten Abende, den wir daselbst verbringen, verfehlt das interessante Thierleben — insbesondere aber das gewaltige Insektenleben — Queenslands nicht, einen tiefen Eindruck auf uns zu machen. Es ist im November, die Luft ist schwül, und Blitze zucken am Horizonte und wir sitzen am Tische und versuchen zu lesen. Das stellt sich aber bald als ein Ding vollkommener Unmöglichkeit heraus. Motten

und Nachtschmetterlinge kommen in ungeheuren Schaaren durch Thüren und Fenster herein und umflattern uns und unsere Lampe, daß wir uns vor ihnen kaum lassen können. Dazu quaken draußen Tausende von Fröschen, so daß wir das Wort unseres Nachbars nicht verstehen, und zum Theil statten sie uns auch in unserem Zimmer einen Besuch ab, und durch einen kühnen Sprung gerathen sie wohl gar in unseren Wasserkrug.

Unsere aus Europa mitgebrachte Sommerkleidung erweist sich bald als viel zu schwer für das Queensländer Klima, und wir haben darauf zu denken, uns die praktische landesübliche Tracht der Buschleute zuzulegen: ein dünnes Merinohemd, darüber ein buntes Leinenhemd, das am Halse offen ist, und dazu weiße Baumwollenbeinkleider (moleskin), hohe Stiefel und einen breitrandigen Filzhut. Das Thermometer steigt ja in der Gegend, in der wir uns befinden, häufig genug auf 40 Centigrade, und von dem kühlenden Einflusse der Monsune, die näher dem Aequator in Queensland wehen, ist hier leider keine Rede. Nur im Winter ist die Temperatur bisweilen so niedrig, daß das Wasser in den Gefäßen und Lachen an der Oberfläche gefriert. Der Himmel ist beinahe immer wolkenlos, und die Luft ist so durchsichtig — namentlich im Winter — daß die Berge in tiefstem Blau erscheinen und einen wunderbaren Eindruck machen. Prachtvoll sind auch die Nächte. Im allgemeinen kann man von einem ewigen Sommer reden, dessen Monotonie nicht jedermanns Sache ist, auch wenn man zugestehen muß, daß das Klima Queenslands trotz der andauernden Hitze gesünder ist als dasjenige anderer Tropenländer.

Eine Rinderweide in Queensland.

Das Trinkwasser verschafft man sich auf unserer Station ebenso wie an den meisten Orten Australiens durch große eiserne Reservoire, die an dem Hause angebracht sind, und in denen man das Regenwasser auffängt; durch Alcarrazas und andere Verdunstungsvorrichtungen versteht man es auch genügend kühl zu machen.

An dem See bildet die aus Aegypten eingeführte Papyrusstaude ein förmliches Dickicht, in dem eine kleine Rohrdrossel, die als die beste Sängerin Australiens gilt, ihr Standquartier aufgeschlagen hat. Auch ein schöner Garten ist an dem Wasser angelegt worden, und in ihm wachsen Weinstöcke, Orangen- und Feigenbäume, Mangos, Ananas 2c. Kokos- und Dattelpalmen stehen nur zur Zierde da, und tragen keine genießbaren Früchte und europäische Blumen wie Levkoje, Reseda, Margeriten gedeihen und blühen ganz schön während des Winters, vertragen aber die Hitze des Sommers nicht. Auch auf einen Tamarindenbaum aus Madagaskar, sowie auf einen Jacarandabaum aus Brasilien stoßen wir, so daß wohl so ziemlich alle Länder der Erde dazu beigetragen haben, die Flora des Gartens zusammenzusetzen.

Auf dem Wasser beobachten wir namentlich zahlreiche Pelikane, die während des Winters hier verweilen und fischen, aber beim Herannahen der heißen Jahreszeit fortziehen. Schwarze Schwäne zeigen sich nur ab und zu, dagegen ist die Zahl der Enten und Gänse Legionen, und auch weiße, graue und blaue Reiher sowie Kormorane und Anhingas sind ungemein häufig. Der merkwürdigste unter den Wasservögeln, die die Lagune beleben, dürfte aber wohl

Queensländer Naturleben.

der Lotos-Vogel (Parra gallinacea) sein, der die Größe einer Schwarzdrossel hat, und der sein Muschelnfischer- und Insektenfängergewerbe auf den schwimmenden Blättern der Wasserpflanze betreibt.

An Fischen ist in dem See kein Mangel, und besonders bei Niederwasser, nach anhaltender Trockenheit, kann man es kaum vermeiden, beim Baden mit ihnen zusammenzustoßen.

Die Besitzung, auf der wir uns befinden, war ursprünglich eine Schafzucht-Station (sheep station). Die zu große Feuchtigkeit der Gegend und das den Schafen so gefährliche Speergras (spear grass, Andropogon contortus), dessen Blätter sich in den Leib der Thiere einbohren und dieselben auf diese Weise tödten, hat den Eigenthümer veranlaßt, sie in eine Rinderzuchtstation umzuwandeln. Es weiden gegenwärtig etwa 4000 Rinder bester Rasse — einen jungen Zuchtstier bezahlte man mit 7000 Mark — auf ihren Fluren, natürlich nicht zur Milch-, sondern lediglich zur Fleischerzeugung. Ursprünglich waren die Ländereien, die dazu gehörten, viel ausgedehnter, das neue Landgesetz, welches mehr auf die Ackernutzung bedacht ist, hat dieselben aber stark reducirt.

Da der Boden rund umher eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Gestalt besitzt und von zahlreichen Wasserläufen und kleinen Seen durchsetzt ist, so ist die Flora und Fauna eine sehr mannigfaltige. Der weitaus dominirende Baum, der der Landschaft ihre australische Eigenart verleiht, ist aber die Eukalypte mit ihren Verwandten. In den Sümpfen wuchern die durch ihr ausgezeichnetes Nutzholz bekannten Species Eucalyptus tereticornis und E. brachypoda untermischt mit Melaleuca leucadendron, und auf den Anhöhen wächst vor allen Dingen Eucalyptus terminalis — das „Bluthölz“ („blood wood“) der Kolonisten. In den wirklichen Waldbeständen, in denen Tristiania suaveolens ein vortreffliches Holz zu Wasserbauten, und Eucalyptus robusta ein nicht weniger vortreffliches Tischlerholz liefern, sind auch Schlingpflanzen und Schmarotzerpflanzen, die den Baum langsam tödten, den sie umschlingen, außerordentlich zahlreich. Im allgemeinen wachsen die verschiedenen Arten gesellig bei einander, und einer bestimmten Gegend ist immer ein bestimmter Baum charakteristisch, aber entlang den Flußläufen ist die Artenmannigfaltigkeit eine gewaltige. Die Schlingpflanzen hängen mit ihren Gewinden hier vielfach überaus malerisch über das Wasser hinweg. Stark vertreten sind namentlich die Vitis (Vitis clematidea rc.).

Unter den den Wald belebenden Vögeln ist der Spottvogel mit seinem Ha-ha-ha-Rufe der bemerkenswertheste; unter den Säugethieren das Opossum. Die meisten wild lebenden Thiere weichen aber aus den von der Kultur in Beschlag genommenen Territorien rasch zurück. Die furchtbarste Landplage aus dem Thierreiche ist weit und breit die weiße Ameise, die ihre Nester auf den Baumgipfeln hat und von dort aus durch eine Art zum Boden führenden Tunnel ihre verwüstenden Streifzüge allerwärts hin unternimmt. Die Acker- und Gartenkultur hat es in Australien mit mancherlei schlimmen Feinden zu thun. So giebt es einen großen Nachtschmetterling, der den Orangen ihren Saft aussaugt, und der diese Frucht in dem Lande zu einer sehr kostspieligen macht. Die aus Europa eingeführte Honigbiene geht in der Gestalt ihrer jungen Larve regelmäßig durch eine Milbe zu Grunde.

Um die australische Natur in ihrer ganzen Ursprünglichkeit kennen zu lernen, müssen wir uns freilich ein paar hundert Meilen tiefer hinein in das Land begeben, und wir dürfen dies um so weniger versäumen, als die Eisenbahn uns in wenigen Stunden dahin führt. Bei Peak Downs wimmelt es namentlich noch von australischen Beutelthieren — Wallabys, Känguruh-Ratten und Riesen-Känguruhs, die in kleineren oder größeren Gruppen in dem lichten Walde weiden. Ein Viehzüchter erzählt uns, daß er in den 18 Monaten, die er sich in der Gegend aufhält, nicht weniger als 6000 dieser Thiere erlegt habe. Man läßt die Kadaver derselben übrigens ruhig liegen und vermodern, wo man sie getödtet hat, da ihr Fleisch nur von den Eingeborenen genossen wird. Der Schwanz soll eine ganz gute Suppe geben. Die Jagd auf die Känguruhs ist leicht, und man kann sich ihnen sogar auf Schußweite im Wagen nähern. Verfolgt, ermüden sie bald — besonders wenn es sich um ein altes männliches Thier (an old man) handelt. Den Hunden werden sie aber öfters dadurch gefährlich, daß sie ihnen mit ihrem großen Daumen den Leib aufschlitzen. Auch Schnabelthiere lassen sich am Dee-Flusse beim Insektenfange belauschen.

Bei der „Expedition Range“ stießen wir zum ersten male auf den berüchtigten „brigalow scrub“ (Acacia harpophylla), der nunmehr auf weiten Strecken die allherrschende Pflanze wird. Alles erscheint hier grau in grau, und nur hie und da ragt noch ein einsiedlerischer Flaschenbaum (Stercularia rupestris) empor, der in seinem schwammigen Holz-Gewebe große Mengen von Feuchtigkeit aufzufangen und aufzuspeichern fähig ist, so daß die Viehzüchter im Nothfalle zu ihm ihre Zuflucht nehmen können.

Am Comet River bringt eine Gruppe von düsterfarbigen und blattlosen Kasuarinen etwas Abwechselung in die Monotonie, kaum aber eine Abwechselung, die man als eine angenehme bezeichnen kann.

Etwa 250 engl. Meilen von der Küste entfernt, überschreiten wir dann die „Great Dividing Range“, die die Gewässer West-Queenslands von denjenigen Ost-Queenslands trennt — und mit den Gewässern zugleich auch die Lebensformen beider Gegenden, so unbedeutend der Hügelzug auch ist. Auf dem Westhange begegnen uns sofort große Flüge von rothhalsigen Kakadus, die wir am Osthange niemals gesehen haben. Vor allem betreten wir nun aber das Reich der „Squatters“, die ihre riesigen Schafheerden auf den endlos ausgedehnten Weiden herumtreiben lassen, um dann die Wolle nach den Häfen der Küste zu versenden. Das letztere Geschäft besorgen zumeist mit 18 bis 20 Ochsen bespannte Wagen, deren Führer in ihrem Zeltwagen zusammen mit ihrer Familie ein eigenthümliches Nomadenleben führen. Manche Squatters besitzen nicht weniger als 200 000 Schafe und scheuen sich nicht, für einen besonders guten Widder 2000 Pfd. Sterl. (40 000 Mark) auszugeben. Der größte Theil der Ländereien, die sie zu ihrem Gewerbe benutzen, ist ihnen aber von der Regierung nur in Pacht gegeben.

Eine Schafzüchterstation des Queensländer Westens ist eigentlich ein förmliches kleines Dorf. Außer dem Wohngebäude des Squatters oder seines Verwalters enthält sie noch eine ganze Anzahl Häuser für die Arbeiter, eine Fleischerei, einen Kaufladen, eine Wollniederlage rc. Am Wasser, sei es ein Teich oder ein Fluß — eine Station ohne solchen ist undenkbar — ist immer ein Gemüsegarten angelegt, in dem am häufigsten fleißige Chinesen ihr Wesen treiben, unermüdlich die Pflanzen mit befruchtendem Naß versorgend. Eine andere Haupteinrichtung, die keiner Schafzüchterstation fehlt, ist der umzäunte Viehhof (stock yard), in den namentlich die Pferde regelmäßig eingetrieben werden, damit man sie morgens zur Hand hat. Vollziehen sich ja doch beinahe alle Geschäfte im Sattel! Auch die Rinder werden zu gewissen Zwecken und Zeiten in diesem Gehege versammelt. Milchrinder gibt es aber unter den letzteren in Queensland bisweilen bei einer Heerde von 10 000 Stück nur etwa drei oder vier.

Die Schafzucht soll in Queensland unter Umständen bis 400 Prozent Gewinn liefern. Freilich kann aber eine Reihenfolge von Dürren den Squatter auch vollständig ruiniren. Zuweilen vergehen ja zehn Monate, ohne daß

ein Tropfen Regen fällt. Das Hauptnährgewächs der Heerden ist das Mitchell-Gras (Astrebla elymoides), das die für Australien unschätzbare Eigenschaft besitzt, die Trockenheit vorzüglich zu ertragen.

Um Minnie Downs herum gibt es wieder ziemlich viel Gestrüpp, weiter westlich schwindet dasselbe aber, und das Pflanzenleben ebenso wie das Thierleben wird ärmer und ärmer. Am stärksten vertreten ist noch die Insektenwelt, namentlich gewisse Spinnen und Flöhe. Erstere (besonders Latrodectus scelius) sind zum Theil gefährlich giftig, und auch die Bisse der letzteren haben in Queensland viel unangenehmere und schlimmere Folgen wie in Europa. Auch die Fliegen sind eine schreckliche Landplage in West-Queensland, und man kann sich ihrer beinahe nirgends erwehren. Unter den Pflanzen tritt der bekannte Spinifex (Triodia irritans), der das Reisen in Innerastralien so unendlich schwierig macht, in sein Recht ein. Nur an einzelnen Stellen, besonders an den Flußläufen, treten noch Eukalypten auf. Den Barcoo River finden wir bis auf wenige Tümpel in seinem Bett wasserleer, und das Wasser, welches in dieser Gegend den Menschen und Thieren zum Trinken dient, ist meist entsetzlich unrein von den Substanzen, die darin modern.

Bei Diamantina, das südlich von dem reichen Minendistrikte von Cloncurry liegt, hausen auch noch zahlreiche Eingeborene — Menschen von hohem und kräftigem Wuchs und mit ziemlich schlichtem Haar. Ebenso begegnet man daselbst öfters der schwarzen Polizei, die die Regierung originell genug aus der Zahl der Eingeborenen zum Schutze der Kolonisten organisirt hat. Dieselbe soll sehr zu rücksichtsloser Grausamkeit gegen ihre Stammesbrüder neigen, und man redet besonders deshalb viel davon, sie wieder aufzulösen. Den Eingeborenen im allgemeinen wirft man Heimtücke als eine Hauptcharaktereigenschaft vor, und ein bezeichnender Wahlspruch der Kolonisten heißt: „Never have a black fellow behind you!“ Eine Geschichte, die sich bei Dawson River zugetragen haben soll, ist sehr geeignet, diesen Spruch zu illustriren: Ein Squatter ging mit einem schwarzen Diener, der seit mehreren Jahren in seinem Hause gelebt und sich immer seine Zufriedenheit erworben hatte, in den Busch, um Talegallas zu schießen. Während des Marsches klopfte ihn nun dieser Mensch plötzlich auf die Schulter, und verlangte, vorausgehen zu dürfen. Auf die Frage nach dem Warum aber antwortete er: „Ich verspüre zu große Lust, dich todt zu schlagen.“ (Schluß folgt.)

H. Rink über das grönländische Binnen-Eis.

In der Berliner „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ (Bd. 23, S. 418 ff.) veröffentlicht H. Rink eine sehr verdienstvolle Zusammenstellung der Ergebnisse, zu welchen die seit 1876 angestellten Untersuchungen über das Binnen-Eis Grönlands geführt haben.

Die Männer, welche sich um den betreffenden Zweig der Grönlandsforschung besonders verdient gemacht haben, waren K. J. V. Steenstrup, G. Holm, Kornerup, A. Jensen, R. Hammer, A. Helland, Ryder, Nordenskjöld, Peary, Maigaard ꝛc., und die Untersuchungen schritten im allgemeinen systematisch von Süden nach Norden vorwärts, bis sie in den Jahren 1886 und 1887 den 75. Grad nördl. Br. erreichten.

Die gesammte durch die äußersten Landspitzen gezogene Umkreislinie Grönlands würde, falls sich das Land nicht wesentlich weiter nach Nordosten erstreckt, als bisher bekannt, etwa 900 deutsche geographische Meilen betragen, die gesammte durch die inneren Enden der Fjorde gezogene Umkreislinie dagegen nur 800 Meilen, und von dieser letzteren Linie sind etwa 350 Meilen genügend erforscht, um allgemeine Schlüsse zu gestatten. Der Eisrand erwies sich nun auf der ganzen untersuchten Linie als ein zusammenhängender, so daß jede Hoffnung, innerhalb des Landes bewohnbare Strecken zu finden, aufgegeben werden muß. Ueberall, wo man eine Wanderung über das Eis nach dem Inneren versuchte, stieg die Oberfläche desselben anhaltend an, um sich allmählich mehr zu verebenen, und zugleich auch mehr mit Schnee zu bedecken. Die hohen Berge, welche man an der Küste bestieg, boten ebenfalls immer denselben Anblick dar: eine unabsehbare schneebedeckte Hochebene, aus welcher nur sehr sparsam einzelne Bergspitzen („Nunataks“) wie Inseln aus einem Meere emporragen. Die Horizontalität der Fläche kann nicht gut anders erklärt werden, als dadurch, daß die Eisdecke alle Thäler und Vertiefungen des Bodens, auf dem sie lagert, ausfüllt. Als zähflüssige Masse ist das binnenländische Gletschereis Grönlands gewissermaßen mit einer von den Wasserscheiden des Inneren ausgehenden Ueberschwemmung zu vergleichen. In demselben Maße, wie neues Eis sich in den mittleren Regionen des Landes bildet, findet eine Fortschiebung des älteren Eises nach dem Rande hin statt. „Ein allgemeines Vorrücken des Randes gegen das Meer und die Ausbreitung des Eises auch über das Küstenland würde daraus die Folge sein, wenn nicht theils das letztere durch seine Höhe einen Wall gegen den anschwellenden Eisstrom bildete, theils in dem übrigen Theile des Randes die Bewegung höchst ungleich wäre. Im allgemeinen genügt letztere nur gerade, um den äußeren Saum des Binnen-Eises zu ersetzen, in dem Maße, wie er durch die Sonnenwärme des Küstenklimas verzehrt wird, so daß der Rand, wenn auch periodisch etwas vorwärts und rückwärts gehend, im ganzen denselben Standpunkt behauptet. Nur an gewissen Punkten sind scharf begrenzte Theile, nämlich die in die sogenannten Eisfjorde niedergehenden Arme des Randes, einer Bewegung unterworfen, gegen welche die eben genannte thauende Wirkung verschwindet, so daß der Rand ins Meer geschoben, und der Ueberschuß abgebrochen und fortgeführt wird. Diese Ausflüsse sind allerdings verhältnißmäßig wenige und zerstreut, aber lokal um so gewaltiger, und nur in Verbindung mit der Vorstellung von einer Ueberschwemmung können wir uns die Produktion der ungeheuren Menge Eises, dessen die Eisfjorde zur Bildung der Eisberge bedürfen, erklären, nämlich durch Zufuhr aus den entferntesten Gegenden eines großen Binnenlandes.“ Wo der Eisrand offenes, niederes Land vor sich hat, ähnelt er einem Lavastrome, der in seinem Laufe plötzlich erstarrt ist. Gelingt es, diese Mauer zu erklimmen, so zeigt die Oberfläche noch ein weiteres starkes Ansteigen bis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß. Tiefe Spalten — zuweilen wohl von 1000 Fuß — sind hier furchtbare Hindernisse des Wanderns, öfters stößt man auch auf flache Wasserbecken, sowie auf schäumende Bäche, die sich in den Spalten verlieren. Hie und da beobachtet

man schwach angedeutete Terrassen. Im Inneren, das zum Theil 7000 bis 8000 Fuß Höhe erreicht, nimmt die Spaltenbildung ab.

An den Eisfjorden konzentriren sich die Bewegungswirkungen des Binnen-Eises, und während das Vorrücken der meisten Eisarme, die das Meer berühren, sehr langsam erfolgt, so daß die dort losbrechenden Stücke („Kalbeis") kaum als Eisberge bezeichnet werden können, so erfolgt es an etwa 25 bis 30 Eisfjorden sehr rasch und in sehr gewaltigem Maßstabe, so daß daselbst wirkliche Eisberge entstehen. Manche der Gletscher bewegen sich in ihrer mittleren Partie in 24 Stunden 50 Fuß vorwärts, und von fünf derselben, die man genauer beobachtet hat, ist auf diese Weise berechnet worden, daß jeder dem Meere jährlich eine Eismasse von 170 000 Millionen Kubikfuß übergiebt (bezw. einen Eisberg von 14 000 Fuß Länge, 13 000 Fuß Breite und 900 bis 1000 Fuß Höhe).

Unterhalb der Eismassen ergießen sich vielfach Wasserströme in die Fjorde, die das Eis wahrscheinlich von weit her begleiten.

Die Bildung großer Eisberge hat eine verhältnißmäßig sanfte Neigung des Meeresgrundes zur Voraussetzung, da die Eisplatte an solchen Stellen, wo die Küste schroff in die Fjorde herabstürzt, in verhältnißmäßig kleine Stücke zersplittern muß. Das Loslösen eines wirklichen Eisberges bildet eine großartige Naturerscheinung, die aber bisher nur ein einziges mal beobachtet worden ist.

Die nördlichen Regionen der ostgrönländischen Küste scheinen nur wenige Eisberge zu erzeugen, mehr die südlichen, wo sich eine Anzahl Eisfjorde befinden. Der Küstenstrich ist aber im Osten viel stärker vereist als im Westen. Die Mehrzahl der von der Ostküste kommenden Eisberge strandet vor Kap Farwell.

Die Südspitze Grönlands ist ein Hochland, das im Inneren wahrscheinlich 8000 bis 10 000 Fuß hohe Gipfel besitzt, und das das Binneneis nach dieser Richtung hin staut. Bis gegen 68° nördl. B. produzirt die Westküste weniger Eisberge als der entsprechende Theil der Ostküste, und zwischen 62° und 68½° ist der Rand des Binnen-Eises auf einer merkwürdig langen Strecke so gut wie im Ruhezustande; hier findet sich auch das meiste niedere und eisfreie Land, mit den längsten Fjorden und den größten Strömen, die aus prächtigen Eisgewölben des Binnen-Eises hervorbrechen. „Wo das Eis die isolirten Bergpartien umschlingend, sich in mächtigen Armen über das niedrige Land ausbreitet, sieht man häufig Zeichen einer periodisch vorrückenden und wiederum durch Abschmelzen zurückgehenden Bewegung. Im ersteren Falle kann üppige Fjordvegetation bis an die Eiswand reichen, im letzteren hat das Eis Schutt und Steine hinterlassen. Man findet auch die Erde wie von einem ungeheuren Schneepfluge in Wälle aufgeworfen und den Fels durch Druck in Scheiben verwandelt. An anderen Stellen hat das Eis früher durch den gesperrten Abfluß einen See gebildet, der aber jetzt beim Zurücktreten desselben wieder ausgetrocknet ist. Auch trifft man große Flächen neuen, aus Gletscherschlamm gebildeten Landes, auf welchem die Vegetation sich langsam im Kampfe mit dem Flugsande zu verbreiten sucht." Unter 62½° nördl. Br. untersuchte hier Kapitän Jensen den sogenannten „Frederikshaabs Eisblink" sowie den anstoßenden Theil des Binneneises, von dem derselbe als ein Arm ausgeht — zusammen eine Fläche von 30 deutschen Quadratmeilen. An der Rückseite der „Nunataks" fand man das Eis regelmäßig hoch aufgeschoben, um dann zu beiden Seiten mit seinen Bruchstücken auf die 4000 Fuß hohe Fläche wasserfallartig hinab zu stürzen; das Eis prallt also förmlich an diese bis 1500 Fuß über seine Fläche aufragenden Felspallisaden an. Die Sonnenwärme aber ist die Ursache, daß sein Rand im allgemeinen seinen Standpunkt bewahrt.

Als die eigentliche Heimath der Eisberge muß die Westküste zwischen 68½° und 75° nördl. Br. bezeichnet werden, welche die sämmtlichen bisher untersuchten größeren Eisfjorde umfaßt. Hier befindet sich namentlich der Jakobshavner Fjord, in dem das Vorrücken des Gletschers, das Schwimmen seines Endes und in einem Falle auch das „Kalben" am genauesten untersucht worden ist; und ebenso der große Umanaksfjord, mit seinen zahlreichen Verzweigungen. Der Torsukatak-Gletscher, in einer der letzteren, ist nach Helland 29 000 Fuß breit und bewegt sich in der Mitte mit einer Schnelligkeit von 30 bis 32 Fuß in 24 Stunden; und bei einem Gletscher in der Bucht von Augpadlartok, bei Upernivik, beobachtete man im August ein Vorrücken von 99 Fuß in 24 Stunden, die größte Schnelligkeit, die bei irgend einem Gletscher der Erde beobachtet worden ist. — Bis Kap York dürften die Verhältnisse ähnlich liegen wie auf der Strecke zwischen 68½° und 75° nördl. Br., ob aber die Gegend noch weiter nördlich, und insbesondere der bekannte Humboldtgletscher, sehr viele Eisberge erzeugt, ist zweifelhaft. Die Schwierigkeiten der Schiffahrt im Smith-Sunde rühren wenigstens nicht von Eisbergen, sondern vom Meereise her.

In einer früheren Zeit ist die Vergletscherung Grönlands ohne Zweifel eine noch stärkere gewesen als heute, und auch die eisfreien Küstenlandstheile waren damals von Eis bedeckt, was aus den daselbst vorhandenen erratischen Blöcken und Gletscherfurchen und Gletscherschliffen deutlich hervorgeht.

Die virginische Sumpfcypresse (Taxodium distichum) und ihre wirthschaftliche Bedeutung.

Von Dr. F. Moewes.

Die beiden Arten der Gattung Taxodium (Sumpfcypresse) gehören zu den stattlichsten Nadelbäumen, welche wir kennen. Es sind beides Bewohner Nordamerikas, und zwar findet sich Taxodium mexicanum Carr. in Mexiko zwischen 1600 und 2300 m Seehöhe, während Taxodium distichum in den Sümpfen und an den Flußufern der Südstaaten der Union einheimisch ist. Ein berühmtes Exemplar der mexikanischen Art ist die „Cypresse des Montezuma", welche auf dem Kirchhofe des Dorfes Santa Maria del Tule, 1½ Meilen von Oaxaka, steht und bei einer Höhe von 40 m einen Stammumfang von 30 m besitzen soll. Es soll das derselbe Baum sein, unter dessen Schatten einst Ferdinand Cortez mit seiner ganzen Schaar sich lagern konnte. Decandolle hat das Alter des Baumes auf 6000 Jahre geschätzt.

Die virginische Sumpfcypresse („bald-cypress") erreicht ihre Nordgrenze im Staate New-Jersey, wo sie im

Aussterben begriffen ist. Dieser Baum hat, abgesehen von seinem stattlichen Wuchse, den wir auch in europäischen Parks häufig genug bewundern können, seit langer Zeit durch die eigenthümlichen kegelförmigen Auswüchse, die sich aus den Wurzeln erheben, das Interesse der Reisenden auf sich gezogen. Welche Rolle diese Auswüchse („knees“) im Leben des Baumes spielen, das ist bisher eine ungelöste Frage gewesen. Erst neuerdings hat Herr N. S. Shaler eine befriedigende Erklärung dafür gegeben. Dieselbe gründet sich auf Beobachtungen, die er verschiedentlich während der letzten zehn Jahre, besonders aber in Verbindung mit der Thätigkeit der „Kentucky Geological Survey“ in dem westlich des Cumberland-Flusses belegenen Distrikte gemacht hat[1]).

Nach Shaler's Darstellung sind nämlich die Auswüchse Athmungsorgane, welche die Pflanze da, wo ihr Wurzelwerk vom Sumpfwasser bedeckt ist, aus dem Wasser emporstreckt. Es zeigt sich nämlich, daß die Höhe der Auswüchse, welche zwischen 2 und 10 Fuß variirt, von der Höhe des Wasserstandes zur Zeit des thätigsten Wachsthums zwischen April und Juli abhängig ist. Je weiter man von dem Rande in den Sumpf hineinkommt, um so höher erheben sich die Auswüchse, und um so reichlicher treten sie auf. Am Ufer selbst fehlen dieselben ganz; die Wurzeln zeigen nur kleine Anschwellungen, welche sich aber nicht über die Moderdecke erheben. Die jungen Auswüchse wachsen sehr schnell in die Höhe; später, wenn sie über die Wasserfläche gelangt sind, verbreiten sie sich, werden knotig und vergrößern so beträchtlich ihre mit der Luft in Berührung stehende Oberfläche. Wenn das Niveau des Wassers plötzlich steigt und sich über die Spitzen der Auswüchse erhebt, so sterben die Bäume ab. Ein sehr auffallendes Beispiel hierfür gewähren die ausgedehnten Flächen, welche bei dem Erdbeben von 1812 überfluthet wurden. Die großen Gebiete von Reelfoot und den angrenzenden Seen sind noch von den stattlichen Säulen der Sumpfcypressen bedeckt, welche damals infolge der Ueberfluthung ihrer Wurzelauswüchse getödtet wurden; einige Exemplare, deren Wurzelauswüchse nur zum Theil begraben wurden, sind noch heute am Leben.

Der Besitz dieser eigenthümlichen Organe hat ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, das Verbreitungsgebiet der Sumpfcypresse zu erweitern. Die gegenwärtige Verbreitung des Baumes läßt darauf schließen, daß er aus höher gelegenen Gebieten mit den anderen Bäumen der Wälder des Mississippi-Thales verdrängt worden ist und in den Sümpfen eine Zuflucht fand, wo er sich mit Hülfe der Wurzelauswüchse neben den anderen Gewächsen behauptet hat.

Gegenwärtig ist die Sumpfcypresse in den Vereinigten Staaten über einen Flächenraum von etwa 30 000 Quadratmeilen verbreitet. Das Holz findet mannigfache Verwendung. Die größeren Wurzelauswüchse werden gelegentlich zu Wassereimern benutzt. Wenn sie sich nämlich in ihrem vollsten Wachsthum befinden, so sind sie hohl und können eine oder zwei Gallonen Wasser aufnehmen. Auch zu Bienenkörben finden sie hin und wieder Verwendung, doch sind sie im allgemeinen zu klein zu diesem Zwecke.

Das Holz der Sumpfcypresse läßt sich leicht verarbeiten, obwohl es etwas spröde ist. Man verfertigt daraus Schindeln und benutzt es verschiedentlich beim Häuserbau. Es dauert gut aus, sowohl über als unter dem Boden. Außerhalb der Gebiete des unteren Mississippi hat es indessen noch keinen rechten Markt gefunden. Mit der fortschreitenden Zerstörung der Wälder und der zunehmenden Seltenheit der Nadelhölzer wird es aber mehr und mehr in Aufnahme kommen. Shaler ist der Ansicht, daß man durch künstliche Anpflanzung der Sumpfcypresse großen Vortheil erzielen werde. Hierzu geeignete Ländereien können für wenige Cents der Acre erworben werden. Abgesehen von dem Vortheil billigen Landes und des leichten Transportes zu Wasser (das Holz hält den Aufenthalt im Wasser besser aus, als das irgend eines anderen Baumes), sind die Sumpfcypressen-Wälder vollständig vor der Zerstörung durch Feuer gesichert, die für die nutzbringende Kultur der meisten amerikanischen Hölzer, namentlich der Coniferen, ein so ernstliches Hinderniß ist.

Die angepflanzten Bäume würden in 20 Jahren eine Größe erreicht haben, die sie handelsfähig macht. Der Baum ist wahrscheinlich mit 60 Jahren ausgewachsen und hat dann einen mittleren Durchmesser von etwa drei Fuß und eine Höhe von etwa 90 Fuß erreicht. In günstigen Lagen wird er 150 Fuß hoch und sieben und mehr Fuß dick. Die Bäume könnten zu der vollen Höhe, welche der Vortheil erheischt, erzogen werden, wenn etwa 20 Bäume auf den Acre kämen. Die Zwischenräume könnten durch jüngere Bäume ausgefüllt werden, denn die junge Sumpfcypresse kommt im dichtesten Schatten fort. Shaler glaubt, daß die Sümpfe nach 25 Jahren einen Durchschnittsertrag von zwei Dollars auf den Acre ergeben würden, und wenn größere Landstrecken in einer Hand vereinigt wären, so würden die Ausgaben für Anpflanzung und Obhut sehr gering sein.

Es besteht allgemein die Ansicht, daß die Sumpfcypresse eine zerstörende Wirkung auf die Malariadünste der Sümpfe ausübe. Diese Annahme ist nach Shaler darauf zurückzuführen, daß die Taxodien durch ihren Schatten, der dichter ist, als der irgend einer anderen amerikanischen Baumart, die Ausdünstungen der Sümpfe einschränken und dabei bewirken, daß das Wasser während der warmen Jahreszeit auf demselben Niveau erhalten bleibt. Wo sie sehr dicht wachsen, bilden ihre abgestorbenen Blätter und Zweige einen Schwamm, welcher das Wasser während der ganzen Jahreszeit festhält, so daß der Zerfall sehr langsam fortschreitet und eine dünne Torfschicht entsteht. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Torfsümpfe infolge des Ausbleibens der Verwesung und der Anwesenheit antiseptischer Pflanzensäuren selten in irgendwie beträchtlichem Maße Malaria erzeugen. Die großen Torfsümpfe der nördlichen Staaten sind gesund, während ein eben drainirter Teich Fieberkeime in Menge erzeugen kann. Auch der Harzgeruch, welchen die Sumpfcypressen ausströmen, dürfte in gewissem Grade dazu beitragen, die Luft zu verbessern. Eigenthümlich genug ist es, daß das Wasser der Cypressensümpfe sehr gut trinkbar und zum Gebrauch auf den Schiffen sehr gesucht ist, da es nicht, wie manches scheinbar reinere Wasser, fault.

Durch die Anpflanzung von Taxodien wird es möglich sein, die ausgedehnten Malariagegenden im Mississippi-Thale für die Ansiedlung durch den Menschen geeignet zu machen. Keine der Eucalyptus-Arten gedeiht nördlich von Louisiana. Leider wird zur Zeit die Zahl der Cypressen in den wesentlichen Sümpfen mehr und mehr vermindert; alljährlich fallen namentlich im Mississippi-Thale mehrere Hunderttausende der Axt zum Opfer. Da niemand an Neuanpflanzungen denkt, so ist die Folge davon, daß die werthlosen und fieberbefördernden Pin-oaks, Cotton-woods (Populus monilifera) und andere Sumpfbäume sich weiter ausbreiten, oder daß die Sümpfe, im Falle, daß diese Baumarten nicht in die durch die Entfernung der Cypressen entstandenen Lücken eintreten können, der Einwirkung der glühenden Sonnenhitze freigegeben werden.

[1]) S. „Memoirs of the Museum of lomparatine Zoology at Harvard College“, Vol. XV, Nr. 1 und 2.

Kürzere Mittheilungen.

Vom Panama-Kanale.

In der Berliner Abtheilung der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ hielt am 25. März Herr Dr. H. Polakowsky einen Vortrag über den gegenwärtigen Stand des französischen Kanalunternehmens auf dem Isthmus von Panama. Leider ist zur Zeit wenig Erfreuliches davon zu berichten; denn der Kanalbau ist trotz aller Ausgaben, die bisher schon gemacht sind, noch viel weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Am weitesten gefördert ist die von einer amerikanischen Gesellschaft in Angriff genommene Strecke am Atlantischen Ozeane, wo man mit Hilfe großartiger Bagger- und Erdscharr-Maschinen 20 Kilometer in einer Tiefe von sieben bis acht Meter fertig gestellt hat. Desto schlechter sind die übrigen Strecken gefördert — namentlich die gebirgigen, obschon man die Arbeiten jahrelang vorzugsweise auf diese Abschnitte konzentrirt hatte. Der schließliche Zusammenbruch der Kanal-Gesellschaft ist im letzten Grunde durch drei schwere Fehler verursacht worden, die Dr. Polakowsky dahin präcisirte: 1) die Leiter des Unternehmens, und Lesseps an der Spitze, haben verschiedene, sehr dringliche Warnungen besonders englischer Nationalökonomen in den Wind geschlagen, welche ausführten, daß ein Werk, wie der Panama-Kanal, unmöglich durch die immerhin beschränkten Geldmittel einer Privatvereinigung erbaut werden könne. Dergleichen vermöge nur ein kapitalkräftiger Großstaat zu leisten; eine Gesellschaft müsse früher oder später durch die enormen Nebenkosten, Zinsen, Spesen u. s. w. zur Auflösung gebracht werden. Bedenkt man, daß die Unternehmer schon 1886 bei der ersten Ausgabe der sogenannten „neuen Obligationen“ alles in allem $9\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen bieten mußten, um frische Gelder zu haben, so leuchtet die Richtigkeit jenes englischen Urtheils durchaus ein, und die Ereignisse vom vorigen Dezember haben die weitere Bestätigung geliefert. Der zweite Fehler war, daß die aufgebrachten Kapitalien überhaupt nicht zur Vollendung des Kanals ausreichten, auch dann nicht, wenn die Schwierigkeiten in der That nicht größer gewesen wären, als sie von Lesseps geschildert wurden. Da sich aber gerade das Gegentheil ergab, sah sich Lesseps gezwungen, auf jeder Generalversammlung seine Forderungen zu erhöhen, so daß er am 29. Juli 1885 bereits von 1400 Millionen Franken, statt der ursprünglich in Ansatz gebrachten 600 Millionen, sprach. Der dritte schwere Fehler bestand in der Nichtachtung eines Berichts der Ende 1880 nach dem Isthmus entsandten Ingenieur-Komission, zur Prüfung der Trace. Die 75 Millionen Kubikmeter Erdaushub, welche Lesseps berechnet hatte, erhöhten die Ingenieure auf 120 Millionen, und ihr Kostenanschlag setzte nicht weniger als 1600 Millionen Franken voraus. Lesseps nahm damals diesen Bericht sehr ungnädig auf, wußte vieles besser, als die Ingenieure und strich die 1600 Millionen Franken durch allerlei Ersparnisse — auf dem Papiere — gewaltig zusammen. Gleichwohl ließ sich bis 1886 die Kanalangelegenheit noch immer recht günstig an; bedenklicher wurde die Sachlage erst mit dem Bekanntwerden eines Berichts von dem Ingenieur Rousseau, der sich an Ort und Stelle von dem traurigen Stande des Werkes überzeugt hatte. Von jetzt ab stockte auch der Zufluß des Kapitals, und man mußte von dem eigentlich geplanten Niveaukanal zum Schleusenkanal übergehen, wenn auch vorläufig unter der Voraussetzung, den Schleusenkanal später in einen Niveaukanal umzuwandeln. Das erforderliche große Scheitelbecken sollte zunächst in 49 m Höhe angelegt werden, und die Wasserversorgung während der Trockenzeit glaubte man durch Pumpmaschinen zu ermöglichen. Bald sah man indessen hiervon ab und entschied sich, das Scheitelbecken auf 38 m zu bringen und die Speisung durch die benachbarten Flüsse bewirken zu lassen. Trotzdem wird dieser Schleusenkanal heute noch so viel kosten, als der Nicaragua-Kanal überhaupt nur kosten würde, und dabei hat letzterer noch den Vorzug, daß er im Nicaragua-See das herrlichste natürliche Scheitelbecken besitzt und zwischen den einzelnen — auch hier ja nothwendigen Schleusen — ungleich weitere, schnell und bequem zu befahrende Strecken bietet, wie sie der Panama-Kanal niemals aufweisen wird. Der praktische Seemann liebt ohnehin die Schleusen nicht; es ist also nicht ausgeschlossen, daß der Kanal — was sogar französische Nationalökonomen prophezeit haben — ein unrentables Unternehmen wird, besonders wenn er, wie neuerdings berechnet, nicht mehr als sechs Millionen Tons jährlich befördern kann. Gegen das Nicaragua-Projekt machen sich nicht mit Unrecht politische Bedenken geltend: der Plan geht allein von den Vereinigten Staaten aus, und diese würden sich und ihrem Handel naturgemäß die größten Vorzüge sichern. Schon jetzt heißt es, daß nach den bestehenden Abmachungen die Schiffer der Union und Nicaraguas — welches letztere kaum Schiffer besitzt — einen höchst geringen Zoll zu entrichten hätten, wohingegen man den Schiffen anderer Nationen den interozeanischen Durchweg sehr vertheuern will. Deshalb erfreut sich Panama noch immer der Gunst aller Nicht-Amerikaner, auch wenn man, wie Dr. Polakowsky, der selbst den Isthmus bereist hat, die versprochene Umwandlung des Schleusenkanals in einen Niveaukanal verneinen muß.

H. Seidel.

Die Chinesen in Singapore.

Durch die zahlreichen in Hinterindien und auf den hinterindischen Inseln, namentlich Sumatra, in Betrieb gebrachten Pflanzungen steigt das Bedürfniß an Arbeitern fortwährend, und Singapore bildet gewissermaßen den Mittelpunkt für sie, wo sie für die verschiedenen Besitzungen angeworben werden. Unter den verschiedenen Nationen angehörigen Arbeitern spielen die Chinesen eine große Rolle. Die Einwanderung derselben nahm, wie wir dem Berichte des Niederländischen Generalkonsuls über 1887 entnehmen, in dem genannten Jahre wieder zu und erreichte die Zahl von 167 906 (worunter 6271 Frauen), gegen 146 862 (mit 4714 Frauen) im Jahre 1886. Hiervon zogen 62 951 Personen (darunter 4310 Frauen) weiter nach Penang. Gegen 22 000 der angekommenen Chinesen haben zu Singapore Arbeitskontrakte geschlossen; die Nachfrage ist sehr gestiegen, und die Makler, welche früher 60 bis 70 Dollars erhielten, verlangen jetzt pro Kopf 110 und 115, und selbst für diesen hohen Preis ist es nicht immer möglich, Kulis zu bekommen. Die unter den Chinesen bestehenden geheimen Gesellschaften machen der Regierung sehr viel zu schaffen, und der Bericht des „Protector of Chinese“ ist voll von Klagen über dieselben. Er sagt u. a.: „Die eigentlichen Führer der Ghee Hok-Gesellschaft haben ihr gesetzloses Treiben fortgesetzt, und obwohl sie nicht, wie ich vorausgesagt hatte, sich an den Häuptlingen, welche vor der Kommission als Zeugen gegen sie erschienen waren, zu rächen suchten, so haben sie doch zweifel-

los im Vertrauen auf die Straflosigkeit, deren sie sich fortwährend erfreuten, den Entschluß gefaßt, sich meines Widerstandes gegen ihre Anschläge zu entledigen, indem sie Choah Ah Sioh angestiftet haben, mich am 18. Juli in meinem Geschäftslokale zu überfallen, so daß ich nur unter dem Schutze der Vorsehung mein Leben gerettet habe. Ich habe allen Grund zu der Vermuthung, daß das Haus der Ghee-Hok-Kongsie als Versammlungsort für die Verschwörer gegen mich und den auf Karimon ermordeten chinesischen Offizier benutzt worden ist. Das Verbannungsurtheil gegen die Häupter der Ghee-Hok war ohne Zweifel reichlich verdient und hat auch bei anderen seine gute Wirkung geäußert; eine auffallende Thatsache ist es auch, daß nachdem sie einmal festgenommen und unschädlich gemacht waren, die täglichen Einnahmen des Opium-Verkaufhauses ansehnlich zunahmen. Mit Rücksicht auf die während der letzten zwei Jahre durch die Häupter der Ghee-Hok erregten Unruhen habe ich es als meine Pflicht betrachtet, die Unterdrückung der Gesellschaft als eine Warnung für andere vorzuschlagen, da die für eine solche Maßregel sprechenden Gründe viel gewichtiger waren, als diejenigen, welche in den letzten sieben Jahren zu der Unterdrückung verschiedener anderer geheimer Gesellschaften geführt haben.

Gleichzeitig habe ich meine Meinung dahin ausgesprochen, daß die Zeit für die Regierung gekommen sei, um nach und nach alle gefährlichen Gesellschaften zu unterdrücken und ihre Wiederherstellung oder die Errichtung neuer, ähnlicher Gesellschaften unter Androhung strenger Strafe zu verbieten. Jederzeit bin ich der Ansicht gewesen, daß das Bestehen der Thien-Té-Hoé in unserem Gebiete eine Unregelmäßigkeit und ein Vorwurf für uns sei, doch mit Rücksicht darauf, daß man ihnen, so lange die Kolonie besteht, Freiheit gelassen hat, sich ungestört zu entwickeln, und wir durch einträchtliches Zusammenwirken der Polizei und der Aufsichtsbehörde über die Chinesen nicht nur im Stande gewesen sind, dieser Verbindung Zügel anzulegen, sondern sie sogar mehrfach der Regierung nutzbar zu machen, habe ich seit 1878 nicht auf ihre Unterdrückung angedrungen.

Spätere Erfahrung hat mich aber gelehrt, daß wenn ein solches Zusammenwirken nicht stattfindet, diese Gesellschaften ebenso gefährlich werden würden, wie sie es je gewesen sind, weshalb ich mich jetzt gedrungen fühle, ihre Schließung vorzuschlagen. Da ich jedoch, namentlich auf Grund der in China und in Holländisch-Indien gemachten Erfahrungen weiß, wie trotz der Bedrohung mit strenger Strafe (in China für Anhänger der Tinen-Té-Hoé mit Enthauptung), der Wunsch geheime Gesellschaften zu bilden, in der Brust jedes Chinesen wurzelt, so kann ich es nicht wagen, den Rath zu geben, die bestehenden Gesellschaften plötzlich zu schließen, wenn nicht der Chef der Polizei über alle diese Gesellschaften genau unterrichtet und die Verantwortlichkeit einer solchen Maßregel auf sich zu nehmen bereit ist. Sollte die Regierung geneigt sein, dazu überzugehen, so werden wir selbstverständlich unsere Pflicht auf das strengste zu erfüllen suchen, doch muß ich jetzt schon auf die damit verbundenen Schwierigkeiten aufmerksam machen, und bitte, daß im Falle die Regierung die geheimen Gesellschaften verbietet, der Beitritt zu denselben mit den strengsten Strafen — Verbannung, Geldstrafe und lange dauerndem Gefängniß — bedroht, namentlich aber, daß im Falle einer Beschuldigung dem Beschuldigten der Beweis seiner Unschuld aufgelegt werde."

Dem Berichte des General-Konsuls entnehmen wir noch einige Bemerkungen, welche geeignet sein werden, weiteres Licht auf die Bedeutung solcher Gesellschaften zu werfen. Die Zahl neuer Mitglieder, welche in Singapore im Jahre 1887 geheimen Gesellschaften beitraten, betrug 6135, so daß die Gesammtzahl nach den Listen des Protektorats auf 62376 gestiegen war; in Pinang traten den gefährlichen Gesellschaften 14356 neue Mitglieder bei; die Gesammtzahl betrug nun 92581. Der „Protektor" hat sich bisher als eifriger Gegner der Schließung der Gesellschaften gezeigt; er glaubte, daß gut geführte Listen der Mitglieder, sowie strenge Aufsicht über ihre Thätigkeit genügen würden, den gefährlichen Wühlereien der Gesellschaften eine Schranke zu setzen, wenn mit diesem Verfahren der Grundsatz verbunden würde, die Häupter in gewissem Sinne für das Betragen der Mitglieder verantwortlich zu machen und sie im Nothfalle zu verbannen. In neuerer Zeit aber haben diese Kongsies, namentlich durch ihre Spielwuth, große Aufregung hervorgerufen, und einer derselben hat sogar einen Mordversuch gegen den „Protektor" verüben lassen. Der Chef der Polizei hat schon lange auf die Unterdrückung der Gesellschaften angedrungen, und der Protektor sich ihm nun angeschlossen; trotzdem muß bezweifelt werden, daß die Regierung eine solche sehr einschneidende Maßregel nehmen wird, da die Kongsies tief im Leben der Chinesen wurzeln. Allerdings wäre es von dem niederländischen Standpunkte zu wünschen, da die geheimen Gesellschaften sich in diesen Besitzungen, namentlich aber auf der Ostküste von Sumatra, auf West-Borneo und auf Billiton, immer mehr ausbreiten. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine Gesellschaft zur Erforschung der Zigeuner-Sagen hat sich unter dem Namen „Gypsy Lore Society" in England unter dem Präsidium des bekannten Forschers Charles G. Leland gebildet; sie giebt ein vierteljährlich erscheinendes Journal heraus, das von dem Sekretär der Gesellschaft, David Mac Ritchie in Edinburgh, redigirt wird. Herr Leland befindet sich gegenwärtig in Ungarn, um die dortigen Zigeuner zu studiren.

— Dem Berliner Museum für Völkerkunde sind kürzlich einige interessante Fundstücke der Steinzeit aus der Gegend von Merseburg einverleibt worden, darunter eins der größten bis jetzt bekannten Thongefäße jener ältesten Kulturepoche. Es hat ovale Form, sein unterer Theil ist wannenförmig, und nach oben verengt es sich zu einer kurzhalsigen, kreisförmigen Oeffnung. An der weitesten Stelle stehen an den Enden der Längsachse je zwei Henkel. Um die Oberseite des Bauches zieht sich ein erhabenes, schnurähnliches Ornament, und darüber stehen acht Systeme von je acht bis zwölf radialen Strichen, umsäumt von kleinen, federbartartigen Strichelchen. Den oberen Rand des Halses bildet wiederum eine Schnurnachbildung. Das Gefäß ist 32 Centimeter hoch und 48 Centimeter breit. Dazu gehörig sind zwei Thonbecher von 17 und 21 Centimeter Höhe, ebenfalls mit Strichornamenten verziert, sowie ein durchbohrter Axthammer aus Stein und ein Steinbeil.

— Die irische Auswandererstatistik beginnt mit dem Jahre 1851, und seit diesem Jahre haben 3 276 103 Iren ihre Inselheimath verlassen, um sich zum weitaus größten Theile nach den Vereinigten Staaten und sodann nach Kanada und Australien zu begeben. Im Jahre 1852 erreichte die Auswandererzahl ihr Maximum (190 322), und im Jahre 1876 sank sie auf ihr Minimum (37 587). Im Jahre 1887 betrug sie 82 923 und im Jahre 1888 78 684, und zu diesen letzteren Ziffern stellten das stärkste Kontingent die Provinzen Munster und Ulster. Im Jahre 1888 wandten sich 66 906 nach den Vereinigten Staaten, 3197 nach Australien und Neuseeland, und 2686 nach Kanada.

Afrika.

— Während Hauptmann Cambier und sein Stab im Auftrage der Regierung des Kongostaates die Aufnahme der vielberufenen Kongo-Eisenbahn unternommen haben (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 192), ist der französische Ingenieur Jacob im Auftrage seiner Regierung bemüht gewesen, die Thunlichkeit der Herstellung einer Kommunikation von dem Quillu nach dem Kongo (bei Brazzaville) zu untersuchen. Derselbe erklärt die künstliche Schiffbarmachung des Quillu vermittelst einer Wehrvorrichtung für leicht ausführbar, und von dem Kopfpunkte der Schifffahrt würde dann nur eine gegen 100 km lange Eisenbahn nach Brazzaville zu bauen sein, womit der schiffbare Kongo-Lauf erreicht wäre. Es handelt sich dabei also um ein sehr beachtenswerthes Konkurrenz-Projekt der belgischen Kongo-Bahn.

— Der englische Missionär F. S. Arnot gedenkt sich nach Loanda zurückzubegeben, um seine Arbeiten in Garanganze und am Bangweolo-See wieder aufzunehmen, und womöglich ein weiteres zur Lösung der zahlreichen geographischen und ethnologischen Fragen, die sich an diese Gegenden knüpfen, beizutragen (Vergl. S. 95).

— Der bekannte portugiesische Afrikareisende Serpa Pinto ist im Begriffe, nach der Delagoa-Bay abzureisen, um im Auftrage seiner Regierung eine ähnliche Expedition in das Innere von Südost-Afrika zu führen wie Antonio Cardoso. In erster Linie dürfte es sich dabei um eine Wahrung der portugiesischen Interessensphäre gegenüber den Bestrebungen der Engländer im Swasi- und Matabele-Lande handeln. Der Ingenieur Alvaro Castilloes, der zusammen mit Serpa Pinto nach Südost-Afrika geht, wird die Vorarbeiten für den Bau einer 88 km langen Eisenbahn zur Umgehung der Schire-Katarakte in Angriff nehmen.

— In der englischen Kolonie Natal hat man neuerdings in größerem Maßstabe Versuche mit der Kultur des Theestrauches gemacht, und es sind dieselben sehr zur Zufriedenheit der betheiligten Kreise ausgefallen. Nur die Zubereitung der Blätter wurde auf dem Londoner Markte nicht ganz für die richtige befunden. Im übrigen soll das Gewächs viel Aehnlichkeit mit dem des ceylonischen Niederlandes haben.

Nordamerika.

— Das dritte Heft des „Journal of American Folk-Lore“ enthält mehrere Arbeiten über die amerikanischen Indianer; so über die Huronen, von denen ein kleiner Rest noch am Detroit-River wohnt, von H. Hale; über die Irokesen von De Cost Smith; über die Onandagas, die jetzt als fleißige Farmer bei Syracuse in New-York wohnen, aber theilweise noch ihre alten Gebräuche bewahrt haben, von Beauchamp; und über die Omahas und Ponkas von J. Owen Dorsey. Außerdem berichtet Franz Boas über die von Lieutenant Emmons aus Alaska mitgebrachte schöne Sammlung ethnographischer Gegenstände und theilt einige Lieder der Tschinuks mit. Mit diesem Heft schließt der erste Jahrgang der vielversprechenden Zeitschrift.

Australien und Polynesien.

— In der Kolonie Südaustralien wurden bei Yorketown, einem Orte von 350 Seelen auf den Yorkes Peninsula (35° 5′ südl. Br. und 137° 55′ östl. L. von Gr.) werthvolle Petroleumquellen aufgefunden. Der Entdecker, A. Tocchi, erhielt zu deren Ausnutzung ein Areal von 90 000 Acres Land (36 420 ha) von der südaustralischen Regierung überwiesen.

— Die Kolonie Westaustralien hatte am 31. Dezember 1888 eine Einwohnerzahl von 42137, was eine beträchtliche Zunahme gegen die Vorjahre bedeutet, obwohl die Auswanderung in der Kolonie auffallenderweise stärker war als ihre Zuwanderung. Die Haupthilfsquelle des Landes, die Perlenfischerei, ergab im Jahre 1887 einen Ausfuhrwerth von reichlich zwei Millionen Mark. Außerdem sollen kürzlich bei Pilburra neue und sehr aussichtsreiche Goldfelder entdeckt worden sein.

— Die kleine Stewart-Insel, die eine Art Anhängsel an die Doppelinsel Neuseeland bildet, war wirthschafts-geographisch bisher eigentlich nur durch ihre Austernbänke von Bedeutung. Neuerdings hat man aber auch Zinnerze auf ihr entdeckt, deren Analyse zu guten Ergebnissen geführt hat, und es wäre demnach möglich, daß sich bald eine rege Bergbauthätigkeit auf ihr entwickelte.

— Die australischen Kabel. Seit dem 22. Oktober 1872 steht Australien mit den übrigen Kontinenten in telegraphischer Verbindung. Die „Eastern Extension Telegraph Company“ übergab an diesem Tage ihr erstes, 1130 Meilen (1819 km) langes Kabel von Banjoewangie, auf Java nach Port Darwin, an der Nordküste der Kolonie Südaustralien, dem öffentlichen Verkehre. Wegen öfterer Unterbrechungen ließ die Kompagnie dann im Januar 1880 in derselben Richtung ein zweites Kabel legen. Aber auch danach blieben gleichzeitige Störungen auf beiden Längen nicht aus. Ende Juni 1888 trat eine solche — infolge vulkanischer Ausbrüche im Ozeane — auf 14 Tage und am 10. Oktober 1888 vier Tage lang ein. Dies veranlaßte nun die Kompagnie, ein drittes Kabel von Banjoewangie aus nach Australien legen zu lassen, aber in anderer Richtung. Es wurde Ende Februar 1889 in der Länge von 1000 nautischen Meilen an der Roebuck-Bai, an der Nordwestküste der Kolonie Westaustralien in 18° 5′ südl. Br. und 122° 25′ östlich von Gr., gelandet, von wo aus ebenfalls, wie von Port Darwin, eine telegraphische Ueberlandverbindung mit allen Orten des Kontinents besteht. Dieses dritte Kabel soll aber für die östlichen Kolonien nur in Gebrauch kommen, wenn auf den beiden anderen Linien Störungen eingetreten sind. Die Länge der Kabel und Ueberlandtelegraphen von London bis Port Darwin beträgt 11 734 Meilen (18 884 km), wovon 1284 Meilen (2066 km) auf die Landlinien entfallen. Der Ueberlandtelegraph von Port Darwin durch Centralaustralien nach Adelaide ist 2543 Meilen (4094 km) lang. Eine Depesche von London nach Adelaide und nach Melbourne kostet für jedes Wort 9 Schillinge 4 Pence (9,50 Mark), nach Sydney 9 Sch. 6 P. (9,66 Mark) und nach Brisbane 9 Sch. 9 P. (9,93 Mark). Regierungsdepeschen werden mit 7 Sch. 1 P. (7,22 Mark) und Depeschen der Presse mit nur 2 Sch. 9 P. (2,79 Mark) pro Wort berechnet. Im April 1869 wurde vom Kap Schank, unweit Melbourne, ein Kabel nach der Nordküste von Tasmanien, 176 Meilen (283 km), und vor zwei Jahren ein zweites dahin gelegt; im Jahre 1876 eins von der Botany-Bay bei Sydney nach der Nordküste der Südinsel von Neu-Seeland, 1150 Meilen (1851 km); und

am 17. November 1886 eins vom Norden der Kolonie Queensland nach Thursday Island, dem Haupt-Verkehrsmittelpunkte in der Torresstraße.

Polarregionen.

— Mit Unterstützung der Bremer Geographischen Gesellschaft gedenken die Herren Dr. J. Walther und Dr. Kükenthal, von der Universität Jena, im kommenden Sommer eine Polarfahrt zu unternehmen. In Tromsö wollen sie sich einem Walroß-Jäger anschließen, um je nachdem es die Eisverhältnisse gestatten werden, auf Spitzbergen oder Nowaja Semlja einen längeren Aufenthalt zu nehmen.

Allgemeines.

— Von dem am 24. bis 26. April in Berlin stattfindenden achten deutschen Geographentage liegt nunmehr eine vorläufige Tagesordnung vor. Demgemäß werden nach der feierlichen Eröffnung der Versammlung durch den Ehrenpräsidenten, Minister von Goßler, in der ersten Sitzung sprechen: Dr. von den Steinen über Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte der Völkergedanken und Geh. Admiralitätsrath Dr. Neumayer über das gegenwärtig vorliegende Material für erd- und weltmagnetische Forschung. In der zweiten Sitzung wird der Vorsitzende der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, Professor Dr. Kirchhoff, einen Bericht erstatten, Professor Dr. Supan über landeskundliche Literatur, und Professor Dr. Richter über Vorschläge zu einer sachgemäßen Stoff- und Arbeitsvertheilung unter den deutschen geographischen Zeitschriften handeln. In der dritten Sitzung werden vortragen: Professor Dr. Penck über das Endziel der Erosion und Denudation, Professor Dr. Brückner über die Konstanz des heutigen Klimas, Professor Dr. Partsch über Klimaschwankungen in den Mittelmeerländern, Dr. Goetz über die dauernde Abnahme fließenden Wassers auf dem Festlande, Professor Dr. Günther über die Lehre von den klimatischen Schwankungen bei den Forschern des 18. Jahrhunderts; in der vierten Sitzung Dr. Wahnschaffe über die Bedeutung des Baltischen Höhenrückens für die Eiszeit, Dr. A. Schenck über Glacialerscheinungen in Südafrika, Dr. v. Drygalski über die Bewegungen der Kontinente zur Eiszeit und ihren Zusammenhang mit den Wärmeschwankungen der Erdrinde, Dr. Hotz-Linder über Verwerthung der Schulausflüge, Professor Dr. Penck über die Nothwendigkeit geographischer Bildersammlungen; in der fünften Sitzung Professor Dr. Reyer über Typen der Eruptivmassen und Gebirgstypen, Professor Dr. Jordan über Methoden und Ziele der Höhenmessung, Dr. A. Boehm über die Genauigkeit orometrischer Maßberechnungen und Professor Dr. R. Credner über die Ursachen der unperiodischen Wasserstands-Veränderungen in der Ostsee. — An die Sitzungen werden sich wissenschaftliche Ausflüge nach Rüdersdorf und in die Uckermark anschließen.

— Bezüglich der Behandlung der aus den Schutzgebieten eingehenden wissenschaftlichen Sammlungen hat der Bundesrath beschlossen: 1) daß die ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche von den auf Reichskosten nach den deutschen Schutzgebieten ausgerüsteten Expeditionen eingehen, nach Aussonderung der Doubletten den Berliner königlichen Museen für Völkerkunde und für Naturkunde, bezw. den botanischen Anstalten der dortigen Universität gegen Erstattung der Anschaffungs-, Verpackungs- und Transportkosten eigenthümlich überlassen werden; 2) daß den Bundesregierungen auf deren Wunsch die Verzeichnisse der eingehenden Gegenstände einschließlich der Doubletten in Abschrift mitgetheilt und daß die letzteren den wissenschaftlichen Sammlungen der einzelnen Bundesstaaten gegen Erstattung der Anschaffungs-, Verpackungs- und Transportkosten zur Verfügung gestellt werden; 3) daß die auf Reichskosten ausgesendeten Forschungsreisenden angewiesen werden, ihre Einsendungen von ethnographischen oder naturwissenschaftlichen Gegenständen thunlichst in der von den Bundesregierungen gewünschten Zahl von Exemplaren zu bewirken.

Bücherschau.

— Ferd. Adalb. Junker von Langegg, El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im 16. und 17. Jahrhundert. Zwei Theile (128 und 132 S.) in einem Bande. Leipzig 1888. — Seitdem die Spanier bei der Eroberung von Mexiko und Peru reiche Schätze von Edelmetallen erbeutet hatten, wurden sie von einem unersättlichen Goldhunger ergriffen. Sie faßten neue Eroberungen ins Auge und jagten dabei namentlich dem Trugbilde nach, welches abenteuerliche Sagen von einem unerschöpflich reichen Gold- und Silberlande ihrer trunkenen Einbildung vorgezaubert hatten. Besonders verlockend für sie war die dunkle Kunde von einem südamerikanischen Priesterkönige, der täglich gesalbt und mit Goldstaub bestreut würde. Man nannte denselben El Dorado — „den Vergoldeten“ — und so entstand die Mähr von dem Goldlande El Dorado. Dieses war im 16. und 17. Jahrhundert das Ziel zahlreicher Expeditionen, an denen sich besonders Spanier, Deutsche und Engländer betheiligten. Den Spaniern hat dieses erfolglose Suchen sicherlich mehr gekostet, als sie jemals aus ihren südamerikanischen Besitzungen gewonnen haben. Obwohl das erträumte Gold nicht gefunden wurde, haben diese Reisen aber doch einen hochbedeutsamen Gewinn gebracht: sie haben zur frühzeitigen Durchforschung eines großen Theiles von Südamerika geführt. Alle die abenteuerlichen El-Dorado-Züge sind in dem ersten Theile des vorliegenden Werkes in klarer und fesselnder Weise dargestellt. Die gegebenen Schilderungen gründen sich auf die Berichte der Theilnehmer an jenen Zügen, sowie auf die Aufzeichnungen der namhaftesten Geschichtsschreiber jener Zeit. Der zweite Theil des Buches enthält zahlreiche werthvolle geographische, ethnographische und naturgeschichtliche Zusätze und Erläuterungen, in denen der Verfasser vielfach seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen während seiner Reisen in Westindien und Südamerika wiedergiebt. G. L.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Staubfälle im Passatgebiete des Nordatlantischen Ozeans.

Von J. von Goerne.

(Mit einer Karte.)

Schon seit Jahrzehnten ist die Erscheinung der sogenannten Staubfälle von den Seefahrern, welche das Gebiet des Atlantischen Ozeans zwischen den Kanarien und der Gegend südlich von den Kap Verden durchsegeln, beobachtet und bekannt gemacht worden.

Als die gelehrte Welt sich dem Studium des genannten Phänomens widmete, war es vornehmlich Ehrenberg, der glückliche Förderer der Kenntniß kleinster Organismen, welcher zuerst der Ursache der Erscheinung der Staubfälle eine wissenschaftliche Grundlage zu geben suchte. Durch seine mikroskopischen Untersuchungen des Staubes wurde er zu der Annahme geführt, daß derselbe nicht, wie man allgemein unter den Seefahrern angenommen, der Sahara, sondern dem nordöstlichen Theile Südamerikas entstammen müsse. Maury, welcher in dieser Ansicht eine Stütze für seine damals noch neue Theorie der Gegen-Luftströmungen in größerer Höhe — hier also des SW-Antipassates — zu finden glaubte, trat Ehrenberg's Meinung bei.

Erst etwa dreißig Jahre später stellte sich Dr. Hellmann infolge neuerer planmäßiger Untersuchungen, denen er eine erhebliche Anzahl englischer Schiffstagebücher zu Grunde legte, der Ehrenberg'schen Anschauung entgegen und verhalf der bei den praktischen Seeleuten schon lange feststehenden Ansicht, daß jene Staubfälle als Wüstenstaub aus der Sahara anzusehen seien, zu ihrem nun nicht mehr zweifelhaftem Rechte.

Wir finden in Dr. Hellmann's Schrift zum ersten male umfassende Angaben aller einschlägigen Verhältnisse, sowohl was die örtliche Verbreitung der Staubfälle als auch was deren Häufigkeitsverhältnisse im Jahre betrifft. Hierbei beschränken sich aber seine Quellen lediglich auf die Gegenden südlich von 20° nördl. Br., während wir hier, ausschließlich deutschen Quellen neueren Datums folgend, auch die weiter nördlich gelegenen Gegenden der Betrachtung unterziehen wollen.

Die Erscheinung der Staubfälle an sich besteht darin, daß diejenigen Schiffe, welche im Passat längs der westafrikanischen Küste bis etwa 40° westl. Länge segeln, zu Zeiten — besonders bei frischem NO-Passat — die Wahrnehmung machen, daß sich auf ihrem Takelwerk ein feiner, mehlartiger Staub von verschiedener Farbe niederschlägt. Derselbe ist sehr verschieden stark: zu Zeiten giebt er sich nur durch eine veränderte Färbung der Segel kund, während es vorkommen kann, daß er so dicht auf dem Tauwerke, insbesondere aber auf den Segeln liegt, daß er von letzteren abgeschabt werden kann. In dieser Hinsicht macht ein Bericht des vorigen Jahres aus der Gegend in der Nähe der Kap-Verde'schen Inseln ganz besonders genaue und interessante Angaben. Der Staub konnte an der Windseite von Raaen und Tauen mit einem Kartenblatt abgeschabt werden. Strich man über die vom Staub bedeckten Taue mit dem Finger hin, so fühlte man deutlich sandige Bestandtheile in demselben. Es wurde in diesem Falle möglich, die gesammelten Produkte einer mikroskopischen Untersuchung zu unterziehen, welche folgendes Resultat ergab:

Die Farbe des Staubes war schmutzig gelbgrau und im Wasser löslich. Ohne Wasser zeigten sich bei 300facher

Vergrößerung schwärzliche, aus kleineren Körnern bestehende Klumpen. Bei Wasserzusatz wurden die einzelnen Körner durchsichtig und blieben nicht mehr zusammengeballt. Ihre Form war unregelmäßig, rund, zackig, auch prismatisch und bei durchgehendem Lichte von blaßgelber bis röthlichen Farbe. Das Ganze war als ein sehr feiner quarzhaltiger Sand anzusehen. Außerdem fanden sich in dem untersuchten Staube noch einige bewegungslose große Bacillen.

Uebrigens wird die Farbe des Staubes von den verschiedenen Berichterstattern ziemlich verschieden angegeben. Die einen bezeichnen sie als roth oder rothbraun, andere als gelb oder gelbroth.

Bemerkenswerth erscheint hierbei, daß die deutschen Berichte viel häufiger den gelben Staub in der Nähe der Küste als weiter entfernt von derselben wahrgenommen haben.

Auch für denselben Staubfall, dessen Fortschreiten in westlicher Richtung nach verschiedenen Berichten hat verfolgt werden können, zeigen sich Unterschiede in der Farbe: näher der Küste ist er gelb, weiter entfernt von derselben roth oder röthlich. Vielleicht ist die Ursache hiervon in mehr oder minderer Durchfeuchtung des Staubes zu suchen: nahe der Küste besitzt er noch die gelbe Wüstenfarbe, Hunderte von Meilen seewärts hat ihm der Wasserdampf der Luft ein anderes Aussehen verliehen.

Stets erscheint beim Auftreten der Staubfälle der Horizont verschleiert, und das Aussehen der Luft wird an Bord als „diesig“ bezeichnet. Auf der Kimm lagert eine weißlichgraue Dunstbank. Ueber dem Beobachter erscheinen die Gestirne nicht in gewohnter Reinheit, sondern sind ähnlich wie der Horizont verschleiert.

Beides ist natürlich, wenn man bedenkt, daß die Schicht der Staubnebel — diesen Namen verdient die Erscheinung wohl am besten, da sich feuchte Niederschläge nie zeigen —

Die Verbreitung der Staubfälle im Passatgebiete des Nordatlantischen Ozeans.

nach der Höhe zu nicht allzu bedeutend sein wird im Vergleich zu ihrer horizontalen Ausdehnung.

Indessen wird er zu Zeiten auch so dicht, daß die Sehweite bis auf eine Seemeile eingeengt und die Sonne erst bei 50 bis 60° Höhe sichtbar wird.

Da die Staubnebel oft mehrere Tage anhalten, so bilden sie für die Navigirung der Schiffe in jenen sonst für die Seefahrt so äußerst angenehmen Gegenden ein beschwerliches Hinderniß, weil eine astronomische Bestimmung des Bestecks[1]) tagelang wegen des verdeckten Horizontes unmöglich ist. Verschiedene Berichterstatter sprechen übrigens auch von einer Färbung der Nebel; hierbei ist bisher noch nicht aufgeklärt worden, ob dem Staub selbst die Farbe zukommt, oder ob die Färbung nicht vielleicht eine Diffractionserscheinung ist.

[1]) Unter Besteck versteht der Seemann die Länge und Breite.

Staubfälle und Staubnebel kommen nur bei trockener Witterung vor, und meistens herrscht bei ihrem Erscheinen eine frische Passatbrise — eine weitere Stütze der Behauptung, daß das in Rede stehende Phänomen ursprünglich der Sahara entstammt.

Ein recht deutliches Bild über die Verbreitung der Staubfälle liefert die Skizze derselben, welche theils nach Berichten, die bei der deutschen Seewarte in den Jahren 1878 bis 1884 eingegangen sind, theils nach englischen Mittheilungen eines früheren Zeitabschnittes gezeichnet worden ist. Erstere wurden durch einen Kreis, letztere durch ein Kreuz bezeichnet; da diese einem etwa zweimal so großen Zeitraum angehören, wie jene nördlich von 20° nördl. Br. gelegenen, so müssen die letzteren, damit das Verhältniß der Staubfälle zur richtigen Darstellung gelangt, verdoppelt gedacht werden. Das ist durch einen neben den Kreis gesetzten Punkt hervorgehoben worden. (S. die Karte.)

Bei näherer Betrachtung des Kärtchens nimmt man wahr, daß manche Stellen des Gebietes leer geblieben sind. Dies wird leicht dadurch erklärt, daß diese Orte von wenigen Schiffen oder überhaupt von keinen passirt werden, denn der Kurs der Schiffe, welche jene Gegenden befahren, ist ein sehr beständiger, auf einen bestimmten und verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängter. Die nach der Guineaküste oder dem Südatlantischen Ozeane bestimmten Schiffe passiren östlich der Kap Verden (aa_1 und ab_1). Auf diesen Routen ist der Verkehr gering, und nahe der Küste fahren überhaupt keine Schiffe. Am regsten ist der Verkehr aber auf der Route westlich der Kap Verden (cc_1 und dd_1), hier steuern die Dampfer, die nach Brasilien oder den La Plata-Staaten bestimmt sind, alljährlich auf der Ausreise wie auf der Rückfahrt denselben Kurs. Eine weitere, für die Ermittelung der am westlichsten vorkommenden Staubfälle zu betrachtenden Route ist die von England zuerst bis nordwestlich der Kap Verden, etwa 20° nördl. Br. und 30° westl. L. v. Gr., und von da nach West laufenden Straße nach West-Indien, bezüglich Central-Amerika (ee_1).

Auch die Routen der aus dem Süden kommenden und nach Europa segelnden Schiffe kommen noch in Betracht (ff_1). Da diesen Schiffen nur der NO-Passat als treibende Kraft zur Verfügung steht, so müssen sie, hart am Winde segelnd, oft weit nach Westen in den Atlantischen Ozean hineinbiegen, um sich ihrem Ziele zu nähern. Aus all diesem ergiebt sich, im Vergleiche zum Kärtchen, daß ein Zweifel über den Wüstenursprung der Staubfälle nicht mehr obwalten kann.

Wie weiter ersichtlich, nimmt das Staubgebiet nur den östlichen Theil des nordatlantischen Passatgebietes ein, und das Hauptausgangsthor ist gerade derjenige Theil der afrikanischen Küste, in welchem die Sahara ausläuft, also etwa von Kap Dschuby bis Kap Verde. Das Gebiet der größten Häufigkeit wird weiter ringförmig umschlossen von einer Zone minder often Vorkommens, die bis 40° westl. Länge (d. i. etwa 1100 Seemeilen von der Küste) und bis etwa 4° nördl. Br. in das Meer hineinreicht.

Diese letztere Zone kann man noch eintheilen in einen Ring des gewöhnlichen und einen des äußersten Vorkommens. Die Kap Verden liegen nahezu in der Mitte aller Erscheinungen. Uebrigens sind die Grenzen der Staubregion nicht als annähernd fest anzunehmen, sondern im Laufe des Jahres ändern sich dieselben mit dem Passat. Nach den Berichten der Seewarte war die niedrigste Breite, auf welcher der Staub noch angetroffen wurde, 4° N. im Januar bis März, in mehreren Fällen 7 bis 8° N. für Juli und September dagegen nur 14,4° nördl. Br.

Nach Norden zu findet eine Beeinflussung der Staubgrenzen durch die jahreszeitlichen Verschiebungen des Passates nicht statt, da jener vor allem von der Lage der nörlichen Begrenzung der Saharaküste abhängig ist, und, wie die Beobachtungen ergeben, im Sommer und Winter die Ausdehnung des Staubgebietes nach Norden die gleiche ist.

Was nun die Zahl der Staubfälle in den verschiedenen Jahreszeiten anbetrifft, so kommen sie am häufigsten im Dezember, Januar und Februar vor; am seltensten dagegen im Spätsommer und Herbst — August bis November. Die Erklärung für diese Unterschiede liefert der Passat, wenn man wiederum sein Verhalten in den verschiedenen Jahreszeiten betrachtet.

Vom März bis August findet sich ein Maximum des Luftdruckes ziemlich beständig in der Gegend der Azoren, daher weht der Wind zu dieser Zeit fast parallel der afrikanischen Küste. Im Spätsommer und Herbst ist die Lage des Maximums nicht mehr von gleicher Beständigkeit, der Passat ist schwach, auch herrscht häufig Regenwetter.

Im Januar und Februar dagegen werden die für die Verbreitung des Staubes günstigsten Verhältnisse angetroffen: hoher Luftdruck über Nordafrika, ein steifer an der Saharaküste aus dem Lande wehender Passat, trockenes Wetter und eine starke südliche Ausdehnung des Passatgebietes. Folgende, auf deutschen Berichten fußende Zusammenstellung, in welcher die Tage, an denen Staubniederfälle vorkamen, gezählt werden, giebt den zahlenmäßigen Beleg für die obigen Angaben.

Von den 75 deutschen Einzelberichten über das Vorkommen der Staubfälle in den Jahren 1878 bis 1884 und den 60 in der Veröffentlichung des „Meteorological Office“ aufgeführten Fällen kommen auf den Monat:

Dezember	13	Juni	9
Januar	31	Juli	5
Februar	31	August	4
März	10	September	4
April	9	Oktober	6
Mai	6	November	2

Nach allen diesen Ausführungen scheint schon jeder Zweifel beseitigt, daß das Vorkommen und Auftreten des Staubes eine andere Ursache als die Richtung und Stärke des jeweilig herrschenden Passatwindes haben könne.

Außerdem findet diese Ansicht aber noch eine weitere gewichtige Stütze dadurch, daß von verschiedenen weit entfernt stehenden Schiffen gleichzeitige Beobachtungen von Staubfällen gemeldet wurden, zufolge deren man auf die bedeutende Ausdehnung einzelner Staubfälle schließen kann. So hat sich für den 12. Februar 1882 die muthmaßliche Größe des vom Staubfall bedeckten Gebietes zu 527 300 qkm ergeben — eine Fläche, welche nahezu derjenigen gleichkommt, welche das Deutsche Reich einnimmt.

Einen sehr deutlichen Einblick in die Natur des Ursprunges der Staubnebel — bezw. Staubfälle — gewähren auch noch nach den Tabellen der Seewarte und dem „Meteorological Office“ die Zahlen der prozentualen Häufigkeit diesigen und nebeligen Wetters für die verschiedenen Fünfgradfelder zwischen 10° und 30° nördl. Br. und 20° bis 40° westl. Länge in den einzelnen Jahreszeiten:

Prozentuale Häufigkeit diesigen Wetters im östlichen Theile des Passatgebietes des Nordatlantischen Ozeans.

Winter:

	40° W.		30° W.	20° W.
30° N.			2	4
			3	10
20° N.	4	5	18	22
10° N.	11	19	28	33

Frühling:

	40° W.		30° W.	20° W.
30° N.			3	5
			5	8
20° N.	6	1?	18	19
10° N.	13	14	23	26

Sommer:

	40° W.		30° W.	20° W.
30° N.			4	7
			11	16
20° N.	11	14	23	30
10° N.		14	15	20

Herbst:

	40° W.		30° W.	20° W.
30° N.			3	4
			8	9
20° N.	12	15	19	27
10° N.		18	15	17

Man ersieht aus diesen Aufzeichnungen deutlich, daß innerhalb des bezeichneten Gebietes das diesige Wetter am häu-

figsten in der Umgebung der Kap-Verden-Gruppe angetroffen wird, und daß (wie auch oben schon angedeutet), die Häufigkeit der Deklination der Sonne, also dieser entsprechend dem Passat und seinen jahreszeitlichen Verschiebungen folgt. Nach Norden und Westen nimmt die Häufigkeit ab. Das Auftreten des Staubes findet also genau so statt, wie es unter der Voraussetzung geschehen muß, daß der Ursprung des Nebels in der Sahara zu suchen ist, und daß der NO-Passat der Beförderer und Verbreiter desselben ist.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Fortsetzung. Mit zwei Abbildungen.)

Als wir uns bis auf ein paar Kabellängen Larat — der ersten Insel des Timor-Laut-Archipels — genähert hatten, blies der Wind wieder so stark vom Lande, daß wir nicht in den Hafen einlaufen konnten. Es kam nun ein mit Eingeborenen bemanntes Boot zu uns heraus. Da die Timor-Laut-Insulaner aber ihrer Räubereien halber übel berüchtigt sind, so trugen wir große Bedenken, sie an unser Schiff heran zu lassen. Es nützte uns unser Widerstreben aber nichts — um so mehr als ich selbst am Fieber darniederlag —, sondern die Leute schwangen sich kühn aufs Deck, ergriffen die Ruder und Bambusstangen, und bald nach dem Dunkelwerden befanden wir uns in dem Dorfe Ritabel.

Die Tenimber- oder Timor-Laut-Gruppe liegt zwischen 6° 20′ und 8° 30′ südl. Br. und 130° 40′ und 132° 5′ östl. L. v. Grw. und besteht aus etwa 20 oder 30 größeren und kleineren Inseln, die von kaum 13 000 Menschen bewohnt sind. Von diesen Inseln ist Gambena die größte und an ihrer Ostküste ziemlich stark bevölkert, an der Westküste dagegen durch blutige Kriege entvölkert und verödet. Die anderen Hauptinseln sind Vordate, Larat, Mulu, Maro, Sjera und Selaru. Die Bevölkerung spricht verschiedene Dialekte, kann sich jedoch über die ganze Inselgruppe verständigen. Auf der Insel Maro giebt es eine Niederlassung von Badjoresen, welche man als die Zigeuner des Indischen Archipels bezeichnen kann. Von der Südostküste von Celebes abstammend, und früher berüchtigte Seeräuber, hat sich dieses merkwürdige Volk nach und nach im Verlaufe unseres Jahrhunderts fast über sämmtliche Inseln verbreitet, und man findet sie sowohl auf den westlichen Philippinen, als auch an der Küste von Borneo, Celebes, Halmaheira, Buru, Ceram, West-Neu-Guinea und den sämmtlichen Inseln der Banda-See. Man erzählt von ihnen, daß sie ein Gelübde gethan haben, nur auf dem Wasser zu leben. Als das Volk sich aber stark vermehrte, wurde das in den meisten Fällen unmöglich, und sie halfen sich damit, daß sie ihre Häuser auf Pfählen über dem Wasser bauten. Durch ihr vieles Fahren auf dem Meere sind sie natürlich auch vorzügliche Seeleute geworden.

Die Bewohner von Timor-Laut sind ein schön gewachsenes, intelligentes Volk; wenn sie von den wenigen Reisenden, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, als außergewöhnlich groß bezeichnet werden, so muß ich dem aber widersprechen. Die Männer färben ihr Haar durch eine Mischung aus Kokosnußasche und Kalk hell, und dasselbe gewinnt dadurch ein aschblondes Aussehen, was sie ungemein verschönert und den Nordeuropäern ähnlich erscheinen läßt. Sie tragen ihr Haar, je nach der Beschaffenheit desselben, entweder hochgebunden (wenn es glatt ist) oder wulstartig (wenn es gelockt ist). In der Gesichtsbildung und Hautfarbe erinnern sie an die Polynesier von Fidschi und Samoa. Die älteren Männer färben ihr Haar wenig oder nicht. Die männliche Bevölkerung trägt meist nur den Schamgurt, entweder aus baumwollenem Stoff — von Luang importirt — oder aus geklopfter Baumrinde, aus welch letzterer auch wirkliche Jacken gemacht werden. Außerdem tragen sie Ohrringe aus Dugong-Zähnen oder Holz, Armringe besonders aus Conus-Muschel oder aus den Genickwirbeln des Dugong oder auch aus Büffelhorn. Beide Geschlechter tättowiren theilweise Stirn, Wange und Brust. Im Kriege tragen die Männer auf dem Kopfe ein Holz, worüber das Haar gekämmt wird, um demselben ein stärkeres Aussehen zu geben. In den Haaren stecken ein bis zwei Kämme aus Bambus, die ein Loch haben, in welchem ein oder mehrere Federräder befestigt sind, die sich beim Laufen und bei starkem Winde drehen (nach Art des bekannten europäischen Kinderspielzeuges). Leute aus höherem Stande tragen ein Diadem aus vielen zusammen gebundenen Elfenbeinringen, manche auch eine turbanartige Kopfbedeckung, an deren rechter Seite sich eine Perlenquaste befindet. Im Kriege bekleiden sich die Timor-Laut-Insulaner mit einem korsetähnlichen Lederpanzer. Schilde aus Holz werden wenig gebraucht. Die Hauptwaffe scheint Bogen und Pfeil zu sein. Die sehr schön und kunstvoll gearbeiteten Bogen sind über sieben Fuß lang, mit baumwollenem Stoffe überzogen und schwarz gefärbt. Es werden 13 bis 15 verschiedene Arten von Pfeilen im Kriege und auf der Jagd gebraucht. Auch haben die Bewohner verschiedene Sorten Lanzen, wovon eine mit einzelnem oder doppeltem Widerhaken eine sehr gefährliche Waffe ist. Sie besitzen auch Schießgewehre, und als Kugeln benutzen sie geschliffene Muscheln oder Steine. Klewangs, sowie Lanzen aus Bambus gebrauchen sie ebenfalls, und alles in allem sieht man, daß das Waffenhandwerk von ihnen sehr kultivirt wird. Die Frauen tragen einen Sarong von der Aloepalme (Borassus flabelliformus), oft mit künstlichen Figuren geschmückt. Der Sarong wird an dem Oberkörper mit einem vier bis sechs Zoll breiten Gurt aus Palmenrippen befestigt. Das Schloß des Gurtes ist oft sehr kunstvoll geschnitzt, und das ganze wird vielfach als Brautgeschenk benutzt. Der Oberkörper wird frei getragen, dagegen werden die Arme mit vielen Ringen geschmückt — besonders bei Kindern und erwachsenen Mädchen. Außerdem tragen Frauen und Mädchen goldene Ohrringe, silberne Fingerringe und kupferne oder messingene Fußringe. Auch auf Timor-Laut werden in vereinzelten Fällen die Zähne abgefeilt.

Beim Heirathen muß der Bräutigam dem Vater der Braut werthvolle Geschenke geben, die meist in goldenen Ohrringen bestehen. Wenn der Kaufpreis nicht voll ge-

zahlt werden kann, so verbleibt das Ehepaar im Hause der Schwiegereltern, bis das Fehlende herbeigebracht ist. Die Frauen sind sehr arbeitsam und verrichten beinahe sämmtliche Feldarbeit, und schon früh am Tage hört man sie den Mais stampfen, zu welchem als Mörser die Tridacna-Muschel dient. Da ihre Felder und Gärten oft stundenweit entfernt im Walde oder an der Küste liegen, so sieht man sie auch morgens in ihrem Boote, jede mit einer Bambusstange versehen, das Ufer entlang steuern.

Klewangs nebst Scheiden.

Die Häuser sind auch hier vier bis fünf Fuß über dem Grunde auf Pfählen erbaut, meist mit dem Giebel dem Wasser zugewendet. An der Mitte des Hauses führt eine Treppe ins Innere. Der Fußboden besteht aus Bambusstreifen, zwei Fuß über demselben befinden sich die langen, bankartigen Schlafstellen, ebenfalls aus Bambus, und als Kopfkissen dient ein rundes Stück Holz (oder Bambus). Nahe dem Giebel, der nach dem Lande gerichtet ist, ist die Feuerstelle angebracht. Oberhalb der Schlafstellen werden auf Bambus-Gestellen oder in Körben allerlei Feldfrüchte aufbewahrt.

Fast in jedem Dorfe befindet sich ein Haus am Wasser, welches Fremden Obdach gewährt, und welches auch zugleich als Trink- und Versammlungshaus benutzt wird. Außerhalb desselben findet man fast stets das Bildniß des timoresischen Bacchus Obila-Lingat, an diesem werden die des Morgens unter fröhlichem Gesange vom Palmbaume herunter genommenen Bambusgefäße, mit Palmwein gefüllt, aufgehängt — wahrscheinlich, damit der Gott ihm seinen Segen spende. Auch errichten die Eingeborenen schuppenartige Gebäude, in denen sie die Boote vor den Sonnenstrahlen schützen; wo solche fehlen, bergen sie dieselben unter den Wohnhäusern. Die Straßen im Dorfe sind sehr unregelmäßig.

Palmenweinbecher.

Wasserbehälter.

Waffen und Geräthe der Timoresen.

Der Fischfang geschieht auch hier bei Fackelschein durch Speere oder durch Pfeil und Bogen; außerdem dient das Fleisch der wilden Schweine und Büffel als Nahrungsmittel. An Feldfrüchten genießen die Insulaner Mais, weniger Reis und Ubi (süße Kartoffeln). Die Palmweinbereitung bildet die Hauptbeschäftigung der Männer, und aus dem Weine destilliren sie auch noch ein sehr starkes branntweinartiges Getränk, das Koli-Water heißt. Der Apparat dazu besteht aus zwei zusammengekitteten irdenen Töpfen und einem Bambusrohre. Die Timor-Laut-Insulaner sind in ihrem Wesen, wenn sie nicht betrunken sind, ein fröhliches Volk, allerdings nach unseren Begriffen etwas zudringlich und sehr neugierig; ich fand sie aber viel besser, als ihr Ruf war, und im Grunde genommen besser, als alle die Insulaner, welche wir besuchten.

Sie besitzen viele Götzen, von denen Dudillah der vornehmste ist; derselbe soll, wie mir berichtet wurde, in gewissen Häusern aufgestellt sein, und es sollen ihm täglich Opfer gebracht werden. In einem Dorfe, das ich besuchte, sah ich ihn aber auf dem Hauptplatze im Freien stehn. Es wird den Leser vielleicht interessiren, wenn ich die in Timor-Laut erworbenen Götzen zur Charakteristik der religiösen Anschauungen näher bezeichne:

1. Zu oberst steht der eben erwähnte Hauptgott Dudillah;
2. Diesem zunächst steht der ebenfalls bereits beschriebene Obila-Lingat, welches der Dudillah in anderer Form sein dürfte;
3. Weat-Tuanat (der Geist des Herrn);
4. Obila-Wanat — diese beiden als Beschützer und Befruchter der Maisfelder geltend;
5. Wew-Nawal, der in den Häusern aufgestellt ist und die Menschen mit Krankheit straft, falls sie die alten Sitten vergessen und nicht fleißig opfern;
6. Nitu-Tawi, der die Köpfe der Vorväter schützt (die Köpfe werden bei einzelnen Familien, nachdem sie durch Verwesung vom Körper getrennt, im Hause aufbewahrt, um den Schutz der Verstorbenen zu genießen);
7. Weat-Foer, ein Geist, welcher die Menschen des Verstandes beraubt; kommt solches Unglück in der Familie vor, so wird schleunigst ein Bild dieser Gottheit gemacht, im Hause aufgestellt und ihm fleißig geopfert;
8. Nit-Nangen, der neben den Feldern aufgestellt wird, um die bösen Waldgeister von denselben zu verscheuchen;
9. We-Jassu, der Schützer vor dem Feuer (da die Leute beim Tanze viele Palmenfackeln verwenden, können die Funken den Dächern leicht gefährlich werden);
10. Fadu-Owan, die Gottheit der Lampen;
11. Obea-Jahar, der Gott der Rache; (Ist Jemand bestohlen, beraubt oder betrogen worden, und ihm der Uebelthäter bekannt, so macht er sich ein Bild von der genannten Gottheit und stellt sich unter deren Schutz. Dann nimmt er von irgend einer beliebigen Person Schweine, Hühner, Kokosnüsse, Feldfrüchte rc., bis er sich entschädigt glaubt. Der so Geschädigte muß nunmehr den Dieb zu erlangen suchen; kann er dies nicht, und können oder wollen auch seine Verwandten es auch nicht, so muß das ganze Dorf für das gestohlene Gut aufkommen; es giebt dies sehr oft Gelegenheit zu Kriegen);
12. Obra, der Schutzgott auf längerer Seereise;
13. Nitu-Wiwit, der Gott, der Glück beim Fischfang bringt;
14. Nit-Verlore, der Gott, welcher aufgestellt wird beim Gießen von metallenen Gegenständen (messingenen Fußringen, kupfernen Lanzen rc. und dem vor dem Gießen geopfert wird);
15. Wolturer, die Gottheit, welche bei Dürre neben die Brunnen gestellt, und welcher dann geopfert wird;
16. Wet-Lingat, der Gott, welcher das Haus während längerer Abwesenheit des Besitzers beschützt;
17. Matan-Telu, der Gott mit drei Augen und der Schützer jedweden Eigenthums, der von den Dieben sehr gefürchtet wird;
18. Wet-Jangelu, der größte Wit (Geist), der dazu verwandt wird, zahlfaule Schuldner nachts im Traume, sowie auch bei Tage zu ängstigen, bis sie zahlen;
19. Trang-Nooka, der Gott, welcher die Familienglieder vor Betrunkenen schützt und welcher unter Umständen die Unruhestifter durchprügelt;
20. Wet-Seseka, der Gott zur Warnung für Leute, die zu Gewaltthaten geneigt sind;
21. Wett-wo'ea, ein Krokodilbild, welchem fleißig geopfert werden muß, damit man nicht von einem solchen Thiere gefressen wird;
22. Iwin-Oball, eine Gottheit in Form eines Hundes, welcher bei längeren Seereisen auf das Vordertheil der Prau aufgestellt und gewissermaßen als Führer und Lootse betrachtet wird (besonders bei dem regenreichen Westmonsun);
23. Wet-Wiling, der Schutzgott der Schiffssteuerruder;
24. Luw-Nitu, ein Sack, der ein paar kleine Holzfiguren nebst allerlei Wurzeln und anderen Zaubermitteln enthält und beim Fischfang benutzt wird; (In dem Sacke befindet sich auch eine heilige Kalk- und Siri-Dose, und beim Fangen einer Schildkröte wird Siri und Pinang gekaut und der Speichel dem Thiere ins Maul gespieen, der Kalk ihm aber in die Augen gestreut, damit es versöhnt werde und den Tödter nicht erkennt);
25. Nit-Snara, der Gott, welcher Glück bei der Jagd bringt und welcher zum Schutze der Fallen oder Selbstschüsse aufgestellt wird;
26. Inkilu-Likerwurde, der Schutzgott der Häuser, welcher die Diebe durch Abbrennen ihrer eigenen Häuser bestraft;
27. Wet-Suruk, der Schützer alles Eigenthums, der den Dieb durch eine Hautkrankheit, welche wie ein Klewanghieb aussieht, bestraft (das Götzenbild ist mit einem Klewang ausgerüstet);
28. Wet-se, der spezielle Schützer des Hauses des Orangkaja von Sjera (einem Dorfe auf dem südwestlichen Timor-Laut).

Außer den bereits genannten Götzen besitzen die Timoresen noch in jeder Familie die sogenannten Waluts — die Geister der verstorbenen Vorväter — welche als Schutzpatrone angesehen werden, und für die fast in jedem Hause ein Platz vorgesehen ist, wo die Bilder stehen und ihnen geopfert wird.

Ferner trägt ein jeder Krieger einen Sack am Gurt, in welchem sich als Amulette steinerne Aexte, Wurzeln und viele kleine hölzerne Waluts befinden; insbesondere von jedem seiner verstorbenen Vorväter, welche sich im Kriege ausgezeichnet haben, ein Bild, das Prissi-Walut genannt wird; und ebenso auch von jedem Vorvater den ersten Genickwirbel (Nit-Botan). Der ganze Sack wird Suwa-Saak genannt. Um einem Dorfe den Krieg zu erklären, sendet man ein Götzenbild, Walut-Nora-Nooen mit Namen, dem man ein junges Kokosblatt um den Hals gebunden hat, läßt es am Strande vor dem Dorfe aufstellen, und beginnt darauf die Feindseligkeiten.

Ferner benutzt man die Waluts als Schutzpatrone des Hauses und seiner Insassen, sowie auch auf dem Wasser, im Walde, in den Kokospflanzungen, auf den Feldern rc., in welchem Falle sie dann Walut-Tana-Wär genannt werden.

Die im Westen des Indischen Archipels so sehr üblichen Verbotsstöcke oder Matakau sind auch hier im Gebrauche, und dieselben werden auch hier theils in Menschen- theils in Thiergestalt gemacht. Weat-de-Su ist Schützer der Pinang-Bäume, ebenso We-nissa, Wet-Karba und Laiali (Schlange, Büffel und Maus). Sehr häufig findet man ein Krokodil mit einem Manne im Rachen aufgestellt, und ist dasselbe ein besonders gefürchtetes Matakau. Auch Abbildungen von giftigen Fischen werden viel benutzt. Waba-Wenn ist ein Verbotsstock in Form eines Menschen, der errichtet wird, wenn fremde Händler auf der Insel erwartet werden — zum Zeichen, daß gewisse Früchte innerhalb einer Zeit von zwei bis drei Monaten nicht gepflückt werden dürfen. Man thut dies namentlich in den Kokospflanzungen, um recht viel Copra für die Händler bereit zu haben. Ein anderer Verbotsstock ist Waba-Fra, derselbe soll den Eigenthümer eines Nutzholzwaldes davor bewahren, daß jemand seine Bäume fälle.

Von anderen religiösen Gegenständen erwarb ich namentlich noch das Modell einer Prau namens Leor, welche bei ansteckenden Krankheiten von jedem Familienvater, der einen Kranken hat, mit einer Holzfigur nebst beigelegten Opfergaben versehen und dann den Wellen übergeben wird; ebenso ein anderes Prau-Modell, welches den Sarg eines Radja darstellte, und auf seinem Deckel viele Fahnen und Holzfiguren in Menschengestalt trug, die mit Gewehren und Trommeln versehen waren, um die bösen Geister vom Grabe zu verscheuchen. (Als Grabstätte der Radja dient gewöhnlich ein auf seichtem Korallenriff errichtetes Bambusgestell, und die Särge haben die Form des eben beschriebenen Modells. Man behauptet, daß die Seelen der Verstorbenen nach den Inseln Nusnita und Selo wandern und darum das Schiff nöthig haben. — Es scheint diesem Brauche eine dunkle Erinnerung an die ehemalige Einwanderung zu Grunde zu liegen. Auch ist es bemerkenswerth, daß die Sage geht, die Insel sei früher ein großes Festland gewesen, das durch den Zorn der Götter zum größten Theil unterging.)

Da der Posthalter von Ritabel gerade nach der Insel Fordate gefahren war, so mußte ich mich auf eigene Hand nach einem Hause umsehen, ich fand aber keins, das mir zusagte, und schlug deshalb schließlich unter der Veranda des Posthauses mein Quartier auf. Das Haus war mit einem ziemlich starken Bambuszaun umgeben, der mich vor dem Andrange der Leute schützte. Nachdem ich meine Tauschartikel daselbst untergebracht hatte, langten mehrere Prauen aus Sjera an, die die Eingeborenen in große Aufregung versetzten, dieselben fuhren aber bald wieder ab, und mein Handel fing an zu blühen. Am 5. Juni hatte ich starkes Fieber und konnte wenig thun. Um mich vor der Neugierde der Leute zu schützen, deren beständiges Anstarren mir peinlich war, ließ ich ein Segel vor mein Bett ziehen, dies nutzte mir jedoch wenig, da besonders die Weiber den Vorhang zurückschlugen und ihre Musterung immer von neuem begannen. Am 6. Juni hatte mein Fieber nachgelassen und ich konnte meine Arbeiten wieder aufnehmen. Es war mir dabei sehr angenehm, daß sich die Leute hier viel leichter von ihren Schätzen trennten, als anderweit, und daß sie sogar mit den Köpfen ihrer Vorväter keine Ausnahme machten.

Am 7. Juni unternahm ich einen Ausflug nach dem Inneren der Insel Larat und fand daselbst regelrechte Dörfer, umgeben von Reis- und Maisfeldern. Die dortigen Häuser benutzt man aber nur beim Säen und Ernten der Feldfrüchte, weil die Leute für gewöhnlich an der Küste wohnen. Die Mitte der Insel bildet ein von einem kleinen Bache durchflossenes Thal, der nach Osten läuft. Auf meinem Rückwege durch das Dorf sah ich übrigens, daß die von mir tags vorher gekauften Götzen bereits durch neue ersetzt waren. An diesem Tage hatte einer von den Dorfbewohnern einen jungen Karabau erlegt und ich hatte dadurch das Vergnügen, seit Makassar zum ersten male wieder ein Beafsteak zu genießen. Nachts wurde von dem lustigen Völkchen regelmäßig bei Fackelschein getanzt, und da ich mich etwas besser fühlte, sah ich mir die Tänze zuweilen an. Die Tänzer waren junge Männer im Alter von 15 bis 20 Jahren, und die Haupttänzer hatten eine Trommel, welche sie in der linken Hand hielten, mit der rechten Hand aber schlugen, in der Weise, daß der Handballen die Kante und die Fingerspitzen das Trommelfell trafen. Je zwei und zwei tanzten zusammen, den linken Arm durch den rechten des Nachbars gesteckt, jedoch so, daß die Trommel noch frei gehalten werden konnte. Sämmtliche Paare bildeten einen Ring, bewegten sich rhythmisch in der verschiedensten Weise, und zu dem Tanz wurde gesungen.

Am 8. Juni gelang es mir, zwei gegen 12 Fuß lange Dudillah-Bilder zu erhalten, die vor dem Gesellschaftshause des Nachbardorfes Watidal aufgestellt gewesen waren und eine große Aehnlichkeit mit den in Nordwest-Amerika gebrauchten Stammbäumen hatten. In einem Kriege (1883) war das Dorf überfallen und verbrannt, von dem Götzenbilde aber ein Stück von der Nase, dem Arme und dem Fuße abgehauen worden, und seitdem scheinen die Eingeborenen den Glauben an seine Kraft verloren zu haben.

Seit unserer Ankunft hatte es jeden Tag arg gestürmt, und wir waren daher froh, daß wir die Inselgruppe vorher erreicht hatten.

Am 9. Juni Abends kehrte der Posthalter, Herr Hohendorp, ein Halbblut von Ambon, nach Ritabel zurück. Seine Mission nach Fordate war nicht mit Erfolg gekrönt gewesen; er hatte nämlich daselbst einen Verbrecher gefangen nehmen sollen, die Bevölkerung hatte ihn aber nicht ausgeliefert. Am 10. Juni gingen wir zusammen nach dem Dorfe Watidal auf die Jagd, da unser Fleischvorrath zu Ende war, und in weniger als einer Stunde hatten wir 14 große Tauben erlegt, was keine große Kunst war, da wir die Vögel in der Dorfstraße von den Bäumen herabschießen konnten. Die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes begleitete uns aber dabei. Zwischen Ritabel und Watidal haben sich zahlreiche große Felsblöcke von der Küste losgelöst, welche wie Pfeiler aus dem Wasser herausragen; dieselben werden sämmtlich als Begräbnißplätze benutzt. Die meisten Särge sind Kanus, die oft in der Mitte durchschnitten sind. Andere Särge sind aus Palmenblattrippen oder aus Baumrinde gefertigt. Oft waren sie schon gänzlich verfallen und dann grinsten uns die Schädel daraus entgegen. Abends wurde wieder getanzt, und dabei erfuhr ich, daß es sich um eine Art Generalprobe für ein bevorstehendes großes Fest in dem Dorfe Lamdesar (an der Südostküste der Insel) handle, zu dem die ganze Bevölkerung von Ritabel geladen sei. Hier wie in Nordwest-Amerika werden den Besuchern bei solchen Festen reiche Geschenke verehrt, worauf dann im folgenden Jahre die Lamdesaren nach Ritabel kommen und ein gleiches Fest feiern.

Am 12. Juni hatte ich sämmtliche Einkäufe beendet, die Sachen numerirt und beschrieben und zum weiteren Transport nach Makassar verpackt, weil bald ein Schiff erwartet wurde. Da langte abends ein Boot an, mit der Nachricht, daß eine Flotte mit Kriegern von der Insel Mulo auf dem Wege nach Ritabel sei, um das Dorf zu bekriegen. Der Grund dazu war der: an demselben Tage, wo ich in Ritabel anlangte, waren im Nachbardorfe Watidal zwei dort zum Besuch sich aufhaltende Leute aus Mulo ermordet worden, die Verwandten hatten dies erfahren und kamen jetzt als Rächer. Die Bewohner geriethen in große Aufregung und kamen zum Posthalter, um sich Rath zu erholen. Auf meine Frage, warum sie die Leute erschlagen hätten, antworteten sie mir aber nur, daß die Leute von Ritabel im Februar auch drei Personen aus Mulo erschlagen hätten, und diejenigen von dem kleinen Nachbardorfe Ridol ebenso einen Mann von der Ostküste Timors, und daß dann die Einwohner beider Dörfer die Leute von Watidal so lange geneckt und Weiber gescholten hätten, bis diese die in Frage stehende Unthat vollbracht hatten. Ein nichtssagenderer Grund für einen Todtschlag kann wohl nicht gedacht werden. Als die Eingeborenen uns um unseren Beistand im bevorstehenden Kampfe baten, erklärte ich ihnen deshalb rund heraus, daß sie alle aufgehangen zu werden verdienten, was sie ruhig hinnahmen. Da wir zu befürchten hatten, in der Nacht überfallen zu werden, brachten wir aber unsere Gewehre und Revolver in Ordnung.

Als am 13. Juni vormittags noch nichts von den Kriegern von Mulo zu sehen war, beschloß ich aber abzureisen. Ein Versuch, welchen ich machte, einen der in Ritabel weilenden Leute aus Sjera als Lootsen zu erhalten, mißglückte leider, und nachdem wir uns verabschiedet und auf Wunsch des Orankaja beim Absegeln Salutschüsse abgegeben hatten, überfiel uns draußen auf der See ein böser Sturm, der unsere Prau auf die Seite legte, sie mit Wasser füllte, und uns direkt auf ein mehrere Meilen langes Korallenriff los trieb, an dem sich die See mit furchtbarer Gewalt brach. Meine Leute beteten laut zu Allah, und es schien, als ob wir diesmal alle zu Grunde gehen müßten. Zum Glück ließ der Wind aber einige Minuten nach, wir konnten das Segel vom Maste losschneiden, das Schiff wieder aufrichten, mit Hilfe eines kleineren Segels an dem Riffe vorbei steuern und eine Bucht erreichen, in der wir Anker warfen. Auch hier wehte der Monsum freilich so stark, daß wir trotz unserer drei Anker noch immer in Gefahr waren, an den Felsen zu zerschellen. Sobald es der Sturm gestattete, bemannte ich aber unser Boot und sandte es mit einem Briefe zum Posthalter, denselben ersuchend, alles aufzubieten, um uns einen Lootsen zu senden. Der übrige Theil der Mannschaft schöpfte unterdeß das Wasser aus der Prau und reparirte Taue und Segel.

Am 14. Juni früh kam der Posthalter mit einigen Leuten mit der angenehmen Nachricht, daß der Orankaja aus Sjera an einer Landspitze, welche wir passiren müßten, uns erwarten und uns als Lootse dienen werde. Wir gingen also trotz des starken Sturmes wieder unter Segel und kamen auch, nachdem wir verschiedene gefährliche Korallenriffe passirt hatten, an der besagten Landspitze an, wo der Orankaja mit seinem jungen Sohne an Bord kam, um uns in $1^1/_2$tägiger Fahrt nach seiner Insel zu bringen. Bei Timor-Laut schneiden die Wasserstraßen ebenso tief in die Inseln ein, wie bei den Kei- und Aru-Inseln, und ebenso trennen sie zahlreiche Stücke davon ab. Diese schmalen und tiefen Kanäle sind aber nur den Eingeborenen bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Queensland.

(Fortsetzung. Mit drei Abbildungen.)

Die Sommerhitze ist auch in West-Queensland eine furchtbare, und bei Diamantina sind schon 53° C. beobachtet worden. Bewegt man sich in solcher Hitze im Freien, so findet man auch keinen anderen Schatten zum Rasten und Ausruhen als den, welchen der Körper seines Pferdes wirft. Nichtsdestoweniger erfreuen sich die Squatters und ihre Arbeiter im allgemeinen auch einer in dieser Gegend beneidenswerthen Gesundheit, und bei der Arbeit draußen empfinden sie die Gluth, wie es scheint, viel weniger lästig, als es im Hause der Fall ist. Die Hauptkrankheiten, von welchen die Kolonisten heimgesucht werden, sind ein schmerzhaftes Augenübel („sandy-blight"), das leicht zur Blindheit führt; eine böse Hautkrankheit („barcoo-rot"), die durch einfaches Kratzen hervorgerufen werden kann; und eine Brechkrankheit („beliander"). Offenbar hängen dieselben mit dem Klima eng zusammen.

Das Leben auf der Schafzüchter-Station ist natürlich ein höchst einförmiges, und der Squatter hat in dieser Hinsicht kaum viel vor seinen Arbeitern voraus. Höchstens kann er sich öfters einmal durch eine Reise nach der Hauptstadt an der Küste etwas Abwechselung schaffen. Der Arbeiter plagt sich unverdrossen ein paar Jahre auf der Station, und dadurch, daß er so gut wie nichts von seinem Lohne ausgiebt, häuft er eine hübsche Summe auf. Endlich läßt er sich aber von seinem Herrn den Lohn in Form eines Check auszahlen, um damit zum nächsten Dorfe zu ziehen, und ihn zusammen mit leicht gefundenen Zechgenossen bis auf den letzten Schilling zu vertrinken. Dann fängt er die Arbeit und das Sparen wieder von vorn an. — Mit Zeitungen und Tagesneuigkeiten ist die Station im allgemeinen gut versorgt.

Charakteristisch ist dem Westen von Queensland ein großer Mangel an Frauen. Die Squatters zwar sind beinahe immer verheirathet, ihre Arbeiter sind es aber selten, und Frauen, die ledig in diese Gegend kommen, bleiben es in der Regel nicht lange.

Nach unserer Rückkehr aus West-Queensland wenden wir uns von Rockhampton entlang der Küste nordwärts, und das Dampfboot bringt uns zunächst nach Mackay, einer kleinen Stadt, die ihre Entstehung den Zuckerrohrpflanzungen ihrer Umgebung verdankt. Die betreffende Kultur wird zumeist mit Hülfe von sogenannten Kanaken, die von den Archipelen der Südsee stammen, betrieben, und diese Arbeitskräfte sollen sich auch ganz vorzüglich bewähren. Außer freier Her- und Rückfahrt erhalten sie in der Regel für einen dreijährigen Dienst, zu dem sie sich verpflichten müssen, nur 18 Pfd. Sterl. Es sind also sehr billige Arbeiter. Ihre Behandlung seitens der Pflanzer ist im allgemeinen eine gute, und die Zahl derjenigen, die sich in Queensland dauernd wohlbefinden und für immer daselbst bleiben, ist keine geringe.

Von Mackay geht es bald weiter nach Townsville, das sehr malerisch an einer seichten Bucht des australischen Korallenmeeres liegt, das sich durch die Viehzucht und den Bergbau seines Hinterlandes ungemein rasch entwickelt hat, und das noch viel höher emporstrebt; und von da begaben wir uns nach der Mündung des Herbert-River, um diesen Fluß hinauf eine weitere Exkursion in das Innere zu unternehmen. Zuerst ist es eine sumpfige Mangrove-Landschaft, die sich rechts und links von uns befindet, indem unser Boot uns stromauf trägt, allmählich wird es aber festerer — obwohl immer noch flacher — Boden, der sich vorzüglich zur Zuckerrohrkultur eignen soll, und auf dem auch thatsächlich eine Anzahl großer Plantagen angelegt worden ist. Zum Theil ist er noch mit Riesen-Eucalypten bewachsen, das Fällen derselben schreitet aber rasch vorwärts, und damit ändert sich auch die ganze Physiognomie der Landschaft. Die Tauben- und Webervögel finden hier nicht mehr ihre Lebensbedingungen, und auch der Kasuar ist bereits sehr selten geworden. Nur die Krokodile in dem Flusse scheinen sich zuvörderst noch nicht sehr um das Vordringen des Kulturmenschen in diese Regionen zu kümmern.

Höher hinauf dehnen sich Pandanus- und Palmen-(Livistonia-) Wälder aus, und die sogenannte Dividing Range erreicht eine viel bedeutendere Höhe als weiter südlich.

Eingeborene giebt es in dieser Gegend noch ziemlich viele, und wir finden bei unserem Aufenthalte mannigfache Ge-

Eingeborene von Nord-Queensland.

Wallaby-Jagd.

legenheit, sie in ihrem Thun und Treiben zu beobachten. Im allgemeinen sind es große, kräftige Menschen. Zum Theil helfen sie beim Urbarmachen des Landes, wenn anders die Pflanzer sie zu behandeln verstehen, und sie nicht etwa, wie es oft geschieht, einfach als wilde Thiere betrachtet. Ihre Bezahlung erhalten sie dann in Gestalt von Mehl, Zucker, Thee, Tabak, Fleisch zc. Der Anthropophagie, die sie früher offen betrieben haben, huldigen sie heute höchstens noch im geheimen, den Diebstahl treiben sie aber ziemlich arg. Zum größten Theile gehen sie noch völlig unbekleidet einher, zum Theil aber sind sie auch bezüglich der Kleidung von der Civilisation angehaucht, und dann besteht ihr höchster Ehrgeiz darin, ein Hemd, eine Tabakpfeife und einen Filzhut zu besitzen. Das Fleisch, das sie beim Schlachten eines Ochsen erhalten oder erhaschen, verzehren sie ohne irgend welche Zubereitung. Im übrigen essen sie Känguruhs Ratten, Eidechsen, Schlangen, Insektenlarven zc., und ein Europäer dürfte ihrer Kost nicht viel Geschmack abgewinnen, bis auf den Bandicut (Perameles) vielleicht, der ein sehr wohlschmeckendes Fleisch liefert.

Bei der Jagd, der sie mit Leidenschaft obliegen, bedienen sie sich theils der Wurfkeule (Nolla-Nolla), die ihnen mit ihrem spitzen Ende nebenbei auch zum Ausgraben von Wurzeln und Erdthieren dient, theils der Lanze. Der Boomerang wird in dem bewaldeten Lande im allgemeinen nicht angewendet. Um die Känguruhs aufzujagen, stecken die Wilden in der Regel das dürre Gras und Kraut in Brand, und weil der starke Morgenthau das Brennen oft unmöglich macht, so wählen sie als Jagdzeit mit Vorliebe den Nachmittag. Theilweise fangen sie die Wallabys auch in grobmaschigen Netzen, die sie selbst flechten und an Pfählen befestigen. Um Vogelnester zu erreichen, ersteigen die Eingeborenen mit erstaunlichem Geschick die höchsten Bäume, und zwar mit Hilfe des sogenannten „kâmin“ — eines Rotangtaues (von Calamus australis), das sie um den Baumstamm werfen, und um ihre Arme schlingen. Die sehr scheuen und schwer zu beschleichenden Kasuare werden mit Hilfe abgerichteter Dingos gejagt.

Rast im Schatten des Pferdes.

In ihren Kriegen — die zwischen den einzelnen Stämmen häufig genug sind — gebrauchen sie außer den erwähnten Wurfkeulen und Lanzen noch Schwerter aus sehr hartem Holze und in primitiver Weise verzierte Schilde. Außerdem bemalen sie für den Kampf ebenso wie für den Tanz Gesicht und Körper mit rother oder gelber Farbe. Vor Feuerwaffen hegen sie große Furcht und die Sicherheit der Weißen unter ihnen ist ganz wesentlich hierin begründet.

Die religiösen Vorstellungen scheinen sich auf eine abergläubische Scheu vor allerlei bösen Geistern, die den Menschen Uebles zufügen können, zu beschränken.

(Nach Karl Lumholtz, Blant Menneskeaedere. Kopenhagen 1887.)

Kürzere Mittheilungen.

Die Insel Cypern.

In der Märzsitzung der Münchener Geographischen Gesellschaft entwarf Dr. E. Oberhummer eine Charakteristik der Insel Cypern und ihrer Neugestaltung unter englischer Herrschaft. Die geographische Wissenschaft dankt der letzteren in erster Linie eine trigonometrische Aufnahme Cyperns im Maßstabe 1 : 63360. Zwei große Gebirgssysteme und eine dazwischen liegende Ebene — die Mesaria — bilden die natürlichen Abtheilungen der Insel. Der südwestliche Theil ist von dem Troodos-Gebirge, das bis 1950 m aufsteigt, beherrscht; dasselbe ist von Limassol aus vermittelst einer vortrefflichen Gebirgsstraße nahbar, und es befindet sich in ihm in schattiger, quellenreicher Umgebung, nur 150 m unter dem höchsten Gipfel, das Sommerlager der englischen Truppen und Beamten. Den höchsten Punkt des nordöstlichen Gebirges (950 m), das aus Jurakalk besteht, nimmt die Burgruine Buffavento ein, von der aus man eine noch herrlichere Aussicht genießt, als vom Troodos-Gipfel. In der Mesaria erheben sich zahlreiche Tafelberge, die durch Auswaschung entstanden sind. Der Kupferreichthum der Gebirge, dem Cypern seinen Namen verdankt, ist neuerdings durch eine englische Gesellschaft wieder in Angriff genommen worden. Die englische Regierung hat auch auf der Insel sechs meteorologische Stationen errichtet, so daß eine nähere Beleuchtung ihrer klimatischen Verhältnisse demnächst zu erwarten steht. Die Fiebergefahr ist während des Sommers nicht schlimmer als in anderen Mittelmeerländern. Der Wald, welcher Cypern einst allenthalben bekleidete, ist heute auf wenige dürftige Bestände beschränkt, und setzt sich in den niederen Lagen aus Seestrandkiefern, in den höheren aber aus karamanischen Föhren zusammen. Am besten ist noch das Troodos-Gebirge bewaldet. Das quellenreiche Gebiet von Kythraea, nördlich von Nikosia, bildet einen ungemein üppigen Fruchtgarten, und zeigt, was die künstliche Bewässerung auf dem Inselboden vermag. Sehr bedeutend ist noch immer der Weinbau, doch kommen nur die edlen Sorten von Kommanderia in den Handel. Im Troodos-Gebirge lebt vereinzelt das wilde Muflon (Ovis Cypria), ein naher Verwandter des sardischen Mouflon und des asiatischen Argali. Unter den Hausthieren sind Schafe, Ziegen, Maulthiere und Esel die hauptsächlichsten. Im übrigen ist die Seidenraupe von hoher Bedeutung für die Insulaner, sowie — als schlimme Landplage, der man seit einigen Jahren systematisch zu begegnen sucht — die Heuschrecke. Das Haupt-Bevölkerungselement ist von jeher das griechische gewesen. Das Kultur- und Wirthschaftsleben der Insulaner wird zuvörderst noch immer durch die fortgeltenden osmanischen Gesetze in seiner Entwickelung gehemmt, indessen sind unter der britischen Verwaltung auch darin bereits große Fortschritte gemacht worden.

Transkaspien und seine Kulturbedeutung.

Vor einer zahlreichen Versammlung von Mitgliedern und Gästen der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg hat Generallieutenant Annenkof, der Erbauer der transkaspischen Eisenbahn, am 20. März einen Vortrag über Mittelasien und dessen Kulturwerth für Rußland gehalten, aus dem wir das Folgende entnehmen. Nachdem der Redner in allgemeinen Zügen an die rasche Entwickelung der einst menschenarmen und wüsten, jetzt aber rührigen und gut bevölkerten Steppengegenden Südrußlands und an die zwar langsamer aber beständig fortschreitende des Orenburger Landes und Sibiriens erinnert hatte, ging er zu der Hauptfrage über, ob die mittelasiatischen Besitzungen Rußlands überhaupt und die transkaspischen Gegenden im besonderen die Bedingungen zu einer erfolgreichen Kolonisation darbieten oder nicht. Der General ist für eine entschiedene Bejahung derselben. Er findet, daß dort ausgedehnte Striche vorhanden sind, welche eben so günstige Verhältnisse zur Besiedelung bieten, wie viele dicht bevölkerte Gegenden Chinas. Das sind die Lößländer, welche sich den Ufern der Flüsse entlang und an den Abhängen der Gebirge vorfinden, und welche eine Vegetation hervorbringen, die den Boden vor der Verwehung durch den Wind schützt und andererseits dem Menschen im Kampfe gegen den Flugsand als Nahrungsquelle und Rückhalt dient. Eingehende Untersuchungen haben festgestellt, daß der gesammte Strich von Kisil-Arwat bis Askabad und darüber hinaus im ganzen Atekgebiete einen einzigen zusammenhängenden Löß-Distrikt darstellt, der nur hier und da von Sandstellen unterbrochen wird. Wenn man sodann die ausgedehnte Region, in der die zahlreichen Arme des Amu-Darja ihre stetigen Verlegungen ausführten, als eine sicherlich lößbedeckte hinzurechnet, so ergiebt sich ein höchst umfangreiches Gebiet des Lößbodens. Die Brückenbauten aber bei Anlegung der transkaspischen Eisenbahn haben eine Mächtigkeit des Lösses von 20 bis 40 m Tiefe erschlossen, und die chemische Analyse hat die völlige Identität desselben mit demjenigen Chinas herausgestellt. Auf solchem Boden werden bei gehöriger Bewässerung auch in Transkaspien erstaunliche Erträge erzielt. In der Oase Merw z. B. wurde im Jahre 1888 trotz mangelhafter Bearbeitung das 170. Korn gewonnen! Mag denn auch das Reich des Sandes in Transkaspien ein großes sein, beträchtlich sind zugleich die zur Besiedelung tauglichen Kulturbereiche. Ja, wenn der Flugsand die letzteren zu überschütten und damit zu vernichten sucht, so ist der Mensch zum Theil selbst daran schuld, indem er die dort entstandene Vegetation zur Erlangung von Brennstoff vertilgt hat. Wo die Sandstrecken den Wohnsitzen der Menschen ferner liegen, sieht man in ihnen Tamarisken, Saxaul und andere Gewächse ihr Dasein fristen, auch gewisse Grasarten, die nebst jenen den Sand befestigen und seine Beweglichkeit hemmen. Einen interessanten Beleg für das Walten der Natur und das entgegengesetzte des Menschen liefert die Thatsache, daß, seitdem das Verbot ergangen ist, bis zu einer Entfernung von 5 km zu beiden Seiten der Eisenbahn Saxaul und Tamarisken niederzuhauen, sich dort von neuem eine Vegetation gebildet hat, die vordem vernichtet war. So hat denn auch die Bahnverwaltung, nachdem sie zuerst fremde, aus Europa herbeigebrachte Gewächse dem Bahnkörper entlang anzupflanzen versucht hatte, jetzt die heimischen Arten ins Auge gefaßt und Pflanzschulen derselben angelegt, aus denen später die bestgeeigneten an das Geleise versetzt werden sollen. Bemerkenswerth ist übrigens die Thatsache, daß die Bewegung des Sandes — entsprechend der vorherrschend östlichen Richtung des Windes — nicht nach dem Innern Asiens hinein, sondern nach dem Meere hinausgeht, so daß infolgedessen eher eine Zuschüttung des Aralsees erwartet werden könnte, als eine Ausdehnung der Karakum-Wüste nach Osten. Vielleicht auch tritt nunmehr ein in Buchara längst gehegter Plan und Wunsch ins Leben, nämlich die Einführung eines großen Kanals in die Karakum. In der That, wenn man

bei Tschardschui das Hochwasser des Amu sich 4 km weit ausbreiten und mit einer Geschwindigkeit von ziemlich 12 km in der Stunde ablaufen sieht, so glaubt man an die Möglichkeit der Ausführung, die dem Kreise Karakul mit seinem fruchtbaren Lößboden neues Leben einhauchen würde. Wenn man die in Mittelasien und auch in Transkaspien — namentlich wohl im Gebirge — vorhandenen Waldbestände rationell ausnützen, ferner die jetzt im Sande sich verlierenden Flüsse und die Wasserschätze des Syr und Amu, des Tedschen und Murgab zur Berieselung verwenden würde, so könnten noch Tausende von Hektaren jetzt nutzlosen Landes zur Erzeugung von Werthen angehalten werden. Es ließen sich auf und mit ihnen Ernten gewinnen von Baumwolle, Reis, Ricinus, Wein, Seide, Turka (Apocynum venetum, eine zu Fischernetzen vorzüglich geeignete Faser liefernd, s. „Globus", Bd. 53, S. 366). Bekannt ist ferner der in den turkistanischen Landen vorhandene Metallreichthum. Raum und günstige Gelegenheit zu russischer Kolonisation jenseits des Kaspischen Meeres ist vorhanden, aber mit Recht mahnte der General am Schlusse seines Vortrages, daß man nicht planlos dabei verfahren, und nicht jedes auswanderungslustige Bäuerlein dort zulassen dürfe und könne, daß man ferner Versuchsstationen und Musterfarmen gründen solle, daß man eine genaue Landesaufnahme noch zu machen habe, und die Frage der Berieselungsanlagen mit wissenschaftlichem Geiste anfassen und studiren müsse. F. M.

Spanische prähistorische Funde.

Die Herren Henri und Louis Siret haben gelegentlich eines achtjährigen Aufenthaltes in den Provinzen Murcia und Almeria die Küstenstrecke von Cartagena bis Almeria, längs deren sie die Vermessungen behufs Anlage einer Eisenbahn zu leiten hatten, auch in Beziehung auf prähistorische Spuren aufs genaueste untersucht und ganz unerwartet reiche Resultate erhalten, über die sie im „Journal of the Anthropological Society", Vol. XVIII, Nr. 2 berichten. Auf der etwa 75 Kilometer langen Strecke wurden nicht weniger als 30 Stationen nachgewiesen und untersucht, alle innerhalb einer Entfernung von höchstens 35 Kilometer vom Meere gelegen. Sie gehörten drei deutlich geschiedenen Epochen an. Die ältesten entstammen der neolithischen Periode; sämmtliche Stationen liegen an ebenen, aber etwas erhöhten Stellen, die Ueberreste finden sich entweder an der Oberfläche oder in ganz geringer Tiefe unter derselben. Nur in einer der fünfzehn Stationen dieser Epoche fanden sich Spuren von Wohnplätzen — etwas unregelmäßig polygonale, mit schwarzer Erde bis etwa 40 cm Tiefe erfüllte Ausgrabungen, umgeben von einem Wall aus rohen Blöcken. Die Feuersteinwerkzeuge sind meistens klein, aber in den gewöhnlichen Formen ausgeführt, das Material scheint aus der Gegend zu stammen. Die Aexte sind aus dem dort sehr häufigen Diorit gefertigt, Fragmente von ausgeschliffenen Steinringen schienen zu Armbändern und Ohrringen zu gehören. Von Instrumenten aus Knochen wurden nur wenige Nadeln gefunden. Sehr zahlreich waren dagegen aus Muscheln angefertigte Schmucksachen, besonders Perlen. In einer Urne von eleganter, sonst nicht vorgekommener Gestalt, aber rohem Material fand sich eine ganze Menge solcher Perlen in allen Stadien der Fabrikation; man sah, daß die Muscheln mit Feuersteinmessern in viereckige Stückchen geschnitten und diese dann erst auf beiden Seiten, dann auch am Umfang, glatt geschliffen und schließlich mit einer Feuersteinahle, die auch in der Urne enthalten war, durchbohrt wurden. Häufig waren auch Ohrgehänge, zu denen die reichgefärbten Kammmuscheln das Material liefern mußten; kleine wurden einfach unter dem Schloßrande durchbohrt, von größeren Randstücke abgebrochen, zugeschliffen und an einem Ende durchbohrt, ganz große (also wohl Pecten jacobaeus), waren zu Armringen verarbeitet, indem man einfach in der Mitte ein genügend großes Loch hineinschliff. Aehnliche Schmuckstücke sind in anderen Gegenden nur sehr selten gefunden worden. Aeußerst merkwürdig und bis jetzt wohl einzig ist ein aus Schiefer geschnittenes Kreuz. Die Topfscherben sind von sehr verschiedener Art, von den aller rohesten bis zu ziemlich sorgfältig gearbeiteten; an einzelnen Stellen fanden sich auch mit Linien und Eindrücken verzierte Bruchstücke und mit diesen zusammen auch Fragmente von kupfernen Werkzeugen; es scheinen also manche Stationen bis in die Metallzeit hinein bewohnt gewesen zu sein.

Die Todten wurden während dieser ganzen ältesten Periode unverbrannt begraben, und zwar mehrere zusammen in polygonalen, von aufrechtgestellten Steinblöcken umgebenen Räumen, von denen sieben genauer untersucht wurden. Manche enthielten Reste von 12 bis 15 Personen, aber nur eine Schädeldecke war in leidlichem Erhaltungszustande. Man begrub die Todten mit ihren Waffen und machte die Gräber nur wenig tief.

Die Stationen der zweiten, von den Herren Siret als Uebergangsperiode bezeichneten Epoche liegen an ähnlichen Stellen, wie die der ersten, aber sie enthalten mehr oder minder zahlreiche Werkzeuge aus Kupfer, außerdem Schmuckgegenstände aus Bronze, Perlen aus hartem Stein, und man findet Brandgräber neben den gewöhnlichen. Ein günstiger Zufall hat in einer verbrannten Wohnung noch die verkohlten Träger und die Espartohalme erhalten, mit denen die aus Zweigen mit Lehmanstrich gebildete Decke zusammengebunden waren; die Wohnungen bestanden aus übereinandergelegten und statt des Mörtels mit Erde verbundenen Rollsteinen. Die Bewohner verstanden bereits zu weben, denn zahlreich finden sich durchbohrte Thonklumpen, an deren Löchern man noch die Spuren der durchgezogenen Fäden sieht, sie trieben auch etwas Ackerbau, denn man findet verkohlte Getreidekörner, und sie verstanden Kupfer zu schmelzen und zu Instrumenten zu verarbeiten, welche indeß genaue Nachahmungen der alten Steinwerkzeuge sind. Auch der Schmelzofen mit Schlacken und etwas Erz wurde aufgefunden, ebenso die oberflächliche Grube, aus welcher das Erz gewonnen wurde. Die Gräber enthielten neben einander Skelette und Aschenurnen mit Deckel. Diese Urnen, und die damit zusammen gefundenen Armspangen aus Bronze und Perlen aus Bronze, Marmor und Karneol deuten auf ein zugewandertes, fremdes Element — vielleicht Händler, welche die Bronzesachen mitbrachten und die Einheimischen das Kupfererz finden und verarbeiten lehrten. Es wurden sieben Grabstätten untersucht.

Einen ganz abweichenden und höchst eigenthümlichen Charakter haben die Ansiedelungen der dritten Periode. Sie hängen auf den steilen, fast unzugänglichen Felsenzacken, an denen dieser Theil Spaniens so reich ist. Zugänglichere Stellen sind mit dicken Wällen aus Steinen und Erde verwahrt. Die Steinwerkzeuge sind verschwunden bis auf die Feuersteinsägen, die durch Metall nicht zu ersetzen waren; ganz besonders charakteristisch ist aber die Verwendung edler Metalle, vorwiegend des Silbers. Die Ansiedelungen und die ganze in ihnen sich entwickelnde Zivilisation steht offenbar im engsten Zusammenhang mit der Entdeckung und Ausbeutung des gediegenen Silbers im Distrikte von Herrerias, um den herum sich die Orte gruppiren. Fünfzehn solcher Stationen wurden gefunden, zehn davon sorgfältig untersucht, und dieselben ergaben sowohl aus den Abfällen wie aus den wohlerhaltenen Gräbern, aus denen jede Spur von Leichenbrand verschwunden ist, reiche Funde. Man scheint die Todten in der Hausflur bestattet zu haben. Die Ausbeute war sehr reich. Außer zahlreichen Feuersteinsägen, von denen viele

noch Spuren der Befestigung von Griffen zeigten, Wetzsteinen, Mühlsteinen von Handmühlen und etwa 40 polirten Diorit-äxten, welche mit den neolithischen völlig übereinstimmten, wurden gegen 900 Nadeln und Ahlen aus Knochen und Elfenbein gefunden, die meisten nur einfach zugespitzt, viele aber auch mit Oehren; dann verkohlte Ueberreste von Blättern, Gerste- und Weizenkörner, zahlreiche Seemuscheln, besonders Schüssel- und Herzmuscheln (Patella, Cardium), manche davon durchbohrt, Gewichte zum Anspannen der Fäden u. dgl. Die Metallgeräthe zeigen entschiedenes Vorwiegen von Kupfer, auch Gußformen zu ihrer Herstellung wurden gefunden, ferner thönerne Schmelztiegel mit anhaftenden Spuren von Kupferschlacken und Bronze. Gegen 1300 Gräber konnten genauer untersucht werden. Die Leichen wurden entweder in einem rohen Steingewölbe oder in einer Steinkiste, oder auch in großen Urnen von gebranntem Thon beigesetzt. Letztere überwiegen der Zahl nach bedeutend, es wurden gegen tausend gefunden; sie sind selten über einen Meter hoch, die Leiche ist zusammengepreßt, Knie und Kinn berühren sich. Ihre Gestalt ist eiförmig mit trichterförmiger Oeffnung, und sie sind ohne Benutzung der Töpferscheibe hergestellt; Kinder scheint man in gebrauchten Geschirren begraben zu haben, sie liegen im Grabe horizontal und sind mit einer Schieferplatte verschlossen. Den Männern wurden flache Kupferäxte beigegeben, dann eigenthümliche, wohl hellebardenartig geschäftete Kupferwaffen, Schwerter, und ein Dolch oder Messer, den Frauen ein Messer und ein Pfriemen. Die beigegebenen Thongefäße sind aus einer schwarzen, mit Glimmerblättchen durchsetzten Masse ohne Hilfe der Töpferscheibe gefertigt, von einfachen, aber eleganten Formen und sehr sorgfältig polirt; eigenthümlich sind Schalen mit Füßen und einem Piedestal. Am meisten Interesse bieten die Schmuckgegenstände; es wurden 500 aus Kupfer, 300 aus Bronze, 800 aus Silber und 8 aus Gold gesammelt, unter letzteren ein Stück von 114 g. Sie sind durchgängig aus rundem, unverziertem Draht hergestellt, von verschiedener Dicke und Windungszahl, vom einfachen Reif bis zum achtfach gedrehten Ohrringe. Sehr schön sind diademartige Kopfringe aus Silber, von denen einer noch an dem Schädel einer Frau festsaß; sie sind aus 2 bis 5 mm starkem Silberblech gefertigt, oft vorn mit einer Stirnplatte versehen, und die Verzierung besteht aus vorgetriebenen Höckern. Fast stets finden sich Perlen, die Ueberreste von Halsbändern, meist aus gewöhnlichem Serpentin gefertigt, mitunter auch aus Thon oder Holz, aber auch aus Kupfer, Bronze, Silber, Gold und Elfenbein; sie sind in Frauengräbern häufiger als in Männergräbern, und junge Frauen scheinen sich schon damals mehr geschmückt zu haben, als alte. Meistens finden sich in den Gräbern auch Thierknochen, gewöhnlich Schienbeine von Ochsen, mitunter auch solche von Ziegen; sie wurden offenbar den Todten als Nahrung für die Reise ins künftige Leben mitgegeben.

Die gefundenen, genügend erhaltenen Schädel wurden von Dr. Jacques, dem Sekretär der belgischen anthropologischen Gesellschaft, genauer untersucht; derselbe unterscheidet vier Typen, von denen einer mit der Rasse von Cro-Magnon genau übereinstimmt, während zwei andere zu der dritten Rasse von Quatrefages und Hamy gehören und den Schädeln von Grenelle und Furfooz gleichen. Diese drei Typen finden sich bekanntlich heute noch unter den Basken. Der vierte Typus stimmt ganz mit den ligurischen Schädeln von Nicolucci.

Die Silberzeit von Herrerias hat bis jetzt noch nirgends ein genaues Analogon gefunden; die Autoren glauben sie höchstens mit den Funden von Hissarlik vergleichen zu können, ob mit Recht, läßt sich nach den wenigen Abbildungen nicht bestimmen. Die Herren Siret glauben aus dem Verschwinden des Leichenbrandes, dem verhältnißmäßigen Zurücktreten der Bronze und dem Fehlen der Perlen aus hartem Gestein schließen zu sollen, daß die Civilisation von Herrerias sich völlig autochthon entwickelte und sich ohne Verbindung oder höchstens mit schwachem Tauschverkehr erhielt. Die Beschränkung der Ansiedelungen auf die nächste Umgebung der Silberminen, die sorgfältige Auswahl vertheidigungsfähiger Stellen zur Ansiedelung, das Fehlen der Produkte von Herrerias in der weiteren Umgebung, scheinen uns viel eher auf das gewaltsame Eindringen eines fremden Stammes hinzudeuten, welcher das den Eingeborenen unbekannte, gediegene Silber ausbeutete und mit ihnen im Kriegszustande lebte. Aus der Anzahl der vorgefundenen Gräber läßt sich schließen, daß die Ansiedelungen höchstens 300 Jahre bestanden; sie mögen dann einem überlegenen Feinde zur Beute geworden sein, denn die meisten zeigen Brandspuren, aber der Feind begnügte sich jedenfalls, die eroberten Festungen auszurauben und setzte die Ausbeutung der Bergwerke nicht fort. Auch das könnte wieder auf eine fremde Bevölkerung gedeutet werden; eine einheimische hätte sich schwerlich so scharf gegen die Umwohner abgegrenzt, daß sie bis auf die letzte Spur hätte ausgerottet werden können.

Ko.

Die Rubinminen von Oberbirmah.

G. Streeter, der erste europäische Sachverständige, welcher die Rubinminen von Oberbirmah besucht hat, behandelte dieses Thema vor kurzem in einem Vortrage vor der Londoner Gesellschaft zur Beförderung von Kunst und Gewerbe. Die birmahnischen Minen sind danach seit lange die einzigen Fundorte wirklich guter Rubine, welche Diamanten von gleichem Gewicht und gleicher Größe an Werth noch übertreffen. Die Minen befinden sich an den Abhängen und auf der Sohle eines etwa 4000 bis 5000 engl. Fuß hohen Gebirgsthales, das ungefähr 130 km nördlich von Mandalay, der Hauptstadt Oberbirmahs, gelegen ist, das aber nur auf einem Umwege von 300 km durch ungesunde Dschungeln und über schwierige Bergpässe von dort aus zu erreichen ist. Die Minen sind seit Jahrhunderten in Betrieb, gehören aber den Birmahnen wahrscheinlich erst seit dem 16. Jahrhundert. Die frühesten europäischen Reisenden im 15. und 16. Jahrhundert erwähnen die Minen, durften sie aber nicht besuchen, und der erste, der wirklich dort gewesen ist, war wahrscheinlich ein entlaufener englischer Matrose, der im Jahre 1830 von dem König Phagyidoa mit dem Zersprengen eines Felsens in den Minen bei Tampambin beauftragt worden war.

Die vielen verschiedenen Menschenrassen, die in der Minengegend versammelt sind, machen sie auch vom ethnologischen Standpunkte aus betrachtet, sehr interessant. Die Gegend lag nicht fern von dem früheren Mittelpunkte, nicht nur des birmahnischen, sondern auch des Schan-Königreichs, und sie ist noch heute reich an Sagen und Legenden aus dieser alten Zeit. Sie ist auch nahe der Hauptstraße der Invasionen Birmahs von China aus, und die Zerstreuten und Besiegten beider Theile kamen herein in das Thal und siedelten sich dort an, während in späteren Zeiten viele von den Gefangenen, welche hergeschickt wurden, um in den Minen zu arbeiten, durch ihr gutes Betragen ihre Freiheit erworben und selbständige Kolonien hier gegründet haben. Die Einwohner des Thales sind Buddhisten, ihre Religion hat aber durch die Beimengung von Schan-Glauben und Geisteranbetung ihre Reinheit sehr eingebüßt.

Die Minen bergen nicht nur Rubine, sondern auch Spinele, Saphire, Zirkone, Mondsteine, Turmaline 2c. Sie gehören dem Könige und haben bis jetzt durch die Abgabe an die königlichen Beamten — von allen Steinen, welche einen Werth von mehr als 2000 Rupien haben, wobei natürlich seitens der Beamten ungeheuer viel Betrug vor-

kommt — ungefähr 20 000 Pfund Sterl. jährlich zu seinen Einkünften beigetragen. Der Export durch Britisch-Birmah allein beläuft sich auf 80 000 Pfund.

Herr Streeter und seine Reisebegleiter haben eine Konzession der Rubinminen auf sieben Jahre zu Gunsten Englands bewirkt, und eine Gesellschaft unter den Auspicien des Herren Rothschild ist gebildet worden, der der Betrieb der Minen von jetzt ab zukommen wird. Die Rechte der Thalbewohner sollen auch fernerhin respektirt werden, weitere neue Arbeitskräfte sollen aber aus den chinesischen Schan-Staaten Sauta und Hotha herbeigeführt werden. Nach der Einführung von Maschinen und modernen Bergbaumethoden erwartet man in nicht sehr ferner Zeit eine weit reichere Ernte als bisher zu verzeichnen gewesen ist. Namentlich sind nach dem Glauben der Thalbewohner die Flußbetten reich an ungehobenen Schätzen. Da die indische Regierung die Gesellschaft begünstigt, so wird sie sich voraussichtlich besondere Mühe geben, die zuvörderst noch schwer bedrohte Ruhe der betreffenden Gegend herzustellen, und eine Eisenbahn wird aller Wahrscheinlichkeit nach binnen kurzer Zeit den Minendistrikt von Mogok mit dem Flußhafen Thabeit Khan in Verbindung setzen. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von geographischen Forschungen und Untersuchungen werden für den bevorstehenden Sommer aus dem Schooße der Russischen Geographischen Gesellschaft folgende gemeldet: Herr W. Faussek, der Erforscher der russischen Nordprovinzen, gedenkt sich zur Fortsetzung seiner Studien an die Küste des Weißen Meeres zu begeben, um hier den ganzen Strich von Ssumsk bis Kandalakscha zu bereisen. Der Geologe Andrussof beabsichtigt einen Ausflug nach dem östlichen Kaukasus zu machen. Herr A. v. Krasnof, bekannt durch seine geobotanischen Forschungen im Tien-schan, namentlich an der Riesenberggruppe des Chan-Tengri, wird diesmal eine botanische Durchstreifung der mittleren Provinzen des europäischen Rußland vornehmen. Die Professoren der Petersburger Universität, Herr A. Wojeikof und S. Glasenoß nebst anderen Mitgliedern der geographischen Gesellschaft haben den Plan entworfen, an zwei im Lugaer Kreise des Petersburger Gouvernements belegenen Seen von 15 und 17 Kilometer Länge, die sich durch mancherlei Eigenthümlichkeiten auszeichnen, Untersuchungen anzustellen. Im Gouvernement Charkow ferner sollen Beobachtungen über lokale magnetische Anomalien ausgeführt werden. Endlich wird berichtet, daß die geographische Gesellschaft beantragt hat, einer vom Ministerium der Reichsdomänen ausgerüsteten Expedition in das Timangebirge einen Vertreter beigesellen zu dürfen, der astronomische Ortsbestimmungen ausführen und kartographisches Material sammeln würde. Im Gouvernement Wologda soll diese Expedition beginnen und bis zur Küste des Eismeers ausgedehnt werden.

— Bei Gelegenheit der Fischereiausstellung, die während des März in St. Petersburg stattfand, wurde vielfach Klage geführt über den abnehmenden Fischreichthum im Kaspischen Meere, woran der Raubwirthschaft der Fischer Schuld gegeben ward. Hierbei stellte sich nun heraus, daß im Gegensatz zu den Fischen die Seehunde des Kaspisees auf das sorgsamste geschont werden, und es brach sich die bisher noch keinem zum Bewußtsein gekommene Ueberzeugung Bahn, daß diese gefräßigen Thiere, die nicht Schonzeit und Schonplätze kennen, wohl auch an der Raubwirthschaft betheiligt sein möchten, und daß es gut sein dürfte, die bisher ihnen erwiesenen Rücksichten fallen zu lassen. Hiernach wird es mit dieser Relictenspezies in jenem Binnensee vielleicht bald zu Ende gehen.

— Nach einer neueren statistischen Aufstellung des britischen Ministeriums des Inneren belief sich die Zahl der Personen, welche in Großbritannien und Irland im Bergbaubetriebe thätig sind, im Jahre 1888 auf 592 656 (darunter 5680 Frauen), und die Gesammtförderung an Mineralien betrug 182 660 163 Tonnen. Die durch die Bergbauthätigkeit veranlaßten Todesfälle bezifferten sich auf 960, im allgemeinen fordert der Bergbau aber heute bei weitem nicht mehr so zahlreiche Opfer als früher.

Nordamerika.

— Die Besiedelung Manitobas hat seit Eröffnung der kanadischen Pacificbahn sehr rasche und bedeutende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1888 wurden nicht weniger als 600 000 Acres an Einsiedler vergeben, und die Einwohnerzahl der Provinz vermehrte sich um rund 17 000.

Südamerika.

— Dr. Paul Ehrenreich hat seinem früheren Reisegefährten, Dr. K. von den Steinen, mitgetheilt, daß er sich im vergangenen Januar mehrere Wochen in der Fazenda Sepatiny aufgehalten und mit linguistischen Studien und photographischen Aufnahmen beschäftigt hat. Von Hyutanaha, am Rio Purus, wohin er anfangs Februar gelangte, besuchte er den Indianerstamm der Jamamadis und erwarb von demselben eine interessante ethnologische Sammlung. Ebenso gelang es ihm in Besitz des Pfeilgiftes zu gelangen. Unter der Moskitoplage furchtbar leidend, gedachte sich der Reisende im März nach Manaos und von da nach Para zurückzubegeben.

— Die Regenmenge in Valparaiso. Nach den auf der Handelsbörse gemachten Beobachtungen waren im Jahre 1887 27,35 Zoll Regen gefallen, im Jahre 1888 aber 38,26 Zoll, also fast 11 Zoll mehr. (Seit 1888 ist das französische Maßsystem gesetzlich eingeführt. Wenn aber in Chile ein Gesetz gegeben ist, so wird dann nicht viel weiter gefragt, ob es befolgt wird; heute kauft man überall noch nach Ellen und Pfunden ꝛc. wie vor Erlaß des Gesetzes, und mißt nach englischen Zollen ꝛc., wie vorstehende Zeitungsnachricht zeigt.) R. A. Ph.

Allgemeines.

— Zu unseren in Band 54 (S. 47) enthaltenen Angaben über „geographische Positionsbestimmungen“ können wir heute — wieder nach den „Annalen der Hydrographie ꝛc.“ — einige recht wichtige Ergänzungen nachtragen. Die erste uns vorliegende Liste enthält nicht weniger als 59 Ortslagen von Plätzen an den japanischen Binnenlandseen, die von dem französischen Fregattenkapitain

M. Banaré durch Diskussion aus den vorhandenen englischen und französischen Aufnahmen abgeleitet sind. Die Längen beziehen sich auf die Länge des Fußes der Zollhausmole zu Yokohama, die zu 139° 38′ 50″ Ost von Grw. gerechnet wird. Was das Verzeichniß noch werthvoller macht, sind die für 27 Berge mitgetheilten Höhen, welche — meist Gipfel der Inseln oder Halbinseln — viel dazu beitragen können, um ein besseres Verständniß von der landschaftlichen Wirkung der Binnenlandsee zu vermitteln. Steigen doch aus diesem reich gegliederten Meeresbecken Eilande auf, die sich mit ihrem Scheitel bis zu 282, 339, 435, 530 und 819 m über das Wasser erheben! Die Positionen selbst sind unter drei Titel geordnet, und zwar so, daß auf Titel 1 — die Isumi Nada — sechs Ortslagen entfallen, womit die markanten Umrißlinien dieser Enge zwischen der Insel Awadschi und dem Hauptlande um Hiogo und Osaka bezeichnet werden. Titel 2 oder die Harima Nada, d. h. das viereckige Bassin zwischen Awadschi im Osten und Schodzu (Sozu) im Westen hat 36 mathematisch fixirte Ortslagen aufzuweisen, denen sich Titel 3 — die Iyo Nada — mit deren 17 anschließt. Das letztgenannte Meeresglied stellt sich als Verlängerung der Bungo Nada im Osten und der Suo Nada im Westen dar und bildet schon einen Theil der Seto Utschi oder Binnenlandsee. — Weniger stattlich erscheint die kleine Ortsliste zuverlässig bestimmter Punkte aus Ostaustralien (Siehe Annalen rc. 1888, VI., S. 266), deren Summe die Zahl 9 nicht übersteigt. Die Längen richten sich nach der Länge der Insel „Garden" bei Sidney mit 151° 14′ 47″ Ost von Grw.; von den Positionen heben wir die von Brisbane heraus, welche (für die Signalstation) auf 27° 27′ 32″ südl. Br. bei 153° 2′ 48″ östl. L. von Grw. berechnet ist.

— In der April-Sitzung der Meteorologischen Gesellschaft zu Berlin hielt Professor Dr. Börnstein einen Vortrag über die Frage der atmosphärischen Ebbe und Fluth. Auf Grund längerer Beobachtungen in St. Helena, Batavia, Melbourne und Kalkutta waren verschiedene Forscher geneigt, in der Dunsthülle der Erde eine ähnliche durch Mond und Sonne bewirkte Bewegung anzunehmen wie in der Wasserhülle derselben. Professor Börnstein wies aber überzeugend nach, daß die aus den betreffenden Zahlenreihen abgeleiteten Schlüsse unbedingt irrige sein müssen, wie ihnen denn auch durch anderweite Beobachtungen (besonders zu Paris) direkt widersprochen wird. In jedem Falle würde die atmosphärische Ebbe und Fluth, auch wenn sie vorhanden wäre, so geringfügig sein, daß sie mit den zu Gebote stehenden Instrumenten nicht nachweisbar sein würde. Nach Dr. Zenker würde sie theoretisch nur auf 0,0001 mm zu berechnen sein.

Bücherschau.

James Mooney, The Funeral Customs of Ireland. (Reprinted from the Proc. Amer. Phil. Soc. Philadelphia, 1888, 8°, p. 56.) Der Verfasser gibt zunächst eine Uebersicht über die in vorhistorischer Zeit in Irland herrschenden Beerdigungsgebräuche. Einfaches Begräbniß, Beisetzung der vom Fleische gereinigten Knochen und Verbrennung kommen vor, die letztere weitaus am häufigsten. Begraben der Leiche in liegender Stellung scheint nur von den Dänen und Normannen geübt worden zu sein, welche von 795 bis zur Schlacht bei Clontart (1014), welche ihre Macht brach, zahlreiche Küstenpunkte besetzt hielten. Die Bestattung der auseinandergenommenen Knochen scheint nur von den ältesten lignrisch-iberischen Bewohnern — den Fomorians und Firebolys — geübt worden zu sein, vielleicht nur von den ersteren, während die keltischen, blonden Tuatha-de-Danauns, die sich 530 v. Chr. in der sagenberühmten Schlacht auf der Ebene von Moytura der Herrschaft bemächtigten, und die ihnen nachfolgenden höher zivilisirten Milesier die Todten verbrannten und bald in einfachen Vertiefungen, bald in Hügeln beisetzten; für ihre Fürsten errichteten sie die mächtigen Grabhügel von Tara am Boynefluss und die heute noch zahlreich über ganz Irland zerstreuten Grabthürme. Wie sich mindestens die beiden Hauptrassen — die braune und die blonde — heute noch in Irland nachweisen lassen, auch abgesehen von den eingewanderten Angelsachsen, so haben sich auch viele uralte Bräuche bei den Bestattungen bis in die neueste Zeit erhalten, aber jetzt sind sie im reißend-schnellen Verschwinden begriffen, und es war hohe Zeit, ihre letzten Ueberbleibsel zu sammeln. Was die katholische Kirche trotz jahrhundertelangen Bemühens nicht erreichte, bringt die neuzeitliche Bildung mühelos zu wege, und fast nur noch in Conemora hat man den Ullogone (Klageruf) und den Caoine (die Lobpreisung des Todten durch die Frauen). Die Erinnerung an die alten Bräuche lebt aber noch überall unter den älteren Leuten, und so ist es dem Verfasser noch gelungen, ein ungemein reichhaltiges und kulturhistorisch wichtiges Material zusammenzubringen. Vieles davon ist spezifisch irisch und führt direkt in die alte Zeit zurück. So die Banshee, oder richtiger Beansighe, eine Art weißer Frau, welche den Abkömmlingen einer alten Königsfamilie, auch den ärmsten den nahenden Tod ankündet und auch den Tod eines Familiengliedes meldet; dann der Glaube an die Maistinid Morznei, böse Geister in Hundegestalt, welche schlafend am Wege der Seele liegen, aber beim geringsten Laute aufspringen und sie verschlingen (darum darf kein Hinterbliebener laut weinen, ehe drei Stunden nach dem Tode vergangen sind, denn so lange braucht die Seele bis zum Himmel, wo sie vom Erzengel Michael gewogen wird); die Leichenwache (Toram), bei der viel geklagt und sehr viel Whisky getrunken wird; — die improvisirte Leichenklage (Caoine oder Keen), für welche vielerorts noch eine eigene Klagefrau bestellt ist (die Bean Caointe), deren Melodie und Refrain aus uralter Zeit stammen. Wer zuletzt auf den Kirchhof gebracht wird, muß allen schon länger dort ruhenden im Fegfeuer Wasser zutragen, bis er durch einen neuen Todten abgelöst wird; liegen darum zwei Leichen gleichzeitig in einem Dorfe, so sieht jedes Gefolge dem anderen zuvorzukommen, und gar manchmal kam es früher am Kirchhofsthor zu blutigen Schlägereien. Seelen, die nicht in den Himmel eingehen können, werden häufig zur Buße auf die Erde zurückgesandt, oft in Thiergestalt, besonders als Schmetterlinge; die Weißlinge werden darum von den ächten Irländern nie getödtet; sie sind arme Seelen und die Zahl der Flecken auf den Flügeln ist die Zahl der Sünden, die sie noch abzubüßen haben. — Diese wenigen Proben mögen genügen; wir können die Broschüre allen Freunden der Folklore angelegentlichst zum Studium empfehlen. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Insel Madeira.

I.

(Mit vier Abbildungen.)

Rings von abyssischen Meerestiefen umgeben, die das Maß von 2000 Faden beträchtlich übersteigen, von der nächsten Festlandsspitze Afrikas (dem Kap Dschuby) etwa 600, und von denjenigen Europas (dem Kap Vincent) gegen 900 km entfernt, bildet die Insel Madeira zusammen mit ihren Nebeninseln — Porto Santo und den Desertas — eine kleine Welt für sich, ähnlich wie die noch weiter draußen im Ozeane gelegenen Azoren, und in einem viel höheren Grade als die durch verhältnißmäßig geringe Meerestiefen und Entfernungen von Afrika getrennten Kanarien. Die hochaufragenden basaltischen und trachytischen Felsmassen, die den kleinen Archipel zusammensetzen, ließen denselben von Anfang an in der Hauptsache als eine vulkanische Bildung erscheinen, daß die Inseln aber einfach aus dem Meere emporgestiegene Feuerberge seien, ist trotzdem nicht sehr wahrscheinlich. Vielmehr machen es die mitteltertiären Meeresablagerungen, die man auf Madeira ebenso wie auf Porto Santo gefunden hat, glaublicher, daß man es in ihnen mit den Ueberresten einer größeren Landmasse zu thun hat, die sich einst westlich von Iberien und Marokko ausdehnte. Der feste Basaltfels vermochte der abradirenden Wirkung der Meeresbrandung sowie der denudirenden Wirkung der Atmosphärilien natürlich viel länger zu widerstehen als die aus loserem Material — aus Sandstein und Kalkstein — gebildeten sedimentären Gesteine.

Hinsichtlich der Frage, welchem von den beiden Erdtheilen — Europa und Afrika — die Madeira-Gruppe physikalisch-geographisch zuzurechnen sei, könnte leicht ein Streit entstehen. Zieht man einfach die Entfernung von den beiden Erdtheilen in Betracht, so muß man sich ja zu Gunsten Afrikas entscheiden, um so mehr, als nach dieser Seite hin die Kanarien nebst den Salvages gewissermaßen als stehen gebliebene Pfeiler jener Landbrücke zu gelten haben, die Madeira einst mit dem Kontinente verband. Andererseits erstreckt sich aber südwestlich von Portugal eine Art unterseeisches Plateau, das in der Josephinenbank sogar nahezu den Meeresspiegel erreicht, weit hinaus in den Atlantischen Ozean, und die über 2000 Faden tiefe Rinne, welche dieses Plateau von der Madeira-Gruppe scheidet, ist eigentlich bei weitem nicht so breit und auch nicht ganz so tief, wie diejenige, welche sich zwischen den Salvages (bezw. den Kanarien) und Madeira gegen die Gibraltarstraße hinzieht. Man könnte danach geneigt sein anzunehmen, daß die Kluft zwischen Afrika und Madeira älter sei als diejenige zwischen Europa und Madeira. Dann hätte aber Europa offenbar ein größeres Anrecht auf die Insel als Afrika, und das Verfahren der Portugiesen, sie verwaltungspolitisch einfach als eine Provinz des Mutterlandes, nicht aber als eine Kolonie anzusehen, wäre auch physikalisch-geographisch gerechtfertigt. In jedem Falle stellt sich bei der berührten Erwägung die Erkenntniß heraus, daß die Natur scharfe Grenzlinien im allgemeinen nicht zieht, und daß es vielmehr der Menschengeist ist, der sie schafft.

Die floristischen Verhältnisse Madeiras [1]) stimmen mit den physikalisch-geographischen und geologischen insofern

[1]) Vergl. A. Grisebach: Die Vegetation der Erde, Bd. 2, S. 509; und R. Th. Lowe, The Flora of Madeira, London 1868.

überein, als neben denjenigen Pflanzenformen, die der Insel eigenthümlich sind — nach Cosson 106 Arten von Gefäßpflanzen — die Formen Südeuropas am zahlreichsten vertreten sind. Dabei muß freilich die Frage vorläufig noch offen gelassen werden, ob die südeuropäischen Pflanzen vorwiegend durch die Vermittelung der Meeresströmung, des Windes, der Vögel und des Menschen erst in späterer Zeit eingewandert sind, oder ob sie vorwiegend aus der Zeit des Landzusammenhanges mit Europa stammen und die Eruptionen der Madeiravulkane ebenso überdauert haben wie die Zerstörung des Landes durch Einbrüche und durch das Nagen der Meeresbrandung. Die wissenschaftliche Durchforschung der Inselgruppe ist in dieser Beziehung noch nicht hinreichend vorgeschritten. Die endemischen Pflanzenarten — darunter besonders zahlreiche Farne — sind wohl mit Sicherheit als Ueberreste der Flora zu betrachten, die das verschwundene Land einst bedeckt hat.

Haben jemals höher organisirte wilde Landthiere auf Madeira gelebt, so sind dieselben den erwähnten Ereignissen alle ohne Ausnahme zum Opfer gefallen. Säugethiere gab es auf der Insel zur Zeit ihrer Entdeckung gar nicht, und sowohl die Kaninchen und Ratten und Mäuse, die heute ziemlich stark darauf vertreten sind, als auch die „wilden Ziegen und Schweine“, von denen ältere Besucher Madeiras reden, sind ohne Zweifel erst mit den menschlichen Einwanderern aus Portugal dahin gekommen. Von Reptilien gab es nur eine Eidechse (Lacerta dugesii), die sich der Weinkultur sehr feindlich bewiesen hat, sowie eine Schildkröte (Cauana caretta). Die Vogelwelt ebenso wie die Welt der Insekten und Land- und Süßwassermollusken

Die „Fünfundzwanzig Quellen“.

ist eine verhältnißmäßig viel reichere, und namentlich die Untersuchung der letzteren würde vielleicht zu interessanten thiergeographischen Resultaten führen können. An Vögeln hat Madeira nur einen einzigen endemischen (Regulus madeirensis), fünf Vogelspezies — darunter der grüne Kanarienvogel (Fringilla butyracea) — kommen aber außer auf Madeira nur noch auf den Kanarien vor. Unter den 695 Käferarten, die T. V. Wollaston aufzählt, giebt es viele der Insel eigenthümliche, und insbesondere auch verschiedene Arten, die ihre insulare Existenz des Fliegens überhoben hat, und die infolgedessen nur ganz rudimentäre Flügel besitzen — ein hübsches Analogon zu den flügellosen Vögeln Neuseelands.

Daß die vulkanischen Eruptionen, deren Heerd Madeira einst bildete, gelegentlich furchtbare Verwüstungen in seiner Lebewelt anrichteten, beweisen vor allen Dingen die Lignitlager im Thale von S. Jorge. Die mächtige Baumvegetation, aus der dieselben entstanden sein müssen, liegen unter einer 360 m mächtigen Lavaschicht begraben. Heute scheint der Vulkanismus aber vollkommen erstorben zu sein, und es giebt weder rauchende Schlote, noch Fumarolen und Solfataren, noch Schwefelablagerungen, noch heiße Mineralquellen auf der Insel. Nur Erdbeben sind häufig, und ein paar Seen in den Distrikten von Fanal und Funchal tragen die Merkmale echter Kraterseen. In dieser Hinsicht weicht die Physiognomie der Madeira-Gruppe also von derjenigen der ihr sonst so nahe verwandten und benachbarten Kanarien und Azoren ziemlich stark ab. Auf den Azoren hatte der Pico de Esperanza noch 1808 eine verheerende Eruption, und auf den Kanarien dampfte der Pico de Teyde in den letzten Jahren wieder ziemlich stark (Vergl. die Ausfüh-

Das Curral.

rungen Dr. W. Biermann's im „Globus“, Bd. 53, S. 182). Auf Madeira dagegen haben seit geraumer Zeit ausschließlich der Atmosphärilien und die Meereswellen an der Umgestaltung der aufgeschütteten vulkanischen Massen gearbeitet.

Die Nordostspitze von Madeira (São Lourenço).

Cabo Girão.

Einst mögen spitze Kegelberge auf der Insel ebenso hoch empor geragt haben wie der Pico de Teyde auf Teneriffa, heute sind dieselben zum guten Theile abgetragen und abgestumpft, und durch ihre Gestalt verräth nur noch eine Minderzahl ihren Ursprung. In ihre Flanken aber haben die abrinnenden Gewässer (S. Abbildung 1) tiefe Schluchten

und wild romantische Thäler hineingenagt, die imposanter sind als auf den Azoren und Kanarien. Das großartigste derselben ist das weite Kesselthal des Curral (S. Abbildung 2), das frühere Beobachter geneigt waren, als den Ueberrest von dem Hauptkrater des großen Madeira-Vulkanes anzusehen, das aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch nichts anderes ist als eine Erosionswirkung.

Der Hauptgipfel Madeiras ist der Pico Ruivo, der zusammen mit anderen Gipfeln, die ihm wenig an Höhe nachstehen, nahe der Mitte der langgestreckten Insel liegt, dort wo sich dieselbe am beträchtlichsten in die Breite entwickelt. Augenscheinlich fanden dort dereinst die gewaltigsten vulkanischen Ausbrüche statt, vielleicht ragt aber dort auch das alte Grundgerüst unter den durch diese Ausbrüche aufgeschütteten Massen am höchsten empor. Der Pico Ruivo mißt 1846 m, der südlich davon gelegene Pico Arrieiro 1792 m, und der Monte Forrinnas 1818 m, und der alte Hauptkrater lag wohl zwischen diesen drei Gipfeln. Nach Westen zu wird der vulkanische Gebirgszug, der die ostwestlich gerichtete Hauptachse der Insel bildet, niedriger, indessen erreicht daselbst der Monte Oursa immer noch eine Höhe von 1406 m.

Gegenüber der Meeresbrandung, die die Insel auf allen Seiten, namentlich aber im Westen und Norden umtost, hat die Insel infolge ihrer Zusammensetzung eine ziemlich kompakte Gestalt bewahrt, und fjordenartige Buchten greifen nirgends in ihr Gestade hinein. Nichtsdestoweniger geht die Zerstörung der Insel auch dort langsamen Schrittes weiter vor sich, und an verschiedenen Punkten haben sich Felsklippen und Inselchen von ihr losgelöst (S. Abbildung 3). Einzelne steile Vorgebirge, welche hie und da hinausspringen in den Ozean, schauen freilich so trotzig aus, als ob sie den anstürmenden Wellen ewig widerstehen wollten. Wir weisen in dieser Beziehung namentlich auf die großartig schöne Penha d'Aguia an der Nordküste hin. Die Südküste Madeiras zeigt im allgemeinen keine so wilde Gestaltung wie die Nordküste, an gewaltigen Basaltmassen, die ihren Fuß unmittelbar von dem Meere berühren lassen, fehlt es aber auch hier nicht. Die bedeutendste bildet das Kap Girão westlich von Funchal (S. Abbildung 4). Gute Naturhäfen besitzt Madeira nicht, und auch auf der Rhede von Funchal bleibt den Schiffen zur Zeit eines Südsturmes keine andere Wahl, als ihr Heil draußen auf der offenen See zu suchen, da sie sonst in Gefahr kommen, an dem felsigen Strande zu zerschellen.

Die Nebeninsel Porto Santo, die 46 km nordöstlich von Madeira liegt, erhebt sich in dem Pico de Facho 490 m, die größte der drei Desertas aber, etwa 20 km südöstlich davon, sogar nahezu 700 km.

Die Hypothese von dem Aufsteigen des unterseeischen Plateaus, welches die Madeira-Gruppe trägt, aus einer Tiefe von 2400 Faden, halten wir für viel unwahrscheinlicher, als diejenige von der Zerstörung der einstigen Landumgebung durch Einbrüche und durch die Meeresbrandung.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Fortsetzung. Mit vier Abildungen.)

In Sjera war der Posthalter gerade nach der Ostküste von Timor gereist — wegen einer Metzelei, welche in einem dortigen Dorfe stattgefunden hatte —, sein Bruder und noch ein anderer Mischling empfingen mich aber aufs beste und versprachen mir in allem behilflich zu sein. Meine Tauschartikel wurden wieder ans Land gebracht, und es begann ein reger Tauschhandel. Dabei waren die Eingeborenen aber eifriger, als mir lieb sein konnte, sie stiegen, da ich die Thür verschlossen hatte, durch die Fenster zu mir ins Haus, und bald war ich der Lage so wenig Herr, daß ich meinen Handel einstellen mußte. Am 17. Juni unternahm ich eine Wanderung durch die Hauptdörfer, und stieß dabei auf mehrere Götzenbilder, die im Freien standen. Merkwürdigerweise waren einige davon durch Klewanghiebe beschädigt, und es wurde mir gesagt, daß dies durch Betrunkene geschehen sei. Große Ehrfurcht scheinen die Leute demnach kaum vor ihren Götzen zu haben. Ich sah auch eine Anzahl große dreieckige Opfersteine, die sehr schön behauen waren, und an deren einem als Opfer neben verschiedenen Feldfrüchten ein junges, lebendiges, an den Beinen aufgehangenes Huhn hing. Auf meine Bitte, es doch zu töten, lachten die Leute, und zugleich hinderten sie mich auch daran, es selbst zu thun. Neben dem schon erwähnten Opfersteine befanden sich ferner kleine, auf Pfählen stehende Opferhäuser, in denen ebenfalls Götzenbilder und Opfergaben aufgestellt waren.

Auch am 18. Juni konnte ich mein Geschäft nur kurze Zeit betreiben, weil der Andrang zu groß war, und weil man mir zudem auch wenig neues brachte. Gewisse Dinge waren den Leuten auch auf dieser Insel unverkäuflich, so z. B. der Halsring des Orankaja, der mit einem Muschelgehänge versehen ist, und im Kriege sowie bei Tänzen und Festlichkeiten getragen wird; ebenso gewisse von Männern und Frauen getragene Armringe, die aus einer anderen Muschelart hergestellt werden, sowie eine große Kriegs- und Festtrommel.

Am 19. Juni ging ich mit dem Bruder des Posthalters und dem anderen Halbblut auf die Jagd, wobei wir unseren Weg verloren und von Dornen zerstochen und blutend wieder nach Hause kamen. Unweit der Dörfer trafen wir dabei auf die Ruinen eines großen Brunnens, der aus Steinen gebaut war und mehrere Meter im Durchmesser hatte; derselbe soll von makassarischen Händlern herrühren.

Am 20. Juni kam der Posthalter, ein Herr Westblatt, zurück, nachdem er an der Ostküste große Stürme erlebt hatte. Die berührte Metzelei hatte darin bestanden, daß die Bewohner des Dorfes Olitit diejenigen des Dorfes Alusi überfallen und dabei etwa 190 Personen — meist Frauen und Kinder — hingeschlachtet hatten. Den Posthalter hatte man nichtsdestoweniger freundlich empfangen und entlassen. Als ich dann mit dem Ordnen und Verpacken meiner neuen Sammlung beschäftigt war, widerfuhr mir ein Unfall dadurch, daß ein Eingeborener auf eine neben meinem Hause stehende Kokospalme gestiegen war, um Nüsse zu pflücken, und dabei eine Nuß fallen ließ, die durch das Blätterdach des Hauses in eine meiner mit Tellern und Tassen gefüllten

Kiste schlug und dieselben gründlich zertrümmerte. Wenig fehlte daran, daß sie mir auf den Kopf fiel.

Am 22. Juni nahm ich von meinen Freunden, und namentlich auch von dem Orankaya, der mir Lootse und zugleich auch Erklärer vieler mir noch fremder Dinge gewesen war, Abschied, und ging wieder unter Segel. Bei der Insel Dawelor, die wir abends passirten, stürmte es wieder heftig aus Südost, und bei der hohen pyramidenartigen Insel Dai zerbrach uns die Raa und zerriß uns das Segel, so daß unser Schiff wie ein Wrack dem Sturme und den Wellen preisgegeben war.

Am nächsten Tage zerriß dann auch noch unser letztes Reservesegel. Durch den starken Wind kamen wir trotzdem vorwärts, und nachts trieben wir südöstlich an der hohen, aus einem thätigen Vulkane bestehenden Insel Dama vorbei. Meinen Plan, auf dieser Insel zu sammeln, mußte ich demnach aufgeben. Mit Hülfe unserer als Tauschartikel mitgenommenen Leinwand schufen wir uns aber wieder ein ganzes Segel, und so langten wir am 25. Juni morgens an der Nordostspitze von Groß-Timor an, und mittags waren wir soweit in die Timor-Straße hinein, daß wir nicht mehr viel von Sturm und See zu befürchten hatten. Mehrere Hühner, welche wir als Proviant aus Sjera mitgenommen hatten, waren wahrscheinlich durch Seekrankheit zu Grunde gegangen, und ebenso waren mein Tintenfaß sowie einige Bücher durch die Wellen aus der Kabine hinausgespült worden.

Wir fuhren nun immer dicht am Ufer entlang, und es fiel mir dabei auf, daß die Nordostspitze Timors keiner tropischen Landschaft glich. Der Boden ist steinig und mit wenig Vegetation bedeckt, und dadurch entsteht der Eindruck einer nordischen Landschaft. Vergeblich suchten wir das Dorf Laga, das auf unserer Karte verzeichnet war, und da wir alle sehr abgespannt waren, und ich obendrein an starkem Fieber litt, so gingen wir nachmittags in einer geschützten Bucht vor Anker, um auszuruhen und erst am morgen des 26. Juni nach Westen weiter zu segeln. An ein erstes, auf einer Landspitze gelegenes Dorf, konnten wir bei unserer Weiterfahrt der Strömung wegen nicht herankommen. Wir sahen aber danach an dem Gebirgsabhange hin und wieder einzelne Häuser, und endlich konnten wir vor ein paar an der Küste gelegenen Häusern vor Anker gehen, um die Eingeborenen über die Lage von Laga zu befragen. Leider verstand keiner derselben Malayisch, und wir mußten so unverrichteter Sache wieder weiter segeln. Nachmittags kamen wir aber vor dem lang ersehnten Laga an. Der Orangkaya empfing uns freundlich, besonders da er hörte, daß ich Empfehlungsschreiben an den portugiesischen Gouverneur in Dilly hatte.

Früher war Laga eine portugiesische Militärstation, und man sieht daselbst noch jetzt von großen Steinwällen umgebene Häuser, die als kleine Festungen dienten. Das eigentliche Dorf liegt auf den in nächster Nähe befindlichen Bergen, etwa eine Stunde Wegs entfernt. Die Bevölkerung Timors ist schlank von Wuchs und gleicht sehr derjenigen von Alor und Flores. Die Männer tragen ihr Haupthaar oft in einen rübenartigen Knoten verschlungen, entweder oben auf dem Kopfe oder nach der Stirn zu, so daß es wie ein Horn vorsteht, oder auch an einem Ohre. Bald entstand ein reger Tauschhandel, jedoch erhielt ich nicht viel neues, und Götzenbilder, welche ich am liebsten gekauft hätte, erhielt ich gar nicht. An demselben Tage kam ein Schoner aus Ambon, der auf dem Wege nach Timor-Laut war, und der ebenso, wie wir, durch den starken Sturm hierher getrieben worden war. Nachmittags begab ich mich mit dem Kapitän Laut, einem Bruder des Orangkaya, nach dem Hauptdorfe Laga. Wir trafen daselbst viele Eingeborene, welche gerade ein Todtenfest feierten. Es waren dazu Schweine, Ziegen und Schafe geschlachtet worden, und eine Menge von Schüsseln aus Palmblättern dienten dazu, das in Erdhöhlen gebratene Fleisch zu vertheilen. Das Ganze trug eher das Gepräge eines Jubelfestes als das einer Trauermahlzeit.

Die Häuser von Laga sind auf zwei Hügeln erbaut, welche im Kriege leicht vertheidigt werden können. Besonders interessant war mir ein Gotteshaus — das sogenannte Oma-Luli —, an dessen Längsseiten Gallerien hinliefen, worauf zahlreiche Götzenbilder standen, zwei davon von menschlicher Gestalt, und zwei andere mit menschlichen Körpern aber mit Hundsköpfen. Näheres über diese Gottheiten konnte ich nicht erfahren, auch ließ man mich das Haus nicht betreten. Bei verschiedenen Gelegenheiten wird dasselbe als die vornehmste Opferstätte gebraucht, und es gab auch einen Priester, der das Opfer mit dem Opfernden verrichtete.

Es sollte sich in diesem Hause ein außergewöhnlich großer Opferstein befinden. Ich bot dem Radja eine hohe Summe für die außerhalb des Hauses aufgestellten Götzen, und rieth ihm, sich neue dafür zu machen, er erwiderte mir aber, daß er und sein Volk sterben müsse, wenn die Götzen von ihren Plätzen genommen würden.

Von den Dörfern aus hatte man eine schöne Fernsicht auf die umliegende Landschaft. Rechts floß ein Bergstrom, dessen Ufer von den Eingeborenen eingedämmt und mit Reis bepflanzt worden waren. Die Bewässerung geschah

Eingeborene von Timor.

durch kleine Kanäle, die die Felder durchzogen. Im Hintergrunde erhob sich ein zwischen 8000 und 9000 Fuß hoher Berg, dessen Spitze fast stets vom Nebel verdeckt ist. Ringsherum, theils auf den Hügeln, theils auf den Bergabhängen, theils in den Thälern, lagen einzelne Gehöfte oder Häuser, während sonst auf den meisten Inseln die Häuser zu Dörfern vereinigt sind. Nach den vielen Karebaus (Büffeln), Pferden, Ziegen und Schafen zu urtheilen, welche überall an den Abhängen grasten, mußte ein gewisser Wohlstand unter dem Volke herrschen. Auch liefen zwischen den Häusern viele Schweine und Hunde herum, und ein Fremder konnte sich der letzteren kaum erwehren. Eine der Bestien fiel mich an und biß mich tüchtig in die Hand, wofür mir der Besitzer des Hundes ein Stück Speck als Schmerzensgeld darbot.

Am 28. Juni früh kamen viele Eingeborene zu mir, und es gelang mir verschiedene Sachen, darunter auch einige sehr interessante Götzen, zu erhalten. Meine Sammlung zählte nunmehr über 4000 Nummern. Uebrigens wurde ich hier wiederholt bestohlen, und der Andrang der Eingeborenen war ebenso stark wie in Timor-Laut. Leider verstand auch hier fast niemand Malayisch.

Am 1. Juli ging meine Reise weiter nach der Residenz des Gouverneurs — Dilly — und zwar sehr langsam, da wenig Wind war und eine starke Strömung nach Osten lief. Nachmittags begegnete uns der Dampfer „Batavier", welcher nach den Key-Inseln zu fuhr. Am folgenden Nachmittage langten wir endlich außerhalb des Hafens von Dilly an, und gingen gleich von da aus an das Land, weil Strom und Wind die

Hütten auf Timor.

Einfahrt hinderten. Auf Rath des Hafenkapitäns und Steuereinnehmers begab ich mich dann sofort zu dem Gouverneur, der etwa eine Stunde von der Stadt auf einem Hügel wohnte, und ich erreichte sein Haus, als es dunkelte. Ich lernte in dem Gouverneur von Portugiesisch-Timor, Herrn Antonio de Costa, einen freundlichen und intelligenten Herrn kennen, der mehrere Sprachen verstand, und der mich auf das gastlichste empfing. Als er hörte, daß ich am Fieber litt, ließ er ohne weiteres eine Wohnung für mich in seinem Hause einrichten. Mein Empfehlungsschreiben an ihn verdankte ich dem Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft zu Lissabon. Da der Postdampfer „Landsberg" gleichzeitig mit uns im Hafen angelangt war, erhielt ich auch noch an demselben Tage Briefe und neue Geldmittel aus Europa. Dem Hafenmeister ließ der Gouverneur den Befehl zugehen, mir behülflich zu sein, meine Prau in den Hafen zu bringen.

Nachdem ich am nächsten Morgen alle meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, unternahm ich gegen Abend einen Ritt mit dem Gouverneur und seinem Sekretär und Adjutanten sowie mit dem Kapitän. Der Weg führte uns von der Wohnung des Gouverneurs durch eine, die Stadt umgebende Sumpflandschaft, die zumeist mit hohem Gras bewachsen ist, und selbst beim trockenen Monsun nicht austrocknet, wodurch Dilly natürlich ein sehr ungesunder Aufenthaltsort ist. Die Küste ist durch den starken Wellenschlag sehr hoch geworden, und das Wasser des dahinter gelegenen, niedrigen Landes findet auf diese Weise keinen Abfluß. Um den Sumpf auszufüllen — wie es in Singapore und Hong-kong geschehen ist — fehlen hier die

Die Prau der Jacobsen'schen Expedition.

Mittel. Der Hafen wird durch zwei lange Reihen von Korallenriffen gebildet, hat eine schmale Einfahrt und bietet Raum für einige große und viele kleine Schiffe. Die Stadt wird von einer Hauptstraße in der Richtung von Südwest nach Nordost durchzogen, und an der Küste befindet sich ein großer viereckiger Platz, auf welchem Sonntags ein Markt abgehalten wird, der von den umliegenden Bergbewohnern stark besucht ist. Rechts und links davon stehen die aus Stein gebauten Regierungsgebäude — die Kaserne, das Steueramt, das Arsenal, das Hospital und der Palast des Gouverneurs, der jedoch wegen der ungesunden Lage nicht bewohnt ist, sondern nur als Verwaltungsgebäude benutzt wird. Auch ein katholisches Konvent (ein Erziehungshaus für Mädchen) befindet sich daselbst. Die vornehmsten Häuser in der Hauptstraße sind die der in Dilly wohnhaften reichen Chinesen, in deren Händen namentlich der bedeutende Kaffeehandel liegt; auch arabische und indische Kaufleute giebt es, dagegen ist außer einem holländischen Kleinkaufmann kein Europäer an dem Handel betheiligt. Der Handel richtet sich ausschließlich nach Makassar.

Das Straßenleben ist in Dilly für den Fremden sehr interessant. Man sieht Gruppen von Eingeborenen mit ihren Pferden und Waaren auf dem offenen Platze lagern, um sie herum stehen ostafrikanische Soldaten — ausgediente, welche sich hier niedergelassen haben und welche durch ihr herausforderndes Wesen und ihre Trunksucht übel berüchtigt sind — und Chinesen, Araber und Hindu feilschten mit ihnen um ihre Waaren. Am Strande sind Hunderte von Aloresen damit beschäftigt, Praueu zu beladen oder zu löschen. Andere bereiten ihre Mahlzeiten, oder pflegen der Ruhe. Nur die Aloresen kann man als Arbeiter gelten lassen, da der Eingeborene Timors wie der Präriesohn Nordamerikas die Arbeit verachtet. In dem Klubhause, welches der Gouverneur für die europäische Bevölkerung errichtet hat, finden wir ein Billardzimmer, ein Lesezimmer, in dem zahlreiche portugiesische Zeitungen auslagen, und ein Restaurant.

Hütten der Eingeborenen zu Dilly.

Am 4. Juli hatte der Gouverneur fast alle höheren Beamten zum Diner geladen, darunter auch einen Arzt aus Goa, der gut Englisch sprach, und zum Dessert erhielten wir dabei in Dilly gewachsene Weintrauben, welche uns ganz vorzüglich mundeten. Das Land scheint zum Weinbau ganz gut geeignet zu sein. Ebenso baut man sehr schöne Mandarinen und Apfelsinen daselbst.

Am 5. Juli verkaufte ich meine Prau an einen Chinesen, um meine Weiterreise von da ab mit dem Dampfer zu bewerkstelligen. (Fortsetzung folgt.)

H. Stanley's Reisebericht.

Anfang April sind endlich Briefe von Stanley in Europa eingetroffen, die uns eine klarere Vorstellung von dem Zuge geben, den der heldenhafte Reisende nach dem Albert-Nyanza-See und von da zurück nach dem Aruwimi-Flusse unternommen hat, um ihn alsbald noch ein zweites mal auszuführen und Emin-Pascha endgültig zu entsetzen. Zwei der Briefe sind unter den Daten des 18. September 1887 und des 14. Februar 1888 an Major Barttelot gerichtet, der bekanntlich mit einer starken Nachhut der Stanley'schen Expedition das befestigte Lager Yambuya, an den Aruwimi-Fällen, besetzt hielt. Dieselben gelangten aber niemals an ihre Bestimmung, da die Boten, welche sie überbringen sollten, von arabischen Sklavenhändlern abgefangen und festgehalten wurden, und Major Barttelot vermochte infolgedessen den darin enthaltenen Erwartungen und Weisungen nicht zu entsprechen. Ein anderer Brief ist mit dem 28. August 1888 datirt, auf der Bungangeta-Insel des Aruwimi-Flusses, und an den Präsidenten des Emin-Pascha-Entsatz-Comites, F. de Winton, gerichtet, und ein weiterer, datirt mit dem 1. September, von den Mariri-Fällen des Ituri (Aruwimi), an den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft zu London. Aus diesen beiden letzteren Briefen, von denen der eine sich eingehend mit dem Schicksale und Verlaufe der Expedition, der andere aber mit den geographischen Ergebnissen derselben beschäftigen, geben wir in Folgendem den hauptsächlichsten Inhalt wieder.

An F. de Winton schreibt Stanley: Unsere Expedition brach am 28. Juni in einer Stärke von 389 Mann von Yambuya auf. Am ersten Tage marschirten wir dem Flusse entlang zwölf Meilen weit und gelangten in den ausgedehnten Yakonde-Distrikt, wo die Eingeborenen bei unserem Herannahen ihre Dörfer in Brand steckten und unsere Vorhut, die die uns bereiteten Hindernisse aus dem Wege räumte, angriffen und uns zu einem viertelstündigen Scharmützel zwangen. Am zweiten Tage schlugen wir einen ostwärts führenden Pfad ein, den wir fünf Tage lang verfolgten, und der uns durch eine dicht bevölkerte Gegend führte. Die Eingeborenen belästigten und behinderten uns dabei in jeder ihnen möglichen Weise, aber wir verloren durch alle ihre Angriffe nicht einen einzigen Mann. Da der besagte Pfad uns schließlich zu weit ab von unserer Richtung brachte, wandten wir uns hierauf wieder nordöstlich und erreichten am 5. Juli wieder den Fluß, an dessen linkem Ufer wir nun bis zum 18. Oktober weiter marschirten. Am 24. Tage nach unserem Abmarsche von Yambuya verloren wir zwei Leute durch Entlaufen, und am 1. August ereignete sich der erste Todesfall, durch Dyssenterie. Wir hielten im Juli nur viermal Rast, und der Erfolg der ersten 34 Tage war ein vorzüglicher. Als wir aber dann neun Tage lang eine vollkommene Wildniß zu durchmessen hatten, steigerten sich unsere Leiden, und es starben mehrere Leute. Der Strom war uns eine große Hilfe, insofern als unser Boot und unsere Kanus den Ermatteten und Kranken ihre Lasten abnehmen konnten, und im ganzen kamen wir immer noch ziemlich gut vorwärts. Am 13. August kamen wir nach Air-Sibba, wo uns die Eingeborenen energischen Widerstand entgegensetzten, und fünf der unsrigen durch vergiftete Pfeile tödteten. Lieutenant Stairs erhielt eine Wunde unmittelbar unter dem Herzen, von der er sich erst nach einmonatlichem schweren Leiden wieder erholte. Am 15. August verlor Herr Jephson mit seiner Abtheilung den Weg, und erst am 21. stieß er wieder zu uns.

Am 25. August gelangten wir in den Airjeli-Distrikt, wo wir unser Lager gegenüber der Stelle aufschlugen, an der sich der Nepoko in den Aruwimi ergießt.

Am 31. August stießen wir zum ersten male auf einen Trupp Manyema-Leute, die zu der Karawane Ugarrowwa's (Uledi Baluz', eines früheren Zeltburschen Speke's) gehörten. Von hier begann unser Mißgeschick, denn ich hatte mich bemüht, die Araber zu vermeiden, weil ich von ihnen fürchtete, sie könnten mir meine Leute durch Geschenke abwendig machen. Es desertirten mir in den drei Tagen nach dieser Begegnung nicht weniger als 26 Mann.

Am 16. September bezogen wir ein Lager gegenüber der Station Ugarrowwa's. Da es in der von Ugarrowwa verwüsteten Umgebung wenig Lebensmittel gab, rasteten wir aber doch nur einen Tag. Im übrigen setzte ich mich mit dem Menschen in ein so freundschaftliches Einvernehmen, als eben möglich war, und ich ließ in seiner Station 56 Mann. Meine Somalis zogen sämmtlich das Rasten bei Ugarrowwa dem Weitermarschiren vor, und auch fünf Sudanesen blieben. Hätten sie uns noch weiter begleitet, so wären sie auch sicherlich alle zu Grunde gegangen, bei Ugarrowwa konnten sie sich vielleicht erholen. Es wurden demselben fünf Dollars pro Kopf und Monat für ihre Verpflegung zugesichert.

Am 18. Oktober erreichten wir die Niederlassung Kilinga-Longas, eines zansibarischen Sklaven des alten Arabers Abed bin Salim, von dessen Blutthaten in dem Buche „Der Kongo" berichtet worden ist. Es war dies ein furchtbarer Monat für uns, den sicherlich kein Mitglied der Expedition jemals vergessen wird. Wir hatten von Ugarrowwa's bis Kilinga-Longa's Station weitere 55 Mann durch Verhungern und Davonlaufen verloren. Wildwachsende Früchte, insbesondere eine große bohnenförmige Nuß, und Pilze hatten unsere Hauptnahrung gebildet. Die Sklaven Abed bin Salim's thaten dann das ihrige, um uns vollends zu verderben. Obgleich es zu offenen Feindseligkeiten eigentlich nicht kam, so beraubten sie unsere Leute doch der Gewehre, der Munition und der Kleider. Da wir zu schwach waren, um unser Boot und 70 Güterlasten noch weiter zu tragen, ließen wir diese Dinge bei Kilinga-Longa zurück, unter dem Arzt Parke und dem Hauptmann Nelson, welch letzterer unfähig war, noch zu marschiren.

Nach weiteren 12 Tagen erreichten wir das Dorf Ibwiri, ohne daß sich unsere Lage gebessert hätte. Die Araber hatten bis in die Nähe dieses Punktes alles verheert, und zwischen Ugarrowwa und hier nicht eine einzige Hütte der Eingeborenen stehen lassen. Jetzt betraten wir aber eine gut bevölkerte Gegend, in der es an Lebensmitteln nicht fehlte, und unsere Hungerzeit, die am 31. August begonnen und uns zu bloßen Skeletten abgemagert hatte, fand am 12. November ihr Ende. Von 389 auf 174 reducirt, beschlossen wir hier eine längere Rast zu halten, um uns wieder zu erholen. Die Demoralisation unter den Leuten war zuletzt eine so schlimme geworden, daß dieselben nur noch durch Androhung und Ausführung der Todesstrafe zur Ordnung gezwungen werden konnten. Es war, als ob wir sie an einer Kette, die wir um unseren Hals geschlungen hätten, vorwärts schleppten.

In Ibwiri blieben wir 13 Tage und schwelgten in Geflügel, Ziegen, Bananen, Mais, süßen Kartoffeln, Yams, Bohnen ꝛc. Dann waren wir hinreichend gekräftigt, und in einer Stärke von 173 Mann, da einer durch einen Pfeilschuß getödtet worden war, ging es am 24. November weiter in der Richtung auf den Albert-Nyanza. Es waren dahin noch 126 Meilen, die uns aber bei guter Ernährung mit leichter Mühe zu überwinden zu sein schienen.

Am 1. Dezember sahen wir von einem Bergrücken aus offenes Land vor uns liegen, und am 5. Dezember betraten wir dasselbe, den düsteren Wald nach 100 tägigem Marsche endlich hinter uns lassend. Es kam uns vor, als hätten wir niemals so grünes Gras und so liebliches Land gesehen. Die Leute brachen in lauten Jubel aus, hüpften und rannten mit ihren Lasten vor Freude.

Am 9. Dezember kamen wir in das Land des mächtigsten Häuptlings Mazamboni. Die Dörfer lagen hier dicht bei einander, und der einzige mögliche Weg führte entweder durch die Dörfer oder durch die Felder. Die Eingeborenen hatten uns aber von ferne heranziehen sehen und rüsteten sich uns zu empfangen. Wir bemächtigten uns deshalb eines Hügels und erbauten uns darauf in aller Eile eine Seriba, während rund um uns herum der Kriegsruf ertönte, und Hunderte gegen uns heran zogen. Den ersten Angriff schlugen wir ohne große Mühe ab, und wir erbeuteten dabei zugleich eine Kuh, dadurch seit unserer Abreise vom Atlantischen Ozeane zum ersten male wieder in den Stand gesetzt, Rindfleisch zu genießen. Die Nacht darauf verging ruhig, und am folgenden Morgen versuchten wir mit unseren Feinden zu unterhandeln; es gelang uns auch einen Waffenstillstand mit ihnen zu schließen. Wir erfuhren dabei, daß das Land als ein Theil Ugandas gelte, daß aber Kabba-Rega in Wirklichkeit König und Mazamboni sein Statthalter sei. Am 11. Dezember aber ertönte wieder der Ruf „kurwana!“ („Krieg!“), und es wurden die Feindseligkeiten begonnen, indem unser Unterhändler mit Pfeilschüssen begrüßt wurde. Es sei Mazamboni's Wille, daß wir aus seinem Lande zurückgetrieben würden, hatte ein Bote verkündigt.

Der Hügel, den wir besetzt hielten, erhob sich zwischen einer höheren und einer niederen Hügelkette, und wurde von der einen durch ein engeres (nur etwa 250 Yards breites), von der anderen aber durch ein breiteres Thal getrennt. Die höhere Kette war von zahlreichen Eingeborenen besetzt, die im Begriffe waren, herabzusteigen, und in dem breiteren Thale waren bereits Hunderte zum Angriff auf uns bereit. Es galt also keine Zeit zu verlieren. Ich entsandte gegen die letzteren Lieutenant Stairs mit 40 Mann, und gegen die ersten Herrn Jephson mit 30 Mann, darunter unsere bewährtesten Scharfschützen. Stairs drang mit seiner Abtheilung rasch vor, durchquerte einen tiefen, aber schmalen Fluß, nahm das erste Dorf ein, und bald wandten sich die Eingeborenen unter dem Feuer der Scharfschützen zu wilder Flucht. Einen ähnlichen Erfolg hatte auch die Jephson'sche Abtheilung, und gegen 3 Uhr nachmittags waren nur noch auf einem Hügel westlich von uns Eingeborene sichtbar.

Am 12. und 13. Dezember setzten wir dann unseren Marsch in östlicher Richtung weiter fort, indem wir dabei wiederholt kleinere Angriffe zurückzuweisen hatten. Lebensmittel erlangten wir leicht. Am 13. Dezember nach ein Uhr rief ich meinen Leuten laut zu: „Bereitet euch nun auf den Anblick des Albert-Nyanza vor!“ wobei ich allgemeinem Unglauben begegnete, da sich um uns herum noch immer die Ebene ausdehnte, und etwa vier Tagemärsche vor uns Berge aufragten. Halb zwei Uhr lag der See zu unseren Füßen. Kavali, unser Ziel, war in der Luftlinie nur noch sechs Meilen von uns entfernt, und die Berge, welche wir gesehen hatten, bildeten den Rand des Plateaus von Unyoro. Wir befanden uns unter 1° 20′ nördl. Br., in einer Höhe von 5200 Fuß, und der Spiegel des Sees lag 2900 Fuß tiefer. An dem flachen Ostufer konnten wir jede Einbuchtung deutlich wahrnehmen, und ebenso sahen wir auch den von Süden her in den See einströmenden Lanliki, wie eine silberne Schlange auf dunklem Grunde.

Nach einem kurzen Halte ging es den steinigen und zerklüfteten Plateauhang hinab. Bevor aber unsere Nachhut 100 Fuß abwärts gestiegen war, stürmten die Eingeborenen hinter ihr drein, und sie entfalteten dabei einen viel größeren Muth als vorher, so daß sie uns schwer zu schaffen machten. Ein Nachtangriff, den unsere Feinde auf uns machten, als wir in 2500 Fuß Meereshöhe am Fuße des Plateaus unser Lager aufgeschlagen hatten, wurde von unseren Wachen abgeschlagen.

Am 14. Dezember näherten wir uns dem Dorfe Kakongo, das an der südwestlichen Ecke des Sees liegt. Drei Stunden lang bemühten wir uns hier mit den Einwohnern Freundschaft zu schließen, es gelang uns dies aber nicht, und man wollte uns nicht gestatten, zum See hinab zu gehen, weil wir die daselbst weidenden Rinder schrecken könnten. Die Blutbrüderschaft verweigerte man uns, weil aus dem Westen noch niemals gute Leute gekommen seien. Geschenke wollte man nicht annehmen, weil man nicht wüßte, wer wir wären, Wasser wollte man uns nicht zu trinken geben, und den Weg nach Nyam-Sassie wollte man uns auch nicht zeigen. Wir erfuhren aber von den Bewohnern Kakongos, daß sich in Unyoro ein weißer Mann befände, während ihres Wissens westlich von dem See nirgends ein solcher zu finden wäre. Von Dampfern auf dem See hatten sie nichts gesehen, und Kanus hatten sie nur zur Beförderung von Leuten. — Ursache mit ihnen Streit anzufangen hatten wir nicht, da man uns, wenn auch abweisend, so doch ziemlich höflich entgegentrat, und so setzten wir, nachdem wir uns über den Weg unterrichtet hatten, unseren Marsch weiter fort, um einige Meilen von Kakongo zu lagern.

Hier überdachte ich auf Grund der Unterredung mit den Kakongo-Leuten unsere allgemeine Lage. Meine vorausgesandten Eilboten hatten offenbar Emin-Pascha nicht erreicht, denn sonst würde er dem Südwestufer des Sees unbedingt mit seinen Dampfern einen Besuch abgestattet und die Eingeborenen auf meine Ankunft vorbereitet haben. Mein eigenes Boot befand sich bei Kilinga-Longa, 190 Meilen von uns entfernt. Kanus waren in Freundschaft nicht zu erlangen, und sich ihrer gewaltsam zu bemächtigen, ohne daß wir von den Besitzern angegriffen waren, erlaubte mir mein Gewissen nicht, Bäume von hinreichender Größe, um sie uns selbst zu fertigen, sahen wir auch nirgends. Der Marsch nach Wadelai war noch viel zu weit, als daß wir ihn in unserem stark reduzirten Zustande mit Aussicht auf Erfolg hätten antreten können. An den fünf Gefechtstagen in der Ebene hatten wir fünf Kisten Patronen verschossen, und in einem weiteren Monate solcher Kämpfe wäre uns unsere Munition sicherlich vollständig ausgegangen. Ich sah keinen anderen Rath, als den, daß wir uns zurückwandten nach Ibwiri, daselbst ein Fort anlegten, unser Boot von Kilinga-Longa herbeischafften, und sodann alle nicht beförderbaren Lasten unter der Obhut einer Besatzung in Ibwiri zurücklassend, zum zweiten male nach dem Albert-Nyanza vordrängen, um Emin-Pascha vermittelst unseres Bootes zu erreichen. Nach einer langen Unterredung mit meinen Offizieren, beschloß ich diesen Plan auszuführen.

Am 15. Dezember erreichten wir die Stätte von Kavali, das mehrere Jahre vorher zerstört worden war, wobei uns

die Kakongo-Leute verfolgten und uns Pfeilschüsse zusandten, um sich darauf eiligst zu flüchten. Am 16. Dezember befanden wir uns dann nach einem Nachtmarsche wieder auf der Höhe des Plateaus, immer noch von den Eingeborenen aus Kakongo belästigt, so daß wir einen derselben tödteten und einen anderen verwundeten.

Am 7. Januar waren wir wieder in Ibwiri, und von dort entsandten wir Lieutenant Stairs mit 100 Mann nach Kilinga-Longas, um unser Boot und unsere Güter nebst den Herren Parke und Nelson zu holen. Von den 38 unter der Obhut der Offiziere zurückgelassenen Kranken wurden nur 11 nach dem Fort gebracht, die anderen waren entweder gestorben oder davon gelaufen. Nachdem Lieutenant Stairs seine Mission ausgeführt hatte, wurde er mit den Reconvalescenten nach Ugarrowwas gesandt, wozu ich 39 Tage bewilligte. Ich wurde bald nach seinem Abmarsche von einer Gastritis, sowie von einer Eiterung am Arme befallen, wovon ich aber nach einmonatlicher sorgfältiger Behandlung durch Dr. Parke wieder genas.

Am 2. April brach ich dann mit den Herren Jephson und Parke nach dem Albert Nyanza auf, den wiederhergestellten Hauptmann Nelson mit 43 Mann in Fort Bodo zurücklassend. Am 26. April gelangten wir wieder in Mazamboni's Land, und diesmal entschloß sich der genannte Häuptling auf meine Aufforderung, Blutbrüderschaft mit mir zu trinken, und alle anderen Häuptlinge bis hin zum See folgten seinem Beispiele, obgleich ich über 50 Gewehre weniger zu verfügen hatte. Rinder, Ziegen, Schafe, Geflügel und andere Lebensmittel verabreichte man uns ohne Entgelt, und meine Mannschaften lebten herrlich. Als wir noch einen Tagemarsch vom Nyanza entfernt waren, kamen Eingeborene von Kavali mit der Botschaft, ein weißer Mann, namens „Malejja“, habe ihrem Häuptlinge ein Packet für mich, seinen Sohn, eingehändigt. Ich versprach ihnen, am nächsten Tage mit ihnen zu kommen, und sie reich zu belohnen, wenn sie die Wahrheit gesprochen hätten. Die Leute blieben die Nacht über bei uns und erzählten uns wunderbare Dinge über Schiffe, die so groß wie Inseln und ganz mit Leuten gefüllt seien. Wir hegten danach keinen Zweifel mehr, daß der weiße Mann Emin-Pascha sei. Am folgenden Tage kamen wir bei dem Häuptlinge Kavali an, und von ihm erhielt ich thatsächlich ein Schreiben Emins, das in einen Streifen von schwarzem amerikanischen Wachstuch eingewickelt war. Sein Inhalt war der: Emin-Pascha hatte durch ein Gerücht unter den Eingeborenen erfahren, daß ein weißer Mann am südlichen Ende des Sees gesehen worden war. Er war deshalb mit seinen Dampfern ausgefahren und hatte Genaueres zu erkunden gesucht, ohne aber damit viel Erfolg zu haben, da die Eingeborenen von großer Furcht vor Kabba-Rega, dem Könige von Unyoro. erfüllt waren, und jeden Fremden mit ihm in Verbindung brachten. Das Weib des Nyam-Sassie-Häuptlings hatte indeß berichtet, daß sie uns in Mosuma (Mazamboni's Land) gesehen hätte. Er bat mich daher, zu warten, wo ich war, bis er sich mit mir in Verbindung setzen könne. Das Schreiben war vom 26. März datirt und mit Emin's Namen unterzeichnet.

Am 23. April wurde nun Herr Jephson und eine starke Abtheilung der Karawane damit betraut, das Boot auf den See zu bringen, und am 26. April gelangte dasselbe nach Mswa, der südlichsten Station Emins, wo Herr Jephson sehr gastfreundlich von der ägyptischen Besatzung aufgenommen wurde. Einer um den anderen von der Bootsbemannung wurde umarmt und als Bruder begrüßt. Am 29. April, als wir uns wieder auf demselben Lager-Platze befanden, den wir am 16. Dezember inne gehabt hatten, sah ich dann einen Dampfer des Khedive schon in einer Entfernung von sieben Meilen gegen uns heran dampfen, und bald nach sieben Uhr abends erschienen Emin-Pascha und Casati mit Herrn Jephson in unserem Lager, wo sie von allen herzlich bewillkommnet wurden.

Am anderen Tage suchten wir uns einen besseren Lagerplatz, etwa drei Meilen von Nyam-Sassie, und daselbst blieben wir bis zum 25. Mai mit Emin-Pascha zusammen. An diesem Tage verließ ich ihn, Herrn Jephson, drei Sudanesen und zwei Sansibar-Leute unter seiner Obhut lassend, dagegen von drei seiner Irregulären, sowie von 102 seiner Madi-Träger begleitet.

Vierzehn Tage später war ich wieder in Fort Bodo, wo ich Hauptmann Nelson und Lieutenant Stairs vorfand. Der letztere war 22 Tage nach meinem Abmarsche wieder daselbst eingetroffen, hatte aber von 56 Mann nur 16 wieder mit zurückgebracht; die übrigen waren todt. Meine 20 Eilboten, welche ich mit Briefen an Major Barttelot gesandt hatte, hatten Ugarrowwa in der Richtung auf Yambuya am 16. März wohlbehalten verlassen.

Fort Bodo befand sich in einem erfreulichen Zustande. Fast zehn Acres Land waren bebaut, die Maisernte war in den Vorrathsräumen untergebracht, und eben hatte man mit der neuen Auspflanzung begonnen.

Am 16. Juni verließ ich Fort Bodo wieder, zusammen mit 111 Sansibaris und 101 Leuten von Emin-Pascha, während die Herren Stairs und Nelson als Fort-Kommandanten und Herr Parke als Arzt, nebst 59 Mann zurückblieben. Ich zog es vor, ohne meine Offiziere zu reisen, weil ich alle Leute zur Verfügung haben wollte für den Transport der großen Vorräthe, die ich unter Major Barttelot in Yambuya gelassen hatte. Am 24. Juni erreichten wir Kilinga-Longas und am 19. Juli Ugarrowwas, welch letztere Station wir verlassen fanden, da ihr Herr alles Elfenbein, das in der Gegend aufzutreiben war, zusammengerafft hatte, und damit drei Monate vorher stromab gezogen war. In Fort Bodo hatte ich jeden Träger mit 60 Pfund Getreide belastet, und auf diese Weise gelang es uns diesmal ohne Schaden durch die Wildniß hindurch zu kommen.

In raschen Märschen weiter flußabwärts ziehend, hofften wir jeden Tag, unseren Eilboten zu begegnen, die wir durch die Zusicherung einer Belohnung von 10 Pfd. Sterl. pro Kopf zum Eifer angespornt hatten, oder vielleicht gar den Major Barttelot selbst, an der Spitze eines Heeres von Trägern. Am 10. August überholten wir Ugarrowwa mit einer riesigen Flotille von 57 Booten, und zugleich stießen wir auf unsere Eilboten, deren Zahl wir auf 17 reduzirt fanden. Sie wußten Schlimmes von den mit genauer Noth entgangenen Gefahren zu erzählen. Drei von ihnen waren getödtet worden, zwei litten noch an erhaltenen Verwundungen, und an fünf anderen konnten wir wenigstens die Narben von Pfeilschußwunden noch deutlich wahrnehmen.

Eine Woche später, am 17. August, erreichten wir die Nachhut in einem Orte namens Bunalya, den die Araber Unarya nennen. Im Thore der Palissaden stand ein weißer Mann, den ich zuerst für Herrn Jamieson nahm, der sich aber nachher als Herr Bonny herausstellte. Auf mein Befragen erfuhr ich von diesem, daß Major Barttelot einen Monat vorher von den Manyuema erschossen worden war, während Herr Jamieson nach Stanley-Falls gegangen war, um mehr Leute von Tippoo-Tib zu erhalten, Herr Troup aber invalid in die Heimath und Herr Ward nach Bangala zurückgereist sei. Die ganze Nachhut war ein trauriges Wrack, von 257 Mann waren nur 71 übrig, und von diesen 71 erschienen bei näherer Musterung nur 52 diensttüchtig, wenn sie auch wie Vogelscheuchen aussahen. Unsere erste Kolonne hatte trotz des Widerstandes der Eingeborenen

den Weg von Yambuya nach Bunalya in 16 Tagen zurückgelegt, die Nachhut hatte dazu 43 Tage gebraucht. Nach Bonny's Bericht war ihre Geschichte in den 13 Monaten und 20 Tagen, die seit meiner Abreise vergangen waren, nur eine Geschichte von Unglücksfällen, Tod und Desertion gewesen. Ich habe nicht den Muth, auf die zum Theil unglaublichen Einzelheiten einzugehen, und auch nicht die Zeit, da mir außer Herrn Bonny niemand beistehen kann, die Expedition zu reorganisiren. Es giebt noch immer viel mehr Lasten, als wir befördern können, und sehr nothwendige Dinge fehlen, so z. B. meine eigene Reservekleidung, die ich seiner Zeit in Yambuya zurückgelassen hatte.

Im Dezember waren einige Ausreißer von der ersten Kolonne in Yambuya eingetroffen, die daselbst erzählt hatten, ich sei todt, was ihnen auch zum Theil geglaubt wurde. Herr Ward stellte infolgedessen in einer Berathung der Offiziere den Antrag, meine Weisungen zu annulliren, und meine persönlichen Ausrüstungsartikel wurden als „überflüssige Dinge" den Kongo hinab geschickt. So sehe ich mich nun nach den großen Anstrengungen zu dem Entsatze der Nachhut entblößt von allem Nöthigen, und zwei Hüte, vier Paar Schuhe und eine Flanelljacke sind alles, was ich für mich mitzunehmen habe, um zu Emin-Pascha zurück und quer durch Afrika hindurch zu gehen. Livingstone war in Fetzen gekleidet, als ich ihn traf, diesmal wird der Befreier selbst in Fetzen gekleidet erscheinen. Glücklicherweise wird keiner meiner Offiziere mich zu beneiden haben, denn ihre Koffer sind in Ordnung — ich allein war ja todt.

Ich bitte Sie zu beachten, daß wir nur 82 Tage zwischen dem Albert-See und Bunalya und nur 61 zwischen Fort Bodo und hier unterwegs waren. Die Entfernung ist also nicht so sehr groß, und es sind nur die Leute, die einen im Stiche lassen. Zum Nyanza hin marschirend, war es uns, als ob wir sie hinter uns her zu schleppen hätten; auf dem Rückmarsche wußte jeder den Weg und bedurfte keinerlei Antrieb. Zwischen dem See und hier verloren wir nur drei Mann, wovon einen durch Entlaufen. Ich brachte 131 Zansibaris hierher, nachdem ich 59 in Fort Bodo gelassen hatte, so daß mir also im ganzen 190 von 389 Leuten übergeblieben sind, bezw. daß ich 50 Prozent verloren habe. In Yambuya ließ ich 257 Mann, wovon ich jetzt nur 71 vorfinde, darunter 10, die das Lager schwerlich verlassen werden. Es bedeutet dies einen Verlust von 270 Prozent. Obgleich unsere Leiden auf dem Marsche unerhörte waren, so war die Sterblichkeit bei uns demnach nicht so groß wie in dem Lager zu Yambuya. Die Ueberlebenden von der Marschkolonne sind alle kräftig, während die Ueberlebenden von der Nachhut abgemagert und kränklich aussehen.

Ich habe im Vorstehenden unsere Bewegungen seit dem 28. Juni 1887 flüchtig skizzirt. Ich wünschte, daß ich die Möglichkeit hätte, mehr auf die Einzelheiten einzugehen, aber ich kann die Zeit nicht dazu finden. Ich schreibe dies in dem Wirrwarr und der Eile des Aufbruches und unter fortdauernden Störungen. Sie werden indessen aus diesem Briefe eine Idee von der Natur und von dem Lande gewonnen haben, welches wir durchreist haben. Wir waren 160 Tage im Walde, und zwar in einem zusammenhängenden, ununterbrochenen, dichten Walde. Das Grasland wurde von uns in acht Tagen durchschritten. Die Grenze des Waldes gegen das Grasland ist wohl markirt. Sie erstreckt sich in nordöstlicher Richtung mit ihren Krümmungen, Buchten und Vorgebirgen ähnlich einer Meeresküste und ebenso auch in südwestlicher Richtung. Der Wald reicht von Nyangwe bis in das Minbuttu-Land, und das ganze obere Kongogebiet, zwischen der Aruwimi-Mündung und dem 40. Grade östl. L. ist davon bedeckt, alles in allem etwa 246 000 Quadratmeilen. — Zwischen Yambuya und dem Nyanza durchquerten wir fünf verschiedene Sprachgebiete. Das letzte umfaßt die Völkerschaften der Wanyoro, Wanyankori, Wanya-Ruanda, Wahha Karangwe und Ukerewe.

Das Land dacht sich sanft von der Höhe des Plateaus am Nyanza gegen den Kongo hin ab, von 5500 auf 1400 Fuß über dem Meere. Nördlich und südlich von unserem Wege durch die Ebene ragten zahlreiche Gruppen von Bergkegeln sowie auch isolirte Berge und Höhenrücken auf. Im Norden sahen wir keinen Punkt, der die Höhe von 6000 Fuß überstieg, dagegen erblickten wir in einer Entfernung von etwa 50 Meilen von unserem Lager am Nyanza einen schneebedeckten Gipfel, namens Ruevenzori, der eine Höhe von 17 000 bis 18 000 Fuß erreichen und sich als ein würdiger Rival des Kilimandscharo erweisen dürfte. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß der Berg identisch ist mit dem Gordon-Bennett-Berge in Gambaragara.

Nur drei Eingeborenen begegnete ich, die an dem See südlich (von dem Albert-Nyanza) gewesen waren. Sie berichteten übereinstimmend, derselbe sei groß, aber nicht so groß wie der Albert Nyanza.

Der Aruwimi heißt 100 Meilen oberhalb Yambuya Suhali, gegen die Nepokomündung hin Nevoa, oberhalb dieser Mündung No-Welle, dann Itiri und endlich bis zu seiner Quelle Ituri. Nach einem Marsche von nur 10 Minuten vom Ituri erblickten wir den Spiegel des Albert-Nyanza.

Bevor ich diesen Brief schließe, will ich noch kurz den Gegenstand berühren, der mich in dieses Land geführt hat — Emin-Pascha.

Der Pascha gebietet über zwei Bataillone reguläre Truppen; das erste, aus etwa 750 Gewehren bestehend, hält Duffle, Honyu, Labore, Muggi, Kirri, Bedden und Radschaf besetzt, das zweite, 640 Mann stark, Wadelai, Fatiko, Mahagi und Msa — eine Linie von 180 Meilen, die sich am Nyanza und Nil entlang zieht. Westlich vom Nil behauptet er außerdem noch drei oder vier kleinere Stationen, alles in allem also 14. Außer den beiden Bataillonen hat er aber noch eine bemerkenswerthe Armee von Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Beamten und Dienern. „Im ganzen würden wir 8000 Mann bei uns haben, wenn ich darein willige, mit fortzuziehen", sagte er mir in einer Unterredung, „und wie sollen wir die 10 000 Weiber und Kinder mit fortbringen!" Ich schlug ihm vor, die Frauen marschiren zu lassen, da dies ihnen nichts schaden würde, die kleinen Kinder aber auf seinen 200 Eseln befördern zu lassen. Lebensmittel würden die Rinder, deren Emin mehrere Tausende hat, liefern, während Getreide und andere Pflanzennahrung in den durchwanderten Gegenden leicht zu requiriren sein würden. Emin versprach schließlich den Vorschlag in Erwägung zu ziehen. In einer anderen Unterredung sagte er: Nach den gestrigen Auseinandersetzungen bin ich allerdings der Meinung, daß es das beste wäre, wenn wir uns von hier zurückzögen. Die Aegypter, etwa 100 Mann ohne die Weiber und Kinder, würden gern mit abziehen, und auch wenn ich hier bliebe, würde ich froh sein, sie los zu werden, weil sie beständig meine Autorität schädigen. Als ich ihnen mittheilte, daß Khartum gefallen und Gordon erschlagen sei, sagten sie den Nubiern, das sei eine erfundene Geschichte, und eines Tages würden Dampfer den Strom herauf kommen und uns entsetzen. Aber bezüglich der Regulären von meinen beiden Bataillonen hege ich große Zweifel. Dieselben haben hier frei und glücklich gelebt, und es sehr

gut gehabt, viele von ihnen sind verheirathet und haben Harems. — Von den Irregulären würden vielleicht viele mit gehen. — Wie aber, wenn die Regulären sich weigerten mit abzuziehen? Würde das mich nicht in eine sehr üble Lage bringen? Würde es auch recht sein, sie ihrem Schicksale zu überlassen? Ich würde ihnen ihre Waffen und ihre Munition lassen müssen, es würde aber die Disciplin unter ihnen aufhören, es würden sich Parteien bilden, es würden sich Ehrgeizige zu Führern aufwerfen, und durch Zwistigkeiten unter einander würden sie zu Grunde gehen. — Die Aegypter würde ich auch vielleicht bitten, mitzunehmen, wenn ich selbst bleibe. — Casati erklärte auf Befragen, daß er einfach dem Beispiele des Paschas folgen, und demselben für die Folgen keinerlei Verantwortung zur Last legen werde. — Die definitive Entscheidung wurde schließlich bis zu meiner Rückkunft aufgeschoben.

Zwei Monate später gedachte Emin-Pascha Fort Bodo zu besuchen und Herrn Jephson dahin mit zu nehmen. Den Offizieren des Fort habe ich die Weisung hinterlassen, daß sie dann die Befestigungen zerstören und den Pascha an den Nyanza begleiten sollten. Ich selbst gedenke diesmal auf einem kürzeren Wege zum Nyanza zu gelangen, um daselbst wieder mit ihnen zusammenzutreffen.

(Fortsetzung folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die Mission auf Feuerland.

In der Sitzung des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago vom 25. Juli hielt der als Gast anwesende englische Missionär der Feuerlandsstation, Rev. E. C. Aspenall, einen Vortrag über Leben und Erfahrungen in jenem südlichsten Erdwinkel, der viele interessante Einzelheiten bietet.

Der Stamm, unter welchem die Mission Uschuaia (Ooshoaia nach englischer Orthographie) gegründet wurde, hat von Rev. Bridges den Namen Jahganen erhalten, nach einer von ihm frequentirten Lokalität südlich vom Beagle-Kanal. Es ist derselbe, welchen Fitzroy als Tekeenica bezeichnet, weil ihm einer der Eingeborenen auf die Frage nach einer Bucht tekinica, d. h. „nie zuvor gesehen" in seiner Sprache erwiderte. Sie gehen für gewöhnlich vollkommen nackt, bis auf ein kleines Fell um die Schultern. Dafür pflegen sie ihren Körper mit einer Schmiere aus Thran und rother Erde einzureiben, was wohl auch einigen Schutz gegen die Kälte gewährt.

Zum Unterhalt sind sie einzig auf die Jagd angewiesen; im schlimmsten Fall begnügen sie sich mit Muschelkost. Die daraus etwa entstehenden Verdauungsbeschwerden werden durch eine Pilzdiät geheilt. Es scheint fünf verschiedene solcher auf Bäumen wachsender Pilze zu geben. Meistens schweifen die Leute ohne bestimmten Wohnsitz in ihren Rindenkanus umher, in deren Mitte das in so feuchtem Klima schwer entzündbare Feuer stets brennend erhalten wird. Jedes Kanu nimmt eine Familie auf; die Frauen rudern und der Mann steht mit erhobenem Wurfspieß auf dem Anstand. Drei Arten solcher Spieße führt er stets mit sich: der eine mit spindelförmiger Spitze dient zum Tödten von Vogelwild, der andere mit Widerhaken, der aus einer Walfischrippe gefertigt und mit dem Schaft durch eine kurze Binsenschnur beweglich verbunden, ist für die Jagd auf Fische bestimmt und der dritte mit gabeliger Theilung für Krabben und Mollusken. Statt direkt zu zielen, werfen sie die Waffe so, daß sie vom Wasser zurückprallend erst ihr Opfer trifft. Bei Fischen pflegt der Schaft im Ufergesträuch hängen zu bleiben und so den Ort anzuzeigen.

Beim Verlassen des Kanus hat die Frau zuerst den Mann ans Land zu tragen, der den Feuerbrand, zwischen Holzstücken verwahrt, sorgfältig über Wasser hält, und zunächst mit dem Aufschlagen einer primitiven Hütte beginnt. Selten können die Männer schwimmen, die Frauen immer. Diese Uebung zusammen mit dem Ruderhandwerk verleiht den letzteren eine ungewöhnliche Muskelkraft. Um das Recht und Ansehen des Herrn der Schöpfung zu wahren, nehmen die Männer zu geheimnißvollen Bräuchen ihre Zuflucht, die in größerer Gemeinschaft mit Ausschluß der Frauen ausgeführt werden. Sonderbarer Weise hat der Mann gewöhnlich zwei Frauen, eine alte und eine junge.

Ohne historische Ueberlieferungen, wahren sie gleichwohl manche Rechte und Gewohnheiten, zumal in Bezug auf die Jagd. Wer z. B. so glücklich ist, ein Guanaco zu erlegen, muß Verwandten und Freunden bestimmte Theile abgeben, was auch mit dem besten Willen stets geschieht.

Ueberhaupt sind sie von Charakter gutmüthig und hilfsbereit. Nie sagen sie die Unwahrheit oder versuchen sie fremdes Gut sich anzueignen. Um so nachdrücklicher fordern sie dagegen, was ihnen „von rechtswegen" zusteht und greifen selbst zu den Waffen, um das ihnen Gebührende zu erlangen. Trotz des Mangels engerer Bande von Stammesgemeinschaft bemerkt man bei ihnen viele Züge wahrer Affekte und tieferer Neigung. Ebenso lieben sie ungemein lange Gespräche und Erzählungen; ein guter Theil des Tages wird damit ausgefüllt. Eine ihrer Legenden von einem unbändig starken Mann, der aus Stein war und schließlich doch an der Ferse durch einen Dorn sich verwundete und starb, erinnert an die Achillesferse oder an die Siegfriedssage. Aller religiösen Vorstellungen und Pflichten baar, kennen sie nichts als den vagen Begriff von Geistern der Verstorbenen, die in den Wäldern umgehen, und vor denen sie sich fürchten.

Die Arzneikunst beschränkt sich auf das Frottiren und den Aufguß einiger Wurzeln, wie von Xarraracum, zur Bekämpfung der Leberkrankheiten, denen die Eingeborenen vielfach ausgesetzt sind. Da der Vortragende Arzt von Profession ist, fiel es ihm verhältnißmäßig leicht, ihr Zutrauen zu gewinnen. Auf einer Reise nach dem Süden traf er in den Victoriawassern unweit der Wollastongruppe etwa 45 Leute, die bei seinem Herannahen die Flucht ergriffen. Erst als er sich in ihrer Sprache mit ihnen verständigte, wagten sie sich allmählich wieder herbei. Dabei fielen ihm rothe Streifen im Gesicht der Männer, sowie eine dunkle Querbinde mit hellen Punkten im Gesicht der Frauen auf, die, wie sich herausstellte, Zeichen der Trauer um ein ertrunkenes Kind waren. So hat jede Malerei bei ihnen besondere Bedeutung.

Ebendort hat Rev. Aspenall eine neue Station gegründet, für welche er von der chilenischen Regierung das nöthige Land nachsuchte, mit dem Erbieten, zugleich einen Leuchtthurm, falls man einen solchen dort baue, unterhalten und eine Rettungsstation leiten zu wollen. Sein Gesuch ist ihm unterdessen ohne weiteres bewilligt worden.

Die Hauptstation Uschuaia, deren Name „Enge Bai" bedeutet, befindet sich nach den neuen Grenzbestimmungen auf

argentinischem Gebiet. Von der eigentlichen Feuerlandinsel kommen dort nicht nur die Onas hin, ein Zweig vom patagonischen Stamm, dessen Sprache und Lebensart kennen zu lernen bereits wichtige Schritte gethan sind; ihre Wirkungsweise erstreckt sich selbst bis in die fernsten Kanäle zu den Alakalufs, welche mit den Jahganen offenbar stammverwandt, aber in Sprache und Statur von ihnen unterschieden sind.

Im Jahre 1869 gründete dort der englische Bischof Waite H. Stirling die erste Niederlassung, nachdem 17 Jahre zuvor Kapitän Allen Gardiner in Spanish Port Hungers gestorben war. Sein menschenfreundliches Werk war darum nicht verloren; denn mit Hülfe von jungen Feuerländern, denen man auf der Keppel-Insel im benachbarten Falkland-Archipel die Rudimente der Kultur beigebracht, wurde nun die methodische Verbreitung menschenwürdiger Bedürfnisse begonnen. Dank der Umsicht der Leiter ohne weiteren Unfall, als einen einmaligen Ueberfall der Eingeborenen, dem eigentlich ein Mißverständniß zu Grunde lag, indem sie glaubten, daß man ihnen die auf Keppel-Island erhaltenen Kleider wegnehmen wollte, nur weil man zögerte, sie ihnen zu übergeben, aus Besorgniß, daß sie bei ihren alten Bekannten allzu rasch verschwinden würden. Man muß eben auch der Denkweise der Wilden gerecht zu werden suchen; und das ist selten der Fall von seiten der militärischen und commerciellen oder selbst wissenschaftlichen Expeditionen, die dort zuweilen vorsprechen. Nicht ohne Mißtrauen darf man solche Schilderungen über Anlagen und Charakterzüge armer Naturkinder aufnehmen.

Hervorragende Verdienste um seine Pflegebefohlenen erwarb sich Rev. Bridges, lange Jahre hindurch Vorsteher der Station, der als Adoptivsohn eines Missionärs in der Craumerstation auf Keppel-Island mitten unter den Feuerländern aufgewachsen war. So erlernte er leicht und sicher ihre Sprache, in welche er außer einigen Hymnen und Gebeten die Evangelien des heiligen Lukas und Johannes, sowie die Apostelgeschichte übersetzt hat. Leider mit einem complicirten System der Lautübertragung, das linguistischen Grundsätzen nicht gerecht wird. Von ihm rühren auch die Materialien zu den Grammatiken Garbe's und Lucien Adam's her, sowie ein handschriftliches, vollständiges Vokabular, dessen angeblich 30000 Worte vielfach nur Formen einer und derselben Wurzel sind. Begreiflicherweise ist die rein agglutinirende Sprache in manchen Beziehungen, zumal für Gegenstände und Ortsverhältnisse, sehr findig und reich. Zahlen kennt sie nur bis drei.

Zur Zeit ist M. Bridges nach Doven East, einem weiter östlich am Beagle-Kanal gelegenen Punkte gezogen, um dort eine große Farm einzurichten, wozu ihm die argentinische Regierung einige Hektare Land verliehen hat. Seit 1½ Jahren hat M. Aspenall die Leitung der Mission Uschuaia übernommen, mit Unterstützung des Verwalters M. Lawience und des Zimmermanns, namens Ince. Außer der Frau des letzteren lebt dort auch Frau Mrs. Hummings, die Wittwe eines Arztes, deren Obhut eine Art Waisenhaus für Mädchen anvertraut ist, welche etwa, 16 an der Zahl, dort in allen häuslichen Pflichten unterrichtet werden. Man hofft, daß ihre Verheirathung mit den von Keppel heimkehrenden jungen Leuten das Werk der Gesittung festigen helfen werde. M. Aspenall gesteht, daß der erste Eindruck ihm einerseits zu viel, andererseits zu wenig Kultur gezeigt habe, — weniger als er nach so vielen Jahren der Arbeit erwartet habe, insofern der Kreis der dauernd Gewonnenen klein ist, viele Eingeborene oft allen Zwang der Geselligkeit wieder abschütteln und eine wirkliche Civilisation des Volkes nicht gedeihen kann. Dazu kommen noch die vor wenigen Jahren dort ausgebrochenen Blattern, die über 100 auf einmal dahinrafften. Zu viel Verfeinerung besitzen sie, indem die an Kleidung und Bedürfnisse Gewöhnten oft staunenswerthe Proben ihrer Fähigkeiten abgeben. So besitzen sie ein großes Talent zum Zeichnen. Einer, namens Nelson, welcher eine Art Hotel für die unvermutheten Gäste unterhält, besorgt dieses natürlich selbsterbaute Haus nicht allein in der musterhaftesten Weise, er predigt wohl auch seinen Gästen und ermahnt sie zum Guten. Edmond Button, der Sohn jenes berühmten Jemonej Button, den Fitzroy einst mit nach England genommen, ist zwar für gewöhnlich nur Koch, da er aber Englisch und Jahganisch lesen und schreiben kann und Additions- wie Subtraktionsprobleme mit fehlerloser Sicherheit löst, konnte ihm M. Aspenall während seiner Abwesenheit vertrauensvoll die Schule übergeben, die er sonst persönlich zu halten pflegt. Ehre den Vorkämpfern edler Menschlichkeit bei jenen Unglücklichen, die lange für die niedrigsten unter ihresgleichen galten!

L. Dy.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Prof. G. Schweinfurth ist nach einer dreimonatigen, erfolgreichen Forschungsreise in Südarabien am 23. März wieder in Aden eingetroffen, von wo er am 1. April die Rückreise anzutreten gedachte. In Berlin dürfte er erst im Laufe des Monats Mai eintreffen, da er in Aegypten einige Zeit verweilen will. Seine Sammlungen sind sehr umfangreich; das Herbarium umfaßt gegen 600 Arten in 1800 Nummern, und außerdem bringt er auch viele Spirituspräparate und lebende Pflanzen mit nach Hause.

— Die Hauptarterien des persischen Handels sind nach E. F. Law: 1) der Weg von Tabris und Rescht über Kasvin nach Osten und Südosten; 2) der Weg von der Südostecke des Kaspischen Sees über Asterabad und Schahrud nach Khorasan; 3) der Weg von Bagdad über Kamanschah und Hamadan nach Teheran; 4) der Weg von Buschir nach Isfahan; 5) der Weg von Bender Abbas nordwärts nach Khorasan. Die beiden ersten dienen namentlich den russischen, die drei letzten aber den englischen (bezw. indischen) Interessen. Herr Law befürwortet angelegentlich die Ausstattung der Route von Bagdad nach Teheran mit einer Eisenbahn. (Vergl. Proceedings XI, p. 242.)

— In Teheran wurde auf Betreiben des bekannten persischen Staatsmannes und Gelehrten Mirza-Mohammed Khan eine Gesellschaft zu dem Zwecke ins Leben gerufen, um unter der persischen Bevölkerung Kultur und moderne Bildung zu verbreiten. Die Fonds dieser Gesellschaft, der bereits zahlreiche, durch Geburt, Rang, Wissen und Reichthum ausgezeichnete Perser angehören, werden durch freiwillige Beiträge beschafft werden. Der Schah hat die ungehinderte Wirksamkeit dieser Gesellschaft im ganzen Reiche gestattet und derselben seine werkthätige Unterstützung in Aussicht gestellt.

— Die Waldverwüstung auf Ceylon hat nach und nach solche Dimensionen angenommen, daß die Regierung sich zum Einschreiten veranlaßt sieht. Schon 1873 wurde ihre

Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt, aber erst 1883 wurde eine Verordnung erlassen, nach welcher bestimmte Distrikte unter Expropriation des darin gelegenen Privateigenthums zu Staatsforsten erklärt und einer besonderen Behörde unterstellt wurden. In den dünnbevölkerten Distrikten im Norden und Osten der Insel wird man sich fürs erste begnügen müssen, die Wälder sich selbst zu überlassen und nur jede Ansiedelung innerhalb derselben zu verbieten, im Süden dagegen, in der Nähe von Colombo und im Gebiet des Kelani, sollen die Wälder von Metirigalla und Kanonpelli einer sorgsameren Bewirthschaftung unterzogen werden. Seither ließ man dort Unternehmer wirthschaften, welche gegen eine bestimmte Vergütung das Holz für Regierungsbauten u. dergl. zu liefern hatten; jetzt soll die Fällung der Forstbehörde übertragen werden und das gefällte Holz in zwei Hauptdepots — dem einen in Colombo, dem anderen an der Ostküste — zum Verkauf gelangen; außerdem werden noch eine ganze Anzahl kleinerer Lagerplätze angelegt und durch Schleppbahnen mit dem Wald verbunden. Man hofft auf diese Weise nicht nur der Verwüstung Schranken zu setzen, sondern auch aus dem großen Reichthume an Nutzhölzern einen hübschen Ertrag für das Land zu erzielen. Aufforstungen hält der Chef des Forstwesens, Oberst Clarke, für unnöthig, da in dem günstigen Klima Ceylons der sich selbst überlassene Boden sich rasch wieder mit Hochwald überdeckt.

— Auf Verfügung des russischen Kaisers soll die Stadt Karakol, in der General Prshewalski seinen Tod fand, zu Ehren des großen Reisenden von jetzt ab Prshewalski genannt werden. Die Stadt wurde im Jahre 1868 begründet und führte ihren bisherigen Namen („Schwarzbach") von einem kleinen Bergstrome, der sich unfern davon in den See Issik Kul ergießt. Sie liegt 1500 m über dem Meere und hat ungefähr 5000 russische und sartische Bewohner. Das Prshewalski-Denkmal, welches man daselbst zu errichten im Begriffe ist (Vergl. S. 159), soll von einem öffentlichen Parke umgeben werden.

Afrika.

— Der deutsche Reichskommissar, Hauptmann Wißmann, ist mit seinen europäischen Begleitern, deren Zahl sich insgesammt auf gegen hundert beläuft, in Zansibar angekommen, und hat sich alsbald nach Bagamoyo begeben, um von dort aus eine erste Inspections- und Orientirungsreise entlang der Küste zu unternehmen. Gleichzeitig mit ihm ist auch Dr. Peters, der Leiter der deutschen Emin-Pascha-Expedition, in Zansibar eingetroffen. Derselbe traf in Aden den aus Ostafrika heimkehrenden Grafen Teleki und konnte von demselben werthvolle Informationen über die Gegend erhalten, die er zu durchreisen beabsichtigte. Von Emin-Pascha selbst geht das Gerücht, daß derselbe zusammen mit Stanley im Anmarsch gegen Bagamoyo begriffen sei, während Casati als sein Stellvertreter in Wadelai zurückgeblieben sein soll. Es versteht sich aber von selbst, daß dieses Gerücht mit großer Vorsicht aufgenommen werden muß, um so mehr, da dasselbe aus Stanley-Falls zu stammen scheint.

— Ueber den geologischen Bau von Madagaskar verbreitete sich kürzlich vor der Geologischen Gesellschaft zu London der englische Reisende R. Baron. Danach besteht das centrale Hochland der großen Insel aus Gneiß und anderem krystallinischen Gestein, dessen Streichungsrichtung mit der Richtung der Hauptachse der Insel sowie mit der Richtung der krystallinischen Gebirge Südost-Afrikas übereinstimmt. Vielfach ist das Gestein bis zu einer großen Tiefe verwittert, und es bildet dann einen rothen Boden, der in großem Umfange von den Strömen mit fortgerissen wird. Besonders harte Massen bleiben als lose Blöcke liegen und können von dem Unkundigen für durch Gletscher herbeigetragene erratische Blöcke genommen werden. Die höchsten Berge — besonders diejenigen im Südwesten der Hauptstadt — bestehen aus Basalt und Trachyt, und es sind an ihnen noch deutliche Lavaströme von großer Mächtigkeit (bis 500 Fuß) zu beobachten. Thätig ist aber kein madagassischer Vulkan, und nur die Kohlensäure-Aushauchungen mancher Gegenden, die heißen Quellen und die häufigen schwachen Erdbeben darf man als Nachwirkungen des Vulkanismus betrachten. Die Aschenanhäufungen sind an den Vulkankegeln am mächtigsten auf der Nordwest-Seite, was sich durch den herrschenden Südostpassatwind zur Genüge erklärt. Die Linien, entlang denen die Vulkane stehen, korrespondiren im allgemeinen mit der Haupt-Gebirgsachse. Die jüngeren Sedimentärbildungen (jurassische, krataceische und tertiäre) lagern namentlich im Westen und Süden, und jüngste Ablagerungen bilden den Küstensaum. Im Osten der Hauptwasserscheide dehnt sich eine große Alluvialebene aus, die wohl als das ausgefüllte Bett eines großen Binnensees zu deuten ist. Die Lagunen der Ostküste danken gleichfalls neueren Alluvionen ihren Ursprung. Die Lostrennung der Insel von dem afrikanischen Festlande dürfte spätestens am Anfange der Pliocän-Zeit stattgefunden haben (nach Wallace). Etwa 80 Prozent der madagassischen Pflanzengattungen finden sich auch anderweit, dagegen sind wenigstens 80 Prozent der Pflanzenarten der Insel eigenthümlich.

— Die östliche Somali-Küste, die wir in einem früheren Aufsatze (Vergl. Nr. 12, S. 177 ff.) von wirthschaftsgeographischen Gesichtspunkten aus etwas ausführlicher charakterisirt haben, wird trotz der Schwierigkeiten, die sie der Schiffahrt bietet, nicht von allen Kolonialpolitik treibenden Mächten als ein werthloser Besitz angesehen. Das geht aus der italienischen Flaggenhissung in Obbia hervor, die von Zansibar aus bewirkt worden ist. Daß der genannte Punkt an sich große Verlockungen biete, kann man ja nicht behaupten. Es giebt im Gegentheil verschiedene Orte an der Somali-Küste, die ihm als Ausgangspunkte für einen zu eröffnenden Verkehr mit dem Binnenlande weit vorzuziehen sind. Immerhin ist er in dieser Beziehung nicht zu unterschätzen, und der italienische Einfluß auf die Geschicke des Somali-Landes wird sich von da aus füglich ebenso gut weiter ausdehnen lassen wie von einem anderen. Der Ankerplatz, den Obbia gewährt, ist nicht mehr zu rühmen, als die übrigen Ankerplätze zwischen Makdischu und Kap Guardafui, es findet sich daselbst aber trinkbares Wasser und etwas Baumvegetation, und eine Karawanenstraße führt von da aus in das Viehzucht treibende Innere. Mit den Absichten Italiens in Bezug auf Abessynien hat die Annexion natürlich nur einen entfernten Zusammenhang. Sie zeigt aber, daß die italienische Regierung trotz der Anstrengungen und Opfer, die ihr Massaua gekostet hat, ihre ostafrikanische Kolonialpolitik in großem Style weiter verfolgt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Insel Madeira.

II.

(Mit sechs Abbildungen.)

Wenn irgend ein Klima paradiesisch genannt zu werden verdient, so muß es wohl das von Madeira sein. Vor allen Dingen ist dasselbe durch außerordentlich geringe Temperaturschwankungen ausgezeichnet, so daß es der Altmeister der deutschen Meteorologen, J. Hann, „das wahre Musterbild eines gleichmäßigen Klimas“ nennt. Und dabei ist von monotoner Tropenschwüle keine Rede, sondern die Wärmegrade, welche erreicht werden, entsprechen nur denjenigen der europäischen Mittelmeerländer; der Sommer ist nur durch den vorherrschenden Nord- und Nordwestwind und durch den Ozean kühler als dort, und der Winter dagegen milder. Die mittlere Jahrestemperatur von Funchal ist 18,8° C., die mittlere Julitemperatur 22,7° und die mittlere Januartemperatur 15,9°, so daß der Unterschied zwischen dem heißesten und kältesten Monate also nur 6,8° beträgt. Der höchste Hitzegrad aber, welcher in dieser Station überhaupt beobachtet wurde, war nicht höher als 32,4°, und der niedrigste Kältegrad nicht niedriger als + 7,9°. Auch die Schwankungen des Thermometerstandes während der einzelnen Tage sind sehr geringfügige, denn dieselben betragen im Mittel nur 4,7°.

Größere Gegensätze bieten die Luftfeuchtigkeits- und Niederschlagsverhältnisse auf der Insel dar. Die erstere beträgt im Durchschnitt 75 Prozent, kann aber zu Zeiten — wenn der sogenannte „Leste“ von der Sahara her weht — auf 20 Prozent sinken. Die Regenmenge beläuft sich im Mittel auf 76 cm, unterliegt aber beträchtlichen Schwankungen von Jahr zu Jahr, und geht ebenso wie in Südeuropa und Nordafrika zum weitaus größten Theile in den Wintermonaten (November bis März) nieder. Die sommerliche Trockenzeit, in der nur ein Minimum von Regen fällt, dauert auf Madeira fünf Monate, ist also nur um ein geringes kürzer als auf den Kanarien. Schnee fällt in den tieferen Lagen der Insel niemals, ebensowenig wie es daselbst zur Eisbildung auf den Gewässern kommt, und um diese Schauspiele zu genießen, muß man ziemlich weit hinauf in die Berge steigen. Bei 800 m giebt es gelegentlich leichte Flocken, und bei 1300 m breitet sich zuweilen für ein paar Tage eine Schneedecke über die Landschaft aus.

Was den Wind betrifft, so weht derselbe auf Madeira weit weniger ungestüm als auf den Azoren, und namentlich die Südküste ist gegen die stärkeren Luftströmungen — aus Nord und Nordwest — durch das Gebirge in sehr wirksamer Weise geschützt. Der bereits erwähnte trockene Wüstenwind „Leste“, der namentlich im Winter sowie im Frühling und Herbst über die Insel hereinbricht, und der seinen Einfluß so deutlich am Hygrometer bemerkbar macht, führt in der Regel einen feinen rothen Staub mit sich, um dadurch seinen Ursprungsort jenseits des westafrikanischen „Dunkelmeeres“ nur um so nachdrücklicher zu bekunden. Die Stürme wehen vorzugsweise aus Nord und Nordwest, und daraus erklärt sich eben die stärkere Benagtheit der Nord- und Westküste durch die Brandung. Gewitter sind selten und von geringer Heftigkeit.

Seinem angenehmen Klima verdankt Madeira direkt und indirekt seine Berühmtheit. In erster Linie ist es dadurch zu einem der namhaftesten Sanatorien für Brustkranke geworden, und wenn es auch nicht Allen, die es zu diesem Zwecke aufsuchen, vollkommen Heilung schafft, so läßt es doch kaum einen ohne Linderung seiner Leiden. In jedem

Die Penha d'Aguia.

Falle leistet es in dieser Eigenschaft erheblich mehr als die Kurorte der nördlichen Mittelmeerküste. Sodann zeitigt dieses Klima auch Madeiras edlen Früchte, und insbesondere seinen herrlichen Wein, dessen Gewinnung leider in den letzten Jahrzehnten durch die Traubenkrankheit (Oïdium Tuckeri) sowie durch die Reblaus (Phylloxera vastatrix) sehr beeinträchtigt worden ist.

Da der Boden der Insel außerordentlich felsig und abschüssig ist, und da die lockere Verwitterungsschicht, die sich darauf bildet, von den meisten Orten rasch thalwärts geschwemmt wird, so ist die kulturfähige Fläche von Natur eine sehr beschränkte, und auch dort, wo sie vorhanden ist, bedarf es meist harter Anstrengungen seitens der Menschen, sie zu erhalten und auszunutzen. Nichtsdestoweniger bildet die Bodenkultur (neben der Fischerei und dem Fremdenverkehr) die Haupthilfsquelle der Bewohner. Wo sich an den Berghängen anbaufähiges Land befindet, da hat man es sorgfältig terrassirt und durch künstliche Vermauerungen und andere Vorrichtungen vor dem Abgeschwemmtwerden bewahrt, und zugleich hat man auch aus den von den Bergen herabrinnenden Bächen und Quellen Bewässerungskanäle darüber hinweggeleitet, damit die Pflanzen während der anhaltenden Sommertrockenheit nicht verdorren. Da die Nordseite der Insel viel reicher mit Quellen und Wasserläufen ausgestattet ist als die Südseite, die letztere sich aber im übrigen zur Kultur viel besser eignet (der geringeren Schroffheit der Abfälle halber), so ist man sogar nicht davor zurückgeschreckt, das Wasser über den Hauptgebirgskamm hinweg — bezw. durch denselben hindurch — zu leiten. So hat man beispielsweise den Ribeiro de Janella, der ein hochgelegenes Thal im Nordwesten der Insel durchfließt, vermittelst eines durch hartes Basaltgestein hindurch gesprengten Tunnels unterhalb der Hauptwasserscheide nach der Südküste hinüber geleitet, damit er daselbst die Umgebungen von Paulo do Mar und Calheta befruchten soll. Besonders ausgedehnt und zweckmäßig ist das System der Bewässerungsanlagen in der Gegend von Funchal, die dadurch den Eindruck großen Reichthums macht. Wo immer dem vulkanischen Boden ein hinreichendes Maß von Feuchtigkeit zugeführt wird, da entfaltet derselbe eben auf Madeira eine sehr große Fruchtbarkeit, und er würde sicherlich die aufgewandte Arbeit und das aufgewandte Kapital reichlich lohnen, wenn die angegebenen schlimmen Landplagen nicht gerade die allerwichtigste Kultur in eine überaus bedenkliche Lage gebracht hätten.

Der Wasserfall von Rabaçal.

Der Weinbau ist im 16. Jahrhundert auf der Insel eingeführt worden, und zwar waren es Reben aus Kreta und Cypern, die man hierher verpflanzte. Dieselben gediehen vorzüglich, und sie lieferten allmählich ein Getränk, das dasjenige der Heimathländer der madeirensischen Reben weit in den Schatten stellte. Da trat im Jahre 1852 das Oïdium auf, und der ganze Rebenbestand wurde vernichtet. Durch Neuanpflanzungen erholte sich der Weinbau nur sehr langsam wieder von diesem furchtbaren Schlage, da kam im Jahre 1873 die Phylloxera, und durch sie liegt die Hauptkultur Madeiras noch heute in einer schweren Krisis, deren Ende nicht abzusehen ist. Einst bezifferte sich der Jahresertrag der madeirensischen Kelterei auf mehr als 80 000 Hektoliter, 1878 dagegen nur noch auf 25 000, 1879 nur auf 21 000 und 1880 sogar nur auf 11 000.

Neben dem Weinbau bildete bisher der Zuckerrohrbau die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bevölkerung. Auch in Bezug hierauf ist aber die wirthschaftliche Lage auf der Insel seit geraumer Zeit keine glänzende. Angeblich ist das Zuckerrohr bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Sicilien her eingeführt worden. Aber andere Zuckerrohrländer, in denen Sklavenarbeit zur Verfügung stand, und in denen auch die natürlichen Vorbedingungen für das Gedeihen der Pflanze zum Theil günstiger lagen, waren von jeher bedenkliche Rivalen, da sie billiger und massenhafter zu produziren vermochten. Neuerdings ist nun obendrein auch noch die Zuckerrübe dem Zuckerrohr überhaupt gegenüber getreten, und die dadurch entstandene allgemeine Zuckerkrisis fühlt natürlich auch Madeira. Wenn es also nicht gelingt, die Phylloxera endgültig aus den madeirensischen Weinbergen zu bannen, so ist kaum Aussicht vorhanden, daß die Zuckerrohrkultur für den dadurch entstehenden Ausfall einzutreten vermag.

Der Riesen-Kastanienbaum von Campanario.

Der Getreidebau wird nur in sehr geringem Umfange auf Madeira betrieben, da der Boden dafür infolge der schwierigen Bewässerungsanlagen meist viel zu kostbar ist, und mit Brotfrüchten muß die Insel deshalb vorwiegend vom Auslande her versorgt werden.

Von Früchten gewinnt man namentlich noch Orangen, Ananas, Bananen, Kastanien und alle europäischen Obstsorten, indeß sind die letzteren von keiner hohen Qualität. Am aussichtsreichsten wäre vielleicht eine weitere Ausdehnung des Anbaues von zeitigen Gemüsen, in welcher Beziehung die Insel dann auf den europäischen Märkten mit Algerien, Malta &c. in Wettbewerb zu treten hätte. Unter den Knollengewächsen, die auf Madeira angebaut werden, ist außer der Kartoffel namentlich Colocasia esculenta zu erwähnen.

Für die Viehzucht sind die Bedingungen ähnlich wie in den europäischen Mittelmeerländern nur in beschränkter Weise günstig, und an nutzbaren Mineralien finden sich außer guten Bausteinen gar keine.

Die Verkehrsverhältnisse liegen für Madeira sowohl in dem Inneren als auch nach außen ungemein schwierig. Die gebirgige und von tiefen Schluchten zerrissene Beschaffenheit des Bodens hat ja die Anlage fahrbarer Straßen nur in einem sehr kleinen Umfange ermöglicht, so daß nur auf ganz kurzen Strecken Räderfuhrwerke verkehren können. Selbst unmittelbar an der Küste mußten die Straßen zum Theil durch den Felsen hindurch gesprengt werden (S. Abbildung 5). Das charakteristische madeirensische Fuhrwerk bildet der sogenannte „carro“, eine Art Schlitten, der

Der Ribeiro de Metade.

durch Ochsen auf den steilen, mit Basaltplatten belegten Wegen dahin gezogen wird, und der sowohl zur Beförderung von Personen als auch von Lasten dient. Meist ist das Gestein glatt genug dazu, sobald dies aber zeitweise nicht der Fall ist, werden die breiten Kufen desselben mit Fett bestrichen. Der Führer des „carro“ läuft bergab unglaublich raschen Schrittes neben seinem Fahrzeug einher (S. Abbildung 6). Zum Vorwärtsbringen kleiner Lasten und einzelner Personen benutzt man allgemein das Maulthier.

Bezüglich des auswärtigen Verkehrs haben wir auf die Hafenlosigkeit der Insel bereits hingewiesen. Die Rhede von Funchal ist gegen Nord und Nordwest, woher die meisten Stürme kommen, gut geschützt, und ebenso auch gegen Ost und Nordost, dagegen liegt sie gegen Süden ganz offen.

Bei der günstigen Verkehrslage Madeiras, durch die dasselbe einen natürlichen Hauptkreuzungspunkt der zwischen Europa und den Gestadeländern des Südatlantischen Ozeans verkehrenden Dampferlinien bildet, ist dies doppelt empfindlich. Nicht weniger als neun regelmäßige Dampferlinien — vier englische, zwei portugiesische, zwei deutsche und eine französische — berühren Funchal, um den Ort namentlich als Kohlenstation zu benutzen. Es sind: 1) die in vierzehntägigen Intervallen zwischen Southampton und Kapstadt verkehrende Union-Linie; 2) die Linie der Firma Donald Currie & Comp. (ebenfalls vierzehntägig und zwischen denselben Häfen); 3) die Linie der Firma Lampert & Holt

(zwischen Liverpool und den Laplata-Häfen); die British-West-Indian-Steamship-Company (zwischen Liverpool und Demerara); die Woermann-Linie (zwischen Hamburg und Westafrika); die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft (zwischen Hamburg und den Laplatahäfen); die Companhia Lugitana (zwischen Lissabon und den Azoren); die Empreza Nacional (von Lissabon nach Angola); und die Chargeurs Réunis (zwischen Hâvre und Südamerika).

Ein Tunnel durch die Küstenfelsen.

Auch für den transozeanischen Telegraphenverkehr bildet Madeira eine wichtige Station, und es führen von ihm aus sowohl zwei unterseeische Leitungen nach Lissabon als auch zwei solche nach Pernambuco; ebenso ist es neuerdings auch mit den Kanarien in Kabelverbindung gesetzt worden.

Ein „Carro".

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Eine nach dem Süden und Südwesten von Portugiesisch-Timor geplante Reise wurde mir leider durch die daselbst herrschenden Kriege unmöglich gemacht. Dagegen unternahm ich am 6. Juli eine größere Tour in das Innere, auf Befehl des Gouverneurs begleitet von einem portugiesischen Unteroffizier, welcher Englisch verstand — als Dolmetscher und Führer — einen afrikanischen Korporal mit drei Soldaten — als Bedeckung — und 13 Trägern mit 10 Pferden zum Fortbringen meiner Tauschartikel. Nachdem ich vom Gouverneur und den übrigen Europäern Abschied genommen hatte, brachen wir auf. Als Reisegefährte schloß sich uns dabei der König von Laklu, der in der Stadt Einkäufe gemacht hatte, an. Wir erstiegen einen etwa 1000 Fuß hohen Felsrücken, auf dessen Gipfel wir mit einer großen Karawane Eingeborener zusammen trafen, die von Osten kamen und Kaffee, sowie Karabaus, Ziegen und Schafe nach Dilly brachten. In der Nähe des Dorfes Hera kamen wir wieder an die Küste, die hier aus großen Salzmarschen bestand und mit undurchdringlichen Mangrovebäumen bewachsen war, auf welch letzteren zahlreiche Affenfamilien ihren Aufenthalt hatten. Bei Hochwasser fangen dieselben von den im Wasser stehenden Bäumen aus Fische. Weiter überstiegen wir noch zwei kleine Vorgebirge, und langten dann im Dorfe Matinaro an, wo mein königlicher Begleiter eine Handelsstation errichtet hatte. Da ich sehr an Fieber litt, nahm ich hier einen Aufenthalt, und es wurde ein Schwein geschlachtet und von der Tochter des Wirthes zubereitet.

Am Morgen des 7. Juli begab ich mich mit dem Könige und meinem Führer nach dem nahen Dorfe und versuchte ethnographische Gegenstände zu erwerben, trotz der Autorität meines Begleiters erhielt ich aber nichts. Uebrigens befand sich auch in diesem Dorfe ein Oma-Luli (Opferhaus) und es gelang mir von der Frau des Priesters, da dieser selbst abwesend war, Eintritt in dasselbe zu erhalten, freilich nicht ohne einen großen Auflauf. Neben der Thür an einem Hauptpfahl angebunden, sah ich drei heilige Lanzen und einen heiligen Klewang; als Opfergaben waren einige leere Maisähren aufgehangen, daneben drei Siritaschen, in welchen außer verschiedenen Wurzeln Siri, Pinang, eine Kalkdose und der Rest von dem Stirnbande eines Priesters (aus rothem Zeuge) enthalten waren. Einige der Wurzeln waren in rothes Zeug eingenäht, ähnlich wie die Kriegsamulette auf den Nachbarinseln. Es soll auch ein Götzenbild in dem Opferhause gestanden haben, dasselbe war aber vor unserem Eintritte weggenommen worden. Die Frau des Priesters weinte und zitterte vor Aufregung, indem sie uns führte, und da die Eingeborenen eine sehr drohende Haltung annahmen, so entfernten wir uns bald wieder.

Noch sei erwähnt, daß der Priester (Dalo-Luli) in den südlicher gelegenen Königreichen außer dem beschriebenen Stirnbande eine kronenartige Kopfbedeckung, mit zwei Hörnern versehen, trägt, sowie eine goldene Brustplatte, ähnlich derjenigen der Porka-Priester auf den Nachbarinseln. Man erzählte mir, daß ein portugiesischer Priester sich gelegentlich in ein Oma-Luli gewagt hätte, dabei aber von der weiblichen Bevölkerung so durchgeprügelt worden sei, daß ihm danach die Lust zu dergleichen Besuchen gründlich vergangen sei.

Der König hatte mir versprochen, mich bis zu seiner eigentlichen Residenz zu begleiten, da aber an demselben Morgen Händler ankamen, besann er sich anders, und ich mußte ohne ihn weiter reisen. Meine Leute waren äußerst langsam in ihren Bewegungen und brauchten ein bis drei Stunden, um die bereit liegenden Packete auf den Pferden zu befestigen, wir konnten deshalb erst spät am Tage aufbrechen. Wir marschirten nun durch ein ausgetrocknetes Flußbett und bestiegen später auf einem engen, schwierigen Wege einen etwa 3000 Fuß hohen Berg, der das Laklu-Thal von der Küste scheidet. Nur die timoresischen Pferde können auf solchen Wegen vorwärts kommen. Auf dem Berge angelangt, hatten wir einen schönen Rundblick: im Süden zerklüftete, mit Vegetation bekleidete Berge, dazwischen bis 100 m tiefer liegende, fast ausgetrocknete Bäche, die in der Regenzeit reißende Ströme werden, und etwa 1500 oder 2000 Fuß unter uns einen breiten Fluß, welcher sich gleich einem Silberfaden durch das Laklu-Thal nach Norden hin zieht, um sich dort ins Meer zu ergießen. Gegen Norden sah man undeutlich durch die dunstige Luft die Gebirge der Inseln Alor, Pulo-Kamping und Wetar. Wir stiegen den Berg wieder hinab und langten am Ufer des eben erwähnten Flusses an, dessen Ufer wird nordwärts bald auf der rechten, bald auf der linken Uferseite verfolgten. Bei jedem Uebergange wurden wir arg durchnäßt. Auch hier begegneten wir vielen Eingeborenen, die Vieh und Kaffee nach Dilly brachten, und die alle gut bewaffnet waren und einen unheimlichen Eindruck machten. Vier Uhr nachmittags langte ich in Laklu an, während meine Begleiter erst zwei Stunden später kamen und die Soldaten gänzlich ausblieben. In Laklu lebte ein chinesischer Händler, welcher Malayisch sprach und mir sehr behilflich war. In der Nähe der Wohnung der Königin gab es eine Art Wache, in welcher sich die an Fußblöcke gefesselten Verbrecher befanden, während ein Eingeborener als Schildwache auf und ab ging. Gegenüber standen zwei leere, von den durchziehenden Eingeborenen als Quartiere benutzte Häuser, in welchen auch wir unser Lager aufschlugen. Am 8. Juli morgens kam der erwähnte Chinese mit einem Verwandten der Königin, welchem ich auftrug, dem Volke zu sagen, warum ich gekommen sei, und konnte ich dann schon nachmittags vieles eintauschen. Unter den hier erworbenen Sachen zeichneten sich besonders die Pferdegeschirre durch ihre Eigenart aus. Als Sattel bedient man sich eines sackähnlichen Kissens oder eines Holzgestelles, das mit Tauen überflochten ist, und die Steigbügel bestehen aus Karabauhorn, sind aber so klein, daß nur die große Zehe hindurch geht; zum Theil sind die letzteren auch aus Kokosnußschale gefertigte, runde Scheiben mit einem Strick durch die Mitte, worauf die zwei größten Zehen ruhen. Das Gebiß ist aus Messing und ein wahres Folterwerkzeug für die Thiere. Jeder Eingeborene trägt unter dem linken Arme aus Baumwolle gewebte Siritaschen, deren Tragbänder mit Muscheln und Knochen schön verziert sind. In der rechten Hand halten sie einen oder mehrere Wurfspeere. Auch den folgenden Tag machte ich viele Einkäufe und verpackte dieselben abends, um sie vermittelst Pferd nach Dilly zu senden. Bis hierher hatte ich nämlich die Träger aus Dilly, dieselben kehrten aber nun zurück, und ich mußte sie durch neue ersetzen.

Für den 10. Juli früh waren uns die Pferde versprochen, doch Stunde auf Stunde verging, ohne daß sie kamen. Endlich gegen Mittag trafen sie ein, und ich schickte nun zuerst meine Sammlung ab. Nachdem alles besorgt war, konnten wir dann ebenfalls abreisen. Zuerst ging es dem Flusse entlang nach Manitutu hinab, nach einer Stunde trafen wir dann auf einen anderen Fluß, der von Osten her kam, und an dessen Ufer wir aufwärts zogen. Zum Glück war wenig Wasser in demselben, da wir ihn oft kreuzen mußten. Die Eingeborenen, welche uns entgegen kamen, flohen bei unserem Anblicke. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir ein verlassenes Dorf, in dem wir für die Nacht Unterkommen fanden. Da sich in den Gebirgen viele Pferdediebe aufhalten sollten, wurden vier große Feuer angezündet, die Pferde zwischen denselben angebunden, und an jedem eine Wache gestellt.

Als wir unsere Abendmahlzeit bereiten wollten, fand sich niemand zum Wasser holen, da sich alle vor den Swangis (bösen Geistern) fürchteten; zu dreien wagten sie es aber endlich. Die Nacht war kühl, und deshalb waren wir froh, am nächsten Morgen wieder aufbrechen zu können. Wir folgten nun erst einem kleinen Bergstrome, marschirten dann durch ein meilenlanges Flachland, welches dicht mit Kai-Putebäumen bewachsen war, und auf der ganzen Strecke sahen wir von lebenden Wesen nur einen weißen Kakadu sowie einige verscheuchte Tauben. Wir bestiegen einen ziemlich hohen Berg, der zum Königreich Barique gehörte. Oestlich von demselben sahen wir einige Häuser, und da unser Weg an ihnen vorüber führte, machten wir daselbst am Mittage Rast.

Während das Mittagbrot bereitet wurde, machte ich einige Aufzeichnungen, welche Gelegenheit meine Gepäckträger benutzten, um mit den Pferden davon zu laufen. Ich wurde dies erst gewahr, als sie zwei und zwei auf jedem Pferde, oben auf dem Berge angekommen waren, und da ich keine anderen Pferde hatte, konnte ich ihnen auch nicht nachsetzen, die afrikanischen Soldaten aber, die dergleichen verhindern sollten, hatten sich schlafen gelegt. Sie wurden geweckt und ausgeschickt, um die Pferde zu suchen, kamen aber nach einer Stunde ohne sie zurück. Inzwischen hatte ich mit dem Oberhaupte des Dorfes gesprochen — das hier Suku heißt — und dieser Mann versprach mir bis zum nächsten Morgen andere Mannschaften und Pferde zu besorgen. Ich besah mir unterdeß das Dorf, das nur aus wenigen Häusern bestand. Unter denselben zeichnete sich das Oma-Luli aus, dasselbe stand auf hohen Pfählen, und es lief eine Gallerie ringsherum. Von Götzenbildern war nichts zu sehen. An einer Ecke des Hauses waren aber sechs Schädel von Karabaus mit Hörnern angenagelt. Der oberste Dachbalken war der ganzen Länge nach mit einem starken Tau umwickelt. — Zum Abendbrot brachte uns der Suku ein Schwein und Reis, und zugleich sandte er auch Leute aus, um aus den vereinzelt im Gebirge liegenden Gehöften die Eingeborenen herbeizurufen. Auf jede Bergspitze stellte sich ein Ausrufer, und seine laute Stimme tönte weit hinaus ins Land. Daneben bedient man sich auch einer Signalpfeife, um sich von Bergspitze zu Bergspitze zu verständigen, und in Kriegszeiten werden Büffelhörner zu Signalen benutzt, um die Bewohner zum Kampfe zu rufen. Am 12. Juli morgens tönten noch immer die Rufe von den Bergen, und nach und nach langten auch Leute und Pferde an, so daß wir bereits um neun Uhr aufbrechen konnten.

Nach zweistündigem scharfen Marsche hatten wir den hohen Berg Ranak erklommen, der sich 5000 bis 5500 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, und die Wasserscheide zwischen Nord- und Süd-Timor bildet; oben wehte ein sehr kühler Wind, und da wir nur leicht bekleidet waren, froren wir fast. Ich sah daselbst verschiedene Gräser und Blumen, welche auch in Europa wachsen, und zugleich genoß ich eine prächtige Rundsicht. Ich sah sowohl das Meer im Südosten, welches die Eingeborenen das männliche, als auch das im Nordwesten, das sie das weibliche nennen. Der Gipfel des Berges war kahl, und mein Führer versicherte, daß der Boden sich zu Kaffeebau sehr gut eignen würde, daß die Leute aber zu faul zum pflanzen seien. Wir verfolgten den Bergrücken eine Strecke nach Südwesten, dann änderten wir aber unsere Richtung nach Südost, immer bergauf und bergab, durch dichten Wald, durch Gebüsch und durch hohes Gras steigend. Erst am Abend langten wir im Dorfe Lakluta an. Hier erfuhren wir, daß der König wegen eines Streites mit seinen Unterthanen nach dem Nachbarreiche Barique gezogen war. Sonach herrschte eine Art Interregnum, was wir auch bald merkten, da sich niemand um uns kümmerte.

Ich will hierbei erwähnen, daß in Timor nicht weniger als 47 Königreiche bestehen, und daß ein jeder König unumschränkt regiert. Jedem Könige stehen auch Beamte zur Verfügung, die nach portugiesischer Benennung folgenden Rang bekleiden: ein Parlementär, ein Coronel, ein Major und ein Kapitän. Auf Timor soll ebenso wie in Afrika das Blutbrüderschaft-Trinken üblich sein, und stehen sich dann die Fürsten im Kriege wechselseitig bei. Die Königswürde ist erblich und geht in der Regel an den Sohn oder Bruder des Königs über, falls männliche Erben fehlen, kann aber auch eine Tochter die Regierung übernehmen. Ist die königliche Familie ausgestorben, so kann ein König des Nachbarreiches gewählt werden, darf dann aber nur König über das ihn wählende Volk sein. Beim Tode eines Königs werden Hunderte von Karabaus, Ziegen, Schweinen und Schafen geschlachtet und ein allgemeines Fest gefeiert; kann dieses Fest wegen ungenügender Anzahl Thiere nicht gefeiert werden, so bleibt der König oft viele Jahre lang unbegraben.

Die zum Kriege aufgerufenen Mannschaften werden vom Priester einer genauen Prüfung unterworfen, und zwar geschieht dies in den mittleren Königreichen Timors dadurch, daß ein von jedem Krieger mitgebrachter Hahn geschlachtet wird. Streckt das Thier beim Sterben das rechte Bein höher als das linke, so ist der Eigenthümer von der Gottheit zum Krieger erkoren; die anderen Mannschaften dienen nur als Schützer ihrer Häuser. Die in diesen Königreichen im Kriege erbeuteten Köpfe sollen präparirt und als Trophäen im Hause aufbewahrt werden, und jeder Krieger, der Köpfe genommen hat, wird vom Könige ausgezeichnet; nach dem Friedensschlusse erhalten aber die Verwandten der Erschlagenen die Köpfe ihrer Angehörigen nebst einem kleinen Geschenke zurück.

Die ganze Bevölkerung Timors macht auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck, denn sie ist unfreundlich und höchst ungefällig. Die Bewohner von dem von uns zuerst besuchten Dorfe Laga scheinen eine Ausnahme zu machen, wahrscheinlich weil viele Fremde daselbst verkehren und mit der Bevölkerung der Nachbarinseln viele Verschwägerungen stattgefunden haben. Auch auf Timor tritt die Mischung der Rasse übrigens deutlich zu Tage. Man findet kraushaarige sowohl als glatthaarige Leute, und bald erinnert der Typus an die Hindus, bald an die Mongolen, bald an die Polynesier.

Jede Familie ist verantwortlich für die Verbrechen ihrer Angehörigen, und wo man nicht genau weiß, wer der Missethäter ist, wird das ganze Dorf, ja sogar das ganze Königreich zur Verantwortung gezogen. Die Frauen werden auch hier durch Geschenke erworben. Mitglieder königlicher Familien dürfen nicht unter ihren Stand heirathen, und ein Prinz muß oft mehrere Hundert Karabaus, Pferde 2c. für seine Braut zahlen. (Schluß folgt.)

(Schluß folgt.)

Zur Kolonisation und Kartographie der Republik Chile.

Von Dr. H. Polakowsky.

Fast alle Staaten des ehemaligen spanischen Amerika sind bemüht, europäische und besonders deutsche Einwanderer zu gewinnen. Sie bieten zu diesem Zwecke mehr oder weniger bedeutende Vortheile und bemühen sich, diese und die natürlichen Reichthümer ihrer Länder in Europa nach Kräften bekannt zu machen. Aufgabe, ja einer der Hauptzwecke der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ muß es nun sein, diese Verhältnisse, Bedingungen, Publikationen kritisch zu prüfen, die guten Unternehmungen (Projekte der betreffenden Regierungen) zu empfehlen und vor den schlechten oder zweifelhaften zu warnen.

Es ist erwiesen, daß in verschiedenen Theilen Süd-Amerikas — und vielleicht nur dort — das Gros unserer Auswanderer arbeiten, gedeihen und bis zu einem gewissen Grade deutsch und mit dem Mutterlande in Handelsbeziehungen bleiben kann. Zu diesen Theilen gehört auch Chile, wie die prosperirenden alten deutschen Ansiedelungen in Valdivia und Llanquihue und die stets wachsenden Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Chile beweisen.

Seit dem Jahre 1883 macht die Regierung von Chile bedeutende Anstrengungen, einen Theil der europäischen Auswanderer nach denjenigen Gebieten des schönen Küstenlandes zu lenken, welche bis 1882 von den mehr oder weniger unabhängigen Araukanern bewohnt wurden. Ich bin nun der Ansicht, daß einige Angaben über die Verhältnisse dieser in einem bisher fast unbekannten Lande angelegten Kolonien, über die Lage der Eingeborenen &c. nicht nur für den Kolonialpolitiker, sondern auch für den Geographen von Interesse sind. Schon hier führe ich an, daß das von Chile gegen die Araukaner eingeschlagene Verfahren die Regierung Chiles ungemein ehrt, und sie als die eines hochcivilisirten Staates zeigt. Welch wohlthuender Gegensatz zum Nachbarlande Argentinien, wo man die Eingeborenen wie wilde Thiere niedergeschossen hat und sie noch jetzt hetzt, und wo seit 1880 Dinge vorgekommen sind, die an die Greuel der Conquista erinnern!

Diese neuen Kolonien liegen in den Provinzen Malleco und Cautin. Ehe ich zur Beschreibung der heutigen Lage dieser Kolonien und zur Geschichte bezw. Vertheidigung und Berichtigung der im Interesse der Auswanderung nach Chile in den letzten Monaten publicirten großen statistischen Karte (Leipzig 1888. Druck v. Fischer u. Wittig) übergehe, will ich zunächst Einiges über den Text zu genannter Karte sagen.

Die Chilenen huldigen dem Grundsatze: Es ist nicht erlaubt, in derartigen Publikationen direkte Unwahrheiten zu sagen, aber — es giebt gewisse Wahrheiten, welche nicht publicirt zu werden brauchen. Da man mir nicht die freie Auswahl unter diesen zu publicirenden Wahrheiten gestatten wollte, überließ ich bereits 1884 die Abfassung der Broschüre „Chile im Jahre 1883“ [1]) Herrn Valentin Letelier, dem Sekretär der chilenischen Gesandtschaft in Berlin. Diese Arbeit des Herrn Letelier ist übrigens entschieden eins der besten Bücher über Chile und, wenn auch optimistisch, doch wahr gehalten. Dasselbe läßt sich von vielen der späteren officiösen Publikationen, so z. B. von der des General-Agenten Benj. Dávila-Larrain (Chile, seine Vorzüge und Erwerbsquellen. Zürich, Orell Füßli u. Comp.) nicht sagen. Es findet sich daselbst z. B. S. 28 die Phrase: „Ein Volk, unter welchem alle Welt arbeitet und Grundbesitz hat, unter welchem jedermann unmittelbar an der Beständigkeit der Einrichtungen und am Kredit des Landes im Auslande ein Interesse hat, ist gegen innere Wirren und Umwälzungen auf die Dauer geschützt.“ — Es fehlt nur der Zusatz, daß Chile zu diesen Ländern nicht gehört. Die kleinen Grundbesitzer (unsere Bauern) sind nicht zahlreich, mindestens 100 000 Arbeiter (Tagelöhner, Bergleute, Schiffer) haben weder Familie noch festen Wohnsitz, sondern arbeiten unregelmäßig und vagabondiren dazwischen und ziehen so im Lande und den Nachbarstaaten herum. Von dem Hasse dieser Menschen gegen die reichen Grundbesitzer und Kapitalisten hat man in den letzten zehn bis zwölf Jahren bereits verschiedene beunruhigende Symptome verspürt.

Ich interessire mich lebhaft für die neuen Kolonien in Chile. Bietet doch die Regierung dem Einwanderer viel Vortheile. Ich studirte nicht nur die zahlreichen offiziellen Publikationen, sondern las auch Briefe von Kolonisten, erhielt Briefe von in Chile ansässigen Deutschen, sowie seit Jahren regelmäßig chilenische Zeitungen und die Mehrzahl der in Europa über diesen Gegenstand publicirten Broschüren und Zeitungsartikel. — Ich berichtete auf Grund dieser Materialien über die Kolonisation von Araukanien in der „Dtsch. Kolon.-Ztg.“, Bd. III, 1886, in meinen Korrespondenzen in der Revue Coloniale Internationale 1887, I, S. 439 und II, S. 344 f., und in der „Leipzig.-Ztg.“ vom 17. Novbr. 1887.

Im Sommer 1887 besuchte mich Herr Dr. Isidor Errázuriz, ein bedeutender Politiker Chiles, welcher als Generalagent der Chilenischen Regierung für die Kolonisation des Landes seit Frühjahr 1887 in Paris wohnte und große Reisen in Europa im Interesse seiner Mission unternahm. Bei einem zweiten Besuche in Berlin, im Januar 1888 beauftragte mich genannter Herr, im Namen der Regierung Chiles, mit der Herausgabe einer Karte mit Text, ähnlich der von F. Latzina über die Argentina publicirten [1]). Ich nahm den Auftrag an, besprach den Inhalt des gewünschten Textes und bat um Zusendung des neuesten statistischen und kartographischen Materiales (aus Paris) über das ehemalige Araukanien. Der von mir verfaßte deutsche Text wurde gedruckt und dann zur Uebersetzung in die französische und englische Sprache nach Paris geschickt. Die Karte sollte gleich in drei Sprachen erscheinen.

Ich gedachte in wissenschaftlich objektiver Weise das reiche mir vorliegende Material zu verarbeiten und also auch die Mängel der neuen Kolonien, d. h. die mehr oder weniger berechtigten Klagen der guten Kolonisten zu behandeln. Da kam ich aber schön an!

[1]) Berlin 1884, 98 S. in 8°. Thormann u. Goetsch. — Durch den Buchhandel nicht zu beziehen. — Dasselbe gilt, wie ich schon hier bemerke, auch für die von Opitz und mir edirte Karte und für alle officiellen Publikationen Chiles.

[1]) La Rép. Argent. relat. a l'émigrat. europ. — Lithogr. et impr. de Schiller et Laass. Buenos Aires, 1883. — Erschien auch in spanischer, englischer, deutscher u. italienischer Sprache.

Sowie die betreffenden Kapitel in Paris ankamen, schrieb mir der Sekretär der Agentur, N. Vega, im Namen des genannten Herrn Errázuriz unter dem 30. März 1888 [1]):

„Es giebt keine Klagen der guten Kolonisten, noch irgend welchen Grund zu denselben, wie Sie aus dem Buche des Pastors Grin ersehen werden. Deshalb convenirt es nicht, die Klagen der schlechten Kolonisten, wenn solche Klagen vorgekommen sein sollten, in Betracht zu ziehen." — Der Leser wird sicher über diese ebenso naive, wie arrogante Eintheilung der Kolonisten in gute, welche nicht klagen, und schlechte, welche zu klagen wagen, lächeln. Bereits am 3. April 1888 wiederholte mir der Herr Vega die Versicherung: „Die Thatsache, daß die Klagen im Kolonialgebiete ausschließlich von den schlechten Kolonisten ausgehen, kann von einem unparteiischen Beobachter nicht verkannt werden. Der General-Agent überzeugte sich davon auf seiner Reise nach dem Süden." — Ich zog nun natürlich sofort meinen Namen vom Texte zurück und überließ, nach längerer, unerquicklicher Korrespondenz, die Redaktion der auf die Kolonien und Kolonisten bezüglichen Artikel ganz den Herren in Paris.

Sehen wir nun, was die offiziellen Berichte und das Buch des Herrn Pastor Grin [2]) über die Klagen der Kolonisten sagen. F. Grin, ein evangelischer Geistlicher aus der französischen Schweiz, besuchte in den Monaten Januar bis März 1887 die neuen Kolonien Chiles. Er hat viel Gutes über dieselben zu sagen (was auch von mir in den oben genannten Publikationen geschehen ist), ist aber nicht blind für die Mängel, denen er ein eigenes Kapitel (XVIII) widmet. Schon an verschiedenen anderen Stellen im erzählenden Texte bringt er Belege für die Unsicherheit für Eigenthum und Person und für den Haß der Chilenen gegen die fremden Eindringlinge. Grin stellt im genannten Kapitel („Ombres au tableau") als Mängel und als berechtigte Klagen der Kolonisten zusammen: den Mangel an Organisation bei Beginn der Kolonisation sowie die uneingeschränkte Herrschaft des Koloniedirektor Drouilly, welche derselbe zuweilen schwer mißbraucht. Ich beeile mich aber, schon hier zu erklären, daß die große Mehrzahl der Kolonisten mit Herrn Drouilly zufrieden ist, und die Berichte desselben nicht nur klar und von hohem wissenschaftlichem Werthe sind, sondern auch den Eindruck der Objektivität machen.

Weiter schreibt Herr Grin: Es fehlt eine für die Kolonisten leicht erreichbare Justiz. Klagen (auch die über den Kolonie-Direktor) kommen an den Minister und gehen von diesem zunächst an — Herrn Drouilly zur Begutachtung zurück. Die Landloose sind nicht genau vermessen und abgegrenzt, die monatliche Subvention wird nicht zum bestimmten Termine pünktlich gezahlt, die Kolonisten müssen den weiten Weg zum Bureau oft vergeblich machen. Das Gepäck der Einwanderer bleibt oft durch Wochen, ja Monate im Zollhause oder auf der Bahn liegen, ehe es in die Hände der Besitzer gelangt. Die versprochenen Materialien (Bretter, Nägel, Ochsen) sind zuweilen ungenügend in der Qualität. — Soweit der Pastor Grin [3]).

Der Leser wird hieraus ersehen, daß eine Stirn von Eisen dazu gehört, mich auf den Pastor Grin als Zeugen dafür zu verweisen, daß nur die schlechten Kolonisten sich beklagen! Doch sehen wir weiter. — Uebertrieben optimistisch und mit mehreren Unwahrheiten durchsetzt sind zwei als „Amtliche Bekanntmachungen der Kolonisations-Agentur in Europa" bezeichnete Broschüren, welche Mitte 1888 in meine Hände kamen. Unterzeichnet sind dieselben: General-Agentur der chilenischen Regierung für Kolonisation, Paris 1. Decbr. 1887. Es wird darin gesagt: „Bis zum Herbst (April—Mai) 1887 fanden in einer Bevölkerung von 3500 bis 4000 Ansiedlern neun Morde statt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Thäter ergriffen, gerichtlich verfolgt und event. zum Tode verurtheilt worden sind." Sehen wir, wie es in Wahrheit steht und zwar nach offiziellen chilenischen Angaben!

Zuerst ist die Zahl zu hoch. Bis Mitte 1885 gab es nur 1367 europäische Kolonisten und erst im Mai 1888 betrug die Anzahl derselben 3700. Herr Drouilly sagt in seinem Berichte vom 8. Mai 1884 [1]): „In den letzten Monaten sind verschiedene Diebstähle vorgekommen und ein Kolonist ist meuchlings ermordet worden." Wenige Zeilen weiter schreibt er, daß es nicht gelungen sei, auch nur einen der Uebelthäter zu ergreifen. — Im nächsten Generalberichte vom 31. August 1885 schreibt derselbe Herr Drouilly [2]), daß die Sicherheit noch immer viel zu wünschen übrig läßt und erzählt dann die Ermordung von zwei Kolonisten und die Verwundung mehrerer anderer. Nur die Mörder des einen Kolonisten wurden ergriffen und bestraft. Im nächsten Berichte (vom 1. Juli 1886) wird die Ermordung von drei Kolonisten konstatirt und gesagt, daß Raubanfälle und Diebstähle abgenommen haben [3]). Zwei der Mörder wurden ergriffen. Herr Drouilly schreibt aber nicht, daß man den meist belasteten Mörder entfliehen ließ.

Im Berichte von 1887 wird die Ermordung von vier Kolonisten konstatirt, und nur die Mörder des einen wurden mit Sicherheit festgestellt [4]). Bis Ende April 1888 [5]) endlich konstatirt der offiziöse Bericht vier neue Morde, und auch hier wurde nur der Mörder einer Person ergriffen. — Im September 1888 wurden in einer Woche, wie ich aus der Zeitung „La Patria" (Valparaiso) ersehen habe, drei Kolonisten ermordet.

Trotz aller dieser Thatsachen wurde im Texte zur Karte nur gesagt: „Daß trotzdem Klagen verschiedener Kolonisten vorgekommen sind, darf nicht überraschen, handelt es sich doch um Ueberwindung gewisser Schwierigkeiten, welche von den Kolonisten eben nur durch Fleiß und Geduld ertragen und beseitigt werden können" [6]). — Diese Proben dürften genügen. Sie zeigen auch, wie berechtigt das Mißtrauen ist, welches unsere Regierung der Anwerbung deutscher

---

[1]) Ich halte es für unbedingt nothwendig (im kolonialpolitischen Interesse) auf diese Korrespondenz hier einzugehen. Ich werde aber nur die officiösen Briefe der Agentur, nicht die Privatbriefe des Herrn Errázuriz benutzen.

[2]) F. Grin, pasteur. Nos compatriotes au Chili. Lausanne, imp. F. Regamey. Jahresz. fehlt, das Buch ist Ende 1887 erschienen.

[3]) Er schließt das Kapitel mit folgenden Worten (l. c. 283): „Si a ces misères, l'on djoute les gels si fréquents, les vols et les attaques auxquels on est exposé, l'impossibilité, en cas de maladie, d'obtenir du secours, l'urgence de se faire transporter a l'hopital- et quel hopital! ou, dans les cas de décès sur la colonie, les cruelles nécessités d'une telle situation, on conviendra que tout n'est pas rose dans l'existence du colon, et que les avantages dont il jouit, sont chèrement achetés. Herr Dr. Kirstein, welcher als Docent der Landwirthschaft von der Regierung kontraktlich engagirt war und circa 2 Jahre in Chile verbrachte, besuchte diese Kolonien im Jahre 1887. Er sprach sich mir gegenüber (und in einem Vortrage vor dem „Club der Landw. in Berlin" am 11. Decbr. 1888) noch viel ungünstiger über die Lage der Kolonisten aus.

[1]) Memor. pres. p. el Ministro de Relac. Ester. i de Coloniz. de Chile. Santiago 1884, p. 138.

[2]) Memor. de Relac. Ester. de Chile 1885, p. 82.

[3]) Memor. de Relac. Ester. de Chile 1886, p. 53.

[4]) Memor. de Relac. Ester. de Chile 1887, p. 197.

[5]) Memor. del Minist. de Industria yobras publicas de Chile 1888, p. 225.

[6]) Aber selbst diese Bemerkung schien noch inoportun zu sein. In der Ende 1888 ganz ohne meine Beihilfe gemachten

Auswanderer für Chile bisher bezeigt hat. All diesen Mißständen kann nur abgeholfen werden, wenn die Regierung — durch eine zu schaffende Auswanderungsbehörde — die Auswanderung selbst überwacht und — bis zu einem gewissen Grade — leitet und dann das Treiben der Agenten mit größter Strenge unterdrückt.

Etwa 80 Exemplare der Karte [1] (mit deutschem, französischem und englischem Texte) habe ich an wissenschaftliche Gesellschaften und befreundete Gelehrte in Europa und Amerika geschickt, stets aber zugleich geschrieben, daß ich für einige Abschnitte des Textes nicht verantwortlich sei, und dieselben für übertrieben optimistisch halte.

Nur einige Worte über die heutige Lage der neuen Kolonien nach den citirten letzten Berichten des Herrn Drouilly. In der Zeit zwischen Mai 1887 und April 1888 sind nur 49 Familien (mit 212 Personen) in den Kolonien angekommen; davon sind 34 Engländer, 8 Franzosen, 4 Deutsche, 2 Schweizer und 1 Italiener. Die Cholera trug in erster Linie die Schuld daran, daß der neue Nachschub so gering war. Auch hier (wie in vielen offiziösen Schriftstücken) wird die Nothwendigkeit hervorgehoben, das nationale Element zwischen den Fremden anzusiedeln, um so eine Verschmelzung zu beschleunigen. Man hat eine wahre Angst vor der Bildung „fremder Centren“ und bietet deshalb alles auf, die Kolonisten zur baldigen Erlernung der Landessprache zu zwingen.

Die genannten 49 Familien brachten an baarem Gelde 78 800 Francs mit. Die Regierung legt mehr und mehr Werth darauf, Kolonisten mit Vermögen zu gewinnen (was speziell der deutschen Regierung nicht angenehm sein wird). Hat doch die Erfahrung gezeigt, daß gerade diese die seßhaftesten sind. — Daß das Zollamt in Talcahuano Einfuhrzölle vom großen Gepäcke dieser Kolonisten erhoben hat, tadelt Herr Drouilly und erklärt, daß dies gegen die Zusagen der General-Agentur in Europa verstoße und er deshalb diese Zollgebühren aus den Fonds für die Kolonien zurückgezahlt habe. Um einen Ueberblick über die von den Kolonisten geleisteten Arbeiten und den Fortschritt derselben zu gewinnen, wird alle Jahre eine Statistik aufgenommen. Nach derselben gab es am 31. März 1888 in den 10 Kolonien: Victoria, Ercilla, Quillén, Temuco, Traiguén, Quechereguas, Quino, Galvarino, und Imperial, Contulmo, Purén 830 Familien mit 3716 Personen. Dieselben hatten 1887 ausgesät: 6172 Fanegas (à 137 Lit.) Weizen, 3522 Fan. Kartoffeln, 1180 Fan. Hülsenfrüchte und 328 Fan. Gerste. Sie ernteten im Februar bis März 1888 = 71 078 Fanegas Weizen, 23 000 Fan. Kartoffeln, 7412 Fan. Hülsenfrüchte und 2556 Fan. Gerste. Die kultivirte Fläche betrug in Summa 4946 Hekt., der Besitzstand der Kolonisten: 2500 Ochsen, 1640 Kühe, 1884 Kälber, 897 Pferde, 3280 Schweine, 682 Schafe und 21 154 Stück Geflügel. — Für den Hektoliter Weizen erhalten die Kolonisten in den nächsten Ortschaften 3 Pesos, und den Gesammtwerth der Ernte schätzt Herr Drouilly auf 400 000 Pesos.

Die Spezialtabellen, welche über den Stand jedes einzelnen Kolonisten berichten, zeigen, daß der Ertrag des dem Walde abgerungenen Bodens von Jahr zu Jahr steigt, während die Ebenen bereits Erschöpfung zeigen. An der Cholera starben nur 26 Kolonisten, während in der Stadt Angol (4000 Einwohner) allein ca. 250 starben. Die Regierung beabsichtigt sechs weitere Elementarschulen (mit spanischem Unterricht) auf den Kolonien zu errichten und Subventionen für event. in deutscher oder englischer Sprache unterrichtende Lehrkräfte zu zahlen. Die Neuvermessung der Kolonialloose ist bis auf das Gebiet von Victoria und Ercilla vollendet, und die Grenzen sind genau markirt. In Summa okkupiren die Kolonisten im früheren Araukanenlande 44 820 Hektar. Für das Jahr 1888/89 rechnet man auf größeren Zufluß von Kolonisten und sollen dieselben angesiedelt werden: am Nord-Ufer des Imperial, im Süden des Cautin, bei Lautaro und bei Pitrufquén, am Ufer des Tolten, wo die Bahn nach Valdivia und Osorno diesen Strom schneidet.

Die von 1868 bis 1888 im ehemaligen Araukanenlande abgetheilte und vermessene Fläche beträgt 702 087 Hektar, von denen 388 122 meistbietend an Chilenen und in Chile ansässige Ausländer verkauft worden sind. Disponibel sind 62 297 Hektar, und der Rest von 251 659 ist an Eingeborene, Kolonisten und für fiskalische und Munizipal-Gebäude vergeben worden. Die Eingeborenen wohnen bei: Huequén, Traiguén, Quino, Victoria, Galvarino, Purén, Lumaco, Choquechóque, Quillén, Lielol, Carahue, Cholchol, Guadaba, Ercilla, Concura, Ranintuleufú und Nueva-Imperial. Sie vertragen sich sehr gut mit den Kolonisten, speziell mit den Deutschen. Von den zahlreichen, oben genannten Morden schreiben selbst die Chilenen nur einen auf Rechnung der Araukaner. 69 089 Hektar erhielten diese Eingeborenen, die sich bei der Regierung gemeldet hatten. Nach dem Gesetze soll der Eingeborene das Land, welches er seit mindestens einem Jahre bewohnt und bebaut, gratis und definitiv erhalten. Da aber oft ganze Stämme (Familiengruppen unter einem Caziken) von 30 bis 60 Personen nur Flächen von 1 bis 3 Hektar bebaut hatten (und im Frühjahr dann von Wurzeln etc. lebten und hungerten), mußte ihnen eine größere Fläche (im Durchschnitt 4,4 Hektar pro Kopf) überlassen werden. Sie haben sich übrigens die besten, fruchtbarsten Gebiete zu ihren Niederlassungen ausgesucht. Eine von der Regierung ernannte Kommission ertheilt den Araukanern gratis Besitztitel. Bis April 1888 waren erst 116 derselben faktisch ausgeliefert. (Schluß folgt.)

---

spanischen Ausgabe des Textes steht an dieser Stelle: „Sin embargo de ello no han faltado (como en todas partes) jente que se han quejado, pero hay que decir que eran personas que no entendian una palabra en cuestiones de campo o bien perezosos llegados al pais con ideas fantásticas.“

[1] Der Umschlag derselben trägt den Titel: Offic. Publikat. der General-Agentur f. Kolonisation d. Chilen. Reg. in Europa. — Die Republik Chile und ihre Bedeutung f. die Europ. Auswanderung. Geogr.-statist. Angaben über das Land u. über die neuen Kolonien in Araukanien. Leipzig 1888. Druck von Fischer u. Wittig. — Die Karte selbst zeigt den Titel: Mapa de la Republica de Chile, dib. i publ. seg. los mapas, datos i publicac. de: A. Pissis, A. Petermann, C. Martin, P. H. de Rougemont, A. Bertrand, L. Brackebusch, A. Seelstrang, F. Paz Soldáu, M. Drouilly, F. Schert, A. Lastarria, P. Güßfeldt; otros i los mapas de la Offic. Hidrog. de Chile i de los almisant, ingles i aleman por C. Opitz (Neustadt-Leipzig); Dr. H. Polakowsky (Berlin) 1888. Escala: 1:2 500 000. — Mit drei Nebenkarten. Druck von H. F. Jütte, Leipzig.

Stanley's Reisebericht.

(Schluß.)

Der Brief Stanley's an die Londoner Geographische Gesellschaft ergänzt den bereits mitgetheilten an F. de Winton im wesentlichen durch die folgenden Ausführungen:

Schon einige Tage nach unserem Aufbruche wurden wir in alle möglichen Kriegslisten der Wilden eingeweiht. Unter anderen Künsten, welche von den Eingeborenen geübt werden, sind namentlich seichte Gruben zu erwähnen, welche mit scharfen Splittern gefüllt und mit Laub zugedeckt werden. Für Barfußgehende sind die Folgen natürlich schreckliche: oft durchbohren die Spitzen den Fuß durch und durch, oder sie brechen in der Wunde ab und verursachen dadurch brandige Geschwüre. Ich war sehr erstaunt über die ungeheuren Haufen von Austernschalen, die man auf den Inseln des Aruwimi-Flusses findet, sowie über die Zahl und Größe der Fliegen und Schmetterlinge und anderer Insekten. Die Morgen waren gewöhnlich trübe und dunkel und alles in dicken Nebel gehüllt, der sich erst gegen elf Uhr zu zerstreuen pflegte. Bis dahin herrschte im Walde eine Todtenstille, dann aber, wenn kein Regen auf die Dunkelheit folgte, brach die Sonne plötzlich durch, und alles wurde lebendig.

Die Nejambi-Schnellen bilden den Scheidepunkt zwischen zwei verschiedenen Bauarten und zwei verschiedenen Sprachen. Unterhalb der Schnellen giebt es kegelförmige Hütten, oberhalb lange, geradlinige Dörfer mit viereckigen, einzelnstehenden Häusern, welche von Palissaden umgeben sind, die zur Vertheidigungsstärke des Dorfes sehr beitragen. Hier entdeckten wir auch die Natur des Giftes, mit dem die Pfeile bestrichen waren, die uns so viele Leute gekostet hatten. Um dieses tödtliche Gift zu bereiten, werden rothe Ameisen getrocknet, zu Pulver zerstoßen und in Palmöl gekocht. Durch die unzähligen Insekten dieser Gegend — Bienen, Wespen, Mücken und Läuse der verschiedensten Arten — wurde uns unser Leben auf das äußerste verbittert.

Die Eingeborenen haben eine sonderbare Weise, um den Wald zu lichten. Es wird ein Gerüst von zehn bis zwanzig Fuß Höhe aufgeführt, und die Bäume werden in dieser Höhe abgehauen. Hieraus sind die charakteristischen weißen Baumstämme auf dem unteren Kongo zu erklären. Oberhalb der Nepoko-Mündung wird die Schiffahrt schwieriger, und nachdem wir einige Tage den Strom verlassen, wurde das Vorwärtskommen fast unmöglich. Wir brauchten den ganzen Monat Oktober, um die Ansiedelung von Kilonga-Longa zu erreichen. Geschwüre, Hunger und Dysenterie hatten die Kräfte aller untergraben. Sobald wir aber die Regionen verlassen, welche von den Arabern auf ihren Elfenbeinjagden heimgesucht werden, ging es uns ganz gut, wir lebten im Ueberfluß, und die Leute erholten sich wieder und waren zu jeder Unternehmung geeignet.

Am 13. Dezember erblickten wir den Albert Nyanza von dem höchsten Punkte aus (5200 Fuß), den wir bis jetzt erreicht hatten, und von welchem sich das Land plötzlich um 2900 Fuß bis zum Spiegel des Sees hinabsenkt.

Der Aruwimi-Fluß hat viele Namen — Dudu, Biyerre, Luhali, Revva, Nowelle-Itire ꝛc. Auf den letzten 300 Meilen seines Laufes nach der Quelle zu ist er allgemein bekannt unter dem Namen Ituri. Die Eingeborenen der Nyanza-Gegend und die Stämme des offenen Plateaus sowie des Waldes bis in die Nähe der Nepoko-Mündung nennen ihn alle Ituri. Der Hauptstrom ist in einer Entfernung von 680 Meilen von der Mündung 125 Yards breit, neun Fuß tief und besitzt eine Schnelligkeit von drei Knoten. Er scheint parallel zu laufen mit dem Nyanza, und ich vermuthe, daß er seinen Ursprung in der Berggruppe nimmt, von der die Hauptspitzen die Namen Mt. Schweinfurth, Mt. Junker und Mt. Speke führen. Die Gesammtlänge dieses Tributär-Stromes des Kongo beträgt ungefähr 800 Meilen. Wir sind auf einer Strecke von 680 Meilen den Fluß entlang gereist — bei unserem ersten Marsche nach dem Nyanza zuerst 156 Meilen, dann gingen wir zurück, um unser Boot von Kilonga-Longa zu holen, und führten es auf derselben Strecke wieder mit, und auf einer Entfernung von 480 Meilen fuhren wir dann auf seinen Gewässern oder gingen am Ufer entlang, um die Nachhut der Expedition zu suchen, und wir müssen nunmehr an demselben Flusse zum dritten male zurück nach dem Albert-Nyanza.

Am 25. Mai 1888 standen die Sudanesen Emin's in Reih und Glied, um unsere Vorhut zu begrüßen, als wir vom Nyanza nach dem Ituri-Flusse abmarschirten. Eine halbe Stunde danach schieden wir. Indem ich über den Pascha nachdachte, machte mich mein Waffenträger auf einen großen blauen Berg aufmerksam, der, wie er meinte, mit Salz bedeckt sei. Ich dachte sofort an den Ruwensori, von dem die Eingeborenen sagen, daß er etwas Weißes wie das Metall meiner Lampe auf seiner Spitze habe. Meine Messung ergab 215°, von einer Stelle fünf Meilen vom Nyanza entfernt, und ich würde seine Entfernung von dieser Stelle auf reichlich 50 Meilen schätzen. Ob es der Mount Gordon Bennett ist oder nicht, weiß ich nicht. Gegen diese Annahme spricht die Thatsache, daß ich 1876 keinen Schnee auf dem letztgenannten Berge gesehen habe, sowie daß seine Form eine ganz andere ist, und daß der Ruwensori etwas westlicher steht als die Lage, die ich für den Mt. Gordon Bennett berechnet habe. Wenn der Breitengrad des Gordon Bennett richtig ist, zweifle ich sehr daran, daß man ihn in einer Entfernung von 50 Meilen bei einer nicht besonders klaren Atmosphäre sehen könnte. Die Schneelinie schien mir ungefähr 1000 Fuß unterhalb des Gipfels zu liegen. Es giebt ja übrigens Raum genug in dem Lande zwischen der Beatrice-Bucht und dem Albert Nyanza für den Ruwensori und den Gordon Bennett zugleich.

In Bezug auf den zuletzt genannten See kann ich nicht begreifen, wie Sir Samuel Baker ihm eine so ungeheure Länge in südwestlicher Richtung beimessen konnte, von dem Hochland oder der Terrasse bei Mbakovia an. Sein äußerster südlicher Punkt liegt etwa in 1° 11′ nördlicher Breite, höchstens vier oder fünf Meilen von der Stelle, wo Sir Samuel Baker gestanden hat. Um die Sache noch verwickelter zu machen, sagt derselbe in seinem Buche, daß es an dem Tage, wovon die Rede ist, „wunderbar klar“ war. Wenn dies der Fall war, so sollte er erkannt haben, daß er nur eine seichte Bucht — etwa zehn Meilen breit und vier oder fünf Meilen lang — vor sich hatte, daß der Semliki-Fluß, ein südlicher Tributär des Sees, in diese Bucht mündet und aus dem Südwesten durch eine flache Ebene herfließt. Er hätte doch unfehlbar diesen Schneeberg vor sich sehen müssen, wie er nach dem Südwesten blickte. Auch die „blauen Berge“ sind keine anderen, wie der Abfall des Pla-

teaus, der 5200 Fuß über dem Meeresspiegel oder 2500 Fuß über dem Albert-Nyanza liegt. Jener „merkwürdige Katarakt“ ist ebenfalls nichts weiter, wie die nasse Fläche einer Felswand, bespült von einem bescheidenen Flüßchen von 10 Fuß Breite. Bis ich unter 1° 20′ nördl. Br. stand und auf den See herabblickte, vermuthete ich beinahe, daß Oberst Mason einen bedenklichen Fehler begangen hatte, oder daß eine große, mit hohem Schilf bewachsene Schlammbank ihn daran gehindert hatte, den See weiter zu übersehen. Er hat aber seine Arbeit so gut gemacht, daß ich im allgemeinen nur die Richtigkeit seiner Karte bezeugen kann. Im Süden und Südwesten des Sees giebt es kein Geheimniß mehr. Vor hundert Jahren muß der See gegen 15 Meilen länger und in der Nähe von Mbakovia beträchtlich breiter gewesen sein, wie heutzutage. Gleichzeitig mit der Erosion der Felsen, welche den Nil unterhalb Wadelai versperren, hat sich der See rasch zurückgezogen, und er ist noch heute im Zurückweichen begriffen, zu der Verwunderung Emin's, der den See vor sieben oder acht Jahren zum ersten mal gesehen hat. Emin sagt: „Inseln, welche sich nahe dem Westufer befanden, sind jetzt Landspitzen geworden, die mit Stationen und Dörfern bestanden sind.“

Die Farbe des Sees zwischen Nyamsassie und Mbakovia zeugt von großer Seichtheit, denn sie ist braun und trübe, wie die eines Flusses, der durch alluvialen Boden fließt. Diese Farbe ist selbstverständlich theilweise dem Semliki-Flusse zuzuschreiben, aber an Bord des Dampfers bemerkte ich, daß in einer Entfernung von anderthalb Meilen vom Ufer einer der Leute mit einer Stange fortwährend auf den Boden stieß. Nahe dem Südende muß der Dampfer ungefähr fünf Meilen vom Ufer vor Anker gehen.

Am Südwestende steigt die Ebene von den Ufern des Sees um einen Fuß auf 180. Die Ebene am südlichen Ende zeigt dieselbe Steigung auf einer Strecke von zehn Meilen. Indem sich dann die östlichen und westlichen Wände des Plateaus dem See nähern, hat der Gebirgsschutt ihrer Abhänge, durch starken Wind und Regen herabgeschwemmt, das Tafelland erhöht. Die Eingeborenen sagen, daß die Ebene weiter südlich rasch ansteigt, aber ein Vorsprung der Umwandung des Sees hat uns an dem Feststellen dieser Aussage verhindert, und das weitere werden wir erst bei der Rückreise erfahren. Ich denke, daß das Land zwischen dem Albert Nyanza und dem See, den ich 1876 entdeckt habe, interessante Aufklärungen verspricht. Bis heute weiß ich noch nicht, ob der letztgenannte See dem Gebiete des Nil oder dem des Kongo angehört — wahrscheinlich wohl dem letzteren. Nur dessen bin ich sicher, daß er keinerlei Verbindung mit dem Albert Nyanza besitzt. Den Semliki-Fluß müssen zum Theil die Abhänge des Ruwensori, zum Theil das Plateau im Westen und Südwesten mit Wasser versorgen. Aber die Wasserscheide zwischen dem See und irgend einem anderen Flusse im Süden oder im Südwesten ist es, welche das höchste Interesse bietet.

Die Stämme, welche Wald und Thal am Ituri-Flusse bewohnen, sind zweifellos Anthropophagen. Zwischen dem Nepoko und dem Graslande giebt es viele Zwerge, die Wambutti heißen. Die Leute des Pascha erkennen in ihnen die Tokki-tikki von weiter nördlich wieder. Nur wenige solcher Leute sind im Süden des Ituri zu finden. Wir haben vielleicht 150 Walddörfer oder Lager der Wambutti gesehen. Es ist eine boshafte, feige und diebische Rasse, aber sehr geschickt im Gebrauche ihrer Pfeile, wie wir zu unserem Schaden gesehen haben.

Kürzere Mittheilungen.

Von der Halbinsel Yucatan.

Herr William Miller, Assistant Surveyor-General im Britischen Honduras, hat im Anfange des vorigen Jahres eine mehrwöchige Reise in den der Britischen Besitzung Belice nördlich benachbarten Theil der Halbinsel Yucatan ausgeführt und darüber im diesjährigen Januarheft des „Proceedings“, unter Beigabe einer Kartenskizze, Bericht erstattet. Seine Mittheilungen verdienen insofern einiges Interesse, als dieses Gebiet seit langer Zeit nicht besucht wurde. Miller hatte daher nicht nur Gelegenheit, die gegenwärtigen Zustände der Bevölkerung kennen zu lernen, sondern manche Verbesserungen der letzterschienenen Karte (Mapa de la Peninsula de Yucatan, por Joaquin Hübbe y Andreas Aguar Perez y revisado por C. Hermann Berendt, 1878) zu gewinnen. Das von ihm besuchte Gebiet, wie überhaupt ein großer Theil der Halbinsel, ist gegenwärtig im Besitze der Santa-Cruz-Indianer, welche vor etwa 50 Jahren die damals dort ansässigen Spanier vertrieben. Ruinen von einst gut gebauten Steinhäusern und die auf älteren Karten befindlichen Namen zahlreicher, aber jetzt nicht mehr vorhandener Städte und Dörfer weisen darauf hin, daß einstmals das Land gut bevölkert war und sich in günstigem Zustande befand. Den Verfall haben die Santa-Cruz-Indianer herbeigeführt, die in dem übelsten Rufe bei ihren Nachbaren stehen und viele Mordthaten auf ihrer Rechnung haben. Die Stadt Santa Cruz selbst haben außer Miller nur wenige Engländer besuchen können. „Ich halte es“, sagt jener, „für unmöglich, daß ein Weißer von anderer (als englischer) Nationalität dahin gelangen kann“.

W. Miller selbst, von drei Negern begleitet, ging von dem Orte Corosal, welcher an einer inneren Ausbuchtung der geräumigen Chetumal-Bai liegt, auf dem Seewege zunächst nach der Mündung des Hondo-Flusses und von da nach dem Chac Creek, dem Abflusse der etwas landeinwärts gelegenen Bacalar-Lagune. An dem Westufer der letzteren befindet sich die am zweiten Reisetage erreichte Stadt Bacalar, die einst sehr hübsch gewesen sein muß und von einer Mauer umgeben ist. Zur Zeit von Miller's Besuch war sie ganz unbewohnt, wenn man von einem etwa 60 Mann zählenden indianischen Wachtposten absieht, der alle zwei Monate abgelöst wird. In der stattlichen Kirche des Ortes, der zwei englische Meilen lang und eine Meile breit ist, bemerkte Miller große Haufen von Menschenknochen — nach seiner Ansicht von Flüchtlingen herrührend, die bei Gelegenheit jenes Aufstandes von den Indianern getödtet worden waren.

Von dem verlassenen Bacalar reiste W. Miller in nordöstlicher Richtung weiter und gelangte nach sechs Tagen in Santa Cruz an. Gern hätte er von da den weiter nordöstlich liegenden Punkt Tulum besucht, weil sich daselbst ein von den Indianern als Orakel hochverehrtes Kreuz befindet, aber seine Begleiter waren nicht dazu zu bringen, ihm dahin zu folgen. Wie Bacalar, muß auch Santa Cruz einst ein

ansehnlicher Ort gewesen sein. Zur Zeit aber entbehrt er einer seßhaften Bewohnerschaft; er enthält nur eine indianische Wache von ungefähr 150 Mann, die mit Enfield-Gewehren und selbstgemachten Messern, sogenannten „machetes“, bewaffnet sind. Die Santa-Cruz-Indianer sind meist kleine Leute von dunkelbrauner Hautfarbe, pechschwarzem Haar und durchschnittlich wenig kräftigem Körperbau. Sie bekleiden sich mit Hemd und Hose aus Baumwolle; außerdem tragen sie Strohhüte und Sandalen. Ihre Wohnstätten sind leichte Hütten aus Zweigen und Laubwerk. Die Leute bekennen sich zwar zum Christenthum, aber nur ganz äußerlich; auch haben sie keine Priester, und keiner von ihnen versteht zu lesen oder zu schreiben. Dem Reisenden gegenüber benahmen sie sich zwar nicht unfreundlich, aber sie gaben ihm auf seine Fragen über Land und Leute keine oder keine genügende Auskunft.

Der gegenwärtige Häuptling der Santa-Cruz-Indianer ist ein gewisser „Aniceto Sul“, gewöhnlich „Don Anis“ genannt, der seine Machtstellung durch Ermordung der anderen Häuptlinge erlangt hat. Von der mexikanischen Regierung will „Don Anis“ nichts wissen, und, wenn dieselbe versuchen sollte, ihre Rechte geltend zu machen, so würde sie bei diesen blutdürstigen und wohlbewaffneten Leuten auf einen hartnäckigen Widerstand stoßen. Wenn also unsere Karten, wie dies wohl ausnahmsweise geschieht, das Gebiet der Santa-Cruz-Indianer zum Machtbereich der Republik Mexiko rechnen, so ist dies einer in der Kartographie des romanischen Amerika häufig vorkommenden Fehler. Thatsächlich herrschen hier die Indianer. Weiße giebt es nicht, mit Ausnahme der Nachkommen einiger als gefangen zurückgehaltener Spanier. Aber diese Leute, bei denen die europäische Abkunft an der Körperbildung noch deutlich zu erkennen war, sind im Laufe der Zeit nach Sprache und Lebensweise vollständig zu Indianern geworden.

Was die oben angedeuteten, durch W. Miller gewonnenen Verbesserungen der Karte anbelangt, so ist vor allem zu bemerken, daß die Stadt Bacalar, welche nach den älteren Karten am Ostufer der gleichnamigen Lagune liegen sollte, an deren Westufer sich befindet. Auch fehlt auf jenen eine im Nordende der Lagune liegende Insel. Endlich ist eine früher bei Santa Cruz angegebene Hügelkette überhaupt nicht vorhanden. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Herren M. Weber und A. Wichmann haben im Dezember vorigen Jahres eine Reise im südlichen Flores unternommen. Von Maumerie, an der Nordküste, kreuzten sie die schmalste Stelle der Insel in einem anstrengenden Marsche über steiles, wildes Terrain bis zu dem Dorfe Sikka. Von hier fuhren sie in einer Prau nach Endeh, das von einer Mischlingsbevölkerung aus alfurischen Bergbewohnern und malayischen Einwanderern bewohnt ist. Dann ging die Fahrt an der Südküste westwärts bis Bombang, am Fuße des Gunung Rokka, wo die Reise wegen des mittlerweile eingetretenen Westmonsuns abgebrochen werden mußte. Professor Weber gedenkt nunmehr nach Europa zurückzukehren, während Professor Wichmann seine Forschungen in Ost-Flores und auf Timor noch weiter fortsetzen will (Vergl. Geographische Mittheilungen, Bd. 35, Seite 101 f.).

— Im Anschluß an die Mittheilung auf S. 237 des laufenden Bandes vernehmen wir noch folgendes: Die geheimen Gesellschaften der Chinesen und die gegen dieselben beabsichtigten Maßregeln machen den Gegenstand einer ernstlichen Berathschlagung zwischen der Kolonialregierung und dem Staatssekretär für die Kolonien aus. Während das Gesetz, welches die vollständige Unterdrückung der Gesellschaften verordnet, bereits im Kolonialen Rath in zweiter Lesung angenommen ist, hat der Staatssekretär sein Veto telegraphirt, bis die Angelegenheit näher behandelt sein wird. Leute, welche Erfahrung im Osten gesammelt haben, glauben, daß die plötzliche und vollständige Unterdrückung der geheimen Gesellschaften nur dann versucht werden kann, wenn die Regierung auch auf einen gewaltsamen Ausbruch vorbereitet ist. Die Menge schlechten Gesindels, welche sich infolge der durch nichts beschränkten Einwanderung in Singapore und Pinang angesammelt hat, bildet eine wirkliche Gefahr. Keiner der Chinesen, der dort etwas zu verlieren hat, wird Lust haben, sich einer Empörung anzuschließen, unglücklicherweise giebt es aber unter den Chinesen dort eine Verbrecherklasse, welche gern an jeder Unruhe, welche die Aussicht auf Plünderung bietet, sich betheiligen würde, während im allgemeinen solchen Versuchen nicht mit der nöthigen Strenge entgegen getreten wird. Gewiß wird vollständige Unterdrückung das Endziel sein, welches man zu erreichen haben wird, aber das kann nur auf dem Wege geschehen, daß nachgewiesene Mitgliedschaft mit strenger Strafe belegt wird. Wenn ein Dieb nur mit einigen Tagen Gefängniß bestraft würde, würde die Zahl der Diebstahle zunehmen; ebenso ist es mit den Mitgliedern der geheimen Gesellschaften. Es ist eine sehr große Ausnahme, daß sie einander verrathen; die Eingeweihten haben daher vollkommenes Geheimniß und die öffentliche Meinung für sich, und wenn man berücksichtigt, welche Vortheile in Bezug auf gegenseitige Hilfe und Schutz für begangene Gesetzesübertretungen die Gesellschaften bieten, so wird man einsehen, daß nur sehr strenge Maßregeln imstande sind, die niedrigen Klassen abzuhalten, denselben beizutreten, oder sie zu veranlassen, sich von ihnen loszusagen, wenn sie ihnen bereits angehören. Die englische Gesetzgebung wird die Mitgliedschaft mit keinen Peitschenhieben oder lebenslänglicher Gefangenschaft bedrohen wollen; die einzige Strafe, die aber außerdem den nöthigen Schrecken verbreiten könnte, wäre Verbannung nach China und Mittheilung des Grundes an die chinesischen Behörden. Dies wäre mit anderen Worten ein Todesurtheil für den Verbannten, da die chinesischen Behörden alle Mitglieder geheimer Gesellschaften, ohne sich lange mit Untersuchungen aufzuhalten, hinrichten lassen. Aus diesem Grunde würden vielleicht manche humane Menschen Widerspruch gegen diesen Vorschlag erheben, ohne aber wahrscheinlich bessere Vorschläge machen zu können. Die Lösung der Frage ist durchaus nicht einfach.

— Einen interessanten Bericht über die Auffindung eines offenbar neugebildeten, der Schiffahrt gefährlichen Korallenfelsens im Südende des Rothen Meeres bringt „Nature“. Am 4. März stieß der Dampfer „Avocet“ an einer für ganz sicher geltenden Stelle zwischen den Inseln Dschebel, Zugur und den Zebegir-Inseln, etwas südlich von Hodeida, auf einen Felsen und ging verloren; die Mannschaft wurde

durch den in der Nähe befindlichen Dampfer „St. Oswalt“ gerettet. Von Aden aus wurde alsbald ein Kriegsschiff zu genauerer Untersuchung abgesandt, konnte aber an der angegebenen Stelle keinerlei seichtes Wasser finden. Man neigte sich der Annahme zu, daß vielleicht ein Theil der aus Eisenbahnschienen bestehenden Ladung des „Avocet“ das Schiff von innen her beschädigt habe, und hatte in Aden bereits eine darauf hinzielende Untersuchung eröffnet, als die Meldung einlief, daß ein zweiter Dampfer, der „Teddington“, unter ganz gleichen Verhältnissen in derselben Gegend verloren gegangen sei; auch er war wieder abgekommen und seine Mannschaft von einem anderen Schiff aufgenommen worden. Nun wurde zunächst der Dampfer „Griffon“ ausgesandt, kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück, nachdem er eine Woche lang sondirt hatte, ohne seichtes Wasser zu finden. Da aber die Aussagen des Führers des „Teddington“ zu bestimmt lauteten, wurde der Survey-Dampfer „Sylvia“ aus dem Mittelmeer nach Aden beordert und beauftragt, weiter östlich als seither nachzuforschen, da es wahrscheinlich war, daß eine heftige Querströmung die beiden verlorenen Schiffe in dieser Richtung aus ihrem Kurs gedrängt habe. Die „Sylvia“ fand schließlich nach sechswöchentlichem Kreuzen einen kleinen Fleck mit 28 bis 30 Faden Tiefe, wurde aber vom Wetter zur Heimkehr gezwungen, ohne den gefährlichen Felsen entdeckt zu haben. Um ganz sicher zu gehen, sandte die Behörde den Dampfer „Stork“ noch einmal an die von der „Sylvia“ gefundenen Stelle, und dieser hätte um ein Haar breit selbst Schiffbruch gelitten, da ihn ein Sturm von seinem dicht neben dem Felsen befindlichen Ankerplatze losriß. Er konstatirte einen kleinen Korallenhügel von kaum 40 m Durchmesser, welcher bis zu 15′ von der Oberfläche aufragte und nach allen Seiten allmählich abfiel. Derselbe liegt ganz nahe an dem Kanale, welchen die Dampfer benutzen, und es ist sehr merkwürdig, daß er nicht schon früher Anlaß zu Schiffbrüchen gegeben hat; seine ganze Formation, besonders der allmähliche Abfall, läßt ihn als eine neue Bildung erscheinen, die noch im raschen Wachsthum begriffen ist; und er ist um so gefährlicher, als er selbst bei Sturm keine Brandung zeigt und er an einer Stelle liegt, von der aus man nur bei ganz hellem Wetter Land sieht. Die genaue Position des „Avocet Rock“ ist 14° 22′ 8″ südl. Br. und 42° 41′ 32″ E. L.

Australien und Polynesien.

— Das große Unglück, welches die deutsche Marine in den Gewässern von Samoa betroffen hat, indem ein Orkan zwei ihrer Schiffe und zahlreiche Mannschaften vernichtete, macht eine Charakteristik des samoanischen Klimas, welche Dr. Ed. Graeffe im „Journal des Museums Godeffroy“ gegeben hat, doppelt bemerkenswerth. Demnach sind die vorherrschenden Winde auf Samoa östliche, im Sommer (November bis April) treten aber häufig auch Westwinde (namentlich Nordwestwinde) auf, theils leicht, theils als Regenböen, theils auch als von Regen begleitete anhaltende Stürme. Als warme und feuchte Luftströmungen bedingen die Nordwestwinde eine Art Regenzeit auf den Inseln. Gewöhnlich lagern sich schwarze Wolkenbänke am Horizonte, die Temperatur wird eine drückende, und es gehen schwere, eine reiche Vegetation ernährende Regengüsse nieder. Um diese Zeit, namentlich aber von Januar bis Mitte April, hat man auch Orkane zu erwarten. Dieselben beginnen mit heftigem Nordost, gehen dann über Nord nach West, um als Südwest zu endigen. Meist gehen ihnen wochenlange Weststürme mit Regen und niedrigem Barometerstand, bei drückender Schwüle, voraus. Klärt es sich sodann in Nordost mit fallendem Barometer, so ist der Orkan nahe. Er dauert einen bis drei Tage, worauf meist unmittelbar schönes Wetter mit Passatwind folgt. In den letzten zehn Jahren haben nur zwei Orkane die Samoa-Inseln erreicht. Auf den Tonga- und Fidschi-Inseln sind sie viel häufiger, und dort entstehen sie im Südosten und endigen im Nordwesten. Der samoanische Winter (April bis November) ist durch Passatwinde beherrscht. Dieser Wind (aus Südost) ist von Juli bis Mitte September vielfach sehr scharf und kühl, für die Bewohner heftige Katarrhe mit sich bringend. Später wird er weniger lebhaft, und der Westwind löst ihn bisweilen ab. Die Thaubildung ist im Winter sehr reichlich und erscheint in den Wäldern oft als förmlicher Regen.

— Der australische Reisende David Lindsay ist auf Grund von Erkundigungen, die er bei Eingeborenen eingezogen hat, geneigt an die Existenz eines thätigen Vulkanes in Central-Australien zu glauben. Der Berg soll 150 bis 200 englische Meilen nordwestlich von Alice Springs liegen, und unter lautem Getöse beständig Flammen, Sand und Steine auswerfen. Daß es nothwendigerweise ein echter Vulkan sein müsse, ist damit freilich noch nicht bewiesen. Die Eingeborenen meiden die Umgebung des Berges als einen Ort des Spukes, ähnlich wie es bekanntlich die Indianer bezüglich der Wunder des amerikanischen Yellowstone-Parkes auch thaten.

— In den „Transactions of the New Zealand Institute“ giebt T. F. Cheeseman eine eingehende Schilderung der Flora der Kermandec-Inseln, welche er gelegentlich der neulichen definitiven Besitznahme durch Neuseeland besuchen und durchforschen konnte. Die vier Inseln, aus denen der Archipel besteht, liegen ziemlich weit zerstreut, an der nächsten Stelle immer noch 500 bis 600 engl. Meilen von Neuseeland entfernt und etwas entfernter von der Tonga-Gruppe. Raoul oder Sunday-Island hat etwa 20 Meilen im Umfang und erhebt sich zu 1720 Fuß über das Meer, Macaulay ist erheblich kleiner und nur halb so hoch, Curtis und l'Espérance sind kaum mehr als einzelne Felsen, die letztgenannte so unzugänglich, daß die Expedition dort nicht landen konnte. Alle Inseln bestehen nur aus vulkanischem Gestein. Von den 115 gesammelten Gefäßpflanzen sind nur fünf endemisch, 14 auf den Archipel und Neuseeland beschränkt; 85 kommen auf beiden vor, sind aber weiter verbreitet; 47 kommen auch in Polynesien vor, und 16 davon haben Neuseeland noch nicht erreicht. Die Haupteinwanderung ist offenbar von Neuseeland aus erfolgt, aber Cheeseman, sonst ein Hauptverfechter der Annahme einer früher weiteren Ausdehnung von Neuseeland, hat nun die Theorie eines alten Landzusammenhanges ganz fallen lassen; die Winde und Strömungen und die Vögel genügen völlig zur Erklärung der Ueberwanderung der Pflanzen. Nur Sunday Island hat eigentliche Baumvegetation; vorherrschend ist Metrosideros polymorpha, eine durch Polynesien weit verbreitete, aber in Australien und Neuseeland fehlende Art; dann folgt Areca Baueri, die Palme der Norfolkinsel, und ein prachtvoller Baumfarn (Cyathea Milnei), welcher bis jetzt nur von der Insel bekannt ist; er wird 50 bis 60 Fuß hoch. Macauley-Island ist ganz mit einem dichten Grasteppich bedeckt, dessen Bestandtheile aber Mangels an Blüthen nicht bestimmt werden konnten.

— Im südwestlichen Queensland, in den sogenannten Grey Ranges, bei Thargomindah, sind neue Goldfelder entdeckt worden, über deren Ergiebigkeit die Regierung der Kolonie von Wardon Stafford günstig lautende Berichte erhalten hat.

— In Tasmanien scheinen die Blei- und Silbererzlagerstätten des Mount Zeehan eine hohe Bedeutung erlangen zu wollen, und die Regierung der Kolonie hat sich infolgedessen entschlossen, eine Eisenbahn von Macquaerie nach dem Minendistrikte zu bauen.

— Das australische Eisenbahnnetz hat gegenwärtig eine Gesammtentwickelung von gegen 13000 km, wovon auf die Kolonie Viktoria reichlich 3500, auf Neu-Süd-Wales ziemlich 3400, auf Queensland 3100, auf Südaustralien 2400 und auf Westaustralien 320 km kommen. Neuseeland, das bei dieser Aufstellung nicht mit gerechnet ist, hat ein Eisenbahnnetz von reichlich 3000 km (Colonies und India).

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Der Südseeforscher Guppy macht in einem von „Nature" veröffentlichten Briefe darauf aufmerksam, daß von den Südinseln, deren Flora wir durch die Challenger-Expedition kennen gelernt haben, einestheils Triston d'Acunha, Amsterdam und St. Paul, anderntheils Feuerland, die Crozets, Kerguelen und Macquarie engere Beziehungen zu einander zeigen. Er deutet aber diese Beziehungen nicht im Sinne eines ehemaligen Landzusammenhanges, sondern nimmt eine Verbreitung von Samen durch die mit den vorherrschenden Westwinden fliegenden Seevögel an. Seine eigenen Untersuchungen des Kropfinhaltes geschossener Seevögel haben ihm ergeben, daß man mindestens bei einem unter 25 Sämereien findet. Die große Entfernung der Inseln von einander ist aber kein Hinderniß: bei der Expedition des „Alert" wurde eine Möve gefangen und nach Umlegung eines Halsbandes wieder frei gelassen; sie folgte dem Schiff über 5000 Seemeilen weit; die Umfliegung des Erdballes hat also für diese Flieger keine Schwierigkeit, noch weniger eine Reise von Triston du Cunha nach Amsterdam. Auf diese Weise findet die enge Verwandtschaft der unter ziemlich gleicher Breite gelegenen Inseln nun genügende Erklärung; der Unterschied zwischen dem nördlicheren und dem südlicheren Gürtel erklärt sich zur Genüge aus der verschiedenen geographischen Breite. Unerklärt bleibt freilich, wie Hemsley bemerkt, das endemische Element und die Verwandtschaft mit manchen, ausschließlich der nordischen Hemisphäre angehörigen Pflanzen, die nur aus einer früheren Periode, mit anderer Vertheilung von Wasser, Land und Pflanzen stammen können. Ko.

Allgemeines.

— Nach einem Vortrage, den Professor Dr. Ebermayer kürzlich vor der Münchener Meteorologischen Gesellschaft hielt, hat der Wald einen gewissen Einfluß auf die Entstehung der Gewitter und damit zugleich auf die Zahl der Blitzschläge und Hagelfälle. Gut bestockte Waldkomplexe begünstigen in einem geringeren Maße als abgeholzte Flächen die Entstehung eines lokalen, aufsteigenden, feuchtwarmen Luftstromes und damit die Bildung von Sommergewittern. Die in den letzten Jahren bemerkte Steigerung der Blitzgefahr steht nach Professor Ebermayer ebenfalls im Zusammenhange mit der fortschreitenden Entwaldung. Buchen werden übrigens vom Blitze viel seltener getroffen als Eichen, Fichten, Tannen und Kiefern.

Wie weit unter Umständen Thiere und Pflanzen durch Meeresströmungen verführt werden können, beweist eine von „Nature" mitgetheilte Beobachtung aus Port Elizabeth in Südafrika. Seit Ende 1886 und Anfang 1887 trieben dort große Quantitäten Bimstein ans Land, welche offenbar noch von dem Ausbruch des Krakatoa herrührten, also seit 1883 auf dem Meere umhertrieben. Mit ihnen kamen nicht nur zahlreiche Belonen, sondern auch eine Anzahl Fischarten, die sonst dem Kap fremd sind, darunter ein paar riesige Rochen, ferner einige der giftigen Wasserschlangen (Pelamys bicolor), die sich in den Gewässern von Sumatra finden, und von welchen eine noch eine Zeit lang lebend gehalten wurde, und eine große Frucht einer Myrtacee, welche in den Park gepflanzt, aufging und sich als Barringtonia speciosa, ein an den indischen Küsten häufiger Baum, erwies. Fische, Schlangen und Pflanzen waren also nach dreijährigem Umhertreiben mit dem Bimstein und wahrscheinlich auf weitem Umwege, noch lebensfähig über den ganzen Indischen Ozean hinüber gekommen.

Bücherschau.

— Michael Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrer-Bildungsanstalten. Zehnte verbesserte Auflage, mit vielen Illustrationen. Freiburg i. Br. 1889, 163 S. — Zum zehnten male nimmt das vorliegende Werk seinen Weg in die deutschen Schulen. Selbst Schulbücher haben sich nur selten eines solchen Erfolges zu erfreuen, und es entspricht dann wohl immer der äußere Erfolg dem wahren Werthe des Buches. Auch von Geistbeck's Leitfaden darf dies behauptet werden. Derselbe ist in knapper Sprache geschrieben und zeigt eine klare, durchsichtige Gliederung des Stoffes, wodurch dem Schüler die Aneignung desselben erleichtert wird. Auch sachlich bietet das Buch recht gutes und steht auf der Höhe der Wissenschaft. Einige kleine Ausstellungen, die wir in dieser Hinsicht machen, sollen durchaus nicht den Werth des Buches in Frage stellen. In dem Abschnitt über die Meteoriten vermissen wir die charakteristischen Merkmale derselben. Die Novembermeteoriten haben gleich den Augustmeteoriten eine einjährige Periode (womit natürlich nicht geleugnet werden soll, daß sie alle 33 Jahre in besonders reicher Menge fallen). Die Identität der Meteoriten und Kometen dürfte nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung ernstlich zu bezweifeln sein. Die bedeutsamen Ergebnisse der spektralanalytischen Durchforschung des Himmels sind wenig berücksichtigt; in Hinsicht auf die Nebelflecke (§. 34) sind sie nicht einmal angedeutet. Die Eintheilung der Gebirge ist eine sehr eigenthümliche: die „Ausbruchsgebirge" und „Aufschüttungsgebirge" könnten getrost in Wegfall kommen; selbst der Name „Erosionsgebirge" will uns wenig glücklich vorkommen, da die Erosion auch in den sogenannten „tektonischen Gebirgen" (z. B. in den Alpen) die großartigsten Wirkungen hervorgerufen hat. In dem Abschnitt über Erdbeben wird die Bestimmung des Erdbebenherdes ganz außer acht gelassen. Besonders wünschen wir den Abschnitten über den Luftkreis eine beträchtliche Erweiterung. G. L.

— Handkarte der Deutschen Schutzgebiete in Ostafrika. Weimar, Geographisches Institut. — Diese in großem Maßstabe (1:1000000) gezeichnete und von J. J. Kettler redigirte Karte wird allen denen, welche an der Gestaltung der Dinge in Ostafrika ein lebhaftes Interesse nehmen, als Orientirungsmittel sehr willkommen sein.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

Motto: Da der Fortschritt der Kultur ein Schätzesammeln ist, das auf dem Austausch zwischen ärmeren und reicheren Völkern beruht und dieser Austausch hier ungemein beschränkt und schwierig ist, entsteht eine Verarmung, an welcher nicht so sehr, wie man oft behauptet hat, die Naturanlage der Buschmänner, Australier, Tasmanier, Süd-Neuseeländer, Feuerländer, als die Armuth der Hilfsquellen dieser Länder die Schuld trägt. Die Hauptursache bleibt indessen die Schwierigkeit des Verkehres mit anderen Völkern, welche in der Lage gegeben ist.

Friedrich Ratzel, Oekumene (S. 156).

Auch der Mensch ist ein organisches Gebilde, dem die engere ihn umgebende Natur sein Werden vorschrieb. Wo sie mit farbenprächtigem Gewande auf seine Sinne wirkte, wo sie die Thier- und Pflanzenwelt in phantastischen Formen sich überbieten ließ, wo der Strahl der Sonne feuriger dem weitgewölbten Blau des Aethers entglitt — im Gürtel der Tropenzone — dort ließ sie auch in seinem Geiste üppigere Blüthen der Phantasie die Kelche öffnen, rauschender und glühender die Töne des Herzens in Musik und Dichtkunst ausströmen. Anders wieder übte sie ihre Wirkung dort, wo einmal im Kreislauf des Jahres die Vegetation in Schlummer sinkt, wo Eis und Schnee alsdann über Wasser und Erde ihre Hülle breiten, wo der Gegensatz von Sommer und Winter, Herbst und Frühling wechselweise sich geltend macht — in den gemäßigten Zonen. Vielgestaltig ist hier die Natur. Nicht in ewig gleicher Fülle entzückt sie ihre Menschen, nicht in gleichem Maße schüttet sie das reichhaltige Füllhorn ihrer ernährenden Gaben ihm im Laufe der Monde in den Schooß. Sie verschließt es ihm gar fast ganz für lange Tage und zwingt ihn, sich selbst zu helfen, wenn ihm des Daseins Erhaltung lieb. Ihr Zwang hat den Menschen hier erfindungsreich gemacht, sie schuf ihn zum Bannerträger der Kultur. Wo — wie es in echt tropischen Gebieten Erscheinung wird — der Quell des Reichthums der Natur unversieglich sprudelt, dort bedarf es für den Menschen keiner Mühe, der Erhaltung nachzusinnen: er greift zu und sättigt sich. Sein Geist allerdings erklimmt keine höhere Stufe, er verfällt in Trägheit. Mit dem Wechsel ihres Antlitzes aber stattete die Natur des Menschen Geist mit höherer Kraft aus und begabte sein Herz mit der Vertiefung der Innigkeit seines Fühlens, welches hier in sanfteren Weisen und wechselreicher vor allem sich äußernd Herz zum Herzen klingt. Arm aber sind alle diese Güter des Denkens und Fühlens, wo die Natur ihr Kennzeichen in der Beschränkung des Lebens trägt — in arktischen Kreisen. Kein wärmender Wald entfaltet hier, dem Menschen zu Schutz und Wohnstatt, seine grünenden Hallen; ein kurzer Sommer rauscht pfeilgeschwind vorüber, oft kaum mächtig genug, Schnee und Eis von ihrem Besitzthum zu verdrängen; kaum erwacht sinkt die

Pflanzenwelt welkend wiederum in starren Schlaf. Mühsam fristet der fischende, jagende Mensch sein den Stempel der Kümmerlichkeit tragendes Leben. Kein Fleckchen Erde bietet ihm dauernd, was sein Hunger heischt. Sein gestern und heute spielen an verschiedenen Orten sich ab. Wo gestern seine Renthierheerde, an die sein ganzer Reichthum geknüpft ist, auf flechtenüberwuchertem Boden zur Weide ging, vermag er heute nicht mehr zu weilen, denn die Hilfe der dünnen Pflanzenschicht versiegte schnell. Jede flüchtige Minute, die nicht dem stärkenden Schlafe in der dunstigen, ärmlichen Fell- oder Baumrindenhütte gewidmet ist, füllt sorgend der Gedanke an die Erhaltung des traurig zu nennenden Lebens aus. Und so wie hier ist es auch dort in wärmeren Zonen um den Menschen bestellt, wo ihm ein einförmig-armes Gebiet als Wohnplatz zugefallen ist, wo die Hilfsmittel der Natur zu versteckt liegen, als daß er fähig wäre, sie aufzudecken und sich dienstbar zu machen — in Wüsten zunächst und dann in denjenigen Steppen, die entweder an sich zu unbedeutend, um zur Wiege eines zahlreicheren kräftigen Volkes zu werden, oder die der Zone der Kultur zu fern gelegen, um von ihren Zöglingen befruchtende Lehre zu empfangen. Auch hier begegnet uns das Bild sorgenschwangeren Daseinskampfes, der die Tage ausfüllt, der den Menschen nomadisirend von einem Orte zum anderen jagt und ihm die Freiheit raubt, sein Denken von der Befriedigung des Augenblicks, von dem Bedürfniß der Schutzwehr und des Hungerstillens loszulösen und auf den Weg zu lenken, der Natur zu helfen, daß sie ihm helfe. Auf einer solchen niederen Stufe der Kultur sehen wir in erster Linie den Bewohner australischer Binnengebiete stehen, und ihm gelte die eingehendere Betrachtung folgender Blätter.

Buschland und Steppe decken den Boden, auf dem sich das Leben des Eingeborenen Inneraustraliens, und besonders des westlichen, einförmig abrollt. Je weiter der unbekannte Pfad die aufopferungsfreudigen Erforscher von der Küste her dem Herzen dieses Gebietes entgegenleitete, um so mehr wuchs vom lichten Waldlande der Küsten aus das Vorherrschen des Buschlandes. Grassteppe bildete die Pforte, die zu grausigem Scrub, zu baumlosen Spinifexflächen Eingang gewährte, bis in trostloser Sandwüste der Gipfel des Schrecklichen erreicht war. Das, was für das Leben der Pflanzen als wichtigstes Nahrungsmittel obenan steht, die Feuchtigkeit, und zwar die in geregelter Ordnung stetig zufließende, eben sie nimmt von der Küste aus, wo die Gunst des verdunstenden Meereswassers der Vegetation noch ihren Segen beut, nach dem Inneren zu ab. Durchschnittlich fallen im Inneren des Gebietes zwischen dem 20. und 30. Grade südl. Br. jährlich nur bis höchstens 20 cm Regen, während nun diese Zone, welche nordwestlich zwischen den Flüssen Fitzroy und De Grey sogar bis an die Küste sich vordrängt, 20 bis 60 cm Regen als jährliches Mittel berechnet sind [1]). Zu dem schon furchtbar geringen Maße, welches für das Innere (natürlich nur annahmeweise, aber gewiß niemals übertrieben — es fehlen bei dem Unbesiedeltsein selbstredend Messungen) veranschlagt steht, kommt als schwerwiegendes Faktum, daß die Niederschläge vollständig regellos sowohl über Zeit als Lokalität sich vertheilen. Es kann lange Zeit an einem Orte äußerste Trockenheit herrschen. Das erkannte Forrest mehrfach auf seiner großen Reise 1874, wo er von Perth aus in etwa 26° südl. Br. das westliche Festland durchquerte, an der Beschaffenheit der Vegetation. Das alte Gras erwies sich als vollständig verdorrt. Um eine ausgetrocknete Thonpfanne, für deren Lage 30° 7′ 3″ südl. Br. und 124° 41′ 2″ östl. L. aufgezeichnet steht, konnte am 21. September 1875, wo Giles hier verweilte, dem Aussehen der Vegetation nach, seit Monaten, vielleicht seit Jahren kein Tropfen Regen zur Erde gelangt sein. Das Gras umher war weiß und trocken und wäre von jedem Winde leicht fortgeblasen worden [1]). Und weiter westlich sagt derselbe Reisende von einem anderen Punkte seines Weges: „Regen konnte hier, glaube ich, seit Jahrhunderten nicht gefallen sein“ [2]). Mag letztere Ansicht nun auch, trotzdem sie durchaus nicht unmöglich ist, nicht auf den Füßen der Thatsachen stehen, sondern in die Luft gebaut sein, so charakterisirt sie doch gut den trostlosen Zustand der Trockenheit, welcher das betreffende Stück Land beherrschte.

Das gänzlich vertrocknete Aussehen von Erdreich und Vegetation braucht nicht immer seine Ursache in einer langandauernden Regenlosigkeit zu finden; zwei andere Faktoren noch giebt es, welche mächtig genug sind, dieselben derartig in den solches Anblicks ungewohnten Augen des Sohnes gemäßigter Breiten zu verunstalten. Das sind die oft entsetzlichen Hitzegrade und die schon dadurch bedingte gesteigerte Verdunstung. Gosse berichtet vom 10. Dezember 1873, wo er unfern des Wasserloches Appatinna am ausgetrockneten Alberga-Bett in circa 135° östl. L. wanderte: „Den ganzen Tag über ist es sehr heiß, 115° (46° C.) im Schatten, selbst die Eingeborenen treten auf Gras und Büsche, um ihre Füße nicht auf dem Boden zu verbrennen“ [3]). Und dabei sind Temperaturen, welche zwischen 45 und 48 Grad liegen, noch nicht einmal zu den Seltenheiten zu rechnen. Die höchsten Hitzegrade im Inneren von Neu-Süd-Wales sind bei Fort Bourke und zu Euston gemessen, dort 49,7° und hier 51,4°. Stuart beobachtete im Inneren am 21. Januar 1845 sogar 55°, und ein andermal erlebte er eine Temperatur von 54°, und beide im Schatten. Die Gosse'sche Mittheilung von der Weise, wie die Eingeborenen sich vor dem Verbrennen zu schützen suchen mußten, klingt uns durchaus wahrscheinlich, wenn Stuart erzählt, daß zufällig fallen gelassene Zündhölzchen sofort in Flamme geriethen, wenn sie den Boden berührten. Das Innere Australiens leidet eben unter besonderer Ungunst der Verhältnisse. Es giebt ja noch Gebiete in anderen Erdtheilen, welche ihr schwesterliche Verhältnisse entgegenbringen, wie die Hochebenen Südafrikas — die berüchtigte Kalahari. Die Erhitzung ist hier gewiß eine hohe, aber doch steht es um Inneraustralien noch schlimmer, denn dessen Niederungen sogar erhitzen sich im Sommer durchschnittlich stärker. Selbst in der klimatisch unbestritten am günstigsten gestellten Kolonie Viktoria war in den Jahren 1859 und 1860 die jährliche Verdunstung nahezu doppelt so groß als die Menge des gefallenen Regens und betrug während des Sommers sogar das dreifache dieses Werthes [4]). Grisebach fügt dieser Thatsache ergänzend hinzu [5]): „Es ist selbstverständlich, daß solche Verhältnisse entweder durch örtliche Ungleichheiten oder durch Thaubildung ausgeglichen werden müssen.“

Eine merkliche Folge dieser Hitze und der Trockenheit der Luft sind die zahlreichen wasserlosen Seenbetten, auf welche die Forscher im Inneren stießen. Ich will nur an den auf unseren Karten fälschlich immer als See gezeichneten und benannten großen Amadeus im Herzen des Erdtheils erinnern. Derselbe ist thatsächlich trocken. Die

---

[1]) Berghaus' physikalischer Atlas, Karte 37.

---

[1]) Petermann's geographische Mittheilungen 1876, S. 186.
[2]) Ebenda, S. 191.
[3]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 370.
[4]) Neumayer, die Kolonie Viktoria. Melbourne 1861. Laut Grisebach, Vegetation der Erde, Bd. II, S. 205.
[5]) Vegetation der Erde, Bd. II, S. 205.

beiden großen abflußlosen Wasserbecken der Blauen Berge von Neu-Süd-Wales, Lake George und Lake Bathurst, trocknen zuweilen ganz aus. Und wenn selbst die kolossale Wassermenge dieser umfangreichen Bassins nicht zum Widerstande ausreicht, so kann es den kleineren Reservoirs nicht besser gehen. Mehr als einmal geschah es, daß die Reisenden zur Abhülfe der Wassernoth einen Ort zu erreichen strebten, wo, wie sie wußten, einer ihrer Vorgänger guter Rast hatte pflegen können. Südlich vom Glen Edith, im Westen der schönen Mc Donnell-Berge gelegen, fand Giles 1872 einen kleinen eukalypten-bewachsenen Creek, der Wasser führte. „Freudig“, so lesen wir in den Geographischen Mittheilungen [1], „begrüßte der Reisende das hohe frische grüne Gras, das sich über Tausende von Aeckern zu beiden Seiten des Flußbettes ausbreitete, und dankbar benannte er das Thal „Vale of Tempe“. Und als Gosse am 7. Juli des folgenden Jahres auf der Wassersuche diesem gerühmten Tempe zustrebte, fand er nicht, was Giles erquickt und ihm selbst so ersehnt war: der Creek lag wasserlos da. Auch Wasserlöcher, welche ihres Wasserreichthums wegen bei den Eingeborenen besonderen Ruf genießen müssen, da sie von diesen mit Namen belegt wurden, ereilt das Schicksal, dessen Laune das feuchte Element in Australien nun einmal in besonderem Grade unterworfen ist. So traf Gosse das Wasserloch Murdarinna vollständig vertrocknet [2]. Ebenso ging es Giles mit dem Wasserloche Paring [3] im Beginn seiner Reise vom Jahre 1875 und mit dem schon erwähnten Appatinna [4] am Schlusse der Reise von 1876. Forrest fand 1874 an Gosse's Lagerplatz in Day Gully kein Wasser [5], und ein gewisser Wm. Wills, der vor einigen Jahren eine Reise ausführte, auf welcher er sich an von Gosse und Forrest berührte Orte hielt, erwähnt in seinem Telegramm an letzteren, die Quelle bei Fort Müller habe er trocken gefunden [6]. John Roß traf 1874, nachdem er vergeblich Wasser aufzuspüren versucht hatte, Eingeborene, welche ihn zu einem Wasserloche führten. Als sie aber hingelangten, war es ausgetrocknet [7]. Austin wurde durch die Trockenheit der Wasserplätze der Eingeborenen westlich vom Murchison zur Rückkehr nach seinem vorherigen Lagerplatze am Mount Welcome gezwungen, und so wie ihm ging es den meisten Reisenden an den verschiedensten Punkten des Kontinentes. Wie schnell die Verdunstung fortschreitet, möge aus einer Schilderung Giles auf seiner Reise 1875 erhellen. Er erzählt [8]: „Von meinem fernsten Punkte im Westen (29° 15′ südl. Br. und 128° 3′ 30″ östl. L.) kehrte ich zu dem Damme zurück und sah, daß sogar während meiner kurzen Abwesenheit von $3^1/_2$ Tagen die Abnahme der Wassermenge eine erstaunliche gewesen war, diese Abnahme verblüffte mich förmlich, denn sie betrug über 1 Zoll pro Tag.“ Die Oberfläche des Wassertrichters war acht Fuß lang und drei Fuß breit, bei elliptischer Gestalt. Bis zum Boden war er drei Fuß tief, aber das meiste davon war Schlamm. Der Trichter [9]) war keineswegs gefüllt. Vielmehr stand das Wasser mindestens drei Fuß unter der höchsten Wassermarke.

Gegen solche Verhältnisse der Erhitzung, welche eine gründliche Ausdörrung des Bodens im Geleite haben müssen, vermag natürlich eine schon an und für sich unzureichende Regenmenge wie die in Inneraustralien nicht anzukämpfen. Selbst die oft in heftigen Ergüssen niederfallenden Wassermengen verschwinden schnell von der Erdfläche. Es hilft der Verdunstung die Porösität des trockenen Sandbodens thatkräftig beim Aufzehren derselben. So blieb Giles Mitte September 1872 auf dem Wege von der Gardiner-Kette zum Mount Udor mehrere Tage und Nächte ohne jedes Wasser, da der poröse Sandhügelboden, den er zu überschreiten hatte, selbst mehrere Gewitterregen, die am 20. September fielen, sofort gänzlich aufsog [1]. Aehnliches berichtet Gregory 1856 von der fernsten Stätte, die er im nördlichen Inneren zu erreichen im Stande war [2]. Das flache Sandland absorbirte hier das Wasser eines Creek so schnell, daß dieser unfähig war eine Wasserrinne zu bilden. Gosse [3]) vermochte 1873 trotz seit dem 23. Mai ab und zu gefallenen Regens nur nach längerem Suchen erst am 27. Mai an einer unzugänglichen Stelle in der Bluff-Kette ein wenig Wasser zu entdecken. Das änderte sich auch in den folgenden Tagen nicht, obgleich der Regen stärker und anhaltender wurde. Nur der Boden durchweichte sich, aber nirgends blieb auch nur ein Eimer voll Wasser an der Oberfläche stehen. Nicht besser ging es Stuart 1860 auf der ganzen nordöstlich vom Central Mount Stuart gelegenen Strecke vom Strelitzky-Berg bis zur Davenport-Kette [4]. Der gefallene Regen hatte sich hier auch nicht in einem Tropfen an der Oberfläche gehalten. Und 1861 regnete es bei Newcastle Water, in der Sturt-Ebene westlich vom Viktoria-Flusse, vom 3. bis 7. Juni ununterbrochen ziemlich heftig. Der Boden wurde weich und sumpfig, und als man sich endlich aufmachen wollte, war kaum ein Tropfen auf der Oberfläche der ausgedörrten Ebene zurückgeblieben. Nicht die kleinste Pfütze war beim Nachgraben zu entdecken, und in zwei Fuß Tiefe hörte jede Feuchtigkeit überhaupt auf [5]. Gregory erzählt [6]) vom oberen Viktoria: „Ich ging ungefähr eine Meile (engl.) weit in die Polygonum-Wiese hinein, konnte aber kein Wasser finden, obgleich der Boden an einzelnen Stellen weich und schlammig war.“ Die Durchsättigung des Bodens ist eben eine ungemein schwierige und noch nicht einmal vom Forschungsreisenden erwünschte. Sturt sagt von der nach ihm benannten Ebene: „Es muß eine ungeheure Regenmasse dazu gehören, um diesen Boden zu sättigen, und wenn dies einträte, so würde er seiner Weichheit wegen unpassirbar werden.“ Der alte Oberst Warburton machte 1873 in dieser Hinsicht die schrecklichsten Erfahrungen.

Bisweilen mögen solche gewaltige Regenmassen wohl zur Erde gelangen. Es deutet darauf eine ganze Reihe von Beobachtungen hin. Da hat man zunächst die Spuren von Ueberschwemmungen hier und da bemerkt. So sah Gregory 1856 im oberen Viktoria-Gebiete auf einer, sich soweit sich schauen ließ erstreckenden Lehmebene ihre Male haften [7]. Alexander Forrest fand 1879 während seines Parforcerittes östlich vom Viktoria eine ganze Reihe von Anzeichen, daß in der Regenzeit die ganze Gegend weithin überschwemmt sein müsse [8]. Dempster meinte, daß die von ihm entdeckten Seen — gewissermaßen das Mittelglied zwischen den nordwestlich von Austin und südöstlich von Roe gefundenen Becken — nach stärkerem Regen unter einander

[1]) Geogr. Mittheil., 1873, S. 187.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 370.
[3]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 178.
[4]) Geogr. Mittheil., 1877, S. 207.
[5]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 413.
[6]) Geogr. Mittheil., 1884, S. 154.
[7]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 418.
[8]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 182.
[9]) Diese Form ist allen Eindämmungen der Eingeborenen eigen.

[1]) Geogr. Mittheil., 1873, S. 186.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1858, S. 58.
[3]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 362.
[4]) Geogr. Mittheil., 1861, S. 182.
[5]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 63.
[6]) Proc. Geogr. Soc., 1858, S. 54.
[7]) Proc. Geogr. Soc., 1858, S. 58.
[8]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 129.

in Verbindung zu stehen schienen und wahrscheinlich nur Residuen der häufig eintretenden großen Ueberschwemmungen seien [1]). Die rothen, vom Südostpassate über die Ebene gewehten, so merkwürdigen Treibsand-Dünen, welche am oberen Oakover bis zu 60 Fuß Höhe aus dem Flachlande ansteigen, zeigten sich vom Wasser ausgewaschen [2]). Und, frage ich, woher stammen die zahlreichen Creeks, diese kürzeren und längeren Flußläufe, welche über das ganze Land ausgesäet liegen; woher stammen auch die oberen Läufe der größeren Küstenflüsse wie Oakover und Ashburton, welche außer kleinen Lachen und Tümpeln so oft gänzlich oder überhaupt wasserlos befunden wurden? Woher stammen sie bei einer Beschaffenheit des Erdbodens, wie sie oben in genügend Beispielen erläutert wurde, bei einem Boden, der gleich einem trockenen Schwamm gierig den Tropfen da einsaugt, wo er auf ihn fällt? Ich glaube, daß diese Wasserrinnen zum großen Theil, außer etwa wo sie als ursprüngliche Anlage von vornherein bestanden oder durch Quellabflüsse gebildet wurden, den plötzlichen und heftigen Regengüssen ihre Entstehung verdanken, durch die so gewaltige Wassermassen zur Erde geführt wurden, daß die höher gelegenen Theile des welligen Bodens nicht im Stande waren, alle Feuchtigkeit, so wie sie fiel, in sich aufzunehmen, sondern daß ein erhebliches Guttheil an den tiefsten Stellen des Bodens sich sammelte und abzufließen begann. Hier erst war es möglich, der Wassermassen Herr zu werden, und das in der Regel bald. Die Läufe der Creeks, denen Forscher zu folgen suchten, um leichter vorwärts zu gelangen, verliefen stets nach kurzer Strecke spurlos in den Vegetationsflächen. So glaubte Stuart in dem ausgedehnten Newcastle Water die Quelle eines Nebenflusses des Viktoria entdeckt zu haben und folgte ihm, um, wie er meinte, so einen Pfad zum Meere zu gewinnen; aber der Abfluß des kleinen Sees erwies sich seinen Hoffnungen nicht günstig: schon drei geographische Meilen vom Ausflusse zerfiel er in eine Kette von Teichen, und vier geographische Meilen weiter verlor er sich ganz. Wie groß die Wassermassen sein müssen, die oft in ganz kurzer Zeit zur Erde gehen, davon giebt uns am besten ein Erlebniß Kunde, welches Warburton vor der „Royal Geographical Society" zu London persönlich mittheilte [3]). Er lagerte auf seiner fast unglückselig abgelaufenen Forschungsreise vom Jahre 1873 an einer Uferstelle des Oakover, wo dieser Strom gegen 300 bis 400 Ellen breit sein mochte. Aber kein Tropfen Wasser war in dem Bette zu sehen und wahrscheinlich auch seit langer Zeit nicht darin zu sehen gewesen. Man legte sich zur Ruhe, und beim Erwachen um 3 Uhr morgens war das Bett auf einmal bis zum Rande gefüllt — ein glänzender Strom, auf dessen wogender Fläche zahllose Enten und große Baumstämme fortgetragen wurden.

Die starken Regengüsse, von denen hier die Rede war, sind, wenn günstige Jahre dem Erdtheil bescheert werden, die Begleiter der Gewitter, welche von Mitte Dezember bis Ende Februar (so ist es wenigstens am Ueberland-Telegraphen) ein sozusagen fast tägliches Ereigniß [1]). Die ersten Gewitter pflegen sich im Oktober einzustellen, in demselben Zeitpunkte, wo die intensive Hitze, die bis in den März hinein währen kann, ihre versengende, ausdörrende Wirkung zu üben beginnt. Winterregen, welche an der Südküste zu den regelmäßigen Erscheinungen gehören, werden drei bis vier Breitengrade nördlich von Adelaide spärlich und erreichen selten den 28. Breitengrad. Hinwiederum erstreckt sich das Gebiet derjenigen Sommerregen, bei denen man ebenfalls von einer Regelmäßigkeit zu reden berechtigt ist, nicht über den Wendekreis nach Süden, so daß also zwischen diesen Parallelen ein sechs bis sieben Breitegrade breiter Gürtel liegt, welcher unsicheren Regenfall hat, der Dürre unterworfen ist, selten im Winter Regen erhält und zumeist von den Sommergewittern abhängt. Mit solcher Bestimmtheit, wie diese aus Aufzeichnungen der Beamten am großen Ueberland-Telegraphen sich ergebende Vertheilung der Niederschläge in der Darstellung klingen mag, treten die Regen natürlich nirgends in Australien auf. In einem Jahre erhält dieser Strich, im anderen jener reichere — oder sämmtliche — Niederschläge, während dieser darben muß. Die Lokalregen sind es, welche den Kontinent besonders in centralen Theilen auszeichnen und ihm allerdings damit eine entsetzliche, verderbensäende Auszeichnung zu theil werden lassen. Am Murrayfluß (34° bis 36° südl. Br.) bleibt die Regenzeit zuweilen ganz aus, und ganze Jahre können ohne Niederschläge hingehen [2]), und dieses ist ein Gebiet, welches den begünstigsten Theilen Australiens ganz benachbart liegt, wo der Südostpassat seine segenbringende Last an Feuchtigkeit abladt. „Die letzte große Trockenzeit im Norden war 1865, wo das Land auf Hunderte von Meilen eine Wüste war, ohne jedes Futter, besäet mit den Gebeinen todter Thiere — die Ansiedler verloren viele Tausende von Rindern und Schafen. In der Periode von 1870 bis 1872 folgten sich gute Jahre, in denen über dem ganzen Inneren reichlicher Regen fiel [3])." An einer Station am Darling war bis Oktober 1876 durch 30 Monate kein Regen gefallen [4]). Doch genug der Beispiele. Was diese Trockenzeiten allmählich an Verderben zu bewirken vermögen, das vollbringt in kürzester Frist ein anderer für Australiens Küstengegenden besonders charakteristischer Feind. Das ist der aus dem erhitzten Inneren bisweilen wehende Gluthwind. Vor allem die Südküste wird von ihm heimgesucht. Von den heißen Winden am 21. und 22. Januar 1860 bemerkt Neumayer, „die Aepfel an den Bäumen seien buchstäblich gebraten worden, wo sie dem Nordwinde ausgesetzt waren". Der 6. Februar 1851 — der sogenannte „schwarze Donnerstag" — erzeugte ausgedehnte Buschbrände, welche zahlreichen Pflanzungen den Garaus machten und selbst viele Menschenleben zum Opfer nahmen [5]). Natürlich rufen die Monate November bis Januar, die heißesten Sommermonde, diese furchtbaren Zerstörer im Inneren wach. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Geogr. Mittheil., 1863, S. 97.
[2]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 286.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1875, S. 49.

[1]) Hann, Handbuch der Klimatologie, S. 331 bis 332.
[2]) Grisebach, Vegetation der Erde, II, S. 206.
[3]) Hann, Handbuch der Klimatologie, S. 332.
[4]) Hann, l. c., S. 650.
[5]) Hann, l. c., S. 639.

Die Insel Madeira.

III. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit vier Abbildungen.)

Die Bewohner Madeiras sind von portugiesischer Herkunft, und wie in dem Mutterlande, so sieht man auch hier öfters die Beimischung von Neger- und Maurenblut ihren Gesichtern an. Ein schöner Menschenschlag sind sie kaum zu nennen. Die Tracht erinnert an die portugiesische Bauerntracht. Die Männer tragen eng anliegende, leinene Kniehosen, ein grobes Faltenhemd und eine kurze Jacke, die Frauen buntfarbige Kleider und Tücher; die eigenthümliche Kopfbedeckung der Insulaner aber bildet die „Carapuça“, eine trichterförmige Mütze, die oben in einer langen Spitze endigt. Obgleich die Auswanderung (besonders nach Britisch-Guyana und Hawai) eine verhältnißmäßig starke ist, so nimmt die Bevölkerung doch stetig zu, und im Jahre 1882 betrug ihre Zahl 133 955 (62 962 Männer und 70 993 Frauen). — Die Volksbildung ist keine sehr hohe, was bei der Schwierigkeit, die die Terrainverhältnisse darbieten, bis zu einem gewissen Grade entschuldbar ist. — Von nichtportugiesischen Bevölkerungselementen, die ständig auf der Insel wohnen, ist nur das englische (eine Kolonie von etwa 200) namhaft; dasselbe vermittelt namentlich den Weinexport. — Die Regierung und Verwaltung ist einem von der portugiesischen Krone ernannten Statthalter anvertraut, und die Inseln zerfallen politisch in zehn sogenannte „Concelhos“ (Distrikte). Die Religion ist die römisch-katholische, und der oberste Seelenhirt der Insulaner ist der Bischof von Funchal.

Insulaner von Madeira.

Funchal, die Hauptstadt, hat etwa 20 000 Einwohner, wenn man aber die Bewohner der Landhäuser („Quintas“) und Dörfer in seiner nächsten Umgebung hinzurechnet, so ergiebt sich etwa die doppelte Zahl. Durch ihre terrassenartige, amphitheatralische Anlage an der steil aufsteigenden Küste macht die Stadt schon von ferne einen ungemein freundlichen Eindruck, und sobald man sie betritt, so erscheint sie nur um so freundlicher. Anmuthige öffentliche und private Gärten und Parks, mit tropischen und halbtropischen Pflanzen, lachen dem Fremden entgegen, manche Gebäude sind stattlich, andere zierlich, und überall wohin man blickt, herrscht eine tadellose Reinlichkeit. Unter den sieben Kirchen, die die Stadt besitzt, ist die Kathedrale die schönste. Vier Forts, die die Stadt umgeben, dienen gegenwärtig mehr zur Ausschmückung ihres Bildes als zu ihrer Vertheidigung.

Der Charakter Funchals als Kurort dokumentirt sich namentlich in dem Vorhandensein von einer großen Anzahl von Heilanstalten, die meist von einzelnen Aerzten begründet und unterhalten sind. Da es zu einem großen Theile Schwerkranke sind, die Madeira behufs Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Linderung ihrer Leiden besuchen, so muß dieses System als ein durchaus zweckmäßiges bezeichnet werden. Ein größeres öffentliches Hospital wird von der Regierung unterhalten.

Die kleine Insel Porto Santo zählt 4000 Bewohner und bildet einen „Concelho“ für sich.

Was die Entdeckungsgeschichte Madeiras angeht, so hat man aus Plinius' Angaben schließen wollen, daß schon die Phönizier die Inselgruppe auf ihren Fahrten berührt haben. Dieser alte römische Schriftsteller erwähnt nämlich die Gruppe der „Mauretanischen“ oder „Purpur-Inseln“ in Beziehung auf die Fortunaten oder Kanarien derart, daß der Name auf die Madeira-Gruppe gedeutet werden könnte. Es wäre nur merkwürdig, daß die phönizische Entdeckung keinerlei Spuren auf den Inseln hinterlassen, sowie daß sie den späteren Seefahrern wieder vollkommen abhanden gekommen sein sollte. Die älteste Karte, auf der die Madeira-Gruppe verzeichnet steht, ist die zu Florenz aufbewahrte Seekarte des Grafen Baldelli Boni, die aus dem Jahre 1351 stammt[1]); danach dürften die Genuesen vielleicht die ersten gewesen sein, die die Inseln besucht haben, wie denn auch der älteste Name — „Do Legname“, „Holzinsel“ — italienischen Ursprunges, und erst später ins Portugiesische übertragen worden zu sein scheint; vielleicht

---

[1]) Vergl. O. Peschel, Geschichte der Erdkunde (München 1865), S. 176.

waren genuesische Kapitäne in portugiesischen Diensten die Entdecker. — Die Geschichte von dem verfolgten englischen Liebespaare Robert Machim und Anna d'Arfet, das um die Mitte des 14. Jahrhunderts in einem kleinen Fahrzeuge

Funchal.

Die Kapelle von São Vincente.

auf die Insel getrieben worden sein soll, klingt mehr romantisch als wahrscheinlich, und die Thatsache, daß man in der Kirche von Machico noch heute ein Stück von dem Kreuze zeigt, das Spätergekommene auf dem Grabe der Liebenden

Theater und Stadtpark zu Funchal.

gefunden haben wollen, erhöht sicherlich nicht ihre Glaubwürdigkeit.

Was man bestimmteres über die Entdeckung von Madeira sagen kann, ist daher nur folgendes: Im Jahre 1419 wurden zwei Kapitäne des Prinzen Heinrich von Portugal, namens Gonzales Zarco und Tristan Vaz durch einen schweren Sturm nach Madeira verschlagen, um daselbst bei Porto Santo — das sie aus Dankbarkeit so benannten — Schutz und Rettung zu finden, und von dort wohlbehalten nach ihrer Heimath zurückzusegeln. Schon im nächsten Jahre entsandte dann die portugiesische Regierung eine besondere Expedition nach der Inselgruppe, um dieselbe für Portugal in Besitz zu nehmen, und zugleich faßte man auch ihre Besiedelung und Verwerthung näher in das Auge. Die Portugiesen fanden sowohl Porto Santo und die Desertas als auch die Hauptinsel unbewohnt, und von einer früheren historischen oder vorhistorischen Bevölkerung — wie bei den Kanarien — fanden sich keinerlei Ueberreste [1]).

[1]) Vergl. hierzu: G. Hartung, Geologische Beschreibung der Insel Madeira (Leipzig 1864); F. v. Hochstetter, Madeira (Wien 1870); H. G. Bennett, Geologie of Madeira (London 1811); J. Y. Johnson, Madeira (London 1885); E. M. Taylor, Madeira (London 1882); E. Vernon Harcourt, Madeira (London 1851); C. P. de Kerhallet et Legras, Madère etc. (Paris 1868); P. Langerhans, Handbuch für Madeira (Berlin 1885).

Zur Kolonisation und Kartographie der Republik Chile.

Von Dr. H. Polakowsky.

(Schluß.)

Zwei der ersten Abzüge der Karte (ohne Text) sandte ich nach Santiago de Chile an den „Deutsch. Wissenschaft. Verein“ und an die „Sociedad de Fomento Fabril“. Beide Gesellschaften bat ich um möglichst genaue Besprechung der Karte, auf welcher leider mehrere Druckfehler bei der Eile der Herstellung, zu welcher wir gezwungen, stehen geblieben waren. Zahlreiche Berichtigungen, bezüglich der Höhenschichten (gegen deren Eintragung ich mich überhaupt gesträubt hatte, und die allein ein Werk des Herrn Opitz sind), die Vertheilung der Salpeterlager, der Richtung der neuen Eisenbahnen 2c. erwartete ich, und zwar mit großem Interesse.

Bereits unter dem 18. Juli 1888 schrieb mir der General-Sekretär des ersten der genannten Vereine, Herr Dr. Darapsky (Nr. 108): „Empfangen Sie des deutschen wissenschaftlichen Vereins aufrichtigsten Dank und zugleich dessen, sowie meine beste Gratulation zu ihrer neuen Karte von Chile. Dieselbe ist in der That ein Meisterwerk, auf welches Deutschland stolz, und wofür Chile Ihnen dankbar sein muß. Heute ließ ich das Ereigniß, denn es ist wahrlich ein solches, auch in der hiesigen Presse bekannt geben. Gerechte Bewunderung weckte in unserem deutschen Kreise vor allem die Vorzüglichkeit in Stich und Ausführung, an welche keine einzige frühere Karte Chiles heranreicht; daß sie aufs genaueste alle vorhandenen Quellen verwerthet [1]), war ja nach Ihrer sonstigen rühmlichen geographischen Thätigkeit nicht anders zu erwarten. Welche Misere ist dagegen die neue kleine Ausgabe von Pissis' Atlas, wie geringwerthig Bertrand's Schulkarte von Chile! Wir Deutschen hier freuen uns natürlich ganz besonders über solche Leistungen; also nochmals herzlichen Glückwunsch.“

„Doppelt bedaure ich in diesem Augenblick, daß die lange projektirte Abtheilung in den „Verhandlungen“ unseres Vereines für Besprechung aller auf Chile bezüglichen Werke noch immer nicht hat verwirklicht werden können. Ihre Arbeit sollte billig ihres allgemeinen Interesses wegen den Anfang machen“.

Die zweite Gesellschaft beauftragte einen Herrn Alvaro Bianchi Tupper mit der Begutachtung der Karte. Der acht Seiten in gr. 8° umfassende Bericht desselben datirt vom September 1888 und erschien im neunten Heft des „Bolletin de la Sociedad de Fomento Fabril“ (Jahrg. 1888). Bei der genauen Besprechung derselben werde ich Gelegenheit haben, auf das von Herrn Opitz und mir bei Herstellung der Karte benutzte Material näher einzugehen. — Herr Bianchi Tupper beschreibt zunächst die Größe und Form der Karte und sagt dann, daß dieselbe, weil sie eine offizielle Publikation der General-Agentur der Regierung von Chile in Europa sei, eine ganz genaue Prüfung auf Wahrheit und Genauigkeit erfordere, besonders da dieselbe wichtige Irrthümer in der Markirung der Grenzen des Landes enthalte. Es folgt eine Angabe der von uns auf dem Titel angeführten Quellen zur Herstellung der Karten und dann die Bemerkung:

„Mit diesem Materiale haben sie eine Publikation angefertigt, welche in sich Alles vereinigt, was über die Geographie des Landes bekannt ist, und ist diese Karte unzweifelhaft die vollständigste aller publizirten Generalkarten Chiles. Wenn sie nicht die Fehler enthielte, die ich weiter unten im einzelnen angeben werde, würde man auch sagen können, daß sie so genau wie vollständig ist.“ — Weiter wird der Druck gelobt und gesagt, daß die Namen meist mit der Sorgfalt und Achtung für die Sprache geschrieben sind, welche charakteristisch für die deutschen Geographen zu sein scheinen. Leider seien viele Ausdrücke schlecht übersetzt und viele einheimische Namen seien aus falschen Quellen geschöpft. Der erste Irrthum, welcher dem Herrn Kritiker passirt, ist der, daß er sagt, die Karte sei in vier Farben ausgeführt. In Wahrheit sind es sieben.

Weiter meint Herr Bianchi Tupper, daß die große Fülle der Namen die Klarheit des Werkes schädige. Eine für den Schul-Unterricht bestimmte Karte müsse nur die Details von einer gewissen Wichtigkeit enthalten. — Das ist sehr richtig; aber hier handelt es sich nicht um eine Schulkarte, sondern um eine möglichst genaue Generalkarte. Eine solche war ich beauftragt anfertigen zu lassen. Bei dem großen Maßstabe (1 : 2½ Millionen) und bei der relativ geringen Zahl der Städte und Dörfer wird die Klarheit in keiner Weise beeinträchtigt, und es wäre noch genügend Raum, um die wichtigsten Hacienden einzutragen.

Herr Bianchi Tupper findet es schmerzlich (sensible), „daß die Autoren eben so viel Werth auf die Geographie der benachbarten Länder, wie auf die des unserigen ver-

[1]) Es ist dies leider an zwei oder drei Stellen der Karte nicht geschehen.

wandt haben". Diese Eifersucht ist ebenso bezeichnend wie unbegründet. Herr Koffmahn sagt in seiner Kritik unserer Karte (Peterm. Mittheilg. 1888. Literaturber. Amerika. Nr. 464): „Das argentinische Gebiet ist ersichtlichtlich skizzenhaft gezeichnet. Für die unmittelbar an Chile grenzenden Theile ist es aber gar zu stiefmütterlich behandelt." Nach meiner Ansicht haben wir gerade die richtige Mitte gefunden. Wie aber die leidlich genaue Zeichnung der Grenzgebiete „schmerzlich" sein soll, kann die Einsicht eines Europäers wohl kaum fassen. Weiter behauptet Herr Bianchi Tupper, die Grenze Chile's sei sehr schwach markirt, so daß nicht leicht zu erkennen sei, was Chile ist und nicht ist. — Es wird dem Leser genügen, wenn ich auf diese tadelnde Bemerkung, welche so unbegründet, wie die Mehrzahl der übrigen ist, erwidere, daß eine fünf Millimeter breite rothe Linie die Grenze markirt!

Dann wird dem Leser angekündigt, daß der Herr Kritiker zur Bezeichnung der Hauptirrthümer der Karte bezüglich der Grenzen übergehe, doch bemerkt er zugleich vorweg, daß die Mehrzahl dieser nicht uns, sondern dem Materiale zuzuschreiben sei, welches wir vor Augen hatten. Die Regierung habe aber befohlen, die weitere Ausgabe der Karte zu suspendiren, bis zur Ausmerzung aller Fehler, und deshalb müßten dieselben sämmtlich bezeichnet werden. Die vier „errores de importancia" sind:

1) Die Grenze gegen Perú folgt nicht dem Rio Sama bis zur Quelle, sondern wendet sich etwas früher gegen Osten. Herr Bianchi Tupper giebt selbst zu, daß auf diese Weise nur ein sehr kleines Gebiet verloren gehe. Auf der großen Karte von Bertrand ist die Sache übrigens nicht nennenswerth verschieden gezeichnet, das Quellgebiet des Sama ist auch noch nicht genau erforscht, man kann nicht sagen, welcher der drei Quellflüsse als Rio Sama gelten soll. (S. die Carte de la Guerre du Pacifique, publizirt von der Oficina Hidrogr. de Chile und abgedruckt in D. Barros Arana, Hist. de la Guerre du Parcif. Tom. I.) Der Grenzvertrag mit Perú[1]) besagt allerdings, daß der Rio Sama bis zu seiner Quelle als Grenze dient. Wir hätten also einem der drei Flüßchen bis zu Ende folgen müssen, und kann dies also als ein kleiner Irrthum gelten.

2) Die Grenze zwischen Antofagasta und Tarapacá und Atacama sei durch etwas stärkere Punkte markirt, als die der übrigen Provinzen. Es ist dies richtig, geschah aber ohne besondere Absicht.

3) „Die Grenze zwischen Chile und der Argentinischen Republik bilden, nach dem Vertrage von 1881, die Gipfel der Andes, welche die Wasserscheide bilden. Es kann also deshalb im argentinischen Gebiete keine Flüsse geben, welche nach dem Pazifischen Ozeane gehen, noch im chilenischen Gebiete solche, die nach dem Atlantischen Ozeane fließen. Trotzdem zeichnet die Karte die Grenze zwischen dem 44. und 46. Breitengrade durch eine phantastische Linie, welche in der Mitte einen See schneidet, dessen Existenz ich nicht kenne (ignoro), und welche den Argentinern den ganzen oberen Lauf der Flüsse Aisen und Huemules giebt." Schrecklich! In Grenzfragen hört bei der Mehrzahl der gebildeten Hispano-Amerikaner jede ruhige Diskussion auf. Es ist deshalb ein noch ungelöstes Problem, einen Atlas zu erfinden, welcher allen Prätensionen dieser Leute genügt. Jeder will: sein Vaterland „muß größer sein". — Ein findiger Verleger, dem es nur um das „Geschäft" zu thun ist, muß bei einem event. Schul-Atlas die Grenzen je nach dem Staate markiren, für welchen die betreffende Ausgabe bestimmt ist. Doch nun zu Herrn Bianchi Tupper. Der Grenzvertrag besagt in Art. 1[1]): „Die Grenze zwischen Chile und der Argentinischen Republik ist, von Nord nach Süd, bis zum 52. Breitengrade die Cordillere der Andes. Die Grenzlinie verläuft in dieser Ausdehnung über die höchsten Spitzen der genannten Cordillere, welche die Wasser scheiden, und geht zwischen den Abhängen hindurch, welche sich von der einen oder anderen Seite ablösen".

So die etwas dunkele Fassung, die der nächstens in Aktion tretenden Kommission zur faktischen Markirung der Grenze noch viele Schwierigkeiten bereiten wird, in wörtlicher Uebersetzung. Es ist ein vom Lokal-Patriotismus eingegebener Wunsch, daß kein in den Pacific fallender Fluß argentinisches Gebiet berühren darf. Nicht unsere Grenzlinie ist an genannter Stelle fantastisch, sondern die auf der großen Karte von Bertrand, welche den oberen Theil der Flüsse Aisen und Huemules zu Chile schlägt und zu diesem patriotischen Zwecke die Cordillerengipfel nach Osten verlegt.

Und nun zur Bemerkung über die Laguna Fontana. „Ignorar" bedeutet zugleich „nicht wissen" und „ignoriren", und in der That muß einer von beiden Fällen hier vorliegen. Wenn der Herr Kritiker die Reisen Fontana's, des Gobernadors von Chubut, nicht kennt, wenn er überhaupt von der Existenz eines See's in dieser Gegend (welchen See schon Franz Latzina auf seiner bekannten statistischen Karte von 1882 markirt, obgleich denselben damals noch kein Europäer besucht hatte) nichts wußte, dann ist es eine ungeheure Ueberschätzung seiner Kräfte, daß er sich an die Kritik dieser Karte, in welcher ein gewaltiges Material von Literatur und Kartographie verarbeitet ist, machte. Die Laguna Fontana ist kein Phantasiegebilde. Herr Bianchi Tupper lese nur den Tom. VII des Bol. del Instit. Geograf. Argent. und besonders die Hefte VII, V, IX—XII und betrachte sich die Originalkarte in H. IX. Daselbst wird er auch ersehen, daß auch der Rio Corcovado sich vom argentinischen Gebiete durch die Gebirge einen Weg nach dem Pacific sucht. Dieser Fluß ist also auf unserer Karte falsch gezeichnet. Bezüglich des Rio Aisen bin ich Fontana, welcher glaubt, derselbe entspringe der L. Fontana, nicht gefolgt, da mir die Sache noch sehr zweifelhaft scheint. Auch Fr. Latzina ist in seinen neuesten Karten, die mir erst im Oktober 1888 zu Gesicht kamen, so verfahren[2]).

Wäre die Kritik des Herrn Bianchi Tupper eine wirklich ernsthafte, wissenschaftliche, so hätte er die Lage des Fontana wohl mit Recht kritisiren können. Ich glaube, daß derselbe zu weit westlich gezeichnet ist. Herr H. Wichmann hatte die Güte, mich zuerst hierauf aufmerksam zu machen. Es ist eine von mir übersehene Aenderung der ursprünglichen Karte von Chile (im „Atlas Universal" von F. Volckmar. Leipzig 1888. Edic. chilena), welche Herr Opitz vorgenommen hat. F. Latzina zeichnet übrigens in seinem neuen Werke (Geogr. de la Republ. Argent.) den See auf den zwei in Betracht kommenden Karten (S. 50 und 582) verschieden, verlegt die größere Hälfte einmal nach Chile und einmal nach Argentinien. Auf alle Fälle ist der See bei uns zu weit nach Westen, auf der Originalkarte von Fontana aber (schon nach dem Texte) zu weit nach Osten gezeichnet. Wo bei Fontana die Hauptcordillere gezeichnet, befindet sich das Meer. Hoffentlich bringt das betreffende Blatt des Atlas de la Republ.

[1]) Memor. de Relac. Exter. de Chile 1883, p. CV.

[1]) Memor. de Relac. Exter. de Chile 1881, p. 169.

[2]) S. die schöne Arbeit v. Kommand. D. Eur. M. Simpson in Anuar. Hidrogr. de la Marina de Chile. Tom I., wo der Rio Aisen bis 71° 30′ westl. L. gezeichnet ist.

Argent. von Seelstrang Klarheit. Auf der übrigens ziemlich mangelhaften neuesten Karte von Duclout (Buenos-Aires) liegt der L. Fontana ganz auf argentinischem Gebiete und hat einen Abfluß nach dem Pacific, von dem Fontana nichts erzählt.

Oder soll das „ignoro" ignoriren bedeuten? Es ist dies durchaus nicht unmöglich, da die Fälle häufig sind, daß bei Grenzstreitigkeiten die sorgfältigsten, aber unbequemen Arbeiten todtgeschwiegen werden. Hier wäre dies ganz unverzeihlich, da der Bericht des Fontana eine wahre Goldgrube für jeden Geographen ist.

4) Der Titel Gobernacion de la Tierra del Fuego umfaßt einen großen Theil chilenischen Gebietes. — Dieser „error de importancia" ist einfach komisch. Der Name „Tierra del Fuego" geht groß gedruckt über die ganze Insel, auf argentinischem Gebiete steht kleiner gedruckt darüber: „Gob. de la." Die fünf Millimeter breit in roth markirte Grenze schließt doch für jeden sehenden Menschen jeden Irrthum aus.

Die Fehler, welche in der Zeichnung der Karte selbst entdeckt wurden, sind die folgenden:

1) Die Cerros Peinado und San Francisco und die Pässe von San Francisco und Losas sind falsch (d. h. zu weit nach Osten) gezeichnet. Dieselben müssen nach der Karte der Atacama von Alej. Bertrand eingetragen werden. — Hierbei ist zu bemerken, daß die Grenze an dieser Stelle (zwischen den Graden 26. und 27) auf der großen Chile-Karte Bertrand's (welche voll der gröbsten Fehler ist) ganz anders markirt ist, als auf der Atacama-Karte. Auf ersterer liegt auch der Paso de Losas da, wo wir ihn gezeichnet haben. Bei dieser Sachlage sind wir den Karten von Brackebusch, Duclout und dem Atlas des Paz Soldan gefolgt.

2) Der Archipel der Inseln Campana, Principe Enrique, Wellington ist ganz falsch gezeichnet und ist eine Nomenclatur angenommen, welche nicht die der Oficina Hidrogr. de Chile ist. — Herr Bianchi Tupper fordert, daß man uns die neue chilenische Karte dieser Gegend sende. Dieselbe (Canal Fallos in Anuar. Hidrogr. de la Mar. de Chile, Tom. XI) ist in meinen Händen und gebe ich zu, daß die Nichtbenutzung dieser Karte welche die der deutschen Admiralität (Aufnahme des Albatroß, publ. 1885) wesentlich ergänzt, ein schwerer, durch mich verschuldeter Fehler ist. Ich hatte diese Karte nicht an Herrn Opitz gesandt und später Vergleich und Nachtrag versäumt. — Uebrigens sehe sich Herr Bianchi Tupper die große Karte von Bertrand an, wie schlecht da dieser Archipel gezeichnet ist.

3) Der Kanal, welcher die Wasser von Skyring mit dem Seno Obstruccion vereinigt, existirt nicht. — Wir sind hier dem großen Atlas der Argentina von Seelstrang (Taf. XXVI als Abra de Rhys.) gefolgt und haben diesen Kanal auch als problematisch eingetragen. Ob die Behauptung des Herrn Bianchi Tupper richtig ist, bedarf übrigens erst des Beweises.

4) Die kleine Bahnstrecke zwischen Mejillones und Mantas Blancas existirt nicht. — Die Bahn von Antofagasta nach dem Innern, welche nur bis Conchi gezeichnet ist, muß bis zur Grenze von Bolivia fortgesetzt werden und im Norden des Salar de Ascotan und Volcan Oyagua und nicht im Süden derselben laufen. — Hierzu bemerke ich, daß uns nur die Karte der Atacama von Bertrand hierfür vorlag, auf welcher die Bahn bis zu 23° südl. Br. als fertig gezeichnet ist. Aus chilenischen Zeitungen ersah ich, daß eifrig an der Fortsetzung gearbeitet wurde. Ich ließ deshalb die Bahn bis Calama fertig zeichnen. Im letzten Momente (bei der Korrektur) fand ich in einer chilenischen Zeitung, daß die zweite Brücke (bei Station Barbara) über den Rio Loa fertig sei, und die Lokomotive bis dahin laufe. Ich glaube wirklich, daß man mit größerer Sorgfalt nicht verfahren konnte. — Was die Lage der Bahn betrifft, so sind wir der genannten Karte Bertrand's gefolgt. Von einer Aenderung der Trace habe ich nichts erfahren. Vergebens wandte ich mich wiederholt wegen offiziellen Materiales mit Karten und Plänen über die projektirten Bahnen an die hiesige chilenische Gesandtschaft, an Herrn Errázuríz und an den Bautenminister Pedro Montt in Santiago. Man sandte mir aus Paris einen — Zeitungsausschnitt, der mir längst bekannt war! Nach solchen Daten haben wir mehrere der neu projektirten Linien einzeichnen müssen. Die von Herrn Bianchi Tupper an der Antofagasta-Bahn entdeckten Fehler sind also völlig ungerecht.

Es folgt nun eine Liste von 82 wirklichen und angeblichen Druckfehlern. Wirkliche Druckfehler sind 62 (wobei mehrere, die sich in der Nebenkarte von Araukanien wiederholen, doppelt gezählt sind), viele höchst unbedeutend. Wir können Herrn B. Tupper aber für die fleißige Zusammenstellung derselben nur dankbar sein. Viele der übrigen angeblichen Schreibfehler kann ich aber als solche nicht gelten lassen, da sie dem mir vorliegenden, guten, meist chilenischen Material entsprechen. So verändert Herr B. Tupper Talcahuano in Talcaguano. Faktisch ist der Name aber auch auf Bertrand's großer Karte, in der „Memoria de Marina" vom Jahre 1887 und anderen offiziellen, neuesten Publikationen mit h geschrieben. — Rio Buta Palena soll in Rio Palena geändert werden. Faktisch bezeichnet die Ofic. Hidrogr. de Chile (Karte in Tom. XI) diesen Strom auch als Rio Buta Palena. Wie konnten wir die von Herrn A. Bianchi Tupper beliebte Nomenklatur kennen? Der Raum fehlt, um alle diese angeblichen falschen Namen zu besprechen. Nach Herrn B. Tupper ist die richtige Uebersetzung für „Sound" „Seno" und nicht „Zonda". Wir sind dem großen Atlas der Argentina von Seelstrang gefolgt, zu dessen zahlreichen Vorzügen eine sorgfältige Nomenklatur gehört.

Zum Schlusse wünscht Herr B. Trouilly einige Bezeichnungen, dir wir nur der größeren Vollständigkeit wegen gemacht haben, unterdrückt zu sehen. So soll statt Océano Grande ó Pacífico nur Océano Pacifico geschrieben werden. Er hat die Güte, hinzuzufügen, daß diese von uns gemachten Angaben keine Irrthümer seien. Unverständlich ist mir z. B. auch, wie die Schreibweise Cabo Virjenes „von mehr grammatikalischer Richtigkeit" sein soll, als das von mir angenommene Cabo de las Virjenes. Der Schluß der Kritik ist wohlwollender [1]), als man nach der Aufzählung so merkwürdiger „errores" glauben sollte.

Ich beklage es, daß unsere Karte in Chile bisher nicht von kompetenterer Seite geprüft und kritisirt worden ist. Dennoch ist Herrn B. Tupper's Kritik für uns werthvoller, als allgemeine Bemerkungen (wie z. B. in der Kritik in den Verhdl. der Ges. f. Erdk. z. Berlin, XV, S. 289),

[1]) Derselbe lautet: Salvados en el Mapa los errores de limites con los paizes vecinos, nuestro Golierno podria autorizarlo para su circulacion con carácter oficial. — Depurada en seguida, de las faltas de escritura que he apuntado; puesto de acuerdo con la lei que cree la provincia de Antofagasta, teudríamos el mas esacto i completo de los mapas existentes sobre Chile. Si, finalmente, se le aclara un poco nombres, inútiles i se descarga de datos la parte que no se refiere á Chile, el Mapa, será de facil i espedita consulta para todos. En este casos, está llamado a servir eficazmente de ausiliar para el fomento de la emigracion europea a Chile, i en tal sentido se le puede considerer como una buena adquisicion hecha por el pais.

wobei gar nicht näher auf die Karte selbst eingegangen wird. Die schon oben citirte Kritik des Herrn Koffmahn, welche nichts weniger als wohlwollend gehalten ist, geht aber speziell auf einige der wirklichen und angeblichen Mängel der Karte ein. Herr Koffmahn sagt z. B.: „Dabei hätte sich jedoch die Benutzung von Schert-Lastarria's flüchtiger Situationszeichnung nicht auch auf den von Gormaz aufgenommenen Calle-Calle und seine Zuflüsse erstrecken sollen." — Hierzu bemerke ich, daß das einzige mir für die Karte von den Auftraggebern zugestellte, mir bisher unbekannte Material in der Karte von Schert und Lastarria und in einer Skizze (Pausche) ohne Namen und Datum, den Rio Imperial und seine nördlichen Zuflüsse darstellend, bestand. Trotzdem zeichneten wir mit Benutzung der Aufnahmen von Gormaz. Als mir die Differenzen bedenklich schienen, fragte ich speziell in Paris an: an welche Aufnahme ich mich halten sollte (für die Spezialkarte von Araukanien, welches Gebiet Herr Errázuriz kürzlich besucht hatte). Ich erhielt darauf die bestimmte Weisung, zunächst die Pausche und dann die Karte von Schert und Lasterria (die mir übrigens nicht als „flüchtig" erscheint) zu benutzen. Es ist dies übrigens das einzige direkte Eingreifen der Auftraggeber in die Herstellung der Karte gewesen und ist es also unrichtig, wenn in dem Berichte des Ministers [1]) gesagt wird, die Karte sei in Leipzig unter Direktion des General-Agenten gedruckt. Derselbe hat die Karte erst gesehen, als sie ganz fertig war.

[1]) Memor. del Minist. de Industr. y obras publ. de Chile, 1888, p. XCV.

A. Jacobsen's und H. Kühn's Reise in Niederländisch-Indien.

Von Adrian Jacobsen.

(Schluß.)

Bei Lakluta floß ein Strom namens Mota-Luko vorüber, um an der Südostküste der Insel bei dem großen Dorfe Luka zu münden. Leider konnte ich demselben nicht folgen, wie ich gewünscht hatte, da ich der in Luka herrschenden Kriegswirren halber keine Begleiter aufzutreiben vermochte. Auf dem jenseitigen Ufer ragte der 4000 Fuß hohe Heimodo-Berg empor, dessen Gipfel mit hohem Grase verwachsen ist und vielen Hirschen zum Aufenthalte dient. Nordwestlich von demselben liegen die Berge Eitana und Loi-Leki.

Eingeborene, die ethnographische Gegenstände brachten, fanden sich in Lakluta trotz meiner wiederholten Aufforderungen nicht ein, und so setzte ich am 16. Juli meine Reise mit neuen Pferden und Trägern weiter fort.

Die letzten zwei Tage hatte es viel geregnet, und schien es bei diesem Monsun auf der Ostküste überhaupt mehr zu regnen als auf der Westküste, wie denn auch die Ostküste stärker bewaldet war als die Westküste. Wir folgten dem Flusse Mota-Luko etwa fünf englische Meilen in südöstlicher Richtung, dann bogen wir aber südlich und südwestlich ab und überschritten einige niedrige, bewaldete Berge.

Recht bezeichnend für die Timoresen ist ihre geringe Ortskenntniß. Kaum eine Stunde vom Dorfe entfernt, kannte keiner meiner 15 Träger den Weg, und wir irrten planlos herum, bis wir ganz zufällig den richtigen Pfad wieder trafen. Auf einem hohen Berge angelangt, hatten wir eine prächtige Aussicht über eine große Strecke der Ostküste Timors. Das Land ist bis 15 bis 20 engl. Meilen von der Küste flach und dicht bewaldet, dann wird es aber bergig. Von dem Gebirge herab strömen unzählige kleine Flüsse, die das Land bewässern. Allem Anschein nach mußte sich dasselbe zum Tabakbau gut eignen. Die herrschenden Baumarten sind Akazien, Tamarinden und Gummibäume, die Ufer der Bergströme sind aber meistentheils mit der auf Timor so häufig vorkommenden Kasuarnuß (einer Nadelholzart) bewachsen. Beim Absteigen vom Berge in südwestlicher Richtung stießen wir auf den Fluß Mota-Gamara. Hier betheuerten sämmtliche Träger den Weg nicht zu kennen, und ich mußte daher einige von ihnen nach den nahen Bergen senden, wo Häuser standen, um dort Führer zu erhalten. Wir überschritten dann mehrere Gebirgsketten und Ströme. Als es aber dunkelte, vermochten auch unsere neuen Führer den Weg nicht mehr zu finden, und es war ein Glück, daß wir zwei Eingeborenen begegneten, die nach Barique wollten, und denen wir uns anschließen konnten. Abends kamen wir dann in der Residenz des Königs von Barique an, an den ich ein Empfehlungsschreiben vom Gouverneur aus Dilly besaß.

Am 17. Juli begab ich mich mit meinem Dolmetscher zu ihm und wurde freundlich empfangen. Der König war etwa 50 Jahre alt, trug einen ziemlich starken Kinn- und Schnurrbart, und sah sehr europäisch aus, er schrieb und sprach auch portugiesisch. Sehr bald begriff er, was ich wünschte, und zugleich versprach er mir auch, mir behilflich zu sein. Es wurden von ihm sofort Boten an die zunächstwohnende Bevölkerung ausgeschickt, um sie herbeizurufen. Meine Reiseroute, die ich über Somoro, Ales, Bibisusu und Tarskai nach Dilly zu nehmen gedachte, änderte ich auf den dringenden Rath des Königs — da zwischen den zwei zuletzt genannten Königreichen Krieg ausgebrochen war —, und ich entschloß mich, fast denselben Weg zurückzugehen, den ich gekommen war.

Ueber den Glauben der Timoresen befragt, äußerte der König, daß er nur wenige Götzenbilder gesehen habe. Falls eine Familie solche besäße, würden sie an einem abgelegenen Orte im Gebirge verwahrt, und es würde ihnen nur bei besonderen Gelegenheiten geopfert — bei Krieg, Tod, Heirath ꝛc. Im Laklu-Lande trägt der Opfernde beim Opfern einen alten verrosteten Kries. Alles, was den Eingeborenen außergewöhnlich ist, wird heilig gehalten und erhält Opfer, und jede Familie besitzt ein solches Kleinod — einen eigenthümlich geformten Stein, einen außergewöhnlich großen oder alten Baum, ein altes in der Erde gefundenes Schwert, eine Lanze ꝛc., und ist für solche Dinge der Verkauf völlig ausgeschlossen.

Das Haus des Radja stand auf einem großen viereckigen Platze, und besaß ein überdecktes Portal, vor dem ein Eingeborener Schildwache stand. Der Fußboden bestand aus Lehm und war etwa zwei Fuß aufgefüllt. Im Inneren befanden sich vier Zimmer, von denen das große Eingangszimmer als Empfangszimmer diente. Die Wände bestanden

aus Bambusstreifen, welche korbähnlich geflochten waren. Die Thüröffnungen, welche nach den inneren Räumen führten, waren durch baumwollene Stoffe verhangen, die durch neugierige Weiber, welche einen Blick der Fremden erhaschen wollten, beständig in Bewegung gesetzt wurden.

In der Mitte des Dorfes stand ein großer Baum, auf dessen Gipfel eine lange dünne Stange befestigt war; an der Spitze dieser Stange befand sich ein faßreifenähnlicher Holzring, und in der Mitte der Stange hing eine aus schwarzem Palmenbast gemachte menschliche Figur — die Darstellung der an einem ergriffenen Pferdedieb vollzogenen Strafe, um andere vor ähnlicher Uebelthat zu warnen.

Zurückgekehrt vom Könige fand ich Hunderte von Eingeborenen meiner wartend, und ich konnte von ihnen sehr schöne Gegenstände erwerben. Wie zu erwarten, glichen die Sachen aber vollständig denjenigen von der Küste. Auf mein Befragen versicherte mir der König auch, daß er so weit er auch in alle möglichen Richtungen gekommen wäre, keine wesentliche Unterschiede wahrgenommen hätte.

Am 18. Juli vormittags brachen wir wieder auf, mit einem sogenannten Kapitän, welcher beritten war, als Führer. Wir folgten meist einem kleinen Flusse, der dem Hochgebirge entströmte, verließen denselben aber später, und gelangten auf ein Hochplateau, auf dem sechs bis acht unbewohnte Häuser standen. Mit uns zugleich kamen zahlreiche Eingeborene, die auf dem Wege nach Dilly waren, oben an. Durch das Reiten im hohen nassen Grase waren wir tüchtig durchnäßt, von den Trägern, die uns Proviant und trockene Kleider bringen sollten, war aber nichts zu sehen. Um uns an einem Feuer zu erwärmen, sammelte ich mit dem Dolmetscher Bambusstückchen und Holz, wobei ich beinahe von einem Skorpion in den Fuß gebissen worden wäre.

Am 19. Juli morgens, als es noch dunkel war, setzte ich dann, begleitet von dem Dolmetscher und dem Führer, die Reise weiter fort, während die Träger erklärten, nichts anfassen zu dürfen — wegen der Swangis — ehe die Sonne aufgegangen sei. Wir überschritten zwei Bergrücken, folgten dann einem Flusse und erreichten mittags den Weg, welchen wir bereits früher nach Lakluta benutzt hatten. Hier weigerte sich auch unser Führer weiter zu gehen, indem er vor Heißhunger umzufallen drohte. Da ich am Morgen einen fliegenden Hund und einen Loris geschossen hatte, konnte ich ihm Fleisch zu essen geben, das er halbroh verzehrte. Dann bestiegen wir den Berg Ranack. Ich sah auf dem Wege wiederholt aus getrockneten Palmblättern gefertigte Figuren, die an Querstangen befestigt waren und hielt dieselben anfangs für Verbotsstäbe (hier „Raux“ genannt), auf meine Frage, was sie zu bedeuten haben, erklärte mir aber mein Führer, es seien Zeichen vom Könige, durch die derselbe sein Volk zusammen riefe, da er unmöglich an jedes zerstreut liegende Haus einen Boten senden könnte. Nachdem wir nochmals die schöne Aussicht vom Berge Ranack genossen hatten, stiegen wir auf der Nordwestseite zum Thale hinab und langten noch vor dem Dunkelwerden wieder in dem von uns einige Tage früher besuchten Orte Tokiel an. Die Soldaten mit den Trägern kamen zwei Stunden später. Die ersteren berichteten, daß nach unserem Aufbruch sämmtliche Träger davon gelaufen waren; die Soldaten hatten darauf alle Pferde der Leute, welche gleichzeitig mit uns auf der Höhe angekommen waren, mit Beschlag belegt, bis aus den Gebirgshäusern neue Träger und Pferde herbeigeschafft worden waren. Es war dies das einzige mal, daß unsere afrikanischen Soldaten sich wirklich nützlich gezeigt hatten.

Am 20. Juli morgens waren die sämmtlichen neuen Träger und Pferde an Ort und Stelle, dank unserem alten liebenswürdigen Wirthe, und wir ritten nun auf unserem früheren Wege zurück. Am Flusse Mitwaki angelangt, gingen wir aber nicht aufwärts, sondern abwärts, wo er bei dem großen Dorfe Manitutu in einen See mündet. Wir stießen dabei auf einen breiten, in europäischer Weise gebauten Weg, neben dem ein Kanal hinlief, durch den das terrassenförmige und mit Reis bepflanzte Land bewässert wurde. Auf den zum Theil halb unter Wasser stehenden Reisfeldern sah ich viele graue und weiße Kraniche sowie eine mir unbekannte Schnepfenart. Auf einem nahen Hügel saß ferner ein für diese Gegenden sehr großer Adler, der unter den hier in Menge vorkommenden Turteltauben eine Mahlzeit halten wollte. Abends langten wir in Manitutu an und nahmen bei einem portugiesischen Händler Wohnung. Den ganzen Tag hatte ich sehr starkes Fieber gehabt, so daß ich mich kaum noch auf dem Pferde hatte halten können. Mein Wirth berichtete mir, daß er bei einer Reise im Gebirge zwei steinerne Götzenbilder gesehen habe, daß der Ort aber zu weit entfernt sei, um sie herbeischaffen zu können.

Manitutu ist wohl nach Dilly der größte Ort von Portugiesisch-Timor, die meisten Eingeborenen sind dem Namen nach Christen, haben aber doch noch ihre Oma-lui. Es giebt eine große steinerne Kirche, sowie auch eine Erziehungsanstalt für eingeborene Mädchen, jedoch waren die Schwestern noch nicht angelangt, und nur ein Priester war in Thätigkeit. Auch chinesische Händler waren da. Ein portugiesischer Beamter, welcher ein von Wällen und Kanonen umgebenes Haus bewohnt, befand sich gerade auf einer Reise im östlichen Timor. Die Straßen des Dorfes waren ziemlich regelmäßig, die Häuser jedoch klein und armselig. Der Hafen ist bei beiden Monsunen ungenügend und vier englische Meilen östlicher befindet sich ein tiefer Einschnitt, der viel besseren Schutz bieten würde. Ich wollte von hier aus per Boot nach Dilly reisen, konnte aber kein brauchbares Fahrzeug auftreiben. Wir ritten also, nachdem wir nach vielem Hin- und Herreden mit dem Radja wenigstens Leute und Pferde erhalten hatten, nach dem etwa drei Stunden entfernten Dorfe Laklu weiter. Hier traf ich meinen alten königlichen Bekannten wieder (den früheren portugiesischen Korporal); derselbe weilte seit einigen Tagen in seiner Residenz, empfing mich freundlich und sagte mir, daß meine von seinem Dorfe mitgenommenen Träger, die mich in den Bergen so schmählich verlassen hatten, exemplarisch bestraft worden seien. Diesmal wurde ich auch der Königin vorgestellt; es war eine ältere Dame, die wie die anderen wohlhabenden Timoresinnen gekleidet war. Da ich noch an Fieber litt, ließ ich mich auch gern überreden, die Nacht bei dem Könige zu bleiben, während die Soldaten und Träger vorausgingen.

Am 23. Juli vier Uhr morgens machte ich mich aber, begleitet von meinem Dolmetscher bei prächtigem Mondscheine wieder auf den Weg, und im scharfen Trabe ritten wir den Mitwaki-Fluß hinauf, dabei wieder auf Gruppen von Eingeborenen stoßend, die mit Vieh und Kaffee auf dem Wege nach Dilly waren; dieselben hatten große Feuer angemacht, um ihr Vieh vor Dieben zu schützen. Mit unseren vorzüglichen Pferden erklommen wir rasch den hohen Bergrücken, der Laklu von der Seeküste scheidet, und kurz nach Mittag langten wir in dem an der Küste gelegenen Dorfe Matinaro an; hier trafen wir auch unsere afrikanischen Soldaten, und wir setzten unseren Weg mit ihnen weiter fort. In der Nähe eines Mangrove-Waldes stießen wir auf eine Affenfamilie, welche vom nahen Gebirge kam, um von den Bäumen aus Fische zu fangen. Der Affenvater ging ohne Furcht langsam vor uns her, die Mutter folgte etwas ängstlicher, der kleine Sohn aber sprang wie toll hinter ihnen drein. Nach einem scharfen Ritte langten wir schon kurz nach vier Uhr in Dilly an, und eine Stunde später ebenso unsere Träger.

Die Mannschaft meiner früheren Prau, die ich aufsuchte, fand ich leider in einer traurigen Verfassung, da sie alle sehr stark am Fieber litten. Der Gouverneur empfing mich wieder sehr freundlich und hörte mit hohem Interesse meinen Reisebericht an.

Am 24. und 25. Juli, als ich mit dem Ordnen meiner Sachen beschäftigt war, hatte ich wieder starkes Fieber, obwohl ich jeden Abend eine Portion Chinin nahm. Der Gouverneur, ebenso wie sein Sekretär und sein Adjutant, nahmen dieses Mittel ebenfalls täglich und waren bis dahin vom schweren Fieber verschont geblieben.

Am 26. Juli besuchte ich mit den sämmtlichen höheren Offizieren eine Schießübung, welche die afrikanischen Soldaten abhielten. Auf eine Entfernung von 100 Metern traf keiner von ihnen die große Scheibe, und konnten sie nicht einmal das linke Auge schließen. Die Soldaten stammen aus der Gegend des Zambesi-Flusses. Der Befehlshaber beklagte sich, daß den Truppen keine Disciplin beizubringen sei, dagegen zeigten sich einige voriges Jahr zurückgesandte, einem anderen Stamme angehörige ostafrikanische Negertruppen als zuverlässige und tapfere Krieger. Auf dem Rückwege passirten wir die Stelle, wo ein Jahr vorher der Vorgänger des jetzigen Gouverneurs durch die Eingeborenen von Dilly ermordet worden war, nachdem schon längere Zeit eine Mißstimmung gegen ihn geherrscht hatte.

Nachdem ich am 28. Juli im stande gewesen war, meine Sachen zu verpacken, weckten mich tags darauf am frühen Morgen Kanonenschüsse — ein Zeichen, daß ein Dampfschiff in Sicht war. Ich begab mich alsbald nach der Stadt, und fand daselbst den Dampfer „Batavier", der direkt nach Makassar ging. Ich nahm auf ihm Plätze für mich, meine Mannschaften und Sammlungen. Am 1. August sieben Uhr morgens legte auch der Dampfer „Landsberg" in Dilly an, auf dem sich Dr. Bäßler, ein deutscher Reisender, befand, welcher schon früher eine Reise in den Molucken gemacht hatte, und welcher ein eifriger Sammler ethnographischer Gegenstände war. Nachmittags vier Uhr war alles zur Abreise bereit, und ich empfahl mich beim Gouverneur, dessen Gastfreundschaft ich während meines Aufenthaltes genossen und dem ich meine Erfolge auf Timor ganz wesentlich verdankte. Von den übrigen Herren an Bord gebracht, lichteten wir dann die Anker.

Am 2. August gegen Abend passirten wir die Insel Pulo-Komba, die sich kegelförmig bis zu einer Höhe von 1600 Fuß aus dem Meere erhebt und einen thätigen Vulkan trägt; der Krater befindet sich etwa 800 Fuß unterhalb der Spitze des Berges, und es stieg aus demselben eine mächtige Rauchwolke hervor. Die nördliche Seite der Insel ragt als eine jähe Wand aus dem Wasser empor.

Am 3. August kamen wir dann an der Ziegen-Insel vorüber, die ein niedriges Korallenriff ist und von See- und Landvögeln wimmelt. Ein unternehmender Australier hat vor einigen Jahren versucht, Guano von dort auszuführen, da die Insel in einer Zone liegt, wo viel Regen fällt, so war derselbe aber von schlechter Qualität.

Am 4. August warfen wir in dem schlecht geschützten Hafen von Bala-Nipa, auf Südost-Celebes Anker. Es mündet hier ein ziemlich tiefer Fluß, die Einfahrt in denselben ist aber durch Sandbänke erschwert, und Sümpfe machen die Gegend sehr ungesund. Ich stattete hier mit dem Kapitän der holländischen Niederlassung, sowie auch dem hier stationirten Residenten, dessen Familie sehr am Fieber litt, einen Besuch ab. Von einigen chinesischen Kaufleuten sollten wir eine Kaffeeladung mit nach Makassar nehmen. Fünf bis sechs Meilen von der Seeküste fangen nämlich die Hügel und Gebirge an, auf denen sich überall Kaffeeplantagen befinden. Als wir uns nach drei Uhr wieder an Bord begeben wollten und den Fluß hinunterruderten, sahen wir viele Eingeborene — Männer und Weiber — bis an den Leib im Wasser stehen, und mit kleinen Netzen Fische fangen; eine kleine Strecke weiter hin lag am Ufer ein großes, 12 bis 14 Fuß langes Krokodil. Als ich den Bootshaken ergriff, um ihn in seinen Rachen zu stoßen, lief es schnell ins Wasser und peitschte dasselbe mit seinem Schwanze zu Schaum. Es ist unbegreiflich, daß hier so wenig Unglück durch diese Thiere vorkommt, da die Eingeborenen beim Fischfange doch vielfach im Wasser stehen. Die Ufer an dem unteren Theile dieses Flusses sind mit einem dichten Wuchs von kleinen Wasserpalmen (Bala-Nipa) bedeckt; daher auch der Name des Ortes.

Zwei englische Meilen vom Ufer entfernt befinden sich im Golf von Boni verschiedene Inseln, welche von Fischern — hauptsächlich von den früher erwähnten Balinesen bevölkert sind. Es ist besonders morgens ein schöner Anblick, wenn die nach Hunderten zählenden Fischerboote von der Insel sich nach allen Richtungen hin zerstreuen. Auch lagen in Bala-Nipa viele Praueu und Schoner, die vermuthlich getrocknete Fische kaufen.

Am 6. August hatten wir volle Ladung und gingen nach Makassar unter Segel. Wieder bekam ich einen starken Fieberanfall.

Am 7. August in Makassar angelangt, ließ ich einen Arzt rufen, welcher leider keine Hoffnung auf völlige Genesung in diesem Klima gab, und mir rieth, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren. Da ich mich am 18. August noch nicht besser fühlte, entschloß ich mich also meine Sammelreise zu beenden und die Heimfahrt anzutreten.

Am 19. August bot sich auch schon eine Gelegenheit dazu, indem ein nach Singapore gehöriger Dampfer die Anker lichtete. Kaum auf See gekommen, fühlte ich mich wieder viel wohler, und am 20. August konnte ich in Ampinang, auf der Insel Lombok, ans Land gehen, den Marktplatz und verschiedene Häuser von Eingeborenen besuchen und eine kleine Sammlung von Geräthschaften, darunter hübsche, aus Holz geschnitzte buddhistische Götzenbilder, erwerben. Der Radja, dessen Bekanntschaft ich machte, glich mehr einem Hindu als einem Malayen; derselbe soll einen prächtigen Garten besitzen, worin sich ein schöner Buddhatempel befindet. Früher sollen die Bewohner dieser Insel dem Islam angehört haben, aber durch Kolonisten aus Bali sollen sie zum Buddhismus bekehrt worden sein. Das Volk — besonders die Frauen — war hier hübscher als in Timor, und die Typen glichen ebenfalls mehr den Hindu als den Malayen. Im Innern soll aber noch ein Stamm wohnen, welcher sich noch der Bogen und Pfeile bedient und heidnisch ist. Außer den chinesischen Großhändlern giebt es auch einige armenische und arabische Händler hier. Wir nahmen als Ladung rohe Baumwolle und Kaffee. Am selben Abend verließen wir dann den Hafen von Ampinang wieder und dampften nach der Stadt Baleling, auf der Insel Bali ab, wo wir am 22. August morgens anlangten. Auch hier begab ich mich ans Land und besuchte das Haus eines reichen Chinesen, von dem wir Ladung nahmen. Es war ein schön gebautes und reich ausgestattetes, palastartiges Gebäude. Neben demselben stand eine Art Musikpavillon, auf welchem viele Musiker Platz genommen hatten; die Instrumente bestanden aus den in Java so beliebten Gamelang (vielen verschiedene Töne gebenden, auf Holzgestellen befestigten Gongs). Auch wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Dies alles war ein Dankopfer, welches den Göttern gebracht wurde. In der Stadt hatte nämlich seit Monaten die Cholera gewüthet, und dieselbe wurde jetzt als erloschen betrachtet. Nachdem ich einige ethnographische Gegenstände

erworben hatte, suchte ich einen seit 16 Jahren auf Bali wohnenden gelehrten Holländer auf, der hierher gekommen war, um die Sprache der Balinesen zu studiren, und der derart an Land und Leuten Gefallen gefunden hat, daß er wohl nie wieder die Insel verlassen wird; er kleidete sich und lebte wie die Eingeborenen. Herr Van-der-Teck hat auf diese Weise umfangreiche Studien gemacht, die einst der Wissenschaft von hohem Werthe sein können. Auf meiner Wanderung durch die Stadt fiel mir auf, daß außerhalb fast eines jeden aus Lehm gebauten Hauses ein Bambusgerüst errichtet war, und auf meine Frage, wozu dieses diente, erklärte mir Herr Van-der-Teck, daß, obwohl die meisten Eingeborenen dem Namen nach Buddhisten seien, sie doch, wie alle Insulaner, auch noch an andere Geister glauben, welche aber nicht bildlich dargestellt werden. Als nun die Cholera ausbrach, wurde diesen Geistern auf solchen Gestellen geopfert. — Auch auf dieser Insel befindet sich im Innern ein Stamm, der noch heidnisch ist und eine andere Sprache spricht. — Die Stadt hat regelmäßige Straßen, steinerne Häuser und viele Bazare, in welchem Chinesen, Araber und Armenier ihre Waaren feil bieten. Auch wohnt hier ein holländischer Resident. Die Boote und Prauen gleichen denen auf dem östlichen Java und sind bedeutend besser als die makassarischen. Das Volk ähnelt dem von Lombok, und die Frauen gehen ebenso wie dort mit unbedecktem Oberkörper einher. Da auf dieser Insel viel Rinder- und Pferdezucht getrieben wird, nahmen wir eine große Zahl dieser Thiere an Bord. Die Rinder wurden auf barbarische Weise verladen, indem ihnen ein Tau um die Wurzel der Hörner gelegt wurde und sie so mit einer Dampfwinde emporgehoben und auf dem Deck nieder gelassen wurden. Von Bali richteten wir unseren Kurs auf Surabaya.

Am 23. August vormittags, als wir in die Nähe genannter Stadt gekommen waren, hatte ich Gelegenheit den javanischen Fischern bei ihrer Beschäftigung zuzusehen. Die Boote sind mit 15 bis 20 Personen, wovon die meisten rudern, bemannt und vom Maste hält ein Mann Ausguck. In diesem Gewässer lebt ein Fisch, der unserer Makrele sehr ähnlich ist, und der auch die Eigenschaft hat, daß er in Zügen an der Oberfläche schwimmt. Sobald die Fischer einen solchen Schwarm entdecken, versuchen sie denselben mit einem Netze, welches später unten zusammengezogen werden kann, zu umzingeln, und um die Fische ins Netz zu treiben, springen mehrere mit Bambusstäben versehene Leute ins Wasser.

Am 23. August 1 Uhr mittags warfen wir im Hafen von Surabaya Anker. Auch hier wüthete — besonders unter den Eingeborenen — die Cholera, und selbst die Mannschaft zweier Schiffe im Hafen war von der Krankheit befallen. Von Bekannten erfuhr ich hier auch, daß vor einigen Tagen ein Aufstand unter dem Volke, vom mohammedanischen Priester (Immam) geplant worden war. Die Europäer waren aber rechtzeitig gewarnt worden, und hatten Maßregeln dagegen getroffen, so daß der Aufstand nicht zum Ausbruch kam. Zwei Nächte lang hatte kein Europäer geschlafen, und die Häuser waren verschlossen und alle Waffen zurecht gelegt.

Am 25. August verließen wir Surabaya, am 28. August spät abends langten wir in Singapore an, und am 30. August schiffte ich mich auf dem der deutschen Dampfschiffsrhederei in Hamburg gehörigen Dampfer „Polyhymnia" nach Europa ein. Ein starker Fieberanfall, den ich am folgenden Tage hatte, ging am 6. September in eine starke Nierenblutung über. Die stärkende Seeluft während der Fahrt auf dem Mittelmeere und auf dem Atlantischen Ozean kräftigte mich aber bald wieder so, daß ich am 11. September fast vollständig genesen in Hamburg ankam. Mein Reisegefährte, von dem ich später Briefe erhielt, befindet sich gegenwärtig noch auf den Molucken, wo er seine Sammelarbeit noch weiter fortsetzt.

Kürzere Mittheilungen.

Die Gletscher Alaskas.

In der Aprilsitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft erstattete Harold W. Topham einen Bericht über seine Beobachtungen an den Gletschern Alaskas und des Eliasberges. Unter den zahlreichen Eismassen, welche in die sogenannte Gletscherbai hinuntersteigen, ist nur der Muir-Gletscher genauer erforscht worden. Derselbe ist 30 engl. Meilen lang und an seiner Mündung in den See eine Meile breit, seine Masse ist aber in raschem Zusammenschwinden begriffen. 1886 betrug die Höhe der Eiswand an seinem Ende 319 Fuß, 1888 aber nur noch 266 Fuß. Die Berge, welche sich in der Gegend des Croß-Sund und der Jakatat-Bai erheben, erreichen eine Höhe von gegen 16 000 Fuß, und dieselben erscheinen um so imposanter, als sie unmittelbar aus der See aufsteigen, und als ihre absolute Höhe zugleich auch ihre relative Höhe ist, sobald man sie von Westen her mißt. Eigenthümlich ist es, daß den Gletschern, die ungemein steil zum Meeresspiegel hinabstürzen — an vielen Stellen in Gletscherkaskaden aufgelöst — die Moränen zum Theil vollkommen fehlen. An der Jakatat-Bai lagert sich den Bergriesen aber eine 30 bis 60 engl. Meilen breite Ebene vor, die gänzlich von Eis bedeckt ist und hier ist das Gefäll der Gletscher gering, und ebenso auch die Bewegung des Eises. Die Endmoräne ist hier mehrere Meilen breit und mit Erlen-, Weiden- und Tannengebüsch bewachsen. 50 Meilen landeinwärts befand sich der Reisende in der Jakatat-Ebene nur 650 Fuß über dem Meeresspiegel. Der grauweiße Jahtsetah-Fluß bricht sieben Meilen von seiner Mündung, in einer Breite von 50 Fuß, aus einer 500 Fuß hohen Eiswand hervor und besitzt einen ungeheuren Sedimentreichthum; sein westliches Ufer besteht ganz aus Eis. Die Oberfläche des Malaspina-Gletschers ist mit Stücken von Schiefer, Granit, Schwefelkies 2c. übersäet. — Am Eliasberge gelangte Herr Topham von Südwesten her zunächst bis zu dem Rande des eisgefüllten Kraters — 7600 Fuß über dem Meeresspiegel —, und dann weiter aufwärts bis 11 461 Fuß, über welch letzteren Punkt sich der höchste Gipfel nach der angestellten Schätzung immer noch 7000 bis 8000 Fuß höher erhob. Auch an den Kraterwänden lösten sich die Gletscher vielfach in Eiskaskaden auf, und mit den darüberliegenden Schneefeldern standen sie zum Theil außer Zusammenhang. — Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der alaskischen Gletscher besteht darin, daß die Moränen auf denselben in inselartigen Abschnitten auftreten. Auf dem Tyndall-Gletscher kann man weite Strecken über das weiße Eis dahin schreiten, ohne durch etwas anderes als durch ein paar zerstreute Steine an das

Vorhandensein einer Moräne erinnert zu werden. Dann kommt man aber plötzlich an einen großen isolirten Schutthaufen, der von nirgendwo herzustammen scheint, und dem man an dem betreffenden Orte auf den ersten Blick kaum eine Existenzberechtigung zuzuerkennen vermag. — Auch in der Gegend des Elias-Kraters glaubte Herr Topham die Anzeichen einer stark fortschreitenden Abschmelzung der Eismassen wahrzunehmen. — Die größte Höhe, in der am Eliasberge noch andere als Flechten-Vegetation gefunden wurde, betrug 4500 Fuß (Vergl. „Nature", Vol. 39, p. 568 f.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der am 20. April abgehaltenen Sitzung der königl. Niederl. Geogr. Gesellschaft zu Amsterdam wurden hinsichtlich der in Niederländisch-Indien unternommenen Forschungsreisen folgende Mittheilungen gemacht: Die Arbeiten auf den Key-Inseln waren bis zum März in vollem Gange. Durch Herrn Ad. Langen wurde die Expedition mit einem Kredit im Betrage von 4000 fl unterstützt. Herr Wertheim beabsichtigte im März nach Europa zurückzukehren, da die Untersuchung von Klein-Key und die der meisten kleineren Inseln bewerkstelligt, die von Groß-Key aber voraussichtlich bis zum März beendet war. Herr Planten beabsichtigte die Aufnahme fortzusetzen und hoffte dieselbe mit den verfügbaren Mitteln zu Ende führen zu können. Auf Flores stieß die geologische Untersuchung anfänglich auf einige Schwierigkeiten von Seiten der eingeborenen Häuptlinge, doch bildet dies kein wesentliches Hinderniß für die wissenschaftliche Expedition. Die topographische Aufnahme ist dem Ingenieur Van den Broek aufgetragen. Professor Dr. Max Weber, der die zoologische Untersuchung der Insel ganz auf eigene Rechnung vornimmt, hat keinen bestimmten Auftrag empfangen, und augenblicklich kann noch nichts näheres über seine Arbeiten mitgetheilt werden (Vergl. S. 286).

— Hauptmann Grombtschewski gedenkt sich Mitte Mai wieder nach Khokand zu begeben, um seine Forschungen und Aufnahmen in den Grenzdistrikten Indiens weiter fortzusetzen (Vergl. S. 175.)

— Auf Ceylon treibt eine eigenthümliche Rasse ihr Wesen, die mit unseren Zigeunern eine große Aehnlichkeit besitzt. Von den Singhalesen werden sie Telugus genannt, und bei ihrer Beschäftigung als Gaukler und Aussteller zahmer Schlangen und Affen sind sie fast überall auf der Insel anzutreffen. Aeußerlich sind sie nicht von den gewöhnlichen tamilischen Kulis Süd-Indiens zu unterscheiden, und bei einem neueren Census sind sie offenbar auch als Tamilen eingetragen worden. Sie nennen sich aber nachdrücklich Telugus, obwohl sie nicht Telugu sprechen, sondern Singhalesisch und Tamilisch, allerdings mit fremdem Accent. Mit der Klasse der wandernden „Moors" von Ceylon (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 94) sind sie auch keineswegs zu verwechseln. — Die beiden Klassen der Schlangenzähmer und Affentänzer werden von ihnen streng unterschieden, gehören verschiedenen Kasten an und betrachten ihre Beschäftigung wechselseitig als entehrend; erstere ist bei weitem die zahlreichste. Die Frauen der Affentänzer üben auch Wahrsagen. Die Religion der Telugus scheint immer von derjenigen Gegend, wo sie vorgefunden werden, bestimmt zu sein; zum Theil sind sie Buddhisten, zum Theil Siviten. Sie besitzen fast gar keine Bildung und wollen auch nicht, daß ihre Kinder besser erzogen werden. Sie sind niemals ansässig, sondern treiben sich auf der Insel herum, ihre Hütten auf den Rücken ihrer Esel mit sich führend. Alle Arbeit ist ihnen verhaßt, aber ernstlichere Verbrechen scheinen sie nicht zu begehen. Dem Stehlen sind sie ebenfalls nicht in dem Maße ergeben wie die europäischen Zigeuner, wenn sie auch dazu reichliche Gelegenheit haben, höchstens findet man zuweilen die Ernte etwas vermindert, wenn sie eine bestimmte Gegend verlassen. Was ihre Ansprüche auf Telugu-Herkunft anbetrifft, so ist die Thatsache von Interesse, daß auch die vagirenden Kasten des Dekhan — Schlangenzähmer &c. — sich als Telugus bezeichnen. F.

— Der im „Globus" (Bd. LII, 107 und 119) über Amok und Mataglap gemachten Mittheilung lassen wir noch eine dem 3. Theile von Dr. C. L. van den Burg, de geneesheer in Nederl. Indie entnommene Ergänzung folgen: Mataglap ist nicht als besondere Krankheitsform aufzufassen, und man wird, wenn durch den Richter eine sachverständige Beurtheilung eines solchen Falles gefordert wird, genau zu untersuchen haben, ob wirklich Grund besteht eine, wenn auch noch so kurze, Geisteszerrüttung bei dem Angeklagten anzunehmen; es läßt sich verstehen, daß der Zustand sich leicht zur Simulation eignet. Man kann doch nicht, wenn ein Eingeborener einen Mord begangen hat und dann einfach erklärt, er habe nicht gewußt was er that, weil es ihm dunkel vor den Augen geworden sei und er den Erschlagenen für ein Schwein angesehen habe, solche Erklärung gleich für wahr halten. Die Beurtheilung &c. gehört zum Gebiet der Lehre von den Nervenkrankheiten und ist in diesem Falle für Indien dieselbe wie für Europa. Auch bei Beurtheilung von Fällen, in denen Mataglap (bei Amok) als Ursache angegeben wird, wird man manchmal den im vorigen Kapitel erwähnten Zuständen von Hypnotismus oder Suggestion Rechnung zu tragen haben, wozu jedoch ein besonderes Studium jedes einzelnen Falles nöthig ist. E. M.

Nordamerika.

— In den Shawangunk-Mountains, im Staate New-York, hat sich in neuerer Zeit das europäische Wildschwein eingebürgert. Ursprünglich von einem Herrn Otto Plock aus dem Schwarzwalde in seiner im fraglichen Distrikte belegenen Besitzung eingeführt, damit sie die daselbst vorhandenen Schlangen und anderes Gewürm vertilgen sollten, haben sich die neun übergeführten Eber und Sauen rasch vermehrt, sie sind aus der Besitzung ausgebrochen, und sie bilden nunmehr in den Gebirgswäldern ein Hauptwildpret (Vergl. „Science", XIII, p. 237).

— In der nordamerikanischen Union hat die Freigebung Oklahomas für die Kolonisation eine förmliche Völkerwanderung hervorgerufen, und nicht weniger als 50 000 Menschen haben sich von Arkansas-City, Caldwell, Wichita und anderen Orten der Staaten Kansas, Arkansas und Texas über die Gegend ergossen, um das daselbst gelegene anbaufähige Land zu ergreifen, neue Städte zu grün-

den ꝛc. Um die durch den „Oklahoma-Boom“ verursachte Bewegung in gesetzlichen Schranken zu halten, hat die Regierung beträchtliche militärische Kräfte aufgeboten. Nichtsdestoweniger hat das Ungestüm, mit der die Einwanderung erfolgte, für viele Kolonisten eine kritische Lage herbeigeführt, und der Einströmung ist eine fluchtartige Rückströmung auf dem Fuße gefolgt. Die Hilfsquellen Oklahomas sind ja nur beschränkte, und der bei weitem größte Theil des Landes ist zum Ackerbau durchaus nicht geeignet.

Australien und Polynesien.

— Professor Robert Wallace, von der Edinburgher Universität, steht im Begriffe eine Reise nach Australien zu unternehmen, um die landwirthschaftlichen Hilfsquellen der dortigen Kolonien einer genaueren Prüfung zu unterwerfen.

— Der in den letzten Jahren so schwer von Elementarereignissen heimgesuchte Fidschi-Archipel ist vor kurzem noch von großen, durch ungewöhnlich heftige Regengüsse verursachten Ueberschwemmungen verheert worden. Im Rewa-Flusse stieg das Wasser 34 Fuß höher als gewöhnlich, und die in dem Rewa-Gebiete gelegenen Zuckerrohrpflanzungen und Zuckerwerke wurden schwer beschädigt. Die Noth der Einwohner droht sich dadurch noch weiter zu steigern (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 17 ff. u. 33 ff.).

Allgemeines.

— Nach Dr. R. Regel haben sich in der Flora Rußlands durch den direkten und indirekten Einfluß des Menschen in den letzten Jahrzehnten mannigfaltige interessante Veränderungen vollzogen. Das erst neuerdings eingeführte Erigeron canadense ist bis zum Altai vorgedrungen, und Matricaria discoidea, das vor dreißig Jahren aus Amerika herüber gebracht wurde, hat sich über den ganzen Distrikt von St. Petersburg verbreitet. Sambucus racemosa wuchert in den Marschen von Schlüsselburg, und Bellis perennis, Impatiens parviflora, Aster praecox etc. haben einen Bestandtheil der wildwachsenden Petersburger Flora bilden lernen. Von Elodea canadensis, Corydalis bracteata, Scilla cernua etc. läßt sich die weiter und weiter fortschreitende Ausbreitung im letztvergangenen Jahrzehnt verfolgen. Hinsichtlich der Farbe der Blüthen ist es bemerkenswerth, daß solche Blüthen, die anderwärts bunt oder blau sind, in dem Petersburger Distrikte sehr entschieden dazu neigen, weiß zu werden, worin Dr. Regel eine durch ungünstige klimatische Verhältnisse hervorgerufene pathologische Erscheinung erblickt. Das färbende Pigment verschwindet nicht dabei, aber es erscheinen zahlreichere Intercellularräume, die mit Luft gefüllt sind, und dadurch wird das Licht vollständiger reflektirt. Pflanzen, die in dieser Hinsicht namhaft zu machen sind, sind Polygala vulgaris, Lychnis viscaria und L. flos cuculi, Calluna vulgaris, Brunella vulgaris, Orchis maculata, Campanula patala etc. (Vergl. „Nature“, 39, 592.)

— Die bisher nur auf peruanische Funde gegründete Annahme Professor Wittmack's, daß unsere Bohne (Phaseolus vulgaris) aus der Neuen Welt zu uns gelangt sei, hat eine weitere Bestätigung durch die Funde der Hemenway-Expedition in Arizona erhalten. Unter anderen Samen, welche das alte arizonische Kulturvolk anbaute, befand sich nämlich auch der in Frage stehende. Die „Bohne“ des altweltlichen Alterthums war also wohl Dolichos chinensis.

— Nach den Angaben des englischen Kolonialamtes bezifferte sich der Handel Englands mit seinen Kolonien im Jahre 1887 auf reichlich 100 Millionen Pfd. Sterl. Die Bevölkerung der Kolonien nahm in den Jahren 1881 bis 1887 um 25 Proz. (4 Millionen) zu. Die Schulden der Kolonien beliefen sich insgesammt auf 239 Mill. Pfd. Sterl., von welcher Summe auf Kanada 47, auf Neusüdwales 40, auf Neuseeland 35, auf Victoria 34, auf Queensland 23, auf Kapland 21 und auf Südaustralien 19 Millionen entfielen. In der Hauptsache erklärt sich diese große Schuldenlast durch den Eisenbahnbau, für den bis zu dem genannten Jahre rund 260 Mill. Pfd. Sterl. verausgabt wurden. — Indien ist bei diesen Aufstellungen wie üblich nicht mit gerechnet.

Bücherschau.

— Wlislocki, Dr. H. von, Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen. — (Virchow-Holtzendorff. Vorträge. N. F., III, Heft 63.) — Es war hohe Zeit, die Sitten und Gebräuche der Deutschen in Siebenbürgen zu sammeln, denn auch dort bricht die neue Zeit herein und fegt sie unbarmherzig hinweg. Bis in das letzte Jahrzehnt herein haben die Sachsen von den Bewegungen der Neuzeit fast unberührt hinter ihrem Bergwall gesessen, ihren Acker nach der alten Dreifelderwirthschaft gebaut und zäh an den alten Bräuchen festgehalten; die Eisenbahnen haben aber auch ihnen den Konkurrenzkampf gebracht, und gegenwärtig sind sie scharf daran, das nachzuholen, was sie versäumt und in wenigen Jahren die ganze Umwandlung durchzumachen, welche in Deutschland sich fast schon durch ein Jahrhundert hindurch vollzogen hat. Wlislocki's Zusammenstellung ist auch für uns im Reich hochinteressant, denn sie lehrt uns manchen alten Brauch kennen, der in Deutschland schon abgekommen ist, ehe man an Sammeln und Verwerthen solcher Sachen dachte.

Schär, Prof. Ed., Die Arznei- und Genußmittel in ihrer kommerziellen und ethnographischen Bedeutung. (Oeffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz, Bd. IX, Heft 12.) — Der Autor plädirt sehr energisch für die Aufnahme von Arznei- und Genußmitteln in die ethnographischen Museen und weist eingehend nach, welche ungeheure Rolle diese Stoffe im Welthandel seit den Zeiten der Sabäer und Phönizier gespielt haben, und wie vielfach Gang und Entwickelung des Handels durch sie bedingt wurde. Der kurze Vortrag ist reich an interessanten Gesichtspunkten und Anregungen.

— Hermann Rieck, Praktische Anleitung zur Kultivation subtropischer Gebiete. München und Leipzig 1887. R. Oldenbourg. — Ein kleines lesenswerthes Büchelchen, das sich zwar ausschließlich auf australische Erfahrungen bezieht, dessen Rathschläge sich aber zu einem guten Theile auch auf andere Kolonien anwenden lassen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Indem wir den wilden Grenzstrom überschreiten, der Mexiko von der Union trennt, und indem wir, das hastige Treiben des Yankee-Städtchens El Paso hinter uns lassend, in dem stillen Paso del Norte die ersten Bilder echt mexikanischen Lebens an uns vorüberziehen lassen — knieende Frauen und Männer in einer halbverfallenen Kathedrale, Schaaren von Bettlern vor der Kirchthür ebenso wie in den Straßen, einzelne mittelalterliche Reitergestalten mit silberbetreßten Sombreros auf dem Kopfe und großen Revolvern im Gurte —, müssen wir unwillkürlich über den tiefgreifenden Unterschied nachdenken, der zwischen den beiden großen nordamerikanischen Freistaaten besteht. Die bundesstaatliche, freiheitliche Verfassung, die Mexiko im Jahre 1824 angenommen hat, ist ja im Grunde genommen nichts als eine Kopie der Unions-Verfassung, wie abweichend hat sich aber trotzdem das gesammte politische, wirthschaftliche und kulturelle Leben südlich und nördlich von dem Rio Grande gestaltet! Hier eine ruhig arbeitende Staatsmaschine, deren Gang nur ein einziges mal — durch den großen Bürgerkrieg der sechsziger Jahre — ernstlich gestört gewesen ist, dort bis in die neueste Zeit beständig wiederkehrende Revolutionen und ein ewiges Fallen aus dem einen anarchischen Zustande in den anderen; hier eine rüstige, fieberhafte Unternehmungs- und Schaffenslust und ein sich ins Ungemessene steigernder Volksreichthum, und dort eine allgemeine Indolenz, ein schwerfälliges Einherschreiten in ausgetretenen Bahnen, ein Versiechen der wichtigsten Hilfsquellen und eine bedenklich um sich greifende Verarmung und Verschuldung; hier eine hochentwickelte Volksbildung, und Tempel der Kunst und Wissenschaft, die Miene machen, ihre Vorbilder in den Kulturstaaten der Alten Welt in den Schatten zu stellen, und dort Unwissenheit, Bigotterie, Aberglaube, höhere Kulturblüthen aber nur insofern, als dieselben von einer entschwundenen, besseren Zeit hervorgebracht worden sind. Seit einiger Zeit sind ja Anzeichen da, als sei in Mexiko in allen diesen Beziehungen eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten, aber noch immer will die Befürchtung nicht völlig schwinden, daß diese Anzeichen doch am Ende wieder trügen können. Und daß Mexiko jemals den Aufschwung nehmen werde, den die Union genommen hat, kann niemand ernstlich glauben.

Fragt man sich nach den Gründen, warum dies so ist, und warum die gesammten Kulturverhältnisse in Mexiko eine so ganz andere Physiognomie tragen als in der Union, so wird man immer in erster Linie an die verschiedene Besiedelungsgeschichte der beiden Länder denken. Es waren in der That zwei sehr verschieden geartete Volksindividualitäten, die diesseits und jenseits des Rio Grande die Kolonisation und Kultivation des nordamerikanischen Welttheils an die Hand nahmen, und auch die Sendlinge, deren sie

sich dabei bedienten, waren in den beiden Fällen andere. Nördlich von dem wilden Grenzstrome — der allerdings von vornherein keineswegs als Grenzstrom respektirt wurde — war es das Angelsachsenthum, das dem Lande und der Kultur seinen Stempel aufprägte, und südlich davon war es das Hispanierthum, und die eine Nation entsandte in der Hauptsache an harte Arbeit gewöhnte Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Puritaner und Quäker in die Neue Welt, die andere aber arbeitsscheue Edelleute und Soldaten, Abenteurer, Schatzgräber, Mönche und Priester. Der verschiedene Sauerteig mußte aber natürlich ein verschiedenes Brot geben.

Dazu kommt dann noch, daß die Amerikaner von der Union sich durch die Ausrottung der Indianer eine ziemlich vollkommene tabula rasa für ihre Kulturbestrebungen schufen, während die Spanier sich in Mexiko mehr oder minder vollkommen mit den Eingeborenen zu amalgamiren und zu einem Mischvolke zu gestalten hatten, in dem das Indianerelement mindestens 90 Prozent ausmacht. In der Union mengte sich dem Angelsachsenthum allmählich in sehr bemerkenswerther Weise das Deutschthum bei, das war aber ein dem Angelsachsenthum nahe verwandtes Element, und außerdem ließ sich dasselbe auch bekanntlich, ohne viel Widerstand zu leisten, angelsächsisch umprägen. Ein Element, das sich in der Union von dem allgemeinen Strome nicht ganz leicht mit fortreißen läßt, und das der rasch fortschreitenden wirthschaftlichen und kulturellen Entwickelung des staatlichen Gemeinwesens große Schwierigkeiten bereitet, ist nur das

Der Rio Grande del Norte bei Painted Cave (in Texas).

Negerelement, dasselbe kommt aber nur für die Südstaaten in Betracht, und da die dem leitenden Norden innewohnende Energie eine ganz außerordentliche ist, so übt es auf den allgemeinen Gang der Dinge nur einen beschränkten Einfluß aus.

Alle Ueberlegenheit der amerikanischen Kultur [1]) auf Rechnung der Angelsachsen zu setzen, und alle Schwächen und Mißstände der mexikanischen Kultur auf Rechnung der Spanier und Mexikaner, hieße aber doch wohl oberflächlich verfahren. Die Besiedelungsgeschichte erklärt nicht alles in der Verschiedenheit der beiden Kulturen, sondern es müssen auch die verschiedenen geographischen Verhältnisse der beiden Länder in Rücksicht gezogen werden. Zwei ungleicher gestaltete und begabte staatliche Territorien als die Union und Mexiko lassen sich in der That kaum in unmittelbarer Nachbarschaft neben einander denken.

In der Union sind die von Hochgebirgen umrahmten und durchzogenen Tafelländer des Westens, die auf den weitaus größten Strecken absolut steril und wüstenhaft sind, das Accidens an dem Staatsgebiete, die Hügelländer und Ebenen des Ostens mit ihrer gewaltigen und vielseitigen natürlichen Produktionskraft aber die Hauptsache; in Mexiko verhält sich dies genau umgekehrt, und mindestens neun Zehntel des Gebietes fallen dem Gebirgs- und Tafellande zu, nur ein Zehntel aber dem Tieflande. Außerdem ist die Union in ihrem Osten wie in ihrem Westen reich an geräumigen und sicheren Hafenbuchten und an bequemen Zugängen von der Seeseite her; bei Mexiko dagegen fehlen

[1]) Wir nehmen den Ausdruck „Amerika“ hier in der üblichen Weise als synonym mit dem Ausdruck „Union“.

dieselben namentlich an der atlantischen Küste — die durch das nordamerikanische und europäische Gegengestade dazu bestimmt erscheint, die Hauptverkehrsküste zu bilden — beinahe vollkommen, und Veracruz, Tuxpan, Tampico, Matamoros ꝛc. stehen als Seehäfen selbst hinter den Seehäfen der südlichen Unionsstaaten, die doch auch fast alle mancherlei zu wünschen übrig lassen, noch sehr wesentlich zurück. Ferner ist die Union in ihrer Osthälfte von einem Netze natürlicher Wasserstraßen durchzogen, wie es vollkommener kein anderes Land auf Erden besitzt; in Mexiko taugen die Ströme, die von dem Plateau herabstürzen, bis auf geringfügige Ausnahmen weder zur Zeit ihrer Wasserfülle noch zur Zeit ihrer Wasserarmuth zu Zwecken der Binnenschiffahrt. Die Wasserkräfte aber, die in dem Osten der Union — besonders in Neuengland — zu Industriebetrieben jeder Art in so imposanter Menge zur Verfügung stehen, sind in Mexiko während der Regenzeit viel zu ungestüm und wild, in der Trockenzeit dagegen viel zu schwach und unbedeutend, als daß sie sich irgendwie benutzen ließen. Man muß froh sein, wenn die Bäche und Ströme in der einen Jahreszeit nicht das kulturfähige Land verwüsten oder mit sich fortreißen, und wenn sie in der anderen Jahreszeit wenigstens so viel Wasser behalten, daß sie zur Berieselung eng umgrenzter Garten- und Ackerstrecken dienen können.

Was die Schätze des Erdinnern betrifft, so ist der Reichthum Mexikos an Edelmetallen bekannt genug, und man braucht nur die Tressen und Knöpfe an den Sätteln und Sombreros sowie an den Jacken und Hosen der Hacendados anzuschauen, um daran erinnert zu werden, daß sich die Silberförderung des Landes seit Ferdinand Cortez auf viele Milliarden Mark belaufen hat. Die Edelmetalle sind aber als kulturförderndes Moment immer nur in sehr beschränktem Maße und vorübergehend wirksam, und außerdem hat die Union in ihrem Westen während des Verlaufes der letzten Jahrzehnte einen Reichthum entfaltet, der kaum geringer ist als der mexikanische und der diesem letzteren allmählich eine sehr empfindliche Konkurrenz bereitet hat. Palaeozoische Kohlenlager, die sich allerwärts als viel kräftigere Hebel des Kultur- und Wirthschaftslebens bewährt haben, und bezüglich deren die Union das bestausgestattete Land der Erde genannt werden muß, sind dagegen bisher in Mexiko nirgends aufgeschlossen worden, und bei der vorherrschenden Zusammensetzung seiner Gebirge und Ebenen aus jungvulkanischem, praecarbonischem, kretaceischem und tertiärem Gestein, ist es auch nicht sehr wahrscheinlich, daß dereinst noch ausgedehntere Kohlenreviere entdeckt werden.

Der Rio Grande von Painted Cave aus.

Daß das Klima der mexikanischen „tierra caliente“ in einem noch höheren Grade erschlaffend auf die menschlichen Nerven und auf die menschliche Thatkraft einwirken muß, als das Klima der nordamerikanischen Südstaaten, ist selbstverständlich. Dadurch wird aber der Kulturwerth der Küstenniederung, der schon durch die Beschaffenheit der Häfen ein geringer ist, noch weiter herabgedrückt. Des Gelben Fiebers, daß die Küstenplätze Mexikos allsommerlich heimsucht, während es in den südlichen Unionsstaaten nur ab und zu auftritt, bedürfte es kaum, um das Bild dieser Gegend

in einem wenig vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Was ist denn ein Land voll Palmen und Bananen ohne rüstige schaffens- und unternehmungslustige Bewohner! Zu einem solchen „Paradiese“ läßt aber übrigens auch der vom Passatwinde landeinwärts getriebene Dünensand die östliche Küstenniederung nur ausnahmsweise werden.

Eine weitere kulturgeographische Schwäche Mexikos liegt darin, daß der Bau des Terrains es ungemein schwierig machte, die auf der „tierra fria“ gelegenen Kulturheerde — und insbesondere die Hauptstadt — mit der Peripherie des Landes in Verbindung zu setzen. Auch dadurch war das Land wenig geeignet, im Wettbewerbe um die höchsten Errungenschaften der Civilisation als ein ebenbürtiger Rival der Union aufzutreten. Man denke da nur an die gewaltige Steigung, die die Straße und Eisenbahn von Veracruz nach Orizaba und nach dem Plateau von Anahuac zu überwinden hatte, oder an das vielfache Auf und Ab der Straße von der Hauptstadt nach Acapulco. Bei dem Baue der mexikanischen Centralbahn, die in der Längsachse des Landes von Paso del Norte nach der Stadt Mexiko führt, war zwar nicht eine einzige Tunnelanlage nöthig, wohl aber das Ueberschreiten zahlreicher wilder Ströme und das Durchmessen endloser Wüstenräume. Es ist leicht ersichtlich, daß nicht blos der Handel und Verkehr Mexikos, sondern auch die Konsolidirung seiner staatlichen Gewalt und seiner staatlichen Ordnung durch solche Verkehrsschwierigkeiten sehr hintenan gehalten werden mußten. Auch in dieser Hinsicht lagen die Dinge in der großen Schwesterrepublik nördlich vom Rio Grande del Norte ungleich günstiger. Selbst im Felsengebirge ließen sich dort die großen Transversalbahnen mit viel geringeren Anstrengungen herstellen und ausgestalten.

Fällt der kulturgeographische Vergleich zwischen der Union und Mexiko in allen den berührten Beziehungen entschieden zu Ungunsten des letzteren Landes aus, und kann die kulturelle und wirthschaftliche Inferiorität des mexikanischen Gemeinwesens gegenüber dem „amerikanischen“ dadurch gewissermaßen als entschuldbar gelten, so muß es um so mehr auffallen, daß Mexiko in den Zeiten vor Columbus und Cortez einer relativ hohen Kultur als Heimstätte gedient, und dieselbe sozusagen aus seinem Boden heraus erzeugt hat, während das Unionsgebiet vor der europäischen Invasion nichts war als der Tummelplatz wilder Jägerhorden. Geht daraus nicht unwiderleglich hervor, daß Mexiko auch mancherlei Gaben von der Natur empfangen haben muß, die man als gute anzuerkennen hat! Die sorgfältig angelegten Bewässerungskanäle (acequias) bei Paso del Norte und die im herrlichsten Blüthenschmuck prangenden Obst- und Weingärten daneben sagen uns vor allen Dingen, daß es in Mexiko außer Bettlern und Priestern auch fleißige Leute giebt, und unsere weiteren Beobachtungen auf dem Plateaulande bestärken uns in der Ansicht, daß rüstige Arbeit daselbst unter Umständen ganz vorzüglich gedeiht. Damit ist aber eine Hauptbedingung der Kulturentwickelung gegeben. Außerdem giebt es neben den unwirthlichen Gebirgen und Wüsten auch ausgedehnte Strecken in dem Lande, die unter dem Einflusse künstlicher oder natürlicher Bewässerung wahre Gärten von Fruchtbarkeit genannt werden müssen, und auf denen nicht weniger als Alles gedeiht: Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Tabak, Wein, Kaffee, Baumwolle 2c. Endlich scheint uns für die autochthone mexikanische Kulturentwickelung auch die innere Gliederung des Landes durch Bergzüge von hohem Belang. Dieselbe ist eine viel reichere und energischere als in der Union, und es konnten durch sie zahlreiche Kulturheerde von einer gewissen Selbständigkeit und Individualität entstehen, die mit einander in Wechselwirkung traten — ähnlich, wenn auch nicht in demselben hohen Grade, wie in Europa. Auf den weiten Flächen der Union haben die Luftströmungen eine sehr ungehinderte Bewegung, und ebenso auch die Kulturströmungen, die sich über sie ergossen und die sich auf ihnen so imposant gestalteten. Die Entwickelung einer Kultur ab ovo und ebenso auch die Entwickelung jedes einzelnen Kulturphänomens ab ovo bedarf aber vor allen Dingen eine gewisse Ungestörtheit und Ruhe — fast wie die Bildung eines Krystalles —, und Räume, die solche Ruhe und Ungestörtheit gewähren, fanden sich auf dem mexikanischen Tafellande besser als in der Union.

Natürlich darf man hierbei nicht vergessen, daß die Kultur der alten Azteken eine mittelalterliche war, und daß ein Territorium, welches das Gedeihen oder die selbständige Entwickelung einer mittelalterlichen Kultur begünstigt, nicht zugleich auch das Gedeihen einer modernen Kultur zu begünstigen braucht. Die hispanische Kultur, welche durch die Conquistadoren nach Mexiko verpflanzt wurde, war ebenfalls eine mittelalterliche, und sie trieb vielleicht gerade deshalb auf dem mexikanischen Boden so rasche und hohe Blüthen. Bis vor wenigen Jahren sah es aber beinahe aus, als solle Mexiko niemals aus dem Mittelalter herauskommen: Mönche und Priester regierten das Land, das Faustrecht waltete, Bürgerkrieg folgte auf Bürgerkrieg, Räuber machten die Wege unsicher, Hexen wurden verbrannt, Heilige wurden verehrt 2c. 2c.

Die neueste Zeit hat dem Staate namentlich eine Reform gebracht, die von segensreichen Folgen bezüglich der modernen Kulturentwickelung begleitet sein könnte, da sie die oben angedeuteten widrigen Naturverhältnisse wenigstens zum Theil aufhebt. Wir meinen das Eisenbahnnetz, das Dank dem Unternehmungsgeiste amerikanischer und englischer Kapitalisten heute bereits eine Linienlänge von 7500 km erreicht hat. Dadurch sind der Produktion des Landes gute Abzugskanäle geschaffen worden, und sowohl der Bergbau, als auch die Viehzucht und die Landwirthschaft — insbesondere der Tabak-, Kaffee- und Baumwollenbau, für den die natürlichen Vorbedingungen in ausgedehnten Distrikten des Landes vorzügliche sind — können nunmehr Alles, was sie erzeugen, bequem zu Markte bringen. Ebenso ist aber die Regierung dadurch in den Stand gesetzt, den ewigen Pronunciamentos und Bürgerkriegen, die bisher der wahre Fluch des Landes waren, sowie dem Räuberunwesen, das in dem Gefolge der Bürgerkriege einherging, ein Ende zu bereiten und allenthalben gute Ordnung herzustellen. Wer wollte aber leugnen, daß damit die Aussichten auch für die moderne Kultur in Mexiko viel bessere geworden sind!

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XVII[1]).

(Mit vier Abbildungen.)

Von der Ruine Gergur aus, bis wohin wir den Reisenden zuletzt gefolgt waren, sollte zunächst das nördlich davon an der Medscherda gelegene Schemtu besucht werden.

Die in den algerischen Bergen bei Khamissa entspringende Medscherda ist die bedeutendste Wasserader Tunesiens. Sie durchbricht das gewaltige Grenzgebirge Algeriens und tritt nicht weit von Ghardimau in eine ungeheure, zum Theil aus Schwemmland bestehende und von üppigen Weiden und Getreidefeldern bedeckte Ebene ein. Bei Bescha durchbricht sie von neuem einen Bergzug, der sie zwingt, ihren Lauf eine kurze Strecke nach Süden zu wenden, worauf sie als ein Strom von ansehnlicher Breite ungehindert in nordöstlicher Richtung dem Meere zufließt. Etwas östlich von Bizerte mündet sie, in mehrere Arme getheilt, nicht weit vom alten Utica, dessen ehemals so blühenden Hafen sie jetzt versandet hat. Bei eintretendem Hochwasser, namentlich zur Winterregenzeit, ist der Fluß so gewaltig, daß er aller künstlichen Hemmnisse spottend, Brücken weghebt und gleich dem Eridan des Virgil Heerden sammt ihren Ställen hinabreißt in die Strudel seiner

Durchfurtung der Medscherda.

Wasser. Dann verbietet er natürlich auch jeden Verkehr zwischen den beiden Ufern, wie z. B. im Winter 1886, wo mehrere wichtige algerisch-tunesische Uferverbindungen länger als drei Monate unterbrochen waren. Doch zur gewöhnlichen Zeit, d. h. während der übrigen neun Monate des Jahres, füllt die Medscherda nicht einmal ihr Bett aus. Ihre gelblichen, ungesunden Fluthen bespülen dann abwechselnd nur eines der Ufer, wobei sie langsam und fast unmerklich dahinschleichend, Erde mit fortnehmen, um sie am jenseitigen Ufer wieder abzusetzen. Der Fluß scheint gleichsam zu schlummern in seinen unzähligen Windungen und ist heute noch derselbe, wie ihn der Dichter Silius Italicus schildert, „der Bagradas, der mit trüben Wassern langsam dürre Sandbänke durchwühlt“.

Da, wo die Reisenden die Medscherdaebene betraten, weist sie bereits eine Breite von 6 km auf. Zwei Stunden waren nöthig, um das bei der durchsichtigen Luft Tunesiens scheinbar ganz nahe weiße Bahnhofshaus zu erreichen. Von dieser Stelle aus ist der Weg nach Schemtu (Colonia Simittus) zwar nur kurz, aber für Fußreisende ziemlich beschwerlich, denn es gilt drei Stromläufe zu überschreiten, welche zwar nicht alle gleich breit sind, aber doch alle Wasser enthalten. Zuerst gelangt man an den Wadi Meliz, dessen in ziemlich hohe und abschüssige Uferbänke eingegrabenes Flußbett nur wenig seichte Stellen zum Uebergange aufweist. Eine Strecke von 3 km geht darauf die Wanderung durch üppige Gerstenfelder, bis die Ufer der Medscherda erreicht sind.

Alle Fluren, welche die Medscherda umsäumen, zeichnen sich durch wunderbare Fruchtbarkeit aus, und die Gerstenähren reichen nicht selten hinauf bis zur halben Leibeshöhe der Pferde. Köstlich ist es des Morgens durch diese Felder zu wandern. Hie und da erheben sich mit rauhem Schrei blaue Häher oder Schwärme von Turteltauben, welche von ihrer Mahlzeit aufgescheucht, mit wenigen Flügelschlägen die steilen Ufer des Flusses erreichen. Ueberall in den Feldern hört man Wachtelschlag und Lerchenschmettern; die ganze Natur strahlt gleichsam von Heiterkeit.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 52, S. 113.

Gesammtansicht von Schemtu.

Die Medscherdafurt war ziemlich breit und dabei zur Zeit so tief, daß die Pferde oft bis zur Brust im Wasser waten mußten; und doch war die Tage über kein starker Regen gefallen. — Bis zum Wadi Ghaghai, welcher die Trümmerstätte Schemtus bespült, beträgt die Entfernung nur noch einen Kilometer, und in unmittelbarer Nähe davon befindet sich das Haus des Direktors der erst von Tissot und Delattre wieder aufgefundenen Marmorbrüche, in welchem die Reisenden die größte Gastlichkeit fanden.

Den Marmorbrüchen verdankt Schemtu offenbar seine Entstehung und einstige Bedeutung; denn ihnen entstammte der im Alterthum so berühmte numidische Marmor. Alten Ueberlieferungen zufolge sah derselbe roth und gelb aus. Statius spricht von dem aus den gelblichen Brüchen Numidiens stammenden Purpur, und Isidor von Sevilla bestätigt, daß der numidische Marmor mit safranfarbigen Flecken besprenkelt war, was genau dem Marmor von Schemtu entspricht. Die Römer schmückten damit ihre öffentlichen Gebäude, sowie auch Privatbauten. In Rom wurde er zuerst im Jahre 676 nach der Begründung der Stadt eingeführt. Zur Kaiserzeit gehörten die Brüche von Schemtu, wie die Mehrzahl der römischen Steinbrüche, den Imperatoren, welche sie zu ihrem Vortheil ausbeuteten. So verwendete Hadrian ihren Marmor, um seine Städte Tivoli und Antium damit zu schmücken. Ebenso waren 50 von den 200 Säulen, mit welchen die Gordier ihre Stadt Prenesta zierten, von numidischem Marmor. Der Kaiser Tacitus stiftete 100 Säulen für die Gemeindebauten der Stadt Ostia, und sogar in der von Justinian erbauten Sophienkirche in Constantinopel findet man ihn. — Noch heutzutage sind in Schemtu deutliche Spuren dieser Ausbeute sichtbar. Gerade gegenüber dem Hause des Direktors sieht man die Oeffnungen dreier gewaltigen Schlünde: das sind die im Steinbruche angelegten Gänge. An der linken Höhlenwand ist rechts folgende, mit einem Kreuze versehene Inschrift angebracht: Bruch angelegt durch Diotimus. — Wunderbar malerisch ist dieser gelbe Felsen, der stellenweise röthliche Töne aufweist und an anderen ganz verschwindet unter einer Decke von Blumen und Grün. Der harmonische Ton dieses unbehauenen Gesteins hebt sich kräftig ab von dem tiefen Blau des Himmels, und die Sonne verleiht den satten Farben des Felsens noch einen glühenderen Ton.

Beim Wegschaffen der Trümmer, welche zwischen dem Felsen und dem Hause zahlreich vorhanden, fand man Bruchstücke von Inschriften, Meilensteine u. dergl. Links öffnet sich eine große, kreisrunde Höhlung, deren Wände mit Quadersteinen ummauert sind. Höchst wahrscheinlich war dies eine Cisterne.

Das Theater von Schemtu.

Gleich neben dem hier beschriebenen erhebt sich noch ein Hügel, welcher ehemals vielleicht eins sein mochte mit dem ersten und von diesem anscheinend durch Menschenhand getrennt worden ist. Dieser zweite Felsen, welcher genau so ausgehauen ist wie der erste, weist verschiedene große, rechtwinklige Vertiefungen auf, welchen jedenfalls die Säulen entstammen.

Es sind jedoch noch andere Stellen des Hügels zu erwähnen, wo man zwischen Trümmern riesige viereckige Blöcke mit merkwürdigen Inschriften und Zeichen gefunden hat, ähnlich den heute noch bei Steinmetzen üblichen, welche zuerst den Namen des Kaisers, dem sie gehören, ferner die Nummer des Steines, den Namen des Bruches, die betreffende Jahreszahl und allerlei räthselhafte Figuren enthalten. Auf diese Weise erfahren wir, daß sich hier ehemals verschiedene berühmte Brüche befanden. Einer, als „königlich" bezeichnet, läßt darauf schließen, daß hier bereits zur Zeit der numidischen Könige Marmor gebrochen wurde. Daran grenzt der Bruch des Agrippa, der seinen Namen vielleicht von einem Verwalter desselben hatte, während andere, wie der des Augustus und Aurelian nach den bekannten Kaisern genannt sind. Alle diese hier zurückgelassenen Blöcke wurden zur Zeit der „guten Kaiser" Trajan, Antoninus Pius und Marc Aurel gebrochen.

Wenn aber diese Brüche, wie wir bereits andeuteten und wohl annehmen müssen, schon zur Zeit der numidischen Könige in Angriff genommen worden sind, so müssen wir auch die Begründung der Stadt in jene Zeit zurückverlegen. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung ist die Bemerkung der Reisenden anzusehen, daß sie in Schemtu — und merkwürdiger Weise bis dahin auch nur in Schemtu — Spuren punischer Kunst oder vielmehr griechischer Kunst zur punischen Zeit entdeckt haben. Mitten unter formlosen Bruchstücken wurde ein leider sehr verstümmeltes, mit Blattwerk und Greifenkopf geschmücktes Säulenkapitäl gefunden, welches zweifelsohne den Stempel griechischer Kunst zur Zeit Alexander des Großen trägt.

Die Ruinen des Gebäudes, dessen Schmuck es bildet, sind gänzlich zerfallen; nur einige Grundmauern bezeichnen seinen ehemaligen Standort. Wahrscheinlich war es ein Tempel.

In Anbetracht der Kostbarkeit der angewandten Baumaterialien und der günstigen Lage an der Hauptstraße

Die Trajansbrücke von Schemtu.

von Karthago nach Bona, mußte Schemtu ehemals eine blühende, denkmalreiche Stadt sein, wovon uns ein Blick auf die jetzige Trümmerstätte noch heute überzeugen kann (S. Abbildung 2). In dem an das Theater und an die Thermen angrenzenden Viertel ist es leicht, nach den vorhandenen Mauerspuren sich einen Begriff von der Richtung der Straßen zu machen, obgleich in diesem Theile des alten Simittus die Häuser oft wohl nur aus Stampferde oder aus lehmverbundenen Bruchsteinen aufgeführt waren; denn die Mauern sind ganz eingestürzt, und nur einige Grundsteine oder Haufen formlosen Materials sind davon übrig. Hier sieht man auch die ersten Bogen der Wasserleitung, welche Schemtu das reine Wasser der umliegenden Berge zuführte. Sie ist verschiedenemal ausgebessert worden.

Wenn man die Ruinen von Simittus von ihrer malerischsten Seite in Augenschein nehmen will, muß man sich ihnen von Osten her nähern. Da erblickt man zunächst links zwischen der römischen Heerstraße und der Medscherda einen länglichen Rundbau, ganz überwuchert von Buschwerk und Brombeergesträuch. Diese Ruinen gehören ohne Zweifel einem Amphietheater an, dessen Größe auf eine volkreiche Stadt schließen läßt. Nicht weit davon erhebt sich ein kleiner Hügel in Gestalt eines abgestumpften Kegels, welcher Dschebel el Hadschela (Rebhuhnberg) heißt und aus lauter Marmortrümmern und Abfällen besteht. Gleich darauf betritt man die Stadt selbst, stößt jedoch zunächst nur auf unbedeutende Trümmer. Interessanteres erblickt man erst da, wo der Wadi Melah in die Medscherda mündet, hier stehen sodann zahlreiche andere Bauten, welche von großem Reichthum zeugen, vor allem eine monumentale Brücke (S. Abbildung 4) über die Medscherda. Von den beiden ersten, auf dem rechten Ufer ruhenden, etwa 15 m über den Wasserspiegel sich erhebenden Bogen derselben, welche die Reisenden noch bei ihrem ersten Besuche der Stadt vorgefunden hatten, war einer inzwischen zusammengestürzt, während die übrigen, der Uebermacht des Stromes längst gewichenen Pfeiler und Bogen mit ihren Trümmern das Bett des Flusses noch immer füllten. Linksseitig bemerkt man die Trümmer eines Uferbaues, der sowohl den Anfang der Brücke, als den eines Uferdammes bildete. Nach der Inschrift eines in der Medscherda aufgefundenen Steines war Trajan der Erbauer der Brücke.

Der Wadi Melah, welcher ein Stück stromaufwärts von der Trajansbrücke in die Medscherda mündet, durchfloß den ganzen niederen Theil der Stadt und trennte ihn von ihrer Hauptmasse. Kurz vor seiner Mündung überspannte ihn eine nur einbogige Brücke, von welcher jedoch nur die Ansätze erhalten sind. Am linken Ufer, also zwischen den beiden Flüssen, stehen mehrere wichtige Gebäude, besonders zwei Basiliken und ein Theater. Der gewölbte Chor der beiden ersteren ist fast vollkommen erhalten, und auch der Fußboden ist durch Ausgrabungen, welche leider nicht genug ausgedehnt wurden, blosgelegt. Das Theater erhob sich nach römischer Bauart auf ebenem Boden und bestand aus zwei Stockwerken sich über einander erhebender Bogenwölbungen, deren unterer allein erhalten ist; doch sind die Absätze der Sitzreihen völlig erkennbar. Noch im gegenwärtigen Zustande macht das Gebäude einen mächtigen Eindruck (S. Abbildung 3). Der über die Einsenkung des beschriebenen Hügels führende Pfad, in welchem man bald eine altrömische Straße erkennt, die man gleich der berühmten Via Appia als eine Gräberstraße bezeichnen könnte, läuft in nordwestlicher Richtung weiter durch die Ebene. Es ist die bekannte Straße von Schemtu nach Tabarca, welche auf Befehl des Kaisers Hadrian ausgeführt wurde, für welchen es von großer Wichtigkeit war, den Marmor in Tabarca einschiffen zu lassen, wo die Fahrzeuge einen sichern Hafen fanden. Wie die Schwierigkeit der Ueberschreitung des Khumir-Gebirges überwunden wurde, ist jetzt unerklärlich. Heute freilich wird Tabarca niemals wieder seinen alten Wohlstand erleben, denn die nahe Eisenbahn, welche Bona mit Tunis verbindet, führt den Marmor theils nach Bona, theils nach la Golette. Beim Einfall der Vandalen wurde Schemtu zerstört; und wenn auch durch die byzantinische Eroberung die Marmorbrüche wieder ein wenig nutzbar gemacht worden waren, so steht doch fest, daß sie nach dem Einfalle der Araber vollständig in Vergessenheit geriethen bis zu dem Tage der Schienenlegung von Tunis nach Ghardimau. Bis dahin hielt man den schönen, gelben Marmor für verloren. Doch ist er noch reichlich und in alter Güte vorhanden, und man wird Gelegenheit haben, Proben davon auf der diesjährigen Pariser Weltausstellung in Augenschein zu nehmen.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

(Fortsetzung.)

Ein Ueberblick über alle diese erwähnten Thatsachen der Temperatur und der Befeuchtung Australiens lehrt uns vor allem zweierlei, daß nämlich einmal eine ausreichende Bewässerung tellurischer sowohl als kosmischer Herkunft fehlt, und zweitens, daß es auch an einer Regelmäßigkeit der Niederschlagsverhältnisse vollständig gebricht.

Von solchen Verhältnissen, die also im westlichen Inneren wohl in der vollkommensten Gestalt die herrschenden sind, weil hier der aus Südost wehende Passat längst aller Feuchtigkeit entledigt ist, von ihnen hängt nun die Vegetation des Landes ab.

Wo die Wasserzufuhr an Unregelmäßigkeit leidet, dort erscheint auch in der Entwickelung der Pflanze jener Gang, der sich nicht wie in unseren Breiten an einen periodischen Wechsel bindet, sondern sich, dem Tempo der Wasserzufuhr gemäß, regellos vollzieht. Zur Bildung von Wald im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie wir es aufzufassen gewohnt sind, kommt es dadurch in den inneren Theilen Australiens nirgends, denn das Wachsthum der Bäume muß hier zurücktreten. Nur der Süd- und der tropische Nordosten bieten uns — letzterer in seinen schattigen Cedernwäldern — etwas derartiges dar, weil hier die langen, hohen Ketten der Küstengebirge den Südostpassat der segnenden Feuchtigkeit entladen. Sonst fehlt der schattenspendende Wald, und in ihrer Verbreitung vorragend, decken Buschland, Steppe und Sandwüste das Innere. Holzgewächse höheren und

niedrigeren Wuchses greifen in Hainform von den Küstenlandschaften aus ins Binnengebiet hinein, ihr Verschwinden bedeutet Eintritt ins Gebiet der unsicheren Niederschläge, und hier steht der Scrub in seinem Rechte. „Verschlungene Sträucher mit starrem, immergrünem Laube bedecken in dichten Gemeinschaften, nur gelegentlich von Blumen unterbrochen, aber mit völligem Ausschluß von Gräsern und Kräutern, ausgedehnte Flächen des inneren Australien. Kein Monat vergeht hier ohne Blüthen, aber jeder Monat sieht dasselbe wüste Gedränge starrer, saftloser und untereinander großentheils übereinstimmender Farben [1]." Eine Periode des Welkens giebt es hier nicht. Mit jedem Regengusse erwacht die Vegetation des Scrub, mit dem ersten Tropfen beginnt die Lebensthätigkeit des Sprossens, um mit dem Enden des Regens ebenfalls wieder in Schweigen zu versinken. Eine Neubildung von Knospen ist nicht erst vonnöthen, weil die alten Organe nicht während der vorhergehenden Trockniß verdorrten, sondern auf dem Stadium der Entwickelung verharren blieben, wo sie am Schlusse des letzten Regenfalles angekommen waren. Ericaceen und Proteaceen sind die Hauptbildner dieses Pflanzengewirres. Von baumartigen Formen ragt nur hie und da vielleicht einmal ein starrblättriges Gewächs aus dem verfilzten Strauchdickicht der Geschwisterpflanzen hervor, sich selbst mit seiner Größe das Zeugniß besonderer Lebenskraft ausstellend. Die Ausdehnung der einzelnen Scrub-Bestände — von solchen muß man reden und darf nicht etwa der Vorstellung Raum geben, als sei das ganze Innere eine Scrubmasse — mißt oft ganz gewaltige Strecken. So hatte Giles, als er auf seiner dritten Expedition am unteren Küstensaum des Torrensbeckens eintraf, auf 220 engl. Meilen das denkbar schlechteste Scrub-Land zu durchbrechen und fand auf dieser ganzen Strecke nur einen Strich guten Bodens von ungefähr 30 engl. Meilen Breite [2]. Derselbe Reisende war 1875 auf einem Wege durch $7^1/_2$ Längengrade, d. h. 450 engl. Meilen, vom 9. Juni bis zum 3. September, gänzlich von dichtem Scrub umgeben [3]. Anderen gewaltigen Scrubwiesen begegnete auch Forrest 1874, und ich will nicht unterlassen, daran zu erinnern, daß eine ganze Reihe von Expeditionen ihren Zweck nicht zu Ende zu verfolgen vermochte, weil undurchdringlicher Scrub, zugleich ein Abzeichen wasserärmster Wüstenei, sich ihnen in den Weg stellte. So ging es Stuart in der Umgegend von Newcastle Water, so Gosse, der seine westliche Richtung westlich von den Mc Donnell-Bergen in eine südliche umändern mußte, so im Süden dem mehrerwähnten J. Roß 1874 und Roe 1848 im südlichen Südwesten. Roe äußert [4]: „From the summit of the Mt. Ridley, which is a huge mass of bare granite a quarter of a mile in length, and about 700 feet above the surrounding plains, several hills of similar description were visible to the southward and eastward, but in every other direction was spread out one illimitable sea of frowning scrub and thicket, with extensive chains of salt and samphire flats and lakes too numerous to particularize, and bounded by a distant horizon as unbroken as that of the sea itself."

[1] Supan, Grundz. d. phys. Erdk., S. 412.
[2] Zeitschrift des Vereins für Erdkunde zu Berlin, 1875, S. 351.
[3] Geogr. Mittheil., 1876, S. 184.
[4] Proc. Geogr. Soc., 1852, p. 13.

In dieser Schilderung werden wir schon auf etwas hingewiesen, was in der Continuität der Scrubmassen einen Wechsel bedeutet, das sind die Salzflächen, die zahlreichen gefüllten und ausgetrockneten Salzbecken, welche über das ganze Innere verstreut zu sein scheinen. Da haben wir zunächst die gewaltige Fläche des Amadeus. Westlich und südöstlich der Bluff-Kette entdeckte Gosse eine ganze Reihe kleiner Lagunen. Am Oberlaufe des Stur-Creek stieß Gregory ebenfalls auf solche, und sie fehlten auf Forrest's Route von 1869 nicht. Der Moore- und Austin-See im Westen sind ebenfalls namhaft und schließen sich an Forrest's eben erwähnte Seen nach Westen hin an. Nach der Entdeckung des Amadeus fühlte man sich zu der Vermuthung veranlaßt, die Wüstenregion sei mit Salzsümpfen ohne wesentliche Unterbrechung vom Moore- und Austin-See bis zum Amadeus hinüber angefüllt [1]. Die Reisen von Forrest und Giles 1874, bezw. 1876 haben dieser Vermuthung keine positiven Thatsachen zur Stütze zu reichen vermocht, sie vielmehr zur Unwahrscheinlichkeit gemacht. Wohl aber dürfte es gerechtfertigt sein zu sagen, die Verbreitung der Salzseen und der an den Rändern derselben sich entwickelnden halophilen Flora sei in Westaustralien eine weite, den Charakter größerer Strecken nicht nur beeinflussende, sondern bestimmende.

Ein weiteres, was den Scrub auf lange Flächen hin ablöst, sind die Sandwüsten, die mit gefürchteten Stachelgräsern, mit dem berüchtigten Spinifex (Triodia irritans) sich überwuchert zeigen. Sie sind der echte Ausdruck weitgehendster Wasserarmuth des Bodens. Gosse und Stuart schildern die Stachelgrasflächen in grauenhafter Weise. Trocken wie der Boden sind die Stengel, trocken und ohne Gehalt, so daß die hungrigen Pferde selbst sie als Speise verschmähen. Westlich von den Bluff Ranges dehnte der Spinifex sich in einem Gürtel von 40 engl. Meilen über die Sanddünen hin aus [2]. Am mächtigsten scheint diese Vegetationsform, wie allerdings nicht zu verwundern steht, in der Zone vom Boden Besitz ergriffen zu haben, welche sich als eigentlich regenlos erweist — in den Breiten vom Wendekreis bis zum 28° südl. Br. Forrest's Marsch führte 1874 mitten durch dies Gebiet von Westen nach Osten hindurch. Man muß die Reiseschilderung lesen, um sich einen einigermaßen deutlichen Begriff von den Mühseligkeiten des Kampfes bilden zu können, den das Durchwandern einer Spinifex-Wüste mit sich bringt. Forrest selbst gesteht [3]: „Wenn ich die lange Zeit überblicke, die wir zu dem Marsche bedurften, so wundere ich mich oft, wie wir durch ein so erbärmliches Land hindurchkommen konnten, denn über 600 engl. Meilen weit mußten wir über eine Spinifex-Wüste reisen." „Howling wilderness", „hideously arid desert" sind die bezeichnenden Attribute, welche Giles der 1875 durchwanderten Strecke beilegt.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Geogr. Mittheil., 1873, S. 187.
[2] Geogr. Mittheil., 1874, S. 363.
[3] Geogr. Mittheil., 1875, S. 32.

Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages.

Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages haben einen Verlauf genommen, von dem die große Mehrzahl seiner Mitglieder und Theilnehmer sicherlich in einem hohen Grade befriedigt worden ist. Vorwiegend die physikalische Geographie — oder wie Andere lieber sagen, der Geophysik — gewidmet, in die nothwendigerweise der Schwerpunkt jeder wirklichen geographischen Forschung und Untersuchung fällt, ließen sie doch auch andere Zweige der Erdkunde nicht leer ausgehen, und besonders die Landeskunde und Schulgeographie fanden eingehende Berücksichtigung, wenn die letztere auch nicht so stark in den Vordergrund trat wie auf früheren Geographentagen. Daß mehrere Fachgeologen Vorträge hielten, war bei den engen Beziehungen, die zwischen der Geographie und Geologie bestehen, nur mit Freude zu begrüßen, und wenn die Grenzlinie zwischen den beiden Schwesterwissenschaften dabei an einzelnen Punkten nicht ganz streng beachtet worden sein sollte, so würde dies wohl zu entschuldigen sein. Haben ja doch derartige Grenzlinien immer etwas Flüssiges! Einen anderen, viel entschiedeneren Schritt aus der Geographie heraus that man in dem geistvollen Einleitungsvortrage, in dem man sich ganz auf das Gebiet der Ethnologie begab, auch dabei handelte es sich aber um eine nahe verwandte Wissenschaft, deren Aufgaben sich mit denjenigen der „Erdkunde" vielfach berühren, und indem man den betreffenden Vortrag zuließ und mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte, folgte man außerdem auch noch der Tradition früherer Geographentage. Spezifisch geographische Themata, die keine andere Wissenschaft für sich in Anspruch nehmen kann, wurden daneben beinahe mehr als genug behandelt, und diese Vorträge legten fast ohne Ausnahme ein glänzendes Zeugniß davon ab, wie man heute geographischen Spezialfragen nachzugehen gelernt hat. Die alte Litanei, als ob die Geographie „keine selbständige und wirkliche Wissenschaft" sei, wird dem gegenüber bald verstummen müssen. Am stiefmütterlichsten wurden auf dem Achten Deutschen Geographentage die Kulturgeographie und die historische Geographie bedacht, dabei handelt es sich aber offenbar nur um einen Zufall, und schwerlich sollte dadurch seitens der Vereinigung die Erklärung abgegeben werden, daß diese Zweige überhaupt keine „Geographie", oder wenigstens keine „wissenschaftliche Geographie" seien. Wie der erste Vorsitzende, Freiherr von Richthofen, ganz richtig betonte, wird der Geographentag betreffs seines Tagungs-Programmes natürlicherweise immer gewissen Zeitströmungen ausgesetzt sein.

Unter den Eröffnungsreden heben wir nur diejenige des Ehrenpräsidenten der Versammlung, des preußischen Kultusministers Dr. v. Goßler hervor, da dieselbe bekundet, daß man den Bestrebungen der Deutschen Geographen an leitender Stelle ein tiefes Verständniß entgegenbringt. Die Rede lautete:

Als Ehrenpräsident Ihrer Versammlung habe ich die Freude, die Theilnehmer des Achten Deutschen Geographentages in des Reiches Hauptstadt willkommen zu heißen. Ich begrüße Sie hier, wo seit ihrer letzten Zusammenkunft in Karlsruhe so viel Trauer und Schmerz über uns hereingebrochen, wo die beiden ersten Deutschen Kaiser dahinsanken, welche Deutschland aus einem theoretischen Begriff zu einem mächtigen Staatswesen erhoben, welche uns aber auch gelehrt haben, Sorge und Kummer durch treue, männliche Arbeit niederzukämpfen. Als hier vor neun Jahren während des Anthropologen-Kongresses die Vertreter der Vereine für Erdkunde ihre Hände zu einem neuen Bunde in einander legten, war klein die Zahl der Stifter, unsicher der Anfang; aber, wie der Sohn der Erde in der hellenischen Sage, so haben auch die Deutschen Geographen durch ihre Berührung mit der Erde immer neue Kräfte gewonnen, und heute erscheinen sie in früher nicht geahnter Fülle, berufene Jünger der Wissenschaften, wie warme Freunde aus allen Kreisen der Gebildeten. Die Gunst der Umstände, eigene ernste Arbeit mit neu gesteckten Zielen, die Aenderungen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens haben Ihren Bestrebungen Nahrung, Richtung und Erfolg verliehen. Die Einigung der deutschen Stämme und Staaten hat auch Ihnen den Boden bereitet, dem gemeinsamen Mühen sichere Frucht verheißend, den Blick der Deutschen schärfend und erweiternd. Dem Binnenländer sind die Meeresküsten nicht mehr fremdartige Gebilde, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt er die Entwicklung der deutschen Seemacht, begleitet sie auf ihren, auch für die Wissenschaft so nutzbringenden Fahrten um den Erdball, und gewinnt ein volles Verständniß für die Ausbreitung deutscher Interessen an den Gestaden fremder Erdtheile. Mit der Gründung der Seewarte, der Betheiligung an den erdmagnetischen Untersuchungen auf der nördlichen, an den Unternehmungen aus Anlaß des Venusdurchganges auf der südlichen Erdhälfte hat das Deutsche Reich Ihren Bestrebungen wichtigen Vorschub geleistet. In der Reorganisation der internationalen Erdmessung, des geodätischen und des meteorologischen Instituts in Preußen, der topographischen und geologischen Landesaufnahme, der Errichtung von Museen für Völkerkunde sind Ihnen in den Einzelstaaten neue Hilfsquellen entsprungen. Seit Jahrzehnten haben wir Deutsche den uns gebührenden Antheil an den Forschungsreisen genommen, und was wir im fünfzehnten Jahrhundert versäumt, suchen wir im neunzehnten nach Humboldt's bahnbrechendem Vorgange mit reichen Opfern an Anstrengung, aber auch an theurem Leben nachzuholen. In dem stetig wachsenden Kreise der Vereinigungen für Erd-, Völker-, Heimathskunde, Anthropologie und Urgeschichte, für die Erforschung der Alpen und heimathlichen Gebirge sind Ihnen neue Bundesgenossen entstanden. Schon hat sich der Stoff so gehäuft, daß es auf manchen Gebieten der Geographie weniger der Sammlung an neuem Material bedarf, als der Sichtung und Ordnung nach bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Diese entwickelt, die Kunde von der Oberfläche der Erde vertieft und verbreitert zu haben, bleibt die Aufgabe, aber auch das Verdienst Ihrer Vereinigung. Den Zusammenhang zu erkennen, welcher zwischen dem Reiche des Festen, Flüssigen und Luftförmigen und der organischen Welt, dem Menschen und der Menschheit in ihrer vielgestalteten Entwickelung besteht, ist das Ziel Ihrer Mühen. In dieser Erweiterung greift die Geographie weit über in die Gebiete benachbarter Wissenschaften, sie siedelt sich auf ihren Grenzen an, verbindet altüberlieferte Disziplinen unter neuen eigenartigen Anschauungen und trägt so dem Bedürfniß der Jetztzeit Rechnung. Zwar in der Beschränkung zeigt sich der Meister, und nur die Theilung der Arbeit und die Vereinzelung der Untersuchung führt zu sicheren wissenschaftlichen Thatsachen. Aber die Spaltung ist nicht der Selbstzweck, sondern nur

das nothwendige Ergebniß unserer menschlichen Begrenztheit, — die Betrachtungsweisen, welche wir nach methodischer Ausgestaltung Wissenschaften nennen, bilden nicht unabänderlich abgeschlossene Gebiete in unserem geistigen Leben. Und die zusammenfassende Kraft ist noch immer das Kennzeichen der großen Forscher geblieben. In hohem Maße fördernd und fruchtbringend haben sich die Beziehungen zwischen den in Ihrer Gemeinschaft jetzt vereinigten Bestrebungen der modernen Geographie und der preußischen Unterrichtsverwaltung gestaltet. Nicht allein die auf Anschauung und Zeichnen gegründeten Methoden, die aus Ihrem Kreise hervorgegangenen Lehrbücher haben Einzug in die preußischen Schulen gehalten. Vor Allem die Heranbildung der Lehrer in einer Ihren Vorschlägen entgegenkommenden Weise ist im Laufe des letzten Jahrzehnts gesichert. Jede preußische Universität erfreut sich eines eigenen Lehrstuhls für Geographie, ihre Vertreter sind als gleichberechtigte Mitglieder in die wissenschaftlichen Prüfungskommissionen eingetreten, bei der Prüfung selbst ist die Geographie als selbständiges Lehrfach anerkannt und Fürsorge getroffen, daß selbst der geringste Grad von Lehrbefähigung nicht ohne ein gewisses Maß zuverlässiger Kenntnisse in der physischen und mathematischen Geographie gewonnen werden kann. Indem die Geographie in der Prüfung als ein Hauptfach sowohl mit den sprachlich geschichtlichen wie mit den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern sich verbinden läßt, ist sie in den Unterrichtsplan unserer höheren Lehranstalten als ein Bindeglied zwischen die beiden großen Gruppen der Disziplinen gestellt worden, erfüllt mit der hohen Aufgabe, in bevorzugtem Maße an der harmonischen Ausbildung unserer Jugend mitzuwirken und in dem jugendlichen Geiste die Einheit des Wissens zu vermitteln, — doppelt wichtig angesichts der Durchführung des Fachlehrersystems. Eine ernste Gefahr für die Stellung der Geographie in dem Lehrplane konnte füglich erst dann eintreten, wenn die Bemühungen, die Geographie älteren Bestandes aus dem Gebiete der Geographie überhaupt hinaus zu drängen, von Erfolg gekrönt werden sollten. Schwerlich kann die Schule darauf verzichten, die Erdoberfläche in Verbindung mit dem Menschen und die Erkenntniß seiner Beziehungen zu der erschaffenen Welt als das letzte Ziel der Geographie zu betrachten. Vielleicht bewährt sich auch auf diesem Gebiete die in der Geschichte der Wissenschaft oft gemachte Erfahrung, daß eine zu lange zurückgehaltene Quelle der Forschung mit elementarer Gewalt sich Bahn bricht und ihre Wogen über altangebautes Land ergießt. Wenn die Wasser aber sich verlaufen haben, zeigt es sich, daß sie nur neues Land der Kultur gewonnen, daß alte indeß mit seinem frischen Leben nicht dauernd geschädigt haben. Auf geistigem Gebiete stählt der Kampf die Kräfte und erhält Leben und Bewegung. Möge er auch Ihren Berathungen nicht fern bleiben. Möge er aber, wie bisher, geführt werden in dem eifrigen Trachten, im Lichte der Wahrheit die Gegensätze auszugleichen und den Gewinn zu machen, welchen die Wissenschaft von jeder gemeinsamen ernsten Arbeit zu erhoffen berechtigt ist. Mit diesem Wunsche erkläre ich den Achten Deutschen Geographentag für eröffnet.

Den Vortrag Dr. K. von den Steinen's über „**Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte des Völkergedankens**“, der die eigentlichen Verhandlungen einleitete, gedenken wir in einer folgenden Nummer ausführlicher wiederzugeben.

In dem zweiten Vortrage gab der Geheime Admiralitätsrath Professor Dr. G. **Neumayer** aus Hamburg eine „**Uebersicht des gegenwärtig vorliegenden Materials für erd- und weltmagnetische Forschung**“. — Bereits auf dem ersten Geographentage hatte der genannte Herr die Wichtigkeit der magnetischen Untersuchungen beleuchtet und auf die aus dem neu zu beschaffenden Materiale resultirenden Ergänzungen unserer bis dahin gültigen Ansichten hingewiesen. Inzwischen ist nun eine reiche Zahl wichtiger Arbeiten über den Gegenstand erschienen: so namentlich die erdmagnetischen Untersuchungen, welche auf der Challenger- und Gazelle-Expedition gemacht wurden, die Ergebnisse der Vega-Reise um die Nordküste Asiens und die Publikationen der internationalen Polarforschung. Auf kleineren Feldern haben der norwegische Professor Mohn, und einige holländische Gelehrte sehr verdienstliche Erhebungen angestellt. Magnetische Festlandsuntersuchungen sind besonders in Schweden und in den Vereinigten Staaten in mustergültiger Weise durchgeführt worden. — Wir besitzen schon aus verhältnißmäßig früher Zeit, aus dem Jahre 1840, eine epochemachende Darstellung der erdmagnetischen Phänomene, bezogen auf das Jahr 1830, in den unvergänglichen Arbeiten von Gauß, deren Resultate in dem zu größter Berühmtheit gelangten „Atlas des Erdmagnetismus, nach den Elementen der Theorie entworfen von Gauß und Weber“ zusammengefaßt sind. Später wurden nach dem Vorbilde dieses Werkes von A. Erman und Petersen bearbeitet und von der Kaiserlichen Admiralität herausgegeben: „Die Grundlinien der Gauß'schen Theorie und die Erscheinungen des Erdmagnetismus im Jahre 1829“. Auf diese Publikation folgte 1880 eine Neukonstruktion der erdmagnetischen Karten durch die deutsche Seewarte in Hamburg. Diese Karten, welche auf drei Tafeln die erdmagnetischen Elemente — Deklination, Inklination und Intensität — darstellen, sind im 7. Hefte des VIII. Bandes der „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie“ veröffentlicht worden, unter Beigabe eines erläuternden Textes, der zugleich einen erschöpfenden Literatur-Katalog bietet. Der verstorbene Professor v. Quintus-Icilius, derzeit Präsident der Geographischen Gesellschaft zu Hannover, unterzog sich der Mühe, eine Nachprüfung dieser Karten in Bezug auf die 24 Gauß'schen Konstanten vorzunehmen. Das sich immer mehr häufende neue Material bewog indeß Geheimerath Neumayer — nur unter Berücksichtigung der neuesten Arbeiten — eine nochmalige Zusammenstellung der erdmagnetischen Elemente ins Werk zu setzen. Es wurden wieder große Karten angefertigt, die auf der Berliner Ausstellung für Unfallverhütung zu Gesicht gebracht werden sollen. Aus der Prüfung dieser jüngsten erdmagnetischen Karten gelangte aber Professor Neumayer zu überraschenden Ergebnissen: Eine Darstellung des erdmagnetischen Zustandes aus den 24 Gauß'schen Konstanten stimmt zur Zeit nicht mehr mit den Thatsachen überein, und Theorie und Praxis differiren. Es scheint sich immer klarer zu ergeben, daß sich die Aenderung der erdmagnetischen Elemente auf ganze große Zonen und rings um die Erde erstreckt. Deshalb wird vielleicht eine Erweiterung der Gauß'schen Theorie, sowie die Einführung anderer Methoden nicht ausbleiben können. Dringend nothwendig ist aber in erster Reihe eine gründliche erdmagnetische Durchforschung Südamerikas und der antarktischen Regionen, über die wir nach dieser Seite hin so gut wie gar nichts wissen. Auch in unserem eigenen Vaterlande haben wir übrigens noch viel zu thun, ehe wir hinsichtlich der erdmagnetischen Kenntniß Deutschlands soweit fortgeschritten sind, wie z. B. Schweden, Ungarn, Frankreich, England und Belgien ꝛc. Auch in Rußland und Japan wird eifrig gearbeitet, um Klarheit über die erdmagnetischen Verhältnisse der betreffenden Länder zu gewinnen.

In der zweiten Sitzung berichtete Professor v. Richthofen zunächst über die Höhe der für das „**Nachtigal-Denkmal**“ eingegangenen Gelder und deren geplante Verwendung. — Außer einer Büste des verewigten Forschers, die

sich im Besitz der Berliner Gesellschaft für Erdkunde befindet, soll nach den Vorschlägen des Redners in der afrikanischen Abtheilung des Berliner Museums für Völkerkunde sowohl, als auch in Nachtigal's Vaterstadt Stendal ein Denkmal aufgestellt werden, und der Rest des Geldes zur Herausgabe von Nachtigal's literarischem Nachlasse dienen. Der Geographentag erklärte sich mit diesen Vorschlägen einverstanden.

Darnach erstattete Professor Dr. A. Kirchhoff aus Halle einen „Bericht über die Thätigkeit der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde", aus welchem hervorging, daß man in allen deutschen sowie in vielen außerdeutschen Ländern mit einem vorher unerhörten Eifer auf diesem Gebiete arbeitet. Insbesondere hat die Zusammenstellung einer vollständigen landeskundlichen Bibliographie große Fortschritte gemacht. Seitens der Kommission sind mehreren Gelehrten Unterstützungen zu Forschungszwecken gewährt worden (namentlich dem Dr. Eschert zu einer erdmagnetischen Aufnahme des Harzes). Umfassende Aufnahmen der erdmagnetischen Verhältnisse Nordwest-Deutschlands wurden angeregt. Als eine wichtige Aufgabe betrachtet ferner die Kommission die Richtigstellung der Ortsnamen, welche auch auf den deutschen Generalstabskarten oft ungenau sind, und setzt deshalb einen Preis von 400 Mark auf die beste, bis zum 1. März nächsten Jahres eingelieferte Arbeit über Namenberichtigung der Berge und Ortschaften des Deutschen Reiches.

Weiter hielt Professor Dr. A. Supan aus Gotha einen Vortrag über „spezialgeographische (landeskundliche) Literatur". — In dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Schriftthum wird die allgemeine Geographie weit mehr gepflegt, als die spezielle. Der Grund hierfür liegt einerseits in der naturwissenschaftlichen Richtung unseres Zeitalters, das nach allgemein gültigen Gesetzen sucht, andererseits darin, daß in der allgemeinen Geographie die rein geistige Thätigkeit am Studiertisch mehr Erfolge erzielt, als in der Spezialgeographie. Die letztere Ursache kann beseitigt werden, wenn man die beschreibende Spezialgeographie oder Chorographie, in der allein durch Beobachtung eine fördernde Thätigkeit ausgeübt werden kann, von der spekulativ erklärenden Chorologie trennt. In dieser kann der der allgemeinen Geographie eigenthümliche Dualismus zwischen dem naturwissenschaftlichen und historischen Element, der unsere Wissenschaft zu keiner inneren Einheit gelangen läßt, und sie in „Kompetenzkonflikte" mit verwandten Disziplinen bringt, aufgelöst werden, wenn man einen Gesichtspunkt findet, der sowohl in der Natur wie im Menschenleben (im Leben der Bewohner als soziale Einheit) eine maßgebende Rolle spielt. Dieser Gesichtspunkt ist der Begriff der benachbarten geographischen Gegensätze. Mit Hilfe dieses Gesichtspunktes können sich auch die Chorologien der einzelnen Länder zu einer Chorologie der Erde überhaupt erweitern, und zwar in derselben Weise, wie sich die Spezialgeschichten zur Weltgeschichte erweitern.

Den letzten Vortrag der zweiten Sitzung hielt Professor Dr. Richter aus Graz „über eine sachgemäße Stoff- und Arbeitsvertheilung unter den deutschen geographischen Zeitschriften". Vor allen Dingen wünschte Redner das Stoffgemenge in den einzelnen Zeitschriften vermieden zu sehen. — Da der mit dem Vortrage verbundene Antrag des Redners in den betheiligten Kreisen auf lebhaften Widerspruch stieß, so zog er ihn schließlich wieder zurück.

In der 3. Sitzung sprach zuerst Professor Dr. Albrecht Penck aus Wien über „das Endziel der Erosion und Denudation". — Die Anschauung, daß die Thäler Werke des rinnenden Wassers sind, hat neuerdings gegenüber der Spaltentheorie die Oberhand gewonnen. Besonders geschiebeführende Ströme gestatten es, die wegräumende und ablagernde Thätigkeit zu beobachten, durch die die Ströme ihr Gefäll zu regeln streben, bezw. eine bestimmte Gefällskurve (Parabel, Cykloide, logarithmische Kurve) herzustellen suchen. Die Wasserwirkung ist proportional der Wassermenge und Fallhöhe, wird aber beschränkt durch den Widerstand der hinwegzuräumenden Massen (Fels, Sand 2c.). Nichtsdestoweniger könnte sich jeder Strom in hinreichend langer Zeit ein sogenanntes Normalgefäll schaffen, d. h. allenthalben eine gleiche Laufgeschwindigkeit erzielen — vorausgesetzt nur, daß die Hindernisse nicht immer von neuem entstehen. — Der größte Theil Geschiebe stammt nicht aus dem Flußbette selbst, sondern von den Ufern und begleitenden Gehängen, ihre Menge steht also außer Beziehung zum Flusse und kann von demselben nur bemeistert werden, wenn sich entweder die Wassermenge oder das Gefäll derselben anpaßt. Das letztere ist möglich. — Die Endkurve der Erosion (Erosionsterminante) ist nicht gleichbedeutend mit der Normalkurve, sondern sie würde nur dann erreicht sein, wenn die Wasserkraft so gering geworden wäre, daß sie keine korrodirende oder transportirende Thätigkeit mehr zu entfalten vermöchte. — Die lebendige Kraft, welche dem fließenden Wasser innewohnt, wird auf die verschiedensten Thätigkeiten verwendet, vor allem auf die Ueberwindung des Reibungswiderstandes von Boden und Ufer, und zum viel kleineren Theile auf Geschiebetransport und Korrosion. Beträchtlich sind letztere nur in Wildwassern, in Stillwassern wird die Wasserkraft beinahe ausschließlich zur Herstellung der fließenden Bewegung und für Ueberwindung der Reibung verwendet. Nach Bazin und Darcy kann ein 1 m tiefes Gerinne bei einem Gefälle von 1,5 m auf 1 km noch einen nennenswerthen Theil seiner Kraft auf Geschiebetransport verwenden, ein ebenso tiefes, über Geröll fließendes Gewässer aber erst bei einem Gefälle von 7 m auf 1 km eine nennenswerthe Zerstörung seines Bettes beginnen. Die Erosion wird also bereits bei einem verhältnißmäßig starken Gefälle unbedeutend, und die meisten großen Ströme besitzen dasselbe nicht. Thatsächlich erodiren allerdings auch noch die großen, meist mit einem Gefälle von unter 0,5 dahin fließenden Ströme, sie thun es aber gewissermaßen nur gelegentlich und nebenbei, und ihre diesbezüglichen Wirkungen sind im allgemeinen quantitativ sehr minimale. Erst dann hört die Erosion ganz auf, wenn die Gewässer so träge dahin schleichen, daß sie nicht mehr die feinsten Partikel zu verschleppen vermögen. Noch bei 0,2 m Geschwindigkeit verschleppen sie aber lehmige Partikel. Die wahre Erosionsterminante erheischt ein ganz minimales Gefäll, und wenn die Flüsse lange genug wirken, so können sie das Innere der Festländer fast bis auf das Meeresniveau hinab zerschneiden. — Der Lauf der Flüsse dient aber der Denudation benachbarter Gelände als Basis. Weder durch Bergstürze, noch durch Windwirkung, noch durch Abspülung kann ein reich bewässertes Land bis unter den Spiegel seiner Flüsse abgetragen werden. Die Flüsse fixiren also für jede Gegend ein jeweiliges lokales unteres Denudationsniveau, die wirklichen Erosionsterminanten der Flüsse aber dessen absolut niedrigste Lage, unter welche ein reich bewässertes Land überhaupt nie abgetragen werden kann. — Die Abspülung der zwischen den Flüssen liegenden Gelände erfolgt nach denselben Regeln wie in den Flüssen selbst, nur daß es sich dabei nicht um große und tiefe Gerinne, sondern um kleine, seichte, unbestimmte Fäden handelt. Beträchtlich wird sie aber nur, wenn sich das Wasser in Bodenfalten sammelt. Da die Denudation auf den Wasserscheiden minimal ist, so würden die letzteren sich mit der Zeit allenthalben auf Erden als scharfe Firste darstellen müssen. Dem wirken aber andere Umstände entgegen, und in Wirklichkeit muß man als das Endziel der Denudation — der ver-

einigten Wirkung von Verwitterung, Abbröckelung, Abspülung und Verwehung — eine nahezu völlige Einebnung des Landes bezeichnen. Der Erdtheil Asien könnte durch die Denudation bis auf eine Höhe von 100 m abgetragen werden.

Den nächsten Vortrag hielt Professor Dr. Brückner aus Bern über die Frage: „Inwieweit ist das heutige Klima konstant?“ — Aus der geologischen Vergangenheit der Erde geben die fossilen Reste genügenden Beweis für die einst viel größere Wärme in den Polarzonen, wohingegen wieder während der sogenannten Eiszeiten auch die gemäßigten Gürtel bis weit zum Aequator hin unter ein kaltes Klima gebracht wurden. Damit ist aber nicht gesagt, daß unser Klima in historischer Zeit ähnlichen Wechseln unterworfen gewesen sei, ja es besteht sogar ein alter Streit, ob eine Frage nach solcher Aenderung überhaupt berechtigt sei. Die Meteorologen wollen Klimaschwankungen im kosmischen Sinne nicht anerkennen. Indeß sind schon Forrel und Richter in ihren Untersuchungen über die Veränderungen der schweizerischen Gletscher für das Vorhandensein merklicher, periodisch sich abspielender Klimaschwankungen eingetreten. Einen neuen, sehr gewichtigen Beweis für diesen Satz fand Redner aus seinen Erhebungen über die Wasserstandsschwankungen im Kaspischen und Schwarzen Meere, sowie in der Ostsee [1]). In diesen Becken wechseln langdauernde Zeiträume des Steigens mit solchen des Sinkens ab, und wie in den Meeren ändern sich auch in den großen nordeuropäischen Flüssen periodisch die Wasserstände. Ja diese Erscheinung läßt sich durch alle Länder der nördlichen Hemisphäre verfolgen, und Dr. Siegert in Wien ist zu derselben Erkenntniß an dem entsprechenden Verhalten der abflußlosen Seen Asiens und Afrikas gelangt. Das Beweismaterial, welches zur Zeit für unsere Frage vorliegt, ist quantitativ wie qualitativ ein äußerst reiches; es entstammt mehr als 600 meteorologischen und hydrographischen Stationen, aus zusammen 30000 Beobachtungsjahren. Durch graphische Darstellungen erläutert Redner sodann die Niederschlagskurven, einmal durch Europa und Asien in der Richtung der Alpen von Westen nach Osten, und sodann auch quer durch die nördliche Halbkugel von Norden nach Süden. Aus diesen Kurven geht übereinstimmend hervor, daß wir in den Jahren zwischen 1840 bis 1850 und wieder zwischen 1870 bis 1880 eine Periode regenreicher, kühl-feuchter Jahre durchlebt haben, während um 1860 eine Zeit größerer Trockniß und Wärme herrschte. Wir stehen hier vor gleichmäßigen, überall erkennbaren Schwankungen, deren Maxima und Minima jedoch, durch die Ortslage bedingt, kleinen Variationen unterworfen sind. Einzelne Ausnahmen müssen konstatirt werden, wie z. B. Sicilien, Unter-Italien, Spanien, Strecken der Ostküste Nordamerikas und das Gangestiefland, dieselben haben gegen die große Masse der Festlandsräume wenig zu sagen. Die Schwankungsintensität nimmt zu vom Meere aus nach dem Inneren der Kontinente und die Unterschiede zwischen den kühl-feuchten und warm-trockenen Perioden sind in Rußland, in West-, Mittel- und Ostsibirien am größten. Aus den Eisgangsberichten und den Angaben über die Navigationsdauer der russischen Gewässer lassen sich diese Schwankungen für Osteuropa stellenweise bis zum Jahre 1700 zurückverfolgen, für das Kaspische Meer sogar bis 1685. Noch weiter zurück führen aber die Daten über die Zeit der Weinreife. Solche Aufzeichnungen kommen bereits um 1400 vor, doch werden sie erst von 1550 ab genau und zahlreich genug, um als Beweismittel gelten zu können. Auch diese Nachrichten ergeben einen Wechsel kühl-feuchter Perioden, mit später Weinreife, gegenüber warm-trockenen Jahresreihen, mit früher Weinreife. Und was das wichtigste ist, diese Perioden fallen der Zeit nach zusammen mit den vorher ermittelten Schwankungen der Wasserstände in Meeren, Seen und Flüssen. Doch ist der Rhythmus dieser Schwankungen kein ewig gleicher, feststehender, sondern man muß sich zu seiner Bezeichnung mit angenäherten Mittelwerthen von etwa 30 bis 36 Jahren begnügen. — Die Endursache dieser Erscheinungen ist gegenwärtig noch völlig räthselhaft; höchstens für den Regenfall, der von den Windverhältnissen (die wieder vom Luftdruck abhängig sind) beeinflußt wird, dürften sich Aufschlüsse darbieten. In den trockenen Zeiten höheren Luftdrucks befindet sich auf dem Lande ein Ueberdruck, dessen nachherige Verminderung der kühlenden und befeuchtenden Einwirkung des Meeres freies Feld gestattet, was zu den sogenannten nassen Jahren führt. — Jedesfalls sind diese Klimaschwankungen von hoher praktischer Bedeutung; sie lassen gewissermaßen eine Prognose zu bezüglich der Navigationsdauer der Flüsse und Häfen, bezüglich andauernd niedriger Wasserstände, sowie bezüglich der Hochwassergefahren. Die Hungersnoth, welche zu Anfang der sechziger Jahre den Norden Brasiliens heimsuchte, fiel zusammen mit der letzten großen Trockenperiode. Wie in der Vergangenheit, so werden sich wahrscheinlich auch in der Zukunft diese Wechsel vollziehen, und ihr Studium ist neben dem wissenschaftlichen Werthe, der solchen Untersuchungen innewohnt, von höchster Wichtigkeit für die verschiedensten Zweige menschlicher Thätigkeit sowie für das gesammte Kulturleben.

Hiernach verbreitete sich Professor Dr. J. Partsch aus Breslau über „Klimaschwankungen in den Mittelmeerländern“. — Redner erörterte, daß zur Erforschung dieses Gegenstandes die modernen meteorologischen Beobachtungen nicht ausreichen, da sie sich über einen zu kurzen Zeitraum erstrecken. Viel weiter zurück gehen die geologischen Beweise, bei deren Feststellung wir aber jedes chronologischen Ausdruckes entbehren. Als Ersatz müssen demnach historische Aufzeichnungen dienen, die für die Mittelmeerländer Jahrtausende umspannen; gleichwohl dürfen auch diese Zeugnisse nur mit größter Vorsicht ausgenutzt werden, da die Berichterstatter oft zu Uebertreibungen geneigt sind und meistens nur das Seltene und Ausnahmsweise in ihrer Erzählung würdigen. Sicherer ist die schweigende Kunde, die wir aus eigenthümlichen Vorkommnißänderungen von Pflanzen und Thieren ableiten können. Doch muß auch hier vor allzu eiligen Schlüssen gewarnt werden; denn mit Unrecht hat man z. B. aus dem Verschwinden der Landschildkröte auf dem Poloponnes ein gegen frühere Zeiten trockener werdendes Klima dieser Halbinsel behauptet. Die Landschildkröte kommt noch heute wie ehedem im Poloponnes vor; nur hat sie sich in die einsamsten Bergdistrikte des Inneren zurückgezogen, wo sie weniger gesehen wird und vor Nachstellungen geschützt ist. Wenn das Kameel jetzt in Nordafrika das Rind verdrängt hat, so braucht das noch nicht aus klimatischen Gründen geschehen zu sein, sondern es erklärt sich aus den wechselnden Lebensbedürfnissen der Völker, welche nach einander diese Räume bewohnten. Auch ist hingänglich bekannt, daß der Wille des Menschen oft genug Thiere und Pflanzen in anderen Klimaten einheimisch gemacht hat. Die Verbreitungsgrenze der Dattelpalme war im Alterthume genau dieselbe, wie in der Gegenwart; der Oelbaum liebte und mied damals dieselben Regionen, die auch wir als Siedelungsstätten dieses nützlichen Gewächses kennen oder aber als Oertlichkeiten, wo die Pflanze trotz sorgsamster Pflege über kurz oder lang zu Grunde geht. Ein Gleiches ist vom Weinstocke zu sagen, und die zur Zeit für Italien zwar noch nicht völlig beendeten Untersuchungen über die

[1]) Vergl. Annalen der Hydrographie &c. 1888, Heft II, S. 55 bis 67 und den Auszug hierüber im 54. Bande des „Globus“ (S. 55 ff.).

Erntetermine lassen schon jetzt die Annahme einer Klimaänderung nicht zulässig erscheinen. In Griechenland sprechen sich diese Untersuchungen vielmehr für eine große Beständigkeit der Witterungsverhältnisse aus. Der von Nissen durch ein reiches historisches Material gestützte Satz, daß die Winter im alten Rom kälter gewesen seien, hat sich trotzdem vor neueren Nachprüfungen nicht stichhaltig erwiesen. Die häufig erwähnte Thatsache von der konstanten Sommerhöhe der Nilhochwasser will vielleicht weniger bedeuten, als es ursprünglich den Anschein hat; denn gerade dieser Strom ist nach seiner ganzen Anlage meist von wesentlich anderen Einflüssen abhängig, als von dem Wetter im Gebiete seines Unterlaufes. Ein völlig unverdächtiger Zeuge ist indessen der Schott el Dscherid in der algesisch-tunesischen Depressionszone, der immer, so weit wir Kunde über ihn haben, ein Salzsee gewesen ist mit derselben dürftigen Wassermenge. Aus den Ruinenfeldern an seinem Rande ist weder ein Ab- noch ein Zunehmen seit der Römerzeit zu ersehen; indeß liegt noch ein alter römischer Brunnen mitten im See — an der Straße, die damals das Becken durchschnitt —, und alles um ihn her zeugt für ein Gleichbleiben der Zustände. Der Verlust an Fließwasser in Nordafrika ist nach Professor Partsch weniger auf eine Klimaänderung als auf das Verschwinden der ehedem hier ansässigen Ackerbauvölker und die Einwanderung nomadisirenden Araber zurückzuführen, welch letztere für die gewissenhafte Erhaltung und Pflege des Wassernetzes kein Bedürfniß hatten. Ein ferneres, sehr gutes Beispiel giebt uns das Todte Meer, an dessen steilen Ufern merkliche Verschiebungen des Oberflächenspiegels sofort tiefgreifende und auffällige Umgestaltungen nach sich ziehen mußten, indem eine Hebung die Halbinsel Lîsân zur Insel, eine Senkung aber den feuchten Südzipfel zur dürren Steppe verwandelt hätte. Im Allgemeinen ist es also unwahrscheinlich, daß in historischer Zeit eine klimatische Veränderung in den Mittelmeerländern stattgefunden hat; allein was bedeutet diese durch menschliche Zeugnisse engbegrenzte Spanne in der Geschichte der Erde, in der 1000 Jahre sind wie ein Tag. — Der Vortrag des Professor Dr. Günther aus München über „die Lehre von den klimatischen Schwankungen bei den Forschern des 18. Jahrhunderts“, wurde aus Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit zurückgezogen, und aus demselben Grunde sprach Dr. Götz aus München nur ganz kurz über „die dauernde Abnahme des fließenden Wassers auf dem Festlande“. Redner ist der Ansicht, daß eine allerdings sehr langsame, aber stetige Verminderung des Wassers vor sich gehe. Atmosphärische Gründe, wie z. B. stärker gewordene Verdunstung, austrocknendere Wirkung der Luftströmungen, die Verschiebung der Baumgrenze und endlich oft auch die Kulturarbeit des Menschen, dessen Ackerfelder immer mehr Feuchtigkeit brauchen, erzeugen eine Verringerung der Quellen und Bäche. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Das Gran Chaco und seine Flüsse.

Das Gran Chaco, jenes weite Tiefland Südamerika's, welches nördlich von den Pampas zwischen den Parana-Paraguay und den Ostfuß der Anden eingeschaltet ist, hat nach Kapitän J. Page, der ihn kürzlich bereiste, eine Ausdehnung von etwa 466 000 qm und würde demnach beinahe so groß wie das Königreich Spanien sein. Vom 29° s. Br. bis über den südlichen Wendekreis reichend, gehört er größtentheils zur Republik Argentinien; nur etwa ein Drittel befindet sich im Besitze der Republik Paraguay. Die nördliche und die mittlere Abtheilung des „großen Jagdgebietes“ steigt ganz unmerklich vom Paraguay nach Bolivia hin an und enthält zahlreiche und ausgedehnte Sümpfe und Dschungeln, die ihrerseits von vielen kleinen Wasseradern entwässert werden. Nur am Paraguay giebt es eine Reihe niedriger Erhebungen, welche die weite Ebene in angenehmer Weise unterbrechen. Die beiden genannten Abtheilungen sind gut bewaldet, und zwar in der Weise, daß große Palmenbestände stets die den Ueberschwemmungen unterworfenen Distrikte bezeichnen. Am Norduser des Rio Vermejo steigt das Land in merklicher Weise an und bildet so eine Art Wall, der den Gewässern dieses Flusses ihren Weg nach Osten vorschreibt. Die südliche Abtheilung des Gran Chaco, das „Chaco Austral“, welche an natürlichen Reichthümern die beiden anderen Teile übertrifft, steigt vom Parana aus stufenweise an und wird von mehreren kleinen Flüssen durchschnitten, welche schon jetzt als Wasserwege den hierher kommenden Ansiedlern nützliche Dienste leisten. Bei etwa 25° 40′ südl. Br. tritt insofern eine Aenderung in der Bodenbeschaffenheit ein, als von da an das Land sich nach dem Thale des San Francisco-Flusses senkt, der von SW kommend, seine Gewässer zum Vermejo sendet. An diese Senkung schließt sich eine ausgedehnte Depression an, die, jährlichen Ueberschwemmungen unterworfen, den Raum zwischen dem 61. und 62. Grade westl. L. v. Gr. ausfüllt. Der nordwestliche Theil des Chaco Austral — an der Grenze der Provinz Salta gelegen — ist zur Zeit noch unerforscht und gilt wegen seiner ausgedehnten Urwälder als undurchdringlich. Die beiden Flüsse, welche einander parallel, bei einer durchschnittlichen Entfernung von 330 km, in der Richtung von NW nach SO das Gran Chaco durchschneiden und in den Paraguay münden, sind der Pilcomayo und der Vermejo; beide schmale Gewässer von sehr gewundenem Laufe und fast ohne Nebenflüsse. Der nördlichere von ihnen, der Pilcomayo — Piscumayu in der Quichua-Sprache, und „Vogelfluß“ bedeutend — hat dunkles, bisweilen bräunliches Wasser, das des Vermejo, oder des „Rothen Flusses“ dagegen ist röthlich gefärbt. Ein weiterer Unterschied dieser Parallelflüsse besteht darin, daß der Vermejo eine weit größere Masse von Sinkstoffen mit sich führt, als der Pilcomayo. Die Detritusmassen des ersteren sind in der That enorm. Kapitän J. Page nimmt an, daß die gewaltige Erosionsthätigkeit des Vermejo, welche eine beständige Aenderung in der Uferbildung zur Folge hat, bis zu einem gewissen Grade durch einen bemerkenswerthen Salzgehalt seines Wassers begründet wird. So werden ganze Bänke auf einmal weggerissen, welche, weiter unten wieder abgesetzt, sich bald mit üppigem Grün bedecken. Der Pilcomayo ist zum großen Theil noch unerforscht. Die vollständig unbekannte Strecke seines Laufes liegt zwischen 61° und 62° westl. L. v. Gr. und zwischen 22° und 23° südl. Br., d. h. an der Stelle, wo die Gebiete der drei Republiken Argentinien, Bolivia und Paraguay an einander stoßen. J. Page ist der Meinung, daß die beiden Flüsse in Zukunft einmal eine wichtige Rolle im Binnenverkehre Südamerika's spielen werden. Doch will uns diese Ansicht, zumal bezüglich des Vermejo, etwas zu optimistisch erscheinen. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Professor J. Taupin aus Saigon hat eine ausgedehnte Forschungsreise in dem unteren Laos-Lande beendet. Im Oktober 1887 von genannter Stadt ausgehend, hat er zuerst die siamesische Provinz Siem-Reap besucht und zahlreiche Denkmäler der Khmer-Kultur — besonders die von Angkor — photographisch aufgenommen, dann hat er das Waldnetz von Unter-Laos bis Ubon durchkreuzt und im letzteren Orte sieben Monate zugebracht, um die eigenartige Laossprache, die von vier Millionen Menschen gesprochen wird, ebenso wie die Laos-Schrift genauer zu untersuchen. Nebenbei hat er auf seiner Reise ein Flußnetz von 1000 km Länge aufgenommen, naturhistorische und meteorologische Beobachtungen gemacht, Versuche mit der Akklimatisation europäischer Pflanzen gemacht rc.

Afrika.

— Dem Engländer Daniel J. Rankin soll es gelungen sein, einen schiffbaren Mündungsarm des Zambesi aufzufinden, der auch zur Zeit der tiefsten Ebbe drei Faden Wasser hat und die Anlage eines guten und sicheren Hafens gestattet. Da der Quaqua, an dem Quilimane liegt, bei Mazaro sich nur durch eine schmale und seichte Wasserrinne als ein Mündungsarm des Zambesi bekundet, und der Waarentransport von ihm nach dem Zambesi auf einer Strecke über Land erfolgen muß, so würde darin eine wichtige verkehrsgeographische Entdeckung liegen, die kaum verfehlen könnte, günstig auf die Entwickelung des portugiesischen Kolonialbesitzes in Südostafrika einzuwirken, und die zugleich auch den Bestrebungen der „African Lakes Company" zu gute gehen könnte. Der Hafenplatz Quilimane freilich dürfte davon leicht üble Folgen verspüren, da die ostafrikanische Dampferlinien alsdann wahrscheinlich statt im Quaqua im Tschinde — das ist der Name des fraglichen Zambesi-Armes — anlegen würden. — Bei der in Frage stehenden Entdeckung ist aber in jedem Falle zu berücksichtigen, daß die Tiefenverhältnisse in den einzelnen Mündungsarmen des Zambesi beständigen starken Veränderungen unterworfen sind, und daß der schiffbare Tschinde — der wahrscheinlich identisch ist mit dem Inhaombe — binnen kurzem wieder dermaßen versanden könnte, daß er zur Schiffahrt untauglich würde. Wahrscheinlich hat erst die starke Strömung irgend eines Hochwassers der letzten Jahre die tiefe Rinne geschaffen.

— Die Portugiesen sind eifrig am Werke, die durch die Cardoso'sche Nyassa-Expedition errungenen Erfolge (vergl. S. 223) zur Befestigung ihrer Stellung in der Seengegend weiter auszunutzen. So steht Lieutenant Leal, der nach Cardoso's Rückkehr mit einem Truppenkörper am Nyassa zurückgeblieben war, gegenwärtig im Begriffe, in dem Lande des Häuptlings Migorde, nahe dem Südende des Sees, eine feste Station anzulegen. Die Interessen der englischen „Lakes Company", die südlich vom Nyassa ihre Stationen Matope und Blantyre hat, erscheinen dadurch natürlich in sehr empfindlicher Weise berührt.

— Kapstadt, das bisher nur über Perim und Zansibar mit Europa telegraphisch verkehrte, hat vor kurzem noch eine Kabelleitung via Freetown, Loanda und Mossamedes erhalten. Dadurch ist zugleich auch Deutsch-Südwestafrika (vermittelst der Stationen Walfischbai und Angra Pequena) in den transozeanischen Telegraphenverkehr hineingezogen worden. Bis Loanda war das westafrikanische Kabel bereits im Jahre 1886 geführt.

Australien und Polynesien.

— In augenscheinlichem Zusammenhange mit dem geplanten australisch-kanadischen Telegraphenkabel (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 192 und Bd. 55, S. 16) hat das Kriegsschiff „Rapid" neuerdings auch den östlich von Samoa gelegenen Suworoff-Archipel für England in Besitz genommen. Korallinen Ursprungs, niedrig, klein und ohne Trinkwasserquellen, sind diese Inseln an und für sich ein wenig verlockender Besitz. Durch das umgebende Korallenriff führt aber ein tiefer Kanal in die Lagune hinein, so daß sich füglich ein brauchbarer Hafen schaffen ließe, und ebenso wie die im vorigen Jahre von den Engländern annektirten Inseln Christmas und Fanning liegen die Suworoff-Inseln an der geraden Linie von Neuseeland nach Vancouver. Bewohnt sind die Inseln nicht, dagegen sind sie mit Gebüsch und Kokospalmen bewachsen und bis zu einem gewissen Grade anbaufähig. Trinkwasser wird man sich durch Cisternen verschaffen müssen, so wie es in anderen Gegenden Polynesiens und Australiens bekanntlich auch geschieht.

Bücherschau.

— Noack, Prof. Dr. Th., Beiträge zur Kenntniß der Säugethierfauna von Süd- und Südwestafrika. — Sep.-Abdr. aus den Zoolog. Jahrbüchern IV, 167 S. mit 3 Tafeln. — Diese auf die Sammlungen des Herrn Hesse in Banana, am Kongo, und Dr. Schinz in Südwestafrika gemachten Sammlungen bietet auch in zoogeographischer Beziehung ein bedeutendes Interesse, da die Frage, ob Ost- und Westafrika zu einer Provinz zu vereinigen sind oder nicht, und wo die Grenze zu ziehen, immer noch der Lösung harrt. Wichtig ist die Entdeckung eines neuen Schuppenthieres, das sich gewissermaßen zwischen die bis jetzt getrennten afrikanischen und asiatischen Arten der Gattung Manis hineinstellt.

J. von Benko, Reise S. M. Schiffes „Albatros" nach Südamerika, dem Kaplande und West-Afrika. Pola 1889. — Wie seiner Zeit die österreichische Korvette „Zriny", so benutzte auch das Kanonenboot „Albatros" seine ausgedehnte Uebungsfahrt in dem Südatlantischen Ozeane zu allerlei wirthschaftsgeographischen Beobachtungen und Erkundigungen. Ueber dieselben wird in dem vorliegenden Bande eingehend Bericht erstattet. Bei dem hohen handelspolitischen Interesse, das die berührten Gebiete — Marokko, Brasilien, Uruguay, Argentinien, Kapland, Angola, der Kongostaat rc. — heute in Anspruch nehmen, wird das Buch nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich zu ziehen. Insbesondere kann ihm der deutsche und österreichische Kaufmann manchen nützlichen Wink entnehmen.

Hierzu eine Beilage der „Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland".

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

(Fortsetzung.)

Das übertriebene Urtheil Warburtons, laut dessen das ganze Innere des australischen Festlandes als Wüste zu betrachten sei, weist schon Behm 1876 zurück, indem er mit Recht betont, daß von Queensland und Neu-Süd-Wales doch nur einiges Gebiet an der Westgrenze so zu bezeichnen sei und auch im Inneren des südaustralischen Gebietes zu bedeutende Ausnahmen dieser allgemein hingesprochenen Bezeichnung widerstritten [1]). Friedrich Ratzel bemerkt in der Völkerkunde [2]): „Das Beiwort „wüstenhaft“ sagt für Australien auch darum zu viel, weil vorwaltend die Wirkung der Dürre bei der Steppenbildung stehen bleibt und verhältnißmäßig wenig saharaähnliche Wüstengebilde als Extrem der Steppe auftreten.“ In die Steppe hinein sind auch hier Oasen gestreut, Erdflächen, welche auf größere Strecken hin von fruchtbaren Graswiesen bedeckt und von besseren Bewässerungsverhältnissen begünstigt sind. Die ausgedehnte Denison-Ebene, welche Frank Gregory am Sturt-Creek entzückte, glaubte auch Alexander Forrest 1879 viel weiter nördlich am Ordflusse noch berührt zu haben. Die äußerst fruchtbaren Gebiete um die Mc Donnell-Berge im Centrum des Landes werden von allen Erforschern, welche sich dort aufhielten, hoch gerühmt. Aber nicht alle Oasen des Inneren weisen den Umfang der eben genannten auf. Sie messen oft ganz geringes Areal, aber es bleibt doch Thatsache, daß sie sich weit ins Gebiet des Scrub und Spinifex hinein verbreitet finden. Ueber die Oase Ularring (29° 35′ südl. Br. und 120° 31′ 4″ östl. L.) läßt sich Giles in folgenden Worten, die so recht den Gegensatz von Oase und Umgebung zur Geltung bringen, vernehmen [1]): „Auch hier in dieser furchtbaren Wüste, dieser heulenden Wildniß — „this antre wast and desert wild“ — finden wir Stellen aus solidem Felsen ausgehöhlt, wo die mächtige Grundlage der runden Welt bloßliegt, damit die niederen Organismen von Gottes Menschen-Familie den ihnen geeigneten Unterhalt finden können, aber der Fluch, daß sie ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen sollen, muß gegen sie mit furchtbarer Wirkung ausgesprochen sein.“ Sehr schönes Gras traf Forrest am Warburton-Berge, also mitten im Lande, noch innerhalb des gewaltigen Spinifexmeeres, dessen Ostgrenze er auf den 128. Längengrad verlegt [2]).

Die Creeks sind, wie sich voraussagen läßt, vor allen Dingen die Schöpfer und Erhalter solcher Grasoasen. Oft genug trafen die Forscher dieselben als Zierde der Ufer einer Wasserrinne, deren Wasser allerdings nur allzu häufig versiegt war. Nahe an eine englische Meile weit, die Ausdehnung der Ueberschwemmungen andeutend, erstreckte die Grassteppe sich an einem solchen trockenen Creek, den Gregory am 7. Februar 1856 erreichte [3]). Man kann sich die

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 35.
[2]) Völkerkunde II, S. 8.

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 257.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1875, p. 277.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 48.

freudige Ueberraschung malen, welche jeden Forscher befiel, der lange Tage und Wochen mit nichts als der Bekämpfung widerwärtigsten Pflanzenwuchses sich abplagen mußte, und nun plötzlich eine Stätte, mit Gras und Wasser gesegnet, in der Einöde trifft. A. Forrest nennt einen solchen Platz gelegentlich[1]) ein „Paradies für seine entkräfteten Pferde". Warburton traf auf seiner an Noth und Entbehrungen mehr als reichen Wüstenwanderung mitten in Sand und Stachelgras bei Mount Wedge zwei reizende Thalschluchten, deren freudeerregende Wirkung auf ihn man sich leicht denken mag, wenn man liest, er habe sie nach dem Namen seiner beiden Patrone getauft[2]).

In den von Feuchtigkeit begünstigteren Küstenstrichen erheben sich über die Grasmatten hohe, oft ganz gewaltige Bäume, nicht eng gedrängt, so daß sie ein schattendichtes Dach zu wölben vermöchten, sondern licht von einander gerückt. Besonders Eukalypten (gum-trees) stechen hervor, und diese dringen auch ins Herz des Landes hinein und breiten hier zumeist an der Seite der Creeks die glanzlosen, graublau belaubten Zweige aus. Sie gedeihen nur an feuchten Stätten, vermögen indeß auch der Trockniß lange Widerstand zu leisten, wodurch sie bei ihrer Eigenschaft, Wasser in den Geweben aufzuspeichern, gleich den Knollen und Zwiebeln der unter die Gramineen der Grassteppe gemischten Orchideen und Liliaceen von hoher Wichtigkeit für die tiefinneren Gebiete werden.

Nähern wir uns nun, nachdem in großen Zügen das Bild der Vegetation entworfen, wie es dem klimatischen Zustande entsprechend sich gestaltete, den Menschen, welche in diesem Gebiete ihre Heimath erkennen.

Die Unregelmäßigkeit und geringe unzureichende Menge des Niederschlages gelten, wie wir sahen, als Urheberinnen der australischen Steppenbildungen, und sie sowie dieses ihr Produkt, üben ihre wirksame Gestaltungskraft auf das Wesen, das Thun und Treiben des in ihrem Kreise wohnenden Menschen aus, den wir als Nomaden sein Dasein führen sehen. Der Nomadismus ist die Wirkung der Naturäußerungen, die Wirkung der Unmöglichkeit zunächst Ackerbau zu treiben, und sich an die Scholle bindend, seßhaft zu werden. Der Ackerbau verlangt in erster Linie einen geregelten, regelmäßigen und natürlich genügenden Zufluß von Feuchtigkeit — und diese Hauptbedingung — ich habe es zur Genüge erörtert — wird hier nicht erfüllt. Nicht nur indirekt treibt aber der Wassermangel den Australier zu beständigem Wechsel seines Wohnortes — dadurch nämlich, daß er den Getreidebau verhindert — sondern auch direkt. Wasser ist für Pflanzen sowohl als Menschen ein gleich nothwendiges Existenzmittel. Was also ist die Folge davon, wenn wir es hier nicht nur in Regellosigkeit zufließen, nein, wenn wir außerdem noch das Zugeflossene schnell versickern, vor allem durch die Hitze und Trockenheit der Luft aus Quellen, Brunnen, Thonlöchern und aus den leichten Vertiefungen der Bodenfläche überall in raschester Weise verdunsten sehen? Es bleibt nur eine Antwort: häufiges Wandern, um beim Versiegen des einen Wasservorraths einem neuen sich zuzuwenden.

Aus der Ungewißheit, für die an einem Platze zur Neige gegangene oder zur Neige gehende Flüssigkeit an einem anderen Ersatz zu finden, mußte sich, wie aus jeder dauernd wirkenden Verarmung im Laufe der Zeit besonders in den centralen Theilen des Landes, die in dieser Beziehung ja, wie gezeigt, am schlimmsten daran sind, eine auf Wasser bezügliche Bedürfnißlosigkeit entwickeln, die man nicht etwa Sparsamkeit nennen darf. Aus dieser mag sie schon hervorgegangen sein. Waschen giebt es für den australischen Eingeborenen nicht. Er braucht sein Wasser auch nicht zum Kochen. Allein zum Trinken, zur Löschung des Durstes dient es ihm. „Daher," sagt Greffrath[1]), „reicht ein Felsenloch mit 30 oder 50 Gallonen Wasser auf längere Zeit für eine Anzahl Eingeborener hin, während europäische Reisende mit Kameelen und Pferden kaum für einmal daran genug haben". Dieser Bedürfnißlosigkeit gesellt sich hohe Sorgfalt, das edle Naß so gut als möglich vor der zehrenden trockenen Hitze zu beschützen. Einmal kann man temporäre Lachen durch Eindämmung permanent machen[2]), und dann bedeckt man auch die Felswasserlöcher mit Steinen oder Büschen[3]). Die Vertheilung dieser Felswasserlöcher durch den Kontinent giebt zu denken. Forrest nennt sie natürliche Höhlungen in einem Felsen, worin sich das Regenwasser fängt. Sie sind bisweilen sehr umfangreich, öfter allerdings sehr klein. Das seltsame in der Verbreitung ist nun, daß diese Behälter nur in einem an Flüssen armen und an Quellen sehr spärlich gesegneten Gebiete, also im Innern vornehmlich anzutreffen sind. „Wenn man", sagt Forrest[4]), dem das Verdienst gebührt, hierauf unsere Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, „in einem Gebiet sich befindet, welches reich an Flüssen und Quellen ist, findet man nie oder wenigstens kaum je ein Felswasserloch, obgleich zahlreiche Felsen und ebenso Plätze für die Behälter vorhanden sind; andererseits trägt, wenn man in einem quell- oder flußlosen Lande verweilt, jedes Stück bloßliegenden Felsbodens diese Behälter. Sie befinden sich sowohl im Granit, im Kalkstein entlang der ganzen Australischen Bucht als auch im Wüstensandstein Centralaustraliens, und sind in Australien eine Eigenthümlichkeit schlecht bewässerter Gegenden". Forrest's Meinung widerstreitet dem, daß etwa künstliche Anlagen der Eingeborenen in diesen Receptakeln zu erblicken wären. Aber woher schreibt sich dann die eigenthümliche Begrenzung ihrer Verbreitung? Vielleicht ergiebt doch eine eingehendere Prüfung, die uns bis jetzt zu fehlen scheint, daß wir es hier mit einem Produkt von der Hand Eingeborener zu thun haben. Dann hätten diese auf solche Weise selbst die Möglichkeit, Wasseransammlungen auf ihren Wüstenwanderungen zu treffen, zu vergrößern gewußt. Forrest mag sich bemüht haben, von den Eingeborenen selbst über den Ursprung der Löcher aufgeklärt zu werden, und, weil er diesen am Ende selbst dunkel war, glaubte er sie als eine natürliche Bildung auffassen zu müssen. Ein solcher Schluß würde indeß noch nicht berechtigt sein. Die Wasserlöcher können in einer Zeit von den Australiern geschaffen sein, wo ihre größere Kopfzahl (bekanntlich sind sie heute fast in der ganzen Erstreckung des Kontinentes im Aussterben begriffen) sie auf die Erfindung dieser künstlichen Wasserfänger führte. Als dann die Zahl zusammenschrumpfte, schwand auch die Nothwendigkeit neue Löcher auszutiefen. Die Tradition belastete sich nicht mit der Kunde von dem Werke der Vorfahren, es wurde vergessen, wie so mancher geschickte Handgriff zur Anfertigung von Dingen, den des Europäers fertige, leicht zu erhandelnde Waare vielleicht unnöthig machte.

Sollte es den Eingeborenen nicht gelingen, mit Hülfe dieser Löcher und ihrer Brunnen Wassers habhaft zu werden, so sind sie darum dem Verdürsten noch nicht geweiht. Es giebt zunächst Früchte, deren Genuß angenehm erfrischend wirkt. Das dürften in erster Linie die der Quandong-Bäume (Santalum Preissianum) sein. Giles fand diese in der wasserlosen Umgebung des Mount Udor [23° 14′ südl. Br.

[1]) Geogr. Mittheil., 1872, S. 231.
[2]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Berlin 1875, S. 339.

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Berlin 1875, S. 338.
[2]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 33.
[3]) Journ. Anthrop. Inst., V, p. 320.
[4]) Ibid., p. 320.

und 130° 32′ östl. L.] [1]) und Gosse, der hier ebenfalls mit Wassernoth kämpfte, thut ihrer auch Erwähnung [2]). Forrest erwähnt die wohlthuenden kleinen, bleikugelähnlichen Früchte der Ficus platypoda aus dem Innern des Erdtheils [3]). Ein schlimmes Zeichen für den Reisenden liegt in der Entdeckung von aufgehäuften, zerbrochenen Wurzeln. Es deutet das auf wasserlose Gegenden. Die Eingeborenen entfernen sich nämlich bisweilen weit von ihren Wasserplätzen, und dann helfen sie sich mit den Wurzeln einer weit verbreiteten Eukalypten-Art, des sogenannten Mally-Scrub [Eucalyptus dumosa] [4]). Sie brechen dieselben in fußlange Stücke und stellen sie auf das Ende in eine hölzerne Schale, wodurch das in ihren Geweben aufgespeicherte Wasser zum Aussickern gelangt. Auch die Wurzeln anderer Bäume werden sehr häufig zu diesem Dienste herangezogen [5]). Ich will hier an die Thatsache erinnern, daß auch andere Steppen- und Wüstengegenden durch den Besitz gewisser Pflanzen den Mangel an Wasser zu ergänzen vermögen. Da giebt es in der Kalahari z. B. die eben deshalb so überaus wichtige Liroschua oder Tschappa, deren Wurzelknollen, laut Baines' Mittheilung sogar bis zu ein Meter Länge und nicht viel geringerer Dicke anschwellend, ein milchiges, saftreiches, kühles Mark in dicker Rinde birgt. Baines urtheilt, daß das Kauen auch nur eines Stückchens davon erfrischender sei, als das Trinken einer noch so großen Wassermasse. Ohne Zweifel spielt auch die Thaubildung, wo sie stattfindet, in der Wasserfrage der Eingeborenen bei ihrer Anspruchslosigkeit eine Rolle. Starker Thau fiel z. B. Anfang September 1879 auf Alexander Forrest's Ritt vom Victoria nach der Telegraphenlinie und gewährte seinen Pferden, da Wasser nicht zu entdecken war, wenigstens einige Erquickung [6]).

Auch der bei der Jagdweise der Eingeborenen gewiß rasch abnehmende Beuteertrag eines Gebietes muß als Agens zum Nomadismus betrachtet werden. Wo der Australier sich gerade mit seinen Genossen oder seiner Familie an einem Creek, an einem Wasserloch, an einem Fluß niederließ, dort betreibt er seine Jagd. Im Nordwesten brennt man das Gras rings um solche Wasserplätze nieder, an denen Spuren auf den Besuch von Känguruhs deuten [7]). Diese werden vom Feuer umzingelt und, wenn sie den flammenden Ring fliehend, durchzubrechen suchen, von den lauernden Jägern erlegt. Geradeso bemächtigen sie sich vielfach — auch Fallen dienen dazu — der Wallabis, einer Halmaturus-Art, welche im Spinifex zu wohnen pflegt. Auf diese Manier geht mit einem Schlage an einem Platze ein zahlreiches Wild zu Grunde — oft gewiß mehr als verzehrt werden kann. Von einem Aufbewahren des Fleisches berichtet keiner der Erforscher. Das dürfte auch bei den starken Hitzegraden dieser Gegenden nicht räthlich sein, mögen die Eingeborenen das Fleisch braten oder nicht. So beschränkt die Hitze auch in dieser Hinsicht das Verweilen an einem bestimmten Orte.

Auch andere Nahrung unterstützt vermuthlich die wandernde Lebensweise. So dürfte die Zeit, wo eine gewisse Leipoa-Art zum Brüten schreitet — der beliebten Eier dieser Vögel wegen, Lowan-Eier genannt — die Eingeborenen in die Nähe von ihnen besonders reich benisteter Stätten locken. Immer aber wird zunächst, auch bei der Wahl der an Pflanzennahrung gesegneten Grasplätze zum Aufenthalt, der

[1]) Geogr. Mittheil., 1873, S. 186.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 363.
[3]) Journ. Geogr. Soc., 1875, p. 280.
[4]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 412.
[5]) Journ. Anthrop., Inst. V, p. 320.
[6]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 129.
[7]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 151.

Wasserreichthum der zu wählenden Gegend entscheidend sein, will man sich nicht mit Mally-Wurzeln zufrieden stellen. Wasser ist das Lebenselement der Australier: von seiner Menge hängt Reichthum oder Armuth, schnellerer oder langsamerer Gang ihrer Wanderungen ab, und die Unregelmäßigkeit seines Zuflusses, sie — ich wiederhole es — ist die Grundursache der sie beherrschenden Ruhelosigkeit des Nomadenlebens.

In gewissen Küstenstrichen, so wird man einwerfen können, ist ja aber der Wasserzufluß geregelter, stetiger. Warum gab auch hier kein Eingeborener sich dem seßhaften Verweilen an einem Orte hin und schritt in kulturlicher Beziehung zum Betrieb von Pflanzen- und Viehzucht fort? Es wäre schon, wenn auch unter erschwerten Umständen, möglich gewesen zu pflanzen. Es bedurfte noch nicht einmal der Einführung fremdländischer Kulturpflanzen. Solche bot die Flora des eigenen Landes dem Australier. So fand Frank Gregory in Nordwest-Australien in der Gegend der großen Küstenströme Ashburton und De Grey große Melonen, Wassermelonen, einen kleinen Kürbis, wilde Feigen und Pflaumen [1]). Derselbe sah 1856 bei ungefähr 18½° südl. Br. am Sturt-Creek wilden Reis und Hirse in beträchtlicher Menge in feuchten Höhlungen [2]). Mehrere Mehlkörner tragende Pflanzen ferner sind einheimisch. Wie viele Wurzeln schließlich — ich erinnere, daß Grey für Südwest-Australien deren 21 verschiedene (von Dioscoreen, Orchideen, Farnkräutern, einem Rohrgras u. a.) neben vier Arten von Gummi oder Harz, sieben Pilzen, Sago- und Zamiafrüchten, den honigreichen Blüthen der Banksien aufzählt — dienen als gute Nahrung! An eigentlichen Ackerbau, wie wir ihn betrieben zu sehen gewohnt sind, denke ich nicht. Aber es ist bemerkenswerth, was Lefroy, ein Kenner und Erforscher Südwest-Inneraustraliens, über dieses Gebiet sagt [3]): „Bedenkt man die Bemerkungen Darwins über die verschiedenen Wirkungen einer bestimmten Regenmenge in den trockenen inneren Provinzen des nördlichen Chile und in den feuchten Küstendistrikten der südlichen Provinzen jenes Landes, so wird man nicht befürchten, daß der geringe jährliche Niederschlag, der meiner Ansicht nach diesem Distrikte zu Theil wird, sich als ungenügend für die Zwecke eines künftigen hoch produktiven Ackerbaues und für die Bedürfnisse zahlloser Schaf- und Rinderheerden erweisen werde." Die Kultur unserer Getreidepflanzen, ihre Akklimatisation, hat bis jetzt allerdings nur wenig Siege in Australien zu verzeichnen gehabt. Nur in Tasmanien und in Queensland, an der tropischen Nordostküste, waren Erfolge errungen, dem Passat zu danken, der dort vom Meere kommend den bewaldeten Gebirgen entlang weht und regelmäßige Niederschläge erzeugt [4]). Vielleicht kann eine solch regelmäßige Befeuchtung einmal durch die Beförderung des im Erdboden in gewissen Tiefen schlummernden Wassers über die Oberfläche erzielt werden. Die Brunnen der Eingeborenen, welche bis ins Innere hinein anzutreffen sind, beweisen das Vorhandensein solchen Tiefenwassers. Gosse [5]), Alexander Forrest [6]), W. Wills [7]) setzten sich durch nicht allzu tiefes Graben in den verschiedensten Gegenden in Besitz des kostbaren Elementes. Wills erlangte dasselbe z. B. durch 13 Fuß tiefes Graben. Stuart äußert von der Sturt-Ebene, die ihm 1861 das Durchdringen nach dem Victoria unbezwinglich wehrte, er glaube, man würde an

[1]) Ratzel, Anthropo-Geographie, S. 375.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 55.
[3]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 296.
[4]) Grisebach, Vegetation der Erde II, S. 204.
[5]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 361.
[6]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 128.
[7]) Geogr. Mittheil., 1884, S. 154.

vielen Stellen der Ebene in mäßiger Tiefe auf Wasser stoßen [1]). Im „Globus“ lesen wir [2]): „Am 15. Juli ist in Cowards Springs, ungefähr 65 Meilen westlich von Hergott und 10 Meilen südwestlich vom Lake Eyre entfernt, eine Quelle mit ungeheurem Wasservorrath angebohrt worden. In 308 Fuß Tiefe wurde das Wasser mit dem Diamantbohrer angeschlagen, welches sofort herausströmte, alles überschwemmte und in einer Menge von 12 000 bis 14 000 Gallonen in der Stunde oder etwa 300 000 Gallonen im Tage ausfloß. Am anderen Tage erreichten diese Zahlen jedoch schon die Höhe von 40 000 für die Stunde, also etwa eine Million für den Tag.“ Favenc schreibt kürzlich erst ganz begeistert [3]): „Wasser wurde bei 572 Fuß tiefem Bohren angetroffen und bis zehn Fuß hoch an die Oberfläche gehoben, und auf dem Kallara, wo es bis 26 Fuß über die Oberfläche stieg, traf man es in 144 Fuß Tiefe. Wasser wird sich also wahrscheinlich fast überall in einer Tiefe von 600 Fuß finden lassen, und ein beträchtlicher Theil der schwach bewässerten Ebenen des Innern wird zu seiner höchsten Leistungsfähigkeit vermittelst Bohrens zu bringen sein.“ Wenn die Ausnutzung dieses Tiefenwassers im Erdreich den ertraggesegneten Anbau von Getreidepflanzen etwa doch nicht allein zum Gelingen zu fördern mächtig sein sollte, so bleibt doch noch ein großer Nutzen, den es unzweifelhaft bringen würde — die Kräftigung der Weiden nämlich und die damit zusammenhängende Vergrößerung der Viehzucht australischer Kolonisation. Auch eine andere oberirdische Erscheinung ist hier von kultureller Wichtigkeit, nämlich die Neubildung von Seen in feuchten Jahreszeiten und selbstredend auch die Vergrößerung schon vorhandener in solchen Regenperioden, wie Dempster sie östlich von Lake Austin vermuthete. Man hat das Auftreten solcher oft immensen Wasseransammlungen zur Schaffung künstlicher Seen benutzt, wie in Südaustralien. Einmal gefüllt halten diese Reservoirs einen Wasservorrath für Jahre. Mit Recht hören wir Friedrich Ratzel sagen [4]): „Die Erhaltung der Seen, ja selbst die Schaffung neuer ist eine der vornehmsten Aufgaben der Kultivirung Australiens geworden.“ Mit dem Wachsen der Lösung dieser Aufgabe wird auch die Vieh-, besonders die Schafzucht, für die der australische Boden sich bis jetzt als vorzüglich geeignet erwies, immer größere Ausdehnung gewinnen. Schon heute sind die Resultate überaus günstige. Bereits vor 25 Jahren schrieb Lefroy [1]): „In Australien haben wir täglich das Beispiel vor Augen, daß früher für unnahbar gehaltene Wüsten sich rasch mit größeren Heerden beleben.“ So ist es geschehen mit großen Länderstrecken südlich von Alice Springs. Ausgezeichnete Weide, gute Bewässerung und schönes Gras machen den Boden entlang dem Stephenson zu einem kostbaren, und auch im Norden der Mc Donnell-Kette — Warburton hebt es hervor — eignet sich das Land für Viehzucht [2]). Das wichtigste Resultat der Rückreise Stuarts 1861 sowohl wie der Hinreise war die Gewißheit, daß sich auf der ganzen Strecke zwischen Süd-Australien und den nördlichsten von der Expedition erreichten Gegenden das ganze Jahr hindurch genug Wasser und Futter selbst für große Heerden vorfindet [3]). Im Jahre 1862 ist vom Newcastle-Gewässer bis zur Südküste die große Anzahl Pferde Stuarts nur eine Nacht ohne Wasser gewesen, und erhielt auch dann schon am nächsten Tage solches [4]). H. Wichmann sagt kürzlich [5]): „Durch die Erforschung der Ländereien zu beiden Seiten der transkontinentalen Telegraphenlinie ist die Erschließung neuer Hilfsquellen durchaus nicht ausgeschlossen. Auf den Pfaden der Forscher sind die Heerdenbesitzer ins Innere vorgedrungen, und die Gebiete, in denen einst die Reisenden der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt waren, bieten heute Tausenden von Schafen gute Weide; fast überall, wohin die Kultur vordringt, weicht die Wüste zurück, und Scrub und Spinifex verschwinden bei Aussaat nahrhafter Gräser.“ Ich will darauf hinweisen, daß Burke und Wills in einem Gebiete verhungerten, welches heute von Schafheerden bevölkert ist, und welches all die physikalischen Eigenschaften besaß, die zur Deckung menschlicher Bedürfnisse von nöthen sind. Die Viehzüchter vermögen ihre Heerden deshalb so weit ins Innere vorzuschieben, weil ihnen die Gräser selbst mit einer Eigenthümlichkeit bei diesem Werke hohe Unterstützung gewähren. Selbst in trockenen Klimaten bewahren nämlich die Rasen einmal lange Zeit ihre lebhafte Farbe, und dann, wenn sie zuletzt dürr, bräunlich oder gelb werden, vermögen sie doch den Heerden noch genügende Nahrung zu gewähren, vorausgesetzt, daß die Niederschläge zur rechten Zeit eingetreten, worauf sie rasch aufs neue ergrünen [6]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 61.
[2]) Globus, Band 50, S. 383.
[3]) Favenc, The Hist. of Austral. Exploration 1788 bis 1888, p. 289.
[4]) Völkerkunde, II, S. 6.

[1]) Geogr. Mittheil., 1864, S. 297.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1875, S. 49.
[3]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 65.
[4]) Geogr. Mittheil., 1863, S. 151.
[5]) Geogr. Mittheil., 1887, S. 320.
[6]) Grisebach l. c., S. 212.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XVIII.

(Mit vier Abbildungen.)

Außer dem allgemein geschätzten gelben Marmor findet man übrigens noch mehrere vorzügliche Sorten: 1) den sogenannten numidischen, dessen veilchenblauer oder bräunlicher Grund mit gelben Punkten übersät ist und im ganzen ein düsteres Gepräge hat; 2) den rosafarbenen, der alle Farbentöne aufweist, vom lebhaftesten Rosenroth bis zum zartesten Rosa, und welcher hauptsächlich zu dekorativen Zwecken verwendet wird, wie zahlreiche, theils rohe, theils polirte Stücke beweisen; 3) den geaderten gelben, dessen schöner Grund mit braunen oder perlmuttergrauen Adern durchzogen ist; 4) den sogenannten Orientholz-Marmor, der in dem Gebiete der Luxusmöbelfabrikation eine große Zukunft hat; 5) den grünen Marmor von Schemtu, der einem gewissen Serpentinstein sehr ähnlich ist und der noch dunklere Adern hat als der Cipollin-Marmor. Dieser letztere, zweifelsohne einer der allerschönsten, wurde erst in den allerletzten Jahren entdeckt.

Der jährliche Erlös für tunesischen Marmor beträgt gegenwärtig gegen 700 000 Francs, und Schemtu ist nun

Ritt durch den tunesischen Korkeichenwald.

eines der ersten Unternehmen zur Ausbeute der mineralischen Reichthümer des Landes. Was kann dasselbe erst einbringen, wenn man sich entschließt, die vorhandenen Blei-, Silber- und Goldbergwerke, die ergiebigen Lager von Kohlen, sowie die umfangreichen Felsen von schwarzem Marmor und Gyps planmäßig auszubeuten? Aber erst, wenn einmal die schmalspurigen Eisenbahnen Wege bis in das Innerste des Landes hinein gebahnt haben werden, dürfte man von den diesbezüglichen Versuchen wirkliche Erfolge erwarten. Erst wenn einmal die rechte Ausbeute des Acker- und Weinbaues und der Viehzucht Hand in Hand gehen wird mit der planmäßigen Ausnutzung der reichen Bergwerke, würde dieses von der Natur so überaus reich ausgestattete Land, welches nur durch fortwährende Entvölkerung, durch lange Unglücks- und Hungerjahre, durch Kriege und feindliche Einfälle, sowie durch jahrhundertlange Mißwirthschaft so heruntergebracht werden konnte, wie es sich heute zeigt, wieder im Stande sein empor zu blühen. —

Soviel als möglich der römischen Heerstraße folgend, begaben sich die Reisenden nunmehr nach Tabarca. Fünf Kilometer von Schemtu verliert man die Spur der alten Straße, doch läßt sich ihre Richtung deutlich erkennen, denn es ist im Ganzen noch dieselbe, welche die Araber heutzutage einschlagen — wofür ein Meilenstein spricht, auf den die Reisenden nahe der Quelle von Aïn-Zaga stießen. Nicht weit davon liegt ein ziemlich ausgedehntes ehemaliges Dorf, Ruine Ed-Dekir genannt. Eine wasserreiche Quelle von wunderbarer Klarheit entspringt inmitten der Ruine unter einem römischen Bogen. Tief sprudelt sie aus dem antiken, mit den verschiedenartigsten Trümmern vollständig bedeckten Boden hervor. Leider findet sich jedoch unter all den Trümmern nicht ein einziges Denkmal erhalten. Nur bei Untersuchung der gleichfalls ganz zerfallenen Mauern, welche die gegenwärtig dort befindlichen arabischen Gärten umgeben, stieß man auf eine, jetzt im Louvre-Museum befindliche Inschrift, welche ein Gesetz über Privatgesellschaften enthält. Bekanntlich wurde das Vereinswesen im römischen Reich weniger geduldet als im heutigen konstitutionellen Westeuropa; nur Beerdigungs-Genossenschaften waren allenthalben gestattet. Kleine Handwerker, Arbeiter des gleichen Standes

Die Thermen von Tabarca.

oder Bewohner desselben Viertels hatten das Recht sich zu vereinigen. Jede dieser Beerdigungsgenossenschaften hatte ihren besonderen Versammlungsort, welchen man Curie nannte. Und so bestand in diesem kleinen weltverlorenen Dorfe, welches zu Schemtu oder Bulla Regia — den beiden großen Nachbarstädten gehören mochte — eine solche Vereinigung, und die aufgefundene Inschrift enthält die Satzungen dieser Gesellschaft. Der Anfang lautet: „Curie des Jupiter; am fünften Tage vor dem ersten Dezember, unter dem Consulat des Maternus und Atticus (185 n. Chr.). Möge diese Feierlichkeit gut und glücklich verlaufen!“ u. s. w.

Von Ed-Dekir wurde die Reise in nördlicher Richtung fortgesetzt. Bis Fernana gab es nichts besonderes zu verzeichnen. Die einzige Merkwürdigkeit des Ortes ist eine riesige Korkeiche. Ihr Stamm ist ganz ungewöhnlich stark, die Zweige sind regelmäßig am Wipfel angewachsen, und der Riesenstrauß, welchen sie bilden, ist nach allen Seiten hin gleichmäßig abgerundet. Kaum hatte man Fernana verlassen, als die Gegend wild und bergig wurde, und das Land der Korkeichenwälder (S. Abbildung 1) erreicht war, welche den Schlupfwinkel jener Khrumirs bilden, deren Existenz zwar vielfach angezweifelt, von Mohammed jedoch nicht geleugnet wird.

Die prächtige, ganz neue und eigenartige Gegend bildet zum übrigen Tunesien einen überraschenden Gegensatz.

Ungewohntes Halblicht dämmert, wunderbare Frische waltet unter den stattlichen Baumkronen des herrlichen, grenzenlos scheinenden Waldes, an dessen mächtigen Stämmen Riesengras und Haidekraut emporwuchert. Hier befand sich ein zweites Lager der Franzosen, das sogenannte „Gesundheitslager“, wohin beim Verlassen Fernanas die Kranken übergeführt worden waren, um in dieser wunderbar reinen Luft zu genesen. Zwei Stunden waren zur Ueberschreitung des Plateaus nöthig, worauf man auf einen schmalen, schroff abwärts führenden Pfad gerieth, welcher sich besonders für die Lastthiere schwierig erwies.

Endlich gelangte man in ein sehr schmales Thal, El-Meridsch genannt. Am Rande des Weges, den Arbeiter unter Aufsicht des Genies eben durch Aufschütten von Steinen ausbesserten, befand sich ein Meilenstein, dessen

Fort Tabarca.

antiker Untertheil darauf hinwies, daß man sich abermals auf der alten Straße befand, welche von Schemtu zum Meere führte; nur war in dem dazwischen liegenden Walde keine Spur davon zu sehen gewesen.

Unter dem Schatten der Korkeichen wurde am Rande einer klaren Quelle, welche die Araber mit Recht Aïn-Draham — „Silberquelle“ — nennen, gerastet und am nächsten Morgen die Reise nach Tabarca fortgesetzt. Die Nacht wurde in dem kaum einen Kilometer entfernten Lager der Franzosen zugebracht.

Vor einigen Jahren noch wäre diese Reise ein gewagtes Unternehmen gewesen, doch heutzutage kann, wie die Araber sagen, ein junges Mädchen mit einer goldenen Krone auf dem Haupte furchtlos das Land durchreisen. Statt den geraden Weg einzuschlagen, der nichts bemerkenswerthes bot, machten die Reisenden einen Umweg, um eine ziemlich bedeutende römische Ruine in Augenschein zu nehmen, welche etwas nordöstlich von der von Tabarca nach Beschа führenden Straße liegt. Dieser Abstecher nahm nur einen einzigen Tag in Anspruch, und am Abend sollte in der Ruine selbst gerastet werden. Immer noch führte der Weg hierbei durch Korkeichenwälder, welche unabsehbar Ebenen und Thäler des ganzen Landes bedecken, und worin das in großer Ueppigkeit emporschießende Farrnkraut das Vorwärtskommen nicht wenig erschwert. Drei Führer begleiteten die Reisenden, welche durch die Sage von den hier hausenden Khrumirs, deren Ruf nicht der allerbeste ist, sehr ängstlich gemacht worden waren. In Suk-el-Tnin, einem sehr besuchten Wochenmarkte der Gegend, wurde gefrühstückt. Nicht weit davon gewahrt man eigenthümliche, in den Felsen gehauene Grabhöhlen in so großer Anzahl, wie sie die Reisenden bisher noch nirgends gefunden hatten. Der im Norden sich erhebende Berg weist zahllose, viereckige Oeffnungen auf, die vom gelben Gestein grell abstechen. Jede der Grabkammern, deren Eingang diese kleinen Nischen bilden, hat eine Seitenlänge von ungefähr anderthalb Metern. In einigen Grabkammern fanden sich in den Felsen eingehauene Bänke.

Bei Sonnenuntergang langten die Reisenden in Aïn-Zaga an, von wo sie gegen Norden hin das schimmernde Meer, welches den Horizont begrenzte, erblickten. Die rohgebaute Festung des Ortes wurde am nächsten Morgen besichtigt. Das Land war einst eine kaiserliche Domäne, und Aïn-Zaga ist die Trümmerstätte eines großen Dorfes, welches ehemals von den römischen Kolonisten bewohnt wurde. Die Festung war in den letzten Jahren der Kaiserherrschaft erbaut worden, zu der Zeit, in welcher Festungsmauern allein den Bewohnern einer Stadt einigen Schutz bieten konnten. Im Felsen zeigten sich drei ähnliche Grabkammern, wie die vorhererwähnten.

Der Triumphbogen von Bulla Regia.

Nach zweistündigem Aufenthalte wurde die Weiterreise aufgenommen. Der Abstieg von Aïn-Zaga aus erwies sich schwieriger als man gehofft hatte. Zwar ist dieser Nordabhang nicht bewaldet, doch nöthigten zahlreiche, mit Gebüsch bewachsene Schluchten die Reisenden oft zu Umwegen, so daß sie bei beständigem Auf- und Absteigen in einer Stunde kaum einen halben Kilometer weitergekommen waren. Das Dickicht hörte erst in dem Thale von Tabarca auf, und erst gegen Mittag wurde nach Ueberschreitung des am genannten Orte mündenden Flusses das auf dem Hügel liegende Fort Bordsch Dschedid erstiegen, woselbst der Oberbefehlshaber den Fremden mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit eine leere Baracke zur Verfügung stellte.

Tabarca besteht aus zwei ganz verschiedenen Theilen, aus der gleichnamigen von den Ruinen einer alten Festung gekrönten Insel und der gegenüberliegenden Niederlassung auf festem Lande, welch letztere nur aus Baracken und roh gebauten, mitten unter römischen Ruinen befindlichen Häusern und Hütten besteht.

Bedeutende Bänke hervorragend schöner Korallen verliehen dem Orte von jeher Bedeutung. Noch vor wenigen Jahren war hier die Korallenfischerei in lebhaftem Gange. Nicht weniger als 50 Barken, deren Führer am Fuße des Felsens in dürftigen Hütten wohnten, dienten dem Zwecke. Jedoch wurden die Korallenfischer durch die seit 1881 in Tunesien eingetretenen Ereignisse verscheucht und mehr noch durch die Bombardirung der Insel und des Bordsch Dschedid von Seiten französischer Kriegsschiffe. Ehemals stand das von Karl V. erworbene Recht der Korallenfischerei den Spaniern zu, während den Genuesern der Handel mit

Korallen gegen eine Abgabe von fünf Prozent gestattet wurde. Karl V. war es auch, der nach Beschlagnahme der Insel, eine Citadelle zu ihrer Befestigung erbauen ließ. Da jedoch die Spanier bald die Festungsarbeiten, sowie auch die regelmäßige Löhnung der Besatzung vernachlässigten, gerieth die Insel vollständig in die Hände der Genueser Familie Lomellini, die sich nach dem Berichte eines die Insel 1724 besuchenden Reisenden noch um jene Zeit behauptete. Die damalige Besatzung bestand aus 100 Soldaten, und die Zahl der mit ihren Familien in Tabarca lebenden Korallenfischer betrug 350, während die Zahl sämmtlicher ständiger oder zeitweiliger Bewohner etwa 1500 betrug. Als 1741 der Krieg zwischen Frankreich und Tunesien ausbrach, kam die Insel in die Hände des Beys von Tunis. Etwa 500 Einwohner flohen damals nach La Calle, von wo aus sie sich nach der südwestlich von Sardinien gelegenen, damals noch unbewohnten Insel San Pietro wandten, woselbst ihre noch heutzutage den Namen Tabarcini tragenden Nachkommen den Korallenfischfang betreiben, wie einstmals ihre Vorfahren in Tabarca gethan. Daß Tabarca aber auch vor Karl V. schon ein befestigter Ort war, berichtet der bereits im zwölften Jahrhundert lebende Geograph Scherif al Edrisi, indem er hinzufügt, daß elende Araber die Gegend unsicher machten. Leider erfreuen deren Nachkommen sich noch immer nicht des besten Rufes. So raubten sie ein heute noch als Wrack sichtbares Schiff, das vor zehn Jahren eine Meile vom Lande gestrandet war, vollständig aus, und Reisende müssen im Verkehr mit ihnen, besonders beim Einkauf von Mundvorräthen und dergleichen, besonders auf ihrer Hut sein.

Das alte Tabarca war, wie man aus den in der Ebene zerstreut liegenden Ruinen (S. Abbildung 2) — z. B. aus den Thermen, trotz ihres ganz zerfallenen Zustandes — sehen kann, eine ziemlich wohlhabende und wichtige Stadt. Erwähnt wird sie bei Plinius, Juvenal, Claudian und namentlich bei den christlichen Schriftstellern, welche von den daselbst befindlichen Klöstern berichten. Im Norden schaut man das erst zwischen Insel und Festland eingezwängte, bald aber sich erweiternde und bis an den unendlichen Horizont reichende Meer; im Osten, jenseits eines kleinen Flusses — der alten Tusca — eine hie und da mit Gebüsch bewachsene, einförmige Ebene, welche sich bis an die benachbarten Hügel erstreckt und nach Süden und Westen hin sich verbreitert fortsetzt. Auf dem anderen Flußufer, etwa 500 Meter von den Bädern entfernt, steht ein Gebäude, welches bei den Eingeborenen die „Kirche“ heißt. Die daselbst vorgenommenen Ausgrabungen ergaben Mosaiken mit schönen christlichen Inschriften.

Am nächsten Morgen fuhren die Reisenden hinüber nach der Insel Tabarca und unternahmen den ziemlich beschwerlichen Aufstieg zur alten Festung (S. Abbildung 3). Früher führte eine Straße hinauf, deren Pflasterung stellenweise noch sichtbar ist, und welche sie in der Hoffnung auf etwas Belangreiches zu stoßen, einschlugen. Halbwegs erblickten sie die Ueberreste einer kleinen Kirche, die jedoch weit mehr zerstört ist, als die römischen Bauten auf dem Festlande. Von da ab führt der Weg erst ein Stück weiter, um dann, noch bevor er die Festung erreicht, jäh abzubrechen, weil der Felstheil, über den er weiterführte, ins Meer hinabgestürzt ist. Zahlreiche See- und andere Vögel sind jetzt die einzigen Bewohner der Festung. Die inneren Räume waren so mit Trümmern angefüllt, daß dadurch das Emporsteigen sehr erschwert wurde. So sind die Trümmer einiger Thürme und die schadhaften Mauern eines herrlich gelegenen Schlosses die einzigen Ueberbleibsel von der Herrschaft Karls V. und der Genueser. Beim Abstieg wurden noch die wenigen Hütten in Augenschein genommen, in denen früher die Korallenfischer gewohnt haben, und welche noch weit elender sind, als die gegenwärtigen Behausungen der Araber. Was alles hat nicht dieser Strand erlebt von der Zeit ab, wo phönizische Schiffe Früchte oder Kunsterzeugnisse aus Spanien, Sardinien, Tyrus und den entlegensten Ländern des Orients zum Hafen von Tabarca brachten! —

Von Tabarca begaben sich die Reisenden durch das Thal der Tusca wieder zurück nach dem Lager von Aïn-Draham und von da über Fernana nach Suk-el-Arba, wo sie die Nacht zubrachten, um am nächsten Morgen Darradschi — das alte Bulla Regia — zu besuchen. Obgleich dieser Name auf numidischen Ursprung hindeutet, sind doch die von einstigem Wohlstand zeugenden Ueberreste rein römischer Herkunft. Ungefähr in der Mitte der Ruine sprudelt eine laue Quelle hervor, welche dereinst mehrere Becken gefüllt, aber bei dem schlechten Zustande der alten Leitungen sich eigene Auswege gebahnt und einen Abfluß nach der Ebene zu gebildet hatte, bis die französischen Geniesoldaten sie neuerdings wieder gefaßt und in unterirdischen Röhren den Bewohnern von Suk-el-Arba, die sich bis dahin mit dem ungesunden Wasser der Medscherda begnügen mußten, zugeführt haben. Unlängst noch floß dieser Bach durch einen Triumphbogen, welcher sich wie eine Brücke über ihn hinweg wölbte. Unglücklicherweise waren aber inzwischen Arbeiter hierhergekommen, denen die Steine desselben zur Pflasterung eines Weges geeigneter schienen als die massenhaft umherliegenden Trümmer; und so ist es gekommen, daß dieses Bauwerk, das achtzehn Jahrhunderten getrotzt, und das sogar die Vandalen verschont hatten, ohne Noth zerstört worden ist. Die einzige Erinnerung daran bildet die 1887 aufgenommene Photographie, nach der unser Bild gezeichnet ist (S. Abbildung 4).

Das zweite, theils aus Quader- theils aus Füllsteinen errichtete Bauwerk, in welchem man auf Mosaiken stieß, und welches anscheinend ein Bad war, ist zur Hälfte eingestürzt, doch läßt sich der Plan des mittleren Theiles deutlich erkennen. Welch gewaltige Erschütterung muß es gewesen sein, die dieses Riesengebäude zum Sturz brachte! Waren es Vandalen oder Araber, welche diese Mauern untergruben, oder soll man dem Gerücht glauben, daß ein roher Europäer dieselben sprengen ließ? Oder tragen die furchtbaren Erdbeben, welche Afrika schon im Alterthum erschütterten, Schuld daran? Der einzige erwähnenswerthe Fund auf der ganzen Trümmerstätte war ein ziemlich schönes, byzantinisches Säulenkapitäl aus weißem Marmor, mit fast noch unverletztem Blattwerk.

Unweit der alten Quelle in der Nähe eines kleinen Gehölzes, über welches eine schlanke Palme ihr stolzes Haupt erhebt, erblickt man die Trümmer des Theaters, dessen Bühne an der Rückseite 33 Meter mißt, von dem aber nur das untere Stockwerk erhalten ist.

In einem verlassenen, von den Ruinen der Bäder umgebenen arabischen Fondaco, dessen Mauerrisse und Fensteröffnungen aber erst nothdürftig mit Gepäckstücken versetzt und mit Zeltleinwand verhangen werden mußten, übernachteten die Reisenden. — Wie sie von früher wußten, bietet der Weg von Suk-el-Arba nach Kef nichts bemerkenswerthes, da die Ebene der Medscherda ebenso eintönig als fruchtbar ist, und die kleinen Lehmhäuser, die ihren Bewohnern als Winterbehausungen dienen, dieselbe nicht genügend beleben. Den nach dreiviertelstündigem Marsche erreichbaren, erst unlängst mit großer Beschwerde bei Kef überschrittenen Wadi Mellegue mit seinem hier weniger eingeengten und leicht passirbaren, sandigen Bett haben starke Regengüsse zur Zeit zu einem reißenden Strome umgewandelt, der sie vielleicht tagelang aufhalten würde, wie er die Postverbindung nach Kef zuweilen acht Tage unterbricht.

Vom jenseitigen Ufer aus sind die im Süden das Medscherdathal begrenzenden Höhen in einer Stunde zu erklimmen, obgleich zahlreiche und tiefe Regenbäche die kaum erst von den Franzosen angelegte Straße, um deren Erhaltung die nachlässigen Araber sich nicht im geringsten kümmern, vielfach schon so gerissen haben, so daß man nur mühsam weiter kommt.

Die Richtung nach Kef weiter verfolgend, gelangt man bald an das auf einem runden Hügel hübsch gelegene, ziemlich große Dorf Nebeur, dessen freundliche Olivengärten von einem durchfließenden Bach hinreichend bewässert werden. Das Dorf selbst ist zum großen Theil aus den Trümmern einer jenseits des Baches liegenden alten römischen Burg erbaut worden, von welcher selbst, außer einigen im Gestrüpp versteckten Inschriften, keine Spur mehr zu sehen ist. Der Weg nach Kef führt dann weiter mitten durch die Berge. Rechts erhebt sich der kahle Felsenkamm, während links tiefe, theils vom Regen ausgewaschene, theils auch wohl durch Erdsenkungen gebildete Schluchten gähnen. Ein schnelles Vorwärtskommen ist dort unmöglich, da die am Abhange entspringenden Quellen den Weg sehr schlüpfrig machen. Nirgends erblickt man eine lebende Seele, bis endlich die Stadt Kef mit ihren Minarets erreicht ist. Das ist der wenig verlockende Weg, auf den die Reisenden früher angewiesen waren, um zu den großen Ruinen an der Straße von Kef nach Karthago zu gelangen. Nunmehr stand ihnen die Eisenbahn zur Verfügung, um sich dergleichen zeitraubende und dabei undankbare Umwege zu ersparen. Sie zogen daher auch vor, dieselbe am nächsten Morgen zu benutzen, um zunächst das von der Bahnlinie nördlich liegende Besch a, und dann das südlich davon gelegene Teburfuk zu besuchen.

La-Tène-Gräber in der Pfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

(Mit zwei Abbildungen.)

Flachgräber der La-Tène-Zeit, d. h. solche Gräber, deren Skelette nicht in Tumulis, sondern in flachen, in den Erdboden eingelassenen Gräbern beigesetzt sind, gehörten bisher am Mittelrhein zu den Seltenheiten. In der Gegend von Worms hat Dr. Köhl deren mehrere bei Wiesoppenheim, Heppenheim, Offstein, Mölsheim und Osthofen entdeckt. Der Verfasser und Dr. Harster haben im Jahre 1884 solche bei Leimersheim in der Südpfalz konstatirt (Vergl. „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, VI. Band, 1., 2. und 3. Heft, Aufsätze von Dr. C. Mehlis S. 55 bis 59, und Dr. Harster, S. 79 bis 82, mit Abbildungen). Das Bindeglied zwischen der Gegend von Worms und Germersheim wurde nun in den letzten Wochen des Jahres 1888 bei Frankenthal aufgefunden und zwar einige Kilometer südöstlich davon bei Oppau, in unmittelbarer Nähe des Rheinstromes.

Unmittelbar neben der von Oppau über Edigheim nach Frankenthal führenden Straße stieß man im August 1888 in der Tiefe von 1,50 m auf ein 1,60 m langes Skelett, das fast ganz zerfallen war. Es war von Nord nach Süd orientirt, so daß der längliche Kopf nach Norden schaute. Diese Lage ist eine höchst alterthümliche!

Auch die der neolithischen Zeit angehörigen Skelette von Monsheim und Kirchheim a. d. Eck lagen von Nord nach Süd. Bei dieser — weiblichen — Leiche lagen sechs Bronzeringe und zwar vier an den Armen, zwei an den Beinen. Je zwei haben dieselbe Gestalt; alle aber trugen an den Enden die zwei für die La-Tène-Zeit, d. h. für die Periode der vorrömischen gallischen Zeit, charakteristischen Petschaftknöpfe. Am einfachsten gehalten sind die zwei runden Fußringe von 7,5 cm Durchmesser im Lichten. Der 3 mm starke Bronzedraht ist an den zwei Enden gekehlt und zu einem Knopfe verdickt. Die an den Handknöcheln befindlichen zwei zierlichen ovalen Reifen von nur 5,5 und 4,2 cm Durchmesser bestehen aus einem 4 mm starken Bronzedraht und gleichen in ihrer Bildung den vorigen Reifen, nur sind die Knöpfe entsprechend stärker. Reich dekorirt dagegen sind die zwei ovalen Armstreifen von 6 und 5 cm Durchmesser (Vergl. Fig. 1). Der Bronzedraht verstärkt sich von hinten nach vorn von 3 zu 5 mm Stärke. Auf beiden Seiten sind je 4 cm des Ringes ornamentirt mit eingestanzten oder eingegossenen Doppelrauten, deren Enden ausgezogen sind. Diesen folgen je drei knopfartige Wulsten, getrennt durch Perlringe. An den letzten Perlring schließt sich auf jeder Seite der Petschaftknopf an. Die ganze Zeichnung macht einen hübschen Eindruck. — In unmittelbarer Nähe lag ein zweites Skelettgrab in gleicher Tiefe. Der runde Kopf lag wieder gegen Norden, Arme gekreuzt, Beine über einander, so daß eine hockende Stellung vorauszusetzen ist. Die Knochen waren ebenfalls ganz mürbe. Beigaben fanden sich nicht vor. — Offenbar gehören diese zwei Flachgräber zusammen und bilden einen Bestandtheil eines größeren Grabfeldes der älteren La-Tène-Zeit.

Nächst verwandt sind die Funde von Leimersheim, deren Bronzereife dasselbe Rautenornament aufweisen (Vergl. „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, VI. Bd., *XII.* Tafel, Fig. 1). Die hierbei gefundenen Fibeln mit freiem, zurückgeschlagenen Endgliede (Vergl. Text S. 80) gehören nach Tischler's Gliederung der älteren La-Tène-Zeit, und folglich sind derselben Epoche die Funde von

Oppau einzufügen. — Die sechs Bronzeringe gelangten als Geschenk vom Lehrer Krebs zu Oppau in das Museum zu Dürkheim.

Diesem Funde schließt sich ein weiterer, vom Verfasser selbst kontrollirter an. Im Januar 1889 stieß man zu Mußbach, vier Kilometer nördlich von Neustadt a. d. Hart, nördlich von dem Dorfe und östlich von der Staatsstraße Mußbach-Deidersheim in einer Tiefe von 2 m beim Kellergraben auf eine Grabstätte. Das Skelett lag wie zu Oppau von Südost nach Nordwest, der Kopf am Südostpunkte. Den Hals der weiblichen Leiche umgab ein Torques aus glattem, cylindrischem Bronzedraht von 3 mm Stärke, welcher sich an den beiden Enden zu 6 mm dicken Petschaftknöpfen verdickt. Der Halsring hat 12 : 11 cm Durchmesser. Den Schmuck der Brust bildete eine Fibel und zwar mit zwei Spiralen, bogenförmigem Bügel und zurückgeschlagenem Fuße. Den Kopf des letzteren bildet ein deutlicher, hübsch gearbeiteter Schlangenkopf (Fig. 2). Länge = 4,5 cm, Höhe = 1,5 cm. Diese Fibel gilt nach Tischler's Eintheilung als Charakteristikum der Früh-La-Tène-Zeit, etwa dem 5. bis 3. Jahrhundert vor Christus entsprechend. Eine der Form nach identische Fibel fand sich zu Leimersheim (Vergl. oben). Den Oberarm zierte ein Reif derselben Konstruktion mit der Torques von 7,5 cm Durchmesser; die Armknöchel zwei etwas kleinere Reifen von 8,5 : 5 cm Durchmesser, mit denselben Petschaftknöpfen. Während diese vier Reifen aus Bronzedraht von kreisförmigem Durchschnitt bestehen, zeigt ein fünfter Reif von 5 cm Durchmesser und ohne Knopfbildung (er ist leider nur in zwei Stücken erhalten) einen bogenförmigen Durchschnitt (5 mm Dicke) = D auf; nach oben und unten gehen scharfe Kanten. Auch beim Grabfunde von Nanzdiezweiler stieß man auf einen ähnlichen Reif. Sollten diese besonderen Reifen als Brustschmuck gedient haben? — Scherben rc. fanden sich zu Mußbach nicht vor; Schädel und Knochen waren fast ganz zerfallen. — Auch zu Absheim a. d. Eis, nordöstlich von Grunstadt, stieß man im vorigen Jahre (1888) im Süden des Ortes auf ein Flachgrab, in welchem neben dem Kinderskelette zwei kleine Bronzereifen (Durchmesser 3,5 cm) mit verdickten Petschaftknopfenden als Armschmuck lagen. Auch dies Flachgrab gehört der Früh-La-Tène-Zeit an. Schon früher konstatirte Referent zu Absheim Flachgräber der La-Tène-Zeit mit denselben Fibeln, wie zu Mußbach und Leimersheim; außerdem kobaltblaue Perlen (Vergl. „Studien", VII. Abth., S. 22 bis 23 in Taf. Fig. 1 c). Die Mußbacher und Allersheimer Funde sind im Privatbesitze.

Von Leimersheim, dem Süden der Pfalz, sind somit über Oppau, Mußbach, Absheim a. d. Eis Flachgräber der Früh-La-Tène-Zeit festgestellt, mit Beerdigung der Skelette, Orientirung von Nord nach Süd, Beigaben von Fibeln mit zurückgeschlagenem Fuße, Bronzereifen verschiedener Größe, Petschaftknopf, Gürtelkrappen aus Eisen, Glasperlen u. s. w. Auffallend ist der Mangel an Waffen jeder Art. — Durch diese weiteren Thatsachen wird die früher ausgesprochene Ansicht des Verfassers bestätigt: Den La-Tène-Hügelgräbern der gebirgigen Westpfalz (Eisenberg, Ramsen, Stumpfwald), mit denselben Petschaftknopfringen, entsprechen in dem Flachlande des Mittelrheinlandes Flachgräber derselben Zeit: 5. bis 3. Saeculum ante Christum. Nicht die Zeit hat diesen Unterschied der Bestattungsform veranlaßt, sondern Lage und Ort. Dort im Gebirge bot der zerfallene Buntsandstein das Material mühelos zur Errichtung hochragender Tumuli, hier fehlte dies — man bestattete die Todten tief unten im Lehm, ohne einen Malhügel zu errichten.

Noch ein Wort über das Volk, welchem diese Todten angehören. Julius Caesar (De bell. gallico IV, 1 c) nennt als Rheinanwohner noch die Sequaner, und vor den links und rechts der Mosel sitzenden Treveri die Mediomatrici, die später von germanischen Einwanderern veranlaßt wurden, sich hinter die Vogesen zurückzuziehen. Weder Tacitus (Germania 28) noch Plinius (Nat. hist. IV, 17) kennen die Mediomatrici noch als Rheinanwohner. Bevor jedoch nach Strabo (IV, 193) am Mittelrhein im Gebiete der Mediomatrici sich die Tribocher angesiedelt hatten, war sicherlich das Land zwischen Lauter und Pfrimm ein Gebietstheil der gallischen Mediomatricer, mithin gehören auch die hier gefundenen La-Tène-Flachgräber des 5. bis 3. Jahrhunderts vor Chr. diesem Volksstamme an, der seinen Hauptsitz später an der mittleren Saar und Mosel hatte und dessen südliches Centrum Divodurum (Metz) gebildet hat. Sollten jedoch die Tribocher schon sehr früh den Rhein überschritten — etwa als Klienten der Mediomatricier — und soweit nach Norden bis zur Pfrimm und Eis sich angesiedelt haben, so möchten diese Bronzereifen, deren Einfachheit im Gegensatze steht zu den reichen Beigaben derselben La-Tène-Zeit an der mittleren Saar und Mosel auch germanische Glieder geschmückt haben. Doch erscheint die gallische Provenienz als die wahrscheinlichere.

Aus Persien.

Von A. J. Ceyp.

III. (Fortsetzung aus Nr. 14.)

Persien, dessen jetziger Herrscher Schah Nassr-eddîn seine Kultur- und Reformbestrebungen zu wiederholten malen bewies, wie zum Beispiel durch Berufung einer größeren Anzahl deutscher und österreichischer Offiziere zur Reformirung seines Heeres, Einrichtung des Postwesens nach österreichischem Muster, Verbesserung der Münze und dergleichen, hat erst seit zwei Jahrzehnten mehr von sich reden gemacht. Die in den Jahren 1868 und 1873 stattgefundenen Europareisen und der von dem Schah in dem gegenwärtigen Jahre unternommene Besuch der bedeutendsten Staaten Europas, um deren Industrie und Handel aus eigener Anschauung kennen zu lernen und diese Wahrnehmungen für sein Reich nutzbringend zu verwerthen, endlich die Einführung der deutschen, italienischen und nordamerikanischen Gesandtschaften in Teherân, haben die Aufmerksamkeit wieder auf Persien gelenkt.

Der regierende König von Persien, ein Nachkomme Chadsche Mehmed Aga's, des Begründers der Kadscharen-Dynastie, ist nahezu 59 Jahre alt. Er war von seinem Vater nicht geliebt und hat daher fern vom Hofe keine sehr

sorgfältige Erziehung genossen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als derselbe hohe Naturanlagen und geistige Befähigung hatte, und als ihm in jenem Alter wo er die Thatkraft gehabt hätte, Gutes für sein Reich zu schaffen, die richtige Erkenntniß dessen fehlte, was einem wohlgeordneten Staate unerläßlich ist, sowie auch der Mittel, um eingewurzelten Mißständen abzuhelfen. Erst im reiferen Alter, wo bei jedem Orientalen die physische und moralische Widerstandskraft im Abnehmen ist, trachtete der Schah durch fleißiges Studium orientalischer und fremder Wissenschaften das Versäumte nachzuholen. Die bereits erwähnten Reisen nach Europa, die er nicht ohne große Hindernisse ins Werk setzen konnte, überzeugten ihn noch mehr als alles Studium davon, daß im Reiche „der Sonne“ nicht Alles so gut war, als ihm seine Günstlinge und Gouverneure berichteten. Zu seiner Ehre sei es wiederholt, daß er viele Versuche zur Verbesserung der Lage seiner Unterthanen machte, beseelt von der Absicht, die in Verfall gerathene Industrie zu heben und den unter dem Drucke einer schlechten Verwaltung und Rechtspflege leidenden Einwohnern Gerechtigkeit und bessere Existenz zu schaffen. Doch was vermag der Wille eines Einzigen, wenn auch noch so Hochstehenden, wenn er in seinem weiten Reiche auch nicht einen Gesinnungsgenossen zur Ausführung seiner Ideen findet. Für die fortgesetzten Versuche, europäische Einrichtungen im Lande durchzuführen, kann man das Eine gelten lassen, daß die Bevölkerung dadurch immer mehr mit Europa und seiner Kultur vertraut wird, daß doch dort und da etwas davon hängen bleibt und zur Saat für spätere Zeiten werden wird. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Unterstützung europäischer Mächte zu billigen, welche dem Schah durch Ueberlassung von Beamten und Offizieren zu Kulturzwecken geleistet wird. Abgesehen jedoch von besagten Versuchen auf dem Gebiete westländischer Civilisation ist noch zu wenig geschehen, wodurch eine radikale Reform in der Civilverwaltung, der Rechtspflege, im Schulwesen und in den gesellschaftlichen Verhältnissen hätte erzielt werden können. Trotz der beträchtlichen Ausgaben, welche die zum Unterricht nach europäischen Hauptstädten geschickte Jugend gekostet hatte, blieb doch so ziemlich Alles beim Alten. Die im Westen herangebildete Jugend verlor gar bald die Ansichten und Lehren der abendländischen Gesittung, und was Nassr-eddîn selbst anbelangt, so hat seine gründliche Ueberzeugung von den Vorzügen unserer Kultur gegenüber dem Fanatismus und der Ignoranz der persischen Geistlichkeit wenig oder gar nichts auszurichten vermocht.

Obwohl schon im 17 Jahrhundert von unseren politischen Missionen und Kaufleuten aufgesucht, blieb Persien doch immer ein versiegeltes Buch, und was Chardin von der Macht des Saffariden-Reiches und von der Pracht des gigantischen Ispahân erzählte, blieb lange Zeit vom Schimmer orientalischer Wundersagen umhüllt. Das 18. Jahrhundert brachte über das Perserreich unheilvolle Bürgerkriege, Ruinen und Elend, und als im Beginn des jetzigen Jahrhunderts Napoleon I. das Netz seiner für die damalige Zeit noch phantastischen Pläne über ganz Irân ausbreitete, da fanden die europäischen Gesandten nur noch die erbärmlichen Schatten vergangener Herrlichkeit vor. Der Begründer der heute regierenden Kadscharen-Dynastie war, so zu sagen, das letzte Ebenbild altasiatischer Despoten, er mordete, raubte und eroberte nach Herzenslust, und sein Nachfolger, Schah Fäth Alî, der Mann mit dem längsten Bart im Lande und mit den herrlichsten Juwelen auf der Königsmütze, hätte sich ganz bequem auf dem breiten Königsthrone ausstrecken können, wenn die von Norden sich herabsenkenden Schatten der Russenmacht ihm nicht hie und da in gleichem Maße den Blick getrübt hätten, in welchem die vom Süden aufwärts strebenden Lichtstrahlen englischer Erfolge in Ostindien ihm die Augen in unliebsamer Weise geblendet hätten. Persien wurde daher frühzeitig der Spielball dieser beiden europäischen Kolosse, deren Rivalität ihm gewaltige Verlegenheiten bereitete, und durch die es sozusagen auf die Schulbank gedrängt wurde — natürlich nicht aus Liebe zur Sache, sondern nur in der Hoffnung auf eine günstige Abwehr europäischer Kultur.

Die politischen Ereignisse der letzten Zeit sowohl in dem nordöstlichen Theile seines Reiches als auch in Afghanistan scheinen auf Schah Nassr-eddîn auch in der Richtung eine heilsame Wirkung auszuüben, daß er sich noch mit größerem Eifer als früher der Reorganisation seiner Landarmee und Flotte zuzuwenden anschickt. Die bis jetzt gänzlich vernachlässigte Flotte wird vorläufig um drei Kriegsschiffe vermehrt, zu welchem Zwecke der Schah der Kriegsverwaltung als erste Rate 200 000 Tomâns anweisen ließ.

Wenn man auch in Betracht ziehen muß, daß dem Schah — wie jedem Orientalen — viele Schwächen und Mängel von Kindheit auf anhaften, Fehler, die mit der Muttermilch eingesogen werden und nimmermehr loszubringen sind, als da sind: eine unseren Rechtsbegriffen bis vor kurzem noch diametral entgegengesetzte Anschauung vom Eigenthumsrechte seiner Unterthanen, von der Berechtigung zur Geschenkannahme für Gnadenbezeugungen, Aberglaube und religiöse Vorurtheile, der Fatumsglaube, und endlich auch die mit den Jahren wachsende orientalische Gleichgültigkeit und Liebe zur Ruhe, so kann man entschieden behaupten, daß trotz aller Hindernisse in absehbarer Zeit eine Aera des Aufschwunges, wenn auch nur schrittweise, anbrechen werde.

Nassr-eddîn, eine schöne, interessante Erscheinung, residirt im Winter in Teherân in seinem Palaste. Er verläßt denselben häufig, um militärischen Exerzitien beizuwohnen, Ausflüge nach seinen nahen Schlössern oder auf Jagden zu machen. Den Tag verbringt er im „birûn“ (den Männergemächern) mit Regierungsgeschäften und Audienzen, Abends zieht er sich zum Diner ins „ênderûm“ (die Weibergemächer) zurück, wo er bis gegen 9 Uhr früh bleibt. Im Frühjahr zieht er als echter Nomadensprößling beim Erwachen der Natur aus der Stadt, von einem Schlosse und Garten zum anderen, überall einige Wochen Hof haltend. Im Hochsommer geht er dann höher ins Gebirge hinauf, meistens in das Laar-Thal oder nach Sheristanekh im Elburz-Gebirge, dem Lagerplatze für den königlichen Hof. Größere Reisen ins Innere des Reiches werden zwar fast alle Jahre geplant, dann aber meist wieder aufgegeben, weil die dadurch bedrohten Gouverneure und Provinzen dagegen Vorstellungen erheben, indem sie durch den Einfall von so vielen Hundert Begleitern des allerhöchsten Hofes, welche sie verpflegen müßten, zu stark in Mitleidenschaft gezogen würden. Die Vergnügungen des Königs sind höchst bescheiden, und die Jagd ist wohl seine größte Passion. Großartige Pferderennen veranstaltet er im Frühjahr und militärische Manöver im Spätherbste. Militärmusik und Feuerwerk giebt es bei zahlreichen Anlässen. Von anderen Festen bei Hofe habe ich nie gehört. Wenn der König zu Pferde oder zu Wagen den Palast verläßt, wird dies eine halbe Stunde vorher durch einen Kanonenschuß angezeigt. Meist fährt er dabei in einem mit sechs arabischen Pferden bespannten Glaswagen bis vor das Stadtthor und besteigt dann dort ein Reitpferd.

Der königliche Harem soll aus vier legitimen Frauen (Prinzessinnen) bestehen, welche Zahl jeder Schiûte ehelichen kann, dann aus 80 bis 100 Frauen niederer Kategorie und aus einem Dienstpersonale von wenigstens 100 Köpfen; ich sage ausdrücklich „soll“, weil ich

darüber nichts ganz Verläßliches erfahren konnte. Die Frauen europäischer Würdenträger sind schon öfters in den Harem geladen worden und haben dort die königlichen Frauen in ihrem Weben und Leben gesehen. Die Harems-Weiber sind daheim sehr geputzt, mit Schmuck reich behangen und zeigen auch nur für das Interesse, was die Europäerinnen an sich tragen. Irgend eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, Einrichtung oder Ausstattung ist jedoch nicht zu sehen, und machen die Inwohnerinnen den Besuch auch nicht interessanter, weil sie doch zu wenig gebildete Geschöpfe sind.

Der Schah hat drei Söhne, die jetzt im Alter von 36 bis 42 Jahren stehen und bis vor kurzem sämmtlich Gouverneure verschiedener Provinzen waren. Der Thronfolger Muzâffär-eddîn, in Tâbrîz residirend, ist eine mittelgroße, elegante Erscheinung, mit auffallend feinen und schönen Gesichtszügen. Man verspricht sich aber von dessen Regierung nichts Gutes. Vom Schah wird er nicht sehr geliebt und fast immer fern gehalten. Der zweite Sohn, Zill-es-saltân, vor einigen Monaten noch Gouverneur von Ispahân, mag 38 bis 39 Jahre zählen. Dieser Prinz ist wohl der aufgeweckteste, er macht den Eindruck eines geistig sehr begabten, aber überenergischen, ja rücksichtslos despotischen Mannes. Wegen seiner Vergnügungssucht und Abenteuerlust heißt er der Lutti-Prinz. Die Luttis sind eine in allen Städten Persiens und besonders in der alten lustigen Stadt Ispahân gedeihende Bande von Thunichtguts, welche auf anderer Leute Kosten flott lebt und sich die Mittel dazu durch allerlei Streiche, nöthigenfalls auch durch Gewalt, verschafft. Durch und durch englisch und deutsch gesinnt — um seine Sympathie für Deutschland auch äußerlich zu beweisen, ließ er den unter seinem unmittelbaren Kommando stehenden Theil der persischen Armee gänzlich nach dem deutschen Muster adjustiren —, hat Zill-es-saltân den Grimm Rußlands in solch hohem Grade erregt, daß eine Drohung mit sofortigem Einmarsch russischer Truppen in die Provinz Khurâsân nach Teherân — gelangt ist, die den Schah in solche Furcht versetzt haben mag, daß er diesen tüchtigen Prinzen von der Statthalterschaft Ispahâns abgesetzt hat. Wie lange Rußland sich mit diesem Erfolge seiner Einschüchterungsmethode gegenüber Persien zufrieden geben wird, hängt von den in nicht zu ferner Zeit zu erwartenden Ereignissen in Afghanistan ab. Der dritte Sohn, Najîb-e-Saltânäh, ist 36 Jahre alt und Kriegsminister. Wäre er von mütterlicher Seite von fürstlichem Blute, so würde der Schah ihn zu seinem Nachfolger bestimmen. Unzweifelhaft wird es nach dem Tode des Schah — wenn nicht schon früher — zu blutigen Kämpfen zwischen diesen drei Söhnen Nassr-eddîn's kommen. Ein Thronwechsel in Persien, selbst wenn er nicht durch die Empörung eines Nebenbuhlers des regierenden Fürsten gewaltsam herbeigeführt wird, pflegt, wie uns die Geschichte lehrt, stets von Unruhen und blutigen Kämpfen begleitet zu sein. Obgleich die Thronfolge durch einen festen Brauch geregelt ist, fühlt sich jedes Mitglied des regierenden Hauses berufen und berechtigt, bei passender Gelegenheit nach der Krone zu greifen.

Der Hofstaat des Schahs ist sehr bedeutend. Dem Schah zunächst steht an der Spitze des Ministeriums der Sadder Azâm (Ministerpräsident). Ihm zur Seite steht der Nizâm u Douläh (Ordner des Staates oder Finanzminister); diesen Posten bekleidet zur Zeit Eminäh Saltân. Dann sind in der Beamten-Hierarchie der Sipäh Salâr i Azâm (Kriegsminister) und der Minister des Kultus, der Minen und Telegraphen. Auf die Minister folgen die Munshî ul mûmâlîk's (Staatssekretäre), weiter kommen die Mästufi's, welche den Vorsitz in den Duftär khânäh (Urkundenkammern) führen. Alle diese Staatsbeamten bilden mit den Mudjtehîd's (dem obersten geistlichen Richterstande) den Dîvân-khânäh (den hohen Gerichtshof), dem der Schah präsidirt. Der einfache Titel des Königs, den er auf seinem Siegel führt, ist Schah von Irân. Das Wappen des persischen Reiches ist ein Löwe mit hinter ihm aufsteigender Sonne, und man findet dieses Wappen über den Thoren der königlichen Paläste, auf allen öffentlichen Gebäuden, auf den Militär-Fahnen, sowie auf den Ordensmedaillen.

Die bemerkenswerthesten Sommersitze des Schah sind der Kullcî Frengî zu Saltaniäh, der Sommerpalast zu Tacht Katshâr, der Tshin Alî und andere. Der königliche Winterpalast ist, wie alle persischen Gebäude der Großen, ein Konglomerat von einzelnen, je nach vorübergehender Laune rasch und leicht aufgeführten, unzusammenhängenden und im Style nicht harmonirenden Baulichkeiten. An prachtvollen Bausteinen hat Persien keinen Mangel, und in Steinmetzarbeiten sind die Perser von alters her sehr gewandt; man sieht daher einige Hallen mit kühnen Gewölben auf imposanten Säulen, wie z. B. die Salâmshalle, den Marmor-Thronsaal und den Pfauensaal. Die breite Steintreppe zum Zeremonien-Saal ist wahrhaft überwältigend. Die Wände der Innenräume sind mit großen weißen Marmorplatten bekleidet, in welche Koransprüche in Goldbuchstaben eingravirt sind. Gleich daneben und dazwischen sind wieder Bauwerke aus Lehmziegeln, zu denen unglaublich ungeschickte Stiegen mit riesig hohen, schmalen Stufen führen. Zwischen allen Gebäuden sind Gartenanlagen mit prachtvollen Platanen, Bassins und kunstvoll angelegten Wasserkanälen. Diese Bassins sind mit grünen Fayence-Ziegeln ausgelegt, die das darüber rieselnde Wasser smaragdgrün färben. Die Verbindungsmauern zwischen den Gebäuden, die zugleich Abschlußmauern der einzelnen Höfe bilden, sind mit Fayence-Mosaik bekleidet, welche ganz schreckliche Soldaten und andere undefinirbare Figuren darstellen. Das gleiche Gemisch von Schönem und Geschmackverletzendem findet man auch im Inneren der Gemächer: alte persische Möbel, Thronstühle in Form von hohen Bettgestellen, Armsessel aus Edelmetall, mit Edelsteinen aller Farben besät, Teppiche von höchstem Werthe, Galanterie-Waaren, und an den Wänden Oelgemälde von fragwürdigem Werthe in reichen Goldrahmen. Mehrere ganz gute Zeichnungen und kolorirte Bilder von der Hand des Schah sind erwähnenswerth. Drei Salons sind Zimmer in vollständig moderner europäischer Ausstattung mit Tapeten und Parquetboden; sie sind aber vollgepfropft mit all den tausend Raritäten, welche der Schah selbst angekauft oder von europäischen Potentaten zum Geschenk erhalten hat. Die größere Anzahl der Bilder sind Portraits europäischer Herrscher der Gegenwart und Vergangenheit, sowie auch Scenen aus den Kriegen des großen Korsen. Diese Gemächer machen vollständig den Eindruck eines Museums, in dem keine Ordnung herrscht. Im Empfangssaale und Arbeitszimmer des Schah sieht es ebenso bunt aus. Neben diesen zwei Gemächern ist ein großer Musiksalon, in dem pêle-mêle mehr als zwanzig Klaviere, Orgeln, Spieluhren, Dosen und dergleichen Spielereien stehen. Vor etwa zehn Jahren war eine hier abenteuernde Französin, welche die Aufgabe erfüllte, auf diesen Klavieren zu spielen. Seit kurzem wird dieses Amt von der sammt ihren fünf Kindern zum Schiitismus übergetretenen Frau eines in persischen Diensten stehenden Militär-Instruktors besorgt. — Die Schatzkammer ist im wahren Sinne des Wortes eine Kammer — nicht über zehn Fuß hoch. Da liegen die unschätzbaren Reichthümer auf den Tischen offen herum, und die mit Diamanten, Perlen und Smaragden besetzten Röcke des Schah, die man in Europa zu bewundern Gelegenheit hatte,

sind nicht einmal in gesperrten Kasten verwahrt. In der Mitte dieses Raumes steht ein einfacher Tisch mit Schubladen und einfacher Sperre. Aus solch einer Lade zog man den größten Diamanten heraus, den „âaria i nûr“, tafelartig geschliffen, welcher unter die größten derartigen Stücke der Welt eingereiht wird. An den Wänden hängen in unverschlossenen Wandkästen die „Kulâs“ mit Diamantagraffen, die reichbesetzten Säbelgurte und Scheiden, Reitgeschirre &c. Es herrscht an diesem Orte eine Vertrauensseligkeit, die gänzlich unfaßlich erscheint. Man hätte leicht unbemerkt einen Griff machen können in eine der aufgestellten goldenen Schalen, die insgesammt mit Edelsteinen voll gefüllt waren. Im Pfauen- oder Krönungssaale ist außer dem Portrait des Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich noch ein Unikum zu sehen. Dies ist ein Globus von beträchtlicher Größe aus Edelmetall, auf dem die Meere und Erdtheile aus mosaikartig eingesetzten Edelsteinen verschiedener Farben dargestellt sind. Aber nicht nur die Erdtheile, sondern auch die einzelnen Reiche sind durch verschiedenfarbige Steine dargestellt, sowie auch die Hauptstädte durch sich abhebende Edelsteine markirt sind. Es ist schwer, im engen Rahmen eine detaillirte Beschreibung dieses bizarren Kunstwerkes zu geben, aber nur der Ueberfluß an Edelsteinen, wie ihn asiatische Herrscher besitzen, kann eine solche Idee gebären. Alte Bücher, geschriebene und gemalte Koran-Exemplare, findet man in einem besonderen Raume. Jeder Herrscher, von den frühesten Zeiten ab, hielt es für seine Pflicht, einige mal den Koran von den hervorragendsten Künstlern seiner Zeit schreiben und malen zu lassen. Es giebt Bücher, die über 1000 Jahre alt sein sollen, desgleichen Drucke, deren Herstellung weit vor die Erfindung der Buchdruckerkunst in Europa fällt. Doch diese Technik ging verloren, bis erst vor kürzerer Zeit eine Staatsdruckerei eingerichtet wurde, die jetzt den persischen Büchermarkt versorgt. Die Literatur sämmtlicher Sekten des Islam beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Koran. Alles, was zu wissen nöthig und gut ist, steht in demselben, alles andere ist vom Uebel.

Staatliche oder kommunale Volksschulen giebt es im Lande nicht. Die Perser unterhalten eine ziemlich große Anzahl Seminare in den großen Städten, durch milde Stiftungen und Geschenke, allein diese Schulen sind wahre Brutstätten des Lasters und der Trägheit. Das Volk lernt im allgemeinen weder lesen noch schreiben. Irgend ein Mirza (ein des Lesens und Schreibens Kundiger) miethet sich ein Lokal und eröffnet so als Privatunternehmen eine Schule. Er gewinnt eine Anzahl Schüler und lehrt sie nun hauptsächlich den Koran. Schon von ferne hört man das Geschrei einer solchen Kinderschule, denn ein solcher Schüler schreit, indem er laut unter Bewegungen des Oberkörpers den ihm vorgeschriebenen Absatz herplappert. Dann lehrt man sie auch die rituellen Gebete und Waschungen — für einen wahren Muselmann die wichtigste Lebensaufgabe. — Ein systematischer Schulunterricht dürfte vieles auch im Charakter der Perser ändern. Die Reichen halten sich gewöhnlich einen Schriftgelehrten als Hauslehrer ihrer Kinder, d. h. ihrer Söhne, denn Mädchen lernen nur ausnahmsweise lesen, schreiben und Koran. Aus diesem Grunde ergiebt sich nur die eine Schlußfolgerung, daß die eigentlichen Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens und in der Eindämmung der Mûlâ-Herrschaft begonnen werden müßten. Zuerst muß die Jugend herangebildet werden, die Fackel der Aufklärung muß die Pfade des modernen Weltbürgers beleuchten. Aberglaube und Vorurtheile müssen weichen; nur dann kann von gesunden Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung und des Staatslebens die Rede sein. Mein Leser wird gewiß erstaunt sein, zu erfahren, daß in Persien (Teherân) zwei Universitäten bestehen. Er wird sich aber beruhigen, wenn er erfährt, daß man hier unter Universität etwas ganz anderes versteht als in Europa. Es sind dies Schulen mit vielem Beiwerk, in denen alles, wie z. B. Militärwissenschaften, fremde Sprachen, Medizin gelehrt und gelernt wird, in denen man sogar doctores medicinae creirt, die aber in ihren Gesammtleistungen keinem Obergymnasium in Europa gleichkommen.

Kürzere Mittheilungen.

Oklahoma.

Der Theil des Unionsgebietes, welcher vor wenigen Wochen der freien Besiedelung geöffnet worden ist, und welcher die von uns erwähnte große Völkerwanderung (Vergl. S. 303) hervorgerufen hat, liegt inmitten des sogenannten Indianergebietes, zwischen dem Lande der Creeks (im Osten), der Chickasaws (im Süden), der Arapahoes und Cheyennes (im Westen) und der Cherokesen (im Norden). Sein Name ist indianisch und bedeutet so viel wie „schönes Land“, seine Ausdehnung beziffert sich auf zwei Millionen Acres (d. i. etwa auf den 20. Theil des Indianer-Gebietes), und seine Grenzen werden im wesentlichen durch den Canadian River und Cimmarron River (die Red Fork des Arkansas) gebildet, während der Rabbit Ear Creek (die North Fork des Canadian) mitten durch das Gebiet hindurch fließt. Bis zum nordamerikanischen Secessionskriege war Oklahoma von den Seminolen besetzt, aber weil sich dieser Stamm zu den „Rebellen“ schlug, wurde er nach Niederwerfung derselben seiner Rechte für verlustig erklärt — unter Gewährung einer Geldentschädigung —, und seither ist das Land „public land“ geblieben. Die ursprüngliche Absicht der Unionsregierung, es einem anderen Indianerstamme zuzuweisen, wurde niemals ausgeführt, und die eigenmächtigen Versuche David Payne's (1880) und anderer Abenteurer, es in Beschlag zu nehmen und zu besiedeln, wurden durch die Unionstruppen vereitelt. Auf diese Weise wurde das Land nur seitens der westlichen Viehzüchter, die sich seine Weiden durch Verträge mit den Indianern zugänglich zu machen wußten, theilweise in Nutzung gezogen, und diese Leute waren wohl auch die Hauptursache davon, daß ein definitiver Beschluß in der Oklahoma-Frage so lange nicht zu Stande kam. — Die klimatischen Verhältnisse liegen in Oklahoma ganz ähnlich wie im westlichen Texas, so daß der Ackerbau nur in sehr beschränkten Distrikten aussichtsvoll ist. Es fällt daselbst zwar noch eine beträchtliche Niederschlagsmenge (etwa 60 cm), aber dieselbe vertheilt sich äußerst ungleichmäßig über das Jahr, und während an einzelnen Tagen ungemein heftige, wolkenbruchartige Güsse niedergehen, so bleiben danach wieder Monate ohne einen Tropfen Regen. Der Wasserstand der Ströme und die Ausgiebigkeit der Quellen ist infolgedessen auch starken Wechseln ausgesetzt, und der größte Theil des

Landes eignet sich nur zur Viehzucht. — So weit sich das Gebiet durch seine Besiedelung — die nunmehr mit einem einzigen Schlage bewirkt worden ist — in einem höheren Grade entwickeln wird, so weit ist auch bereits dafür gesorgt, daß seiner Produktion Abzugskanäle zu Gebote stehen. Der Arkansas ist zwar nur bis zur Grenze des Indianer-Territoriums gut schiffbar. Die Texas- und Missouri-Pacificbahn durchschneidet aber das letztere östlich von Oklahoma in seiner ganzen Breite von Nord nach Süd, und die Trace der im Bau begriffenen Atlantic- und Pacificbahn (von St. Louis über Red Fork, Albuquerque und Mojave nach San Franzisko) ist sogar durch Oklahoma selbst hindurch gelegt. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die S. 255 erwähnte Expedition, welche vom Ministerium der Reichsdomänen ausgerüstet und nach dem nördlichen Rußland entsendet wurde, hat die Aufgabe, geologische Arbeiten vorzunehmen, und vor allem die mineralogischen Reichthümer jenes Landstriches zu untersuchen. Führer derselben ist Herr Tschernyschef, der mit seinen Mitarbeitern den ungeheuren Raum von den Wasserscheiden der Wytschegda, der Ischma und der dem Petschorasystem angehörigen Mylwa bis zum nördlichen Eismeer zu durchforschen hat. Nach dem nördlichen Ural geht gleichzeitig eine andere Expedition, die unter Leitung der Geologen Fedorof und Iwanof steht. Unabhängig hiervon wird ein anderes Mitglied der Petersburger Geographischen Gesellschaft, Herr Istomin, die Petschora-Gegenden zum Zweck ethnographischer Studien und Untersuchungen bereisen. Endlich mag im Anschluß hieran erwähnt sein, daß zu den S. 255 gleichfalls berührten Beobachtungen über magnetische Anomalien noch andere zur Bestimmung der Schwerkraft in Lipezk, Orel und Saratof hinzutreten werden, mit deren Ausführung ein Herr Wilkizki, der ähnliche Beobachtungen früher auf Nowaja Semlja und in Archangelsk angestellt hat, betraut worden ist.

— Der Gesammthandel Portugals belief sich im Jahre 1888 auf 343 Millionen Mark (gegen 309 Millionen Mark im Jahre 1887). Die Ausfuhr betrug 140 Millionen und erstreckte sich besonders auf Wein (reichlich 54 Millionen Mark), Korkholz, Früchte, Erze, Vieh und Fische; die Einfuhr dagegen, besonders in Industrieerzeugnissen bestehend, 203 Millionen Mark (1887 nur 189 Millionen). — Der Haupthafen Lissabon vermittelte reichlich 60 Prozent des Gesammthandels.

Asien.

— Herr Nodarof hielt jüngst einen Vortrag über seine Beobachtungen im Süd-Ussuri-Lande. Danach ist jetzt die russische Einwanderung dort stärker als früher, wenn auch die gesammte russische Bevölkerung immer noch nicht mehr als 35 000 Seelen betragen wird. Die Ziffer der chinesischen Bevölkerung ist allmählich zurückgegangen und dürfte gegenwärtig nicht mehr als 8500 Seelen ausmachen. Etwas höher ist die Zahl der Koreaner zu veranschlagen, welche gern nach dem russischen Gebiete auswandern, indessen wegen ihrer Trägheit und Apathie nichts weniger als einen erwünschten Zuwachs bilden. So sucht man sie jetzt auch möglichst fern zu halten oder durch Ausweisungen sich ihrer zu entledigen. Auch den Chinesen, die ein thätiges, namentlich im Handel und Gewerbe beschäftigtes Volkselement darstellen, wird seit dem Jahre 1886 der Zugang möglichst erschwert. Während man nämlich früher ihren Personalien nicht sehr nachfragte, erhält jetzt auf russischem Boden kein Chinese Aufnahme, der nicht mit den gehörigen Legitimationspapieren seiner heimathlichen Behörden versehen ist. Daß infolgedessen der Zulauf der Chinesen stockt, giebt einen Fingerzeig dafür, welcher Art die bisherigen Einwanderer wohl waren. Auch die ungünstige Charakterisirung der Koreaner scheint darauf zu deuten, daß in den letzten Zeiten unlautere Elemente unter ihnen das Uebergewicht erlangt haben. Ganz anders lautete vor 20 Jahren das Urtheil Prshewalski's über die damaligen Koreaner im Ussuri-Lande, er rühmte sie als artige, gefällige, fleißige Leute. Oder sollte das eine der beiden hier angeführten Zeugnisse zu Unrecht gegeben sein, und welches?

— Die Zeitschrift „China's Millions“ bringt eine Beschreibung der Reise des Missionärs Polhill-Turner nach der tibetanischen Grenze Chinas, die wir an dieser Stelle kurz wiedergeben wollen. Nach einer dreitägigen Reise von Kwan-ting befindet man sich beinahe ausschließlich unter Tibetanern. Die Landschaft ist schön, der Boden hauptsächlich Weideland, außer hie und da in den Thälern, wo etwas Ackerbau getrieben wird. Der Reisende kam an einer Anzahl Dörfern vorüber, deren Häuser aus einem Stockwerke und einem flachen Dache bestanden, worauf zuweilen ein zweiter, kleinerer Raum angebracht war. Diese Häuser sind aus Lehm und im Viereck gebaut, mit einem Hofe in der Mitte. Auf jedem Hofe steht eine lange Stange, an welcher ein Streifchen Leinwand mit einem darauf geschriebenen Gebet befestigt ist. — Die tibetanischen Frauen scheinen einen großen Theil der Feldarbeit zu verrichten, während die Männer zu Hause bleiben, doch ist diese Sitte möglicherweise nur eine lokale. Dieselben lieben grelle Farben und tragen die Haare in einer Menge kleiner Zöpfe, an deren Enden sie Perlen und Muscheln binden. Die Mehrzahl von ihnen verstümmelt sich nicht die Füße und bewegt sich auf der Straße nach Belieben, ohne auf die strenge Etiquette der chinesischen Frauen zu achten. Die Männer rasiren sich nach chinesischem Muster den Kopf. — Die Versuche des Reisenden, unter den Einwohnern dieser Gegend Obdach zu finden, blieben meist ohne Erfolg, da sie sich vor der in Kwan-ting herrschenden Rinderpest fürchteten, und er mußte mit seinen Begleitern vielfach im Freien übernachten. In Tsaba, einer mohammedanischen Stadt an den Ufern des Koko-Nor, zeigten sie sich jedoch sehr freundlich, und in der kleinen Stadt Kwei-teh legten sie lebhaftes Interesse für die Europäer an den Tag, besonders für die Frau des Reisenden, die wahrscheinlich die erste Europäerin ist, welche die Grenze Tibets überschritten hat. Von Kwei-teh führt eine Straße durch tibetanisches Gebiet gegen den Südosten nach Baongan — eine Reise von drei Tagen — und nach weiteren drei Tagen erreicht man das Kloster von Lah-rang. Eine zweite Straße führt durch eine wilde Gegend nach Si-tschuen (Sung-pan).

— Am 19. April (n. St.) trafen mit der Eisenbahn in Tschardschui die beiden Brüder Grum-Grshimailo ein, die eine große Expedition nach dem östlichen Thianschan,

dem Lob-See und dem Altyn Tag beabsichtigen, von der sie erst im nächsten Jahre zurückzukehren gedenken. Eine sehr erhebliche Beihülfe hat die militär-topographische Abtheilung des Großen Generalstabes zu St. Petersburg den beiden Forschern dadurch geleistet, daß sie dieselben mit allen nöthigen Instrumenten versehen hat, und man darf um so mehr auf interessante Resultate dieses Unternehmens gefaßt sein, da es sich vielfach auf bisher unbetretenen Pfaden bewegen, so z. B. vom Ostende des Thianschan aus den Südabhang dieses Gebirges verfolgen wird, bis von irgend einer Stelle sodann die Gaschun'sche Gobi in der Richtung zum Lob quer durchschnitten werden kann.

Afrika.

— Der „Centralverein für Handelsgeographie", der unter seinem rührigen Vorsitzenden, Dr. R. Jannasch, nunmehr ein volles Jahrzehnt unablässig und mit sichtlichem Erfolge bemüht gewesen ist, die wirthschaftspolitischen Beziehungen Deutschlands zu dem Auslande zu fördern, hat in seinem Vereinsorgane „Export" einen Aufruf erlassen, betreffend die wirthschaftliche Erforschung Marokkos. Indem der Aufruf darauf hinweist, daß es den Anstrengungen des Vereins gelungen sei, eine direkte deutsch-marokkanische Dampferlinie ins Leben zu rufen — die demnächst ihre Fahrten von Hamburg aus beginnen wird — betont er, daß es im Interesse der deutschen Handelsbeziehungen geboten sei, alle diejenigen Einflüsse, welche für die ökonomische Entwickelung von Marokko von Bedeutung sind, in methodischer, wissenschaftlicher Weise zu erforschen und die Ergebnisse dieser Forschung in Deutschland zu verbreiten. Um diesen Zweck zu erreichen, sollen fürs erste folgende Maßregeln ergriffen werden: 1) eine geeignete Persönlichkeit soll mindestens auf ein Jahr nach Marokko gesandt werden, um auf Grund eingehender Untersuchungen und insbesondere unter Berücksichtigung der dortigen kulturellen Zustände Vorschläge zu machen, durch deren Realisirung die wirthschaftlichen Beziehungen und Interessen Deutschlands in Marokko vielseitigere und vortheilhaftere zu werden vermögen, als sie es bisher gewesen sind; 2) es sollen in den vier bedeutendsten Hafenstädten der marokkanischen Westküste Stationen eingerichtet werden, um namentlich die für die Schiffahrt wichtigen meteorologischen und ozeanischen Erscheinungen zu beobachten; 3) es sollen Handwerker nach Marokko geschickt werden, um die daselbst auf die Verbesserung handwerkerischer Technik vorhandenen Bestrebungen zu unterstützen, sowie deutsche Handwerkzeuge und Apparate einzuführen und zum Gebrauche derselben anzuleiten. — Da die natürlichen Hülfsquellen Marokkos mindestens eben so bedeutende sind, als diejenigen Algeriens — das heute eine Außenhandelsbewegung von 360 Millionen Mark aufweist —, und da seit dem letzten deutsch-französischen Kriege unter den Marokkanern keine europäische Station so freundlich angesehen wird wie die deutsche, so halten wir das Unternehmen für sehr aussichtsreich. Eine große Zahl angesehener deutscher Geographen und Kaufleute hat ihm auch bereits seine Unterstützung zugesichert.

— Der Verkehr durch den Suezkanal (1888) weist gegen das Vorjahr eine weitere Steigerung um 303 Schiffe oder 737 810 Tonnen auf, und zugleich war er auch der stärkste, der sich in irgend einem Jahre durch den Kanal hindurch bewegte. Hinsichtlich der Nationalität der Schiffe ist es bemerkenswerth, daß sich die deutsche Flagge nunmehr im Suezkanal-Verkehre den vierten Rang erobert hat, während die französische Flagge in einem auffälligen Zurückweichen begriffen gewesen ist — von 6,51 Prozent Antheilnahme an der gesammten Tonnenzahl auf 5,83 Prozent. Der englische Antheil an dieser Zahl betrug 78,65 Prozent (gegen 78,31 Prozent im Jahre 1887 und 84 Prozent im Jahre 1882).

Nordamerika.

— Wie uns Herr A. Jacobsen mittheilt, ist in den Gewässern von Britisch-Kolumbia der Fang eines neuen Fisches, des sogenannten „black cod" (des „schwarzen Stockfisches") seit kurzem in hohen Aufschwung gekommen. Der betreffende Fisch lebt in Tiefen von 250 bis 300 Faden (also bedeutend tiefer als der Stockfisch Neufundlands und Norwegens) und sein Fleisch ist so wohlschmeckend, daß es auf den Märkten Britisch-Kolumbiens und der pazifischen Unionsstaaten einen dreifach so hohen Preis erzielt als der gewöhnliche „cod". Mit seiner Verschiffung sind bereits eine große Anzahl Dampfer beschäftigt, und es steht zu erwarten, daß der Fisch sich rasch ein noch viel größeres Absatzgebiet erobern wird. Ein Herr Helgesen aus Norwegen hat das Verdienst, zuerst auf ihn aufmerksam gemacht zu haben.

Bücherschau.

— C. H. Cornill, Entstehung des Volkes Israël und seiner nationalen Organisation. (Sammlung gemeinv. Vorträge von Virchow-Holtzendorff, N. F., III, 60.) — Eine interessante Zusammenstellung der Resultate, welche bei dem Versuch, die Angaben der Bibel über die Geschichte des Volkes Israël historisch zu deuten, erhalten worden sind. Der Autor hält Abraham für eine historische Persönlichkeit, so gut wie Alarich oder Rurik der Waräger. Jakob ist „der Nachzügler" — der Nachschub aus der Heimath Haran, welcher den durch Abspaltung von Edom geschwächten Abrahamiten neuen Halt gab; die Bildung der zwölf Stämme wird wenigstens in ihren Anfängen in die vorägyptische Zeit gesetzt. Von hohem Interesse ist die Darstellung der Eroberung Kanaans und der deshalb unternommenen Vorstöße der einzelnen Stämme und Stammesgruppen. Ob aber die Behauptung, Israël habe nie eine Mythologie gehabt und Jehova sei seit Moses sein einziger Gott gewesen, sich im vollen Umfang aufrecht erhalten läßt, möchten wir doch bezweifeln. Ko.

Karte von Afrika. Bearbeitet von F. Handtke, revidirt und ergänzt von O. Herkt. 31. Auflage. Glogau 1889. — Karte von Australien. Von denselben. 15. Auflage. Glogau 1889. — Die wohlbekannten Handtke'schen Karten erweisen sich auch in ihrer vorliegenden neuen Bearbeitung für das allgemeine Bedürfniß als recht brauchbare Orientirungsmittel. Die Ausführung ist sauber, der Farbendruck deutlich und in die Augen springend, und die Namen sind nur an einzelnen Stellen durch die Gebirgsschraffen schwer lesbar. Besondere Berücksichtigung haben durch Nebenkarten die deutschen Schutz- und Interessengebiete erfahren, und ebenso sind auch die deutschen Dampferlinien nebst ihren Fahrzeiten vollständiger verzeichnet als diejenigen der konkurrirenden Nationen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

II.

(Mit einem hypsometrischen Profil und zwei Abbildungen.)

Indem wir uns vermittelst des „Ferrocarril Central Mexicano“ von Paso del Norte nach Chihuahua und Mapimi und von da weiter nach Zacatecas begeben, geht unsere Fahrt zuerst zwischen malerischen Bergzügen über die sanft ansteigende Bodenschwelle von Gallego hinweg, sodann hinab in ein ausgedehntes flaches und eintöniges Gelände, in dem die Berge unseren Blicken vielfach vollkommen verschwinden, und endlich wieder höher und höher aufwärts, bis wir uns in einem letzten steilen Aufstiege der berühmten Silberstadt Zacatecas nähern. Wir erkennen dabei, daß das ganze binnenländische Nordmexiko — das Gebiet der drei großen mexikanischen Staaten Chihuahua, Coahuila und Durango nebst den anstoßenden Theilen von Nuevo Leon, San Luis Potosi und Zacatecas — in orographischer Beziehung eine große Mulde darstellt, die rings von höheren Erhebungen umrandet ist. Die Sohle dieser Mulde liegt bei Mapimi und Lerdo etwa 1100 m über dem Meeresspiegel, die Ränder dagegen steigen bei Gallego 1660, bei Saltillo 1830, bei Zacatecas 2600 und bei Jesus Maria (westlich von Chihuahua) sogar gegen 3000 m auf.

Im Grunde genommen handelt es sich bei den Rändern der Mulde nur um zwei große Gebirgssysteme, die sich im Nordwesten sowie im Südosten der Mulde in bogenförmiger Krümmung einander nähern, und die beide in ziemlich steilen Terrassen zum Küstentieflande im Osten und Westen hinabstürzen. Die alten spanisch-mexikanischen Priestergeographen haben dieselben seltsamerweise beide „Sierra Madre“ — „Mutter-Gottes-Gebirge“ — genannt, und man muß sie daher heute als „Sierra Madre del Este“ und als „Sierra Madre del Oueste“ von einander unterscheiden. Die Sierra Madre del Oueste kann man füglich als eine Fortsetzung der kalifornischen Sierra Nevada ansehen, und die Sierra Madre del Este ebenso als eine Fortsetzung der Gebirge von Colorado und Neu-Mexiko, wie denn die Ketten des letzteren Systems von den texanisch-neumexikanischen Ketten auch nur durch die enge und tiefe Cañon-Schlucht des Rio Grande del Norte getrennt sind. Die Sierra Madre del Oueste bildet ein dicht gedrängtes Gefüge hoher nach Nordwest streichender Bergzüge, die in den verschiedenen Gegenden verschiedene Namen führen — westlich von Chihuahua die Namen „Sierra Metatas“ und „Sierra Tarahumare“, westlich von Mapimi die Namen „Sierra de la Candela“ und „Sierra de San Franzisco“ westlich von Durango und Zacatecas die Namen „Sierra de Nayarit“, „Sierra de Corales, Sierra de Jerez“ &c. — und sie erscheint als ein imposanter Gebirgswall allenthalben, wo wir uns auf unserem Wege über das Plateau ihr nähern; erhebt sie sich doch westlich von Chihuahua und westlich von Jimulco nahezu 2000 m über das Niveau, auf dem wir uns an der mexikanischen Centralbahn befinden. Das Gefüge der Bergzüge, welche die Sierra Madre del Este bilden, ist viel loser, die Ketten sind auch meist nicht so hoch, und außerdem ist ihre Streichungsrichtung eine viel freiere und launischere; die Mehrzahl richtet sich zwar ebenfalls nach Nordwest, eine

ganze Reihe aber verläuft rein nach West, oder rein nach Nord; als zusammenhängender Wall stellt sie sich einem nur dar, wenn man von der atlantischen Küste her an sie herantritt.

Zahlreiche Vorketten und Ausstrahlungen treten übrigens von beiden Systemen her bis mitten in die große Mulde — in das „Great Basin“ von Nordmexiko — hinein, um die Monotonie derselben zu unterbrechen und sie in eine Reihe von Theil-Mulden oder Theil-Becken zu gliedern — in den Llano del Chilicote, am unteren Conchos-Flusse, den Llano de los Gigantes, westlich von Santa Rosalia, den Bolson de Mapimi ꝛc.

Geologisch sind die umrandenden Gebirge sowie das von ihnen eingeschlossene Land noch sehr mangelhaft untersucht, so daß man über den inneren Schichtenbau nur wenig zu sagen vermag. Archaische Kerne scheinen in der Sierra Madre del Este nicht zu fehlen, treten aber in viel mächtigerer Entwickelung in der Sierra Madre del Oueste auf, und in dem ersteren Systeme lagern ihnen kretaceische und tertiäre (sowie jurassische?), in dem letzteren aber silurische, devonische, carbonische und triassische Gesteinsschichten auf. Die weitaus dominirenden geologischen Bildungen sind indeß vulkanischer Art — Porphyre, Trachyte, Basalte und Andesite, die aus zahllosen älteren und jüngeren Verwerfungsspalten an das Tageslicht emporgedrungen sind und sich über den sedimentären Gesteinen aufgethürmt haben.

Am Aguanaval.

Es besteht in dieser Beziehung wieder eine augenfällige Analogie zwischen dem mexikanischen Plateaulande und den daran anstoßenden Felsengebirgsgegenden — besonders dem „Great Basin“ und dem Colorado-Plateau —, und vielleicht überragen die vulkanischen Ketten und Massen ihre Umgebung in Nordmexiko zu einem großen Theile aus demselben Grunde, wie es die „Zeugen“ Duttons in Arizona thun: weil ihr Gestein fester war und den zerstörenden Angriffen der gewaltigen mexikanischen Atmosphärilien besser Widerstand leistete. In beiden Gebirgen, namentlich aber in der Sierra Madre del Oueste geht übrigens mit der inneren Zerspaltenheit der Schichten und mit ihrer Durchsetztheit von vulkanischen Gängen und Massen auch ein ähnlicher Erzreichthum Hand in Hand wie im Felsengebirge.

Daß ein so streng umgrenztes Gebiet wie die große nordmexikanische Mulde auch noch in anderer Weise geographisch individualisirt sein muß, versteht sich von selbst. Indem wir sie im Monat März das erste mal in der Richtung ihrer Hauptachse durchmessen, macht sie uns vor allen Dingen — ganz ähnlich wie das „Große Becken“ zwischen dem Wahsatch-Gebirge und der Sierra Nevada — den Eindruck ziemlich vollkommener Wüstenhaftigkeit. In der Nacht leuchtet der Vollmond in wunderbarer Klarheit vom wolkenlosen Himmel auf uns herab, die wildgezackten vulkanischen Berge rechts und links von uns hell und scharf beleuchtend, und ebenso entfalten die Sterne einen Glanz und ein Gefunkel, wie wir es uns herrlicher in der afrikanischen Sahara auch nicht denken können; am Tage aber

giebt es von dem stahlblauen Firmamente nichts als heiße Sonnengluth, und im März ist dieselbe bereits nahezu von der gleichen Intensität wie in Deutschland im August. Der Boden erscheint in den meisten Gegenden von der herrschenden Dürre hartgebacken wie eine Tenne, an anderen Orten bedeckt ihn an der Oberfläche knietiefer Staub, und etwa 70 Kilometer südlich von Paso del Norte befinden wir uns inmitten eines ausgedehnten Distriktes von hohen, blendendweißen Flugsandhügeln — den sogenannten Medanos —, die an die Schilderungen der Lybischen Wüste gemahnen. Daß wir es da mit den Anfängen wirklicher Wüstenbildung zu thun haben, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Erhebt sich ein stärkerer Wind, so jagt derselbe den Sand und Staub in ungeheuren Massen vor sich her, er wirbelt ihn Hunderte von Metern empor in die Lüfte, und es entstehen durch sein Spiel jene Sand- und Staubsäulen — „remolinos" —, welche der nordmexikanischen Mulde so charakteristisch sind. Die Medanos zwischen Paso del Norte und Gallego weisen bei dem daselbst vorherrschenden Nordost- und Nordwestwinde auf den Rio Grande del Norte als auf ihre Quelle zurück: sie sind nichts als aus dem trockenen Bette desselben herbeigewehter Triebsand. Anderwärts in den Staaten Chihuahua und Coahuila mögen sie vielleicht zum Theil aus von der Küste des Atlantischen Ozeans herbeigetragenem Dünensande bestehen.

Das Vegetationskleid Nordmexikos gewährt natürlich in der Zeit, in der wir es zum ersten male mustern, ein überaus trauriges Bild. Dürres, dorniges Mezquitegesträuch nur (Algarobilla glandulosa) und stachlicher Nopal (Opuntia Nopal) — die vorherrschenden Pflanzenformen des sogenannten „Chaparral" — starren uns allerwärts entgegen, und indem wir botanisirend zwischen ihnen hin und her wandern, erspähen wir nur ab und zu noch ein anderes zwerghaftes Blüthenpflänzchen aus den Familien der Synanthereen oder der Papilionaceen, unter ihrem Schutze und Schatten kümmerlich ihr Leben fristend.

Die Stadt Chihuahua und ihre Umgebung.

Etwa einen Monat später, wo wir Coahuila, Durango und Chihuahua zum zweiten male betreten, zeigt uns die Gegend freilich eine ganz andere Physiognomie. Unter furchtbarem Blitz und Donner ergießt sich da bei Santa Rosalia und Chihuahua aus schwarzem Gewölk eine wahre Sündfluth über uns, die Ebene um uns herum wird zu einem See, und die Wirkungen des so überaus ungestüm niedergehenden Regens werden an den Pflanzen sozusagen augenblicklich sichtbar: die Mezquitesträucher treiben in wenigen Tagen frischgrüne Fiederblätter, und dem harten grauen Boden entsprießen gelbe, rothe und blaue Blumen der verschiedensten Art, so daß wir uns mit dem Anblicke des „Chaparral" versöhnen. Auch mit den Staubwolken und „Remolinos" ist es nun wenigstens für einige Zeit zu Ende. Wir befinden uns auf der Schwelle von der Trockenzeit — dem „tiempo de seca" — zu der Regenzeit — dem „tiempo de agua" —, und obzwar die letztere ihren Höhepunkt in der fraglichen Gegend erst in den Monaten Juni, Juli und August erreicht, auf die etwa 80 Prozent der jährlichen Niederschlagsmenge zu rechnen sind, so kündigt sie sich doch bereits im April und Mai durch gelegentliche heftige Gewittergüsse an. Bei Paso del Norte beträgt die jährliche Regenhöhe allerdings insgesammt nur etwa 30 cm, was zu einer ausgiebigen Quellenbildung und Befruchtung des Bodens unbedingt nicht ausreicht, je weiter man südwärts kommt, und je mehr sich der nordamerikanische Kontinent in Mexiko verschmälert, desto günstiger gestalten sich aber im allgemeinen die Niederschlagsverhältnisse; so fallen bei

Chihuahua wieder mehr als 60 cm Regen und bei Zacatecas sogar 80 cm [1]).

Nur die Periodicität der Niederschläge ist an allen Punkten der nordmexikanischen Mulde eine streng ausgesprochene, und nur die Verdunstung des zu Boden gefallenen Wassers ist in der Plateauluft überall eine außerordentlich starke, so daß die Vegetation sich nur ausnahmsweise über die Formen des Chaparral hinaus entwickeln kann. Der Passatwind vom mexikanischen Golfe her, der dem Lande den Regen zu bringen hat, ist eben nur im Hochsommer stark genug mit Feuchtigkeit gesättigt, um bei seinem Aufsteigen auf das Plateau zu stärkeren Niederschlägen zu führen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich aber, daß man in Nordmexiko zwar von den Anfängen wirklicher Wüstenbildung reden kann, nicht aber von einer vollkommenen Ausgestaltung derselben. Zu Zeiten ist geradezu ein Ueberfluß an befruchtendem Naß vorhanden, und wo sich dasselbe durch einen glücklichen Zufall von Natur derart aufspeichert, daß es auch in der Trockenzeit nicht vollkommen fehlen lernt, oder wo es dem Menschen gelingt, diesen Effekt zu erzielen, da stoßen wir inmitten des Chaparral auf grünende Weizenfelder und blühende Obstgärten. Hier überschatten dann auch die dichten Laubkronen der Alamos (Populus monilifera) die Straßen und Häuser der Ortschaften. Am ärmsten an solchen „Oasen" ist die Landschaft zwischen Paso del Norte und Chihuahua, im Süden von der letztgenannten Stadt dagegen werden sie ziemlich zahlreich — namentlich entlang den Strömen, die von der Sierra Madra del Oueste herabfließen.

Hierbei haben wir noch einer weiteren Haupteigenschaft der nordmexikanischen Mulde zu gedenken, nämlich ihrer ziemlich vollkommenen Abflußlosigkeit. Der Rio Conchos ist die

Hypsometrisches Profil der mexikanischen Republik zwischen Paso del Norte und der Hauptstadt (nach den Aufnahmen der mexikanischen Centralbahn).

Horizontale Abstände in Kilometern, vertikale in Metern.

einzige Wasserader, die sich von dem Innern der Mulde her in den Rio Grande del Norte ergießt, um mit diesem Strome vereinigt die östliche Gebirgsumrandung zu durchbrechen und auf diese Weise den Weg zum Meere zu finden. Alle anderen Ströme endigen in abgeschlossenen Binnenseen oder Sümpfen und verursachen dadurch die fortschreitende Versalzung derselben sowie auch zum Theil die Versalzung des an sie anstoßenden Landes — ganz wie es in den centralen Theilen Asiens und Nordafrikas der Fall ist [2]). So mündet der Rio de Casas Grandes in die Laguna de Guzman, der Rio de Santa Maria in die Laguna de Santa Maria, der Rio de Carmen in die Laguna de Patos, der Rio de Nazas in die Laguna de San Nicolas und der Rio de Aguanaval (S. Abbildung 1) in die Laguna de Parras.

Infolge ihrer großen Wildheit zur Zeit der Regen neigen die Ströme übrigens sämmtlich sehr zu Flußlaufänderungen, und so kommt es, daß manche alte Lagune plötzlich trocken gelegt wird, während in näherer oder fernerer Nachbarschaft davon eine neue entsteht. Ein solcher Fall liegt beispielsweise in der großen Laguna de Tlahualila sowie in der Laguna del Cayman, östlich von Mapimi, vor, deren Boden heute eine Salzsteppe bildet, die nur noch in der Regenzeit gelegentlich überfluthet wird, während sie einst der stattliche Rio de Nazas mit Wasser gefüllt erhielt. In besonders feuchten Perioden mag es vorkommen, daß die Laguna de San Nicolas ostwärts überläuft, und einen Abfluß zum Rio Pesquerto, und dadurch zum Rio Grande del Norte sendet. In der Trockenzeit erreichen aber die meisten nordmexikanischen Flüsse nicht einmal ihre End-Lagune, sondern sie werden lange vorher entweder von den Menschen zur Bewässerung ihrer künstlichen Oasen verbraucht, oder von der trockenen Luft und dem ausgedörrten Boden aufgesogen.

[1]) Bei Chihuahua nach einer dreijährigen Beobachtungsreihe 65 cm, bei Zacatecas nach einer zehnjährigen 82 cm.

[2]) Vergl. die Aufsätze des Verfassers über die mongolische Wüste und den Kuku-Nor, „Globus", Bd. 54, S. 17 u. 341.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XIX.

(Mit drei Abbildungen.)

Befcha liegt auf dem Abhange eines Hügels, welcher die erste Erhebung eines ziemlich hohen Plateaus bildet (Vergl. Abbildung 1). Trotzdem der steil ansteigende Weg zur Stadt ziemlich schlecht ist, braucht man nicht ängstlich zu sein, da man von den leicht lenkbaren zweirädrigen maltesischen Wagen nichts weiter zu fürchten hat, als hie und da ein wenig geschüttelt zu werden; denn an besonders schwierigen Stellen wird ausgestiegen, und wo die Pferde

nicht vorwärts wollen, gewähren die umwohnenden Araber Vorspann. Weißgetünchte Steinwälle umgürten die aus Olivengrün hervorschimmernde Stadt, die auf den ersten Blick größer und schöner erscheint als die meisten übrigen tunesischen Städte, z. B. Kef und Tebursuk. Doch je näher man kommt, um so mehr schwindet die Täuschung, und bald wird man gewahr, daß Bescha namentlich in Bezug auf Schmutz und Verfall eine ganz arabische Stadt ist. Nichtsdestoweniger verdient sie in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit, denn sie ist das in der Geschichte so berühmte Vacca oder Vaga, das schon in den punischen Kriegen erwähnt wird, wo es dem großen karthagischen Feldherrn Hilfe gegen die Römer sandte. Zur Zeit des jugurthinischen Krieges war es eine reiche und mächtige Stadt, welche sogar von zahlreichen italischen Kaufleuten besucht und bewohnt wurde; es war, wie Sallust berichtet, der besuchteste Marktplatz des ganzen Königreiches. Von Jugurtha aufgereizt, erschlugen jedoch die vorher freiwillig römisch gewordenen Bewohner die römische Besatzung, wofür die Stadt schonungslos ausgeplündert und zum Theil zertrümmert wurde; denn Strabon schildert sie als eine fast zerstörte Stadt. Wahrscheinlich erstand sie jedoch bald wieder aus ihren Ruinen, so daß sie aufs neue die ihr als Hauptort eines so ergiebigen und leichtbestellbaren Landes entsprechende Bedeutung errang.

Namentlich unter den Kaisern erreichte sie wieder einen großen Wohlstand, und sie erhielt zur Zeit des Septimius Severus den Namen einer Kolonie. Zu Ehren der Kaiserin Theodora, der Gemahlin Justinians, der die Vandalen wieder verdrängt und die Stadt mit Festungswerken versehen hatte, gaben ihr die dankbaren Bewohner den Namen Theodoriada. Die vielfach erneuerte Mauer des Justinian ist noch heute zu sehen. Unter der arabischen Herrschaft wußte Bescha, wie man aus der, von kleinen orientalischen Uebertreibungen allerdings nicht ganz freien Schilderung El-Bakris sieht, noch lange seinen Rang als Hauptmarkt zu behaupten. Bescha, sagt der arabische Geschichtsschreiber, besitzt fünf von schönen Quellen gespeiste Bäder, zahlreiche gute Karawanenherbergen und drei Marktplätze zum Verkauf von Eßwaaren. Blühende, reichbewässerte Gärten umgeben die Stadt. In dem schwarzen, lockeren Boden gedeihen alle möglichen Getreidearten. Bohnen und Kichererbsen, wie die von Bescha sieht man nur selten. Nicht mit Unrecht heißt es die Kornkammer von Ifrikiya, denn der Boden ist hier in der That so fruchtbar, das Getreide so schön und die Ernte so reich, daß der Preis der Lebensmittel jederzeit ein sehr niedriger ist, gleichviel ob in anderen Ländern Hungersnoth oder Ueberfluß herrscht. Wenn der Getreidepreis in Kairwan fällt, so ist in Bescha der Weizen so billig, daß man eine ganze Kameellast davon für zehn Dirhems (ungefähr 1 Frc.) erhält. Ueber tausend Kameele und andere Lastthiere langen täglich hier an, um Getreide auszuführen, und dennoch hat dies keinen Einfluß auf den Preis der Lebensmittel, so reichlich sind diese vorhanden. Aehnlich verhält es sich auch heute noch mit der Fruchtbarkeit des Landes und der Billigkeit des Getreides und der Lebensmittel in Bescha, die in Tunis ungleich theurer sind. Daher bildet auch der Ackerbau noch heutzutage die Hauptbeschäftigung der Bewohner; und zur Erntezeit, wo die Arbeitskräfte nicht ausreichen, strömen aus allen Theilen des Landes, namentlich aber aus dem weniger fruchtbaren Süden, Fremde herbei, die ihren Lohn in Naturalien erhalten.

Die Hauptmoschee der Stadt, welche die Bewohner des Landes für eine der ältesten — wenn nicht die älteste — von Tunesien halten, ist dem Sidna-Aïssa, das heißt „Unserem Herrn Jesus Christus“ geweiht, den die Muselmänner bekanntlich für den heiligsten und erhabensten Gesandten Gottes nach Mohammed halten, und der die Moschee durch seine Gegenwart geweiht haben soll.

Die vom Hauptmann Vincent, einem Veteranen afrikanischer Archäologie, in Bescha vorgenommenen Ausgrabungen waren in Folge der kurz gemessenen Zeit nicht besonders ergebnißreich. Von Belang ist nur folgende wichtige Entdeckung.

Ein ungefähr 1800 m von den Thoren der Stadt entfernter Hügel, Bu Humba genannt, schien den französischen Truppen zur Anlage eines gesunden, luftigen Lagers besonders geeignet. Bei Anlegung eines Kanales stieß man auf ein Grabgewölbe mit menschlichen Knochen, und die dadurch veranlaßten weiteren Nachgrabungen führten zur Auffindung von 150 ähnlichen Gräbern, welche alle die gleiche, für phönizische Grabstätten charakteristische Anlage zeigten. Die in den meisten vorgefundenen Gebeine ließen erkennen, daß die auf dem Rücken liegenden Todten das Gesicht dem Osten und die Füße dem Eingange zugekehrt hatten. Um die Skelette herum lagen und standen Vasen und Urnen der verschiedensten Form. Mit Ausnahme einer goldenen Fibula und einer bronzenen Nadel fand man jedoch in den Gräbern keinen anderen Schmuck und kein anderes Geld als punische und numidische Münzen.

Am nächsten Morgen fuhren die Reisenden mit demselben maltesischen Wagen zurück nach dem Bahnhofe, woselbst kurze Rast gehalten wurde, um den Abriß einer im Jahre 29 unter Tiberius gebauten Brücke über den Wadi Bescha aufzunehmen, und der Augenblick hätte in der That nicht günstiger getroffen werden können, um das Bild charakteristisch zu beleben. Ueber die Brücke jagende Malteser eilen auf ihren Karatunen thronend dem Bahnhof zu; denn der eben ankommende Zug soll ihnen Reisende und Waaren zuführen. Gleichzeitig zieht aber auch eine Karawane über die Brücke, und die teuflische Geschwindigkeit der mageren Renner bildet einen gar seltsamen Gegensatz zu der unerschütterlichen Ruhe der langsam dahinschreitenden Kameele. Als die Zeichnung vollendet und das Bahngeleis nach Durchfahrt des Zuges wieder frei war, begaben sich die Reisenden über dasselbe zur nahen Medscherda, die wieder einmal durchschritten werden mußte, diesmal aber ohne alle Gefahr und Beschwerde, denn der Fluß war ruhig, und seine gelblichen Fluthen füllten gleichmäßig und stillfließend sein Bett. Majestätischen Schrittes zog eben auch eine Heerde Rinder durch den Strom, von welchen die einen mit erhobenem Kopfe die Fremden nach ihrer Weise durch mächtiges Brüllen freundlich neugierig begrüßten, die anderen aber mit sich beschäftigt, tiefgesenkten Hauptes über den Nutzen des Wassers — besonders des reinen — nachzudenken schienen. Statt aber am jenseitigen Ufer der gehörnten Schaar weiter zu folgen, schlugen die Reisenden mit Ausnahme Ali's, der mit dem Gepäckwagen auf dem Fahrwege bleiben mußte, den weit kürzeren und schöneren, wenn auch etwas unbequemeren arabischen Fußpfad nach Tebursuk ein, der sie überdies an der Ruine Maâtria vorüberführte.

Sie näherten sich der Nordseite eines mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckten Bergabhanges, den sie langsam erstiegen, während die beständig umherspürenden Hunde von Zeit zu Zeit schwerfällige Rebhühner aufscheuchten und ihnen damit bald zu einem vortrefflichen Frühstück verhalfen. Nach dreistündigem Steigen war die Spitze des Berges erklommen, von wo sie ein Bild von ganz eigenartigem Reize, ein von Menschenhand unberührtes Stück Natur vor sich erblickten. So weit das Auge reichte, keine Stadt, kein Dorf, kein Haus, nur einförmig grüne Wiesen, hie und da ein wenig Gebüsch, bis zum fernen Horizonte verlaufende, melancholisch braune Brachfelder, und nur im Süden

Anſicht von Beſcha.

ein Chaos von malerischen Formen, welche zurücktretend einander überragten und einen geradezu bedeutenden Anblick darboten. Kaum wahrnehmbare Spuren deuten den Weg nach Tebursuk an, und mehr als einmal mußten die Pferde beim Abstieg harte Proben ihrer Ausdauer und Gewandtheit ablegen. Bald ging es durch schattige Gründe, bald durch steile, von Wespen und blauen Hähern durchschwärmte Schluchten, bis endlich die Ruinen von Maâtria auftauchten. Diese bedecken nur einen kleinen Flächenraum zwischen dem Wege und einem kleinen, zur Zeit ausgetrockneten Wadi von nordwestlicher Richtung und bestehen nur aus unbedeutenden Ueberresten eines korinthischen Tempels, in welchem einige Araber soeben ihre Zelte aufgeschlagen hatten, um sich aus den umherliegenden Trümmern eine Hütte zu bauen. Etwas weiter links standen noch einige Mauerreste, welche die Ueberbleibsel eines ganz ähnlichen gewölbten Chores wie in Sidi-Mohammed-el-Gebioni sind und gar keine Spur von Skulptur oder irgend welcher architektonischer Verzierung tragen. Der Weg dahin führt über einen Theil der Todtenstätte des alten Dorfes, in welcher man zahlreiche, theils umgestürzte, theils noch stehende Halbsäulen fand, deren viele noch deutlich lesbare Inschriften tragen.

Der in südlicher Richtung nach Tebursuk weiter verfolgte Weg führt durch kleine vom Wadi Sokra und Wadi el-Hanesch gebildete Thäler. Als das eine halbe Stunde von Tebursuk gelegene Ahmed-bu-Saâda erreicht war, kamen sechs Araber herangesprengt, um im Auftrage des Kaïd von Tebursuk das Gepäck der Reisenden zu untersuchen, und bald darauf nahte ihnen auch der Khalif, ein würdiger, weißbärtiger Greis mit gemessenen, majestätischen Bewegungen. Da er jedoch einäugig war, erregte er den Aerger des abergläubischen Mohammed. Der Khalif machte den Reisenden die Mittheilung, daß sein Vorgesetzter, der Kaïd, bis zum nächsten Morgen in Tebursuk bleibe und sie in seinem Hause erwarte.

Das Haus des Kaïd Si Hassuna Dschuini, eines äußerst liebenswürdigen Tunesiers, steht in dem höher gelegenen Stadttheile; denn Tebursuk liegt, wie die Mehrzahl der bewohnten Städte dieser Gegend, auf dem Abhange eines Hügels. Die Reisenden fanden den Kaïd in seinem Empfangszimmer, einem kleinen, viereckigen Raume, mit zwei in einer Mauervertiefung befindlichen Lagerstätten, vor. Die Aufnahme, welche den Fremden zu Theil wurde, war eine außerordentlich freundliche. Zunächst wurde Kaffee gereicht und später eine Art Orangesyrup von sehr angenehmem Geschmack. Si Hassuna ist ein Mann von einigen dreißig Jahren, mit feinem, klugem Gesicht und spitz gedrehtem Schnurrbart, was seinem Aussehen etwas Vornehmes, sorgfältig Gepflegtes verleiht. Sein ungezwungenes Wesen und seine Bewegungen, in welchen sich orientalische Schlaffheit mit edler, wahrer Würde mischt, geben ihm mehr das Gepräge eines Türken als eines Arabers und mehr dasjenige eines Hofmanns als eines Kriegers und Reiters. Es giebt überhaupt wenige so intelligente, für alles so empfängliche Kaïds.

Nachdem die Reisenden sich erfrischt, geleitete sie ihr freundlicher Wirth, da er seine Frauen bei sich hatte, in das Haus des Khalifen. Das ihnen dort angewiesene geräumige Zimmer hatte zwei Fenster, eine Thür und einen Kamin. Der dasselbe zierende Spiegel wies zahlreiche Sprünge auf. An der Thür hing ein arabisches, sonderbar geschnitztes und leidlich gemaltes Wandgestell, auf dem sich allerlei europäische Seltenheiten befanden, wie z. B. eine weiße, schwerfällig mit Goldblumen bemalte Blumenvase, wie man sie bei uns auf Dorfjahrmärkten gewinnen kann, ferner eine ihr würdige Genossin in Gestalt einer Zuckerdose, nebst zwei nicht weniger stylvollen Tassen, und dazu Krüge, Gläser und dergleichen mehr. Selbst Photographien fehlten nicht an der Wand, von denen die eine ziemlich roth gewordene eine verführisch lächelnde Negerin in genügend ausgeschnittenem Anzuge, und die andere einen französischen Soldaten vom 41. Linienregiment — also Mars neben Venus — darstellt u. s. w.

Am Abend wurde, nachdem auch das Gepäck angelangt war, ein starker Grog gebraut, dem Ali und Mohammed, trotz des Propheten und seiner Vorschriften, fleißig zusprachen, da der Prophet, wie Mohammed meinte, weder Thee noch Grog gekannt, daher auch nicht verboten hatte. Inzwischen hatte der am Abend eingetretene Regen wieder aufgehört, und ein reich gestirnter Himmel erleuchtete die dunkle Nacht. Auch das Hundegebell war jetzt verstummt, und nur aus den letzten Häusern der Stadt, wo eine Negerhochzeit gefeiert wurde, hörte man schwach den einförmigen rhythmischen Ton der Darbuka.

Tebursuk (Thibursicum Bure im Gegensatz zu einem anderen in Algerien gelegenen Thibursicum Numidarum) war ehemals, obgleich es in der Geschichte gar nicht erwähnt wird, eine ziemlich wichtige Stadt. Inschriften bekunden, daß es nach und nach entstanden, erst ein einfaches, von Ackerbauern bewohntes Dorf, dann eine Stadt, welche gewisse Gemeinderechte genoß, und endlich im Anfange des dritten Jahrhunderts eine römische Municipalstadt war, also ein gleiches Schicksal hatte, wie alle wichtigen Städte des römischen Afrika. Es blühte zur Zeit der römischen Herrschaft, wurde dann gleich dem übrigen Land zur Zeit des Vandalen-Einfalls zerstört, und von Justinian in der Mitte des sechsten Jahrhunderts befestigt. Ueber dem Hauptthore der Stadt stand folgende Inschrift, welche genau die Zeit der Befestigung angiebt (der rechte Theil der Inschrift befindet sich noch auf seinem Platze): „Zum Heile unserer Herrscher, der hochchristlichen und unbesiegbaren Imperatoren Justin II. und Sophie, hat Thomas, der ausgezeichnete Praefect, diese Festung glücklich erbaut“ [1]). Der niedere Stadttheil liegt vollständig innerhalb dieser Befestigung. Die Wälle, an deren innerem und äußerem Rande sich überall Häuser anklammern, über deren Terrassen man stellenweise hinwegschreiten muß, sind fast überall noch unversehrt erhalten. Auf beiden Seiten befinden sich kleine Moscheen. Bogengänge umschließen einen kleinen Platz, welcher sich in einem „Suk“ bis zum Mittelpunkt der Stadt fortsetzt, wo Händler und Krämer das zum Leben Nöthige feil bieten. Doch gelang es z. B. den Reisenden nicht, in ganz Tebursuk auch nur einen einzigen Teller aufzutreiben. Die Wasserverhältnisse der alten Stadt waren, wie es auch noch diejenigen der heutigen sind, sehr günstige. Eine in dem oberen Stadttheile entspringende Quelle wird von einem geräumigen, festen Becken aufgefangen, um von dort aus nicht nur die ganze Stadt mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch die daran stoßenden Gärten zu bewässern. Ein Theil der Leitung führt in die Mitte der Stadt, wo er in ein noch aus römischer Zeit stammendes Gewölbe mündet. Die französischen Soldaten hatten während ihres Aufenthaltes in Tebursuk hier eine Pumpe gebaut, so daß man das schöne Trinkwasser mühelos gewinnen konnte, während das andere Becken dem Vieh überlassen wurde. Die Araber zeigten sich erst zwar sehr erstaunt über die Pumpe, doch machten sie bald von derselben Gebrauch. Als jedoch das französische Bataillon die Stadt verlassen, kam sie außer Gebrauch, verfiel, und da kein Mensch an ihre Ausbesserung dachte, kommen jetzt, wie in alter Zeit, Menschen und Vieh an

[1]) Salvis dominis nostris christianissimis et invictissimis imperatoribis Justino et Sofia augustis hanc munitionem Tomas excellentissimus praefectus feliciter aedificavit.

Ansicht von Dugga.

einer Quelle unter freiem Himmel wieder zusammen. — Will man in der meist stillen und unbelebten Stadt einmal ein recht buntes, bewegtes und echt arabisches Straßenbild sehen, so muß man am „Suk“ die Heimkehr der Heerden abwarten. Da giebt es dann ein Drängen und Stoßen von Ziegen, Schafen, Eseln, Kühen, Ochsen und Menschen, ein Meckern, Mähen, Schreien, Brüllen und Durcheinanderrufen, ein Gemisch von Formen, Farben und Schmutz, wie es sich anziehender nicht denken läßt, wenn man nämlich das Glück hat, es gemächlich von oben und aus einiger Ferne beobachten zu können. Vollständig aber wird das Bild erst, wenn zufällig noch einige hoch über das Gewimmel hervorragende und gelassen auf dasselbe herabschauende Kamele, mit Kisten und Packen bethürmt, sich nebst ihren auf Mauleseln reitenden Begleitern Bahn durch dieses oft minutenlang stockende Würgen zu brechen suchen. Nach dem Inneren der Stadt zu vertheilen sich die Thiere in die einzelnen Straßen und verschwinden hinter den sich öffnenden niederen Thüren der Häuser. Folgt man ihnen, so sieht man den umfriedigten Hofraum, den sie betreten, plötzlich in einen Stall verwandelt, und nur durch den Schmutz und die Pfützen desselben gelangt man in die daran stoßenden Wohnräume der Besitzer. Aber nur ausnahmsweise wird man als Fremder freundlich darin aufgenommen.

Nur ein alter Araber ließ die Reisenden die antiken Mauern seines etwas weniger schmutzigen Hauses, worin sie sich umsonst nach Inschriften und Denkmälern umsahen, betrachten und sie sogar einen Blick in ein großes Zimmer werfen, in welchem gerade drei Frauen mit Aufräumen beschäftigt waren. Obgleich schon alt und häßlich, beeilten sie sich doch, beim Eintreten der Fremden sofort zur keuschen Hülle des Schleiers zu greifen. Das schmutzige Aussehen dieser durch schwere Mühen und Krankheiten verunstalteten armen Wesen entsprach im übrigen dem elenden Zustande des von kahlen Wänden umgebenen und von altem werthlosen Gerumpel umstellten Wohnraumes. — Das sind die Herrlichkeiten, die der Prophet den Seinen verkündigte, dahin ist es mit dem so glänzend und verheißungsvoll beginnenden Islam mit seinem Fatalismus und seinem engherzigen Formalismus gekommen. In allen Ländern findet man daher die gleiche Nachlässigkeit, denselben Mangel an aller persönlichen Thatkraft und das nämliche Erschlaffen alles Lebens und Strebens, wodurch der Einfluß der türkischen Herrschaft sich in trauriger Weise kund giebt. Und ebenso begegnet man in allen mohammedanischen Ländern der gleichen mangelhaften, meist sogar grauenvollen Verwaltung, derselben Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Beamten, der gleichen Unordnung und Ungesetzmäßigkeit im Steuerwesen, wodurch das Emporblühen eines allgemeinen Wohl- und Bildungsstandes unmöglich gemacht wird. Vollständige Verarmung und Verkommenheit, die durch die oft noch hinzutretenden, theils verschuldeten, theils unverschuldeten Mißernten und Seuchen vielfach beschleunigt werden, sind die nothwendigen Folgen all dieser furchtbaren Uebelstände. Gerade Tunesien kann davon erzählen, denn das ganze Land ist gleichsam ein stummer trauriger Bericht von der Verwahrlosung, die Jahrhunderte lang hier herrschte und von den Greueln, die noch in neuester Zeit hier verübt wurden. Als vor kaum 20 Jahren das Land durch innere Kriege, Hungersnoth, Typhus und Cholera ein Drittel seiner Bewohner verloren hatte, und die Uebrigen infolge mehrjährigen Mißwachses ihre Abgaben nicht bezahlen konnten, durchzog der Bey an der Spitze seines kleinen Heeres das Land, und überall, wo er die Steuern nicht erhielt, ließ er die Bewohner züchtigen, ihr Getreide verbrennen, ihre Oelvorräthe auf die Straße schütten, ihre Oelbäume umhauen, ihre Gärten verheeren und sie selbst zuletzt erschlagen.

Darum wird auch die von den Großen des Landes verwünschte französische Eroberung von den Armen als eine Art Erlösung betrachtet, und schon jetzt das milde Joch der natürlich als Christen und Eindringlinge gehaßten Feinde lieber, als die grausame Herrschaft der eigenen Herren ertragen. Die weitere Entwickelung des ganzen Landes und namentlich auch das Verhältniß zu seinen Bewohnern wird daher wesentlich von der Art und Weise abhängen, wie die Franzosen die mit Tunis übernommene neue schwere Kulturaufgabe auffassen und lösen. Vor Allem werden sie sich hüten müssen, dasselbe einzig und allein als eine neue Quelle nationalen Reichthums zu betrachten und es daher nur industriell auszunutzen, ohne den Wohlstand des Landes selbst irgendwie im Auge zu behalten. Wenn z. B. Städte, wie Tebursuk — die wegen ihrer Entfernung von der Bahn und vom Meere trotz ihres Oel- und Viehreichthums von den französischen Kaufleuten und Unternehmern schwerlich aufgesucht werden — ganz sich selbst überlassen bleiben, so wird es noch lange dauern, ehe sie wieder einen wohlthuenden Anblick gewähren.

Da von Tebursuk aus die Rückreise nach Tunis auf dem kürzesten Wege erfolgen sollte, beschloß man zuvor noch einige im Südwesten von Tebursuk und am Gorrha liegende wichtige Punkte zu besuchen und das schwere Gepäck einstweilen zurückzulassen.

Das nächste Ziel war Dugga. Der Weg dahin führt durch theils unbebautes, mit Gestrüpp überzogenes, theils mit gesegneten Getreidefeldern bedecktes Hügelland. Beim Verlassen der weitreichenden, prächtigen Oelgärten der Stadt erzählte Ali die Wundergeschichte von dem weißen Felsengrabe, das man in der Ferne erblickte. Ein Marabut begrub dort ein von ihrem Bruder sträflicher Beziehungen zu einem jungen Hirten geziehenes und im Zorn getödtetes unschuldiges Mädchen und sorgt für das alljährlich frischweiße Aussehen des Grabes. Das schon ziemlich reife Getreide wurde von den gefräßigen Vögeln, die das Land in ungeheuren Schaaren durchziehen, so heimgesucht, daß die Besitzer sich ihrer kaum erwehren konnten. Alle zehn Minuten begegnet man daher einem Feldhüter, der die leichtbeschwingten Feinde von Stein- oder Erdhaufen aus durch Steinwürfe verscheuchte, bis seine nicht minder wachsamen Nachbarn sie ihm wieder zujagten.

Dugga liegt malerisch auf einem Hügel, 7 km südsüdwestlich von Tebursuk (S. Abbildung 2). Die steilabfallende Nordnordwestseite des von Oliven umgürteten Kef-Dugga (Fels von Dugga) hat die Steine zu der alten Stadt geliefert, deren Umfang etwa drei mal größer war als das gegenwärtige arabische Dorf.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

(Fortsetzung.)

Alle die angegebenen Vortheile, dieses vom kulturtreibenden Menschen wahrgenommene Entgegenkommen der Pflanzenwelt, hat der eingeborene Australier nicht zu erkennen und auszunutzen vermocht. Der Versuch Thiere zu züchten und Heerden auf den Grassteppen zu halten würde allerdings wohl gescheitert sein, denn hier wäre das geologische Mißgeschick, welches den Kontinent bezüglich seiner Thierwelt in ganz besonderem Grade auf eine zu anderen Erdregionen arme Stufe gefesselt hat, verneinend in die Schranken getreten. Australien ist bezüglich seiner Säugethierwelt — diese kommt hier in Betracht — auf der Anfangsstufe der Entwickelung stehen geblieben. Es wurde zu früh der Zusammenhang mit den anderen Erdtheilen gelöst, die Landbrücke, welche ins thierformenreiche Asien hinüberführte, wurde zu früh zur Inselkette zersprengt, und die Einflüsse einer höheren Entwickelung der Thierwelt, die sich dort, von kleinen verschiedenen Centren ausgehend, in großen und immer größeren Kreisen befruchtend durchkreuzten, konnten ihre Wellen nicht über den australischen Erdtheil fluthen lassen: er blieb in seiner Lebewelt auf unterer Stufe zurück, auf der Stufe der Beutelthiere, die sich hier auf sich selbst angewiesen zu einer eigenen, zwar äußerlich vielgestaltigen Thiergruppe weiter differenzirten, geistig aber tief unten blieben. „Die Unvollkommenheit, Rohheit und Plumpheit der Beutelthiere“, sagt Alfred Brehm [1]), „offenbart sich namentlich, wenn man die geistigen Fähigkeiten in Betracht zieht. Aus dem Auge, mag es auch groß und klar sein, spricht geistige Oede und Leere, und die eingehendste Beobachtung straft diesen Eindruck nicht Lügen. Gleichgültigkeit gegen die Umgebung, so weit es sich nicht um eine vielleicht zu bewältigende Beute handelt, also soweit der Magen nicht ins Spiel kommt, Theilnahmslosigkeit gegenüber den verschiedenartigsten Verhältnissen, Mangel an Zuneigung, Liebe und Freundschaft, scheinen allen Beutelthieren gemeinsam zu sein. Von einem Sichfügen in die Verhältnisse, von einem An- und Eingewöhnen bemerkt man bei diesen rückständigen Geschöpfen wenig oder nichts. Niemals würde es möglich gewesen sein, aus dem Beutelwolfe ein Menschenthier zu schaffen, wie der Hund es ist; kein einziger anderer Beutler überhaupt würde zum Hausthiere sich eignen.“ Und das eben ist ein großes Mißgeschick des Australiers gewesen, daß er hier keines passenden Zucht- oder Hausthieres habhaft werden konnte, daß ihm die geistig hoch entwickelten Säuger, aus deren Reihen der Mensch der übrigen Erdtheile seine nutzbaren Wesen wählte, durchaus mangelten. Zwar würde nicht überall das Halten der Heerden möglich gewesen sein, auch würde es durchaus nicht die Seßhaftigkeit zur Folge gehabt haben, da der Ertrag der Wiesen ja ein dauernd ungewisser blieb, den eine einzige längere Trockenzeit vernichten konnte. Es würde vermuthlich sogar, wie es bei den Lappen und anderen arktischen Völkerschaften der Fall ist, die mit ihren Renthieren von einem rasch abgenagten Flechtenrasen zum anderen wechseln müssen, auch hier in vielen Gebieten gerade der Heerdenbesitz das Nomadisiren fordern. Immerhin aber gäbe es Strecken, welche dauerndem Ansässigsein kein Hinderniß bereiten, und vor allen Dingen würde die Viehzucht einen Schritt vorwärts in der Civilisation bedeuten und zwar einen wichtigen, nämlich den, der das Dasein des Naturvolkes auf die Bahn der Naturvölker hingewiesen hätte.

Aber die Möglichkeit, daß eine Kultur sich unter den Australiern entwickelte, wurde besonders durch eines in weite Fernen gerückt — durch die allzu ungünstige Lage des Erdtheiles. Nicht nur, daß seiner Thierwelt, vor allem der bodenbewohnenden, der Zufluß höherer Formen von außen abgeschnitten wurde, nein, auch der Menschheit blieb die Befruchtung von außen versagt, und daran trug Schuld die so unglückliche Lage am Rande der bewohnten Erdfläche, der Oekumene. Isolirt nimmt Australien seinen Platz als meerumschlungener südöstlicher Anhang Asiens und der malayischen Inselketten, nach dem eisigen Südpol schauend, ein. Von hier aus konnte geistige Anregung ihm nicht zu theil werden, und gerade nach dieser Seite hin schaute sein klimatisch mit am meisten begünstigter Bestandtheil hin. An allen anderen Seiten war der Erdtheil einerseits zu weit von kulturbesitzenden Ländern, wie Südamerika, entfernt, um durch etwaigen Verkehr mit ihnen in einen Kreis geistigen Schaffens hineingezogen zu werden, und andererseits waren die näher gelegenen Inseln, wenn Menschen sie überhaupt besiedelt hatten, vermuthlich von solchen Völkerschaften in Besitz genommen, von denen kulturelle Einflüsse nicht ausströmen konnten. Die Bewohner der mit tropischer Fülle reichgesegneten malayischen Inseln schwangen sich, aus immer bereitem Ueberflusse schöpfend, eigentlich kaum über die Kenntniß der Befriedigung der nothwendigsten menschlichen Bedürfnisse hinaus, und ihre Kolonisation der nördlichen Theile des australischen Festlandes überstieg deshalb den Einfluß einer Vermischung des malayischen Blutes mit dem der Aboriginer nicht. Vielleicht hatten die ersten Menschen, welche Australien überhaupt betraten und zur Heimath erkoren, vorher selbst in tropischem Reichthume geschwelgt, nichts erdacht und erfunden, und waren ungeübten Geistes außer Stande, die Erzeugnisse, welche der neubetretene, der ursprünglichen Heimath gegenüber ärmliche Boden ihrer Benutzung bot, sich durch vernünftige Pflege und Zucht in reicherer, andauernder Menge zugängig zu machen. Sie wollten, wie in ihrer tropischen Heimath, aus der Hand in den Mund leben, ohne daß es großer Mühewaltung bedurfte, und des bedingte natürlich ein Sichanschmiegen an die Naturverhältnisse, denen ihr neues Heim und nun auch sie selbst unterworfen waren. Es ist kaum anders denkbar, als daß die Stammeltern der heutigen Australier aus Gegenden kamen, welche besser als der australische Kontinent situirt waren. Wohlverstanden denke ich dabei aber nicht an eine Abstammung von heutigen Bewohnern des malayischen Archipels oder Mikronesiens.

[1]) Thierleben, Säugethiere, II S. 543.

Wenn wir also dem oben geäußerten Einwurfe begegnen, warum nicht da und dort der Australier höher entwickelt sei, wo die Naturzustände der Möglichkeit, eine höhere Stufe der Kultur den Menschen erklimmen zu lassen, keinen Stein in den Weg legen — wenn wir diesem Einwurfe begegnen, so bietet sich uns als Antwort, daß dem Australier die Anregung von außen, zufolge der ungünstigen Randlage seiner Heimath, fehlte, und dann, daß er eine ursprüngliche Anlage, geistig zu wachsen, wohl nicht besaß.

In dem Sichanschmiegen an die australischen Naturverhältnisse lag aber eine Vereinfachung, eine Beschränkung alles dessen, worin die Tropen ein schrankenloseres Thun und Lassen erlaubten. Die ärmere Natur drückte die Gewohnheit des Aus-dem-Vollen-Schöpfens zur bescheidenen Genügsamkeit herab, die Genügsamkeit war schließlich kein Zwang mehr, den der Mensch fühlte, und heute bezeichnen wir sie als den Charakterzug der Bedürfnißlosigkeit.

Nicht in der Nahrung allein, sondern auch sonst — wie in den zur Beschaffung dieser gebräuchlichen Geräthen, in der Kleidung, in allem — spricht dieselbe sich aus. Ueber das Wasserbedürfniß der Eingeborenen ließ ich mich bereits aus. Was die feste Nahrung anbetrifft, so giebt es eine Wahl unter dem, was sich bietet, nicht. Ekel vor gewissen uns mit Abscheu erfüllenden Speisen ist ihnen vollkommen unbekannt. Neben Känguruhs, Emus, Wallabis werden Mäuse, Ratten, Fledermäuse, Eidechsen, Schlangen, Frösche und Würmer, selbst aasfressende Vögel [1]) mit dem besten Appetit verzehrt. Es würde auch im höchsten Grade thöricht sein, bei der Armuth, besonders des inneren Landes, wo auf einem weiten Umkreise die größeren Beutler, ich meine besonders das rothe Känguruh (Macropus major), zu fehlen scheinen, oder höchstens ganz selten sind, es würde thöricht sein, hier erst noch wählen zu wollen. Das erklärt auch die Thatsache mit, daß die Menschenfresserei etwas ganz gewöhnliches ist, ja, daß selbst die eigenen Todten nicht immer bestattet werden, sondern ebenfalls zur Nahrung der Hinterbliebenen dienen. Forrest hörte von Eingeborenen selbst, daß es oft geschieht [2]). Derselbe Forscher theilt uns aber auch mit, daß die Eingeborenen auch zum Hungern gewappnet sind. Das ist der Unsicherheit der Nahrungsquellen ganz entsprechend. Bei nassem Wetter nämlich gehen die Eingeborenen oft einen oder zwei Tage lang ohne Speise, da sie nicht gern bei der Nässe jagen [3]).

Die Geräthe der Australier beziehen sich in der Hauptsache auf den Nahrungserwerb und sind von einfacher Gestalt, werden aber mit großem Geschick gehandhabt. Axt und Messer — wir erinnern uns, daß die Völker Australiens mit jenseits der Grenze liegen, innerhalb welcher Eisen gefertigt und verwandt wird [4]) — bestehen in der Regel aus Stein, besonders Quarz, oder auch aus Knochen. Speer, Keule und Wurfstock, der berühmte im Verschwinden begriffene Bumerang, sind ebenfalls einfache Jagdgeräthe. Zum Spießen der Fische, die nicht nur an der Küste und in wasserhaltigeren Abschnitten der größeren Ströme, sondern auch im Inlande in kleinen Seen entdeckt wurden [5]),

[1]) Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, S. 209.
[2]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 319.
[3]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 318.
[4]) Friedr. Ratzel, Ueber die Anwendung des Begriffes „Oekumene“ auf geographische Probleme der Gegenwart. Ber. d. königl. sächs. Ges. d. Wissensch., 1888, S. 151.
[5]) Unter anderem traf Stuart westnordwestlich von der Davenport-Kette im Bonney-Creek, welcher ausgedehnte tiefe Wasserstrecken aufwies, 4 bis 5 Zoll lange Fische. Er sagte damals: „Die Fische in dem Creek lassen mich vermuthen, daß er entweder an der Nordwestküste oder in einen See mündet. Ich kann kaum glauben, daß er sich wie die anderen kürzlich passirten in der Ebene verliert.“ Geographische Mittheil., 1861, S. 182.

sind die Speere mit vier bis fünf spitzen Känguruhzähnen oder zugespitzten Beinknochen behaftet worden. Diese genannten Jagdwaffen dienen natürlich auch als Schutzwehr, und dann gesellt ein Schild sich hinzu. Netze zum Fange kleinerer Thiere, wie der Wallabis, fertigt man aus dem Baste eines Baumes oder den Haaren des Opossums und anderer Thiere. Auch Taschen, aus gleichem Stoff gearbeitet, werden benutzt, um darin Pflanzensamen aufzubewahren. Eine Kleidung kennen die Eingeborenen des Inneren, von denen ich hier spreche, nicht. „Männer, Weiber und Kinder haben keine Idee von Kleidertragen und sind so nackt als an dem Tage, da sie geboren wurden [1]).“ Auch Hütten sind als Wohnstätte keine Regel. Man schläft in einer Vertiefung des Bodens, zu beiden Seiten ein Feuer entfachend, als einzigen Schutz gegen die Kälte, welche nachts der am Tage herrschenden starken Erhitzung des Bodens folgt. Nur bei sehr nassem Wetter baut der Eingeborene Hütten von Holz und bedeckt sie mit Gras. Kleidung ist bei der Hitze im Inneren überflüssig, und die regelmäßige Benutzung von Hütten würde mit großen Mühseligkeiten verknüpft sein. Wer sollte den Transport besorgen? Denn die Nothwendigkeit desselben träte ein, da schwerlich das zu mehreren Hütten erforderliche Baumaterial im Innern auf jeder Grasfläche sich finden ließe. Es giebt keine Zucht-, keine Hausthiere, und das möchte ich als schwer in die Wage fallenden Grund für die Hüttenlosigkeit in den Vordergrund stellen. Die in Küstengebieten lebenden Eingeborenen besitzen Hütten, die außerdem eine bessere Bauart aufweisen, und das ist neben der anderen Thatsache, daß sie besser genährt und von kräftigerem Aussehen sind, einmal ein Zeichen größeren Reichthums dieses Wohngebietes dem im Inneren gegenüber, dann aber auch vielleicht ein Zeichen geringer ausgeprägten Nomadenthums, längeren Verweilens an einer Stätte, was durch die günstigeren Verhältnisse ja ermöglicht ist.

Ich deutete bereits an, daß die Eingeborenen ihre primitiven Waffen und Geräthe mit hoher Geschicklichkeit zu verwenden geübt sind. Die Beutelratte erliegt trotz ihrer Kleinheit dem Wurfe des Bumerang sicher auch auf weite Entfernungen hin. Besonders staunenerregend und merkwürdig ist das Verfahren, wie die Australier dem Opossum bis in die höchsten Bäume ohne anderes Werkzeug als mit einer Schlingpflanze oder Steinaxt nachjagen. Meister sind sie im Auffinden von Spuren. „Durch bloßes Betrachten einer Spur können sie angeben, welcher ihrer Freunde dahingegangen ist“ [2]). Ihre Beweglichkeit ist groß, ihre List sich im Scrub zu verstecken, liest man oft hervorgehoben, und ebenso ihre bewunderuswerthe Ortskenntniß. Aber das alles sind Eigenschaften, welche sie auch unbedingt zur Fristung ihres Daseins besitzen müssen. Die Jagd auf flinke Beutelthiere, das Aufspüren sowohl als Erlegen derselben, erfordert List und Beweglichkeit. Das Wandern von Oase zu Oase verlangt bei der von nennenswerthen Erhöhungen des Erdbodens in seinen einzelnen Gebieten nicht gekennzeichneten Scrub- und Spinifex-Vegetation einen besonders scharfen Richt- und Ortssinn. Aber über diese nothwendigen Eigenschaften des Geistes, ohne die sie verhungern und verdursten müßten, geht ihr geistiges Können auch nicht hinaus, selbständig weiter denkend sind sie nicht.

Bei solchem Stande ihrer geistigen Entwickelung kann man eine staatliche Form, welche weit über die der Familie hinausgreift, nicht bei ihnen suchen wollen. Zu viel aber dürfte gesagt sein, ihnen mangele jede Organisation. Es muß etwas derartiges herrschen, nur wird es äußerst vereinfacht sein, weil die Bedürfnisse einförmig und einfach sind. Es

[1]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 318.
[2]) Journ. Anthr. Inst., V, p. 320.

giebt eine ganze Reihe fester Gebräuche — besonders die Eheschließungen. Der Unterschied zwischen höher und minder hoch angesehenen Personen, nach den vollbrachten Thaten abgeschätzt, ist vorhanden; größere Feste, Corroberies, werden gefeiert und vor allen Dingen giebt es ein gewisses Besitzrecht. Die einzelnen Stämme — in eine Unzahl solcher zerfällt die eingeborene Bevölkerung — erheben festen Anspruch je auf ein bestimmtes Jagd- und Pflanzenrevier [1]). Solchem auf einem umgrenzten Gebiete stattfindenden Zusammenhalten muß eine gewisse, wenn auch ganz niedere Organisation zu Grunde liegen. Man liest vielfach, daß die Zahl der auf einmal angetroffenen Eingeborenen an 100 betragen habe, und der Eingeborene, welcher Forrest 1869 begleitete, sagte, daß die am Lake Barlee Corrobery feiernden Schwarzen „so zahlreich wie eine Schafheerde" gewesen seien [2]). Dabei kann man nicht mehr an ein bloßes Familienzusammenhalten glauben, darin liegt eine Stufe mehr als das. Die Vertheilung des Besitzes innerhalb eines solchen Stammes scheint hier wie bei den Eskimos eine gleichmäßige zu sein. Jedem steht das gleiche Recht zu, auf einem Gebiete zu jagen, von einem Wasservorrathe Erquickung zu ziehen: es herrscht Gütergemeinschaft. Persönliches Eigenthum ist nur das wenige, was man mit sich herumträgt: Waffen sowie Aufbewahrungsgegenstände für Pflanzensamen und andere Nahrungsmittel.

Allem Anscheine nach unterstützt die Natur des Landes besonders in minder reichen Strichen die raschere Bildung neuer Stämme, indem sich hier die einzelnen Paare leichter trennen und für sich leben, weil größere Mengen bei einander schwer zu gleicher Zeit sich würden ernähren können. Die gewaltigen Scrubmassen, welche kaum durch Feuer zu vertilgen sind und oft eine Höhe erreichen, daß „Roß und Reiter" darin verschwinden, und an manchen Stellen ein nur wenige Ellen weites Ausschauen ermöglichen [3]), dürften diese Stammbildung wirksam unterstützen. In der gewaltigen Ausdehnung, in welcher wir ihre Bestände oft den Boden beherrschen sehen, kommen sie Gebirgsketten gleich, die nur an einzelnen wenigen Punkten — Pässen — gefahrlos überschreitbar sind, und diese Pässe sind hier die lichten Graszungen, welche sich in den Scrub hinein erstrecken, oder die Creeks, welche ihn unterbrechen. Der Scrub wirkt hier also verkehrhemmend, er stärkt die Abgeschlossenheit der einzelnen Bestandtheile der Bevölkerung, seien es nun zahlreichere Stämme oder nur Familien. Die niedrigen, gebirgigen, hügeligen Gebilde werden kaum als Grenzmittel dienlich sein, weil sie einmal zu niedrig, zu wenig wirksam sind, und dann als wasserführende Oasen wohl meist in die Mitte der einzelnen Stammesbesitzthümer zu liegen kamen, um ihres unangetasteten Besitzes sicherer zu sein. Es fehlt den Australiern völlig das, was den asiatischen Steppenvölkern den für sie so charakteristischen Trieb zum Umherschweifen und vor allem zum Erobern einprägte, der weite schrankenlose Raum. Auch in Afrika vermochten solche Völker sich nicht zu entwickeln, denn dort sind die Steppen ebenfalls eng bemessen, ziehen sich nur als Saum an den Wüsten hin und leiten bald ins Waldland hinüber, ganz ähnlich wie es hier in Australien der Fall ist, wo, wie geschildert, das Grasland nur kleine Zähne in die dichten Scrubmassen einzuschlagen vermocht hat und andererseits auch bald mit Waldland im Besitz des Bodens tauscht. Eine freiere Bewegung wird vollständig gehemmt, würde auch durch Reitthiere nicht viel aufzubessern sein. Dieses Hemmniß empfängt noch eine nicht zu unterschätzende Kräftigung durch das Fehlen von Flußwegen, die sich bei der Vereinigung

[1]) Friedr. Müller, Allg. Ethnographie, S. 210.
[2]) Geogr. Mittheil., 1870, S. 146 und 147.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 292.

anderer Völker stets so wirksam erwiesen. Die Creeks sind von zu geringer Ausdehnung, um Naturstraßen für ansehnlicheren Verkehr abgeben zu können. Sie führen außerdem so wenig Wasser und sind bezüglich des Wassergehaltes so unsicher, so daß sie schon deshalb, abgesehen davon, daß sie kein zusammenhängendes Netz bilden, zur Beförderung von Waaren völlig untauglich sich erweisen. Zu diesen natürlichen Hemmnissen des Verkehrs gesellt sich alsdann das auch hier wieder hervorzuhebende Fehlen der zur Uebernahme des Transports geeigneten Hausthiere. Eine natürliche Folge dieser schlechten Verkehrsmittel ist eben die Abgeschlossenheit, so daß Eingeborene, welche Stuart z. B. 1862 bei Trews Waterhole traf, ihm nur nach einer Richtung, nach Westen, Auskunft zu geben vermochten, aber von dem nördlich gelegenen Lande keine Kunde zu haben schienen [1]). Alles dies zusammengehalten ergiebt einen weiteren Gesichtspunkt zur Beurtheilung und Erklärung des Naturzustandes der Australier, insofern als thatsächlich kein darauf hinwirkendes Mittel in der Gestaltung des Bodens gelegen war, den einzelnen Stamm dem anderen zu nähern, sondern vielmehr alles danach angethan scheint, eine möglichst weitgehende Zersplitterung des Volkes in Stämme zu unterstützen, ja zu bedingen, und sie dadurch nicht selbst auf den kulturbedeutenden Gedanken gegenseitiger Hilfe und Unterstützung zu führen. Je mehr natürlich heute die Dichtigkeit des Volkes abnimmt, um so ferner rückt die Möglichkeit, daß dies je geschieht.

Bei den einzelnen Stämmen prägte sich nun das Recht auf alleinige Nutznießung eines bestimmten Gebietes in einer so starken Form aus, daß selbst mit den Waffen für dasselbe eingetreten wird. Das Wasser wird wohl den Australiern als das Vertheidigenswerthe eines Gebietes erscheinen. Wasser ist ja die Hauptvorbedingung für organisches Leben. Wo Wasser ist, fehlt in der Regel auch die übrige Nahrung, pflanzliche sowohl als thierische, nicht. Kennedy, welcher in den vierziger Jahren eine Expedition am Viktoria leitete, berichtet, daß eines Tages fünf Eingeborene den Spuren desselben gefolgt und, ehe man noch an einem Wasserplatze die Zelte aufgeschlagen, hinzugetreten seien mit dem Befehl, das Wasser zu verlassen [2]). Wie Gosse am Moses Creek, so hatten noch andere Erforscher den Angriff der Eingeborenen, und meist in der Nähe von Wasserplätzen, zu erdulden. Wenn man liest, daß ein ganzer Trupp Eingeborener keinen Tropfen Wasser herbeizuschaffen vermocht hätte, wie Forrest es berichtet [3]), so klingt das unglaublich, und war vielleicht nur eine Nothlüge, die in Australien in der Trockenheit der Mitte des September nicht nur wohl entschuldbar, sondern ganz berechtigt ist. Die Gegend war vielleicht wasserarm, und das wenige vorhandene Wasser wollten die Eingeborenen sich, indem sie es anderen überwiesen, nicht selbst rauben. Forrest selbst fand bald darauf in einer kleinen Hügelkette Felslöcher mit Wasser gefüllt, wodurch es nur wahrscheinlicher wird, daß die Eingeborenen hier durch List ihr kostbares Naß retten wollten. Besonders ein Fall beweist, daß dergleichen Listen angewandt werden. John Roß traf 1874 einmal in trockener Zeit Eingeborene und sagt von ihnen [4]): „Ich versuchte alles mögliche, um von ihnen zu erfahren, wo andere Wasserplätze wären, aber vergebens." Wenn Eingeborene „bereitwilligst", wie Gosse es am Marryat-Creek nennt [5]), Wasservorräthe wiesen, so läßt sich daraus hinwiederum vielleicht ein Schluß auf reichere Gegenden folgern.

[1]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 290.
[2]) Proc. Geogr. Soc., 1849, p. 196.
[3]) Geogr. Mittheil., 1872, S. 231.
[4]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 418.
[5]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 369.

Die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages.

(Schluß aus Nr. 20.)

In der 4. Sitzung sprach zuerst der Landesgeologe Dr. Wahnschaffe aus Berlin über „die Bedeutung des Baltischen Höhenrückens für die Eiszeit“. Nachdem zuerst Leopold von Buch und Friedrich Hoffmann die Ansicht ausgesprochen hatten, daß die Hauptgrundzüge in der Gliederung des norddeutschen Flachlandes durch Erhebungslinien des älteren Gebirges bedingt seien, sind ihnen darin fast alle Geologen gefolgt und haben namentlich auch das Streichen des Baltischen Höhenrückens zu dem Streichen des älteren Gebirges in Beziehung gebracht. Nach dieser Auffassung soll die Nordsüdrichtung des Höhenrückens der jütischen Halbinsel dem rheinischen, die Südostrichtung in Holstein, Mecklenburg und der Uckermark dem hercynischen, dagegen die Nordostrichtung des pommerschen und preußischen Höhenrückens dem erzgebirgischen Systeme entsprechen. Als Torrel's Glacialtheorie allgemeine Anerkennung erfuhr, war man dagegen geneigt anzunehmen, daß die Oberflächengestaltung der baltischen Schwelle nur in seltenen Fällen mit dem Aufragen des älteren Gebirges in Beziehung steht, sondern daß sie vielmehr in der Hauptsache als ein Ergebniß der Eiszeit selbst anzusehen ist. Für die wesentlichen Grundzüge der Gestaltung des Höhenrückens könnte immerhin das vordiluviale Gebirge maßgebend sein, obgleich noch eine Reihe von Beobachtungen, vorzüglich durch Bohrversuche, nothwendig ist, um diesen Satz hinsichtlich der ganzen Seenplatte zu bestätigen. In Mecklenburg haben die Arbeiten von Geinitz den Beweis erbracht, daß der dortige Theil des Höhenrückens allerdings durch mehrere parallele Erhebungen des Flötzgebirgs-Untergrundes die charakteristischen Merkmale seiner Gestaltung erhalten hat. Ebenso kann man schon jetzt auch für den pommerschen und preußischen Abschnitt des Höhenrückens ein Anschwellen des älteren Gebirges unter der diluvialen Bedeckung annehmen, was natürlich aber nicht so zu verstehen ist, als ob überall unter weniger mächtigem Diluvium nothwendig älteres Gebirge getroffen werden müßte. — Die vielfach erörterte und für die Aufhellung der Vorgänge während der Vergletscherung Nordeuropas schwerwiegende Frage nach der Entstehung der Ostsee, läßt sich aus mancherlei Gründen dahin beantworten, daß das baltische Becken schon in präglacialer Zeit eingesenkt war, daß es damals aber erheblich tiefer war und erst durch die Ablagerung der glacialen Schuttmassen diese Tiefe einbüßte. Jedenfalls ragten vor Beginn der großen Vereisung die vordiluvialen Ablagerungen des Höhenrückens, sowie die Kreideberge auf Rügen, Usedom und Wollin nebst den jurassischen Schichten Hinterpommerns als hoher Uferwall empor, welcher die skandinavischen Eisströme aus ihrer ursprünglichen Nordsüdrichtung nach Westen ablenkte. Dabei übte das Inlandeis, als es nach Ausfüllung der Ostsee gegen deren Südrand heranfluthete, infolge des Widerstandes, den die Baltische Landschwelle ausübte, eine zertrümmernde, erodirende, denudirende und zusammenschiebende Wirkung auf den Untergrund aus, so daß die obersten Schichten der vordiluvialen Ablagerungen vielfach gefaltet, mitgeschleppt und überschoben wurden. Prächtige Belege hierfür bieten die großartigen Störungen der Kreide auf Möen, Rügen, Wollin, bei Finkenwalde u. s. w. Aber auch die dem Eise vorgelagerten Moräneprodukte — die fluvio-glacialen Grande, Sande, Thone oder Mergelsande — erfuhren durch den Schub des Inlandeises eine Faltung und Emporpressung, was vornehmlich an denjenigen Sanden erkennbar ist, welche unter dem oberen Geschiebemergel liegen, und diesen häufig in hohen Rücken oder vereinzelten Hügeln von kuppenförmigem Aufbau durchragen. Während beider Vereisungen hat also die Konfiguration des Baltischen Rückens die weitgehendsten Veränderungen erlitten. Erscheinungen wie die holsteinschen Föhrden haben — obwohl vielleicht in ihrer frühesten Anlage auf Mulden im Sinne des erzgebirgischen Systems zurückzuführen — erst durch Mitwirkung der ersten und zweiten Glacialperiode ihre gegenwärtige Gestalt erhalten. Die Gletschermassen der letzten Vereisung benutzten bei ihrem Vorrücken diese Föhrden; das Eis, welches sich allen Unebenheiten des Terrains anschmiegte, unterlag durch die allmähliche, landeinwärts zu stattfindende Verengung der schmalen Buchten einer Zusammenpressung, und wirkte dadurch zusammenschiebend und stauchend sowohl auf die Föhrden-Ränder als auch auf das Hinterland ein. Auf diese Weise wurden die diluvialen Schichten westlich der Föhrden zu jenen hohen Wällen aufgestaucht, welche den Kamm des schleswig-holsteinschen Höhenrückens bilden. Dieser Umstand war wiederum von großer Bedeutung für die Richtung der Wasserläufe, welche dadurch zum Theil, wie beispielsweise die Eider, einen entgegengesetzten Lauf erhielten, und nun nicht mehr in die Ostsee, sondern in die Nordsee einmündeten. Merklich beeinflußt wurde der Charakter des baltischen Geländes ferner durch die in den Abschmelzungszeiten in Menge entstehenden Gletscherflüsse oder Bäche, deren Aufschüttungen stets unregelmäßige Oberflächenformen im Gefolge haben und von Anfang an ein hügeliges Aussehen der Landschaft bedingen. Diese Unregelmäßigkeiten steigerten sich noch, als das Eis der zweiten Vergletscherung seine Grundmoräne über dieses Hügelland hinwegschob, Aufsprengungen und Stauchungen hervorrief, durch unmittelbare Glacialerosion schon vorhandene Rinnen vertiefte oder auch durch Anhäufung von Grundmoränenmaterial theilweise ausfüllte. Dergestalt bildeten sich zahllose natürliche Bodeneinsenkungen, welche beim Abschmelzen des Eises Veranlassung zur Entstehung von Seen gaben, deren Dasein auf diese Weise eine einfache Erklärung findet. Doch muß man sich hüten, diese Erkenntniß sofort zu verallgemeinern, was leicht zu bedenklichen Irrungen Anstoß geben kann, da die Entscheidung über die Art der Seen nur von Fall zu Fall getroffen werden darf, und neben den „Grundmoränen-Seen“, von denen eben die Rede war, noch andere Typen, wie die „Stau-Seen“ ꝛc. zu beachten sind. — Die Bedeutung des Baltischen Höhenrückens für die Eiszeit läßt sich nach allem Gesagten dahin zusammenfassen, daß „er erstens in seinem älteren Kern ein Hinderniß für die Eismassen darstellte und mindestens zweimal — beim Beginn der ersten Vereisung und während der zweiten — eine Ablenkung nach Westen hervorrief, und daß er sodann Veranlassung gab zu beträchtlichen glacialen Ablagerungen und Schichtenstörungen. Durch diese Aufschüttungen und Aufpressungen, welche bei Ueberwindung des Hindernisses durch die Eismassen verursacht wurden, entstand die vorzugsweise an den Höhenrücken gebundene Grundmoränenlandschaft, während die Endmoränen zwar ebenfalls für den Höhenrücken charakteristisch sind, jedoch sich auch über dieses Gebiet hinaus fortsetzen“.

Den nächsten Vortrag hielt Dr. F. A. Schenk über die „Glacialerscheinungen in Südafrika“, seine vorwiegend geologischen Ausführungen durch eine interessante Sammlung von Gesteinsstücken veranschaulichend.

Danach sprach Dr. von Drygalski aus Berlin über „die Bewegungen der Kontinente zur Eiszeit und ihren Zusammenhang mit den Wärmeschwankungen der Erdrinde“. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung, in welcher der Redner auf die Anschauungen eines Celsius und Linné, sowie auf die „Elevations-Theorie“ L. von Buchs einging, kam er auf Ed. Sueß und die neuere Forschung zu reden und legte endlich seine eigenen Ansichten dar. Mehrfache Anzeichen deuten darauf hin, daß in der präglacialen Zeit die Temperatur eine weit höhere war, als heute. Als nun die Erkaltung des Bodens begann, mußte eine Kontraktion und ein Sinken eintreten, wahrscheinlich noch verstärkt durch die Last der ungeheuren Eismassen, welche, wie zu unserer Zeit nur in Grönland, damals bedeutende Gebiete des Erdballes überdeckten. Mit dem Abschmelzen der Gletscherdecke erfolgte wieder eine Durchwärmung des Grundes, und damit auch eine neue Ausdehnung und Erhebung der Scholle, die um so beträchtlicher sein mußte, als zugleich der auf ihr lastende Druck wich.

Der vierte Redner der Sitzung, Dr. Hotz-Linder aus Basel sprach über die „Verwerthung der Schulausflüge“. Interessant waren darin namentlich die Nachrichten über die Organisation der geographischen Schulausflüge an den schweizerischen höheren Lehranstalten. Das Realgymnasium zu Basel besitzt ein Vermögen, dessen Zinsen zu dem genannten Zwecke verwandt werden. Dort zieht öfters ein Lehrer mit den Schülern in die Alpen hinaus — auf acht bis vierzehn Tage sogar —, führt Wirthschaft mit seinen Zöglingen, die dabei meist von Milch und Brot leben, und durchstreift mit ihnen Berg und Thal, wobei sich selbst ein wenig Ethnologie treiben läßt. Endlich wies Professor Penck noch in aller Kürze auf die „Nothwendigkeit geographischer Bildersammlungen“ hin, von denen wir zur Zeit zwar schon eine ganze Reihe besitzen, aber nur sehr wenige, die allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Als ein Musterwerk legte der Redner die Arbeit seines Amtsvorgängers in Wien, des Professor Friedrich Simonis, vor, der die ganze Dachsteingruppe in prachtvollen Photographien aufgenommen hat, die jetzt zu einem Buche vereinigt sind. Wünschenswerth seien förmliche geographische Bildermuseen.

In der 5. Sitzung erklärte zunächst Dr. Giese zu dem Vortrage des Geh. Rathes Neumayer, daß die von diesem Redner angedeuteten Aenderungen im magnetischen Verhalten der Erde nach seiner Ansicht noch nicht so bedeutend seien, daß sie eine Erweiterung der Gauß'schen Theorie bezw. ein Mehr der Konstanten erforderten.

Darauf ergriff das Wort Prof. Dr. Reyer aus Wien über „Typen der Eruptivmassen und Gebirgstypen, erläutert durch Experimente und Modelle“. Redner unterstützte seinen Vortrag durch Vorführung einer stattlichen Zahl großer geologischer Profile, Karten, Photographien und Wandbilder, und seine Experimente mit plastischem Thon oder feuchten Seifenfladen veranschaulichen die Pressungen, Verwerfungen und Faltungen der Gebirgsmassen in vorzüglicher Weise.

Sodann folgte der Vortrag des Oberbergrath Huiser „über den jetzigen Stand der Untersuchungen bezüglich der Wärme im Erdinnern“. Gestützt auf das werthvolle Material, welches die Tiefbohrungen der letzten 20 Jahre geliefert haben — man ist in Preußen bis zu 1273 m, 1293 m, 1338 und 1748 m eingedrungen — scheint eine Korrektion der alten Annahme geboten, welche die geothermische Tiefenstufe mit 40 m für je einen Grad R. berechnet. Aus einer genauen Beschreibung der Bohrversuche ging hervor, mit welchen Zufälligkeiten man bei Wärmemessungen der Erdrinde zu kämpfen hat. Bald strömen kältere oder wärmere Quellen ins Bohrloch und stören das Resultat, und bald befindet man sich in guten, bald in schlechten Wärmeleitern, da sich die Mineralien hinsichtlich ihrer Leitungsfähigkeit sehr abweichend verhalten. Steinsalz z. B. ist ungemein wärmedurchlässig, weshalb das Bohrloch von Sperenberg, das ganz in diesem Mineral liegt, eine geothermische Stufe von nur 40 m für einen Grad R. ergiebt. Das Bohrloch von Schladebach dagegen, fast durchweg in schlechten Leitern, weist erst eine Tiefenstufe von 46,9 m auf; ein anderes Bohrloch eine solche von 45,83 m. Aehnliche Verhältnisse sind neuerdings mehrfach beobachtet worden, so daß Redner für eine Erhöhung der Stufen von 40 m auf 45 bis 46 m für einen Réaumurgrad Wärmezunahme im Erdinnern eintritt.

Hiernach referirte Professor Dr. Jordan aus Hannover über „die Methoden und Ziele der verschiedenen Arten der Höhenmessung“, und zwar beschrieb er unter Beibringung zahlreicher historischer Notizen erstens das Nivellement, zweitens die trigonometrische und drittens die barometrische Höhenmessung. Als die zuverlässigste, wenn auch umständlichste Art, muß immer das Nivelliren gelten, welches man neuerdings durch die Einführung kurzer Zielweiten zu großer Schärfe und Sicherheit ausgebildet hat. Bei der im Juni bis September 1835 auf Veranlassung des späteren Generallieutenants Beyer bewirkten Vermessung der Strecke Berlin-Swinemünde bediente man sich noch der langen Zielweiten, wodurch das Resultat leicht mit störenden Fehlern behaftet wird. Für die trigonometrische Methode fällt die terrestrische Refraktion, die schon Snellius bekannt war, schwer ins Gewicht, da durch sie, namentlich bei beträchtlichen Entfernungen, unangenehme Irrungen in den Ergebnissen veranlaßt werden. Die leichteste, bequemste, aber auch die ungenaueste Art der Höhenmessung ist die barometrische, weil sie in ihren Resultaten von zu vielen Nebeneinflüssen abhängig ist, und zwar die Messung durch Aneroide noch weit mehr, als die durch das Quecksilberbarometer. Für Forschungsreisende wird indeß die letztgenannte Art noch auf lange Zeit hinaus das einzige Mittel bleiben, um sich über die Erhebungsverhältnisse unbekannter Länder zu unterrichten, und die Wissenschaft ist es gern zufrieden, wenn diese Arbeiten nur mit der nöthigen Vorsicht und unter gewissenhafter Beobachtung der seither gemachten Erfahrungen ausgeführt werden. Bei militär-topographischen und landwirthschaftlichen Zwecken ebensowie bei der Anlage von Eisenbahnen und Kunststraßen, wo es sich um die größtmögliche Sicherheit handelt, muß man aber unbedingt das Nivellement zur Anwendung bringen.

Den Schlußvortrag der Sitzung sowie der ganzen Tagung überhaupt hielt Dr. Böhm aus Wien, der sich unter Vorlegung einer graphischen Darstellung in Kürze über „die Genauigkeit orometrischer Messungen“ verbreitete.

Professor Dr. Credner aus Greifswald nahm von seinem Vortrage über „unperiodische Wasserstandsveränderungen in der Ostsee“ mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit Abstand.

Aus der sechsten und letzten Sitzung heben wir an dieser Stelle nur hervor, daß auf Antrag des Professor Dr. Wagner in Göttingen verschiedene Statutenänderungen erfolgten, wonach namentlich in Zukunft eine Versammlung nur alle zwei Jahre stattfinden wird. Zum nächsten Versammlungsorte wurde Wien erwählt. Ausflüge nach Rüdersdorf und nach Chorin, zur Inaugenscheinnahme der dasigen Glacialerscheinungen, beschlossen die diesjährige Tagung.

Kürzere Mittheilungen.

Die Niederschlagsverhältnisse Mexikos.

Zur klimatologischen Charakteristik der mexikanischen Republik und zur Ergänzung unserer „Studien" (S. oben) entnehmen wir dem „Boletin mensual" des mexikanischen Central-Observatoriums (T. I, p. 151 ff.) die folgenden Angaben über die jährlichen Niederschlagsmengen:

Name der Station	Höhe über dem Meere	Zahl der Beobachtungsjahre	Regenhöhe in mm
Aguascalientes	1861,0	5	591,0
Campeche	8,4	1	833,2
Carmen (Staat Puebla) . .	—	1	564,1
Colima	507,3	12	1052,9
Cordoba (Staat Veracruz) .	838,0	5	2798,5
Cuernavaca (Morelos) . .	1556,5	3	1105,4
Guadalajara (Jalisco) . .	1566,9	6	863,7
Guadalcazar (S. Luis Potosi)	?	1	1194,8
Guanajuato	2060,8	6	859,5
Guaymas (Sonora) . . .	?	1	711,2
Huehuetoca (Mexiko) . . .	2292,0	2	2282,9
Huejutla (Hidalgo) . . .	376,0	4	466,1
Ixtacomitan (Chiapas) . .	175,7	1	4718,5
Lagos (Jalisco)	1932,0	1	866,6
Leon (Guanajuato) . . .	1798,6	10	728,3
Llano Grande (Guerrero) .	71,0	1	865,9
Matamoros (Tamaulipas) .	40,0	1	815,4
Mazatlan (Sinaloa) . . .	76,0	8	822,2
Merida	—	1	913,0
Mexiko	2282,5	11	607,4
Mirador (Veracruz) . . .	1097,1	12	2130,5
Monterey (Nuevo Leon) . .	401,0	1	744,0
Morelia (Michoacan) . .	1940,0	1	648,4
Oaxaca	1546,0	3	715,3
Orizaba (Veracruz) . . .	1227,0	6	2510,0
Pabellon (Aguascalientes) .	1924,4	19	506,6
Patzcuaro (Michoacan) . .	2138,0	2	1158,6
Pinos (Zacatecas) . . .	2419,0	3	1007,0
Puebla	2169,7	10	932,9
Queretaro	1850,0	17	?
Saltillo (Coahuila) . . .	1632,8	3	554,1
S. Juan del Rio (Queretaro)	1976,0	3	500,6
San Luis Potosi	1890,0	10	393,4
San Nicolas Buenavista (Bundesdistrikt) . . .	—	21	584,7
Tezintlan (Puebla) . . .	1982,0	5	1530,9
Tinaja (San Luis Potosi) .	?	1	766,0
Tlacotalpam (Veracruz) . .	3,5	2	1823,7
Toluca (Mexiko)	2625,0	2	678,0
Tuxpan (Veracruz) . . .	—	5	1532,0
Veracruz	7,0	1	1319,1
Zacatecas	2496,0	10	819,1

Da auf der großen Mehrzahl der Stationen erst ganz kurze Zeit beobachtet worden ist, und da die Schwankungen von Jahr zu Jahr gerade in Mexiko sehr große sind, so können die angegebenen Ziffern natürlich nicht als absolut zuverlässige gelten. Immerhin helfen sie auf der allgemeinen Regenkarte der Erde eine schwer empfundene Lücke ausfüllen.

Was die Schwankungen von Jahr zu Jahr betrifft, so fielen in San Nicolas de Buenavista (Xochimilco) 1860 nur 355,3 mm Regen, 1865 aber 924,1 mm; in Pabellon 1884 nur 262,1 mm, 1870 aber 841,5 mm; in Colima 1877 nur 755,4 mm, 1869 aber 1453,6 mm; in Guanajuato 1884 503,8 mm, 1885 aber 1070,7 mm; in Queretaro 1884 285,8 mm, 1876 aber 718,0 mm; in San Luis Potosi 1884 189,9 mm, 1887 aber 506,8 mm. Die Schwankungen betragen also zum Theil mehr als 200 Prozent.

Es ist bekannt, daß Mexiko ganz in der Weise der echten Tropenländer einen regenlosen — oder doch sehr regenarmen — Winter und einen regenreichen Sommer aufweist. So fällt in der Stadt Mexiko im November, Dezember, Januar und Februar des öfteren kein Tropfen Regen, und im März fällt wenigstens in der Regel nur eine ganze minimale Menge. (1882 ausnahmsweise einmal 50,9 mm, 1880 und 1881 aber nur 0,7 mm); dagegen gehen im Mai, Juni, Juli, August und September gewaltige Mengen nieder (im August 1878 345,6 mm, im September 1880 205,1 mm, im September 1886 199 mm); April und Oktober bilden die Uebergangsmonate zwischen den beiden Jahreszeiten, letzterer im allgemeinen mit beträchtlicheren Regenhöhen als ersterer. — Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse anderwärts im Lande, und in Leon kamen beispielsweise von den 97 Regentagen des Jahres 1886 allein 72 auf die Monate Juni bis September, während der Dezember gar keinen und der November einen einzigen Regentag hatten. — Die stärksten Regengüsse eines Tages (in dem Zeitraum von 1877 bis 1888) brachten in der Stadt Mexiko 63,5 mm (14. August 1863, in 11 Stunden) und 62 mm (20. Juli 1878, in 2 Stunden 10 Minuten).

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die deutsche Kamerun-Expedition hat durch den Tod des Zoologen Dr. Bernhard Weißenborn, über dessen Forschungen der „Globus" seiner Zeit (Bd. 54, S. 316 f.) ausführlicher berichtet hat, einen schweren Verlust erlitten. Die ganz besonders harte Pionirarbeit, die der genannte Reisende zusammen mit den anderen Mitgliedern der Expedition zu leisten hatte, macht es mehr als begreiflich, daß er dem klimatischen Fieber erlag.

— Der bekannte englische Reisende F. C. Selous hat sich wieder nach Südafrika begeben, um seine Streifzüge im Zambesi-Gebiete weiter fortzusetzen und womöglich über Garenganze, westlich vom Bangweolo-See, bis zu den Lualaba-Quellen und dem Kongo auszudehnen. Maschona-Land hält er auf Grund seiner daselbst gewonnenen Anschauungen für sehr geeignet zu europäischer Kultivation. Das Land erhebt sich etwa 900 bis 1200 m über den Meeresspiegel,

ist von zahlreichen Tributär-Strömen des Zambesi — dem Hanyane, dem Mazoe ꝛc. — bewässert, und sein fruchtbarer Boden würde bei zweckmäßiger Wasserwirthschaft vor allen Dingen auch den Weizenbau sehr gut gestatten. Der Südostpassat, der auf dem Plateau herrscht, ist kühl und im Winter sogar kalt, so daß auch die gesundheitlichen Verhältnisse für die Europäer günstig liegen. — In gewissen Distrikten hat sich die alte Maschonabevölkerung der Matabele-Invasion gegenüber erhalten.

Nordamerika.

— Bezüglich der Wetterprognosen und Sturmwarnungen sind die Amerikaner uns Europäern bekanntlich immer einen erheblichen Schritt voraus gewesen — zum Theil ohne ihr besonderes Verdienst, da die meteorologischen Verhältnisse in ihrem Welttheile ungleich einfachere und durchsichtigere sind, als bei uns, und da westlich von ihrem Haupt-Kulturgebiete keine so vollkommene meteorologische „terra incognita“ liegt, wie westlich von Europa. Auf dem Atlantischen Ozeane giebt es ja keine meteorologischen Stationen, die telegraphisch mit uns kommuniziren, wie es im nordamerikanischen Felsengebirge ꝛc. der Fall ist. Eine wesentliche Lücke in dem Systeme der amerikanischen Prognosen bestand indeß bisher bezüglich der furchtbaren Orkane (Hurricanes), die von Westindien her so häufig die Golfküste sowie die offene atlantische Küste der Union berühren, und denen alljährlich eine große Anzahl von Fahrzeugen und Menschenleben zum Opfer fallen. Um diese Lücke auszufüllen, hat die Leitung des „United States Hydrographic Office“ eine intimere Beziehung zwischen den meteorologischen Beobachtungsstationen Westindiens und denjenigen der Union anzubahnen gesucht, und es scheint, daß ihre Bemühungen von gutem Erfolge begleitet gewesen sind. Das Telegraphennetz, welches dazu nothwendig ist, hat in der fraglichen Richtung bereits eine ziemliche Vollständigkeit erlangt, und von den Antillen ebenso wie von der südamerikanischen und mexikanischen Küste werden die erforderlichen Angaben über den Luftdruck ꝛc. auf diese Weise leicht zu erlangen sein (Vergl. „Science“, Vol. VIII, p. 254 f.).

Australien und Polynesien.

— Wie aus Tahiti berichtet wird, sind die Inseln Rurutua (Rurutu) und Rimatara, von denen wir bereits auf S. 96 dieses Bandes handelten, nunmehr dem französischen Protektorate unterstellt worden. Damit ist nun der ganze kleine Tubuai- oder Austral-Archipel dem französischen Kolonialreiche in der Südsee einverleibt, und das letztere hat dadurch zugleich in der östlichen Südsee eine gewisse Abrundung erhalten. Der Keil, den die englische Kolonialpolitik durch ihre jüngsten Annexionen — der Cook-Inseln, der Suworoff-Inseln und der Inseln Penrhyn, Christmas und Fanning — zwischen die östliche westliche Südsee-Kolonialprovinz Frankreichs hineinzutreiben verstanden hat, erscheint dadurch freilich nicht im geringsten in seiner Bedeutung abgeschwächt. Die beiden Inselchen sind ja vollkommen hafenlos und eignen sich durch ihren fruchtbaren vulkanischen Boden lediglich zu einem beschränkten Plantagenbau. Rurutua ist nur etwa 7 km lang, sein vulkanischer Hauptgipfel erhebt sich aber 400 m über den Meeresspiegel, während Rimatara in seiner längsten Erstreckung nicht viel über 3 km mißt und nur bis 100 m emporsteigt.

Allgemeines.

— Der Zehnte Internationale Anthropologen-Kongreß wird in den Tagen vom 19. bis 26. August in Paris zusammentreten. Das Lokalkomité, welches sich in dieser Stadt unter dem Vorsitz von A. de Quatrefages gebildet hat, schlägt vor, namentlich über folgende Gegenstände zu verhandeln: 1) über Erosion und Thal- und Höhlenausfüllung mit Bezug auf das Alter der Menschheit; 2) über die Periodicität der Vergletscherungen; 3) über Kunst und Gewerbe der Höhlen und des Alluviums; 4) über die Chronologie des Stein-, Bronze- und Eisenalters; 5) über die Beziehungen der Kulturen Hallstatts und der anderen Donaustationen zu denjenigen Mycene's, Tyrin's, Issalik's und des Kaukasus; 6) über die quaternären Schädel- und Knochenfunde der letzten 15 Jahre; 7) über ethnologische Ueberlebsel in West- und Mitteleuropa; 8) über archäologische und ethnographische Analogien als Beweise von Völkerverwandtschaft und von vorhistorischen Wanderungen.

— Der englische Postdampfer „Arawa“, von der Albion-Linie, hat in den Monaten April und Mai dieses Jahres die rascheste Fahrt zwischen Neuseeland und Plymouth bewirkt, indem er den ungeheuren Weg in 36 Tagen 11 Stunden 48 Minuten zurücklegte. Die wirkliche Fahrzeit betrug, da das Schiff in Rio und Teneriffe anlegte, nur 34 Tage 23 Stunden 18 Minuten.

Bücherschau.

— Paul Staudinger, Im Herzen der Haussa-Länder. Berlin 1889. Adolf Landsberger. 758 S. — Das vorliegende Buch enthält eine große Fülle wichtiger Mittheilungen über die Sultanate Saria, Kano, Katschena, Samfara, Sokoto, Gandu, die uns beweisen, daß die Flegel'sche Niger-Benuë-Expedition wenigstens wissenschaftlich nicht unfruchtbar geblieben ist. Kolonialpolitisch ist ihr ja bekanntlich der Erfolg, den sie nach den durch Flegel und seine Genossen aufgewendeten Anstrengungen verdient hätte, nicht geworden, da sich Deutschland von der wichtigen Niger-Benuë-Schiffahrtsstraße hat abdrängen lassen. Der Inhalt des Buches zerfällt in zwei Theile: die Beschreibung der Reise, die die zwei ersten Drittel (491 S.), und die Zusammenstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse, die das letzte Drittel (267 S.) einnimmt. Wir können diese Gliederung nur gut heißen, da sich auf diese Weise jeder das seinige am bequemsten herausnehmen kann. Die Reiseschilderung macht den Eindruck photographischer Treue, und da die Haussa-Länder den wenigstbetretenen afrikanischen Gebieten zuzählen, so ist sie der Natur der Sache nach zugleich auch sehr interessant. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Ergebnisse aber war der Reisende um so mehr in der Lage, die älteren Clapperton'schen und Barth'schen Forschungen in wesentlichen Stücken zu ergänzen, als er naturwissenschaftlich geschult war. Einen klaren Einblick erhalten wir namentlich in das politische Verhältniß der einzelnen Haussastaaten zu dem Ober-Sultanat Sokoto, in die Eigenart der einzelnen ethnologischen Elemente und ihre Beziehungen zu einander, in die Fauna und Flora des Gebietes, sowie auch in die wirthschaftspolitischen Aussichten, die dasselbe gewährt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XX.

(Mit fünf Abbildungen.)

Die Reisenden wurden in Dugga durch den von ihrer Ankunft benachrichtigten Scheik freundlichst begrüßt und in einem der vornehmsten Häuser in unmittelbarer Nähe des Theaters untergebracht. Das ihnen angebotene landesübliche, aus Eiern und Granaten bestehende Frühstück wurde aus dem eigenen Vorrath durch Wein, Kaffee und Sardinen vervollständigt, während Ali und Mohammed sich einen Napf Oel, worin rothe Felfel- oder Pfefferkörner schwammen, und wozu sie Kümmelbrot verzehrten, wie immer vortrefflich schmecken ließen. Nachdem darauf die nöthigen Vorkehrungen zur Vertreibung der selbst in den besten Häusern Tunesiens vorhandenen ungebetenen, mehr fühlbaren, als sichtbaren Mitbewohner getroffen waren, begann die Durchwanderung des Ortes.

Vor allem suchte man das punische Mausoleum auf, das einst die jetzt im Britischen Museum befindliche doppelsprachige (libysch-punische) Inschrift trug, nach welcher man mehrere vorher zweifelhafte Buchstaben der lybischen Schrift erst richtig zu bestimmen vermochte. Leider haben die vom englischen Konsul Sir Thomas Read mit der Herausnahme des Steines beauftragten ungeschickten und bequemen Araber dabei den ganzen oberen Theil des Mausoleums, dieses vielleicht einzigen bis auf unsere Zeit fast unverletzt erhaltenen punischen Baudenkmals, zerstört. Ob wir aber die arabischen Arbeiter dafür verantwortlich machen dürfen, möchten wir den britischen Konsul fragen. Zum Glück hatte ein anderer Engländer, Caterwood, lange vorher (1832) wenigstens noch eine Zeichnung davon aufgenommen, nach der sich ein ziemlich genaues Bild vom Ganzen entwerfen läßt. — Die bewunderungswürdigste Ruine von Dugga bilden die Ueberreste des herrlichen Tempels, welchen Marc Aurel und sein Mitkaiser Lucius Verus dem Jupiter, der Juno und der Minerva erbauen ließen. Der noch ziemlich unversehrt gebliebene Vordertheil des Tempels mit seinen edlen, feingeriefelten Säulen und prächtigen Gebälken, mit seinen langen, die Erbauer verherrlichenden Friesen, mit seinen reichen und sorgfältig ausgeführten Bildwerken, seinem hochragenden Giebelfeld, geschmückt mit dem Kaiseradler, der mit ausgebreiteten Flügeln auf seinem Rücken die vergöttlichte Gestalt des römischen Herrschers trägt, kurz mit allen seinen Einzelheiten, legt Zeugniß von seiner einstigen Schönheit und Größe ab. Es verursachte nur große Schwierigkeiten, die richtigen Maßverhältnisse zu bestimmen, da die zum Erklimmen des Giebels nöthigen Leitern in Dugga nicht vorhanden waren und mit Mühe und Noth erst aus Tebursuk beschafft werden mußten. Von der Cella selbst ist wenig mehr zu sehen, doch lassen die noch vorhandenen Bruchstücke erkennen, daß sie mit Stuck bekleidet waren, woran korinthische Säulen, wie die der Vorhalle, dargestellt waren. Auch von der Hinterwand der Cella sind einige deutliche Stücke wieder zum Vorschein gekommen, obgleich fast das ganze Gebäude zur byzantinischen Zeit schonungslos einem Festungswerk einverleibt worden war.

Ueberall, wo man das Dorf und die dahinter befindlichen, bis zum steilen Felsabfall sich ausdehnenden Gärten durchwandert, stößt man auf halbverfallene römische Mauern, und mitten im arabischen Mauerwerk auf Steine mit alten Inschriften und andere Ueberreste der Vorzeit. Die merk-

würdigsten davon sind außer den hier entdeckten Steinaltären noch die zahlreichen alten Cisternen und die in deren Nähe bemerkbaren Spuren der unterirdischen Wasserleitung, welche der alten Stadt Thugga das Wasser der benachbarten Berge zuführte. Eine besondere Ueberraschung bereitet den Reisenden noch ein in den nordwestlichen Gärten von Dugga befindliches altes Thor, das sogenannte Thor der Christin (Bal-er-Rumia), das obwohl längst seines Säulenschmuckes beraubt, doch in der natürlichen Umrahmung stattlicher Olivenbäume einen höchst malerischen Anblick gewährt. Auch von Ueberresten der zahlreichen, die Stadt umgebenden größeren Begräbnißstätten fesseln außer dem bereits erwähnten Mausoleum noch viele unsere besondere Aufmerksamkeit, da selbst die einfachsten Grabsteine oft höchst beachtenswerthe Inschriften tragen. Von den umfangreichsten vier Friedhöfen befand sich einer vor dem Bab-er-Rumia, ein anderer an der östlichen Citadelle, einer im Norden und einer im Süden der Stadt. Merkwürdig ist es, daß Thugga, trotzdem es an Größe und Bedeutung dem oft erwähnten nahen Sicca Veneria (dem heutigen Kef) sicher kaum nachstand, in der Geschichte fast gar nicht genannt wird. Nur bei Prokopios ist gelegentlich der von Justinian auf dem höchsten Punkte des Felsens erbauten Feste flüchtig davon die Rede. Welch schönen Gesammtanblick aber das einstige Stadtbild mit seinen am Bergabhange sanft ansteigenden Straßen und Häuserreihen und seinem vornehm darauf herabschauenden Tempel dargeboten haben muß, zeigt deutlich unser Bild (Seite 344); und wenn auch seine Denkmäler an Größe denjenigen von Haïdra und Sbeïtla nachstehen, so übertreffen sie dieselben doch bei weitem an Vollendung.

Die jetzigen Bewohner der Stadt scheinen etwas regsamer und darum auch etwas wohlhabender zu sein, als die übrigen Araber; denn ihre Heerden sind gut gepflegt, ihre Wohnungen verhältnißmäßig geräumig und aus mehreren Gebäuden zusammengesetzt, und ihre Oelgärten, die Hauptquelle ihres Einkommens, ganz außergewöhnlich fruchtbar. Ihrem Aussehen nach ist es wahrscheinlich, daß etwas Berber- und vielleicht auch ein wenig Vandalenblut in ihren Adern fließt, denn man begegnet einer großen Anzahl blonder Araber mit mehr europäischen Gesichtszügen, mit rothen Wangen und etwas gebogener Nase. Nur die arabische Unsauberkeit, Zudringlichkeit und Neugierde haben sie sich bewahrt, und nachdem sie zuvor die Reisenden eine zeitlang staunend begafft, setzen sie sich in Gruppen auf den Erdboden und beginnen endlose Unterhaltungen über die stets gleichen Dinge. „Wie viel kostet das wohl?“ fragen die einen. „Das kostet so und so viel Soldis, Rialets (etwa 50 Pfg.) Duros“ (4 Mk.) u. s. w. antworten die anderen, und dann folgen auf Gebärden des Staunens neue Fragen, neue Ausrechnungen u. s. w. Im übrigen wird die ihnen meist eigene Häßlichkeit durch den ihnen nicht weniger eigenen Schmutz kaum vermindert, und der Gebrauch von Wasser und Seife scheint im ganzen Lande nicht besonders beliebt zu sein.

Arabische Tätowirung.

Die Straße nach dem 10 km entfernten Fondako Aïn-Hedscha, wohin die Reisenden sich nach zweitägigem Aufenthalt in Dugga wendeten und den sie in nicht ganz zwei Stunden erreichten, ist einförmig und nichtsbietend. Die alte römische Stadt, in deren Ruinen der Fondako erbaut wurde, hieß Agbia, und die Citadelle, an deren Wälle sich einige der zum arabischen Bau benutzten Gewölbe lehnen, ist das einzige noch stehende Bauwerk dieser Stadt. Nicht weit von der daselbst aus der alten Wasserleitung hervorsprudelnden Quelle, die der Ruine ihren Namen gab, hat sich ein reicher Tunesier aus den umherliegenden, mit Inschriften und Bildwerken versehenen Steinen einen Bordsch errichten lassen.

An der Thür des Fondako geht die altberühmte und jetzt noch wichtige Straße von Tunis nach Kef vorüber, an der sich als erfreuliches Zeichen größerer Kulturnähe bereits Telegraphenstangen erheben, so daß man sich plötzlich nach Europa versetzt glauben könnte, wenn nicht die dabeistehende kleine Kubba des Sidi-bu-Atila, eines großen Heiligen seines Glaubens, daran erinnerte, daß man sich noch auf arabischem Boden befindet. Etwas nördlich von dieser Kubba erblickt man auf einem Hügel Kern-el-Kebsch, die Ruinengruppe des alten municipium Aunobaritanum, an der jedoch nur ganz kurzer Halt gemacht wurde, um den nächsten Rastplatz, den in der ganz ebenen Gegend schon von weitem sichtbaren Marabut Sidi-Abd-er-Rebbu bald zu erreichen. Zu flüchtiger Weile sah man sich unterwegs nur veranlaßt durch den freundlichen Gruß eines alten italienischen Ehepaares und durch den Anblick der ihrem Hause gegenüberliegenden Begräbnißstätte, die bereits zur vormaligen römischen Stadt, deren Ruinen man sehen wollte, gehören.

Der im Marabut ruhende Heilige liegt in einem viereckigen Zimmer, umschlossen von einem hochstehenden, mit frommen Gaben bedeckten Kasten. Zwei oder drei weithin sichtbare Taxusbäume, die im Lande eine Seltenheit sind, schauen auf das Heiligthum herab, und die ausgedehnten Ruinen des alten Musti, von dessen Pracht und Größe leider nur wenig übrig ist, umgeben dasselbe. Das einzige noch nicht ganz zerfallene Denkmal der Trümmerstätte Mest (Henschir-Mest, wie die Eingeborenen, den alten Namen ins Gedächtniß rufend, zuweilen heute noch sagen) ist ein Triumphbogen, oder richtiger ein am Eingange der Stadt befindliches Thor, zu dem sich dereinst ein zweites, leider jetzt bis auf die Grundsteine zerstörtes, am anderen Ende derselben gesellte. Das Eigenthümliche des ersteren, von dem freilich auch nur die Seitenpfeiler in ziemlich mangelhaftem Zustande noch erhalten sind, bestand darin, daß jeder dieser Pfeiler mit nur einer frei davor stehenden korinthischen Säule von ziemlich guter Arbeit geschmückt war. Die Straße, an deren Seiten die Stadt lag, ist die schon genannte alte Hauptstraße von Tunis nach Kef.

Während die Reisenden am anderen Morgen mit dem Untersuchen der Alterthümer, und besonders mit dem Abschreiben von Inschriften beschäftigt waren, kamen die nicht gerade als sehr ehrlich und gastfreundschaftlich bekannten Bewohner des benachbarten Duar herbei, um sie bei dieser Arbeit aufmerksam zu beobachten. Doch war es wohl

weniger die bloße Neugierde, als vielmehr die Habsucht, welche sie herbeilockte; denn sie glaubten, die Fremden wären vielleicht im Stande, mit Hilfe der räthselhaften Schriftzeichen, die sie abschrieben, Schätze zu heben.

Was aber umgekehrt die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diese lästigen Besucher lenkte, das waren die eigenthümlichen bläulichen Zeichen und Figuren, die man an ihnen in die Haut eingeätzt bemerken konnte. Hatten die Einen das Gesicht mit Kreuzen und Strichen bemalt (S. Abbildung 1), so schienen die Arme Anderer wie mit Spitzenkrausen, oder die Knöchel wie mit Schnürschuhen verziert zu sein, oder an den Beinen sah man Eidechsen, Schildkröten u. s. w. abgebildet; am häufigsten gewahrte man diese Tätowirung bei den Frauen. Zwar hatten die Reisenden auch früher schon Aehnliches gesehen, aber bei der gebräunteren Hautfarbe der südlicher wohnenden Araber war es ihnen noch nie so aufgefallen. Sie erinnerten sich nun auch wieder an alle die verwandten Bräuche, die sie auf ihren Wanderungen schon angetroffen hatten, an das Brandmarken von Thieren zu Sahel, an das Einbrennen solcher Zeichen an Thüren oder Thürschwellen zu Keruan, an die mehrfarbigen Bemalungen der Oasenbewohner zu Dscherid u. s. w. Der ursprüngliche Zweck aller dieser Zeichen war natürlich, ihren Trägern Schutz gegen schädliche Einflüsse zu gewähren. Merkwürdig ist nur das sonderbare Gemisch von ursprünglich unvereinbaren Symbolen, die man oft friedlich vereinigt findet, und die zugleich auf das hohe Alter dieser Sitte hinweisen. Da verträgt sich der türkische Halbmond mit dem christlichen Kreuz, und beide dulden um sich die Schildkröten und Krokodile der Phönizier und Aegypter.

Am nächsten Tage begaben sich die Reisenden nach Bordsch-el-Messâudi, einem elenden schmutzigen Fondako, in dessen Nähe die ziemlich ausgedehnten Ruinen der alten Stadt Thacia liegen.

Römisches Haus zu Henschir-Schett.

Unglücklicherweise hatte man diesmal verabsäumt die ständigen Kleinbewohner des Zimmers zu verjagen, weshalb diese in der Nacht die Fremden vertrieben und sie zwangen, ihr Lager im Freien vor der Thür des Fondako aufzuschlagen. Die Lage von Thacia war übrigens eine vorzügliche. Vor dem Nordwind geschützt durch die gewaltigen Bergrücken des Gorrha und seiner Ausläufer, vor dem glühenden Südwind bewahrt durch die gewaltigen Berge der Ghorfa, beherrschte es von seiner mäßigen Felsenhöhe aus die vor ihm liegende fruchtbare Ebene. Jetzt ist es nur noch ein wüster, mit wilden Oelbäumen und Dornen überwachsener Trümmerhaufen, und nur ein einziges, etwas abseits davon an der Straße gelegenes Denkmal — das kleine Mausoleum des Cornelius Rufus, von den Arabern, gleich vielen Grabmälern, Hanut el-Hadschem (Barbierstube?) genannt — hat der Zerstörung getrotzt. Als man es besuchte und zeichnete, zog eben eine Karawane auf Kef zu vorüber. Wie seltsam, dieses bunte Durcheinander von Männern, Frauen, Kindern, Rindern, Hunden, Kameelen und Eseln an einer Telegraphenleitung dahinwogen zu sehen!

Oestlich von Bordsch-el-Messâudi giebt es auch ein tunesisches Küßnacht, Khanget-el-Kedim genannt, das an den Aufstand von 1861 erinnert, wo der vom Bey zur Unterdrückung des Aufruhrs in Kef ausgesandte Bote in diesem Hohlweg ermordet, und zur Strafe dafür dann das ganze Land und namentlich Kef schonungslos geplündert und verwüstet wurde. Einige in dieser Gegend an der Straße aufgefundenen Alterthümer (mehrere Mosaïkböden und zwei ziemlich schöne und gut erhaltene Marmorstandbilder) lassen vermuthen, daß daselbst sich vielleicht das Sommerhaus eines reichen Römers befand.

Indessen sahen die sich nach Tunis Zurücksehnenden davon ab, diese Punkte noch aufzusuchen und wandten sich endlich dem Gorrha, der ihnen immer zur Seite geblieben

Der Tempel von Ain-Tunga.

war, selbst zu. Auf beschwerlichem Wege, der fortwährend große Bogen und Zickzacklinien beschrieb und nach einander mehrere kleine Zuflüsse des Wadi Arku (eines Nebenflusses des der Medscherda zuströmenden Wadi Tessa) durchschnitt, gelangten sie nach Henschir-Duamis, d. h. der Ruine der unterirdischen Gewölbe (wie viele andere so genannt von den großen am Bergabhange befindlichen Cisternen). Innerhalb der alten Mauern, die jedoch kaum noch ihre ursprüngliche Bestimmung erkennen lassen, erhebt sich die Kubba des Sidi-Mohammed-es Salah, welche Ali und Mohammed zur Nachtherberge diente, während ihre Herren im Reisezelt übernachteten. Das einzige erkennbare Denkmal aus der Römerzeit ist außer den byzantinischen Festungsmauern ein dem Triumpfbogen des Konstantin in Sbeïtla ähnliches Thor. Der Name der Stadt, wie ihn einige am alten Forum stehende große, wahrscheinlich einst Bildsäulen tragende Steine angeben, war Uci-Majus.

An diesem einsamen Orte erfuhren die Reisenden auch, daß seit ihrer Abreise von Dugga daselbst ein großes Verbrechen verübt worden war. Ein über den Ehebruch seiner Frau erzürnter Araber hatte den zwölfjährigen Sohn des gleichfalls verheiratheten Verführers beim Begegnen auf der Straße mit dem Steigbügel betäubt und darauf sein unschuldiges Opfer im Galopp auf dem steinigen und dornigen Bergpfade zu Tode geschleift. Nach vollbrachter That hatte er sich dann, ohne die geringste Reue zu zeigen, ruhig festnehmen lassen.

Der am nächsten Tage unternommene mühsame Aufritt zum Henschir-Schett gestaltete sich durch ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter, welches jede unbedeutende Wasserrinne in einen reißenden Sturzbach verwandelte, so anstrengend und gefährlich, daß man von nicht geringem Glück sagen konnte, als man das Ziel schließlich gesund und wohlbehalten erreichte.

Die Ruine Schett liegt dicht am Hauptgipfel des Gorrha. In einem daselbst befindlichen Hause, welches den hochklingenden Namen „Bordsch“ (Festung) trägt, hoffte man für die Nacht ein leidliches Unterkommen zu finden. Diese, einem verlassenen Adlernest gleichende Behausung gehört Abd-el-Melek, der in Tunis von den Zinsen seines Vermögens lebt und auf dem Gorrhagipfel nur einen Pächter hat. Doch in welches Schmutzloch war man gerathen! Eine Heerde Kühe verließ eben, tief im Kothe watend, ihren Augiasstall — den Hof — um auf die Weide zu ziehen. Die armen Thiere, welche die ganze Nacht und auch einen Theil des Morgens in diesem verpesteten Raume zubringen, müssen, wenn sie nicht stehend schlafen wollen, sich auf den dicken Koth strecken. Wenn aber dazu noch, wie oft auf der Höhe, Regen fällt, wird das Uebel nur um so größer, und so hatte das eben erst vorübergezogene Gewitter den Hof in einen übelriechenden Sumpf verwandelt, den es jetzt zu durchschreiten galt. Man hatte vor sich ein großes, vierseitiges, an den Ecken durch Strebepfeiler befestigtes altrömisches Haus, in dessen unterem Stockwerk sich eine Oelmühle und Räume für die Wächter befanden, wohin man aber wegen des zu Fuß kaum passirbaren Hofes nicht einzudringen wagte (S. Abbildung 2). Dahingegen stand im ersten Stockwerk ein vom gegenwärtigen Besitzer neugedielter und wohnlich gestalteter Raum zur Verfügung, in den jedoch, da er keine Thür hatte, die Miasmen des Hofes ungehindert eindringen konnten. Das von ziemlich hohen Bäumen umgebene alterthümliche Gebäude gewährt jedoch einen ziemlich malerischen Anblick, und unwillkürlich schweifen die Gedanken zurück in jene Zeit, wo diese Gegend noch von den Ackerbau und Viehzucht treibenden Berbern bewohnt war, welche, unbekümmert um die Ereignisse jenseits des Mittelmeeres, von der Weltstadt nichts weiter wußten, als daß sie ihnen Jahrhunderte lang Schutz gewährte, und sie dafür Steuern an dieselbe zu zahlen hatten. Früher gehörte das durch den jetzigen arabischen Anbau an der einen Seite verunstaltete Haus zu einer wichtigen römische Burg, von deren sonstigen Bauten nur noch große Massen aufeinandergehäufter Steine und einige große Inschriften übrig sind. Nicht weit davon fließt eine reiche Quelle in einen aus römischen Steinen hergestellten Behälter, und dem Gipfel des Gorrha etwas näher gerückt, erblickt man inmitten eines schönen Olivenhaines, welcher die alte Begräbnißstätte birgt, noch die Ueberreste eines ansehnlichen Mausoleums, dessen etwas eigenthümliche Anlage Erwähnung verdient. Der Haupttheil desselben hatte zwei Stockwerke, wovon das obere, aus Füllsteinen errichtete, jetzt mit Erde und Gras bedeckt ist, während das untere einen länglichen Saal mit eingehauenen Nischen für die Todtenurnen enthält. Drei gewölbte Thüren führten in eine Art Vorhof, welcher jetzt halb mit Trümmern bedeckt ist und früher wohl überdacht sein mochte.

Arabisches Weib von Aïn-Tuang.

Hinter dem Hause der Sidi Abd-el-Melek stürzt über Moos und niederes Gesträuch von der Höhe des Gorrha ein Wasserfall herab, dem man in andern Ländern kaum

Beachtung schenken würde, der in Tunesien aber, schon seiner Seltenheit wegen, der Landschaft einen eigenen Reiz verleiht. Als man bei hereinbrechendem Abend das schützende Dach aufsuchte, erwies sich die Wirklichkeit weit unangenehmer noch als alle Befürchtungen; denn wollte man nicht außerhalb des Hauses in der fiebererzeugenden Nebelluft schlafen, so war man gezwungen, den aus dem noch halbgrünen Feuerholze aufsteigenden Qualm zu ertragen, der, statt hinauszuziehen, vom Wind ins Zimmer hinein getrieben wurde.

Da der direkte Weg nach Teburfuk zu schlecht war, sah man sich, um dahin zurückzukehren, gezwungen, den Gipfel des Gorrha im Westen zu umgehen. Große Raubvögel, die in den Spalten der rechts über den Bergrücken emporragenden Felsenstirn horsteten, zogen, aus der gleichmäßigen Ruhe ihrer Einsamkeit aufgescheucht, hoch in den Lüften, für jede Kugel unerreichbar, ihre gewaltigen Kreise; und tief unten in weiter Ferne erblickte man, so bald der westlichste Theil des Berges überschritten war, wieder die von zahlreichen Wasseradern gegliederte, endlos scheinende Ebene der Medscherda, deren wichtigste, nördlich fließende der Wadi Tibar ist. Hie und da wahrnehmbare, winzig kleine Punkte deuten auf eine Kubba oder einen Bordsch.

Nach kurzem Weilen begann der Abstieg nach dem arabischen Dorfe Dschebba, wo wieder ein Wasserfall ist. In der Nähe desselben, in ziemlicher Höhe an den Felsen gleichsam angeklebt, bemerkt man ein jetzt vollständig unerreichbares Häuschen, das seiner Bauart nach aus der Römerzeit zu stammen scheint, und dessen Zugang wahrscheinlich über einen durch Wasser oder Erdbeben herabgestürzten Felsabhang führte. Unter den Bewohnern des Landes geht die Sage, daß daselbst seit 300 Jahren sechs Männer und ein Hund schlafen. Obwohl sie niemand gesehen, wird doch alljährlich vor dieser sagenhaften Behausung ein Ochse geschlachtet. Auf eine ähnliche Sage, die der Seba-R'gud, d. h. der „Sieben-Schläfer" war man schon in Degasch gestoßen.

Zur Zeit der Römer wurde in Dschebba silberhaltiges Blei gewonnen, doch lassen die offen zu Tage liegenden Gänge nur auf Raubbau schließen. Vor etwa 20 Jahren

Ansicht des Bardo.

suchte eine Gesellschaft das Bergwerk wieder in Gang zu setzen, aber in Folge der geringen Ergiebigkeit der Erze und ihrer schwierigen Beförderung stehen die beiden zu diesem Zwecke errichteten mächtigen Gebäude sammt ihrer ganzen Einrichtung verlassen da und vermehren so nur die Ruinen aus dem Alterthum.

Der von Dschebba am Nordabhange des Gorrha nach Teburfuk herabführende Weg ist verhältnißmäßig nicht beschwerlich und führt an der Ruine Kuchbatia vorbei. Die sofort beabsichtigte Weiterreise nach Tunis erlitt jedoch einen unliebsamen Aufschub, indem der Gepäckfuhrmann der Reisenden, des Wartens müde, ohne Nachrichten zu hinterlassen, weiter gefahren war, so daß sie den Khalifen bitten mußten, ihnen für den nächsten Morgen zwei Kameele zur Verfügung zu stellen, was dieser auch versprach. Als aber am anderen Morgen die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand und die versprochenen Kameele noch immer nicht erscheinen wollten, wurde Ali zum Khalifen geschickt, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Dieser spielte erst den Unschuldigen, versicherte dann, daß er die Thiere selbst brauche, und erst nach endlosem Hin- und Herreden, eingeschüchtert durch die Drohungen der Franzosen, bei dem Kaïd oder noch höheren Orts Klage zu führen, bequemte er sich sie herzugeben.

Indem man endlich von Teburfuk Abschied nahm, bewunderte man nochmals seine wegen ausgezeichneter Früchte bekannten und daher ein vorzüglich klares Oel spendenden herrlichen Olivengärten, und erreichte darauf schnell die bald durch grüne, bald durch unbebaute und unbewohnte Thäler, bald über Höhen rechts am nordwestlichen steilen Abhange des Dschebel El-Wasch führende Hauptstraße nach Tunis, zu deren linken Seite sich die tiefen Thäler, welche den El-Wasch vom Dschebel Bu-Dabbus trennen, erstreckten. Je weiter man kam, desto schöner und überraschender wurde die Landschaft. Mächtige Felswände, an deren schroffen Abhängen Wachholderbüsche und Mastixbäumchen wucherten, unterbrachen die hohe Berglehne zur Rechten, und nachdem der Weg zum dritten male den Wadi Khalled, an dem Teburfuk liegt, überschritten, steigt er selbst plötzlich steil zum Bergrücken empor.

Da erblickten die Reisenden auf einmal vor sich eine Reihe Wagen, welche in dem durch mehrtägigen Regen erweichten Boden nicht vorwärts kamen, weil die Pferde trotz aller Flüche und Peitschenhiebe ihrer Lenker und trotz aller durch Schieben und Zügelergreifen geleisteten Hilfe den Dienst versagten. Ali und Mohammed näherten sich neugierig ihren Landsleuten und erfuhren bald, daß in den vier dichtverhangenen Wagen die Frauen einflußreicher Persönlichkeiten aus Tunis saßen, welche gemeinschaftlich einer großen Hochzeit in Kef beigewohnt hatten und am Morgen von Tebursuk, wo sie Freunde besucht, nach der Hauptstadt aufgebrochen waren. Die Damen lachten und schwatzten in ihren Wagen, und ohne im geringsten über die Verzögerung ihrer Reise betrübt zu sein, oder gar auszusteigen, ließen sie ruhig die armen Thiere, sammt der aus Negern, Arabern und Mulatten bestehenden bunten Dienerschaar sich ganz gehörig abmühen. Ohne sich weiter um die Wagen zu kümmern, erreichten die Franzosen rasch die Spitze des Berges, von wo aus sie in der Ferne schon die an einem sanften Bergabhange gelegenen Ruinen der byzantinischen Citadelle Aïn-Tunga erblickten, welche im Abendsonnenglanze einen überaus herrlichen Anblick boten.

Die noch vorhandenen Festungsmauern und Thürme, welche zur Zeit, als das byzantinische Reich das seiner Macht sich entwindende Afrika mit Burgen bedeckte, in aller Eile errichtet worden waren, lassen aus der Beschaffenheit ihrer Steine, aus Bruchstücken von Inschriften und allerlei Bauzierrathen, wie Gesimsen, Architraven, gerieften Pilastern u. s. w. darauf schließen, daß ihre Materialien der antiken Stadt (Thignica) entnommen worden waren. Auch die französischen Truppen, welche lange Zeit in Aïn-Tunga kampirten, haben rings um die alte Festung deutliche Spuren zurückgelassen und besonders auch die Quelle, nach welcher der Ort Aïn-Tunga heißt, gefaßt, weiter geleitet und einen Brunnen mit einer Art Tränke angelegt.

Längst waren die Reisenden schon unter Dach und Fach, als endlich auch die vier Wagen mit den vornehmen Damen der Hauptstadt ankamen, um gleichfalls hier Nachtrast zu halten — die Pferde und Maulthiere in den Ställen, die Damen in ihren Wagen und die Dienerschaft irgendwo. Während mehrere grellgekleidete Negerinnen die Kinder versorgten oder dieselben spazieren führten, und andere das Abendbrot bereiteten, begann es langsam zu dunkeln: bald brannten die Feuer und die Schatten der Nacht erhöhten die Eigenthümlichkeit dieses fremdartigen Bildes.

Nur wenige Ruinen erheben sich außer der Citadelle noch über all' die Haufen behauener Steine und gestürzter Mauern, auf die man überall stößt: hier nur ein vereinsamter Bogen, dort die kaum bemerkbaren Grundformen eines Theaters, daneben die viereckige mit runden Chören verbundene Halle einer christlichen Kirche, und dort oben, noch heute am deutlichsten sichtbar, die ehrfurchtgebietenden Mauerreste eines von dichtverwachsenen Bäumen umrauschten Tempels, von dessen verschwundener Pracht die weithin verstreuten Trümmer dem weilenden Forscher erzählen (S. Abbildung 3).

Auf klassischen Steinen im Schatten eines alten wilden Olivenbaumes sitzend, weilte man eben beim Frühstück, als eine Schaar arabischer Nomaden vorüberkam, um ein neues Lager zu beziehen. Man benutzte die Gelegenheit, um bei ihnen womöglich größere Speisevorräthe einzukaufen, konnte jedoch vom Scheik der Horde nur Eier, dürres Honiggras, eine Henne und etwas Gemüse erhalten, da Wild oder anderes Geflügel in dieser Gegend eine Seltenheit sind. Während der Handel abgeschlossen wurde, gelang es den Franzosen, eine arabische Schönheit, welche die Truppe begleitete und einen Säugling auf dem Rücken trug, zu photographiren (S. Abbildung 4). Dem sehr treuen Bilde würde es aber wohl niemand ansehen, daß das Original erst 25 Jahr alt war.

Der am nächsten Morgen eingeschlagene Weg nach Testur gleicht bis zur Siliana, die einige Kilometer von ihrer Mündung in die Medscherda, in der Nähe einer alten herabgestürzten Brücke überschritten wurde, dem von Tebursuk. Nachdem man dann eine vier Kilometer lange Ebene durchwandert hatte, erblickte man die Minarets der von Olivenhainen umgebenen und zur Rast ausersehenen Stadt. Der Khalif, welcher durch Ali von der Ankunft der Reisenden benachrichtigt worden war, empfing dieselben am Stadtthore und geleitete sie durch die Hauptstraße nach einem zweistöckigen maurischen Kaffeehause, dessen unteres Stockwerk, wie bei allen ähnlichen Gebäuden, aus einem viereckigen Raume mit mattenbelegten Bänken bestand, während das den Reisenden überlassene Obergeschoß nur einen großen leeren Raum mit Balkon aufwies. Da die Treppe zum Hinaufschaffen des Gepäckes zu schmal war, beförderte man es über den Balkon hinauf. Von den Fenstern des Balkonzimmers aus schaute man herab auf den mit Buden besetzten Marktplatz. Die meisten Buden und Kaufhäuser waren jedoch wegen der Feiertagsheiligung der Gläubigen geschlossen. Nur einige Juden und Christen, deren Läden Sonnabends, bezw. Sonntags geschlossen bleiben, boten ihre Waaren feil. Rechts erhebt sich das Minaret der großen Moschee mit seinen grellbunten Farben, worunter Weiß, Grün und Schwarz die vorherrschenden sind, und ohne gerade originell zu sein, macht das ganze doch einen feinen, reichen Eindruck. Den Hintergrund des Bildes bildet ein hoher Berg, dessen theils kahle, theils beholzte Abhänge bis zur Stadt heranreichen.

Die alten Wälle sind vollständig verschwunden, und die Steine hat man zum Bau des jetzigen Dorfes benutzt. Die geringe Anzahl antiker Trümmer läßt darauf schließen, daß Testur niemals im Alterthume eine wichtige Rolle gespielt hat. Die beiden Inschriften am Minaret und am Judenkirchhof sind, gleich anderen Bausteinen, aus dem großen Steinbruch der Ruinen von Thignica herbei geholt worden.

Der allgemeinen Ueberlieferung gemäß stammen die heutigen Bewohner von Testur von einer aus Andalusien vertriebenen Maurenansiedlung ab.

Die Stadt selbst liegt am rechten Ufer der Medscherda, während links davon nur dazu gehörige Gärten sich befinden, die in Ermangelung einer Brücke bei Hochwasser gar nicht zu erreichen sind.

Nach Medsches-el-Bab, dem nächsten Tagesziele, gelangte man auf der großen nach Tunis führenden Straße. Kurz nach dem Ausgange der Stadt bemerkte man rechts auf einem Oelbaumhügel die weiße Kuppel einer Kubba — das Grabmahl der Heiligen Lalla Sohra —, und bald darauf wurde eine arabische Spitzbogenbrücke überschritten, die den Verkehr beider Ufer zu jeder Zeit ermöglicht. Einige Kilometer geht der Weg dann dicht am Ufer der Medscherda, durch Mastix- und Oleandergebüsch hin, bis nach anderthalbstündigem Marsche sich am jenseitigen Ufer das Dorf Slugia zeigt. Man folgte Ali, welcher die Furt genau kannte, und langte bald wohlbehalten an. Nicht so schnell wollten aber die mitten im Strome, trotz aller Anstrengungen der Treiber halsstarrig stehen bleibenden Kameele nachkommen. Sie schienen vielmehr Lust zu haben, sammt den Kisten, die sie trugen und vor allem, sammt den kostbaren photographischen Platten, ein für die letzteren sehr wenig wünschenswerthes Bad zu nehmen. Da sie weder durch Zureden noch Zuschlagen von der Stelle zu bringen waren, mußte man sich zuletzt entschließen, sie von von einem Theile ihrer Bürde zu befreien —, und das eben

war es, worauf die schlauen, nun vergnügt dem Ufer zuschreitenden Thiere nur gewartet hatten. Doch ließ man ihnen zur Strafe dafür nicht Zeit zum Ausruhen, sondern trieb sie, nachdem alles Gepäck wieder auf ihren Rücken geladen, vorwärts.

Slugia ist ein kleines Dorf und liegt sehr schön auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe; doch stehen die letzten Häuser so dicht am steilen Uferrande, daß der Strom sie eines Tages sammt der schon unterwaschenen Uferbank in seine Fluthen herabreißen kann. Die einzige Zierde des Ortes ist das ziemlich reichgeschmückte, weithin sichtbare Minaret der Moschee.

Halbwegs zwischen Slugia und Medsches-el-Bab liegt der ziemlich große Henschir-el-Weldscha-el-Trabelsia mit der gegenüberliegenden Kubba des Sidi-Ali-ben-Mohammed. Beim Besuche der antiken Stadt, deren Boden zu dieser Jahreszeit mit hohem Gras und großen Blattpflanzen bedeckt war, stürzte einer der Reisenden, ohne daß es von den anderen bemerkt wurde, in eine Cisterne. Zum Glück war dieselbe jedoch zum großen Theil verschüttet, so daß es leicht war, seinen Hilferuf zu vernehmen und ihn mit Hilfe eines 4 bis 5 m langen Seiles wieder ans Tageslicht zu ziehen.

Das am rechten Ufer der Medscherda gelegene Medsches-el-Bab hat ungefähr 1500 Einwohner, doch sind, wie in Kef, Tebursuk und anderen Städten des Landes die Häuser zumeist halbe Ruinen. Ihren Namen („Thor-Furt“) verdankte die Stadt einem vor zwanzig Jahren noch vorhandenen antiken Triumphbogen, welcher vor einer längst zertrümmerten Brücke errichtet war.

Anstatt der römischen Brücke steht hier eine gegen 200 Schritt lange, achtbogige arabische Brücke, eine der schönsten, welche die Reisenden in Tunesien gesehen. Zum Bau derselben hat man alles, was irgend an Steinen erlangbar war, benutzt, sogar die Grabplatten des alten Kirchhofes. Medsches-el-Bab gilt für das antike Membressa, unter dessen Mauern Belisar den Rebellen Stofa schlug.

Die Reisenden konnten es nicht günstiger treffen, denn die dicht mit Menschen gefüllte Stadt trug gerade ihr höchstes Feiertagsgepräge, und alles war eben in Bewegung, das Fest des Sidi-Reiß, des höchsten Heiligen der Stadt zu feiern. Der vorüberziehenden Prozession voran schritten zwei Bannerträger mit einer großen grünen und rothen Fahne, während in der Mitte andere Bannerträger mit kleineren roth-, grün- oder gelbseidenen Fahnen ein Mann folgte, welcher einen brennenden Lampenstock trug. Alle diese Träger, ebenso auch wie die dem Zuge sich anschließenden Araber sangen mit näselnder Stimme religiöse Hymnen, die sie von Zeit zu Zeit unterbrachen, um ein unharmonisches Geschrei auszustoßen. Den Fahnenträgern folgten Trommelschläger, welche in gleichmäßigem Takte ihre Instrumente bearbeiteten. An der Spitze des Zuges führte ein kleiner Araber an den Hörnern einen Widder zum Opfer, dessen Fleisch später von den Gläubigen verzehrt werden sollte. An manchen Stellen waren selbst die Dächer der Häuser mit Zuschauern besetzt, welche laut in das zuweilen durch Trommelwirbel unterbrochene Geschrei der Vorüberziehenden mit einstimmten. Unwillkürlich dachte man bei diesem noch ganz antiken Aufzuge an die Dyonysosfeste des alten Griechenlands.

Beim Morgengrauen wurde am folgenden Tage aufgebrochen. Obgleich man von der nur einen Kilometer entfernten Station aus die Eisenbahn hätte benutzen können, zog man es doch vor, die Reise bis Teburba noch zu Pferde fortzusetzen. Auf dem Wege dahin liegt das kleine, durch eine arabische Ruine bemerkenswerthe Dorf Khrich-el-Wadi. Früher führte über den kleinen, in die Medscherda fließenden Wadi el-Ahmar eine dreibogige Brücke, heute jedoch bietet der Ort nur den Anblick des traurigsten Verfalles. Doch läßt manches noch auf seine frühere Größe und Wohlhabenheit schließen, so ein fast noch unversehrter Brunnen, von dem uns eine arabische Inschrift kund giebt, daß derselbe von einem von Fes nach Mekka wandernden Pilger angelegt worden war, der auf seiner Pilgerfahrt in Khrich-el-Wadi ohne Wasser war und daher zum Wohlthäter des Ortes wurde. Dazu soll er auch noch der Gründer der Moschee sein. Nach einer neuentdeckten Inschrift hieß die alte römische Stadt nicht Chisiduo, sondern Thisiduo.

Anstatt der nach Teburba weiter am rechten Ufer der Medscherda entlang laufenden Straße, schlug man einen mitten über den Dschebel Sbatil und den Dschebel Sidi-Sid führenden Saumpfad ein, auf welchem man bald nach El-Bathan, einem großen, jetzt unbewohnten Gebäude gegenüber Teburba gelangte. Die Beys hatten hier eine Tuchfabrik errichtet, deren Arbeiter zumeist Europäer waren. Hergestellt wurde freilich nur ein sehr mittelmäßiges Tuch, und zwar hauptsächlich jenes rothe, aus welchem die Scheschia, die nationale Kopfbedeckung der Araber und Orientalen gemacht wird. Die Fabrik war jedoch infolge schlechter Verwaltung und der ausgebrochenen Revolutionen eingegangen.

Eine große Brücke über die Medscherda verbindet El-Bathan mit Teburba. Zwischen der Brücke und dem Dorfe dehnen sich herrliche Olivenpflanzungen aus; denn dasselbe ist ganz von Obstgärten umgeben, welche den einzigen Reichthum des Landes bilden. Von welcher Seite aus man sich darum auch dem Dorfe nähern mag, überall bietet es einen schmucken Anblick. Was seinen Baustyl anlangt, so ist dieser ein Gemisch von arabischer und moderner Bauart. Dicht neben der Kubba und dem Minaret steht ein ganz europäisches Haus, neben einer weiß getünchten Terrasse erhebt sich ein rothes Ziegeldach, kurz man merkt den kosmopolitischen Einfluß des nahen Tunis.

Auf dem Platze inmitten der Stadt empfängt der Khalif in einem „Pavillon“ — einer Art Rathhaus — die Fremden und bewirthet sie mit Kaffee, indem er sich dabei liebenswürdig auf ein Gespräch über die Alterthümer des Ortes einläßt. Da entwickelt sich auf dem Platz vor ihnen ein ganz charakteristisches Schauspiel. Die Straßenjungen, im Alter von 6 bis 15 Jahren, beginnen in zwei Heerlager getrennt und mit krummgebogenen Stöcken bewaffnet, eben ein großes Ballspiel. Während die einen den Ball so weit als möglich zu schleudern suchen, müssen die andern ihn auffangen, und die wild durcheinanderlaufenden, lachenden, weinenden und schreienden Knaben gewähren dem Khalifen, dem lange keine so angenehme Zerstreuung geboten worden war, ungeheures Vergnügen. Da fällt der Ball plötzlich zu Füßen der Reisenden und wird von ihrem Jagdhunde erfaßt, so daß keiner der Jungen ihn zurückzufordern wagt. Mohammed verspricht ihn demjenigen zurückzugeben, der sich die Ohren abschneiden läßt, welche geistvolle Bemerkung die ungetheilte Bewunderung aller umstehenden Araber erregt u. s. w.

Teburba ist das alte Thuburbo Minus. Der Haupttheil der antiken Stadt war auf einem Hügel südlich vom heutigen Dorf gelegen. Heute steht nur noch die ganz mit Dorngestrüpp überzogene Rundung eines Amphitheaters, und außerdem befinden sich hier einige Cisternen, welche vom arabischen Kirchhof bedeckt sind. In der eigentlichen Stadt stieß man auf zwei oder drei Steine mit Inschriften, deren einer als Bank vor einem Hause benutzt worden ist. In einem Hofe fand man ein weißes, kunstvoll gearbeitetes Mormorbildniß, das jedenfalls eine Nachbildung des Bacchus oder Apollo ist und ganz auffällig einer der Statuen glich, welche die Reisenden bei dem Herrn Trisson in Monastir gesehen hatten.

In Tebursuk bestieg man endlich den Zug, der langsam genug fuhr, um ihnen ein ziemlich deutliches und ruhiges Bild der berührten Landschaft zu gewähren. Auf der Haltestelle Dschedeida, wo man die Medscherda-Ebene verläßt, wurden ihnen Apfelsinen und in Oel gebackene Kuchen angeboten, welche auf einem Brette liegend, frei auf dem Kopfe getragen werden. Die Gegend ist reich und gut angebaut. Zahlreiche, von wohlhabenden Tunesiern erbaute Lusthäuser und schöne Gärten erinnern immer mehr an die Nähe der Hauptstadt. Einige Kilometer von Dschedeida durchschneidet die Eisenbahn die antike Wasserleitung, welche das Quellwasser des Dschebel Dschugar nach Karthago führte, und ihre Röhren fanden sogar noch Verwendung, als man das heutige Tunis mit Trinkwasser versah.

Manuba, die letzte Station vor Tunis, besteht aus lauter Palästen und Lusthäusern, deren größtes dem Kherreddin, dem berühmten tunesischen Minister gehört, dessen Name bei Gelegenheit der französischen Belagerung viel genannt wurde.

Halbwegs zwischen Manuba und Tunis berührt die Bahn endlich die Residenz des Beys, den bekannten Bardo (S. Abbildung 5), welcher halb Palast, halb Festung, rechts und links von einer Batterie Kanonen umgeben ist, und vor dessen Eingang ein einsamer Palmbaum von ziemlich zweifelhafter Gestalt steht. Dies ist seit vielen Jahren der Schauplatz so vieler theils tragischer, theils heiterer Ereignisse gewesen, welche das Loos Tunesiens bestimmten. Bald zeigten sich die ersten Häuser von Tunis, die Ausdünstungen des Salzsees El-Bahira machten sich bemerklich, und der in den Bahnhof einlaufende Zug brachte die Reisenden nach sechsmonatlichen Streifzügen aus den oft menschenleersten und vergessensten Theilen des Landes, nach unzähligen Entbehrungen und Mühseligkeiten wieder in eine volkreiche und alle Bequemlichkeiten des heutigen Kulturlebens bietende Stadt, von wo bald ein brausender Dampfer sie zum nicht mehr fernen Heimathlande tragen konnte.

Zur Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse Inner-Westaustraliens.

Von Dr. Franz Diederich.

(Schluß.)

Wahrscheinlich ist es, daß sich je nach der Kopfzahl der einzelnen Stämme die Größe des von ihnen beherrschten Gebietes — und zwar die Größe nach der Zahl der in einem Gebiete findbaren Quellen, Creeks, Wasserlöcher, kurz der Oasen abgeschätzt — bemißt. Die Angabe Giles, daß er bei Pigeon Rocks (29° 58′ 4″ südl. Br. und 119° 15′ 3″ östl. L.) unter den Eingeborenen einige, mit denen er weiter östlich kurz zuvor bei Ularring gerade nicht friedlich sich beschäftigt hatte, wiedererkannt zu haben glaubte [1]), giebt schon einen Anhalt dafür, daß die Gebiete von ziemlicher Ausdehnung sein können. Sie werden natürlich bei dem Fehlen von Reit- und Transportthieren niemals so große Räume umfassen, wie es etwa bei den nomadisirenden Tungusen am Olenek möglich ist, welche alljährlich zwischen Wiljui und dem Syrunga-See vermittelst ihrer Pferde Hunderte von Werst mit ihren Rennthierheerden zurückzulegen im stande sind [2]). Solche Transportmittel erlauben die reichere Ausnützung eines Gebietes neben der Vertheilung der Bevölkerung über eines von viel größerem Umfange, wodurch je im Verhältniß — wie der Umfang zunimmt — die Anforderungen, welche eine Menschenzahl an das Leistungsvermögen eines bestimmten Bodenraumes stellt, herabgeschraubt werden, d. h. die Ernährung des Einzelmenschen eine leichtere und bessere wird. Eine solche weitgehende Verbesserung seines Zustandes bleibt dem Australier indessen versagt, weil derartige Verkehrsmittel ihm fehlen und, wie bereits angedeutet, soweit es das Pferd betrifft, wohl stets fehlen werden, da Pferde weder längeren Durstens noch längerer Futterlosigkeit fähig sind, wie die verschiedenen Expeditionen erwiesen, bei denen sie Verwendung fanden. So also werden die australischen Stämme immer, wo sie nicht etwa in trockenen Zeiten nach der Küste ziehen, auf einen engeren Raum beschränkt bleiben. Dort haben sich dann, um der Nahrungsnoth vorzubeugen, sowohl bei ganzen Stämmen als auch bei dem Einzelnen Gebräuche herausgebildet, welche bei näherem Zusehen die deutliche Tendenz erkennen lassen, einer Ueberbürdung sowohl des Einzelnen mit Nahrungssorgen als des ganzen Gebietes mit zu großen Leistungsansprüchen aus dem Wege zu gehen, d. h. einer Verderben bringenden Uebervölkerung vorzubeugen [1]). So wird der Ueberschreitung der Grenzen eines Stammes durch einen anderen bewaffnet entgegengetreten, was auch mit die Thatsache verursacht, daß von Nachbarländern jede Kunde fehlt, wie Stuart es bei Trews Waterhole erlebte. Selbst ein Durchzug durch ein fremdes Gebiet bedarf erst der Erlaubniß. Es liegt darin ein gutes Zeichen, daß die Eingeborenen die Ertragsfähigkeit ihres Besitzes kennen und sich vor der Schmälerung desselben zu wahren suchen. Reicheren Kindersegen streben die Australier zu umgehen und zwar durch den weitverbreiteten Kindermord, der durch gewisse Gebräuche

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 258.

[2]) Ratzel, Oekumene, S. 161.

[1]) Dieser Trieb, dem einzelnen Individuum nicht mehr Arbeit zuzumuthen, als es wirklich zu leisten im stande ist, hat auch im Thierreich, bei einer Gruppe der Vögel (den Megapodiden oder Großfußhühnern) eine hochinteressante Anpassung in der Lebensweise verursacht. „Ihre Eigenthümlichkeit", sagt Wallace, „besteht darin, daß sie enorme Eier (in beträchtlichen Zeitintervallen) legen und sie entweder in den losen, heißen Sand des Ufers über der Hochwasserlinie vergraben oder in enorme Hügel von Blättern, Stöcken, trockener Erde und Abfall aller Art, den diese Vögel, deren Füße und Klauen vergrößert und zu dieser Arbeit gekräftigt sind, zusammenbringen. Die Wärme dieser leicht fermentirenden Masse brütet die Eier aus; die jungen Vögel arbeiten sich heraus und sorgen gleich für sich selbst, denn sie sind im stande, schnell zu laufen und selbst kurze Strecken zu fliegen, sowie sie ausgekrochen sind". Die Henne ist also hier des Brütens enthoben, und auch die fertigen, flugfähig auskriechenden Jungen sind wie ihre Mutter, wenn sie etwa selbst brüten müßte, nicht auf einen Ort beschränkt, was bei der Knappheit der Nahrung leicht das Verhungern nach sich ziehen könnte. Es ist dies in der That eine vollendet schöne Anpassung an die australischen Verhältnisse oft lang andauernder Trockenheit und der Spärlichkeit im Wasserzufluß.

sanktionirt zu sein scheint. Schon durch die Heirathsgesetze ist die Nachkommenschaft einer Beschränkung ausgesetzt. Die älteren Männer heirathen, weil sie mehr persönliches Ansehen besitzen, mehr Thaten aufzuweisen im stande sind, jüngere Frauen, und zwar unterliegt die Zahl derselben eigentlich keinerlei Beschränkung gesetzlicher Art, übersteigt aber meist nicht den Satz von zwei oder drei, da die Ernährung eine zu schwierige sein würde. In dem Mißverhältniß des Alters der eheschließenden Personen liegt schon der Grund zu einer zügelloseren Ehe, welche die Kinderzahl beeinträchtigen muß. Die Ernährung und Behandlung der Frau ist ferner derartig, daß ein schnelles Altern und Unfruchtbarwerden derselben eintritt. Das scheint sogar erhofft zu werden, denn geschieht es nicht, so werden die Kinder, besonders die Mädchen oder gar Zwillinge, eben aus Rücksicht auf bessere, leichtere Ernährung der Geschwister sofort bei der Geburt getödtet. Aus demselben Grunde wohl bestattet man das Kind einer Frau, welche in der Säuglingsperiode stirbt, mit dieser — ein Gebrauch, den wir auch bei Grönländern wiederfinden. Alle diese Sitten oder Unsitten, wenn man so will, zielen darauf hin, der Natur mit seinen Wünschen nicht über den Kopf zu wachsen, nicht mehr von ihr verlangen zu müssen, als sie gerade bereit zum Geben hat.

Ich erwähnte bereits, daß an der Meeresküste und an den Flüssen, wo die Quellen der Ernährung reichlicher fließen, größere und kräftigere Individuen als in den regenarmen, trockenen, sandigen Gegenden des Innern anzutreffen seien, wie sie auch schon bezüglich ihrer Hütten einen besseren Eindruck machen. Sicherlich wird hier, wenn die das so wie so vorhandene Aussterben beschleunigende Kolonisation der Europäer ihre Reihen nicht schon zu stark gelichtet hat, auch die Zahl eine bedeutendere als im Innern sein. Ja vielleicht wird, wie es dauernde Trockenzeiten oder große Dürren unbedingt veranlassen, im Innern in der heißen trockenen Jahreszeit diese Zahl auf ein Minimum herabgedrückt, indem größere, ganz erklärliche Wanderungen stattfinden. John Roß, der 1874 zur Zeit starken Wassermangels gleich westlich von Lake Torrens und Lake Gairdner reiste, erzählt[1]), die wenigen Eingeborenen, die er getroffen, seien jedesmal auf der Wanderung zur Seeküste begriffen gewesen. Es war das etwa Ende Juli, also ziemlich am Schlusse der weniger heißen Jahreszeit. Die Wildheit der Eingeborenen, welche die Expedition nicht auf Sprechweite an sich herankommen ließ, schrieb sich, wie ich vermuthe, vielleicht daher, daß sie den Durchzug durch ihnen nicht gehöriges Gebiet ausführten, und sich deshalb in volle Kriegsbereitschaft gesetzt hatten, um einer etwaigen Abwehr von seiten der Herren des Bodens sofort gewappnet begegnen zu können. In der Oase Appatinna stieß Gosse auf etwa dreißig Schwarze, die fast alle Englisch sprachen und zwar einige darunter ganz gut[2]). Das deutet auf längeren oder öfteren Aufenthalt derselben in den kolonisirten Küstenstrichen. Vielleicht allerdings hatte man es hier nur mit Kulturflüchtern zu thun. Bei Trews Waterhole wiesen die Eingeborenen nach Westen als nach der Gegend, wo sie den Bambus zu ihren Speeren und auch Wasser erlangten[3]). Bei Nash's Spring, wenig nördlicher, bezeichneten sie ebenfalls den Westen als die Gegend, wo das große Wasser sich befände[4]). Vermuthlich darf auch das auf eine größere Wanderung, nicht nur bis an den Viktoriafluß, sondern bis an die Küste bezogen werden. Beim Versuche an den Oakoverfluß vorzudringen, stieß Warburton

[1]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 429.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 370.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 290.
[4]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 292.

auf ein Lager der Eingeborenen, in welchem zwei große Seemuscheln, ein alter eiserner Tomahawk und ein Stück von einem Karrenradreifen gefunden wurden[1]) — Gegenstände, die sich wohl als Zeichen eines Küstenaufenthaltes betrachten lassen. Vermögen diese Beispiele nun auch nicht durchaus als beweisend für stattfindende Wanderungen, derart wie ich sie andeutete, zu sein, so sind sie doch immerhin geeignet der aprioristischen, ganz berechtigten Vermuthung, wie ich denke, auch einigen positiven Halt zu verleihen. Wenn solche Wanderungen periodisch regelmäßig geschehen sollten, so würden sie in den Anfang der heißen Jahreszeit, also etwa in den September oder Oktober fallen — vielleicht noch einen Monat früher —, und eine Rückkehr fände vielleicht im Februar und März statt, wo die ausdörrende Hitze nicht mehr über dem Lande lagert. So traf Gosse die Quellen in den sonst so paradiesischen Tomkinson-Ketten ziemlich dem Versiegen nahe, als er anfangs Oktober dorthin kam. Es dürfte das Grund genug zum Auswandern sein, wodurch natürlich nicht durchaus das Land entblößt zu werden braucht, sondern gewissermaßen nur der durch periodische Verarmung des Landes entstehende Ueberschuß der Bevölkerung entweicht und eine geringere Zahl — vielleicht vor allem die zu weiten Wanderungen untauglichen betagteren Eingeborenen — zurückbleibt. Auf diese Weise würde periodisch — aber nur das, nicht dauernd — eine in hohem Grade geringe Dichtigkeit der Bevölkerung im Innern herrschen. Ein Grund zu überhaupt spärlicher Bevölkerung könnten außer den durch Dürre verursachten Entleerungen eines Gebietes im Innern noch die oft ausgedehnteren Salzwiesen sein, an denen kein reines Wasser zu erlangen ist. Hier will ich aber auch wiederum darauf aufmerksam machen, daß solche Salzgegenden nicht einen großen zusammenhängenden Bestand, sondern ein von undurchsalzenen, wenn auch kleinen Strecken unmittelbar begrenztes oder unterbrochenes Gebiet darstellen. Gosse fand ganz in der Nähe des Amadeus-Sees inmitten eines schönen Grasfleckes südwestlich vom Winnall Ridge einen Brunnen der Eingeborenen, den Kauran-Brunnen (24° 50′ 50″ südl. Br.), dessen Inhalt ausreichte, um Kameele und Pferde zu tränken[2]), also für Inneraustralien ein ganz ansehnlicher war. Uns ist es interessant, dieses Zeichen des Aufenthaltes Eingeborener so unmittelbar an einem Salzgebiet liegen zu wissen.

Wir sehen im Innern Australiens ein Gebiet, über dessen wirkliche Beschaffenheit die wunderbarsten Ansichten eine die andere gedrängt haben. Oxley hielt sich an die Idee eines großen Binnenmeeres. Stuart wollte beim Anblick der nach ihm benannten steinigen Wüste in dieser den trockenen Kanal irgend einer alten ozeanischen Strömung erkennen. Eyre lebte der Ueberzeugung, das Innere sei nichts als eine dürre und trockene Wüste. Eine nach der anderen sind diese Meinungen ins Reich der Illusionen verwiesen, und wir wissen heute, daß thierisches sowohl wie menschliches Leben sich den Verhältnissen der centralen Ebene angepaßt hat. Und doch begegnen wir noch heute dem Glauben des Unbewohntseins derselben seitens des Menschen. Ich lese das aus der von Gerland entworfenen Karte der Verbreitung der Völker Ozeaniens[3]) im physikalischen Atlas von Berghaus. Ein großer Flächenraum im Inneren Westaustraliens ist auf dieser Karte von der Farbe unbedeckt geblieben, mit welcher die Aboriginer des australischen Festlandes bezeichnet worden sind. Dieser Raum fällt in seinem südlichen Theile im allgemeinen zwischen die Längen-

[1]) Favence, l. c., S. 258.
[2]) Geogr. Mittheil., 1874, S. 365.
[3]) Berghaus' physik. Atlas, Karte 70.

grade 122,5 und 130,5, geht hier nicht über 29,5° südl. Breite hinaus und greift mit seinem nordöstlich vorspringenden nördlichsten Ausläufer in schmalem Zipfel in das undurchforschte Gebiet zwischen Stuart-Creek und Viktoriafluß einerseits und der Telegraphenlinie andererseits hinein, nicht den 18. Breitengrad überschreitend. Der Grenzlinie, — dem Zweck entsprechend, welcher ihr doch beigelegt wurde — durch möglichst genauen Verlauf den Anspruch auf irgend welche Ausführlichkeit geben zu wollen, scheint nicht in der Absicht Gerlands gelegen zu haben, denn größere Gebiete, von denen uns bis jetzt jede Kunde fehlt, weil ihre Unwirthlichkeit den Versuchen der Forscher einzudringen, eine wirksame Klippe zum Scheitern entgegensetzte, sind außer dem Bereich desselben gelassen.

Sehen wir uns den Verlauf der Grenzlinie einmal etwas näher an, wie er sich nach Uebertragen auf die Petermann'sche Uebersichtskarte von Australien (Blatt 73 in Stieler's Hand-Atlas) darstellt. Im Nordwesten schneidet die Grenze die Punkte, an denen im Februar beziehungsweise März 1856 am oberen Viktoriafluß und am Stuart-Creek Gregory's Vorstoß ins Innere am weitesten gedieh. In leichtem, nach Westen geschwungenen Bogen verläuft sie alsdann nach Südwesten, schneidet Giles' Route von 1876 gleich westlich der kleinen in 123° L. gelegenen Seebetten, und Forrest's Route von 1874 zwischen Mt. Moore und Mt. Bates, berührt den fernsten von Forrest am 2. Juli 1869 erreichten Punkt gleich östlich von Mt. Weld und biegt dann schnell, nirgends Giles' Route von 1875 erreichend, sondern immer fast einen Breitegrad davon entfernt verlaufend, nach Osten um. In ostnordöstlicher Richtung streicht sie bei 130,5° östl. L., welcher Grad in ungefähr 27,5° Breite erreicht wird, geht dann nördlich und schneidet die Amadeus-Senke etwa am Kreuzungspunkte des 130. Längen- und des 25. Breitengrades. Sie verläuft nach Norden, etwas westlich vom 130° abbiegend, und kreuzt denselben wieder gleich westlich von den Waterloo Wells auf Warburton's Route. Die gleiche Richtung innehaltend, erreicht sie den 132° östl. L. und geht nicht über den 18° südl. Br. nach Norden hinaus. Um konsequent gezogen zu sein, mußte die Grenze aber die noch undurchforschten Gebiete einmal — z. B. westlich der Stuart'schen mehrfachen Reiseroute von Davenport Range bis zu den Ashburton Bergen hinauf — und dann zweitens die südlich von Warburtons Marschroute zwischen Stuart-Creek und Oakover mit umschließen. Ich wüßte nicht, welcher Grund es rechtfertigen sollte, daß es nicht geschehen.

In das laut Gerland's Karte bewohnte, diesen nach ihr unbewohnten Theil umschließende Gebiet ist eine Reihe kleiner Zeichen eingetragen, welche auf entdeckte Lagerstätten Eingeborener hinzuweisen die Bestimmung haben. Diesem besonders hervorgehobenen Merkmal nach hat es den Anschein, als ob Gerland seine Ansicht von dem unbewohnten Gebiet darauf aufgebaut hätte, weil aus diesem von keinem der Forscher Lagerstätten berichtet wurden. Sehen wir zunächst davon ab, daß solche gar wohl entdeckt worden sind. Bei der Beurtheilung, ob ein Gebiet bewohnt oder unbewohnt sei, hängt doch die Entscheidung nicht allein an der An- oder Abwesenheit von Lagerstätten, oder überhaupt menschlichen Wohnplätzen. Gerland bezeichnet laut seiner Karte die Sahara als durchweg bewohnt. Und doch wissen wir, daß in der Sahara große Striche keine festen Wohnsitze umschließen, sondern nur vorübergehend von Karawanen und umherstreifenden Eingeborenen berührt werden. So wie hier entscheidet auch in Inneraustralien das Vorhandensein von Spuren, mögen sie noch so nomadisch flüchtiger Natur sein, über die Frage des Bewohntseins. Es kommt nicht darauf an, nur Wohnstätten zu finden, es kommt darauf an, Spuren nachzuweisen, daß die Natur hier entweder längere Zeit die Ernährung und Erhaltung des Menschen mit ihren Gaben ermöglichte, oder auch, daß sie ihm etwa nur als Weg, als Straße von einem Ziel zum anderen diente, kurz, daß das Gebiet dem Menschen irgendwie von Nutzen war.

Wenn Forscher wie Stuart, Gregory (1856), Forrest (1869), Gosse (1873) und Andere sich durch grausigen Scrub, durch endlose Spinifexsteppen, Sandflächen, überhaupt durch das mit Wasserlosigkeit drohende Aussehen der Ferne zurückschrecken ließen, so ist damit noch nicht endgültig festgestellt, daß hier ein Eingeborener nicht Rath weiß, einzudringen. Erzählt uns doch Stuart selbst, daß die Eingeborenen, mit denen er bei Nash's Spring zusammentraf, ihm vom Vorhandensein von Wasser im Westen Mittheilung machten und durch Zeichen mit einer Schaufel andeuteten, sie müßten sich unterwegs Wasser ergraben, wenn sie dorthin gelangen wollten[1]). Stuart selbst gab es nach wenigen englischen Meilen auf, die dichte Vegetation zu besiegen. Das Maß der Schwierigkeiten und die Erfolglosigkeit der Unternehmen in einem zu erforschenden Lande seitens darin unbekannter Menschen beweist in dieser Hinsicht ebensowenig, daß dort Menschen nicht weilen könnten, wie etwa das plötzliche Seltenerwerden und Verschwinden eines Nahrungsmittels auf größere Ausdehnungen hin — eines Nahrungsmittels, von welchem die Existenz der Eingeborenen sonst in hervorragendem Maße abhängig ist, wie z. B. vom großen rothen Kängnruh (Macropus major), dessen Erscheinen der Ausdruck fruchtbarer, grasreicher Ebenen ist. Ein Stück der Grenze desselben im Südwesten Australiens verläuft, nach Nordost gerichtet, von Lake Austin bis Mt. Burges[2]). Insbesondere im Norden und Nordosten Australiens breitet sich dieses Beutelthier über die weiten Grasebenen aus, während es das steppenhafte, wasserarme Innere durchaus vermeidet. Mit seinem Fehlen hier schwindet allerdings eine wichtige Kost der Eingeborenen, denn was hier noch an Warmblütlern lebt, ist nur von geringer Körpergröße. Aber der Eingeborene hat sich in diese Nahrungsverhältnisse ebensowohl zu schicken gewußt wie in das Leben inmitten des Scrub-Dickichts. Die Winzigkeit der Beutelthiere erhöht nur die Mühe des Fanges und damit der Ernährung, und zieht vielleicht besonders hier jene größere Menge von Thieren, wie ich sie oben namhaft machte, in den Bereich der Nahrungsmittel, um so den Verlust des großen Beutewildes auszugleichen, aber sie ist darum nie ein Grund für den Menschen geworden, die inneren Striche unausgenutzt zu lassen, und seinem Ernährungszwecke nicht dienstbar zu machen. Die Bedürfnisse sind hier, ich wiederhole es nachdrücklich, aufs äußerste vereinfacht. „Was ein Eingeborener gutes Land nennt, ist jede Stelle, wo er einen Trunk Wasser und einen Wurrong erhalten kann, und einen Grasfleck von der Größe eines Ackers beschreibt er als sehr ausgedehntes Grasland“ [3]). Wo der Europäer vor der Wüstenei eines Sandlandes schaudert, fristet der Eingeborene tagaus tagein sein Dasein, ohne den Unterschied gegen das in besseren Ländern Wohnender zu fühlen. Winnecke durchwanderte auf der Grenze des Nordterritoriums und Queenslands zwischen 27° und 24,5° südl. Br. eine ausgedehnte Sandwüste, welche er zum größten Theile so trocken fand, daß er den Versuch nicht wagen mochte, Pferde dorthin mitzunehmen. Und doch traf er mehrere Trupps von Eingeborenen[4]). Es hält in der

---

[1]) Proc. Geogr. Soc., 1863, S. 292.
[2]) Geogr. Mittheil., 1869, Karte 23.
[3]) Geogr. Mittheil., 1870, S. 151.
[4]) Geogr. Mittheil., 1884, S. 153.

That schwer, sich in die Möglichkeit einer Existenz unter solchen Verhältnissen hineinzudenken, aber das liegt auch nicht zum geringsten Theile mit an dem Uebelstande, daß unsere Kenntniß vom Leben der Thierwelt im australischen Innern eine noch ungemein lückenhafte ist. Was wissen wir denn über die Wohnweise der Beutelthiere? Welches sind ihre Schlupfwinkel, auf deren Kenntniß es ja doch dem Jäger vornehmlich ankommen muß? Sie sind uns noch sehr in Dunkel gehüllt, und nur soviel wissen wir, daß sie im dichtesten Gestrüpp an dunkelster Stelle angelegt, ungemein schwierig aufzuspüren sind. Es ist gewiß voreilig von Giles, wenn er über die Umgegend des kleinen Dammes (29° 19′ 4″ Br. und 128° 38′ 16″ östl. L.), wo er 1875 lagerte, sagt[1]): „Jagdbares Wild giebt es hier, so zu sagen, gar nicht", und später einmal von einer westlicheren Gegend[2]): „Ebenso fehlt jeder menschliche und thierische Bewohner, keine Spur von einem Beutelthier, Emu, oder wilden Hund ließ sich erblicken, und wie es schien, waren wir in eine Gegend vorgedrungen, die dem Menschen gänzlich unbekannt geblieben und von Gott ganz und gar vergessen war." Giles wird doch gewußt haben, daß die Beutelthiere sich nicht gern dem Sonnenbrande auszusetzen pflegen, daß sie zumeist nächtlich lebende Wesen sind und tags sich in ihren Schlupfwinkeln versteckt halten. Warburton gesteht ehrlich[3]): „Ich habe die Wallabis in den Händen des Eingeborenen gesehen, aber nie sah ich eins laufen."

Auch das Durchwandern einer größeren Strecke, ohne Eingeborene gesehen zu haben, beweist die Menschenleere der Gegend nicht. Stuart sah auf seiner zweiten Reise ins Innere vom 1. Januar bis zum 23. Mai 1861 keinen einzigen Eingeborenen und begegnete auch nur sehr wenigen Spuren derselben. Wo die Eingeborenen in kleinen Trupps oder gar einzeln sich aufhalten, verstecken sie sich nämlich gern, furchtvoll, wie sie sind, im Scrub oder sonst an günstigen, von der Vegetation gebotenen Plätzen, und darin sind sie Meister. Gregory sah einmal acht Schwarze und ritt mit seinen Genossen auf sie los, aber sie verbargen sich im hohen Gras und in Büschen, ohne wieder entdeckt zu werden[4]). Warburton erzählte von einem Mädchen, welches gefangen wurde, aber wieder entrann und trotz sofort ihr nachgeschickter Sucher doch nicht wieder entdeckt werden konnte[5]). Wie oft sah man Spuren der Eingeborenen auf dem Boden und konnte doch niemand finden! John Roß traf 1874 einmal Fußspuren der Eingeborenen und erzählte darüber[6]): „Als wir am anderen Morgen den Fußspuren weiter folgten, kamen wir nach acht englischen Meilen zu einer Stelle, wo die Eingeborenen die vergangene Nacht zugebracht hatten, und es sah aus, als wenn sie eben erst weggegangen wären. Suchen nach Wasser blieb erfolglos. Indem wir den Spuren weiter folgten, sahen wir, daß die Eingeborenen gelaufen waren und sich zerstreut hatten. Wir waren also von ihnen gesehen worden." Einen Grund, daß die Eingeborenen sich verstecken, mag ihr Aberglaube bilden, der die weißen Menschen für überirdische, und als andersfarbige, wie das auch sonst wie z. B. bei Negerstämmen angetroffen wird, für böse Geister, für Teufel hält. Auch den Kameelen darf man die Schuld des Verscheuchens mit zuschieben. Man empfahl sie sogar neben der schätzbaren Eigenschaft großer Ausdauer mit aus diesem Grunde zur Benutzung bei Forschungsreisen im Innern

[1]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 183.
[2]) Geogr. Mittheil., 1876, S. 186.
[3]) Proc. Geogr. Soc., 1875, p. 50.
[4]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 54.
[5]) Proc. Geogr. Soc., 1875, p. 44.
[6]) Geogr. Mittheil., 1875, S. 421.

Australiens[1]). Sie schrecken durch ihre ungewohnte Gestalt feindlich gesinnte Eingeborene vom Angriffe zurück.

Der Wassermangel, der so oft als Grund des Umkehrens oder Abschwenkens aus einer Richtung in die andere von unseren Forschern angegeben wird, muß auch mit Vorsicht als Grund des Unbewohntseins eines Gebietes aufgenommen werden. Zunächst schon deshalb, weil, wie wir sahen, auch die in Pflanzenwurzeln verborgene Feuchtigkeit als hinreichender Ersatz gilt, und dann, weil es so ungemein schwer hält, die Wasserplätze einer Gegend aufzuspüren. Nicht nur kleinere wurden zufällig im Scrub versteckt entdeckt, auch größere seeartige Ansammlungen entgingen dem Sucher anfangs. So kam Stuart innerhalb zweier englischer Meilen am Newcastle Water vorbei, ohne es zu bemerken[2]). Zahlreiche Lagerfeuer von Eingeborenen sagten Forrest auf seinem Ritt 1879 zur Telegraphenstation im Norden, daß Wasser vorhanden sein mußte, und trotzdem entdeckte er keine Spur davon[3]). Gregory z. B. waren im Jahre 1856 Lagerfeuer ein vorzügliches Mittel, sich in den Besitz von Wasser zu bringen[4]). Stuart entdeckte 1862 bei Nash's Spring, daß die Eingeborenen, wahrscheinlich um den Weg zu Wasserplätzen in der Wildniß nicht zu verfehlen, die Bäume mit Zeichen, die in diesem Falle schon großes Alter zeigten, versehen, und er hatte ganz recht kalkulirt, denn schon nach ungefähr zwei englischen Meilen kam er an einen Brunnen mit Wasser[5]). Emus, welche nur in der Nähe ihnen durchaus nothwendigen Wassers nisten, gaben mit ihren Spuren den sichersten Hinweis darauf, wie wir es bei Forrest lesen, der, sich durch sie leiten lassend, zu den Wilkie Springs ($129^1/_3$° östl. L.) gelangte[6]). Auch die Richtung, welche abends von Vogelschaaren im Fluge eingehalten wurde, deutete in oft grenzenlos trockenen Gebieten auf die Existenz von Feuchtigkeit, wohin sie sich zur Tränke begaben. Warburton hatte allerdings nicht den Erfolg, durch dieses Zeichen dem Wasser auf die richtige Spur zu kommen, obgleich er mehr als einmal in seinem Tagebuche angiebt, daß wilde Gänse über sein Lager geflogen seien.

Warburton's Reise war überhaupt eine erfolglose, die wenig über die Kenntniß des durchpilgerten Landes heimbrachte, auch nicht heimbringen konnte, da zunächst wegen des unökonomischen Verbrauches der Provisionen keine Zeit blieb, das Land zur Seite des Weges zu recognosciren, und da man vor allem, um die Kameele, das einzige Rettungsmittel, zu schonen, nur nachts wanderte. Die Giles'sche Reise von 1876 ist bis jetzt leider außer in einem kurzen Bericht noch nicht eingehender beschrieben worden, wohl aber die dritte der Durchquerungen, die von Forrest im Jahre 1874. Was im Jahre zuvor die Reise Gosse's an Aufschlüssen über das bereiste Land so werthvoll machte — das eifrige Recognosciren einer Vorhut, wenn ich mich so ausdrücken darf — das setzte auch seiner Reise die Krone auf, und diese besonders liefert uns das Material, um das Bewohntsein Inner-Westaustraliens mit schlagenden Thatsachen zu erhärten. Eines macht diese Reise gerade für unseren Zweck um so geeigneter, nämlich, daß sie mitten durch dasjenige Gebiet führte, welches die unsicherste und geringste Niederschlagsmenge erfährt.

Ich will in kurzer Uebersicht die wichtigen Funde für den Beweis der Existenz und Existenzmöglichkeit des Menschen in den Gebieten, in welchen Gerland sie anzweifelt, hier zusammengestellt bringen, und beziehe mich in meinem Citat

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Berlin, 1875, S. 337.
[2]) Geogr. Mittheil., 1862, S. 64.
[3]) Geogr. Mittheil., 1881, S. 129.
[4]) Proc. Geogr. Soc., 1858, p. 64.
[5]) Proc. Geogr. Soc., 1863, p. 291.
[6]) Journ. Geogr. Soc., 1875, S. 285.

auf das Tagebuch Forrest's im Journal of the Geographical Society of London, Vol. 1875, p. 266 bis 288. Welche Beobachtungen mir geeignet scheinen, diesen Beweis zu erbringen, habe ich in meinen vorherigen Ausführungen bereits zwischen den Zeilen angedeutet. Es sind zunächst die auf Spuren und wirkliche Begegnungen, was kaum hervorgehoben zu werden braucht, bezüglichen. Unter Spuren reihe ich natürlich Brunnen und die oben besprochenen Felswasserlöcher ein. Alsdann führe ich andere Wasserbehälter, wie Creeks und Thonpfannen auf, sowie schließlich Aufzeichnungen über Thier- und Pflanzenwelt, soweit sie dem Eingeborenen nach unserer Kenntniß von Nutzen sind.

Längenlage der Gegend	Datum des Aufenthalts	Beobachtung von Eingeborenen	Beobachtung von Spuren Eingeborener	Beobachtungen aus der Thier- und Pflanzenwelt, von Wasser &c.
$122\frac{1}{2}^{0}$ bis 123^{0}	25. bis 29. Juni	Ein Eingeborener am Augusta-See.		Schwäne und Enten auf dem Augusta-See. Känguruh erlegt. Quelle und Teich mit herrlichem Futter. Am 25. Juni Abends: Regen mehr als je zuvor.
123^{0} bis 124^{0}	30. Juni bis 4. Juli		Einige Feuer der Eingeborenen. Ein Felswasserloch.	Wurrong und Opossums erlegt. Wenig Wasser, aber täglich auf der Recognoscirung gefunden. Auch etwas Futter.
124^{0} bis 125^{0}	5. bis 17. Juli	Am 12. viele gesehen; am 13. zwei fliehende; am 16. zahlreiche Eingeborene den Spuren nach Forrest folgend, aber keiner gesehen. Sie hatten den Zettel fortgenommen, den der vorausreitende Forrest seinem Bruder bei einem Wasserplatze zurückließ. Gesehen wurde allerdings keiner.	Am 13. viele Feuer in jeder Richtung. Zwei Gräber bei der Alexandra-Quelle. Zahlreiche Felswasserlöcher, zwei mit über 100, eins mit wenigstens 250 Gallonen Wasser. Am 13. Juli: „Abundance of water also in rock-holes."	Bei der Alexandra-Quelle ein Emu erlegt. Thonpfannen mit Wasser-Quellen. Am 7. Juli ein Platz mit zwei bis drei Wochen lang reichendem Wasser für die Gesellschaft. Grasplatz mitten im Spinifer. Von der Alexandra-Quelle sagt Forrest: „I have no doubt water is always here."
125^{0} bis 126^{0}	18. bis 26. Juli und 31. Juli bis 6. August	Am 26. mehreren Eingeborenen begegnet. Eine Frau nebst Kind gefangen. Am 31. Eingeborene mit Frau und zwei Kindern. Am 4. August vier Eingeborene gesehen.	Viele Felswasserlöcher, eins mit 100 Gallonen.	Am 2. August gegen 20 Emus gesehen. „Turkey" geschossen. Am 18. Juli Wasser für einen Monat gefunden. Am 22. kein Platz, der Wasser für mehr als einen oder zwei Tage gehalten hätte. Am 4. August leichte Regenschauer.
126^{0} bis 127^{0}	29. und 30. Juli und 7. bis 12. August	Am 11. zwei gesehen, am 12. drei im Lager.	In den Todd-Bergen am 29. und am 30. ein altes Lager entdeckt; am 8. August ein Sommerlager in der Warburton-Kette; am 11. Spuren der Eingeborenen bei dem Sommerlager und ein im Feuer röstendes Känguruh. Ein Brunnen in der Warburton-Kette. Felswasserlöcher mehrfach. In den Todd-Bergen sieben große, aber leer: zwei an 700 bis 800 Gallonen, eins an 1000, vier wenigstens 3000 bis 4000 Gallonen haltend.	Wurrong am 9. August erlegt. Thonpfannen mit Wasser. Leichter Nachtregen am 29. Juli.
127^{0} bis 128^{0}	12. bis 17. August	Am 16. Angriff der Eingeborenen; am 17. ein Eingeborener.	Am 13. ein Krähennest, von dem allem Anscheine nach die Eier genommen waren. Mehrfach große und kleinere Felswasserlöcher mit Wasser.	Emus und Känguruhs. Ficus platypoda voll reifer Früchte. Quellen, z. B. bei Ft. Müller.
128^{0} bis 129^{0}	19. bis 22. August		Spuren von Eingeborenen, am 22. zwei trockene Felswasserlöcher.	Aufenthalt in den schöngrasigen Tomkinson-Hügeln am 21. Emuspuren. Wurrong. Quelle.
129^{0} bis 130^{0}	27. bis 31. August	Am 28. begegnet die Gesellschaft bei den Wilkie Springs 20 freundlichen Eingeborenen. Am 29. bei Rillens Gully fünf gesehen.	Am 28. Spuren. Mehrere führen an einen „white-gum-gully". Brunnen der Eingeborenen. Am 31. in den Mann-Bergen ein großes und neues Lager der Eingeborenen, wo circa 100 die Woche zuvor gelagert haben mochten.	Am 27. mehrere Quellen: „In a good season these flats must look magnificent." Crowther Spring. Am 31. vier Quellen eine halbe englische Meile von einander. Ueberfluß an Wasser. In den Tomkinson-Hügeln Hunderte von Känguruhs in jeder Richtung. Bei Crowther Spring Emus und Känguruhs sehr zahlreich.
130^{0} bis 131^{0}	1. bis 3. September	Am 3. September 100 Eingeborene beim Känguruhessen überrascht. Angriff. „Natives are very numerous in this country, as fires and camps are seen in many places, besides well-beaten tracks."	Am 1. an zwei Plätzen am Fuße der Mann-Hügel große und neue Lager gesehen.	Große Wasserlöcher: Felsbehälter, von Quellen gespeist. Vier Tauben erlegt.

Worte der Deutung brauche ich dieser Uebersicht nicht mehr hinzuzufügen. Auf dem letzten Theile seiner Reise gelangte der energisch kühne Forrest in die schon von Gosse im Jahre vorher bereisten Gebiete und fand dort auch Spuren der Anwesenheit Giles'. Gosse's Erlebnisse und Erfahrungen bestätigen nur, was obige Uebersicht uns lehrt. Die Tomkinson-Höhen erfreuten auch ihn damals durch die zwischen ihren Granitrücken liegenden, trefflich bewachsenen Thalebenen mit üppigem Gras, 50 Fuß hohen Bäumen, sogar fließenden Bächen, Känguruhs, Emus und den Spuren einer zahlreichen eingeborenen Bevölkerung [1]). Unfern des Moses Creek, der südlich des Skirmish-Hügels sich hinzieht, in etwa $128\frac{2}{3}^{0}$ östl. L., hatte die Expedition einen Angriff von 40 Schwarzen mit den Feuerwaffen abzuschlagen [2]): also auch hier beweisende Thatsachen von der Anwesenheit Eingeborener. Die wenig nördlicher parallel der Forrest'schen verlaufende Reiseroute Giles' vom Jahre 1876 liefert im allgemeinen die Erweiterung der von Forrest gewonnenen Resultate auch für diesen Theil des australischen Inneren. Die Karte zeigt uns eine ganze Reihe in die Rawlinson- und Petermann-Hügel fallende Creeks. Auch ein trockenes Seebett entdeckte Giles. Ein kleiner Creek, „Buzoe's Grab" getauft [1]), weil hier das Kameel Buzoe starb, war von weißen Gummi-Bäumen eingefaßt; Krähen, kleine Habichte, einige Kakadus und zahlreiche bronzeflügelige Tauben beobachtete man hier. Gelegentlich traf man einige Mally-Bäume. Das Wallabi, sagt der Forscher, ist durch die ganze Wüste verbreitet. Eingeborene kamen vom Mt. Gould bis zu den Petermann-Bergen nicht zu Gesicht. Hier aber fehlten sie nicht und benahmen sich freundlich. Unterwegs hatte man sonst wohl hie und da Spuren von

1) Geogr. Mittheil., 1874, S. 366.
2) Ibid., S. 367.

1) Geogr. Mittheil., 1877, S. 207.

ihnen bemerkt. Permanentes Wasser gab es auf einer Strecke von 400 engl. Meilen nicht. Es hatte zuvor geregnet, und die Thonpfannen lieferten die nothwendige Flüssigkeit [1]). Warburton schließlich hatte, während die eben genannten Reisenden besonders Spinifexgegenden durchquerten, mit dem entsetzlichen Scrub zu kämpfen. Aber er fand eine ganze Reihe von Brunnen, an deren einem — etwa gerade auf der Gerland'schen Grenze gelegen, an den Waterloo Wells — er sich mit seinen zahlreichen Kameelen, deren er anfangs 17 besaß, über einen Monat aufhielt, womit sich ein Maßstab bietet für die Größe, welche der Brunneninhalt für die Eingeborenen gehabt haben muß. Auch sonst begegnete Warburton Brunnen der Eingeborenen, und von dem Vorhandensein von Wasser gaben die vielen Gänse, welche mehr als einmal über des Reisenden Lager hinwegflogen, Zeugniß genug.

Die Hinfälligkeit der durch seine Karte versinnlichten Ansicht Gerland's dürfte mit diesen Thatsachen hinlänglich erwiesen sein. Das central-australische Gebiet muß ebensowohl mit dem farbigen Ton gedeckt werden als das umgebende, denn es wohnen in diesem armen Gebiete ebensowohl Eingeborene wie im übrigen Australien, weil dieses Gebiet im stande ist, sie zu ernähren.

Wenn man einmal so weit gelangt sein wird, die Kopfzahlen zu wissen, welche auf die einzelnen Bezirke dieses Erdtheils verfallen, und wenn man nach diesen eine Karte der Bevölkerungsdichtigkeit entwerfen wird, dann allerdings wird das innere westliche Gebiet, so lange man bei der heute üblichen Darstellungsweise hellerer und dunkler schattirter Gebiete verharrt, mit einem helleren Tone gegen seine Nachbarländer abstechen. Das Innere Australiens stellt den schwächst bevölkerten Theil dieses Randgebietes der Oekumene dar. Der unglückliche orographische Bau, seine hydrographischen Zustände als Folge desselben helfen den Ausdruck der Schwäche, welcher den Menschen der Randzonen unseres Planeten als ihr natürliches Erbtheil gemeinsam anhaftet, hier bis zur höchsten Potenz verstärken, und so sehen wir die australische Völkerschaft im getreuen Einklange mit der traurigen Natur ihrer Heimath dahinleben, ein verdorrender Zweig am Stamme der Menschheit.

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Erdk., Bd. XII, S. 26.

Kürzere Mittheilungen.

Der Theebau in China.

Dem „Ostasiatischen Lloyd" entnehmen wir folgende Ausführungen über den chinesischen Theebau:

Die Theestaude wird in China ausschließlich in kleinen Gärten gezogen, die das Eigenthum der Bebauer des Landes — gewöhnlich Personen, die fast gar kein Kapital besitzen — sind. Die bei weitem größere Anzahl dieser Gärten ist in hügeligen Distrikten angelegt, die einen fast durchweg schlechten Boden haben, oftmals wenig besser als Sand. Der drei bis fünf Fuß hohe Strauch ist im allgemeinen der Myrthe ähnlich, sein Holz ist äußerst hart und zähe und hat, wenn frisch geschnitten, einen unangenehmen Geruch. Die gezackten Blätter sind lederartig, glatt und von dunkelgrüner Farbe. Die Staude wird stets vom Samen gezogen, und die Sprößlinge werden von manchen Pflanzern umgepflanzt, wenn sie etwa drei Monate alt sind. Der Strauch wird weder gedüngt noch bewässert, überhaupt zollt man ihm nur wenig Sorgfalt, doch wird darauf gesehen, daß die Pflanzen nicht im Schatten stehen. Die ersten Blätter pflückt man, wenn die Staude etwa drei Jahre alt ist, doch ist sie erst in ihrem siebenten oder achten Jahre ausgewachsen und kommt mitunter bis zu ihrem zwanzigsten Jahre fort. Man erntet gewöhnlich nur zweimal, da eine dritte Ernte die Staude zu sehr schwächt, ausgenommen, wenn der Boden ein ungewöhnlich reicher ist. Die erste und verhältnißmäßig kleinste Ernte beginnt gegen Mitte April und liefert die feinsten Theesorten, die zweite findet Ende Mai oder Anfang Juni statt und ist die Haupternte. Der Ertrag einer einzelnen Pflanze variirt so bedeutend, daß es schwer hält, ein Mittel zu nennen, doch soll man etwa 2½ Pfund grüne Blätter von den besten Stauden ernten, während die gewöhnlichen nur 1 bis 1½ Pfund ergeben. Auf einem Mu (ca. 1000 Quadrat-Yards) Land zieht man im Mittel 300 bis 400 Sträucher. Das Wetter übt natürlich einen großen Einfluß auf die Qualität der Blätter aus. Hat es zu viel geregnet, so werden die Blätter gelb und schimmelig, regnet es nicht genug, so bleiben sie klein und sprossen nur spärlich. Es ist höchst wichtig, daß die Blätter zur rechten Zeit und bei schönem Wetter gepflückt werden. Für gewöhnlich wird das Pflücken der Blätter von der Familie des Besitzers des Theegartens ohne andere Mithilfe besorgt, und ein gewandter Sammler ist im Stande, etwa zwölf bis fünfzehn Pfund an einem Tage zu pflücken.

Der erste Schritt zur Zubereitung für den Markt ist das sogenannte Trocknen. Die grünen Blätter werden auf flachen Bambus-Mulden zwei oder drei Stunden lang in die Sonne zum Verwelken gelegt. Während die Blätter auf diesen Mulden liegen, reibt und rollt man sie vorsichtig, bis sich auf ihnen rothe Flecken zeigen, dann packt man sie lose in baumwollene Säckchen und legt diese in hölzerne Kisten, durch deren Seiten zahlreiche Löcher gebohrt sind. Ein Mann stellt sich hierauf auf die Säcke und preßt und knetet sie mit seinen Füßen. Dieser Prozeß hat das Ausdrücken der Feuchtigkeit, die das Blatt enthält und die als eine klebrige, grünliche Flüssigkeit durch die Löcher der Kiste abfließt, zum Zwecke. Ohne dieses Pressen würde das Blatt zu bitter sein, das Tannin wird aber auf diese Weise theilweise entfernt. Der nächste Schritt in der Zubereitung ist die Fermentation, d. h. der Thee wird in Körbe gelegt, die mit baumwollenen oder Filzmatten bedeckt werden, damit die Wärme beibehalten wird und die Gährung somit schneller von statten geht. In diesen Körben bleibt der Thee etwa zwei bis drei Stunden, er wird sodann herausgenommen und wieder auf etwa vier Stunden in die Sonne gelegt. Das Blatt hat dann 75 Prozent seines ursprünglichen Gewichtes verloren, oder mit anderen Worten: vier Pfund grüner Blätter geben ein Pfund getrockneten (aber noch nicht gedörrten) Thee. Die Blätter werden dann zum Verkauf ausgeboten und werden in diesem Stadium von dem chinesischen Händler für den „Hong" gekauft.

Der Unterschied zwischen grünem und schwarzem Thee besteht nicht, wie häufig angenommen wird, in der Verschiedenheit der Art der Theestaude, sondern nur in dem Zubereitungsprozesse. Bei dem grünen Thee (Thea viridis) werden

die Blätter nach dem Trocknen in heißen Pfannen gedörrt und dann mit der Hand so lange gedrückt, bis die Feuchtigkeit entfernt ist, bei dem schwarzen Thee (Thea Bohea) werden sie vor dem Dörren, das in ganz ähnlicher Weise wie es bei dem grünen Thee geschieht, erst in der Luft hin und her geworfen und mit der Hand leicht geschlagen, bis sie vollständig welk geworden sind.

Wie bereits angedeutet, hat der Theepflanzer mit der Zubereitung des Blattes für den Markt nur wenig zu thun. Er pflückt dasselbe, trocknet, rollt und dörrt es oberflächlich, während der chinesische Kaufmann selbst die weitere Zubereitung zu besorgen hat. Dieser begiebt sich gegen Ende März ins Innere des Landes, sein Kapital — ausschließlich Kupfer-Cash (Sapeken) — mit sich führend. Er hat seinen „Hong" (Geschäfts-Bureau) und seinen Speicher in einer Lokalität, von welcher aus er die Waare bequem nach einem zur Verschiffung gelegenen Hafen versenden kann. Er schickt eine Anzahl Leute nach verschiedenen Richtungen ins Land, die wiederum in den Theedistrikten Nebenstationen zum Ankauf und Sammeln des Artikels errichten. Die Theepflanzer kommen zu diesen mit ihrer Waare und verkaufen sie daselbst. Wenn sie eine hinreichende Quantität Thee zusammen haben, wird derselbe durch Männer, die ihn in Säcken auf ihren Schultern tragen, nach dem „Hong" geschafft. Diese Arbeit nimmt oft mehrere Tage in Anspruch, obwohl die Träger sowohl bei Tag wie bei Nacht marschiren. Im Hong angelangt, wird der Thee sortirt, und häufig werden die Blätter von verschiedenen Theegärten gemischt. Der Thee geht durch den oben erwähnten zweiten Zubereitungsprozeß und wird für den Export zurechtgestellt.

Der Preis, den der chinesische Käufer dem Pflanzer für den Thee zahlt, hängt natürlich von der Güte des Blattes ab. In der Regel schwankt derselbe zwischen 6000 und 18000 Sapeken — etwa 6 bis 18 Dollars. Nun aber kommen erst die verschiedenen Steuern, Arbeiterlohn ꝛc. hinzu. Die erste Steuer, die der Käufer zahlen muß, ist die sogenannte „Schan-li", und dieselbe beträgt etwa 760 Sapeken per Picul (= 133⅓ Pfund). Weitere Steuern erhöhen dann die Kosten, so daß der Picul Thee, der für den billigsten Preis (6 Dollars) vom Pflanzer eingekauft ist, sich, wenn er auf dem chinesischen Markt zum Verkauf kommt, auf rund 17 Dollars beläuft. Ehe dieser Picul Thee auf den Londoner Markt kommt, haben sich die Kosten durch Zollsteuer, Fracht, Kommissionen, Speicher und andere Ausgaben natürlich um ein recht Bedeutendes vermehrt, so daß sie zuletzt ungefähr 27 Dollars betragen werden. Wie erheblich die Aus- und Einfuhr von Thee zu den Staatseinnahmen beiträgt, erhellt aus nachstehenden Ziffern: Die Gesammteinnahmen aus dieser Quelle für den chinesischen und englischen Staatsschatz ergeben für die letzten zwanzig Jahre für China 367 650 000 und für England ca. 1 340 000 000 Mark.

Die britische Kolonie Sierra Leone.

Die britische Kolonie Sierra Leone, welche ihre Entstehung dem am Ende des vorigen Jahrhunderts sich geltend machenden Bestreben nach Befreiung der Negersklaven verdankt, bestand ursprünglich nur aus einem kleinen Stück Land, welches jetzt die Hauptstadt Freetown trägt und im Jahre 1786 von der damaligen Afrikanisch-Englischen Gesellschaft an der Westküste Afrikas angekauft worden war. Im Jahre 1807 von der englischen Krone übernommen, wuchs das Besitzthum durch nachgefolgte Erwerbungen zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung an, die allerdings sehr verschieden angegeben sind; bald findet man 1000 engl. Quadratmeilen, bald 3000; am glaubwürdigsten erscheint die Berechnung der „Statistical abstract for the several Colonial and other Possessions of the U. K.", welches 468 engl. Quadratmeilen (1212 qkm) anführt. Die Verschiedenheit der Arealangaben erklärt sich aus dem Umstande, daß die Grenze nach dem Innern zu bislang noch nicht genau festgestellt ist. Anders steht es im Süden und Norden. Im Süden nämlich wurde durch Vertrag mit Liberia der Fluß Mannah als Grenze ausgemacht; im Norden, gegen die französische Besitzung am Rio Nuñez, vertritt der Scarciesfluß diese Stelle. Die gesammte Küstenausdehnung von Sierra Leone wird zu 233 km berechnet.

Da gemäß ihrer Bestimmung die Kolonie hauptsächlich mit befreiten Negern bevölkert wurde, und nicht nur alle diejenigen Sklaven, welche die englischen Kreuzer an Bord der angebrachten Sklavenschiffe gefunden hatten, hierher gebracht, sondern auch viele der auf Jamaika befindlichen Maroonneger wegen ihrer Neigung zu Unruhen nach Sierra Leone verpflanzt wurden, so ist es begreiflich, daß die Negerbevölkerung der Kolonie ein wunderbares Gemisch der verschiedensten Stämme der afrikanischen Westküste darstellt. Verhältnißmäßig am reinsten haben sich die Maroons gehalten, welche ihren aus Amerika stammenden Namen auch jetzt noch tragen und eine Art engerer Gemeinschaft den anderen Bestandtheilen gegenüber bilden. Die Gesammtbevölkerung der Kolonie, welche im Jahre 36 889 Köpfe — darunter 107 Weiße — betrug, war im Jahre 1881 auf 60 746 — darunter 271 Weiße — gestiegen, was mit Rücksicht auf das verrufene Klima, das zu den ungesundesten Westafrikas, wenigstens für Weiße, zählt, immerhin bemerkenswerth ist. Allerdings behauptet man, daß der Aufenthalt in Sierra Leone gegenwärtig schon erträglicher sei, als er früher war, und daß eine weitere Besserung von der rationeller werdenden Anlage und Einrichtung der Häuser sowie von anderen sanitären Maßregeln erwartet werden dürfe.

Der Boden der Kolonie, von durchaus fruchtbarer Beschaffenheit, läßt mancherlei Pflanzen gedeihen, deren Stoffe bloß des Einsammelns bedürfen, um zur Grundlage eines lebhaften gewinnbringenden Handels zu werden, aber er wird nur in geringem Maße seitens der schwarzen Bewohner mit etwas Yams, Cassava, Bataten und Reis bebaut. Etwas beträchtlicher ist der Fischfang. Aber der Ertrag dieser Thätigkeiten deckt das vorhandene Nahrungsbedürfniß so wenig, daß, wenn das Land etwa auf drei Monate von der Verbindung mit Europa und Nordamerika abgeschnitten wäre, es in den Zustand von Hungersnoth gerathen würde. Der Haupterwerbszweig ist eben der Handel — vorzugsweise auf Palmöl, Gummi, Palmkerne, Bennisamen, Elfenbein, sowie auf etwas Thierfelle und Gold — den die Eingeborenen auf sehr ansehnliche Entfernungen mit dem Innern treiben. Früher wurden auch beträchtliche Mengen Holz ausgeführt, aber zur Zeit ist dies nicht mehr möglich, weil die der Küste nahegelegenen Wälder fast vollständig abgeschlagen sind, der Transport aus den entfernteren Gegenden aber nicht lohnt.

Der Handelsverkehr mit dem Auslande liegt fast ausschließlich in englischen Händen, insbesondere in denen der „West African and Niger Company". Daneben kommt auch noch die Filiale der französischen „Compagnie du Sénégal et de la Côte occidentale de l'Afrique" in Betracht. Deutsche Waaren werden wohl eingeführt, aber es giebt in Sierra Leone kein ansässiges deutsches Handelshaus.

Der Werth des Gesammtumsatzes hat in dem Decennium 1874 bis 1883 wohl ziemlich beträchtlich geschwankt, — Minimum: 11,6 Millionen Mark, Maximum: 18,7 Millionen Mark — aber doch im Laufe der Jahre keine dem Wachsthume der Bevölkerung entsprechende Steigerung erfahren. Als Hauptgrund dieser Erscheinung sieht man die beständigen Kriege mit den Binnenstämmen an, welche das Aufrechterhalten geregelter Verkehrsbeziehungen mit dem Innern

erschweren, ja zeitweise unmöglich machen. Daneben kommt aber auch das Schwanken der Preise für die Ausfuhrprodukte in Betracht.

Im Gegensatz zu dem Gesammtumsatze hat der Schiffsverkehr im Decennium 1874 bis 1883 trotz einiger Schwankungen fortschreitend zugenommen. Die Tonnenzahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug nämlich 1874 282 669 Tonnen, 1883 dagegen 386 292 Tonnen. Nur der kleinere Theil derselben entfällt auf die regelmäßige Dampferverbindung, welche seitens der „West African Steamship Company“ monatlich zweimal ausgeführt wird.

Was die allgemeinen Bildungsverhältnisse der Neger von Sierra Leone anbetrifft, so sind dieselben, wenigstens in Freetown, wesentlich besser, als in den meisten anderen europäischen Besitzungen der afrikanischen Westküste. In Freetown giebt es nämlich nur wenige Leute, die des Lesens und Schreibens unkundig sind. Neger und Mulatten nehmen mitunter die einflußreichsten Stellungen ein; man findet unter ihnen Advokaten, Aerzte, Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen, welche ihre Studien in England mit gutem Erfolge gemacht haben. Die Anbahnung solcher Zustände ist zum großen Theile das Verdienst der Mission, die aber auch hier, wie anderwärts, durch Sektenzersplitterung ihre Wirksamkeit schmälert. Zudem begegnen ihr, im Binnenlande zumal, auch dadurch Schwierigkeiten, daß von Osten her mehr und mehr der Islam vordringt und nicht nur unter den Heiden, sondern auch unter den Negerchristen leicht willige Anhänger findet.

A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Zahl der Blinden in Rußland ist nach den Untersuchungen des statistischen Komités bei den verschiedenen Volksstämmen ganz auffallend verschieden. Am geringsten ist sie in Polen, wo auf 10 000 Personen nur 8 Blinde kommen, dann folgt Litthauen mit 10, die Juden mit 10, die Russen und Letten mit 19, die Esthen mit 22, dagegen finden wir bei den Baschkiren 35, den Mordwinen 41, den Tartaren und Tscheremissen 51, den Tschuwaschen 63, den Wotjaken 83. Die finnisch-ugrischen Stämme sind also dem Erblinden viel mehr ausgesetzt, als die Arier und Semiten. Etwa ein Achtel aller Erblindungen wird durch die Pocken verursacht, mindestens die Hälfte durch äußere Erkrankungen des Auges.

— Der Bestand der deutschen Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe bezifferte sich nach einem der letzten Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches im Jahre 1887 auf 19 237 Segel- und 1153 Dampfschiffe (gegen 17 083 Segel- und 570 Dampfschiffe im Jahre 1877). Die Tragfähigkeit der Segelschiffe betrug 1887 2 057 000 Tonnen (gegen 1 361 000 Tonnen im Jahre 1877).

Afrika.

— Der französische Reisende, Hauptmann Binger, ist nach seiner erfolgreichen Reise im Westsudan Ende März glücklich in Grand Bassam angekommen, und mit ihm zugleich auch Herr Treich-Laplène, dem es schließlich doch noch gelungen war, über Buntuku hinaus bis Kong vorzudringen und in letzterer Stadt mit Hauptmann Binger zusammenzutreffen. Der kolonialpolitische Haupterfolg, den die Binger'sche Expedition errungen hat, beruht darin, daß es ihr gelungen ist, den König von Kong zur Annahme des französischen Protektorates zu bewegen (Vergl. S. 191).

— Der offizielle Bericht über den Handel des Kongostaates giebt die gesammte Ausfuhr für das Jahr 1888 auf $7^2/_5$ Millionen Francs an, wovon aber nur $2^3/_5$ Millionen auf Erzeugnisse des Freistaates zu rechnen sind. Den Hauptausfuhrartikel bildete nach wie vor das Elfenbein (für reichlich 2 Millionen Francs, wovon die größere Hälfte aus dem Staatsgebiete selbst herstammte); Palmnüsse wurden für $1^1/_5$ Millionen Francs ausgeführt (davon für $^3/_4$ Millionen Francs aus dem Staatsgebiete); Palmöl für $^7/_{10}$ Millionen Francs (davon für 465 000 Francs aus dem Staate); Kautschuk für 2 Millionen Francs (davon für 250 000 Francs aus dem Staate). Kaffee, Faserstoffe, Wachs, Häute rc. bildeten fast nur Gegenstände des Durchgangshandels.

Bücherschau.

— Koloniales Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. 1. Jahrgang. Berlin 1889. (Heymann's Verlag.) — Der Herausgeber der Deutschen Kolonialzeitung hat sich die Aufgabe gestellt, alles was auf dem Gebiete unserer Kolonialpolitik geschaffen und erstrebt worden ist, in Jahresübersichten zusammenzustellen, um dadurch „das Interesse an unseren Kolonien zu vertiefen“. In dem vorliegenden ersten Bande erscheint uns diese Aufgabe in der That als eine sehr dankbare. Freilich war darin Gelegenheit geboten, zusammenfassende Rückblicke auf einen größeren Zeitraum zu werfen. Besonders interessirt haben uns die Aufsätze über Mission in den deutschen Schutzgebieten (von P. E. Wallroth) und über überseeische Waldwirthschaft (von O. Kersten).

— Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Breslau. — Mit der vorliegenden dritten Abtheilung seines völkerkundlichen dritten Theiles hat das große Hirt'sche Bilderwerk seinen Abschluß gefunden, nachdem es seinen Herausgebern eine neunjährige Arbeit gekostet hat. Die Auswahl und Ausführung der Bilder ist auch in dieser letzten Abtheilung durchgängig eine sehr geschickte, und man erhält durch sie einen prächtigen Einblick in die Kulturphysiognomie der Länder und Völker Afrikas und Amerikas. In der Hand eines guten Lehrers wird das Werk nicht verfehlen können, den geographischen Unterricht in einem hohen Grade zu befruchten und zu beleben, weshalb es nach unserer Meinung in keiner Schulbibliothek fehlen sollte.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die Gletscher Neuseelands.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

(Mit zwei Abbildungen.)

Die Südinsel von Neuseeland wird der Länge nach von einem von SW nach NO streichenden Gebirge durchzogen. Dasselbe besteht aus gefalteten Sedimentgesteinen des palaeozoischen Zeitalters und ist demnach als ein altes Alpengebirge anzusehen. Zwischen 42° und 45° südl. Br. erhebt sich sein Hauptkamm zu bedeutender Höhe, und eine Reihe von Gipfeln übersteigen hier 3000 m. Der höchste Punkt ist Mount Cook, 3768 m über dem Meere. Dieser höchste, centrale Theil der Alpen Neuseelands liegt also in derselben geographischen Breite wie die südlichen Seealpen und der nördliche Appenin — dem Aequator um einige Grade näher als die Central- und Ostalpen. Der Höhe nach ließe sich das Gebirge mit der Ortler- oder Glocknergruppe vergleichen. Es ist um rund 1000 m niedriger als der Montblanc. Steil, gleich einer Mauer, erhebt sich das Gebirge aus dem Weltmeere.

Neuseeland liegt in dem Mittelpunkt der Hemisphäre der größten Wasserfläche, und nirgends finden wir bedeutendere Flächen trockenen Landes in der Nähe der schmalen Insel, welcher das Gebirge entragt. Die Winde, welche an die Neuseeländischen Alpen prallen, haben daher alle ihren Weg über eine weite Strecke des Meeres zurückgelegt und sind reich an Wasserdampf, mehr oder weniger mit Feuchtigkeit gesättigt. Besonders gilt dies von einem der häufigsten Winde, dem von Nordwesten kommenden Antipassat; denn dieser kommt aus wärmeren Regionen und hat noch keine Gelegenheit gehabt, das in den tropischen und subtropischen Regionen des Pacifischen Oceans aufgenommene Wasser wieder abzugeben. Er weht nahezu senkrecht gegen die Längsrichtung der Alpenkette und wird durch sie aufgehalten und in höhere Regionen abgelenkt. Feucht und warm kommt dieser Wind an die Küste. Er beginnt zu steigen, der Luftdruck nimmt ab, und die Luft, die der Wind hinauftreibt über die Hänge, dehnt sich aus. Die Ausdehnung bedingt aber eine Abkühlung, und diese eine Herabsetzung der Feuchtigkeitskapacität. Das Wasser wird theilweise ausgeschieden, und der Regenfall ist deshalb an der Nordwestküste sehr bedeutend (287 m in Hokitika). Immer höher steigt die Luft und immer kälter wird sie. Die Niederschlagsmenge nimmt daher gegen den Kamm hin noch zu: oft ist es heiter an der Küste, aber böses Wetter am Nordwestabhange des Hochgebirges. Hier oben fällt der Niederschlag meist in Gestalt von Schnee, denn die Luft hat sich während des Anstieges unter 0° abgekühlt.

Durch die Verflüssigung, beziehungsweise Verfestigung (Schnee) des in der Luft aufgelösten Wassers wird die beim Verdunsten desselben gebundene Wärme wieder frei, und es ist deshalb der Wind, der über den Hauptkamm streicht, bedeutend wärmer, als er sein würde, wenn dieses Freiwerden latenter Wärme nicht theilweise die Abkühlung bei dem Ansteigen und der Ausdehnung der Luft kompensiren würde. Jenseits des Hauptkammes senkt sich die Luft hinab in die südöstlichsten Alpenthäler. Beim Herabsteigen verdichtet sie sich und gewinnt dadurch an Temperatur ebensoviel als sie beim Aufsteigen durch Ausdehnung verloren hatte. Die frei gewordene latente Wärme erscheint jetzt als positiver Zuwachs der Temperatur, und es ist deshalb der Wind, der von den Bergen kommt, wärmer als er war, als er auf die

(Mount Rolleston.)
Waldbild vom Südostabhange der Neuseeländischen Alpen.

Berge hinaufwehte. Die Temperatur des Nordwestwindes ist an der Südwestküste Neuseelands um 4° bis 8° höher als an der Nordwestküste. Dieser Wind ist auch trocken; nicht nur weil er wärmer ist und daher eine höhere Feuchtigkeitskapacität besitzt, sondern auch absolut, weil er thatsächlich weniger Wasser führt als derselbe Wind an der Nordwestküste: der Regenfall in Lincoln in der Nähe der Südostküste und gerade gegenüber von Hokitika beträgt nur 0,66 m, weniger wie ein Viertel von dem Niederschlag an der Westküste.

Die Niederschlagsmenge nimmt vom Hauptkamme nach Südosten sehr rasch ab, und dies dokumentirt sich in dem Charakter der Vegetation. Nirgends findet man südöstlich von der Alpenkette so einen Wald wie am Nordwestabhange. Einige Kilometer vom Hauptkamm, in der Umgebung der Gletscherzungen findet man niedrige Dickichte und in den Hochthälern hie und da einen kleinen Bestand der neuseeländischen Weißbuche (Fagus Cliffortiones s. Abbildung 1), aber schon 15 km vom Hauptkamm entfernt giebt es im allgemeinen keine Bäume und Sträucher mehr, und besonders die große Canterbury-Ebene, welche sich am Südostfuße der Alpen ausbreitet, ist eine trockene, baumlose Prairie.

Trotzdem daß der Nordwestabhang des Gebirges der Sonnenbestrahlung viel mehr ausgesetzt ist wie der Südostabhang, ist doch die dort fallende Schneemenge eine so viel größere, daß die Schneegrenze am Nordwestabhange etwa bei 1700, am Südostabhange aber durchschnittlich bei 2000 m liegt. (Heim, Gletscherkunde, S. 449, giebt den Unterschied der Schneelinien am Südost- und Nordwestabhange zu nur 100 m an, dies ist Haast's Angaben und meiner Meinung nach unrichtig.) Unter der Schnee- oder Firngrenze ist die Abnahme des Schneefalls an dem Südostabhange eine raschere als am Nordwestabhange, und zugleich die Zunahme der Trockenheit und Wärme der Luft mit abnehmender Höhe eine bedeutendere, so daß die Gletscher der Südostflanke des Gebirges nicht so weit herabreichen wie jene des Nordwestabhanges.

Dieses hat aber noch eine andere Ursache. Es ist nämlich der Nordwestabhang des Gebirges steiler wie der Südostabhang und zwar vorzüglich deshalb, weil der Hauptkamm von der Nordwestküste nur 30 km, von der Südostküste aber 130 bis 140 km entfernt ist.

Der Tasmangletscher, der größte Eisstrom Neuseelands, liegt auf der Südostseite des Gebirges. Sein Gletscherthor befindet sich in einer Höhe von 730 m. Andere große Gletscher des Südostabhanges enden zwischen 780 und 1000 m, die kleineren höher. Die großen Gletscher der Nordwestseite aber reichen viel tiefer herab, und das Ende des Franz-Josefs-Gletschers liegt in einer Höhe von 215 m. In ähnlichem Niveau endet auch der Prince-Alfred-Gletscher.

Dieses außerordentlich tiefe Herabreichen der Gletscher Neuseelands ist gewiß an sich schon eine sehr auffallende Erscheinung, wenn wir bedenken, daß die Alpen Neuseelands niedriger sind als die europäischen und dem Aequator näher liegen. Es wird aber noch eigenthümlicher, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Mitteltemperatur an den Küsten in nächster Nähe der großen Gletscher 10° beträgt — das ist die Temperatur am Nordfuße unserer europäischen Alpen — und daß die Alpen Neuseelands überaus schmal und steil sind, so daß nirgends größere Plateaus über der Firngrenze vorkommen.

Um eine richtige Vorstellung von der Ausdehnung und den Eigenthümlichkeiten der neuseeländischen Gletscher zu gewinnen, wollen wir sie mit den europäischen vergleichen und den größten Gletscher Neuseelands — den Tasman und den größten Gletscher unserer Alpen — den Aletsch, neben einander stellen. Zu diesem Zwecke will ich die Maße der beiden neben einander aufführen. Jene für den Aletsch sind (abgerundet) Heim's Gletscherkunde, S. 73, jene des Tasman meiner Karte desselben im Ergänzungshefte Nr. 75 der Petermann'schen Mittheilungen entnommen.

		Tasman	Aletsch
Höhe der Firnlinie	m	2000 [1]	2750
Sammelgebiet	km	61	100
Eisstromfläche	„	77	30
Gesammtfläche	„	138	130
Gesammtlänge	„	28	24
Länge unter der Firnlinie	„	24	16,5
Höhe des Endes	m	730	1350
Tiefe desselben unter der Firnlinie	„	1270	1400
Maximalbreite des Firnbeckens	km	8	12
Breite der Zunge unterhalb des letzten Zuflusses	„	2,6	2

Wenn wir diese Zahlen betrachten, noch mehr aber, wenn wir die Karten des Tasman- und Aletsch-Gletschers neben einander legen und vergleichen, wird uns in erster Linie der große Unterschied in dem Verhältniß der Ausdehnung des Firnsammelgebietes oberhalb der Schneegrenze zu der Ausdehnung der Eisströme unterhalb derselben in den beiden Gletschern auffallen. Beide haben nahezu dieselbe Ausdehnung — siehe oben „Gesammtfläche" — und die Ausdehnung der Thalgebiete der beiden — oberes Tasmanthal etwa 160 und oberes Aletschthal etwa 170 Quadratkilometer — sind auch so ziemlich die gleichen. Beim Aletsch haben wir nun ein Verhältniß der Eisstromfläche zur Firnfläche von 3 : 10, beim Tasman aber von 7 : 6. Alle übrigen Unterschiede sind nebensächlicher Art und gehen hieraus hervor, wie z. B. die größere Länge und geringere Breite des Tasman, die größere Breite der Tasmanzunge u. s. w. Der Aletsch geht tiefer unter die Firngrenze herab als der Tasman, vorzüglich weil das Aletschthal steiler ist.

Wir kommen nun auf den Hauptunterschied zurück. Warum ist wohl die Eisstromfläche des Tasman im Verhältniß mehr als doppelt so groß wie jene des Aletsch?

Meine Temperaturbeobachtungen haben ergeben, daß die Temperatur in den Neuseeländischen Alpen mit zunehmender Höhe etwas rascher abnimmt, wie in den europäischen, weil die Alpen Neuseelands viel schmaler sind. Ich fand für den März, d. i. für die Zeit, welche dem September der nördlichen Hemisphäre entspricht, für eine Höhe von 1437 Meter am Tasman eine Mitteltemperatur von nur 4° 41°. In entsprechenden Breiten und Höhen ist es in der nördlichen Hemisphäre viel wärmer. Es ist jedoch dies allein kein hinreichender Grund, um die so große Differenz im Verhalten des Aletsch und Tasman zu erklären. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß der wesentliche Faktor, der hier im Spiele ist, das gleichförmige ozeanische Klima Neuseelands, dem kontinentalen der europäischen Alpen gegenüber sein dürfte. Der Einfluß eines ozeanischen Klimas auf die Größe eines Eisstromes wird sofort klar, wenn wir bedenken, daß die Winterkälte den Gletscher nicht vergrößert, daß aber wohl die Sommerwärme ihn stark verkleinert. In Gebieten mit derselben Mitteltemperatur werden also stets doch die Gletscher — ceteris paribus — die größte Ausdehnung erreichen, wo die Temperaturschwankungen im Laufe des Jahres geringe sind. Dies wirkt in erster Linie auf die Länge des Eisstromes und auf das Verhältniß seiner Größe zur Ausdehnung der Firnfelder, die ihn nähren.

---

[1] Ich habe an vielen Punkten des Südostabhanges des Hauptkammes und an den Nebenkämmen weiter östlich die Lage der Schneegrenze bestimmt und habe als Mittelwerthe erlangt: für die Südostflanke des Hauptkammes 1930 m und für den Maltebrun-Kamm 2100 m. (Der Maltebrun-Kamm bildet die östliche Begrenzung des Tasmangletschers.)

Stirn des Franz-Josefs-Gletschers.

Ich stehe also nicht an zu behaupten, daß der oben angeführte große Unterschied zwischen dem Tasman und Aletsch nichts anderes ist als ein Ausdruck des Unterschiedes zwischen dem kontinentalen Klima in den europäischen und dem ozeanischen in den Neuseeländischen Alpen.

Wie sich in diesen Beziehungen die noch viel weiter hinabreichenden Gletscher des Nordwestabhanges der Alpen Neuseelands verhalten, ist nicht bekannt, da noch nie jemand ihre höheren Theile besucht hat, aber es scheint, daß dort ähnliche Verhältnisse vorliegen. Haast hat auf beiden Seiten des Hauptkammes die Schneegrenze viel zu hoch angenommen und für den Nordwestabhang auf 2100 Meter angegeben. Richtiger wäre nach meiner Anschauung 1700 Meter. Wir hätten dann eine Höhendifferenz zwischen Schneegrenze und Gletscherstirn von etwa 1500 Metern, was der Länge dieser Eisströme und der Neigung der Thäler, durch welche sie hinabziehen, entsprechen dürfte.

Im allgemeinen haben wir also in den Alpen Neuseelands eine ganz andere Entwickelung der Gletscher vor uns als in den Alpen Europas. Auch mit dem Vergletscherungsmodus von Norwegen und Grönland hat die Vereisung Neuseelands nichts gemein. Charakterisirt sind die Gletscher Neuseelands in erster Linie durch die große Ausdehnung der Eisströme, welche verursacht wird durch das ozeanische Klima.

Um die außerordentliche Wirkung des Seeklimas in dieser Hinsicht deutlich zu machen, will ich annehmen, daß die europäischen Alpen einem solchen Klima ausgesetzt würden, wie das neuseeländische ist. Die Gletscher würden dann mächtig anwachsend, die Hauptthäler erfüllen und weit hinaus strömen über die Seen, welche die Alpen umgürten, und würden eine Ausdehnung erreichen, welche jener der Gletscher der letzten „Eiszeit“ nicht wesentlich nachstehen dürfte.

Es zeigt sich also, daß lokale klimatische Einflüsse hinreichen dürften um in Europa eine Eiszeit zu erzeugen, und daß diese Einflüsse in Neuseeland in der That eine solche Wirkung erzielt haben. Wir können wohl sagen, Neuseeland sei heute einer Eiszeit unterworfen. Das gleiche gilt auch für Patagonien und die südliche Hemisphäre überhaupt, welche sich, im Vergleich mit der nördlichen, jetzt auch in einer Eiszeit befindet. Die Mitteltemperatur der südlichen Hemisphäre ist nicht niedriger wie jene entsprechender Breiten der nördlichen (Vergl. Hann, Klimatologie), und die gegenwärtige südliche Eiszeit wird daher einzig und allein durch die größere Ausdehnung der Wasserfläche auf derselben bedingt. Diese wirkt in zweifacher Weise vergletschernd auf die Gebirge, welche ihr entragen: erstens wird die Luft der südlichen Hemisphäre dadurch feuchter, und zweitens wird das Klima gleichmäßiger.

Wir dürfen aber nicht etwa annehmen, daß Neuseeland in früheren Zeiten nicht in noch viel ausgedehnterem Maße vergletschert war, wie es heute ist. Im Gegentheil findet man überall Spuren einer einstigen viel ausgedehnteren Vergletscherung. Die alte Moräne vor dem Ende des Tasmangletschers und die vorzüglich erhaltenen Gletscherschliffe am Ende des Franz-Josefs-Gletschers (S. Abbildung 2) geben Zeugniß eines Rückganges der Gletscher sowohl der Nordwest- wie der Südostabdachung des Gebirges in neuester Zeit.

Viel ausgedehnter und großartiger sind noch die Spuren einer längst vergangenen Vergletscherung, welche zeigen, daß im südwestlichen Theile der Südinsel die Eisströme einstens durch tiefe Fjorde das Meer erreichten und daß die Gletscher des Südostabhanges der Alpenkette im centralen Theile der Insel sich zu jener Zeit weit im flachen Lande ausbreiteten.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

III.

(Mit drei Abbildungen.)

Wie die geographische Eigenart der nordmexikanischen Mulde im allgemeinen nur ein dürftiges Pflanzenleben aufkommen lassen will, so hat sie sich auch dem Gedeihen eines höheren Kulturlebens nicht sehr günstig erwiesen, und in jedem Falle ist sie in dieser Beziehung anderen Theilen des mexikanischen Plateaulandes bei weitem nicht gleichwerthig gewesen. Ebenso wie in den unmittelbar anstoßenden Gegenden der Nordamerikanischen Union — in Neumexiko und Arizona — so entstanden wohl hie und da in Nordmexiko, wo die Quellen und Bäche auch in der Trockenzeit reichlich Wasser spendeten, bereits in den Zeiten vor der Conquista zerstreute Kulturinseln oder Kulturoasen; dieselben waren aber immer sehr eng umgrenzt, es haftete ihnen die Eigenschaft großer Isolirtheit an, und rings umher umtoste sie wildeste Barbarei. Hierin lag aber natürlich ein großes Hemmniß ihres weiteren Aufblühens. Daß sich die Kulturinseln gegen ihre wilde Umgebung zu vertheidigen suchten, beweisen die alten Festungsanlagen der sogenannten „casas grandes“, aber im ganzen genommen fristeten sie im Kampfe mit der Unkultur doch höchstens ihr Dasein; mit einander traten sie nicht in engere Beziehung, um sich wechselseitig zu fördern und zu befruchten, und die Entwickelungsstufe, bis zu der sie gelangten, blieb auf diese Weise eine niedrige.

Ferdinand Cortez und seine Nachfolger brachten auch für Nordmexiko eine tiefgreifende kulturelle Umgestaltung. Durch die Einführung rationellerer Bewässerungsmethoden wurden die künstlichen Oasen an verschiedenen Stellen vergrößert und der Zahl nach vermehrt. Der Bergbau auf Edelmetall, der alsbald in hohen Schwung kam, bewirkte es, daß die Kultur auch in die unwirthlichsten Gebirgswildnisse eindrang und sich daselbst starke Positionen eroberte. Und der straffen spanischen Staatsverwaltung im Vereine mit dem nicht weniger straffen römischen Priesterthume gelang es zugleich auch, die Kulturinseln durch Herstellung geregelter Kommunikationen einander näher zu bringen, und das ganze Kulturleben in einem höheren Grade zu centralisiren. Das Reich der Unkultur wurde auf diese Weise ohne Zweifel auch in Nordmexiko erheblich geschmälert und zurückgedrängt. Daß der Sieg der Kultur ein vollständiger gewesen sei, kann man aber nicht behaupten. Der weitaus größte Theil der schwer zugänglichen Gebirge und

der Chaparral-Ebene blieb ein Tummelplatz der „Indios bravos“, die sich weder durch das Schwert noch durch das Kreuz bändigen ließen, und nach wie vor stürmten die Wilden periodisch auf die Kulturstätten herein, um sie durch Mord und Brand ihrer Wüste gleich zu machen. Die Geschichte der Städte und Missionen, welche die Spanier in Nordmexiko gründeten, weiß von solchen Indianereinfällen mancherlei zu erzählen.

Als die spanische Herrschaft sodann in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gestürzt wurde, da griff in Nordmexiko die Anarchie noch viel mehr Platz als in den anderen Gegenden des Landes. Freischaarenhorden und Räuberbanden bemächtigten sich seiner Städte und Hacienden und sengten und mordeten mit den Indianern um die Wette. Es mußte beinahe scheinen, als ob alle Kulturkeime, welche die spanischen Priester und Kavaliere ausgesäet hatten, wieder von Grund aus vernichtet werden sollten. Wein- und Obstgärten lernten brach liegen, Irrigationskanäle füllten sich mit Schutt und vegetabilischer Masse, Bergwerksschächte wurden verlassen und der Ueberfluthung anheimgegeben, und das ganze Kulturbild Nordmexikos wurde in jeder Beziehung wieder ein recht trostloses. Vergebens bemühten sich wohlgesinnte Regenten von der Hauptstadt aus, alles wieder zum besseren zu wenden.

Da ist nun vor kurzem abermals eine neue Aera für Mexiko herangebrochen. Es sind Kulturelemente aus England und den Vereinigten Staaten, sowie vor allem auch aus Deutschland, herbeigeströmt, und diese Elemente haben dem Lande neben anderen wichtigen Neuerungen namentlich auch diejenige der Eisenbahnen gebracht, deren Bedeutung als Kulturinstrument daselbst bei dem Mangel natürlicher Wasserstraßen doppelt hoch angeschlagen werden muß.

Die Plaza und der Munizipalpalast von Chihuahua.

Nordmexiko ist durch zwei Schienenstraßen mit dem großen „amerikanischen“ Kulturgebiete, von wo ein Geist gewaltiger Initiative ausströmt, in enge Verbindung gesetzt worden, und ebenso auch mit dem Hauptkulturgebiete des eigenen Landes, das jenseits der hohen Bodenschwelle von Zacatecas, weiter im Süden liegt, und das seinen Einfluß nunmehr ebenfalls in einer viel kräftigeren Weise geltend machen kann. Die Kulturinseln der großen Mulde aber sind zu einem großen Theile einander sehr nahe gerückt worden, so daß man von der einen zur anderen kaum noch so viele Stunden braucht als vordem Tagereisen. Muß es einem da nicht bedünken, als ob das weite Land, von dem hier die Rede ist, der Kultur nunmehr endgültig und vollständig gewonnen sei! Noch durchschweifen den Chaparral und die Gebirge Horden des unbändigsten aller Indianerstämme — des Apachen-Stammes, der den Blaßgesichtern mehr als jeder andere Haß und Tod geschworen hat —, aber es scheint, als ob seine Stunden gezählt seien. Seine Niederlagen im Kampfe mit den mexikanischen und amerikanischen Truppen — mit den letzteren, wenn sie ihrer Gewohnheit gemäß aus dem einen Staatsgebiete in das andere flüchten — sind bedenklichere und bedenklichere geworden, und die Zahl seiner Glieder ist dadurch sehr zusammengeschmolzen. An ein Ueberfallen der Städte und Hacienden können die Wilden heute nicht mehr denken, und sogar die Viehdiebstähle von den Ranchos, die ihnen bisher neben den Mezquitebohnen und süßen Eicheln den Hauptlebensunterhalt lieferten, werden ihnen mehr und mehr zur Unmöglichkeit gemacht. Und fragen wir uns, warum es den Apachen in solcher Weise ergeht, und warum sie raschen Schrittes ihrem Aussterben entgegengehen, so werden wir wieder auf die Schienenwege hingewiesen, die das Land heute durchschneiden, sowie auf das Dampfroß, das es durcheilt. Auch die letzten Schlupfwinkel in den Barrancas der Sierra Madre sind

ihren weißen Feinden und Verfolgern dadurch verhältnißmäßig leicht nahbar geworden, und rasch sind ihnen dieselben allerwärts auf den Fersen.

Daß der Chaparral sich in der neuen Aera in einen einzigen ungeheuren Weizen- und Maisacker umwandeln lassen werde, und daß die kahlen Felsengebirge daneben sich allerwärts mit einem grünen Waldkleide überziehen werden, darf man ja nicht glauben. Ist es aber nicht schon als ein großer Erfolg zu betrachten, wenn der Chaparral und die Gebirge nicht mehr Horde der Barbarei sind? Daß die Kulturoasen in der Nähe der Ströme unter den veränderten Umständen — bei der erhöhten Leichtigkeit des Absatzes der Produkte und bei der erhöhten Sicherheit des Besitzes — einer sehr beträchtlichen weiteren Ausdehnung fähig sein werden, ist uns an den Stellen, die wir in Augenschein genommen haben, nicht sehr zweifelhaft gewesen. Und ebenso haben wir auch die Ueberzeugung gewonnen, daß der nordmexikanische Bergbau noch lange nicht erschöpft ist, und daß man von ihm gleichfalls einen neuen Aufschwung erwarten darf. Große Anstrengungen werden freilich aufgeboten werden müssen, und daß jede Unternehmung glücken werde, wollen wir keinesfalls prophezeihen.

Um unsere kulturgeographischen Betrachtungen über die nordmexikanische Mulde aber etwas weiter auszuführen und zu begründen, und die Aussichten, welche das Land in dieser Hinsicht bietet, in einem etwas konkreterem Lichte zu zeigen, schildern wir unter Hinweis auf unsere Abbildungen die Physiognomie der Hauptorte, die wir auf unserer Reise berühren, noch etwas mehr ins einzelne.

Zu diesen Orten gehören vor allen Dingen Chihuahua und Zacatecas, die Hauptstädte der gleichnamigen Staaten, von denen die eine in erster Linie den Typus einer nordmexikanischen Flußoasenstadt, die andere aber den Typus einer reinen Bergstadt zur Anschauung bringt. Es läßt sich an ihnen ganz besonders deutlich sehen, was die Spanier in dem Lande geschaffen haben, und was die Kräfte, die heute am Werke sind, erreichen wollen und können.

Betrachtet man die Lage Chihuahuas vom naturästhetischen Standpunkte aus, so wird man nicht umhin können, derselben das Prädikat „prachtvoll schön“ beizulegen. Die vielgestaltigen vulkanischen Bergzüge, die die Stadt im Osten und Westen umgeben und die nur eine geräumige Thalebene an dem Chubisca-Flusse, sowie eine breite Passage für die Eisenbahn zwischen sich frei lassen, sind überaus malerisch, und der dreizackige „Coronel“ insbesondere, dem man seiner Gestalt nach noch tagtäglich einen neuen Ausbruch gluthflüssiger Massen zutrauen könnte, erhebt sein Haupt ebenso stattlich unmittelbar über Chihuahua wie der Vesuv das seinige über Neapel. Zu der Alleghany-Landschaft mit ihren ungegliederten, gleichförmigen Mauern und mit ihren langgestreckten, flachen Rücken steht diese mexikanische Berglandschaft in dem denkbar schroffsten Gegensatze. Man sieht ihr auf den ersten Blick an, daß die geologischen Agentien in ganz anderer Weise an ihr gearbeitet haben müssen: die Bodenschichten nicht vorwiegend in ruhige, regelmäßige Falten legend, sondern sie steil aufrichtend und regellos verwerfend, sie mit gewaltsamen Aschen- und Lava-Eruptionen durchbrechend, und die so entstandenen Erhebungen in der Zeit der Regen — unbeirrt und ungehemmt von einem dichten Pflanzenkleide — in allen denkbaren Richtungen zerwühlend und zerreißend. Es ist ein Bild, das einen Künstler unbedingt begeistern muß. Im höchsten Grade malerisch und zugleich im höchsten Grade erquickend erscheint einem auch das Baumgrün des Alamos, in das die Stadt hineingebaut ist, namentlich wenn man das Thal von dem Abhange des genannten Berges überblickt.

Wirthschaftsgeographisch ist das Bild im allgemeinen viel weniger tröstlich. Zur Entstehung reicher Fruchtlandschaften — wie es anderweit auf Erden in der Nachbarschaft von Feuerbergen der Fall zu sein pflegt in Italien, in Deutschland 2c. — hat der Vulkanismus in dieser Gegend freiwillig nicht geführt. Die Berggehänge, an denen wir emporsteigen, sind fast absolut kahl, und allenthalben starrt uns der graue, todte Fels — vorherrschend Andesit und Andesit-Tuff — entgegen. Derselbe ist zwar an der Oberfläche sehr morsch und bröckelig, und er zeigt uns durch diese Eigenthümlichkeit deutlich genug, daß auch das nordmexikanische Klima eine bedeutende Verwitterungskraft besitzen muß, aber eine nennenswerthe Vegetation irgend welcher Art trägt er nicht. Soweit er in den Schluchten — den sogenannten Barrancas —, die ihn kreuz und quer durchsetzen, dereinst etwa niederes Lebenseichen- und Kiefern-gestrüpp getragen haben sollte, so ist dasselbe durch den Brennholzbedarf der Hüttenwerke und der Haushaltungen in der Nähe der Stadt gründlich ausgerottet worden. Auch der graubraune Boden der Ebene aber, der sich aus den Zersetzungsprodukten der vulkanischen Felsen gebildet hat, ist während der langen Trockenzeit von den heißen Sonnenstrahlen so hart gebrannt worden wie Adobe, und wenn man ihn anschaut und anfühlt, so glaubt man nicht, daß daraus jemals pflanzliches Leben hervorsprießen kann. Die Esel und Maulthiere, die wir darauf ihr Futter suchen sehen, möchten wir auf das tiefste bemitleiden. Indessen trägt der Thalboden doch einen ziemlich dichten Wuchs von dornigen Mimosen und Euphorbiaceen, sowie von Cacteen und Opuntien, und auch an allerlei zierlichen Blümchen, die sich unter dem Dornengesträuch verstecken — wir legen namentlich eine Reihe von Synanthеren, Papilionaceen und Labiaten in unser Herbarium ein —, fehlt es nicht vollständig. Und sobald die Gewittergüsse der Regenzeit beginnen und die steinharte oberflächliche Schicht des Bodens durch die Einwirkung der warmen Fluth aus den Wolken aufgeweicht wird, so genügen wenige Tage, um die Zahl der letzteren auch hier zu einer sehr gewaltigen zu machen und dem grünen Gesträuch einen außerordentlich farbenreichen Untergrund zu geben. Alles in allem dürfte man das Gebiet des Conchos und seiner Nebenflüsse bezüglich der natürlichen Produktionskraft doch vielleicht noch höher zu stellen haben, als das westliche Texas. Die stärkere Verschmälerung des Kontinentes und die reichere vertikale Gliederung, sowie auch die größere Aequatornähe verfehlen eben bezüglich der Reichlichkeit und Regelmäßigkeit der Niederschläge nicht, ihre günstige Wirkung geltend zu machen. Nur den perennirenden Gewächsen ist die Existenz auch in dem Conchos- und Chubisca-Gebiete auf das äußerste erschwert, und von ihnen überdauern die lange Trockenzeit, die an der fraglichen Gegend des öfteren acht Monate anhält, nur einige besonders organisirte Arten —, wenn anders der Mensch sie nicht in seine sorgsame Pflege nimmt und sie auch in der Zeit der Dürre mit Wasser versorgt.

Die Stadt Chihuahua selbst macht auf den Fremden einen sehr merkwürdigen Eindruck durch die niedere Bauart ihrer Häuser. Dieselben besitzen beinahe ausnahmslos nur ein Erdgeschoß, weil die Lage der Wohnräume zu ebener Erde in dem halbtropischen nordmexikanischen Klima die einzig zweckmäßige ist weil zugleich auch das vorherrschende Baumaterial — die sogenannte Adobe (d. i. lufttrockene Lehmziegel) — nicht das Aufführen hoher Paläste gestattet. Die Häufigkeit der Erdbeben in dem vulkanischen Lande ist wohl nur eine Nebensache dabei. Die Dächer der Häuser sind durchgängig flach und mit einer großen Zahl weit hervorspringender Regenabflußröhren versehen, was bei den sündfluthartigen Gewittergüssen, die in der nassen Jahreszeit — dem verhängnißvollen „tiempo de

aguas" — auf sie herabstürzen, wohl sehr nothwendig sein mag. Die Gemächer führen ohne Ausnahme auf den inneren Hof — den „patio" —, der in den besseren Häusern mit Palmen und Blattpflanzen geschmückt ist und gleichzeitig als Garten dient, und in das Ganze ist nur durch einen Haupteingang, der mit einem schweren Thore versehen ist, hineinzugelangen. Jedes Haus ist eine kleine Festung, könnte man sagen, und das gemahnt uns an unser europäisches Mittelalter. Wie sollten die Besitzer von Geld und Gut bei der ewigen Bürgerkriegs- und Banditennoth, von der Mexiko während der letzten 75 Jahre heimgesucht worden ist, und unter der namentlich Chihuahua wiederholt schwer gelitten hat, nicht ängstlich darauf bedacht sein, sich gegen unerwartete Ueberfälle zu sichern! Soweit die Häuser überhaupt nach der Straße hinaus Fenster haben, so weit sind dieselben mit starken Eisengittern versehen, und auch dies hat ohne Zweifel seine triftigen Gründe. Um die öffentliche Sicherheit war es eben bislang in Mexiko nicht sehr glänzend bestellt. Der Fußboden des Patio, sowie auch derjenige der Zimmer ist in den besseren Häusern mit Steinplatten belegt, was sie im Verein mit der Erdgeschoßlage verhältnißmäßig kühl hält. In den Häusern der Aermeren besteht der Fußboden dagegen aus demselben Material, wie die Wände. Holz schont man beim Baue der Häuser ebenso wie bei ihrer inneren Einrichtung, und wenn man die kahle Landschaft rings um die Stadt anschaut, so nimmt einen das nicht wunder.

Die Umgebung von Zacatecas.

Den Glanzpunkt bildet in Chihuahua — wie in sämmtlichen anderen mexikanischen Städten — die Kathedrale, deren Erbauung gegen $3^1/_3$ Millionen Mark gekostet haben soll. Man darf diese stolze Kirche, die anderweit in einer Stadt von 25 000 Einwohner kaum denkbar wäre, und deren Thürme und Portale auf das reichste mit Arabesken und Statuen geschmückt sind, als ein Symbol der allgewaltigen Priesterherrschaft ansehen, die einst auf dem ganzen mexikanischen Gemeinwesen lastete. Daß die Priester auch heute noch, wo ihnen ein liberales Regiment in einem sehr konsequent geführten „Kulturkampfe" die Spitze zu bieten sucht, einen großen Einfluß auf das Volk besitzen, verräth uns die große Zahl der Andächtigen, die beständig durch die Pforten der Kirche ein- und ausgehen. Gleichzeitig finden wir die Kirchenpforten freilich auch hier von Bettlern und Bettlerinnen, die in schmutzige Lumpen gehüllt sind, stark belagert, und auch manchem Kirchgänger und mancher Kirchgängerin möchten wir den Rath ertheilen, sich vor dem Beten zu waschen.

Nebenbei veranschaulicht uns die chihuahuensische Kirchenpracht übrigens zugleich die Reichthümer, die seiner Zeit aus den Silberminen von Santa Eulalia, von Santo Domingo, von Cosihuirachi, von Urigua, von Batocecachi, von Morelos, von Batopilas und von Parral zu Tage gefördert worden sind. Heute liegt der Bergbau dieser Distrikte, die sämmtlich in der chihuahuensischen Sierra Madre gelegen sind, im allgemeinen sehr im argen — mehr durch das in die Schächte eingedrungene Wasser als durch die

Erschöpfung der Gruben —, und heute würde man schon aus diesem Grunde einen ähnlichen Kirchenbau nicht ausführen können.

Vor der Kathedrale breitet sich die „Plaza“ aus (S. Abbildung 1) — eine Art Lustgarten, der mit Rosen, Akazien und anderem Strauchwerke bepflanzt und mit einem Springbrunnen sowie mit einem Musikpavillon geziert ist, und auf dem sich am Abend Arm und Reich zu ergehen pflegt. Hier findet man reiche Gelegenheit, mexikanische Volkstypen zu studiren: Damen in schwarzseidenen Spitzenmantillas und arme Frauen in blaukattunenen Rebozos, ihre Zigaretten rauchend, Landleute und Bürger in reichverzierten Mangas (Mänteln) und Sombreros (Hüten), Leperos (Vagabunden) in zerrissenen Frazadas (wollenen Decken) ꝛc. Freilich nimmt die europäische Kleidung heutzutage unter der Stadtbevölkerung mächtig überhand, und streng halten eigentlich nur noch die Frauen und die Proleten an der malerischen Nationaltracht fest. Eines sehr starken Zuspruches erfreuen sich bei dem abendlichen Korso-Schleudern auf der Plaza die Limonaden- und Pulqueverkäufer, die an den verschiedenen Ecken ihre Stände haben; denn das „tiempo de seca“ empfindet natürlich auch die menschliche Zunge.

Gegenüber der Kathedrale befindet sich an der Plaza der Municipalpalast — das Rathhaus — der ebenso wie die anderen Häuser Chihuahuas nur ein Erdgeschoß besitzt, der aber nichtsdestoweniger mit seinem Arkadenvorbau einen recht stattlichen Eindruck macht. Ebendasselbe läßt sich auch von dem Bankgebäude und von den Häusern der reichen Privatleute, die die beiden anderen Seiten der Plaza einnehmen, behaupten.

Zacatecas.

Außer diesen Bauten sind in der Hauptstraße namentlich noch der neue Regierungspalast, in dem der Gouverneur des Staates haust, und die Münze — die „Casa de Moneda“ — erwähnenswerth. In der letzteren wurde Miguel Hidalgo, der Befreier Mexikos, von den Spaniern gefangen gehalten, und nahe dem ersteren erfolgte am 31. Juli 1811 seine Hinrichtung, so daß sich an beide Gebäude zugleich auch große historische Erinnerungen knüpfen.

Die genannten chihuahuensischen Prachtbauten sind übrigens nicht aus Adobe, sondern aus einem Andesit-Tuff, der nahe bei der Stadt gebrochen wird, aufgeführt.

Sonst finden wir namentlich noch interessant den von hohen Mauern umschlossenen Markt — den „mercado“ —, in dem rauchende Indianerfrauen Früchte, Gemüse, getrocknetes Fleisch u. s. w. zum Verkaufe ausbieten, sowie den großen Aquaedukt, der die Wasserversorgung der Stadt von dem Chubisca her vermittelt. Die Aquaedukte sind neben den Kathedralen begreiflicherweise immer die hervorragendsten Bauten in den mexikanischen Städten.

Unmittelbar hinter der Stadt befindet sich eine große Allee von stattlichen Alamo-Bäumen — die sogenannte „Alameda“ —, und entlang dieser Allee fließt und plätschert das künstlich herbeigeleitete Wasser, daß es eine wahre Freude ist. Hier liegen auch — gleichfalls durch den großen Aquaedukt gespeist — die öffentlichen Bäder, und

wir würden sehr geneigt gewesen sein, uns in dieselben hinein zu stürzen, wenn sie nicht so schrecklich unsauber ausgesehen hätten.

Nahe bei dem Chubisca-Flusse, welcher in einiger Ferne an Chihuahua vorüberfließt, sehen wir in einem tief eingegrabenen Thale eine größere Schaar Männer unter starker Militärbedeckung an der Besserung einer Straße arbeiten, und auf Befragen erfahren wir, daß es Insassen des chihuahuensischen Zuchthauses sind, die auf diese Weise heilsam und nützlich an der freien Luft beschäftigt werden. Wahre Galgengesichter erblicken wir genug darunter, denen begegnet man in Mexiko zuvörderst aber auch noch anderweit. Die lange Bürgerkriegszeit hat ja in schrecklicher Weise demoralisirend auf die Bevölkerung eingewirkt. Würde man alle einfangen und in ähnlicher Weise behandeln, so könnte man damit vielleicht noch manches andere öffentliche Werk sehr wirksam fördern — insbesondere vielleicht auch noch ausgedehntere Bewässerungsanlagen schaffen. Die Eisenbahnstation ist mit der Stadt durch eine Pferdebahn verbunden, die gleich der Eisenbahn eine Yankee-Schöpfung ist. In Yankee-Hand liegt außerdem auch noch manche andere moderne Institution Chihuahuas, vor allem das Hotelwesen und der Buchhandel, so weit davon in der Stadt überhaupt die Rede ist.

Um uns einen Einblick in die Wunder zu verschaffen, welche die künstliche Bewässerung in der Chaparralgegend Chihuahuas hervorzubringen vermag, haben wir unsere Aufmerksamkeit insbesondere noch auf die großen Haciendas zu lenken, die in größerer und geringerer Entfernung um die Stadt herumliegen. Zu diesem Zwecke wenden wir uns ohne weitere Umstände an den größten der nordamerikanischen Hacendados, der auf spanisch Don Henrique Muller, auf deutsch aber Herr Heinrich Müller heißt, und der uns eine hübsche Illustration zu der Thatsache liefert, daß deutscher Fleiß und deutscher Unternehmungsgeist in den transozeanischen Ländern unter einigermaßen günstigen Verhältnissen manches vor sich zu bringen vermag. Der besagte Herr Müller besitzt nicht bloß in der Stadt das schönste und besteingerichtete Privathaus an der Plaza, sondern draußen vor den Thoren nennt er ganze Gebirgsketten und Stromsysteme sein eigen, und insgesammt verfügt er über Land und Leute auf nicht weniger als 15 000 qkm — also auf einer Fläche, die diejenige des Königreiches Sachsen noch sehr beträchtlich übertrifft. Da es sich bei seinen Besitzungen in der Hauptsache um Dornenstrauch-Wüste und um Flugsandstrecken, sowie um ödes Felsengebirge handelt, so sagt die angegebene Zahl allerdings bei weitem nicht so viel, als sie zu sagen scheint, immerhin ist der Besitz des Herrn Müller aber auch seiner Qualität nach respektabel genug, und man darf denselben ganz wohl einem kleinen deutschen Fürstenthume vergleichen. In der Nähe von Chihuahua hat Herr Müller Tausende von Morgen mit Weizen bestellt, und auf den Weidegründen am Rio de Santa Clara und Rio de Santa Maria läßt er Tausende und aber Tausende von Rindern, Pferden und Schafen grasen. Mit Hilfe seiner Hirten — den bekannten „Vaqueros“ — hat er auch gegen die Apachen, die seine Heerden bedrohen, öfters förmliche kleine Kriege auf seine eigene Hand zu führen. Daß er an den nordmexikanischen Silberbergwerken ebenfalls einen sehr hervorragenden Antheil hat, ist selbstverständlich.

Wir sind zwar mit keinerlei Einführungs- und Empfehlungsschreiben an den genannten Herrn versehen, aber wir rechnen darauf, daß er mexikanische Gastfreundschaft üben und nebenbei auch etwas landsmännische Gesinnung bewahrt haben wird. Und wir haben uns nicht getäuscht. Auf unser Klopfen öffnet sich die schwere Thür seines Hauses, und nachdem wir unsere Karte abgegeben haben, erscheint der nordmexikanische Grandseigneur ohne Verzug, und wir werden unter den Arkaden seines palmengeschmückten „Patio“ beim Dufte einer Havanna-Zigarre mit ihm alsbald in eine äußerst instruktive Unterhaltung über nordmexikanische Natur- und Kulturverhältnisse verwickelt. Da Herr Müller nahezu ein Menschenalter in Mexiko wohnt, und da er sich lediglich durch seine Intelligenz und Thatkraft zu dem emporgearbeitet hat, was er ist, so bewährt er sich uns als ein vorzüglicher Kenner und Beurtheiler des Landes, und wir schulden ihm für das, was er uns mittheilte, dauernden Dank. Persönlich ist es dem genannten Herrn nicht ganz so wohl zu muthe, als man seinem Reichthume nach glauben möchte. Einer seiner erwachsenen Söhne ist bereits an der Lungenschwindsucht gestorben, und ein anderer — der letzte — geht angesichts der schönen Palmen des Patio im Lehnstuhle liegend durch dieselbe schreckliche Krankheit sichtbar seiner Auflösung entgegen. Herr Müller meint, daß das nordmexikanische Klima daran schuld sei. Von plötzlichen Temperaturstürzen durch hereinbrechende „Northers“ bleibt ja auch Chihuahua nicht verschont, und die Staubstürme sind daselbst in der Trockenzeit geradezu furchtbar. Dazu kommt noch die geringe Dichtigkeit der Plateauluft. In Folge des Unsternes, der über seinem Hause waltet, ist auch der alte Herr nichts weniger als Optimist hinsichtlich seines Adoptiv-Vaterlandes. Trotzdem lautet aber das, was wir über die Kulturfähigkeit desselben aus seinem Munde vernehmen, im allgemeinen sehr ermuthigend und hoffnungsvoll. Wenn die Ruhe und Ordnung, die unter Porfirio Diaz herrschen gelernt hat, eine definitive ist, so kann ein höherer Aufschwung nicht ausbleiben, meint er.

Da wir in dem fremden Lande im allgemeinen noch lieber die Dinge selbst sehen als von ihnen reden hören, so ist es uns sehr angenehm, daß wir im Laufe des Gespräches von Herrn Müller aufgefordert werden, mit ihm zusammen eine kleine Inspektionsreise nach einem Theile seiner Besitzungen und Kulturen zu unternehmen. Wir finden uns zur festgesetzten Stunde ein, wir besteigen einen bereit stehenden „Buggy“ von amerikanischer Art — ein weiteres bemerkenswerthes Stück „Amerika“ auf dem mexikanischen Boden, wie wir glauben —, und auf ungemein staubiger Landstraße geht es in flotter Fahrt hinaus nach der Müller'schen Haupt-Hacienda, die etwa 12 km von der Stadt abseits liegt.

Das erste, was wir auf unserer Expedition in Augenschein nehmen, ist der große Bewässerungskanal, der von dem Chubisca-Flusse hinüber führt nach der weiten Thalbucht, die es zu befruchten gilt. Derselbe ist gegen 15 km lang, und er führt in reichlicherer Menge klares Wasser, als die Dürre ringsherum voraussetzen läßt. Da das letztere seine befruchtende Kraft aber in unwillkommener Weise bereits in dem Kanalbette geltend macht, so sehen wir eine große Zahl indianischer und halbindianischer Arbeiter damit beschäftigt, Algen und andere Wasserpflanzen, die in ihm wuchern, und die ihn in kurzer Zeit zu verstopfen drohen, daraus zu entfernen. Herr Müller lobt uns die Leute ebenso wie seine übrigen Feldarbeiter als tüchtig und fleißig, und er zahlt ihnen für die Regel einen Tagelohn von 4 Realen (ungefähr 2 Mark), wobei sie sich aber selbst zu beköstigen haben. Unsere Frage, ob er die Indianerarbeit der Negerarbeit — mit der er von Missouri her wohl vertraut ist — vorzieht, bejaht er. Der Bewässerungskanal, an dem das ganze Wohl und Wehe der Landschaft hängt, ist übrigens nicht von seinem gegenwärtigen Besitzer, sondern von den Jesuiten, die die Hacienda einst besaßen, und die ihren Erben außer manchem Uebel auch manches Gute hinterlassen haben, angelegt worden. Seine Instandhaltung nur fällt jenem zur

Last, und dieselbe ist durch das üppige Wuchern der Wasserpflanzen, sowie durch das Hineinschwemmen von Sand- und Schlammmassen während der Regenzeit keineswegs leicht. Sie zu bewerkstelligen kann nur durch den Aufwand bedeutender Mittel gelingen, und mexikanische Landwirthe, die nicht Millionäre sind wie Herr Müller, werden sich aus diesem Grund bezüglich der Wasserökonomie immer zu größeren Verbänden zusammen zu thun haben. Von dem „Reservoir-System“, durch das ohne Zweifel noch viel größere Mengen von Wasser für die Trockenzeit aufgespeichert werden könnten, das wir aber bei Chihuahua noch nirgends in Anwendung gebracht sahen, würde ganz dasselbe gelten. Sollten sich auf dem mexikanischen Plateau, das rings von hohen Gebirgen umgeben ist, und das in regelmäßigen Perioden so reichlich von Niederschlägen benetzt wird, übrigens nicht auch artesische Brunnen ebenso gut bewähren wie in Algerien? Die Friedens- und Ordnungs-Aera, die gegenwärtig über das Land hineingebrochen zu sein scheint, wird hoffentlich auch in dieser Beziehung ihre guten Früchte tragen. Unser Gewährsmann ist gleich uns der Meinung, daß der modernen Technik hinsichtlich der künstlichen Irrigation Nordmexikos noch ein sehr weites und aussichtsvolles Feld offen stehe. Die Reservoire, von denen wir reden, und die sich auf dem Plateau von Dekhan so ausgezeichnet bewähren, müßten angesichts der Wucht, mit der die Gewittergüsse der Regenzeit eintreten, freilich ungeheuer fest gebaut werden. Immerhin scheint uns ihre Anlage in der Südhälfte des Staates Chihuahua sowie in Coahuila, Durango, Sonora u. s. w. viel thunlicher als in West-Texas — besonders der reicheren Gliederung des Bodens wegen. Neigen ja doch die nordmexikanischen Ströme zu einem großen Theile schon von Natur dazu, Seen zu bilden! Und gilt es doch eigentlich nur, die vorhandenen Barrièren und Dämme, die dem Wasser den allzu raschen Abfluß nach dem Meere wehren, an gewissen Punkten zu vervollständigen!

Das Hauptgebäude der Müller'schen Hacienda ist neu und aus einem ähnlichen vulkanischen Tuffgestein aufgeführt wie die früher genannten Gebäude der Stadt. Mehr noch als diese scheint es aber durch seine Bauart — durch seine stattlichen Eckthürme und durch seinen festumschlossenen inneren Hof — darauf berechnet zu sein, allenfalls auch einen feindlichen Sturm und eine Belagerung aushalten zu können, und wenn man bedenkt, daß die besser situirte mexikanische Landbevölkerung den Brandschatzungen von Freischärler- und Räuberbanden bis vor kurzem in einem noch viel höheren Grade ausgesetzt war als die Stadtbevölkerung, so findet man dies wohl begreiflich. Von den Apachen, mit denen Herr Müller anderweit mehr als einmal in unliebsame Berührung gekommen ist, und von denen er uns mancherlei zu erzählen weiß, steht an diesem Punkte, der hart an der Eisenbahn gelegen ist, nichts mehr zu befürchten.

In einiger Entfernung von dem burgähnlichen Herrenhause stehen die ausgedehnten Wirthschaftsgebäude sowie die kleinen Arbeiter- und Beamtenwohnungen, und der ganze Gebäudekomplex trägt auf diese Weise eine ähnliche aristokratische Gliederung zur Schau, wie wir sie bei unseren Rittergütern zu beobachten gewöhnt sind.

Die rückhaltsloseste Bewunderung zwingt uns die große Gartenanlage unmittelbar neben dem Hauptgebäude ab. Dieselbe steht unter einem Gärtner aus Ostpreußen, der seine Schuldigkeit in der wackersten Weise zu thun scheint, und es werden in ihr die mannigfaltigsten Akklimatisationsversuche mit edlen Obstsorten und Handelsgewächsen aus Nord- und Süd-Europa gemacht, an denen Herr Müller das eingehendste Interesse nimmt. Eine ganze Reihe von den Versuchen scheint auch recht gut zu glücken, wenngleich sich über die Mehrzahl derselben der Jugend der Anlage wegen zunächst nichts Endgültiges sagen läßt. Am wenigsten wollte bisher die Kultur des Weinstockes gelingen, besonders weil ein kleiner Kerf regelmäßig seine jungen Blüthen und Triebe und ein anderes Insekt seine Blüthen zerstörte. Die Bewässerung der Pflanzen geschieht in dem Garten nach einer ähnlichen Methode, wie man sie in der lombardischen Ebene anwendet. Man läßt das Wasser durch kleine Seitenkanäle aus dem Hauptkanale täglich ein- oder zweimal über die einzelnen Beete dahin rieseln. Nebenbei arbeiten der Gärtner und seine Gehilfen aber auch eifrig mit dem Schlauche und der Spritze. Bei der herrlichen Baumblüthe und bei dem Blumenflor, der unser Auge erfreut, gedenken wir unwillkürlich des gesegneten Dresdener Thalkessels.

Was die Weizen-, Gersten- und Bohnenfelder betrifft, die sich unabsehbar hinter der Häusergruppe der Hacienda ausbreiten, so prangen diese auf dieselbe Art wie der Garten, im frischesten Grün, und Herr Müller versichert uns, daß sie ihm einen sicheren und reichen Ertrag zu gewähren pflegen. Ihre Bestellung geschieht zum Theil mit Hilfe von amerikanischen Maschinen.

Wir gestehen, daß uns das Stück Kulturarbeit, das wir da in Nordmexiko von deutschen Landsleuten verrichtet sahen, mit einem hohen Grade von freudiger Genugthuung erfüllte. Würden andere Deutsche in ähnlicher Weise auf dem mexikanischen Hochplateau vorgehen — mit großen Mitteln und mit genauer Berücksichtigung der Landesnatur — so dürfte man ihnen vielleicht ähnliche schöne Erfolge mit ziemlicher Sicherheit voraussagen. Würden sie den Göttern für das Glück, das ihnen blüht, auch ähnliche schwere Opfer darzubringen haben, wie unser Gastfreund?

Auf dem Rückwege nach der Stadt begegnen uns zahlreiche Arbeiter — Männer und Frauen —, die auf Eseln und Maulthieren nach Hause reiten, nachdem sie ihr Tagewerk vollbracht haben. Dieselben grüßen uns in spanischer Sprache, und von einigen läßt sich Herr Müller kurzen Bericht über den Stand der Arbeiten erstatten. Aus zwei leichten Wägelchen, die an uns vorüberfahren, tönt uns dagegen zu unserer Verwunderung vertrauter deutscher Gruß entgegen, und wir erfahren von Herrn Müller, daß die Insassen deutsche Kaufleute sind, die ebenfalls in Chihuahua wohnhaft sind, und die in dieser Weise ihre Kundschaft auf dem platten Lande heimsuchen, um ihre Schnittwaaren und Kurzwaaren unter sie zu vertreiben. Auch sie sollen mit dem Gange ihrer Geschäfte zufrieden sein, und in guten Verhältnissen leben.

Auf unserer Fahrt von Chihuahua nach Süden liegt draußen vor den Fenstern ebenso öde Dornenwüste, wie wir sie rings um Chihuahua kennen gelernt haben, und dieselbe erscheint uns um so trostloser, als die schönen vulkanischen Berge südlich von dem chihuahuensischen Kessel weiter und weiter aus einander weichen, bis sie endlich unseren Blicken vollkommen entschwinden. Alles in der Landschaft ist grau in grau gefärbt: der Porphyrtuff und Kalkstein, der in der Ebene geradeso nackt und hart zu Tage steht wie an den Berggehängen, der Staub und der lockere Boden, der den Fels hie und da überdeckt, und ebenso das niedere Mimosen-Gestrüpp, die Kaktusgewächse und die Yuccas, die in dem Boden wurzeln. Nur der Himmel, der sich über allem wölbt, ist blau.

Ab und zu kreuzen wir auf eiserner Brücke einen Strom, der von der Sierra Madre herabkommt — den Pedro, den Conchos, den Florido —, und dann gewahren wir auch regelmäßig die deutlichsten Spuren von der lebenschaffenden Kraft des Wassers. Das Grün der Weizensaaten leuchtet dann aus dem allgemeinen Grau doppelt freundlich heraus, und die Alamos erheben ihre Kronen doppelt stattlich empor. Wie schade, daß das Bild des Lebens immer ein sehr eng

umrahmtes ist, und daß es immer sehr schnell wieder dem Bilde des Todes Platz macht! Die genannten Ströme ähneln in ihrem Charakter durchaus dem Rio Grande: sie haben ein ungeheuer breites Bett, dasselbe ist aber in der Hauptsache nur mit grobem Steingeröll gefüllt, und die Wasserader, die in der Mitte oder an der Seite gen Osten hinrinnt, ist in der Trockenzeit eine außerordentlich spärliche und dünne. In der Regenzeit gewähren die Ströme ohne Zweifel einen ganz andern Anblick, das sagen die Geröllmassen vernehmlich genug. Welche gewaltige Menschenkraft würde aber wohl erforderlich sein, die Unbändigen alsdann zu zähmen und sie zu zwingen, statt kulturverheerend kulturfördernd zu wirken! Stauende Dämme von gewöhnlicher Stärke würden sie zerbrechen wie Kinderspielzeug.

Die Ortschaften, an denen wir vorbeikommen — Ortiz, Santa Rosalia und Jimenez — sehen ebenfalls nicht gerade nach wirthschaftlichem Wohlstande und nach kulturellem Aufschwunge aus. Sie bestehen sämmtlich aus niederen Adobe-Hütten, und an die Stattlichkeit von Chihuahua reichen sie nicht von ferne heran. Wie viel die genannten Städtchen von dem fließenden Wasser fürchten, und wie wenig sie davon für ihr Gedeihen erhoffen, das scheinen sie uns vor allen Dingen dadurch zu bekunden, daß sie sämmtlich von den genannten Strömen weit abseits liegen. Die künstlichen Bewässerungsanlagen sind bei Santa Rosalia, das im Thale des Rio de Conchos liegt, am ausgedehntesten, und dort fehlt es infolgedessen auch nicht an blühenden Fruchtgärten. Ob unter den obwaltenden Verhältnissen die heißen Quellen, die bei Santa Rosalia dem Boden entquellen, jemals dazu führen werden, dasselbe zu einem besuchten Badeorte zu machen, möchten wir aber bezweifeln. Dergleichen Nachwirkungen des Vulkanismus sind in Mexiko gar zu häufig, und zum Theil liegen sie in viel besseren Gegenden.

Daß die Stationsgebäude der genannten Städte keine Paläste sind, sondern rohe Bretterschuppen und baufällig gewordene, abgetakelte Waggons, begreift man, und ebenso auch, daß die Mahlzeiten, die uns darin servirt werden — im allgemeinen à l'américaine, und nur hie und da von mexikanischen „Frijoles“ (Bohnen) und „Chile“ (spanischem Pfeffer) begleitet — von sehr mittelmäßiger Qualität sind.

Auch das Volksleben endlich, das sich an den Zug herandrängt, giebt uns Anlaß, den Aufschwung Mexikos in der neuesten Aera nicht zu sanguinisch zu beurtheilen. Schon das däucht uns bedenklich, daß so viele Leute Muße finden, herbeizueilen, sobald der Zug in die Station einläuft — und zwar herbeizueilen, ohne mitfahren zu wollen. Was treibt sie denn her? Zum Theil spähen sie nach einer Gelegenheit, die Fremden zu bestehlen, und der Kondukteur verschließt den Wagen nicht umsonst so sorgfältig, sobald wir ihn auf eine Viertelstunde verlassen. Im Norden des Rio Grande ist man solche Vorsicht ganz und gar nicht gewöhnt! Zum Theil wollen sie betteln, und um ihres Erfolges sicher zu sein, stellen sie uns in aufdringlichster Weise ihre Krankheiten und Gebrechen sowie ihren Schmutz und ihre Lumpen zur Schau. Zum Theil bieten sie Eßwaren und allerlei kleinen Tand, — Flechtwerk, Thonfiguren, Schmucksachen u. s. w. — feil, um daran einen Quartillo (1/4 Real) zu verdienen. Zum Theil endlich ist es nichts als Neugierde und Hang zum Nichtsthun, wenn sie ihr Tagewerk verlassen. — Bunt und interessant ist das Bild natürlich, und Figuren, die für Mexiko typisch sind, beobachten wir auch bei dieser Gelegenheit wieder die Menge: Leperos (Bettler), Arrieros (Maulthiertreiber), Rancheros (Farmer), sanftäugige Indianermädchen mit dampfenden Zigaretten im Munde u. s. w.

Reicheres Land und reichere Leute erwarten wir zu sehen, sobald wir bei Corallitos die Bodenschwelle überschritten haben, die das Conchosbecken von dem sogenannten Lagunendistrikte scheidet. In der Nachbarschaft der Salzseen, nach denen diese Gegend benannt ist — der Laguna de San Nicolas und der Laguna de Parras — finden sich ja sowohl die bedeutendsten Baumwollenkulturen als auch der bedeutendste Weinbau Nordmexikos. Auf dem weitaus größten Theile der Fläche, die wir von Mapimi aus überschauen, hat die lange Trockenzeit aber auch hier alles Pflanzenleben ertödtet und versengt, und was wir auf dem Boden gewahren, ist Soda und Salz sowie eine Art natürliches Heu aus Alkalipflanzen, das freilich keinem Hausthiere als Futter dienen kann. Zur Zeit der Regen füllen sich die genannten Lagunen aber zum Ueberlaufen, und dann sproßt aus dem dürren Wurzelwerk der überschwemmten Ebene neues Grün hervor. Die abgestorbenen Pflanzen können ebenso zur Sodabereitung dienen wie die direkten Ausblühungen des Bodens, und in einem gewissen Umfange wird diese Industrie thatsächlich betrieben, wenngleich der mexikanische Seifenbedarf im allgemeinen kein sehr starker sein kann. Namhaftere Kulturen finden sich auch in dem Lagunendistrikte nur oasenartig, und am zahlreichsten sind dieselben bei Lerdo, das an dem bedeutendsten Flusse, der die Lagunen speist — am Rio de Nazas — gelegen ist.

Von dieser Station aus steigt das Terrain wieder stärker und stärker, um endlich bei Zacatecas — 436 km weiter — eine der bedeutendsten Höhen zu erreichen, die die nordamerikanisch-mexikanische Schienenstraße zu erklimmen hat. Lerdo liegt nur 1136 m über dem Meeresspiegel, Zacatecas dagegen 2452 m, und es gilt also im Durchschnitt etwa 3 m Steigung auf jedem Kilometer zu überwinden. Trotzdem war auch auf dieser Strecke der Eisenbahnbau leicht, und vor allen Dingen war auch selbst hier nicht eine einzige Tunnelirung zu bewerkstelligen.

Im übrigen gehört der ganze Plateauhang noch vollständig der abflußlosen Region Mexikos an — ebenso wie der Lagunendistrikt —, und die Sterilität der Gegend ist eine so ausgesprochene, als sie nur sein kann. Die Charakterpflanzen der mexikanischen Dornenwüste — der Mezquite, der Nopal, der Bayonettbaum (die Yucca) und die verschiedenen Kaktusarten — werden daselbst aber allmählich höher und baumartiger, und wir merken daran, daß wir uns ihrer eigentlichen Heimath genähert haben. Zugleich gesellen sich ihnen auch hie und da — namentlich in der Nähe der Ortschaften, und wegen der festen Fasern und der Getränke, die sie liefern, künstlich von den Menschen gehegt — riesige Agaven zu (S. Abbildung 2). Die Yuccas sind hie und da wohl 10 oder 15 m hoch.

Kulturgeographische Lichtblicke bietet der Boden auch in dieser Gegend an seiner Oberfläche wenige, und falls eine kommende Generation nicht Riesenkräfte aufbietet, um die Wasserfrage zum besten der Kultur wirksamer als bisher zu lösen, so wird dieselbe vielleicht noch unbedingter als andere Gegenden des Landes zu ewiger Armseligkeit verurtheilt sein. Die Bewohner mögen sich dann nach wie vor über ihr Elend hinweg zu täuschen suchen, indem sie Pulque und Mezcal — die bekannten alkoholischen Agavengetränke — schlürfen!

Unendliche Schätze schlummern aber in dieser unfruchtbaren Wüstenei in der Tiefe, und bei Fresnillo und Zacatecas fallen uns auch allenthalben die Spuren davon in das Auge, daß die Menschen sich daselbst bereits dreihundert Jahre lang eifrig bemüht haben, diese Schätze zu heben: Bergwerkshalden, Pingen, Grubenbauten, Amalgamirwerke 2c. 2c. Das zacatecanische Erzgebirge ist in seinem inneren Baue anderen Erzgebirgen außerordentlich ähnlich. Vulkanische Massen — Porphyre und Trachyte — haben das azoïsche Gestein in den verschiedensten Richtungen durchsetzt und durchbrochen, und mit ihnen vergesellschaftet

finden sich jene reichen Silber- und Bleiglanz-Lagerstätten, die Mexiko lange Zeit zum ersten Silberlande der Erde gemacht haben. Soll dasselbe ja doch in den kolonialen Zeiten allein (bis 1821) für mehr als acht Milliarden Mark Silber gefördert haben! Einst standen die blanken Gänge bei Fresnillo und Zacatecas bis herauf an das Tageslicht, im Laufe der Zeit hat man aber auch hier hinab steigen müssen in bedeutende Tiefen, und man hat schwierige Stollen und Schächte in das feste Gestein hinein sprengen müssen. Die Förderungskosten sind dadurch allmählich sehr hoch geworden, und vielfach will die Ausbeute nicht mehr recht gestatten, daß man sie aufwendet. Einst führte auch wüster Raubbau zum Ziele, jetzt sind dagegen rationelle und wissenschaftliche Betriebsmethoden nothwendig geworden. Man hat da nun wohl fremde Bergbau-Ingenieure — namentlich deutsche — ins Land gerufen, die den Bergbau reorganisiren und die besseren Methoden zur Geltung bringen sollten. Dieselben haben aber an vielen Orten erkennen müssen, daß es ein übles Ding ist, auf einem schlechten Fundamente ein gutes Gebäude aufzuführen. Die frühere Methode hat ihnen einfach ihr Spiel in vielen Beziehungen von vornherein verdorben. Man lese da nur, was der gründlichste Kenner des mexikanischen Bergwesens, der vortreffliche Burkart, hierüber sagt[1])! Das Schlimmste aber ist, daß es in Mexiko außer der oberirdischen auch an dieser Stelle eine unterirdische Wasserfrage giebt. Auch beim Bergbau kommt das Ungestüm der mexikanischen Regengüsse in der empfindlichsten Weise zur Geltung. Oben am Tageslichte ist es der rasche Abfluß des atmosphärischen Wassers und der darauf folgende Mangel daran, der als die Hauptplage des Landes gelten muß, und unten in den Schächten ist es dagegen die nicht weichen wollende Ueberfülle, an der man laborirt. Die Gruben von Fresnillo sind sammt und sonders „ersoffen", wie der Bergmann zu sagen pflegt, und die Abflußstollen und Pumpwerke, die man zur Lösung der Wässer angelegt hat, haben sich bisher als völlig unzureichend erwiesen. Nicht ganz so schlimm liegen die Verhältnisse bei Zacatecas, das neben Guanajuato noch immer als die wichtigste mexikanische Bergbaustadt zu gelten hat, immerhin ist aber auch dort die Lösung und Hebung der Grubenwässer die Hauptschwierigkeit, an welcher der daselbst betriebene Bergbau krankt — von der Konkurrenz der ausländischen Silberförderung, die selbstredend ebenfalls berücksichtigt werden muß, zu geschweigen. Die amerikanischen Gesellschaften, die neuerdings auch in den hier in Frage stehenden Distrikten eine große Zahl von Minen in ihre Hand gebracht haben, sind auch thatsächlich in erster Linie darauf bedacht, diese Schwierigkeit zu beseitigen. Sie haben zu diesem Zwecke große Dampfmaschinen herbeigebracht, und wenn denselben noch andere folgen, so steht wohl zu hoffen, daß sie damit eine Reihe von schönen Erfolgen erzielen werden.

[1]) Vergl. Joseph Burkart, Reisen in Mexiko. Stuttgart 1834.

Erweisen die unter Wasser stehenden Schächte nicht übrigens nebenbei auch ganz prächtig, daß eine In-Banden-Legung der mexikanischen Wildwasser unter Umständen möglich ist? Wie viele Gärten von der Art des Müller'schen bei Chihuahua ließen sich wohl von den Schächten Fresnillos aus während der langen Dürreperiode befruchten, wenn die geeigneten Apparate dazu geschaffen würden?

Was die Stadt Zacatecas betrifft, so ist das Bild derselben sehr dazu angethan, sich dem Auge unauslöschlich einzuprägen (S. Abbildung 3). Ringsum nackte graue Felsen, in deren Spalten nur ganz zerstreut ein Kugelkaktus oder eine Opuntie wächst; alle diese Felsen wild zerrissen von den Regengüssen und von den periodischen Strömen, und nicht minder wild durchwühlt von der Menschenhand; über alle emporragend, und die Kapelle eines wunderthätigen Marienbildes tragend, die scharfzackige Trachytkrone der erzreichen „Bufa", die den nagenden Atmosphärilien besser als die anderen Felsen widerstanden hat; und in der tiefen Schlucht dazwischen endlich ein großes Gemeinwesen, das 75 000 Seelen zählt, und das eine ganze Reihe von prächtigen Bauwerken aufzuweisen hat. Daß das letztere auf eine einzige Hilfsquelle, die in der Tiefe verborgen sein muß, begründet ist, sieht man auf den ersten Blick, zugleich sieht man aber auch, daß diese Hilfsquelle eine außerordentlich reiche gewesen sein muß. Um das Trinkwasser für die zahlreiche Bevölkerung herbeizuleiten, hat man einen Aquaedukt gebaut, der noch viel gewaltigere Dimensionen aufweist, als der chihuahuensische. Im übrigen hat man aber die durch den Silberbergbau erzeugten Kapitalien ganz wie in jener Stadt vor allen Dingen in stattlichen Kirchen- und Klosterbauten fixirt. Die Kathedrale insbesondere gilt mit gutem Grunde als eine der schönsten des Landes. Unter den weltlichen Bauten aber ragen außer dem Aquaedukt namentlich wieder die Casa de Moneda (die Münze), die Aduana (das Zollgebäude), die Casa del Estado (der Regierungspalast) und die Casa del Gobierno (der Palast des Gouverneurs) hervor. Zacatecas ist offenbar in allen Stücken von ganz demselben Geiste beherrscht gewesen wie Chihuahua. Zur Belustigung des Volkes hat man mit Hilfe der Wasserleitung auch in Zacatecas eine kleine Promenade geschaffen, die sehr bezeichnend „Plazuela de Rosales" — Rosenstock-Plätzchen — heißt, und auf der in den Abendstunden öfters Militärmusik ertönt. Zu einer schattigen Alamos-Avenue, wie sie Chihuahua besitzt, reichte das Wasser aber offenbar nicht zu. Von der Eisenbahnstation hinab nach der Stadt führt selbstverständlich auch bei Zacatecas ein „horsecar", man darf dieses moderne Vehikel, das im Gefolge des „Ferrocarril Central Mexicano" einhergegangen ist, aber auch bei dieser Stadt nicht ohne weiteres als ein Zeichen davon ansehen, daß das Mittelalter schon völlig daraus entwichen ist. Die unteren Volksklassen erscheinen uns in Zacatecas zwar nicht ganz so bettelhaft wie in den genannten kleineren Städten, immerhin aber noch bettelhaft genug.

Die chinesische Frau.

Nach einem Vortrage des Professors C. Arendt vor dem Orientalischen Seminar zu Berlin gestaltet sich das Bild der chinesischen Frau etwa wie folgt: Die Stellung der Frau in dem „Himmlischen Reiche" war von jeher eine sehr niedrige und aus der älteren chinesischen Litteratur gewinnen wir ein grausiges Bild ihrer Behandlung in jenen längst verflossenen Zeiten. Im Laufe der Jahrtausende haben zwar allmählich mildere Anschauungen und menschlichere Gesetze Eingang gefunden, aber auch jetzt noch spielt sich in China das Walten des Weibes in einer außerordentlich beschränkten Sphäre ab.

Schon bei der Geburt wird das Mädchen weniger bewillkommnet als der Knabe, wenn auch nur aus dem Grunde, daß die für das Heil der Vorfahren so nothwendigen Ahnen-

opfer, die dem Volke das Heiligste und Theuerste bei seinem Kultus sind, nur von den Söhnen dargebracht werden können. Früher fand die Enttäuschung der Eltern häufig genug durch das Aussetzen des unwillkommenen Töchterchens Ausdruck, heutzutage aber ist der Mädchenmord durch Aussetzen, obwohl noch kein Gesetz gegen ihn existirt, viel seltener geworden, was hauptsächlich wohl dem günstigen Einflusse der Mandschu-Dynastie auf das Chinesenthum zuzuschreiben ist. Schon die Sprache deutet an, wie geringschätzend der Chinese das ihm geborene Töchterlein betrachtet, nämlich als „hetsien-puo“ (verlustbringende Waare); häufig genug findet freilich auch die elterliche Liebe, einer der schönsten Charakterzüge der Chinesen, in den Benennungen tsien-tsin (tausend Goldstücke) und „ling-ai“ (hochgeehrte Lieblinge) ihren Ausdruck.

Bis zum 12. oder 13. Jahre gilt das Mädchen als Kind, erfreut sich ruhig seiner Freiheit und darf sich sogar auf der Straße zeigen; lang herabwallende Zöpfe sind seine Zierde bis zum 15. Lebensjahre, wo dieselben einer der wunderlichen chinesischen Haartrachten weichen müssen. Bis zum 10. Jahre gehen die Mädchen vielfach in Knabenkleidung, besonders in Peking, und allgemein in Familien, denen Knaben versagt sind. Sie werden auch bei den dienenden Klassen zu Fleiß und Sittsamkeit sowie in den Pflichten des Haushaltes erzogen, und die Ausstattung, die sie später ihren Männern mitbringen, ist meist von ihren eigenen Händen gearbeitet. Aber schon während dieses ersten heiteren Lebensabschnittes erfährt die Tochter das erste Unrecht seitens ihrer Eltern: sie wächst — mit seltenen Ausnahmen — ohne allen Unterricht auf, an Lesen und Schreiben oder gar Kenntniß der Litteratur ist kein Gedanke. Die Ausnahmen sind in der Regel in denjenigen Familien zu finden, welchen keine Söhne beschieert sind, und die allgemeine Unwissenheit der chinesischen Frauen bleibt trotz der Dichterinnen und Schriftstellerinnen, von denen man in China öfters gehört hat, eine unumstößliche Thatsache.

Für die aufblühende Jungfrau beginnt mit dem 12. oder 13. Jahre eine freudlose Zeit. Sie wird dann völlig aus der Gesellschaft verbannt: das „Mädchen im Kämmerlein“, das „im Hause sitzende Mägdelein“ lauten die charakteristischen chinesischen Bezeichnungen für das Mädchen in diesem Alter. Mit keinem männlichen Wesen, selbst nicht mit den älteren Brüdern, darf sie verkehren; nur in dichtverschlossener Sänfte darf sie das Haus verlassen, und wenn ein Mann dem Hause naht, muß sie sich verbergen. Wird sie Braut, so wird sie einem ihr unbekannten, nie gesehenen Manne verlobt, zu dem sie keinerlei Zuneigung besitzt, dessen Liebe sie aber erwerben, den sie sich gewinnen soll, und falls ihr dies wirklich gelingt, den sie dann möglicherweise mit anderen Frauen theilen muß. Da ist es kein Wunder, daß die Jungfrau vor der Ehe zurückscheut, daß sie den Tod den langen Leiden einer unglücklichen Verbindung vorzieht. Und daß dies vielfach der Fall ist, daß die chinesische Jungfrau nicht der Trostlosigkeit ihrer Lage unbewußt ist, weil sie nichts besseres kennt, wie öfters von europäischen Beobachtern behauptet worden ist, das beweist das häufige Vorkommen von Selbstmord unter chinesischen Mädchen, die Braut geworden sind. In der Nähe von Kanton wird z. B. das „Jungfrauen-Grab“ gezeigt, wo in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts 15 Jungfrauen, die zu gleicher Zeit verlobt waren, sich gemeinsam ertränkten, um ihrem unglücklichen Lose zu entgehen, und noch im Jahre 1873 haben acht junge Mädchen bei Kanton aus derselben Ursache sich in ähnlicher Weise das Leben genommen.

Die Verlobten sehen sich erst dann, wenn sie vermählt werden, wenigstens gilt diese Regel sehr streng für die besser situirten Stände —, Mädchen aus niederen Ständen müssen allerdings oft auf die Straße, so daß junge Männer aus ihren Kreisen Gelegenheit finden, sie zu sehen. In solchen Fällen kommen also Neigungsheirathen vor, aber selbst da sind sie selten, weil die Kinder von den Eltern in einem Alter verheirathet werden, wo des Jünglings oder des Mädchens Herz sich der Liebe noch nicht hat erschließen lernen. Auch fehlt dem Chinesen jener sentimentale, beziehungsweise gemüthvolle Zug, ohne den wir uns das aufkeimende Gefühl der ersten Liebe nicht denken können.

Dieser über tausendjährige Gebrauch der Verheirathung in frühester Jugend ist zum Glaubensartikel des Volkes geworden, und es besteht nicht die geringste Aussicht, ihn zu ändern. Etwas anders liegen die Verhältnisse nur auf dem Lande, wo Ackerbau getrieben wird. Dort erfreuen sich die Mädchen vollkommener Freiheit, so daß die Wünsche der jungen Leute von den Eltern berücksichtigt werden können. Aber meist werden sie auch dort schon als Kinder ehelich verbunden, und zwar in der Weise, daß das Mädchen im Alter von sieben bis acht Jahren in das Haus der Schwiegereltern aufgenommen wird, und dann dort zur Familie gehört; im 15. Lebensjahre des Mädchens findet die Heirath statt. Der Jüngling erhält also seine Braut aus den Händen der Eltern ohne Wahl, aber diese Wahl seitens der Eltern wird nicht ganz selbständig vorgenommen, sondern sie bedienen sich dabei einer besondern Klasse von Menschen — der „Zwischenträgerinnen“, öfters auch wohl männlicher Vermittler. Dieses Amt ist kein besonders ehrenhaftes, und in Peking emanzipirt man sich in letzter Zeit etwas von diesen Leuten; die Verbindung der Paare wird dann durch Verwandte vermittelt und nur beim Kauf der „Nebenfrauen“ bedient man sich der Zwischenträgerinnen.

Behufs der Abschließung der Ehe findet nun zunächst die Personalinspektion der Braut („yankan“) durch die Eltern des Bräutigams statt. Sind sie mit dem Ergebniß dieser Besichtigung zufrieden, so folgt die Verlobung („fanting“), bei welcher Gelegenheit die Braut zwei Ringe und zwei Armbänder, mit einem rothen Fädchen verbunden, sowie einen Federschmuck für den Kopf und einen Fächer von den Eltern des Bräutigams erhält. Sobald nun der Hochzeitstag festgesetzt ist, folgt seitens der letzeren die Uebersendung der Hochzeitsgeschenke, die aus sechs verschiedenartigen Dingen bestehen müssen — darunter die Brautkleider, ein Kopfschmuck, acht Schafe, acht Gänse und acht Krüge Reisbranntwein; bei den ärmeren Familien genügt auch weniger, wenn nur die sechs Arten vertreten sind. Die Schafe und Gänse sind rosa gefärbt, und in Peking z. B. stehen so gefärbte Thiere auf den Märkten immer zum Verkauf. Die letzte der Trauungsceremonien bildet die Ueberführung der Ausstattung der Braut in das Haus des Bräutigams; auch das Kleid, das dieser zu der Hochzeit tragen soll oder — wenn er schon Mandarin ist —, die Uniform seines Ranges, wird ihm seitens der Braut geschickt. Zur Einleitung der Hochzeit begiebt sich eine ältere Frau zu der Braut, welche ihrer harrt und zum Andenken an ihre Kindheit ihre Zöpfe lang aufgerollt hat; über den Kopf schlägt sie ein Tuch („keitan“) und besteigt dann mit jener Frau die Sänfte, welche dicht verschlossen und verhängt wird. Im heißen Sommer kommt es öfters vor, daß die Braut wegen der dichten Verhüllung der Sänfte und der dadurch bewirkten Absperrung der Luft auf dem Wege zu ihrem Gemahl erstickt. Endlich langt der Zug am Hause des Bräutigams an; im Hofe erhebt sich ein Tisch als Altar, auf dem Weihrauch angezündet wird; Braut und Bräutigam fallen nieder und berühren mit der Stirn die Erde, um die Gottheit zu ehren. Dann treten sie ins Haus ein, dessen Schwelle mit Aepfeln („peng“) und Sätteln („an“) bedeckt ist — eine Sitte,

die bei der Vieldeutigkeit der chinesischen Wörter durch ein Wortspiel tiefere Bedeutung zeigt, denn „peng" bedeutet auch Friede und „an" Eintracht. Dann nimmt der Bräutigam der Braut den Schleier ab und sieht sie zum ersten male, während sie ihn durch graziöse Handbewegungen und Verneigungen, in denen die Chinesinnen die vollendetste Anmuth entfalten können, begrüßt. Die beiden anwesenden Mütter laden nunmehr die Neuvermählten zum Genusse der aufgetragenen Gerichte ein. Am folgenden Tage erhält die junge Frau eine neue Haartour, und aus den Locken zur Seite der Schläfen wird ihr je ein Stück herausgeschnitten, durch welche Haartracht man die Frauen von den unverheiratheten weiblichen Personen unterscheidet. Sodann erfolgen die wichtigen Ahnenopfer, an denen die Frau theilnimmt, und das junge Paar erweist den beiderseitigen Eltern durch Niederfallen seine Verehrung.

Dem chinesischen Volke ist der Glaube an höhere Mächte, welche den Abschluß der Ehe herbeiführen, nicht fremd, aber die Gottheit, welche die Herzen zusammenführt, wird nicht als rosiger Knabe, sondern als Greis mit wallendem Barte gedacht — „der Alte unter dem Monde" wird er von den Chinesen genannt.

Hat nun „der Alte unter dem Monde" der jungen Frau eine gute Stätte bereitet, und genießt sie seitens ihres Mannes eine gute Behandlung, so läßt sich annehmen, daß sich im Laufe der Zeit wachsende Neigung, selbst Liebe einstellt. Aber eine ihren vorzüglichen Eigenschaften entsprechende Stellung hat die junge Frau im besten Falle nicht gefunden. Seit ihrer Kindheit klingt ihr immer und immer wieder das eine Wort in den Ohren — Gehorche! Als Tochter hat sie den Eltern, als Frau ihren Schwiegereltern zu gehorchen, und seitens der Schwiegermutter hat sie oft eine grausame Behandlung zu erdulden. Im Laufe der Jahre gestalten sich zwar die Verhältnisse für sie oft günstiger, der Mann wird vielleicht versetzt, und die Frau wird dann nach ihm die erste im Hause, niemals aber repräsentirt sie das Haus. Für immer ist sie vom geselligen Leben geschieden, keine Vergnügungsorte, Theater u. s. w. sind ihr zugänglich, sie vermag nicht durch Lesen sich die Zeit zu verkürzen, den klugen Gesprächen der zum Besuche kommenden Freunde ihres Mannes darf sie nicht folgen, sondern sie muß bei solchen Gelegenheiten einsam in ihrem Kämmerlein sitzen. Diese Ausschließung der Frau vom geselligen Leben ist es, welche die Verwilderung der Sitten bei den Chinesen zum größten Theile verschuldet; es genügt hier anzudeuten, daß im chinesischen Theater die Grenzen des Glaublichen oft überschritten werden.

Aber man muß sich die chinesische Frau trotz alledem nicht gerade als Gefangene denken. Zunächst kann sie Besuche ihrer Freundinnen empfangen und erwidern. Ferner hat die Frau meistens einen kleinen Garten am Hause zu ihrer Verfügung, und im Sommer macht sie mit ihrem Gatten Ausflüge aufs Land und in die Berge, wo der Etikettenzwang und die Absperrung gegen Fremde etwas weniger streng ist.

Derjenige Spielraum, der der Frau für ihre Bewegungen gegeben ist, wird aber wesentlich erweitert, sobald sie Mutter ist und im glücklichen Kreise ihrer Kinder thätig sein kann. Erst als Mutter ist sie die vollberechtigte Gattin ihres Mannes, denn wenn ihr Wunsch nach Kindern nicht erfüllt wird, so hat der Mann das Recht, sich von ihr scheiden zu lassen. Ist sie aber mit Kindern gesegnet, so ist sie die beste aller Mütter, und ihr Name „die Liebevolle", wie sie bei den Kindern heißt, enthält fast immer ein verdientes Lob. Durch treue Erfüllung ihrer Mutterpflichten kann die Frau auch zum Ziele der Herrschaft im Hause gelangen, wofür sie in ausgezeichneter Weise beanlagt ist.

Es existirt in China eine modifizirte Form der Polygamie, die aber nicht häufig ist, da der Chinese nur eine wirkliche Gemahlin haben kann, und nur in dem Falle, daß diese ihm keine Kinder gebirt, sich eine zweite Gemahlin bei Lebzeiten der ersten sich antrauen lassen darf. „Nebenfrauen" dagegen, die unter seiner Gemahlin stehen, kann der Chinese so viele nehmen, wie er will; dies geschieht häufig und ohne Trauungsceremonien. Eifersucht seitens seiner Gemahlin giebt es ja nicht, die ist gesetzlich verboten. Die Kinder der Gattin und die der Nebenfrauen sind vollkommen gleichberechtigt; die Nebenfrauen selbst sind aber nur die Dienerinnen der Gemahlin und die Mägde des Mannes.

Trotz der Möglichkeit, Nebenfrauen zu nehmen, finden sich doch häufig Beispiele ehelicher Treue, und wie sehr die Chinesen Gattentreue und Mädchentugend zu würdigen wissen, das beweisen die vielen Ehrenbogen im Lande, welche Frauen und Jungfrauen zum Denkmal errichtet worden sind. Welch ein Widerspruch liegt ferner nicht darin, daß die Stellung der Frau in China eine so gedrückte ist, und daß trotzdem die Kaiserinnen das Recht der Ausübung der Regentschaft haben. In unseren Tagen haben wir ja eine nahezu 30 jährige Regentschaft von zwei Frauen auf dem chinesischen Kaiserthrone erlebt, ein Zeichen, welches Zutrauen die Chinesen zum Verstande und zur Tugend der Frauen hegen. Eine sehr schöne Sitte ist es weiter, daß den Müttern großer Staatsmänner von der kaiserlichen Regierung Ehrentafeln mit in Gold geschriebener Widmung zugesandt werden, welche die Anerkennung dafür aussprechen, daß sie die Erziehung ihrer Söhne in so vortrefflicher Weise geleitet haben.

Nach dem Tode des Gatten sich wieder zu vermählen, gilt in China für die Frau als eine Schande.

Nach dem Gesetze muß sie dann dem ältesten Sohne gehorchen — in Wirklichkeit gestaltet sich dieses Verhältniß aber vielfach zu einem überaus idealen und würdigen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach „Nature" sind die archäologischen Untersuchungen in Norwegen im letztvergangenen Jahre bis 70° 15′ nördl. Br. ausgedehnt worden. Die dabei gemachten Funde von Pfeilspitzen, Messern, Meißeln 2c. scheinen zu beweisen, daß die Küste schon in vorhistorischer Zeit bis in diese Gegend ziemlich stark bevölkert war, daß aber die Bodenkultur erst später begann. Bronzegegenstände wurden in dem nördlichen Norwegen nirgends gefunden, woraus man vorläufig schließen müßte, daß die Menschen der dortigen Steinzeit unmittelbar mit Menschen der frühen Eisenzeit in Berührung kamen, und von diesen den Gebrauch eiserner Geräthe und Waffen annahmen, ohne ein Bronze-Alter durchzuleben. Aus Feuerstein fanden sich ebenfalls keinerlei Gegenstände.

Asien.

— In der Mai-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt unser Mitarbeiter, Herr Ernst Hartert, einen Vortrag über Assam. Das betreffende Land besteht im wesentlichen aus dem Flußthale des Bramaputra zwischen dem Grenzposten Sadiya und dem Orte Dhubri (an der großen Biegung dieses Stromes), und nur im Süden ist es gebirgig. Der Himalaya, der hier sehr unzugänglich ist, und nur von einzelnen Punditen überschritten wurde, gehört nicht dazu. Die Stromebene ist namentlich in ihrem unteren Theile mit Jute, Reis und Zuckerrohr angebautes, alluviales Schwemmland, und der Strom übertrifft an Stattlichkeit den Mississippi ebenso wie den Niger. Vielfach ist er in mehrere Arme getheilt, und diese Arme werden theilweise auch in der trockenen Jahreszeit von Raddampfern bequem befahren — bis gegen Dibrugarh aufwärts. Zu Tezpur und Gauhati zeugen stattliche Ruinen von einer alten, hohen Kultur, die durch feindliche Invasionen — besonders aus Birmah — zu Grunde ging. Heute ist Assam von einem sehr bunten Völkergemisch bewohnt — von Khamptis in der Ebene, Miri oberhalb Bisnath, Bâr-Khampti in den östlichen Bergen, Nagas südlich vom Dihing, Dums, Kotsch, Mischmi ꝛc. — Die Hauptkultur Assams ist gegenwärtig die Theekultur. In dem Patkoi-Gebirge wird eine Schwarzkohle abgebaut, und bei Margherita hat man Petroleumquellen in Angriff genommen.

— Aus Batavia wird unterm 20. April d. J. mitgetheilt, daß Professor Wichmann von Roti nach Makassar zurückgekommen ist. Seit November v. Js. hat er Bima, Flores, Timor Kupang, Roti und verschiedene andere Inseln besucht, um die Geologie derselben zu studiren, und er soll mit dem Ergebniß, namentlich betreffs Roti, sehr zufrieden sein. Professor Wichmann wollte nun noch das Tengersche Gebirge im Osten von Java besuchen, sich dann noch einige Zeit in Buitenzorg aufhalten, und Ende Mai nach Holland zurückkehren.

— Nach dem „Chinese Recorder“ sind gegenwärtig nicht weniger als 40 verschiedene protestantische Missionsgesellschaften bemüht, das Christenthum in China zu verbreiten. Die älteste darunter ist die „London Missionary Society“, die seit dem Jahre 1807 am Werke ist (heute mit 65 Missionären und 80 eingeborenen Helfern), und die größte die „China Inland Mission“ (mit 316 Missionären und 130 eingeborenen Helfern). Die Zahl der protestantischen Konvertiten kann freilich nicht groß genannt werden, denn die erstgenannte Gesellschaft zählt gegenwärtig nur 3695 Kommunikanten und 1987 Schulbesucher, und die zweite nur 2415 Kommunikanten und 153 Schulbesucher. Erfolgreicher scheint die protestantische Mission in Japan zu sein, wo die neueste statistische Aufstellung (für 1888) 443 Missionäre (133 presbyterianische, 104 methodistische, 81 congregationalistische, 76 episkopalische und 43 baptistische), 25 514 Kommunikanten und 9698 Schulbesucher angiebt.

Afrika.

— Während über Tippoo-Tib wieder sehr bedenkliche Nachrichten laut werden, äußern sich der stellvertretende Generalgouverneur des Kongo-Staates Ledeganck und der Kommandeur von Leopoldville, Lieutenant Liebrecht, die vor kurzem nach Brüssel zurückgekehrt sind, über die Lage am Kongo sehr günstig. Bei Leopoldville sollen die Fortschritte der Kultivation bedeutende sein, und eine große Strecke um die Station soll nunmehr mit Nutzgewächsen der verschiedensten Art bebaut sein. Bei Stanley Pool ist die Autorität der Regierung nicht weiter angefochten, und die Stammesfehden haben gänzlich aufgehört. Der Dampferverkehr auf dem Strome hat sich sehr vervollkommnet. Das feste Lager am Aruwimi ist nahezu fertig, und auch diese fernste Gegend steht unter dem unbestrittenen Einflusse der staatlichen Gewalten. — An Verlusten hat der Kongo-Staat neuerdings namentlich den Tod Swinburne's, des ehemaligen Sekretärs von Stanley, zu verzeichnen.

— Bezüglich der Tschinde-Mündung des Zambesi bestätigen die neueren portugiesischen Angaben die von uns (S. 320) geäußerte Vermuthung. Der betreffende Stromarm findet sich auf der Karte Affonso Sacramento's als Inhaombe eingetragen, und die Natur seiner Barre ist den Regierungsingenieuren seit lange ebenso bekannt wie diejenigen der übrigen Delta-Arme. Sämmtliche Barren sind beständigen starken Wechseln unterworfen und verändern ihre Lage und Fahrwassertiefe bisweilen im Verlaufe weniger Stunden von Grund aus. Sogar Inseln bilden sich in unglaublich kurzer Zeit aus ihnen. Die beste Mündung, die seit Jahrhunderten die Tiefe von $2\frac{1}{2}$ Faden beibehalten hat, war die Quaqua-Mündung bei Quilimane, und wenn man den Zambesi in eine gute Schiffahrtsstraße verwandeln will, so wird man zwischen dem oberen Quaqua und dem Zambesi einen Kanal anlegen müssen.

Nord- und Mittelamerika.

— Lord Hugh Cecil Lonsdale hat im vergangenen Jahre eine ausgedehnte Reise in dem arktischen Nordamerika unternommen, über die amerikanische Blätter Folgendes berichten: Im Februar 1888 von England ausfahrend, wandte sich der Reisende zunächst über Montreal nach Winipeg und dann nach dem mittleren Saskatschewan und nach dem Green Lake. Hierauf ging er mit Hundeschlitten — der festeren Schneedecke halber meist bei Nacht reisend — nach dem Büffel-See (Buffalo Lake) und nach Fort Mc Murray, an der Vereinigung des Clear Water mit dem Athabaska. Nach dem Aufbruche der Eisdecke — am 4. Mai — wurde die Reise auf dem letzteren Strome nordwärts weiter fortgesetzt, zum Theil unter großen Beschwerden und Entbehrungen wegen des Eisganges. Dann wurde der Friedensfluß und der Sklavenfluß befahren, und ebenso der Mackenzie und der Große Bärensee, auf welch letzterem das Eis erst am 19. Juli aufgebrochen war. Endlich ging es den Mackenzie hinab nach Kap Bathurst und Banks-Land, und dann den Porkupine und Yukon abwärts nach Alaska, von wo der Reisende über San Franzisko zurückkehrte. Die größte ausgestandene Kälte betrug 64° F. (ca. 53° C.).

— Nachrichten aus New-York besagen, daß der Dampfer „Alvena“ im Mai dieses Jahres nach Greytown abgefahren ist, um das Personal und den nöthigen Apparat zur Inangriffnahme des Nicaragua-Kanales dahin überzuführen. Die Arbeiten, mit denen unmittelbar begonnen werden soll, beziehen sich vor allem auf die Hafenanlagen von Greytown. Die üble Lage des Panamakanales, wo die Arbeiten gegenwärtig vollkommen ruhen, und wo das bereits Erreichte durch die klimatischen Einflüsse wieder vernichtet zu werden droht, hat die Amerikaner also nicht abgeschreckt, sondern vielmehr ermuntert, an die Ausführung ihres Konkurrenzprojektes zu gehen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

LVI. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse
und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Sechsundfünfzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1889.

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- und Mittelamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Ozeane.

Polarregionen.

Allgemeines.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- u. Mittelamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Ozeane und ozeanische Inseln.

Polarregionen.

Allgemeines.

Deutsche Schutzgebiete.

3. Bücherschau.

4. Illustrationen.

Europa.

Asien.

Java.

Indien.

China.

Japan.

Türkisch-Asien.

Afrika.

Galla- und Somali-Land.

Portugiesisch-Oberguinea.

Kanarische Inseln.

Algerien.

Nordamerika.

Mexiko.

Südamerika.

Venezuela.

Australien und Polynesien.

Queensland.

Neuguinea.

Neu-Seeland.

Allgemeines.

5. Karten und Profile.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Kulturbilder aus den Somâl- und Gallaländern von Harar.

Von Prof. Dr. Philipp Paulitschke.

I. Die westlichen Somâl und deren Gebiet.

(Mit drei Abbildungen.)

Die afrikanischen Gestadeländer am Golfe von Aden sind, weil an einer der ersten Weltverkehrsbahnen gelegen, in vielfacher Beziehung wegen ihrer physischen Beschaffenheit, Bevölkerung und der eigenthümlichen Kulturverhältnisse bemerkenswerth. Sie zählen zu dem „unerforschten Horn Afrikas", das hinausragt in den Ozean und mit dem Herzen des Kontinents in näheren Beziehungen nicht zu stehen scheint. In grauer Vergangenheit spielte indessen die Somâlküste in dem wirthschaftlichen und Kulturleben der Völker des Rothen Meeres eine hervorragende Rolle, und selbst zur Zeit, als die Hochfluth des Islâm über Ostafrika sich ergoß, scheint die Somâlküste eine ähnliche Bedeutung als Refugium für religiöse Dissidenten gehabt zu haben, wie die Suaheli-Küste. Das ehemals daselbst verbreitete Christenthum wich zwar sehr schnell der Lehre des Propheten, allein vor der Auffindung des Seewegs nach Ostindien und kurze Zeit nach diesem großartigen Ereignisse hatten die Städte der nördlichen Somâlküste eine hervorragende Bedeutung, und es kostete z. B. den Portugiesen bei Verfolgung der Aufgabe, dem arabisch-chinesischen Handel durch das Rothe Meer ein Ende zu machen, gar gewaltige Anstrengungen, Zejla in Asche zu legen. Ueberreste der außergewöhnlich starken Befestigung dieser Stadt, Bruchstücke von Waffen und Geschossen, die ich selbst an Ort und Stelle gesehen und untersucht habe, bewiesen indirekt die Großartigkeit seiner Bedeutung, die hervorragende Kraft seiner Bewohner, wie nicht minder den Reichthum der letzteren, der ausgedehnten Schutzes bedurft hatte.

Die Leistungen der Dampfkraft haben wie anderwärts auf dem Erdballe auch hier ein bedeutendes Land aus dem Gesichtskreise der europäischen Kulturvölker in den Hintergrund gedrängt. Noch in den vierziger Jahren dieses Säculums galt die Somâlküste lediglich als Heimath berüchtigter Räuber, die im Geruche der Anthropophagie standen, diese wohl auch ab und zu ausgeübt haben mögen. Mit der Occupation Adens durch die Engländer gewann der Handel der Somâlküste Bedeutung für das „Gibraltar des Ostens". Forschungsreisen begannen an derselben, Vermessungen und Aufnahmen der Küsten, und nach der Eröffnung des Suezkanals spann die ägyptische Eroberungspolitik bis hierher ihre Netze. Dieser letzteren galt die Ausbeutung der reichen Hinterlande der Somâlküste, welche von den Oromo oder Galla bewohnt werden, als Endzweck, möglicherweise auch die Schaffung einer Etape auf dem Marsche an die Küste nach Zansibar, auf welche der Chedîv Ismaîl bei seinen Eroberungsplänen ein Auge geworfen hatte, und die erst in allerjüngster Zeit von Deutschland und England in kolonisatorischer Beziehung näher gewürdigt wurde.

Ueber meine Studien und Forschungen in diesem Theile Ostafrikas habe ich an anderer Stelle berichtet[1]). Es

[1]) Vergl.: Die geographische Erforschung der Adâl-Länder und Harar's in Ostafrika" (Leipzig, 1884); „Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somâl, Galla und Harari

Somâl-Ansiedelung.

Es verlohnt aber der Mühe, noch ein paar Kulturskizzen zu entwerfen, welche ein Streiflicht auf die Verhältnisse und Zustände in den Somâl- und Gallaländern Afrikas zu werfen geeignet sind, die sich um die alte äthiopische Metropole von Harar gruppiren. Mir schwebte bei der Abfassung dieser Zeilen namentlich vor, Einzelheiten aus dem Volksleben, soweit ich dasselbe zu beobachten Gelegenheit gehabt, zu schildern, weil sich an solchen am besten ein Kulturbild entwerfen läßt, und weil diese am besten die Unterschiede und Differenzen zwischen den Nordostafrikanern und Angehörigen anderer Kulturkreise darthun.

Das westliche und nördliche Somâl-Land wird von den Ejssa (Isa), Gadiburssi („Leuten der Berge") und Habr Auál, drei mächtigen Somâl-Stämmen, bewohnt, denen sich im Süden des Gadiburssi-Landes noch eine Reihe kleinerer anschließt mit nur geringer Volkszahl und ohne Einfluß auf das politische, nationale und materielle Leben der übrigen. Sie sind sämmtlich Nomaden im wahrsten Sinne des Wortes, die ihre Heerden keineswegs im regellosen Zuge durch die jedem der Stämme zugehörige, genau abgegrenzte Landschaft treiben, sondern ein gewisses Prioritäts- und Eigenthumsrecht gegenseitig respektirend, die Weideplätze nach einem gewissen Turnus abweiden lassen. Die Ejssa sind der materiell am schlechtesten gestellte dieser Somâlstämme und besitzen keine Pferdezucht, während letztere bei den Habr Auál in Blüthe steht. Die Ejssa sind, wenn man so sagen darf, das im Naturzustande noch am reinsten vorhandene Volk, von seltener Gesundheit, Lebenskraft, Sittenstrenge, aber auch von ausgesprochener, leider oft dokumentirter Grausamkeit und Wildheit. Die Männer (durchaus über Mittelgröße) sind an dem eckigen Kopfe und den spitzen Kinnbärten von anderen Somâl leicht zu unterscheiden. Die Habr Auál, große hagere Gestalten von sehr dunkler Hautfarbe, sind gewandte Reiter und geborene Händler, denen man als Kaufleuten gar oft begegnet. Aus dem friedlichen Volk der Gadiburssi sind in den letzten Jahren, seit die Harar-Handels-Straße eine andere Richtung genommen hat, kühne Räuber geworden. Wohl mag sie auch die zunehmende Versumpfung der früher fruchtbar und wohlangebaut gewesenen Thäler und Marschen in ihrem Lande der unstäten Lebensweise zugeführt haben. Das Volk der Habr Auál darf so recht als ein Mittelsvolk in dem Sinne aufgefaßt werden, daß demselben der Vertrieb der an die Küste geschafften Güter aus dem Innern der Somâl-Halbinsel (Ogadên) zufällt. Die kleineren Somâl-Stämme in den bergigen Distrikten von Harar sind Ackerbauer geworden und pflegen eine sehr entwickelte Pferdezucht. Angehörige der einzelnen angeführten Stämme leben in den festen Plätzen der Küste (Zejla, Bulhâr, Berbera, Dshaldessa) und betreiben, wofern ein Theil der Jahreszeit ihnen dies naturgemäß gestattet, eine kleine Industrie von Karawanenbedürfnissen, auch wohl Fischerei oder verdingen sich als Lohndiener.

Im ganzen Lande der nördlichen und westlichen Somâl giebt es nur sehr wenige feste Plätze und eigentlich permanente Lager, und selbst die Küstenplätze wie Zejla oder Berbera wechseln unablässig an Umfang, je nachdem gerade viele Karawanen vorhanden sind oder nicht. Sonst haust jede Somâl-Familie (meist ein Hausstand aus fünf bis sechs Personen bestehend) in sogenannten Gurgi oder Zelten, die regellos an einander gereiht werden und aus der Nähe ein Bild nachlässigster Wohn- und Bauanlagen bieten (S. Abbildung 1). Das Aeußere der bienenkorbartigen Gurgi ist über und über mit Fetzen bedeckt und starrt von Schmutz.

(Leipzig, 1886); und „Harar. Forschungsreise in die Somâl- und Galla-Länder Ostafrikas" (Leipzig, 1888).

Blickt man auf eine solche Somâl-Ansiedelung, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß Menschen, die da wohnen wollen, wohl kaum das Bedürfniß nach einer Wohnung haben mögen, und dies ist in der That so, denn die Verrichtungen einer Somâl-Familie vollziehen sich außerhalb der Wohnräume, und selbst dem Schlafe giebt man sich nur in der nassen Zeit innerhalb der Gurgi hin. Am meisten setzt uns in Erstaunen, wie da innerhalb des Chaos von Matten, Fellen, Stroh- und Laubverkleidungen so sicher mit dem Feuer hantirt wird, denn ein einziger Funke vermöchte in wenigen Minuten solch ein Somâl-Dorf in ein Flammenmeer zu verwandeln. Erstaunlich ist ebenso die Raschheit, mit welcher die Behausungen der Somâl aufgebaut und abgebrochen werden. Ein Gurgi-Komplex von 20 000 bis 40 000 Einwohnern ist in zwei Stunden vollkommen abgebrochen und auf Kamelen verladen, und kann in den nächsten $1^1/_2$ Stunden wiederum an einem anderen Platze errichtet sein. Die Gassen und Gäßchen, die eine solche Anlage durchziehen, sind meist nach der Windrichtung laufend, so daß trotz des penetranten Geruches nach Butter, von allen Gebrauchsgegenständen, die der Somâli hat, und der auch von seinem Haupthaar und seiner Haut ausströmt, die Quartiere bei dem Umstande, daß die Luft alle Fugen einer Somâl-Behausung durchzieht, nicht übelriechend oder ungesund genannt zu werden verdienen. Das Vieh wird außerhalb der Siedelplätze von der Jugend in Gruppen geweidet und gemolken. Es besteht aus Heerden des Fettschwanzschafes sowie aus Zebus und Kamelen.

Der Somâli ist Schaffite — der laueste Moslem den es geben kann. Er lebt zumeist in Monogamie; nur reiche Leute haben zwei oder mehr Frauen. Die Familien sind nicht zahlreich. Der Familienvater ist Autokrat über seine Leute, die sich willig unterordnen. Das Weib, sowie die weiblichen Angehörigen der Familie überhaupt, sind die Verrichter physischer Arbeitsleistung. Der Mann und die erwachsenen männlichen Mitglieder der Familie spielen die Herren, d. h. sie arbeiten nur soweit mit, als dies der behagliche Genuß des Lebens erfordert. Dagegen obliegt ihnen die Bekämpfung der Feinde und Räuber. Es ist nicht zu leugnen, daß an dem Somâli, wenn man ihn beobachtet, auf den ersten Blick eine Dosis von Muth auffällt. Man würde fehl gehen, wollte man daraus einen Schluß auf jene Tugend machen, die wir Tapferkeit nennen. Die Somâl sind nur muthig und stark im Angriff, also mehr kühn oder tollkühn, besitzen aber wenig Beharrlichkeit. Was wir an Beharrlichkeit an ihnen schätzen, ist lediglich Ausfluß ihrer großen Abhärtung und Ausdauer bei Verrichtung von physischen Arbeiten. Mir fällt es daher auf, daß z. B. Stanley und Wißmann bei ihren Truppen-Engagements die Somâl den Sudân-Negern vorzuziehen scheinen. Wenn das selbstbewußte muthige Auftreten eine Rolle spielt, dann ist dies am Platze. Tapferkeit als ethische Tugend kennen die Somâl nicht, und wahre Lebensverachtung vor dem Feinde findet man nach meiner Ansicht nur, wofern sich dieselbe mit Berechnung für schlaue Erhaltung des Lebens verbinden läßt.

Die Hausstände gruppiren sich zu größeren Unterabtheilungen des Stammes, und an der Spitze eines solchen steht der Ugâs oder Sultân. Unter der Person des Ugâs denke man sich keineswegs einen Fürsten in unserem Sinne, nämlich eine Persönlichkeit mit dem Ansehen eines Fürsten und fürstlicher Hofhaltung. Loyalität gegenüber dem Ugâs zeichnet zwar jeden Somâli aus, allein man folgt doch nur sehr unwillig dessen Anordnungen. Ich habe wiederholt gesehen, wie der Ugâs der Ejssa Somâl mit seinen Unterthanen längeren Wortwechsel führte, ohne seinen Willen durchsetzen zu können, ferner wie er einmal eine schaulustige, zudringliche Menge wiederholt zurückwies, ohne daß

Der Ugâs der Ejssa-Somâl und einer seiner Verwandten.

auch nur einer von den Leuten seinen Anordnungen gehorcht hätte. Der religiöse Nimbus, mit dem sich die Ugâse umgeben, verfängt schon lange nicht bei den flauen Mohammedanern, und so kommt es denn, daß der Wille des Ugâs nur durch den Mund der Familien-Aeltesten, die ab und zu von einzelnen Stämmen ständig um die Person des Ugâs sich befinden, bei den Unterthanen eine Beachtung findet. Mich bedünkt auch, daß der Mangel an Subsistenzmitteln auf Seite der Ugâse deren Ansehen schädigt, denn sie ziehen unablässig bei den Unterabtheilungen der Stämme umher

Europäische Waarenläden an der Somâl-Küste.

und erbetteln sich den materiellen Unterhalt. Die Somâl haben nämlich die Verpflichtung, den Fürsten zu bewirthen, wenn er unter ihnen erscheint. Zur Zeit der ägyptischen Herrschaft am Golf von Aden hatten es sich die Ugâse zur süßen Gewohnheit gemacht, von Pensionen, die der Chedîve zahlte, zu leben. Sie trugen auch Purpurgewänder, die ihnen Ismail Pascha geschenkt hatte, und hatten dieselben in bestem Zustande, wie ich mich überzeugt habe. Als dann englischer Einfluß an Stelle des ägyptischen trat und die Subsidien ausblieben, drohten die Ugâse mit der Kündigung

der Freundschaft, ohne indessen die Briten einschüchtern zu können. Man sandte zwar hie und da ein Säckchen Rupien oder einen Birminghamer Säbel, mitunter auch eine oder die andere Taschenuhr an hervorragende Somâl, aber sonst bekümmerte man sich wenig um die schwarzen Herren. Ihre Intervention ist nur dann von nöthen, wenn man Lastkameele bedarf oder Fehden auf billige Art und ohne Opfer schlichten will. Die englischen Offiziere behandeln die Ugâse mit Auszeichnung nur dann, wenn sie bei den Eingeborenen etwas durchzusetzen beabsichtigen.

Der Ugâs zeigt sich selten an der Meeresküste; jener der Habr Auâl soll beständig auf der Route Bulhâr-Zejla unterwegs sein, wohl nur darum, weil es da, wegen des Passierens vieler Karawanen gegen diese beiden Küstenpunkte hin, allzeit viel Tribut und Spenden zu sammeln giebt. Ein Objekt der Ausbeutung bildet für den Ugâs auch der Europäer, der es sich in den Sinn kommen läßt, sich in das Binnenland zu begeben. Die Betteleien nehmen, wenn es das Unglück haben will, daß man mit dem Ugâs zusammentrifft, kein Ende, besonders die Klagen, daß alles so theuer sei und der Ugâs so viele Leute zu erhalten habe. Ugâs Noble der Ejssa-Somâl schenkte uns einmal lediglich nur darum einen Ochsen, weil er wußte, daß das Gegengeschenk in Maria-Theresia-Thalern, und doppelt so hoch, wenn nicht dreifach so hoch ausfallen müsse, als der Werth des Schlachtthieres war.

Der Europäer an der Somâl-Küste ist einfacher Klein-Krämer, dessen beste Absatzartikel Datteln und Reis sind, vielleicht auch etwas Mehl oder Holz. Als Harar sich noch im ägyptischen Besitze befand, spielten Konserven für die Truppen eine wichtige Rolle. Der Somâli als solcher kommt mit dem Europäer gar selten in Berührung, denn die Tauschwaare des Natursohnes legen Unterhändler in europäische Hände, von denen viele hohe Routine und Schlauheit besitzen und den Karawanen oft tagelang entgegenreisen, um die Waaren aus erster Hand zu erhalten und sich den Preis selbst machen zu können. Dies gilt von Straußenfedern, Häuten und Kleinvieh am meisten, weil davon immer ziemlich viel für Aden bedurft wird, und die erwünschte Weiterabgabe sofort erfolgen kann. Europäische Händler (zumeist Griechen) und indische Banianen besorgen den Kleinhandel. Ihr Waarenlager ist in Zejla und Berbera z. B. nur für die ortsansässige Bevölkerung berechnet und gehört vorwiegend der Cotonnade an (S. Abbildung 3). Größere europäische Häuser aus Aden sammeln gegenwärtig mit Vorliebe Gummi und werfen Baumwollenstoffe nebst Nahrungsmitteln auf den Markt. Ein Austausch von Produkten des Bodenbaues bezieht sich nur auf Durra und Kaffee aus den Galla-Ländern, weil unter den Somâl nur äußerst wenig Ackerbau betrieben wird.

Für die europäische Kultur hat das Somâlgebiet nur insofern Werth, als man mit den Bewohnern desselben Handel treiben kann. Hier sind nur Handelskolonien denkbar, und das Verhältniß kann sich niemals ändern. Bei der bekannten Hazardlust arabischer Händler könnten z. B. in Zejla und Berbera solide Europäer mit Vortheil konkurrieren. Gerade der Umstand, daß eine mehrmalige Dampferverbindung Zejlas und Berberas mit Aden naturgemäß den kommerziellen Austausch befördert, wird aber für stabile Niederlassung von Europäern Schwierigkeiten bereiten, weil dann die Agenten der großen Häuser von Aden die Plätze ohnedies häufig genug erreichen und die Unterhaltung von Depositorien überflüssig wird, während der angesiedelte Handelsmann ohne solche nicht bestehen kann. Die Sorge um Hintanhaltung von Fehden unter den Somâl ist der wichtigste Faktor für die Prosperität der Handelsplätze an der Küste, dieser Ueberzeugung sei hier Ausdruck verliehen. Eine auch nur unbedeutende Fehde unter den eingeborenen Stämmen verhindert die Circulation der Karawanen und beraubt die Hafenplätze des Waarenzuflusses oder ruinirt, um es mit anderen Worten zu sagen, die Märkte.

Herrscher und Beherrschte auf Java.

Von **Emil Metzger.**

(Mit zwei Abbildungen.)

Man erwarte in den folgenden Zeilen keine ethnographische Uebersicht über die verschiedenen Rassen zu finden, welche man auf Java antrifft; ich beabsichtige nur das politisch-soziale Verhältniß der Herrscher zu den Beherrschten zur Sprache zu bringen, und zu untersuchen, wie sich dasselbe gegenwärtig gestaltet hat, dann aber namentlich die Stellung, welche die aus beiden hervorgegangene Mischrasse einnimmt, näher zu betrachten.

Wenige einleitende Worte werden zur Orientirung des Lesers genügen.

Das mächtige Kolonialreich, welches die Niederländer in Ost-Indien geschaffen, wird sehr verschieden beurtheilt; je nach dem Standpunkte, von welchem man dasselbe betrachtet, mögen von einander abweichende Meinungen berechtigt sein, in einem Punkte aber werden alle übereinstimmen, nämlich in der Bewunderung der Thatsache, daß mit unverhältnißmäßig geringen Mitteln ein Reich geschaffen und behauptet worden ist, welches sich nicht nur räumlich weit ausdehnt und Millionen und Millionen von Bewohnern zählt, sondern auch unberechenbare Vortheile geliefert hat und noch liefert. Die Mehrzahl derjenigen, welche sich eingehender mit der Geschichte der Entwickelung dieser Besitzungen beschäftigt haben, werden wahrscheinlich mit mir zu der Auffassung gekommen sein, daß der größte Theil des von den Niederländern erreichten Erfolges eigentlich auf einen einzigen Umstand zurückgeführt werden muß: sie haben es verstanden, die Häuptlinge der halbwilden Stämme, ebensowohl wie die Fürsten und Großen der schon bestehenden Staaten, an ihr Interesse zu binden, so daß sie durch dieselben auf das Volk zu wirken und dasselbe zu beherrschen im Stande waren.

Dadurch haben sie es im allgemeinen vermieden, mit roher, ungeschickter Hand in schon bestehende Zustände einzugreifen; sie haben die Veränderungen, welche sie für nöthig oder nützlich hielten, zu veranlassen gewußt, aber die Ausführung derjenigen Macht überlassen, an welche das Volk gewöhnt war.

So ist die Kolonie gewaltig gewachsen. Es konnte jedoch im allgemeinen nicht ausbleiben, daß der niederländischen Herrschaft beinahe nothwendigerweise manche Züge aufgeprägt wurden, welche an asiatische Zustände erinnerten und der europäischen Auffassung vieles in ungünstigem Lichte er-

scheinen lassen mußten; daher entwickelte sich auch in Holland die Neigung, hierin Abänderung zu bringen und den Eingeborenen, soweit man es vermochte, die Segnungen einer durchaus europäischen, direkt ausgeübten Herrschaft zu theil werden zu lassen. Man brach mit der Vergangenheit; man suchte vieles, was den Gedanken von asiatischer Herrschaft erwecken konnte, zu entfernen, europäische Regierungs-Grundsätze auf die Regierung der Eingeborenen zu übertragen, sie möglichst unter europäische Leitung zu stellen und die Häuptlinge zu dem zu machen, was sie dem Namen nach schon lange waren: zu Beamten im Dienst einer fremden Regierung. Hieran schloß sich eine ansehnliche Ausbreitung des europäischen Elementes, die theils ein Mittel war, um die angedeuteten Grundsätze zur Ausführung bringen zu können, theils sich als eine nothwendige Folge der genommenen Maßregeln von selbst ergab. Vollständig durchgeführt ist dies neue System noch nicht, aber es besteht schon lange genug, um seine Wirkungen beobachten und beurtheilen zu können. Wenn man jedoch die heute in Indien herrschenden Zustände mit den früheren vergleicht, muß man sich sehr hüten, die Veränderungen, welche stattgefunden, ausschließlich als eine Folge des Systemwechsels zu betrachten; die ganze Welt hat eben in den letzten 30 oder 40 Jahren große Fortschritte gemacht und Indonesien, welches vorher wie ein geschlossenes Buch war, über welches manchmal die stärksten Fabeln ohne Widerspruch verbreitet wurden, so daß in den Berichten Wahrheit und Dichtung sich in wunderbarer Weise mischten — was übrigens auch heutzutage noch vorkommt — hat umsomehr einen vollen Antheil daran gehabt, als es aus dem Zustande tiefer Dämmerung und beinahe tödtlicher Stille, in dem es so lange gelebt hatte, auf einmal mitten in das von grellem Licht beleuchtete Treiben der übrigen Welt gezogen worden ist.

Die Aufgabe, die ich in Folgendem zu lösen versuchen werde, besteht also darin, die Wirkung des Systemwechsels auf das Verhältniß der Herrscher und der Beherrschten etwas näher zu untersuchen, woraus sich von selbst eine Vergleichung des früheren mit dem jetzigen Zustande, also auch die Darstellung des ersteren, soweit es zum Verständniß nöthig ist, ergeben wird. Dieser Versuch dürfte um so mehr Berechtigung besitzen, als Englisch-Indien uns in dieser Beziehung eine interessante Parallele bieten kann. Der ursprünglichen, in den Hauptzügen auch jetzt noch bestehenden Organisation nach, stehen die europäische und die einheimische Verwaltung gewissermaßen selbständig nebeneinander; an der Spitze jeder Provinz (residentie) steht der europäische Resident als Vertreter des General-Gouverneurs — die erste Person des Amtsbezirkes; in ihm sind in ähnlicher Weise, wie dies bei ersterem für das ganze niederländische Indien der Fall ist, alle Verwaltungszweige centralisirt. Die Provinz zerfällt gewöhnlich in mehrere Unterabtheilungen, deren Verwaltung durch einen Assistent-Resident geleitet wird. Neben demselben befindet sich als „sein jüngerer Bruder“, wie die offizielle Instruktion es ausdrückt, der Regent, ein Eingeborener, der gewöhnlich aus altem Hause stammt, mit dem Rang eines Oberstlieutenants oder Majors (S. Abbildung 2).

Diese Regenten sollen in jeder Hinsicht die Regierung über die Eingeborenen ihres Bezirkes führen; zu ihrer Unterstützung sind ihnen Patihs, deren Stellung der des türkischen Veziers entspricht, beigegeben, während ihr Amtsbezirk weiter in Distrikte und Unterdistrikte, an deren Spitze eingeborene Beamte stehen, eingetheilt ist. Auch diese Beamten stehen der Gesammt-Verwaltung ihrer Distrikte vor und werden hinsichtlich einzelner Zweige durch hierfür besonders bestimmte, ebenfalls im Staatsdienst stehende Personen unterstützt. Dem Assistent-Resident sind außer dem nöthigen Bureaupersonal nur noch ein oder mehrere europäische Beamte (Kontroleurs) beigesellt, welche ihm hinsichtlich eines Theils seiner Berufsgeschäfte als Beistand gegeben sind; speziell haben sie die Pflicht, für die Interessen der Eingeborenen zu sorgen, und zu diesem Zweck sind ihnen einige Distrikte untergeordnet. Sie sollen also, um es ziemlich allgemein auszudrücken, hauptsächlich die Frohndienste der Eingeborenen, die von ihnen zu entrichtende Grundsteuer — jetzt auch noch andere Steuern — sowie ihre Anpflanzungen überwachen und in besonderen Fällen die europäische Autorität vertreten. In einzelnen Angelegenheiten jedoch sind die eingeborenen Beamten, welche an der Spitze der Distrikte stehen, ihnen, formell wenigstens, nicht untergeordnet; z. B. in Polizeisachen, wobei die Thätigkeit der Kontroleurs im allgemeinen nur eine beschränkte ist. Während also bei den eingeborenen Beamten die Centralisation in hierarchischer Reihenfolge sich fortsetzt, ist dies bei den europäischen Beamten nicht der Fall, und das ganze Verhältniß wird ein so eigenthümliches, daß wir es wohl etwas näher ins Auge fassen müssen.

Das Amt oder die Würde eines Regenten war früher beinahe ohne Ausnahme erblich, und auch jetzt noch wird, wie offiziell ausgesprochen ist, der Nachfolger möglichst aus den Söhnen oder Verwandten des früheren Regenten genommen. Diese Erblichkeit ihrer Würde, wodurch sie in einer Hinsicht immer fester mit der Bevölkerung verwachsen, das hohe Einkommen, welches sie beziehen, die bedeutenden — erlaubten und nicht erlaubten — Emolumente, welche ihnen zufallen, der höhere Rang, welchen sie manchmal besitzen — der Assistent-Resident hat immer den eines Majors — machen die Stellung ihres „älteren Bruders“ zu keiner leichten. Dieser, der Assistent-Resident, ist gewöhnlich in mittlerem Alter, kennt natürlich die örtlichen Zustände verhältnißmäßig nur wenig, da er in seiner früheren Dienstzeit vielleicht schon ein Dutzend mal versetzt worden ist, und doch ist er die verantwortliche Person, giebt die Befehle, die er für nöthig hält, trägt dem Regenten deren Ausführung auf und führt den Vorsitz in dem Gericht, dessen Beisitzer der letztere vielleicht ist. Ebenso ist das Verhältniß der Kontroleurs zu den Häuptlingen der Distrikte ein eigenthümliches; seiner Stellung nach, und in vieler Hinsicht auch direkt, ist der europäische der Vorgesetzte des eingeborenen Beamten, in anderer Beziehung wieder nicht. In unseren Verhältnissen würden solche Zustände auf die Dauer unhaltbar sein, in Java ist dies nicht der Fall — Dank dem Takte der eingeborenen und meistens auch der europäischen Beamten; hierdurch kommt es beinahe nie zu Unannehmlichkeiten, beide Theile verstehen es meistens vortrefflich — äußerlich wenigstens — auf gutem Fuße zu bleiben. Die europäischen Beamten treffen die Anordnungen, die eingeborenen Beamten vermitteln die Befehle und sorgen für deren Ausführung. Scheinbar aber, und hierauf muß man den Nachdruck legen, sind es in den Augen der Eingeborenen die Befehle ihrer eigenen Häuptlinge, welche zur Ausführung kommen, und gerade diesem Umstand verdankt das System seine eigenthümliche Macht.

Daß Mißbräuche mit demselben verbunden waren, habe ich oben schon angedeutet. Die Häuptlinge waren gewöhnt, über die Einwohner ihrer Verwaltungsbezirke, die sie nicht als solche, sondern als ihre Unterthanen und zwar nach asiatischer Auffassung, beurtheilten, sowie über deren lebenden und sachlichen Besitz so ziemlich ohne Einschränkung zu verfügen. Anfänglich geschah dies ganz offen, dann kam eine Periode, in der die Regierung solche Handlungen durch drakonische Gesetze bedrohte, doch aber es liebte, wenn die europäischen Beamten beide Augen zudrückten, was im allgemeinen nur zu gern geschah, da diejenigen, welche den

Versuch machten, solchen Mißbräuchen entgegenzutreten, meistens in der einen oder der anderen Weise ein Opfer derartiger Thätigkeit wurden. Endlich kam eine neue Aera: man entschädigte die Häuptlinge durch Erhöhung des Einkommens und fing an, ihnen gegenüber schärfer aufzutreten, wenn sie von den früheren Gewohnheiten nicht lassen wollten.

Daß auch europäische Beamte aus solchen Mißbräuchen Vortheil zogen, ist sicher, und auch sehr erklärlich, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt; es folgte aber eine Zeit, wo bei ihnen der Schutz des Eingeborenen gegen den Druck seiner Häuptlinge zur offiziellen Losung wurde. Ich will hier nicht näher auf die manchmal recht eigenthümliche Auffassung dieses Schutzes eingehen; es wäre mir leicht, Beispiele genug anzuführen zum Beweise, daß mancher Anhänger der neuen Aera dem Eingeborenen denselben zuweilen sogar in übertriebener Weise zu Theil werden ließ, jedoch nur so lange sein eigener Geldbeutel nicht betheiligt war. Auch jetzt noch ergiebt sich aus vielem, daß es der Regierung nicht geglückt ist, das Ziel, welches sie sich formell gesteckt hat, zu erreichen; von Zeit zu Zeit hört man, daß ein Häuptling ertappt, und, wie kürzlich sogar noch ein Regent, auch bestraft wird. Wie viele aber nicht ertappt, oder, wenn dies geschehen sollte, nicht bestraft werden, darüber schweigt die Geschichte. Es ist damit eben, wie der holländische Dichter Cats, allerdings in anderer Anwendung, sagt:

Und was dazwischen geschieht
Weiß Vater Cats niet.

Ein Resultat aber hat man erreicht, welches auch zu den der neuen Kolonialpolitik gesteckten Zielen gehört: indem man den Mißbräuchen der Häuptlinge — wie bescheiden die Grenzen auch sein mögen, in denen dies geglückt ist — entgegentrat, hat man ihrem Nimbus in den Augen der Eingeborenen gewaltigen Abbruch gethan, und so sich dem Ziele, welches man erreichen wollte — der Verstärkung des Einflusses der europäischen Beamten und der direkten Ausübung ihrer Macht — genähert. Daß diese Politik meiner Ansicht nach keine richtige ist, will ich hier nicht näher zu begründen suchen, sondern mich auf die Mittheilung beschränken, daß

Ein javanisches Dorf. (Kampong.)

man sie kräftig durchzuführen sucht [1]) und auf diesem Wege schon an einer recht bedenklichen Grenze angekommen zu sein scheint. Es ist dies um so gefährlicher, als durch die schnelle und starke Ausbreitung des europäischen Elementes die Träger des Systems, nämlich die europäischen Beamten, im ganzen noch weniger mit den Anschauungen, selbst mit dem Zustande des Eingeborenen bekannt werden als es in früheren Jahren durchschnittlich der Fall war, ja daß heutzutage die Kluft zwischen Europäern und Eingeborenen auf sozialem Gebiete, wie ich unten weiter auszuführen versuchen werde, sich erweitert hat, was natürlich ebenfalls nicht günstig auf den Verkehr der Rassen wirken kann.

So kommt es, daß die Stellung des Beamten im Innern, soweit er mit den Eingeborenen in Berührung kommt, daß die ganze Richtung seiner amtlichen Thätigkeit eine Veränderung erlitten hat. Früher war er ein kleiner Selbstherrscher, von dessen Charakter unendlich viel für das ihm untergebene Reich abhing, der aber jedenfalls mehr auf sich selbst und seine eingeborene Umgebung angewiesen war, als dies jetzt der Fall ist. Häufig ohne höhere Schulbildung, ersetzte er dieselbe durch das, was er in der Schule des Lebens gelernt hatte. Jetzt ist er ein junger Gelehrter, der nicht nur in einer Unsumme von Fächern hat Examen ablegen müssen, sondern auch, um bei dem großen Zudrange überhaupt Aussicht auf Anstellung zu haben, gezwungen ist, recht viele „Points zu haben“; manche junge Leute haben es zu diesem Zweck schon dahin gebracht, außer in den obligatorischen Fächern auch noch in etwa einem halbem Dutzend nicht obligatorischer Fächer Examen abzulegen. Nun ist es eine alte Erfahrung, daß man in der Jugend nach glücklich abgelegtem Examen, namentlich wenn man sein Wissen mehr in den Heften als im Kopfe hat, für alle Lebensverhältnisse gewaffnet zu sein glaubt und meistens keine Ahnung davon besitzt, wie viel noch fehlt, um ein nützlicher Mitarbeiter der Gesellschaft in dem erwählten Lebensberuf zu werden. Man kann sich also den weiteren Entwickelungsgang mancher der jungen Leute in Indien leicht vorstellen, wenn ihnen dort beinahe ohne Uebergang und unter fremden Verhält-

[1]) Siehe Indische Brieven door Eckart 1888.

nissen, eine gewisse Autorität übertragen wird. Durch schriftliche Arbeiten stark in Anspruch genommen, haben sie, selbst wenn sie es wollten, kaum Zeit und Gelegenheit, sich mit ihrem Gebiet und ihren Untergebenen bekannt zu machen, was noch durch die vielen Versetzungen, die zu den Regierungs-Grundsätzen zugehören scheinen, sehr erschwert wird. Dies sind nun die Leute, welche jetzt das Land direkt, d. h. möglichst ohne vom Einflusse der eingeborenen Beamten Gebrauch zu machen, regieren sollen!

Wie in dem oben von mir angeführten Buche von Eckart mitgetheilt wird, sind die Regenten — die höchsten Beamten der Eingeborenen — nicht nur zu einer Art Figuranten gesunken, sondern die Unterthanen fangen an, sich dieses Umstandes bewußt zu werden; sie umgehen den Regenten und seine Untergebenen, um sich direkt an die europäischen Beamten zu wenden, welche häufig die größte Neigung zeigen, ohne Vermittelung ihrer eingeborenen Kollegen Anordnungen zu treffen; in solchen Fällen, wo Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Regenten und dem Kontroleur hervortreten, sind die untergeordneten Häuptlinge geneigt, sich auf die Seite des europäischen Beamten zu stellen; sie fangen an zu begreifen, daß die Protektion des letzteren häufig werthvoller ist, als die des Regenten.

Man könnte geneigt sein, hierin einen Vortheil zu sehen; ist es doch ein Zeichen des Erstarkens des europäischen Einflusses. Doch darf man die Kehrseite dieser Erscheinung nicht unberücksichtigt lassen: je tiefer solche Ansichten, wie ich soeben angedeutet habe, bei dem Volke Wurzel fassen, je mehr wird es auch geneigt sein, das europäische Element für alle Vorgänge verantwortlich zu machen, und manche Last, die es willig trug, weil es nur die Hand seiner Häuptlinge sah, die sie ihm auflegte, wird mit Widerstreben ertragen werden, wenn man sich bewußt wird, daß es eigentlich die Fremden sind, welche dieselbe auf seine Schultern geladen haben. Noch eine andere Gefahr liegt hierin: Die Häuptlinge und besonders die Regenten bilden ein Gegengewicht gegen die Bestrebungen fanatischer Priester. Nie werden europäische Beamte oder gar Missionare im stande sein, diesem Einfluß, der sich im tiefsten Schatten der abgelegensten Bergschluchten ebenso wie in den Straßen der großen Ortschaften geltend zu machen sucht, erfolgreich entgegenzutreten, wenn nicht die Häuptlinge, die jetzt noch alle Fäden in der Hand haben, dieselben auch in der Hand behalten, was nur der Fall sein kann, wenn sie im Besitze ihres Einflusses bleiben und ihr Wissen und ihre Macht im Interesse der europäischen Gewalt zu benutzen geneigt sind.

Es bedarf eben noch zu sehr der vermittelnden Hand der Häuptlinge; denn trotz vieler in dieser Hinsicht genommenen Maßregeln hat man meiner Ansicht nach bei den Versuchen, die Eingeborenen zu sich emporzuheben, verhältnißmäßig nur wenig Erfolg gehabt, wiewohl dies besonders bei denjenigen, welche den höheren Ständen angehören, vielleicht nicht einmal so schwer gewesen wäre. Dieselben sind durchaus nicht blind für die Vortheile einer höheren Bildung; daher schicken einzelne Eingeborene ihre Söhne zur Erziehung nach Europa, andere bringen große Opfer, um ihren Kindern auch in Indien guten Unterricht zu verschaffen; auch von der Regierung ist manches in dieser Hinsicht geschehen, doch leider hierbei die Sache wieder zu viel vom europäischen Standpunkte aus behandelt worden, im Glauben, daß die Möglichkeit bestehe, ein geistig durchaus nicht beschränktes, und was viele Personen, unter denen namentlich die höheren Stände stark vertreten sind, betrifft, sehr entwickeltes Volk, mit europäischer Bildung zu erfüllen, ohne dabei die von demselben schon erreichte Entwickelung zu Grunde zu legen und sich seinen Ansichten und Gebräuchen anzuschließen. Man hat dem Eingeborenen beinahe alle Aemter zugänglich gemacht, wenn er das für dieselben vorgeschriebene, nicht eben leichte Examen ablegt. In den wenigen Fällen, wo dies geschehen ist, hat sich die Regierung hinsichtlich des den betreffenden Personen anzuvertrauenden Amtes sehr in Verlegenheit befunden; die ganze Organisation macht es eben unmöglich, ihnen ein Amt anzuvertrauen, durch welches sie in fortwährende Berührung mit den einheimischen Beamten kommen. Wenn man sieht, wie gute, aufmerksame Schüler Eingeborene — namentlich in jüngeren Jahren — sind, wie leicht sie dagegen in den Jünglingsjahren erschlaffen, wie sie aber auch wieder jahrelang als Diener (Magang) eines europäischen oder eingeborenen Beamten sich abquälen, in der Hoffnung, durch seinen Einfluß irgend eine kleine Anstellung zu erhalten, wenn man weiß, daß jedem Eingeborenen, weß Standes er sei, der Wunsch eigen ist, ein Amt zu erlangen, welches, wie unbedeutend es auch sein mag, ihm doch manche von ihm hochgeschätzte Vortheile bietet — zu denen, endlich im vorigen Jahre auch der gekommen ist, daß es dem Beamten einen Pensionsanspruch verschafft — dann scheint es beinahe unbegreiflich, daß die Regierung diesen Umstand nicht lange schon benutzt hat, um den Besuch einer Schule oder den Nachweis einer gewissen formellen Bildung als Vorbedingung für eine Ernennung im Staatsdienste für alle Eingeborene zu stellen. Selbstverständlich würde dies nur als Mittel zu betrachten sein, um nach und nach durch Erziehung europäischen Ansichten Eingang in die jungen Köpfe zu verschaffen, was allerdings erst der späteren Generation zu gute kommen würde, nicht aber, um die-

Eingeborener javanischer Fürst.

selben mit allerlei unnützem Wissen zu erfüllen oder gar sie zu Opfern der unglücklichen Examenwuth zu machen.

Wenden wir uns nun zu den gesellschaftlichen Beziehungen der Europäer und der Eingeborenen; ein Wort über die Weise, wie beide einander gegenüberstehen, möge vorausgeschickt sein. Der Europäer ist im allgemeinen gewöhnt, einen jeden, der auch nur einen Tropfen farbiges Blut in den Adern hat, als ein Wesen einer geringeren Gattung anzusehen; noch stärker kommt dies aber bei dem Kreolen oder gar bei dem Farbigen zum Ausdruck, der sich über jeden anderen Farbigen, wenn in dessen Adern auch nur ein Tropfen „blauen Blutes" (im Jargon von Niederländisch-Indien der Ausdruck für farbiges Blut) mehr fließt, als er selbst besitzt, hocherhaben dünkt; selbstverständlich ist dies Gefühl meistens bei denjenigen Personen am stärksten entwickelt, welche selbst nicht gerade zu den durch Bildung ausgezeichneten Vertretern ihrer Rasse gehören.

Manchmal wird die untergeordnete Rasse in einer Weise behandelt, die geradezu grausam zu nennen ist, und doch ist die Grausamkeit in den meisten Fällen ebenso unwillkürlich und wird beinahe ebenso unbewußt ausgeübt, wie es so häufig der Fall ist, wenn ein Kind sich der Thierquälerei schuldig macht.

Diese nur zu gewöhnliche Erscheinung beruht wohl auf einem den meisten Menschen eigenthümlichen Rassen-Egoismus, der ja auch die Neger veranlaßt, dem Teufel eine weiße Hautfarbe zuzuschreiben und die Chinesen von rothhaarigen Barbaren zu sprechen. Wie der Eingeborene von Java über den Europäer denkt, ist wohl nicht leicht zu sagen; er ist zu höflich, vielleicht auch zu vorsichtig, um sich, selbst wenn man vertraulich mit ihm umgeht, über diesen Punkt offen auszusprechen. Auf Grund mancher vereinzelten Erscheinung, namentlich aber nach der Kenntniß, die ich von seinem Charakter habe, glaube ich annehmen zu müssen, daß sein Urtheil über uns ungünstig ist, wiewohl nicht so ungünstig, wie man voraussetzen sollte, wenn man bedenkt, daß der Europäer in einem Glashause lebt und dem Eingeborenen beinahe nichts, oder wenn er es darauf anlegt, gar nichts von seinem Thun und Lassen verborgen bleibt.

Eine ziemliche Neigung, die eigene Rasse zu verherrlichen, ist auch ihm nicht fremd; erklärt er doch, daß der Herr nach der Schöpfung sehr zufrieden war, als nach einigen mißglückten Versuchen, wobei der schwarze und der weiße Mann zum Vorschein kamen, es ihm endlich glückte, den so schön gelbbraun gebackenen Menschen aus dem Ofen zu holen.

Selbst Jan Pieterszoon Coen, den Gründer von Batavia, dessen gewaltige Erscheinung auch an den Eingeborenen nicht, ohne tiefen Eindruck zu machen, vorübergegangen ist, hat er uns nicht ganz lassen wollen und ihm in seiner Geschichte vom „Baron Sakendher" eine javanische Schönheit zur Mutter gegeben. Vielleicht — es ist dies nur eine Vermuthung — hängt dies damit zusammen, daß er die europäischen Frauen ungünstiger beurtheilt, als die Männer. Wie es mir vorkommt, scheint der Eingeborene von Java den Europäer eigentlich als etwas unreif zu betrachten, was allerdings bei seiner eigenthümlichen Ruhe erklärlich ist, daher nimmt er ihm manches, was ihm sonst vielleicht mißfällt, nicht gar zu übel, weil er eben glaubt, daß Jugend austoben muß; vielleicht bestärkt ihn hierin auch der Umstand, daß er meistens mit jüngeren Männern, oder mit solchen in mittleren Jahren zu thun hat, und daß namentlich letztere jünger erscheinen als Eingeborene von gleichem Alter.

Dieses vermeintliche Uebergewicht giebt ihm wieder Veranlassung, sich in mancher Beziehung über den Europäer erhaben zu fühlen, und er giebt seiner Auffassung wohl einmal, wenn er glaubt, es wagen zu können, durch feinen Spott Ausdruck. Ueber den schöneren Theil des Menschengeschlechtes, wenigstens soweit derselbe der europäischen Rasse angehört, sind seine Ansichten sehr ungünstig, vielleicht um so ungünstiger, als er sieht, daß manche Europäer den Töchtern des Landes, und sogar einer vorübergehenden Verbindung mit ihnen, nicht abgeneigt sind. Manche Anordnungen in der Toilette einer Frau kommen ihm abscheulich vor, und wenn er seine Eindrücke wiedergeben sollte, würde er sie gewiß in stärkere Worte kleiden, als jener chinesische Gesandte, welcher vor langen Jahren Europa besuchte und in seinem Reiseberichte sagte: „Eine Eigenthümlichkeit der europäischen Frauen muß ich noch erwähnen: bei festlichen Gelegenheiten entblößen sie Oberarm, Hals und Schultern in auffallender Weise, während sie Hand und Unterarm sorgfältig mit Lederüberzügen bedecken." Tanzen nach europäischer Weise ist nicht nur eine Thorheit, sondern ein Greuel in seinen Augen, wie überhaupt alles, was das äußerliche Gleichgewicht, welches ihm die Grundbedingung eines guten Benehmens zu sein scheint, stören könnte. In den Augen eines gewöhnlichen Dorfbewohners, der noch wenig mit seinen Herrschern in Berührung gekommen, ist ein Europäer, der sich durch Zorn äußerlich erregen läßt, einfach wahnsinnig oder betrunken; ein Betrunkener, der Lärm macht, ebenfalls wahnsinnig und wenn er sich ruhig verhält „krank".

Da der Eingeborene, wie schon angedeutet, viel vom europäischen Leben und Treiben erfährt, und im allgemeinen scharf und richtig urtheilt, erkennt er manches in seiner ganzen Nacktheit, was wir mit conventionellem Firniß bedecken, wodurch es uns ebenso wie durch die Gewohnheit weniger anstößig vorkommt. Trotzdem erkennt der Eingeborene viel Gutes in dem Europäer und bewundert es sogar; leider aber wird dieser günstige Eindruck durch die vielen schlechten Elemente, welche im Laufe der letzten 10 bis 20 Jahre Zugang zu dem Innern Javas erlangt haben, immer mehr abgeschwächt. Hier macht sich eine sehr schwache Seite des Verwaltungssystems fühlbar; während die Verwaltung nur in den Händen eines Eingeborenen (für die kleineren Bezirke) zentralisirt ist, für den es sehr schwierig ist, gegen einen Europäer einzuschreiten — ein Zustand, der vollkommen genügte, so lange die Zahl derselben eine beschränkte war, und man den Zugang nach dem Inneren des Landes nur wenigen Auserwählten erlaubte —, hat man nicht daran gedacht, trotz der bedeutenden Zunahme manchmal sehr zweifelhafter europäischer Elemente, hierin Veränderung zu bringen.

Wenn man die sehr verschiedene Umgebung berücksichtigt, in der die Eingeborenen einerseits, der größte Theil der Europäer andererseits aufgewachsen sind, wird man sich auch ohne weitläufige Auseinandersetzungen leicht sagen können, daß die Vorbedingungen zu geselligem Verkehr zwischen zwei so grundverschiedenen Rassen sehr ungünstig scheinen. (Fortsetzung folgt.)

Dr. Karl von den Steinen über „Erfahrungen zur Entwickelungsgeschichte der Völkergedanken"[1]).

Wie farbenbunt und formverschieden auch auf einer Völkertafel der Erde die zahllosen menschlichen Typen aussehen mögen: die leitenden Anthropologen der Gegenwart sind sämmtlich überzeugt von der Einheit, von der gemeinsamen Abstammung unseres Geschlechtes. Hoher und niedriger Körperwuchs, lange und kurze Schädel, lichtblondes und blauschwarzes Haar, ebenholzfarbene und rosige Haut — alle anatomischen Gegensätze sind durch eine ununterbrochene Stufenfolge zu vermitteln; auch die extremsten Erscheinungen gehen fruchtbare Verbindungen ein, und zwischen dem Hottentottenweibe und dem Modell der griechischen Göttin ist ein sicheres, wenngleich nicht gerade nahes Verwandtschaftsverhältniß vorauszusetzen. Unter den verschiedenartigsten Lebensbedingungen, unter der ewig wechselnden Einwirkung von Abschließung und Vermischung müssen sich die heute so abweichenden Formen aus einer Gruppe von Urmenschen hervorgebildet haben.

Diese Lehre wird von den beiden Wissenschaften der Sprachen- und Völkerkunde, welche nicht die materielle, vererbbare, sondern die geistige Uebertragung untersuchen, durchaus nicht so unmittelbar bestätigt, wie man erwarten könnte.

Die Linguistik hat sich längst über das Kinderstadium erhoben, wo ohne Kenntniß von Lautgesetzen die Verwandtschaft der Sprachen nach zufälligen Gleichklängen bestimmt wurde, und bringt nicht mehr das Idiom des peruanischen Indianers mit dem Deutschen in Zusammenhang, weil allerdings in beiden derselbe Körpertheil mit demselben Worte „Nase" bezeichnet wird. Nachdem sie die ungeheure Verschiedenheit der großen Sprachstämme nach Stoff und Bau erkannt hat, betont sie auf das entschiedenste die Unmöglichkeit, jemals ihre Vielheit auf eine Ursprache zurückzuleiten. Sie ist also nicht in der Lage, Beweise für die Einheit des Menschengeschlechtes beizubringen; es ist aber völlig genug, daß sie ihr nicht widerspricht. Und vielleicht unterschätzt sie etwas die keineswegs selbstverständliche Thatsache, daß sämmtliche Sprachen der Erde aus Vokalen und Konsonanten, aus Lippen-, Zungen- und Gaumenlauten zusammengesetzt sind, daß sie allgemein den Gedanken in Subjekt und Prädikat zerlegen, allgemein die Beziehung des Orts- und Zeitverhältnisses ausdrücken, würdigt also vielleicht nicht hinreichend, daß die Grundformen des Denkens und Sprechens doch überall dieselben sind und ein allen Sprachen in der Urperiode gemeinsames Fundament ahnen lassen.

Auch in dem Bereiche der Ethnologie ist man bei oberflächlicher Betrachtung nur zu sehr geneigt, sich mit Scheinbestätigungen zu begnügen. Wenn zwei entfernte Völker eine merkwürdig ähnliche Erfindung in einem Falle aufweisen, wo dieselbe nicht durch fremde Vermittelung von einem zum anderen gelangt sein kann, so denkt man sich gern eine uralte Zusammengehörigkeit, wohl gar eine Verwandtschaft zwischen beiden. Die nähere Untersuchung aber lehrt in zahllosen Fällen, daß die Uebereinstimmungen nur Analogien sind, die bei den entlegensten Menschen unter denselben Verhältnissen absichtslos, darum aber keineswegs zufällig hervorgebracht worden sind: denn durch das vergleichende Studium der Formen läßt sich darthun, daß die gleichen Erzeugnisse an den beiden entlegenen Orten jedes für sich eine selbständige Entwickelungsgeschichte haben, und damit ist die direkte Zusammengehörigkeit beseitigt. Aber dennoch, wenn es der Ethnologie gelingen wird, an einem reichen und vielseitigen Arbeitsmaterial die unabhängige Entstehung gemeinsamer Grundgedanken als eine gesetzmäßige Erscheinung festzulegen, so wird sie auch einen der großartigsten Beweise für die Einheit des Menschengeschlechtes geliefert haben — einen Beweis, der nur indirekt, aber unwiderleglich ist. Denn die ähnlichsten Verhältnisse könnten niemals die Menge der bis in die feinsten Uebergänge gleichmäßig abgestuften Völkergedanken erzeugen, wenn nicht auch eine in dem entsprechenden Entwickelungsstadium des Geistes genau gleich funktionirende Gehirnorganisation vorhanden wäre.

Nicht nur der einzelne Gedanke, auch komplicirte Gedankenreihen sind zeitlich und räumlich entferntesten Völkern gemeinsam.

Eins der verständlichsten Beispiele bietet das Schwirrholz — ein flaches, langovales Brett, das, an einem Strick hoch durch die Luft geschwungen, ein seltsam anschwellendes Brummen erzeugt. Bei uns ist dasselbe längst zum Spielzeug der Jugend herabgesunken, aber es hat eine geheimnißvolle Bedeutung gewonnen und bewahrt bei den Zuñis in Arizona, bei den Kaffern in Afrika, bei den Australiern, den Neu-Seeländern. Wir haben es auf der zweiten Schingú-Expedition in den verschiedenen Stadien seiner Entwickelung angetroffen; wir sahen es bei einem Stamme, wo man es noch unbekümmert um jede Symbolik lustig auf dem Dorfplatze schwang; bei einem anderen, wo es neben den Tanzmasken in der Festhütte hing und uns zwar auch noch harmlos wie ein beliebiges Musikinstrument überlassen wurde, aber doch schon einer tieferen Bedeutung entgegenging: denn es wurde ausschließlich bei den Tänzen der Männer gebraucht und hieß der „Blitz"; und endlich haben wir es bei den Bororó, den Indianern eines anderen Flußgebietes, gefunden, wo ich zu seiner Beschreibung dieselben Worte gebrauchen müßte, die ein englischer Reisender über seinen Gebrauch auf dem australischen Kontinente berichtet. „Nur im Flüsterton", sagt er, „wurde darüber gesprochen; vor den Frauen wird es sorgfältig geheimgehalten: denn sobald sie es sehen, müssen sie sterben." Unsere südamerikanischen Bororó weigerten sich auf das Entschiedenste, uns ihre Schwirrhölzer zu geben; sie warnten mich mit freundschaftlichem Ernste: „Deine Frau in Deiner Heimath würde sofort sterben, wenn Du es ihr zeigtest." Wir erhielten schließlich einige schlechte Exemplare nur durch Bestechung. — Wir sahen einen Tanz der Bororó, wie sie aus dem Walde hervorstürzten und die Schwirrhölzer schwangen; sobald der unheimliche Ton in der Ferne erklang, schlossen sich alle Hütteneingänge, und die Weiber hielten sich furchtsam verborgen. Schon von den alten Griechen wissen wir, daß sie noch bei den Dionysos-Myste-

[1]) Da wir voraussetzen dürfen, daß unsere Leser an dem geistvollen Vortrage, mit welchem Dr. Karl von den Steinen die Verhandlungen des Achten Deutschen Geographentages einleitete (Vergl. Nr. 20, S. 315 f.), ein ganz besonderes Interesse nehmen werden, so geben wir denselben an dieser Stelle so unverkürzt und wörtlich wieder, als es unser Raum gestattet.

rien die Schwirrhölzer gebrauchten. Niemand wird es einfallen, wegen der Schwirrhölzer Beziehungen zwischen den Hellenen, den Australiern und den Südamerikanern annehmen zu wollen.

Es hat sich in allen Fällen dieselbe Reihe der Gedanken abgesponnen. Der spätere Kultus hat ursprünglich bei dem Tanz des Naturvolkes eingesetzt, bei dem Tanz, von dessen Gemeinschaft man die nicht ebenbürtigen Frauen ausschloß. Zum Signal, das die Männer berief und die Weiber zurücktrieb, hat man das längst bekannte Instrument gewählt, das sich wegen seines weithin schallenden Brummens und Brausens am besten dazu eignete, und allmählich hat sich die Warnung für die Frauen in den Glauben an ihnen entstehendes Unheil umgebildet.

Der größte Fehler in der Betrachtung der Völkergedanken ist der, daß wir bei den Grunderfindungen der urgeschichtlichen Natur-Menschheit, ebenso wie in unserem Zeitalter der Patente, einen einzelnen bewußten Erfinder suchen. Ein klassisches Beispiel ist die sogenannte Erfindung des Feuers; den unbekannten Wohlthäter, der zuerst das Mittel ersann, durch Reibung zweier Holzstücke Feuer zu erzeugen, hat man in schwungvollen Worten gepriesen. Ein viel citirter Ausspruch deutet die Möglichkeit an, daß er vielleicht im Sturm bewegte Zweige beobachtet habe, die sich an einander rieben und in Flammen geriethen. In dieser unglaublich phantastischen Konstruktion haben wir uns den Urmenschen fast so nachdenklich vor dem brennenden Baume vorzustellen, wie Newton vor dem Apfelbaume, der die Idee des Gravitationsgesetzes in ihm anregte.

Die Schingú-Indianer erzeugen das Feuer, indem sie in einem Stock ein Grübchen schnitzen und in diesem Grübchen mit einem anderen Stocke desselben Holzes quirlen; es entsteht dann ein rauchendes Pulver, an dem man ein Stück Zunder anbläst. Wenn man viele Zeit mit diesen Leuten in der Hütte gesessen, ihnen beim Arbeiten zugeschaut und erfahren hat, daß sie mit der uns so ungeläufigen Bewegung des Quirlens, die sie zu allem Löcherbohren in Holz, Muschel oder Stein gebrauchen, tagelang fast ausschließlich beschäftigt sind, so kann man unmöglich zweifeln, daß die Beobachtung, wie sich rauchender Staub ablöste, ganz unvermeidlich war. Bei der Bearbeitung der Werkzeuge muß die folgenreiche Entdeckung dem Menschen von selbst unter den Händen entstanden sein, hier auf die eine, dort auf die andere Weise. Ich habe auch auf den Samoa-Inseln die polynesische Methode gesehen, wo das eine Stück Holz auf dem anderen, der Fläche nach, in einer Rinne gerieben wird; niemals würde ein Samoaner darauf verfallen, das Feuer mit dem Bohrer, niemals ein Indianer, es mit Stock und Rinne zu erzeugen; die Bewegungen des Quirlens und Schleifens sind grundverschieden.

Auch den Menschen, die weniger mit Holz — wie jene Söhne der Tropen — als mit Steinen arbeiteten, konnte es nicht entgehen, daß beim Zersplittern die Funken aufsprangen. Die Schingú-Indianer, welche nur geschliffene Steinäxte haben, waren zu meiner Ueberraschung sehr erstaunt, als ich durch Zusammenschlagen zweier vom Boden aufgesuchter Steine dieselben Funken hervorlockte, wie mit meinem bewunderten Stahlfeuerzeug. Je nach Material und Arbeitszweck dürfte der Mensch auf verschiedene Art, zu verschiedener Zeit, an verschiedenen Orten die Feuerentzündung gefunden haben; aber überall sind es die Werkzeuge, die ihm dazu verhalfen. Den Nutzen des Feuers, oder doch gewisse Arten seines Nutzens, muß er allerdings lange vorher gekannt haben; ihn kennen auch die Thiere.

Die Werkzeuge haben aber noch für den Aufschwung des Denkens aller Völker eine Bedeutung viel höheren Sinnes. Denn mit ihnen setzt schon an der Schwelle der Menschwerdung der Dualismus ein, beginnt bereits in dem die ersten Abstraktionen bildenden Gehirn der ewige Kampf über das Organische und das Unorganische, über den Leib und die Seele, welcher als Verhältniß von Bewegung und Empfindung noch den letzten Gedanken des Philosophen bildet.

Daß die Schingú-Indianer sich noch in keiner Weise den Begriff eines höheren Wesens formulirt hatten, das geliebt oder gefürchtet wird, von dem sie sich abhängig fühlen, darin lag bei der Einfachheit ihrer sozialen Verhältnisse, in welchen alle schwereren Konflikte fehlten, nichts Wunderbares. Ich war ebenso nicht weiter erstaunt, als ich beim Sammeln ihrer Legenden von den alten Zauberern erfuhr, die sich beliebig in Thiere verwandelten, als man mir erzählte, daß früher nicht nur die Thiere, sondern auch die Gegenstände — bis zur Fußspur auf dem Boden — mit menschlicher Sprache begabt gewesen seien. Denn diese Mythen, die sich bei sämmtlichen Völkern des Erdballs finden, oder sich in den späteren Dichtungen der Religion noch nachweisen lassen, — ich nahm sie harmlos als poetische Erzeugnisse. Aber ich darf gestehen, als ich mich allmählich überzeugen mußte, daß sie an ihre Abstammung von Jaguaren fest glaubten, andere Stämme für Wasserthiere hielten, die auf dem Boden des Flusses schlafen; daß sie die Sterne nicht nur als beliebige Gegenstände oder Thiere benannten, sondern wirklich dafür ansahen.

Die Auffassung der ganzen Welt als einer beseelten — der Animismus — ist ein Völkergedanke ersten Ranges. Wenn man genauer über ihn nachdenkt, so findet man, daß er für den unentwickelten Menschen nur natürlich war, und daß es im Gegentheil der Nicht-Animismus ist, der einer Erklärung bedarf. Mit der Entstehung der menschlichen Sprache, gleichgültig, wo dieselbe vor sich gegangen ist, muß sich nothwendig die Auffassung des Weltbildes im Geiste gewaltig verändert haben. Für das Thier existirt alle Umgebung nur insofern, als sie seine Begierden beschäftigt. Das Innere eines anderen Thieres tritt ihm nie als etwas Selbständiges gegenüber, mit dem anderen denkt es immer bloß an sich, und es hat niemals das Gefühl, daß in jenem ein gleiches Subjekt stecke, wie in ihm selber. Durch die Sprache entdeckt der Mensch etwas Neues; er lernt, daß in dem anderen ein eigenes inneres Leben vorhanden ist — eine Seele; denn ihm werden Geschehnisse und Gedanken berichtet, die durch Interjektionen nicht mitgetheilt werden können, die gar nicht anders zu äußern sind, als durch die Sprache. Aus sich selbst würde er, da er sich immer nur als ein sich unwillkürlich äußerndes einheitliches Ganzes, als das liebe Ich, empfunden hatte, niemals die Seele entdeckt haben. Diese Seele wohnt aber im Anfange durch einfachste Uebertragung in Allem, was in Bezug auf ihn eine wirkliche oder vermeintliche Willensäußerung bekundet, in Allem, was sich bewegt, und deshalb „spricht" für ihn alles, was sich bewegt, auch wirklich in seiner Sprache. Während vorher nur ein selbständiges Centrum vorhanden war, das Ich, verliert die Natur jetzt ihre Einheit und zerfällt in eine große Vielheit von Centren, von Wesen, die er benennt und durch die Benennung mit Individualität erfüllt.

Welches Kind, das die Dinge eben auch noch für Wesen hält und mit einer Puppe oder anderem Spielzeug plaudert, zweifelt daran, daß es von demselben verstanden wird? In diesem Stadium, wo die Seele in allem wohnt, was sich bewegt, macht der Naturmensch nicht den Unterschied — der durch nichts motivirt wäre — zwischen Thieren und Menschen und leblosen Objekten.

So lange die ganze Natur aus lauter Wesen zusammengesetzt ist, ist auch in Verwandlungen aller Art kein logischer Widerspruch enthalten; es werden nur Reihenvorstellungen gebildet; man beobachtet fortwährend, daß sich in allen Vorgängen großer und kleiner Art an dem Himmel und auf der Erde Veränderungen vollziehen, die sich von selbst abspielen, und hat noch nicht erkannt, daß jedem Wesen eine individuelle Entwickelung zukommt. Die Verwandlungen sind nur eine Vorstufe der Erkenntniß des Machens, und nun langen wir bei dem Wendepunkte an, wo die Einschränkung des Animismus beginnt.

Diese Einschränkung, das Auftreten des Nicht-Animismus, ist ohne Zweifel eine psychologische Folge der Arbeit des Menschen, der Erfindung der Werkzeuge. In der Natur wird nichts „gemacht"; alle ihre Wesen entstehen, und eine Erscheinung löst die andere in ewigem Wandel ab. Das Werkzeug ist das erste Gemachte, der erste Gegenstand; die Technik schafft eine vollkommen neue Kategorie, das Unbelebte; sie erzeugt auf einmal „Dinge", die sich nicht von innen heraus verändern, nicht wachsen. Erst wenn Holz und Knochen und Zähne als Werkzeuge verwendet werden, werden die Dinge, die sich nur mit unserem Zuthun verändern. Wir lernen jetzt tausend uns bisher unbekannte Eigenschaften kennen, unser geistiger Horizont erweitert sich, und aus dem Bewußtsein, daß wir formen können, entsteht das Herrschaftsgefühl, daß wir über den Sachen stehen! Und mit den Dingen, die mit Willen, zu einem bestimmten Zwecke gemacht werden, tritt die kausale Fragestellung in die Welt.

Auf der Grundlage des Anthropomorphismus ist jetzt von selbst der Völkergedanke der Welttechnik, der Schöpfung, gegeben. Das Vorhandene — die Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine — sind nun erklärt, wenn sie nur „gemacht" worden sind, wie der Mensch seine Geräthe macht. Das Werkzeug selbst, durch welches er sich allein vom Thiere unterschieden weiß, gehört zur Definition des Menschen; wer da machte, hatte natürlich auch Werkzeuge, und daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Schöpfungsmythen aller Völker nicht die Entstehung der Werkzeuge berichten, sondern die Entstehung der Welt mittelst der Werkzeuge, die schon vorausgesetzt sind und nicht erklärt zu werden brauchen. Die Worte der Bibel: „Bereschîth bârâ elohîm" (Im Anfang schuf Gott u. s. w,) lauten in der genaueren Uebersetzung: Im Anfang „schnitt" (oder „schnitzte") Gott Himmel und Erde u. s. w. Unser philosophisch zugespitztes „Schaffen" ist dem einfachen Menschen nur ein Arbeiten, ein Machen mit Werkzeugen gewesen. So macht auch in der Indianersage der „Aelteste", der zuerst da war und im Himmel wohnte, die Männer, indem er Pfeile, die Frauen, indem er Mehlstampfer zurecht schnitzte; und es ist sehr wohl zu beachten, es ist ein direkter Beweis für die Richtigkeit dieses psychologischen Werthes der Werkzeuge: daß die ersten Menschen in den frühesten Sagen nicht als Söhne und Nachkommen, sondern als Kunstwerke des göttlichen Urhebers erscheinen.

Dieser urälteste Werkmeister der Welt hat mit der Ethik zunächst noch nicht das geringste zu thun; aber der Beginn auch dieser höheren Abstraktion ist wieder in gleicher Weise bei allen Völkern dieser Stufe in der Auffassung des Todes gegeben. In Australien, Afrika und Amerika sind bei allen tiefstehenden Stämmen Tod und Krankheit das Werk geheimer Feinde, die gewöhnlich in einem fremden Dorfe wohnen. Man ist also schon auf dem Wege, sich die Vorstellung auszudenken, daß nicht alles zweckmäßige und nützliche Arbeit sei, daß es auch ein Zerstörendes giebt, und geht damit dem Erfassen des bösen Prinzips entgegen, durch welches dann das vorhandene andere als „gut" definirt wird. Wie das Entstehen zuerst nur als eine Verwandlung galt, so ist ursprünglich auch das Vergehen, das Sterben nichts anderes; von einer Vernichtung ist keine Rede. Verwandelt, oder auch in alter Gestalt, wird nach dem Tode ein neuer Aufenthaltsort bezogen, und man begegnet diesen Abgeschiedenen im Traum oder hört sie Nachts im Walde. Die Bororó sehen stolz in den farbenprächtigen Aras die Verkörperung ihrer Todten, während die gestorbenen Neger sich in schwarze Aasgeier verwandeln.

Also Gott und Unsterblichkeit sind bei den sozial noch unentwickelten Wilden noch frei von aller Beziehung zu Lohn und Strafe oder Erlösung, sind nur Versuche der Welterklärung. Nun aber wächst und verfeinert sich die Erkenntniß; bei längerer Beobachtung lernt man einsehen, daß die früheren Erklärungen unzureichend sind, und ist doch nicht im Stande, bessere zu geben; dieser Konflikt ist es, der die Poesie des Mythus erzeugt. Die Zweifel werden einfach bei Seite geschoben, indem man sagt: „Es war früher so."

Die seit Generationen bereits zu einem äußerlichen Christenthum bekehrten brasilianischen Indianer haben noch eine Menge ihrer alten Mythen bewahrt, die unseren Kindermärchen zum Verwechseln ähnlich sind. „Früher", so beginnt der Erzähler, „gab es eine Zeit, wo alle Dinge sprachen." Und daran glaubt er auch ebenso fest, wie das Kind glaubt, wenn die Mutter anfängt: „Es war einmal." Nur sind die Völkermärchen nicht willkürlich erfunden, wie wenigstens die modernen Kindermärchen, soweit sie nicht uralte Erinnerungen überliefern, sondern stellen wirklich den Rest der früheren Erkenntniß dar. Ihre erste Schöpfung entspricht dem Geplauder des Kindes mit der Puppe, nicht der Unterhaltung der Mutter mit dem Kinde.

Auf eine ähnliche Weise mögen auch die Völkergedanken, welche in den ältesten Erfindungen auftreten, ihre Beziehung zur Religion gewonnen haben. Die Feuerentzündung war allmählich als eine Massenerfahrung gefunden worden, nicht der zweckbewußten Ueberlegung eines Einzelnen entsprungen, und damit war erstens von selbst ausgeschlossen, daß die Tradition berichtete, wie sie in den Besitz der Menschen gelangt war, und zweitens den späteren Geschlechtern, welche einen einzelnen Erfinder suchten, welche die Methoden bereits vervollkommnet hatten, unmöglich gemacht, sie zu verstehen. Da ist es kein Wunder, daß man in dem Konflikte des Erklären-Wollens und Nicht-Erklären-Könnens das Verdienst einem übermenschlichen Erfinder zuschrieb, und daß man diesen Glauben auch in besonderen Kultushandlungen pflegte, wie sie aus dem Alterthume bekannt sind. Nur blinde Wortgelehrsamkeit aber ist im stande, nun den umgekehrten Weg einzuschlagen, und die Erfindung des Feuerreibens auf Kultushandlungen zurückzuführen, auf die Drehung von hölzernen Gebetmühlen, welche die Entdeckung herbeigeführt und später die Verehrung veranlaßt habe.

Von dem berühmten Grauen der Urmenschenseele vor dem Phänomen des lodernden Feuers habe ich, bei den Naturmenschen wenigstens, nicht die leiseste Spur entdecken können; sie fürchten sich nicht mehr vor dem nützlichen Elemente, als der Gelehrte vor der Studirlampe. Wenn der Kampbrand irgendwoher mit dem Winde bedrohlich an ihr Lager heranrückt, so zünden sie selber einfach an der entgegengesetzten Seite das umgebende Gras oder Gestrüpp an und begeben sich auf die schnell kahl gebrannte Fläche, wo sie in sichererem Schutze sich der Wärme erfreuen. Der Ursprung des Feuers ist in der Bakaïrí-Legende auch recht harmloser Art: der Fuchs, ein Kampthier und der Großvater ihres Stammeshelden, hat es sich aus den Augen herausgeschlagen, und bei dem haben es sich die Enkel geholt.

So haben wir bei unserem Steinzeit-Indianer bereits eine reiche Mythologie mit poetischem, aber noch nicht mit ethischem Inhalt — diese, die Religion im höheren und edleren Sinne, gehört in die Kulturepoche, wenn sich mit dem Handel und der Viehzucht der Begriff des Eigenthums klar entwickelt, sich Staatswesen bilden, und aus der Volksmasse Individuen hervortreten. Der einfache Völkergedanke, der allenthalben gleich ist, macht dem unendlich variirbaren Kulturgedanken Platz; es erscheinen Priester und Propheten, und die individuelle Meinung verbreitet sich mit dem Worte oder mit dem Schwerte. Auch unser fortgeschrittenes Zeitalter zeigt jedoch noch eine in die Augen springende Analogie mit dem Gange des alten Völkergedankens: einst ließen die Werkzeuge, in denen seit Erschaffung der Welt zum ersten Male ein Neues entstanden war, den Menschen fragen: „Wie ist das alles gemacht, was mich umgiebt?" der Animismus wurde mehr und mehr bedrängt und schließlich sogar eingeschränkt bis zu der Uebertreibung, daß man den Thieren die Seelen absprach und sie als Automaten ihr Leben abspielen ließ. Und heute?

An die Stelle der einfachen Werkzeuge sind in der psychologischen Beeinflussung unseres Kausalbedürfnisses nunmehr die höheren Abstraktionen der Technik, die naturwissenschaftlichen Apparate und die modernen echten Erfindungen getreten. Warum erfüllt uns das Gewitter nicht mehr mit heiligem Schauder? Weil wir den elektrischen Funken selbst erzeugen. Warum ist der Zauber der „Lebenskraft" gebrochen? Weil wir selbst organische Verbindungen aus unorganischen zusammensetzen können. Wir wissen, oder lernen doch, wie es gemacht wird. Erst jetzt dürfen wir auch den Muth haben, begreifen zu wollen und zu fragen: Wie sind die Gebilde, die in ihrer scheinbaren Fertigkeit und abgeschlossenen Vollendung noch unseren Großvätern als Erzeugniß eines einzigen Schöpfungsaktes gelten mußten, wie sind die Arten, und wie ist der Mensch mit seiner Sprache entstanden?

Nur vor der Seele steht auch der Kulturträger der Gegenwart nicht viel klareren Geistes wie der Naturmensch vor der Natur; sie scheint ihm ein Spiel höherer Kräfte bleiben zu müssen, dessen einheitliches Erkennen an einem unauflösbaren Dualismus scheitert.

Indem man sich die niedrigere Stufe der Erkenntniß bei dem Schingú-Indianer klar macht, kommt man sehr leicht zu einer falschen Vorstellung über die Kenntnisse desselben und deren Umfang. Wenn sie aber noch wenig Wissenschaft haben, so besitzen sie trotzdem ein erstaunliches Wissen. Sie, die so kindlich die Sterne deuten und für „gestern" und „morgen" dasselbe Wort haben, kennen alle auffallenden Konstellationen und wissen sehr genau, welche derselben in jeder Jahreszeit am Abend oder Morgen erscheinen und verschwinden. Die stete Aufmerksamkeit ist ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie tadellos die Himmelsrichtung einhalten, ohne kaum jemals einen Blick nach der wandernden Sonne zu werfen, daß sie an einem neuen Orte im Inneren einer Hütte fast ohne Ueberlegung den Stand der Sonne richtig angeben.

Während wir Kulturmenschen alle einseitig interessirt sind, den Himmel als Meteorologen, Astronomen, Künstler oder Bauern betrachten, und die Welt der Abstraktion haben, prägt sich dem Naturmenschen die ganze Umgebung unterschiedslos ein, und muß sich damit ja wohl im Völkergedanken wiederspiegeln. Er kennt alle Thiere und Pflanzen, und alle haben ihre Namen; sein Wortreichthum ist viel größer als der eines ungebildeten Europäers — aber er verfügt noch nicht wie dieser über höhere, übergeordnete Begriffe. In diesen Sprachen des tropischen Waldes giebt es nicht einmal ein Wort für „Palme" oder „Papagei": jede Art der Papageien oder Palmen hat ihren besonderen Namen. Sie haben nur das anschauliche Nebeneinander, nicht das begriffliche Uebereinander. Sie haben Zahlwörter nur für 1 und 2; addirend zählen sie: 1, 2, dann weiter 1—2, 2—2, 1—2—2 u. s. w., niemals, ohne an ihren Fingern und Zehen, an Händen und Füßen jede Zahl, auch die 1 und 2, zu markiren; so kommen sie mühsam bis 20. Sie „wortzählen" also nach Zweiern (Dyaden), sie „anschauungszählen" aber schon nach Fünfern (Pentaden) oder Zehnern (Dekaden). Gegenständlich kann man ihnen eine Summe bis zu 20 klar machen, aber mit Worten begreifen sie nur bis 2, und der Elementarsatz des Kopfrechnens: $2 \times 2 = 4$, muß ihrem Verstande noch unzugänglich bleiben.

Was sollten diese Menschen auch zählen? Sie, die keine Hausthiere, nicht einmal Hunde kennen, haben keine Heerden, deren Stückzahl dem Besitzer wichtig wäre; sie treiben keinen Handel und stehen im Tauschverkehr auf der niedersten aller Stufen, indem sie sich gegenseitig beschenken. Nur eine Kategorie giebt es für sie, wo die Zahl ein Interesse erhält, das ist die Familie, die Zahl der Kinder und Geschwister. Es scheint mir durchaus nicht unmöglich, daß dort alles Zählen ursprünglich eingesetzt hat; denn nicht nur bedeutet in der Sprache dieser Stämme der abstehende Daumen „Vater", sondern, was mich außerordentlich seltsam berührte: so oft ich einem neuen Opfer meiner Rechen-Examina mit meinen Fingergesten klar machen wollte, daß ich die Zahlwörter 1, 2, 3 u. s. w. in seiner Sprache zu wissen wünschte, so streckten die Gefragten allerdings die Hand empor und rechneten, aber der eine machte Halt bei 1, der andere bei 2 oder 3 oder 4, und ich entdeckte allmählich, daß sie mir immer die Anzahl ihrer Kinder oder Brüder mittheilten.

Diese niedrige, an der Anschauung haftende Zahlenerkenntniß, der die Elementarbegriffe der Sprache und der Kunst auf das genaueste parallel gehen, ist ein klassisches Beispiel, um sich klar zu machen, welch gefährlichen Weg wir ohne die Ethnologie der Naturvölker wandeln, wenn wir die Urgeschichte des Geistes auf der Geschichte indogermanischer Vorstellungen aufbauen wollen. Das hypothetische Grundvolk, von dem sich die indogermanischen Stämme abgezweigt haben, das ein hochausgebildetes Zahlensystem besaß, stand wahrlich nicht mehr auf der Stufe eines echten Naturvolkes. Nahezu die sämmtlichen Wurzeln, auf welche die indogermanischen Sprachen zurückgeführt werden, sind als Verbalwurzeln bestimmt worden, und auf Grund dieser Thatsache wird auf einmal von fast allen indogermanischen Linguisten angenommen, daß die menschliche Sprache überhaupt aus Verbalwurzeln hervorgegangen sein müsse. Nun haben wir in Central-Brasilien echte Karibenstämme angetroffen und können durch eine große Anzahl lexikalischer und flexivischer Uebereinstimmungen mit den längst bekannten Karibensprachen des nördlichen Süd-Amerikas auf das evidenteste beweisen, daß diese sämmtlichen Idiome ebenso gut wie die indogermanischen auf eine alte Grundsprache zurückgehen. Diese Stämme sind auseinandergegangen, als die Sprache noch wenig entwickelt war; aber vergebens suchen wir die Gemeinsamkeit der Verbalwurzeln, die das erste Element der Sprache bilden sollen. Mit dieser einen kleinen Erfahrung bei einer anderen Gruppe des Menschengeschlechtes fällt die ganze Hypothese von einer Entstehung der Sprache aus Verbalwurzeln in sich zusammen. Bei diesem, wie an so manchem anderen Punkte droht unserer Urgeschichte durch einseitiges Vorgehen eine Spekulation auf indogermanischer Basis zu werden, und wir sind auf dem besten Wege, die Grammatik in der Hand, einen indogermanischen Menschenaffen zu konstruiren.

Nicht entschieden genug kann die Ethnologie die auf der Studierstube verfertigten Modelle bei Seite schieben; sie bedarf lebendiger Geschöpfe aus weiter Welt und ihrer Werke. Wohl ist für alle Zeit die Periode überwunden, wo ihre Sammlungen nur als Illustrationen galten zu Reiseabenteuern oder zu kuriosen Sitten und Gebräuchen; aber noch immer wird es vielen schwer, zu begreifen, daß die Arbeitserzeugnisse der schriftlosen Völker als die einzigen Urkunden für die allmähliche Entstehung höherer Abstraktionen — auch für unser eigenes Verständniß einen unermeßlichen Werth besitzen; noch immer wollen nicht alle einsehen, daß wir Kulturmenschen in keiner Weise umgehen können, auf die Frage, was wir selbst gewesen sind, die Antwort bei den Buschmännern, Papuas oder Botokuden zu holen.

Kürzere Mittheilungen.

Die sibirische Pacificbahn.

Die große sibirische Eisenbahn ist ein Gegenstand, der in der russischen Presse hellere und schärfere Gestalt anzunehmen beginnt, seitdem einige der mit den nöthigen Voruntersuchungen beauftragten Ingenieure nach St. Petersburg zurückgekehrt sind. Es hat sich herausgestellt, daß die Strecken von Omsk bis Irkutsk einerseits, und sodann die äußerste im Osten, die von Wladiwostok bis zur Station Busse am mittleren Ussuri andererseits, durchaus günstige Bedingungen für die Bauausführung darbieten. Auf beiden wird die künftige Bahn, indem sie reiche und fruchtbare Gegenden durchzieht, vorwiegend Flachlandscharakter tragen, ihre Steigungen werden nie über das Verhältniß von 1 : 6000 bis 8000, und ihre Krümmungsradien nie über (bezw. unter) das Maß von 250 Faden (zu 2,13 m) hinausgehen. Ebendenselben Charakter lassen die noch nicht völlig beendigten, jedoch dem Abschlusse sich nähernden Untersuchungen sowohl des westlichsten Abschnittes (von Slatoust bis Omsk), wie die des ostsibirischen von Irkutsk über Tschita bis Sretensk schon deutlich erkennen. So werden denn auch besonders schwierige oder großartige Bauten nicht vorkommen. Die längste Brücke, die über den Irtisch zu schlagende, wird im ganzen 640 m (300 Faden) lang werden, die übrigen Brücken und Viadukte übersteigen nicht das Maß von 213 bis 320 m (100 bis 150 Faden). Die Baukosten pro Werst werden sich im Durchschnitt nicht höher stellen, als sie durchschnittlich im europäischen Rußland zu sein pflegen. Dieser Punkt ist bei der kolossalen Länge der Bahn sehr wesentlich und kann doch nicht hindern, daß Rußland sich mit dem Bau derselben eine schwere finanzielle Last auf die Schultern lädt. Der so früh verstorbene russische Minister der Verkehrswege, General v. Pauker, wußte sehr wohl, wie viel bei diesem Riesenunternehmen, dessen Verwirklichung er mit Feuereifer in Angriff genommen hatte, gerade von der Geldfrage abhing; er hatte daher die das Terrain studirenden Ingenieure angewiesen, solche Anschläge zu machen, welche, ohne die Festigkeit des Baues und die möglichste Ausnutzung der Bahn zu beeinträchtigen, doch den geringsten Kostenaufwand erfordern würden; ja noch kurz vor seinem Tode hatte der Minister persönlich auf Grund aller bei ihm eingelaufenen Berichte und Vorschläge eine Berechnung angestellt, wonach sich die Werst der sibirischen Eisenbahn mit Schienen, beweglichem Materiale und einstweilig für den Betrieb ausreichenden Brücken mit 25 000 Rubeln sollte herstellen lassen. Ebenderselbe hat eine Kommission, die nicht nur aus Fachleuten, sondern auch aus anderen mit sibirischen Verhältnissen wohlvertrauten Männern besteht, eingesetzt, die über allerlei diesen Bahnbau betreffende Fragen zu entscheiden hat, u. a. über den genauen Verlauf der Linie. Diese ist nun — mit Verwerfung der vom Vice-Admiral Kopytof vorgeschlagenen, die von Orenburg über Ssemipalatinsk, Irkutsk, Abagaitui, durch die chinesische Mantschurei geradewegs nach Wladiwostok gehen sollte — so bestimmt worden, daß sie Slatoust zum Ausgangspunkte nimmt und sodann Kurgan, Omsk, Tomsk, Kansk und Irkutsk berührt, hierauf den Baikalsee südlich umkreist und über Possolskaja, Tschita und Sretensk weitergeht. Hier wird sie durch den Amur unterbrochen, der als Wasserweg die Verkehrslinie fortsetzt, bis in Jabarofka an der Mündung des Ussuri die Schienen von neuem einsetzen, die über Busse bis Wladiwostock hinführen werden. Die erwähnte Kommission hat ferner beantragt, daß man, von Slatoust anfangend, die Bahn keineswegs ununterbrochen und geradeaus fortbauen soll, sondern daß man zu allererst kurze Bahnstrecken dort herstellen sollte, wo sich zwischen zwei Flußsystemen ein sogenannter Wolok oder Portage, eine Tragstelle, befindet, worauf dann allmählich die übrigen, natürlich viel längeren, Strecken hinzuzufügen wären.

Daß die Bahn eine hohe strategische und politische Bedeutung besitzt, daß sie namentlich Rußlands Stellung gegenüber China außerordentlich verstärken würde, liegt auf der Hand, und es ist wohl glaublich, daß, wie russische Zeitungsberichte zu erzählen wissen, in den Regierungskreisen Chinas große Erregung darüber herrscht. Um so eher, meinen wir, werden diese sich entschließen müssen, daß einzig richtige Gegenmittel gegen die von Rußland her drohende Gefahr aufzubieten, und dies ist kein anderes als der Bau großer Bahnen im eigenen Lande. So wird die sibirische Eisenbahn ein Bahnbrecher für den Eisenbahnbau in China werden und Umwälzungen im Zustande Asiens hervorrufen, die sehr bald auch in der übrigen Erdenwelt sich widerspiegeln werden. In diesem Sinne muß die ihrem Werden und Entstehen sich mühsam entgegenringende sibirische Eisenbahn als ein welthistorisches Ereigniß betrachtet werden, daß unserem so inhaltreichen 19. Jahrhundert einen höchst bedeutungsvollen Abschluß geben würde [1]). F. M.

---

[1]) Vergl. hierzu „Dr. Emil Deckert, Asiatische Eisenbahnen“, nebst beigegebener Karte. („Globus“, Bd. 53, S. 304 ff. und S. 331 ff.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Eine Hauptstätte der chinesischen Salzgewinnung liegt in der tiefgelegenen Marschengegend an der Ostküste von Kiangsu. An 36 verschiedenen Punkten wird das Salz daselbst durch Verdampfung von Salzwasser in künstlich erhitzten Pfannen gewonnen, und zwar in einer braunweißen, besseren Qualität, die sich zu oberst ablagert, und in einer dunkelbraunen, geringeren Qualität („Volks-Salz"), die die untere Schicht bildet. Das Gewerbe steht unter der Aufsicht eines besonderen Mandarins von hohem Range, der in Yang-tschou residirt, und die Verführung des Salzes nach den anderen Gegenden des Reiches erfolgt in Dschunken. Die Salzhändler zeichnen sich im allgemeinen durch großen Reichthum aus.

Afrika.

— Ueber die neueren Expeditionen in Togo-Land verlautet, daß Dr. L. Wolf von seiner Station Bismarckburg aus seinen Einfluß auf die Häuptlinge der Umgebung in der kräftigsten Weise geltend macht, ohne irgend welche Gewaltmittel aufzubieten. Ende 1888 hat er auch eine Reise durch das Udjuti-Land nach Salaga ausgeführt, von der er wohlbehalten nach der Station zurückkehrte. Gleichzeitig ist es auch dem Premierlieutenant Kling gelungen, von der Küste über Agbeada und Do Koffe wieder nach Bismarckburg zu gelangen und dabei die praktikabelste Karawanenstraße zwischen Klein-Popo und der Station aufzufinden.

— Die Swaine'sche Expedition in das Innere von Britisch-Ostafrika (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 159), deren Führung später F. J. Jackson übernommen hat, hat ihr letztes Ziel — den Victoria-Nyanza-See — zwar nicht erreicht, es ist derselben aber gelungen, eine Anzahl Punkte, die zur Anlage von Stationen geeignet sind, ausfindig zu machen, und sich nebenbei auch die Freundschaft der Nzoi-Bevölkerung zu erwerben, durch die man hofft, den Einfällen der Masai mehr und mehr Schach bieten zu können. Es ist deshalb beschlossen worden, Herrn Jackson mit einer zweiten Expedition zu betrauen, damit derselbe das begonnene weiter fortführen, und über den Naiwascha- und Baringo-See bis zum Victoria-Nyanza vordringen soll. — Eine andere von J. R. W. Pigott geführte Expedition, hat sich gegen den Tana-Fluß hin gewendet, und den Mount Kenia erreicht, um später am Baringo-See mit der Jackson'schen Karawane zusammenzustoßen und mit dieser gemeinsam zu operiren.

— Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft ist in ihrem Gebiete eifrig am Werke, gute Kommunikationen herzustellen. Eine Straße von Mombas nach Mbungo (50 engl. Meilen) ist bereits vollendet, und man will derselben alsbald eine weitere Fortsetzung binnenwärts geben, um allmählich alle Stationen unter einander und mit der Küste in bequeme Verbindung zu setzen. Ebenso beschäftigt man sich mit den Vorarbeiten zum Baue einer ähnlichen Straße zwischen Mombas und Malindi, sowie mit denjenigen zum Baue einer kurzen Eisenbahn auf der Insel Mombas. Die Experimente mit der Einführung von Kameelen, welche man gemacht hat, sind nicht geglückt, dagegen bewähren sich die Esel und Maulthiere recht gut.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Auf den Falklandsinseln hat die Schafzucht eine merkwürdige Ausdehnung gewonnen. Die nicht weit von der Südspitze Südamerikas gelegene, wiederholt von europäischen Mächten in Besitz genommene und wieder aufgegebene Inselgruppe, heute in englischem Besitz befindlich, ist infolge ihres feuchten, kalten Klimas für den Ackerbau absolut ungeeignet, aber um so besser gedeihen die Schafe. Ihre Zahl beläuft sich bereits über eine halbe Million, sämmtlich von guter Rasse und mit ausgezeichneter Wolle. Der Export ist in den Händen einer englischen Aktiengesellschaft, erfolgt aber auf den Dampfern der deutschen Kosmos-Linie, deren Dampfer Port Stanley, den Haupthafen der Inseln, anlaufen.

Polarregionen.

— Der Grönlandreisende Frithjof Nansen ist nach seinem unfreiwilligen Winteraufenthalte in dem Norden mit seinen Gefährten wohlbehalten in Kopenhagen und Christiania angelangt und hat in beiden Städten über seine Erlebnisse und Erfahrungen eingehendere Berichte erstattet (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 256 und S. 336). Dem Vernehmen nach haben ihn seine norwegischen Landsleute dazu ausersehen, im Sommer 1890 eine andere Polarexpedition nach Franz-Josefs-Land zu führen. Auf seine Grönlandforschungen kommen wir demnächst ausführlicher zurück.

Bücherschau.

— Sydow-Wagner's methodischer Schul-Atlas. Gotha 1889. Justus Perthes. — Man kann diesen Atlas nur mit Freude und Genugthuung betrachten, da jedes seiner Blätter einem zeigt, daß die Fortschritte der kartographischen Technik und der geographischen Wissenschaft der Schule heute in einem sehr hohen Maße dienstbar gemacht werden. Der treffliche Grundcharakter der Sydow'schen Atlanten leuchtet ja immer noch aus der Mehrzahl der Karten heraus, aber in vielfacher Beziehung hat sich an denselben ein Prozeß weiterer Läuterung und Durchreifung vollzogen, und außerdem sind ihnen zahlreiche wichtige Ergänzungen beigesellt worden. Unter diesen letzteren erscheinen uns ganz besonders meisterhaft die Populationskarten und die klimatischen Karten. Daß der Herausgeber es vorzüglich verstanden hat, den schulmethodischen Grundsätzen allenthalben gerecht zu werden, versteht sich von selbst. Die Hauptverkehrslinien hätten auf den zu ihrer Veranschaulichung bestimmten Blättern vielleicht etwas deutlicher markirt werden können.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse
und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Kulturbilder aus den Somâl- und Galländern von Harar.

Von Prof. Dr. Philipp Paulitschke.

II. Die von den Galla besetzten Landschaften.

(Mit drei Abbildungen.)

Die wirthschaftliche und commercielle Bedeutung der Somâl-Länder wurzelt zum größten Theile in der Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit der südlich und westlich an dieselben grenzenden, von den Galla besetzten Gebiete. Der centrale Theil der Somâl-Länder, vornehmlich die Ogadên genannten Territorien mögen allein hiervon ausgenommen sein, weil deren Bewohnerschaft Produkte aus dem Thierreiche — aber fast ausschließlich nur diese — an die Küste sendet und auf den Markt von Aden wirft. Die Galla-Gebiete treten nur als Produzent ergänzend auf und liefern Produkte des Bodenbaues neben solchen der Viehzucht in reicher Menge. Würden von der englischen oder französischen Regierung über die Provenienz der Handelsprodukte an der Somâl- und Danâkil-Küste statistische Aufzeichnungen gemacht (es werden thatsächlich nur die Export- und Importverhältnisse summarisch ausgewiesen), so würde die Individualität der von den Somâl und Danâkil einerseits und von den Galla andererseits bewohnten Landstriche in einem bemerkenswerthen Lichte erscheinen. Das Somâl- und Danâkil-Land ist Weideland par excellence, das Galla-Land wohlangebautes Ackerland, auf welchem nur dort die Viehzucht überwiegt, wo Gebirge dem Landbau eine Grenze setzen. Auf dem größten Theile des letzteren wird Landbau mit Viehzucht in außerordentlich harmonischer Vereinigung betrieben. Ein Zweig ergänzt den anderen mit Vielseitigkeit und läßt Lücken nur selten fühlen.

Die von Galla besetzten Gebiete erstrecken sich ungefähr vom neunten bis zum dritten Grade nördl. Br. (im Osten des Kenia bis zum fünften Grade südl. Br.) und von $30\frac{1}{2}^0$ bis $40\frac{1}{2}^0$ östl. L. von Greenwich. Die östliche Grenzmark ist eine viel umstrittene. An derselben finden unablässig Kämpfe mit den Somâl statt, welche Völkerschaft mit Ungestüm nach dem Süden drängt und den Tana schon lange überschritten hat. Fast kein Vierteljahr vergeht, wo nicht an der Küste oder in Zansibar von großen Raubzügen und von Mord und Plünderung, welche die Somâl verübt haben, Kunde verbreitet wäre. Ganz besonders heftig fühlbar waren die Angriffe der Somâl im Winter 1887, ohne daß eine andere Ursache als die Vermuthung eines Durra-Mißwachses im Somâl-Lande für dieses erneuerte heftige Südwärtsstürmen des Volksstammes gefunden werden konnte.

Auch nördlich von Harar haben die Galla in jüngerer Zeit den Somâl gegenüber Gebietsverluste aufzuweisen, die sich indessen nur so weit erstrecken können, als ebenes, ehemals von Galla bewohntes Land reicht, das die Somâl nunmehr für die Weide ihrer Heerden in Anspruch nehmen. Der Gebirgswall setzt der Ausbreitung der nomadischen Somâl ein natürliches Ziel.

An der Südgrenze sind die mit den Nilvölkern sprachlich innig verwandten Massai keilförmig in das Galla-Gebiet eingedrungen, oder wie wir richtiger sagen sollten: die

Landschaftsbild aus dem Nole-Galla-Gebiete, zugleich den Typus einer natürlichen Kella darstellend.

Der See Haramâja im Galla-Gebiete.

Galla haben wahrscheinlich auf ihrem Zuge nach Norden die bis an die indische Küste ausgebreiteten Nilvölker hier nicht zu durchbrechen vermocht. Im Westen reicht das Galla-Gebiet bis beinahe an den Nil. Sowohl der äußere physische Typus des Volkes von Uganda z. B., ebenso jener der Massai und ihrer Verwandten, als auch viele Züge aus dem nationalen Leben der genannten Völkerschaften lassen den Einfluß gallanischen Blutes deutlich erkennen, und ich stehe nicht an, diese Völkerschaften geradezu als „gallaartige“ zu bezeichnen. Eine größere Fülle ethnologischen Materiales, das zu dem Zwecke der Konstatirung des ehemaligen Galla-Einflusses beschafft werden wird, dürfte die sehr nahe Verwandtschaft der Massai und Waboni mit den Galla zweifellos darthun.

Das von Galla bewohnte Gebiet ist, soweit es von Forschungsreisenden erschlossen werden konnte, eine große Hochebene, Gebirgsmassen sind über dieselbe nur dort gebreitet, wo der Stock der Abessynischen Alpen nach dem Süden sich verzweigt. Hier sind es dann breite, fruchtbare Thäler, wo das Volk dicht angesiedelt ist. Der Wêbi, Dschub, der Omo, der Hawasch, der Sobat und der Abâj sind die Hauptströme, die das ungeheure Gebiet der Galla mit ihren zahlreichen Nebenflüssen bewässern. Krystallinisches Gestein auf der Höhe wechselt mit Kalk-Gebilden in den Thälern und auf den Ebenen.

Der zerfallene Granit bildet ausgezeichneten Humus-Boden und ist in vielen Gegenden von röthlicher Farbe, von der auch ab und zu die Gewässer der Flüsse gefärbt erscheinen.

Westlich und nordwestlich von der Stadt Harar befindet sich am Fuße einer höheren Gebirgskette eine Reihe kleiner Seen mit salzig-bitterem Wasser und ohne Fische. Der bedeutendste darunter ist der Haramâja (S. Abbildung 2), dessen Spiegel 2252 m über demjenigen des Golfes von Aden, und dessen Längsachse etwa $1^1/_2$ Stunde betragen mag, während seine Breitenachse $^3/_4$ Stunde mißt. Es ist ein einfacher Stauungssee mit reizlosen Ufern und dunkelblauem Wasser, welch letzteres von den Regengüssen der nassen Jahreszeit sowie von unterirdischen Quellen (hôra) herrührt. Den Erzählungen der Oromo nach ist seine Tiefe sehr bedeutend. Der Boden rings um ihn her ist vulkanischer Natur.

Die einzelnen Stämme der Galla sind nun derartig über das mächtige Gebiet ausgebreitet, daß je ein Stamm oder ein Reich — monarchische, mitunter sehr kleine Staaten sind namentlich in dem centralen, an Schoa grenzenden Theile des Galla-Landes sehr zahlreich — eine Landschaft bewohnt, die von den angrenzenden Gebieten nach allen Seiten hin durch einen 1 bis $1^1/_2$ Stunden breiten völlig wüsten Strich — eine sogenannte „udemá“ — getrennt ist. In dieser udemá wohnen weder Menschen, noch werden je Heerden nach derselben getrieben oder Ackerbau daselbst in Angriff genommen.

Das bewohnte Land ist ferner seiner ganzen Umfassung nach von einer Dornenhecke oder einem aus Stachelpflanzen gebildeten Verhaue von bedeutender Höhe umgeben, dessen Zustand sehr gut erhalten und wohl gepflegt wird. Nur an bestimmten Stellen, namentlich an der Einmündung von Wegen, befinden sich Einlässe — „kellá“ genannt —, wirklichen Thoren gleichend, welche häufig einige Kilometer weit nach links und rechts von wohlgezimmerten Bretterwänden eingefaßt sind.

Der Eintritt durch die Kellá, an der sich neben dem eigentlichen Thorwächter in der Regel einige Leute aufhalten, die unter dem Volke und unter den Nachbarn ausgedehnte Personenkenntnisse haben, wird streng gehütet, und meist wird der Einlaß nur dann gewährt, wenn man ein Erkennungs- oder Legitimationszeichen vom Häuptlinge bringt. Karawanen lagern oft vor den Thoren und bitten oder feilschen, vermitteln wohl auch um den Einlaß. Oft läßt sich eine solche Kellá aus dichter Euphorbien-Vegetation herstellen (S. Abbildung 1), die dann ein schönes, natürliches Thor bietet. Solche Kellás scheinen bei den Galla auch dort vorhanden zu sein, wo, wie an der Peripherie bei den Somâl eine so strenge Abgeschlossenheit des Gebietes nicht durchführbar ist. Sie sind dann oft nur Wahrzeichen der Gegend und ohne praktische Bedeutung.

Im gebirgigen Terrain sind die menschlichen Ansiedelungen im Galla-Lande derart an einander gereiht, daß die einzelnen Behausungen — manná, dem innerasiatischen Tokûl ganz ähnlich — oft wie Bienenstöcke oder Vogelnester an den Felsen hängen, und nur auf Saumpfaden und unter Beschwerden erreichbar sind. In der Ebene dagegen (diese ist oft von gräßlicher Eintönigkeit) reiht sich ein großes Dorf an das andere, dessen Bestandtheile oder einzelne Wirthschaftsstände mit Dornenzäunen umgeben sind. (S. Abbildung 3). Schöne Gruppen von Musa Ensete und Musa paradisiaca beschatten solche Hausgruppen und geben der Behausung ein wohlgefälliges Relief. Zur Zeit des Durra-Hochstandes bietet z. B. die Hochebene ein wogendes Aehren- und Rispenmeer, das diese Kommunikationswege serpentinenartig durchziehen. Die Durra erreicht, ausgereift, über Manneshöhe und bietet ein vortreffliches Deckungsobjekt in den Zeiten feindlicher Einfälle.

Nähert man sich einer Ansiedelung, so ergeht man sich, bevor man die Wohnräume für Menschen und Vieh betritt, vorweg in einer kleinen Pflanzung — dem Grabesschmuck der Abgeschiedenen der Familie. Eine hohe, unbedachte Palissadenreihe bezeichnet die Stallung der Rinder. Eine große Kuppe von dürren Dornensträuchern dient als Ersatz für die Thorflügel zu den Wohnräumen, denn am Abend wird damit der Einlaß in der Hecke sorgsam verrammt, um zeitig in der Frühe entfernt und zu der kegelförmigen Kuppe aufgethürmt zu werden. Bohrlöcher in der Höhe der Manná führen zu den Durra-Vorräthen der Familie.

Nach der Ernte bedecken die Ebene des Galla-Landes mächtige zuckerhutartige Bildungen. Die Galla lassen nämlich den größten Theil der Feldfrüchte draußen am Felde lagern, schütten sie kegelförmig auf und bedecken sie mit dem langen Durra-Stroh. Wächter sorgen dann für die Wahrung der Eigenthumsrechte. Die Durra-Rispe bleibt in diesen an die Verwahrung der Zuckerrübe auf unseren Feldern gemahnenden Bauten frisch und schmackhaft, während sie in der Nähe der Wohnungen infolge der ungünstigen Einflüsse, die die Handhabung des Wasservorraths und die röhrenartig verlaufenden Aborte in der Nähe der Manná üben, leicht verderben und schimmelig werden kann.

Das Dach der Manná ist mit Knochenresten und oft mit vielen trommelartigen Bienenkörben bedeckt. Nicht selten hat die Manná das Aussehen eines großartigen Bienenkorbes, so dicht ist sie mit kleinen Bienenkörben bedeckt.

Die Wasserzufuhr wird durch Zusammentragen des nöthigen Vorraths aus Cisternen, die auf den Feldern errichtet werden, bewirkt. Der Galla verlegt seine Behausung fast nie unmittelbar an das Ufer eines Flusses oder Baches, sondern in der Regel weit ab von demselben, weil er die Wasserfluth in und nach der Regenperiode fürchten muß. Das Vieh wird zur Cisterne oder Quelle zur Tränke ausgetrieben. Das Ausdreschen der Durra geschieht gemeinsam von Seiten aller Dorfinsassen und wird von melodischen, weit schallenden Gesängen begleitet. In der Nähe der Manná werden nur die nöthigen groben Verrichtungen der Wirth-

Galla-Gehöft.

schaft vollzogen und es wird z. B. Vieh niemals in der Nähe des Gehöftes, sondern stets auf dem Felde oder im Walde geschlachtet.

Der Boden für Ackerbau und Weide ist wohlparcellirt und gut ausgenutzt, obgleich Umzäunungen desselben nur selten angetroffen werden. Flurwächter, die auf eigens erbauten, hochragenden Warten postirt sind, sorgen für die Sicherheit der Feldfrucht und befassen sich auch mit dem Verscheuchen der thierischen Feinde des Feldbaues, z. B. des Elephanten.

Herrscher und Beherrschte auf Java.

Von Emil Metzger.

(Fortsetzung. Mit zwei Abbildungen.)

Mit Ausnahme von ein paar größeren Orten, wo ein solcher unter Europäern wenigstens sich entwickeln kann, ist übrigens auch unter Europäern nur ausnahmsweise von einem engeren gesellschaftlichen Verkehr in europäischem Sinne die Rede. Die Zahl derselben ist in den meisten Orten nur klein, die amtliche oder dienstliche Stellung spielt eine große Rolle, und es hängt ganz vom Takt und der persönlichen Neigung der an der Spitze stehenden Persönlichkeit, namentlich aber von seiner Frau ab, ob der Aufenthalt an dem Orte Höllenqualen oder Himmelslust bringen soll. Entweder lebt man unter einander wie in dem Schooße einer großen Familie oder aber steht man auf dem abgemessensten förmlichsten Fuße.

Ist ersteres der Fall, so wird doch der Zustand sehr leicht gestört; ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft dem gewohnten Kreise durch Tod oder Versetzung entrissen, ein fremdes Element in denselben eingeführt — und die Scene ist vollkommen verändert. Und wie leicht wird die Harmonie durch die Frauen unterbrochen! Wenn auch ein solches Verhältniß nicht offiziell anerkannt ist, wird doch die Stellung derselben ziemlich genau durch den Rang des Mannes bestimmt, und wehe demjenigen und derjenigen, die dies nicht anerkennen oder sich einen Einbruch auf die hergebrachte Ordnung erlauben wollten. Selbst wenn die Verhältnisse günstig sind und man sich fest an einander schließt, um eine große Familie zu bilden, so müssen doch die jüngeren, d. h. dem Range nach untergeordneten, den älteren, höher stehenden Mitgliedern stillschweigend den entsprechenden Vorrang einräumen, um keinen Zwist hervorzurufen. Gewöhnlich bedarf man auch der höher gestellten eingeborenen Beamten zur Vergrößerung des Kreises, in dem ihnen jedoch im allgemeinen nur eine Statistenrolle zufällt. Zunächst macht man sie, bis zu einem gewissen Range hinunter, zu Mitgliedern der „Societät“. Ein derartiges neutrales Gesellschaftslokal ist das erste, was an jedem Orte, an dem sich einige Europäer befinden, zu Stande kommt. Vielleicht glückt es mir durch Beschreibung des Typus einer solchen Einrichtung dem Leser einen tieferen Einblick in die Zustände zu geben. Natürlich ist dieselbe auf gemeinschaftliche, nicht allzu hohe Beiträge begründet und daher aus zwingenden Gründen, an kleinen Orten wenigstens, alles den beschränkten Mitteln entsprechend einfach eingerichtet.

Wir sehen ein kleines Gebäude vor uns, in dessen bis zu drei Seiten ganz offenem Vorraume sich der traditionelle runde Tisch befindet, dessen Bestimmung wir gleich kennen lernen werden; er ist von einer Anzahl Schaukelstühlen umgeben, die den größten Theil des Tages leer stehen; über denselben, vielleicht auch noch rechts und links, ist je eine Hängelampe angebracht. Aus diesem Vorraume gewähren zwei oder drei Thüren Zugang in das Allerheiligste, wo unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Billard den größten Theil des Raumes einnimmt und an den Wänden kaum noch Platz für einige Spieltische und Stühle übrig bleibt. Hinter diesem Zimmer befinden sich die Räume für deren Verwalter — gewöhnlich ein Chinese — oder Eingeborene, in denen auch die der „Gesellschaft“ gehörigen Vorräthe untergebracht werden. Im allgemeinen ist die Einrichtung überraschend einfach. Mit Kalk geweißte Mauern, ein Flur von rothen gebrannten Steinen, die da, wo die Verhältnisse größeren Luxus erlauben, durch Marmorplatten ersetzt sind, machen einen kalten Eindruck, um so kälter, als die Eintönigkeit der Wände kaum unterbrochen wird.

Die Mitgliederliste, an deren Spitze der Name des Schutzherrn und die des Vorstandes prangen (letztere sind zuweilen zahlreicher als die der übrigen Mitglieder), möglicherweise ein Bild, welches S. Majestät den König der Niederlande vorstellen soll, vielleicht neben ihm Königin Sophie oder Königin Emma oder beide, machen den ganzen Wandschmuck aus.

Uebrigens zeigt sich im allgemeinen dort so recht, was gemeinschaftliches Zusammenwirken vermag, und in den großen Orten erscheinen die Gesellschaftslokale in sehr geschmackvollem und reichem Gewande. Doch wie einfach sie auch seien, mancher hat in ihren Mauern genußreiche Stunden verlebt, und zu manchem glücklichen Familienleben ist dort der Grund gelegt worden. Es bedarf eben so geringen Beiwerkes, wenn man die feste Absicht hat, zufrieden und glücklich zu sein, und an dieser guten Absicht fehlt es in den Stunden, wo die Societät besucht wird, gewiß nur wenigen.

Ueberhaupt kann man sich nicht vorstellen, wie glücklich und zufrieden man selbst in abgelegenen Orten in Indien sein kann, wenn geeignete Elemente zusammentreffen und, um dies gleich hinzuzufügen, wie viele gute Eigenschaften dann zu Tage treten, wie überhaupt der Charakter der meisten Menschen sich in mancher Beziehung dort in einem so günstigen Lichte zeigt, wie man dies, so lange man es nicht selbst erfahren hat, kaum voraussetzen sollte.

Die dem Lebensalter und Range nach jüngeren Mitglieder stellen sich regelmäßig vormittags und gegen Abend in der Societät ein, um eine Erfrischung zu genießen, Zeitungen zu lesen und ein wenig zu politisiren. Der Kreis um den runden Tisch bildet sich; die Füße auf einen zu diesem Zweck an demselben angebrachten eisernen Ring gelegt, ruht man in der ungezwungendsten Haltung aus. Einzelne spielen vielleicht trotz der klimatischen Einflüsse eine Partie Billard. Selten nur verirrt sich eines der eingeborenen Mitglieder um diese Zeit in die Societät, es müßte denn sein, daß es von einem europäischen Mitgliede halb mit Gewalt mitgenommen würde. Zur Beförderung einer größeren Harmonie und eines innigeren Verkehres hält man meist ein- oder gar zweimal in der Woche einen sogenannten Gesellschaftsabend, bei dem sogar zuweilen das schöne Geschlecht erscheint; an allen anderen Abenden sind die dem geselligen Vergnügen gewidmeten Räume wüst und leer.

Die Herrenabende sind dem Billard und Kartenspiel, seltener der Unterhaltung, geweiht. Unter indischen Ver-

hältnissen läßt sich manches hierfür anführen; eine allgemeine Konversation (um mich des fremden Wortes zu bedienen), die über die Tagesereignisse hinausgeht, würde bei dem sehr verschiedenen Bildungsgrade der Theilnehmer bald stocken, sehr platt werden oder in Klatschereien ausarten und leicht zu Gruppenbildungen führen, die man im Interesse des Ganzen gerade verhüten möchte.

Hat an solchen Abenden die erste Person des Ortes, die gewöhnlich Schutzherr der Gesellschaft ist, ihr Erscheinen in Aussicht gestellt, oder erscheint sie regelmäßig, so begegnet man einer gewissen Feierlichkeit in Miene, Haltung und Gewand. An manchen Orten wird dunkler Anzug „de rigueur“, und häufig erscheinen auch die eingeborenen Beamten, um sich pflichtmäßig mit den übrigen, nach Rang und Würde geordnet, aufzustellen. Einige personae gratissimae, oder solche, welche es werden möchten, suchen etwas hervorzutreten, die Gleichgültigen oder Mißliebigen halten sich mehr zurück, alle harren aufmerksam des großen Augenblicks.

Vielleicht wagt es ein jugendliches Mitglied, die Bälle auf dem Billard mit der Hand hin und her zu jagen; Theilnehmer zu einer Partie wird er in dieser feierlichen Stunde der Spannung und Erwartung kaum finden, natürlich insofern nicht ein Ort die Scene der Handlung ist, wo der Leichtsinn — alias Fortschritt — schon überhand genommen hat.

Jetzt naht der erwartete hohe Gast; der Vorstand der Gesellschaft geht ihm entgegen, um ihn zu begrüßen und empfängt in anmuthig gebogener Haltung einen Händedruck, darauf begleitet er ihn in den inneren Raum. Alle neigen sich, einzelne Glückliche werden durch einen mehr oder weniger abgemessenen oder freundlichen Gruß besonders ausgezeichnet, nachdem der Gallerie im allgemeinen durch eine feierliche Verbeugung der Dank für die bewiesene (allerdings als pflichtmäßig betrachtete) Ehre abgestattet ist, und dann nimmt der Gast Platz an dem für ihn bestimmten Spieltisch — man weiß schon vorher, ob er l'Hombre, Quadrille oder Whist — spielt, und bezeichnet, wenn dies nicht schon ein für allemal geschehen, seine Mitspieler, welche nun auch ihren Sitz einnehmen. Ein Augenblick allgemeiner Bewegung folgt, die Parteien, soweit sie nicht schon fest zu einander gehören, werden mit Hilfe der Mitglieder des Vorstandes gebildet; hier oder da tönt einem fremden Besucher die Frage „Whist oder l'Hombre?“ entgegen, und sobald er seine Entscheidung getroffen hat, nähert sich ihm ein anderer Herr, der ihm die Karten bietet, um seinen Platz durch das Loos zu bestimmen. An den Kartenspielen der Europäer betheiligen sich die Eingeborenen nur ausnahmsweise, manchmal riskiren sie mit einigen der europäischen Mitglieder in irgend einer Ecke ein kleines, bescheidenes Hazardspiel; doch in der Gegenwart der hohen Personen erwacht der richtige Animus nicht, und die Theilnehmer bleiben kalt. In der Societät hat der Eingeborene im allgemeinen keine Gelegenheit, seiner Spielwuth zu fröhnen, dazu ist schon nöthig, daß er nur mit Landsleuten, mit Mischlingen oder mit Europäern, die zu den dii minorum gentium gehören, zusammen sei und nicht von seinen Vorgesetzten beobachtet werden kann; ich werde weiter unten noch auf diesen Punkt zurückzukommen Gelegenheit haben.

Je nach der örtlichen Gewohnheit und der Neigung, welche für das edle Spiel besteht, hört man um 11 Uhr, um 12 Uhr oder gar noch später auf. Je nachdem das Glück die leitenden Persönlichkeiten begünstigt hat, herrscht eine mehr oder weniger heitere Stimmung, in der man entweder das Lokal verläßt oder sich an dem runden Tische zu einem Glas Grog vereinigt; gewöhnlich dauert es nicht mehr allzulange, bis die letzten Gäste die Societät verlassen, bald verlöschen die Lampen, und die Schritte der wenigen Nachzügler verhallen in der stillen, friedlichen Nacht.

Welche Aufregung aber herrscht nicht in so einem kleinen stillen Orte, wenn die frohe Nachricht sich verbreitet, daß der Vorstand einen Damenabend veranstalten will; wie auch das Programm sein möge, eins doch ist gewiß: man weiß, daß zum Schlusse wenigstens ein Tanzvergnügen stattfinden wird, und dies ist ein Genuß, dem trotz des Klimas viele Herzen sehnsüchtig entgegenschlagen. Eine Beschreibung der Vorbereitungen zu einer solchen Feierlichkeit glaube ich dem geneigten Leser ersparen zu können. Toilettennoth, Wagenmangel, der namentlich in dem Westmonsun das erwartete Vergnügen sehr bedrohen kann, und feierlicher Empfang der Gäste sind überwunden, europäische Schöne und Radhen-Ajus — die erste Gemahlin eines Häuptlings vom höheren Range —, soweit sie courfähig sind, haben von den durch farbige Bänder auf ihrem Frack ausgezeichneten Festordnern geführt, den ihnen zukommenden Platz erreicht, bei dessen Wahl die Rangordnung der betreffenden Männer noch strenger berücksichtigt wird, als bei der Aufstellung der letzteren selbst. Auf einem besonderen Ehren-Sopha, dem eine bevorzugte Stelle eingeräumt ist, nehmen die Gattin des höchstgestellten europäischen Beamten und die Radhen-Aju des Regenten Platz und halten Cour; rechts und links schließen die Reihen der übrigen an. Wenn eine kleine Garnison im Orte liegt, deren Kommandant verheirathet ist, wird die Sache schwieriger; man schafft dann gewöhnlich ein Riesensopha herbei, auf dem die drei im Range höchsten Damen zusammen Platz finden, was bisweilen einen malerischen Anblick bietet. Einige Erfrischungen werden angeboten, vielleicht musizirt man auch, doch langsam schleichen die Minuten — welches auch das Programm des Abends sein mag — dahin, bis die Musik das Zeichen zum Tanz giebt, der vielleicht bis spät in die Nacht fortgesetzt wird. An der Polonaise betheiligen sich auch manchmal die Eingeborenen, zuweilen auch ihre Frauen, an den anderen Tänzen nehmen sie nur sehr ausnahmsweise theil, höchstens machen sie eine Quadrille mit. In ähnlicher Weise spielen sich die gewöhnlichen Empfangsabende bei den höher gestellten europäischen und eingeborenen Beamten ab, und namentlich den letzteren wird wohl manchmal ein Wink gegeben, um auch außer den gewöhnlichen Festlichkeiten einen außerordentlichen Ball zu veranstalten; dazu kommen noch häufig geschlossene Spielpartien, bei denen die Frauen zuweilen die Männer begleiten, um nicht gar zu einsam zu Hause zu sitzen, und die mehr formellen Besuche, die gewöhnlich schnell abgemacht werden.

Da wo ein recht patriarchalischer Ton herrscht, kommen die Frauen selbst der höheren europäischen Beamten auf einen gewissen vertraulichen Fuß mit den Frauen der höchsten Eingeborenen; man besucht sich im Laufe des Tages, man erweist sich gegenseitig kleine Dienste, man hat einander nöthig, und Frauen finden ja durch ihr Hauswesen und ihre häuslichen Sorgen — tüchtige Hausfrauen sind auch die der Eingeborenen gewöhnlich — so leicht Berührungspunkte, die sie veranlassen, manche Scheidewand einzureißen.

Zuweilen wird ein solcher Verkehr für europäische Frauen, besonders für solche, welche einer niedrigen Bildungsstufe angehören, dadurch nachtheilig, daß bei diesen Zusammenkünften häufig stark gespielt wird. Spielen ist ein Uebel, welches, mehr als Opiumgenuß, als ein Krebsschaden in der besseren eingeborenen Gesellschaft um sich frißt, und dem manche Laufbahn, manches häusliche Glück zum Opfer fällt. Es wirkt nicht blos als üble Gewohnheit, sondern wird zur wirklichen Leidenschaft, die auch das weibliche Geschlecht im höchsten Grade mit sich fortreißt und die davon Ergriffenen alles vergessen läßt. Selten nur werden europäische Karten dazu benutzt und europäische Spiele gespielt, beinahe immer sind es chinesische Spiele mit chinesischen Karten. Durch

das Gesagte soll aber durchaus nicht ausgedrückt werden, daß das Spiel nicht auch in den geringeren Klassen Verheerungen anrichtet, das Gegentheil ist wahr, und nur zu oft sieht man längs der Straße Kulis, welche, um einen Augenblick auszuruhen, ihre Last niedergelegt haben und sich mit irgend einem Glücksspiel um verhältnißmäßig hohen Einsatz beschäftigen.

Die Schwächen der Eingeborenen, namentlich ihre Neigung zu prunken, und ihre grenzenlose Gastfreiheit, werden durch Europäer manchmal sehr in Anspruch genommen. Wenn z. B. irgend eine Festlichkeit stattfindet, zu der die Bewohner der Umgegend nach dem Hauptorte kommen, nehmen manche, selbst da wo ein Gasthaus besteht, ihre Zuflucht zu der Gastfreiheit des Regenten, des Patih oder eines anderen Häuptlings.

Bei Reisen machen einzelne, darunter selbst Beamte, wenn sie auch die Kosten der Regierung in Rechnung bringen können, doch — und natürlich ohne Bezahlung — Gebrauch von den Pferden und Wagen der Häuptlinge; das

Typus eines javanischen Hauses.

größte Uebel sind in dieser Hinsicht vielleicht die Auktionen, die bei versetzten Beamten gehalten werden, und wobei es, namentlich wenn die Herren beliebt sind, zu einer Gewohnheit geworden ist, die Preise aufzutreiben, zu welchem Zwecke sich die Einwohnerschaft des ganzen Bezirkes zusammenfindet (ja manchmal Gäste von weit außerhalb der Grenzen desselben kommen), soweit sie einigermaßen zur europäischen oder eingeborenen Gesellschaft gehören. Eine solche Auktion wird zu einem allgemeinen Feste, man bietet, man kauft schließlich zu enormen Preisen Gegenstände, die man durchaus nicht nöthig hat und — die man vier Monate später bezahlen muß, um dem Abreisenden einen Beweis von Sympathie zu geben, häufig auch, wenn man weiß, daß er es nöthig hat, eine Unterstützung zukommen zu lassen, ohne ihn in Verlegenheit zu setzen. Doch so schön und edel dies auch sein mag, die Folgen bleiben dieselben. — Allerdings ist es schwer, von solchen Verhältnissen eine richtige Vorstellung zu geben; sie haben auch ihre gute Seite,

die man erst empfindet, wenn man in ihnen lebt. Wenn man eine derartige Bemerkung wie die vorhergehende, niedergeschrieben hat, fühlt man erst, wie schwer es wird, die Wirklichkeit dem Leser vorzuführen, und wie richtig es ist, daß nicht die nackten Thatsachen, sondern die dazu gehörigen Umstände erst eine Sache in richtiges Licht zu stellen im Stande sind.

Gegenüber Arbeitern und Dienern herrscht noch bei vielen europäischen Familien ein patriarchalisches Verhältniß, welches für beide Theile manche Vortheile mit sich bringt. Der Eingeborene der unteren Stände ist im allgemeinen ein guter, einfacher Mensch, wenn er nicht durch längeren Umgang mit fremden Rassen aus seinem Naturzustande gerissen ist; es ist, wenn man seine Vorurtheile schont, nicht schwer, seine Zuneigung in den Grenzen, in denen er dieselbe überhaupt zu schenken geneigt ist, zu gewinnen. Nur darf man eben nicht von ihm erwarten oder gar fordern, uns das zu bieten, was wir unter gleichen Umständen von einem Europäer voraussetzen dürfen. Er ist eben für die meisten, oder beinahe für alle Europäer, was seinen Gedankengang und die demselben entspringenden Handlungen betrifft, einfach ein Räthsel, und ich glaube, daß die einander so widersprechenden Beurtheilungen, die über den Einwohner von Java gefällt worden sind und immer noch gefällt werden, hauptsächlich darauf zurückgeführt werden müssen, daß die einen sich ein Bild von ihm machen, wie sie selbst ihn zu sehen wünschten, und, da dieses Bild sich nicht verwirklicht, einen ungünstigen Eindruck empfangen, während andere ihn so zu nehmen suchen, wie er ist, und dann ihn in vortheilhafter Gestalt zu erblicken glauben. So sind manche Europäer trotz der bekannten Thatsache, daß namentlich Kindermädchen (Babus) mit leidenschaftlicher Liebe den von ihnen gepflegten Kindern anhängen, der Ansicht, daß Treue für den Eingeborenen ein leeres Wort, daß Dankbarkeit ihm fremd, daß er keiner edlen Regung fähig sei, weil eben ganz plötzlich Züge bei ihm beobachtet werden, die mit solchen Gefühlen nach unseren Begriffen gar nicht zu vereinigen sind. Doch halte ich diese Ansichten für unrichtig; die Erscheinungen, welche uns plötzlich bei ihm auffallen, welche die ganze Vorstellung, die wir uns von ihm gemacht haben, umstoßen, sind nicht eine Folge davon, daß der Heuchler (für den man ihn hält) seine Maske fallen läßt, sondern nur ein Zeichen, daß sich eine Wirkung bemerkbar macht, deren Ursache wir nicht zu erkennen, und die wir darum nicht vorauszusehen im Stande waren.

Javanische Frauen.

Und daß dies der Fall sein muß, wird man leicht einsehen, wenn man sich erinnert, daß der Eingeborene von Java (wie so viele Natur- und wohl auch manche Kulturmenschen) allerlei Einflüssen blos steht, die sich unserer Beurtheilung meist ganz entziehen. Ein böser Traum verkündet ihm vielleicht Unheil von der Hand desjenigen, dem er Jahre lang treu gedient hat, er verlangt plötzlich und ohne einen Grund anzugeben, seine Entlassung, und wenn man ihn drängt zu sagen, was ihn zu diesem Schritte veranlaßt hat, wird er sich schämen, die Wahrheit zu gestehen und in seiner Verlegenheit irgend einen unsinnigen Scheingrund nennen, nur um sich weiterem Forschen zu entziehen. Die ganze Welt, die ihn umgiebt, hat er mit Wesen anderer Art bevölkert; aufmerksam beobachtet er alle Vorgänge in der Natur, die für ihn ebenso viele Zeichen sind, welche ihm eine höhere Macht giebt; das Erscheinen oder der Schrei eines Vogels veranlaßt ihn möglicherweise seinen Weg nicht fortzusetzen und einen ihm gewordenen Auftrag nicht auszuführen. Den wahren Grund wird er aber nicht angeben, er wird lügen oder weglaufen und aus Furcht vor den Folgen nicht zu seinem Herrn zurückkehren.

Hierzu kommt noch ein wichtiger Umstand, den man wie es mir scheint, im allgemeinen nur zu sehr übersieht; meistens gewinnen wir unsere eigenen Lebensansichten in bestimmten Kreisen und legen die so gewonnenen Resultate als Maßstab für das Leben an — eine süße Selbsttäuschung, aus der wir leider nur zu häufig in recht rauher Weise geweckt werden. Wenn wir uns aber die Mühe geben, auch in weitere Kreise tiefer einzudringen, uns eingehender mit ihnen bekannt zu machen, werden wir bald erkennen, wie verschiedene Ansichten über Ehrenhaftigkeit, Anstand, Pflicht und Dankbarkeit und ähnliche Begriffe auch unter Europäern, selbst in bestimmten Gesellschaftsklassen, angetroffen werden. Darf man sich dann noch wundern, auch bei den Angehörigen einer fremden Rasse Erscheinungen zu begegnen, welche zu der persönlichen Auffassung des Beobachters nicht stimmen? Ferner ist noch zu berücksichtigen, daß der Fremde selten zu lebhafterem Verkehr mit den besseren Elementen gelangt; diejenigen Elemente, welche gewohnheitsmäßig mit ihm in Berührung kommen, haben schon zu viel von ihren guten Eigenschaften eingebüßt.

Wenn es auch dem hier zu besprechenden Thema vielleicht ferner zu liegen scheint, diesen Punkt eingehender zu behandeln, so ist es doch nöthig, noch einige Worte beizufügen, um einen richtigen Maßstab für die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Europäern und Eingeborenen zu gewinnen.

Eckart, dessen Buch ich oben schon nannte, theilt einen Zug mit, der mir rührend vorkommt, und der jedenfalls sehr bezeichnend ist; ich beschränke mich auf die Mittheilung der nackten Thatsachen. Während vor einigen Jahren die Viehpest Java verheerte, wurden alle der Ansteckung verdächtigen Thiere getödtet; für den Verlust wurde den Besitzern Entschädigung gegeben. Als letztere (ein ansehnlicher Betrag) einem Eingeborenen ausbezahlt werden sollte, weigerte er sich hartnäckig, dieselbe anzunehmen, und als man ihn nach dem Grunde fragte, gab er an, es würde undankbar sein, Bezahlung für die Thiere anzunehmen, die während ihres Lebens so schwer für ihn gearbeitet hätten, daß ihr Werth schon mehr als bezahlt sei; wenn er jetzt das Geld empfange, würde er den Schein annehmen, das Gute, was sie ihm gethan, zu vergessen, und das wolle er nicht. Man konnte ihn nicht zu der Annahme des Geldes bewegen.

Aus meiner eigenen Erfahrung könnte ich viele Züge anführen, als Beweis, daß der Eingeborene sich empfangener Wohlthaten gern erinnert; eine einzige Erinnerung möge hier eine Stelle finden. Im Jahre 1860 war ich in Mitten-Java mit der Ausführung größerer Bauten beauftragt, wozu mir auch gegen tausend Zwangsarbeiter zur Verfügung gestellt waren; aus diesen hatte ich mir ein halbes Dutzend zu Meßgehilfen ausgesucht, welche infolgedessen leichtere Arbeit hatten und sogar eine kleine Zulage (wöchentlich etwa eine Mark) genossen. Die Zwangsarbeiter waren alle Maduresen, oder Sundanesen, da die Gewohnheit besteht, sie nach der Verurtheilung nicht in ihrer engeren Heimath zu lassen. Acht Jahre später befand ich mich tief im Inneren von Bantam, der westlichsten Provinz von Java, mit Gradmessungsarbeiten beschäftigt, als mir gemeldet wurde, daß ein Eingeborener mich zu sehen wünsche. Ich ließ ihn eintreten, und sobald er mich angesehen, warf er sich vor mir nieder und bewies mir alle Ehre, die er nur einem eingeborenen Häuptlinge hätte beweisen können (was im allgemeinen Europäern gegenüber nicht zu geschehen pflegt), und war ganz glücklich, als ich in ihm meinen früheren Meßgehilfen erkannte und seinen Namen nannte. Er hatte den weiten mühsamen Weg aus seinem Dorfe schon zum vierten male zurückgelegt, weil er an die Möglichkeit dachte, mich zu treffen; sobald einer meiner Untergebenen dort ankam, hatte er sich eingestellt, in der Hoffnung, mich zu finden, da ich ja früher auch mit Messungen beauftragt gewesen war. Daß man mit dem Eingeborenen, wenn man ihn zu nehmen weiß, unverhältnißmäßig mehr leisten kann, als sonst der Fall ist, dafür habe ich auch manche Erfahrung, doch brauche ich nicht weiter darauf einzugehen; wer sich für diesen Punkt interessirt, mag in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift „K. F. Holle, Wat een Nederlander in Indie doen kan. Eene schets van Dr. C. W. Janssen. Met portret. H. de Bussy 1888“ nachlesen, welchen Einfluß auch ein Vollblut-Europäer auf den Eingeborenen erlangen kann; in unserer Zeit der kolonialen Bewegung verdient das Heft auch in weiteren Kreisen Beachtung. Doch um so mit ihm umgehen zu können, wie z. B. Holle es gethan und noch thut, muß man sich mit dem Eingeborenen bekannt machen, und um dies wieder thun zu können, müssen, selbst wenn man die Gelegenheit hat, günstige, oder eigentlich vom europäischen Standpunkte betrachtet, ungünstige äußere Umstände mitwirken. Je weniger man Gelegenheit hat, mit Europäern zu verkehren, je weniger man durch das Lesen von Büchern und Zeitungen sich, wenigstens im Geiste, in die gewohnte Umgebung zu versetzen im Stande ist, je eher wird man dem Eingeborenen näher treten; ohne solche zwingende Umstände werden nur sehr wenige Personen sich dazu veranlaßt fühlen, oder ihr Studium des Eingeborenen weiter, auch nur über die erste Bekanntschaft hinaus, fortsetzen. Individuell hat der Europäer durch die Veränderung der Zustände, durch die Verstärkung des europäischen Elementes, durch die Leichtigkeit sich Litteratur zu verschaffen, sehr gewonnen; im Interesse des Verhältnisses zu den Eingeborenen, namentlich hinsichtlich der Kenntnisse ihres Charakters, ihrer Ansichten, ihrer Bedürfnisse, ist dieser Gewinn ein Verlust zu nennen.

Ich muß nun hier noch einen sehr heiklen Punkt berühren, der jedoch eine zu große Bedeutung besitzt, als daß ich ihn übergehen könnte, nämlich die vorübergehenden Verbindungen mit eingeborenen Frauen, und im Anschluß daran einige Worte über die Stellung, welche die Mischlinge einnehmen, beifügen. Wiewohl nämlich, es sei zu ihrer Ehre gesagt, die Gesetzgebung keinen Unterschied des ganzen und halben Blutes macht, und der Farbige, welcher durch einen europäischen Vater anerkannt wurde, alle Rechte des Weißen besitzt, welcher einem gesetzlichen Ehebette entsprossen ist, gestaltet sich in der Praxis die Sache etwas anders, und mit der Vergrößerung des Uebergewichtes, welches das europäische Element erlangt hat, haben sich auch die Gegensätze verschärft.

Es ist nicht leicht, diese für jede koloniale Niederlassung so höchst wichtige Frage mit ein paar Worten abzumachen, dazu ist einmal die Art der Verhältnisse, denen sie überhaupt ihr Entstehen verdankt, gar zu verschieden; ferner aber besteht ein großer Unterschied zwischen Mischlingen und Mischlingen, je nach den Umständen, unter denen sie geboren und erzogen sind; endlich muß ein Unterschied gemacht werden, ob sie aus direkter Rassenvermischung hervorgegangen sind, oder ob schon ihre Voreltern seit einer oder mehreren Generationen gemischter Rasse angehörten. Wenn auch über die Fortpflanzung der gemischten Rasse sorgfältige Aufzeichnungen fehlen, so ist es doch gewiß, daß schon im Anfange der niederländischen Herrschaft in Indien Rassenvermischung stattgefunden hat und als ein Uebel betrachtet worden ist. Früh schon ist man dem freien Verkehre der Geschlechter entgegengetreten; derselbe wurde mit strengen Strafen belegt, Ehebruch nach der merkwürdigen Resolution der Indischen Regierung von 4. Juli 1622 (S. de Jonge IV, 247) mit dem Schwerte gestraft. In Wirklichkeit

scheinen solche drakonische Gesetze aber nicht gehandhabt worden zu sein; denn wir wissen, daß Coen's Nachfolger, Specx, wiewohl verheirathet, eine Tochter von halbem Blute besaß, die durch ihr tragisches Geschick bekannt geworden ist. Auch diese Tochter der freien Liebe, welche als Schützling im Hause Coen's lebte, wurde, noch sehr jung, das Opfer der brutalen Leidenschaft eines europäischen Offiziers (de Jonge V, p. 82 u. f.); letzterer büßte seine Handlung auf dem Schaffot, das Mädchen wurde öffentlich ausgepeitscht; die weiteren sehr ernsten Folgen dieses Vorganges gehören nicht weiter hierher. Specx selbst aber wurde trotz des Gesetzes 1629 General-Gouverneur. In richtiger Auffassung der Sachlage hatte schon Coen Schritte gethan, um der Auswanderung europäischer Frauen nach den Kolonien Vorschub zu leisten, und als er bemerkte, daß er auf diesem Wege keine Erfolge erzielte (die sittliche Qualität der Frauen, welche die Herren XVII schickten, genügte ihm nicht; „von der Sorte", schrieb er einmal, „haben wir schon mehr als genug zu Batavia") schlug er sogar vor, Waisenkinder aus Amsterdam in beinahe heirathsfähigem Alter zu exportiren. Was er und seine Nachfolger auch thaten, alles war umsonst; die Zahl der in Europa geborenen Frauen blieb weit hinter der Zahl der ebendaher stammenden Männer zurück, und erst in den letzten 20 oder 30 Jahren vermehrte sich die Auswanderung sowohl von unverheiratheten Frauen und Mädchen (die jedoch, früher wenigstens, in Indien gewöhnlich bald in die Ehe traten) und von solchen Frauen, die meist kurz vor der Abreise vermählt ihrem Gatten nach Indien folgten. Trotzdem besteht immer noch ein großes Mißverhältniß zwischen in Europa geborenen Männern und Frauen, während auch die Zahl der in Indien geborenen Personen weiblichen Geschlechtes, sofern sie zu den Europäern gerechnet werden, etwas geringer ist als die der Personen männlichen Geschlechts gleicher Abstammung.

Um keine langen Zahlenreihen zu geben, beschränke ich mich auf wenige, die letzten Jahre betreffenden Angaben. Man zählte in ganz Niederländisch-Indien (Armee und Flotte ausgenommen):

	Im Ganzen:		Davon in Niederl. Indien geboren:		Außerhalb Niederl. Indien geboren:	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
1878	20610	17416	15563	15145	5047	2271
	38026		30708		7318	
1882	24173	19565	17625	16916	6548	2649
	43738		34541		9197	
1886	27779	23013	20301	19773	7478	3240
	50792		40074		10718	

Wie viele Mischlinge sich unter den in Indien geborenen Personen befinden, ist aus den von der Regierung den Kammern jährlich vorgelegten Listen nicht zu ersehen, wohl aber geben dieselben das Verhältniß der Farbigen zu den von europäischen Eltern abstammenden in Indien geborenen Soldaten an. Es dienten in der Armee:

In Indien Geborene:

	Farbige:	Kinder europäischer Eltern:
31. Dezember 1887	1232	257
„ 1886	1097	251
„ 1885	1028	240
„ 1884	949	241
„ 1883	965	245

Was unter Farbigen verstanden wird, ist nicht mitgetheilt; vermuthlich sind nur diejenigen Personen gemeint, deren Väter den Europäern, deren Mütter aber den Eingeborenen beigezählt werden; während man zu der zweiten Klasse wahrscheinlich diejenigen rechnet, deren Vater und Mutter zu den Europäern gehören, gleichgültig ob sie mehr oder weniger farbiges Blut besitzen; jedenfalls beweist obige Angabe, daß das europäische Vollblut-Element verhältnißmäßig nur schwach unter den in Indien geborenen Personen vertreten ist, selbst wenn unter „Kinder europäischer Eltern" nur Vollblut-Europäer (Kreolen) verstanden wären, was höchst wahrscheinlich nicht der Fall ist.

Aus dem obigen können wir schon den Schluß ziehen, daß die Mischung der Rassen sich immer noch aufs neue vollzieht, worauf übrigens auch die im Verhältnisse zur Gesammtzahl der europäischen Frauen große Zahl der Geburten deutlich hinweist. (Schluß folgt.)

Das Indianergebiet.

Von Joh. Flemming.

Die Vorstellung, die unsere Zeit an ein Indianergebiet knüpft — eine Strecke Landes, die man ausschließlich den eingeborenen Stämmen zum Besitze überläßt — verdankt ihr Entstehen dem Präsidenten Jefferson. Bereits 1803 schrieb derselbe mit Bezug auf die damals noch neue Erwerbung von Louisiana: „Der beste Gebrauch, den wir von dem Lande auf geraume Zeit hinaus zu machen vermögen, wird hauptsächlich darin bestehen, daß wir den Indianern auf der Ostseite des Mississippi Wohnsitze in demselben geben, zum Austausch für ihr jetziges Gebiet, und daß wir dann in dem letzteren Landämter [1]) errichten. Auf diese Weise machen wir unsere Erwerbung nützlich und zu einem Mittel, die Ostseite zu bevölkern, anstatt den Strom der Einwanderung abzuleiten und zu zersplittern. Ist erst einmal diese Seite dicht bevölkert, so werden wir auch auf dem westlichen Ufer Staaten anlegen, von den Quellen nach der Mündung zu Reihe auf Reihe, indem wir im Maßstabe unserer Vermehrung als geschlossene Masse vorrücken." Wie man sieht, dachte Jefferson bei seinem Vorschlage nicht an eine endgültige Abmachung, er machte vielmehr die Dauer derselben von dem Zuge der Weißen westwärts abhängig. Man darf jedoch der Vermuthung Raum geben, daß er seine Prophezeiung von den Staaten jenseits des Mississippi, von der „Reihe auf Reihe" nicht so ernst gemeint hat, und daß er in Wirklichkeit glaubte, die „aussterbenden Stämme" — wie man sie schon damals nannte — würden nicht so leicht von der Civilisation erdrückt werden, wenn man sie auf die Wanderung in die ungeheure und unbegrenzte Wildniß von Louisiana senden könnte, in eine Wildniß, die entlegen und groß genug schien, da sie volle 1160000 Quadratmeilen umfaßte. Man muß auch überlegen, daß die öffentliche Meinung von 1803 keine Ahnung hatte von dem Werthe und der Größe, oder auch nur von den geographischen Grenzen der Jefferson'schen Erwerbung. Im allgemeinen war man nicht gut auf Louisiana zu sprechen, und die meisten hielten den Ankauf für völlig unnütz und werthlos. Der für das weite Gebiet

[1]) Den Landämtern — Land Offices — fällt die Verwaltung und der Verkauf der Staatsländereien zu.

gezahlte Preis war so gering, daß 1 Cent auf 100 Acres entfiel, und acht große und reiche Staaten hat man aus demselben herausgeschnitten. Mr. Jefferson selbst hatte keine Ahnung, was für ein Geschäft er abgeschlossen hatte, und das Volk versöhnte nur eine gewisse Furcht vor Spanien mit dem thörichten Handel, denn als solchen betrachtete man für den Staat die ganze Louisiana-Angelegenheit. So gering schätzte man das Land, daß es nicht einmal Gegenstand der gewöhnlichen Neugierde wurde. Man wußte in der That von dem größten Theile derselben kaum so viel, als man gegenwärtig vom Monde weiß; nirgends wurde auch das Verlangen laut, es zu erforschen und seine natürliche Beschaffenheit kennen zu lernen. Der Mississippi sogar war nördlich von St. Louis ein ungelöstes Räthsel, der Missouri, der Osage, der Arkansas, der Platte galten nur für Phantasiegebilde, die allein in den Erzählungen der Trapper eine Rolle spielten. Dunkle Gerüchte von den Rocky Mountains wurden für ebenso wesenlos betrachtet, wie die Rede eines Mannes, der im Schlafe spricht. Erst im Jahre 1805 wurde Lieutenant Pike ausgesandt, damit er vielleicht die Quellen des „Vaters der Gewässer“ auffinde. Erst in den Jahren 1806 und 1807 wagten sich die ersten Amerikaner unter demselben unerschrockenen Offizier in das heutige Kansas, welches Pike zur Besiedelung und Kultur für gänzlich ungeeignet erklärte; nur dadurch könne es nützlich werden, daß es die Bevölkerung auf gewisse Grenzen beschränke. Und heute hat Kansas eine glückliche und wohlhabende Bevölkerung von über einer Million Seelen und produzirt in einem Jahre allein an Weizen so viel, um damit die von Jefferson für ganz Louisiana gezahlte Summe zu decken.

Es erscheint darum leicht begreiflich, daß der Vorschlag, diese ungeheure, entlegene und für Wüste geltende Besitzung als Wohnsitz für die Indianer auszunutzen, wenig Opposition fand. Die Verhandlungen aber, die zu diesem Zwecke mit den Indianern geführt wurden, nahmen nur wenig Fortgang, und erst gegen das Jahr 1830 begann man mit der Ausführung des Planes, nachdem der Kongreß das Gesetz genehmigt hatte, das seitdem immer als Leitfaden und Entschuldigung dienen mußte bei den Landabmachungen mit dem rothen Manne. Die Geschichte derselben ist bekannt und von bezeichnendem Zusammenhange. Die Ausführung von Jefferson's glücklichem Gedanken geschah selten genug in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Humanität und Moral, aber die Prophezeiung Jeffersons von der „Reihe auf Reihe“ von Staaten hat sich im vollsten Maße erfüllt, und was er, in rednerischem Schwunge ausgesprochen, hat die Geschichte verwirklicht.

Das Gesetz von 1830 sollte ursprünglich nur auf die Versetzung der im Osten des Mississippi ansässigen Stämme nach einem bestimmten, entlegenen Theile Louisianas angewendet werden. Die Möglichkeit daß dadurch der Besitz von Stämmen gestört werden könnte, die bereits westlich des Mississippi saßen, hielt man, wenn überhaupt daran gedacht wurde, keiner ernstlichen Beachtung werth. Aber der große Strom vermochte den Wandertrieb der weißen Rasse nicht lange zu hemmen. Pike's Ansicht von der Beschränkung der Bevölkerung auf gewisse Grenzen erwies sich bald als unrichtig und haltlos. Die Prärien zogen die rastlosen Argonauten, die ewig westwärts wandern, eher an, statt sie abzuschrecken und zurückzustoßen. Die Civilisation beanspruchte mehr und mehr Raum, und die Versetzungstheorie der erlöschenden Landtitel der Eingeborenen wurde schrittweise erweitert, indem man gleichzeitig den Pfad derselben der untergehenden Sonne zu zu ebnen suchte. Mr. Jefferson's „Reihe auf Reihe“ von neuen Staaten trieb die Indianer weiter Schritt für Schritt, bis wir jetzt endlich nach 50 Jahren finden, daß von dem Indianergebiete im eigentlichen Sinne nichts übrig geblieben ist als die Ecke, die ursprünglich im Jahre 1830 für die östlichen Stämme reservirt wurde. Hier hausen jetzt nicht nur die aussterbenden Stämme, die ursprünglich hingesandt wurden, sondern auch die Stämme, oder wenigstens die unterworfenen und gedemüthigten Ueberreste derselben, die einst das ganze weite Gebiet von Louisiana beherrschten.

Dieser zusammengeschwundene Ueberrest von dem, was die eingeborene Rasse einst besessen, bekannt auf den Karten als Indianer-Territorium, ist 382 engl. Meilen lang und 208 Meilen breit und hält so gegen 70000 Quadratmeilen. Der Charakter des Landes ist angenehm und mannigfaltig, öfters ans Malerische streifend; dem allgemeinen Eindruck nach denkt man an eine Fortsetzung und Ineinanderübergehen von Kansas und Texas, welche im Norden und Süden an dasselbe grenzen. Es ist reich an sogenannten Flüssen, aber mit Ausnahme des Arkansas und des Canadian haben dieselben kaum andere Wichtigkeit als die von bequemen Grenzlinien. Holz von guter Beschaffenheit, wie Esche, Eiche, Fichte, Wallnuß, kanadische Pappel (Cottonwood, Populus monilifera) und Hickory (Carya alba) findet sich im Ueberflusse an den meisten Wasserläufen. Auch Lager von Kohlen und von Kupfer-, Eisen- und Bleierzen sollen stellenweise vorkommen. Salz ist reichlich vorhanden, in Quellen wie auch als Ausschwitzungen auf den Ebenen, und die Südstaaten erlangten hier während des Bürgerkrieges große Mengen desselben. Das beste Land liegt in den Niederungen, und man kann behaupten, daß die Fähigkeit des Territoriums für Agrikultur auf diese Distrikte beschränkt ist. Der Boden des Hügel- und Berglandes ist hart, und die Ackerkrume ist hier nur dünn und gewöhnlich in Folge des Regenmangels ausgedörrt. Eine genaue und gründliche Aufnahme des Landes würde wahrscheinlich zeigen, daß dasselbe von Natur in drei nahezu gleiche Theile zerfällt: in einen von mehr als durchschnittlichem Werthe für den Ackerbau, in einen für den Ackerbau nicht ganz zuverlässigen, dafür aber für die Viehzucht wunderbar geeigneten, und in einen praktisch völlig werthlosen Theil. Das Klima ist prächtig und sowohl nördlichen wie südlichen Landesprodukten günstig. Das Gras bleibt in den Thälern den ganzen Winter hindurch grün, selten daß einmal Schnee fällt oder ernstlich kaltes Wetter eintritt, und der Frühling beginnt im Februar. Wilde Obstsorten, wie Pflaumen, Trauben und verschiedene Beeren gedeihen üppig, und die wilden Blumen gehören zu dem schönsten, was das Pflanzenreich hervorbringt. Dem Anscheine nach sollte es sich in dem Lande sehr angenehm und gesund leben lassen, man behauptet aber, daß Leute, die nicht in demselben geboren sind, mehr oder weniger vom Fieber und der Lungenschwindsucht heimgesucht werden.

Die Ländereien des Territoriums sind den verschiedenen Stämmen in genau begrenzten Distrikten oder Reservationen zugetheilt. Jeder Stamm übt über seine eigene Besitzung eine Art Oberherrschaft, die nur an die Vertragsbedingungen mit den Vereinigten Staaten geknüpft oder von diesen abhängig ist. Alle Ländereien sind Gemeingut, und Ansprüche auf abgetrennte Grundstücke giebt es nicht, noch werden solche gesetzlich anerkannt. Es ist zwar einzelnen Individuen gestattet, sich niederzulassen und auf besonderen Grundstücken angesessen zu bleiben; ihre Nachkommen können sogar das Privilegium von ihnen erben, darauf zu wohnen, aber es bleibt immer nur ein Privilegium, das noch lange kein gesetzliches Besitzrecht verleiht. Das Privilegium erstreckt sich auch nicht auf Mitglieder eines anderen Stammes, noch auf Eindringlinge weißer Rasse; kein Stamm darf Gebiets-

theile eines anderen bebauen oder innehaben. Die fünf civilisirten Stämme, nämlich die Cherokesen, die Chickasaws, die Choctaws, die Creeks und die Seminolen — die „ersten Ansiedler" im Lande — besitzen und beherrschen beinahe die Hälfte des Landes, das sind in runden Zahlen ausgedrückt über 20 Millionen Acres, darunter den Haupttheil derjenigen Gebiete, die sich am meisten für den Ackerbau eignen. Andere beträchtliche Landstriche befinden sich im Besitze der bedeutendsten wilden Stämme, der Arapahoes, der Cheyennes, der Comanchen, der Kiowas und der Osagen; diese Gebiete belaufen sich im ganzen auf $9^1/_2$ Million Acres. Der Ueberrest, mit Ausschluß des noch unvertheilten Landes, ist in wenigen umfangreichen Parzellen den verschiedenen kleinen Stämmen zugewiesen, die von Zeit zu Zeit in das Territorium versetzt wurden.

Die folgende Tabelle zeigt den Umfang in engl. Quadratmeilen und Acres ausgedrückt, der Reservationen, die die verschiedenen Stämme in dem Territorium innehaben:

Stamm	Quadratmeilen	Acres
Cherokesen	7 861	5 031 351
Cheyennes und Arapahoes	6 715	4 297 771
Chickasaws	7 267	4 650 935
Choctaws	10 450	6 688 000
Creeks	5 024	3 215 495
Kaws	156,5	100 137
Kiowas und Comanches	4 639	2 968 893
Modocs	6	4 040
Osages	2 297	1 470 059
Ottawas	23,5	14 860
Pawnees	442	283 026
Peorias und Miamis	78,5	50 301
Poncas und Nez Percés	317	192 626
Pottawatomies	900	575 877
Quapaws	88,5	6 685
Sacs und Foxes	750	479 667
Seminolen	312,5	200 000
Senecas	81	51 958
Shawnees	21	13 048
Wichitas	1 162	743 610
Wyandottes	33,5	21 406
Stammländereien außerhalb der Reservationen	15 611	9 285 711
	64 236	41 100 915

Die fünf civilisirten Stämme gediehen viele Jahre nach ihrer Ansiedlung in dem Territorium und wurden mächtig und wohlhabend, obwohl vielfach durch innere Zwiste gehemmt. Als im Jahre 1861 der Bürgerkrieg begann, waren sie wirklich ein reiches und ansehnlich begütertes Volk. Sie erbauten auf großen Farmen Getreide, Hanf, Baumwolle und Tabak, besaßen bequeme und wohnliche Gebäude, und ihre Pferde- und Rindviehheerden waren unglaublich zahlreich und gewinnbringend. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein einzelnes Individuum Tausende von Rindern besaß, ja der Mann, welcher weniger als 500 bis 600 Rinder oder weniger als 200 bis 300 Pferde im Besitze hatte, galt für arm und mittellos. Sie handelten hauptsächlich mit New Orleans und anderen Städten des Südens, und Handelsverbindungen mit ihnen waren eifrig gesucht. Sie hielten viele Negersklaven, fuhren in kostbaren Equipagen, trugen reiche Kleidung und schmückten sich verschwenderisch mit Gold und edlen Steinen. Aber der Krieg beraubte sie aller ihrer beweglichen Habe und ließ ihnen nur die nackten Felder und Triften. Ihre unglückliche geographische Lage und ihre zwischen dem Norden und Süden getheilten Sympathien setzten sie den Verwüstungen beider Heere aus. Schlimmer als all dieses war jedoch, daß ihre Verträge verwirkt waren, da die Mehrzahl von ihnen für die Konsöderirten gekämpft, oder in anderer Weise der Rebellion Hilfe und Vorschub geleistet hatte. Aber gegen das Ende des Krieges zeigten sie sich besorgt, daß ihre früheren Beziehungen zur Regierung wieder hergestellt würden. Daher wurde sechs Monate nach Lee's Kapitulation eine Berathung mit ihnen gehalten und neue Verträge mit ihnen abgeschlossen, durch die sie ihre alte Stellung wieder einnahmen. Gleichzeitig schafften sie die Sklaverei ab — bevor noch irgend ein Südstaat die Emancipation angenommen —, proklamirten völlige Amnestie, und gaben ihre Zustimmung, daß andere Indianer auf Theilen ihres Landes angesiedelt würden. Ihr Geist war in der Zeit gebrochen und gedemüthigt, und sie waren gänzlich mittellos und sehr arm. Seitdem haben sie nur verhältnißmäßig unsichere und langsame Fortschritte gemacht. Ihre Ernten fallen leichter und ungewisser aus als früher; die Viehzucht ist kostspieliger geworden, da die Sklaven fehlen, und der Markt für das Vieh weniger stäte und einträglich. Sie erhalten sich jedoch noch sämmtlich selbst und ohne Staatsbeihilfe, und die fähigeren und sparsameren unter ihnen stehen sich ebenso gut wie im Durchschnitte die weißen Farmer in den Staaten. Sie sind auch intelligent und in der Mehrzahl recht fähige und gebildete Menschen. Ihre jährlichen Ausgaben für Schulzwecke erreichen die stattliche Summe von 800 000 Mark, das sind $13^1/_4$ Mark auf den Kopf der Gesammtbevölkerung. Die fünf civilisirten Stämme zählen einschließlich 6000 freigelassene Negersklaven rund 60 000 Seelen. Die Gesammtbevölkerung des Territoriums beträgt nach den letzten verläßlichen Daten 78403, die sich auf die einzelnen Stämme wie folgt vertheilt:

Stamm	Zahl	Stamm	Zahl
			68 505
Apachen	340	Nez Percés	322
Arapahoes	2 314	Osagen	1 950
Caddoes	553	Otoes	274
Cherokesen	20 336	Ottawas	115
Cheyennes	4 255	Pawnees	1 251
Chickasaws	6 000	Penetethkas	165
Choctaws	16 000	Peorias	144
Comanchen	1 407	Poncas	542
Creeks	15 000	Pottawatomies	480
Delawaren	80	Quapaws	48
Jowas	86	Sacs und Foxes	90
Kaws	285	Senecas	322
Keechies	78	Seminolen	2 700
Kiowas	1 176	Shawnees	793
Kickapoos	418	Tocawonies	152
Kaskaskias	20	Wacoes	49
Miamis	60	Wichitas	214
Modocs	97	Wyandottes	287
	68 505	Summa	78 403

Unter dem Stamme der Sacs und Foxes sind einige Chippewäer verheirathet; die Jonias und Omahas haben sich mit demselben Stamm vereinigt. Unter den Pawnees leben einige Sioux und unter den Wichitas einige Utes.

Die „National"-Regierung der fünf civilisirten Stämme ist der Theorie nach republikanisch, wird aber durch Stammes- und örtliche traditionelle Bräuche modificirt. Jeder Stamm hat einen Häuptling und einen Vizehäuptling, die auf eine Zeitdauer von vier Jahren gewählt werden, und einen gesetzgebenden Körper, aus Senat (Oberhaus) und Council (Unterhaus) bestehend; derselbe wird alle zwei Jahre gewählt. Die Rechtsprechung ist nach dem Gerichtssysteme der Vereinigten Staaten gebildet. Die gesetzgebende Körperschaft tritt alljährlich einmal zusammen. Jedes Jahr findet auch eine allgemeine Versammlung statt, zu welcher jeder Stamm — die civilisirten wie die wilden — einen Delegirten und je

nach der Höhe der Bevölkerung Ergänzungsdelegirte entsendet; diese Versammlung beräth jedoch nur, sie besitzt nicht die geringste Executivgewalt. Diese kleinen Staaten der Stämme, im Bereich der Jurisdiktion der Vereinigten Staaten und doch im gewissen Sinne ein politisch unabhängiges Ganzes, Oberhoheitsrechte ausübend, und dennoch an Verträge gebunden und den Bestimmungen derselben unterworfen, bilden mit ihrer Existenz vom staats- und völkerrechtlichen Standpunkte aus betrachtet eine Anomalie. Es steht ihnen kein Recht zu, selbständig Krieg zu erklären, oder eine Invasion abzuwehren, oder diplomatische Verbindungen anzuknüpfen, oder auch nur Land zu erwerben oder zu verkaufen. Das Land gehört ihnen nur durch Duldung und in Gemeinschaft, und sie können keinen Acker in Erbpacht und als Lehen geben und nehmen, nicht einmal soweit sind sie frei in ihren Entschließungen, daß sie ohne Billigung der „United States“ Besitzthumsrechte übertragen und austauschen könnten. Ihre Autorität erstreckt sich nur auf „die Person und das Eigenthum ihrer eigenen Bürger“, und obwohl ihre Existenz auf der ursprünglichen Idee basirt, daß der weiße Mann ihre Grenzmarken nicht überschreiten darf, besitzen sie doch kein Recht, weiße Eindringlinge auszuweisen oder zu verhaften, sondern sie müssen die Vermittelung des „großen Vaters“ in Washington anrufen. Kein von ihnen gebildeter Gerichtshof kann einen Fall entscheiden, bei dem ein Indianer die eine, und ein Weißer oder eine Gesellschaft von Weißen die andere Partei bildet. Man muß aber sagen, und selbst diejenigen, die den gegenwärtigen Stand der Dinge anfeinden, gestehen dies zu, daß diese Schattenregierungen, soweit ihre Gewalt reicht, thatkräftig, würdig und erfolgreich geführt werden. Sie haben auch ohne Zweifel materiell sehr viel zu dem inneren Frieden, zu der Wohlfahrt und dem Wohlbefinden der Stämme beigetragen.

Die Cherokesen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts südlich von Ohio in 64 großen Städten oder Dörfern lebten, und jetzt auf dem linken Ufer des Arkansas, an der Grenze des gleichnamigen Staates sitzen, gelten für die fähigsten und am weitesten vorgeschrittenen aller Indianer, und sie sind auch sicher die gewandtesten, verschlagensten und strebsamsten. Man kann sie als den leitenden Stamm bezeichnen. Ihre Führer sind außerordentlich fähige Männer, und das Volk im allgemeinen zeichnet sich durch scharfen Verstand und schnelle Auffassungsgabe aus. Sie unterhalten bewundernswerthe Volksschulen, zwei Seminare und ein Waisenhaus. Sie besitzen auch ein gut redigirtes Wochenblatt, das hauptsächlich in ihrer eigenen Sprache gedruckt wird, und zwar nach einem Alphabete, welches dem Genie eines Cherokesen, Sequoyah mit Namen, seine Entstehung verdankt. Nach der Tradition, die die Indianer bewahren, soll Sequoyah von den Folgen seiner Erfindung so erschreckt gewesen sein — weil er fürchtete, daß die „böse Medizin“ des Lesens die alten Sitten sammt seinem Volke vernichten werde — daß er in unheilbare Schwermuth verfiel; er wanderte nach Mexiko aus und starb dort im freiwilligen Exil am Heimweh und gebrochenen Herzen. Von 1828 an besaßen die Cherokesen bereits eine Zeitung; dieselbe, der „Cherokee Phönix“ (Tsa-la-gi Tsu-le-hi-sa-u-hi) erschien in Neu Echota bei H. Harris bis zum Jahre 1834. Von 1844 an erschien dann in Tahlequah, der Hauptstadt des Stammes, eine neue Zeitung: „Cherokee Advocate. Published weekly at Tahlequah, Cherokee Nation.“ Die verschiedenen Jahrgänge enthalten viele Dokumente, und sollen für das Studium der Sprache und der Sitte unschätzbar sein. An Bildung und Kultur stehen den Cherokesen die Choctaws und die Chickasaws am nächsten. Sie gehören der großen Appalachen-Familie an und saßen früher in Alabama am Mobile River, jetzt haben sie das Gebiet westlich von Arkansas zwischen dem Red River im Süden und dem Arkansas, Canadien und Washita im Norden inne. Die Choctaws wie die Chickasaws unterhalten gute Schulen, und bezüglich der Zahl ihrer Hochschulen oder Seminare übertreffen sie die anderen drei Stämme. Die Choctaws scheinen das Handeln und Geldverdienen besser zu verstehen als andere ihrer Brüder, obgleich die Chickasaws ebenfalls geschickte und geriebene Geschäftsleute sind. Die Creeks oder Muskoghees und die Seminolen oder Isty-semoles, die früher in Florida saßen und zu der großen Konföderation gehörten, haben noch nicht so große Fortschritte gemacht wie die drei vorigen Stämme, man hält sie für nicht so geweckt und thatkräftig wie die drei ersten Stämme, man sagt aber, daß sie jedes Jahr gewinnen. Ihre Schulen sind vortrefflich infolge der großen Pflege, die sie ihnen angedeihen lassen. Die Creeks haben sich erst kürzlich dadurch hervorgethan, daß sie 3000 Dollars zeichneten, um ein Seminar für die freigelassenen Sklaven des Stammes zu gründen.

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Zur Volksgeschichte der Juden.

Im vorigen Bande des „Globus“ sind zweimal Hinweise auf Beziehungen der Israeliten zu den Völkern der kaspi-pontischen Länder gegeben worden, zunächst in dem Artikel „Zur Ethnologie der Juden“, dann in der Arbeit von Alfred Christoph über die Stämme aus der „südöstlichsten Ecke des europäischen Rußlands“ (Vergl. Bd. 55, S. 63 und S. 84 ff.). Die in der ersteren Notiz behauptete Abstammung der polnischen Juden von „hebräisirten Slaven“ könnte ganz richtig sein; doch soll man dabei nicht übersehen, daß das Judenthum noch viel früher ein anderes Volk, nämlich die wahrscheinlich uralo-finnischen Chasaren großentheils in sich aufgenommen hat. Es dürfte nicht uninteressant sein, diesem Vorgange etwas eingehender nachzuspüren, zumal es an verläßlichem Quellenmateriale nicht gerade fehlt. Sehr wichtige Kunde geben uns z. B. die Araber, die schon vor der Zeit, als sich Rurik und seine normannischen Waräger in Rußland festsetzten, durch Krieg und Frieden mit den Chasaren am Don und der unteren Wolga vertraut geworden waren (Vergl. C. M. Frähn, Excerpta de Chazaris. St. Petersburg 1824). Zu ihrem Erstaunen sahen die Moslim bei dem eigenartigen Volke die drei monotheistischen Bekenntnisse und das Heidenthum friedlich neben einander verbreitet und von den Fürsten gleichmäßig geschützt. Der König und sein Hof und alle, die rein chasarischen Stammes, bekannten sich, wie Massudi (Les Prairies d'or. Texte et traduction par Barbier de Meynard et Pavet de Courteille. 2ième vol. Paris, 1863) erzählt, zum Mosaismus, der seit den Tagen Harun al Raschid's die herrschende Religion unter den Chasaren geworden war. Bemerkenswerthe Aufschlüsse über dieses Ereigniß enthält ein Brief des chasarischen Königs Joseph —

um 960 — an den gelehrten spanischen Rabbi Chisdai bar Jizchak von Cordova. Nach diesem Briefe, den S. Cassel in seinem Buche über „Magyarische Alterthümer“ (Berlin, 1848) vollständig mitgetheilt hat, soll ein König Bulan, der um 740 regierte, auf göttlichen Befehl das heidnische Wesen abgethan und sich sammt seinem Volke zur Thora bekehrt haben. Unter Bulan's Enkeln war einer namens Obadja, ein „gerechter und tüchtiger Mann, der die Herrschaft erneute, das Gesetz nach Gebrauch und Ueberlieferung befestigte, Synagogen baute und Lehrhäuser und eine Menge von den Weisen Israels um sich versammelte“. Die Araber dagegen leiten den Hebräerglauben der Chasaren aus dem oströmischen Reiche her und behaupten, daß byzantinische Juden, die aus Konstantinopel vertrieben waren, sich zu den Chasaren gerettet und diese, ein noch „unbekümmertes und argloses“ Volk, überredet hätten. Späterhin fand auch das Christenthum und der Islam, beide allerdings in beschränkterem Maße, unter den Chasaren Anhänger; aber die Oberherrscher oder Chakane selbst blieben stets der mosaischen Lehre getreu; ja die Araber versichern uns, daß ein Gesetz galt, nach welchem der Chakan immer jüdischen Glaubens sein mußte. Wenn der persische Wandergeograph Istachri (im „Buch der Länder“, edit Mordtmann, Hamburg, 1845) recht hat, so besaßen die Chasaren dieselbe Sprache, wie die Bulgaren an der Wolga und Kama, was die ethnographische Stellung jenes Volkes noch schärfer bestimmen würde.

Das chasarische Reich sank übrigens am Beginn des elften Jahrhunderts durch die Siege des russischen Großfürsten Jaroslaw jäh in Trümmer, und die Chasaren verschwanden darauf schnell vom Schauplatze der Geschichte. Viele mögen, ob ihres alttestamentlichen Glaubens, sofort den Juden zugerechnet worden sein, und ihre Menge wird auf die Entwickelung des osteuropäischen Typus derselben jedenfalls einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt haben. Andere Massen des zerstreuten Volkes wurden hierhin und dorthin in die weite Welt gewirbelt — tief nach Asien hinein — ehe sie eine neue Heimstätte gewannen, und durch diese Fremdlinge sind auch vielleicht jene so auffallend an den jüdischen Ritus erinnernden Bräuche fortgepflanzt worden, die sich noch heutzutage, wie Alfred Christoph berichtet („Globus“, Bd. 55, Seite 107 und 108), unter den Kalmücken in der südöstlichsten Ecke europäischen Rußlands wiederfinden. H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nach Oberst Nadarof ist der Spiegel des Khangka-Sees, im südlichen Ussuri-Lande, seit der Etablirung der russischen Herrschaft beträchtlich gefallen. Die Theorie von einer gegenwärtig herrschenden Periode der Austrocknung in Nordasien scheint dadurch eine neue Bestätigung zu erhalten. Die Ströme der Gegend gehören zwar zu den „jungen Flüssen“ Oskar Peschel's, die ihr Bett noch nicht vollkommen ausgefeilt haben, und jeder weitere Fortschritt, den sie in dieser Richtung machen, muß naturgemäß zu einer allmählichen Trockenlegung der von ihnen durchflossenen Seen führen, aber dies würde schwerlich in einem Zeitraume von 30 Jahren so deutlich sichtbar werden (Vergl. „Nature“, Vol. 40, p. 165).

— Einer telegraphischen Nachricht aus China zufolge hat Archibald Little bestimmte Aussicht gewonnen, sein Experiment mit der Dampfschiffahrt auf dem oberen Jangtsekiang endlich anstellen zu dürfen. Freilich kommt die Erlaubniß aus Peking so spät im Jahre, daß die sofortige Ausführung kaum noch rathsam erscheint. Die Sommerregen haben im Jangtsekiang-Gebiete bereits eingesetzt, und die Ströme beginnen bedenklich zu steigen. Man könnte also immer noch daran zweifeln, daß es den Chinesen mit der Eröffnung der großen Schiffahrtsstraße diesmal Ernst sei (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 112 und Bd. 54, S. 45).

— Bezüglich des chinesischen Eisenbahnbaues ist es den Literaten Pekings immer wieder gelungen, dessen weitere Ausdehnung zu verhindern, und ist infolgedessen namentlich auch die von der Regierung bereits angeordnet gewesene Fortführung der Kaiping-Tientsin-Bahn bis Tung-tschou unterblieben. Die Kaiping-Tientsin-Bahn hat nur eine Länge von 136 km (Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 111).

— Die japanischen Inseln sind vor kurzem der Schauplatz einer neuen verheerenden Vulkaneruption gewesen, die bis zu einem gewissen Grade als ein Seitenstück zu der Bandaisan-Eruption vom vorigen Jahre gelten kann. Auf der Insel Osima (Osima-no-Indsu, Vries-Insel) an der Südostküste Nipons, vor dem Zugange zu der Bai von Tokio, bildete der 750 m hohe Miharaisan oder Miharayama am 13. und 14. April d. J. einen neuen Kraterschlund, dem gewaltige Lavamassen entströmten. Etwa 300 Häuser der Umgebung sollen dadurch zerstört worden sein, und gegen 170 Menschen sollen dabei ihr Leben verloren haben. — Der genannte Vulkan soll der javanischen Tradition zufolge bereits im Jahre 684 n. Chr. in lebhafter Thätigkeit gestanden haben, und aus dem Jahre 1421 ist ein heftiger Ausbruch, der „das Meer in Wallung und zum Sieden brachte“, bekannt. 1684 fand abermals ein Ausbruch statt, der sieben Jahre anhielt, und 1703 ein starkes Erdbeben mit großer Fluthwelle, wodurch ein Theil der Insel versank und der heutige Hafen entstand. Von 1777 bis 1792 hatte der Miharaisan mit geringen Unterbrechungen fortwährende Ausbrüche, die die ganze Insel mehrere Zoll hoch mit Asche bedeckten. Von 1792 bis 1837 trat vollständige Ruhe ein, während der Vulkan in den folgenden 20 Jahren wieder eine mehr oder weniger lebhafte Thätigkeit entfaltete. Danach folgte wieder eine längere Ruhepause, 1868 aber ein neuer viertägiger, und 1876 ein fast zweimonatlicher Ausbruch. Die bedeutendsten Ausbrüche waren neben dem diesjährigen die von 1781 und 1789. Während des letzteren wurde der Ort Simotaka vollständig zerstört und die Bevölkerung nebst ihren Häusern in der Asche begraben. Zur Zeit befinden sich sechs Dörfer auf der Insel, mit einer Bevölkerung von 5000 Personen (meist Fischer).

— Die Engländer arbeiten eifrig daran, die Grenze Indiens gegen Afghanistan zu sichern, und sich das letztere Land zugleich in einem höheren Grade für etwa nothwendige militärische Operationen zugänglich zu machen. Die neueste Errungenschaft, welche sie in dieser Hinsicht zu verzeichnen haben, ist die großartige Gebirgsstraße von Derajat nach Pischin, welch letztere Landschaft bekanntlich im Jahre 1887 Indien einverleibt worden ist. Da die Thäler in der Nachbarschaft der mit großen Kosten hergestellten Straße sehr fruchtbar sind, so hofft man, daß die dadurch gewährte

Verkehrserleichterung zahlreich zur Besiedelung derselben mit einer friedlichen und seßhaften Bevölkerung führen wird. Bisher waren sie nur der Tummelplatz arbeitsscheuer Nomaden.

Afrika.

— Aus Zansibar wird unterm 12. Juni berichtet, daß daselbst eine neue Nachricht über Stanley eingetroffen ist. Der betreffende Brief ist mit dem 2. Dezember datirt — also ziemlich genau drei Monate später, als der letzte am unteren Kongo eingetroffene Brief Stanley's (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 266) — und er lautet dahin, daß der Reisende mit einer Anzahl kranker Begleiter in Ururi, an der Südostküste des Victoria-Nyanza-Sees eingetroffen ist, nachdem er vorher eine neue Zusammenkunft mit Emin-Pascha, der sich in Unyara (Kavirondo), an der Nordostküste des Sees, aufhielt, gehabt hat. Seine Karawane soll durch Krankheit und Hunger sowie durch Kämpfe mit den Eingeborenen sehr zusammengeschmolzen sein. Als der Brief aus Ururi abging, war Stanley im Begriffe, wieder zu Emin zurückzukehren. — Andere Briefe aus Udschidschi, unter dem Datum des 10. März, reden von einer stattgehabten Zusammenkunft Stanley's mit Tippoo Tib, der vier Monate später in Zansibar einzutreffen gedachte, sowie von Stanley's Absicht, zusammen mit Emin-Pascha durch Massai-Land nach Mombas zu ziehen.

— Dr. Hans Meyer beabsichtigt trotz der im vorigen Jahre mit dem Häuptlinge Simbodja und mit Buschiri gemachten Erfahrungen, demnächst wieder eine Reise nach Ostafrika zu unternehmen, und zwar will er sich bereits Anfang Juli nach Zansibar einschiffen. Wenn er auch im allgemeinen den früheren Weg einzuschlagen gedenkt, indem er einen der Küsten-Häfen nördlich von Zansibar aufsuchen und dann westwärts nach dem Innern vordringen will, so ist doch diesmal nicht der Kilimandscharo sein Hauptziel, sondern der nordwestlich davon gelegene Kenia. Die Erforschung dieses Berges erscheint um so lohnender, als er noch weniger bekannt ist als der Kilimandscharo, besonders bezüglich seiner Höhe. Als Hauptbegleiter will ihm der Alpenforscher und Alpensteiger Purtscheller dienen, und außerdem will sich der Expedition noch ein früherer Beamter der deutschen Plantagengesellschaft, Herr Hirsch, anschließen.

Allgemeines.

— In dem „Bulletin de la Société d'Anthropologie" (1888) tritt M. Lombard für die Theorie ein, daß das Menschengeschlecht nicht, wie man gemeinhin annimmt, in den Tropen, sondern in den Polarregionen seine Urheimath habe. Er stützt sich dabei in der Hauptsache auf die bekannten Saporta'schen Ausführungen über die Verbreitung der Pflanzen im Verlaufe der geologischen Zeiten, und behauptet, daß ganz analoge Verhältnisse und Gesetze auch bezüglich der Verbreitung der Thiere und der Menschen maßgebend gewesen seien.

— Die Reise des englischen Dampfschiffes „City of Paris" von New-York nach Queenstown hat im Mai d. J. nur die Zeit von 5 Tagen 22 Stunden 10 Minuten in Anspruch genommen. Es ist dies die schnellste Fahrt in östlicher Richtung, die zwischen Amerika und Europa jemals ausgeführt worden ist. — Die schnellste Fahrt in westlicher Richtung hat das neue Schiff „Augusta Victoria" von der Hamburger Packetfahrt-Gesellschaft ausgeführt, das den Weg von Queenstown nach New-York auf seiner ersten Reise in der Zeit von 6 Tagen 8 Stunden 30 Minuten zurücklegte.

Bücherschau.

— Hermann Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Berlin 1889. Walther & Apolant. — Hauptmann Wißmann ist durch die bedeutungsvolle ostafrikanische Mission, mit der er von der deutschen Reichsregierung betraut worden ist, so sehr zum Helden des Tages geworden, daß es zur Empfehlung seines uns in vierter Ausgabe vorliegenden Buches über seinen ersten Zug quer durch den afrikanischen Erdtheil nur weniger Worte bedarf. Die Darstellung berührt sehr angenehm durch ihre Knappheit und Präcision sowie durch ihre Freiheit von rhetorischer Ausschmückung, und dadurch steht das Buch des „deutschen Stanley" zugleich in einem gewissen vortheilhaften Gegensatze zu dem berühmten „Through the dark Continent" des englisch-amerikanischen Stanley, dem man ja das Journalistenhandwerk seines Verfassers an zahlreichen Orten anmerkt. Der Sache nach zeigt sich Hauptmann Wißmann in seinem Reiseberichte vor allen Dingen als ein ausgezeichneter Beobachter des afrikanischen Thier- und Menschenlebens, und mit ganz besonderem Vergnügen liest man die darin enthaltenen Jagdschilderungen sowie die Charakteristiken der mehr oder minder temporären Araberkolonien, nebst dem von denselben betriebenen Elfenbein- und Sklavenhändler-Gewerbe. Die Lösung der Kulturfrage an die Hand zu nehmen, welche sich an das Schalten und Walten der afrikanischen Araber und Arabermischlinge knüpft, erscheint der Verfasser danach in der That besser als irgend ein Anderer berufen. — Der zweite Theil des Buches giebt den Bericht des todten Reisegefährten Wißmann's, Paul Pogges, auf Grund von dessen Tagebuchnotizen wieder, dem der Verfasser dadurch ein pietätvolles Denkmal setzt, und in dem Anhange ist eine Zusammenstellung der meteorologischen, astronomischen und hypsometrischen Beobachtungen enthalten, welche die beiden Reisenden angestellt haben, sowie werthvolle praktische Winke bezüglich des Reisens und des Aufenthaltes im tropischen Afrika. In letzterer Beziehung citiren wir an dieser Stelle nur die Sätze: „Ausschreitungen wirken schädlicher als in unserem Klima, und man ist in einem wilden Lande von selbst schon zu Unregelmäßigkeiten, ungewohnten Anstrengungen und Entbehrungen häufig gezwungen. Daß man jedoch vom Gebrauch von Spirituosen Abstand nehmen solle, wie mehrfach angerathen wird, ist nach meiner Ueberzeugung ein sehr falscher Standpunkt." „Ich bin der Hoffnung, daß es der medicinischen Wissenschaft gelingen wird, ein jedem Europäer in Afrika ohne Bedenken zu empfehlendes Prophylakticum gegen Fieber und dessen Folgen herzustellen." „Die Behauptung, ein Europäer könne im Klima des äquatorialen Afrika nicht arbeiten, ist besonders für Centralafrika nicht anzunehmen. Beschäftigungslosigkeit und Mangel an Bewegung ist sehr schädlich, ebensowie zu viel Schlaf. Von 5½ bis 8½ Uhr morgens und von 4 bis 6 Uhr abends kann jeder Europäer im Freien arbeiten, und an vielen bedeckten Tagen länger, und was an Arbeit unter Dach schädlich sein sollte, wüßte ich nicht." Im übrigen gedenken wir auf das Wißmann'sche Buch ausführlicher zurückzukommen, sobald es unser Raum gestattet.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. | № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1889.

Das Dachstein-Werk Simony's[1]).

Von Prof. Dr. Partsch.

(Mit einer Abbildung.)

In geistig regsamen Zeiten, deren wissenschaftliche Strömungen auch den zum Widerstand Geneigten in ihre Richtung hineinziehen, ist es keine gewöhnliche Erscheinung, daß ein unermüdlich thätiger Forscher in einem langen, arbeitsreichen Leben unbeirrt der einmal erwählten Bahn folgt, ohne sein klar begrenztes Ziel je aus dem Auge zu verlieren. Noch seltener ist es, daß solchen selbständigen Naturen jeder herbe Zug des Widerspruches fehlt, daß nur die Klarheit und Stärke ihrer besonderen Begabung und die nimmer erkaltende Begeisterung für eine große Aufgabe sie in treuer Liebe festhält der früh ergriffenen Arbeitsweise. Ein Denkmal solch eines selbständigen wissenschaftlichen Lebensganges baut sich jetzt auf in dem Dachstein-Werk Friedrich Simony's.

Mit so ehrfürchtiger, freudiger Stimmung, wie in das Haus einer goldenen Hochzeitsfeier, tritt man ein in das Studium dieses Buches. Bald sind es fünfzig Jahre, seit Simony seine Dachsteinforschungen begann und diesem Bergstock die beste Kraft seiner vielseitigen Beobachtungsgabe und seiner feinsinnigen Darstellungskunst weihte. Oft ist er in den Jahren seiner Jugendfrische emporgeklommen auf den herrlichsten der hohen Kalkgipfel Oesterreichs und hat viele Wochen, nicht nur zur Sommerszeit, sondern auch umgeben von dem Schnee des Hochwinters, in halb verschneiten Sennhütten oder in der dürftig geschlossenen Schutzhöhle des Wildkars messend, zeichnend, beobachtend zugebracht. Denn die moderne Art weitgehender Arbeitstheilung blieb Simony's Thätigkeit von jeher fremd. Alles selber sehen, selber darstellend verwerthen, um ein begrenztes Feld der Beobachtung wirklich bis an die Schranke des Erreichbaren zu beherrschen, das war für ihn das erste Gesetz wissenschaftlichen Wirkens. Bald trug er sein Barometer unermüdlich von Höhe zu Höhe, um mit peinlicher Genauigkeit das wechselvolle Relief weiter Bergeinöden bis in seine Einzelheiten aufzunehmen, bald lothete er auf sorgfältig erkorenen Durchschnittslinien die Tiefen der Seebecken aus und erspähte mit umsichtigen Vorkehrungen die Wärmestufen des Seewassers und den Wechsel in der Glätte seiner Oberfläche, in der Transparenz und Färbung seiner Tiefe, ebenso eifrig wie die gesammten meteorischen Vorgänge in den durchwanderten Schichten des Luftmeeres. Dann wieder stieg er als genauer Kenner der Flora des Gebirges durch alle Regionen seines Pflanzenkleides sammelnd und vergleichend empor oder spürte geduldig hämmernd nach versteinerungsreichen Lagen in den mächtigen, einförmigen Kalksteinmassiven. Im Studium der Dachstein-Gletscher, deren Veränderungen er von der Zeit ihres stärksten Anschwellens in den ersten vierziger Jahren bis zu ihrem argen Zusammenschwinden in dem letzten Jahrzehnt aufmerksam verfolgte, schärfte er seinen Blick für die Spuren der großen Vergletscherungen der diluvialen Epoche, denen er von den

[1]) Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen. Nach eigenen photographischen und Freihandaufnahmen illustrirt und beschrieben von Dr. Fr. Simony, k. k. Hofrath und em. Universitäts-Professor. Für Fachmänner und Freunde der Alpenkunde, mit Allerhöchster kaiserl. Subvention. Lieferung I. Wien und Olmütz 1889. Ed. Hölzel. Preis des Heftes: 5 Gulden = 9 Mark.

höchsten Gebirgen Oberösterreichs hinaus bis an den Rand des ebenen Vorlandes nachging. Selbst die Besiedelungsgeschichte der Landschaft ging bei seinen Studien nicht leer aus. Manch alten Kelten hat er aus dem unerschöpflichen Schooße des Hallstätter Grabfeldes heben helfen. Sein bestes und eigenstes aber bleibt noch hervorzuheben.

So mannigfach seine wissenschaftlichen Interessen waren, so weit ihre einzelnen Fäden aus einander zu gehen schienen, sie

Das Bett der Zunge des Gosauer Gletschers.

fanden sich doch im Schlußergebniß immer wieder bei einem Endziel zusammen. Alle seine Studien traten in den Dienst des Strebens, das Wesen der ganzen Landesnatur und das Wirken der für ihre Entwickelung entscheidenden Vorgänge möglichst scharf zu erfassen in den Formen der Landschaft im großen, wie im einzelnen. Für dieses Formenstudium war Simony ungewöhnlich glücklich begabt, nicht nur mit einem feinen Beobachtungssinn, sondern auch mit der Fähigkeit getreuester charakteristischer Wiedergabe in künstlerisch vollendeter Zeichnung. Mit wahrer Meisterschaft hat

er in dem Physiognomischen Atlas der österreichischen Alpenländer auf sechs Blättern die großartigsten Gegensätze landschaftlicher Formen, welche in den Ostalpen sich zusammenfinden, in unübertrefflich gewählten Beispielen vereinigt. Es hält schwer zu sagen, welchem dieser herrlichen Blätter der Preis der Schönheit und des Werthes als geographisches Lehrmittel gebührt, ob dem lehrreichen Blick vom Hausruck auf die hinter einander in verschiedenem Gestein, verschiedenen Formen und ungleichem Pflanzenkleid sich aufbauenden Züge des Gebirgsrandes, ob der wilden Scenerie des Todten Gebirges, oder den Thälern der Venediger-Gruppe, ob der Farbengluth der Marmolada oder dem Ortler jenseits der breiten Sohle des Vintschgaus. Nur ein minder glückliches Bild fügte jener Reihe sich ein — die Idealdarstellung einer Gletscherlandschaft. Simony selber fühlte sich davon nicht voll befriedigt und ersetzte sie durch eine neue herrliche Schöpfung, die als großes Gemälde auf der Wiener Weltausstellung so allgemeine Bewunderung erregte, daß er — allerdings unter Verzicht auf die Farbengebung — sich zur Publikation entschließen mußte. Versenkt man sich in das Studium dieses lebensvollen Bildes, das in keiner geographischen Lehrsammlung fehlen sollte, so fällt es schwer zu begreifen, wie aus freier Komposition ein Gemälde von so überzeugender Naturwahrheit hervorgehen konnte. Es ist das glänzendste Beispiel künstlerischer Beherrschung eines wissenschaftlich in langer Beobachtung bewältigten Stoffes. Für Jeden, der in Simony's Spuren gewandert ist, hat es ein eigenes Interesse, in diesem Kunstwerk hie und da noch die lebensfrische Einzelbeobachtung durchschimmern zu sehen, welcher die Anregung zu manchen charakteristischen Zügen entsprang. Vor allem aus der Felsenwelt des Dachsteins klingt manches Motiv hinüber in die Formenharmonie dieser idealen Gletscherlandschaft.

Wenn auch Simony die ganze österreichische Alpenwelt und manches der Mittelgebirge beobachtend und zeichnend durchwanderte, hat doch kein Gebirgsstock ihn anhaltender gefesselt als die Dachstein-Gruppe. Hier findet sich in der That auf beschränktem Raume ein großer Wechsel von Oberflächenformen vereinigt — klotzige Massive und schartige Ketten, sanft gerundete Schieferberge und kühn aufragende einzelne Gipfel. Nicht geringer ist die morphologische Mannigfaltigkeit im einzelnen. Die verschiedenen Arten äußerer Einwirkung haben hier dem Gestein ihr Gepräge aufgedrückt. Die chemische Lösungskraft atmosphärischen Wassers bethätigte sich in der Ausbildung weiter Karrenfelder, die mechanische Erosion schuf tiefe Klammen und Thalzüge von wechselnder Breite und ungleicher Ausgestaltung der Gehänge, an denen oft Schutt-Terassen als Reste alter Thalböden sich erhalten haben; die Gletscher der Vorzeit hinterließen Rundhöcker, Schliffflächen, Moränen und erratische Blöcke in Fülle. Die heute noch ausharrenden Reste der Vergletscherung des Dachsteins bieten einen durch seine Frische besonders anregenden Stoff für lehrreiche Beobachtungen. Der Rückzug aller Gletscher entblößte ansehnliche Theile ihres Bettes und enthüllte die Wirkungen der Gletscherbewegung auf das unter ihr fortbewegte Gesteinsmaterial und den festen Untergrund. Je liebevoller die Forschung in alle die Formeneigenthümlichkeiten des Gebirges eindrang, desto reicher erwies sich das räumlich doch nicht allzu weite Arbeitsfeld. Zu Hunderten häuften sich unter Simony's unermüdlicher Künstlerhand die Panoramen, Ansichten, Studienblätter, und als die Photographie hülfreich sich entwickelte, eine lange Reihe sorgfältiger Lichtbilder. Aber nicht etwa als das zufällige, aus der Materialiensammlung von selbst erwachsende Schlußergebniß dieser langjährigen eifrigen Arbeit ist das Unternehmen eines großen, mit reichstem Bilderschmuck ausgestatteten Werkes über das Dachstein-Gebiet zu betrachten, sondern als die planvoll allmählich gereifte Verwirklichung eines schon vor mehr als 40 Jahren klar vor der Seele des Meisters stehenden Gedankens. In dem ersten Jahrgange von Haidinger's Berichten über die „Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften zu Wien" findet sich ein aus dem April 1846 stammender Aufsatz des Herausgebers, welcher bereits den Plan des Simony'schen Dachsteinwerkes bis in tiefgehende Einzelheiten entwickelt. Damals zeichnete Simony schon an den lithographischen Platten, um in voller Treue, ohne die abstumpfende Vermittelung handwerksmäßiger Hilfe seine verständnißvollen Aufnahmen des Dachsteingebirges der Oeffentlichkeit vorzulegen. Manches davon ist dann wirklich erschienen, namentlich die herrliche Ansicht der Nordseite des Dachsteins von der Hütteneckalpe aus in einem glücklichen Farbendruck. Das meiste bestand bisher nur für das Auge seiner Freunde, denen er in den Versammlungen des Alpenvereins und in wissenschaftlichen Gesellschaften Einblick gab in die Schätze lebendiger Anschauungen, die er im Studium dieses Gebirges sich erworben hatte.

So muß es denn als ein unschätzbares Glück bezeichnet werden, daß endlich jetzt die ehrenvolle Muße, in die Simony nach Ueberschreitung seines 70. Lebensjahres aus dem akademischen Lehramte sich zurückgezogen hat, ihm die Möglichkeit giebt, sich ganz dem würdigen Abschlusse des schönsten Werkes seines arbeitsreichen Lebens zu widmen. Mit der begeisterten Hingabe, die sein selbstloses ganzes wissenschaftliches Dasein auszeichnet, bringt Simony nun persönlich jedes ihm mögliche Opfer, um die Vollendung dieses Werkes zu sichern, und zum Glück wird auch von höherer Seite das aus reinster Vaterlandsliebe entsprungene Unternehmen mit verdienter Theilnahme gefördert. Nur so konnte ein umfangreiches Prachtwerk, zu dessen Vollendung Kunst und Wissenschaft so fest, wie kaum in einem zweiten Falle, Hand in Hand gehen, der weiten Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden, deren es würdig ist. Das Werk wird bestehen aus vier halbjährigen Lieferungen größten Quartformates, deren jede außer 10 bis 14 in den Text (drei bis vier Bogen) eingeschalteten Illustrationen 20 selbstständige, einen gesonderten Atlas abgebende Vollbilder enthalten soll, und zwar zwei Glanzlichtdrucke, zwei Photo-Lithographien in Doppelgröße und 12 Phototypien. Von der Ausführung der letzteren giebt die beigefügte Ansicht, welche erst für das nächste Heft des Werkes bestimmt ist und von Herrn Hofrath Professor Dr. Simony für diesen Aufsatz mit besonderer Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt wurde, eine Probe, die wegen der Schwierigkeit einer ausdrucksvollen Darstellung des Moränenschuttes recht überzeugend die Leistungsfähigkeit dieses Verfahrens veranschaulicht. Das Bild stellt den durch den letzten Rückgang des Gosauer Gletschers bloßgelegten Theil seines Bettes dar, die stark konvergirenden Seitenmoränen, zwischen ihnen die Kalksteinunterlage, auf welcher der Gletscher sich fortbewegte. Auffallend treten in dem Gestein die Furchen der Karrenbildung hervor. Sie sind gefüllt mit Glacialschutt und regen unmittelbar die Frage an, ob die Karrenbildung im Zusammenhange steht mit der Vergletscherung, und wie solch ein eventueller Zusammenhang aufzufassen sei [1]). Den herrlichsten Schmuck des Werkes bilden aber

[1]) Daß der Autor für die weitaus größte Zahl der sowohl in den Atlas-Tafeln als auch in den Textbildern gebotenen Illustrationen die in der Wiener photographischen Kunstanstalt von Angerer und Göschl zu hoher Vollkommenheit gebrachte Phototypie mit Recht gewählt hat, kann aus dem beigegebenen Probeblatte sehr gut ersehen werden. Das Bild zeigt in treuerer Weise, als dies selbst der beste Holzschnitt zu thun vermöchte, den Charakter des während der letzten um das Jahr 1848 begonnenen Rückzugsperiode erst eisfrei gewor-

ohne Frage die Glanzlichtdrucke und die photolithographischen Reproduktionen der Handzeichnungen Simony's. Die vorliegende erste Lieferung, deren Text die Umgrenzung, die Gliederung und die Höhenverhältnisse des Dachsteingebietes behandelt, bringt zunächst die Nord- und Südansicht des Dachsteines, vom Sarstein und von den rechtsseitigen Höhen des Ennsthales. Es sind zwei meisterhafte Federzeichnungen, die den Gegensatz des Aufbaues beider Gebirgsseiten unmittelbar zur Geltung bringen. Unter den Lichtdrucken streitet eine wunderbar scharfe Ansicht des hohen und niederen Dachsteines vom Karleisfeld aus um den Vorrang mit den schönsten Abschnitten der Gipfelaussicht gegen W und NW. Unter den Phototypien ragen etliche höchst wirkungsvolle Karren-Partien hervor, unter den Textbildern die überraschende nordwestliche Steilwand des Dachsteins, wie sie Dr. Oskar Simony, der Sohn des Verfassers, an einem stürmischen Maitage von der halsbrecherischen Höhe des Thorsteingipfels aus aufgenommen hat.

---

denen Bettes des genannten Gletschers. Tritt hier schon die Beschaffenheit der noch vor wenigen Decennien unter dem Eise gelegenen Grundmoräne dem Beschauer bis ins feinste Detail naturwahr vor Augen, so sind fast noch instruktiver die in den zu Tage tretenden Partien des Felsgrundes ausgehöhlten Vertiefungen und Rinnen, in welchen zum Theil noch das Scheuerungsmaterial des Gletschers — zahlreiche größere und kleinere Geschiebe der Moräne — eingelagert sind, die zur Zeit intensiverer Eisschmelze der Gletscherbach in Bewegung setzt, fortführt und wieder durch neues Reibungsmaterial ersetzt. Es fällt nicht schwer, in diesen Aushöhlungen ein verjüngtes Bild jener Form von Karrenbildung wieder zu erkennen, welche die in der ersten Lieferung des besprochenen Werkes enthaltene Tafel VI (Karrenfeld in der Wiesalpe) zur Anschauung gebracht ist, und welche, verglichen mit den analogen Erscheinungen im Bette des Gosauer Gletschers, vom Autor hauptsächlich auf die aushöhlende Thätigkeit rasch fließender, schuttbeladener Schmelzwässer einst hier lagernder Gletscher zurückgeführt wird.

Die schon der ersten Lieferung beigegebene Uebersicht der gesammten zur Veröffentlichung ausgewählten 130 Originalansichten giebt einen Einblick in die Fülle geographisch lehrreichen Anschauungsstoffes, den dies unvergleichlich dastehende Werk vereinen wird. Daß es für alle Zeit ein glänzendes Denkmal der Lebensarbeit Simony's bleiben wird, das steht über allem Zweifel. Zu wünschen bleibt nur, daß des Verfassers Hoffnung, das anregende Beispiel zur Schöpfung landschaftlicher Mustersammlungen für den geographischen Unterricht gegeben zu haben, sich erfülle. Der Grundgedanke, der Simony's litterarische und akademische Thätigkeit leitete: „Richtiges Sehen ist schon das halbe Verständniß", hat viel Zeitgemäßes für unsere Tage, in denen der Jugendunterricht mehr auf die Uebertragung fremder Gedanken als auf das Wecken eigenen Beobachtungssinnes hinwirkt. Das Lehrbuch des unvergeßlichen Guthe enthielt in seiner ersten Auflage einige schulgeographische Betrachtungen, die später nicht wieder abgedruckt wurden. Guthe kam auf Grund seiner Erfahrungen zu dem Vorschlage, den geographischen Unterricht mit dem Unterrichte im Zeichnen in engere Beziehung zu bringen. Er meinte geradezu, ein echt wissenschaftlich gebildeter Lehrer der Zeichnenkunst sei der wünschenswertheste Lehrer der Geographie. Dieses Ideal des geographischen Lehrers im Sinne Guthe's ist zu unseren Lebzeiten nur ein einziges mal leibhaftig gesehen worden, verkörpert in Friedrich Simony, der seine Schüler eifrigst anregte zu sicherem Auffassen der Naturformen in zeichnerischer Uebung. Daß Guthe's Gedanke je einer allgemeineren Verwirklichung fähig wäre, ist ernstlich zu bezweifeln. Aber daß dieser Gedanke aus dem Boden langjähriger, musterhafter Wirksamkeit bei einem bedeutenden Lehrer der Geographie aufsteigen konnte, das bleibt eine Thatsache, welche zu denken giebt.

Kulturbilder aus den Somâl- und Galländern von Harar.

Von Prof. Dr. Philipp Paulitschke.

III. Das Volk der Galla oder Orómo.

(Mit drei Abbildungen.)

Unter den Völkern Nordost-Afrikas nehmen die Galla oder Orómo bei weitem die hervorragendste Stellung ein, und zwar nicht nur ihrer Zahl nach (man schätzt die Galla-Bevölkerung auf sechs bis acht Millionen Seelen), sondern auch wegen der physischen und psychischen Eigenschaften der Individuen. Der Name „Hábaschi" — unter diesem sind die Orómo auch unter den Arabern geschätzt und bekannt, weil sie als Sklaven meist über Abbessinien und Schoa nach den Gestadeländern des Rothen Meeres verhandelt werden — bedeutet die Inkarnation alles Vorzüglichen, was in Bezug auf Schönheit des Körpers, Klugheit und Versatilität des Geistes überhaupt von Afrikanern verlangt werden kann, und er hat seinen guten Klang nicht nur in Jemen, sondern auch in Mekka, Aegypten, Syrien und Persien. Preist man die Geschicklichkeit oder Arbeitskraft eines Sklaven, so wird wohlgefällig hinzugefügt, er sei ein „Hábaschi", oder bewundert man die Schönheit von Kindern, so wird gleichsam mit auszeichnender Anerkennung hervorgehoben, eine „Hábaschi" sei deren Mutter. Schon in uralten Zeiten erkannte man die Vorzüge der Repräsentanten des Galla-Volkes, denn schon die arabischen Geographen berichten, man habe die „rothen Ost-Afrikaner" (unter diesen sind nur die Galla gemeint, die sich selbst wegen ihrer röthlichen Hautfarbe „dîma", d. i. „die Rothen" nennen) von jeher bevorzugt. Bei den Islamiten fanden namentlich die üppigen, vollbrüstigen Galla-Mädchen vollen Anwerth, und bis auf den heutigen Tag ist die Sorge der arabischen und ägyptischen Haremsbesitzer darauf gerichtet, ihre Frauengemächer mit Repräsentantinnen des Galla-Volkes zu füllen.

In den Landschaften, wo sie heute wohnen, sind die Orómo vor nicht gar langer Zeit erst eingewandert. Ueber die Frage, woher sie stammen, und aus welcher Gegend sie in die heutigen Wohnsitze eingerückt sind, ist viel gestritten worden. Heinrich Barth läßt sie aus dem Innern Afrikas nach Abbessinien vorrücken, Cecchi und Massaja aus Arabien über das Rothe Meer wandern. Einheimische Sagen bezeichnen sie als Söhne der Abessynier, ja sogar ein Portugiese, einer aus der Schaar des Enkels des großen Afrika-Umseglers Da Gama, names Sapera oder Sa-feira (Safera) soll ihr Stammvater gewesen sein. Diese Vermuthungen insgesammt, mit dem Bestreben des Volkes, seinen Ursprung er-

habener zu machen, sind unhaltbar oder unannehmbar. Ohne Zweifel hingen die Orómo mit den Hamiten am rechten Ufer des unteren Nil (Bedjas) zusammen und saßen an dem Gestade des Rothen Meeres und des Golfes von Aden. Hier haben einzelne Zweige derselben auch das Christenthum empfangen. Ich bin nun der Ansicht, daß durch die Immigration der Semiten in Abbessynien der Zusammenhang mit den Bedjas unterbrochen wurde, durch die Ausbreitung der neuen Bevölkerung in Habesch die Orómo südlich zu wandern gezwungen wurden, und die Bildung der Somâl-Rasse vollends dem Zuge ihrer Bewegung die südliche Richtung gewiesen habe. Am Aequator der Ostküste Afrikas trafen die Galla mit den langsam abwärts ziehenden Bantus (Kaffern) zusammen und wurden genöthigt, eine binnenwärts gerichtete Wanderung anzutreten. Infolge der Verwüstung und Entvölkerung Abessyniens durch Mohammed Granj fanden sie in Schoa und Habesch sattsam Platz sich niederzulassen, und rückten somit in die heutigen Bezirke in Süd-Abessinien ein. Aus Schoa wanderte dann ein großer Zweig — die sogenannte Bárantuma-Sippe — nach den Bergen von Harar. Die Galla selbst bieten ihren Wanderschaftssagen Material genug zur Verfolgung des letzten Abschnittes dieser Wanderungen. Die Zeit von 1525 bis 1537 n. Ch. entspricht dem Seßhaftwerden des Volkes in den Hauptsitzen seiner heutigen Verbreitung.

Diejenigen Theile des Volkes, welche die Gebirgsstöcke, überhaupt bergige Landschaften besetzten, nannten sich „djarri badâ" („Leute der Berge"), wohingegen die in den Thalniederungen angesiedelten „djarri gamôdji" („Leute der Flußthäler") hießen, ganz entsprechend den abessynischen Bezeichnungen der „kuolanjâ" („Bewohner der Kuola") und „daganjâ" („Bewohner der Dega"). Nur sehr wenige Stämme rückten in ein Terrain vor, das ihnen den Betrieb des Ackerbaues verwehrte, und mußten daher Nomaden bleiben. Mit den Resten der auf dem neuerrungenen Gebiete aus früherer Zeit verbliebenen Bevölkerung traten die Orómo in kein freundschaftliches Verhältniß. Die christlichen, vor Granj's Horden geflüchteten Abessyner waren entweder so stark, daß sie, wiewohl von Gallas rings umschlossen, kleine Staaten behaupten konnten, wie z. B. die Cafatscho, oder sie mußten zu Hörigen (Parias) herabsinken. Natürlich ergaben erfolgte Kreuzungen mit den vorgenannten Bevölkerungsresten, mannigfache Nuancen der Population, die heute auf der ethnologischen Karte von Abesinien, Schoa und der Galla-Gebiete ein wahres Chaos repräsentiren, das in linguistischer Beziehung schwer zu entwirren ist, wenngleich dem Sprachforscher von allem Anfange klar ist, daß nur zwei Grundidiome — das Hamitische und das Semitische — daselbst eine Rolle spielen. Viele Sprachen haben sich noch vor gar nicht langer Zeit auf dem geschilderten Terrain von einander abgezweigt, und sind erst im Begriffe, sich zu selbstständigen Idiomen auszugestalten.

Der Galla ist, wie schon erwähnt, Ackerbauer — vornehmlich Durra- und Kaffeebauer. Er obliegt seiner Beschäftigung mit Eifer und Umsicht. Doch läßt sich nicht verkennen, daß es ihm an praktischen Ackerwerkzeugen mangelt, deren Import aus Europa zu den Gallas eine große Zukunft hat. Der reiche Viehstand (Rinder und Pferde, dann Schafe, sind sehr zahlreich, dagegen das Kameel selten) erleichtert viele Zweige des Landbaues. Der gesammte Betrieb des Durrabaues geschieht ohne Fäcalien-Düngung des Bodens, die dem Orómo unbekannt ist. Es wird lediglich durch Veraschung von Pflanzentheilen der Dünger beschafft und der eigentliche Kuhmist bei ceremoniösen Anlässen verbrannt. Bei rationeller Düngung würde z. B. der Ackerboden der Galla auf den Hochflächen im Süden von Harar, davon bin ich überzeugt, geradezu tausendfältigen Ertrag liefern. Der Kaffeebau ist auf ziemlich hoher Stufe der Vervollkommnung, besonders bei den Itu-Galla, wo die Kaffeestaude im wilden Zustande ganze Wälder bildet. Aber die Einsammlung und Reinigung der Frucht läßt große Abfallsprozente zu. Allgemein zeigt sich bei dem Galla das Bestreben, über den Bedarf hinaus zu produziren. Das Resultat davon ist das massenhafte Abströmen der Bodenprodukte und solcher der Viehzucht nach dem Norden, wohin ja aller Verkehr der Galla-Länder gravitirt. Die Opulenz der materiellen Mittel gestattet auch eine größere Konsumtion derselben unter den Eingeborenen. Dieselben bieten denn auch, besonders in dem Alter, wo der Körper Embonpoint zu erhalten pflegt, den Anblick, wohlgenährter, kerngesunder Gestalten.

Die Hingabe an den Bodenbau und an die Viehzucht im Vereine mit den sehr befriedigenden Erträgen derselben übt in physischer, namentlich aber sozialer und politischer Beziehung einen günstigen Rückschlag. Die soziale Seite des Lebens ist unter den Orómo wohl ausgebildet und weist alle Licht und Schattenseiten blühender gegenseitiger Beziehungen auf. Moralität in europäischem Sinne ist geschätzt und wird von den Individuen gegenseitig verlangt. Dagegen herrscht auch Scham- und Lieblosigkeit, wo sich zu deren Bethätigung Gelegenheit bietet. Ein hoher Grad von Sinnlichkeit und Lascivität ist auch bei oberflächlicher Berührung mit dem Volke leicht erkennbar.

Als Politiker ist der Galla ein gemäßigter Republikaner. Selbst in monarchischen Staaten erträgt man die Herrschaft der Fürsten schwer und nicht ohne Murren. Loyalität existirt zwar, aber auch ein Drang, sich jeder hemmenden Fessel zu entziehen. Der Ausfluß thatsächlicher Macht eines wahrhaft Mächtigen beseligt die Individuen. Mir haben Galla-Chefs wiederholt versichert, das Volk strebe nur Sicherheit des Eigenthums und ruhige Ernährungs- und Erwerbsverhältnisse an; es würde ruhig jedem Eroberer dienen, der mit Strenge Gerechtigkeit verbände und die Stabilität der Verhältnisse garantiren könnte. Es handelte sich damals darum, das ägyptische Regime zu Harar durch ein anderes zu ersetzen. Gefürchtet ist unter den Galla nur König Menilek II. von Schoa, dem nunmehr der überwiegend größte Theil der Orómo gehorcht. Er ist es namentlich infolge seiner wilden Soldateska, welche die Galla-Stämme unter Ausübung furchtbarer Gräuel — Abhacken der Hände und Abschneiden der Rückenhaut bei den Widerspenstigen — unter das schoanische Joch zu bringen gewohnt ist. Der freiheitliche Sinn der Orómo erleidet entschieden Einbuße durch die Rettung des Volkes an Schoa, er sinkt in deterius, das zeigt sich schon an manchen Anzeichen. Ob auch sonstige ethische Qualitäten des Volkes darunter leiden werden, was ich sehr vermuthe, bleibt noch abzuwarten.

Eine wichtige Rolle in den Gesittungsverhältnissen des Volkes spielt der durch die Verbreitung des Islâm bewirkte Wechsel der Religion desselben. Die Propaganda für den Islâm ist eine überaus feurige, ohne daß indeß die Lehre des Propheten den Wâbi weit überschritten hätte. Es entsteht nun die Frage, welche Lehren in religiöser Beziehung König Menilek bei den Gallas seines Reiches fördern werde. Er ist zwar Christ, doch sehr lau und oberflächlich im Bezug auf die Erfüllung der Pflichten eines Christen. Da ein großer Theil der Wollo-Galla, der nördlichen Bewohner Schoas, dem Mohammedanismus anhängt, steht zu erwarten, Menilek werde dem Islam keine Hindernisse in den Weg legen. Der Fürst ist bei aller persönlichen Lauheit in religiösen Dingen viel toleranter, als der Negûsa Nagast Johannes es gewesen. Eine schoanische christ-

Galla-Jünglinge.

Galla-Mädchen.

liche Missionsthätigkeit wäre zwar ein ungeheures Uebel für die Galla, doch wäre davon vielleicht noch zu erwarten, daß an der Hand derselben die Galla, in deren heidnischem Glauben sich aus alten Zeiten christliche Züge genug erhalten haben (so z. B. der Kult der Engel, der Marien-Dienst, das Fest der Kreuz-Auffindung Masgâl 2c.), dem Christenthum eher gewonnen werden könnten, als dem Islam. Wenigstens wäre halbwegs der Boden für eine echte christliche Thätigkeit vorbereitet. Solche Fragen freilich sind in Bezug auf ein so bedeutendes Naturvolk, wie es die Orómo sind, zwar sehr wichtig und interessant, aber nach meiner Meinung jetzt noch nicht spruchreif.

Von sehr aktuellem Interesse aber ist die Frage der Einziehung der Galla in den Weltverkehr, bezw. in den Bereich europäischer Weltwirthschaft. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es Deutschland gelingen wird, von Witu aus die südlichen Galla zu gewinnen und einen Verkehr mit den Orómo anzubahnen, wiewohl ich mir nicht verhehle, daß englische Missionare unter den Bararetta-Galla bereits festen Fuß gefaßt haben und die englische Interessensphäre in Ost-Afrika der Heimath der Galla viel näher liegt, als die deutsche. Die italienische Machtsphäre wird wegen Massauas auf den Nordrand Abessiniens beschränkt bleiben müssen, selbst wenn Menilek — der schon lange der Mann der Zukunft im äthiopischen Reiche ist — Negûsa Nagast geworden ist. Frankreich scheint für die Galla-Gebiete wenig Interesse zu bekunden.

Einen interessanten Einblick in die eigenthümliche politische Reife der Orómo, wenn man so sagen darf, bietet die Betrachtung des politischen Lebens des Volkes. Es ist schon gesagt worden, daß dem Galla der gemäßigte Republikanismus die am meisten zusagende Staatsform ist. An der Spitze des Gada-Kollegiums steht der Abbábókku („Vater des Scepters"). Dort, wo die politischen Formen am reinsten erhalten sind, und wo wahrhaft politisches Gefühl warm erhalten blieb — nicht selten übt der Islam unter den Galla, wie es mich bedünkt, in dieser Richtung destruktiven Einfluß — leitet der Bókku die Versammlung der Aeltesten des Stammes, in welcher jeder erwachsene Mann Stimme hat, und in welcher Beschlüsse stets mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden müssen, wenn sie Geltung haben sollen. Opponenten bringt man durch Bezahlung, Geschenke und Versprechungen zum Schweigen, freilich erst oft nach vielen nutzlosen Versuchen. Man versammelt sich gern an bestimmten Plätzen (tschafê), die schon den Urahnen zu Versammlungsorten gedient haben, stellt eine Opferschau aus den Eingeweiden der getödteten Rinder an, und verleiht durch Eintauchen des Holzscepters (das ist eben der Bókku, von welchem der Vorsitzende den Namen führt) in das Blut des Opferthieres den Beschlüssen Gesetzeskraft. Die Priesterschaft, die bei diesen Ceremonien hervorragend betheiligt ist, hängt sich die Gedärme des geopferten Thieres um Hals und Hände und geht damit im Lande umher, um so auf die Bedeutung des bindenden Aktes demonstrativ hinzuweisen. Das geschnitzte Holzscepter bewahrt die Familie, aus der ein Bókku hervorgegangen, wenn dieser sterben oder nicht mehr gewählt werden sollte, als kostbare, unveräußerliche Reliquie auf.

Im Kriege unterordnet man sich willig dem Bókku und fügt sich in allen Punkten seinen Befehlen. Der Bókku führt eben den Oberbefehl über die wehrfähige Mannschaft. Kurz nach meiner Abreise von Harar gerieth die Armee des Emirs Abdullâh mit dem Stamme der Nônu-Galla in Kampf. In der Schlacht, die in der Nähe des Gára Mulâta geliefert wurde, führte der noch ziemlich junge Bókku der Nônu seine Stammesbrüder mit solcher Tapferkeit und Umsicht an, daß sie die Harariner, die mit Remington-Gewehren bewaffnet waren und nach englisch-ägyptischer Taktik vorgingen, nicht nur besiegten, zurückwarfen und bis vor die Thore von Harar verfolgten, sondern auch ihr Lager und die Kriegsvorräthe erbeuteten. Ich bin der Ansicht, daß zur Zeit des Durra-Hochstandes selbst europäische Krieger mit den Galla sich nicht leicht in einen Kampf einlassen könnten. Es wurde mir erzählt, das Erscheinen des Bókku an der Spitze der Seinen fanatisire vollständig die Menge und reiße sie zur Tollkühnheit hin, die sich in wiederholtem Massenansturm gegen den Feind, durch plötzliches Hervorbrechen aus den hochragenden Durrafeldern äußern und regelmäßig zum Nachtheile eines in dieser Art Angriff unebenbürtigen Feindes ende. Gar oft hatten die ägyptischen Baschibozuk, eine ausgezeichnete, abgehärtete und genügsame Reitertruppe, diese Angriffe zu erdulden gehabt und bei aller Tapferkeit regelmäßig den kürzeren gezogen.

Ein höherer Kulturgrad des Volkes äußert sich gewiß auch in der Handhabung der Justiz. Geschriebene Gesetze giebt es bei den Galla nicht, nur gewisse typische Formen des Gewohnheitsrechtes. Ein Urahn der Orómo, mit Namen Makbîli wird als Schöpfer des Galla-Rechtes betrachtet. Ueber schwere Verbrecher, die Mord oder Todtschlag verübt haben, richtet die Gádda. Mord kann durch Zahlung in Geld oder Rindern (50 bis 60 für einen Mann, 10 bis 20 für eine Frau) gesühnt werden, ward aber in früheren Zeiten nur durch die Todesstrafe (Hinabstürzen in einen Abgrund oder von einem Felsen) gesühnt. Für dieses Bußgeld hat die Familie des Uebelthäters einzustehen. Mörder hat man vor Zeiten auch der Familie des Gemordeten ausgeliefert, die ihn dann gewöhnlich durch Erdolchen getödtet hat. Auch Verbannungsstrafen waren vormals beliebt. Der von einer solchen Betroffene war zumeist vogelfrei. Gelang es ihm, nach Ablauf seiner Verbannungszeit in die Heimath zurückzukommen, so konnte er sich durch ein Opfer reinigen. Diebstahl war und ist bei der ungemein gleichmäßigen Schichtung des Eigenthums unter den Galla eine Seltenheit. Stiehlt jemand aus Hunger, so wird er regelmäßig laufen gelassen. Das Eigenthum wird nicht so sehr vor den Dieben, als vor Räubern aus feindlichem Stamme, Nahrungsmittel vor wilden Thieren verwahrt. Ueber Frauen wird nicht Gericht gehalten. Leichte Streitfälle entscheiden die Aeltesten der Gánda. Vor den Bókku kommen nur sehr schwere Fälle. Selbstmord und Kindesmord sind außerordentlich selten.

Von größter Bedeutung für die Zukunft des Volkes ist die infolge des Vordringens des Islâm eingeleitete religiöse und soziale Metamorphose. In den monarchischen Staaten im Süden von Schoa existirt die Lehre des Propheten kaum länger als seit 50 bis 60 Jahren und beschränkt sich lediglich auf die Regenten-Familien oder hervorragende Große. Wiewohl von Harar aus schon seit sehr alter Zeit eine außerordentlich feurige Propaganda für den Islam gemacht wurde, hat derselbe noch lange nicht den Wêbi überschritten. Gerade aber in den Wêbi-Gebieten giebt es unter den Orómo die meisten und ungestümsten islamitischen Missionäre. Die Feindseligkeit der Emire von Harar gegenüber den Galla des Südens erklärt das langsame Fortschreiten der Lehre des Propheten in diesen Gegenden. Französische Kapuziner, die sich von Gudru aus in den Gallaländern und in Harar für das Christenthum bemühten, ist der verdiente Erfolg nicht zu theil geworden. Merkwürdigerweise ist es gerade die Orómo-Frau, die doch vom Christenthum eine Erhebung und eine Verbesserung ihrer sozialen Lage zu erwarten hat, die die Missionare am lebhaftesten befehdete, wohl aus dem

Galla-Hütte.

Grunde, weil der Missionar, der sich hier natürlich an das Beispiel und an den älteren Vorgang der Islamiten halten muß, direkt mit dem Weibe nicht verkehren konnte. Mir haben Missionare zur Harar erzählt, man habe, um dem Christenthum Eingang zu verschaffen, erwogen, ob man einige Satzungen, z. B. solche bezüglich der Verwandtenehe den gallanischen Verhältnissen in Ost-Afrika anpassen solle. Auch bezüglich anderer Punkte der christlichen Glaubenslehren hat man einzuführende Reformen oder Konzessionen in Rücksicht gezogen — ein ebenso kluges als zielbewußtes Verfahren. Die Missionare sammelten einschlägiges Material mit vielem Eifer. Ich weiß nicht, ob die Angelegenheit bei der Kurie schon spruchreif geworden ist. Schwedische protestantische Missionare hatten gleichfalls die Absicht, den Galla das Christenthum zu predigen.

Herrscher und Beherrschte auf Java.

Von Emil Metzger.

(Schluß.)

Die meisten Fälle, wo Rassenmischung im ersten Grade stattfindet, lassen sich auf längeres Zusammenleben von Europäern mit eingeborenen Frauen zurückführen; zu einem verschwindend kleinen Theile nur auf einen so flüchtigen Verkehr, wie er in Europa zu einem ansehnlichen Theile der unehelichen Geburten Veranlassung giebt. Die meisten eingeborenen Frauen wissen übrigens sehr gut die Folgen eines intimen Umgangs zu verhüten; wenn dies nicht der Fall wäre, würde die Zahl der Mischlinge eine bei weitem größere sein. Meistens hat eine solche Frau schon jahrelang als Haushälterin eines Europäers gelebt, sich genau mit ihm bekannt gemacht und sich Sicherheit verschafft, daß er die Vaterschaft nicht zu schnöde aufnehmen wird, ehe sie Lust hat, ihn mit einem Sprößlinge zu überraschen. Die verschwindend kleine Anzahl von Fällen, daß ein Europäer unter Beobachtung eines gewissen Ceremoniels nach einheimischem Brauche, welches die Heirath vertreten soll, sich den Besitz der ersehnten Schönen verschafft, brauchen wir überhaupt nicht zu berücksichtigen. Eine Heirath nach europäischem Gesetz folgt auch flüchtigen Verhältnissen manchmal später, sei es zur Legitimirung der Kinder (wozu sie übrigens gesetzlich nicht nöthig ist), sei es zur Verbesserung der Lage derselben.

Das Gesetz wendet gegen das Verhältniß eines Europäers, der mit einer Haushälterin lebt, nichts ein. Vom Standpunkte der Religion und Sittlichkeit wird es theoretisch zu verdammen sein, praktisch stellt die Sache sich aber etwas anders. Die Weise, wie ein solches Verhältniß durch das Publikum betrachtet wird, hängt im allgemeinen davon ab, ob die verheiratheten Europäer in der Minderzahl sind oder die Mehrzahl bilden. Im ersteren Falle war es früher wenigstens gesellschaftlich beinahe sanktionirt, und hieran schlossen sich, im Verhältniß zum Uebergewicht der europäischen Hausfrauen, die Abstufungen: geduldet — scheinbar übersehen — ganz auf den Hintergrund gedrängt — woran sich endlich eine Achterklärung gegen den Uebertreter des Sittlichkeitsgesetzes als stärkster Ausdruck der beleidigten öffentlichen Moral reihte. Bei Beurtheilung solcher Verhältnisse muß man sich hüten, von der Annahme auszugehen, daß auch nur zu der Mehrzahl derselben die Sinnlichkeit des Mannes die Haupt-Veranlassung gegeben habe; ich möchte eher das Gegentheil behaupten und außerdem noch beifügen, daß die geschlechtliche Moral im engsten Sinne durch das Bestehen solcher Verhältnisse eher gehoben wird. Erfahrungsmäßig sehen im Innern des Landes die Häuptlinge es sehr viel lieber, daß unverheirathete leitende Persönlichkeiten, Beamte ꝛc. eine Haushälterin nehmen, als daß sie allein haushalten, wozu neben anderen Gründen der eine sehr viel beiträgt, daß sie in einer solchen wenigstens ein Gegengewicht gegen etwaige Don-Juan-Anfechtungen des Pseudo-Gatten sehen, die im Stande sind, ihnen manche recht unangenehme Stunde zu bereiten. Derartige ganz ephemere Verbindungen wirken jedenfalls nach allen Richtungen hin noch verderblicher auf den Mann, der sich immer und immer wieder auf dieselben einläßt, als das Leben mit einer Haushälterin. Gewöhnlich ist es auch die einfache, dringende, bittere Nothwendigkeit, welche den unverheiratheten Europäer zwingt, eine solche zu nehmen, im Inneren des Landes, in einem kleinen Orte lebend, wo er keine Gelegenheit hat, sich anderen anzuschließen oder im Gasthofe — wenn einer da ist — zu wohnen oder zu essen, weil seine Mittel es nicht erlauben, bleibt ihm kaum etwas anderes übrig, wenn er nicht bestohlen werden, nicht über zerrissene Wäsche oder fehlende Knöpfe sich ärgern, nur einigermaßen regelmäßig leben, nicht ganz von seinen Bedienten abhängig sein will, namentlich wenn sein Beruf ihn zwingt, sich Tage, vielleicht Wochen lang von seinem Hause zu entfernen. Eine Haushälterin wird vielleicht auch ihren eigenen Vortheil suchen, im allgemeinen aber wird sie es sich zur Aufgabe machen, das Interesse ihres Herrn und Meisters gegen die zahlreichen anderen Bedienten einer indischen Haushaltung zu vertreten. Man darf übrigens den Zustand der fürchterlichen Vereinsamung, in einer dem Neulinge fremden, ungewohnten Umgebung, in Verbindung mit allerlei störenden Einflüssen — während er, ganz losgelöst von der Civilisation, sich nicht im Besitze der Hilfsmittel zu ihrer Bekämpfung befindet, die ihm in größeren Orten zur Verfügung stehen — nicht gering anschlagen.

Es giebt Fälle, wo in solcher Vereinsamung selbst gebildete Europäer dem Blödsinn nahe gekommen sind, und bestimmungsmäßig muß ein Offizier, der sich als einziger Vertreter seines Ranges auf einem einsamen Posten befindet, nach bestimmter Frist abgelöst werden. Darf man sich also verwundern, wenn ein vielleicht Halbverzweifelter unter solchen Umständen sich wenigstens eine Art von Häuslichkeit zu gründen sucht [1]?

Uebrigens wenn, wie ich schon oben sagte, in den besseren Ständen wenigstens solches Zusammenleben mit Haushälterinnen weniger häufig ist, als früher wohl der Fall war, darf man darum ja noch nicht glauben, daß die Moral sich durchweg gehoben habe. Beiläufig gesagt, ist

[1] Ich darf vielleicht auch daran erinnern, was Dr. M. Buchner über den Einfluß des „Ewig Weiblichen“ sagt „Kamerun“, S. 154.

Indiens guter Ruf schon so hoch gestiegen, daß mancher junge Mann, der dorthin bestimmt ist, schon in Europa eine Jungfrau findet, welche mit ihm die Lebensreise anzutreten geneigt ist und auch in Indien, selbst in kleineren Orten, hat die Zahl der unverheiratheten Europäerinnen sehr zugenommen, was die Folge hat, daß wir verhältnißmäßig auf eine größere Zahl verheiratheter Personen stoßen als früher der Fall war. Natürlich bietet es manche Schwierigkeiten, bis ein solches junges Paar, wenn beide Neulinge sind, sich im Innern des Landes zu Hause fühlt — im allgemeinen ist übrigens eine Frau viel geneigter, sich in die ihr fremde Lage zu fügen, als der Mann — doch sie sind eben zu zwei und dann trägt sich vieles leichter. Auch dies hat aber seine Schattenseiten; der Mann lernt weniger vom Leben der Eingeborenen kennen und beiden bleiben dieselben ferner; mancher alte Resident hat wohl schon darüber geklagt, das die jungen Beamten, welche schon eine Frau aus Europa mitbringen, für den Dienst halb verloren seien. Vielleicht etwas Uebertreibung, doch auch viel Wahrheit liegt darin.

Doch kehren wir zu den Mischlingen zurück.

Die zweite Abtheilung derselben besteht aus denjenigen, deren Eltern beide schon nicht mehr Vollblut-Eingeborene waren; dieselben bilden eigentlich, was man in Europa den kleinen Bürgerstand nennen würde, wenn auch einzelne den oberen Zehntausend angehören.

Der Beamtenstand, in dem bisher viele meist in subalterner Stellung ein Unterkommen fanden, verschließt sich ihnen mehr und mehr; wir brauchen sie übrigens hier nicht weiter zu berücksichtigen, da beinahe alles, was über die im eigentlichen Sinne des Wortes halbblütigen Mischlinge zu sagen ist, auch auf sie Anwendung findet.

Wenn auch vom Gesetz ohne Härte behandelt, kann man ihr Loos kein günstiges nennen. Viele von ihnen sind schon keine glücklichen Kinder, keine Kinder, deren Ankunft mit Sehnsucht erwartet würde; durch die Mutter verzärtelt, die in ihnen das Band sieht, welches den Vater für immer an sie binden soll, sind sie für diesen ein Stein des Anstoßes für die Zukunft, oder aber, wenn das Vaterherz in ihm die Oberhand gewinnt, ein Gegenstand des Kummers und der Sorge, denn er weiß nur zu gut, wie schwer es ihm werden wird, ihnen eine Laufbahn anzubahnen und sie für dieselbe vorzubereiten.

So wachsen sie meist als echte Wildlinge in der üppigen Natur ihrer Heimath auf, empfangen jedoch von frühester Jugend an Eindrücke, die für ihre Entwickelung schädlich sein müssen, was übrigens auch bei den in Indien geborenen Kindern von Vollblut-Europäern stattfindet; am meisten wird dies natürlich der Fall sein, wenn der Vater sich gar nicht um sie kümmert oder um sie kümmern kann. Hat er dagegen Lust und Mittel, für sie zu sorgen, kann er sie ihrer Erziehung wegen nach Europa schicken und kommen sie dort unter geeignete Aufsicht, so entwickeln sie sich in erfreulicher Weise, manche haben sowohl in der Armee als im Civildienst eine hohe Stellung erreicht und ausgezeichnetes geleistet, manche allerdings verbummeln in Europa und erreichen ihr Ziel — das Examen, welches es auch sein möge —, nicht. In vielen Fällen liegt die Schuld, wie ich glaube, nicht so sehr an ihnen selbst als vielmehr an unrichtiger Behandlung in den Schulen und Pressen, denen man sie anvertraut, manchmal auch an zu reichlichem Taschengeld.

So ein kleiner „Sinjo“, wie sie genannt werden, ist eben das Produkt einer anderen Zone, mit ganz anderen Fähigkeiten und Eigenschaften, als ein in Europa geborenes Kind von gleichem Alter. Gewöhnlich wird ihm von Vollblut-Europäern und von Vollblut-Eingeborenen allerlei Böses hinsichtlich seiner Charaktereigenschaften nachgesagt, eine Bestätigung des, ich glaube, schon von Livius gebrauchten Ausspruches: A proximis quisque minime vult anteiri; vielleicht wäre etwas mehr Gerechtigkeit, namentlich bei ersteren, am Orte; denn das der Eingeborene seinen halbblütigen Vetter nicht lieben kann, liegt auf der Hand. Letzterer läßt ihn zu sehr seine Ueberlegenheit fühlen, und dieser Druck ist doppelt schwer, da er ihm nicht nur durch die Blutmischung und seine Eigenschaften überlegen ist, sondern ihn auch durch und durch kennt. Gerade durch seine Kenntniß von Land und Volk übertrifft er den Europäer, wenn ihm auch manche Eigenschaften des letzteren, wie behauptet wird, fehlen. Fehlt ihm die Gelegenheit, Europa zu besuchen, so bringt er es mit seinen Kenntnissen gewöhnlich nicht über eine gewisse, mäßige Höhe; dies liegt aber wohl weniger an seinen geistigen Eigenschaften, als an der mangelnden Gelegenheit und an dem Umstande, daß er zu viel Freiheit genießt, zu früh Mann wird und daher nicht nur zeitig mit den Töchtern des Landes anknüpft, sondern sich auch in verhältnißmäßig jungen Jahren zu einem ganz passabeln Stutzer entwickelt. Die Tropen laden eben zu heiterem Lebensgenusse ein; Arbeit ohne Ziel ist für die meisten, die dort wohnen, auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit.

Bescheidener als die Europäer in ihren Ansprüchen, außerdem mit sehr entwickelter praktischer Kenntniß des Dorflebens und dadurch im stande, den Werth des Guldens zu verdoppeln, begnügen sich die Mischlinge häufig mit einer verhältnißmäßig bescheidenen Stellung und, wenn sie auch an der Jagd nach dem Glück theilnehmen, thun sie es wenigstens nicht in der Weise, daß sie durch besondere Anstrengung des Geistes eine besondere Karriere zu machen suchen.

Dadurch liegt auf ihnen in den Augen der meisten Vollblut-Europäer ein Schein von geistiger Trägheit, der vielleicht noch mehr dadurch verstärkt wird, daß ihre Fähigkeiten sich meist einer ganz anderen Richtung zuwenden, als es bei ihrem weißen Bruder der Fall ist. Auch Aeußerlichkeiten entfremden das sogenannte „inländische Kind“, wie die offizielle nicht ganz kurze und etwas undeutliche Bezeichnung für die Angehörigen der Mischrasse lautet, seinem europäischen Verwandten. Der Mischling ist im allgemeinen einfach und mäßig im Essen und mehr noch im Trinken, in ersterem mehr der einheimischen Gewohnheit zugethan. Durch den Verkehr mit den Eingeborenen, an den in Indien geborene Personen von Jugend auf gewöhnt sind, haben sie sich manche Gewohnheit derselben angeeignet, sie verstehen es, sich äußerlich zu beherrschen, sind sehr zurückhaltend, nicht gerade heraus, was sich manchmal bis zur Falschheit steigert. Dagegen sagen die Eingeborenen allerdings: „Falsch wie ein Christ“. Mit den Formen der Eingeborenen, namentlich der manchmal etwas weitschweifigen Höflichkeit derselben vertraut, suchen sie dieselben zuweilen auf das europäische Leben zu übertragen. Die Höflichkeit artet häufig in Schüchternheit aus, und die Uebertragung einheimischer Höflichkeitsformen in die europäische Gesellschaft macht zuweilen einen lächerlichen Eindruck.

Als vorzügliche Jäger übertreffen sie die meisten Europäer. Störend wirkt der Umstand, daß sie die holländische Sprache zuweilen etwas eigenthümlich behandeln, auf den Holländer; von frühester Jugend an mit den einheimischen Sprachen auf das genaueste bekannt, kann es nicht ausbleiben, daß sie vielleicht einen Ausdruck gebrauchen, der aus einer dieser Sprachen übersetzt ist, was manchmal zu einem qui pro quo Veranlassung giebt, oder aber, daß die Aussprache anders ist, als sie sein sollte, oder daß sie gar — was natürlich nur bei denen vorkommt, welche wenig Unter-

richt genossen haben — beinahe nur malayisch sprechen und bloß einzelne holländische Worte, besonders Titulaturen einmengen, um ihrer Rede, wie sie glauben, einen europäischen Anstrich zu geben, und, was die Hauptsache ist, den Eingeborenen dadurch zu imponiren. So geben sie manchem Europäer, der das Sprüchwort vom Splitter und Balken (namentlich hinsichtlich des Sprechens der einheimischen Sprachen) vergißt, Veranlassung zum Spott, was sie auf das empfindlichste verletzt, da sie ihren Stolz darein setzen, dem Europäer gleichzukommen oder gar ihn zu übertreffen, und überzeugt sind, daß es vollkommen in ihrer Macht liegt, dies erreichen zu können, wenn sie wollen, und ihnen Gelegenheit dazu gegeben würde. In mancher Beziehung haben sie meiner Ansicht nach hierin nicht Unrecht, obwohl sich viele unter ihnen, was ja leicht erklärlich ist, gerne einer gewissen Selbstüberhebung in dieser Hinsicht schuldig machen.

Man sieht, das die Vorbedingungen für ihren intimeren Umgang mit Vollblut-Europäern nicht gerade günstig sind, gleichwohl nehmen im offiziellen europäischen Leben die Mischlinge den ihrer Stellung zukommenden Platz ein, sind unermüdliche Tänzer und gesuchte Tänzerinnen, werden jedoch, sobald das rein europäische Element sich stark genug fühlt, mehr und mehr distanzirt, was natürlich mit der starken Zunahme desselben sich immer fühlbarer macht.

Der zuletzt erwähnte Umstand hat auf ihre soziale Stellung in anderer Beziehung einen sehr nachtheiligen Einfluß gehabt.

Früher beinahe ausschließlich im Besitz der Subalternstellen in den Büreaus und fast aller Aufseherstellen auf den Plantagen, sind sie zum großen Theil durch den starken Zufluß der aus Europa kommenden Personen aus denselben verdrängt worden, während, wie schon angedeutet, in rein gesellschaftlicher Beziehung ihre Stellung ebenfalls ungünstiger geworden ist. So schwindet, wenn sie nicht zu den Bemittelten gehören, die Aussicht, eine wenigstens auskömmliche Stellung zu erlangen und hiermit auch sich gesellschaftliche Gleichstellung zu erzwingen, immer mehr; einzelne mögen aus Noth zum Soldatenhandwerk greifen (d. h. ohne daß sie die nöthigen Kenntnisse haben und die Hoffnung besitzen, es zum Offizier zu bringen), unter indischen Verhältnissen ein trauriges Loos und eine trostlose Aussicht. Ueberdies sind sie zu bescheiden und zu schüchtern, als daß sie sich unter den vollblut-europäischen Soldaten, die sie brutalisiren, wohl befinden könnten; man wird daher, wiewohl sie manche Eigenschaften besitzen, die dies sehr wünschenswerth machen würden, wohl nie dazu kommen, sie in größerer Anzahl den Fahnen zuzuführen, wenn man sich nicht entschließen kann, ebenso wie aus Amboinesen besondere Kompagnien und Korps zu bilden, was unter Umständen aber auch gefährlich werden könnte. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht ausbleiben, daß namentlich unter dem Drucke der Steuerschraube sie zum Theil sehr weit heruntergedrückt werden, und die Lebensweise mancher unter ihnen sich kaum noch von der der Eingeborenen unterscheidet. Wenn dies der Fall ist, wird die folgende Generation schon ganz den letzteren gleich, mit der einzigen Ausnahme, daß sie, so lange es angeht, ihre wirklichen oder vermeintlichen Rassenrechte eifersüchtig hütet.

Am nachtheiligsten gestaltet es sich für die Frauen; um dies ganz erfassen zu können, muß man sich zunächst deutlich zu machen suchen, daß eine alte Jungfer dem Eingeborenen und dem in Indien geborenen Europäer, welcher Mischung sein Blut auch angehören möge, etwas Unmögliches zu sein scheint; eine in Indien geborene Frau würde kaum, wie vorsichtig ihr Benehmen auch sein möge, den Eindruck machen können, selbständig und unabhängig durch ihre Arbeit durchs Leben zu gehen; ihre Bestimmung, nach landesüblicher Auffassung, ist es eben in der einen oder anderen Weise einem Manne anzugehören. Das Lebensideal einer in Indien geborenen Frau der besseren Klasse ist daher eine Heirath mit einem Europäer, namentlich wenn er nicht in Indien geboren ist; die Aussicht auf dieses Ideal schwindet aber mit der Ausbreitung des europäischen Elementes immer mehr, während auch die Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath mit einem Mischlinge, infolge des, wie wir gesehen haben, auf letzteren in sozialer Beziehung ruhenden und immer schwerer werdenden Druckes, sehr abnimmt; so müssen viele ihre Ansprüche weit herunterstimmen, oder sich entschließen, Haushälterinnen bei einem Europäer oder Mischlinge, vielleicht gar bei einem Chinesen, zu werden; zu ersterem lassen sie sich zuweilen nicht unschwer durch die Hoffnung bestimmen, daß ein derartiges Verhältniß noch durch eine Heirath einen befriedigenden Abschluß finden werde. Im ganzen also sehen wir, daß theils durch die Umstände, theils durch die Ungerechtigkeit der Gesellschaft, und auch — trotz aller human lautenden Gesetze und Bestimmungen — durch manche Maßregel der Regierung eine zahlreiche Klasse, welche dies nicht verdient, immer mehr herabgedrückt wird; wenn die Rücksicht auf die Gebote der Humanität dazu nicht im Stande ist, sollte wenigstens die Berücksichtigung dessen, was der europäischen Oberherrschaft nützlich werden kann, die Regierung veranlassen, diese Frage sehr ernstlich ins Auge zu fassen.

Die Zustände unter den Eingeborenen sind ohnedies gespannt genug, so daß man sich hüten müßte, die schon seit Jahrzehnten bestehende Unzufriedenheit des farbigen Elementes noch weiter zu reizen, namentlich aber dasselbe so weit herunterzudrücken, daß es sich dem Eingeborenen gar zu sehr nähert. Ein inneres Gegengewicht gegen die bestehende Unzufriedenheit bildet eben noch das Gefühl, über dem Eingeborenen zu stehen, und der Wunsch als Europäer aufzutreten. Wird dieses Gefühl ganz unterdrückt, die Erfüllung dieses Wunsches vollständig zu einer Unmöglichkeit gemacht, so können die Folgen sehr ernste werden; fühlen doch die besser entwickelten Mischlinge die schreiende Ungerechtigkeit sehr wohl, mit der man ihre Rasse trotz aller Humanität der Gesetzgebung thatsächlich behandelt. Allerdings lassen das ganze Regierungssystem und namentlich der Umstand, daß eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl von Europäern, durch eine nur schwache Militärmacht unterstützt, über Millionen von Eingeborenen herrscht, es nicht ungefährlich erscheinen, die Maßregeln so zu nehmen, daß die Mischlinge auch thatsächlich in den Genuß vollkommen derselben Rechte wie die Europäer treten; dazu ist ihre Klasse zu zahlreich und dem Vollblut-Europäer hinsichtlich des Verkehres mit den Eingeborenen zu sehr überlegen. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb man, trotz aller offiziellen Gleichstellung, von jeher Hausmittel zu finden verstanden hat, durch deren Anwendung es dem Mischlinge beinahe nur in Ausnahmefällen möglich war, die gleiche Stufe wie sein europäischer Vetter zu erreichen. Sobald man sie entbehren konnte, drängte man sie in den Hintergrund, indem man Examina von ihnen verlangte, welche die meisten nicht ablegen konnten, weil es schwer, ja beinahe unmöglich war, sich in Indien die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, und ihre Eltern die Mittel nicht besaßen, um sie nach Europa zu schicken, und sie dort studiren zu lassen, oder sich nicht auf so lange Zeit von ihnen trennen wollten, oder aber die Nothwendigkeit, das zu thun, zu spät erkannten. Gewiß hat hinsichtlich des Unterrichtes die neue Aera große Verbesserungen gebracht, und Regierung und Privatpersonen haben in dieser Hinsicht einen löblichen Wetteifer entfaltet; ich will auch gar nicht in Abrede stellen, daß in mancher Hinsicht, was die geistige Entwickelung der Misch-

linge betrifft, ein entschiedener Fortschritt nachgewiesen werden kann. Doch in gewisser Beziehung ist dies um so schlimmer, weil sie, wie schon erwähnt, immer mehr durch Vollblut-Europäer in den Hintergrund gedrängt werden, die ihnen selbst bescheidene Stellung streitig machen und so diese Zurücksetzung immer schmerzlicher empfinden müssen, auf eine je höhere Bildungsstufe sie gelangen, während bei der folgenden Generation schon wegen der immer bescheidener werdenden materiellen Mittel sich hierin ein Rückschlag fühlbar machen muß. Auch hier finden wir einen verhängnißvollen Ring: Je mehr auf der einen Seite der verstärkte Einfluß des europäischen Elementes die Mischlingsrasse emporhebt, desto schwerer wird es ihr durch die Mitbewerbung derselben ihre Stellung zu behaupten, und die Rasse als solche ist noch nicht im Stande, den Streit um das Dasein mit Erfolg aufzunehmen. Abhilfe scheint hier dringend geboten. Einmal scheint es eine Pflicht, nachdem man äußerlich die Mischlinge den Europäern gleich gestellt hat, ihnen auch die Mittel zu gewähren, sich neben denselben zu behaupten; trotzdem sie jetzt dem Europäer mehr als je entfremdet zu sein scheinen, würde es doch vielleicht noch glücken, durch geeignete Maßregeln ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, und wenn dies geschehen, wären sie in verschiedener Hinsicht im stande, den Eingeborenen gegenüber unschätzbare Dienste zu leisten; eine Vernachlässigung ihrer Interessen könnte auf die Dauer sehr gefährliche Folgen haben.

Die Chinesen, deren Zahl nach den Angaben von 1886 im ganzen Archipel beinahe 400 000 beträgt, haben in verschiedener Hinsicht eine hohe soziale Bedeutung. Ein ansehnlicher Theil — mehr als ein Viertel der ganzen Zahl — treibt Landbau in den Plantagen von Ost-Sumatra und Bergbau auf Banka, Billiton und Borneo. Die Angehörigen dieser Klasse bilden zum großen Theile eine vorübergehende Erscheinung im Archipel, und diejenigen von ihnen, welche in ihr Vaterland zurückkehren, werden durch Neulinge ersetzt. Wenn man diesen Theil abrechnet, bleiben noch genug übrig, welche meistens als hausirende oder seßhafte Händler ihr Brot gewinnen und zum Theil ein bedeutendes Vermögen zusammenbringen; in manchen Gegenden Indonesiens sind sie als Zwischenhändler kaum zu entbehren. Als Finanzpächter und als große Grundbesitzer besitzen sie einen großen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung und sind selbst zuweilen im stande, durch Ringe, welche sie bilden, den europäischen Herren Gesetze vorzuschreiben, obwohl letztere nicht gar sanft mit ihnen umgehen und sie durch allerlei Hausmittel zu veranlassen wissen, freiwillig-gezwungen immer höhere Pachten zu zahlen und so der Staatskasse einen Theil dessen zurückzuerstatten, was sie den Eingeborenen abzunehmen verstehen.

Im allgemeinen ist der Chinese weder bei Hoch noch bei Niedrig, weder bei Europäern noch bei Eingeborenen beliebt, trotzdem daß es ihm unter solchen, die ihn näher kennen, nicht an Vertheidigern fehlt. Er steht im allgemeinen auch beinahe ganz vereinzelt und ist nur auf den Verkehr mit den Angehörigen seiner eigenen Rasse angewiesen. Die von der Regierung angestellten Beamten werden bei offiziellen Gelegenheiten natürlich eingeladen, diese sowie andere reiche Chinesen veranstalten zuweilen große Festlichkeiten auf europäischem Fuße, bei denen auch Europäer erscheinen; bei ihren Nationalfesten ist es in manchen Orten Gewohnheit geworden, daß auch das europäische Element Theil nimmt und ihnen Glück wünscht; namentlich spielen sie aber bei Auktionen fast immer eine ähnliche Rolle, wie sie, wie ich oben andeutete, zuweilen Europäern und eingeborenen Beamten zufällt, d. h. sie opfern einen ansehnlichen Obolus im Interesse eines Abreisenden und thun dies gern, wenn sie hoffen dürfen, sich dadurch bei dem Nachfolger zu empfehlen. Zuweilen aber, wenn sie mit demjenigen, dessen Besitz verkauft wird, unzufrieden sind, machen sie dies deutlich, indem sie sich nicht nur selbst spröde zeigen, sondern auch ihre Landsleute vom Bieten zurückhalten. So kam noch kürzlich der Fall vor, daß bei der im Hause eines Residenten, welcher einen angesehenen Chinesen die Strenge des Gesetzes — übrigens sehr verdientermaßen — hatte fühlen lassen, abgehaltenen Auktion, die Söhne des heimischen Reiches sich der Betheiligung enthielten. Die Folge war, daß der Ertrag sehr viel geringer war — ich glaube um etwa 50 000 Mk. —, als der Voranschlag betragen hatte.

Daß unter solchen Verhältnissen den Reicheren unter ihnen ein gewisser Einfluß nicht abzusprechen ist, liegt auf der Hand, äußerlich aber ist derselbe nicht immer leicht zu erkennen.

Der weibliche Theil der chinesischen Bevölkerung gehört ohne Ausnahme gemischtem Blute an; in den chinesischen Mischlingen ist aber die Rasse des Vaters beinahe ohne Ausnahme sehr stark ausgeprägt. Das Verhältniß der Frauen zu den Männern beträgt beinahe für ganz Niederländisch-Indien 1 : 2 (auf Java etwa 10 : 12, in anderen Besitzungen 1 : 4).

In den chinesischen Arbeiterkolonien namentlich ist die Zahl der Frauen sehr gering, was wegen der schwachen einheimischen Bevölkerung, die nur wenig Frauen an die Chinesen abgeben kann, sehr häufig zu großen Unzuträglichkeiten führt. Die Angehörigen anderer orientalischer Rassen — Araber namentlich — verschwinden schon ihrer kleinen Zahl wegen in der Menge, gesellschaftlich spielen sie keine andere Rolle, als die Eingeborenen, und man begegnet ihnen kaum, außer bei offiziellen Festlichkeiten.

Kürzere Mittheilungen.

Die durchbohrten Steine Kaliforniens.

Zu den häufigsten prähistorischen Artefakten, welche in Kalifornien gefunden werden, gehören durchbohrte Steine von der verschiedensten Gestalt und Größe, bald flach und kreisrund, bald von unregelmäßigem Umfang, cylindrisch, kegelförmig bis kugelig, und im Gewicht von einer Unze bis zu sieben Pfund schwankend. Auch in anderen Ländern finden sich ähnliche Steine, doch wohl nirgends so häufig, wie an der Westküste der Vereinigten Staaten. Ueber ihre Bedeutung hat man lange gestritten, bis Schumacher 1878 feststellte, daß sie von den Indianern zur Beschwerung der Stöcke gebraucht worden seien, mit denen sie die eßbaren Wurzeln auszugraben pflegten, und daß dieser Gebrauch erst in der allerneuesten Zeit aufgehört habe. Doch ließen sich nicht alle durchbohrten Steine auf diese Weise erklären. Manche mit ganz engen und oft unregelmäßigen Löchern hatten offenbar zur Beschwerung der Netze gedient. Für zahlreiche andere blieb aber die Bedeutung unklar. H. W. Henshow hat nun neuerdings die Frage einer gründlichen Bearbeitung unterzogen, deren Resultate das „Bureau of Ethnology“ in einer eigenen Broschüre („Perforated Stones from California“) veröffentlicht.

Durch Erkundigung bei alten Indianern in den Counties Santa Barbara und Ventura fand er, daß die betreffenden Steine noch zur Jugendzeit der Auskunftspersonen vielfach im Gebrauch gewesen waren, und zwar zu drei verschiedenen Zwecken: Zunächst und am häufigsten zur Beschwerung der Grabstöcke, mit denen die von den Indianern „ci-hon“ genannte zwiebelartige Wurzel ausgegraben wurde. Diese Stöcke wurden aus einem nur in den Bergen wachsenden, sehr harten und festen Holze gemacht, das die Indianer „burtch“ nannten; der Stein wurde über den Stock gesteckt und in der Mitte desselben entweder mit der linken Hand festgehalten oder durch eine Verbindung des Holzes oder ein umgelegtes Band befestigt. Sein Zweck war, dem Stocke eine größere Wucht beim Einstoßen zu verleihen; nicht alle Stämme haben sich die Erfindung angeeignet und nach der Einführung eiserner Instrumente und mit der zunehmenden Verbreitung der europäischen Cerealien kamen Grabstöcke und Gewichte so außer Gebrauch, daß die jüngere Generation sie überhaupt nicht mehr kennt. Die kleinen Steine, deren Bedeutung bisher ganz unklar war, wurden Henshow von den Indianern als Theile der Grabstöcke bezeichnet, mit denen die Kinder spielten und sich im Wurzelgraben übten. — Aehnliche Grabstöcke finden sich bekanntlich bei allen Völkern der Erde, bei denen Wurzeln einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung ausmachen; bei den Hottentotten und Buschmännern werden sie sogar in derselben Weise mit Steinen beschwert, wie bei den kalifornischen Indianern.

Eine andere Serie durchbohrter Steine diente einem ganz verschiedenen Zwecke; sie wurden gebraucht bei dem „itururseh“ genannten Spiele. Dasselbe bestand darin, daß die durchbohrten Steinscheiben rasch über ein eigens dafür zubereitetes Stück Boden gerollt wurden, wobei die Spieler versuchten, sie mit einem hölzernen, sechs bis sieben Fuß langen und ganz spitzen Speer aufzuspießen. Es war das ein Lieblingsspiel der meisten Indianerstämme, bei dem oft große Summen Muschelgeld verwettet wurden; es verlangte große Gewandtheit und Sicherheit im Gebrauch des Wurfspeeres. Hie und da verwendet man statt der Steinscheiben auch Reifen aus Weidenholz, mit Hirschhaut umflochten; so besonders bei den Indianern von Los Angeles County, wo das Spiel „hararicuar“ hieß. Diese Steinscheiben sind natürlich möglichst kreisrund, flach und weit durchbohrt. Aehnliche, aber meist nur durchbohrte Steinscheiben benutzten die Indianer der Oststaaten, besonders Ohio's und Georgia's, für das Chungke-Spiel; hier genügte es, wenn der Spieler die Scheibe überhaupt so traf, daß sie umfiel. Aehnliche Spiele scheinen weitverbreitet gewesen zu sein; auch in Hissarlik hat Schliemann solche Scheiben gefunden, und schließlich sind die Carrousselle des vorigen Jahrhunderts nichts anderes, als eine weit ausgebildete Form desselben Spiels.

Ein dritter Zweck, zu welchem die perforirten Steine bis in die neueste Zeit dienten, war die Pfeifenfabrikation. Ein Stück des weichen Steatites wurde mit dem einen Ende in das Loch eines Steines gesteckt und so lange gedreht, bis die entsprechende Rundung hergestellt war. Solche Steine sind gewöhnlich mehr cylindrisch, aus einem grobkörnigen Sandstein hergestellt, und außen mit Abflachungen oder Vertiefungen versehen, in denen die Finger Halt fanden.

Dagegen hat sich in den Ueberlieferungen der kalifornischen Indianer nicht der geringste Anhalt dafür finden lassen, daß die durchbohrten Steine als Gewichte zur Beschwerung von Netzen gedient haben; in Santa Barbara stellten es die befragten Indianer geradezu in Abrede; man könne undurchbohrte Steine zum Beschweren der Netze ebensogut verwenden, und es sei niemand eingefallen, sie deshalb zu durchbohren. Auch als Spinnwirtel können die kalifornischen Steine nicht gedient haben, da kein dortiger Indianerstamm sich vor dem Erscheinen der Jesuiten bis zur Kenntniß der Spindel erhoben hatte. Auch die Erklärung der Steine als Waffen, zur Beschwerung der Kriegskeulen, hat nirgends eine Stütze gefunden. Verschiedene Indianerstämme — Sioux, Apachen, Shoshonen, auch Eskimos — haben allerdings Steinkeulen im Kampfe geführt, aber die bestanden entweder aus Steinen, die an einem Lederriemen befestigt waren, oder in einem mit einem solchen Riemen versehenen Ledersacke steckten; durchbohrte Steine scheinen dazu wenigstens in Amerika nie gebraucht worden zu sein.

Von ganz besonderem Interesse sind vier durchbohrte Steine, welche 1885 in einer Höhle der San-Martin-Mountains in Los Angeles County gefunden wurden und noch an dem zugehörigen Stock befestigt waren; sie befinden sich heute im Peabody-Museum. Die Steine sind flach, an den Kanten abgerundet, mit doppeltkegelförmiger Durchbohrung und mit Spuren von Bemalung; sie sind 4½ bis 5½″ im Durchmesser groß; die Stiele aus zähem Holz sind 15 bis 18″ lang, einfach geschält und ohne weitere Bearbeitung, nur der eine mit kurzen parallelen Einschnitten versehen; sie sind in den Löchern der Steine durch Asphalt befestigt, und zwar in schiefer Richtung. Als Waffen können diese Instrumente schon aus dem einfachen Grunde nicht gedient haben, weil ihre Stiele so schwach sind, daß sie beim ersten Schlage brechen mußten. Dr. Bowers wird also wohl recht haben, wenn er sie für Werkzeuge der Medizinmänner hält. Henshow schließt sich ihm darin nicht nur an, sondern macht, und zwar mit Recht, noch besonders darauf aufmerksam, daß vielleicht noch manches andere seltsame Geräth, dessen Zweck uns absolut unklar bleibt, zum Zauberapparate eines Medizinmannes gehört haben mag. Dr. W. Kobelt.

Die Fremden in Algerien.

Das bekannte französische Fremdengesetz vom 2. Oktober 1888 hat die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise auch auf die Fremden in Algier gelenkt und die Frage nahe gelegt, ob es sich empfehle, dieses Gesetz auch hier in Anwendung zu bringen. Bei dieser Gelegenheit wurden mancherlei Erörterungen und Untersuchungen über die verschiedensten Verhältnisse der Fremden angestellt, deren wichtigere Ergebnisse wir wegen des damit verknüpften sachlichen Interesses im Folgenden mittheilen wollen.

Die letzte Zählung der Bevölkerung Algeriens, welche im Jahre 1886 stattfand, ergab eine Gesammtanzahl von 3 752 296. Darunter befanden sich 262 222 Franzosen (einschließlich der naturalisirten algerischen Juden) und 227 552 Fremde, und zwar in den drei Departements derart vertheilt, daß Algier 106 313 Franzosen und 69 603 Fremde, Oran 80 746 Franzosen und 109 956 Fremde, Constantine endlich 75 163 Franzosen und 47 993 Fremde enthält. Diejenigen Ortschaften, in denen die Fremden eine ansehnliche Höhe erreicht haben, sind Oran mit 35 251, Algier mit 22 063, Bona mit 11 708, Sidi-Bel-Abbès mit 11 119, Philippeville mit 8796, St. Denis du Sig mit 6361 u. a. Alle diese Städte liegen an der Küste oder in deren Nähe. Die Orte des Tell oder des Innern haben wesentlich geringere Beträge an Fremden aufzuweisen, so Souk-Ahras mit 2474, Maison-Carrée mit 1710, El-Biar mit 1201, Fort de l'Eau mit 1005 u. s. w.

Was die Nationalität der Fremden anbelangt, so kommen in erster Linie die Spanier; ihnen folgen in größeren oder geringeren Abständen die Italiener, die Marokkaner, die Malteser, die Tuneser, die Deutschen und die Schweizer. Die Spanier, welche sich hauptsächlich im Departement Oran aufhalten, betreiben alle auf Ackerbau, Gewerbe und Handel bezüglichen Erwerbszweige; insbesondere beschäftigt die Ausbeute

des Halfagrases (Esparto) eine große Zahl von ihnen. Im Departement Constantine überwiegen die Italiener; sie leben vorzugsweise vom Fischfang, stellen aber auch zahlreiche Erdarbeiter, Maurer und Bergleute. Da aber neuerdings den Fremden der Betrieb der Fischerei an der algerischen Küste untersagt ist, so dürfte in Zukunft die Einwanderung der Italiener eher ab- als zunehmen. Die Malteser, hauptsächlich im Departement Constantine vertreten, weniger im Departement Algier, widmen sich mit Vorliebe dem Handel und dem Gemüsebau. Die Marokkaner suchen gern bei Straßen- und Eisenbahnbauten Beschäftigung. Die Tunesier, denen man besonders häufig in den Departements Constantine und Algier begegnet, handeln gern mit Webwaaren. Viele von ihnen sind aber auch Fuhrleute und auf ihren kleinen Fuhrwerken befördern sie, auf weite Entfernungen hin hauptsächlich Datteln Bekleidungsstoffe und Wolle.

Daß die Fremden in Algerien den Franzosen auf wirthschaftlichem Gebiete Abbruch thäten, kann man nicht behaupten. Viel richtiger ist es zu sagen, daß sie da ergänzend eintreten, wo die nationalfranzösische Bevölkerung nicht ausreicht; insbesondere gilt dies von den marokkanischen Erdarbeitern, den italienischen Bergleuten und Maurern und den spanischen und maltesischen Gartenbauern. Dazu kommt der Umstand, daß die Fremden europäischer Abkunft, haben sie sich einmal in die Verhältnisse Algeriens eingelebt, meist im Lande bleiben und dadurch nicht nur zur allmählichen Verstärkung des nichtislamitischen Elementes wesentlich beitragen, sondern auch vermöge ihres Fleißes und ihrer Rührigkeit den Wohlstand der Kolonie heben helfen.

Die Bedeutung der Fremden für die Kolonisation des Landes, die durch eine ausschließlich französische Einwanderung nicht genügend gefördert werden könnte, begegnet seitens der französischen Regierung auch einer sachgemäßen Anerkennung. Dieselbe findet ihren Ausdruck einerseits in der seit mehreren Jahren den Fremden gewährten Berechtigung, sich in den Gemeinderäthen vertreten zu lassen, andererseits in der seit längerer Zeit zugestandenen Vergünstigung, daß Fremde nach einem dreijährigen Aufenthalte in der Kolonie die Naturalisation als französische Bürger erlangen können. Innerhalb des dreiundzwanzigjährigen Zeitraumes von 1865 bis 1887 haben 11 095 Nichtfranzosen die Naturalisation nachgesucht und zugestanden erhalten. Den verhältnißmäßig größten Betrag der neu geschaffenen französischen Bürger stellen die Deutschen mit 3538 Personen; dieselben sind jedenfalls meist Elsaß-Lothringer, „die", wie unsere Quelle sich ausdrückt, „sich nicht entschließen konnten, Deutsche, auch nur dem Namen nach, zu sein, vielmehr ihrer Gesinnung nach immer Franzosen geblieben sind". An diese Elsaß-Lothringer schließen sich 2948 Italiener und 1905 Spanier. Die Beträge der aus anderen Nationen Naturalisirten, die sich aus den meisten übrigen Staaten Europas, aus Nordafrika, aus Vorderasien, aus Mexiko, aus Nordamerika, in einem Falle auch aus Haiti rekrutiren, bleiben hinter den drei erstgenannten mehr oder weniger weit zurück.

Die Wichtigkeit der in Algier anwesenden Nichtfranzosen kommt aber dann erst in die richtige Beleuchtung, wenn man von der oben angegebenen Zahl der Franzosen (262 222) den Betrag der zum französischen Bürgerrecht zugelassenen algerischen Juden (etwa 40 000) abzieht und die Beschäftigungskreise der übrigen Nationalfranzosen ins Auge faßt. Von diesen entfallen auf die Armee 42 000, auf die Beamten der Regierung, der Gemeinden und der Eisenbahnen, einschließlich der Pensionäre, 60 000, auf die vom Staate unterstützten Einwanderer 30 000 (die jährliche Unterstützungssumme beträgt 60 Millionen Francs), auf die Gastwirthe, Kommissionäre, Bettler u. a. 15 000, zusammen 147 000 Köpfe. So sind es nicht einmal 80 000 Personen, die man als freiwillig eingewanderte Kolonisten französischer Abstammung bezeichnen kann. Die produktive französische Bevölkerung Algeriens besteht also aus nicht mehr denn 20 000 Familien, denen etwa 56 000 solche nichtfranzösischer Herkunft gegenüberstehen. Bei einem derartigen Verhältniß könnte man geneigt sein, zu sagen, daß Algerien eine Kolonie von und für Nichtfranzosen ist.

A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In einem Briefe an Professor Ascherson in Berlin (Vergl. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 16, S. 225 ff.) hat Professor G. Schweinfurth einen vorläufigen Bericht über seine arabische Reise erstattet. In Hodeida genoß der Reisende die Gastfreundschaft des italienischen Kaufherrn Perera, und der Wali der Provinz sicherte ihm jeden Beistand zu. Dann begab er sich über Maraua nach dem Dschebel Bura und dem Dschebel Melhan. Das Klima erinnerte Ende Dezember stark an Europa, die Abende waren kalt, und nur ein paar Mittagsstunden ziemlich heiß. Die botanische Ausbeute war eine unerwartet reiche, besonders hinsichtlich der Succulenten. Durch zahlreiche Formen erinnerte die Flora des Gebirges an die Spätsommerflora der Alpen. In der unteren Region gab es auch Ueberfluß an kleinerem Wilde, namentlich aber an prächtigen Vögeln. — Die türkische Verwaltung zeigte sich allenthalben in dem vortheilhaftesten Lichte, es herrschte Sicherheit in dem Lande, es waren große Wegbauten ausgeführt, und die Beamten und Soldaten wirthschafteten tadellos. Auch die Bevölkerung zeigte sich ruhig und sympathisch, wenn auch sehr schmutzig. Von mohammedanischem Fanatismus war nichts zu merken, eher von einer großen Gleichgültigkeit bezüglich der Religion. Moscheen und Kuppelgräber waren nirgends zu sehen, die Bethäuser erschienen dürftig, und unterwegs oder in den Städten betete niemand. Dagegen haben die Bewohner die Berggehänge in der umfassendsten Weise terrassirt und zu Kulturzwecken bearbeitet. Nur in der Tehama wären vielleicht durch große Bewässerungsanlagen noch ausgedehnte Strecken künstlich zu befruchten. Die Wohnplätze krönen die Bergkuppen vielfach in der Weise unserer mittelalterlichen Burgen. In Menacha gab es eine Kaserne, ein Hospital, ein Gefängniß und ein Kaimakams-Haus ganz von europäischem Style. In dieser Stadt verbrachte der Reisende einen Monat.

— Der neueste Handels- und Schiffahrtsbericht aus Singapore bezeugt immer wieder die stetig wachsende Bedeutung dieses Welthafens. Die Schiffahrtsbewegung desselben belief sich im Jahre 1888 auf rund $5^4/_5$ Mill. Tonnen, d. h. auf nahezu $^3/_5$ Mill. Tonnen mehr als im Vorjahre, und der Werth der Einfuhr steigerte sich von $92^1/_{10}$ Mill. Dollars auf $108^1/_{10}$ Mill., der Werth der Ausfuhr aber von $75^1/_{10}$ Mill. auf $87^1/_7$ Mill. In erster Linie richtete sich der Handel des Platzes auf China, Französisch-Hinterindien, und Niederländisch-Indien. Aus England kamen etwa 18 Proz. des Importes, während etwa

$22\frac{1}{2}$ Proz. des Exportes dahin gingen. Sehr stark war der chinesische Einwandererstrom, der in den Hafen einmündete; 98 305 Söhne des himmlischen Reiches landeten daselbst, während 66 698 andere über Singapore nach Penang und anderen Häfen Malakkas, sowie nach Australien weiter gingen.

— Die Entwickelung des indischen Eisenbahnnetzes schreitet rüstig weiter fort, und im Jahre 1888 wurden 886 engl. Meilen neue Linien eröffnet. Insgesammt mißt es nunmehr 15 245 engl. Meilen. Die Hauptlinien, an deren Fertigstellung gearbeitet wurde, sind die Linien von Kalkutta nach Nagpur, und von Prome nach Mandalay.

Afrika.

— Die Fragen, welche sich an die südlichen Zuflüsse des Kongo knüpfen, sind durch die Dampferfahrt, welche A. Delcommune im letztvergangenen Winter unternommen hat, ihrer Lösung um einen bemerkenswerthen Schritt näher gekommen. Den Lomami verfolgte der Reisende 930 km weit aufwärts, bis zu einem Punkte, der nur drei Tagereisen von Njangwe entfernt sein soll, und er fand den Strom allenthalben vorzüglich schiffbar. Seine Ufer bedeckte dichte Urwaldvegetation, und Eingeborene — die sich zum Theil feindselig verhielten — zeigten sich nur sporadisch. — Ebenso untersuchte A. Delcommune auch den Lauf des Dschuma (Kuilu).

Südamerika.

— Der italienische Graf E. Stradelli hat in den Jahren 1887 und 1888 eine ausgedehnte Reise auf dem Orinoko und dem Rio Negro unternommen, um sich von dem letztgenannten Strome zu dem Rio Branco zu begeben. Die topographischen Aufnahmen, welche er dabei ausgeführt hat, ergeben gegen die früheren mancherlei Abweichungen, so daß das Kartenbild der Gegend vielleicht verschiedenen wesentlichen Korrecturen zu unterliegen haben wird. (Vergl. Geogr. Mittheilungen, Bd. 35, S. 152.)

— Aus Chile. Die chilenische Regierung hat beschlossen, das Centrum der Republik mit ihrer Kolonie in der Magellanstraße durch ein unterseeisches Kabel zu verbinden und fordert unter dem 22. April Unternehmer in Europa auf, Vorschläge zur Herstellung eines solchen einzureichen. Dasselbe soll von Puerto Montt (welches Städtchen den officiellen, sonst aber von niemand gebrauchten Namen Abliputti führt), ausgehen, und die Punkte Quincavi, Palena, Melinca, Puerto Otway und Muñoz Gomero berühren. — Palena und Muñoz Gomero sind Orte, die erst in diesem Jahre angelegt worden sind, ersterer an der Mündung des großen Flusses Palena, letzterer auf König Wilhelms-Land, etwa unter 52° 20 bis 25′ südl. Br., Melinca ist der Hafen der Insel Guaiteca; Quincavi ist ein Ort auf der Insel Chiloë. R. A. Ph.

Australien und Polynesien.

— Die Geographische Gesellschaft zu Sydney beauftragte Arthur J. Vogan mit der Leitung einer Expedition ins Innere des östlichen Australien, und dieser Herr trat im Mai dieses Jahres von Bourke (am Darling R., in 30° 5′ südl. L. und 145° 55′ östlich von Gr., und 810 km nordwestlich von Sydney) die Reise an. Letztere sollte nordwärts auf den in den Herbert R. mündenden Pitchiri oder Manners Creek (22° 15′ südl. Br. und 138° 26′ östl. L.) verlaufen. Nach sorgfältiger Erforschung dieses Gebietes auf seinen Bodenwerth wollte Herr Vogan entweder auf den Carpentaria-Golf oder auf Hughenden, einen Ort mit 575 Seelen in 23° 57′ südl. Br. und 144° 9′ östl. v. Gr. und derzeitige Endstation der von Townsville auslaufenden Nordbahn, reisen und im Oktober wieder in Sydney eintreffen.

— In dem Hunter-River-Distrikte von Neusüdwales, nahe bei der Stadt Maitland (nördlich von Sydney), ist ein großes Steinsalzlager entdeckt und von dem Landesgeologen, der es näher untersucht hat, als sehr abbauwürdig bezeichnet worden. Dasselbe liegt in der sogenannten Myall Range und deutete sich durch starke Salzquellen, die der Kette entströmten, schon vor seiner Entdeckung an. Durch seine Lage nahe bei der Meeresküste und bei dem wichtigsten australischen Kohlendistrikte (von Newcastle) erscheint es doppelt wichtig.

Allgemeines.

— In den Tagen vom 17. bis 23. September d. J. wird in Heidelberg die 62. deutsche Naturforscherversammlung tagen, und unter dem Vorsitze der Herren Geh. Rath Hardeck (Karlsruhe) und Professor L. Neumann (Freiburg i. B.) hat sich wieder eine besondere Abtheilung derselben für Geographie konstituirt, die um baldige Anmeldung von Vorträgen ersucht.

Bücherschau.

— J. Rethwisch, die Deutschen im Auslande. Berlin 1889. — Ein lesenswerthes kleines Buch, das die Stärke und Schwäche des Deutschthums in seinem Kampfe ums Dasein mit den anderen Hauptnationen der Erde im allgemeinen treffend beleuchtet, und das auch bezüglich der Frage, wie die deutsche Art auf dem Boden des Auslandes besser zu erhalten sei als bisher, praktische Fingerzeige enthält.

— Boettger, Dr. O., Verzeichniß der von Herrn E. von Oertzen aus Griechenland und aus Kleinasien mitgebrachten Vertreter der Landschneckengattung Clausilia Drp. — Frankfurt, 1889. (Aus Abh. d. Senckenb. naturf. Gesellsch.) Der Autor faßt die Resultate seines eingehenden Studiums der geographischen Verbreitung der felsenbewohnenden Clausilien im griechischen Archipel und seinen Küstenländern dahin zusammen, daß die Fauna der nördlichen Sporaden nur aus Reliktenformen oder aus Ueberläufern aus Thessalien besteht, während die Euböas nur bei den Reptilien typisch mittelgriechisch ist. Die Cykladen haben nur wenige Arten von Westen, die meisten und weitest verbreiteten aus Osten erhalten. Kreta steht auch in seiner Clausilienfauna nahezu isolirt, hat von seiner Umgebung gar nichts oder überaus wenig angenommen, und Kolonien seiner niederen Thierwelt nur nach Osten, kaum nach Norden, nicht nach Westen oder Süden ausgeschickt. Die Beziehungen Kretas zu Kleinasien sind leicht zu erweisen, wenn auch nicht sehr beträchtlich, die Verwandtschaft mit den Cykladen ist sehr gering, der Austausch mit Morea war zu allen Zeiten gleich null. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Portugiesisch-Oberguinea.

(Mit einer Karte und sechs Abbildungen.)

Der Traum französischer Kolonialschwärmer — es fehlt an solchen in unserem Nachbarlande jenseits der Vogesen natürlich ebensowenig wie bei uns —, Algerien und Senegambien und die kleinen französischen Gebiete an der Elfenbein- und Sklavenküste zu einem „nordwestafrikanischen Indien“ umzugestalten, das seinem englischen Vorbilde in Südasien so ähnlich gemacht werden soll als nur irgend möglich — dieser Traum stößt nicht nur auf bedenkliche Hindernisse seiner Verwirklichung in der Natur Nordwestafrikas und seiner Bewohner, sondern auch in der Thatsache, daß sich daselbst andere europäische Kulturnationen ebenfalls Interessen geschaffen und Gebiete angeeignet haben, die sie freiwillig schwerlich wieder preisgeben werden. Würden England und Deutschland nicht systematisch dahin wirken, daß das Sultanat Marokko als ein selbständiges Staatsgebilde erhalten bleibt, so würde Frankreich bei einem etwaigen Versuche, es seiner nordwestafrikanischen „Inde française“ einzuverleiben, ohne Zweifel in Spanien auf den heftigsten Widerstand stoßen, und eine blutige Auseinandersetzung mit dieser Macht könnte kaum ausbleiben. Die kolonialpolitischen Heißsporne in Madrid betrachten ja die spanischen Presidios an der nordmarokkanischen Küste lediglich als Unterpfänder dafür, daß der spanische politische Einfluß in Marokko in jedem Falle der herrschende sein und bleiben müsse, und daß Marokko bei seiner etwaigen Auflösung einzig und allein das Erbe Spaniens sein könne. Und während die französischen Annexions-Expeditionen des Obersten Gallieni von dem oberen Senegal zum oberen Niger vordrangen und an den Ufern des letztgenannten Stromes ihre Militärposten errichteten, so dehnten die Engländer nach einer anderen Kolonisatiansmethode ihre Interessensphäre von Lagos und Benin über den ganzen Unterlauf des Niger aus, und an der Gambia-Mündung sowie in Sierra Leone und im Aschanti-Lande richteten sie sich nur immer fester ein, statt zu weichen. Außerdem erwarb Deutschland an der Sklavenküste in unmittelbarer Nachbarschaft des dortigen französischen Protektorates sein Togo-Land, und gleichzeitig war auch Portugal darauf bedacht, seine Besitzungen südlich von Senegambien mehr abzurunden und zu consolidiren.

Die zuletzt erwähnte portugiesische Kolonialprovinz, von der man sonst nur wenig hört und liest, soll den Gegenstand der gegenwärtigen Darlegungen bilden.

Die Grenzlinien von Portugiesisch-Oberguinea — „Guinea Portuguesa“ — sind erst im Jahre 1887 gemäß einem französisch-portugiesischen Vertrage in bestimmter Weise gezogen worden, und zwar verläuft die Nordgrenze parallel mit dem Casamança, die Südgrenze aber parallel mit dem Rio Compony, in der Weise, daß beide Ströme ganz in das französische Gebiet fallen. In östlicher Richtung erstreckt sich die Kolonie bis zum 16° östl. L. von Paris.

Bereits auf ihren ersten westafrikanischen Entdeckerfahrten, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, erkannten die Portugiesen die hohe Wichtigkeit dieser Position, und sie setzten sich daher ohne weiteres daselbst fest. Nicht nur erschien ihnen ja das flache Küstenland überschwänglich fruchtbar und den Anpflanzungsversuchen von allerlei tropischen Gewächsen den reichsten Lohn verheißend, sondern die großen Ströme, die dasselbe durchflossen — der Rio Casa-

mança, der Rio Domingo, der Rio Geba, der Rio Grande, der Rio Compony, der Rio Nunez und der Rio Pongo — gewährten auch zugleich verhältnißmäßig gute Zugänge zu dem Binnenlande, und die zahlreichen größeren und kleineren Inseln, welche die zeitweise sehr wild bewegte See von dem Kontinente losgerissen hat [1]) — Jatte, Bissis, Bissão, Bolama, Galinhas, Cagnabac, Orango, Formosa, Ponta, Corbelha, Carache 2c. — boten einer seetüchtigen europäischen Nation zugleich eine bequeme und sichere Operationsbasis. Zusammen mit den Kapverden, die sich die Portugiesen bekanntlich ebenfalls aneigneten, beherrschten die genannten Inseln, die von Anfang an den wesentlichsten Bestandtheil von Portugiesisch-Oberguinea bildeten, die westliche Umfahrt Afrikas gerade so wirksam, wie Kapstadt die südliche und Mozambique die östliche, und dadurch, daß Portugal alle drei Punkte besetzte, hielt es gewissermaßen den Erdtheil der Schwarzen vollkommen in seiner Hand, und zugleich sicherte es sich dadurch seinen Seeweg nach Indien.

Freilich ging ihm die wichtigste der drei afrikanischen Positionen — Kapstadt — bald wieder verloren, dadurch daß die Holländer sich ihrer bemächtigten, und damit büßten auch die beiden anderen, und insbesondere die westliche, viel von ihrer Bedeutung ein. Und außerdem sank ja die Weltherrschermacht Portugals in Indien und Ostasien vor derjenigen Hollands und Englands bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu einem bloßen Schatten herab.

Auch im übrigen mußte das Unglück Portugals im Kampfe mit Spanien, Holland und England natürlich auf die Entwickelung seiner westafrikanischen Besitzungen hemmend einwirken, und an Portugiesisch-Oberguinea ist dies sichtbar genug. Waren doch die natürlichen Schwierigkeiten der Kultivation daselbst auch sehr große, sowohl was die

Das Land zwischen dem Rio Nunez und dem Rio Grande.

[1]) Dr. C. Doelter (Ueber die Kapverden nach dem Rio Grande, S. 216 f.) beschreibt die physikalische Geographie der Gegend wie folgt: „Alle Flüsse dieser Gegend, vom Casamança bis zum Pongo, bieten eine Eigenthümlichkeit, welche sonst nur selten beobachtet wird: während der Lauf derselben ein kurzer ist — der Rio Grande soll 600 km, der Casamança 250 km Länge haben — erweitern sich die nicht sehr tiefen und breiten Flüsse schon in beträchtlicher Entfernung von ihrer Mündung trichterförmig und erzeugen eine Brackwasserstrecke, welche gegenüber dem reinen Süßwassertheil ganz unverhältnißmäßig groß ist."

„Die Wirkung der Gezeiten macht sich daher auf eine Entfernung fühlbar, die bei den meisten den vierten, ja sogar den dritten Theil ihres Gesammtlaufes beträgt; so sehen wir denn Ströme von geringerer Bedeutung, deren unterer Theil ganz unverhältnißmäßig breit ist und deren Mündung sich allmählich zur Bucht erweitert. Während ihr oberster Theil sehr reißend und schmal ist, zeigt der untere eine kaum bemerkbare Strömung; langsam und träge fließen zwischen den wenig erhöhten Ufern die Gewässer dem Meere zu, allmählich und unmerklich sich mit dessen Fluthen mengend.

Wer von Westen kommend, gegen Bolama oder die Mündung des Rio Grande oder gegen Bissão zum Geba-Ausfluß fährt, wird schwer den Punkt bestimmen können, welcher die Grenze zwischen dem Meere und den mit Salzwasser gemengten Fluthen der Ströme bildet. Die schmalen Landstriche zwischen diesen Flüssen sind von Kanälen förmlich durchschnitten, welche eine große Anzahl von Inseln, die nur wenige Meter über dem Meere sich erheben, erzeugten. Man hat es also nicht mit einem Delta zu

Geeignetheit des Klimas für europäische Ansiedler betrifft, als auch was den Widerstand angeht, den die Eingeborenen dem Vordringen in das Innere entgegensetzten. Das junge Schwemmland, das die oben genannten Inseln ebenso wie die Ufer der dahinter mündenden Ströme zusammensetzt, und auf dem sich weite Sümpfe ausdehnen, haucht namentlich in der Regenzeit (Mai bis Oktober) böse Fieberdünste aus, und auf den Inseln ebenso wie in dem Inneren, wo der Boden allmählich zu dem Plateau von Futa-Dschallon aufsteigt, stieß man allenthalben auf wilde afrikanische Barbarei. Nur ein Wirthschaftszweig blühte unter diesen Umständen im 17. und 18. Jahrhunderte hoch auf — der Sklavenhandel nach Brasilien, Westindien und Nordamerika. Die Menschenjagden, die die portugiesischen Händler und ihre Verbündeten von ihren Faktoreien auf Bissão und Bolama und an den Mündungen des Rio S. Domingo, des Rio Geba und des Rio Grande unternahmen, trugen aber ein Wesentliches dazu bei, die Zustände in der Bevölkerung noch mehr zu verwirren und zu verwildern, und dadurch die ohnedies vorhandenen Schwierigkeiten nur noch zu steigern. Außerhalb der Faktoreien blieb der portugiesische Besitztitel daher selbst auf den Inseln in der Hauptsache ein nomineller, und hinsichtlich der Bodenbewirthschaftung machte nur der Erdnußbau und die Kultur gewisser Früchte — der Banane, der Orange 2c. — einige Fortschritte.

Nach dem Aufhören des Sklavenhandels gewährte Portugiesisch-Oberguinea auf diese Weise kein sehr tröstliches Bild. Es hatte nur einen geringfügigen Eigenhandel, und es diente in einem viel geringeren Maße als die Kapverden als eine Etape an der Schiffahrtsstraße nach der Kongomündung und nach Angola.

Heute scheint es aber, als ob Portugal gemeint sei, so wie anderweit auch in Oberguinea, seine kolonisatorische Kraft zusammenzuraffen, und an der Hebung und Entwickelung seiner dortigen Besitzung mit Ernst und Energie zu arbeiten. Daß es damit aber unter Umständen mancherlei erreichen kann, und daß die „Guinea Portuguesa“ dadurch möglicherweise allmählich wieder eine höhere Bedeutung erlangen wird, läßt sich nicht bezweifeln. Gerade seine Auseinandersetzung mit Frankreich, dessen Interessen in Senegambien

Der Rio Grande.

mit den seinigen bis zu einem gewissen Grade parallel gehen — mindestens bezüglich der Bezähmung der eingeborenen Bevölkerung — kann ihm dabei sehr förderlich sein. Portugal hat seinem Grenznachbar dadurch, daß es auf den Casamança und auf den Rio Nunez und Rio Pongo verzichtete, allerdings gewisse Opfer gebracht, aber sein Besitz ist ein geschlossener und abgerundeter geworden, und es liegt gegenwärtig im französischen Interesse, seine Kulturbestrebungen zu unterstützen. Den maßvolleren und weiseren französischen Kolonialpolitikern — die den Traum von einer nordwestafrikanischen „Inde française“ nicht hegen — dürfte es ja ohnehin klar sein, daß das portugiesische Oberguinea durchaus nicht in erster Linie ein Stein des Anstoßes für die kolonialpolitischen Bestrebungen Frankreichs in Afrika sein muß.

Den Mittelpunkt von Portugiesisch-Oberguinea bildet seit Anfang der siebziger Jahre die Insel Bolama (Bulam), mit dem gleichnamigen Hauptorte, der besonders zur Fluth-

---

thun, sondern mit einer eigenthümlichen Formation von Inseln und Halbinseln, aus angeschwemmten Massen bestehend, welche durch die Wirkung der anschwemmenden Flüsse (die durch die Mangroveformation ganz besonders unterstützt wird) hervorgebracht wurde, andererseits durch die Gewalt der Meeresströmungen, ferner durch die Einwirkung der Brandung, Fluth und infolge der durch dieselben erzeugten Verlegung der Flußmündung modificirt wurde.

Dem Festlande ist eine große Anzahl von flachen Inseln vorgelagert, die zum Theil wie Bissão, Jatte, Bolama und wie die südlichen am Cassinifluß vom Kontinente nur durch einen schmalen, sehr seichten Meeresarm getrennt werden, welcher während der Ebbe fast trocken gelegt ist, so daß man manche dieser Bildungen kaum als Inseln betrachten kann. Auch zwischen den weiter entfernt vom Kontinente liegenden westlichen Bijagos-Inseln: Orango, Mayo, Corbelha 2c. und dem Festlande finden wir durch zahlreiche unterseeische Eilande eine Verbindung. Die Seekarte zeigt nämlich zwischen der Ausmündung des Geba und des Cassini-Flusses eine große Anzahl von Bänken, welche bei der Ebbezeit nur $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Faden unter dem Meeresspiegel bleiben. Solche Bildungen finden sich namentlich zwischen der Insel Formosa und der Insel der Galinhas und westlich von Bolama zwischen Formosa und Corbelha, zwischen Ponta und Raoun, und auch zwischen Una und Corbelha.“

Eine Faktorei zu Bolama.

Träger- und Führertypen aus Bolama.

zeit für mäßig große Seeschiffe bequem nahbar ist. Hier hat der portugiesische Governeur seinen Sitz, hier ist der größere Theil der portugiesischen Kolonialtruppe (insgesammt 400 Mann, vorwiegend Eingeborene) stationirt, und hier haben auch die hauptsächlichsten Handelshäuser von Portugiesisch-Oberguinea (Blanchard & Co., Pastré & Co., Maurel & Prom ꝛc.) ihre Hauptniederlagen (S. Abbildung 2). Die Insel ist ebenso wie die anderen Glieder des Archipels mit einer üppigen Waldvegetation von Palmen, Boababs, Orangenbäumen ꝛc. bedeckt. Die Stadt zählt etwa 1000 Einwohner, die Bevölkerung der ganzen Insel aber mag sich auf ziemlich 4000 belaufen. Es sind theils mohammedanische Mandingas, theils christliche oder heidnische Mandjags (Mulatten) — hohe, hagere Gestalten von schwarzbrauner Hautfarbe und wolligem Haar, von denen sich die letzteren bisher am freundlichsten und willigsten gegenüber den Europäern bewiesen haben. (S. Abbildung 3). Weiße — Beamte, Kaufleute und Deportirte — leben nur etwa 50 in Bolama.

Eine viel ältere und für den Verkehr mit dem Festlande sowie mit Europa eigentlich auch günstiger gelegene Station ist Bissão, auf der gleichnamigen großen Insel. Dieselbe gilt aber für weniger gesund als Bolama, und sie hat durch die Konkurrenz des letzteren Platzes viel verloren. Gegenwärtig hat sie nur noch etwa 500 Einwohner und eine militärische Besatzung von 50 Mann. Die Eingeborenen sind hier sogenannte Papels, ein Negerstamm, der den Balantas und Flups auf dem benachbarten Festlande nahe verwandt ist, und der bislang in ziemlich vollkommener Unabhängigkeit sowie auf tiefer Kulturstufe verharrt.

Der Ortsvorsteher von Daudum.

Die bedeutendste portugiesische Niederlassung auf dem Festlande ist Cacheo, an dem Aestuarium des Rio Cacheo, der bis Farim hinauf gut schiffbar ist. Der Ort hat 1800 Einwohner, darunter eine verhältnißmäßig große Zahl von Weißen und Mulatten (Mandjags). Die undurchdringlichen Waldungen, welche sich an den Ufern des genannten Stromes ausbreiten, liefern namentlich das sogenannte Rothwasser- oder Mancone-Holz (von Erythrophlaeum Afzelii), das sich durch große Dauerhaftigkeit auszeichnet. Die Eingeborenen sind an der Mündung des Rio Cacheo Papels und Flups, weiter aufwärts aber Balantas und Mandingas. Die Flups und Balantas sind sehr kriegerisch und wild, und die kleinen Völkerschaften, in die sie zerfallen, leben unter sich sowie auch mit ihren Nachbarn in beinahe beständiger Fehde. Die Mandingas stehen bezüglich der Kulturfähigkeit ungleich höher als sie, das große Reich, das sie im Mittelalter bildeten, ist aber durch das Andrängen der Fulahs, von denen wir noch zu reden haben, untergegangen und zersplittert. Als Schmiede, Lederarbeiter, Holz- und Elfenbeinschnitzer ꝛc. haben die Mandingas sehr Anerkennenswerthes geleistet.

Am Rio Geba liegt reichlich 100 km von der Küste entfernt der Posten Geba, mit 800 Bewohnern, der einen verhältnißmäßig beträchtlichen Handel in Elfenbein, Wachs, Erdnüssen und Gold vermittelt. Der genannte Strom hat sich durch die neueren Untersuchungen nur als ein Nebenfluß des Rio Grande (von den Eingeborenen erst Krubal, dann Koliba, dann Kokoli, dann Koli genannt) erwiesen. Dieser letztere durchfließt Portugiesisch-Oberguinea in seiner ganzen Längserstreckung, und seine Quellen liegen auf dem Plateau von Futa-Dschallon. In seinem Unterlaufe hemmt aber ein Wasserfall die Schifffahrt auf ihm, abgesehen davon, daß auch eine gefährliche Fluthwelle (Bore) vom Meere her in ihn eindringt. Von thatsächlichem portugiesischen Einflusse war in diesem Stromgebiete infolgedessen wenig die Rede, und die eigentlichen Herren der Gegend waren daselbst die Fulahs, die von der Höhe des Plateaus herabstiegen und die Mandingas, die Biaffaren, die Nalus und andere Stämme in die sumpfige Niederung hinabdrängten, oder sie unterwarfen und sich mit ihnen vermischten. Es ist dies bekanntlich eine Rasse, die sich in ihrer Gesichtsbildung und Hautfarbe viel eher zu den Berbern und Abessyniern als zu den Negern stellt, und deren Frauen man vielfach europäischen Typus zugeschrieben hat [S. Abbildung 6] [1].

[1] Robert Hartmann („Die Völker Afrikas", S. 39) sagt zu ihrer ethnologischen Charakteristik: „Die Fulan oder Fulbe, Einheit Pullo, die Felata der Ostsudanesen, die Peuhls oder Pouls im Gumbo-Französisch der Senegalkolonie, scheinen aus Futatoro im westlichen Afrika zu stammen. Zu Ende des

Fanatische Anhänger des Islam, suchten sie die Lehre des Propheten mit viel Erfolg durch das Schwert weiter zu verbreiten, und ihre Kämpfe mit den Mandingas und Biaffaren sowie ihr Christenhaß trugen auch ganz wesentlich mit dazu bei, den Europäern das Vordringen zu verwehren. In der Hauptsache nähren sie sich von Viehzucht, in geringerem Maße von Ackerbau, und in ihrer Kultur sind sie den Negern weit überlegen. Einen einheitlichen Staat bilden sie aber in der hier in Frage stehenden Gegend nicht, sondern sie stehen unter einer großen Zahl einzelner „Almamis“, die man als eine Art von kleinen Priesterkönigen bezeichnen kann. In Portugiesisch-Oberguinea hat man es auch vorwiegend mit sogenannten „schwarzen Fulahs“ zu thun, die mit den echten Fulahs oder Futa-Fulahs ethnologisch nicht verwandt, denselben aber in anderer Hinsicht besonders im Glauben und in der politischen Verfassung bis zu einem gewissen Grade assimilirt sind. Von solchen schwarzen Fulahs ist auch Dandum, am oberen Rio Grande, bewohnt, so daß man sich nicht wundern darf, wenn dieser Ort aus keinen stattlicheren Hütten besteht als die Mandinga-Dörfer (S. Abbildung 7). Die echten Fulahs des Futa-Dschallon und der Haussa-Staaten pflegen in viel besseren Häusern zu wohnen, in Dandum darf man aber eben nur einige Vornehmere, wie z. B. den Ortsvorsteher (S. Abbildung 5) als echte Fulahs betrachten. Uebrigens bilden auch die schwarzen Fulahs zum Theil selbständige kleine Staaten, die eine andere Oberherrlichkeit nicht, oder doch nur dem Namen nach anerkennen. Das gilt innerhalb des portugiesischen Gebietes namentlich von dem Königreiche Forrah, im Süden des Rio Grande.

Der Rio Grande de Bolola wurde früher fälschlich als ein Mündungsarm des Rio Grande angesehen, und zum Theil war dieser Irrthum auch der Beweggrund, aus dem der portugiesische Regierungssitz von Bissão nach Bolama verlegt wurde. In Wirklichkeit ist er nur ein ganz kurzer Strom, mit einem sehr breiten und langen Aestuarium[1]). An ihm liegt Buba, die letzte portugiesische Station, deren wir zu gedenken haben.

Dieselbe beherbergt außer einer portugiesischen Garnison von 50 Mann, die auch hier zum größten Theile aus Farbigen besteht, nur etwa 600 Seelen. Einst durch Erdnußbau in höherer Blüthe stehend, und als die gesundeste Station des gesammten portugiesischen Oberguinea geltend, ist sie heute in sichtbarem Verfall begriffen. Einmal

Junges Fulah-Mädchen.

vorigen Jahrhunderts eroberten sie das den Mandinkas gehörende Futadjalon, gründeten 1802 unter ihrem islamitisch begeisterten Fürsten Dansodio das Reich Sokoto und dehnten sich von da ab weiter, immer weiter nach dem Inneren des Festlandes aus. Manche ihrer Gemeinden haben sich bis in die Haussaländer und nach Bornu eingeschmuggelt. Hagere Leute von schlankem Gliederbau, von wenig krausem Haar, etwas Bartwuchs, und von röthlich-brauner, öfters aber auch dunklerer Färbung, eine Sprache redend, welche nicht geringe Anklänge an die berberinische hat, scheinen die Fulan mit den Berabra, den Bedja, vielleicht auch mit den Monbuttu zu einer größeren Familie, einer nubisch-berberischen zu gehören.“ Auch Paul Topinard („L'Anthropologie“, 2ème ed., p. 499 ff.) stellt sie mit den Barabras &c. zu einer rothhäutigen Völkergruppe zusammen. Sich besonders auf Heinrich Barths gründliche Forschungen stützend, sagt er von ihnen: „Connus sous le nom de Peuls au Sénégal, appelés Foulahs par les Mandingues, Fellani par les Nègres du Haoussa, Fellatas par les Canori du Burnou, et Foullan par les Arabes, ils seraient venus de l'Orient, d'après le docteur Barth, à une époque très-reculée. Cependant ils n'apparaissent dans l'histoire que vers le dixième siècle. A cette époque, ils constituaient déjà l'élément „pâle“ prédominant dans le royaume de Ghanata, au sud-ouest de Tombouctou. En 1500, ils étaient puissants dans l'ouest et le midi du royaume de Sonrhai, à l'est de Tombouctou. En 1600, ils apparaissent dans le Haoussa; en 1700, dans le Baghirmi. Ils sont pasteurs et nomades et vont s'infiltrant et propageant l'islamisme sans former de nationalités distinctes. Ce n'est qu'en 1803 qu'un de leurs chefs, Othman dan Fodie, au retour d'un pèlerinage à la Mecque, les réunit en faisceau, et par la voie des armes imposa sa domination à la plus grande partie du Soudan.“ Im Inneren von Afrika haben die Fulahs heute namentlich die Throne der großen Haussa-Staaten Gandu, Sokoto und Adamaua inne.

[1]) Vergl. den Bericht H. Brosselard's in „Tour du Monde“, vol. 52, p. 129 ff. — Dieser Reisende, der bei der oben erwähnten französisch-portugiesischen Grenz-Auseinandersetzung als Kommissar der französischen Regierung diente, nennt ihn „une sorte de fiord très decoupé par de nombreuses criques“ (p. 131). — Siehe außerdem die beigegebene Karte auf S. 50.

Dandum.

war eben die Gestaltung des Wasserstraßen-Netzes der Gegend der weiteren Ausbreitung ihres Handels nicht sehr günstig, und besonders die französischen Stationen am Rio Compony und am Rio Nunez konnten ihm in dieser Beziehung leicht den Rang ablaufen, und sodann tobten gerade hier in den letzten Jahrzehnten die Kämpfe, welche die Futa-Fulahs durch ihr aggressives Streben hervorrufen, am heißesten. Buba fällt noch in das Gebiet der Biaffaren oder Biaffaden, hart vor seinen Thoren beginnt aber das Reich der Fulah-Kundas, die den Futa-Fulahs verbündet sind, und durch deren Andrängen wird die portugiesische Station beständig bedroht. Hat sich die Station selbst nun auch durch ihre feste Wasserlage und durch ihre Kanonen und Mitrailleusen bisher gegen jeden Ansturm zu behaupten vermocht, so hat sich doch der größte Theil der Erdnußfelder in ihrer Umgebung dadurch, daß ihre Bebauer von Feinden umschwärmt waren, mehr und mehr wieder in eine Wildniß verwandelt.

Die erste Aufgabe, welche die portugiesische Regierung zu verfolgen hat, wenn sie ihren Antheil an Oberguinea in höheren Aufschwung bringen will, ist also an diesem Punkte klar genug vorgezeichnet: sie hat dahin zu trachten, daß Friede in dem Lande hergestellt wird, und sie hat sich zu diesem Zwecke vor allen Dingen in der einen oder anderen Weise mit den Futa-Fulahs abzufinden. In dieser Aufgabe begegnet sich aber die portugiesische Kolonialpolitik mit der französischen, und statt sich wechselseitig mit Argwohn und Eifersucht zu betrachten und einander entgegenzuwirken, haben die beiden europäischen Mächte allen Grund dabei freundschaftlich zusammen zu gehen und einander so viel als möglich zu fördern und zu unterstützen. Es wäre das aber an anderen Punkten des „schwarzen Erdtheiles“, wo andere europäische Mächte das schwere Werk der afrikanischen Kultivation in Angriff genommen haben, bekanntlich auch von nöthen.

Dr. Nansen's Grönland-Expedition.

Von Heinrich Martens.

Es ist allgemein bekannt, daß es dem Norweger Dr. Frithjof Nansen im vorigen Jahre gelungen ist, das Problem der Durchquerung Grönlands zu lösen, eine Aufgabe, deren Lösung Forscher der verschiedensten Nationen im Laufe der Zeiten vergeblich versucht haben. Im Sommer vorigen Jahres wurde die Nansen'sche Expedition von dem norwegischen Dampfer „Jason“ nach der Ostküste Grönlands überführt. Nansen's norwegische Gefährten waren: der frühere Schiffskapitän Sverdrup, der Premierlieutenant Dietrichson, der Bauer Christianson und die beiden Lappländer Ravna und Balto. Die drei erstgenannten hatten sich freiwillig als Theilnehmer gemeldet, und Nansen hatte sie aus einer größeren Anzahl Norweger, die sich ihm zur Verfügung gestellt, ausgewählt. Die beiden Lappländer waren von Nansen speziell zur Theilnahme aufgefordert. Jeder dieser Theilnehmer hatte seine besondere und nothwendige Aufgabe auszuführen. Dr. Nansen selbst, der Gelehrte, hat das Ganze entworfen und geordnet. In Sverdrup und Dietrichson fand Nansen Assistenten, die im Besitze theoretischer und praktischer Eigenschaften waren, welche zum Erfolge der Expedition unerläßlich. In den drei anderen hatte er Gefährten, die durch ihre praktische Erfahrung und mechanischen Fertigkeiten in kritischen Augenblicken den Erfolg der Expedition zu sichern vermochten. Alle waren natürlich Männer mit kräftigem Körper, und jeder Einzelne in seiner Art ein besonderes Talent. Durch dieses Zusammenwirken körperlicher und geistiger Tüchtigkeit ist das großartige und ehrenvolle Resultat der Expedition jedenfalls in erster Linie erzielt. Ueber den wissenschaftlichen Charakter und die Bedeutung der Expedition hat Dr. Nansen sich selbst in der in Godthaab erscheinenden grönländischen Jahreszeit („Atuagagdliutit“) wie folgt geäußert:

„Das Innere Grönlands war zu allen Zeiten mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, und die Europäer sowohl wie die Grönländer haben je in ihrer Weise Vermuthungen darüber angestellt, was das Innere des Landes berge. Während die Grönländer es mit ewigem Schnee bedeckten und mit übernatürlichen Wesen bevölkerten, haben verschiedene Europäer sich fruchtbare Oasen hinter den ewigen Eisfeldern gedacht. Dänen, Engländer, Schweden und Amerikaner haben diesen Schleier zu lüften versucht, wenn aber auch vieles durch ihre beharrlichen Untersuchungen gewonnen wurde, blieb doch die Frage unbeantwortet, so lange man nicht quer durch das Land von der einen Küste zur anderen gedrungen war. Seit langem habe ich Lust gehabt, dieses Innere zu durchdringen, um zu sehen, was sich in demselben verberge. Ich war überzeugt, daß der Versuch, wenn er gelingen sollte, von Schneeschuhläufern unternommen werden mußte, und da man von diesen die besten unter Norwegern und Lappländern antreffen dürfte, war der Versuch von diesen zu machen.“

In der That hat die kleine Nansen'sche Schaar mit um so größerer Energie gekämpft, je geringer ihre Mittel waren. Gleich vom Anfange an, als Nansen und seine Gefährten im Juli an der von Eis eingeschlossenen Ostküste den „Jason“ verließen, um in zwei Booten ans Land zu kommen, hatten sie die schwersten Hindernisse zu überwinden — nämlich die Strömungen und Eismassen des grönländischen Polarstromes. Die Eisfahrt Nansen's in der Danmarksstraße erinnert lebhaft an die Vorgänge der Hansa-Expedition in demselben Fahrwasser und der Polareis-Expedition in der Baffins-Bai. Die erstere deutsche Expedition der Schoonerbrigg „Hansa“, Kapitän Hagemann, des Transportschiffes, und des eigentlichen Expeditionsdampfers „Germania“, Kapitän Koldewey, fror im Herbst 1869 unterm 73¼ Grad nördl. Br. an der Ostküste Grönlands ein, trieb mit dem Eise südwärts und sank am 22. Oktober, nachdem die Mannschaft Proviant, Kohlen und Boote aufs Eis gebracht hatte. Letztere überwinterte in einem auf dem Eise aus Kohlen erbautem Hause, während sie fortwährend süd- und westwärts trieb. Erst am 7. Mai 1870 kamen die Schiffbrüchigen unter 61° 12′ nördl. Br. in offenes Fahrwasser, worauf sie das Eis verließen und mit ihren Booten am 13. Juni die Herrnhuter Missionsstation Friedrichsthal an der Südküste Grönlands erreichten. Schlimmer erging es demjenigen Theile der Mannschaft des nordamerikanischen Expeditionsschiffes „Polaris“, welches während einer Eispressung im Smith-Sund unterm 77. Grade nördl. Br. am 15. Oktober 1873 auf einer Eisfläche forttrieb, und mit dieser, äußerst knapp mit Proviant versehen, den ganzen Winter hindurch südwärts trieb; die Eisscholle schmolz immer mehr zusammen, bis sie schließ-

lich nur einen kleinen Fleck im einsamen Ozean bildete. Da tauchte am 29. April 1874 unterm 53. Grade 35′ nördl. Br., nur wenige Grade nördlich von New-Foundland, der Dampfer „Tigreß“ aus dem Nebel hervor und nahm die halb verhungerten und erfrorenen Schiffbrüchigen auf. Die Nansen'sche Expedition führte den ersten ernsten Kampf, den sie mit den Schwierigkeiten und dem zähen Widerstande zu bestehen hatte, welche die arktische Natur jedem bereitet, der ihre imponirende Ruhe zu stören sucht, zu einem glücklichen Ende. Auch die weiteren Kämpfe mit den grönländischen Naturhindernissen bestand die Expedition glücklich, wie die Leser aus dem nachstehenden Eigenbericht Nansen's ersehen mögen, der im norwegischen „Morgenblad“ veröffentlicht und uns von letzterem freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

Am 17. Juli 1888, Abends 7 Uhr, verließen wir mit den besten Hoffnungen auf eine einigermaßen leichte und schnelle Landung den norwegischen Robbenfänger „Jason“. Nach unserem Dafürhalten hatten wir einen Eisgürtel von etwa $2^1/_2$ Meilen zu passiren, um ans Land zu gelangen; das Eis war, wenigstens anfangs, ziemlich offen und leicht passirbar, in der Nähe des Landes schien es jedoch dichter zu werden, jedoch nicht vollständig unpassirbar; für mich hatte besonders der Umstand die Aussichten geklärt, daß ich vom Ausguck des Großmastes des Schiffes offenes Wasser zwischen dem Eise und dem Lande bemerkt hatte. Für ein Fahrzeug wie „Jason“ wäre es allerdings eine leichte Sache gewesen, sich einen Weg durch das Eis zu bahnen, da ich aber glaubte, daß wir uns mit Leichtigkeit selbst durchhelfen könnten, und da die Strom- und Tiefenverhältnisse in diesem Fahrwasser noch unbekannt waren und das Schiff vielleicht unnützen Gefahren ausgesetzt werden konnte, ersuchte ich den Kapitän nicht darum, sondern dankte ihm, daß er uns so weit gebracht, sagte ihm und der Mannschaft des „Jason“ Lebewohl, und dann begaben wir uns in unsere beiden Boote. Ein speziell zu unseren Zwecken eingerichtetes Boot hatten wir aus Christiania mitgebracht; da aber dieses durch die ziemlich umfangreiche Ausrüstung der Expedition schwer belastet worden wäre, wurde uns durch die Güte des Kapitäns außerdem eins von des „Jason“ kleinsten Fangbooten überlassen. Ausrüstung und Mannschaft wurde in diese beiden Boote, drei Mann in jedes Boot gebracht. Ich selbst übernahm die Führung des vom „Jason“ empfangenen Bootes, während das eigene Boot der Expedition mit Sverdrup als Führer nachfolgte. Unter Kanonensalut und kräftigem Hurrah vom „Jason“ verließen wir diese unsere letzte Verbindung mit der civilisirten Welt, und steuerten unsere Boote ins Eis hinein, welches uns jedoch nicht so billigen Kaufes davonkommen ließ, als wir erwartet hatten. Vom „Jason“ wurde ein Boot mit 12 Mann ausgesandt, um uns, wenn möglich, den Weg bahnen zu helfen und die Boote durch das erste Eis zu ziehen. Wir sahen jedoch bald, daß das Boot uns von nur geringem Nutzen sein konnte, da wir uns ebenso schnell durch das Eis hindurch arbeiteten als das Jason-Boot; ich sandte dieses daher mit bestem Dank für den guten Willen wieder an Bord.

Anfangs ging es recht rasch vorwärts; das Eis war so weit offen, daß wir meistens zwischen den Schollen rudern konnten; wo dies nicht möglich war, mußten Brechstangen und Aexte den Weg bahnen, und nur an wenigen Stellen waren wir genöthigt, die Boote übers Eis zu ziehen. Allerdings gab es an manchen Stellen starke Strömungen, wo wir alle Kräfte anwenden mußten, zu verhindern, daß unsere Boote nicht zerdrückt wurden; dadurch aber, daß wir dieselben rasch auf die Schollen zogen, wenn diese aneinander prallten, halfen wir uns gut durch. Auf diese Weise kamen wir dem Lande stetig näher, und wir glaubten schon sicher zu sein, es im Laufe des nächsten Vormittags zu erreichen; wir waren in der Mitte des Eises, und ich glaubte vom Boote aus das offene Wasser unter Land sehen zu können. Inzwischen begann jedoch das Eis dichter zu werden, immer häufiger mußten die Boote auf die Schollen gezogen werden, um Quetschungen zu entgehen. Es war dies kein ganz leichtes Manöver mit den schwer beladenen Booten, und als wir einmal das eine Boot wieder von einer Eisscholle ins Wasser setzten, durchschnitt eine scharfe Eiskante die eine Seite desselben, so daß es nicht mehr wasserdicht war. Es blieb nichts anderes übrig, als das Boot wieder aufs Eis zu bringen, es zu entladen und zu repariren; dies nahm mehrere Stunden in Anspruch und damit war unser Schicksal entschieden. Mit reißender Schnelligkeit trieb der Strom uns westwärts in einen breiteren Eisgürtel, wo derselbe sich drehte und uns vom Lande schneller direkt wegführte, als wir uns im Eise vorwärts arbeiten konnten. Wenn wir nicht durch das beschädigte Boot aufgehalten worden wären, dann hätten wir wahrscheinlich das ruhige Wasser unter Land erreicht; der Zeitpunkt, in dem es sich gerade hierum handelte, war nun verpaßt. Als wir wieder weiter gehen konnten, war es zu spät, das Eis war so dicht, daß wir nicht zwischen den Schollen rudern konnten, auch konnten wir die Boote nicht übers Eis ziehen, da die Schollen zu klein waren. Um das Unglück voll zu machen, stellten sich Regengüsse ein. So war vorläufig nichts anderes zu thun, als das Zelt aufzurichten, in die Schlafsäcke zu kriechen und den Schlaf zu nehmen, der nach 15stündiger angestrengter Arbeit im Eise willkommen war. Während man schlief, mußte stets jemand wachen, um für den Fall, daß das Eis sich wieder öffnen sollte, zu wecken, so daß wir weiter kommen konnten. Das Eis öffnete sich jedoch nicht, und der Regen hielt an, wir konnten mehr schlafen als uns lieb war, denn wir waren bereits in der unrichtigen Strömung. Die Schnelligkeit des Stromes, in welchen wir hier gerathen waren, war bedeutend größer, als jemand zuvor gedacht hatte; daß es Strömungen gab, wußte ich wohl, und hatte auch damit gerechnet; hätte ich aber eine Ahnung von der wirklichen Stärke gehabt, dann wäre ich sicher etwas anders zu Werke gegangen. Ich wäre dann bedeutend weiter östlich ins Eis gegangen, gerade vor Kap Dan und indem wir uns quer durch die Richtung des Stromes gearbeitet hätten, wären wir wahrscheinlich durch den Eisgürtel nach der Innenseite desselben gelangt, bevor wir vom Strom hinaus, an der Mündung des Sermilik-Fjords vorbei und in den breiteren Eisgürtel auf der Westseite des letzteren getrieben worden wären, wo der Strom anhielt und sich südwärts wandte. Wir hätten dann, wie erwartet, am 18. Juli in guter Ordnung das Land erreicht und unsere Landungsstätte nach Belieben wählen können. Jetzt sahen wir nur, wie gut wir es hätten haben können, wir sahen das offene Wasser auf der Binnenseite des Eises, die Steine am Strande drinnen. Eine Stunde oder zwei in gutem Fahrwasser und wir wären dort gewesen. Aber das Schicksal wollte es nun einmal, daß wir an südlicheren Ufern ans Land gehen sollten.

Erst nach etwa eintägigem Aufenthalte im Zelte, wo wir Mühe hatten, das Wasser fern zu halten, welches sich über uns ergoß, öffnete sich das Eis wieder so weit, daß wir mit frischem Muthe und frischen Kräften dem Lande entgegenarbeiten konnten. Durch eine Lichtung im Nebel sahen wir Land am Sermilik-Fjord; wir hatten uns weit von demselben entfernt, vielleicht vier Meilen, aber wir blickten doch getröstet vorwärts; erreichten wir nicht das Land bei Inigsalik, westlich vom Sermilik-Fjord, dann konnten wir es südlich bei Pikinotlek erreichen, und das konnte ebenso gut sein, es galt nur unverdrossen quer durch den Strom zu gehen,

dann mußte man ans Land kommen. Und unverdrossen arbeiteten wir, und vorwärts kamen wir. Wo wir nicht länger rudern konnten, mußten Haken und Beile uns den Weg bahnen, und wo auch diese nicht halfen, wurden die Boote über die Schollen gezogen. Aber wie oft wurden wir in unseren Hoffnungen getäuscht? Jedesmal wenn wir uns dem Lande so weit genähert hatten, daß wir begannen, die Hoffnung auf einen baldigen Sieg zu hegen, kamen wir in eine neue Stromschnelle, welche uns mit solcher Schnelligkeit ins Meer trieb, daß wir unmöglich einhalten konnten, und welche uns direkt in die Brandung bis zur äußeren Eiskante hinaus führte.

Wir waren nicht lange im Treibeise gewesen, bis wir die Wirkung dieser Strömungen fühlen sollten.

Am Abend des 19. Juli war ich lange wach, nachdem die anderen schlafen gegangen waren, ich wollte einige Skizzen vom Lande und Eise im Norden nehmen, die dachförmige Landschaft am Sermilik-Fjord zeichnete gerade jetzt ihre scharfen Linien gegen den Abendhimmel ab, während das Binnenlandeis, den Horizont weit westwärts begrenzend, mild in dem goldenen Hintergrunde mit seinen milden Linien verschwand. Während ich saß und zeichnete und sehnsuchtsvolle Blicke ins Binnenlandeis hineinwarf, wo wir ja hätten sein sollen, fiel es mir auf, in welchem hohen Grade der Seegang im Eise zunahm. Vermuthend, daß es wohl ein Sturm sei, der draußen zu erwarten, ging ich schlafen. Am Morgen des 20. Juli erwachte ich dadurch, daß die Scholle, auf der wir wohnten, mehrere gewaltige Stöße erhielt; der Seegang war bedeutend gewachsen. Wir kamen hinaus und entdeckten, daß die Scholle während der Nacht nicht weit vom Zelte querüber zerrissen war. Wir konnten auch das offene Meer an der Außenseite des Eises sehen. Der Seegang wuchs beständig, er brach mit immer größerer Gewalt über die Scholle herein, auf der wir uns aufhielten; das schlimmste aber war, daß wir uns dem offenen Meere mit unheilverkündender Schnelligkeit näherten. Was war hier zu thun? Kamen wir in die Brandung dort draußen, dann konnte unser Schicksal zweifelhaft sein. Landwärts arbeiten? Wir versuchten es, entdeckten aber bald, daß die Schnelligkeit, mit der wir hinaus trieben, zu stark für uns war. Hier blieb nur übrig, uns eine gute starke Scholle zu erwählen und dann unser Schicksal abzuwarten. Die Scholle, auf der wir uns bisher aufgehalten hatten, war durch wiederholte Spaltungen so klein geworden, daß sie nicht länger haltbar war. Dicht vor uns lag indessen eine dicke und starke Scholle, auf diese flüchten wir uns und richten uns auf derselben so gut wie möglich ein.

Inzwischen trägt sie uns der Brandung näher und näher, das Getöse nimmt zu, die Wogen wälzen sich gegen uns und brechen von allen Seiten über die Scholle herein. Die Situation beginnt kritisch zu werden. Die armen Lappen sind bei schlechtem Humor, vormittags sind sie verschwunden, werden aber am Boden des einen Bootes wiedergefunden, wo der eine liegend dem anderen laut aus dem Neuen Testamente vorliest, sie haben das Leben aufgegeben und bereiten sich zum Tode vor.

Vom höchsten Punkte unserer Scholle konnten wir mit Deutlichkeit sehen, wie die Eisschollen draußen zermalmt und von der Brandung überspült wurden, so daß sich kaum ein lebendes Wesen auf denselben zu halten vermocht hätte. Es war unumgänglich, wir mußten hinaus; unsere Scholle war jedoch stark, hoffentlich hielt sie eine Weile, und wir verlassen sie nicht, bevor wir müssen; aber wenn es sein muß, und wir uns nicht länger halten können, dann müssen wir versuchen, die Boote in die Brandung hinauszusetzen. Es wird ein nasses Vergnügen werden und der Ausgang ist kein so ganz sicherer; aber es ist unsere letzte Rettung. Eins der beladenen Boote durch die gewaltigen Sturzseen und das sich daher wälzende Treibeis ins Wasser zu bringen, wird vielleicht möglich sein, da ja beide Bootsbesatzungen, alle sechs Mann, dabei mitwirken können; aber schlimmer wird es für die Zurückbleibenden sein, das andere Boot auszusetzen. Proviant, Munition und die übrige Ausrüstung wird auf die beiden Boote derart vertheilt, daß wir uns, wenn eines untergeht, doch in dem anderen bergen können. Das Leben werden wir auf diese Weise allerdings retten, aber die Ausbeute der Expedition wird zweifelhaft werden.

Bald haben wir nicht mehr als 1000 Ellen übrig, keiner von uns zweifelt, daß wir uns binnen wenigen Stunden entweder auf dem offenen Meere wiegen und auf dem Wege längs des Eises südwärts befinden, oder auf dem Wege nach dem Meeresgrunde. — Armer Rawna, mit ihm gehts am schlimmsten, ihm sind das Meer und dessen Launen noch etwas Ungewohntes, er schleicht stillschweigend umher, starrt besorgt in die Brandung hinaus, während die Gedanken ganz sicher im Zelte und bei den Renthierheerden auf den Bergen Finmarkens sind, wo jetzt alles Sommer und Sonne ist; „er hätte sie niemals verlassen sollen“! Aber auch hier scheint die Sonne mild und friedlich wie immer; der Abend ist herrlich, roth sinkt die Sonne, den westlichen Himmel in Brand setzend, und dem Eise, dem Meere und der donnernden Brandung einen glühenden Abschiedsgruß sendend, bevor sie hinter dem Rande des Binnenlandseises verschwindet; kein Wind regt sich, die Meeresfläche wälzt sich uns golden glänzend unter dem Abendhimmel entgegen. Es erscheint wunderlich, daß der Untergang bei einem derartigen Wetter sollte kommen können. — Nun wohl, man könnte jedenfalls keine schönere Abschiedsstunde wünschen.

Aber hier ist keine Zeit zu verlieren, die Schollen donnern, brechen und zermalmen rings um uns, unsere eigene Scholle ist auch zerbrochen. — Sollen wir binnen kurzem in die See, dann gilt es mit so frischen Kräften wie möglich daran zu gehen, wir wissen nicht, wie lange wir Verwendung für dieselbe bekommen können. Alle Mann werden daher zum Schlafen ins Zelt beordert, das noch nicht in die Boote gepackt ist; nur ein Mann, Sverdrup, bleibt wach, um im entscheidenen Augenblicke zu wecken. Nach zwei Stunden sollte er abgelöst werden. Trotz der Brandung Toben schläft man schnell ein, selbst die besorgten Lappen bekommen dem Anscheine nach einen guten, gesunden Schlaf, der jüngste, Balto, der sich in das eine Boot gelegt hatte, weil er das Zelt vermuthlich nicht sicher genug hielt, schlief so fest, das er nicht einmal erwachte, als die See später im Begriffe war, das Boot von der Scholle zu spülen; Sverdrup mußte es halten, damit es nicht fortgerissen wurde. Nach kurzem Schlafe erwachte ich und hörte, daß die See an der Außenwand des Zeltes brauste, ich erwartete, daß Sverdrup uns wecken oder das Zelt fortgespült werden würde; aber keins von Beiden geschah, und ich schlief wieder ein.

Erst gegen Morgen erwachte ich und fuhr erstaunt auf. Die Brandung vernahm man nur gleich einem fernen Donner; aus dem Zelte kommend, sah ich, daß wir vom offenen Meere weit entfernt waren; aber wie sah unsere Eisscholle aus, große und kleine Eisstücke waren hinauf gewälzt worden und lagen aufgethürmt auf allen Seiten, nur den Fleck, auf welchem das Zelt stand, hatte die See nicht erreicht. Sverdrup erzählte, daß es eine zeitlang schlimm ausgesehen habe, wir hätten uns in der äußersten Brandung befunden und an der Seite ein großes massives „Eiskreuz“ gehabt, das sich jeden Augenblick über uns zu wälzen und die Scholle zu zertrümmern drohte. Er sei

wiederholt an die Thür des Zeltes getreten, um zu wecken, aber immer wieder umgekehrt, um noch eine See abzuwarten. — Gerade im entscheidenden Augenblicke habe unsere Eisscholle den Kurs verändert, er habe fast seinen eigenen Augen nicht getraut, als er gesehen, wie dieselbe mit verhältnißmäßig großer Schnelligkeit ins Eis gesteuert sei und sich mehr und mehr vom offenen Meere entfernt habe. Eine neue Stromrichtung hatte uns wieder ins Eis versetzt. Für diesmal brauchten wir somit die Seetüchtigkeit unserer Boote nicht zu erproben; aber es schien doch, daß das Eis eine hervorragende Geneigtheit hatte, sich unserer zu entledigen und uns in die See zu bringen, denn sobald wir begannen, uns dem Lande zu nähern, wurden wir wieder in die See und gegen die Brandung getrieben. Außerdem war das Eis während der ganzen Zeit dicht, was uns in hohem Grade zurückhielt, wenn wir vordringen wollten, da die Boote meistens gezogen werden mußten; der Hauptgrund war wahrscheinlich, daß die See stets von außen (von Nordost) gegen das Eis stand; hierdurch wurde dieses dicht zusammengehalten, und die Schollen konnten sich nicht von einander trennen, was sonst zu geschehen pflegt. Wir trösteten uns indessen damit, daß wir bis dahin stets unglücklich gewesen waren, und Strömungen getroffen hatten, welche uns hinausführten, wir mußten also doch einmal Glück haben, und eine Strömung finden, die uns hinein, ans Land, trieb; und so geschah auch. Am Morgen des 29. Juli, als der Nebel sich lichtete, fanden wir, daß wir dem Lande bei Anoritok merklich näher gekommen waren, und daß das Eis auf der Innenseite vor uns auffallend offen war. Wir kamen in die Boote und bald hatten wir die Eisschollen hinter uns; das Gefühl, als wir die Boote an den Eisschollen vorbei steuerten und gen Norden wendeten, läßt sich kaum mit Worten beschreiben.

So waren wir denn unter Land, aber noch waren wir nicht mit dem Treibeise fertig.

Anoritok liegt unterm 61½ Grade nördl. Br., Inigsalik, die Stätte, an welcher wir zu landen gedachten, als wir „Jason" verließen, unterm 65½ Grade nördl. Br., wir waren also 60 Meilen südlicher ans Land gekommen. Hier im Süden auf dem Binnenlandseise einzudringen, wenn wir nach Christianshaab wollten, konnte sich nicht lohnen, über Land auf dieser südlichen Breite nach der Westküste zu gehen, mochte gut genug sein, sagte mir aber nicht zu. Es blieb nur übrig, nördlich längs der Küste vorzudringen. Allerdings waren wir weit ins Jahr gekommen, von dem kurzen grönländischen Sommer war nur wenig übrig, aber zu spät war es noch nicht, es galt nur die Zeit auszunutzen. Nach dem Norden arbeiteten wir uns dann so rasch wie möglich, aber zu leicht sollte es uns nicht werden, das Treibeis lag fast überall dicht am Lande, Brechstangen und Beile mußten uns fortwährend durch die dichtgestauchten Eismassen den Weg bahnen, zum Schlafen und Speisen blieb wenig Zeit, zum Kochen von Speisen oder Getränke gar keine. An gutem Trinkwasser fehlte es nicht, und Dank unserer Stavanger's hermetischen Fabrik hatten wir nicht zu wenige hermetische Sachen, welche zu schwer waren, um für die Reise auf dem Binnenlandseise verwendet zu werden, welche aber jetzt und auf dem Treibeise uns wohl zu statten kamen, und welche uns erlaubten, mit unserem getrockneten Proviante zu sparen. Sodann war hier längs der Küste ja auch Wild genug, welches uns, als wir endlich Zeit zum Kochen bekamen, eine prächtige Abwechselung brachte.

Nachdem wir uns zwei Tage nordwärts gearbeitet hatten, und als wir gerade den von den Bewohnern der Ostküste so sehr gefürchteten Gnisortok passirt, trafen wir zu unserer Verwunderung ein Heidenlager von mindestens 70 Menschen an. Dies war uns auffällig, da nach der Erfahrung der dänischen Koneboots-Expedition dieser Theil der Küste nicht bewohnt sein sollte. Es zeigte sich auch, daß es Heiden waren, die auf der Reise begriffen, eine Partie von zwei Konebooten, welche wahrscheinlich südlich nach den dänischen Kolonien auf der Westseite des Kap Farwel reisen, und eine andere Partie, ebenfalls von zwei Konebooten, welche deutlich von dort kamen und nordwärts reisten. Ich freute mich über diese Begegnung mit den Heiden, indem ich glaubte, daß wir großen Vortheil davon haben könnten, ihnen nach dem Norden zu folgen, da sie selbstverständlich mit den Strom- und Eisverhältnissen sehr bekannt sein mußten. Hierin wurden wir indessen getäuscht; anstatt voran zu gehen, wie wir erwartet hatten, ließen sie uns vorangehen und den Weg durch das dichte Eis bahnen, sie selbst folgten in unserem Kielwasser, fortwährend Rufe der Verwunderung darüber ausstoßend, daß wir mit unseren starken Holzbooten durch die Eisschollen zu kommen vermochten; oft ereignete es sich jedoch, daß sie mit ihren langen Fellbooten sitzen blieben, wo wir hindurch gekommen waren. Als es abends, nachdem wir einen Tag mit einander zusammengereist, etwas regnete, und auch die Strom- und Eisverhältnisse ungünstiger wurden, gingen die Heiden ans Land und suchten uns ebenfalls dazu zu bewegen; uns fehlte jedoch dazu die Zeit, und wir zogen allein weiter. Mehrere Tage später, und bedeutend nördlicher, bei Akorninarnut (63° 18′ n. Br.) trafen wir abermals mit Heiden zusammen; diese flüchteten jedoch, als sie uns sahen, ins Gebirge, mit allem, was sie an Kostbarkeiten hatten; vermuthlich haben sie uns für die eine oder andere Art übernatürliche Wesen gehalten; endlich brachten wir sie indeß durch allerlei wunderliche Zeichen dahin, daß sie sich uns näherten, und zum Schluß wurden wir sehr gute Freunde.

Erst ein Stück nördlich von Kap Möfting, unterm 63° 45′ n. Br., wurden wir des Treibeises einigermaßen ledig, und bekamen verhältnißmäßig offenes Wasser. Zwei Tage später erreichten wir Umiwik, welches ich zum Ausgangspunkte für unsere Eiswanderung bestimmt hatte.

Am 10. August abends erreichten wir Land innerhalb Umiwik. Das Binnenlandseis senkt sich ziemlich gleichmäßig nach der Meeresfläche hin, was darauf hindeutete, daß unser Aufsteig einigermaßen leicht von statten gehen werde. Damit war unsere Bootfahrt beendet; 12 Tage hatten wir gebraucht, um nordwärts zu kommen; 12 Tage hatten wir im Eise getrieben, es waren also 24 Tage verflossen, seitdem wir „Jason" verließen. Bis Mitte September war indessen noch eine lange Zeit, und bis dahin konnten wir erwarten, in Christianshaab Fahrzeuge zu finden, mit denen wir noch im Herbst nach der Heimath gelangen konnten.

Am folgenden Tage unternahmen Sverdrup und ich eine Rekognoscirungs-Tour auf dem Binnenlandseise, während Lieutenant Dietrichson eine Karte von der Gegend um unser Zelt aufnahm, und die Anderen Schlitten, Schneeschuhe u. s. w. für die Tour ordneten und in Stand setzen. Nach etwa eintägiger Wanderung, und nachdem wir einige Meilen und in einer Höhe von 3000 Fuß in die Eisregion hinein gewesen waren, kehrten Sverdrup und ich wohlvergnügt mit den Resultaten unserer Expedition zurück. Wir fanden zu Anfang allerdings schwere Spalten im Eise, und dieses war an manchen Stellen nicht ohne Gefahr zu passiren, aber weiter hinein war es ganz vortrefflich, und mit einiger Vorsicht sollte es schon gehen. Einige Tage wurde nun mit der Reparatur unserer Ausrüstung, insbesondere unseres Fußzeuges, verbracht.

Endlich am 15. August abends zogen wir von dannen, nachdem die Boote ans Land und mit dem Boden nach oben an eine sichere Stelle gebracht, wo sie der Witterung nicht

zu sehr ausgesetzt waren. Unter denselben wurde unser Depot angebracht, welches im wesentlichen nur aus Munition zu unseren beiden Gewehren bestand, die wir für den Fall gebrauchten, daß unvorhergesehene Hindernisse uns zwingen sollten, nach der Ostküste zurückzukehren. Alsdann wurde in eine kleine Blechbüchse ein kurzer Bericht über unsere Reise, und darüber wie die Aussichten sich für die Reise nach der Westküste stellten, gelegt. In diesem Berichte äußerte ich unter anderen, komisch genug, den Wunsch, daß wir „nur Kälte genug bekommen möchten, damit die Schneeschuhfahrten gute würden“. Wir bekamen mehr Kälte als wir wünschten. All dieses liegt vermuthlich noch auf derselben Stelle, falls nicht die Ostgrönländer es bei irgend einer Gelegenheit gefunden und sich in den Besitz der Sachen gesetzt haben.

Unsere gesammte Bagage war auf fünf Schlitten gepackt, dessen vordersten und schwersten Sverdrup und ich zogen, während die übrigen vier Theilnehmer je den ihrigen zogen. Der Proviant bestand aus getrocknetem Ochsenfleisch, getrockneten Plattfischen, Meat-Biscuits, Hartbrot, Hafer-Cakes, Leberpasteten, Erbsenwurst, Butter, etwas norwegischem und Schweizerkäse, Fleischchokolade, gewöhnlicher Chokolade, etwas Thee und Kaffeeextract, Zucker, kondensirter Milch, einigen Dosen Hermetik und sonstigen Kleinigkeiten; von Tabak war so viel mitgenommen, daß jedem Manne jeden Sonntag eine Pfeife zugetheilt werden konnte, Branntwein zum Trinken gab es nicht. Zum Schneeschmelzen und Kochen waren Spiritus und Kochapparat mitgenommen. Außerdem bestand die Ausrüstung aus Schlittschuhen, Schneeschuhen, Schneeschuhstäben, Eisbeilen, Alpentauen, zwei Gewehren, etwas Munition, Aexten, Messern, Instrumenten, einem Sextanten mit künstlichem Horizont, einem Teodolith, Barometer, Thermometer, Kompassen, zwei Fernröhren, einem Photographieapparat u. s. w., sowie aus einem Zelte, zwei Schlafsäcken aus Renthierfellen (drei Mann in jeden Sack!), etwas Reservekleidung und Fußzeug. Die Schlitten, welche von einem Manne gezogen wurden, waren je mit einem Gewicht von über 200 Pfund belastet.

Da es in der ersten Zeit am Tage ziemlich warm war, gingen wir nachts; der Schnee war dann gefroren und die Fahrt ging somit besser von statten. Das erste Stück, welches wir zu passiren hatten, war voller Spalten („Numataker-Schrunden“); es war hier große Vorsicht nöthig, um nicht mit dem Schlitten und allem hinabzustürzen. Kein Unfall kam aber vor, und zwei Tage ging es ganz gut vorwärts trotz der nicht unbedeutenden Steigung. Alsdann trat aber ein so starkes und anhaltendes Regenwetter mit Wind ein, daß wir drei Tage im Zelte zubringen mußten, ohne uns rühren zu können. Nach dem dritten Tage wurde das Wetter wieder gut. In gleichen Tagemärschen ging es nun vorwärts, und schon am zweiten Tage war kein Wasser mehr auf dem Eise zu finden; unser Trinkwasser mußten wir von jetzt ab aus Schnee schmelzen, theils auf dem Kochapparat, theils in Blechflaschen, die unter der Kleidung auf der Brust getragen wurden. Wir hatten noch starke Steigung und konnten daher nicht erwarten, besonders rasch mit unseren schwer beladenen Schlitten vorwärts zu kommen; aber der Schnee war, obgleich ziemlich uneben, doch fest und glatt, so daß es über Erwarten rasch mit den Schlitten darüber hinging. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Süd-Indien.

Einem Vortrage, den Dr. Joh. Walther über seine im Jahre 1888 unternommene Reise nach Süd-Indien und Ceylon hielt, entnehmen wir die folgenden Ausführungen. Das in Frage stehende Gebiet ist geologisch-geographisch von dem höchsten Interesse durch seine Verwitterungserscheinungen und durch die Massigkeit seiner jungen Alluvialbildungen, in welcher Beziehung es zu dem von Dr. Walther früher untersuchten Wüstengebiete der Sinai-Halbinsel in dem denkbar vollkommensten Gegensatze steht. Eine hervorragende Rolle spielt dabei der dichte tropische Pflanzenteppich, der die Landschaft überzieht. Der Granit ist durch die vor sich gehenden chemischen Prozesse bis zu einer Tiefe von 20 m so weich, daß er sich mit dem Messer schneiden läßt, blauschwarzer Basalt verwandelt sich in rothen Laterit, und in einem gewaltigen Maßstabe wird der gelockerte Boden von den Höhen hinabgeschwemmt in die Niederungen, um daselbst das anstehende Gestein völlig zu begraben. Bis zu einem gewissen Grade besitzen die in solcher Weise gebildeten Schichten in ihrer physikalischen Struktur ein Ursprungsattest, was sich auch auf die Beurtheilung der älteren Formationen übertragen läßt. — Das Plateau von Dekhan ist eine große geologische Merkwürdigkeit dadurch, daß es eine rein vulkanische Bildung ist, während die Felsbänke doch vollkommen horizontal über einander lagern, und äußerlich den Charakter einer Ablagerung in dem Wasser tragen. Im Süden schließt sich daran das Kreidegebiet von Trichinopoli, das sich Dr. Walther zum Gegenstande speziellerer Studien ausersehen hatte. Der Laterit schien in der Gegend überall aus Basalt oder Gneiß entstanden zu sein, während er sich auf Kalk nicht an ursprünglicher, sondern an zweiter Lagerstätte befindet. An der Küste fand der Reisende ein junges Korallenriff fast vollständig in Marmor metamorphosirt, was darauf hindeutet, daß auch diese Prozesse in den Tropen mit ganz besonderer Energie vor sich gehen. Die Adamsbrücke zwischen Indien und Ceylon ist ein Sandsteingebilde, das seinen Ursprung dem Wechsel der Monsune zu verdanken scheint, und das durch das Spiel der Brandung im Laufe der Jahrhunderte wiederholt zerbrochen und wieder aufgebaut worden ist. In der augenblicklich vorhandenen Brücke lassen sich deutlich die Bruchstücke einer älteren Vorgängerin wahrnehmen, und während dieselbe im 15. Jahrhundert vollkommen intakt war, so schlagen heute die Brandungswellen durch ihre Lücken hindurch oder über sie hinweg, was auf eine neue Zertrümmerung schließen läßt. Durch die thiergeographischen Untersuchungen auf Ceylon erhält diese Annahme eine weitere Stütze. — Die Tamilen-Bevölkerung Süd-Indiens zeigte sich dem Reisenden allgemein sehr freundlich und entgegenkommend, und viel sympathischer als die verschlossene Hindu-Bevölkerung. Die Männer gehen wenig bekleidet einher, mit einem Tuch um die Hüften und einem anderen auf dem Kopfe als Turban. Die Frauen tragen ein feuerrothes Stück Kattun um die Lenden, sowie um die rechte Brust und die linke Kopfhälfte geschlungen. Die Kinder haben ein Kettchen um den Leib, an welchem bei den Mädchen ein herzförmiges Schildchen hängt. Von der Kultur der Tamilen zeugen ihre Arbeiten in Eisen, Silber 2c., die sich durch schöne Farben und reiche Phantasie auszeichnen. — Den Reisenden begleitete ein junger Brahmine, der sich als

sehr unterrichtet erwies und ihm interessante Aufschlüsse über die modernen Verhältnisse in Indien gab. Nach der Aussage desselben gäbe es in der Bevölkerung nur noch zwei Kasten: die der Brahminen und Sudra-Handwerker und die kastenlosen Ureinwohner, die Paria; die der Krieger und Kaufleute seien ausgestorben. Daß das Kastenwesen nachtheilig auf das Volk wirke, konnte Dr. Walther nicht finden, und das neue Kastenwesen, das die Engländer eingeführt haben, dünkte ihm schroffer, als das alte der Indier; der eingeborene Offizier, selbst wenn er General ist, darf beispielsweise das Kasino der Engländer nicht betreten. — Was den Glauben der Indier anlangt, so bezeichnete ihn der erwähnte junge Brahmine als vollkommen naturwissenschaftlich; sie besäßen eine Stufenleiter in ihren religiösen Anschauungen, welche der Entwickelungstheorie Darwin's entspräche, und daß die Seele des Menschen nach dem Tode in ein Thier wandere, sei nicht der Glaube des modernen Brahminen. — Da Dr. Walther in dem Distrikte von Trichinopoli nur einen einzigen Engländer (einen sogenannten „Collector") an der Verwaltungsmaschine thätig fand, so gemahnte ihn das riesige Reich an einen Elephanten, der sich von einem Knaben regieren läßt, den er zermalmen könnte, wenn er seine Kräfte zu gebrauchen verstünde.

Ueber Religion und Leben der Kaffern.

In der deutschen „Nachtigal-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung" verbreitete sich Missions-Superintendent Kropf unlängst in einem Vortrage über „Religion, Regierung und Gerichtsverfahren der Kaffern". Der Vortragende hat 42 Jahre unter diesem merkwürdigen Volke gelebt, hat es in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit kennen gelernt und seine Fortentwickelung unter dem Einflusse der Mission und Kultur von Stufe zu Stufe helfend und rathend begleitet. Als er 1845 ins Land kam und sich unter den Ama-Xossa-Kaffern niederließ, war ihnen, wie allen verwandten Stämmen, der Gebrauch einer Schrift völlig fremd; Geschichte und Gesetz wurden einzig durch mündliche Ueberlieferung — allerdings mit seltener Treue — von Geschlecht zu Geschlecht weitergeführt, und noch heute weiß der Kaffer die großen Häuptlinge und Könige seines Volkes bis ins 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen und von ihren Thaten zu erzählen. In jüngster Zeit sind aber die Beispiele nicht mehr selten, daß Kaffern lesen und schreiben können; gegenwärtig besteht sogar in Kaffraria eine in englischer Sprache erscheinende und von einem Kaffer geleitete „Kaffer-Zeitung", und außerdem übermittelte Herr Superintendent Kropf auch die Version einer Rede, die am 25. Dezember 1885 der getaufte Kaffer Boonla zu Tyumi gegen den Branntweinteufel gehalten hat. Das kleine rhetorische Meisterwerk ist betitelt: „König Tod und seine Diener" und erinnert in Anlage und Aufbau fast die an Geisterscene aus Lessing's verlorenem Faust. Vor den Thron des Todes werden berufen die grimmen Feinde der Menschheit, und so erscheinen nach Boonla's Rede das Fieber, der Sturm, die Hungersnoth, das Unglück und der Krieg bei dem Herrscher, um den Lohn ihrer Werke zu empfangen. Schon sollte der „Krieg" den Preis erhalten, als ein heiseres, hohles Lachen gehört wurde, und herein trat ein Mensch in Lumpen gekleidet, unsauber, wie wenn er eben erst von einem Schmutzhaufen aufgestanden wäre, seine Augen stierten roth aus seinem Gesicht, seine zitternde Hand hielt ein Glas. Wie ein reißendes, unreines Thier, das die Menschheit in Schmach bringt, stand er da vor dem Könige, seine Kniee bebten, und mit rauher Stimme sagte er: „Warte noch etwas, Herr König, hier steht der Mann von der Flasche, ein Nachkomme des reißenden Thieres, des Zauberers Tigermilch, des schwankenden Baumes, des übelriechenden Athems. Ich kann dir beweisen, daß ich mehr erschlagen habe, als alle, die vor mir deine Krone beanspruchten." Und nun entrollt der Branntwein das Gemälde seiner Thaten, zeigt, wie er Kinder, Frauen und Männer würgt, Kriege entzündet [1]), Völker vernichtet, Leib und Seele zu Schanden macht und ganze Geschlechter in das Reich des Todes sendet. Dafür wird ihm der Siegespreis zuerkannt, und jubelnd schreit das höllische Heer: Es lebe der Branntwein! —

Den Kaffern ist überhaupt eine große natürliche Beredtsamkeit eigen, wofür ihre sorgfältigen, langathmigen Gerichtsverhandlungen das beste Zeugniß ablegen. Demnächst wird auch Superintendent Kropf, der in kurzem wieder nach Südafrika zurückgeht, seinen lesekundigen Kaffern die Bibel in einer von ihm besorgten Uebersetzung vorlegen können, was sicher zur Hebung der geistigen Fähigkeiten des gut veranlagten Volkes viel beitragen wird. Der Ausbreitung des Christenthums stand anfänglich der krasse Aberglauben und die Geisterfurcht des Volkes, zusammen mit der Eifersucht der sogenannten Medizinmänner, hindernd im Wege. Zum Glück treibt der Kaffer keine eigentliche Abgötterei, sondern sein Kultus beschränkt sich auf einen mit allerlei Opfern verknüpften Geister- oder Ahnendienst. Das Dasein eines höchsten Wesens ist bekannt, auch ein Name dafür gebräuchlich, den man aber nur bei zwei Gelegenheiten ausspricht, nämlich beim Niesen und beim Schwören. Daneben werden die Kräfte der Natur, die man sich gern personifiziert denkt, als erhabene, meist feindliche Gewalten verehrt. Hautübel z. B. führt man stets auf den Haß unversöhnter oder gekränkter Wassernixen zurück. Der heidnische Kaffer wirft deshalb, ehe er einen Fluß durchschreitet, einen Stein hinein und spricht dazu: „Fluß, friß mich nicht!" Darnach legt er Binsen um den Hals seines Hundes [2]) und sagt: „Fluß, friß meinen Hund nicht!" Wenn es blitzt, ruft der Kaffer: „Der Himmelsengel hat sein Fett gelassen", und schlägt es ein, so daß Vieh getödtet wird und Hütten verbrennen, so tröstet man den Geschädigten mit den Worten: „Der große Herr dort oben hat dich angebettelt; sei zufrieden, daß er dir nicht mehr genommen hat." Sehr gern redet der Kaffer in Gleichnissen; den Geizhals z. B. bezeichnet er als einen Mann, der „seinen Hund an einen Dornbaum bindet". Vom Geheimnißkrämer und Heimlichthuer heißt es: „Er zieht dem Floh das Fell ab."

Der Häuptling oder König gilt dem Kaffer als das vornehmste und höchste lebende Wesen, dem er blindlings gehorcht, und dessen Urtheilsspruch er sich ohne Murren unterwirft. Daneben genießen die Geister der Vorfahren, insbesondere des verstorbenen Vaters und Großvaters, eifrige Verehrung; sie wünschen häufig durch Opfer begütigt zu werden und geben diesem Wunsche durch Krankheiten, die sie dem säumigen Enkel zuschicken, das nöthige Gewicht. Geopfert wird natürlich immer Vieh, Ziegen, Kälber, Rinder, je nach der Art und Größe des Opfers; doch kommen auch noch andere, oft furchtbare Opfer vor, die Menschenblut und Menschenleben erheischen und gelegentlich zu unerhörten Greueln ausarten. So berichtete Superintendent Kropf von dem entsetzlichen Todtenopfer, das unter seinen Augen von einem Kaffernkönige der verstorbenen Mutter zu Ehren dargebracht wurde. Zuerst stachen sich des Königs Krieger unter einander mit ihren Speeren tiefe Wunden, und wer matt wurde und zum Flusse ging, um zu trinken, den tödtete man, weil er seiner Trauer nicht hinreichenden Ausdruck gegeben hatte. Dann wurden alle Milchkühe niedergestochen, damit der Kälber

[1]) Der Kaffernkrieg im Jahre 1878 war durch ein von Uncayecibi veranstaltetes wüstes Trinkgelage entstanden, und darauf spielt der Redner hier an.

[2]) Die Kaffern lieben ihre Hunde sehr.

Klagegeschrei durch das ganze Lande töne und die Erde roth sei von Opferblut; die Aecker sollten auf Jahresfrist nicht bebaut werden, und keine schwangere Frau am Leben bleiben. Als das Volk endlich jammerte ob der schrecklichen Last, ließ der König den Ackerbau wieder zu, aber seine zweite Forderung fand statt!

Gegen Zauberer oder der Zauberei verdächtigte Personen schreitet der Kaffer gern mit Todesstrafe ein; das Vieh des Gerichteten fällt dann dem Häuptlinge zu, ebenso die etwaige Strafzahlung in Vieh, zu welcher ein Zauberer oder sonst eines Vergehens schuldiger Mann verurtheilt wird. Vor Zauberei und Hexenkünsten sucht man sich durch Amulette zu schützen, auch findet man sogenannte Jagd-Amulette aus Löwen- und Leopardenkrallen viel in Gebrauch, weil sie Unverletzlichkeit bewirken sollen. In gleicher Absicht müssen schon Kinder die Galle erbeuteter Thiere trinken — namentlich von großem Wilde — da nach Ansicht der Kaffern die Galle der Sitz des Muthes ist. Die Medizinmänner erfreuen sich trotz ihres meist zweideutigen Benehmens allerorts der höchsten Achtung; ihr Hokuspokus, ihr Hantiren mit den berüchtigten Zauberwürfeln aus den Knochen von zehn verschiedenen Thieren wird stets als göttliches Thun betrachtet, und noch heutigen Tages können volkreiche Stämme durch die bloße Nachricht von der Auferstehung eines neuen Propheten in derartige Erregung fallen, daß sie alle Vorsicht vergessen und die wahnsinnigsten Dinge begehen, getragen von der Zuversicht auf die übernatürliche Macht ihres erhofften Befreiers. Nur so erklärt sich der Einfluß, den ein Nxele um 1819, ein Mlandscheni 1851 und endlich ein Mchlakasa 1856 über das Kaffernvolk ausgeübt hat. Die höchste richterliche Entscheidung liegt aber nicht bei den Medizinmännern, sondern wird durch den König oder den Häuptling oder dessen Aelteste und Räthe nach einem ziemlich genauen Verfahren herbeigeführt. Als Gesetz gelten dabei die Rechtssprüche früherer Herrscher; und an diesem ungeschriebenen Codex, der sich lediglich durch Tradition erhält, darf nichts geändert werden. Einzig bei den Zulu-Kaffern sind Gesetzesänderungen statthaft; doch müssen sie an einem bestimmten Tage des Jahres im Monat Januar, und unter strenger Beobachtung der herkömmlichen Bräuche vollzogen werden. Mit dieser Treue für das Alte und Ueberlieferte verbindet der Kaffer zugleich eine unerschütterliche Treue für seinen Herrn, seinen Häuptling oder König, und dieser schöne Zug muß bei der sonstigen Wildheit und Grausamkeit des Volkes um so mehr betont werden. Superintendent Kropf theilte einige rührende Beispiele solcher Kaffertreue mit, die sich, das wollen wir zum Schluß noch hervorheben, nicht bloß auf die Stammesbrüder erstreckte, sondern auch von Kaffern gegen Weiße bewiesen wurde, die gut und gerecht zu den schwarzen Afrikanern gewesen waren H. S.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" enthalten im zweiten Hefte ihres laufenden Jahrganges (1887 bis 1888) eine hoch interessante Abhandlung C. A. L. v. Binzer's über die Ueberschwemmungen an der Unterelbe im Frühjahr 1888. Auf Grund eingehender Untersuchungen an Ort und Stelle erläutert der Verfasser die Verhältnisse, welche die Katastrophe hervorriefen, und zugleich leitet er daraus die Mittel ab, durch die einer Wiederholung derselben wenigstens bis zu einem gewissen Grade vorgebeugt werden kann. Daß letzteres jemals vollständig geschehen könne, glaubt er nicht. Es handelt sich bei derartigen Ereignissen ja um nichts geringeres als um „eine Wiedereroberung des uralten Strombettes der Elbe durch das Wasser, welches man im Laufe von Jahrhunderten in ein verhältnißmäßig schmales Bett eingeengt hat". Allerdings vereinigte sich im Jahre 1888 eine seltene Fülle ungünstiger Umstände, aber die Wasser des Stromes derart im Zaume zu halten, daß sie nicht ab und zu wieder in das ursprüngliche Gebiet eindringen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Zur Sicherung der Uferanwohner sollte eine Erhöhung der Wohnplätze mit dem Deichschutze Hand in Hand gehen.

Asien.

— Der Schah von Persien, welcher bekanntlich Verfasser verschiedener Reisewerke ist, hat kürzlich einen Bericht über seine Reise in der Provinz Khorassan veröffentlichen lassen, der geographisch sehr interessant sein soll, der aber freilich durch das Idiom, in dem er erschienen ist, nur wenigen Auserwählten zugänglich sein wird. Vielleicht steht zu erwarten, daß irgend ein Kenner der persischen Sprache bald einen Auszug daraus in eine europäische Hauptsprache überträgt.

— Der Amerikaner H. Carrington Bolton hat vor kurzem dem Dschebel Nagus bei Tor, auf der Sinai-Halbinsel, einen Besuch abgestattet, und dabei dem eigenthümlichen musikalischen Phänomen, das sich an den Berg knüpft, und von dem er seinen Namen („Glockenberg") trägt, seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Der tiefe Orgel- oder Glockenton, den der Berg von sich giebt, rührt demnach von den bewegten Massen gelben Sandes her, die auf seiner Nordwestseite lagern, und derselbe kann unter Umständen so stark werden, daß er wie ferner Donner klingt. Sowohl der Wind als auch die Fußtritte der Menschen können die Erscheinung hervorrufen. — Bei den sogenannten Ramadan am Wadi Werdan ist sie übrigens auch beobachtet worden, wenn auch nicht so schön, und bei dem Rigli Rawan in Afghanistan (nördlich von Kabul) hat sie offenbar dieselbe Ursache. Die Beduinen der Sinai-Halbinsel führen den geheimnißvollen Ton auf ein unter dem Dschebel Nagus begrabenes Kloster zurück.

— Vor der Pariser Geographischen Gesellschaft erstattete vor kurzem Marquis de Mores Bericht über die Mission, welche er 1888 im Auftrage der französischen Regierung zur Erforschung der Verkehrswege aus Tongking nach China ausgeführt hat. Der Reisende begab sich mit seinen Begleitern zunächst auf der Mandarinenstraße von Ha-noi nach Lang-son, zog dann entlang der tongkinesisch-chinesischen Grenze durch das Muong-Land zum Sing-ki-kong (Kantonfluß), der an der Stelle, wo er aus Tongking in das chinesische Gebiet hinüber tritt, bereits für ziemlich große Fahrzeuge schiffbar ist. Jenseits dieses Flusses wurde auch ein Paß aufgefunden, der den Uebergang in das Thal des Cao-bang — eines anderen Tributärs des Kantonflusses — gestattet. Hierauf ging die Reise zurück nach Lang-son und der Grenze entlang bis an das Meer bei Tien-yen. Auf Grund der angestellten Beobachtungen erklärt Marquis de Mores Tongking für den „Schlüssel Chinas". (Vergl. Compte rendu, 1889, p. 278 f.)

Nordamerika.

— In der Juni-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt unser Mitarbeiter, Dr. Franz Boas aus New-York, einen Vortrag über Britisch-Kolumbien und seine Bewohner. Die geographischen und geologischen, sowie die floristischen und faunistischen Verhältnisse dieses Landes harren merkwürdigerweise auch nach der Fertigstellung der kanadischen Pacificbahn noch sehr der genaueren Durchforschung, und die englischen Gelehrten haben bisher ein eingehenderes Interesse für dasselbe nicht bewiesen. Zum Theil liegt dies wohl daran, daß der größte Theil des Gebietes ein nur auf wenigen schwierigen Pfaden zugängliches Plateauland ist. Zur ethnologischen Erforschung Britisch-Kolumbias konnte Dr. Boas selbst mancherlei beitragen. Da wir demnächst eine Folge von Reiseskizzen aus seiner eigenen Feder im „Globus" zu veröffentlichen gedenken, so unterlassen wir es aber, an dieser Stelle des Näheren darauf einzugehen.

— Chicago ist im Begriffe, New-York den ersten Rang unter den Städten der Union streitig zu machen, und steht jedenfalls in Bezug auf riesenschnelles Wachsthum zu einer Großstadt ersten Ranges unerreicht da. Vor 45 Jahren hatte es kaum 10 000 Einwohner, gegenwärtig dagegen rund 850 000. Die wirthschaftsgeographisch zu Chicago gehörigen, aber noch nicht inkorporirten Gemeinden Hyde Park, Lake Jefferson und Lake View hatten im Jahre 1888 183 000 Einwohner, jetzt aber wahrscheinlich schon 200 000. Die eigentliche Stadt bedeckt 37 englische Quadratmeilen (95,8 qkm), d. h. etwa um die Hälfte mehr als Berlin. 66 Eisenbahnlinien haben ihre Ausgangs- und Endpunkte in Chicago; mehrere davon benutzen natürlich innerhalb der Stadt dieselben Geleise. Die Länge der Straßenbahngeleise beträgt 182 km; die Länge der Straßen 1027 km; 494 km davon sind gepflastert. Die Länge der Abzugskanäle beträgt 659,6 km, die der Wasserleitungsröhren 1027 km, der Tunnel zur Heranziehung reinen Wassers aus dem See 14,5 km. Ueber den Chicagofluß führen innerhalb der Stadt 33 Brücken, und über Eisenbahngeleise gehen 28 Viadukte. Die öffentlichen Parks der Stadt bedecken 319 ha. Die Zahl der Straßenlaternen ist 21 546; die der Polizisten 1145, die der Feuerwehrleute 582. Für den gewaltigen Handelsverkehr sprechen am besten die Bankausgleiche (clearings), die jetzt wöchentlich 62 bis 65 Millionen Dollars, oder jährlich rund 3300 Millionen Dollars betragen.

Südamerika.

— Ueber die letzte Reise Henri Coudreau's im oberen Guyana (1887 bis 1889) entnehmen wir dem „Compte rendu" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1889, p. 259) folgende Angaben: Der Reisende legte im ganzen einen Weg von 4000 km zurück, wovon 2600 auf Flüssen und 1400 im Gebirge. Der Maroni, der Oyapock und der Maruini wurden von ihm bis zu ihrer Quelle erforscht und aufgenommen, und 150 Berggipfel gemessen. 210 Tage waren in dem Tumac-Humac-Gebirge zu Fuß zu durchwandern, sei es auf schmalen Indianerpfaden, sei es, sich selbst einen Weg durch den Urwald bahnend. Für die Nahrung hatte einzig und allein die Jagd zu sorgen, und ein Herr Laveau sowie zwei oder drei Indianer bildeten die ganze Bedeckung. — Das Klima der Gegend erklärt der Reisende für gesund (mit 22° C. mittlerer Jahrestemperatur), und die Kautschuk- und Kakaowaldungen versprechen nach seiner Meinung noch eine reiche wirthschaftliche Ausbeute. Von den daselbst hausenden Indianerstämmen — gegen 20 an der Zahl — sind die meisten seßhaft, friedlich, intelligent, fleißig und ackerbautreibend. Herr Coudreau studirte nicht bloß ihre Sitten und Sprachen, sondern er brachte auch eine interessante ethnologische Sammlung von ihnen mit, die augenblicklich eine Abtheilung der Pariser Weltausstellung bildet.

Bücherschau.

— L. Lewin: Ueber Areca Catechu, Chavica Betle und das Betelkauen. (Mit zwei lithographirten Tafeln.) Stuttgart 1889. F. Enke. 100 S. — Der durch seine Untersuchungen über die Kawa bekannte Verfasser widmet in diesem Buche dem merkwürdigen Genußmittel, das nach seiner Schätzung mindestens 200 Millionen Menschen in einem sich über 100 Längengrade und 20 Breitengrade erstreckenden Gebiete vom Königin Charlotte-Archipel bis westlich zum Indus unentbehrlich geworden ist, und nachweisbar eine Geschichte von über 2000 Jahren besitzt, eine ungemein dankenswerthe monographische Darstellung. Die Literatur der Erd- und Völkerkunde ist ebenso wie die pharmakologische in voller Gründlichkeit zu Rathe gezogen und mit den Ergebnissen eigener Experimente in Verbindung gesetzt worden. Alle nur denkbaren Gesichtspunkte, geographische, ethnologische, botanische, medizinische und kommerzielle, werden mit solch eingehender und Liebe zum Gegenstande bekundender Würdigung behandelt, daß auch der nicht betelkauende Leser unwillkürlich eine Art Begeisterung und Leidenschaft für das indische Narkoticum empfindet. Nach dieser freiwilligen Erklärung des Referenten wird der Verfasser demselben kein Uebelwollen unterlegen, wenn er Einspruch erhebt oder ängstliche Reserve empfiehlt gegenüber demjenigen Satze, der für seinen geographischen Standpunkt der bedeutungsvollste sein muß. Es ist von der Uebereinstimmung in der Verwendung der Areca und der Coca die Rede, die beide als Wegmaß benutzt werden. So viele „Cocadas", so viele Leguas, so viele Mundvoll Betel, so viele Meilen. „Ich werde an anderer Stelle eingehender auf den Werth hinweisen, den nicht nur diese Uebereinstimmung, sondern auch andere haben. Ich sehe darin einen der schwerwiegendsten Beweise für einen Verkehr Indiens und Amerikas viele Jahrhunderte vor der Entdeckung des letzteren. Denn nur die Nachahmung von einer Seite kann beispielsweise den Gebrauch des gelöschten oder ungelöschten Kalkes bei diesem Genusse geschaffen haben." Jener Vergleich mit der Distanzmessung ist charakteristisch und erwähnenswerth; wenn aus ihm jedoch unmittelbare Beziehungen zwischen den entlegensten Völkerschaften abgeleitet werden sollen, so dürfen auch unsere deutschen Bauern nicht vergessen werden, die „noch zwei Pfeifen Tabak" als Maß der Entfernung angeben. Auch den Gedanken, Kalk zu kauen, braucht sich der Bolivianer nicht in Asien zu holen. „Nur die Nachahmung" kann diese Uebereinstimmung schaffen? Warum in aller Welt dieses „nur"? Es wäre ja recht schön und wichtig, wenn dergleichen Analogien mehr als subjektive Beweiskraft innewohnte, und rasch wäre die Arbeit der Ethnologie gethan; nur einen Gang hätten wir durch das Museum zu machen, und die Entfernung der Länder schrumpfte auf die der Schränke zusammen. v. d. St.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Kulturbilder aus den Somâl- und Galländern von Harar.

Von Prof. Dr. Philipp Paulitschke.

IV. Die Stadt Harar und deren Umgebung als Handelsgebiet. (Schlußaufsatz.)

(Mit zwei Abbildungen.)

An dem für Naturvölker strategisch bestgewählten Punkte im Gebiete der Ala-Galla liegt eine Veste, die in ihrer Art als Bauwerk sowohl, wie auch nach ihrer historischen Bedeutung als ein Unicum in ganz Ost-Afrika bezeichnet werden muß, — Harar, einst ein mächtiges Bollwerk äthiopischer Macht, später eine Hochburg des Islâm, seit 500 Jahren eins der ersten Handelsemporien Afrikas. Nur Kano im westlichen Sudân kann dieser Stadt an die Seite gesetzt werden, und in ihrer räumlichen Größe und Schönheit wird sie nur von Kairo übertroffen. Dieser Umstand soll nachdrücklich betont werden, weil man — obgleich es mir zur Beurtheilung der Lage, Bauart und Größe Harars ein ausgezeichnetes, nahezu meterlanges photographisches Panorama anzufertigen gelungen ist, das freilich in seiner Totalität und dem ursprünglichen Maßstab nicht vervielfältigt worden — noch immer geneigt ist, die Bedeutung der Stadt schon als Bauwerk zu unterschätzen. In Italien, wohin ich an die Societé geografica Italiana ein Originalbild meiner Aufnahme Harars gesendet hatte, gab es nur einen Ausdruck des höchsten Erstaunens über die Existenz einer so großartigen aus Steingebäuden aufgeführten Stadt in Ostafrika. Einen wesentlichen Unterschied von den abessynischen Städten der Gegenwart weist Harar dadurch auf, daß es von einem hohen, sehr gut erhaltenen Mauerwerk umschlungen ist, dessen Ursprung noch in altäthiopische Zeit zu reichen scheint. Die Stadt mag schon existirt haben, als das Christenthum in Aethiopien eingeführt wurde; es beweist dies ihr von griechischen Sendboten herrührender Name, der Ararĝê, das ist „das Land (die Stadt) am Arar (Erer)“ lautet.

Der gesammte Gebäudekomplex der Stadt, besteht aus viereckigen, fensterlosen Steinhäusern (4500 an der Zahl) und aus runden Galla-Mannas, die terrassenförmig über einander errichtet sind. Mittelalterliches, fünf Meter hohes, von kleinen Thürmchen gekröntes Mauerwerk umschließt die Häuser- und Hüttenmasse. An vielen Stellen enthält es kleine Breschen zum Ablaufe des Wassers zur Zeit der Regen, die aber, um das nächtliche Eindringen der Hyänen und sonstiger Raubthiere in die Stadt zu verhindern, an vielen Stellen mit Dorngestrüpp sorgfältig verrammt sind. Ein Gewirr von Gassen und Gäßchen durchzieht die Bautenmassen, die hie und da von breiten Aesten uralter Sykomoren überschattet wird. Von dem höchstgelegenen Punkte der Calotte, der eine schöne Fernsicht auf die Umgebung gewährt, laufen breitere Radialgassen nach den fünf Thoreinlässen hinab, die eigentlich den Namen von Gassen nicht verdienen, denn sie sind nichts weiter als von den in der Regenzeit abstürzenden Wassermassen erodirte, von ungeheuren Granitblöcken bedeckte, häuserfreie Streifen. Auch die Umfassung der Mauern wird an der äußersten Peripherie von concentrisch aufgereihten Gassen begleitet. Die Thore führen heute arabische Namen, doch sind auch die alten äthiopischen Bezeichnungen derselben, so Argob bári, Schukutâl bári, Bassadîmo bári, Qadro bári,

Harari-Frauen.

Asmadîm bári u. a., im Volke noch bekannt und gebraucht.

Die Häuser und Hütten sind von niedrigen Dornzäunen, die kleine Höfe einschließen, umgeben, und das Leben in denselben concentrirt sich auf die inneren, der Gasse abgekehrten Räume — namentlich auf die Höfe — darum sind auch die Straßen der Stadt jederzeit todt, wie ausgestorben, und man gewahrt auf denselben nichts von orientalischem Straßenleben. An einzelnen Punkten ragten, als ich die Stadt besuchte, cigarrenförmige Minarets gen Himmel, die nunmehr nach dem Einrücken der christlichen Schoaner in Harar, sämmtlich abgetragen werden sollen. Das schönste derselben ist bereits von der ehemaligen Dschâma Ra'ûf beseitigt worden, wie denn die letzteren überhaupt abgebrochen und durch einen abessynischen Holzbau, der zu Kultuszwecken, aber auch als Waarendepositorium dienen soll, ersetzt wurde. Alle Moscheen und Bethäuser sind schmucklos, der letzte Emir von Harar hat in überschwänglicher Frömmigkeit sogar die ehemaligen Reiterkasernen zu Moscheen einrichten lassen, damit trug der Fürst übrigens einem Bedürfnisse Rechnung, denn in keiner Stadt Afrikas giebt es wohl so viele und so feurige Bekenner des Propheten und Missionare für die Verbreitung seiner Lehre als in Harar. Das Rufen und Heulen der Muedzinin während der Nacht ist denn in der Stadt auch so groß, daß der Fremde glaubt — sei er auch an orientalisches Leben gewöhnt, wie ich es war — die ganze Stadt befinde sich in Aufruhr. Man hat keine Vorstellung von dem Fanatismus der Harariner Mohammedaner und der äußerst lebhaften Art und Weise, wie sie demselben Ausdruck geben. Die Schoaner haben freilich in neuerer Zeit den furor religiosus einigermaßen eingedämmt.

Die heutigen Bewohner der Stadt stammen aus der Verbindung von Arabern mit Abessyniern her. In ihrem ganzen physischen Habitus scheinen sie indessen mehr von dem Wesen des Abessyniers, denn von jenem des Arabers zu besitzen. Dies gilt namentlich von den Frauen (S. Abbildung 1), die in Harar das männliche Geschlecht numerisch weit übertreffen, so daß man — es ist dies ganz auffällig — z. B. bei einem Rundgange durch die Stadt nur Frauen gewahren kann. Sie machen ohne Zweifel $^2/_3$ der Bevölkerung Harars aus. Die heranwachsende Generation unter den Bewohnern zeichnet sich durch lichtere Hautfarbe aus, denn die ägyptischen Soldaten haben während der zehnjährigen Dauer der Occupation das Blut der Harari stark mit dem ihrigen versetzt, was um so leichter möglich war, als dort die Laxheit der Sitten auf Seite der Frauen eine sehr große ist. Das weibliche Geschlecht geht unverschleiert umher und darf sich sehr frei bewegen. Während der Arafa z. B. — eines Harariner nationalen Festes — durchziehen 400 bis 500 Mädchen in großen Gruppen den Tag über die Stadt und halten jeden passirenden Jüngling unter Gesängen an, eine kleine Gabe sich erbittend. Hat ein Mann keine Spende gegeben, so singt man im Chorus ein Spottlied auf ihn. Am Abend giebt man sich argen Ausschweifungen hin, nachdem man auch in der Frühe eine gemeinsame Mahlzeit eingenommen, bei der es lebhaft herging. In der Gemüthsart der Harari spielt Indolenz, Intoleranz und geistige Trägheit eine hohe Rolle. Die Araber nennen Stadt und Land von Harar mit Vorliebe „die Esel-Kolonie", um die Dummheit und Trägheit des Volkes so recht zu charakterisiren.

Industrielles Leben pulsirt in Harar nicht stark, wiewohl dies einst anders gewesen ist. Seit der indische und amerikanische Baumwollenwaarenhandel beherrscht, ist die Baumwollenproduktion des Landes, das sich für diesen Zweig außerordentlich eignet, lahmgelegt. Dasselbe gilt von der britischen Eisenindustrie. In Ostafrika giebt es ja keinen Streifen Landes mehr, der nicht Baumwoll- und Eisenwaaren von England erhielte. Die Eisengewinnung wird daher gar nicht mehr betrieben, und Baumwollspinnerei ist, so möcht ichs nennen, nur mehr Liebhaberei oder Zeitvertreib in Harar. Erstere liefert indessen nur untergeordnete Produkte, während die Baumwollgewebe von Harar sehr dauerhaft und geschätzt sind. Eigenthümlich ist es, daß in Harar die Buchbinderei, hervorgerufen und zur Blüthe gebracht durch den Handel mit Korân-Exemplaren, einige Bedeutung hat. Holzschnitzerei und Korbflechterei liefern gute Produkte.

Der Harari ist heute vorwiegend Kaffeebauer, richtiger Kaffeehändler und Kaufmann. Die herrlichen Kaffeegärten, welche noch zur Zeit meiner Anwesenheit in Harar die Stadt umkränzten, sind von den Heerschaaren König Menilek's von Schoa vernichtet worden. Ihr Material verbrauchten die Soldaten zur Feuerung; allein in einer Gegend Afrikas, wo die Kaffeestaude wild ganze Waldungen bildet, veredelt man sehr schnell den Strauch, und so bedecken sich die Fluren von Harar wiederum mit den werthvollen Gärten (S. Abbildung 2), obgleich die Bestände natürlich noch nicht jenen großen Ertrag liefern können, wie zuvor. Gleichwohl hat der Kaffeebau an den feuchtwarmen Abhängen des Harar umsäumenden Gebirge bei dem reichlichen Vorhandensein von Wasser eine große Zukunft.

Dem Handel mit Kaffee, Thierhäuten, Baumwollenzeug und Durra ist der größte Theil der Bewohnerschaft von Harar auf das eifrigste zugethan. Faßt man die heutigen Verhältnisse des Handelsplatzes ins Auge — und, das ist die Stadt mit ihrer nächsten Nachbarschaft par excellence —, so muß man gestehen, daß die commercielle Lage des Platzes eben nicht die beste sei. Naturgemäß sprechen wir dabei von der Möglichkeit für Europäer, mit Harar Handel zu treiben, die ja, wenn sie stabil sein, und sich behaupten wollen, von verschiedenen, zufälligen Fluctuationen des Marktes unabhängig sein müssen. Der eingeborene Händler ist ganz und gar vom Gedeihen und Mißwachs der Frucht in der nächsten Nähe der Stadt abhängig. Der europäische Kaufmann muß hier vor allen Dingen bedenken, daß Harar, ungeachtet es die Schoaner im Besitze halten, und die Engländer sich in Zejla festgesetzt haben, in vollständiger Despotie verharrt, welcher gegenüber das Eigenthum immer zweifelhaft bleibt, wenn nicht an seiner Sicherheit leidet. Ohne das bescheidene Kapital von 1000 bis 2000 Mark kann an commercielle Spekulation in Harar gar nicht gedacht werden. Waare wie Geld gehören von dem Augenblicke an, wo man Harar betreten, so zu sagen nur halb dem Eigenthümer, denn der schoanische Gouverneur nimmt das Recht für sich in Anspruch, zu sequestriren, was er eben davon brauchen kann. Eine Reklamation ist in solchen Fällen ganz vergeblich, denn die Regierung selbst giebt die Aufträge zu solchen Sequestrationen.

Wer sich von Zejla nach Harar begiebt, muß — so schreibt mein Freund Robecchi, der dasselbe besuchte — gehe es gut oder schlecht, eine Karawane für sich auf die Beine bringen. Ein Einwohner von Zejla namens Mohammed Sultan el-Kar ist in der Regel der Repräsentant der Europäer, die Harar besuchen wollen, und besorgt alles nöthige, so daß man ihm sein Vertrauen schenken kann. Er genießt namentlich das Vertrauen der italienischen Händler, während die Griechen zumeist an ihre in Zejla ansässigen Landsleute sich wenden. Eine größere Waarenmasse erfordert von Aden nach Zejla befördert $^1/_2$ Prozent für Spesen und eben so viel Geldeswerth für Versicherung. Eine Kameellast Waare kostet an Spesen von Zejla nach Harar ungefähr 15 Maria-Theresienthaler. Sie beträgt dabei kaum mehr als 200 kg. Gut ist es, sich in Zejla mit einem guten Reitthiere (Maul-

Kaffeegarten von Harar.

thiere) zu versehen. Karawanen legen den Weg nach Harar von Zejla aus in 10 bis 14 Tagen zurück. Dies hängt von dem Vorhandensein von Wasser an der Route ab, sowie von eventuellen Konflikten der Somâl unter einander und von dem sogenannten Abbân oder Karawanengeleiter, dem man eben völlig überantwortet ist und dessen höherer oder geringerer Grad von Pflichteifer und Rechtschaffenheit in kürzerer oder längerer Zeit über verschiedene Schwierigkeiten hinweghilft. Meine und Dr. v. Hardegger's Karawane war 19 Tage unterwegs, allerdings in einer gefahrvollen Zeit mitten in der Evacuation.

Bei der Ankunft in Harar wird die Waare einer Karawane ad valorem geschätzt, und es sind an Zollabgaben 10 Prozent des Werthes in Geld oder Waaren zu entrichten. Willkürlichkeiten aller Art kommen hierbei vor. Ganz besonders beliebt ist das Verfahren, den Werth der ankommenden Waare an den Thoren der Stadt nach den höchsten Preisen des Platzes zu taxiren. Wer nicht Maria-Theresienthaler zur Bezahlung dieser Verpflichtungen zur Hand hat, der erleidet weiteren und zwar namhaften Schaden. Kaffee ist das vornehmste Marktprodukt Harars, und nach dem Preise dieses richten sich alle anderen Preise der Waaren. Die Faranlê ($37\frac{1}{2}$ engl. Pfund oder circa 18 kg) kostet jetzt sechs Maria-Theresiathaler, was ziemlich viel genannt werden muß. Das lucrativste Geschäft kann aber entschieden gegenwärtig mit Thierhäuten gemacht werden. Allmonatlich werden auf dem Marktplatze von Harar ungefähr 6000 Stück Ochsenfelle erhandelt, ferner etwa 15 000 Ziegenfelle. Pro Stück zahlt man von ersteren zwei Piaster, von letzteren $\frac{1}{2}$ Piaster. Ein Ziegenfell kostet in Harar vier bis fünf Piaster. Ochsenhäute werden nach Gewicht verkauft, das englische Pfund im Mittel zu einen Piaster. Auf Kaffee also und auf Häute kann heute kommerzielle Spekulation sich erstrecken, denn der Handel mit Gummi, Elfenbein, Zibet, Myrrhen, Weihrauch, Tabak, Honig, Durra 2c. ist noch nicht organisirt oder gehoben; dies sei besonders betont, denn es fehlt nicht an handelsfähigen Quantitäten derselben, sondern die Galla vernachlässigen diese Handelszweige lediglich darum, weil sie bereits durch Jahre — die Durra ausgenommen — augenblicklich, d. i. zur Zeit, wenn viel auf den Markt geworfen wurde, Abnehmer fanden. Allein würden sich Spezialisten auf diese Artikel verlegen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ein bedeutendes Exportgeschäft mit der Zeit darin gemacht werden könnte.

Grundbesitz zu erwerben ist in Harar nicht schwer, ebenso leicht Platzmiethe und Miethe von Arbeitskräften. Darum hat man besonders in Italien selbst an die Bildung von Ackerbaukolonien gedacht, die das herrliche Klima außerordentlich begünstigen würde. Gegenwärtig befindet sich aber das Land in einer landwirthschaftlichen und in einer kommerziellen Krise. Es war nämlich in den letzten Jahren ein Ernteausfall an Durra und Orseille, und ebenso wird der Kaffeemarkt von den Itu-Galla schon längere Zeit flau besucht. An Geld würde es nicht mangeln, wohl aber an Waarenumsatz und an der Möglichkeit Geschäfte zu machen. Man sucht zum Theil die Ursache in dem mangelhaften Schutz, den die Schoaner dem Platze verleihen, so daß Galla-Ueberfälle wieder zu befürchten wären. Seitdem nämlich Menilek II., König von Schoa, alle Absichten auf den abessynischen Thron dokumentirt, scheint er die östliche Peripherie seines Reiches zu vernachlässigen; wahrscheinlich muß er dies auch, denn seine Streitkräfte sind im Augenblicke für seine großen Ziele noch ziemlich beschränkt. So unterhält er in Harar, wo Aegypten 7000 bis 8000 Mann liegen hatte — die eben hinreichten — nur 1000 Mann Garnison, welche mit neuen Remington-Gewehren bewaffnet sind. Die Krieger ziehen aber, anstatt sich auf die Bewachung der Thore der Stadt zu beschränken, beutemachend in der Umgebung umher, so daß außerhalb der Mauern Harars die größte Unsicherheit des Lebens und Eigenthums herrscht, und seit der Abreise des Dedschatschmatsch Maconen, des Statthalters des Königs, nach Schoa, die Verhältnisse noch schlimmer zu werden drohen. Die einzige Karawanenstraße nach Zejla ist noch unverlegt, nach allen anderen Seiten, selbst nach Schoa, sind aber die Wege gesperrt und nur unter Entfaltung einer ansehnlichen Macht passirbar. Nicht einmal Kuriere der Eingeborenen wagen es zu cirkuliren.

Nach meiner Ansicht wäre es hoch an der Zeit, in diesem herrlichen Erdenwinkel den Hebel vernünftiger Kolonisation anzulegen. Hier läßt sich Handels- und Pflanzungskolonisation treiben in so innigem Verein, wie in keinem anderen Theile Afrikas. Daß England die Sache nicht in Angriff nimmt, darf nicht wunder nehmen. Die Engländer haben durch Occupation Zejlas und Berberas den Hauptertrag des Handels von Harar sich dienstbar zu machen gewußt, so weit er eben mühelos an der Küste in der Form von Einholung von Doganal-Steuern in die Hand genommen werden kann. Sagt doch ein arabisches Sprichwort in Ost-Afrika: „Wer Zejla hält, hat den Bart von Harar in der Hand." Die Briten haben ganz im Sinne desselben gehandelt. Ich habe in Italien die Bildung von Privat-, Handels- und Ackerbau-Unternehmungen unter staatlicher Garantie angeregt, weil mir dieses System in Harar die Zukunft für sich zu haben scheint. Denn nach Harar kann Italien den Strom seiner großen Auswanderung ableiten, während selbst auf dem Plateau von Cogos die Voraussetzungen für eine Ackerbau-Kolonisation durch Italiener noch nicht vorhanden zu sein scheinen und die Zugänglichkeit dieselbe bleibt, wie jene Harars. Der Handel Abessyniens ist aber ganz beschränkt, ja unbedeutend, während jener von Harar, wohin alle Galla-Länder mit einer Population von vielen Millionen mit ihrem Handel gravitiren und in Zukunft noch in höherem Maße gravitiren müssen.

Unter diesen Verhältnissen gewinnen die Hafenplätze am Golf von Aden eine große Bedeutung, so Tadschura, Sagallo und Zejla. Menilek hat mit richtigem Blicke, als er Harar in Besitz genommen, die Erwerbung eines Hafens — Ambâbôs am Golf von Tadschura — angestrebt, zu einer Zeit, als ihn das Geschick von der äthiopischen Kaiserkrone noch fern hielt. Er gedachte selbst den Handel der Galla-Länder auszubeuten, eine Flotte zu schaffen und mit Europa direkt in Verkehr zu treten. Das Erbe dieser Ideen ist jetzt Italien oder Frankreich zugefallen, da Deutschland weitab Terrain für seine kolonialen Unternehmungen gefunden hat. In den Bereich der drei Interessensphären, der britischen, französischen und italienischen, wovon die beiden ersten durch Vertrag abgegrenzt und bestimmt worden sind, fällt die Hebung des Reichthums, eines der schönsten und ergiebigsten Theile Afrikas, der Somâl- und Galla-Länder von Harar.

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura.

I.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Reisen, welche J. Chaffanjon in den Jahren 1884 bis 1887 im Gebiete des Orinoko und des Caura unternommen hat, sind in geographischer und ethnologischer sowie in naturwissenschaftlicher Beziehung so ergebnißreich und interessant gewesen, daß wir nach unseren vorläufigen kürzeren Berichten (Vergl. „Globus", Bd. 51, S. 176 und 368 und Bd. 53, S. 175) ausführlicher auf dieselben zurückkommen.

Die Regenzeit (Mai bis Oktober), welche gerade herrschte, als der Reisende in Venezuela ankam, benutzte er zur Einziehung von allerlei Informationen, und er genoß dabei das weitgehendste Entgegenkommen seitens der staatlichen Behörden, insbesondere aber seitens des damaligen Präsidenten Crespo. Die Gastfreundschaft der Venezuelaner erschien ihm auf diese Weise von dem ersten Augenblicke an in dem glänzendsten Lichte.

Im Delta des Orinoko wurde nur dem Stamme der Guarauno-Indianer, die der unglückliche Crevaux eingehend beschrieben hat, ein flüchtiger Besuch abgestattet, dann ging die Fahrt direkt nach Ciudad Bolivar, das etwa 400 km von der Mündung des Stromes entfernt ist. Hier wurden noch einige letzte Vorbereitungen zur Expedition getroffen, und am 29. Januar 1885 erfolgte der Aufbruch. Das Boot trug den Reisenden und seine Begleiter zunächst nach der Insel Orocopiche, die als der Gemüsegarten von Ciudad Bolivar bezeichnet werden kann, im Winter aber von ihren Bewohnern verlassen wird, weil sie dann unter Wasser steht. Am rechten Ufer des Orinoko erheben sich hier die „Cerros" von Orocopiche, am linken aber die „Mesas" von Soledad, und durch diese Felsen wird der Strom erheblich eingeengt. Seine Breite beträgt hier nur 900 m, während sie westlich von der Insel auf 3000 m gemessen wurde. Am Fuße der Felsen von Orocopiche lag einst eine größere Ortschaft, von der heute aber nur noch wenige Spuren zu sehen sind.

Weiter wurde die Insel Bernavelle erreicht, die früher ebenfalls stark bevölkert gewesen sein soll, während gegenwärtig ein einziger elender Rancho auf ihr steht, dessen Bewohner — ein Zambo mit seinem aus der oberen Orinokogegend entführten indianischen Weibe und seinem kleinen hübschen Töchterchen — auch etwas Gemüse bauen, das sie nach Ciudad Bolivar zu Markte bringen. Hinter dieser Insel gerieth das Boot in eine sehr starke Strömung, die es sicher in große Gefahr gebracht hätte, wenn es von weniger guter Bauart gewesen wäre.

An der Mündung des „Canio" Bari stieß man wieder auf eine einzelne Hütte, in der ein Mischlings-Ehepaar hauste (S. Abbildung 2). Der Mann begleitete die Reisenden nach einer Uferlagune, bei der nach Indianerart von dem Geäste eines Baumes aus ein prächtiger Hirsch erlegt wurde, dessen Keulen einen willkommenen Braten lieferten. An der Mündung des Canio Lima fand man eine Caribenfamilie, die mit einem Ochsenwagen auf ein Boot von Ciudad Bolivar wartete, das Lebensmittel von dort herbei bringen sollte. Diese Leute waren noch ziemlich civilisirt, trugen Kreuze und Denkmünzen um den Hals, gingen aber im übrigen bis auf den „Guayuco" nackt, und erst als sie die Fremden kommen sahen, hüllte sich der Mann in seinen Schurz, die Frau aber in ihr ärmelloses Hemd. Da der Wind in den ersten Tagen nur ganz schwach in das Segel blies, die Strömung aber stark war, so kam man nur sehr langsam vorwärts, und in der Nacht wurde man von zahllosen Moskitos umschwärmt und dermaßen gepeinigt, daß das Gesicht und die Hände am Morgen wie Feuer brannten. Endlich erreichte man Almacen, ein Dörfchen, das am rechten Stromufer liegt, nicht mehr als 7 Hütten und 25 Einwohner zählt, und Viehzucht, Fischerei und Jagd betreibt. In einer kleinen Bucht zwischen ein paar kleinen Felseninseln mitten in dem Strome wurde hier das Lager aufgeschlagen und ausnahmsweise einmal eine Nacht verbracht, die frei von der Moskitoplage war.

Bei der Insel Guamita wurden die Cerros Mapares bestiegen, und man sah daselbst eine große Zahl von Copaiba-Bäumen (Copaifera officinalis), die den bekannten Balsam liefern. Von einem einzelnen Baume gewinnt man zwei bis drei Flaschen, zu neun Litern, von denen jede mit sechs bis acht Piastern (20 bis 25 Mark) bezahlt wird. Bei den genannten Bergen mündet der Rio Mapares.

Westlich von der Insel stieß man abermals auf eine Indianerhütte, und hier beobachtete man das erste Beispiel von Polygamie, die zwar in Venezuela gesetzlich nicht erlaubt ist, trotzdem aber hie und da selbst in civilisirten Dörfern geübt wird. Der Reisende hatte hier einen Malaria-Anfall, der glücklicherweise rasch vorüber ging.

An der Mündung des Canio Abreo ging man wieder an das Land, durchquerte ein kleines Gehölz, und befand sich alsbald an dem Rande einer ungeheuren offenen Grasebene, in der man nur zerstreute Gruppen einer Fächerpalme, die Moriche genannt wird, erblickt (S. Abbildung 3). Hier umspielte eine Affengesellschaft den Reisenden und seine Begleiter so dreist, daß einer derselben mit leichter Mühe erlegt und für die Sammlung präparirt werden konnte. Noch dreister waren die Kaimans, die den Abreo in großen Schaaren bevölkerten, und auch von ihnen mußten daher mehrere ihr Leben lassen, darunter einer in der gewaltigen Länge von $5^1/_2$ m. Das Fleisch des Affen diente zur Mahlzeit, und demjenigen der jungen Thiere gewann der Reisende bald großen Geschmack ab. Das Fleisch der enthäuteten Kaimans verzehrten dagegen gierig die schwarzen Geier (Zamuros, Urubus).

Am Abreo wurden auch die Mesas von Guassarapa besucht — ausgedehnte dürre Hochflächen, die ausschließlich mit Steineichen-Gestrüpp (chaparros) bewachsen sind.

Am 10. Februar war man am Rio Borbon angekommen, und in der Stromschnelle, die hier durch mehrere Felseninseln hervorgerufen wird, galt es wieder sehr geschickt zu segeln und zu rudern, um nicht Schiffbruch zu erleiden. Dann kam man an den Rio Aro, dessen rechtes Ufer hoch und felsig, dessen linkes aber niedrig und sumpfig ist. Auf den Sandbänken vor seiner Mündung trieben unzählige kleine Sturmvögel (Gabiotas, Procellaria puffinus) ihr Wesen, daselbst ihre Eier ablegend, und der Sonne das Geschäft des Ausbrütens überlassend. Bei der wildreichen Insel Cusipa erbeutete man mehrere Iguane (Baumeidechsen), die auch einen ganz guten Braten lieferten.

An der Mündung des schmalen, aber tiefen Rio Pao, der aus seinem schlammigen Wasser mächtige Alluvionen ablagert, lag wieder eine Ortschaft, Pao genannt, die ungefähr 50 Häuser und 160 Einwohner zählt, und bei der sowohl Acker- und Gartenbau als auch Viehzucht getrieben wird. Die Häuser sind, ebenso wie in Chaparro und Cachipo, aus Gyps gebaut, da sich am rechten Flußufer eine ausgedehnte Fundstätte dieses Gesteins befindet. Die Insel Guasimale, unmittelbar vor dem Orte, ist mit dichtem Walde bedeckt, der von Jaguaren wimmelt.

Las Bonitas.

Nicht viel weiter stromaufwärts liegt auf einem vorspringenden Felsen und an zwei sehr sicheren Buchten das hübsche Dörfchen Moitaco, mit 60 Häusern und 235 Einwohnern. Einst war dasselbe als Mittelpunkt der spanischen Missionsthätigkeit und als Handelsplatz in Holz, Drogen und Gold von viel höherer Bedeutung, heute dagegen ist die

Rancho bei Bari.

Viehzucht das einzige nennenswerthe Gewerbe, welches daselbst getrieben wird. In Moitaco liegt der Begleiter Crevaux', F. Burban, begraben, dessen Andenken die Reisenden dadurch ehrten, daß sie an dem Kirchhofskreuze eine Krone aus Blumen niederlegten. Die Grabstätte selbst vermochten sie nicht ausfindig zu machen.

Von dem genannten Orte aus unternahm J. Chaffanjon auch einen Ausflug in das nahe Gebirge von Torno, in dem ein Indianerstamm hauste, der aus dem Süden gekommen sein sollte. Der Weg ging zuerst durch endlosen „Chaparral“ (niederes Gestrüpp), dann durch höheren Waldwuchs, der von zahlreichen Heerden-Pfaden durchkreuzt

war. Das Dorf Kamurika, welches man schließlich erreichte, und welches mitten im Gebirge lag, schien gänzlich menschenleer, denn alle Einwohner hatten sich beim Herrannahen der Fremden versteckt oder geflüchtet. Endlich zeigte sich aber ein einzelner Indianer, bekleidet von seinem Schurz; es war der Häuptling. Derselbe hieß die Reisenden, deren Führer er kannte, in seine Hütte eintreten, und nun wurde auch bald das Dorf lebendig; die Männer ließen sich einer nach dem andern die Hand schütteln, und nur die Weiber wollten sich nicht hervorwagen. Die Mehrzahl der Indianer gehörte dem Stamme der Quiriquiripas; es waren kleine, gedrungene, aber wohlgestaltete Menschen, mit feinem, schwarzem Haar, angenehmen Gesichtern, vorstehenden Jochbögen und leicht kupferfarbiger Haut. Die Frauen, besonders aber die jungen Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren, konnte man sehr graziös nennen; sie tragen als

Morichepalmen-Gruppe in den Llanos.

Zeichen ihrer Civilisation ein Hemd und zahlreiche Kreuzchen, Reliquien und Denkmünzen. Die Häuser sind rechteckig und sorgfältig gebaut, mit einem festen Dach aus Morichepalmenstroh, und die innere Ausstattung derselben besteht aus Hängematten, Körben (canastos) zur Aufbewahrung der Sachen, und aus einer Bank. Das Küchengeräth ist europäischen Ursprungs, und nur der Dreifuß zum Braten des Fleisches und der Fische (die sogenannte troja) erinnert an die früheren Zeiten, wo die Leute von der Kultur der Weißen noch nicht berührt waren. Als Waffen dienen ihnen aber noch allgemein Pfeile und Bogen, und nur der Häuptling besaß eine alte Flinte ohne Munition.

Von Moitaco weiter reisend, gelangte man nach dem kleinen Dorfe Santa Cruz und der dabei gelegenen Strominsel, und man beobachtete dort eine große Wolke von Heuschrecken (langostas), wie sie über dem Wasser dahin zog. Ein Schwarm von Wasserschwalben war ihr dicht auf den Fersen, und nach den zahllosen Thieren, welche in das Wasser

Der Orinoko bei Caicara.

fielen, schnappten gierig die Fische. Die Ausläufer des Gebirges von Torno treten daselbst dicht an den Strom, und sind mit einem dichten Wuchse hoher Bäume bestanden, dem die Bewohner von Moitaco und Santa Cruz sowie auch diejenigen von Piedra ihre Kanus entnehmen.

Bei der großen Insel Guanares — auf der einst eine spanische Mission blühte, umgeben von Kaffee-, Kakao- und Orangenpflanzungen, von denen noch Ueberreste vorhanden sind — macht der Orinoko, der bis dahin westöstlich floß, eine scharfe Biegung, so daß die Reisenden ihn nunmehr auf einer längeren Strecke von Süd nach Nord zu verfolgen haben. Nur mühsam, und zum Theil am Seile gezogen, kommt das Boot hier gegen Wind und Strom vorwärts bis zu der Insel Matapalo und der Boca del Inferno („dem Höllenschlund"), wo die Ausläufer des Gebirges von Torno, die den Strom noch immer begleiten, eine schwierig zu überschreitende Schnelle bilden. Hier gilt es wieder harte Anstrengung seitens der Ruderer, endlich ist der „Raudal" aber überwunden, und das Dörfchen Piedra, am rechten Stromufer, erreicht. Auf der Insel von Boca del Inferno werden dann die daselbst vorhandenen Felseninschriften kopirt.

Oberhalb Mapire, das 60 Häuser und 400 Einwohner zählt, und Pferde- und Eselzucht treibt, fließt der Strom zwischen mächtigen Felswänden — der „Piedra brava" — dahin und nicht weit oberhalb tritt zwischen gefährlichen Klippen in einer Breite von 650 Metern der Rio Caura in ihn hinein. Auf der Insel Tigritta harren hier aus allen Gegenden herbeigekommene Fischer des Aufstieges der Morocotes-Fische, die einen wichtigen venezuelanischen Konsumartikel bilden, und in getrocknetem Zustande bis nach Caracas versandt werden.

Westlich von der Insel Tucuragua hat der Orinoko wieder eine gewaltige Breite und ohne weitere Zwischenfälle gelangt man nun auf seinem Rücken nach Bonitas — der alten Mission Altagracia, und dem Militärgouverneurssitze des Caura-Distriktes (S. Abbildung 1). Der Ort treibt Ackerbau und Viehzucht. Von einer kleinen Schaar sogenannter „Toninas" (einer Cetaceen-Art), die sich hier in dem Wasser tummeln, gelingt es leider keine zu fangen.

Weiter geht es an der Mündung des Rio Cuchivero vorüber, und nahe bei der Mündung des Rio Manapire, wird das Zelt gegenüber der Insel Taruma auf einem weißen Granitfelsen aufgeschlagen. Hier trifft einen der Neger beim Schwimmen in dem Wasser der Schlag eines elektrischen Aales (Gymnotus electricus), was kein geringes Entsetzen bei ihm hervorruft.

Am 11. März, also nach nahezu $1^1/_2$ monatlicher Bootfahrt, befindet sich die Expedition endlich in Caicara (S. Abbildung 5), wo sie von dem Gouverneur der Provinz, General Gonzales Gil, sowie von dem General Oublion auf das freundlichste empfangen wird. Die Stadt besteht aus 140 Steinhäusern, die theils mit Palmstroh, theils mit Ziegeln (aus Soledad) gedeckt sind, und ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf 500. Auf dem Berge dabei gewahrt man die Ruinen eines alten Kastells, das die Spanier in den Zeiten der Indianerkriege erbaut haben.

In Caicara wurde die Orinoko-Fahrt vorläufig abgebrochen, und zusammen mit den beiden venezuelanischen Offizieren, die sich dem Reisenden vollkommen zur Verfügung stellten, unternahm J. Chaffanjon von dieser Stadt aus eine Reise nach dem Caura und zu den an diesem Nebenflusse des Orinoko hausenden Indianerstämmen.

Dr. Nansen's Grönland-Expedition.

Von Heinrich Martens.

(Schluß.)

Nachdem wir auf die angegebene Weise einige Tage gegen Christianshaab vorgerückt waren, wurde die Fahrt schwieriger, der Schnee wurde lockerer und es war schwer, die Schlitten auf demselben vorwärts zu bringen, und gleichzeitig bekamen wir einen starken und andauernden Schneesturm direkt gegen uns. Ich hoffte auf eine Aenderung zum besseren, aber es wurde mit jedem Tage schlechter; nur langsam ging es vorwärts, und ich sah ein, daß wir, wenn es auf diese Weise fort ginge, Christianshaab nicht bis Mitte September würden erreichen können. Wir konnten somit keine Hoffnung haben, in diesem Jahre von dort nach Hause zu kommen, die Hoffnung war aber vielleicht größer, falls wir uns einer der südlichen Kolonien zuwendeten. Wissenschaftlich betrachtet würde dies auch größeres Interesse haben, da Freiherr Nordenskjöld schon ein gutes Stück auf dem Binnenlandeise südlich von Christianshaab zurückgelegt hatte, während das Binnenlandeis hinter den südlichen Kolonien, wie Godthaab, noch eine vollständige terra incognita war. Ein drittes bestimmendes Moment war es auch, daß der Herbst sich zu nähern begann; die Herbstmonate sind aber auf dem Eise gewiß nicht milde. Es durfte daher das Vernünftigste sein, die Westküste so bald wie möglich zu erreichen zu suchen.

Am 27. August, als wir auf etwa 64° 50′ nördl. Br. und etwa 10 Meilen von der Küste entfernt waren, entschloß ich mich daher, die Richtung nach Godthaab anstatt nach Christianshaab einzuschlagen. Der Weg nach letzterem Platze ist allerdings kürzer, aber der Abstieg vom Binnenlandeise wäre doch bedeutend schwieriger gewesen, obgleich es auch schwieriger und weiter war vom Binnenlandeise nach bewohnten Stätten bei Godthaab zu gelangen, als nach Christianshaab; konnten wir indeß nicht über Land nach Godthaab kommen, so konnten wir sicher das südlich vom Ameralik-Fjord belegene Ujarsack erreichen, und sollten beide Wege sich unpassirbar erweisen, dann gab es einen durchaus sicheren Ausweg — den Seeweg, und wir konnten Boote bauen. Wir setzten also den Kurs gegen den Ameralik-Fjord, südlich von Godthaab.

Durch diese Kursveränderung bekamen wir den Wind so weit seitwärts, daß wir Segel auf die Schlitten setzen und den Wind beim Ziehen helfen lassen konnten. Zwei Schlitten wurden zusammengeschnürt und auf diesen der aus Segeltuch bestehende Zeltteppich als Segel angebracht, während zwei wasserdichte Theertücher als Segel für die anderen drei Schlitten dienten; wir selbst gingen den Schlitten voran und zogen. Auf diese Weise brachten wir uns drei Tage vorwärts, dann trat Windstille ein, so daß wir die Segel nicht mehr verwenden konnten. Der Schnee war inzwischen so locker und tief geworden, daß wir die

Schneeschuhe und Schlittschuhe in Gebrauch nahmen. Nachdem andauernder Wind mit Schneetreiben eingetreten war, hatten wir die denkbar schlechteste Bahn, und da sich obendrein noch strenge Kälte einstellte, glich der zu Eiskörnchen gefrorene Schnee einer Sandwüste, auf der wir Schlitten zogen. Dieses hinderte selbstverständlich unser Fortkommen im höchsten Grade.

Die Oberfläche des Binnenlandeises war inzwischen so eben, wie der Fußboden eines Zimmers geworden, Spalten trafen wir nicht an, wir fanden solche nur während der ersten Tage in der Nähe der Küste. Noch immer ging es aufwärts, und erst zu Anfang des September hörte die Steigung auf. Wir befanden uns alsdann in einer Höhe von 8000 bis 9000 Fuß. Hier fanden wir eine ausgeprägte Hochebene, welche einem gefrorenen Meere ohne sonderliche Senkungen nach irgend einer Seite hin glich, das sich in fast unmerklichen Wellen westwärts senkte. Länger als zwei Wochen reisten wir über dieses Plateau, bevor wir eine merkbare Neigung nach der Westküste zu bemerkten. Das Plateau mag höchstens etwa 9000 Fuß über dem Meere gewesen sein[1]), nördlich von uns stieg es jedoch, und es schien, als ob es doch noch bedeutend höher war. Die Kälte war hier aber nicht unbedeutend, leider kann ich die Temperatur aber nicht genau angeben, da sie unter die sank, die mit unseren Thermometern, Quecksilber- wie Spiritus-Thermometer, gemessen werden konnte. Ich nehme an, daß sie mehrere Nächte nicht weit von — 50° C. war. Eines Nachts versuchte ich das Minimumthermometer unter mein Kopfkissen im Zelte zu legen. Als ich jedoch am Morgen nach der Temperatur sah, fand ich, daß der kleine Stab, welcher das Minimum angiebt, so niedrig stand, wie er kommen konnte, nämlich — 35° C., daß aber der Spiritus unter — 40° C. gesunken und weit unten in der Kugel war. Es war dies in einem kleinen Zelte, wo sechs Menschen lagen, und wo wir Thee und Chokolade kochten. Bis auf weiteres gab ich daher jeden Versuch auf, die Temperatur zur Nachtzeit zu messen.

Als wir uns der Westküste näherten und abermals eine Temperatur von — 20° C. erhielten, fanden wir, daß es wieder Sommer und mild geworden war. Als Kuriosum mag angeführt werden, daß wir eines Tages eine Temperatur von + 31° C. in der Sonne, aber — 11° C. im Schatten hatten. Es ist dies im wesentlichen auf die dünne Luft in dieser Höhe zurückzuführen. Die Sonne hatte eine sehr starke Wirkung am Tage, und Schneebrillen mußten stets verwendet werden; ein Fall von Schneeblindheit kam aber nicht vor.

Am 7. September hatten wir starken Schneesturm. Glücklicherweise war aber die Kälte an dem Tage nicht so schlimm. Nachts wehte es so stark, daß der Wind uns fast das Zelt über unseren Köpfen weggerissen hätte. Nur mit Hülfe von Schneeschuhen, Schneeschuhstäben, Verschnürungen 2c. brachten wir es zum Stehen. Am nächsten Tage war ein solcher Sturm und solches Schneetreiben, daß wir nicht daran denken konnten, die Stätte zu verlassen; wir mußten im Zelte bleiben, während dieses im Schnee begraben wurde. Als der Sturm sich dann am nächsten Tage legte, mußten wir uns durch den Schnee graben, um hinaus zu kommen; vom Zelte ragte nur die Spitze über den Schnee hinaus. Das Zelt sowohl wie die Schlitten mußten herausgegraben werden, als wir weiter wollten. — Während der ganzen Zeit hatten wir viel Unglück mit dem Winde gehabt. Endlich am 19. September waren wir glücklicher und bekamen einen ziemlich starken Ostwind. Die Schlitten wurden nun zusammengeschnürt, die Segel aufgesetzt, und mit guter Fahrt gings von dannen der Westküste entgegen. Wir brauchten nicht zu ziehen, sondern hatten genug zu thun, um auf unseren Schneeschuhen zu stehen und uns an den Schlitten festzuhalten, während ein oder zwei Mann vorn auf den Schlitten standen, um zu steuern. Es ging jetzt ziemlich stark abwärts nach der Westküste, und dies trug dazu bei, die Fahrt noch zu beschleunigen. Wir segelten an diesem Tage weit; auch sahen wir die ersten Berge an der Westküste.

Es war nachmittags, das Schneetreiben war just etwas geringer, als ich Balto rufen hörte: Land! Ich sah hinaus, und durch den Schnee konnte ich in der That eine Bergspitze bemerken. Die Freude war natürlich groß. Der Wind wurde aber stärker, das Schneetreiben nahm, zu und bald war das Land unseren Blicken wieder entzogen; aber mit sausenderer Fahrt denn je ging es nun dem verzauberten Lande entgegen, nach dem wir uns so lange gesehnt hatten.

Es begann gegen Abend schon stark zu dunkeln, als ich plötzlich durch den Schnee einen dunklen Fleck auf dem Eise gerade vor uns bemerkte; ich erkannte nicht, was es war; ohne aber eine Gefahr zu ahnen, ließ ich vorwärts sausen. Plötzlich auf wenige Schritte Entfernung entdeckte ich, daß es ein breiter Spalt im Eise war. Im Nu wurden die Schlitten herumgedreht und die Segel gestrichen. Es war hohe Zeit, denn wir waren schon an der Kante des Spaltes — ein paar Sekunden mehr und wir sammt den Schlitten wären von dem bodenlosen Schlund verschlungen worden.

Dies war also der erste Spalt an der Westküste, wahrscheinlich aber nicht der einzige; wir mußten also mit größerer Vorsicht vorwärts gehen. Ich lief deshalb auf Schneeschuhen voran, um die Beschaffenheit des Eises zu untersuchen, während die Schlitten segelnd nachkamen. Auf diese Weise ging es bis in die Nacht hinein rasch vorwärts; der Mond ging auf und mit Hilfe des Mondscheins konnte ich sehen, wie die gefährlichsten Stellen zu umgehen waren. Trotzdem wären Sverdrup und Christianson mit den Schlitten fast in eine Spalte gefallen, die Schneebrücke brach und stürzte hinter ihnen ein, gerade als sie hinüber gesegelt waren. Später in der Nacht wurden die Spalten so groß und gefährlich, daß wir nicht weiter segeln konnten, und das Zelt aufschlagen mußten. Dies war aber bei dem starken Winde und auf dem glatten, harten Eise keine leichte Sache. Schließlich gelang es doch, frohen Sinnes krochen wir in unsere Säcke, und ich bin überzeugt, daß alle in der Nacht gut geschlafen haben.

Am folgenden Tage hatten wir eine sehr schlimme Eistour, das Eis war voller Spalten und dazu äußerst uneben; es ging also nur langsam vorwärts. Ich befürchtete, daß wir stark nördlich gekommen waren, und als wir uns dem Lande näherten, zeigte es sich, daß dem wirklich so war, wir waren in die Nähe des Godthaabsfjords, nach Kangersunek, gekommen, wo sich ein mächtiger Gletscher in den Fjord hineinstreckt. Hier war das Eis kreuz und quer so voller großer Spalten, daß es nicht möglich war, dasselbe zu passiren; wir mußten also weiter südlich suchen, Land zu erreichen. Auch hier trafen wir viel zerrissenes und unebenes Eis an, aber es war doch passirbar.

Endlich am 24. September erreichten wir bei einem kleinen Binnensee südlich von Kangersunek Land. Jetzt konnten wir die Schlitten nicht mehr gebrauchen; vorläufig ließen wir sie daher sammt einem Theil der Bagage zurück, nahmen soviel Proviant, wie wir tragen konnten, sowie das Zelt, die Schlafsäcke 2c. auf den Rücken, und zogen das Thal hinab längs des Flusses Kukarik nach Ameragdla, dem innersten Arme des Ameralik-Fjords, den wir am 26. September erreichten.

[1]) Das nothwendige meteorologische Material zum Vergleiche liegt noch nicht vor, so daß die Höhen nicht genau angegeben werden können.

Damit hatten wir also das so viel besprochene Binnenlandeis passirt, und wir standen am Ziele unserer Reise, der Westküste Grönlands. Die von uns über das Eis zurückgelegte Strecke betrug etwa 65 Meilen. Uns blieb nun nur noch eins übrig, nämlich zu Menschen zu kommen; aber dies mußte rasch geschehen, da unser Proviant in einiger Hinsicht knapp zu werden begann; besonders fühlbar wurde der Mangel an Fettstoffen. Dieser Mangel ging so weit, daß einer der Theilnehmer, während wir noch auf dem Binnenlandeise waren, mich allen Ernstes fragte, ob ich glaube, daß es schaden werde, wenn er das gekochte Leinöl trinke, welches wir zum Schmieren der Schuhe benutzten. An getrocknetem Fleisch hatten wir dagegen noch Ueberfluß. Wir waren uns freilich bald klar, daß es keine leichte Sache sein werde, Godthaab über Land zu erreichen, — nach Uarsack würde sich schon eher kommen lassen —, aber schneller ging es jedenfalls, ein Boot zu bauen und den Seeweg zu machen.

Am nächsten Tage gingen also Sverdrup, Balto und ich an die Herstellung des Bootes, während die drei anderen zurückkehrten, um den Rest der Bagage zu holen. Das Boot wurde aus Segeltuch hergestellt, welches den Boden des Zeltes bildete, sowie aus einem Stück Segeltuch, das wir zur Reserve mitgenommen hatten. Zu den Spanten (Rippen) sowie zum Kiel 2c. wurden Weidenzweige genommen, die wir in dem nächsten Busche schnitten, sowie Schneeschuhstäbe und eine Bambusstange, welche als Mast auf den Schlitten benutzt worden war, wenn wir segelten. Mein ursprünglicher Gedanke war, ausschließlich Bambusstangen zu benutzen, von denen wir mehrere hatten, sowie das Material der Schlitten; da das Boot aber zu viel zu tragen hatte, mußte es unterbleiben, und um nicht auf die noch nicht herbeigeholten Sachen zu warten, nahmen wir Weidenzweige. Abends war das Boot fertig. Am nächsten Morgen kehrte auch Balto mit den anderen zurück, während Sverdrup und ich uns vier Ruder herstellten. Diese wurden aus gespaltenen Weidenzweigen gemacht, zwischen deren ausgespreizten Armen Segeltuch gespannt wurde; am Ende wurden sie um Bambusstäbe geschnürt. Zur Mittagszeit waren wir fertig, und zu zweien (Nansen und Sverdrup) traten wir die Fahrt nach Godthaab an.

Wegen des tiefen Schlammes und seichten Wassers konnten wir anfangs das Boot gar nicht benutzen, sondern mußten durch den Schlamm waten, während unser Boot getragen wurde; erst am nächsten Mittag erreichten wir offenes Wasser. Wir steuerten nun aus dem Ameralik-Fjord heraus, aber der Wind war mehrere Tage ungünstig; er stand in den Fjord hinein, und mit dem Boote war schwer gegen Wind und See zu rudern, weil es kurz und breit war; so mußte es infolge der vierkantigen Form des Zeltbodens gemacht werden; die Grönländer nennen es sehr bezeichnend: ein halbes Boot. Endlich am 2. Oktober bekamen wir günstigeren Wind, und am nächsten Tage, am 3. Oktober, erreichten wir den herrnhutischen Missionsplatz Neu-Herrnhut, wo wir landeten, und von wo wir uns, nachdem wir die deutschen Missionare besucht hatten, über Land nach dem nördlich belegenen Goodthaab begaben.

Hier war es schon bekannt, daß wir kommen würden, und groß war unsere Verwunderung, als wir mit einem donnernden Kanonensalut empfangen wurden und die ganze Bevölkerung auf den Beinen sahen. Ein eigenthümliches Gefühl war es für uns, die wir in letzterer Zeit nicht durch menschlichen Umgang verwöhnt worden waren, so viele Menschen zu sehen. Ein herrlicher Anblick war es, die langen Reihen von Grönländern und Grönländerinnen in ihren malerischen Trachten an beiden Seiten des Kolonieweges zu sehen, und freundschaftliche Neugierde leuchtete uns aus diesen vielen strahlenden Gesichtern entgegen.

So waren wir beide denn in sicherem Hafen. Daß die dänische Gastfreiheit nicht ihren alten Ruf verleugnete, und daß von den Europäern der Kolonie alles gethan wurde, um die beiden Reisenden zu erquicken, braucht kaum hinzugefügt zu werden; aber drinnen im Ameralik-Fjord hatten wir noch vier Genossen, die mit Sehnsucht der Erlösung harrten. Dieselbe sollte nicht so schnell wie gewünscht kommen. Gerade als wir ankamen, brach nämlich ein Südsturm los, der mehrere Tage anhielt, so daß die beiden Boote, welche sie holen sollten, nicht ausgehen konnten. Da man befürchtete, daß unsere Genossen Mangel leiden würden, war der Prediger des Platzes so freundlich, am 5. Oktober zwei Kajakleute zu besorgen, die mit einem Theil Proviant entsandt wurden. Inzwischen war der nach Umanak, nördlich von Ameralik, verreiste Verwalter der Kolonie von unserer Ankunft unterrichtet worden, sowie davon, daß sich noch vier Mann am Ameralik-Fjord befanden. Von dort wurden dann von dem Kolonieverwalter, sowie von dem Missionar des Platzes ebenfalls zwei Kajaken mit Proviant abgesandt. Einer der Kajakleute schoß außerdem am Tage nach seiner Ankunft bei unseren Gefährten einen großen Renthier-Bock. Es gab somit einen „Schmaus“ sondergleichen; besonders sollen die Gesichter unserer beiden Lappländer köstlich anzuschauen gewesen sein, als sie das Renthierfleisch erblickten. Am 12. Oktober kamen dann alle nach Godthaab, und die Tour durch Grönland war damit beendet.

Meine erste Frage, als wir ankamen, galt der Schiffsgelegenheit nach Europa; die Antwort ging dahin, daß jetzt keine Schiffe in Grönland seien, ausgenommen vielleicht der Dampfer „Fox“, welcher von Iwigtut in Südgrönland etwa Mitte Oktober abgehen solle. Ob man das Schiff mit einer Post erreichen könne, sei äußerst zweifelhaft. Obgleich ich selber nichts dagegen hatte, in Grönland zu überwintern, hielt ich es doch für meine Pflicht, insbesondere der anderen Theilnehmer wegen, mein äußerstes zu thun, um mit dieser letzten schwachen Möglichkeit nach Hause zu kommen. Eine Kajakenpost wurde daher sofort abgesandt; aber meine Hoffnung, daß dieselbe rechtzeitig an Ort und Stelle sein werde, war nur gering; es war anhaltender Südsturm, wie lange derselbe anhalten werde, wußte Niemand, und gegen ihn konnte ein Kajakmann schwer ankämpfen. Gegen Ende Oktober kam eine Kajakenpost vom Süden, die mir die Nachricht brachte, daß meine Post „Fox“ im letzten Augenblick erreicht habe, daß der Dampfer aber abgehen mußte, ohne uns holen zu können. Unser nächster Gedanke war nun, eine Yacht zu chartern, welche in Godthaab lag, und mit derselben nach Neu-Fundland zu segeln, da jedoch der Verwalter der Kolonie uns die Yacht nicht ohne Erlaubniß des Besitzers, des Direktorates für den königlichen grönländischen Handel, überlassen konnte, mußte der Plan aufgegeben werden, und wir waren genöthigt, uns auf den Winteraufenthalt in Godthaab einzurichten.

Christiansen, Balto und Ravna wohnten für sich und hielten sich einen eigenen Hausstand, während die drei anderen von uns beim Verwalter der Kolonie wohnten, wo wir es selbstverständlich ausgezeichnet hatten.

Der Winter verlief so angenehm wie nur möglich, und ich glaube, daß er mehreren von uns zu rasch verlief. Wer kann sich anders als wohl befinden unter den liebenswürdigen Naturkindern Grönlands. Für sie existirt die große Welt nicht; sie kennen keine Sehnsucht, ans Leben stellen sie geringe Ansprüche, die in der Regel leicht befriedigt werden können, wirkliche Armuth ist ihnen ziemlich fremd, sie hungern zuweilen, haben aber in der Regel Speise im Ueberfluß, sie gehen auf die Jagd, fangen ihre Seehunde, essen, leben und sind glücklich. Wir verkehrten sehr viel

mit ihnen, theilten ihre Lebensweise, wohnten in ihren Häusern und fühlten uns von Tag zu Tag mehr zu ihnen hingezogen; man wird unwillkürlich von ihrer Heiterkeit und Natürlichkeit angezogen. An Zerstreuungen war kein Mangel, Jagden gab es genug, Seevogeljagd, Schneehuhnjagd und Renthierjagd, es war auch Ueberfluß an Schnee zum Schneeschuhlaufen; aber am interessantesten war doch das Kajakenboot, das elegante grönländische Fahrzeug, welches als Einzelmannsboot unübertroffen dasteht; Kajaken besorgten wir uns alle, ausgenommen der alte Ravna, und wir haben uns in denselben nach besten Kräften getummelt, ohne daß jemand umgekommen ist. Zum ersten mal, wenn man in ein Kajak kommt, hat man meistens genug zu thun, das schmale schlanke Fahrzeug auf dem richtigen Kiel zu halten, eine unberechnete Bewegung, ein falscher Ruderschlag, und man „hat es zum Hut". Ich habe gesehen, daß Leute mit demselben kaum einen Ruderschlag vom Strande entfernt kopfüber gingen. Ist man aber erst Herr des Kajaks geworden, dann kann man es gegen Sturm und See rudern und braucht fast kein Wetter zu fürchten. Im Sturm ist es gerade am vortrefflichsten. Einem Pfeile gleich durchschneidet es die Sturzwellen, welche über einen hereinbrechen, man wird begraben, die See rollt über einen dahin, und einem Wasservogel gleich, schießt man wieder empor. Die Pelzkleidung umschließt Handgelenk und Gesicht, nicht ein Tropfen Wasser dringt ein, man sitzt so trocken, wie in einem Zimmer. Werden die Wogen allzu groß, dann kann es wohl vorkommen, daß man kentert, aber kann man seine Ruder gebrauchen, dann erhebt man sich eben so trocken wieder als zuvor. Ja, es kommt sogar vor, daß Eskimos, die sehen, daß ihnen eine Woge zu groß wird, absichtlich kentern und die See über sich hinweg rollen lassen und sich wieder erheben, wenn sie vorüber ist. Ja, es ist ein herrliches Leben, und will man den Eskimo in seinem Elemente kennen lernen, dann muß man ihm ins Kajak folgen. Das Kajakrudern ist ein gefährlicher Sport, und es kommt vor, daß sogar der Eskimo sein Leben darin zusetzt, in Godthaab und den nächsten Distrikten kamen diesen Winter sechs um, aber dies trägt kaum dazu bei, den Sport weniger interessant zu machen.

Wir reisten in der Umgegend Godthaabs sehr viel umher, theils im Boot, theils im Kajak, und besuchten alle Wohnplätze, ich selber schweifte viel im Kajak umher und wohnte zuweilen mehrere Wochen im Hause der Eskimos, wo eine Gastfreiheit besteht, die wohl alles übertrifft, was wir in Europa kennen. Zweimal waren wir im Ameralik-Fjord, und einmal im Dezember lagen wir draußen in einem Zelte ein paar Wochen auf der Schneehuhn- und Renthierjagd. Zum zweiten male waren wir Ende März unserer drei dort, um auf dem Binnenlandeis vorzudringen. Trotzdem dazu geeignete Lebensmittel nicht aufzutreiben waren, und trotzdem es noch zu zeitig war, wollte ich doch gern hinaus, um zu untersuchen, wie das Binnenlandeis im Frühjahr zu befahren sei. Bevor wir uns auf dieses Eis selbst begaben, wollte ich aber ein paar Renthiere zwecks Vermehrung unseres Proviant schießen. Wir wurden indessen mehrere Tage durch Unwetter, Sturm, Schneetreiben mit Thauwetter zurückgehalten, so daß die Schneeschuhfahrt vollständig unmöglich wurde. Da man uns in den Kolonien gesagt hatte, daß das Schiff etwa zum 1. April erwartet werden konnte, mußten wir also schließlich unverrichteter Sache zurückkehren.

Als kein Schiff kam, wollte ich noch einmal versuchen, ob ich nicht auf einer anderen Seite in kürzerer Zeit ins Gebiet des Binnenlandeises eindringen konnte. Ich ging deshalb im Kajak bis zum Ende des festen Fjordeises in den Godthaabsfjord hinein, etwa 15 Meilen von Godthaab. Von dort ging ich mit zwei Grönländern aus dem nächsten Wohnplatz, dem acht Meilen von Godthaab entfernt belegenen Kornok, auf Schneeschuhen übers Eis in den Ujararsnock-Fjord, einen Arm des Godthaabfjords, hinein. Hier schießt das Binnenland- (Gletscher-) Eis ins Thal hinab, und von hier aus hoffte ich in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf die Gletscher zu gelangen. An der Spitze des Fjords angelangt, ergab es sich jedoch, daß der Strom aus den Gletschern das Thal gefüllt und das Eis weit in den Fjord hinaus aufgebrochen hatte, so daß dort offenes Wasser bis zum Lande war; die Thalseiten waren zu jäh, um dort auf Umwegen hinabkommen zu können, und über Land auf anderen Stellen zum Binnenlandeise zu gelangen, erforderte zu viele Tage, denn das Schiff war jeden Augenblick zu erwarten. Auch dieses mal mußte ich also gegen meinen guten Willen zurück, jedoch mit besseren Resultaten als des erste mal. Ich hatte gesehen, daß das Binnenlandeis nicht so schneebedeckt war, als ich zuvor angenommen hatte. Am 14. April kehrte ich nach Godthaab zurück und am nächsten Tage kam der Dampfer „Hvidtbjörnen". Ich glaube, die Freude über die Aussicht, bald nach Hause zu kommen, wurde bei mehreren von uns durch die Wehmuth darüber geschmälert, Grönland und dessen Bewohner verlassen zu müssen. Charakteristisch für das Verhältniß, in welchem die Grönländer und wir zu einander standen, ist eine Aeußerung, die einer derselben eines Tages mir gegenüber that, als ich ihn und seinen Bruder besuchte, mit denen ich viel zusammen gewesen war. Er sagte: „Wir befanden uns so gut, wir lebten wie Brüder zusammen; jetzt aber reisest du in die unbekannte Gegend zurück, du wirst uns vielleicht unter den vielen Menschen bald vergessen, aber wir werden dich niemals vergessen!"

Ich glaube an dem Tage, als wir abreisten, glänzten Thränen in den Augen mancher mit Renthierfellen bekleideten Schönheit, denn jetzt war keine Aussicht mehr auf so manchen lustigen Tanz. Ein Gewehrsalut von drei heimkehrenden Kajaken, die zu unseren besten Freunden gehörten, war der letzte Gruß, den Godthaab uns sandte.

Das Schiff sollte die Post aus Nordgrönland holen, aber ganz außergewöhnliche Eisverhältnisse verzögerten unsere Fahrt; es schien, als ob das Unglück uns mit dem Eise folgte. Am 4. Mai verließen wir endlich die letzte Station in Grönland — Sukkertoppen (den Zuckerhut).

Das war die erste Expedition über Grönlands Binnenlandeis. Dasselbe ist nun von Küste zu Küste an einer Stelle untersucht, aber Grönland ist groß, es bleibt noch vieles übrig und das Binnenlandeis ist von großer wissenschaftlicher Bedeutung; die Expedition wird daher sicher nicht die letzte bleiben. Künftige Expeditionen werden auch mit viel geringerer Mühe und größerer Ausbeute ausgeführt werden können.

Am 21. Mai des Jahres traf die Nansen'sche Expedition mit dem dänischen Postdampfer „Hvidtbjörnen" in Kopenhagen ein, wo ihr ein glänzender Empfang bereitet wurde. Ein gleiches ist natürlich in Norwegen, in der Heimath der Expeditionsmitglieder geschehen, insbesondere in Christiania, wo denselben großartige Ovationen bereitet wurden. Dr. Nansen hat seine Heimath inzwischen schon wieder verlassen und sich nach England begeben, um dort Vorlesungen über seine Expedition zu halten. Die Frage ist nun zunächst, welche Impulse die Erfolge der Expedition des Dr. Nansen hinsichtlich zukünftiger geographischer und geologischer Forschungen im hohen Norden gegeben haben. In dieser Beziehung hat Nansen es in Kopenhagen und Christiania nicht an Andeutungen fehlen lassen, und in seinem vorstehenden Berichte giebt er ja selbst deutlich zu verstehen, daß er seine Grönlandsreise nicht mit der ersten abgeschlossen zu haben glaubt.

Nansen erklärte in seinem Vortrage in der Dänischen Geographischen Gesellschaft, daß er sich Fahrzeuge mit Segel zu bedienen gedenke, die derart eingerichtet sind, daß sie nicht nur zur See, sondern auch auf dem Eise und Schnee verwendet werden können. Ferner hält er Schlitten mit Renthieren bespannt, für das geeignetste Beförderungsmittel, wenn es gilt, auf dem Binnenlandeise vorzudringen. Nansen's Ansicht ist sodann, daß die norwegische Grönlandsforschung auf den Rand des Binnenlandeises im nördlichen Ost-Grönland zu concentriren ist. Während man nämlich Karten über den Rand des Binnenlandeises Westgrönlands vom Norden bis zum Süden hat, und überall fand, daß das Binnenlandeis im ganzen Innern Grönlands als ein großer Gletscher auftritt, der seine Arme nach West-Grönland ausstreckt, und während man annehmen konnte, daß etwas ähnliches bezüglich des südlichen Theiles von Ost-Grönland gilt, weiß man nicht, ob das Binnenlandeis sich wirklich bis zum nördlichen Ost-Grönland erstreckt. Man ist in Unkenntniß darüber, ob das Binnenlandeis hier vielleicht, wie einige annehmen, in seiner Ausgleitung nach Osten von einer hohen Gebirgsstrecke längs der Küste — welche gleichsam eine Rückenlehne für das gen Westen gleitende Binnenlandeis bildet — zurück gehalten wird. Die Entscheidung über die Berechtigung dieser Hypothese ist unzweifelhaft der wichtigste Fortschritt, den unser Wissen über das Binnenlandeis Grönlands bis auf weiteres machen kann. Obgleich Nansen möglicherweise dazu gelangt, die Anwendung von Renthieren auf dem Binnenlandeise zu erproben, gedenkt er doch nicht weit auf demselben ins nördliche Ost-Grönland vorzudringen, sondern sich zunächst darauf zu beschränken, ausfindig zu machen, wo der Rand des Eises in diesem Theile des Landes liegt. Wünschen wir dem tapfern norwegischen Forscher die Verwirklichung dieser stillen Pläne.

Kürzere Mittheilungen.

Die Resultate der nordamerikanischen Mound-Forschungen.

Die unter der Leitung von Cyrus Thomas stehende Kommission, welcher die Erforschung der Grabhügel östlich der Felsengebirge von dem „Bureau of Ethnology“ übertragen war, hat dem Bureau einen eingehenden Bericht erstattet, welcher in zwei Quartbänden und mit mindestens 600 Abbildungen ausgestattet, in einiger Zeit erscheinen soll. Da man aber in Amerika nicht weiß, wie lange Regierungspublikationen auf das Erscheinen warten müssen, können wir der Leitung des Bureaus nur sehr dankbar dafür sein, daß sie die wichtigsten Resultate in einer von Cyrus Thomas verfaßten Broschüre (Work in Mound Exploration of the Bureau of Ethnology, Washington 1887) jetzt schon dem Publikum zugänglich gemacht hat. Wir geben nachstehend einen gedrängten Auszug aus dem reichen Inhalte des nur einen Bogen starken Schriftchens.

Die Rücksichten auf die zur Verfügung stehenden Mittel ließen für die Arbeiten der Kommission nur einen Arbeitsplan ausführbar erscheinen, nämlich den, zunächst die Hauptobjekte aller bekannten Mound-Typen an möglichst vielen verschiedenen Orten möglichst gründlich zu untersuchen; eine Erforschung und Kartirung aller vorhandenen Denkmäler überstieg die verfügbaren Kräfte bei weitem. Dabei galt es möglichst viel Objekte mit ganz sicheren Angaben über Fundort und Lagerungsverhältnisse zusammenzubringen, als Grundlage für spätere monographische Studien, und es mußte das möglichst bald geschehen, um den unzähligen nur auf Zusammenbringen von Fundstücken ausgehenden Privatsammlern zuvorzukommen. Die Hauptfrage, auf welche sich die Untersuchungen zu beziehen hatten, waren die nach dem Verhältniß der Mound-Builders zu den Indianern, und diese hat jetzt schon eine vollkommene und endgültige Lösung erfahren.

Da die Kommission, welche 1882 mit der Untersuchung der Mounds beauftragt wurde, nie mehr als fünf Mitglieder zählte, mußten die zu untersuchenden Lokalitäten mit der größten Umsicht ausgewählt werden. Es wurden deshalb von vornherein drei Linien bestimmt, welche die Vereinigten Staaten von Nord nach Süd durchschneiden, und denen die Untersuchungen folgen sollten. Die eine derselben folgte dem Mississippithale von Wisconsin bis zur Mündung, die zweite erstreckte sich von Ohio durch Kentucky nach Mississippi, die dritte zog durch Ost-Tennessee, das westliche Nord-Karolina, Georgia und Alabama nach Florida. Im Sommer wurde im Norden gearbeitet, im Winter im Süden, und so konnte innerhalb fünf Jahre ein guter Theil besonders der ersten und dritten Linie durchgearbeitet werden. Die Aufnahmen sind mit minutiöser Genauigkeit und größter Sorgfalt gemacht worden, alle Gegenstände wurden sorgsam verpackt, dem „Bureau of Ethnology“ überliefert, dort sorgsamst katalogisirt, etikettirt und numerirt und dem Nationalmuseum erst dann übergeben, wenn sie auch die Nummern der Smithsonian Institution erhalten haben und mit diesem in einen in duplo geführten Katalog eingetragen sind. Auf diese Weise ist es möglich, jeden der 38 000 bis jetzt eingelieferten Gegenstände alsbald im Nationalmuseum aufzufinden und umgekehrt von jedem solchen Gegenstande alsbald den genauen Fundbericht zu erhalten.

Die Gebiete, welche seither besonders gründlich untersucht worden sind, waren das südwestliche Wisconsin nebst dem angrenzenden Theile von Minnesota, der westliche Theil des südlichen Illinois, das südöstliche Missouri, das östliche Arkansas, einige Punkte im nördlichen und westlichen Mississippi, das Kanawha-Thal in Westvirginien, Ost-Tennessee, das westliche Nordkarolina, das nördliche Georgia, und einige Punkte in Nord-Florida. Einzelne Punkte wurden außerdem untersucht in New-York, Ohio, Kentucky, Alabama, dem westlichen Tennessee und dem südwestlichen Georgia. Ueber 2000 Mounds, zu mehreren Hundert Gruppen gehörig und alle bis jetzt bekannt gewordenen Typen einschließend, wurde vermessen und sorgsam geöffnet, außerdem zahlreiche Gräber und auch einige Versteckplätze (Caches) und Ablagerungen in Höhlen.

Leider findet sich unter sämmtlichen 38 000 Funden keine Spur einer Inschrift, welche Sprachforschern einen Anhalt bieten könnte. Dafür wurden einige unerwartete und überraschende Entdeckungen gemacht. In einem Hügel in Wisconsin fanden sich silberne Kreuze, Broschen und Armringe, wovon einer mit dem Stempel „Montreal“. Hier konnte es sich freilich möglicherweise um ein später in dem Mound angelegtes Grab handeln, aber in einem anderen Hügel in demselben Staate, welcher den Mittelpunkt einer ausgedehnten Gruppe von „Effigy Mounds“ bildete, lag auf dem Boden mitten unter dem Aufwurf — ein zweifelloser Flintenfeuerstein. In einem sechs Fuß hohen, offenbar noch unberührten Grabhügel in Tennessee lag ein altmodisches Küchenmesser (Case-knife) mit Horngriff, und zwar ganz unten am Boden. In mehreren

an weit von einander entfernten Punkten gelegenen Hügeln fanden sich Schlittenschellen von der früher als „hawk-bells" bekannten Form. Im nördlichen Mississippi, im früheren Chickasaw, fand sich eine Silberplatte mit dem spanischen Wappen und die Eisentheile eines Sattels. In Nordkarolina hielt in einem Grabhügel das Haupt-Skelett eine eiserne Ahle und eine Messerklinge in der Hand, aber um dasselbe herum lagen gravirte Muscheln und polirte Steincelte. Messingkessel mit eisernen Henkeln, Messingdraht, Glasperlen, hölzerne Löffel u. dgl. wurden mehrfach in Hügeln gefunden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die meisten derselben dem Todten beim Begräbniß mit in den Hügel gegeben wurden.

Angesichts dieser Thatsachen kann kein Zweifel über die Errichter der Mounds mehr sein. Cyrus Thomas faßt die Resultate seiner Forschungen in folgenden Sätzen zusammen:

1) Die Mound-Builders des Gebietes östlich der Felsengebirge bestanden aus einer Anzahl von Stämmen, welche dieselben Beziehungen zu einander zeigen und auf derselben Kulturstufe standen, wie die Indianer zur Zeit der Entdeckung Nordamerikas.

2) Die archäologischen Distrikte, welche sich aus der Untersuchung der Mounds ergeben, stimmen in einem gewissen Grade mit der Vertheilung der Indianerstämme und der größeren Völkergruppen zur Zeit der Entdeckung.

3) Die Untersuchung hat nirgends einen Anhalt dafür ergeben, daß die Mound-Builders einer höher civilisirten Rasse angehörten oder einen höheren Kulturgrad erreicht hatten, als die Indianer.

4) Jeder Stamm hatte verschiedene Bestattungsweisen; die Verschiedenheit hing vielleicht mit der sozialen und verwandtschaftlichen Stellung und der Beschäftigung des Begrabenen zusammen.

5) Der Gebrauch, vor dem Begräbnisse das Fleisch von den Knochen zu entfernen, herrschte im Norden entschieden vor, war aber auch im Süden nicht ungewöhnlich. Steinkisten, welche die Ueberreste eines Erwachsenen enthalten, sind häufig nur zwei Fuß lang und einen Fuß breit und tief.

6) Eine Ceremonie, bei welcher Feuer eine Rolle spielte, hat offenbar häufig auf den Mounds stattgefunden; die Leichenverbrennung scheint aber öfter zufällig als absichtlich gewesen zu sein.

7) Die großen, oben abgeflachten Mounds im Süden trugen zweifellos die Berathungshallen oder die Wohnungen der Häuptlinge und einflußreicher Leute.

8) Im Flachland am unteren Mississippi wurden flache Hügel aufgeworfen, um die Häuser, die auf Pfählen gestanden zu haben scheinen, darauf zu errichten. Starb der Besitzer, so wurde er in dem Hausflur begraben, dann das Haus angezündet, und über der noch dampfenden Asche der Hügel aufgeschüttet.

9) Die entdeckten Verbindungsglieder zwischen den Mound-Builders und den Indianern sind so zahlreich und sicher, daß kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, daß beide dasselbe Volk sind.

10) Die Angaben der ältesten Entdecker und Erforscher werden durch die Untersuchungen, besonders in den Südstaaten, in allen Einzelheiten bestätigt.

11) Es sind Anhaltspunkte genug dafür da, daß bestimmte Eigenthümlichkeiten der Mounds bestimmten Stämmen eigenthümlich sind, und daß somit ihre geographische Vertheilung es möglich macht, die Wanderungen mancher Stämme bis zu einem gewissen Grade zu verfolgen. Den Cherokesen sind nicht nur die meisten Hügel im östlichen Tennessee und im westlichen Nordkarolina zuzuschreiben, sondern auch die meisten alten Werke am Kanawha-Thal; auch die Tallegwi, die Erbauer der wichtigsten Hügel in Ohio, waren Cherokesen. Den Shawnees gehören die schachtelförmigen Steingräber an, die man südlich von Ohio in Kentucky, Tennessee und dem nördlichen Georgia findet, wahrscheinlich auch einige in der Nähe von Cincinnati. Die Delawaren haben ihre Spuren hinterlassen im gleichnamigen Thale und in einem großen Theile von Ohio. Die Mounds im nördlichen Mississippi gehören den Chickasaw an, die im südlichen Georgia den Uchee, die der Golfstaaten meistens den Muskokee. Die merkwürdigsten Effigy-Mounds in Wisconsin sind von den Winnebagos erbaut, die Hügel in New-York fast alle von den Irokesen.

12) Die Resultate der Ausgrabungen widersprechen ganz entschieden der Theorie, daß die Mound-Builders Mayas oder Mexikaner gewesen und später von den Indianern nach Süden getrieben worden seien. Ebensowenig gehörten sie zu den Pueblo-Indianern. Ein genaues Studium der Pfeifen insbesondere widerspricht aufs entschiedenste jeder Wanderung von Norden nach Süden.

13) Ein guter Theil der Mounds gehört allerdings der präcolumbischen Zeit an, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine große Anzahl, und darunter sehr bedeutende Werke, erst errichtet wurden, nachdem die Indianer schon mit Weißen in Berührung gekommen waren.

Man sieht, die Ergebnisse der Forschungen sind wichtig genug, um uns mit einiger Ungeduld dem Erscheinen des „Reports" entgegensehen zu lassen. Dr. W. Kobelt.

Die Handelswege Persiens.

In seiner Eigenschaft als langjähriger Resident in Persien war General Sir R. Murdoch Smith in der Lage, sich ein gründliches Urtheil zu bilden über die Hilfsquellen Persiens sowie über die Entwickelung und Benutzung dieser Hilfsquellen zur Förderung des Handels mit dem Auslande. Sein Vortrag vor der Londoner Handelskammer verdient daher allgemeinere Beachtung.

Am wichtigsten zu diesem Zwecke ist selbstredend die Verbesserung der inländischen Verkehrsmittel. Mehr als dreiviertel der ganzen Fläche Persiens bildet bekanntlich ein hohes Plateau, das sich in einer Höhe von etwa 4000 bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel befindet. Um diese Höhe zu erreichen, bedarf es eines langen, schwierigen Aufstiegs, aber einmal oben, kann man ohne viele Schwierigkeiten von einem Theile des Landes zum anderen gelangen. Das Klima ist ein äußerst trockenes und die Temperatur im allgemeinen eine sehr hohe. Fuhrwerke sind fast unbekannt und der ganze Verkehr wird durch Lastthiere vermittelt.

Die Wege, welche Persien mit der übrigen Welt verbinden, lassen sich in zwei Gruppen eintheilen — die, welche nach dem Schwarzen und Kaspischen Meere im Norden, und die, welche nach dem Persischen Golfe im Süden führen.

Seit der Vollendung der Eisenbahn zwischen Batum am Schwarzen und Baku am Kaspischen Meere, hat sich die russische Einfuhr nach den persischen Provinzen in der Nähe des Kaspischen Sees sehr vermehrt, während der Konsum anderer europäischen Waaren aus demselben Grunde sehr abgenommen hat. Der britische Handel ist in vielen Gegenden Nordpersiens so gut wie ausgestorben, und in anderen behauptet er noch mühsam seinen Platz. Nach Erwähnung der Verkehrswege nach dem Persischen Golfe und derjenigen, welche von Buschir und Bender Abbas aus nach dem Inneren Persiens führen, beschrieb General Smith den Lauf des Karun und machte darauf aufmerksam, daß Schuster, wo der Karun aufhört, schiffbar zu sein, den inneren Theilen Persiens näher gelegen ist als Buschir, nämlich um 170 engl. Meilen Flußlauf und um 150 Meilen Seeweg zwischen Buschir und der Mündung des Schat-el-Arab. Mit anderen Worten, die Karun-Route hat vor der Buschir-Route den

Vorzug, daß sie statt einen 320 Meilen langen, beschwerlichen Landweg, einen eben so langen, aber viel bequemeren Wasserweg bietet. Von Teheran nach Trebizond und Buschir, den zwei Häfen, auf welche der britische Handel angewiesen ist, ist die Entfernung in runden Ziffern 1000 resp. 800 Meilen, während sie von Schuster nach Burudschird und Kum nur 400 Meilen beträgt.

Die Eröffnung des Karun, falls dieser Fluß auf der ganzen Strecke zwischen Mohammerah und Schuster schiffbar gemacht wird, muß es dem europäischen Handel ermöglichen, viel weiter nach dem Norden vorzudringen und sich auf viel größere Flächen auszudehnen, als es bisher der Fall war. Die Schnellen des Karun bei Ahwas sind bekanntlich ohne wesentliche technische Schwierigkeiten und ohne große Kosten zu überwinden, und ist dieses Hinderniß einmal beseitigt, wird der Karun bis nach Schuster hinauf das ganze Jahr hindurch schiffbar. Bis die Arbeit seitens der persischen Regierung aber ausgeführt wird, wäre es wünschenswerth, die jetzige Schiffbarkeit des Stromes so weit als möglich auszunützen und sie durch die Einführung regelmäßig fahrender Dampfer oder einheimischer Boote oberhalb der Schnellen zu ergänzen. Zu diesem Zwecke sollte seitens der indischen oder der britischen Reichsregierung den Karun-Dampfern, ähnlich wie den Postdampfern auf dem Persischen Golfe und auf dem Tigris-Flusse, eine hinreichende Subvention gewährt werden.

Ein weiterer Schritt in dieser Richtung wäre die Herstellung einer wirklich guten Landstraße für Maulthiere zwischen Schuster und Burudschird und die erneute Einführung der „chapar“ oder Pferdepost auf der Strecke von Schuster und Disful nach Burudschird, Sultanabad und Kum, wo sie sich mit der jetzigen Poststraße von Teheran berühren würde. Endlich sollte der Telegraphendienst zwischen Hamadan, Disful und Mohammerah, der vor einigen Jahren eingerichtet war, aber schon in Verfall gerathen ist, wieder hergestellt werden.

Mit der Einrichtung eines regelmäßigen Post- und Telegraphenverkehrs entlang dem Karun und von dort nach allen Theilen Persiens, und mit der Einsetzung gutgewählter Agenten an den Haupthandelscentren des Landes, müßte, nach der Ansicht des General Smith, ein Handel mit Groß-Britannien sich einstellen, der, sobald die Schnellen bei Ahwas einmal überwunden sind, einer ungeheuren Entwickelung fähig wäre.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde erstattete der zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Deutschland zurückgekehrte Hauptmann Kund am 6. Juli d. J. einen kurzen Bericht über seine letzte Reise in dem Inneren von Kamerun. Im allgemeinen wieder denselben Weg einschlagend, wie das erste mal, stieß der Reisende mit seinen Begleitern — dem Lieutenant Tappenbeck und dem mittlerweile verstorbenen Dr. Weißenborn — diesmal bei der Bevölkerung nicht auf den geringsten Widerstand, sondern er fand die Stimmung derselben zum Vortheile der Expedition völlig verändert — eine Erfahrung, die andere Reisende in Afrika bekanntlich auch gemacht haben. Geographisch fand man begreiflicherweise nicht viel neues, dagegen gewann man sehr interessante Aufschlüsse über die ethnologischen Verhältnisse des südlichen Kamerun, und außerdem gelang es auch, auf dem Plateau eine aussichtsvolle Station, Jeundo, zu begründen, als deren Vorstand Lieutenant Tappenbeck im Innern zurückgelassen wurde. — Es müssen in der Gegend, die hart an der Verbreitungsgrenze der Bantu-Bevölkerung liegt, sehr mannigfaltige ethnologische Ineinanderschiebungen stattgefunden haben. Im Urwaldgürtel, der hinter dem schmalen Küstenstreifen liegt (Vergl. „Globus“, Band 54, S. 316 ff.), stießen die Reisenden auf ein kleines, wenn auch nicht gerade zwerghaftes Volk von gelber Hautfarbe (die Mobeli), das in zerstreuten Horden jagend umherstreift und sich nur temporäre Schutzhütten errichtet, und von dem der ersten Expedition jede Spur entgangen war. Auf dem Plateau traf man auf eine friedliche und freundliche, aus großen, starken und schönen Menschen bestehende Bevölkerung mit wohlgeordneten sozialen Verhältnissen. Ganz abgeschieden von den bereits sehr verderbten Bewohnern der Küstenstrecke und von den verkommenen Waldleuten, haben sich diese Hochlandstämme noch die natürlichen guten Eigenschaften ihrer Rasse bewahrt, und bei ihnen bietet sich demgemäß der geeignete Boden für die wissenschaftliche und wirthschaftliche Erschließung des Inneren von Kamerun.

— Nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten — zu denen in letzter Stunde noch die kam, daß ihm die Engländer unter Berufung auf die ostafrikanische Blockade sein Transportschiff „Neera“ mit dem darauf befindlichen Waffen- und Munitionsbedarf wegnahmen — ist Dr. Karl Peters mit seiner „Emin-Pascha-Expedition“ in Kwiho gelandet, und von da aus ohne weiteren Verzug in das Innere von Ostafrika abmarschirt. Sein nächstes Ziel scheint der Baringo-See zu sein, und es ist wohl möglich, daß er versuchen wird, zum Theil auf dem Wasserwege des Tana-Flusses dahin zu gelangen. Daß der Reisende Emin selbst erreichen werde, kann nach den Berichten Stanley's zweifelhaft erscheinen; die deutsche Emin-Pascha-Expedition hat ja aber bekanntlich aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang an auch Nebenziele im Auge gehabt, und es bleibt abzuwarten, ob die zähe Energie des Dr. Peters nicht in Bezug auf sie doch noch einige Erfolge erzielen wird.

Bücherschau.

— C. Frenzel und G. Wende, Deutschlands Kolonien. Zweite Auflage. Hannover 1889. — Eine populäre Beschreibung der einzelnen deutschen Schutzgebiete, die ihren Zweck, ein größeres Publikum über alle schwebenden Kolonialfragen zu orientiren, nicht verfehlen wird. Die Darstellung ist einfach und praktisch, zugleich aber erfüllt von Begeisterung für die gute Sache. Die beigegebenen Illustrationen sind nicht alle von höchster Qualität, veranschaulichen aber das im Texte Vorgetragene im allgemeinen zur Genüge.

(Schluß der Redaktion am 14. Juli 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1889.

Musik und Tanz der Papuas.

Von Dr. O. Schellong.

(Mit Beigabe von 18 Melodien.)

Es dürfte wohl kaum ein Volk der Erde geben, das nicht — es möge im übrigen auf noch so niedriger Bildungsstufe stehen — doch schon die ersten Anfänge der Musik ausgebildet hätte. Die Musik ist bei den Papuas, wie überall, wo nicht eine Jahrhunderte alte Kultur sie zu einem Läuterungs- und Erziehungsmittel edelster Art, zu einer Quelle reinsten Genusses gemacht hat, zunächst nur die Begleiterin wichtiger gemeinsamer Handlungen, vor allem Begleiterin des Tanzes. Wenn ich daher den freundlichen Leser in die Geheimnisse papuanischer Musik einzuführen unternehme, so kann ich dies nicht thun, ohne gleichzeitig den Tanz der Papuas zu behandeln.

Bei einem Volke, welches keine Schriftsprache, also eine korrekt ausgebildete Sprache überhaupt nicht besitzt, wird man von vornherein darauf rechnen können, daß auch die musikalische Ausbildung eine mehr oder weniger mangelhafte und unvollkommene sein wird. Den Papuas fehlt nicht gerade das, was man unter „musikalischem Gehör“ versteht — die Fähigkeit, verschiedene Töne und Tonlagen als verschieden herauszuerkennen —, die überwiegende Anzahl aller Papuas, welche ich darauf untersuchte, war im Stande, einen vorgesungenen Ton richtig wiederzugeben. Ebensowenig geht ihnen der Sinn für musikalischen Rhythmus ab; sie tanzen nach ihrer Musik mit bewundernswerther Exactheit. Dasjenige, was ihre Musik von der unserigen unterscheidet, ist eine gewisse Inkonsequenz in der Aufeinanderfolge und Verbindung der einzelnen Töne, welche so gewöhnlich ist, daß es uns schwer fällt, selbst bei gutem musikalischen Verständniß eine Eingeborenen-Melodie aufzufassen und niederzuschreiben. Die musikalischen Proben, welche ich weiter unten gebe, erforderten trotz ihrer Einfachheit viele Stunden mühevoller Arbeit; ich habe mir ein und dieselbe Melodie immer wieder und wieder vorsingen lassen müssen, bis es mir gelang, dieselbe zunächst in Bruchstücken meinem Gehör einzuprägen; und es waren dann noch eben so viele Korrekturen erforderlich, bis ich es unternehmen konnte, die Melodie so niederzuschreiben, wie sie von der Mehrzahl wirklich gesungen wurde. Es hängt hierbei auch viel vom Zufall ab; denn die Einen singen reiner als die Anderen. Am brauchbarsten in dieser Beziehung erschienen mir immer die kleinen Jungen mit ihren oftmals sehr wohlklingenden, glockenhellen Stimmen.

I. Gesang ohne Tanz.

Die einfachste Art der Musik ist ein sangliches Sichergehenlassen ohne Wort und ohne bestimmt ausgeprägten Rhythmus. Die Abende werden mir unvergeßlich bleiben, wo bei vollem, bleichen Mondeslicht die dunkelbraunen Gestalten unserer neupommerschen Arbeiter um ein nur matt glimmendes Feuer gestreckt lagen und mit leiser Fistelstimme ihre langgezogenen, schwermüthigen Weisen vor sich hinsummten, die so sehr harmonirten mit der Träumerei und dem duftigen Hauche einer tropischen Nacht; nur wenige Töne, welche in verschiedenen Modulationen an einander gereiht wurden und ohne Aufhören wieder von vorn anfingen, bald nur von einem Einzigen gesungen und fast verstummend, bald wiederum aus vielen Stimmen mächtiger und mächtiger anschwellend, wie der Traum einer Orgel.

Aber unsere neupommerschen Landsleute sind nicht immer melancholisch, und es klingt schon viel lustiger ihr Liedchen, welches ich in Nr. 15 der Melodien wiederzugeben versucht habe. Tomeruli soll ein Mann sein und „Maroitoina“ eine Frau, und um diese beiden dreht sich ihr ganzer Gesang; sie pflegen dabei den Takt zu schlagen, durch Aneinanderklopfen zweier Hölzchen oder durch Trommeln mit den Fingerspitzen oder wie es sich gerade macht. Auch der in Nr. 16 wiedergegebenen Melodie liegt ein merkwürdig einfacher Text zu Grunde: ännēpeijon, name belong woman; warrewarrelur, name belong canaccer, lautet die wörtliche Uebersetzung meines Gewährsmannes. Diese Melodie kommt einem Motiv am nächsten; sie singen es, wenn sie durch den Wald gehen, wie einen Ruf mit sehr lauter Stimme; und ich habe öfters gehört, wie ihnen Andere aus der Ferne in derselben Weise geantwortet haben.

Auch die Papuas der Gegend von Finschhafen kennen den Gesang als solchen, ohne daß er in Verbindung mit dem Tanz auftritt. Das Lied Nr. 14 in seiner ruhigen getragenen Weise kommt unserem Begriff von „melodisch“ sehr nahe. Es wurde von einem sangeskundigen Tami-Manne angestimmt, als wir im Kanu mit geschwellten Segeln über das heitere, blaue Meer hinwegglitten. Nr. 17 ist eine Todtenklage. Abend für Abend, wenn die Sonne schon lange im Westen verschwunden war, und die Stille der Natur mit dem vielstimmigen Chor kleiner Cikaden oder mit den vereinzelten Lockrufen einiger Nachtvögel die Sinne gefangen nahm, hörte man aus dem entfernten Dorfe den Grabesgesang zu Ehren des verstorbenen Häuptlings; die Weisen sind ernst, getragen, melodisch, und wirken in ihrer Einfachheit, so wie sie aus dem nächtlichen Dunkel des Urwaldes herausschallen, fast ergreifend. Auffallend ist auch hierbei die Einfachheit des Textes, die Behandlung des einen Wortes ägönänē. Was dieses Wort bedeutet, ist schwer zu erfahren; ich bekam als Antwort: Ssāling tassum agonane; Jabim tassum nēlaū: das soll heißen: Ssaling (eine Landschaft) nennt agonane, was Jabim (eine andere Landschaft) nēlaū nennt; was aber nēlaū bedeutete, wurde mir ebenfalls nicht klar. Unsere Sprachkenntniß ist leider hierfür noch nicht ausgebildet genug. Einer anderen Todtenklage lag überhaupt keine eigentliche Melodie zu Grunde; sie wurde mit eigenthümlich klagendem Tonfalle gesprochen: īnogé īnogé inogingomäkītüaging; īnogé īnogé. Alle solche Gesänge zu Ehren eines Verstorbenen werden als tanīböä bezeichnet.

Eine andere Melodie (Nr. 12) gehört ebenfalls der Gegend von Finschhafen an; dieselbe bezieht sich auf das Beschneidungsfest (barlum). Wie an anderer Stelle („Internat. Archiv für Ethnographie“) näher ausgeführt wurde, beschäftigte die Idee des barlum lange Zeit die Köpfe von Alt und Jung. Ich verdanke die Melodie einer Fahrt über das Meer, auf welcher mich zwei halberwachsene papuanische Jungen begleiteten; wenn sie sich nach den vielen neuen Eindrücken des Tages in ihrer Wolldecke zum Schlafe niederlegten, dann starrten sie noch lange in die weiße, scharf begrenzte Mondessichel und alles, was ihr jugendliches Herz bewegte, machte sich dann wohl Luft in dieser schwermüthig ernsten Melodie.

Nr. 11 ist ein papuanischer „Tusch“; ich hörte denselben zuerst, ebenfalls bei Gelegenheit des Barlum-Festes von Bukaua-Leuten anstimmen, deren Spezialität er zu sein schien.

II. Musik-Instrumente.

Bevor ich zu der Beschreibung der papuanischen Tänze übergehe, dürfte es zweckmäßig sein, etwas über die Art der gebräuchlichsten Musikinstrumente vorauszubemerken. Vielleicht das primitivste derselben ist ein etwa fußlanges Stück dicken Bambusrohres, mit längsverlaufendem, fingerbreitem Spalt; indem man mit einem Hölzchen dagegen klopft, wird ein wenig ansprechender, dumpfer Ton erzeugt. Diese kleinen Bambustrommeln (davon ein Exemplar im Berliner Museum für Völkerkunde) tauchen nur um die Zeit des Barlum-Festes auf und sind dann die steten Begleiterinnen der Frauen, wenn sie ihr Weg durch den Wald in die Nähe der Hütten der S'sagus führt (S. auch darüber Näheres in meiner Barlum-Arbeit, „Intern. Archiv für Ethnographie“); indem sie die Trommel schlagen, geben sie den S'sagus das Signal, sich fern zu halten, damit die als unheilvoll gefürchtete Begegnung vermieden werde. — Aus demselben Grunde greifen die S'sagus um diese Zeit zur Flöte; und jede Frau zieht sich eilig in das Dickicht zurück, sobald der Ton einer Flöte ihr Ohr berührt. Die Flöte ist für die Frau ein verbotener Gegenstand; und der Aberglaube besagt darüber, daß jedes weibliche Wesen, welches ein Flöte zu Gesicht bekomme, des Todes sei. Das Flötenspiel wird deshalb auch auf diejenige kurze Zeit beschränkt, während welcher die Männer unter sich in strengster Abgeschiedenheit von den Frauen leben. Von den beiden verschiedenen im Gebrauch befindlichen Flöten ist die eine (augagoeng) nach dem Prinzip unserer Schalmeien construirt, mit nur einem Schallloch; die andere (ding), die männliche Flöte im Gegensatz zu der vorigen, welche als weibliche bezeichnet wird, besteht aus einem tubus, in welchen schräg von oben hineingeblasen wird, und aus einem darin befindlichen Stempel. Je nachdem durch Hin- und Herziehen des Stempels der tubus verlängert oder verkürzt wird, entstehen höhere oder tiefere Töne; das Bewegen des Stempels geschieht sehr schnell und ruckweise, so daß der damit erzielte Laut mit dem „Juchzer“ die größte Aehnlichkeit hat. Als Material zur Herstellung beider Arten von Flöten dient das gewöhnliche dünne Bambusrohr.

Aus demselben Material werden von den Papuas der Finschhafener Gegend auch die Maultrommeln (kälīnguang) gefertigt. In einem zugespitzten, etwa fingerbreiten Stücke Bambusrohr schwingt ein durch Längsspaltung hergestelltes Zünglein. Die Schwingungen des letzteren werden dadurch bewirkt, daß ein an dem Ende des Instrumentes befestigter Bindfaden ruckweise an- und abgespannt wird, während das spitze Ende des Instrumentes zwischen den Zähnen festgeklemmt ist. Durch Verstellungen von Zunge, Lippen und Gaumen können damit die verschiedensten Töne erzeugt werden.

Wiederum ausschließlich beim Barlum-Feste findet ein Instrument Verwendung, welches man wegen seines eigenartigen Tones am besten als Waldteufel bezeichnen könnte. Dasselbe ist ebenso wie die Flöten für die Frauen ein verbotener Gegenstand. Man findet dieses Instrument, merkwürdigerweise in demselben mystischen Nimbus, auch in der Astrolabe-Bay und in der Hatzfeldthafener Gegend vor: Ein etwa fußlanges, lanzettenförmiges, flaches Hölzchen schwingt an einer Schnur um einen drei bis vier Meter hohen Bambustock in langen Kreisen und sich selbst um seine Längsachse drehend; dadurch, daß man den elastischen Bambustock bald schneller, bald langsamer herumschwingt, werden höhere oder tiefere Töne hervorgebracht.

Als Trompete ist an der ganzen Küste von Kaiser-Wilhelmsland die große Triton-Schnecke (Tritonium variegatum) in Gebrauch: Man bläst in eine ausgeschlagene rundliche Oeffnung seitwärts hinein und erzeugt dadurch einen Ton, der hinsichtlich seiner Klangfarbe dem eines Nebelhornes oder einer tiefgestimmten Dampfpfeife gleicht.

Das bekannteste und beliebteste Instrument ist eine hohle, zwei bis drei Fuß lange, hölzerne, sanduhrförmige Trommel, deren eines Ende mit der Haut einer Leguan-Art geschlossen ist, während das andere, offene Ende als Schallloch dient. Solche Trommeln (in Finschhafen öng, in Hatzfeldthafen

äkk) habe ich auch in Neu-Lauenburg angetroffen, dagegen nicht in der Astrolabe-Bay. In der Mitte der Trommel befindet sich ein Griff, in welchem dieselbe gehalten und während des Tanzes in sehr effektvoller Weise geschwungen wird. Dem Trommelfell sind gewöhnlich kleine rundliche Knöpfchen von Harz aufgeklebt, welche dazu dienen mögen, den Ton abzustimmen; vielleicht sind sie auch nur zum Schutze der Leguanhaut angebracht[1]). In den Tanzpausen sieht man die Tänzer mit ihren Trommeln an das Feuer treten und die Leguanhaut anwärmen, damit sie sich fester um das Holz zieht.

Große hölzerne Pauken kommen in der Astrolabe-Bay, von Hatzfeldthafen bis Dallmannshafen, sowie auch in Neu-Pommern, Neu-Lauenburg und Neu-Mecklenburg (Nusa) vor. Dieses Instrument, ein mächtiger, ausgehöhlter Klotz, dessen Höhlung in einen schmalen Spalt nach außen mündet, giebt einen dumpfen, sehr weit hörbaren Ton. Es scheint, als ob die Bewohner mancher Gegenden vermittelst dieser Pauke einen gut ausgebildeten Fernsprechverkehr unterhalten. Wenn man in der Nähe der Küste vor Anker liegt, kann man beim frühesten Morgengrauen hören, wie diese Paukensignale in ganz bestimmter Reihenfolge von Ort zu Ort weitergegeben werden, und man wünschte sich nur den Schlüssel, um diese merkwürdigen Unterhaltungen belauschen zu können.

Panflöten aus den hohlen, verschieden langen Stäbchen des Bambusrohres gefertigt, sind im ganzen Bismarck-Archipel in Gebrauch; die vollkommenste, welche ich angetroffen habe, hatte 13 Stimmen.

Ein sehr eigenartiges Musikinstrument an der Nordspitze von Neu-Mecklenburg heißt güllĕ-băngĕngĕgg; es ist ein Klotz mit einer oberen, geglätteten, polirten Fläche, die durch drei Spalte unterbrochen wird, welche ihrerseits wiederum mit in der Tiefe des Holzes befindlichen Hohlräumen in Verbindung stehen; man streicht mit den leicht befeuchteten Händen über die geglättete Fläche schnell hin und her, wobei im wesentlichen drei höchst eigenartige, unheimlich düster klingende Töne erzeugt werden. Dem Instrument wird eine mystische Bedeutung zugeschrieben; es soll bei den Kannibalen-Festen eine Rolle spielen.

III. Musik und Tanz.

Die Papuas haben entschiedene Freude am Tanz. Ich habe mich oftmals über den Tanzeseifer gewundert, welchen unsere Finschhafener Freunde an den Tag legten, wenn sie rund zwölf Stunden vor Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang den Vergnügungen des Tanzes oblagen, fast ohne Pause und ohne sich irgend welche Erfrischungen zu gönnen. Tänzer sind fast ausschließlich die Männer; dieselben lieben den Tanz theils um seiner selbst willen, theils in dem Wunsche, den Frauen zu gefallen. Denn diese sehen mit sichtlichem Interesse den gewandten Tanzbewegungen der Männer zu.

Die Tänze der Eingeborenen der Nordküste von Neu-Britannien, der Lauenburg-Gruppe und der Südwestküste von Neu-Mecklenburg lassen sich unter einem Gesichtspunkte abhandeln; sie werden ssing-ssings genannt und sind im allgemeinen so einfach, wie ihr Name. Die Melodien sind eintönig, der Rhythmus gleichförmig und ermüdend ⏊◡⏊◡⏊◡⏊◡ die Tanzbewegungen wenig anmuthig und ohne Abwechselung, fast nur ein immerwährender Laufschritt „auf der Stelle“, die Tanzestouren von nicht endenwollender Länge. Doch haben einzelne Gegenden innerhalb dieses gemeinsamen Grundtypus doch einige kleine Specialitäten herausgebildet:

Die Neu-Pommern treten in langer Reihe an, paarweise geordnet, hinter einander, beginnen und schließen den Tanz mit einem urkräftig ausgestoßenen hĕ. Die Tänzer halten grüne Büschel oder Zweige in den Händen, sind um Hals und Nacken mit einem breiten Blattkranz geschmückt, der wie ein weiter Kragen über Schultern, Brust und Rücken herabfällt; manche haben grüne Zweige auch in die Armringe gesteckt, oder sich um die Hüften einen Blattschurz gefertigt. Nebenbei excelliren die Tänzer in allen möglichen bunten, weißen und rothen, oftmals sehr komischen Bemalungen, meist im Gesicht, aber auch an anderen Körpertheilen; so ist ein langer Kreidestrich über Bauch und Nabel beliebt, desgleichen weiße Uebertünchungen der Waden, so daß sie von weitem aussehen, als ob sie mit Strümpfen bekleidet wären. Die Tänzer singen in einem Athemzuge, sehr schnell, gehen bisweilen in Fisteltöne über, überschlagen auch öfters, wie um Athem zu holen, ein Paar Takte, um ganz prompt inmitten der Melodie wieder einzusetzen. Die Begleitung des Gesanges kann gar nicht einfacher gedacht werden; da sitzen zwei oder drei Männer und schlagen im höchsten Falle auf einer ordentlichen Trommel herum, bisweilen aber nur auf einer Blechdose (natürlich nicht mehr originell!), einem Stück Holz oder irgend etwas beliebigem anderen, was tüchtigen Lärm macht.

Die Tänzer halten je einen Arm — der rechts aufgestellte den rechten, der links stehende den linken — frei vom Körper gestreckt und schwingen ihre grünen Blattbüschel unter lebhaften und von allen gleichmäßig ausgeführten Gestikulationen. Was der rechte Tänzer mit seinem rechten Beine macht, führt der links stehende Tänzer mit seinem linken Beine aus. So hüpfen sie unaufhörlich auf der Stelle, stürzen dann alle ein Paar Schritte nach vorn, bücken sich auf einmal alle zur Erde, laufen ebenso schnell wieder zurück, um ohne Ende weiterzuhüpfen. Der Tonfall ist immer der gleiche ⏊◡⏊◡⏊◡⏊◡⏊◡ Tomeruli moroitoina, dazwischen bisweilen ⏊⏊, gewissermaßen als Uebergang zu einer weiteren Sylbe; dieses Lied hat nur noch das Wort kamadarĭri. So singen sie eine halbe Stunde fort, ganz ohne Unterbrechung, bis dann schließlich plötzlich mit einem hĕ die Sache ihr Ende erreicht.

Die Neu-Mecklenburger gruppiren sich zu je vier und vier Tänzern hinter einander und hocken, so aufgereiht, zunächst hin. Nun beginnen sie zu singen, und wie zur feierlichen Einleitung erheben und senken sich wechselweise und langsam mit nach vorn übergebeugtem Kopf und Rumpf die Tänzer eins und drei und zwei und vier. Die Arme halten sie dabei ausgestreckt über dem Kopfe und gestikuliren lebhaft und graziös mit grünen Büscheln. In derselben Weise wird auch der Tanz beschlossen. Die Tanzbewegungen sind mit denjenigen der Neu-Pommern nahezu identisch. Eine kleine Abwechselung besteht darin, daß, wie bei unsern modernen Contretänzen, ein vorderes Paar sich rückwärts an das Ende des Zuges begiebt, sich sodann kreuzt und wiederum an die Spitze heranspringt.

Der Anblick aller dieser ssing-ssings wirkt auf die Dauer ermüdend; es lassen sich dieselben auch nicht im entferntesten in Vergleich stellen mit den vollendeten Tänzen der Eingeborenen Finschhafens, zu deren Beschreibung ich nun übergehe.

Gesang und Tanz der Papuas der Finschhafener Gegend haben einen hohen Grad von Ausbildung erlangt. An Stelle reiner Naturgesänge sind hier bereits Melodien getreten, welche bewußtermaßen nach bestimmten Rhythmen geordnet werden, und eine förmliche Schule darstellen, zu vergleichen in gewissem Sinne mit den Meistersingerschulen des Mittelalters. Die Aehnlichkeit mit diesen mittelalterlichen Instituten tritt unter anderen darin hervor, daß eine bestimmte Sangesart nur einer bestimmten Rangklasse der Häuptlinge, den abumtau's, zugestanden wird. Diese

[1]) Bei den katambongs, den Trommeln der Dajacken in Borneo, werden ähnliche Klümpchen aus Wachs zur Modulation des Tones gebraucht.

Papuanische Melodien.

Gesammelt und aufgezeichnet von Dr. O. Schellong.

1. Lento.

Ei ssăn gi mō ssăn gī mō ——— gō é geī ———— ssángī mō sangi mŏ e

geī geī ssangi mo ssangi mo.

2. Lento.

Ei ssē gnă bau jau jau jau jau.

3. Allegretto.

Kum ké kum ké, lŏ neī; bŏ bŏ i bo bō, lo neī; kum kē kum ké, lo neí

4. Allegretto.

ŏng kīla lŏ, les - să mŏ; le - ma u - lé, gŏé ē gai i lema u - lē geī geī

ong ki la lo, les - să mŏ.

5. Andante.

ē ūlă - mō ula - mó ula - mo ula - mo ula - mo ula - mo ula-

meija ō, ula mō eī.

6. Allegretto.

1. 2.

buli gau mō ē buli gau mo . buli geī buli gau bŏ bei ő

7. Andante.

ō bătū lĕmō (o) gē geī; gŏm bi ĕ lŏ nā; pălă nē jĕ.

8. Presto.

bŏ bŏ ā ē, bŏ bŏ ā ē, bŏ bŏ jă nĭn ga gé ssi a

ssă ma bŏ bő, bŏ bō ā ē bo bo ja nĭn ga.

9\. Lento.

ō jă bŏ bō ō, (ē) jă bŏ bō ō, jā bo bō ō ē; long gam ssa lĕm ssa

a a mō gŏ ē - - (e) gē.

10\. Vivare.

Vers 1. ó mui mui jŏ nängē nan - gē nangē gē tā jō ā jo a a

Vers 2. - ē gū - ī - ē, ssālĕ ssā - lĕ ssālĕ kē - ta jō ă jō ă ă

ē mui mui jŏ nange nan - gē nangé gē tā jo ā jō ā.

11\. Lento.

hō (ī) ō ō hō (ī) ō ō hō (ī) ō

nach der tieferen Octave ausklingend

12\. Andante.

bar lŭm, kē tāng ēlŏ nē ē, bar lŭm kē tăng ēlŏ nē ē.

13\. Allegro.

lŏ lā bŭm bŭm a ē bum bum a ē bă bă ma eī (ē) uá; bŭm ā eī

ă kămăkkă jă wă gá ō fō a mē lŏ lā bum bum a eī ssesemba eī.

14\. Adagio.

o wănnē wănné jō ō păr-ră-ssī lē - jō; (ō ī) a wănnē wăn-né jō

15\. Presto.

tŏme ru - li maroī toī na, hī hī, tomme rú - li ma-roi toi-na.

16\. Lento.

ännē peí jon; ē wărre warré lūr; mei jännē peī jon; ē warre warrē lūr.

17\. Adagio.

a gona nē a go ē ē ŏ ē ē ă gŏ na nē ē

18\. Allegro.

o batu lĕmō ssama ī laū ē o batu le mō ssama ī laūe jŏ ssama īlau e.

Sangesart wird als tassummiti bezeichnet. Ich hatte dieses Wort öfters bei Gelegenheit der Barlum-Feierlichkeiten mit Bezug auf die seltsamen nächtlichen Gesänge, die wie gewaltige Fugen unheimlich im düsteren Walde widerhallten, gebrauchen hören. Da es mir nicht möglich gewesen war, diese Melodien festzuhalten, so suchte ich dieselben nachträglich von einem meiner braunen Freunde in Erfahrung zu bringen, welcher mir sonst jede beliebige Auskunft ertheilte. Er sang mir auch diesmal eine ganze Anzahl anderer Melodien vor, weigerte sich aber ganz entschieden zu tassum miti, indem er zu seiner Entschuldigung anführte abumtau miti, gnäpali ssaun bümbümgĕng, d. i. nur die Häuptlinge dürfen miti, die Niedrigen machen nur bumbum. Ob dieses letztere Wort, welches den gewöhnlichen mit Gesang verbundenen Tanz bezeichnet, papuanischen Ursprunges ist, oder ob unsere freundlichen Eingeborenen dasselbe sich sofort zu eigen machten, nachdem es vielleicht von uns zuerst gebraucht wurde, vermag man heutzutage nicht mehr zu entscheiden, jedenfalls fand sich dieses Wort im zweiten Monat des Bestehens der Kolonie, als ich dort anlangte, bereits in fester Bedeutung vor[1]).

Außer dem tassummiti, dem Gesange der Häuptlinge, wurden mir als besondere Gesangsarten noch die folgenden bezeichnet: taniboa, die schon erwähnte Todtenklage (cf. Nr. 17); ssäbī, Gesänge, welche eine besondere Art des festlichen Tanzes begleiten (cf. Nr. 13); gnässaling, wörtlich: Mann (im) Wald, Gesänge, welche unmittelbar vor Beginn des Tanzes gesungen werden, wenn sich die Männer (gewissermaßen im Walde im Gegensatz zu dem freien Tanzplatz) sammeln; der Rythmus ist ⏊ ◡ ⏊ ◡ ⏊ ◡ (Nr. 18); nangssenägissun sind die Gesänge, welche den Tanz einleiten; es sind getragene feierliche Weisen, von langsamen würdigen Schritten begleitet, in welchen sich der Zug der Männer nach dem Tanzplatze fortbewegt; die bekannteste und für meinen Geschmack am meisten harmonische Melodie ist das ei ssangi mo etc. (cf. Nr. 1 und 5); nängĕbum und gnänū (oder ssīa) sind die eigentlichen Tanzgesänge, nach welchen flott getanzt wird. Zum nängĕbum gehörig bezeichnete man mir die Melodien 9 und 10; als gnänū (heißt wörtlich „Kern") bezw. ssīa die Melodien 7, 8, 3, 4, 6.

In Bezug auf alle gehörten und notirten Gesänge bemerke ich, daß mir die Bedeutung des Textes vollständig räthselhaft blieb. Die meisten Lieder weisen Worte auf, welche ich in der Umgangssprache niemals wiederfand. Unter den Europäern, welche diese Gesänge stets mit Interesse und Bewunderung hörten, tauchte zwar alle Augenblicke ein findiger Kopf auf, der diese Texte mit Zuhülfenahme irgend einer Nachbarsprache entziffern zu können glaubte; ich habe mich aber niemals von der Richtigkeit solcher Erklärungen überzeugen können, und bin der Ansicht, daß die Sprache der Umgebung Finschhafens zunächst noch viel gründlicher erfaßt werden muß, bis es möglich sein wird, an die Deutung der Liedertexte heranzugehen.

Die Tänze der Papuanen Finschhafens unterscheiden sich von den oben beschriebenen sehr einfachen Tänzen der Neu-Pommern und Neu-Mecklenburger sehr vortheilhaft durch eine eigenartige vollendete Grazie und Gewandtheit, und liefern einen weiteren Beweis für die Thatsache, daß der Sinn für Schönheit auch bei einer Rasse vorhanden sein kann, welche wir sonst als eine der tiefstehendsten zu betrachten gewohnt sind.

Es ist nun freilich außerordentlich schwierig, eine Schilderung dieses Tanzes zu entwerfen, welche bei dem Leser auch nur annähernd das Bild hervorzurufen vermöchte, welches der Wirklichkeit entspräche. Gehört doch in den Rahmen eines solchen Bildes die ganze eigenartige Scenerie eines Eingeborenendorfes mit Mondschein und Fackelbeleuchtung, glitzernden Palmen, rauschendem Urwald, schrillenden Cicaden und anderem, was man mehr empfindet als wahrnimmt.

Da ist ein geebneter sauberer Platz, ringsum begrenzt von den bescheidenen Holzhäusern des Dorfes; zahlreiche Gäste aus Nachbardörfern sitzen im weiten Kreise herum; die Frauen halten ihre kleinen Säuglinge im Arme oder haben sie auch in langen, über dem Rücken hängenden Tragbeuteln untergebracht; in einem Winkel des Dorfes sind eine Reihe von Kochtöpfen aufgestellt, in welchen das Mahl bereitet wird; kleine Knaben und Mädchen tragen geschäftig das Brennholz herbei; ältere, nicht mehr tanzfähige Männer und Frauen schwingen Fackeln aus Palmblättern, welche bald auflodernd, bald nur schwach glimmend die braunen, seltsam geschmückten Gestalten der Tänzer bald in grellerem Lichte, bald in matter Beleuchtung erscheinen lassen; oder es beglänzt auch nur der Mond in ruhiger Klarheit das phantastische Bild.

Die Tänzer haben festlichen Schmuck angelegt; den Kopf der Männer zieren weiße Kakadufedern, welche an besonderem Gestelle zu einem fußhohen, haubenartigen Aufsatze befestigt sind (ein solcher befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin); in den Armringen stecken frische Farren und Gräser; auch die Hüften erhalten einen Ausputz von Blättern und Zweigen, welche nach hinten wie ein Vogelschwanz herausragen, während der Schmuck des Kopfes und der Schultern an Kamm und Flügel eines Hahnes oder Kakadus erinnert. Die Frauen und Mädchen haben ihre wippenden Tournüren (auch solche im Berliner Museum für Völkerkunde) angelegt oder ihre Faserschürze mit kunstvoll gehäkelten und schön gemusterten Vorsteckschürzen (abaning und assili) behängt. In der Hand schwingen sie kleine grüne Sträußchen oder auch zierlich gestrickte Täschchen (atali). Natürlich fehlen auch nicht die üblichen weißen oder rothen Bemalungen im Gesicht und an den Unterschenkeln.

Das Fest beginnt mit einem feierlichen Aufmarsche der paarweise gruppirten Männer und Knaben; das vorderste Paar geht rückwärts und überwacht die Fortbewegung des Zuges, welche sehr langsam von statten geht, indem immer abwechselnd ein paar Schritte nach vorwärts und wiederum zurück gemacht werden, wie beim Pilgerschritt. Sehr effektvoll ist das schnelle Herumwerfen des Kopfes von einer Seite auf die andere, immer entgegengesetzt der Seite, nach welcher der pas ausgeführt wird, das Verbeugen des Nackens, die rhythmischen Schwingungen der gewaltig erdröhnenden Trommel. Dabei singen sie in gleichmäßig ruhigem Tempo ihr schwermüthig klingendes Ei ssangi mo, ssangi mo; ein unisono Gesang, welcher jedoch wie in zwei Chören erklingt, indem bald die Männerstimmen, bald diejenigen der Kinder und Frauen die Führung übernehmen. Ist der Aufmarsch der Männer beendigt, so folgt der eigentliche Tanz auf dem Tanzplatze, an welchem sich auch die Frauen, freilich nur in sehr untergeordnetem Maße, betheiligen. Sie bilden eigentlich nur eine Art beweglicher Staffage, indem sie zu je zweien mit kleinen, sehr zierlichen, hüpfenden Bewegungen die Gruppe der Männer umkreisen und bei jeder Beugung des Knices den Leib ein wenig nach vorn neigen, wodurch die schwanzartige Tournüre in fortwährenden kurzen Schwingungen gehalten wird.

Dann schwenken diese niedlichen Paare ein, nehmen in großem Kreise mit nach der Mitte zugewandten Gesichtern für einen Augenblick Aufstellung, lösen sich dann wiederum zu Paaren auf, um ihren Reigen in die Runde fortzusetzen;

[1]) Das entsprechende Wort auf der nördlicheren Station Hatzfeldthafen ist tschŭbŭm.

und so geht es fort, bis die jedesmalige Tour des Tanzes beendigt ist. Die eigentlichen Tänzer sind auch hier die Männer, und ihre Tanzbewegungen erinnern am meisten an unser modernes Ballet. Es ist erstaunlich, in welch' kühnen Sprüngen sich hier die jungen und alten Ballhelden ergehen. Zumeist soll ein bestimmtes Bild im Tanze zum Ausdruck gebracht werden, am häufigsten das Liebeswerben zweier Vögel; man sieht, wie der Hahn die Henne umkreist und glaubt dabei sogar den Schlag des gespreizten Flügels zu hören; wie der nebenbuhlerische Kämpe mit geschwollenem Kamme auf dem Platze erscheint; wie sie sich necken, verfolgen, fliehen, kämpfen. Welche Gewandtheit in den Bewegungen! Wie meisterhaft verstehen es diese Tänzer, das Haupt in den Nacken zu werfen, den Körper bald rechts bald links zu wenden, die Trommel mit erhobenem Arme hoch über dem Kopfe zu schwingen, sich dann wieder ganz nahe zur Erde vorn über zu beugen! Bei alledem, welch' natürliche Grazie und reizvolle Ursprünglichkeit!

Das Ende jeder Tour wird regelmäßig durch einen kurzen Aufschrei markirt; die Melodie klingt schnell ab, die Tänzer stehen still, neigen Haupt und Nacken nach dem Erdboden hin und schlagen den Schlußtakt –́ ◡ ◡ ◡ –́, –́ ◡ –́.

Dann bewegen sie sich, ohne den Platz zu verlassen, ungeordnet, doch alle in derselben Richtung in die Runde und wirbeln ganz leise auf ihren Trommeln, wie um diesen eine neue Melodie zu entlocken. Schon nach wenigen Augenblicken ist sie gefunden, die Trommeln beginnen lauter zu ertönen, und wie von selbst ist die nächste Tanz-Aufstellung gruppirt.

So geht es fort ohne Aufhören, ohne Ermüdung, mit wahrer Leidenschaft, und wenn ich am frühen Morgen erwachte, hörte ich noch immer denselben dumpfen Trommelklang aus dem benachbarten Dorfe herüberschallen.

Fig. 1. Fig. 2.

● Männer. ✦ Frauen. ◉ Solotänzer.

Alles in Allem gewinnt man den Eindruck, als ob bei vielen dieser Tänze gewissermaßen nur der Rhythmus der Tanzbewegungen ein vorgeschriebener sei, die jedesmalige weitere Ausführung aber dem Geschmacke und der Gewandtheit der einzelnen Tänzer überlassen bleibe: zu vergleichen einem Thema mit Augenblicksvariationen. In hervorragender Weise gilt das von den Solotouren, bei welchen nur zwei bis drei Personen als Haupttänzer figuriren, während das Gros die Staffage bildet. Beliebte Aufstellungen sind die folgenden:

Fig. 1. In den beiden Spatien, welche durch die Reihen a b c gebildet werden, tummeln sich je zwei und zwei Tänzer in kühnen Sprüngen; die in den Reihen hinter einander aufgestellten Tänzer bewegen sich „auf der Stelle", oder doch nur sehr unmerklich vorwärts oder rückwärts.

Fig. 2. Je zwei und zwei schräg aufgestellte Reihen a b und c d wenden sich gegen einander; die Solotänzer A und B bewegen sich außerhalb der schrägen Linien, tanzend und gestikulirend. A tritt an die tête der Gruppe c und läuft mit den Tänzern dieser Gruppe um die Gruppe b herum. B wiederholt dasselbe mit einer anderen Gruppe. A und B wechseln ihre Stellungen; die Linien verschieben sich hin und her oder schließen sich auch zum Kreise und so fort.

Bei diesen und ähnlichen Touren wird viel Sinn für Symmetrie bekundet.

Bei einem anderen Tanze (auf den Tami-Inseln) führte der Haupttänzer einen mannshohen Stab; in Sprüngen vorwärts hüpfend, klemmte er das untere Ende des Stabes abwechselnd zwischen die erste und zweite Zehe des rechten und des linken Fußes; ein zweiter Tänzer folgte ihm auf der Ferse nach und führte ganz korrespondirende Bewegungen, doch ohne Stab, aus.

Bei anderen Touren giebt es keine Solotänzer. So begleitet die Melodie 10 einen Tanz, bei welchem sich alle Tänzer gleichmäßig in großem Kreise herumbewegen. Die Sprünge entfallen abwechselnd auf das rechte und das linke Bein, wobei das freie, in der Luft schwebende Bein graziös im Knie gebeugt und mit dem „Tanzbein" gekreuzt wird. Nach dem vierten Takte, wo bei dem joa joá etwas länger verweilt wird, macht der Tänzer noch eine weitere halbe Taktbewegung.

Sollte sich im Laufe der Zeit ein Hagenbeck finden, der einen Papuaner-Trupp nach Deutschland führte, so würden solche Tanzbilder überall Erstaunen und Entzücken erregen. Am meisten Bewunderung verdienen die Mannigfaltigkeit der Rhythmen, die Genauigkeit der Ausführung, die Grazie und Decenz der Bewegungen.

Einen ssabi genannten Tanz, welchen ich in der Barlum-Zeit sah, habe ich in dem „Internationalen Archiv für Ethnographie" in meiner Abhandlung über das Barlum-Fest beschrieben.

Zu einem Kriegstanze bot das Herunterbrennen eines Dorfes im Huon-Golfe Veranlassung, dessen Bewohner sich gegen uns feindselig gezeigt hatten. Wohl mehr aus Furcht als durch aufrichtige Bewunderung unserer Heldenthat veranlaßt, erschien eine Schaar unserer Dorfnachbaren, um dem als Hauptmordbrenner gefeierten Sölĕmbö (d. i. Herrn Schollenbruch), zur Zeit Stationsvorsteher in Hatzfeldthafen) eine Ovation darzubringen. Interessant war die dabei gebrauchte sprachliche Wendung: Ei tajamui kapung Sölĕmbö; in wörtlicher Uebersetzung: ich besinge laut den Sölĕmbö. Es fehlten bei diesem Tanze die Trommeln, dagegen waren vertreten Pfeile, Bogen und Holzschwerter, welche an einander geschlagen wurden. Der Gesang entbehrte jeder Frische, klang matt, simpel und unmelodiös: ssökikī ssö, sso kikí ssö ē ā ē ē ē. Auch die Tanzbewegungen ließen an Grazie und Abwechselung sehr zu wünschen übrig. Es mochte den lieben Leuten wohl nicht sonderlich nach Tanzen zu Muthe gewesen sein.

Auch in Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg sollen Kriegstänze mit Speeren üblich sein; ich habe darüber jedoch zu wenig zuverlässiges erfahren, um eine Beschreibung dieser Tänze hier anzuschließen.

Im allgemeinen habe ich über die musikalischen Leistungen und Fähigkeiten der Papuas den Eindruck gewonnen, daß dieses interessante Kapitel im Laufe der Zeit noch manche Bereicherungen erfahren kann, und eine Beschäftigung mit diesem Gegenstande ist deshalb jedem Europäer, welcher dazu Gelegenheit hat, dringend ans Herz zu legen.

J. Chaffanjon's Reise im Gebiete des Orinoko und Caura.

II.

(Mit fünf Abbildungen.)

Am 12. März 1885 brach die Gesellschaft zu Pferde von Caicara auf, um alsbald in die weiten Grasebenen der Llanos hinein zu gelangen und abends den Rio Cuchivero, tags darauf aber das kleine Dörfchen gleichen Namens zu erreichen. Nur zwei Kilometer hinter letzterem entströmt einer kleinen Höhle der Sierra de Cuchivero der Canio Chicharro, dessen Thal als ein Hauptaufenthalt von Jaguaren berüchtigt ist. An den Wänden dieser Höhle wurden wieder interessante, und von den früher aufgenommenen gänzlich verschiedene Inschriften entdeckt. Den Boden bedecken große Steine, zwischen denen das Wasser dahinströmt. Der Quelle, die niemals versiegt, werden allerlei Wunderkräfte zugeschrieben.

Aufbruch nach dem Caura.

Auf einer Anhöhe der Sierra de Cuchivero stieß man auf einen merkwürdigen Steinbau, von dem behauptet wird, daß er den Indianern einst als Stätte ihrer Mondfeste, die sie in der Trockenzeit veranstalteten, gedient haben soll.

Nachdem auch noch der von Sassafras, Copaiba-Bäumen und Palmen bedeckten Sierra Guarirumana, die der Sierra de Cuchivero benachbart ist, ein Besuch abgestattet worden war, ging es weiter nach Santa Rosalia, immer auf endlosen gras- und krautbedeckten Ebenen dahin, und nur hie und da einer kleinen Oase von Morichepalmen begegnend. Santa Rosalia liegt am Fuße der nach ihm benannten Sierra, die mit der Sierra Guarirumana in Verbindung steht, von der Sierra de Tiramuto und von der Sierra de Helena aber durch ein tiefes Thal getrennt wird. Alle diese felsigen Gebirge tragen ein dichtes Waldkleid und liefern als ihr wichtigstes Erzeugniß die Tonkabohne (sarapia). Die Bewohner des Dörfchens, das nur aus wenigen Häusern besteht, treiben Zuckerrohrbau und Viehzucht.

Entlang der Sierra Tiramuto weiter ziehend, fand man inmitten der Ebene abermals zwei große Steine, auf denen Figuren — vermuthlich Symbole des Mondes und der Sonne — eingegraben waren. Die Thäler, welche die Gegend zwischen Tiramuto und Bonitas durchschneiden, und welche in der Regenzeit reich bewässert sind, müßten sich sehr gut zum Reisbau eignen, und thatsächlich haben auch einige Bewohner von Bonitas kleine Strecken davon zu dieser Kultur verwendet.

In Bonitas, wo mittlerweile das Boot Chaffanjon's auf seiner Fahrt stromab angekommen war, wurde die Ausrüstung für die Caura-Reise vervollständigt, und dann wandte sich die Expedition nach San Joaquin, einem „Hato“ des Generals Crespo, des Präsidenten von Venezuela. Bei dem Rio Tucuragua gab es einen großen Wald zu durchqueren, der reich ist an dauerhaftem Nutzholz, und in dem Flusse selbst vermochte man vermittelst einer Dynamitpatrone eine Anzahl neuer, oder wenigstens sehr seltener

Fischarten zu erlegen. In der Nähe von San Joaquin aber zeigten sich hie und da Rinder-Heerden, denen man so viel als möglich aus dem Wege zu gehen hatte, weil die Stiere ihnen begegnende Reiter gern angreifen. Endlich erreichte man den Hato — ein ziemlich großes Haus mit ungeheuren „Corales" (umzäunten Viehhöfen) daneben. Da man von den daselbst wohnenden Leuten des Generals Crespo hörte, daß die Jaguare mehrfachen Schaden unter den Heerden angerichtet hätten, so unternahm man am nächsten Tage einen Jagdzug in den nahen Wald, und es gelang auch eins der Thiere zu tödten und sein Fell den übrigen Reisetrophäen zuzugesellen.

Arigua-Indianer.

Vom Rio Sipao, der im allgemeinen dem Rio Tuguragua sehr ähnlich ist, ging es weiter nach San Isidro, einem Orte von 160 bis 170 Einwohnern, der nur eine Wegstunde vom Caura-Strome entfernt auf einem Hügel liegt. Ackerbau und Viehzucht wird daselbst nicht betrieben, sondern die Bevölkerung beschäftigt sich ausschließlich mit dem Pflücken der Tonkabohne und der Vanille, in den umgebenden Wäldern, sowie mit Jagd und Fischfang. Zuckerrohr wird beinahe ohne Pflege gewonnen und zur Tafia-(Branntwein-) Bereitung verwendet.

Hato des Generals Crespo.

Um eine Fuhrt durch den Caura zu finden und nach dem an dem anderen Ufer gelegenen Maripao zu gelangen, mußte man nun eine Strecke stromauf ziehen. Hierbei stieß man auf eine einsame Indianerhütte, auf deren Dache eine eigenthümliche Windharfe — eine sogenannte Tarimba — angebracht war, deren Musik die Indianer sehr lieben. Die Saiten des betreffenden Instrumentes werden aus Palmblattfasern hergestellt, und um die Resonanz derselben zu verstärken, dient eine kleine, durchlöcherte Kürbisflasche.

An der Stelle, wo man den Caura vermittelst aus Maripao entgegengesandter Kähne kreuzte, war der Strom volle 500 Meter breit. Die Pferde, die in den Kähnen

keinen Raum fanden, hatten ihn, an der Leine gehalten, zu durchschwimmen.

Maripao ist ein kleines Walddorf, dessen Bewohner vorwiegend Schwarze sind, die Nachkommen in die Wildniß geflüchteter Sklaven, die außer ihrer Hautfarbe auch das andere Hauptmerkzeichen ihrer Rasse, die Prognathie, bewahrt, ihre physische Stärke aber fast vollständig eingebüßt haben. Es sind kleine, schwächliche, krank aussehende Leute, von denen kaum einer frei ist von Syphilis. Einst soll der Ort viel bevölkerter gewesen sein, jetzt strömen aber keine neuen Elemente mehr zu, und es ist daher früher oder später sein vollkommenes Aussterben zu befürchten. Viehzucht, Reis-, Tabak- und Maniocbau sind die Beschäftigungen daselbst.

In der großen Ebene, die sich zwischen dem Canio San Pedro und dem Rio Tauca ausbreitet, gelangen die Reisenden endlich nach dem Dorfe San Pedro, das von Arigua-Indianern bewohnt ist. Indem sie hineinreiten und von ihren Pferden steigen, können sie wieder glauben, daß sie sich in einem von Menschen völlig verlassenen Dorfe befinden. Nur den Häuptling, einen ungewöhnlich großen Mann, findet man, und derselbe berichtet auf Befragen, daß die Mehrzahl der Dorfbewohner gerade draußen auf ihren „Connucos" (Feldern) beschäftigt ist, daß sie aber alle am Abend zurückkehren werden. Die Häuser sind sämmtlich schmuck und gut gehalten und mit demselben Mobiliar ausgestattet, wie die früher geschilderten der Quiriquiripas — mit einer Anzahl Hängematten, mehreren „Canastos" 2c.

Canoa-Fest der Arebatos.

Abends kommen die Dorfbewohner in Gruppen von vier bis sechs von den Feldern zurück, immer in der bekannten Indianerreihe, der Mann mit Pfeil und Bogen vorweg marschirend, und die Weiber und Kinder mit Früchten beladen eins nach dem anderen hinter ihm her. In ihrem physischen Habitus sind sie den Quiriquiripas durchaus ähnlich, nur sind die Frauen noch hellfarbiger als bei jenen. Auch die Tracht ist fast genau dieselbe. Die Leute züchten Rinder, bauen Zuckerrohr, Manioc, Bataten, Igname und Tabak, und suchen daneben Tonkabohnen und Kautschuk in den Wäldern.

Eine reichliche Tafia-Spende macht sie gegen die Reisenden rasch vertraulich, und am Abend geben sie infolgedessen einen ihrer Tänze zum besten, begleitet von dem Klange einer Trommel, einer vierseitigen Guitarre, eines „Pitto" und der „Maracas". Ebenso veranstalteten sie auch in einem Arme des Rio Tauca einen großen Fischzug, wobei sie sich in sehr geschickter Weise eines Giftes bedienen (von einer Liane namens barbasco caicareño), um die Fische an die Oberfläche des Wassers zu treiben. Außerdem werden Photographien von den Indianern und ihren Wohnungen gefertigt, und ganz im geheimen wird auch dem nahen Kirchhofe ein Arigua-Skelet entnommen.

Von den Generälen Gonzales Gil und Dublion verabschiedet sich J. Chaffanjon in San Pedro, um seine Reise am Caura aufwärts weiter fortzusetzen, und auch die wilden Indianerstämme der Arebatos und Guaguungomos kennen zu lernen. Was er über dieselben vernimmt, lautet aller-

dings nicht sehr ermuthigend: im Dezember des vorhergegangenen Jahres sollen zwei englische Kaufleute mit sechs Ruderern zu den Arebatos gegangen, aber nicht wieder zurückgekehrt sein, weil sie von den Wilden ermordet wurden.

Mit zwei Führern am Rio Tauca hinauf ziehend, kam der Reisende zuerst nach Urbany, einer alten, gänzlich verfallenen Mission. Dann langte er wieder an dem Caura an, gerade dort, wo dieser Strom seinen ersten Raudal — den sogenannten Tremblador — bildet. Durch eine Ebene, die mit verdorrtem Grase bedeckt war, erreichte er weiter den Raudal von Chaparro und den Caurafall von Para, der sich durch sein Getöse schon lange vorher ankündigte.

Nun dauert es nicht mehr lange, und man befindet sich bei Cuchara und in dem Gebiete der Arebatos. Einer der Arigua-Führer geht voraus, um dem ihm befreundeten Häuptlinge den fremden Besuch anzukündigen, und ihm Cigarren, Perlenhalsbänder, ein paar Spiegel und eine Flasche Rum als Geschenk zu überbringen. In zwei Kanus kommen dann die Wilden an, um den Reisenden einzuholen und in ihrem Dorfe willkommen zu heißen. Das Dorf selbst besteht aus zwanzig armseligen Hütten, unter denen nur diejenige des Häuptlings etwas mehr Bequemlichkeiten bietet. Eine neue Rum-Spende, die der Reisende dem Häuptlinge und seiner Umgebung zu theil werden läßt, wird seitens der Arebatos damit erwidert, daß sie ihm zu Ehren eine sogenannte „canoa“ brauen, d. h. sich um ein Gefäß herum setzen und Zuckerrohr kauen, um den so gewonnenen Saft direkt aus ihrem Munde in die Calebasse zu spritzen und gähren zu lassen, worauf dann am nächsten Abende ein großes Canoa-Fest folgt, mit Trinken, Tänzen 2c.

Nach zweitägigem Aufenthalte machte sich der Reisende, von einem Arebato begleitet, und von dem Häuptlinge nur ungern entlassen, wieder auf den Weg, und am Abende des 26. März befand er sich vor dem Guagnungomo-Dorfe

Floßfahrt auf dem Caura.

Achagua. Am nächsten Morgen sandte er dann seinen Arebato mit einigen Geschenken zu dem Häuptlinge, und dieser ließ ihm durch einen Gesandten sagen, daß er nur kommen möge. Das Dorf bestand aus einem Dutzend baufälliger Hütten, und seine Bewohner — namentlich die Weiber — verhielten sich sehr scheu. Sowohl die Männer als auch die Weiber sind größer als bei den bisher gesehenen Stämmen, ihre Physiognomien aber zugleich wilder. Ihre Hautfarbe ist ziemlich licht, und ihre Backenknochen vorspringend. Der Guayuco ist die ganze Gewandung für beide Geschlechter, am Halse aber tragen sie Perlenschnüre und am Arme Spangen. Tättowirt sind sie nur im Gesicht und an den Beinen. Die innere Ausstattung der Hütten ist ähnlich wie bei den anderen Stämmen.

Der Guagnungomo von Mischlingstypus, welcher den Reisenden in das Dorf eingeführt hatte, und welcher in Demerara gewesen war, verstand sich ohne weiteres dazu, Chaffanjon bis zu den Quellen des Caura zu begleiten. Freilich verlangte er anfangs eine unverhältnißmäßig hohe Belohnung für seine Dienste, schließlich nahm er aber mit einer Axt, fünf Perlenhalsbändern, zehn Cigarren und zwei Flaschen Rum fürlieb. Als Führer benahm er sich sehr unzuverlässig, und in der Nacht versuchte er den Reisenden sogar zu bestehlen. Noch schlimmer benahm sich aber einer der Begleiter aus Cuchara, und bei dem Dorfe Caranacuna gerieth J. Chaffanjon dadurch in eine sehr bedenkliche Lage. Während der Reisende sich mit den wilden Bewohnern des ebengenannten Dörfchens, die in der durchbohrten Nasenscheidewand Rohrpflöcke, in der Unterlippe Klauen und in den Ohren Federschmuck trugen, mit Hilfe des Tafia ganz gut verständigte, und abends ihren Tänzen zuschaute, war jener spurlos verschwunden. Am nächsten Tage aber, als der Reisende gerade dabei war, ein paar Guagnungomo-Skelette auszugraben, sah er sich plötzlich von einer be-

waffneten Schaar überfallen, an deren Spitze sich der Deserteur befand. Ein Karabinerschuß des Reisenden streckte ihn zwar todt nieder, aber auch einer seiner Begleiter fiel durch einen vergifteten Pfeilschuß der Feinde, und die letzteren ergriffen vor der Feuerwaffe nur die Flucht, um bald darauf wieder zurückzukehren. Dazu gerieth auch das Pferd und das ganze Gepäck in ihre Hand, und nur mit Mühe gelang es Chaffanjon sich zusammen mit einem seiner Indianer, namens Tapachire, in dem Röhricht eines Sumpfes zu verstecken, und im Schutze der Dunkelheit zu entkommen. An dem Caura angelangt, mußte dann vermittelst Lianen aus zwei gefallenen Baumstämmen ein Floß zusammengebunden werden, und mit Hilfe desselben ging es in abenteuerlicher Fahrt wieder stromab, hungernd und wiederholt ins Wasser stürzend. In Achagua gelang es aber gegen ein paar übrig gebliebene Habseligkeiten ein Kanu („Curiare") einzutauschen. Nun geht die Reise im allgemeinen besser von statten, und nur bei den Raudals ist das Vorwärtskommen sehr schwer. Bei dem 20 m hohen Wasserfalle von Para sowie bei den Raudals von Turapia, Pescador, Caugreo ꝛc. muß das Fahrzeug ans Land gebracht und getragen werden.

Eine angenehme Ueberraschung harrte aber des Reisenden an dem Raudal de Tremblador. Um eine Stromecke biegend, gewahrte er plötzlich in der Ferne vier Kähne, deren Bemannung ihn mit Flintenschüssen und Hüteschwenken begrüßten. Es war der General Oublion mit einer Anzahl Soldaten. Derselbe hatte aus dem Munde des Arigua-Indianers Jarajara, der zu Pferde aus Curacana entkommen war, von dem Ueberfalle Chaffanjon's gehört, und war sogleich ausgezogen, ihm beizustehen, im Falle, daß er noch lebte. Die Freude des Wiedersehens war natürlich eine große, und über Aripao und Maripao ging die Fahrt nun zurück nach San Isidro. Am 9. April gewährte ein anderer Hato des Generals Crespo den Reisenden Nachtquartier, und am folgenden Tage befand man sich wieder in Las Bonitas, und drei Tage später in Caicara.

Das Indianergebiet.

Von Joh. Flemming.

(Schluß aus Nr. 2.)

Die zahlreichen wilden Indianerstämme wurden auch zum größten Theil nach dem Territorium verpflanzt. Ueber ihre früheren Sitze wird die folgende Tabelle Aufschluß geben:

Apachen, früher in Texas, jetzt zwischen Red River und oberem Washita mit den Comanchen und Kiowas als Nachbarn.

Arapahoes, früher am Kansas River, jetzt mit Cheyennen im äußersten Westen des Territoriums an den Quellen des Washita und der South Fork of the Canadian.

Comanchen, früher in Texas, jetzt: siehe oben.

Jowas, früher am Des Moines River, jetzt im Herzen des Territoriums südlich vom Cimarron River.

Kiowas, früher in Texas, jetzt: siehe oben.

Kickapoos (Stamm der Shawanoe Nation), früher zwischen Mississippi und Michigan-See, jetzt südlich von den Jowas an der North Fork of the Canadian.

Nez-Percés oder Shahaptan, Sahaptin, früher am oberen Frazer, jetzt östlich vom Arkansas River im Norden des Territoriums.

Osagen (zur Dakotah Nation gehörig), früher am Osage River, jetzt an der Nordgrenze des Territoriums westlich vom Arkansas River.

Otoes oder Wahtohtanes, früher auf dem linken Ufer des Platte River, jetzt am Westufer des Arkansas.

Ottawas (zur Algonquin-Familie gehörig), früher in Michigan und Ohio, jetzt nordwestlich von den Jowas am Cimarron River.

Pawnees, ein kriegerischer Stamm, früher an den Ufern des Kansas, Platte und Red River, jetzt in dem Dreieck zwischen Arkansas und Cimarron.

Poncas (Puncaws), früher an der Vereinigung des Platte, Omaha und Missouri, jetzt westlich vom Arkansas zwischen Nez-Percés und Otoes.

Pottowatomies (Pouteotamis), zur Algonquin-Familie gehörend, einst in der Höhe von Detroit in Michigan, jetzt zwischen North und South Fork of the Canadien River.

Quapaws, an den Ufern des Arkansas, jetzt unmittelbar in der nordöstlichsten Ecke des Territoriums; südlich von ihnen an der Ostgrenze sitzen die

Senecas (Stamm der Iroquois), früher im Westen des Staates New-York, in der Nähe von Buffalo und des Niagara.

Sacs und Foxes (Sakewi), früher im Westen des Mississippi, jetzt südlich von den Pawnees zwischen Cimarron und North Fork of the Canadian.

Sheyennes (Cheyennen), früher am Cheyenne River, einem Nebenflusse des Missouri, jetzt im Osttheile des Territoriums.

Shawnees (Shawanoes), früher in Pennsylvanien, Ohio und Kentucky, dann in Indiana und Illinois, dann westlich vom Missouri, jetzt zwischen Kickapoos und Pottowatomies an der North Fork of the Canadian.

Wacoes (Huecos), wie die Witchetas, früher auf den großen Prärien in Texas am Red River, jetzt mit diesen zusammen am oberen Washita River.

Wyandottes (Hurons), früher an den großen Seen, an der Grenze Kanadas, jetzt an der Nordwestseite des Territoriums.

Der Kontrast zwischen den fünf civilisirten Stämmen und den zahlreichen wilden ist groß und packend. Es erfordert ein gut Theil Phantasie, um sich dieselben als verwandt vorzustellen. Die ersteren sind die Indianer Coopers und Longfellows, die Indianer der Tradition, denen wir unsere Sympathien nicht versagen, die letzteren sind die wilden Söhne der Grenze, die es noch mit der Decke und dem Skalpmesser halten. Diese wilden Stämme hängen noch hartnäckig an ihren alten Sitten und Vorurtheilen und machen der Civilisation nur widerwillig Zugeständnisse. Sie hegen eine ausgesprochene und tödtliche Feindschaft gegen die weiße Rasse. Die Künste des Friedens und der Industrie zu pflegen, scheint ihnen gleichbedeutend mit einem Verzichte auf alles, was das Leben werth und angenehm macht. Die Neigung für ein rastloses Umherstreifen ist ihnen angeboren. Im Gegensatze zu den Hirtenvölkern, die durch die Lebensweise auf den Ackerbau und festen Wohnsitz vorbereitet sind, haben sie stets nur der Jagd obgelegen, ihr Land ist ihnen nichts mehr als ein Jagdgrund gewesen, ein Platz, um bald hier bald da die flatternden Zelte für einen Tag aufzuschlagen. Daher bedeutet für sie ein Fortschritt auf dem Wege der Civilisation nicht nur eine Aenderung der Lebensweise, sondern beinahe eine Umkehrung ihrer Natur. Es ist nach allem wahrscheinlich noch eine offene Frage, ob überhaupt jemals ein wilder Indianer von reinem Blute dauernd und völlig civilisirt wurde. Pater Schönmaker erzählt, daß er sich fünfzehn Jahre mühte, Joseph Pawreopashe, den späteren Häuptling der Osagen, dazu zu bewegen, daß er die Decke ablegte, und „Joseph brauchte keine fünfzehn Minuten Ueberlegens, das moderne Gewand abzustreifen

und mit der Decke wieder zu vertauschen". Die fünf bedeutendsten unter den wilden Stämmen, die Arapahoes, die Cheyennen, die Comanchen, die Kiowas und die Osagen, wie auch einige der kleineren Stämme, bewahren alle ihre alte Stammorganisation, ihre Sitten und Ergötzungen; ihre Haltung gegen ihre jetzige Umgebung ist stolz und herausfordernd, und nur schlecht verhehlen sie ihre Rachsucht.

Die uncivilisirten Stämme werden durch ein System von Agenturen beherrscht und im Zaume gehalten. Diese Agenturen stehen unter der Verwaltung von Civilbeamten der Vereinigten Staaten — mit Militär im Hintergrunde. Daß diese Agenturen unter den Indianern Gutes stiften, läßt sich nicht bestreiten, aber es ist eine gar langwierige und durch die Schwierigkeiten ermüdende Aufgabe, die ihnen zufällt. Den Indianern liegt nicht viel an Häusern, sie ziehen vielmehr ihre alten Zelte und Hütten aus Fellen und Decken vor. Zur Arbeit verstehen sie sich nur zeitweilig, wenn sie die Noth zwingt. Sie bebauen jährlich ungefähr einen halben Acre per Kopf und produziren gegen die Hälfte der Kosten ihres Unterhaltes. Ein gut Theil der Arbeit wird indeß von weißen Männern gethan, die das Indianerland gegen einen Antheil an den Ernten bewirthschaften. Trotzdem muß man sich wundern, nicht daß diese wilden Kinder der Prairie so wenig leisten, sondern daß sie so viel leisten. Es sind dies immerhin ermuthigende Züge, denn jeder Schritt vorwärts heißt Terrain gewonnen. Man kann nicht erwarten, daß sie großes Interesse an Schul- und Erziehungseinrichtungen nehmen, und es darf nicht überraschen, daß mehrere Häuptlinge eine feindselige und drohende Stellung gegen dieselben einnehmen. Die Agenten und Missionäre haben aber für die meisten Stämme Schulen gegründet — gewöhnlich nach dem Handfertigkeitssystem; ungefähr 30 Prozent der Kinder im schulpflichtigen Alter werden jährlich in die Listen eingetragen. Die Unsittlichkeit des wilden Indianers soll sich aller Beschreibung entziehen. Dies in Verbindung mit ihrer Trägheit und Unbedachtsamkeit, die sie nicht rechnen läßt, bildet das Haupthinderniß der Ausführung eines jeden Planes, den man zu ihrer Civilisation faßt. Der wilde Indianer behandelt seine Weiber als Lastthiere, er verkauft und kauft die Frauen wie das Vieh und lebt in unterschiedsloser Vielweiberei. Er ist ferner ein eingefleischter Spieler und ein Trinker von merkwürdiger Fähigkeit; in neun Fällen von zehn ist sein Tod die direkte Strafe für andauernde abscheuliche Ausschweifungen. — Es ist kein anziehendes Bild, das diese dahinschwindenden Reste von einst berühmten und mächtigen Völkern gewähren. Es hält schwer, ihre jetzige Erscheinung mit der Geschichte in Einklang zu bringen, die sie darstellen, und doch wissen wir — und der Gedanke kann uns nicht unbewegt lassen —, daß wir hier in diesem verschiedenen armseligen, verlumpten Häuflein die Erben der mächtigen Stämme gesehen haben, die kaum ein kurzes Lebensalter rückwärts ihre Krieger noch nach furchtbaren Tausenden musterten und ihre Besitzungen nach Reisemonden jenseits des Großen Flusses zählten. Die stolzesten von ihnen sind jetzt Staatspensionäre; die ungeheuren Länderstrecken, die sie einst besaßen und durchstreiften, sind ihrem Griffe entschlüpft, wie der abrollende Faden einer Rolle. Die sämmtlichen Stämme, die einst Missouri und Kansas, Iowa und Nebraska innehatten, könnten heutzutage nicht so viel Männer ins Feld stellen, um einem Regimente regulärer Kavallerie Stand zu halten. Die Senecas, die Delawaren, die Miamis, die Sacs und Foxes — und andere heroischen Angedenkens in Sang und Geschichte — kommen an Zahl kaum noch dem wohltönenden Namen gleich, die sie zur Bezeichnung der Städte und Ströme geliefert haben. Es ist Bestimmung des Schicksals, tröstet man sich, daß die Völker, von denen diese armseligen Rotten die letzten direkten Abbilder — schattenhafte Abbilder freilich — sind, sich vor einer besseren und passenderen Ordnung der Dinge zurückziehen müssen.

Und was wird die Zukunft bringen? Diese Völker können nicht weiter gehen, soviel steht fest. Wird es ihnen beschieden sein, den Landstrich zu behalten, der von dem alten Indianerlande übrig ist, um über denselben eine beständige Stammesoberheit auszuüben? Man muß gestehen, daß die Anzeichen nicht dafür sprechen. Das Territorium wird auf drei Seiten von stetig vordringenden Staaten eingeschlossen; die ungestüme Fluthwelle der Einwanderung hat seine Grenzen bereits berührt und bildet eine drohende, immer wachsende Gefahr. Schon durchschneidet eine Eisenbahn von Nord nach Süd das Land, andere sind bis dicht an die Grenze geführt und warten gleichsam darauf, in verschiedener Richtung einzudringen. Einige Tausend weißer Spekulanten und Abenteurer haben in dem Territorium durch schlaues Umgehen der Gesetze Fuß gefaßt und sind emsig dabei, Unheil zu brüten, indem sie Streit anzuregen und die weitere Einwanderung von Ansiedlern zu ermuthigen suchen. Mächtige Korporationen, begierig nach Landschenkungen und größerer Leichtigkeit des Handelsverkehrs, bearbeiten die öffentliche Meinung, um sie gegen eine Politik einzunehmen, die diese Grenze, dieses Hemmniß für den Handel und Verkehr, erhalten wissen will. Mit Geschick und Nachdruck wird hervorgehoben, daß hier ein einladender Landstrich existirt, größer als ganz Neu-England, von dem der heimathlose weiße Mann ausgeschlossen sei, während auf den Kopf der Indianer beinahe siebenhundert Acres kommen, obgleich nicht ein Acre von fünfhundert Acres von ihnen bebaut wird, da sie es bequemer finden, die Regierung für Kleider und Nahrung sorgen zu lassen. Endlich sind die Indianer selbst getheilter Meinung, welche Richtung sie zu ihrem Nutz und Frommen begünstigen sollen. Also überall Verwickelungen und Schwierigkeiten, wohin man blickt.

Die reichste Quelle der Beunruhigung und Besorgniß sind die schwachen und unsicheren Rechtstitel, laut welchen die Indianer ihre Ländereien besitzen. Der Kongreß wie die Gerichtshöfe haben unverändert die Praktik verfolgt, diese Titel nur insofern als Besitzthumsrechte zu behandeln, als sie sich auf die Stämme als Stämme, nicht aber auf die einzelnen Mitglieder derselben beziehen, und ohne ihnen die Fähigkeit beizulegen, getheilt oder übertragen werden zu können, außer mit der Zustimmung und Beihilfe der Vereinigten Staaten. Dies setzt sie beständigen Anfechtungen aus und ladet zu Versuchen ein, sie für nichtig zu erklären und zu verletzen. Bereits wurde eine organisirte Bewegung, bekannt unter dem Namen „The Oklahoma boom", ins Leben gerufen, um sich eines großen Komplexes der Ländereien des Territoriums zum Zwecke der Kolonisation zu bemächtigen. Man fußte darauf, daß die Seminolen gedachte Ländereien den Vereinigten Staaten abgetreten, mit dem Wunsche, daß andere Indianer darauf angesiedelt würden. Da sie nun nicht wirklich an „andere Indianer" vertheilt wurden, so seien sie ipso facto öffentliche Staatsländereien geworden, auf die sich das Vorkaufsrecht — Preemption right — anwenden lasse; dasselbe besteht darin, daß man sich Anspruch auf Land dadurch erwirbt, daß man es zuerst bebaut, oder in Besitz nimmt. Das heißt also, das Besitzthumsrecht der Seminolen erlosch durch ihren freiwilligen Rücktritt, die Ländereien hörten auf, Indianerland zu sein, und da der Haupttheil derselben von anderen Indianern unbesetzt blieb, so stand dieser einer Besiedelung durch Weiße offen. Diese Bewegung erstreckte sich auf einige Hundert Familien, die mit Vieh, Werkzeugen, Waffen und Lebensmitteln an den Grenzen von Kansas lagerten und auf eine günstige Gelegenheit warteten, der militärischen Bewachung zu entschlüpfen und in das Territorium einzu-

dringen. Kleinere Gesellschaften waren auch wirklich mehrere male erfolgreich, das unworbene Gebiet zu erreichen; sie wurden aber von den überwachenden Truppen festgenommen und zurück über die Grenze gebracht. Der Prozeß gegen den Führer des Unternehmers wurde im Mai 1881 vor dem Gerichtshof des Westdistriktes von Arkansas verhandelt; derselbe wurde für schuldig befunden, widerrechtlich in das Territorium eingedrungen zu sein und erhielt dafür eine Geldbuße von Tausend Dollars auferlegt. In der Motivirung des Urtheils sagte der Gerichtshof, daß die Regierung, da sie diese Ländereien in der bestimmten Absicht, Indianer darauf anzusiedeln, erwarb, dieselben auch für einen derartigen besonderen Zweck freigehalten wissen will, und daß daher das Gebiet auch Indianerland bleibt, selbst wenn es nicht an diese vertheilt ist, oder von diesen bewohnt wird. Der letzte und bedrohlichste Versuch, die Besitznahme dieses Landes zu erzwingen, wurde im Winter 1885 gemacht und drohte eine Zeit lang mit Blutvergießen enden zu wollen. Vernünftige Vorstellungen siegten aber doch endlich, und die abenteuerlustigen Kolonisten willigten widerstrebend in ihre Entfernung durch das Militär wie in den früheren Fällen. Sie hatten aber ein gut Theil der öffentlichen Meinung und Theilnahme auf ihrer Seite und sie hatten wenigstens auch den Erfolg, den Antrag beim Kongreß eingebracht zu sehen, daß Verhandlungen zur Beilegung der Streitfrage eingeleitet würden, ob diese Ländereien der Besiedelung durch Weiße offenstehen sollen oder nicht [1]).

Diese fortgesetzten hartnäckigen Versuche, sich Oklahomas zu bemächtigen, haben einmal dazu geführt, daß das Indianergebiet in einer zu seiner Wichtigkeit außer Verhältniß stehenden Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, dann aber auch, daß die Achtung vor dem Besitzrechte der Indianer geschwächt wurde. In Wirklichkeit ist kein Raummangel vorhanden, der Westen bietet noch auf Jahrzehnte hinaus außerhalb des Indianergebietes Raum für alle, die ein Heim suchen. Für den Farmer ist noch Land von guter Beschaffenheit in Nebraska, Kansas und anderen Staaten vorhanden. Die Oklahoma-Stürmer passirten auf ihrem Wege nach der Kansasgrenze über Tausende von Acres begehrenswerthen Landes, in der Nähe leicht erreichbarer Schulen und Märkte, das sie zu niedrigem Preise und auf langen Kredit hätten haben können. Aber die Pioniere dieser wie der früheren Zeiten haben einen besonderen Appetit nach Indianerländereien und „lands kept out of the market“.

Der einfache Umstand, daß es ihnen versagt ist, dieses Gebiet zu betreten, läßt ihnen dasselbe als den schönsten Theil unserer Erde erscheinen. Die verwickelte und unsichere Sachlage dient nur dazu, ihren Eifer mehr zu entflammen und sie vorwärts zu treiben, um zur rechten Zeit die erste Wahl und die günstigsten Landansprüche zu haben. Man hat es hier mit dem aggressiven Elemente zu thun, das so viel dazu beigetragen hat, Mr. Jefferson's Louisiana zu bevölkern und zu entwickeln, und es wird wohl vergebliche Mühe sein, es aufhalten oder ablenken zu wollen. Dasselbe schaut mit Ungeduld und Aerger auf die Art, wie man mit den Indianern gleich wie mit souveränen Mächten verhandelt und ihnen weite Landstrecken einräumt, die sie doch dem Gras und Unkraut überlassen; es will die Indianer nicht länger als ein Volk dulden, und glaubt, daß man mit denselben zu zartfühlig und sentimental umgeht. Dieses unruhige Element — die Avantgarde der Civilisation — trifft erfahrungsmäßig nur Hindernisse, um sie zu überwinden und strebt nach verbotenen Fernen, nur um sie zu erfassen und zu beherrschen. Man kann daher mit Bestimmtheit voraussagen, daß ihm früher oder später das Indianerland auf die eine oder die andere Weise zufallen wird. Das ist unabwendbar: Die Frage ist nur, wie es aufgeschoben oder regulirt werden kann, und wie sich die Interessen der Indianer am besten wahren und fördern lassen.

Dahin zielend sind in den Tagesblättern und Magazinen die mannigfachsten Vorschläge gemacht worden. Die meisten stimmen darin überein, daß nothwendigerweise zuerst die Landtitel des Territoriums verstärkt werden, und eine vollkommene und gleichlautende Fassung erhalten müssen. Das könne nun erfolgreich und völlig gefahrlos dadurch erreicht werden, daß man die Ländereien nicht an die Stämme, sondern an die Indianer im einzelnen vertheile, im Maße von 165 Acres per Kopf. Es würden dann immer noch mehr als zwei Drittel des Territoriums übrig bleiben, und verkaufte man dieselben zu ihren Gunsten, so erhielte man schlecht gerechnet einen Erlös von vierzig Millionen Dollars, das giebt mehr als 500 Dollars oder 2000 Rmk. auf den Kopf. Eine derartige Vertheilung und Ausgabe von auf die Person lautenden Patenten würde natürlich die Auflösung der Stammesbande nach sich ziehen — wie man wünscht und meint, ein weiterer Schritt vorwärts in der Lösung dieser Frage. Die Indianer fänden sich also bezüglich der Vortheile persönlicher Unabhängigkeit mit dem weißen Manne dann auf einer Ebene. Gleichzeitig sollen die für die Vereinigten Staaten allgemein gültigen Gesetze — Straf- und Civilgesetze — auf das Territorium ausgedehnt, und Gerichtshöfe, die derselben walten, eingesetzt werden. Kurz, man will mit dem Flitterkram und Blendwerk der Stammesoberherrlichkeit gründlich aufräumen, das Reservation-System durch Einzelschenkungen, auf die Person lautend, ersetzen, die überzähligen Ländereien den weißen Ansiedlern eröffnen, und die Indianer unter die Zucht und den Schutz der gewöhnlichen unparteiischen Gesetze stellen, in der Absicht, sie möglichst selbständig und unabhängig in ihrem Handeln und Fortkommen zu machen.

Von anderer Seite wird jedoch geltend gemacht, daß diese Politik unvollkommen bleiben werde, würde sie nicht ein strenges Schul- und Erziehungssystem ergänzend zu Hilfe ziehen. Der Unterricht aller Indianerkinder in guten Schulen soll während einer bestimmten, wenn auch beschränkten Zeit des Jahres obligatorisch sein. Von dieser Maßregel darf man auch wohl allein eine Besserung und Modifikation des Indianercharakters erhoffen.

Was nun, wenn sich der Staat wirklich entschließt, die hier flüchtig skizzirte Politik zu verfolgen? Dieselbe verspricht allerdings Frieden zu schaffen; den ungesetzlichen Bestrebungen der ländergierigen Weißen würde gesteuert, und gleichzeitig eine Pflicht der Gerechtigkeit erfüllt, wenn man den Indianern wirkliche Rechte garantirt. Die fünf civilisirten Stämme sind so weit vorgeschritten, daß sie nach jeder Richtung hin für sich selbst zu sorgen vermögen; ihre Zahl beträgt auch zwei Drittel aller Indianer des Territoriums, und sie würden wahrscheinlich auf viele Jahre hinaus die vorherrschende Klasse der Bevölkerung bilden. Die wilden Stämme freilich würden aus augenscheinlichen Gründen einigermaßen im Nachtheile sein. Aber selbst im schlimmsten Falle könnte man ihre etwaige Lage im Vergleiche zu der jetzigen immer noch als eine Verbesserung betrachten, und ihre Civilisation, vorausgesetzt, daß sie einer solchen fähig sind, würde eher beschleunigt als verzögert. Zum Schlusse drängt sich uns aber noch die Frage auf, ob die ausgesprochene Feindschaft zwischen der weißen und rothen Rasse sich durch einen so tiefgreifenden Wechsel in ihren Beziehungen gegeneinander aufheben oder doch wenigstens mildern läßt, oder aber, ob sie sich im Gegentheil verschärfen wird. Im letzteren Falle wäre das Schicksal dieser Häuflein besiegelt.

[1]) Vor kurzem ist der Oklahoma-Distrikt bekanntlich der freien Besiedelung geöffnet worden. Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 303 und 334.

Kürzere Mittheilungen.

Gustav Radde's Reisen und Forschungen.

Indem Gustav Radde vor kurzem die Auszeichnungen[1]) entgegennahm, welche ihm die „Londoner Geographische Gesellschaft" und die „Berliner Gesellschaft für Erdkunde" in Würdigung seiner hervorragenden Verdienste um die Erforschung von Russisch-Asien[2]) zu theil werden ließen, warf derselbe einen interessanten Rückblick auf sein vielbewegtes Reise- und Forscherleben. Da er uns freundlichst einen umfassenderen Bericht aus seiner eigenen Feder in Aussicht gestellt hat, so begnügen wir uns an dieser Stelle, einen kurzen Auszug aus den beiden Vorträgen zu geben. — Im Jahre 1852 von seiner Vaterstadt Danzig ausziehend, verbrachte der Reisende zunächst mehrere Jahre, das Naturleben beobachtend und studirend, in Taurien. Dann ernannte ihn die Geographische Gesellschaft zu St. Petersburg 1855 zum Mitgliede einer Expedition nach Ostsibirien, und er gelangte in dieser Eigenschaft an die melancholischen Ufer des Baikalsee, in die Wüste Gobi mit ihrem schroffen Wechsel von Kälte und Hitze, an den Amur und auf den Munku Sardyk. In den Urwäldern des mittleren Amur durchlebte er zwei Jahre lang eine förmliche Robinsonade. 1860 mit reichen Sammlungen nach Petersburg zurückgekehrt, konnte er die gewonnenen Materialien im Schoße der dortigen Akademie bearbeiten, und zugleich wurden ihm auch seitens der Universitäten Dorpat und Breslau wohlverdiente Anerkennungen zu theil. 1864 wurde er sodann von dem Statthalter der Kaukasus-Länder, dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch, mit der biologisch-geographischen Untersuchung dieser Gebiete betraut, und seither bildete Tiflis das Hauptquartier seiner rastlosen Forscherthätigkeit. Eine lange Reihe größerer und kleinerer Reisen, die er von dort aus unternahm, führte ihn bald nach Hoch-Armenien, bald nach der Hauptkette des Kaukasus und bald nach den anstoßenden Thalgegenden und Tiefländern. Den Sammlungen, welche er dabei im Vereine mit seinen Mitarbeitern zusammenbrachte, vermochte er bereits im Jahre 1866 durch Gründung des kaukasischen Museums ein Obdach zu bereiten, und er hatte die Freude zu sehen, wie diese seine Schöpfung aus kleinen Anfängen rasch zu hoher Stattlichkeit gedieh. Eine größere Expedition führte ihn endlich im Jahre 1886 durch die uralokaspische Depression nach dem Kopet-Dagh, dem Tedschen, dem Murghab, der afghanischen Grenze und nach Nord-Chorassan. So durfte der Reisende wohl sagen: „Jetzt, wo mir das Haupt ergraut, und der Körper zu mahnen anfängt an die Gebrechlichkeiten des nahenden Alters — jetzt, wo ich nicht mehr so ohne alle Rücksicht auf mich selbst in Wüsten und Steppen mich tummeln darf, auch nicht mehr so sicher die Felsenchaose hoch oben am Gletscherrande, oder den jähen Kraterabsturz todter Vulkane betreten kann — jetzt muß ich nach und nach abschließen. Aber ich bin bei meinem Leben ein reicher Mann geworden — nicht äußerlich, doch aber innerlich; Seele und Herz sind jung geblieben, treues Gedächtniß und malende Phantasie auch. In den Stunden der Anregung schwelge ich in meinen Erinnerungen — bald in den Einsamkeiten majestätischer Hochalpen, bald im unheimlich stillen sibirischen Föhrenwalde — auf den erzürnten Fluthen des schäumenden Meeres, oder im Schatten herrlicher Nußbäume im alten Colchis gelagert. Das hat kein Ende. Bild folgt auf Bild. Und die Staffage dieser Scenerien ist reich; sie ist überreich. Im Lärm der großen Städte habe ich den Hohen und den Mächtigsten dieser Erde oft von meinen Reisen erzählt. Ich schlief in üppigen Prunkgemächern und sah viel Gold und Edelstein und erdrückenden Ueberfluß — und dann lagerte ich auf hartem Boden, den Sattel zum Kissen in enger Jurte; da betete ein Schaman am lodernden Feuer und ein armes Tungusenweib hauchte die Seele aus. Dieser Erinnerungsreichthum bleibt mir — er kann nicht umkommen."

[1]) Die erstgenannte Gesellschaft verlieh ihm die goldene Viktoria-Medaille, und die letztgenannte ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

[2]) Die literarischen Hauptwerke Gustav Radde's sind: Reisen in Ostsibirien (1862 bis 1864); Die drei Längen-Hochthäler Imeritiens; Vier Vorträge über den Kaukasus (1874); Aus den Hochalpen des Daghestan (1866); Die Chewsuren und ihr Land (1878); Reisen an der persisch-russischen Grenze (1885); Vorläufiger Bericht über die Expedition nach Transkaspien und Khorassan (1887).

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Zurückgekehrt von seiner arabischen Reise (Vergl. S. 15) verbreitete sich Professor G. Schweinfurth am 6. Juli vor der Berliner Geographischen Gesellschaft über die wissenschaftliche Erforschung des südwestlichen und südlichen Arabiens. Nach Niebuhr und Forskal, die das Land in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereisten, ist nur wenig in dieser Richtung geschehen. Nur der Italiener Manzoni (1877 bis 1880) leistete Erhebliches, und Glaser schuf durch seine topographischen Aufnahmen eine vortreffliche Basis für weiteres Vorgehen. Trotzdem daß Südwest- und Südarabien an der großen Heerstraße nach Indien liegen und sehr bequem zugänglich sind, und daß der Reisende sich daselbst der denkbar größten Sicherheit erfreut, ist Jemen floristisch und faunistisch noch sehr unvollkommen, und Hadramaut sowie auch Oman so gut wie noch gar nicht bekannt. Anziehende Probleme der Forschung bieten in diesen Gegenden vor allen Dingen gewisse Kulturpflanzen — der Kaffeebaum und die rapide Verbreitung des von ihm gelieferten Genußmittels, der Weihrauch, die Sykomore, die Persea ꝛc. —, und ganz besonders zur Lösung dieser Probleme suchte der berühmte Reisende das seinige beizutragen. Auch in ethnologischer Beziehung aber ist das Land durch seine Lage — als natürliche Brücke zwischen den Welttheilen Asien und Afrika, und als vermuthlicher Hauptbestandtheil des alten, sich zu beiden Seiten des Rothen Meeres ausdehnenden Landes „Punt" — im höchsten Grade interessant und der sorgfältigsten Durchforschung würdig. Hinsichtlich der Kulturleistungen ist besonders auf die großartigen Terrassenberge hinzuweisen, die sich zum Theil Tausende von Fuß erheben, und die ein glänzendes Zeugniß von dem Fleiße geben, mit welchem die Bevölkerung den Boden bebaut.

— W. W. Rockhill, der ehemalige Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in Peking, ist augenblicklich auf einer Reise in der Gegend des Kuku-Nor begriffen, um dieselbe besonders in ethnologischer Beziehung genauer erforschen

zu helfen. Von dem Kloster Kumbum (Lusa) bei Sining, wo er im April d. J. weilte, gedachte er sich nach Tsaidam zu wenden, um sich daselbst einer Gesellschaft von Pilgern anzuschließen, die demnächst von Kumbum aufbricht, und mit derselben womöglich nach Lhassa zu gelangen. Herr Rockhill hat sich einen Mongolen zum Freunde gemacht, der ihm dabei behülflich sein will, außerdem spricht er tibetanisch, geht in tibetanischer Landestracht einher, und hat bisher noch keinerlei Argwohn bei den Eingeborenen erregt. Ein ehemaliger Begleiter Potanin's soll auch dem amerikanischen Reisenden dienen.

Afrika.

— Bevor Hauptmann Curt von François nach Südwestafrika abgereist ist, um die daselbst nöthig gewordenen Operationen zu leiten, hat er über seine letzte Reise im Inneren des Togo-Landes einen kurzen Bericht erstattet. Danach gelang es ihm im Januar bis April dieses Jahres abermals über Kpandu und Kratji nach Salaga vorzudringen und dann über dieselben Orte sowie über Tafi, Ho, Adangwe und Kutime nach der Küste zurückzukehren. Die Gegend zwischen Kpandu und Kratji beschreibt er als ein welliges, mit lichtem Walde bedecktes Land, dessen Bewohner Maniok, Yams, Mais, Reis, Oelpalmen und zum Theil auch Pandanus (zur Mattenbereitung) kultiviren. Kratji ist wichtig als Kopfpunkt der Wolta-Schiffahrt, aber nicht frei von Fieber- und Moskitoplage. Zwischen diesem Orte und Salaga dehnt sich vorwiegend Savanne aus, unterbrochen von schmalen Galeriewäldern entlang den Wasserläufen. Ausgedehnte Yams- und Maniokpflanzungen liegen zwischen Bajamisso und Salaga, neuerdings auch Bananen- und Tabakpflanzungen. Die Eingeborenen, und insbesondere der Sultan von Pembi, empfingen den Reisenden ausnahmslos freundlich (Vergl. „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" II, S, 33 ff.).

— Ueber die Pigott'sche Expedition im Inneren von Britisch-Ostafrika verlautet, daß dieselbe aus Ukambani (im Südosten des Kenia) über Sabaki nach Mombas zurückgekehrt ist. Da dieselbe bekanntlich dem Victoria-Nyanza zustrebte, so muß man annehmen, daß sie in der Gegend des Kenia auf Schwierigkeiten gestoßen ist. (Vergl. S. 16.) Am Tana-Flusse hat sie aber eine Station errichtet, und mit verschiedenen Häuptlingen hat sie Verträge geschlossen.

— Dem „Annuario statistico italiano" zufolge beziffert sich die Bevölkerung von Massaua und seinem Distrikte auf 65 000 Seelen. Auf Massaua selbst kommen 16 000, auf Monkullo 15 000, auf Archico und Otumlo je 14 000, und auf Emberemi, Zaga und den Dahlac-Archipel (vor der Bucht von Massaua) je 2000. Da mittlerweile die Grenzen des italienischen Gebietes um ein Beträchtliches vorgeschoben worden sind, und im Nordwesten neuerdings auch Keren umfassen, so ist die Gesammtzahl der Bewohner des italienischen Schutzgebietes aber eine größere. Das Gebiet von Assab zählt 6800 Bewohner.

Nordamerika.

— Ogilvie's Aufnahmen im Yukondistrikte, die im Auftrage der „Geological and Natural History Survey of Canada" ausgeführt worden sind, haben unter anderem ergeben, daß die Grenze zwischen dem Gebiete der Vereinigten Staaten (Alaska) und dem Nordwesten von Kanada in jener Gegend ungefähr 90 englische Meilen (145 km) weiter flußabwärts liegt, als man bisher in der Praxis annahm. Von augenblicklicher Wichtigkeit ist das insofern, als gerade in jener Gegend goldreiche Distrikte liegen, die schon ausgebeutet werden, insbesondere am Forty Mile Creek. Infolge dieser Angaben Ogilvie's hat die Regierung der Vereinigten Staaten zwei Kommissionen ausgesandt — eine für die „Küstenaufnahme", eine für die „geodätische Aufnahme" —, welche den als Grenzlinie festgesetzten 141. Meridian vom Mount St. Elias bis zur Küste des Eismeers vermessen sollen. Professor Russell von der Smithsonian Institution begleitet die Expedition als Geograph. Die Untersuchung wird voraussichtlich achtzehn Monate dauern.

— Nach dem Berichte amerikanischer Zeitungen ist es Lieutenant F. Schwatka gelungen, auf seiner Reise in den nordmexikanischen Gebirgen einen Stamm von Höhlenbewohnern aufzufinden, der in seiner Art zu leben und zu wohnen an die vorhistorischen „Cliff-Dwellers" von Arizona und Neu-Mexiko gemahnt. Hohe, hagere Gestalten und von sehr dunkler Hautfarbe, erklimmen die Leute ihre an steilen Felswänden gelegenen Höhlen mit großer Gewandtheit, entweder mit Hilfe von Kerbstöcken, die sie gegen die Wände stellen, oder auch einfach mit ihren Händen und Füßen in die vorhandenen Spalten hinein greifend. Den Reisenden und seinen Begleitern gegenüber verhielten sie sich sehr scheu.

Australien und Polynesien.

— Einer telegraphischen Nachricht aus Brisbane zufolge ist es dem Administrator des englischen Schutzgebietes auf Neuguinea, Dr. W. Mc Gregor, gelungen, eine erfolgreiche Gebirgstour in der Owen-Stanley-Kette auszuführen. Der höchste Gipfel der Kette wurde bestiegen, zu 13 121 englischen Fuß gemessen, und Mount Victoria benannt. Einen anderen Berg, nördlich davon, der 12 500 Fuß hoch ist, nannte man nach dem Prinzen von Wales Mount Albert Edward. Die Eingeborenen, denen man begegnete, bewiesen sich freundlich, und es war der Expedition möglich, eine reichhaltige Sammlung von Pflanzen und Vögeln nach Port Moresby zurückzubringen.

Bücherschau.

— Krones, Dr. Franz von, Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer, insbesondere Steiermarks, Kärnthens und Krains, nach ihren geschichtlichen und örtlichen Verhältnissen. (Forschungen zur deutschen Landes- und Völkerkunde, Bd. 3, Heft 5, 176 S.) Stuttgart. Engelhorn. — Eine äußerst mühsame Arbeit, welche auf Grund sehr sorgfältiger Studien und Urkundenforschungen das Eindringen der Deutschen, der deutschen Kirche, des anfangs beamteten, später grundbesitzenden Adels und der ackerbauenden und gewerbetreibenden Kolonisten von der Zeit der Baiernherzöge und der Karolinger bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schildert. Von Interesse ist, daß die Deutschen zunächst namentlich den schweren Thalboden und die Waldberge in Angriff nahmen, welche die Slovenen beim Eindringen in das verödete Römerland wüste liegen gelassen hatten, und daß die ganze Ansiedelung auf friedlichem Wege stattfand; der mächtige, grundbesitzende slovenische Adel sowohl als auch die slovenische Bauernbevölkerung in den heute deutschen Theilen der Alpenländer verschmolzen ganz allmählich mit den deutschen Berufsgenossen. Auffallend ist die geringe Zahl romanischer Namen in dem doch einstmals ganz romanisirten Lande, ein Beweis für die nahezu völlige Verödung der zugänglicheren Alpenthäler zur Zeit des Eindringens der Slovenen. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Unregelmäßigkeiten der Meeresoberfläche.

Von J. von Goerne.

Nach der Ansicht früherer Zeiten, die übrigens noch nicht allzu weit hinter uns liegen, bot die Oberfläche des Meeres eine regelmäßige und einfache Erscheinung dar: nämlich die einer zur Erdfeste parallelen Fläche. Eine andere Meinung galt nicht; man fand sich in dieselbe als in eine solche, von der besondere Komplikationen eine Geltung nicht beanspruchen konnten. Und doch läßt sich zeigen, daß dieser scheinbar so unumstößliche Glaube gewissen Modifikationen zu unterliegen hat. Man ist auf Grund neuerer Forschungen, wie sie in Boguslawki-Krümmel's Ozeanographie und in Krümmel's „Ozean" niedergelegt sind, durch einfache Thatsachen und sinnreiche Schlußfolge zur Kenntniß höchst merkwürdiger und überraschender Erscheinungen hinsichtlich der mannigfaltigen Verschiedenheiten, wie sie eben die so einfach scheinende Oberfläche des Meeres darbietet, gelangt.

Wäre die Erde eine ringsumher vollkommen gleichmäßig vom Wasser bedeckte Kugel, so würde die Wasserhülle überall parallel der Erdfeste sein können; das gleiche würde sich zeigen, wenn die Erde, alles Land fortgedacht, sich darstellte als dasjenige Sphäroid (die abgeplattete Kugel), welches sie thatsächlich ist. Nun schieben sich aber zwischen die Wassermassen nicht minder gewaltige Erdmassen, die Kontinente, mit mächtigen Erhebungen ein. Denkt man sich nun, wie dies die Geodäten thun, das Meeresniveau unter den Kontinenten fortgesetzt, so nennt man den so erhaltenen idealen Erdkörper nach Listing das Geoid. Auf die Oberfläche dieses Geoides werden alle Höhen- und Tiefenmessungen bezogen.

Denkt man sich ferner einen Erdkörper von der Gestalt eines Umdrehungsellipsoides, dessen kleine Achse um $1/_{289}$ kleiner ist als seine große, und dessen Volumen dem einer Kugel von 6370 km Radius entspricht, so ist es leicht, für verschiedene geographische Breiten die Längen der bezüglichen Sekundenpendel zu berechnen. Ein solches, von der theoretisch gefundenen Länge, macht dann auf der bezüglichen Breite 86 400 Schwingungen in 24 Stunden.

Wie bekannt, nimmt die Anziehungskraft der Erde mit der Entfernung vom Mittelpunkt außerordentlich rasch ab — im quadratischen Verhältniß, so daß bei doppelter Entfernung die Anziehungskraft nur noch den vierten Theil beträgt. Aus diesem Gesetze folgt, daß an den Orten, welche vom Erdmittelpunkt weiter entfernt sind, als andere, die Erdanziehung geringer ist. Mithin wird die Zahl der Schwingungen in 24 Stunden verringert, bei denen die entfernter vom Mittelpunkte liegen, vergrößert dagegen bei denen, die näher liegen. Dies ist nun durch die großen Expeditionen von Henry Foster, Freycinet, Duperrey, Lütke u. s. w. durch Beobachtung thatsächlich festgestellt worden.

Lütke fand nämlich, daß das Sekundenpendel auf den Bonin-Inseln (südöstlich von Japan) in 24 Stunden 11,83 Schwingungen mehr vollendete, als ihm nach der Rechnung zukamen. Nach Hann besitzt demzufolge der dortige Meeresspiegel eine Depression von 1407 m, nach Listing nur von 1310 m. Andere ozeanische Inseln zeigen freilich eine geringere Abweichung vom Normalniveau, wie

z. B. St. Helena, wo sie nur 850 m beträgt; immerhin sind aber solche Depressionen noch höchst bemerkenswerth.

An den Küsten der Kontinente finden wir dagegen das entgegengesetzte; so weist die Mündung des Amazonenstromes eine Höhe von 570 m, Madras in Bengalen 450 m und London 120 m über dem normalen Spiegel auf. Wir dürfen also hiernach die Meeresfläche als eine bezüglich der Geoidfläche erheblich deformirte Fläche ansehen.

Der Grund dieser Erscheinung beruht auf einfachen physikalischen Gesetzen. Nach Newton's Gravitationsgesetz ziehen sich alle Körper im geraden Verhältniß ihrer Massen an. Das Land ist aber etwa $2^1/_2$ so schwer als Wasser, besitzt also $2^1/_2$ mal so viel Masse als das Wasser, und zieht letzteres daher $2^1/_2$ mal stärker an, als es von diesem selbst angezogen wird.

So ist dies denn bei den Kontinenten ebenfalls der Fall, und die angeführten Thatsachen liefern uns den Beweis für die Existenz der sogenannten Kontinentalwelle. Durch das Austreten derselben wird der Meeresspiegel eine unregelmäßige Fläche, welche im allgemeinen an den Küsten der großen Festländer weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist als im offenen Ozean, wie dies eben die ausgeführten Pendelbeobachtungen dargethan haben.

Hierbei ist aber besonders zu betonen, daß man mit den erwähnten Elevationen und Depressionen nicht etwa die Anschauung verbinde, als sei der Ozean an einzelnen Stellen konkav gekrümmt: dies ist nie der Fall; er zeigt vielmehr überall eine konvexe Fläche.

Uebrigens ist noch eine andere Ursache vorhanden, welche in einzelnen Meeren zu den Unregelmäßigkeiten des Meeresspiegels beiträgt. Es sind dies Massenverschiebungen, welche nach der wohl maßgebenden Ansicht des verstorbenen Zöppritz zum Theil durch Erosions- und Sedimentablagerungen, zum Theil auch durch säkulare Hebungen und Senkungen hervorgebracht werden.

Ein gutes Beispiel für ersteres bietet das Nordpolarbecken, wegen seiner Geschlossenheit nach allen Seiten. Abgesehen von der sogenannten „Eismeertiefe“ zwischen Norwegen, Island und Grönland, deren größte Einsenkung 4846 m beträgt, kann man das Nördliche Eismeer im Vergleich zu anderen großen Meerestheilen geradezu flach nennen: der Theil zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja — die Barents-See — ist durchschnittlich nur 200 m tief. Im Karischen Meere beträgt die größte Tiefe östlich der Insel Waigatsch wenig über 700 m.

Der nordöstliche Theil des Karischen Meeres zeigt ausgedehnte seichte Flächen, zu deren Bildung wohl der Ob und Jenissei alljährlich erheblich beitragen. Auch das Sibirische Eismeer weist nur Tiefen von 50 bis 60 m auf; die Behringsstraße solche von durchschnittlich nur 40 m. Aehnliche Verhältnisse finden sich im arktischen Archipel. Die Baffins-Bai besitzt Tiefen von 200 bis 350 m.

Durch das erwiesene Anhäufen der Sedimente aus den großen asiatischen Flüssen hebt sich der Meeresboden und damit zugleich auch der Spiegel allmählich, so daß die Gestadeländer des Polarmeeres allmählich überfluthet werden. Wie eine eingehende Rechnung ergiebt, würde eine Ablagerung von 11 m Mächtigkeit ein Steigen des Meeresspiegels um 1 m, und eine solche von 550 m ein Steigen desselben um 50 m verursachen, wodurch weite Strecke des flachen Küstenlandes unter Wasser gesetzt werden würden. — Obwohl man in der Wissenschaft oft davon spricht, der Gipfel eines Berges liege so und so viel Meter über dem Meere, so ist dieser Begriff, wie aus den obigen Auseinandersetzungen hervorgeht, doch immer nur ein sehr unbestimmter, insbesondere, wenn man noch der Gezeiten — der Ebbe und Fluth — gedenkt. Man wählt dann nach einer längeren Reihe von Beobachtungen einen mittleren Stand des Meeresspiegels als Nullpunkt aus.

In den Meeren, welche Ebbe und Fluth nicht kennen, wie die Ostsee, hat man während einer längeren Reihe von Jahren (für Swinemünde) einen konstanten mittleren Wasserstand zu erkennen geglaubt, so daß ein solcher Punkt als Normalpunkt für Meereshöhen angesehen werden könnte.

Indessen ist als Normal-Nullpunkt aus anderen Gründen von Seiten der königlich preußischen Landesaufnahme ein solcher in der Berliner Sternwarte festgelegt worden, welcher nur um 1 bis 2 cm niedriger, als das Mittelwasser der Ostsee bei Swinemünde liegt. Man ersieht aus allem Angeführten, wie schwierig die Bestimmung der Lage der Niveaufläche des Meeresspiegels für die Feststellung der absoluten Höhen, die sich auf der Oberfläche des festen Landes vorfinden, ist, und daß von einem überall gleich hohen Meeresniveau überhaupt nicht die Rede sein kann.

Je nach den physikalischen oder meteorologischen Verhältnissen zweier benachbarter Meere können deren Niveauunterschiede größer oder geringer sein.

So haben sich im Laufe der Zeit für diesen Unterschied bezüglich des Atlantischen und Stillen Ozeans verschiedene Resultate ergeben. Alexander von Humboldt meinte aus Barometerbeobachtungen den Schluß ziehen zu sollen, daß der Unterschied für die genannten Ozeane 3 m betrage. Da ihm diese Differenz selbst zu erheblich schien, so wurde auf seine Veranlassung in den Jahren 1828 und 1829 ein Nivellement der Landenge von Panama vorgenommen, wodurch sich ergab, daß der Stille Ozean bei Panama um 1,07 m das Niveau des Atlantischen Ozeans bei Chagres übertrifft. Neuerdings ergab die gleiche Arbeit, daß die Niveaus gleich seien, während durch andere Messungen die älteren Resultate bestätigt wurden. Aehnliche Verschiedenheiten ergaben die Messungen zur Feststellung der Niveau-Unterschiede des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres an den französischen Küsten.

In neuerer Zeit hat man die Niveau-Unterschiede innerhalb einzelner Meere sowohl — insbesondere des Mittelmeeres — als auch solcher benachbarter Meere, welche mit einander durch Straßen frei in Verbindung stehen, wie Mittelmeer — Atlantischer Ozean, Ostsee — Nordsee durch das verschiedene spezifische Gewicht ihres Wassers infolge des Salzgehaltes zu erklären gesucht. Wie bekannt, verhalten sich die Niveauhöhen von Flüssigkeiten, welche verschiedene spezifische Gewichte haben und sich in sogenannten kommunizirenden Gefäßen befinden, umgekehrt wie ihre spezifischen Gewichte. Bei den Meeren also, in denen der Salzgehalt relativ groß ist, steht das Niveau niedriger als in denen mit geringerem Salzgehalte. Bei der Garonne-Mündung ist das Niveau des Atlantischen Ozeans daher um 0,72 m höher als das des Mittelmeeres bei den Rhonemündungen, welches übrigens nach Osten zu um 8 cm sinkt. Aus gleichem Grunde weist der Spiegel der Ostsee einen um einige Centimeter höheren Stand auf, als der der Nordsee. Freilich wird die Entstehung jener Differenz hier nicht in größerer Verdunstung der Ostsee, sondern wohl mehr in deren relativ starken Zuflüssen an Süßwasser zu suchen sein.

Eine weitere, allerdings allgemein bekannte Ursache von Niveau-Aenderungen des Meeresspiegels liegt in den im Laufe eines Jahres vorherrschenden Windrichtungen oder zeitweilig auftretenden starken Stürmen, bezw. Orkanen.

Man wird sich noch entsinnen, wie bei der großen Sturmfluth vom 12. bis 14. November 1872 das Wasser an der mecklenburgischen und holsteinischen Küste bis 3 und $3^1/_2$ m über die normale Höhe aufgestaut wurde.

Bei den Sturmfluthen der Nordsee, von denen auf jedes Jahrhundert nachweislich 50 entfallen, beträgt das Steigen

des Wassers durchschnittlich 4 bis 4,6 m; ja, bei der größesten Sturmfluth dieses Jahrhunderts, vom 3. und 4. Februar 1825, erreichte der Stand über den mittleren Stand sogar die Höhe von 5,5 bis 6 m. In anderen Meeren sind diese Erscheinungen infolge von Orkanen noch erheblicher. Im Meerbusen von Bengalen erreichte die Sturmfluth vom 29. Oktober bis 1. November 1876 an der Küste eine Höhe von über 3 m, wo sie Widerstand fand aber 6, ja sogar 12 m.

Bei der westindischen Insel St. Vincent stieg während des großen Orkans vom 10. Oktober 1831 das Wasser um 4 m und bei dem vom 10. Oktober 1780 um 8 m; der letztere vernichtete die englische Flotte unter Sir Rodney. Als Ursache vorübergehender Niveau-Aenderungen des Meeresspiegels sieht man auch, auf Grund neuerer Beobachtungen den längere oder kürzere Zeit andauernden hohen oder niedrigen Luftdruck über den Küstenländern an.

J. Chaffanjon's Reise im Gebiete des Orinoko und Caura.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

In Gesellschaft des Generals Dublion unternahm J. Chaffanjon unmittelbar nach seiner Wiederankunft in Caicara noch eine ausgedehntere Recognoscirungstour auf dem Orinoko, die ihn bis zur Meta-Mündung führte.

Nach kurzer Bootfahrt wurde zuerst Cabruta erreicht, ein großes Dorf von 380 Seelen, das an dem Fuße einer Granitkette und am Rande der Llanos der Apure (S. Abbildg. 1) liegt, und das in den letzteren in schwungreicher Weise Viehzucht treibt. Nahe dabei befindet sich ein anderes kleines Dörfchen, das von Guamos-Indianern bewohnt ist. In Capuchino, einige Kilometer weiter stromauf, lernte man wieder eine alte verfallene Mission kennen. Nahe bei derselben ergießt sich der Rio Apurito, ein Arm des Apure, in den Orinoko, und zugleich macht dieser letztere Strom hier abermals eine scharfe Biegung. Die Fahrt geht nun wieder nach Süden statt nach Westen. Das linke Ufer ist niedrig und sumpfig und von zahlreichen Wasserarmen durchschnitten, und die ganze Gegend zwischen dem Rio Apurito und dem Rio Arauca bildet eigentlich ein einziges, ungeheures Delta. Nahe dem rechten Ufer liegt dagegen zwischen der Apurito- und Apure-Mündung die hohe Insel Agujeritto. Der Strom selbst ist hier wieder gewaltig breit und mißt bei der Apure-Mündung gegen 3000 Meter. Der Apure hat einen sehr gewundenen Lauf und weißliches Wasser, in dem es von Kaimans wimmelt.

Es folgen nun die waldbedeckten Inseln Verija de Mono und Pajaral, von denen die letztere sehr felsig ist, und als ein Ausläufer des Encaramada-Gebirges angesehen werden muß. Am Fuße dieses Gebirges, das sich bis zum Rio Concepcion dem Orinoko entlang zieht, gewahrt man zahlreiche große Steinblöcke, die man für erratische Blöcke nehmen könnte. Weiter südlich lagern sich die drei Inseln Orichuna, Encarnado und Guaipere quer in den Strom, so daß es einem beim Herannahen scheint, als nehme dieser hier sein Ende.

Weiterhin geht es an den gefährlichen Klippen der Piedra del Zamuro vorüber, die sich mitten aus dem Strombette erhebt, und ebenso auch an der Insel Casimirito, hinter der der Rio Concepcion mündet, und auf der die Indianer zu Zeiten dem Schildkrötenfange obliegen. Man gewahrt auf dieser Insel sowie auch an dem Rio Caballare ihre Schutzhütten und Fischdarren, und ebenso liegen daselbst zahlreiche Rückenschilder von Schildkröten umher.

Südlich von der Insel Casimirito fließt der Orinoko wieder west-östlich. Vor der Mündung des Rio Tortuga befinden sich hier große Sandbänke, auf denen die Schildkröten ihre Eier abzulegen pflegen, und die Leute Chaffanjon's hielten darunter mit leichter Mühe eine ergiebige Ernte. Die Inseln Estillero und Posso Redondo sind wieder mit dichtem Walde bedeckt. Dann folgen die großen Sandbänke von Manteca — förmliche Inseln, die von dem rechten Stromufer nur durch einen engen Kanal getrennt sind —, und weiterhin auf der anderen Seite des Flusses die Insel Buena Vista, die ebenfalls von ausgedehnten Bänken umgeben ist. Auf dieser Insel hat das Schildkröteneier-Suchen, dem man um die fragliche Zeit obliegt, ein förmliches Dorf von 200 Einwohnern geschaffen, denn von überall sind die Leute zu diesem Behufe herbei gekommen.

Die Schildkröte (Podocnemys Dumerilianus) ist ja am ganzen Orinoko-Laufe zu finden, kaum irgendwo aber trifft man sie in größeren Zahlen wie hier, wo die Natur alles darauf angelegt zu haben scheint, um ihre Fortpflanzung zu sichern. Im Februar postiren sich die Thiere hier zu Tausenden an den Ufern des Flusses, und schaarenweise laufen sie auf den Bänken umher, um die zur Aufnahme der Eier geeignetsten Stätten herauszusuchen. Anfang März beginnen dann einzelne mit dem Geschäfte, indem sie ein Loch von 60 bis 70 cm in den feinen Sand graben und in dasselbe 80 bis 120 Eier hinein versenken. Die allgemeine Legzeit beginnt aber in der Regel nicht vor dem 20. März, und sie dauert meist nur 14 Tage bis drei Wochen. Ausnahmsweise verlängert sie sich indeß wohl bis in den Mai. Indem sich J. Chaffanjon in der Nacht am Ufer des Orinoko in den Sand lagerte, war er im Stande, die eigenthümlichen Wanderungen der Thiere, in denen ein gewisses System liegt, zu beobachten. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit zeigten sich einige Schildkröten am Wasserrande, streckten die Beine und den Hals lang nach vorn aus, und verweilten in dieser Stellung etwa eine halbe Stunde. Dann bewegten sie sich langsam und vorsichtig vorwärts, und krochen auf dem Sande kreuz und quer herum bis Mitternacht. In geschlossener Kolonne und in der Zahl von Hunderten marschirten sie aber an, als das südliche Kreuz genau senkrecht zum Horizonte stand — nach der Versicherung des den Reisenden begleitenden Mischlings sollen sie das immer thun —, und nun begann das Legegeschäft auf der Bank im großen Maßstabe (S. Abbildung 3). Die Löcher, welche die Eier bergen, wurden dann auf das sorgfältigste wieder geschlossen, so daß man an der Oberfläche keine Spur von ihnen entdecken konnte. Eine große Verwirrung richtete Chaffanjon unter den Thieren an, indem er plötzlich

mit seinen Gefährten aus seinem Versteck hervorbrach und mit Hilfe eines Stockes einige der schönsten auf den Rücken legte. In eiliger Flucht stürzte sich das ganze Heer ins Wasser. Die größte von den erbeuteten Schildkröten maß 90 cm in der Länge und 60 cm in der Breite, und ihr Gewicht betrug reichlich 30 kg.

Die Llanos des Apure.

Am nächsten Tage konnte man dann auch der Eier-Ernte und Oelbereitung zuschauen. Es wurde von den Leuten ein Laufgraben von 70 bis 80 cm Tiefe im Sande angelegt, und von ihm aus wurde die Operation des

Conuco (Feld) eines Indianers.

Nesteraufstöberns unternommen. Die gefundenen Eier wurden dann in Haufen über einander geschichtet und von der Bank ans Ufer gebracht. Hier füllte man sie in lose geflochtene Körbe und zerschlug sie vermittelst zusammengebundener spitzer Holzstücke, den Inhalt aber spülte man, indem man Wasser zugoß, in ein ans Land ge-

Ein Schildkrötenheer auf dem Marsche.

zogenes Kanu (Curiare). Als dasselbe bis zum Rande voll war, ließ man die Flüssigkeit etwa eine Stunde lang ruhig stehen, damit sich das Oel von dem Wasser scheiden sollte. Endlich schöpfte man das erstere ab, erhitzte es in einem großen Kessel, damit es sich vollends reinigte und klärte, und füllte es abgekühlt in Flaschen, von denen jede neun Liter hält. In guten Jahren gewinnt man von den drei Bänken, auf welchen das Gewerbe betrieben wird — der Bank von Tortuga, derjenigen von Buena Vista und derjenigen von Pararuma (weiter stromaufwärts) — etwa 10 000 Flaschen. Jede Flasche Oel aber erfordert 4500 bis 5000 Eier. Es giebt das einen Begriff von der ungeheuren Zahl der Schildkröten, die an dem Orinoko ihr Wesen treiben. Für die genannten Bänke allein, die nur etwa 4 qkm einnehmen, ergiebt die mäßigste Rechnung alljährlich 70 Millionen gelegte Eier, die ein Heer von 700 000 Schildkröten voraussetzen. — Das frische Oel benutzte Chaffanjon zum Braten seiner Speisen, und er fand dasselbe ausgezeichnet dazu geeignet [1]).

Von Buena Vista begab man sich nach Urbana, dessen 350 Seelen zählende Mulatten- und Mestizen-Bevölkerung sich theils von Viehzucht, theils von Tonkabohnen-Sammeln, theils von Fischerei und theils von Schildkröteneier-Suchen nährt. Gegenüber dem Orte ergießt sich der Rio Arauca in den Orinoko, der in der Regenzeit bis zum Fuße der Anden schiffbar ist. Weiter aufwärts kommt man an die Mündungen des Rio Capanaparo und des Indoparo, die nur verschiedene Arme desselben Flusses sind. Noch weiter oberhalb treten die Cerros Baraguan an den Strom, die von engen, steinerfüllten Waldthälern durchschnitten sind. In einem derselben stieß man auf eine Schaar Peccaris, und man erlegte auch zwei davon, aber nicht ohne daß die übrigen einen Angriff auf die Jäger versucht hätten. Der Orinoko wird hier durch die Berge mehr und mehr eingeengt, und seine Strömung ist sehr reißend.

An der Mündung des Canio Mina liegt ein Jaruro-Dorf — der kümmerliche Rest eines ehemals sehr ausgebreiteten Indianerstammes (S. Abbildung 2). Weiter oberhalb wird der Strom immer enger und reißender, und

Yaruro-Indianer.

in der Mitte seines Bettes machen die Klippen der Piedra Jura Mathey die Schiffahrt geradezu gefährlich. Da die Brise eine sehr schwache ist, so kommt man nur mit Mühe vorwärts, bis zu den Mündungen des Rio Suapure und

1) Wir unterlassen es nicht, an dieser Stelle auf A. v. Humboldt's Schilderung („Reise in die Aequinoctial-Gegenden", Bd. 3, S. 63 ff.) hinzuweisen; die sich auf dieselbe Spezies und dieselbe Lokalität bezieht. Humboldt sagt unter anderem: „Die Zeit, wo die große Arrau-Schildkröte ihre Eier legt, fällt mit dem niedrigsten Wasserstand zusammen. Da der Orinoko von der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an zu steigen anfängt, so liegen von Anfang Januar bis zum 20. oder 25. März die tiefsten Uferstrecken trocken. Die Arraus sammeln sich schon im Januar in große Schwärme; sie gehen jetzt aus dem Wasser und wärmen sich auf dem Sand in der Sonne. Die Indianer glauben, das Thier bedürfe zu seinem Wohlbefinden nothwendig starker Hitze und das Liegen in der Sonne befördere das Eierlegen. Den ganzen Februar findet man die Arraus fast den ganzen Tag auf dem Ufer. Zu Anfang März vereinigen sich die zerstreuten Haufen und schwimmen zu den wenigen Inseln, auf denen sie gewöhnlich ihre Eier legen. Wahrscheinlich kommt dieselbe Schildkröte jedes Jahr an dasselbe Ufer. Um diese Zeit, wenige Tage vor dem Legen, erscheinen viele Tausend Schildkröten in langen Reihen an den Ufern der Inseln Cucuruparu, Uruana und Pararuma, recken den Hals und halten den Kopf über dem Wasser, ausschauend, ob nichts von Tigern oder Menschen zu fürchten ist. Die Indianer, denen viel daran liegt, daß die vereinigten Schwärme auch beisammenbleiben, daß sich die Schildkröten nicht zerstreuen und in aller Ruhe ihre Eier legen können, stellen längs des Ufers Wachen auf. Man bedeutet den Fahrzeugen, sich mitten im Strom zu halten und die Schildkröten nicht durch Geschrei zu verscheuchen. Die Eier werden immer bei Nacht gelegt, aber gleich von Sonnenuntergang an. Das Thier gräbt mit seinen Hinterfüßen, die sehr lang sind und krumme Klauen haben, ein drei Fuß weites und zwei Fuß tiefes Loch. Die Indianer behaupten, um den Ufersand zu befestigen, benetze die Schildkröte denselben mit ihrem Harn, und man glaubt solches am Geruch wahrzunehmen, wenn man ein frisch gegrabenes Loch oder Eiernest, wie man hier sagt, öffnet. Der Drang der Thiere zum Eierlegen ist so stark, daß manche in die von andern gegrabenen, noch nicht wieder mit Erde ausgefüllten Löcher hinuntergehen und auf die frisch gelegte Eierschicht noch eine zweite legen. Bei diesem stürmischen Durcheinander werden ungeheuer viele Eier zerbrochen. Der Missionär zeigte uns, indem er den Sand an mehreren Stellen aufgrub, daß der Verlust ein Drittheil der ganzen Ernte betragen mag.

des Rio Caripo, welch letztgenannter Strom mit großen Lagunen in Verbindung steht, an denen die Mapoyo-Indianer dem Toninen- und Manati-Fange obliegen. Nur eine kleine Strecke weiter vereinigt sich der fischreiche Rio Sinaruco mit dem Orinoko. Die langgestreckte und waldreiche Insel Macupina war ehemals von Yaruros bewohnt, liegt aber heute völlig verlassen da. Auf der Insel Pararuma dagegen fanden die Reisenden mehrere Mapoyo-Familien beim Schildkröteneier-Suchen. Die Frauen flohen wieder in den Wald, sobald sie die Fremden erblickten, und ihre Männer schickten sich an, ihnen mit ihren Geräthen zu folgen; es gelang aber, sie durch ein kleines Tafia-Geschenk zum Bleiben zu ermuthigen und zugleich auch eine kleine ethnologische Sammlung von ihnen zu erwerben — Hängematten, Pfeile, Guayucos, Canastos rc. Nur in der Nacht, während die Reisenden schliefen, machten sich alle davon. Die Leute sahen übrigens sehr gesund aus und waren größer und kräftiger als andere Indianer.

Bei der Insel Parguaza, wo der Strom gleichen Namens mündet, ist der Orinoko ganz mit großen Steinen angefüllt, und das Vorwärtskommen mit dem Boote ist dadurch ziemlich schwierig. Es ist dies der sogenannte Raudal Marimara. Am Rio Parguaza, den man ein Stück befuhr, traf man ein kleines Mapoyo-Dorf, dessen Bevölkerung aber zum größten Theile auf die Fischerei ausgezogen war. Nur ein paar alte Leute und Frauen waren zurückgeblieben, um der Hütten und der dabei gelegenen Zuckerrohr- und Maniocpflanzungen wahrzunehmen. Es wurde von ihnen eine Harpune erworben, die die Mapoyos bei der Toninenjagd verwenden.

Bei der Weiterfahrt auf dem Orinoko erreichte man die Cerros Farichana und Felseninsel Piedra del Tigre, wo der Strom den Raudal von Cariben bildet, auf der linken Seite aber eine bequeme Passage frei läßt. In dem kleinen Indianerdorfe dabei konnte für ein paar Flaschen Tafia wieder eine kleine ethnologische Sammlung erworben werden. Das rechte Ufer des Orinoko ist von der Insel Pararuma an beständig steil. In der Regenzeit wehen hier West-, in der Trockenzeit aber Ostwinde.

Endlich ist die Mündung des Rio Meta erreicht, und nachdem man das großartige Schauspiel genossen hat, das die Vereinigung der beiden Riesenströme gewährt, wird die Rückreise nach Caicara und Ciudad Bolivar angetreten. Man befindet sich ja nunmehr stark in der zweiten Hälfte des April, und der regenbringende Westwind macht bereits Miene, die Herrschaft zu gewinnen. Es wird also Zeit, heimzukehren in das Hauptquartier. Auf der raschen Fahrt stromab ereignete sich der unangenehme Unfall, daß das Boot durch einen heftigen Windstoß umschlug, und daß ein Theil des Gepäckes und der Instrumente dabei verloren ging. Am 28. April war man wieder in Caicara, am 30. April in Las Bonitas, wo General Oublion sich von Chaffanjon verabschiedete, und am 7. Mai in Ciudad Bolivar. Hier wurden die Sammlungen verpackt und über Trinidad nach Europa gesandt.

Durch das vertrocknende Gelb der zerbrochenen Eier backt der Sand noch stärker zusammen, und wir fanden Quarzsand und zerbrochene Eierschalen in großen Klumpen zusammengekittet. Der Thiere, welche in der Nacht am Ufer graben, sind so unermeßlich viele, daß manche der Tag überrascht, ehe sie mit dem Legen fertig werden konnten. Da treibt sie der doppelte Drang, ihre Eier los zu werden und die gegrabenen Löcher zuzudecken, damit der Tiger sie nicht sehen möge. Die Schildkröten, die sich verspätet haben, achten auf keine Gefahr, die ihnen selbst droht. Sie arbeiten unter den Augen der Indianer, die früh morgens auf das Ufer kommen. Man nennt sie „närrische Schildkröten". Trotz ihrer ungestümen Bewegungen fängt man sie leicht mit den Händen." Die Methode der Eiergewinnung scheint sich seither etwas geändert zu haben. Die Chaffanjon'sche Rechnung bezüglich der Zahl der Schildkröten stimmt mit der Humboldt'schen aber überein.

Die Phormium-Vegetation Neuseelands.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

(Mit einer Abbildung.)

Auf Neuseeland und einigen der naheliegenden Inseln kommen mehrere Arten der zu den Liliaceen gehörigen Gattung Phormium vor. Es sind schilfartig aussehende Pflanzen, welche eine Höhe von 2 bis $3^1/_2$ Meter und mehr erreichen. Eine von diesen Arten (Phormium tenax, J. R. und G. Forster), welche vorzüglich an nassen Lokalitäten — in Sümpfen und an Flußrändern gedeiht — besitzt in den Blättern sehr lange, zähe und biegsame Gefäßbündel, welche ähnliche Verwendung finden wie Hanf- und Flachsfasern.

Wo diese Pflanze sich auf Sümpfen eingebürgert hat, bildet sie dichte Bestände auf allen festeren Theilen des Sumpfbodens, zwischen denen Tümpel und Wassergräben liegen. Sumpfvögel, sowie die auf Neuseeland eingebürgerten Fasanen und Hasen, wählen mit Vorliebe solche Phormium-Bestände zu ihrem Aufenthalte. So zahlreich ist das Wild in einigen dieser Lilienwälder wie in einem Wildpark.

In den civilisirten Theilen des Landes ist das Phormium vielfach ausgerottet und durch Äcker oder Weiden ersetzt worden. Doch auch in diesen Landestheilen hat man es an den Flußrändern stehen lassen, wie z. B. am Heathcote-Flusse in nächster Nähe von Christchurch (Vergl. die Abbildung). Dieser Fluß durchzieht eine nur sanft geneigte Ebene und wird größtentheils von Quellwasser gespeist. Er fließt deshalb langsam und hat immer so ziemlich den gleichen Wasserstand. Sein Bett ist geröll- und sandfrei, bedeckt mit einem dichten Teppich üppiger Wasserpflanzen. Seinen Ufern entlang gedeihen die Phormien, zwischen denen hie und da Trauerweiden gepflanzt sind. Parkanlagen und Wiesen stoßen an den Phormium-Gürtel.

Die Maoris — die Eingeborenen Neuseelands — benutzen schon seit langer Zeit die Fasern der Phormium-Blätter zur Anfertigung von Matten, Kleidungsstücken u. dergl. Sie lassen die Blätter zu diesem Zwecke maceriren und schlagen sie dann, um die halbversaulten Reste des Zellengewebes zwischen den Fasern zu entfernen, ähnlich wie wir es mit dem Lein machen.

Als die ersten Kolonisten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Neuseeland niederließen, erstaunten sie über die ausgedehnte Web-Industrie, welche die Maoris mit den

Der Heathcote-Fluß und seine Phormium-Ufer (im Hintergrunde Mount Pleasant).

Phormiumfasern trieben. Schon im Jahre 1828 wurden bedeutende Mengen des Phormium-Hanfes exportirt, und zwischen 1828 und 1832 wurde in Sydney neuseeländischer Hanf im Werthe von einer Million Mark verkauft. Man errichtete in England besondere Fabriken, um diesen Hanf zu verarbeiten. Doch die Unternehmung mißlang, und die Ausfuhr nahm ab, erreichte aber später wieder eine bedeutendere Höhe. In den fünfziger Jahren exportirte man jährlich Hanf im Werthe von 100 000 Mk. Aller dieser Hanf wurde durch die Arbeit der Eingeborenen gewonnen. Als der Krieg ausbrach, hörte deshalb der Export fast ganz auf und man konstruirte Maschinen, um die Handarbeit zu ersetzen, und durch Behandlung mit Alkalien, sowie durch Gefrierenlassen, die Fasern direkt und ohne Zeitverlust aus den grünen Blättern zu gewinnen.

Diese Methoden waren so erfolgreich, daß das Phormium bald mit dem Manilla-Hanf zu wetteifern begann und in ausgedehntem Maße zur Anfertigung von Seilen verwendet wurde. Der Werth desselben stieg von 400 Mark per Tonne auf 1500 Mark. Von 1866 bis 1871 wurde wieder jährlich Phormium-Hanf im Werthe von über einer Million Mark exportirt.

Neuerdings ist man dazu gekommen, durch Abänderungen des Verfahrens sowohl zarte flachsähnliche Fasern als auch stärkere, hanfähnliche aus den Phormium-Blättern zu gewinnen. Die ersteren können für sich oder mit Flachs gemischt zur Anfertigung von Sackleinwand und Segeltuch verwendet werden und geben ein sehr festes und dauerhaftes Gewebe. Dieser Phormium-Flachs ist 1200 bis 1800 Mark per Tonne werth. Die stärkeren Fasern verwendet man zur Verfertigung von Seilen und neuerdings besonders auch für den steifen Spagat, der zum Binden der Garben mit den „Reaping"-Maschinen gebraucht wird. Die Phormium-Faser liefert auch sehr starkes und weißes Papier.

In neuester Zeit hat der Export der Phormium-Fasern abermals beträchtlich abgenommen, doch werden noch immer jährlich gegen 1500 Tonnen im Werthe von einer halben Million Mark ausgeführt.

Die Bevölkerung Schleswigs.

Von P. Asmussen.

Von verschiedenen Seiten, namentlich aber von dänischer, hört man häufig behaupten, das ehemalige Herzogthum Schleswig sei ursprünglich dänisches Gebiet gewesen und werde auch heute noch zum überwiegenden Theile von Leuten dänischen Stammes bewohnt. Es dürfte darum zeitgemäß sein, einmal zu untersuchen, wie weit solche Behauptungen mit der Wahrheit übereinstimmen. Wir gedenken uns im folgenden mit der Bevölkerungsfrage etwas näher zu befassen.

Vor reichlich fünfzig Jahren gab es im Bereiche des Herzogthums Schleswig, also im Lande zwischen Eider und Königsau, vier in Sprache, Sitte und Bauart der Häuser unschwer von einander zu unterscheidende Völkerschaften — es giebt sie heute noch, aber sie sind mehr mit einander verschmolzen, und unsere alles nivellirende Zeit hat die Unterschiede um ein bedeutendes verwischt — Sachsen, Angeln, Friesen und Jüten. Die Sachsen wohnten und wohnen zwischen der Eider und Schlei, die Angeln zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde, die Friesen am Nordseesaum und auf den Inseln der Nordsee und die Jüten zwischen Wiedau und Königsau und in dem Lande nördlich von der letzteren, das heute noch Jütland heißt.

Die Sachsen sind Tacitus noch unbekannt. Ptolomäus erwähnt sie als auf dem Nacken der kimbrischen Halbinsel, also im heutigen mittleren Holstein, sitzend. Von da sind sie im 3. Jahrhundert über die Elbe südwärts gezogen und haben mit den Cheruskern, Angrivariern, dem größten Theil der Chauken und späterhin mit den Brukterern und Chamavern zusammen den großen Bund der Sachsen gebildet. Mit den Angeln im Bunde haben sie dann Britannien besiedelt und Stück für Stück erobert. Aber auch in Nordelbingen, besonders in der Mitte des Landes, sind sie wohnen geblieben, hatte doch noch Karl der Große mit den nordelbingischen Sachsen zu thun. Auch heute zeigt die Volkssprache und die Bauart der Häuser im mittleren Holstein, daß wir es mit Sachsen zu thun haben. In den südöstlichen Winkel Schleswigs sind sie jedenfalls erst recht spät gekommen und haben erst ganz allmählich die vorgefundene, wahrscheinlich anglische Bevölkerung aufgesogen. Ums Jahr 890 kennt der angelsächsische Reisende Other als Anwohner der Stadt Schleswig Angeln, Sachsen und Wenden. Wenden und Sachsen werden um die Zeit gekommen sein, als Karl der Große zwischen Eider und Schlei die dänische Mark aufrichtete. Letztere hatte eben keinen langen Bestand. Sie wurde freilich von Heinrich dem Vogler aufs neue errichtet, aber schon ein Jahrhundert später von Kaiser Heinrich II. endgiltig aufgegeben, weil sie viele Kosten machte und wenig einbrachte. Aber die sächsische Bevölkerung ist seitdem in dem Winkel seßhaft geblieben und hat im Laufe der Zeit die alte anglische und die mit eingewanderte wendische aufgesogen. Heute ist südlich von der Schlei und dem Danewerk in Sprache und Bauart der Häuser alles sächsisch. Der Gegensatz zwischen den Anglern und ihren südlichen Nachbarn, den Göntsidern, d. i. den Jenseitigen, fällt jedem auf, der von Angeln nach Schwansen kommt. Nur die Ortsnamen sind hier zum Theil nicht sächsisch, sondern anglisch, woraus auf eine ursprünglich anglische Bevölkerung geschlossen werden darf. Daß aber die Sachsen südgermanischen, also deutschen Stammes gewesen sind, bedarf keines Beweises.

Dagegen gehen die Meinungen über die Stammesangehörigkeit der Angeln weit auseinander. Die dänische Sage nennt Dan und Angul Brüder. Aber dieser Sage ist nicht viel Gewicht beizulegen, da sie erst erwähnt wird, als schon Angeln — die heutige Landschaft Angeln — ein Theil der damals dänischen Provinz Südjütland war. Saxo Grammaticus ist eben von dem Vorwurfe nicht freizusprechen, er habe beim Niederschreiben der dänischen Sagen nicht unterlassen können, einen Zusammenhang künstlich herzustellen, wo er ihn nicht vorfand. Zu seiner Zeit waren Dan und Angul nothgedrungen Brüder geworden; von Anbeginn ist es sicher nicht so gewesen. Tacitus erwähnt die Angeln unter den Stämmen Germaniens und zwar unter

den sieben Nerthusvölkern. Unter den Namen der übrigen sechs Bruderstämme ist uns nur der der Warinen dem Klange nach bekannt. Man hat nämlich den Namen Wagrien, den alten Namen des östlichen Holstein, der aber heute aus dem Volksmunde verschwunden ist, mit ihnen in Verbindung bringen wollen, und auch den Fluß Warnow in Mecklenburg. Die slavische Endung des letztgenannten Namens sagt wohl nicht viel dagegen. Wahrscheinlich im 9. Jahrhundert gelangt eine Sammlung von Volksrechten zur Aufzeichnung unter dem Titel: Gesetze der Angeln und Warinen, welches sind Thüringer. Um dieselbe Zeit kennt der Angelsachse Other, wie wir bereits erwähnten, als Anwohner der Stadt Schleswig — also wo sie heute noch wohnen — die Angeln. Bereits 400 Jahre früher aber waren Angeln und Sachsen im Bunde mit einander nach Britannien gezogen. Die scheinbar heillose Verwirrung löst sich leicht. Tacitus, der jedenfalls Germanien nie persönlich bereist hat, mußte sich in seinen Angaben auf seine Gewährsmänner stützen. Deswegen sind seine Angaben über die Wohnplätze der Stämme um so ungenauer, je weiter diese vom Rhein entfernt wohnten. Zu den entfernt wohnenden Stämmen haben wir auch die Nerthusvölker zu rechnen. Wenn er sie also zu den Sueven, im Osten Deutschlands wohnend, rechnet und unmittelbar hinter den Semnonen und Longobarden aufzählt, ferner auch anführt, daß sie durch Flüsse und Wälder geschützt wohnten, so gewinnen wir wenigstens einigen Anhalt für die Bestimmung ihrer Wohnsitze. Denn es wird doch allgemein angenommen, daß damals die Longobarden im Lüneburgischen hausten, wo späterhin der Bardangau nach ihnen genannt war und heute noch Bardewiek an sie erinnert. Die Semnonen aber bewohnten zu der Zeit allem Anscheine nach das Land um Havel und Spree. Ihnen benachbart haben wir nun die Sitze der Nerthusvölker zu suchen, und zwar — weil ihr Heiligthum auf einer Insel im Ozean lag — nordwärts von den Semnonen, von denen sie wohl die untere Havel trennte, während die Elbe in ihrem Unterlaufe die natürliche Grenze gegen die Longobarden bildete. Da das von ihnen damals bewohnte Land, das nördliche Brandenburg, Mecklenburg, Lauenburg und Ostholstein, heute noch waldreich genannt werden muß, so war das früher gewiß in weit größerem Maße der Fall. Tacitus hat also mit der durch Wälder und Flüsse geschützten Lage vollkommen Recht. Ueber den beliebten Streitpunkt, wo eigentlich die Nerthusinsel zu suchen sei, wollen wir hier mit der kurzen Bemerkung hinweggehen, daß wir an Michelsen's Ansicht, es sei Alsen gewesen, nicht glauben; daß wir auch nicht Helgoland, wo später der Friesen Heiligthum lag, als die Nerthusinsel ansehen können; daß noch weniger Rügen als solche in Betracht gezogen werden kann; daß es dagegen vielleicht Femarn, vielleicht die Ostspitze Holsteins, die ja noch heute beinahe ganz vom Wasser umflossen wird, vielleicht auch eine kleine Insel an Mecklenburgs Küste gewesen ist. Voraussichtlich werden wir über diesen Punkt niemals zur historischen Gewißheit kommen. Um aber wieder auf die Nerthusvölker zu kommen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die sieben Stämme an Kopfzahl bedeutend waren, als Tacitus seine Germania schrieb. Lebten sie schon damals als Bundesgenossen zusammen, so steht anzunehmen, daß im Verlaufe des 3. Jahrhunderts, wo sich überhaupt die kleinen Stämme Germaniens zu Völkerbünden vereinigten, der Bund der Nerthusvölker ein festerer wurde. Dabei mochte es nun geschehen, daß die Namen der Angeln und Varinen allmählich die andern Namen verdrängten, vermuthlich weil die beiden genannten Stämme die mächtigsten unter den sieben waren. Als nun in demselben Jahrhundert Longobarden und Semnonen mit den übrigen Sueven nach Süden und Südwesten wanderten, dehnten sich auch die Nerthusvölker weiter nach Süden aus und besetzten wenigstens einen Theil des Semnonenlandes, während die Sachsen über die Elbe südwärts gingen und einen guten Theil des Longobarden-Gaues besetzten. In das von den Sachsen zum Theil verlassene Holstein drangen von Südosten her Nerthusvölker, die nun nach unserer Theorie östlich von der Elbe, etwa von Wittenberg nach Hamburg hin saßen. Von dort aus mußte es ihnen leicht werden, mit ihren südlichen Nachbarn, den Sachsen, von denen sie ja nur die Elbe schied, Britannien zu erobern. So findet die Frage, wie die Angeln nach Britannien gekommen sind, ihre ganz einfache Lösung. Nicht minder leicht erklärlich aber ist es, wie sie nach Schleswig und nach Thüringen kamen. Durch den Zug nach Britannien waren natürlich ihre Reihen stark gelichtet worden. Wer Muth und Thatendrang in seiner Brust fühlte, war fortgezogen, namentlich auch die besitzlose Jugend. Als darum bald der Vorstoß der Slaven erfolgte, die das von den Germanen fast verlassene Land zwischen Weichsel und Elbe besetzten, konnte der Rest der Angeln sich ihrer nicht erwehren. Was nicht jetzt noch zur Auswanderung nach Britannien sich entschloß, wurde auseinandergesprengt, und während ein Haufe Angeln und Varinen in Thüringen Wohnsitze fand, wurde ein anderer von den nachfolgenden Slaven durch das östliche Holstein gedrängt, und fand erst Ruhe im Osten des Herzogthums Schleswig, wo die Landschaft Angeln noch ihren Namen trägt. Was sie dort für Bevölkerung vorfanden, und wie sie sich zu der vorgefundenen Bevölkerung stellten, läßt sich nicht genau mehr bestimmen.

Aus der eben entwickelten Theorie läßt sich nun leicht ein Schluß ziehen; stammen nämlich die Angeln aus der von uns angegebenen Gegend, so müssen sie Südgermanen sein, und Dan und Angul sind nicht Brüder. Das nämliche aber ergiebt sich auch aus der Sprache und Bauart der Häuser. Heute spricht man in Angeln überall plattdeutsch, aber in einem eigenthümlichen Dialekt, der außerhalb Angelns nicht gut verstanden wird, denn der Satzbau erinnert an das Englische und der Wortschatz hat viel Eigenthümliches. Vor 100 Jahren war im größten Theile der Landschaft ein „Angler-Dänisch" genannter Dialekt Umgangssprache. Das Idiom hatte in der That auch viel Dänisches an sich, wurde aber doch von einem geborenen Dänen nur schwer verstanden. Wenn man aber das Nichtdänische an Wörtern und Redewendungen heraussucht und es mit andern Dialekten vergleicht, so hat es auffallende Aehnlichkeit mit dem Anglischen, wie es uns aus der angelsächsischen Literatur bekannt ist. Dieses aber steht wieder dem Altsächsischen näher, als dem Nordischen. Wir dürfen daraus schließen, daß die Angeln in Schleswig mit den Angeln, die Britannien erobert haben, eines Stammes sind und daß keine Stammesverwandschaft sie mit den Dänen verbindet, die ohne Zweifel zu den nordgermanischen Skandinaviern gehören.

Auch die Bauart der Häuser unterscheidet Angeln und Dänen. Gewöhnlich findet man als anglisches Haus ein modifizirtes dänisches in den Büchern beschrieben und abgebildet: ein Wohnhaus im Hintergrunde und an den beiden Seiten des Hofplatzes je eine Scheune, von denen die eine zum Stall eingerichtet ist. Wahr ist es, daß man auf diese Weise heutzutage fast alle größeren Bauerngüter in Angeln aufbaut, man hält das für praktischer und für feiner. Aber die eigentlich anglische Bauart ist das nicht. Wenn man diese studiren will, muß man Häuser älteren Datums ansehen. Das anglische Haus hat, wie das sächsische, Wohnung und Stallraum unter einem Dache, jene an dem einen, diesen am anderen Hausesende, beide getrennt durch einen quer durch das Gebäude laufenden Raum, der zum Dreschen gebraucht wird und von dem aus das

Korn zur Erntezeit auf den Boden gebracht wird. Diese Bauart aber schwindet in unserer Zeit immer mehr und dürfte mit der Angler Sprache und Sitte in 100 Jahren kaum mehr zu finden sein.

Denn auch in seinen Sitten und Gebräuchen, namentlich aber in seinem Nationalcharakter hat der Angler Eigenthümlichkeiten, die ihn von Sachsen und Jüten, namentlich aber auch von den Dänen scheidet. Der Angler hat im allgemeinen einen hellen Kopf, er faßt und behält ziemlich leicht. Als Landwirth und namentlich als Viehzüchter ist er weithin berühmt, aber auch in anderen Berufszweigen weiß er Tüchtiges zu leisten. Aber er kennt auch seine Vorzüge und ist stolz auf sie. Eigentlich ruhmredig ist er nicht, wie er denn überhaupt vom vielen Sprechen kein Freund ist und die Maulhelden haßt. Aber in Haus und Hof, in Kleidung und Geräth mag er gern zeigen, daß er etwas hat, und hinter seinem Nachbaren will er nicht zurückstehen. Fremden traut er nicht sonderlich. Solche haben in Angeln in der ersten Zeit ihres Dortseins auch eben keine angenehme Stellung. Aber auch in der Fremde hält sich der Angler wenigstens zuerst reservirt, bis er jemand gefunden hat, den er seines Vertrauens für würdig hält. Dieses Mißtrauen hält der Fremde gern für Stolz. Die alten Volksbräuche und Nationaltrachten sind in Angeln in der letzten Zeit immer mehr abgekommen, namentlich letztere kennt die jüngere Generation nicht mehr. So wohnt der Angler als ein Fremdling unter den ihm benachbarten Stämmen, aber seine jetzt ausgestorbene Sprache weist aus, daß er von Süden stammt und ein Deutscher ist, kein Däne.

Wir haben uns nun mit den Friesen zu beschäftigen. Tacitus kennt Friesen zwischen den Rheinmündungen und der Ems, während zwischen Ems und Weser die Großchauken, zwischen Weser und Elbe die Kleinchauken saßen. Beide Stämme waren eng mit einander verwandt, und seit dem dritten Jahrhundert verschwindet der Name der Chauken, wir hören nur noch von Friesen, und dieser Name gewinnt in der Folge eine immer weitere Verbreitung, so daß man schon ziemlich früh alle Meeresanwohner und alle Inselbewohner von den Rheinmündungen bis zur Widaumündung in Schleswig, ja bis über die letztere hinaus mit dem gemeinsamen Namen Friesen bezeichnete. Wir brauchen dabei gar nicht anzunehmen, die eigentlichen Friesen hätten Eroberungszüge unternommen. Ueber solche würde uns wahrscheinlich, wenn nicht die Geschichte, so doch die Sage unterrichten. Die Unterjochten hätten auch wohl kaum so vollständig Sprache, Sitte, Volkscharakter und Lebensweise der Sieger angenommen. Denn in der That wird das friesische, wo es überhaupt noch gesprochen wird und nicht vom Plattdeutschen verdrängt worden ist, nur in verschiedenen Dialekten gesprochen. Der eine Friese lernt heute noch mit Leichtigkeit die Dialekte seiner Stammesgenossen verstehen und sprechen, während das Sprechen der friesischen Sprache jedem Fremden schwer wird, so daß ein Kenner sofort hört, er ist kein geborener Friese. Genau so wie bei der Gründung anderer germanischer Völkerbunde, ist es auch bei der Bildung des Friesenbundes zugegangen. Unter sich verwandte Stämme haben sich im Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit vereinigt und haben einen neuen Namen angenommen oder den des mächtigsten Stammes fortgeführt. Wir halten daran fest, daß auch die Nordfriesen im heutigen Westschleswig ursprünglich Deutsche sind, und nicht Dänen. An sich wäre es nicht unmöglich, daß auch ein dänischer Stamm hätte Aufnahme in den Friesenbund finden können. Aber wären die Nordfriesen Dänen gewesen, so hätten sie sich doch eher ihren nahewohnenden Stammesgenossen genähert und angeschlossen, als dem entfernt wohnenden Friesenbunde, von dessen nächsten Gliedern sie doch immer noch die Eider trennte. Wären die Nordfriesen dänischen Stammes, so würden sie auch nach ihrem Eintritt in den Friesenbund wohl ihre dänische Sprache behalten und nicht einen Dialekt eines entfernt wohnenden Stammes anderen Volkes angenommen haben. Man müßte denn schon annehmen, die Nordfriesen seien sehr für alles Neue begeistert, während doch thatsächlich kein Stamm so zäh am Althergebrachten hängt, als der in Rede stehende. Reden sie doch heute noch ihren Dialekt, obgleich er eine Meile von ihrem Wohnort entfernt vielleicht schon nicht mehr verstanden wird, obgleich sie ihn weder in der Schule, noch in der Kirche, weder vor Gericht, noch im Verkehr mit Fremden gebrauchen können. Daß in den nordfriesischen Mundarten einige Brocken Dänisch vorkommen, ist natürlich, da das friesische Sprachgebiet vom plattdänischen begrenzt wird. Uebrigens zeigt uns die Geschichte, daß Friesen und Dänen niemals gute Freunde gewesen sind. Durchgängig machen auch die Dänen kaum Ansprüche darauf, die Friesen in Westschleswig und auf den nordfriesischen Inseln zu ihren Stammesangehörigen zu rechnen. Sie können das auch schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Sprachkunde einen innigen Zusammenhang aller friesischen Dialekte unter einander nachweist und die nahe Verwandtschaft des Altfriesischen mit dem Altsächsischen in keinen berechtigten Zweifel gezogen werden kann.

Daß die Jüten dem dänischen Stamme angehörten, betrachtete man noch vor kurzer Zeit als so selbstverständlich, daß es niemand einfiel, Beweise für solche Zugehörigkeit zu sammeln. Erst in den jüngsten Tagen fängt man an, auch dieses Faktum zu bezweifeln, und zwar auf Grund der Sprache. Die jütische Sprache, die man im gewöhnlichen Leben als die plattdänische bezeichnet, hat nämlich im Bau und im Wortschatz Eigenthümlichkeiten, die sich aus dem Dänischen nicht, aus dem Sächsischen und Friesischen aber leicht erklären lassen. Der Schreiber dieses hat noch nicht genügend Material in Händen, um seinen Lesern die Ueberzeugung an der Hand desselben beizubringen, die er persönlich hegt, die Ueberzeugung, daß auch die Jüten nicht dänischen, sondern sächsischen Stammes sind. Der Beweis ist um so schwerer zu führen, als jütische Sprachdenkmäler aus alter Zeit kaum vorhanden sind, und es kann uns immer noch entgegengehalten werden, daß die Jüten das Fremde in Satzbau und Wortschatz von den ihnen benachbart wohnenden Sachsen, Angeln und Friesen angenommen haben können. Jedenfalls haben die Jüten heute jede Erinnerung an ihre Selbständigkeit verloren und betrachten sich als Dänen und ihre Sprache als einen dänischen Dialekt. In der angelsächsischen Literatur treten die Jüten unter dem Namen Geotas auf, werden aber nie Dänen genannt. Letztere treten bei den Angelsachsen wenig und erst spät auf. Es mag hier auch erwähnt werden, daß fremde Schriftsteller, die Jütland bereisten, in Sitte und Volkscharakter einen Unterschied zwischen West- und Ostjüten gefunden haben wollen. Als Scheidelinie wird eine Linie, von Veile über Viborg an den Limfjord gezogen, angegeben. Man hat eine auffallende Aehnlichkeit der Ostjüten mit den Inseldänen wahrgenommen, während die Westjüten mehr Verwandschaft mit den Friesen zeigen. Auffallend ist es auch, daß östlich von der genannten Scheidelinie jene Spracheigenthümlichkeiten, die wir Anklänge an das Sächsische nannten, nicht mehr vorkommen, während sie fast durch ganz Jütland und überall in gleichem Maße vorkommen, was doch kaum so aussieht, als wenn die Jüten diese Sachen von den Sachsen, Angeln und Friesen angenommen. Wäre das letztere der Fall, so würden wir die

erwähnten Anklänge nur oder fast nur im Süden an der Sprachgrenze antreffen. So aber sieht es aus, als hätten die Jüten, als sie die dänische Sprache zur Volkssprache machten, was nicht auf einmal geschehen ist, sondern nach und nach, etwas von ihrer alten Sprache in die neue mit hinübergenommen. Aehnliches findet man überall, wo ein Volk seine Sprache wechselt. Auf einen Gegensatz zwischen Dänen und Jüten deutet auch der Umstand, daß der Name Jütland sich bis in unsere Tage hinein erhalten hat. Kein sonstiger Theil von Dänemark, zu welchem Lande bis 1658 auch die südschwedischen Provinzen Schonen, Halland und Blekinge gehörten, führt seinen Namen nach dem Volksstamme, sondern umgekehrt werden die Bewohner immer nur nach der Insel oder der Landschaft genannt, die sie bewohnen. Daraus aber folgt, daß die Jüten den Dänen gegenüber eine besondere Stellung einnehmen. Als letztere, von den Inseln her vordringend, sich daran machten, die kimbrische Halbinsel zu erobern, fanden sie wahrscheinlich die Jüten dort vor und nannten das Land nach ihrem Namen Jütland. Möglich allerdings ist es, daß diese Benennung von den Jüten selber herrührt. Nun ist natürlich damit nicht erwiesen, daß die Jüten Sachsen sind. Sie können ja dänischen Stammes sein, ein dänischer Stamm, der früher als die anderen sich erobernd auf den Weg nach Westen gemacht hat, um dann seinerseits wieder von der nachsetzenden Hauptmasse der Dänen unterworfen zu werden.

Wir geben gern zu, daß unter den von uns angeführten Gründen keiner für sich genügend ist, die Zugehörigkeit der Jüten zu den Sachsen zu erweisen, aber in ihrer Gesammtheit mögen sie immerhin ausreichen, die Möglichkeit solcher Zugehörigkeit zu begründen. Der genaue Beweis muß aus der Sprache der Jüten geliefert werden. Dazu aber ist eine genauere Durchforschung der sogenannten plattdänischen Idiome dringend erforderlich. Bevor diese erfolgt ist, müssen wir die Frage, ob die Jüten Sachsen oder Dänen sind, als eine offene betrachten, wenngleich wir persönlich das erstere annehmen möchten.

Die Jüten bewohnen nicht nur das heutige Jütland, sondern auch die kleinere nördliche Hälfte Schleswigs bis an die Widau im Süden. Südlich von der Geilau, dem südlichsten Zufluß der Widau, zieht sich vom Frosleer Moor bis zum Aventofter See und weiter die Widau entlang bis zur Einmündung derselben in die Nordsee bei Hoyer eine breite Moor-, Sumpf- und Wiesenstrecke von Osten nach Westen quer über die Halbinsel, die noch heute fast ganz unbewohnt ist, ehedem aber unzugänglicher Sumpf gewesen sein muß. Südlich wird die Strecke von einem Höhenzuge begrenzt, der sandig und öde ist, aber die Kirchdörfer Wallsbüll, Medelby, Ladelund, Süderlügum und Humptrup trägt. Die Niederung an der Geilau ist heute noch eine Art von Völkergrenze. Südlich von derselben ist wenigstens seit Einführung der Reformation die Kirchen- und Schulsprache deutsch gewesen, wenn auch die Umgangssprache zum Theil die plattdänische war, die sich hier auf Kosten der friesischen ausgebreitet zu haben scheint. Heute wird bis an die Geilau ein mit vielen jütischen und friesischen Brocken und Wendungen gemischtes Plattdeutsch als verbreitetste Umgangssprache geredet. Südlich von der Geilau und der erwähnten Sumpfniederung findet man auch wenig dänische Sympathien im Volke. Wir werden kaum irren, wenn wir diese Niederung als die uralte Grenzscheide zwischen den Jüten nordwärts und den Angeln und Friesen südwärts bezeichnen.

Südwärts von der Niederung bildete der Hauptsache nach das Treenethal, damals ein breiter Sumpfgürtel, wie es jetzt ein breiter Wiesengürtel ist, die Grenze zwischen Angeln und Sachsen im Osten und Friesen im Westen. Man darf das Gebiet der Friesen in Schleswig nicht mit dem Distrikte verwechseln, in dem heute noch die friesische Sprache Umgangssprache ist. Heute wird nur noch in einigen 30 Kirchspielen von reichlich 30 000 Menschen friesisch geredet, und zwar namentlich in den Marschen der Kreise Husum und Tondern und auf den Inseln Sylt, Föhr, Amrum und den Halligen. Das friesische Gebiet aber ist ein ungleich größeres. Dazu gehört die Landschaft Eiderstedt, in der heute nur plattdeutsch gesprochen wird. Ferner gehört eine ganze Reihe von Geestdörfern dahin, in denen zum Theil nachgewiesenermaßen einst friesisch geredet wurde, in denen aber diese Sprache vom Plattdeutschen und Plattdänischen zumeist erst nach dem Ausgang des Mittelalters verdrängt wurde. Heute macht in diesen Dörfern das Plattdeutsche, ein vom sächsischen verschiedener, mit friesischem und dänischem Sprachgut durchtränkter Dialekt, dem Plattdänischen überall mit Erfolg den Rang streitig.

Das Gebiet der Angeln in Schleswig ist seit den Tagen Karls des Großen ein ungemein beschränktes, indem es nur wenige Kirchspiele außerhalb der heutigen Landschaft Angeln, und zwar westlich von derselben, daneben natürlich die ganze Halbinsel zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde, umfaßt. Aber das ist ja nicht zu verwundern, indem nur ein kleiner Bruchtheil der Angeln nach Schleswig zog und dieser, von den Dänen im Norden und den Sachsen im Süden eingeengt, nicht dazu kam, sich über weite Gebiete auszudehnen. Früher wird auch das Land südwärts von der Schlei und dem Danewerk bis an die Eider ihnen gehört haben. In dem Gebiet, westlich von der Landschaft Angeln bis zur Treene und südlich bis ans Danewerk reichend, haben sich die Angeln mit dänisch-jütischen Elementen vom Norden her, mit sächsischen von Süden her gemischt, und in den letzten Jahrhunderten sind dazu nicht unerhebliche Kolonistenzüge von jenseits der Elbe gekommen. Der heutige Angler will deshalb von diesen seinen Stammesbrüdern eben nicht viel wissen.

Das Gebiet der Sachsen in Schleswig haben wir eigentlich schon oben angegeben. Es liegt zwischen der Schlei und dem Danewerk im Norden und der Eider im Süden, zwischen dem Unterlauf der Treene im Westen und der Ostsee mit ihren Meerbusen im Osten. Es ist von den Sachsen wahrscheinlich erst seit Karls des Großen Zeit besiedelt, und früher von Angeln bewohnt gewesen, worauf namentlich in Schwansen Ortsnamen hindeuten.

Zu diesen vier Volksstämmen, unter denen die Sachsen, Angeln und Friesen zweifellos, die Jüten vielleicht deutschen Stammes waren, kamen in der ersten Zeit des Mittelalters die Dänen. Woher sie stammen, interessirt uns hier nicht weiter. Sie waren und sind Nordgermanen, Skandinavier, und kamen von den Inseln nach der kimbrischen Halbinsel als Eroberer. Zuerst trafen sie auf die Jüten, die sie aus dem östlichen, fruchtbaren Theil Jütlands ganz verdrängten und in ihren sonstigen Wohnsitzen unterwarfen. Die Sieger gründeten ihre Niederlassungen unter den Besiegten, und Jüten und Dänen verschmolzen im Laufe der Zeiten so innig mit einander, daß heute Jüten reines Blutes nirgends mehr anzutreffen sind. Weiter nach Süden vordringend, trafen die Dänen auf die Angeln und Friesen. Erstere wurden in den Winkel zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde hineingedrängt und auch dort unterworfen. Auch sie bekamen eine starke Beimischung von dänischem Blut, und ihre Sprache wurde mit dänischem Sprachgut dermaßen beladen, daß die Dänen sie als Angler-Dänisch, als gutes altes Dänisch bezeichnen zu müssen glaubten, d. h. als die Bewohner Schleswigs sich in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts ihrer deutschen Nationalität zu er-

innern begannen. Vorher hatten die Dänen über die plattdänischen Dialekte im allgemeinen und über die Angler Mundart im besonderen ihre schlechten Witze gemacht, sie als Raben- oder Kartoffel-Dänisch verketzert und erklärt, daß kein Schwein sie genießen könne. Doch hat in der heutigen Landschaft Angeln der gleichnamige Stamm seine Nationalität mehrere Jahrhunderte lang treu bewahrt, und die dänische Beimischung ist erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine intensivere geworden. Ums Jahr 900 kennt noch der Angelsachse Other eine dänische Stadt Schleswig, aber in der Nähe derselben eine anglische Nation. Zu einer festen und dauernden Herrschaft in jenen Gegenden sind die Dänen erst gekommen, nachdem ihr König Gorm der Alte, ein Zeitgenosse Heinrichs des Voglers, alle kleinen dänischen und dänisch-jütischen Reiche endgiltig unter einen Hut brachte. Aber vorher hatten schon Dänenschwärme die Eider erreicht, wenn wir auch nicht genau darüber unterrichtet sind, ob diejenigen südjütischen Fürsten, die in Karls des Großen und Anskars Zeiten genannt werden, Dänen oder Jüten waren. Ohne Zweifel herrschte von der Mitte des fünften bis zum Beginn des zehnten Jahrhunderts im ganzen Gebiete des nachmaligen Herzogthums Schleswig ein wildbewegtes, kriegerisches Treiben, das noch aus den von Saxo Grammaticus aus dieser Zeit mitgetheilten dänischen Sagen herausklingt. Die Kriege endeten mit der Unterwerfung der sämmtlichen schleswigschen Stämme unter das Joch der Dänen. Am längsten wehrten sich die Friesen, deren Marschen und Inseln einem mit solchen Verhältnissen unbekannten Feinde das Eindringen beinahe zur Unmöglichkeit machten. Noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts mußte es der Dänenkönig Abel erkennen, was es hieß, in den Marschen zu kämpfen und mit den freiheitstrotzigen Friesen anzubinden. Zweimal hat er versucht, sie zu unterjochen, und er hat den zweiten Versuch mit Krone und Leben gebüßt. Erst als ein Jahrhundert später große Sturmfluthen ihren Wohlstand vernichteten und verheerende Seuchen ihre Reihen lichteten, unterlagen sie, haben aber immer lieber den Herzögen von Schleswig, als den dänischen Königen gehorcht.

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu beschreiben, wie das von den Dänen eroberte Gebiet von den Schauenburger Grafen zurückgewonnen, dann von den Dänen mit List und harter Gewalt aufs neue an sich gebracht und endlich in unseren Tagen voraussichtlich auf immer mit Deutschland vereinigt worden ist. Wir hatten nachzuweisen und glauben nachgewiesen zu haben, daß die Sachsen, Angeln und Friesen, welche die größere südliche Hälfte Schleswigs bewohnen, sonder Zweifel deutschen Stammes sind, daß die Jüten in der kleineren nördlichen Hälfte Schleswigs uns ihre dänische Abkunft erst durch eine nicht ganz leichte Untersuchung, namentlich ihrer Sprache beweisen müssen, und daß die eigentlichen Dänen als Eroberer von den Inseln herüberkamen und das Gebiet des Herzogthums Schleswig mit dem Beginne des Mittelalters zu unterjochen begannen.

Kürzere Mittheilungen.

Crampel's Reise im Lande der M'fang.

Der Franzose Crampel, welcher im Februar 1887 als Sekretär dem Herrrn von Brazza nach den französischen Besitzungen am Kongo und am Ogowe gefolgt war, hat in dessen Auftrag eine mehrmonatliche Reise ausgeführt, welche ihn theilweise durch unbekannte oder wenig bekannte Gebiete führte und darum von Bedeutung ist.

Brazza's Anweisung an Crampel ging dahin, daß letzterer, von Lastourville (Madiville) am Ogowe aufbrechend, nach Norden vorrücken, dann nach Westen sich wenden und die Küste zwischen den Flüssen Benito und Campo — letzterer an der Grenze des deutschen Batanga — gewinnen solle, von denen man bisher blos die Mündungen kannte.

Die Ausführung dieses Reiseplanes, der schon früher mehrere male, so von Jacques de Brazza und Lt. Félix, ins Auge gefaßt worden war, gestaltete sich in der folgenden Weise. Crampel brach am 12. August 1888 von Lastourville, von dreißig bewaffneten Loango- und Adumaträgern sowie von zwei bewaffneten Senegalesen begleitet, auf und machte zunächst, da er einen unmittelbar nach Norden führenden Weg nicht fand, einen beträchtlichen Bogen nach Osten, erst durch fast menschenleeres, dann durch ziemlich dicht bewohntes Land, dessen Eingeborene, die Bakota, Schakēs, Obamba, Moussami und Dambonia, Handelsbeziehungen zu den Oscheba des Zabnē und des oberen Dilo haben. Von hier nach Norden vorrückend, traf der Reisende am 1. Oktober auf den Joindo, einen bedeutenden Nebenfluß des Ogowe, von dem man bisher blos die Mündung (bei Bowe) kannte. Dem Joindo, dessen Ufer von Bakota und Djandjamm, Oscheba und M'fang bewohnt sind, folgte er nun in nördlicher Richtung, und nachdem er ihn verlassen und sich westwärts gewandt hatte, fand er den Fluß N'tem, dessen Namen man wohl an der Küste kennt, den aber bis dahin noch kein Europäer gesehen hatte. Crampel glaubt annehmen zu dürfen, daß der N'tem der Oberlauf des Campo sein könne, der das französische Gebiet im Norden begrenzt.

Von dem N'tem an wurde der Marsch sehr schwierig; er führte durch dichte, feuchtheiße, von Sümpfen unterbrochene Wälder. Die Nahrung begann zu fehlen, denn die hier wohnenden M'fang sind wesentlich ärmer als die Bakota, und reden außerdem eine Sprache, welche die schwarzen Träger Crampel's nicht verstanden. Unter diesen Umständen weigerten sich die Loango-Leute, achtzehn an der Zahl, weiter zu gehen. Crampel ließ sie zurück, unter Bewachung seiner zwei Senegalesen, um mit den Aduma, zwölf Mann, den Marsch nach Osten fortzusetzen. Hier traf er auf den Zwergstamm der Bagaya oder Okoa, wie sie bei den Mpongwe heißen und bald darauf auf den Fluß Djah, ein fast stagnirendes Gewässer, der nach des Reisenden Ansicht ein Zufluß des von Brazza im Jahre 1878 entdeckten Likoli sein soll.

Am Djah erreicht das Gebiet der M'fang sein Ende, und es beginnt hier das Land der Njima, welche, wie Crampel meint, bereits im Verkehr mit den nordwärts wohnenden islamitischen Stämmen stehen. Bis hierher also würden sich demnach die Vorposten der mohammedanischen Propaganda vorgeschoben haben. Bei den nordöstlichen M'fang, welche von Weißen kaum noch etwas gehört hatten, hielt sich Crampel etwa drei Monate auf, und es gelang ihm nach langen Unterhandlungen das neunjährige Töchterchen eines der mächtigsten Häuptlinge, namens Niarinzhe, unter der Form einer feierlich abgeschlossenen Ehe zu veranlassen, ihm aus ihrer Heimath zu folgen. In der That hat ihn die

M'fang-Prinzessin nicht verlassen und sogar bis nach Paris begleitet.

Von den M'fang wandte sich Crampel unmittelbar nach Westen. Auf dem Wege dahin entdeckte er den Komm, einen Nebenfluß des N'tem, und weil die Adumalente sich weigerten, weiter zu marschiren, wurden Boote gebaut, auf denen man den Komm bis zu seiner Einmündung in den N'tem befuhr. Außerdem kam es zu Feindseligkeiten mit den hier wohnenden M'fang, weil diese, wie Crampel sagt, von den Kämpfen der deutschen Reisenden am Munyflusse gehört hatten und ihn für einen solchen Feind hielten. Die Sache wurde gefährlich. Verwundet und von den M'fang verfolgt, schlug sich Crampel ohne bestimmte Richtung quer durch die Wälder hindurch, setzte über die vorhandenen Flüsse, oft mit Hilfe von Lianen, und wadete durch tiefe Sümpfe. Nach fünfzehn Tagen angestrengten Marsches gelangte er zunächst an ein am N'tem gelegenes Dorf, von wo er seine westliche Richtung wieder aufnehmen konnte. Schließlich, am 3. März 1889, kam er in Bata an der Küste an.

A. O.

Die Insel Saghalien.

Unter den erwachenden Gestadeländern des Stillen Ozeans spielen die im russischen Besitz befindlichen seit geraumer Zeit eine so hervorragende Rolle, daß ein Blick auf die große Insel Saghalien, die den Russen durch ihren im Jahre 1875 geschlossenen Vertrag mit Japan zugefallen ist, an dieser Stelle angezeigt sein dürfte.

Die Insel Saghalien hat eine Ausdehnung von etwa 72000 qkm. Die Felsenbarren des tatarischen Sundes, die diese Meerstraße für die Schiffahrt so gefahrvoll machen, sind zugleich deutliche Spuren einer ehemaligen Landverbindung mit Ostasien, mit dem Saghalien auch bezüglich seiner Natur in einem viel höheren Grade übereinstimmt als die japanischen Inseln. Das Klima der Insel zeigt große Aehnlichkeit mit demjenigen von Neufundland, mit dem es auch die Polhöhe ziemlich gemein hat, vor allen Dingen ist dasselbe ähnlich kühl und nebelreich. Hat Saghalien auch infolge der Nachbarschaft großer kontinentaler Gebiete strengere Winter als jene Insel (— 32° C. sind nicht selten), so genießt es daneben doch zugleich auch den Vortheil wärmerer Sommer (Mai bis September). Eichen, Eschen, Cedern und Fichten gedeihen infolgedessen noch vorzüglich, und auch der Bau gewisser Getreidearten (Gerste, Hafer) dürfte ganz gut möglich sein. Hand in Hand mit dem großen Waldreichthume geht zunächst noch ein beträchtlicher Wildstand (Bären, Füchse, Zobel, Hasen, Birkhühner), den die dünne Aino-Bevölkerung bisher nicht stark gelichtet hat. An Kohlen- und Eisenlagern fehlt es auch nicht, und die Insel dürfte namentlich infolge hiervon eine höhere Kulturfähigkeit besitzen, als man gewöhnlich annimmt. — Auch der bedeutende Fischreichthum der Küsten (Heringe, Stockfische, Steinbutten rc.) und der Flüsse (Lachse, Forellen rc.) darf nicht unerwähnt bleiben. — Bei dem Mangel von Kunststraßen geht der Verkehr ähnlich wie in anderen nordischen Ländern am bequemsten während des Winters vermittelst des Hundeschlittens vor sich.

Der Hauptort Korsakowa hat circa 700 Einwohner, meist Ainos (tüchtige Jäger), Koreaner und Chinesen, und russische Soldaten und Deportirte.

Durchbohrte Steine in Chile.

Professor Friedrich Ratzel in Leipzig schreibt uns: Ihre sehr dankenswerthe Mittheilung über „Die durchbohrten Steine Kaliforniens" in Bd. 56, Nr. 3 des „Globus" erinnert mich an folgende Angaben, welche mir Herr Dr. R. A. Philippi in San Jago (Chile) jüngst zukommen ließ. Es heißt in einem Briefe dieses hochverdienten Kenners Südwest-Amerikas vom 27. April 1889: „Es unterliegt bei mir keinem Zweifel, daß die runden durchbohrten Steine, die in den mittleren Provinzen noch zu Hunderten gefunden werden — ganz wie Sie Bd. 1, Seite 62 Ihrer Völkerkunde abbilden, — zum Ausgraben von Wurzeln und Kräutern gedient haben, die noch heute in Talca und Chilan auf den Markt gebracht werden. In den Provinzen Valdivia und Chiloe, wo diese eßbaren Zwiebeln und Knollen selten sind, findet man die durchlöcherten Steine nicht. Aber nicht alle können zu diesem Zwecke gedient haben, namentlich die kleinen, die oft ein sehr großes Loch haben, und auch schwerlich die sehr großen und schweren, die, wenn sie ein enges Loch haben, wie das bei vielen der Fall ist, gewiß bei den ersten Stößen des durchgesteckten Stockes diesen zerbrochen hätten. Aber wozu diese gedient haben, ist mir ein Räthsel." Von den durch Henshaw für die durchbohrten Steine Kaliforniens gegebenen Deutungen (Beschwersteine für Grabstöcke, Spielsteine, Bohrsteine) ist also die erste zweifellos für Chile ebenfalls anzunehmen, und die zweite ist mindestens sehr wahrscheinlich. Die dritte dürfte einen lokalen Charakter haben. Uebrigens ist in diesem Zusammenhange auch an die Verwendung durchbohrter Steine als Geld in Mikronesien, als Beschwersteine für Keulen in Neu-Guinea und auf den Salomonsinseln, und an die zahlreichen Steingeräthe schwieriger Deutung zu erinnern, welche höchst wahrscheinlich in Alt-Amerika mit religiösen Gebräuchen zusammenhingen. Auf Funde der Art hat ja auch schon Henshaw in dem Schlußabschnitt seiner werthvollen Schrift hingewiesen. Vielleicht gelingt es Herrn Dr. R. A. Philippi, eine dieser Benutzungen auch für Chile noch nachzuweisen. Es ist jedenfalls immer ein Fortschritt, wenn derart einfache Dinge, die ihrer Natur nach mehrseitiger Verwendung fähig sind, aufhören, einem einzigen Zwecke zugewiesen zu werden. Um so mehr, als auch das im Wesen der Naturvölker liegt, daß sie die Spezialisirung der Werkzeuge so wenig anstreben, wie die Theilung der mit denselben zu leistenden Arbeit. Benutzen doch die Nachkommen der alten Südamerikaner auch heute die Machete als Beil, Wald- und Waidmesser und Schwert!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Merkwürdige Verschiebungen der Bevölkerung haben sich in den letzten Jahren an der unteren Wolga insofern vollzogen, als manche Dörfer und selbst Weiler zu bedeutenden Centren der Bevölkerung erwachsen sind, während dortige Städte zurückgegangen und von jenen an Menschenzahl, Geschäftsthätigkeit und auch an äußerem Aussehen weit überflügelt worden sind. Es ist der Getreide-, namentlich der Weizenhandel, der solche Veränderungen besonders in den Gouvernements Ssamara und Ssaratof hervorgerufen

hat. Als Beispiele für diese Erscheinung seien unter Anderem angeführt das Dorf Nikolajefsk, das jetzt 20 000 Einwohner zählt, d. h. etwa 4000 mehr als die gegenüber-gelegene Stadt Kamyschin, das Dorf Pokrofskoja mit 20 000 Einwohner gegenüber dem gleichfalls mächtig aufblühenden Ssaratof, Balakowo unweit der Irgismündung mit 16 000 Seelen, Bykowo mit 10 000, Solotoje und Rownoje mit je 5000, die Kolonie Baronsk mit 4000 Einwohnern. Die Getreideversendungen dieser Plätze, die sämmtlich Stadtkandidaten heißen dürfen, belaufen sich jährlich auf 1 bis 2 Mill. Pud (à 16,38 kg) und es geschieht wohl in erntereichen Jahren, daß man im September zur Zeit des ersten Drusches und gegen Ende der Dampfschiffahrt 7000 bis 9000 Getreidefuhren aus der näheren und ferneren Umgegend in einem solchen Orte an einem Tage anlangen sieht. Die meisten und volkreichsten der genannten Ortschaften liegen auf dem linken Wolgaufer und verdanken ihr Aufblühen der stärkeren Besiedelung und wirthschaftlichen Ausnutzung der dort sich ausbreitenden schwarzerdigen Steppe.

— Nach dem letzten „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches" bezifferte sich der gesammte deutsche **Außenhandel für das Jahr 1888** auf 6788,5 Millionen Mark, so daß sich Deutschland als der bedeutendste europäische Handelsstaat nächst England erweist, und als solcher namentlich auch Frankreich beträchtlich überragt (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 158 f.). Hierbei ist zu beachten, daß der Vergleich zwischen diesen drei Staaten in handelsstatistischer Beziehung erst in strengerer Weise möglich geworden ist, seit Hamburg und Bremen nicht mehr außerhalb des deutschen Zollgebietes stehen. Die Ausfuhr Deutschlands betrug in dem angegebenen Zeitraume 3352,6 Millionen Mark und die Einfuhr 3435,9 Millionen Mark. In letzterer Beziehung war gegen die Vorjahre namentlich eine starke Zunahme des Importes verschiedener Rohprodukte (Kohlen, Erze, Salpeter, Holz 2c.) zu bemerken.

— An dem **Außenhandel Dänemarks** war Deutschland im Jahre 1887 mit 34,4 Prozent, England mit 31,6 Prozent und Schweden mit 13,2 Prozent betheiligt. Gegenüber den Vorjahren bedeutet dies für Deutschland eine beträchtliche Steigerung des Antheils, für England und Schweden aber einen Rückgang.

Asien.

— Ueber die **tibetanische Expedition des Obersten Pjewzof** verlautet, daß dieselbe gegen Ende Mai d. J. über Kaschgar nach Jarkand gelangt war, um sich von dort nach der Oase Niam, am Nordfuße des Kuenluen zu wenden. Den letzteren Ort gedachte man als das Hauptquartier und die Basis für die weiteren Operationen zu benutzen.

— In der „China Review" beschreibt Dr. Macgowan die Art und Weise, in welcher **schwimmende Gärten und Felder in China** hergestellt werden. Im Monat April werden Flöße aus Bambusstäben gefertigt, die zehn bis zwölf Fuß lang und halb so breit sind. Die Stangen werden so zusammengebunden, daß ein Zwischenraum von ungefähr einem Zoll zwischen ihnen offen bleibt. Darüber kommt dann eine zolldicke Schicht Stroh und eine zwei Zoll dicke Schicht klebrigen Schlammes, der einem Teiche oder Kanale entnommen, und auf den der Samen gestreut wird. Das Floß wird dann in ruhigem Wasser an das Ufer festgemacht und bedarf keiner weiteren Aufmerksamkeit. Das Stroh und der Schlamm werden bald weggeschlemmt, und die Wurzeln der Pflanze — gewöhnlich der Schlingpflanze Ipomaea reptans — entnehmen ihre Nahrung dem Wasser allein. In ungefähr zwanzig Tagen wird das Floß ganz von dieser Pflanze bedeckt, und die Stiele und Wurzeln werden dann zum Kochen verwendet. Die kleinen weißen Blüthen mit ihren gelben Staubgefäßen, welche zwischen den runden, grünen Blättern hervorblicken, gewähren im Herbst einen sehr hübschen Anblick. Neben diesen schwimmenden Gemüsegärten findet man auch schwimmende Reisfelder. Auf ähnlichen Flößen wird ein Boden aus Schlamm und Unkraut hergestellt, der junge Reis wird rechtzeitig darauf verpflanzt, das Floß an das Ufer eines Sees oder langsamfließenden Stromes gebunden. In 60 bis 100 Tagen ist der Reis dann völlig reif. Besonders bei Hungersnöthen, die durch Dürre oder Fluthen hervorgerufen werden, empfindet man die Wohlthat dieser schwimmenden Felder. Während andere Felder unter Wasser stehen, oder durch die Sonnengluth verdorren, bleiben dieselben von beiden Uebelständen unbeeinflußt. Chinesische Schriften über Ackerbau enthalten Bilder von ausgedehnten Reisfeldern, die nahe den Ufern von Flüssen und Seen, welche früher in dem Seengebiete des unteren Jangtse und des Hoangho existirten, an stämmige Bäume gekettet sind.

— Der **letzte Bericht der englischen Nord-Borneo-Gesellschaft** konstatirt immer wieder den stetigen Aufschwung ihrer Kolonie. Zwar hat ein Aufstand an der Westküste erheblich höhere Ausgaben verursacht, die Landverkäufe haben dieselben aber gedeckt, und die Pflanzer sind mit den Ergebnissen ihrer Kulturen bislang außerordentlich zufrieden. Besonders gewann der Tabakbau eine immer größere Ausdehnung, und das an der Marudu-Bai gezogene Gewächs wurde auf dem Londoner Markte als von vorzüglicher Qualität anerkannt. Neuerdings wendet man neben dem Tabakbau dem Sagobau die Hauptaufmerksamkeit zu.

Afrika.

— Hauptmann Zeuner hat im Januar d. J. von der Barombi-Station aus eine **Exkursion nach Bioko**, an den Schnellen des Massake-Flusses unternommen, über die er in den „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" (Bd. 2, S. 38 ff.) Bericht erstattet. Die Wege nach dem angegebenen Ziele waren in einem sehr schlechten Zustande und verursachten dem Reisenden und seinen Begleitern große Beschwerden, um so mehr als öfters keine zuverlässigen Führer aufzutreiben waren. Die passirten Dörfer waren meist von den Bewohnern fast völlig verlassen, da dieselben gerade fern davon mit Feldarbeiten beschäftigt waren, und infolgedessen hatte auch die Versorgung der Expedition mit Lebensmitteln zum Theil ihre Schwierigkeiten. Von der beträchtlichen Palmöl-Produktion der Gegend gewahrte man allenthalben Spuren, und im übrigen bauten die durchgängig friedlich gesinnten, zum Theil nur etwas scheuen Eingeborenen namentlich Bananen. Ueber Bioko hinaus weiter vorzudringen (zum Calabarflusse), erschien dem Reisenden nicht gerathen, da er durch die eingezogenen Erkundigungen zu der Ueberzeugung gelangte, daß sich nördlich von Bioko ein größerer Streifen unbewohnten Gebirgslandes ausdehnte, und daß die Leute von Bioko und Etoki keine Verbindung mit dem Westen und Nordwesten unterhalten. Während die Expedition über Mambanda, Ngulu und Kitta nach Bioko hinmarschirte, so schlug sie auf dem Rückmarsche die etwas nördlicher führende Route über Narendi und Maffaka ein. In der Barombi-Station war alles im besten Zustande.

— Von Dr. Zintgraff, über dessen Verbleiben man bereits große Besorgnisse hegte, sind Nachrichten eingetroffen, denen zufolge der Reisende den Ort Ibi, am mittleren Benuë, wohlbehalten erreicht hat. Seine **Expedition im ferneren Hinterlande von Kamerun** darf also als geglückt betrachtet werden.

Nordamerika.

— Das große Erdbeben, welches die Stadt Charleston im Jahre 1887 verheerte, hat noch immer seine Nachwirkungen, denn am 11. Juli dieses Jahres wurde daselbst abermals eine schwache, von unterirdischem Getöse begleitete Erschütterung verspürt. Im Jahre 1887 wurde die furchtbare Katastrophe des 31. August bekanntlich durch mehrere geringere Stöße an den vorhergehenden Tagen (am 27. und 28. August) eingeleitet, und im September folgten ihr nicht weniger als 23 weitere, bald stärkere bald schwächere Stöße (am 1. und 2. September je drei starke, am 3. Sept. zwei starke, am 4. Sept. zwei schwache, am 5. Sept. ein schwacher, am 7. Sept. zwei schwache, am 8., 10. und 12. Sept. je ein schwacher, am 15. Sept. zwei schwache, am 21. Sept. ein starker, am 22. Sept. ein schwacher, am 27. Sept. ein starker und am 28. und 30. Sept. je ein schwacher). Seither hat sich das Schüttergebiet mehr und mehr wieder beruhigt, aber wie es scheint, noch keineswegs vollständig.

— In den kanadischen Häfen landeten von 1867 bis 1888 2 162 175 Einwanderer. Davon blieben in Kanada 1 128 952, während 1 033 223 nach den Vereinigten Staaten durchreisten. Im Jahre 1867 betrug die Gesammtzahl der Einwanderer 58 578, im Jahre 1888 aber 174 474.

Australien und Polynesien.

— Die Regierung von Queensland hat A. Weston damit beauftragt, eine wissenschaftliche Expedition in die unbekannteren nördlichen Theile der Kolonie zu führen. Es sollen derselben namentlich noch die Herren Broadbent und Bailey beigesellt werden, um die faunistischen und floristischen Verhältnisse zu erforschen. Das speziellere Gebiet der Untersuchung soll die Gebirgs- und Seen-Gegend im Nordwesten von Cairns bilden. Nebenbei hofft man auf Spuren Leichardts zu stoßen.

— Man hatte bisher auf Neu-Seeland nie Schlangen gesehen und glaubte daher, daß dort überhaupt keine existirten. Jetzt kommt die Nachricht, daß Sir George Whitmore kürzlich in der Nähe von Gisborne, einem Städtchen am Turanganui-Flusse in der Provinz Auckland, eine gelblich-schwarze und sehr giftige Schlange von drei Fuß Länge gefangen habe. Daß dieselbe durch Schiffe von auswärts eingeschleppt worden sei, ist nicht anzunehmen, da sie eine ganz neue, in Australien und auf den tropischen Inseln der Südsee nicht vorkommende Spezies ist.

— Nach Angabe des bekannten Regierungsstatistikers der Kolonie Victoria, Henry H. Hayter, zählten die sieben australischen Kolonien am Schlusse des Jahres 1888 ohne die Eingeborenen eine Gesammtbevölkerung von 3 672 419 (+ 125 693 gegen das Vorjahr). Davon entfielen 1 090 869 (+ 54 750) auf Victoria, 1 085 356 (+ 42 437) auf Neu-Süd-Wales 387 463 (+ 20 523) auf Queensland, 313 065 (+ 644) auf Südaustralien, 42 137 (— 351) auf Westaustralien, 146 149 (+ 3671) auf Tasmanien und 607 380 (+ 4019) auf Neu-Seeland. Durch das Mehr der Einwanderung über die Auswanderung auf dem Seewege gewannen Victoria 41 803, Neu-Süd-Wales 21 545, Queensland 11 805 und Tasmanien 930, dagegen verloren durch das Mehr der Auswanderung Südaustralien 113, Westaustralien 1196 und Neu-Seeland 9175 Personen. Daß das Klima der australischen Kolonien ein der Gesundheit sehr zuträgliches ist, beweist die niedrige Rate der jährlichen Sterblichkeit. Dieselbe betrug im Jahre 1888 in Victoria 15,34, in Neu-Süd-Wales 13,54, in Queensland 14,66, in Südaustralien 11,92, in Westaustralien 15,91, in Tasmanien 14,11 und in Neu-Seeland 9,43 auf je Tausend der Bevölkerung. Geboren wurden in Victoria 32,49, in Neu-Süd-Wales 36,18, in Queensland 37,77, in Südaustralien 33,34, in Westaustralien 35,88, in Tasmanien 35,10 und in Neu-Seeland 31,22 auf je Tausend der Bevölkerung.

Bücherschau.

— Richard Garbe, Indische Reiseskizzen. Berlin 1889. Gebr. Paetel. — Verfasser ging zwecks ernster philologischer Studien in das indische Wunderland, hatte aber außer für Sanskrit-Manuskripte (von denen er eine große Zahl für die deutschen Bibliotheken erwarb) ein offenes Auge für alles, was ihm auf seiner Reise entgegentrat. Infolgedessen zeichnen sich seine Reiseskizzen durch einen bedeutenden geistigen Inhalt aus. Die Charakteristiken der indischen Städte und Landschaften sind sehr schön, besonders gewährt uns aber das Buch einen tiefen Einblick in das soziale und geistige Leben Indiens. Mit der Annahme, daß der Bau des Suezkanales die klimatischen Verhältnisse Adens und Süd-Arabiens wesentlich verschoben habe (S. 19), können wir uns aber nicht einverstanden erklären.

— Dr. Albrecht Penck, Ziele der Erdkunde in Oesterreich. — Wien 1889. Ed. Hölzel. — Professor Penck tritt in dieser kleinen Schrift dafür ein, daß die österreichischen Geographen, insbesondere aber die Wiener Geographische Gesellschaft ihre Aufgaben am zweckmäßigsten auf dem Boden des eigenen Landes und in dem Oriente suchen. Wir finden die betreffenden Ausführungen durchaus überzeugend. In der That sind bislang eine ganze Anzahl von herrlichen Problemen in den österreichischen Alpen und anderweit noch ungelöst, oder selbst unberührt geblieben, und der sogenannte Orient ist für Oesterreich in wissenschaftlicher wie in wirthschaftlicher Beziehung zweifellos bis zu einem gewissen Grade das, was Nordasien für Rußland, Nordwestafrika und Hinterindien für Frankreich, der Sunda-Archipel für Holland ist ꝛc. Daß gelegentlich mehr oder weniger über die Grenzen hinausgegriffen werde, will ja Professor Penck natürlich nicht verbieten.

— Becker, Joh. H., Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Saga II. Leipzig 1889. G. Fock. 8°. 124 S. — Der Autor hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, nachzuweisen, daß die Ursagen aller Völker, Nibelungenlied, Mahabharata und Schahnahmeh, in ihren Grundlagen identisch sind, sagenhafte Berichte über die Kämpfe zwischen den Urvölkern, den weißen, rothen und den schwarzen Zwergen, welche in dem langsam austrocknenden Gebiete zwischen dem „Westhorn des Kara-tau" und dem Kaspisee stattfanden und erst später von den auswandernden Stämmen auf andere Lokalitäten übertragen wurden. Da der Autor selbst erklärt, daß der „Siebenellen-Maßstab der philologischen Lautweisheit" für Untersuchungen wie die seinigen viel zu kurz sei, darf man sich nicht wundern, wenn manche sehr gewagte Ableitungen und kühne Sprünge vorkommen. Wer die Mühe nicht scheut, sich durch die Schrift hindurchzuarbeiten, wird aber doch durch manche interessante Anregung belohnt werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Ein Ausflug nach dem heiligen Berge Párasnáth in Bengalen.

Von Prof. Dr. Ottokar Feistmantel.

(Mit einer Abbildung.)

Nicht nur wir Europäer haben heilige Berge, an welche sich mögliche und unmögliche Fabeln und Legenden knüpfen, auch die Bewohner Indiens besitzen solche. Vornehmlich ist es die religiöse Kongregation der Dschains, die sich ihre Heiligthümer auf hohe Berge hinaufbaut und diesen selbst eine besondere Auszeichnung zu Theil werden läßt.

Vor allen Dingen zwei Berge, die auch in anderer Richtung Interesse bieten, hatte ich während meines achtjährigen Aufenthaltes in Indien zu besuchen Gelegenheit, und mit einem derselben will ich die geehrten Leser hier bekannt machen. Beide — der eine im äußersten Osten, in Bengalen, der andere im äußersten Westen, in Rádschputána — bilden gewissermaßen mächtige Bergfesten der genannten Kongregation, die auch bei Andersgläubigen Ehrfurcht und Bewunderung erwecken müssen. Die beiden Berge zeichnen sich durch eine übereinstimmende geographische Lage, durch einen analogen geologischen Bau, sowie durch reiche Naturschönheiten aus. Durch ihre bedeutende Erhebung über die unmittelbare Umgegend erfreuen sich überdies beide, besonders nach der Regenzeit, einer angenehmen Temperatur und erfrischenden Luft, so daß dann der Berg Párasnáth mitunter auch von Europäern als Erholungsort aufgesucht wird, während Abú ein regelmäßiges Sanitarium für Rádschputána bildet.

Der Berg Párasnáth ist etwa 256 km nordwestlich von Kalkutta, im Hazáribágh-Distrikte, südlich vom Kohlenfelde von Giridi oder Karharbári (Kurhurbali), an der großen Heerstraße von Kalkutta nach Benares (25° 57′ 35″ nördl. Br. und 86° 10′ 30″ östl. L.) gelegen. Besonders in den Monaten Dezember bis Februar unternehmen fromme Pilger aus allen Gegenden ihre Reisen dahin; ihre Zahl wird auf viele Tausende im Jahre geschätzt.

Die besondere Heiligkeit dieses Berges wird dadurch erklärt, daß nicht weniger als zwanzig heilige Männer der Sekte — sogenannte Dschin's oder Tirthankara's — am Gipfel desselben ihr Nirwána (d. i. Erlösung und Befreiung von der irdischen Hülle und von der Nothwendigkeit der Wiedergeburt) erlangt haben, unter ihnen auch Párswa oder Párswanátha (Parasnáth), der 23. in der Reihe der 24 Heiligen im jetzigen Zeitalter; nach letzterem wurde der Berg, der eigentlich Samet Sikhar („Gipfel des Segens") heißt, auch Párasnáth benannt.

Nach den Angaben der Dschains war Párswanátha zu Bhélpura, einer Vorstadt von Benares, geboren und stammte aus einer Königsfamilie (als Sohn des Königs Asvasena und seiner Frau Bámádevi, vom Stamme der Ikschwaku). Er wird gewöhnlich in sitzender Stellung und in nachdenkender Stimmung dargestellt; seine Hautfarbe war blau (weswegen seine Bilder und Figuren gewöhnlich schwarz sind); als Symbol wird ihm die Kobra-Schlange (Naja tripudians) beigegeben, und zwar so, daß sie sich vielköpfig in Form eines Schirmes über seinem Haupte ausbreitet. Die Dschains erklären dies dadurch, daß einst, als Párasnáth in religiöse Betrachtungen vertieft war, ein eifersüchtiger Feind einen starken Regenguß auf ihn herabsandte; da sei dann der König der Schlangen, Dharána, herbeigeeilt und habe den Heiligen mittelst seines ausgebreiteten Hauptes geschützt. Er begann seine religiösen

Uebungen im 30. Lebensjahre und beendete sie nach 70 Jahren am Berge Samet, so daß er also ein Alter von 100 Jahren erreichte; nach den Angaben der Dschians ereignete sich dies 250 Jahre vor dem Nirwána des nächsten Dschina, Maháwira, einem Zeitgenossen des Buddha (Gautama); doch ist der erstere früher in die Ewigkeit hinübergegangen, nämlich um 600 v. Chr., während Buddha um 543 v. Chr. aus dem Leben schied.

Der Berg Párasnáth ist in Bengalen, mit Ausnahme des zu dieser Provinz gehörigen Antheils des Himálaja, die höchste örtliche Erhebung, was besonders dadurch sehr augenscheinlich ist, daß derselbe, wie ein isolirter Riese aus dem Flachlande in die Höhe ragt.

Auch bei den gegenwärtigen Verkehrsmitteln und Einrichtungen ist der Besuch dieses Berges noch mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, und da der Reisende namentlich für den Aufenthalt oben und für seinen und der Diener Unterhalt die nöthigen Vorkehrungen selbst treffen muß, wird der Berg von Touristen nur sehr selten bestiegen. Doch ist ein Ausflug hinauf aller Mühe werth. Ich unternahm einen solchen im Oktober 1878, und zwar wählte ich den Zugang von Norden, da am nördlichen Fuße noch zwei andere zum Dschainismus in enger Beziehung stehende Orte, Pálgandsch und Madhuban liegen, die in gleicher Weise einen Besuch lohnen; Pálgandsch besuchte ich zwar anderthalb Jahre später, doch werde ich den Ausflug in zusammenhängender Form erzählen.

Man fährt von Kalkutta mit der „East Indian Railway“ in nordwestlicher Richtung am besten nach der Station Madapur (256 km von Kalkutta), von wo aus dann in westlicher Richtung eine Zweigbahn nach dem kleinen, aber wichtigen Kohlenfelde von Giridi oder Karharbári (von etwa 40 km Länge) führt. Dieses Kohlenfeld habe ich zu palaeontologischen Zwecken einigemal besucht, denn dasselbe enthält die ältesten indischen Kohlenschichten, die auch als Karharbári-Schichten bekannt sind, und direkt auf den sogenannten Taltschir-Schichten[1]) auflagern; dem Alter nach sind sie wohl am besten ins Perm einzureihen, während die übrigen Kohlen-Schichten höher und wohl auch jünger sind.

Ich will den Leser zunächst nach dem Dorfe Pálgandsch, am nördlichen Fuße des Berges führen. Dort muß auch der fromme Pilger seine religiösen Verrichtungen auf der Wallfahrt beginnen, denn ohne einen Besuch daselbst würde die ganze, ziemlich schwierige Wallfahrt ohne Erfolg bleiben.

Den Aufbruch hatten wir auf zwei Uhr morgens bestimmt, um so zeitig als möglich an Ort und Stelle zu sein, und die Tageshitze zu meiden — denn der April ist ein bedeutend heißer Monat, und längere Tagereisen werden womöglich vermieden. Alles Nöthige mußte Tags vorher bereit gemacht werden. Ich hatte zwei Elephanten, die unserer geologischen Anstalt angehörten, zur Disposition; dieselben waren aber keine besonderen Schnellgeher, weshalb ich sie nur als Transportthiere benutzte. Obzwar ich in Pálgandsch nur kurze Zeit verweilen wollte, mußte ist doch ein Zelt und einiges Geräthe mitnehmen, da für einen Aufenthalt von Europäern dort nichts vorgesehen ist. Die Elephanten wurden daher den Tag vorher, etwa 9,6 km, zur Uebergangsstelle des Barákar-Flusses, den wir passiren mußten, vorausgesandt.

[1]) Nur kurz möge hier bemerkt werden, daß die indischen Kohlenschichten in ein mächtiges System von pflanzenführenden Schichten gehören, das ich unter dem Namen Gondwána-System in die Litteratur eingeführt habe; es umfaßt Schichten vom obersten Carbon bis zum jüngsten Jura. Die Unterlage bilden die sogenannten Taltschir-Schichten (verschiedene Schiefer und ein eigenthümliches Block-Konglomerat, wahrscheinlich glacial), dann folgen Karharbári-Schichten mit guten Kohlen (reiche Flora), dann die Damuda-Gruppe mit viel Kohle, Pflanzen und Thierresten, dann noch andere pflanzenführende Schichten.

Ich selbst mit meinen Begleitern wählte eine andere Reisegelegenheit, nämlich die sogenannte Dákh-gárí oder Postkutsche. Diese Art Vehikel wurde früher, wo die Eisenbahnen noch nicht so ausgedehnt waren, auf den fahrbaren Wegen und Straßen allgemein benutzt und findet auch heutzutage noch in gewissen Richtungen ihre Verwendung. Sie besteht aus einem länglich viereckigen Holzkasten auf vier Rädern; seitwärts ist derselbe mit Schubthüren, sowie mit Glasfenstern versehen, über die noch Jalousien gezogen werden können, innen befinden sich zwei Sitze (vorn und rückwärts) darin, welche, wenn nöthig, durch Ausfüllen des Zwischenraumes zwischen beiden in ein bequemes Bett (beim Nachtreisen) umgewandelt werden können. Eine Eigenthümlichkeit unserer Dákh-gárí bestand darin, daß sie nicht mit Zugthieren, wie gewöhnlich, sondern mit Eingeborenen, sogenannten Kulis, bespannt war. Je nach der Anzahl der Reisenden, sowie nach der Menge des Gepäckes sind einem solchen Wagen 6, 10, 12 oder mehr Kulis beigegeben, von denen einige ziehen, die anderen schieben; von Station zu Station werden sie dann gewechselt.

Auf einem solchen mit Kulis bespannten Wagen brachen wir mit unseren Dienern um zwei Uhr morgens auf. Der Mond war dem Untergange nahe — doch auch darnach blieb die Nacht hell genug, so daß wir den Weg und alles, was sich darauf bewegte, gut wahrnehmen konnten. Die Richtung von Giridi nach Pálgandsch ist südlich, und zwar geht es vornehmlich auf einem Wege, der dann an der Westseite des Berges, bei Dumrí, die schon erwähnte große Heerstraße erreicht. Die Kulis hielten sich tapfer und eiferten sich gegenseitig durch allerhand Zurufe und Mahnungen an, namentlich wenn eine Steigung zu überwinden war.

Wir begegneten ganzen Reihen von Getreidewagen, welche nach dem in Giridi an diesem Tage abzuhaltenden Markte fuhren. Die große, schwarze Dákh-gárí, sowie der Lärm, mit dem sich die Kulis die Zeit abkürzten, verursachten unter den Wagen eine wahre Panik; denn zumeist waren dieselben mit gezähmten Büffeln (Bubalus arni) bespannt, die zwar sehr gute Zugthiere abgeben, aber die unangenehme Eigenschaft haben, daß sie leicht scheuen. Ein Gefährt hatte besonders muthige Büffel vorgespannt, diese rannten im vollem Galopp von der Straße nach dem Dschangel, bis auf einmal ein dumpfer Schlag und bald darauf durchdringende Hilferufe zu hören waren; wir eilten herbei, richteten den Wagen auf, und siehe da — der Schreier war der Wagenlenker selbst, der vollkommen wohlbehalten nebenan saß, und die List nur gebraucht hatte, um uns zu erschrecken und heranzulocken, damit wir ihm seinen Wagen wieder aufrichten halfen.

Diese Büffel sind überhaupt in ganz Indien häufig genug zu sehen, sie unterscheiden sich von den wilden, welche am Fuße des Himálaja, von Oude bis Bhután, in Niederbengalen, Assam und in Burmah, in den Central-Provinzen bis südlich zum Godávari und dann wieder in Ceylon, gefunden werden, nur durch die etwas kleineren Dimensionen des Körpers und der Hörner. Ihre Farbe ist graubraun, in verschiedenen Abstufungen, auch Albinos sind bekannt; der Körper ist spärlich behaart. Die Eingeborenen ziehen sie als Zugvieh, hauptsächlich aber wegen der Milch, welche sehr fett ist und viel Butter giebt. Die Thiere lieben besonders feuchte Stellen, weshalb man sie zumeist am Rande von Teichen, in Pfützen und und auf den schlammigen Reisfeldern sich herumwälzen sehen kann. Sobald sie etwas Ungewöhnliches sich nähern sehen, schaaren sie sich gleich zusammen, und erwarten den Gegenstand mit vorwärtsgestreckten Köpfen, denselben mit den Augen scharf fixirend; es wird angegeben, daß sie auf diese Art auch einem Tiger gegenüber Stellung nehmen und ihn angreifen. Es ist mir oft vorgekommen, daß sie, wenn ich auf Elephanten reiste,

uns in der angeführten Stellung erwarteten, und dann noch eine Strecke weit so begleiteten.

Gegen fünf Uhr morgens langten wir am Barákar-Flusse an, wo sich uns auch die zwei Elephanten, die Tags zuvor dorthin abgeschickt worden waren, anschlossen. Da es indessen auch Tag geworden war, konnte ich meine Aufmerksamkeit auch der umliegenden Natur zuwenden. In geologischer Beziehung besteht die ganze Gegend, außerhalb des Karharbári-Kohlenfeldes, bis zum Párasnáth, aus krystallinischen Gesteinen, zumeist Gneiß und Glimmerschiefer, die hie und da von Adern von Pegmatit (Schriftgranit) durchsetzt sind. Die Gegend ist im ganzen flach, aber der Formation entsprechend wellig, und sie wird letzteres um so mehr, je mehr wir uns dem Párasnáth nähern. Der Dschangel bestand zumeist aus niedrigen Bäumen, und zwar großentheils aus jungen Salbäumen (Shorea [Vatica] robusta Roxb.), welche durch ihre geraden Stämme und durch ihr hellgrünes Laub der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge verleihen und einigermaßen an unsere Hainbuchen erinnern. Zahlreich vertreten waren auch Palas-Bäume (Butea frondosa Roxb.), die dadurch interessant sind, daß sich auf denselben das Lackinsekt (Coccus lacca), das den Schellack erzeugt, gern aufhält. Der Lack ist nämlich eine Inkrustation, welche das Insekt, besonders das Weibchen, nachdem es sich auf die Zweige dieses Baumes (sowie anderer Baumarten) festgesetzt hat, um und über sich ausscheidet; bei der Masse, in welcher die Insekten vorkommen, sind die meisten Zweige mit der Inkrustation völlig umhüllt; das ganze Gefüge ist zellig, und in die Zellen werden die Eier gelegt; die Alten sterben dann ab, und die Jungen, wie sie aus den Eiern kriechen, zehren zuerst den Körper ihrer Mutter auf, namentlich aber die rothe Farbsubstanz, durchbohren dann die inkrustirende Masse und schwärmen hinaus auf die Rinde anderer Aeste, an denen sie sich festsetzen, um den Prozeß von neuem zu beginnen; es werden zwei solche Evolutionen im Jahre angegeben. Auf die übrigen Verhältnisse der Lackproduktion und Manufaktur kann ich hier nicht eingehen. Außer diesem aber bieten die Palas-Bäume zur Zeit der Blüthe, welche im Frühjahr (gewöhnlich im März) vor den Blättern erscheint, und aus dichten Büschen großer, scharlachrother Schmetterlingsblüthen besteht, einen überaus wundervollen Anblick; ganze Strecken und Berglehnen sind dann wie mit einem scharlachrothen Tuche überzogen. Das Lackinsekt lebt aber auch auf den Kusum-Bäumen (Schleichera trijuga Willd.), auf dem Pipal (Ficus indica Roxb. = bengalensis Linn.), auf dem Banijan (Ficus religiosa Linn.), welche alle in der in Rede stehenden Gegend, die letzteren einzeln, angetroffen wurden; doch gilt der Lack vom Palas und Kusum als der beste. Ferner trat recht häufig eine in ihrer äußeren Gestalt interessante, sonst aber ihrer zahlreichen Dornen wegen, besonders beim Reisen im Lande, recht unangenehme Strauchart auf, der sogenannte Bér (Zizyphus jujuba Lam.), die in einzelnen Gegenden ebenfalls dem Lackinsekt als Aufenthaltsort dient. Als hoher Baum ragte der Simal oder Bombax (engl. cotton tree = Bombax malabaricum DC.) hervor; derselbe besitzt einen hohen und geraden Stamm, der oben eine schön verzweigte Krone trägt; die Rinde ist grau und trägt in jüngeren Jahren eigenthümliche, konische, unten schwammige Dornen; am unteren Theile zeigen ältere Stämme strebepfeilerartige Ausbuchtungen; auf den Aesten entwickeln sich, auch vor den Blättern (Februar bis April) große, dunkelrothe, kelchartige Blüthen, und ist dann der Anblick dieser Bäume von ganz besonderem Interesse. Längs der Straße, in den Feldern, finden sich einzelstehende Palmbäume (Tal-gátsch = Borassus flabelliformis Linn.); ebenso schöne Gruppen von Mango-Bäumen (Am-ka-gátsch = Mangifera indica Linn.), die einen niedrigen, reichlich und regelmäßig verzweigten Stamm besitzen; die Aeste sind reich mit dunkelgrünen länglichen Blättern besetzt, so daß die Baumkrone ungemein dicht und umfangreich ist und reichen Schatten spendet; es ist ein immergrüner Baum, der zwischen Februar und Juni neue Blätter bekommt, während die alten noch vorhanden sind; er blüht Februar bis April; die Frucht, die ein delikates Obst darstellt, reift im Mai bis Juli. Von Interesse sind auch die zahlreichen Beispiele der sogenannten Copulation einer Palme (Borassus flabelliformis) mit einem Pipal (Ficus indica) oder Banijan (Ficus bengalensis), welche darin besteht, daß der Stamm eines oder des anderen der erwähnten Bäume den Palmstamm bis zu einer gewissen Höhe vollständig umgiebt, so daß es den Anschein hat, als wenn der letztere aus einem der ersteren herauswüchse.

Sehr häufig, sowohl der Straße entlang, als auch in der Nähe des Dorfes, ist der Maua oder Mahuabaum (Bassia latifolia Roxb.) anzutreffen, sowohl im Naturzustande, als auch kultivirt, da er den Eingeborenen sehr viel Nutzen bringt. Das Holz dient zum Wagenbau; doch am nützlichsten sind die Blüthen und Samen. Der Baum verliert seine Blätter im Dezember, die Blüthen erscheinen im März oder April, dieselben sind einfach und sitzen in Büscheln am Ende der Aestchen; zur Zeit der Entwickelung sind sie dick und fleischig, von grünlich gelber Farbe; in diesem Zustande trennen sie sich vom Blüthenkelche und fallen zu Boden. Nach Angabe der Eingeborenen findet dieses Reifen und Abfallen der Blüthen besonders gegen Morgen, von etwa 2 Uhr nachts bis 12 Uhr mittags, statt; früh sieht der Boden dann unter den Bäumen wie mit Schnee bedeckt aus, und es kommen von allen Seiten Weiber und Kinder mit Körbchen, um die Blüthen aufzulesen. Dieselben werden einestheils roh wie Obst genossen, da sie viel Zuckerstoff enthalten, anderntheils in der Sonne getrocknet, um später Verwendung zu finden; auch wird aus ihnen eine Art Spiritus (Mahua-Spirit) destillirt, der namentlich von den Ureinwohnern bei ihren mannigfachen Festlichkeiten in großen Mengen genossen wird; die Frucht wird ebenfalls genossen, und aus den Fruchtkernen wird ein Oel gepreßt, das zum Brennen und zum Kochen benutzt wird; die erhaltene Menge Oel ist etwa die Hälfte vom Gewicht der Kerne. Auch die Hausthiere werden mit den Blüthen gefüttert, und in der Natur werden letztere besonders von Schakalen mit Vorliebe verzehrt. Außerdem sind zu finden: Grislea tomentosa Roxb. (Dhaí-fúl Beng.) ein Strauch oder kleiner Baum, der vom Dezember bis April blüht; das Holz findet zur Herstellung von Pflügen Benutzung; die Blumenblätter und ein Aufguß der Blätter dienen zum Färben, besonders von Leder; in den Central-Provinzen, in der Gegend von Ellitschpur dienen die Blätter aber auch als Ersatz von Thee; Diospyros tomentosa Roxb. (Diospyros melanoxylon Roxb. = Coromandel ebony tree bei den Engländern) wächst zu einem großen Baume heran und liefert gutes Holz; Carissa Carandas Linn. (Kurunda, Hind.), ein Strauch, von dem besonders die Beeren verwendet werden; Sponia orientalis Planch.; Baliospermum polyandrum Wight (= montanum Müller), dessen Blätter ein Hausmittel für Wunden bilden; Briedelia spinosa Willd. (= retusa Sprengel), ein Baum von Mittelgröße; Emblica officinalis Gaertn. (Amla Beng.) liefert gutes Bauholz; einzelne Theile finden in der Heilkunde Verwendung, und die Früchte (Emblica Myrobalanen) werden mitunter eingelegt; und viele andere mehr.

Etwa um 7 Uhr morgens langten wir endlich an einer Stelle an, bis wohin uns unsere Dáth-gári bringen konnte, nämlich beim Dorfe Kumalalu, das etwas seitwärts von der Straße gelegen ist, die dann weiter nach Dumrí führt.

Ansicht des Párasnáth-Berges. (Die höchste westliche Spitze von der östlichen Spitze aus gesehen.)

Von dort aus sahen wir den Berg Párasnáth nahe vor uns liegen, so daß wir auch die einzelnen Gebäude oben unterscheiden konnten. Das Dorf Pálgandsch lag vor uns, etwa 1,6 km entfernt. Nachdem wir unter schattigen Mangobäumen unser Lager bereit gemacht hatten, brachen wir nach kurzer Rast sofort mit unserm ganzen Gefolge auf, um dem Rádscha von Pálgandsch unseren Besuch abzustatten, und um diesen wichtigen Ort, den alle Dschainpilger aufsuchen müssen, näher kennen zu lernen. Der Weg führte durch eine anmuthige Gegend mit zahlreichen Hainen von Mango- und Brodfruchtbäumen (Artocarpus integrifolia Linn.), die von einem ganzen Heere gefiederter Insassen belebt waren; die meisten hatten wir auch schon früher am Wege kennen gelernt; es waren Papageien (besonders Palaeornis torquatus Bodd.), grün, mit rothem, schwarzgeränderten Halsbande; Spechte (Picus Macei Vieill.), wilde Tauben (Columba intermedia Strickl. = Kabutar Hind.), grüne Tauben (Crocopus phoenicopterus Lath. = Harrial oder Harril Hind.), Turteltauben (Turtur suratensis Gmel. und T. risoria Linn.), Käuzchen (Athene Brama Temm. = Ulu Hind.), Mandelkrähen (Coracias indica Linn. = Dschai bei den Europäern; Nílkant Hind.); außerdem trafen wir früher an: den Habicht (Milvus Govinda Sykes; Tschíl. Hind.), den Brahman-Habicht (Haliastur Indus Bodd. = Brahmani Tschíl. Hind.), den Aasgeier (Gyps bengalensis Gmel. = Gidh), Schwalben (Cypselus affinis Gray und Cypselus batassiensis Gray = Abadil und Tari-abadil Hind.), den Oriol (Oriolus melanocephalus Linn.), die indische Krähe (Corvus splendens Vieill. = Koua Hind.), den Baya-Vogel (Ploceus baya Blyth = Baya Hind.), dessen kunstvoll gewebte, retortenartige Nester von den Zweigen einzelner Bäume herabhingen; in den Feldern und im Niedergebüsch trafen wir Rebhühner (Francolinus pictus Jard. und Selb. = Kala-titar und Ortygornis ponticeriana Gmel. und O. gularis Temm. = Titar und Kijah Hind.), Wachteln (Coturnix communis Bonat. = Batter Hind.) u. a. m. Von Vierfüßlern hat sich nichts blicken lassen, an diesen scheint die Gegend arm zu sein; außer Hasen (Lepus ruficaudatus Geoffr. = Khargosch. Hind.) und einzelne Reharten (Cervulus aureus Ham. = Kakar Hind. und Axis maculatus Gray = Tschital Hind.) und vielleicht hie und da einen verirrten Bären [Ursus (Melursus) labiatus Blainv. = Bhalu Hind.] sowie Schakalen (Canis aureus Linn. = Gidar Hind.) scheint überhaupt nicht viel vorzukommen.

Sobald wir nun mit dem Elephanten und dem Gefolge uns dem Dorfe näherten, verbreitete sich die Nachricht davon unter der ganzen Bevölkerung. Das Dorf lag an einer niedrigen Berglehne und eine Hauptstraße führte hinauf zur Residenz des Rádscha. Der Leser darf sich dabei aber keinen Rádscha mit unermeßlichem Reichthum oder mit einem fabelhaften Palaste vorstellen, denn es giebt auch Rádscha's, die nur den Titel haben, der ihnen mitunter von rechtswegen auch gar nicht zusteht; zu dieser Kategorie gehört der Rádscha von Pálgandsch, der es aber zu bewerkstelligen wußte, sich in eine solche Stellung emporzuschwingen, daß die Dschains ihn als das sichtbare Oberhaupt und als den Beschützer des heiligen Berges betrachten.

Die Residenz des Rádscha bestand vornehmlich aus Lehmhütten, die nur von etwas größeren Dimensionen als bei den übrigen Einwohnern, und theils mit Dachziegeln, theils mit Stroh gedeckt sind. Gegen Nord, Ost und West waren die einzelnen Gebäude von einem schmalen Baue, nach Art einer Ringmauer umgeben, der aber zugleich als Wohnstätte für die Diener und gewiß auch für die Pilger diente. Gegen Süden, dem Berge gegenüber, lag die Hauptfront des ganzen Komplexes, und nur dieser Theil war ein Ziegelbau. Der Eingang war von Nord her. Wir traten zuerst auf einen geräumigen Hofraum, wo in der Mitte ein flacher, runder Stein lag, dessen Bestimmung alsbald ersichtlich gemacht werden wird. Gegenüber dem Eingange befand sich ein geräumiges, einstöckiges Gebäude, das damals als Bethaus diente; rechts vom Eingange stand die sogenannte Katschéri, wo Amtsgeschäfte erledigt werden; dies war ebenfalls ein einstöckiges Gebäude, mit einer Veranda oben, die auf geschnitzten Holzsäulen ruhte; hinter beiden lagen die Wohnungsgebäude.

Sobald wir eintraten, umstanden uns 30 bis 40 Leute verschiedenen Ranges — Priester, Beamte, Diener ꝛc., die auch verschieden gekleidet waren. Der höchste Beamte, der Díwán, trat an uns heran, und begrüßte uns, worauf wir ihm mittheilten, daß es unser Wunsch wäre, auch den Rádscha zu sehen, wovon dieser sofort benachrichtigt wurde. Uns wurden sodann vorläufig Sitze unter der Veranda der Katschéri angewiesen. In einer Viertelstunde erschien der Rádscha und ging gerade auf uns zu. Er war eine kleine Gestalt, von häßlicher, affenartiger Physiognomie und ziemlich schwarzer Hautfarbe, die keinesfalls eine edle Abstammung verrieth. Auch die Kleidung bot nichts besonderes: seidene gelbbraune Beinkleider, ein buntgefärbter seidener Kaftan (Tschapkon) und eine sammtene, goldgestickte Mütze war alles, was einigermaßen unsere Aufmerksamkeit verdiente; besondere Schmucksachen bemerkte ich nicht. Natürlich im Vergleich zu seinen Untergebenen, die zumeist nur mit dem Lendentuch (Dhoti) und Turban (Pagri), höchstens noch mit dem Schultertuch (Dopattà) bekleidet waren, war er fürstlich angethan. Einer meiner Begleiter war ihm schon von früher her bekannt; wir anderen zwei wurden ihm erst vorgestellt; allen reichte er huldvoll seine Rechte, in der anderen Hand hielt er ein weißes Sacktuch (Rumál), das stark mit Sandelöl parfümirt war; aber ich zweifle, daß er das Tuch je zu etwas anderem benutzte, als um es in der Hand zu halten. Nach der Begrüßung nahm er uns gegenüber auf einem Stuhle Platz, und nun begann eine gewöhnliche, lächerliche Ceremonie, nämlich ein verschiedenes Ausfragen über allerhand gleichgiltige Dinge, wie es ja bei solchen Gelegenheiten überhaupt der Fall ist, besonders wenn die audienzertheilende Persönlichkeit sich durch ihren Rang erhaben dünkt, die andere aber durch Bildung und Wissen ihr weit überlegen ist. Da gab es Fragen[1]) nach seiner Gesundheit, nach seinen Leuten, nach seinen Gebäuden, nach seinen Pferden (deren nicht viele vorhanden waren), nach seinen Gewehren, nach den Jagdverhältnissen in der Umgegend u. s. w. Dann wurden wir in einzelnen Theilen der Hauptgebäude herumgeführt, der Rádscha empfahl sich, und die Audienz war zu Ende. Der Rádscha nennt sich Pares Nath Sing, ist der Sohn des Rádscha Drip Nath Sing und Enkel des Rádscha Sabaran Sing; er besitzt außer Pálgandsch (wozu der Berg Párasnáth gehört) auch noch Pabu, das ebenfalls im Hazáribágh-Distrikt liegt. Er ist jetzt 38 (nach einer anderen Angabe 42) Jahre alt und besitzt einen Sohn Kumar Tikaeh Saheb. Im Jahre 1860 trat er unter Vormundschaft seiner Mutter der englischen Regierung am Berge Párasnáth Land zur Errichtung eines Sanitariums ab, und später 25 Meilen (40 km) Land zum Bau der Straße von Giridi nach Dumrí und Madhuban. Er unterhält eine einheimische Schule und ebenso vierzehn sogenannte Digwárs oder Wachtleute zur Sicherheit der Reisenden, die durch seinen Besitz (Zamíndárí) passiren.

Der Rádscha ist ein gewöhnlicher Zamíndár, d. h. Grundbesitzer, dessen Stellung sich einzig auf religiösen Schwindel und

---

[1]) Der Rádscha sammt seinem Díwán sprach kein Englisch, weshalb die Konversation in Hindustani geführt wurde.

auf die Leichtgläubigkeit der abergläubischen Pilger gründet. Er läßt von sich erzählen, daß vor einigen Jahrhunderten ein Vorfahre der Familie, Namens Navadeo Sing (auch Mundeo Singh) von Rohil-Khand nach Benares kam, um dort seine Andachtsübungen zu verrichten. Wegen seiner ungewöhnlichen Frömmigkeit wurde er dort im Traume von einem Gotte besucht. Derselbe erklärte dem Pilger, daß seine Andachtsübungen gnädig aufgenommen wurden, und daß er, wenn er weiter nach Osten reisen würde, Herr des Berges Sikhar werden würde. Dies ist denn in der That so geschehen. Nach einigen Jahren erschien ihm Párswanáth, der Hauptgegenstand der Dschainverehrung und der waltende Geist des Berges, abermals im Traume, sprach seine Zufriedenheit über seinen Lebenswandel aus und zeigte ihm an, daß er am Grunde eines bestimmten Teiches, der nahe an der Residenz des Rádscha liegt, eine Figur von ihm finden würde, und daß fortan der Besuch beim Rádscha von Pálgandsch unbedingt nothwendig sein sollte für den weiteren guten Fortgang der Wallfahrt auf den Berg.

Aber diese Abstammung des Rádscha von einem Rádschputstamme, wie ihn die Legende angiebt, ist sehr zweifelhaft, schon weil derselbe dem Stamme der Bhunija[1]) (Bhuija) angehört, wie es auch bei den übrigen Zamíndárs in der Umgegend zum großen Theil der Fall ist. Die Geschichte der Provinz aber erklärt uns die gegenwärtige Stellung des Rádscha etwas anders. Pálgandsch, sowie einige andere Besitzthümer gehörten früher zu dem Fürstenthume Kharakdiha, unter Mahárádscha Mod Nárajan Deo. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Mod Nárajan Deo vom Nawab Ali Vardi Khán verdrängt und Ikbal Ali Khán in den Besitz des Fürstenthums gesetzt. Die Vorsteher der Dörfer wurden nun verantwortlich gemacht, für alle die Gháte[2]) (Pässe) auf den öffentlichen Wegen und für die Sicherheit der Reisenden und ihres Eigenthumes. So geschah es, daß im Laufe der Zeit viele dieser Paßwächter (Ghátwáls) dadurch, daß sie von den Reisenden eine Abgabe für sicheres Geleite einheben konnten, ihre Stellung bedeutend verbesserten und zu Macht und Privilegien gelangten, infolge deren sie, als der rechtmäßige Nachkomme des Mahárádscha von Kharakdiha, Grivor Nárájan Deo, von den Engländern 1783 wieder eingesetzt wurde, Selbständigkeit erlangten. Die Zamíndárs von Pálgandsch hatten eine besonders günstige Lage nahe am Wege nach dem Berge Párasnáth, und es ist wohl nur natürlich sich vorzustellen, daß irgend ein schlauerer dieser Zamíndáre, um die Einkünfte noch zu vermehren, die Fabel von der Párasnáth-Figur am Boden des Teiches ersann, auf den Aberglauben der Dschainpilger bauend, die alles unternehmen würden, um nur die einmal begonnene Pilgerfahrt glücklich zu vollenden. Diese verschiedenen Ghátwáls[3]) entstammten dem Stamme der Bhunijas (Bhuijas), dem also auch der sogenannte Rádscha von Pálgandsch angehört. Die Bhuijas nehmen hier neben den Hindus überhaupt unter der Bevölkerung eine große Zahl ein; ihnen zunächst stehen die Santáls (Kolarische Ureinwohner), die einen großen Theil der arbeitenden Klasse ausmachen.

Der Rádscha von Pálgandsch zeigt in der That eine Steinfigur, von der er behauptet, daß es dieselbe sei, die am Grunde des Teiches gefunden wurde. Außerdem besitzt er noch zwei andere Figuren.

Wenn nun die Pilger in Pálgandsch anlangen, wird mit dem Díwán Tag und Stunde bestimmt, wann sie vor den Rádscha gelassen werden. An dem bestimmten Tage erscheint dann der Rádscha, der vorher gebadet wurde, in seiner besten Kleidung angethan, in der Mitte des Hofes, und zwar in der Nähe des schon erwähnten runden Steines, um die Pilger zu empfangen. Diese legen ihm dann ihre Geschenke, bestehend in Geld oder Schmucksachen und Opfergaben von Früchten, vor; nachdem er sie als gut befunden, reicht er jedem seinen rechten Fuß hin; jeder Pilger berührt damit seine Hand und seine Augen, begießt dann über dem schon erwähnten runden Steine (dies wurde mir in Pálgandsch so berichtet) des Rádschas große Zehe am rechten Fuße, und den Rest des Wassers übergießt er über sich selbst. Darnach ertheilt der Rádscha den Pilgern sammt ihrem ganzen Gefolge den Segen, indem er ruft: „Sabh Sáhib, sabh ghora“ (wörtlich „allen Herren, allen Pferden“), worauf den Pilgern erlaubt ist, die erwähnte Párasnáth-Figur anzubeten.

Aber die dargebrachten Geschenke gehören nicht ausschließlich dem Rádscha, sondern die Priester haben auch sich nicht vergessen und haben sich auch einen Theil derselben ausbedungen, natürlich zu Zwecken der Tempel und zu anderen religiösen Bestimmungen.

Außerhalb des schon beschriebenen Häuserkomplexes befand sich ein eigenthümlicher Tempel, ähnlich jenen, die ich bei Madhuban beschreiben werde, der Eintritt war uns aber nicht gestattet, weshalb ich nicht sagen kann, was er enthielt.

Nach den Ceremonien in Pálgandsch begeben sich die Pilger nach dem östlich gelegenen Orte Madhuban, von wo aus der Aufstieg nach dem Berge selbst erfolgt; dort ist, von Norden kommend, die bequemste Ausgangsstelle, und so ist leicht einzusehen, warum die Tempel gerade dorthin gebaut wurden.

Ich hatte schon früher Gelegenheit am Berge Párasnáth, Ende September und Anfang Oktober 1878, etwa 14 Tage zu verweilen. Auch damals erfolgte der Aufbruch von Giridi aus, und zwar in südlicher Richtung, auf dem schon früher erwähnten Wege. Hiervon zweigt, 25,6 km südlich von Giridi, ein Seitenweg (südöstlich) gegen Madhuban ab.

Am Gipfel oben sind zwar gewisse Gebäude, wo man sich einquartieren kann, aber außer der einfachen Einrichtung ist dort weiter nichts vorhanden, ebenso ist nichts von Nahrungsmitteln dort zu bekommen. Unsere Kisten mit Vorräthen und nöthigen Geräthschaften wurden deshalb nach Madhuban vorausgesandt. Wir selbst mit den erforderlichen Dienern — einem Koch (Bawartschi), Tischdiener (Khansáman), Wasserträger (Bihisti) und Leibdiener (Bérar) — folgten nach und zwar diesmal zu Pferde. Von der Stelle, wo der Seitenweg nach Madhuban ablenkt, sind schon die Tempel dieses Ortes am dunkelgrünen Hintergrunde des Párasnáth zu sehen. Der Weg selbst windet sich verschiedenfach, auch hat er einzelne Senkungen und Steigungen, und so geschieht es, daß die genannten Tempel abwechselnd sichtbar werden und wieder verschwinden, was unsere Aufmerksamkeit fortwährend in Spannung erhält.

(Schluß folgt.)

[1]) Die Bhunijas (Bhuijas) gehören zu der Gruppe der halbhinduisirten Ureinwohner (Kolarier) Indiens an, wie sie in vielen Gegenden Bengalens gefunden werden.

[2]) Dies ist ein Sanskritwort und bedeutet: Landungsplatz am Flusse 2c., wobei gewöhnlich Stufen vorhanden sind; Badeplatz (mit Stufen); einen Paß, der über einen Bergrücken führt; auch einen Paß, der aus der Ebene hinauf aufs Plateau führt (daher Westl. Gháts und Oestl. Gháts); solche Gháte sind in den Himálajas, im Sátpara-Gebirge, führen auf das Hazáribagh Plateau und herunter, auf das Dekkan Plateau 2c.

[3]) In manchen beschwerlich passirbaren Gegenden existiren bis heute noch Ghátwáls oder Digwárs, die auch vielfach von der Regierung erhalten werden und daher gewissermaßen mehr eine Straßenpolizei bilden; sie haben Reisenden auf beschwerlichen Wegen und Pässen das Geleite zu geben, den Weg zu zeigen, die Ordnung zu erhalten u. s. w.; ich habe sie im Sátpara-Gebirge, an den Abhängen des Hazáribágh Plateaus 2c. vorgefunden.

Die Eingeborenen Queenslands.

(Mit vier Abbildungen und zwei Melodien.)

Wenn man die große Ausdehnung des australischen Kontinentes bedenkt, so wird man sich nicht wundern, daß die Natur in den verschiedenen Theilen desselben eine durchaus verschiedenartige Physiognomie zeigt. Es versteht sich aber von selbst, daß die anderen Naturbedingungen auch andere Einflüsse auf die Entwickelung der körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Bewohner geltend gemacht haben werden.

Nördlich von dem Wendekreise des Steinbocks ist das Klima nicht dasselbe wie südlich davon, damit zugleich aber auch die gesammten Lebensbedingungen der Eingeborenen. Im südöstlichen Australien ist die Nahrung der letzteren vorwiegend eine animalische, im nördlichen Australien dagegen eine vorwiegend vegetabilische, und besonders dieser Umstand kann unmöglich verfehlen, sich in ihrem inneren und äußeren Wesen zu dokumentiren. Die Südaustralier sind im allgemeinen entschieden weniger robust als die Nordaustralier. Ein großer Unterschied besteht auch zwischen der Binnenlands- und der Küstenbevölkerung. Die stärksten und kräftigsten Leute finden sich am Diamantina-Flusse, im centralen Queensland, sowie am Bulya- und Georgina-Flusse, wo auch selbst die Frauen groß und voll sind. Man trifft dort Eingeborene, die 1 m 80 cm messen. In den Küstendistrikten dagegen ist der Wuchs nur ausnahmsweise hoch, und die Gestalten erscheinen schwächlich. Sehr klein sind nach Stuart die Eingeborenen am Torrens-See. Am Herbert-Flusse, in Nordost-Queensland, ist die Körpergröße und Körperfülle außerordentlich verschieden.

Die Charakterzüge, welche dem Reisenden bei den Eingeborenen Queenslands am meisten auffallen, sind die hohe Stirn und die vorspringenden Augenbrauenbogen. Das Auge ist braun und ausdrucksvoll, die gelbliche und stark mit Blut gefüllte Hornhaut giebt ihm aber etwas Wildes. Die Nase ist breit, platt, dreieckig und an der Wurzel schmal, so daß die Augen einander sehr nahe stehen, und die Nasenscheidewand, welche meist zur Anbringung von Schmuckpflöcken durchbohrt wird, besitzt eine gewaltige Entwickelung. Die Backenknochen springen stark vor. Der Mund ist groß und häßlich, letzteres um so mehr als er meist offen steht, das Kinn kurz und zurückweichend (S. Abbildg. 2).

Eingeborener Krieger.

Das Muskelwerk des Körpers, namentlich das der Arme und Beine, ist schwach entwickelt, es fehlt aber in dieser Beziehung nicht an Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Die Frauen sind sämmtlich krummbeinig, die Männer dagegen fast niemals. Dank ihrer Greifzehe zeigen die letzteren ein wunderbares Geschick, zu Boden gefallene Lanzen oder andere Gegenstände aufzuheben, ohne sich zu bücken.

Bart- und Haupthaar sind pechschwarz und leicht gewellt, niemals aber kraus wie bei den afrikanischen Negern. Ganz glatthaarige Menschen giebt es am Herbert-Flusse etwa fünf Prozent, im Innern dagegen sind sie viel zahlreicher. Die Länge des Haares ist bei beiden Geschlechtern gleich. Bei den Anwohnern des Herbert-Flusses ist der Bart nur spärlich, besonders da er vielfach ausgerissen wird, in anderen Gegenden des Landes gewahrt man dagegen bisweilen sehr stattliche Bärte.

Die Hautfarbe ist — entgegen der Bezeichnung „blacks“), welche die Kolonisten den Eingeborenen geben — chokoladenbraun, was man am Herbert-Flusse namentlich beim Baden beobachten kann. Furcht ruft wie bei uns Europäern ein Erblassen oder vielmehr ein Ergrauen der Haut hervor, und bei jungen Leuten läßt sich sogar ein Erröthen konstatiren. Die Farbe der Kinder ist anfangs ein lichtes Kastanienbraun, im Alter von zwei Jahren werden sie aber ebenso dunkel wie ihre Eltern.

Eingeborene vom Herbert-River.

Frauenschönheiten finden sich unter den Eingeborenen Queenslands ganz selten, die alten Frauen unter denselben sind aber durchgängig wahre Urbilder von Häßlichkeit. Uebrigens altern die Frauen zeitig, und zugleich sterben dieselben im allgemeinen auch früher als die Männer. Trotzdem sind die Frauen am Herbert-Flusse viel zahlreicher als die Männer, und ebenso ist es auch an der Südwestecke des Carpentaria-Golfes; in anderen Gegenden des Landes soll das Verhältniß aber umgekehrt sein.

Im allgemeinen gebären die Queensländerinnen zwischen ihrem 18. und 20. Jahre ihr erstes Kind, selten aber hat eine Frau mehr als vier Kinder, und Zwillingsgeburten giebt es beinahe niemals. Die Geburt geht immer leicht von statten, und die Todesfälle, welche sich dabei ereignen, sind nicht zahlreich. Der Kindermord ist dagegen häufig, namentlich in Zeiten des Mangels, wo die neugeborenen Kinder auch bisweilen aufgegessen werden. Das Nomadenleben der Wilden begünstigt nicht das Gedeihen großer

Honigernte.

Familien, und auf den Frauen lastet meist der ganze Unterhalt derselben.

Der Geruch, den die braunen Menschen ausströmen, ist ein sehr übler, um so mehr als sie sehr unreinlich sind und sich den Körper mit verschiedenen Arten farbiger Erde zu beschmieren pflegen.

Die Stimme ist angenehm und bekundet eine gewisse Geeignetheit zum Gesange, wenn sie auch bisweilen heiser ist. Uebrigens hält sie sich bei den Männern wie bei den Frauen in hoher Lage.

Die Tättowirung wird allgemein geübt, dieselbe ist aber das Vorrecht der Volljährigkeit. Bei der heranwachsenden Jugend bringt man vermittelst eines scharfen Kiesels oder einer ebensolchen Muschel nur einige wenige Schnitte an, später dagegen werden Brust, Unterleib und Schultern ganz damit überzogen. Um die zu rasche Vernarbung zu verhindern, überstreut man die Wunde mit Kohle oder Asche. Frauen dürfen dergleichen Verschönerungen nur in beschränktem Maße auf den Armen, auf der Brust und auf dem Rücken anbringen.

Im Aguacate-Walde.

Die Sorge für den Lebensunterhalt fällt fast ausschließlich den Frauen zu, die in Wirklichkeit nichts anderes sind als die Sklavinnen ihrer Männer. Mit ihrem Korbe und ihrem Stocke wandern sie umher, bald Früchte pflückend, bald Wurzeln ausgrabend, bald Larven von den Baumstämmen ablesend. Dabei haben sie auch noch zum Theil ihre Kinder mit sich herum zu schleppen, und sie setzen dieselben nur ab, sobald sie mit dem Stocke zu graben oder auf die Bäume zu klettern haben. Daheim ist es dann ihre Aufgabe, die Hütte aufzurichten, Wasser sowie Holz zum Feuermachen herbeizuholen, zu braten, den Saft aus Beeren und Früchten auszudrücken ꝛc., und wenn sich der Stamm nach einer anderen Gegend begiebt, so hat das Weib die Stelle des Lastthieres zu vertreten. Der Mann liegt lediglich der Jagd und dem Sport ob, und genießt die Beute, die er dabei gewinnt, im allgemeinen auch für sich allein, dem Weibe und den Kindern nur einen kärglichen Theil davon übrig lassend. Was er gelegentlich bringt, sind Eier, Eidechsen, ein Wallaby, besonders aber Honig, den er den Stöcken der wilden Biene raubt (S. Abbildg. 3). Beim Hüttenbau hilft der Mann nur insofern, als er die Bäume dazu fällt, und die Hauptpfeiler aufrichtet. Beim Marsche in eine andere Gegend geht er mit seinem Schilde, seiner Lanze und seiner Nolla-Nolla (Keule) voran, denn dann liegt ihm der Schutz der Familie ob.

Tempo di marcia.

Mol-le-mom-bâ va-ri-nâ (à)mombâ va-ri-nâ
Kat-su-bu-râ in-dan-gô gân-go-
ril-la mol-le-mom-bâ va-ri-nâ mom-bâ
va-ri-nâ kat-su-bu-râ in-dan-gô gan-go-
ril-la mol-le mom-bâ va-ri-nâ mom-bâ
va-ri-nâ kat-su-bu-râ in-dan-gô gan-go-
ril-la - - - - - - - -

Lieblings-Melodie der Queensländer.

Was die Behandlung der Frauen seitens der Männer im übrigen betrifft, so ist dieselbe ebenfalls eine sehr harte. Ungehorsam und Mangel an Dienstwilligkeit wird mit schweren Schlägen bestraft, Entlaufen mit noch ärgeren Mißhandlungen und Verstümmelungen, bisweilen sogar mit dem Tode. Die Spuren der erlittenen Strafen sind an den Leibern und Gesichtern der Aermsten deutlich genug sichtbar.

Andante.

Wom-bon ma-ræ-ri! Wom-bon ma-
ræ-ri! mo-ri-dan ko-bi bi-bon bindalgoh!

Kriegsgesang.

Am häufigsten hat ein Eingeborener zwei Weiber, seltener drei oder vier, und beinahe niemals mehr, der beschränkten Subsistenzmittel wegen. Immer machen aber die Frauen den Hauptvermögensbestandtheil des Mannes aus. Eine derselben ist in der Regel die Favoritin, und diese erfreut sich einer etwas besseren Behandlung seitens ihres Gebieters. Zwistigkeiten ernsterer Natur sind unter den Weibern eines und desselben Mannes selten. Männer vorgerückteren Alters sieht man oft von ganz jungen und verhältnißmäßig hübschen Frauen umgeben, junge Männer dagegen, die eben erst heirathsfähig geworden sind, nennen ein altes häßliches Weib das ihrige. Verheirathete Frauen von elf und zwölf Jahren sind keine Seltenheiten. Meist werden die Frauen durch Tausch erworben, sie können aber auch geerbt werden, z. B. von dem Bruder eines verstorbenen Mannes; Frauendiebstahl kommt gleichfalls oft genug vor. Sehr häufig ist auch die Erwerbung der Frau durch Entführung, bezw. der Raub aus einem fremden Stamme, und dabei kommen wirkliche Liebesheirathen vor, da sich ein Mädchen selbstverständlich von einem Manne, der ihr gefällt, am leichtesten entführen läßt. Die Ceremonie, durch die die Ehe geschlossen wird, ist die denkbar einfachste. Ein Ergreifen der Frau mit der linken Faust unter dem Ausrufe: „Jon! gul ngueipa!" („Ich nehme sie für mich"!) ist hinreichend. Meist leistet die Frau dabei Widerstand, derselbe nützt ihr aber nichts.

Daß die Liebe der Mütter zu ihren Kindern eine sehr große und hingebende ist, kann man allenthalben beobachten, und die Kinder sind viel besser geartet, als man erwarten sollte, wenn man sich klar macht, daß zu ihrer Erziehung so gut wie gar nichts geschieht. Die Mutter trennt sich während der ersten Lebensjahre von ihren Kindern niemals; so lange sie ganz klein sind, schleppt sie sie beständig in einem Korbe mit sich herum, und später trägt sie sie auf der Schulter, indem sie sie dabei mit der Hand unterstützt. Bisweilen schilt sie die Kleinen vielleicht, niemals aber schlägt oder straft sie sie. Auch der Vater ist vielfach zärtlich mit den Kindern, schnitzt ihnen kleine Bumerangs, nimmt sie auf seine Kniee, spielt mit ihnen ꝛc. Die Kinder scheinen aber der Mutter im allgemeinen viel mehr zugethan zu sein als dem Vater. Eine gewisse Frühreife der Kinder ist nicht zu verkennen, und mit neun Jahren geberden sich dieselben ganz wie Erwachsene, gehen mit auf die Jagd ꝛc.

Die Hauptbeschäftigung der Männer neben der Jagd ist das Schnitzen von Waffen und das Flechten von Körben, und hierbei entfalten sie eine ganz anerkennenswerthe Geschicklichkeit. Die Beziehungen der Glieder eines und desselben Stammes unter einander sind im allgemeinen ausgezeichnete, zwischen verschiedenen Stämmen waltet aber vielfach bitterer Haß. Wehe dem Einzelnen, wenn er das Territorium eines Stammes betritt, dem er nicht angehört! Man behandelt und hetzt ihn wie eine Bestie. Nichtsdestoweniger sind die Grenzen zwischen den Stämmen nicht immer ganz bestimmte, und es leben an denselben Familiengruppen, die eine Art von Neutralität genießen, und mit dem einen wie mit dem anderen Stamme friedlich und freundlich verkehren. Eine Familiengruppe kann 20 bis 25 Individuen umfassen, ein stärkerer Stamm 200 bis 250. Besondere Häuptlinge haben die Queensländer Eingeborenen nicht, und in schwierigen gemeinsamen Angelegenheiten ist es einfach der Rath der Alten und Erfahrenen, der den Ausschlag giebt.

Ethnologisch interessant sind die Gesänge der Wilden, die in der Regel von einem Solisten beim Lagerfeuer vorgetragen werden, indem derselbe sich durch Aneinanderschlagen von zwei Holzstücken begleitet. Diese Gesänge bestehen aus einer ewigen Wiederholung zweier oder dreier Strophen, von denen jede mit einer Reihe schwerer Noten endigt. Eine Melodie, die zu sehr bekannt ist, verliert auch bei den Wilden allmählich ihren Reiz, und wird durch eine andere, neu erfundene, oder einem fremden Stamme entlehnte ersetzt. Oft kennen die Sänger gar nicht den Sinn der Worte, weil der Text eben einer anderen Sprache entnommen ist, und weil zusammen mit der Melodie auch die Texte von Stamm zu Stamm wandern. Die umstehende Melodie (S. 123) kann man ebenso bei den Eingeborenen des Herbert-Flusses wie bei denen von Rockhampton hören; der Kriegsgesang entstammt den Wäldern des Herbert-Flusses. Obwohl die Naturmenschen von heiterem und leichtlebigem Temperamente sind, so wohnt ihren Gesängen doch eine gewisse Schwermuth inne. Im allgemeinen ist der Sinn für Rhythmus ausgeprägter als der für Melodie. Zwischen der Natur des Gesanges und der der Landesnatur besteht eine Harmonie, die sich nicht verkennen läßt.

Tanzfeste (korroberi) werden namentlich zur Zeit des Vollmondes veranstaltet, namentlich wenn Feindseligkeiten zwischen verschiedenen Stämmen beigelegt worden sind, so daß die Feste vielfach einen gewissen „internationalen" Charakter haben. Außer von monotonen Gesängen werden die rhythmischen Bewegungen und Evolutionen der Tänzer alsdann von dem Klange einer gegen einen Bumerang geschlagenen Nolla-Nolla begleitet. Die Tänzer sind in der Regel nur Männer, die Weiber sitzen als Zuschauer dabei, und unterstützen die Musiker dadurch, daß sie mit ihren Händen auf ihre Schenkel klatschen.

Von anderen Kunstleistungen der Wilden sind in Queensland namentlich noch die Zeichnungen zu erwähnen, welche sie an den Wänden von Höhlen und anderweit anbringen, und welche von einem gewissen Geschick und von einem gewissen Sinne für Symmetrie und Proportion zeugen. Die menschlichen Figuren sind dem Alter und Geschlecht nach ganz gut unterschieden, die Beine, Arme und Finger haben dieselbe große Länge wie in natura, nur ist die linke Seite immer als die rechte dargestellt, und umgekehrt. Wen eine Photographie darstellen soll, wußten die eigentlichen Wilden nicht zu sagen, wohl aber die von der Kultur beleckten und an den Umgang mit Europäern gewöhnten.

Die religiösen Regungen der Eingeborenen am Herbert-Flusse bestehen im wesentlichen in der abergläubischen Furcht vor dem Unbekannten. Infolgedessen ist es auch beinahe unmöglich, einen Wilden dazu zu bewegen, einen im Dunkel der Nacht auf die Jagd zu begleiten. In „Koin'gan" stellen sie sich eine Art Teufel vor, der besonders zur Nachtzeit in Strom und Wald auf die Menschen lauert, um sie zu verderben. Unzugängliche Gebirgsgegenden sind sein Hauptaufenthalt [1]).

[1]) Vergl. Karl Lumholtz, Blant Menneskeaedere (Kopenhagen 1887).

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von Chr. Nusser.

In den letzten zwanzig Jahren ist die Republik Bolivia öfters durch lokale Indianeraufstände beunruhigt worden, die nicht selten mit blutiger, weder Alter noch Geschlecht schonender Härte unterdrückt wurden. Obwohl nun die Indianer, welche gut zwei Drittel der Gesammtseelenzahl (approximativ 1 300 000) dieses Landes ausmachen, durchaus nie im Stande sein würden, vermöge ihres numerischen Uebergewichtes über die Weißen und Mestizen Herr zu werden, weil sie durchaus unfähig sind, sich nach einem selbst gut durchdachten Plan und mit den besten Waffen zu organisiren und einer wenn auch geringen aber disziplinirten Truppenmenge mit Erfolg gegenüber zu treten, so fangen die verständig Denkenden der leitenden Kreise doch an, zu begreifen, daß mit Abschlächtereien die latent wuchernden Keime der Unzufriedenheit nicht aus der Welt geschafft sind, sondern daß es verschiedener Reformen bedarf, um diese nützlichen und unentbehrlichen Werkzeuge der nationalen Produktion der Willkür subalterner Beamten zu entreißen und sie nach und nach auf den Standpunkt eines sich seiner Rechte und Pflichten bewußten Staatsbürgers zu bringen.

Die Indianer Boliviens sind in Betreff des Werthes, den sie für die sozialen und produktiven Verhältnisse des Landes haben, in verschiedene Kategorien zu theilen: in die ununterworfenen, wilden, welche die zur Stunde noch wenig erforschten unermeßlichen Ländereien der östlichen und nördlichen tropischen Kolonisationsterritorien bewohnen; die halbunterworfenen, die unter den Missionären als Neophiten, auf der Grenze zwischen Kultur und Wildniß in Niederlassungen vereinigt, zur Gesittung herangezogen werden sollen; und in diejenigen, die in unmittelbarem Kontakt mit den Weißen [1]) stehen und vereint mit ihnen die wirkliche offizielle Landesbevölkerung darstellen, also die Aymara- und

[1]) Unter der Bezeichnung „Weiße" sind stets die Mestizen mitverstanden, da alles, was nicht reiner Indianer ist, sich zu den Weißen zählt.

Quichua-Rasse. Die beiden ersteren Kategorien werden vom Staate nicht belästigt. Obwohl sie unter seiner Oberhoheit stehen, kennt er sie nicht und kann sie seiner Kontrole nicht unterwerfen. Von ihnen gehen die Erhebungen, von welchen oben die Rede ist, nicht aus, wohl aber von den Aymara und Quichua, die seit undenklichen Zeiten als der eigentliche und einzige Faktor des Landes in Agrikultur, Viehzucht und Bergwerksindustrie das vorstellen, was bei uns die unmittelbaren Bodenbebauer, die Bergwerksarbeiter und die die beschwerlichen und gemeinen Arbeiten verrichtenden Arbeitskräfte sind.

Die Aymara- und Quichua-Indianer bevölkern die vom allgemeinen Verkehr berührten und durchzogenen Landestheile, welche den Kern des bolivianischen Staatswesens bilden, aber sie sind weder Grundbesitzer noch Leibeigene, und das Bestreben, ihre gesellschaftliche Stellung auf weniger prekäre Grundlagen zu betten, hat bisher unendliche Schwierigkeiten im Gefolge gehabt, woran die Indianer zum Theil selbst schuld sind. Das Rütteln nämlich an ihren Gepflogenheiten, an ihren Existenzbedingungen, wie mangelhaft und in wie wenig Uebereinstimmung mit den demokratischen Prinzipien einer Republik letztere von jeher auch gewesen sind, hat die Aufregung verursacht, die sich in der Neuzeit der Indianer bemächtigt hat.

Anfänglich (1868) — einen mißlungenen Versuch des Befreiers Bolivar in dieser Richtung ziehen wir vorderhand nicht in Betracht — war es nicht die Sorge um diesen interessantesten Theil der bolivianischen Bevölkerung, der die damalige Regierung veranlaßte, in dessen Existenzbedingungen einzugreifen, sondern sowohl die Gier der Machthaber, durch Veräußerung der als Domäne betrachteten Indianer-Ländereien sich die Taschen zu füllen, als die Nothwendigkeit, durch die gleiche Operation die bedeutende schwebende innere Schuld, mit anderen Worten die rückständigen Besoldungen u. s. w. womöglich zu tilgen.

Durch welche Phasen die Bodenvertheilung, insbesondere in Bezug auf den Privatgrundbesitz, zu laufen hatte, bevor sie in ihre jetzigen Formen und Proportionen konstituirt war, ist eine Frage für sich, die hier wenig in Betracht kommt, der aber doch einige Worte zu widmen sind.

Pizarro hatte seine Gefährten, um sie zufrieden zu stellen, mit ungeheurem Grundbesitz (Encomiendas) und den dazu gehörigen Indianern (Repartimientos) zu belehnen. Die auf die Eroberung folgenden Kämpfe unter den Spaniern selbst, und die Auflehnung eines Theiles der Eroberer gegen die spanische Krone wurden hauptsächlich verursacht und genährt durch den Entschluß der letzteren, die Mehrzahl der Encomiendas unter allerlei Vorwänden, durch Konfiskation u. s. w., wieder an sich zu ziehen und zu Kroneigenthum zu machen. Encomiendas waren auch gesetzlich nicht über die zweite Generation hinaus erblich. Anderentheils zog aber die Krone einen unter wenige vertheilten großen Grundbesitz einer Vertheilung des Grund und Bodens unter viele kleinere Grundbesitzer vor, weil eine Menge von wohlhabenden Kolonisten mit kleinerem Eigenthum eher Selbständigkeitsgelüsten ausgesetzt war, als ein kleiner Kreis von Feudalherren, dem an der Erhaltung der bestehenden Einrichtungen alles gelegen sein mußte. Der jetzige Privatgrundbesitz, wie er sich in den über das Land zerstreuten größeren oder kleineren Landgütern (Haciendas) präsentirt, rührt sowohl von den bei Beginn der Kolonialherrschaft durch die Krone ertheilten Landschenkungen (Adjudicaciones graciosas) und den dem indianischen Adel überlassenen Ländereien, als von den Kirchengütern her, welche nach den Befreiungskriegen durch die neugeschaffene republikanische Staatsgewalt, angeblich um den Betrag von 30 Millionen Thalern, veräußert wurden.

Indeß ist im Verhältniß zu dem zur Produktion tauglichen Areal, wobei wir die tropischen sogenannten Kolonisationsterritorien nicht in Betracht ziehen, die Zahl der Grundbesitzer immer noch eine beschränkte, und die Möglichkeit, deren Zahl bedeutend zu vermehren, um eine intensivere Bodenbewirthschaftung hervorzurufen, gleichzeitig also die Subsistenzmittel des Volkes in größerem Ueberfluß und demnach auch billiger an den Markt zu bringen, durfte die Aufmerksamkeit der Staatsmänner wohl auf sich ziehen. Diese Möglichkeit bestand aber und besteht noch heute.

Was von Ländereien nicht in den Besitz von Privatpersonen und religiösen und weltlichen Korporationen überging, verblieb der Krone: ungeheure Strecken Landes mit Indianerdörfern, in Betreff welcher das Grundbesitzverhältniß zur Krone ungefähr das gleiche blieb, wie es in den inkasischen Zeiten zu den eingeborenen Herrschern war. Die indianischen Gemeinden (Comunidades) besitzen ihr Gemeingut, aus dem sie ihren Unterhalt ziehen. Dieses System trat die Republik als Erbschaft an, und so lange sie nichts daran änderte, verhielten sich die Indianer im allgemeinen ruhig, wenn schon hier und da gar zu große Bedrückungen von Seiten schurkischer Beamten zu lokalen Tumulten führten. Hierbei ist ganz abgesehen von den Indianeraufständen unter der Kolonialregierung und von den anormalen Zeiten der Befreiungskriege. Letztere haben in das Loos des Indianers keine Aenderung gebracht; er war und blieb der duldende Theil, ja man kann sagen: unter der Republik wird noch weniger Rücksicht auf ihn genommen, als zu Zeiten der Spanier, wo er doch gegen Ausbeutung einen Schutz hatte, indem jede einen gewissen sehr geringen Betrag übersteigende Schuld eines Indianers für ungültig erklärt war, während er jetzt für irgend eine Summe kontrahiren kann und demzufolge die Beute unzähliger Winkeladvokaten ist.

Der bolivianische seßhafte Indianer, sei er Aymara oder Quichua, ist beinahe ausschließlich Ackerbauer. In der Theorie freier Bürger, mit allen Rechten ausgestattet, die seinen weißen Brüdern garantirt sind, haben in der Praxis alle diese Rechte bis jetzt absolut keinen Werth für ihn gehabt, weil sie — und dies dürfte wohl dem Lande zur Entschuldigung dienen, — zu seinen Gunsten eben kaum durchführbar sind, weil es überhaupt fraglich ist, ob er je bestrebt sein wird, sich die Denkweise und die Aspirationen der dominirenden Klasse seiner Mitbürger eigen zu machen. Wenn wir somit an seinem Triebe, ja, gewissermaßen an seiner Fähigkeit zweifeln, sich auf eine höhere Bildungsstufe zu schwingen, so macht unser Urtheil, obschon wir Jahre lang diese Indianer zu beobachten Gelegenheit hatten, doch keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit; diese Frage könnte erst entschieden werden, wenn einmal, was so oft von den verschiedenen Regierungen in Aussicht gestellt, aber nie ausgeführt wurde, die Erziehung der Indianer in die Hand genommen wird. Zeigen sie sich gegen eine solche Neuerung rebellisch, trägt ein Schulunterricht keine Früchte, weigern sie sich, die offizielle Landessprache, das Spanische, zu erlernen, dann freilich müßte endgültig daran verzweifelt werden, sie je aus dem Abhängigkeitsverhältniß herauszureißen, in welchem sie sich befinden, soweit ihre Geschichte zurückreicht. Zu erkennen ist nicht, daß die Einrichtung von Schulen in Anbetracht der verhältnißmäßig dünn gesäeten und auf einen ungeheuren Raum vertheilten indianischen Bevölkerung und der fehlenden pädagogischen Kräfte große Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Diese Indianer haben von Seiten der verschiedensten Reisenden die widersprechendsten Beurtheilungen erfahren; darin sind aber alle einig, daß der Quichua dem Aymara an Intelligenz überlegen ist.

In sozialer Hinsicht nun theilen sich diese bodenbebauenden Indianer in zwei wohl zu unterscheidende Klassen: 1) in diejenigen, die auf den Privatgrundbesitz niedergelassen sind und dessen Bewirthschaftung zu Gunsten des Grundbesitzers zu besorgen haben, und 2) in diejenigen, die von Alters her auf den Staatsländereien in Ortschaften, kleineren Gruppen oder einzelnen Gehöften angesiedelt sind und Communarios (Gemeinde-Indianer) genannt werden.

Betrachten wir zunächst die Stellung des Indianers auf dem Privatgrundbesitz, auf der Hacienda.

Eine Hacienda, so fruchtbar ihr Boden, so günstig ihre klimatische Lage auch sein möge, hat keinen Werth, wenn nicht eine Anzahl von Indianern (Colonos) mit ihren Familien darauf angesiedelt sind. In der Regel haben schon die Vorfahren dieser Indianer zur Hacienda gehört und vom Vater auf den Sohn in dem angestammten Zugehörigkeitsverhältniß zu den jeweiligen Besitzern (Dueño oder Patron) gelebt.

Da die Arbeitskräfte sehr selten sind, so ist eine Hacienda um so werthvoller, je mehr Indianer zu ihr gehören. Der Indianer hängt an der Scholle, auf der er geboren ist, und nur ganz despotische Behandlung könnte ihn veranlassen, sich auf einer anderen Hacienda, wo er mit offenen Armen aufgenommen würde, niederzulassen, denn das Hörigkeitsverhältniß, in welchem er zum Patron steht, ist ein ideales, patriarchalisches, auf Gegenseitigkeit basirtes; es steht ihm frei, sich jederzeit eine neue Heimath zu suchen; allerdings kann man dem Indianer viel bieten, bevor er sich entschließen würde, dem Fleck Erde, auf dem er seine Kindheit verlebt hat, Lebewohl zu sagen. Oefters waren wir Zeuge, wie Indianer von ihren Patrones mißhandelt wurden, ohne ein Wort zu sagen. Im allgemeinen wird ein Patron aber seine Indianer mit der Milde und Strenge behandeln, wie sie großen Kindern gegenüber angebracht ist, mehr wohlwollend als rauh — im eigenen Interesse, damit sie willig für ihn arbeiten und gern bei ihm bleiben.

Während der Communario dem Staat einen Tribut (Kopfsteuer) bezahlt, ist der Colono der Hacienda davon befreit. Die Grundstücke, die auf den Haciendas den Colonos für ihren Unterhalt zugewiesen sind, befinden sich in der Regel seit Generationen im Besitze ihrer Familien. Dem heranwachsenden Indianer (Sullcaguagua oder Yanapacos in ihrer Sprache) wird ebenfalls Boden zugetheilt, wenn er sich selbständig macht. Das Herkommen (Costumbre) regelt die meisten Pflichten des Colono gegen den Gutsbesitzer; es besteht also keine feste Regel in Betreff der Zeit, die der Colono der Feldbestellung und den Arbeiten für den Patron zu widmen hat; doch kann angenommen werden, daß er im Durchschnitt drei Tage per Woche der Gutsherrschaft schuldet. Die andere Zeit kann er auf die Erledigung seiner eigenen Angelegenheiten verwenden. Wer sein Grundstück (Sayaña) hat, sei es jetzt ein Colono, ein Sullcaguagua oder eine Wittwe, ist nach dem technischen Ausdruck „Persona“ (Person) — im Gegensatze zu Indianern, die als Taglöhner ohne Grundstück auf der Hacienda leben — und hat seinen Antheil an aller auf der Hacienda vorkommenden Arbeit zu leisten. Dem Familienvater paßt es daher, sich dabei von seiner Familie helfen zu lassen und manchmal selbst fremde Hände herbeizuziehen.

Die Indianer erhalten natürlich keinen Lohn, doch giebt man jedem Arbeiter an jedem Arbeitstage eine kleine Hand voll Cocablätter (zum Kauen), und wenn es eine außerordentliche Arbeit zu bewältigen gilt, das Essen. Auf einer Hacienda von 40 Indianern erreicht beispielsweise die Cocaaustheilung ungefähr sechs Cestos (150 spanische Pfunde) per Jahr. Der persönliche Verbrauch des Indianers ist natürlich viel beträchtlicher als die Quantität, die ihm vom Patron verabreicht wird.

Der Colono besitzt seinen Viehstand und seine Lastthiere (kleine Pferde, Maulthiere und Esel). Jede „Persona“ erhält zwei Ochsen zum Pflügen, die sie, wenn sie zu Grunde gehen, ersetzen muß. Die Lastthiere stehen zur Verfügung des Gutsbesitzers und haben den durch die Bewirthschaftung entstehenden Transport zu besorgen. Der Patron ernennt den Begabtesten seiner Indianer zum „Ilacata“, eine Art von Aufseher, der die Arbeiten zu überwachen und für die Ausführung seiner Anordnungen Sorge zu tragen hat. Es ist dies ein Ehrenamt, das seinem Träger weiter nichts einbringt, als daß er von persönlicher Dienstleistung befreit ist. Es versteht sich, daß dieses Amt, das den Erwählten um eine Stufe höher stellt, als seine die unterste Sprosse der sozialen Leiter einnehmenden Genossen, im beschränkten Ideenkreis des Indianers eine hohe Bedeutung gewinnt und das Ziel seines Ehrgeizes ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die Abgeschlossenheit Tibets.

Angesichts der Pjewzoff'schen Expedition nach Tibet dürften folgende Angaben über die Zugänglichkeit der tibetanischen Hauptstadt Lhassa in früheren Jahren von Interesse sein.

Erst seit etwa hundert Jahren ist es europäischen Reisenden unmöglich gemacht worden, die heilige Stadt des Dalai Lama zu besuchen, wenn auch die Zahl derer, die dahin kamen, früher ebenfalls immer eine sehr beschränkte geblieben ist. Der erste Europäer, der Lhassa besucht hat, war der Mönch Odorico di Pordenone, der von 1316 bis 1330 in Tibet umherreiste. Darauf vergingen drei Jahrhunderte ehe ein zweiter Europäer, der Jesuit Antonio d'Andrada, bis nach Lhassa vordrang. Bald nach ihm kamen aber andere Jesuiten nach der heiligen Stadt: Grueber und Dorville 1661, Freyre und Desideri 1716, und der letztere verbrachte volle dreizehn Jahre in ihr. Aus dieser Zeit datirt auch der Aufenthalt verschiedener Kapuziner in Lhassa, und Orazio della Penna gründete daselbst sogar eine Mission, die von 1719 bis 1741 bestand und von ungefähr zehn Mönchen unterhalten wurde. Im Jahre 1724 kam der erste europäische Laie, der Niederländer Van de Putte dahin, derselbe hat aber leider keinen Bericht über seine Reise hinterlassen.

Nachdem die Kapuziner im Jahre 1760 vertrieben worden waren, sind nur drei Europäer in Lhassa gewesen, nämlich Manning, als einheimischer Arzt verkleidet, im Jahre 1811, und die französischen Missionäre Huc und Gabet 1844. Endlich ist es in letzter Zeit einigen indischen Panditen im Auftrage der britischen Regierung gelungen, bis nach Lhassa vorzudringen. Der berühmteste dieser Panditen, Nain Singh, war sogar zwei mal dort, in den Jahren 1866 und 1875,

ein anderer, bekannt unter den Buchstaben A. K., hielt sich ein ganzes Jahr dort auf, von 1879 bis 1880. Diesen Panditen danken wir die genaue Feststellung der Lage und Höhe Lhassas sowie den Plan der Stadt, im übrigen aber sind ihre Beiträge zur Kenntniß des Ortes äußerst spärlich gewesen. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die beiden Gesandten des damaligen Vizekönigs von Indien, Warren Hastings, von den Lamas mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und dieselben legten den lebhaftesten Wunsch an den Tag, den früheren Handel mit Indien, welcher vor der Ghoorka-Eroberung Nepals bestanden hatte, wieder zu eröffnen. Der Teschu-Lama hat sogar eine Reise nach Peking unternommen, um die dazu nöthige Einwilligung des chinesischen Kaisers einzuholen. Leider starb er aber in der chinesischen Hauptstadt, Warren Hastings wurde nach England zurückgerufen, und die weiteren Verhandlungen unterblieben.

Ueber die Ursachen der großen Abgeschlossenheit Tibets sind die verschiedenartigsten Meinungen verbreitet. Die Tibetaner geben den Chinesen, letztere dagegen den Lamas die Schuld daran, jedenfalls ist sie aber in der Hauptsache den Tibetanern selber zuzuschreiben. Dieselben werden in dem natürlichen Instinkt der Exklusivität, welche alle gelben Rassen mit einander gemein haben, durch die geographische Lage ihres Landes gestärkt. Wegen der Armuth desselben fürchten sie wohl auch, daß die Ankunft Fremder für sie eine Verminderung der Nahrungsmenge zu bedeuten haben könnte. Ein weiterer Beweggrund zur Ausschließung Fremder besteht in ihrer Stellung als Mittelpunkt einer großen, wunderwirkenden, mystischen Kirche, zu deren Selbsterhaltung eine strenge Abgeschlossenheit unbedingt nothwendig ist. Im Jahre 1870 wurde seitens der Machthaber von Lhassa dem Abbé Desgodins verboten, das Land zu betreten, unter dem Vorwande, daß Tibet dem Gebet gewidmet sei, daß die „gelbe Religion“, welche auf Gerechtigkeit und Vernunft beruhe, seit alten Zeiten dort gepflegt worden sei, und darum keine fremde Religion gepredigt werden und kein Fremder Einlaß finden dürfe. Politischer Verkehr erscheint den Tibetanern als ein Uebel und eine Gefahr, denn sie sehen, daß er bei benachbarten Ländern immer fremde Eroberung zur Folge gehabt hat, und das Bedürfniß Handel zu treiben empfinden sie noch nicht, weil sie in der Civilisation zu weit zurück sind.

Auf Grund eines chinesischen Sprüchwortes, welches Tibet als das höchste und zugleich das reichste Land der Erde bezeichnet, ist ferner die Ansicht vertreten worden, daß die Tibetaner die Goldfundstätten und Mineralschätze ihres Landes dem Auslande gegenüber gern verheimlichen möchten. Einen weiteren Grund der Abgeschlossenheit könnte das Theemonopol, welches die Chinesen als Produzenten und die Lamas als Vertheiler in Tibet besitzen, abgeben, insofern als die Einfuhr von indischem Thee den chinesischen leicht verdrängen könnte. Außerdem sollen die Tibetaner auch eine indische Invasion befürchten, weil einer ihrer Legenden zufolge, ihr Land einst durch weiße Menschen aus dem Süden erobert werden wird. Von einer russischen Invasion redeten die tibetanischen Propheten bisher nicht, nichtsdestoweniger sah sich Prshewalski auf seiner letzten Reise in Centralasien bekanntlich ebenfalls genöthigt, halbwegs auf dem Wege nach Lhassa umzukehren. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer Abhandlung, die F. A. de Vasconcellos Pereira Cabral in den „Communicações da commissão dos trabalhos geologicos de Portugal“ (T. I, p. 189) veröffentlicht hat, ist auch die portugiesische Sierra Estrella in dem Erdalter, das dem unsrigen zunächst voraufgegangen ist, stark vergletschert gewesen. Die Spuren davon sind in geschrammten und geschliffenen Felsen, sowie in erratischen Blöcken und Moränen an verschiedenen Orten sichtbar, namentlich aber in dem Covão Grande, dem Valle do Conde und in dem Thale des Rio Zezere.

— Auf dem Kamme des Taygetos-Gebirges ist unlängst eine große Tropfsteinhöhle entdeckt worden. Die Höhe ihrer Gänge wechselt zwischen 5 und 10 m, die Weite derselben zwischen 10 und 18 m. Der Stalaktitenschmuck ist ein sehr reicher. Nächst der berühmten Höhle von Antiparos ist es die bedeutendste Höhle Griechenlands.

— Nach den vorläufigen Feststellungen der Schweizer Volkszählung vom 1. Dezember 1888 bezifferte sich die Bevölkerung dieses Staates auf 2 934 055 Seelen (gegen 2 846 102 im Jahre 1880). Interessant sind die Verschiebungen in dem Zahlenverhältnisse der Nationalitäten. Das deutschredende Element (2 092 562, gegen 2 030 792 im Jahre 1880) hat seine Position gerade behauptet und weder einen Fortschritt noch einen Rückschritt zu verzeichnen; es macht nach wie vor 71,3 Prozent von der Gesammtbevölkerung aus. Das französische Element (637 940 gegen 608 007 im Jahre 1880) hat einen beträchtlichen Fortschritt gemacht (von 21,4 Proz. auf 21,7 Proz. der Gesammtbevölkerung), das italienische Element ist dagegen in der absoluten wie in der relativen Zahl zurückgegangen (von 161 923 auf 156 602, bezw. von 5,7 Proz. auf 5,3 Proz.), und ebenso auch das romanische Element (von 38 705 auf 38 376, bezw. von 1,4 Proz. auf 1,3 Proz.). Das Zurückweichen des Italienerthums aus den Kantonen Uri und Schwyz erklärt sich namentlich durch den Wegzug der italienischen Arbeiter nach Fertigstellung der Gotthardbahn. Schwieriger dürfte es sein, die Gründe nachzuweisen, aus denen das Deutschthum in den Kantonen Bern und Neuenburg absolut ebenso wie relativ merklich zurückschritt, das Franzosenthum aber fortschritt. Im allgemeinen erfolgte das Fortschreiten des französischen Bevölkerungselementes überhaupt auf Kosten des deutschen, und letzteres machte die auf diese Weise erlittenen Verluste nur wieder quitt auf Kosten des italienischen und romanischen. Man darf also nicht von einer Absorption der beiden letztgenannten Elemente durch das an Zahl stärkere verwandte Element reden, vielmehr waren es heterogene Elemente, welche in dem stillen Kampfe mit einander siegten oder besiegt wurden.

Asien.

— Der bekannte russische Erforscher Centralasiens, Grombtschefski, ist auf seiner neuen Reise nach der Pamir- und Karakorum-Gegend in Darant-kurgan, am oberen Amu-Darja (Kysil-Ssul) angekommen. Ob es ihm aber möglich sein wird, weiter vorzudringen, ist zweifelhaft,

da zwischen dem Emir von Afghanistan und den Fürsten von Badakschan, Wakhan und Schignan Krieg ausgebrochen ist (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 303).

— In dem Gouvernement Semiretschensk, das bekanntlich zu den Haupt-Schüttergebieten des asiatischen Rußland gehört, hat im Juli d. J. ein neues heftiges Erdbeben stattgefunden, durch das zahlreiche Ortschaften zerstört worden sind. Das Centrum der Erschütterung lag zwischen Ssasanowka und Preobraschensk, am Nordostufer des Issik-kul. Unter anderem wurde auch Prshewalsk (Karakol) zerstört. An den Seeufern ebenso wie an den Flußufern konstatirte man große Erdrutsche, und außerdem bildeten sich an verschiedenen Stellen ausgedehnte Klüfte, aus denen das Grundwasser emporbrang.

Afrika.

— Das Werk der deutschen Forschung und Kultivation in Afrika hat durch den Tod des Lieutenants Tappenbeck einen neuen schweren Verlust erlitten. Der vorzüglich bewährte Reisende, welcher bereits im Jahre 1884 an der Kund'schen Kongo-Expedition Theil nahm, im Jahre 1888 bei Gelegenheit der ersten Batanga-Expedition schwer verwundet wurde, und unlängst zusammen mit Hauptmann Kund eine zweite Expedition in das Innere von Kamerun führte, erlag dem klimatischen Fieber.

— Lieutenant Dhanis ist nach dreijährigem Aufenthalte am oberen Kongo wieder nach Brüssel zurückgekehrt. Nach seinem Berichte hat die Station Bangala durch die Errichtung von zwölf Gebäuden aus gebrannten Steinen große Bedeutung erlangt. Die Beziehungen zwischen Europäern und den Eingeborenen bei der Station sind ausgezeichnete, und viele der letzteren bitten um Einstellung in den Dienst des Kongo-Staates. Dhanis entwarf den Grundriß zu einem verschanzten Lager am rechten Kongo-Ufer, bei der Mündung des Aruwimi, im Gebiete der Basokos, von denen ebenfalls viele Einstellung in den Dienst des Kongo-Staates verlangten. Ferner errichtete er am rechten Kongo-Ufer drei Stationen — in Umangi, Upoto und Yambuga. Die Station von Upoto ist in rascher Entwickelung begriffen, und die Dampfer, welche dort passiren, finden immer reichliche Provision; die Bevölkerung ist dicht und zeigt sich sehr freundschaftlich. Zwischen Kwamouth und dem Aruwimi nimmt die Schiffahrt sichtlich zu, und gegenwärtig verkehren dort nicht weniger als neunzehn Dampfer. Auf dem Wege von Leopoldville nach Matadi, den Dhanis innerhalb achtzehn Tagen zurücklegte, begegnete derselbe dreißig weißen Reisenden, darunter vier Frauen von englischen Missionären.

Nord- und Mittelamerika.

— Der Governor Goldsworthy von Britisch-Honduras hat im April vorigen Jahres eine Expedition in das Coxcomb-Gebirge unternommen, das zwar nur 23 englische Meilen von der Küste entfernt, trotzdem aber noch niemals von einem Europäer besucht worden ist. Das Haupthinderniß des Eindringens in dasselbe bildete die dichte Urwaldvegetation. Der Hauptgipfel ist der 1100 m hohe Victoria Peak. Zur Errichtung eines Sanatoriums für die wegen ihrer Gesundheitsverhältnisse übel berufene Kolonie wäre das Gebirge gut geeignet, und ebenso auch vielleicht zur Anlage von Kakao- und Kaffeeplantagen (Vergl. „Geogr. Mittheilungen", Bd. 35, S. 152).

— Der Amerikanist General Grant Wilson hat kürzlich in einem Archive des Haag die Kaufurkunde gefunden, durch welche die Insel Manhattan, auf der gegenwärtig New-York liegt, in den Besitz der Holländisch-Westindischen Gesellschaft überging. Der Kaufpreis betrug 24 Dollars (100 Mark). Heute beläuft sich der Werth des Bodens der ungefähr 11 000 Acres enthaltenden Insel auf ungezählte Millionen —, ganz abgesehen von den Reichthümern, die in Baulichkeiten und sonst auf ihr aufgehäuft worden sind.

— Auch die neueste Nummer des „Journal of American Folk-lore" (vol. II, Nr. V.) bietet wieder einen reichen und mannigfaltigen Inhalt. Neben Liedern und Sagen der Navajos, Tetons, Winnebagos, Missisaguas und einigen Sagen der Eskimos ist von besonderem Interesse die Schilderung der armen weißen Bevölkerung in den abgelegenen Distrikten Nordkarolinas, die ohne jeden Schulunterricht aufwächst und kaum jemals ihr Heimathsdorf verläßt, und die geistig so zurückgeblieben ist, wie in den allerärmsten und entlegensten Bergwinkeln von Irland oder Wales.

— Unter den unermeßlichen Mineralreichthümern, über die die Nordamerikanische Union verfügt, scheinen demnächst auch die großen Ozokeritlager des Wahsatch-Gebirges, etwa 180 km südlich von Salt Lake City eine Rolle spielen zu sollen. Bisher war die Ozokerit- oder Erdwachsförderung von höherem Belange nur bei Boryslaw, in den galizischen Karpaten, obwohl sich das Mineral auch noch an anderen Orten, wie bei Slanik in der Moldau, bei Gaming in Niederösterreich, bei Newcastle in England findet. In Utah soll das Mineral von ungewöhnlicher Reinheit sein, so daß es vor seiner technischen Verwendung nicht erst der künstlichen Zubereitung bedarf.

Bücherschau.

— O. Bracklo, Zusammenstellung einiger Notizen, betreffend die Warfen und ihre alten heidnischen Besitzer. Emden, W. Haynel, 1889. Der Autor läßt es unentschieden, ob die ostfriesischen Warfen schon von den keltischen oder gar iberischen Stämmen oder erst von den ingävonischen Friesen, die er mit den Chaucen der Römer identificirt, errichtet worden sind; jedenfalls sind sie so alt wie die Besiedelung der Küste überhaupt. Der Haupttheil der sehr fleißigen Arbeit ist der Nachweisung von Spuren der Heidengötter in Ortsnamen sowie auch in Recht und Brauch der Friesen gewidmet, und besonders in dieser Hinsicht kann das Büchlein unseren Lesern angelegentlichst empfohlen werden.

— Frommann's Taschenbuch für Fußreisende. Herausgegeben und ergänzt von Dr. Friedrich Ratzel. Dritte Auflage. Stuttgart 1889. — Ein prächtiges kleines Büchelchen voll goldener Regeln, das allen Fußwanderern nachdrücklich empfohlen werden kann. In seinem Inhalte sowie in seinem Tone viel mehr in die Tiefe gehend, als die ähnlich gearteten Einleitungen zu dem Durchschnitte der Reisehandbücher, ist es doch zugleich sehr praktisch, und keine wesentliche Kleinigkeit läßt es unbeachtet.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

IV [1]).

(Mit einem hypsometrischen Profil und drei Abbildungen.)

Von der Höhe des zacatecanischen Erzgebirges steigen wir auf steiler Rampe wieder hinab in ein tieferes Niveau, und wir betreten damit den zweiten Hauptabschnitt des mexikanischen Hochlandes, der erst jenseits der Städte Mexiko und Puebla, mit dem Nevado de Toluca, dem Popocatepetl, dem Ixtaccihuatl und dem Pik von Orizaba seinen natürlichen Abschluß findet. Auch dabei handelt es sich im Grunde genommen wieder um ein einziges großes Becken, das man im Gegensatze zu dem bereits geschilderten nordmexikanischen als das mittelmexikanische Becken bezeichnen kann, und an das sich im Süden der dritte natürliche Abschnitt des mexikanischen Hochlandes — das südmexikanische Gebirgsland — anschließt.

Die Ränder des mittelmexikanischen Beckens sind noch dieselben wie bei dem nordmexikanischen, von ähnlichem Bau und ähnlicher Höhe — soweit sich dies bei dem dermaligen Stande ihrer Erforschung beurtheilen läßt —, sie laufen aber gegen Süden hin mehr und mehr zusammen, so daß das Becken allmählich viel schmäler wird als das nordmexikanische, während es bezüglich der Länge nicht viel hinter jenem zurücksteht. Seine Sohle erhebt sich wesentlich höher (Vergl. das hypsometrische Profil, „Globus", Bd. 55, S. 340), und an der mexikanischen Centralbahn liegt der tiefste Punkt (bei Irapuato) immer noch 1722 m über dem Meeresspiegel.

Ueberschaut man das mittelmexikanische Becken in seiner Stellung zum Ganzen, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß es seiner Umgebung gegenüber im allgemeinen einen Süß'schen „Horst" darstellt: die östlichen und westlichen Terrassen und Tiefländer nebst den Böden der anstoßenden Meere sind tiefer und tiefer hinabgesunken, und ebenso ist es auch das nordmexikanische Becken und das südmexikanische Gebirgsland, das mittelmexikanische Becken dagegen verharrt relativ in seiner alten Höhenlage [1]). In seinem Inneren ist der in Frage stehende Horst aber vielfach geborsten, und aus den älteren und jüngeren Brüchen, die ihn kreuz und quer durchsetzen, sind allerwärts vulkanische Massen — Porphyre, Trachyte, Andesite, Basalte und Laven — emporgedrungen, und durch die so entstandenen Gebirgsstöcke und Gebirgswälle erscheint das mittelmexikanische Becken noch viel reicher und mannigfaltiger in sich gegliedert, als das nordmexikanische. Es sind auf diese Weise eine große Zahl von Theilbecken entstanden, und man hat ein höheres Maß von Abstraktion aufzuwenden, um dieselben als zu einer Einheit gehörig zu erkennen. Am leichtesten dürfte das letztere durch die Betrachtung der beigegebenen Profile werden (Vergl. S. 130 und Bd. 55, S. 340). Entlang der Längsachse des mexikanischen Plateau-Landes haben wir die drei Theilbecken von Aguascalientes, von Irapuato-Queretaro und von Mexiko zu

[1]) Vergl. Bd. 56, Nr. 20, 22 und 24.

[1]) Vergl. die von J. Burkart gegebenen geologischen Profile in seinen „Reisen in Mexiko" (Stuttgart 1836). — Falls übrigens unsere Ansicht von der Horstnatur Centralmexikos vor der genaueren Untersuchung besteht, so bildet dasselbe ein ziemlich strenges Analogon zu „Rocky Mountains" von Colorado. (Vergl. Ed. Süß, Antlitz der Erde, Bd. 1, S. 713 ff.)

unterscheiden, von denen das erstere sich mit seiner Sohle im Minimum ziemlich 1900 m, das zweite reichlich 1700 m und das dritte reichlich 2400 m über den Meeresspiegel erhebt. Im übrigen sind namentlich die Becken von San Luis Potosi, von Pachuca, von Puebla und von Toluca-Morelia ziemlich streng von ihrer Umgebung abgegrenzt. Zwischen das Becken von Puebla und das von Mexiko lagert sich die Reihe der bekannten Riesenvulkane Popocatapetl, Ixtaccihuatl und Telapon, die wahrscheinlich einer und derselben Spalte entsprungen sind, zwischen das Becken von Mexiko und das von Toluca die Montañas des las Cruces, zwischen das von Queretaro und das von San Luis Potosi die Sierra de Guanajuato, und zwischen die anderen andere vulkanische Ketten, die weniger namhaft sind.

Auch in dem mittelmexikanischen Becken ist der Vulkanismus von einer ganz außerordentlichen Fülle von Erzlagerstätten begleitet, und gewisse Distrikte darin übertreffen an Ergiebigkeit sogar denjenigen von Zacatecas; so namentlich derjenige von Guanajuato (Villalpando) und derjenige von Pachuca (Real del Monte). Wenn der Bergbau auf Silber auch in Mittelmexiko nicht den Betrag fördert, den man erwarten sollte, so erklärt sich dies aus denselben Gründen wie bei Zacatecas und Chihuahua — namentlich aus der schwierigen unterirdischen Wasserfrage.

Die höhere Lage des mittelmexikanischen Beckens und seiner Vulkanberge über dem Meeresspiegel im Verein mit seiner Lage in der größeren Verschmälerung des Kontinentes und mit seiner Lage in niedrigerer Breite übt einen günstigen Einfluß auf sein Klima aus. Vor allen Dingen ist die Benetzung der Gegend mit atmosphärischer Feuchtigkeit infolge der angegebenen Umstände eine viel reichere. Im Inneren der mexikanischen Theilbecken mag dies allerdings vielfach nicht so scheinen, denn die Stadt Aguascalientes hat nur 59 cm jährliche Niederschläge, die Stadt San Juan del Rio (im Becken von Queretaro) nur 50 cm, die Stadt Mexiko nur 61 cm, die Stadt San Luis Potosi sogar nur 39 cm, und dies muß in einem Lande mit anhaltend intensiver Sonnenbestrahlung und mit dünner Atmosphäre, in dem die Verdunstung eine außerordentlich starke ist, ohne Zweifel wenig genannt werden. Die betreffenden Becken liegen aber im Regenschatten ihrer Gebirgsumrandung, und die letztere empfängt einen um so höheren Betrag — Puebla beispielsweise 195 cm, Orizaba 251 cm und Cordoba sogar 280 cm —, und von ihr rinnt das Wasser aus zahlreichen

Hypsometrisches Profil der mexikanischen Republik zwischen Tuxpan und Zacatula.

Horizontale Abstände in Kilometern, vertikale in Metern.

Quellen, die auch in der Trockenzeit nicht versagen, hinab in die niedriger gelegenen Gelände, um dieselben zu befruchten[1]). Uebrigens dauert die Trockenzeit in Mittelmexiko für die Regel auch nicht so lange wie in Nordmexiko.

Ihren deutlichen Ausdruck findet die reichere Befeuchtung aus den Wolken in dem Stromnetze des Landes. Wir befinden uns in dem mittelmexikanischen Becken im allgemeinen nicht mehr in einer abflußlosen Gegend, sondern die Ströme, zu denen sich die Bergquellen vereinigen, durchbrechen die spezielle Gebirgsumrandung der einzelnen Becken, die sie durchfließen, ebenso wie die allgemeine Umrandung des Ganzen, um durch wilde Schluchten hindurch den Weg zum Meere zu finden. Die Becken von Toluca, von Queretaro und von Aguascalientes entwässern sich in der Hauptsache durch den Rio Grande de Lerma nach dem Stillen Ozeane und ebenso auch das Becken von Puebla durch den Rio de las Balsas (Atoyac), die Becken von San Luis Potosi und Pachuca aber durch den Rio Panuco (Moctezuma) zum Atlantischen. Nur das Becken der Stadt Mexiko — das alte Anahuac —, das von den gewaltigsten vulkanischen Bergriesen umrahmt ist, besitzt ebenso wie der größte Theil des nordmexikanischen Beckens keinen Abfluß, und dasselbe nimmt dadurch eine in vielen Beziehungen sehr unvortheilhafte Ausnahmsstellung ein. Daß die strenge Periodicität der Niederschläge im übrigen an den mittelmexikanischen Strömen ebenso sichtbar ist wie an den nordmexikanischen, versteht sich von selbst. Wir brauchen da nur an die furchtbaren Ueberschwemmungen zu erinnern, mit denen sie in der Regenzeit oft genug die Ortschaften, die in der Nähe ihrer Ufer liegen, verheeren[1]), während sie in der Trockenzeit zu unbedeutenden Rinnsalen zusammenschrumpfen. Die großartige Erosionswirkung, welche die von den Strömen durchflossenen Barrancas darstellen, kommt lediglich auf Rechnung der Hochwasser. Unwillkürlich gedenken wir bei ihrem Anblicke der

[1]) Vergl. die Tabelle in Bd. 55, S. 351.

[1]) Im frischen Andenken sind die Ueberschwemmungen von Leon und San Juan del Rio im Jahre 1888. — Der betreffenden Tabelle (Bd. 55, S. 351) tragen wir an dieser Stelle nach, daß in Puebla im Juni 1888 nicht weniger als 1 m 24 cm Regen fielen, davon 22 cm in einem einzigen Gusse; sowie daß die Regenhöhe in Teziutlan am 7. September desselben Jahres 21 cm, am 8. September 26 cm, und während des ganzen Septembermonats 83 cm betrug. (Vergl. das „Boletin mensual" des mexikanischen Central-Observatoriums T. I, p. 180 ff.)

Der Ixtaccihuatl.

Cañons in dem nordamerikanischen Felsengebirge, von denen sie sich nur durch die Regellosigkeit ihrer Gestalt unterscheiden. Es hängt dies offenbar einerseits mit der regelloseren Lagerung der Gesteinsmassen, andererseits aber wohl auch mit der unmittelbaren Einwirkung der niedergehenden Regengüsse und der dadurch gebildeten Wildwasser zusammen. Zahlreiche Felsengebirge-Cañons unterscheiden sich übrigens von den mexikanischen Barrancas durch nichts als durch den Namen, einfach weil bei ihnen ganz ähnliche geologische und meteorologische Verhältnisse obwalten.

Ebenso sichtbar wie in den hydrographischen Verhältnissen ist der größere Niederschlagsreichthum Mittelmexikos natürlich auch in der Pflanzenwelt. Im allgemeinen sind es jenseits der hohen Gebirgsschwelle von Zacatecas noch dieselben Pflanzenarten, welche vorherrschen, aber dieselben entfalten sich durchgängig üppiger und größer, und namentlich die Repräsentanten der Kaktus-Familie werden allgemach sehr stattlich. Bei Aguascalientes umrauschen uns auch die Laubkronen der Alamos in viel größerer Zahl wie bei El Paso und Chihuahua, und infolgedessen erscheint uns auch der Kuraufenthalt an den warmen Quellen, denen die Stadt ihren Namen verdankt, viel verlockender als bei Santa Rosalia (Vergl. Bd. 55, S. 380)[1]. Die Verwaltung des „Ferrocarril Central Mexicano" darf auf sie schon eher einige Hoffnungen bezüglich der weiteren Entwickelung des Ortes bauen, wenngleich es zuvörderst noch in der Mehrzahl

Alamos-Gruppe und Kanal bei Aguascalientes.

Proletariarkinder sind, die wir in dem Abflusse der heilkräftigen Thermen herumplätschern und baden sehen, bezw. Proletariarweiber, die darin waschen (S. Abbildung 2). Die Gärten und Felder, in denen vermittelst künstlicher Bewässerung allerlei Früchte, (Feigen, Trauben &c.), sowie Mais, Weizen, Bohnen, spanischer Pfeffer &c. gebaut werden, nehmen in dem Thale von Aguascalientes bereits einen sehr beträchtlichen Raum ein, und zugleich liefern dieselben auch für die Regel sehr gute Ernteerträge. Noch reicher gestaltet sich die Vegetation in dem Thale von Irapuato, und bei den Städten Leon und Queretaro lacht uns wieder auf weiten Strecken allenthalben frisches, lebendiges Baum- und Saatengrün entgegen. Der sogenannte „Baxio", der sich zwischen Queretaro und dem Rio Grande de Lerma hinzieht, gilt mit gutem Grunde als eine der ersten Kornkammern der mexikanischen Republik. An wüsten Landstrichen, die weder der natürlichen noch der künstlichen Bewässerung zugänglich sind, fehlt es ja auch in den mittelmexikanischen Theilbecken keineswegs, und die Staubstürme sind auch in ihnen während der Trockenzeit gelegentlich noch arg genug, aber von eigentlicher Wüstenhaftigkeit kann man bei ihnen nicht reden.

Die kulturgeographischen Schlüsse hieraus ergeben sich nach dem über Nordmexiko Gesagten von selbst. In dem von einem reicheren Wassersegen begünstigten Lande gedieh auch die menschliche Gesittung von Anfang an viel besser

[1] Die Quellen entströmen dem Trachytporphyr und haben eine Temperatur von 40° C.

als dort. An vielen Orten mögen die zerstreuten Hacienden mit ihren Feldern inmitten der ausgedehnten Unlandstrecken, die sie umgeben, auch in Mittelmexiko einen oasenhaften Eindruck machen — besonders in der Zeit der alljährlich wiederkehrenden Dürre —, im allgemeinen handelt es sich aber in sämmtlichen mittelmexikanischen Theilbecken nicht um bloße Kulturoasen oder Kulturinseln, sondern um große zusammenhängende Kulturlandschaften. Von einer Stadt zur anderen wandernd oder fahrend — etwa von Queretaro nach Celaya —, verliert man das angebaute oder anbaufähige Land nirgends mehr aus dem Auge, und man wird sich daher nicht verwundern dürfen, daß bereits zur Tolteken- und Aztekenzeit der Schwerpunkt der materiellen Kultur Mexikos in dieser Gegend lag. Auf der Basis der materiellen Kultur entwickelt sich aber allerwärts auf Erden zu mehr oder minder bedeutender Höhe und Vollkommenheit die geistige und soziale. So bildete Mittelmexiko schon viele Jahrhunderte vor der europäischen Invasion nicht wie Nordmexiko und das Unionsgebiet einen bloßen Tummelplatz wilder Jägerhorden, sondern es blühte daselbst ein Städtewesen auf, die Städte schlossen sich zu geordneten Staaten zusammen, es wurden Tempel und Altäre für Götter errichtet, und sogar eine wirkliche Wissenschaft keimte auf. Uebertraf ja doch das aztekische Kalenderwesen an mathematischer Genauigkeit bekanntlich dasjenige der Griechen und Römer! Gewisse Charakterzüge, die wir von unserem

Queretaro und Kaiser Maximilian's Grab.

Standpunkte aus als barbarische bezeichnen müssen, mögen der altmexikanischen Kultur immerhin angehaftet haben. — Als dann Ferdinand Kortez kam, und die spanischen Ritter und Priester das Reich Montezuma's zerstörten und von den Tempeln Huitzilopochtli's und Quetzalcoatl's keinen Stein auf dem anderen ließen, da lagen in Mittelmexiko auch die Brennpunkte der spanisch-mexikanischen Kultur, und wer die Blüthen dieser Kultur beurtheilen will, der hat auch hier wieder vor allen Dingen vor die prächtigen Kathedralen zu treten, die in den Städten Aguascalientes, Leon, Queretaro, Guanajuato, Puebla sowie der Landeshauptstadt erbaut wurden. Ueber die Stufe mittelalterlicher Entwickelung gelangte die spanisch-mexikanische Kultur freilich auch an diesen Stätten kaum hinaus, und wie weit die moderne Kultur in ihnen gedeihen wird, muß erst eine künftige Zeit erweisen. Einen ernsten Anlauf, es auch in Bezug auf sie noch zu etwas Tüchtigem zu bringen, hat man in mehreren der genannten Städte entschieden genommen.

Indem wir von der Einführung der modernen Kultur in Mittelmexiko reden, gedenken wir unwillkürlich der einsamen Grabstätte im freien Felde bei Queretaro, die unsere dritte Abbildung zeigt. Es schläft dort der Kaiser Maximilian mit seinen Gefährten, nachdem er unter den Kugeln seiner Gegner sein Leben ausgehaucht hat, — ein moderner Kortez, möchten wir fast sagen, der das neue Zeitalter in dem Lande einleiten wollte, der aber mit seinen wohlgemeinten Bestrebungen elendiglich scheiterte, weil dieselben von vorn

herein zu eng mit den Herrschergelüsten des dritten Napoleon verflochten waren, und weil sie infolgedessen auf die erbitterte Gegnerschaft der mexikanischen Nationalen stoßen mußten. Des Näheren auf die Tragödie einzugehen, von denen die Grabstätte erzählt, liegt außerhalb des Rahmens unserer Charakteristik.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Theilbecken Mexikos ist durch die Gebirgswälle, die sie umgeben, bis zu einem gewissen Grade erschwert. Man hat darin aber keineswegs ein bloßes Hinderniß des Kulturaufschwunges zu erblicken. Einmal fließt ja in der Mehrzahl dieser Gebirge die wichtige Hilfsquelle des Bergbaues, und sodann bieten dieselben auch beinahe ausnahmslos einige bequemere Uebergänge, über die schon die alten Azteken ihre Straßen hinweg legen konnten, und bei denen heutigentages der Schienenstraßenbau auf keinerlei nennenswerthe Schwierigkeiten stößt. Nur der Abstieg zu den Küstengegenden und zu dem südmexikanischen Berglande erfordert sehr bedeutende technische und finanzielle Anstrengungen, und nur in diesen Richtungen hat das mexikanische Eisenbahnnetz infolgedessen zunächst noch empfindliche Lücken.

Industrien irgend welcher Art hat jede von den größeren mittelmexikanischen Städten aufzuweisen — Leon seine Leder- und Eisenwarenindustrie, Queretaro seine Wollwarenindustrie, Puebla seine Baumwollenwaren- und Sombrero-Industrie, Celaya seine Seifenfabrikation 2c. Zu Betrieben mit modernen Mitteln — besonders mit dem Mittel des Dampfes — sind dieselben aber bislang nur ausnahmsweise gelangt. Ist dies hie und da doch der Fall, so kann man beinahe immer sicher sein, daß dabei eine neue, ganz in der Stille vor sich gehende Invasion aus Europa im Spiele ist, und soweit unsere Beobachtungen in dieser Hinsicht reichen, so stellte Deutschland zu dieser Invasion das Hauptkontingent — ganz ähnlich, wie es bei der Müller'schen Hacienda von Chihuahua der Fall war (Vergl. Bd. 55, S. 378 f.). Insbesondere schien es uns, als ob die feinere Gewebsindustrie Mexikos zum größten Theile in deutscher Hand läge. Deutsche Bergwerksingenieure giebt es selbstredend fast in allen mittelmexikanischen Bergstädten.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in Mittelmexiko größer als in irgend einer anderen Gegend des Landes, und obgleich dasselbe seinem Areal nach nur etwa reichlich den zehnten Theil der Republik bildet, so haust in ihm doch nahezu die Hälfte der Gesammtbevölkerung [1]). Von den 27 Einzelstaaten, die den mexikanischen Bundesstaat zusammensetzen, fallen ganz oder zum Theil in das mittelmexikanische Becken zwölf, und so zwerghaft die meisten davon auch auf der Karte erscheinen, so spielen sie doch in der inneren Politik des Gesammtstaates die unbestrittene Hauptrolle, und wir zweifeln, daß dies jemals anders werden kann.

Doch damit sei es genug mit unseren allgemeinen Betrachtungen über Mittelmexiko. Hinter San Juan del Rio hat die Eisenbahn, welche uns nach der mexikanischen Hauptstadt führen soll, noch eine letzte hohe Gebirgsstufe zu überwinden — die von Marques —, die sich auf 2480 m erhebt, die aber in ihrer Physiognomie derjenigen von Zacatecas zu ähnlich ist, als daß wir sie hier noch ausführlich schildern sollten. Der Wuchs von Kugel- und Säulenkakteen sowie von Opuntien ist darauf nur ein viel dichterer und wilderer und zum Theil ein vollkommen undurchdringlicher. Dann gelangen wir hinab in das wohl angebaute Thal von Tula, das einst den Centralpunkt der Toltekenmacht bildete, und weiter über eine nochmalige geringfügigere Bodenanschwellung in das Thal von Anahuac, das die Stätte der alten Aztekenhauptstadt Tenochtitlan, sowie die gegenwärtige Hauptstadt von Mexiko in sich einschließt, und jenseits dessen uns die silberweißen Schneegipfel des Popocatepetl und des Ixtaccihuatl entgegenstrahlen.

[1]) In den Staaten Aguascalientes und Queretaro beträgt die Volkszahl pro Quadratkilometer etwa 20, in Puebla 24, in Guanajuato 30 und in Mexiko 35 (die Hauptstadt ausgenommen); in den nordmexikanischen Staaten Chihuahua und Coahuila dagegen noch nicht ganz 1.

Ein Ausflug nach dem heiligen Berge Párasnáth in Bengalen.

Von Prof. Dr. Ottokar Feistmantel.

(Schluß. Mit zwei Abbildungen.)

Gerade hinter dem erwähnten Orte steigt der Berg an, und seine Nähe macht sich auch in der Flora an der Basis bemerkbar. Der niedrigere Dschangel ist durch höhere Bäume ersetzt; es finden sich vor Dillenia speciosa Thunb. und D. pentagyna Roxb., welche beide gutes Holz liefern, Saccopetalum tomentosum Hook. und Thom. (Bauholz); Sterculia urens Roxb. (mit Holz zu Musikinstrumenten); hohe Salbäume (Shorea robusta); Nauclea parvifolia (Roxb.) und N. cordifolia Roxb., welche beide ebenfalls gutes Holz liefern; Porana paniculata Roxb. (Convolvulaceae), Ericybe paniculata Roxb. (Convolvulaceae), Ichnocarpus frutescens R. Brown (Apocyneae) und andere, welche die großen Schlinggewächse der feuchten Wälder in anderen Theilen Indiens repräsentiren. An mehr offenen Stellen stehen Mangobäume, Mahuabäume, Tamarindenbäume (Tamarindus indica Linn.) und andere. Durch dieses verschiedene Gehölz führt der Weg nach Madhuban, wo wir nachmittags anlangten.

Die Tempel nehmen den westlichen Theil des Ortes ein, im anderen Theile sind verschiedene Hütten, Halteplätze, Kaufmannsläden, Speisebazare u. s. w., wo die Pilger ihre Einkäufe machen können, bevor sie sich auf den Berg begeben. Die Tempel sind mit einer Umfassungsmauer umgeben, und der Eintritt ist Andersgläubigen nicht gestattet; doch sind selbe von der erhöhten Umgebung gut wahrzunehmen. Es giebt daselbst drei Haupttempel neben anderen kleineren, und zwar der Uparilli oder Gwaliortempel, der vor etwa 64 Jahren von einem reichen Kaufmanne, Radschendra Bhukan Bhattarakdschi, aus Gwalior gegründet wurde; er steht ganz am Fuße des Berges, gehört der Sekte der Digambaras [1]) und wird von Abgaben der Pilger und Beiträgen des Gründers erhalten. Der

[1]) Der Unterschied beruht hauptsächlich darauf, daß die Swetambaras ihre Statuen schmücken und die Ceremonien angekleidet verrichten, ebenso beim Essen angekleidet sind, während die Digambaras, die früher ganz nackt zu gehen pflegten,

Madschhli oder Murschidábád Mandir liegt etwas tiefer und gehört den Swetambaras; er wurde von der Familie der Sets aus Murschidábád gegründet (1768 n. Chr.) und ist sehr reichlich dotirt. Der Nitschli oder Kalkuttatempel steht am niedrigsten und wurde von einem Kalkuttakaufmann gegründet.

Jeder dieser Tempel ist vorerst von einer Reihe kleinerer Gebäude umgeben, welche Räumlichkeiten zum Aufenthalte der Pilger enthalten. Die Tempel selbst sind aus Ziegeln gebaut, mit Kalk angeworfen und stets weiß angestrichen, so daß sie von der Ferne, in dem dunklen Grün, einen zauberhaften Anblick gewähren; sie sind unten viereckig, von Verandahs umgeben, und oben endigen sie in einer thurmartigen Kuppel; in den Ecken des Unterbaues sind kleinere Thürmchen angebracht. Ueber dem Haupteingange zum Tempelraume befindet sich die sogenannte Naubat-Kháná, oder die Gallerie für die Musiker, wo bei Tagesanbruch, um 8 Uhr morgens, zu Mittag und bei Sonnenuntergang auf Pfeifen und Trommeln gespielt wird. Innen sind dann verschiedene Statuen und Figuren von Párasnáth und auch von Nemináth (dem 21. in der Reihe der Tirthankaras). Die Tempel selbst sind von schönen Baumgruppen von Tamarindus indica, Mangifera indica, Ficus bengalensis und F. religiosa umgeben; manche dieser Bäume scheinen von hohem Alter zu sein, was namentlich an einzelnen Exemplaren von Ficus bengalensis (Banijan) dadurch bemerkbar ist, daß die zur Erde herabgesandten Luftwurzeln im Laufe der Zeit auch selbst zu ansehnlichen Stämmen herangewachsen sind, so daß der Urstamm von einer ganzen Reihe von Nachkommen umgeben ist.

Der Baustil der Tempel weicht einigermaßen von dem gewöhnlichen Dschain-Stile im Westen oder Süden ab, und zeigt eher eine Kombination von Hindutempel und mohammedanischer Moschee; die untere Partie ist mohammedanisch, während der Kuppelthurm den Hindutempeln entnommen ist.

Am Anfange des Jahres pflegt es in Madhuban sehr lebhaft zu sein; da kommen zahlreiche Dschainpilger — selbst aus Rádschputána und Guzerat — herbei, um ihre Andacht zu verrichten; sie kommen zu Fuß oder in allerhand Gefährten, die dann gruppenweise aufgestellt sind und den Eigenthümern oder wenigstens ihren Dienern theilweise Obdach bieten; andere sind in den Rasthäusern untergebracht. Auch sind hier und da Zelte zu sehen, oder auch nur Lagerfeuer, um welche herum sich die Pilger gelagert haben. Dann pflegen auch die Verkaufslokale belebt zu sein, und Nahrungsmittel sowie andere Gebrauchsartikel werden flott angebracht. Die Pilger schließen sich irgend einem der genannten Tempel an, und können, wenn nöthig, auch Unterkunft in den Räumlichkeiten um den Tempel herum finden; jeder kann die Andacht nach seiner eigenen Art verrichten; diejenigen, welche für Verstorbene Gebete verrichten wollen, bringen Opfer von Honig, Ghí (flüssiger Butter), Reis, Kandiszucker und gewisse Blüthen im Gwaliortempel dar. Hier haben die Pilger nicht mehr viele direkte Auslagen, außer dem, was sie zu ihrer Bequemlichkeit brauchen; sie geben nur einen kleinen Beitrag für die Erhaltung und Reparatur der Tempel und Gebäude. Die Reparaturen werden jedes Jahr nach der Regenzeit ausgeführt.

Hierauf begeben sich die Pilger zu Fuß, oder in kleinen Tragstühlen (Dulí) auf den Gipfel des Berges, um ihre weitere Andacht zu verrichten. Dieselbe Pilgerfahrt hatte nun auch ich von Madhuban aus unternommen. Madhuban liegt in einer Höhe von 371 m und der Aufstieg erfolgt gerade von den Tempeln hinauf, auf einem anfangs ziemlich breiten Pfade; zuerst geht es über einen dem eigentlichen Berge vorgelagerten Rücken, der ziemlich dicht bewaldet ist; und zwar sind besonders Terebinthaceen und Leguminosen vertreten, und unter den letzteren besonders die Gattungen Dalbergia und Bauhinia; ferner große Schlinggewächse, wie Pueraria tuberosa DC., Milettia auriculata Bak. und Bauhinia Vahlii W. u. A. Als Unterwuchs kamen vor die Farrenkräuter Adiantum lunulatum Burm., Lygodium scandens Bedd. (= L. microphyllum R. Br.), Cheilanthes farinosa Kaulf.; sowie verschiedene kleinere Leguminosensträucher; dann Strobilanthes auriculatus Nees. (Acanthaceae) Daedalacanthus purpurascens T. And. (Acanthaceae), Barleria cristata Linn. (Acanthaceae) und viele andere; auch traten schon einzelne Bambu-Gruppen (Bambusa arundinacea) häufig genug auf. Ein Blick zurück auf die schneeweißen Kuppelthürme in dem dunklen Grün bei Madhuban war von besonderem Reize.

Bald überschritten wir den genannten Bergrücken, der etwa 244 m über Madhuban liegt und gelangten von hier abermals in eine Einsattelung herab, wo ein Bächlein (Síta nadí) gegen Südosten, durch eine ziemlich üppige Vegetation floß. Einzelne Theile des Dschangels waren hier abgetrieben, und an ihrer Statt eine kleine Theeplantage angelegt. Auch erscheinen dort wilde Bananen (Musa), und sehr häufig waren Bambu-Gebüsche; zugleich aber gab es, zumeist in Verbindung mit den Bambustämmen, gewisse konische Erhöhungen, welche das Werk der zwar unermüdet arbeitenden, aber zugleich auch sehr schädlichen sogenannten weißen Ameisen (Termiten) sind. Schon Joseph D. Hooker, der im Jahre 1848 den Berg bestieg, wies darauf hin, daß es den Anschein hätte, als wenn die konischen Hügel die Ueberreste von Bambustämmen oder anderen Baumstämmen, die die Termiten vernichtet haben, zur Unterlage hätten. Diese Insekten bringen nämlich von unten einzelne Körner Sand und Erde hinauf, kleben sie mittelst eines eigenen klebrigen Saftes zusammen und bedecken damit die Oberfläche des Stammes; dieser geht dabei bald zu Grunde und der Ueberrest bleibt zurück; ich kann diese Annahme nur bestätigen.

Aus der Einsattelung ging es wieder aufwärts auf den Hauptstock des Párasnáth. Der Weg führt vorerst durch eine dichte Waldung von Shorea robusta Roxb. (Sál) und anderen Bäumen, auf welchen die schlingende Bauhinia ihre Stütze findet. Etwa in 914,6 m Höhe hörten wir ein Rauschen — wir näherten uns einem Bergbache, der von Nordwest herabkam und in einem steinigen, in dichten Schatten gehüllten Bette herunterrollte; es war derselbe Bach, den wir schon unten bei der Theeplantage kennen gelernt hatten; Farrenarten waren ziemlich häufig, außerdem beim weiteren Vordringen Clematis, Thalictrum, Gräser, verschiedene Verbenaceen, Compositen 2c. Die Termitenhaufen hörten hier auf. Bald überschritten wir den Bach auf einer Holzbrücke, in deren Nähe zwei einfache Hütten als Ruhestätten für die Pilger standen.

Bei 1067 m werden die Bäume zwergartig und vereinzelt; Gräser walten vor, und nur einzelne Plätze zeigen eine reichere Vegetation. Abermals war das Rauschen von Wasser zu hören — es kam von einem anderen Bächlein, Gundrup nadí, das an der Nordseite, nahe am Kamme, als Quelle aus dem Felsen hervorquillt und dann über den nördlichen Abhang in die Tiefe stürzt, um weiter unten, unterhalb der Theeplantage, mit der Síta nadí sich zu vereinigen. Je mehr wir uns dem Gipfel nähern, desto mehr fühlen wir die Annehmlichkeit und belebende Leichtigkeit der Luft

jetzt ein gefärbtes Kleid tragen, sich beim Essen desselben so viel als möglich entledigen, und ihren Statuen keinen Schmuck anlegen.

Der Haupttempel der Dschains auf dem Berge Párasnáth.

im Vergleich zu der schwerfeuchten Atmosphäre in der Ebene, die wir verlassen haben. Die Flora von 1220 m aufwärts enthält einige Species der subtropischen Vegetation der Gebirgszüge von Indien, als da sind: Clematis gouriana Roxb., Cl. nutans Royle, Berberis asiatica Roxb., Geranium nepalense Sweet, Pygeum lucidum Th. And., Rubia cordifolia Linn., Buchnera hispida Ham., Habenaria plantaginea Linn., H. commelinifolia Wall. etc.

Endlich gegen Abend erreichten wir unser Ziel — das Einkehrhaus (Bangalo) für Reisende, das etwa 122 m unter der höchsten (westlichen) Spitze des Berges gelegen ist. Es ist ein ziemlich geräumiges Gebäude, an einem künstlich, terrassenartig geebneten Platze gelegen, enthält acht Wohnzimmer, und vier Badezimmer. Die nöthige Zimmereinrichtung war zwar vorhanden, aber das Bettzeug hatten wir mitzubringen gehabt. Unsere Lager wurden zurechtgemacht, ein Nachtmahl wurde bereitet, und bald darauf begaben wir uns zur Ruhe.

Am nächsten Morgen, als es kaum tagte, verließ ich das Lager, um mich in den Naturschönheiten zu ergehen. Die Aussicht war überraschend schön. Noch bevor die Sonne über den Horizont emportauchte, zogen über die Ebene blaue Dünste dahin, aus denen die einzelnen zerstreuten Hügel wie Inseln aus einem weiten Meere emporragten; bald aber erhob sich, aus diesem scheinbaren Ozean, die strahlende Sonnenscheibe, welche die Dünste verscheuchte, und worauf die Aussicht sich weithin eröffnete.

Der heilige Fußeindruck (Tscharan) des Párswanátha.

Gegen Norden sahen wir das Flußbett des Barákar, den wir am Wege überschritten; wir sahen Giridi, woher wir kamen; noch weiter gegen Norden erschienen die Monghyr-Berge und jene von Behár, und weit hinter dem Ganga-Flußbett war, am bläulichen Horizonte, ein Gebirgszug sichtbar, der wohl das Himálaja-Gebirge sein mußte. Gegen Nordost erblickte man das Rádschmahál-Gebirge; gegen Osten schweifte der Blick in die weite Delta-Ebene der Ganga-Brahmaputra-Flüsse. An der Südseite des Berges, zieht sich hart am Fuße die breite Straße, bekannt als „Grand Trunk Road", gegen Nordwest dahin; noch weiter gegen Süden war der Damuda-Fluß sichtbar, der den Barákar-Fluß aufnimmt und der südlich von Kalkutta in den Huglí mündet. Im Damuda-Thale finden sich mehrere Kohlenlager vor, weswegen in der indischen Geologie ein großer Theil der sie zusammensetzenden Schichten mit dem Namen Damuda-schichten bezeichnet wird; ein Theil davon wird aber noch als Barákarschichten unterschieden. Jenseits des Damuda-Flusses verliert sich der Blick im Plateau von Tschutia-Nágpur, und gegen Westen im Plateau von Hazáribágh.

Natürlich ist die Aussicht auf dieses so weit entfaltete Bild auch nach den verschiedenen Tageszeiten verschieden, ebenso danach, ob der Himmel klar oder mit Wolken umzogen, ob die Luft rein oder mit Dünsten erfüllt ist. Bezaubernd pflegte der Anblick zu sein, wenn die Sonne unterging, und wenn am Horizont Wölkchen schwebten, die dann in den buntesten Farben erschienen, während das Firmament in Nüancen von Gelb, Grün und Grünblau erglänzte. Dann fing es an, in der Ebene unter uns düster zu werden, und die einzelnen Hügel erschienen dunkelblau. Noch

einen Augenblick — und die Sonne verschwand unter dem Horizont, und die ganze Gegend lag vor uns wie eine dunkle Fläche — nur von der Oberfläche der unzählbaren Teiche, sowie von den erwähnten Flüssen reflektirte sich ein schwacher Schimmer der letzten Dämmerung, infolgedessen alle wie Spiegelchen und Silberfäden am dunkeln Hintergrunde erschienen. Aber auch dieses Bild verschwand bald, und es waren dann nur zahlreiche Feuer zu sehen, welche die Dorfbewohner oder Wächter in den Feldern, oder aber auch Reisende angemacht hatten. Ein eigenthümlicher, geheimnißvoller Anblick!

Beim klaren Himmel erschien nach Sonnenuntergang sehr deutlich das Zodiakallicht, das ich in Indien überhaupt recht häufig beobachten konnte. Eines Tages aber habe ich es am Berge Párasnáth auch zeitig früh vor Sonnenaufgang beobachtet; in beiden Fällen war die Form der Leuchtfläche kegelförmig, unten breiter.

Die Temperatur war während meines Aufenthaltes auf dem Párasnáth (Ende September bis Anfang Oktober) sehr angenehm; die Beobachtungen, welche dreimal täglich gemacht wurden, zeigten, daß die Temperatur in dieser Jahreszeit oben um + 15° F. ($8^1/_3$° C.) niedriger war, als in der Ebene, was jedenfalls schon ein großer Vortheil ist. Die Durchschnittstemperatur pflegte zu sein: Früh (6 Uhr) = + 67° F. (= 19,4° C.); mittags (1 Uhr) = + 72° F. (= 22,2° C.); abends (6 Uhr) = + 66° F. (= 17,8° C.). Dazu ist zu bemerken, daß fast den ganzen Tag über ein schöner, frischer Wind blies und die Abkühlung noch vermehrte. Von anderen Besuchern früher angestellte Beobachtungen stimmen mit diesen sehr nahe überein. Aber der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit war der Berg selbst. Der Párasnáth ist eigentlich ein isolirter Bergrücken, auf welchem einzelne Gipfel sich höher erheben; die Richtung ist West-Nord-West gegen Ost-Süd-Ost. Der Berg besteht zum größeren Theil aus Gneiß und aus Amphibolit, der in diesem eingelagert ist; hie und da ragt dieser in zackigen Formen hervor, und auch sonst erscheint er in Blöcken an den Abhängen zerstreut.

Die Höhe des Rückens beträgt 1289,6 m, der westliche Gipfel ist der höchste und mißt 1368 m; unter diesem steht, wie schon erwähnt, das Einkehrhaus. Die durchschnittliche Höhe einiger anderer Gipfel beträgt 1311 m.

Der westliche höchste Gipfel des Párasnáth gilt zugleich als die heiligste Stelle, denn dort erreichte Párswanátha sein Nirwána, und dort drückte er auch in den festen Felsen seine Fußstapfen ein, die jetzt den Hauptgegenstand der Verehrung bilden. Auf allen Gipfeln, sowie auch auf dem Rücken dazwischen, befinden sich kleine Tempel, Math oder Gúmtí genannt, 20 an der Zahl, die sich (bis auf einen) der äußeren Form nach unter einander sehr ähnlich sehen, und nur in ihren Dimensionen verschieden sind. Sie sind aus weißem Marmor gefertigt. Der Tempel auf dem höchsten Gipfel lag zur Zeit meines Besuches in Trümmern, er wurde nämlich vom Blitze zerschmettert, und nur die untere Steinplatte mit den Fußabdrücken war erhalten. Die übrigen Schreine waren in gutem Zustande, und bemerkte ich, daß nahe bei ihnen Blitzableiter angebracht waren — wenigstens bei den höchstgelegenen. Der Marmor, aus dem sie gefertigt sind, stammt, wie mir gesagt wurde, aus Rádschputána (aus der Umgegend von Dscháipur). Sie stehen auf einer runden oder viereckigen gemauerten Terrasse (Tschabútrà), zu der einige Stufen hinaufführen. Die Tempelchen (Math) sind viereckig, vorn offen, rückwärts befindet sich eine massive Marmorplatte und zu beiden Seiten gegitterte Marmorfenster, die Innen- und Außenseiten der Marmorplatten verschiedenfach verziert. Der Obertheil der Oeffnung (gewissermaßen der Eingang) bildet einen Spitzbogen, der selbst wieder aus einer Anzahl kleinerer Rundbögen zusammengesetzt ist. In den Ecken, sowohl der Eingangsplatte als auch der Gitterfensterplatten, sieht man verschiedene Ornamente und zwar waltet die Lotosblume vor. Ueber den Seitenplatten befindet sich ein vorragendes Dächlein, darüber ein Gesimse mit flachen Ornamenten, und darüber eine runde Kuppel, mit gewölbten Rippen verziert. Am Grunde der Kuppel, wo die Rippen entspringen, findet sich ein Blattornament vor. Die kleinere Art dieser Tempel ist gegen $1^1/_2$ m (sammt der Kuppel) hoch, und die Wände haben eine Breite von 55 cm, die größeren haben eine Höhe von etwas über 2 m und eine Breite von 95 cm.

Im Inneren dieser Schreine befindet sich eine erhöhte Platte, auf welcher sich die Fußabdrücke (Tscharan) des Párswanáth sowie der übrigen Tirthankarás geschnitzt finden, die ihr Nirwána dort erreichten; jeder dieser Fußabdrücke hat in der Mitte eine Lotosblume (S. Abbildung 2). Ein eigens hierzu bestellter Mann hat die Verpflichtung, jeden Tag diese Maths zu begehen, zu säubern und in der Mitte mit dem geheiligten Schlamme zu bestreichen. Einer von den Tempeln, der gerade am Bergrücken zwischen der westlichen und östlichen höchsten Spitze steht, ist größer und besteht ganz aus Mauerwerk. Er war aber zur Zeit meines Besuches ziemlich vernachlässigt; er ist der achte von Westen und enthält den Tscharan des 17. Heiligen Kuntanátha.

Die Pilger, die da heraufkommen, müssen auch jeden einzelnen dieser Tempel besuchen und dort kleine Opfergaben darbringen, als Wasser, Sandelholz, Reis, einen wohlriechenden Stoff — Dhúp (gewöhnlich Olibanum) —, gewisse Blüthen und Früchte; auch stellen sie manchmal ein kleines Lämpchen hin. Sollte der Pilger mit der Begehung aller dieser Schreine nicht in einem Tage fertig sein, so muß er gegen Abend wieder nach Madhuban zurückkehren, da er oben nicht übernachten kann, und auch seine Nahrung nicht daselbst bereiten darf; am nächsten Tag wird dann die Pilgerreise fortgesetzt.

An jeder der erwähnten Platten mit den Fußabdrücken steht der Name des Gründers und das Datum (zumeist 1768 n. Chr.).

Einen Kilometer unter dem Bergrücken, an der Südseite, steht in einer Thaleinbuchtung unter dem östlichen Gipfel der größte Tempel am Berge, von allen Seiten von Dschangel umgeben, das aus Bananen, Banijanbäumen (Ficus bengalensis), verschiedenen hohen Gräsern, einer Palmenart (Phoenix) u. a. besteht. Er ist nach Art jener in Madhuban gebaut, nur ist er im Unterbau niedriger. Es ist ein viereckiges Gebäude, mit einem, an allen vier Seiten vorragenden Dache, darüber ein Gesimse; und über dem Ganzen erheben sich fünf Kuppeln, — eine in der Mitte, viereckig und gerippt, und in den Ecken je eine runde, auch gerippt (S. Abbildung 1).

In jeder Ecke des Gebäudes finden sich Säulen in Form von Palmstämmen (Phönix). In jeder der vier Mauern findet sich ein Eingang, ebenfalls zwischen Säulen, und eine kleine Vorhalle; zwischen diesen Vorhallen in der Mitte liegt das Sanctum; der Eingang hierzu ist jedoch nur von der Ostseite her, wo auch vor dem Tempel ein gepflasterter Platz sich befindet. Dieses Sanctum entspricht der großen Mittelkuppel, während unter den Eckkuppeln kleinere Räume sich befinden, zur Aufbewahrung verschiedenartiger Gegenstände. Das Gebäude besteht aus Sandstein und Amphibolit. Was nun das Innere anbelangt, so war es sehr einfach; der Boden war mit Marmorplatten gepflastert; gegenüber dem Eingang befanden sich auf einem altarartigen Vorsprung aus Marmor fünf Statuen verschiedener Tirthankarás; in der Mitte stand eine schwarze Figur des Párswanáth, etwa 91 cm hoch; die übrigen sind aus weißem Marmor. Vorhandene Inschriften bezeugen das Jahr

1765 n. Chr. als das Gründungsjahr. Der Innenraum ist etwa 6 m im Quadrat und 9 m hoch. Die Wände zeigen keine Ornamente. Der Zutritt war uns nicht gestattet; wir konnten nur von Außen hineinblicken. Es befand sich dort ein Tempelwärter und ein bewaffneter Wächter (Digwár). Auch zu diesem Tempel begeben sich die Pilger und bringen dort Opfergaben dar. Die Lage ist ungemein ergreifend, — ganz von aller Welt abgesondert, ein wahrer Zufluchtsort für einen Einsiedler, der, sich selbst überlassen, religiösen Betrachtungen obliegen will, — und so mag es gar nicht unmöglich sein, daß Párswanátha dort seine Tage zubrachte.

Das Thierleben auf dem Berge ist nicht besonders reich; es wird aber angegeben, daß hie und da ein Leopard und Bär hinaufkommt. Tiger sind nicht bekannt; dagegen kommen Hirsche (Sambhar = Rusa aristotelis Cuv. sp.), Rehe (Axis maculatus Gray, Cervulus aureus Ham.), Hasen (Lepus ruficaudatus Geoffr.), wilde Katzen (Felis chaus Guldenst.), Schakale (Canis aureus Lin.) vor, auch sahen wir zahlreiche Affen (Hanuman = Presbytes entellus Dufresn. sp.) oben. Von Vögeln bemerkten wir grüne Papageien, wilde Hühner (Gallus ferrugineus Gmel.), Habichte, Geier; gegen Abend stellten sich Schwalben (Hirundo daurica Lin.) ein, auch Rebhühner (Ortygornis gularis) fehlten nicht. Sonst bemerkten wir Eidechsen und allerhand Schlangen, aber die Kobra (Naja tripudians) scheint nicht vorhanden zu sein.

Auch die Flora auf den felsigen Gipfeln ist nicht mannigfaltig[1]); Grasplätze sind häufig; außerdem sind zu nennen: Thalictrum glyphocarpum W. und A.; Berberis asiatica Roxb., Polygala glaucescens Wall.; Drosera indica L.; Kydia calycina Roxb. (bis 4000 Fuß = 1219,5 m); Eriolaena Hookeriana W. und A.; Grewia pilosa Lam.; Gr. vestita Wall.; Mallea Rothi Adr. Juss.; Chickrassia tabularis Adr. Juss. (vom Fuß bis zum Gipfel); Geranium nepalense Sweet; Indigofera pulchella Roxb.; Smithia ciliata Royle; Desmodium polycarpum DC. (vom Fuß bis zum Gipfel); Pygeum lucidum T. Anders; Osbeckia angustifolia Don; O. muralis Naud; Eugenia Jambolana Lam. (vom Fuß bis zum Gipfel); Bryonia umbellata Koen; Kalanchoe floribunda W. und A., Aralia digitata Roxb.; Loranthus buddleoides W. und A. (vom Fuß bis zum Gipfel); Hamiltonia suaveolens Roxb.; Bigelowia lasiocarpa W. und A.; Adenostemma latifolium DC.; Micropyxis pumila Duby.; Olea Roxburghi R. und S.; Cynoctonum callialata Dcne; Exacum petiolare Grieseb.; Rhynchoglossum obliquum DC.; Pharbitis Nil Chois; Cynoglossum micranthum Desf. (von 2000 Fuß bis zum Gipfel); Torenia cordifolia Roxb.; Daedalacanthus purpurascens T. Anders; Animoseles ovata R. Br.; Polygonum chinense L. (vom Fuße bis zum Gipfel); Achyranthes bidentata (ebenso); Phoenix (acaulis Roxb.). Außerdem sind, namentlich an den feuchteren Stellen, Farne recht häufig; ebenso eine Art Begonia; auch fand ich auf der Nordseite einige Bäume von Aegle marmelos Corr. und auf der Südseite unterhalb des Tempels Mangifera indica Linn. Auf der Südseite ist die Flora und Bewaldung überhaupt üppiger, weil dieselbe ja feuchter ist.

Der Berg Párasnáth dient, abgesehen von seiner religiösen Bestimmung, wie schon erwähnt, auch hie und da als Erholungsort und fungirte durch eine gewisse Zeit hindurch als Regierungssanitarium für Truppen. Der erste Antrag in dieser Beziehung scheint im Jahre 1858 gemacht worden zu sein, wobei besonders auf die niedrige Temperatur, auf die Frische und Reinheit der Luft, auf die Nähe bei der Hauptstadt des Reiches und auf das hinreichende Vorhandensein von Baumaterial (Gneiß und Amphibolit) am Berge hingewiesen wurde. Nach allerhand Diskussionen entschied sich die Regierung am 3. November 1859 dahin, den Berg als Sanitarium zu benutzen. Zuerst war es dabei nothwendig, festzustellen, wessen Eigenthum der Berg sei, und unter welchen Umständen Baustellen erworben werden könnten. Es zeigte sich nun, daß der Berg zur Hälfte dem damals unmündigen Rádscha von Pálgandsch, unter Vormundschaft seiner Mutter, gehöre; während in die andere Hälfte sich fast zu gleichen Antheilen die Zamíndárs von Dschhariá, von Nawágarh und Katrás in Mánbhúm theilten. Die drei letzteren einigten sich alsbald darüber, ihren Antheil an die Regierung abzutreten, unter der Bedingung, daß die Tempel am Párasnáth, sowie die Pilger dahin, unbelästigt blieben, daß die Wälder und die Bambu-Gebüsche zur Verfügung der Zamíndárs bleiben sollten, und daß, wenn etwas hiervon zu Bauzwecken genommen würde, es bezahlt werden sollte. Die Ráni von Pálgandsch, im Namen ihres unmündigen Sohnes, weigerte sich zuerst, ihre Einwilligung zu geben; doch wie aus einem Briefe von Seite des Bezirksbeamten (Deputy Magistrate and Deputy Collector) Baboo Kalidas Palit an den Stellvertreter des Sekretärs der bengalischen Regierung (unterm Datum des 12. Dezember 1859) hervorgeht, war es besonders einer der Hauptbeamten in der Umgebung der Ráni, welcher dagegen intriguirte. In dem Briefe heißt es[1]): „2. Of the two persons Lala Sahebram and Joylal Sing on the part of the Palgunge Ranee, Joylal Sing stated that the Ranee is willing to follow the example of her co-shareholders, but Saheb Mooktear on religions grounds opposed his colleague and made a reference to her." — Endlich aber willigte die Ráni dennoch ein, in einem Briefe (Arzi) datirt mit dem 5. Januar 1860[2]) — „von der Ráni Puran Kúnwarí, Mutter und Vormund des Rádscha Pares Nath, des unmündigen Zamíndár der Gadí (Herrschaft) Pálgandsch, Gemeinde Kharrakdiha, Distrikt Hazáribágh, an den Deputy-Magistrate von Burhie". — Der Brief in englischer Uebersetzung lautet: „In reply to your Perwannah inquiring as to whether I do or do not consent to make a grant of land on the Parisnath Hill, I beg to state that Rajah Parusnath Sing, my son, is a minor, and the Governement has appointed me to be the guardian of his property and estate. I have consequently no power beyond that of a guardian and J am bound to carry out the orders of the Governement. If the Governement wish for land on the Parisnath Hill for building purposes they are welcome to it. As howewer there are several shrines of the god Parisnath on the Hill which are visited by the Jugget Sait and other pilgrims from the West, I would venture to request that the Governement make such arrangements as will prevent all interference with their religious sentiments and ceremonies, secure free access to the worshippers and preserve inviolate the sanctity of the shrine. If such arrangements can be made, J am perfectly satisfied."

[1]) Eine Skizze der Flora von Behar und des Párasnáth-Berges hat Thomas Anderson in „Journal of the Asiatic Society of Bengal", 1863, No. III gegeben; dieser ist die folgende Aufzählung entnommen. Außerdem wäre zu vergleichen, Dr. J. D. Hookers: Himálayan Journals, Vol. I.; Sir J. Hookers Flora of British India etc.

[1]) Select. from the Rec. of the Govmt. of India, Nr. XXXVIII, p. 67.

[2]) Ibid., p. 71, 72.

In einem anderen Briefe (Arzi), von demselben Datum, macht die Rání ganz deutlich die Erwähnung davon, daß vor mehr als 25 Generationen der Gott Párasnáth den Mundeo[1]) Singh, den Vorfahren ihres Sohnes, bestellt habe, Rádscha und Eigenthümer des Párasnáth-Berges und der Gadí Pálgandsch zu sein. Ich habe aber schon erklärt, wie weit diese Legende historisch begründet — oder vielmehr nicht begründet — ist.

Nach allerhand anderen Vorbereitungen wurde endlich 1862 mit dem Bau der betreffenden Gebäude begonnen, und Párasnáth wurde vom Militärdepartement als Sanitarium, für Reconvalescenten von Barrackpur, Barhampur, Dum-Dum und Dinápur übernommen. Vier Jahre hindurch wurden dann Kranke hinaufgeschickt, und obzwar es ihnen dort anscheinend wohl bekam, stellte es sich heraus, daß die Wasserversorgung nicht hinreichend genug war, daß der Raum nicht groß genug war zur genügenden Bewegung für die Mannschaft, und daß der Ort zu einsam und still war und infolgedessen auf die europäischen Soldaten einen deprimirenden Einfluß ausübte. Es wurde daher der Berg als ein militärisches Sanitarium wieder aufgelassen, und er wird jetzt nur von Zeit zu Zeit von Ausflüglern oder Beamten aus der Umgegend auf kürzere Zeit besucht. Das Rasthaus (Bangalo) für die Reisenden ist das Haus des Direktors der genannten Anlage; die übrigen Gebäude sind mehr oder weniger verfallen.

[1]) Mitunter wird er Nawadeo Sing genannt.

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von Chr. Nusser.

(Fortsetzung.)

Keine andere Abgabe als Diezmos und Primicias (Zehnten und Erstlinge) lastete bisher auf den Haciendas. Der Grundbesitzer war frei von allen Steuern dem Staat gegenüber. Nie konnte sich das Volk mit dem direkten Steuersystem befreunden. Das wird nun anders werden, wie wir weiter unten darzulegen haben. Die Diezmos und Primicias haben zu verschwinden und an deren Stelle wird eine Grundsteuer, oder richtiger gesagt eine Einkommens- und Erwerbssteuer von den Immobiliarwerthen treten, sobald die angefangene Katasteraufnahme beendet ist. Wie gesagt, die Dienstleistungen, zu welchen die Colonos verpflichtet sind, beruhen auf dem Herkommen und sind sich nicht auf allen Haciendas gleich; doch ist die Einrichtung allen gemeinsam, daß, da die Eigenthümer beinahe nur zur Bestell- und Erntezeit sich auf ihren Gütern aufhalten, jede Woche ein Indianer in die Stadt kommt, um während acht Tagen als Thürhüter — Pongo — die niedrigen Arbeiten zu verrichten, welche im Hauswesen seines Patrons zu besorgen sind. Am Samstag löst ihn ein anderer ab, und so geht es fort, bis wieder die Reihe an ihn kommt. Von vielen Haciendas werden Indianer auch als Pongos an die Städter vermiethet, welche keine Haciendas besitzen, und steckt der Eigenthümer den vom Indianer erworbenen Lohn natürlich in die Tasche. Das Verkaufsausgebot einer Hacienda wird als Beispiel am deutlichsten erläutern, was neben der eigentlichen Feldbestellung der Hacienda oft noch für Lasten (1887) auf dem Indianer ruhen: „Die Insel Suriqui (im Titicacasee) wird hiermit zum Verkauf ausgeboten; sie giebt vier Pongos, die, wenn man sie nicht verwenden will, jeder drei Thaler wöchentlich zahlen. Die ganze Indianerschaft (Indiada) hat die Verpflichtung, alljährlich in zwei Ablösungen nach den Thälern von Caracato oder Yungas zu gehen und dort zu arbeiten, 20 Peones (Arbeiter) wöchentlich, wobei man sich die Monate aussuchen kann, die man will, und ohne daß man ihnen (den Indianern) einen Pfennig zu bezahlen hätte. Die Zahl der Peones beträgt 80 Personas, und 80, denen keine Grundstücke zugetheilt sind, die aber auf der Hacienda Dienstleistungen verrichten u. s. w." — Im Lande selbst sind die Ansichten über das Loos des Hacienda-Indianers getheilt, je nach dem Standpunkt des Beurtheilenden. Viel wahres enthalten jedenfalls nachstehende Worte, die von Entrüstung über dessen Behandlung erfüllt sind: „Alles für den Eigenthümer, nichts für den Colono. — Der Eigenthümer übt über den Indianer das Recht der absoluten Herrschaft aus. Er vermiethet ihn wie ein Lastthier für häusliche Dienstleistungen unter der Benennung von Pongo und steckt den Lohn in seine Tasche. Hier nun ist es, wo die Entwürdigung des Indianers ihre äußersten Grenzen erreicht: Diener des letzten und geringsten Dieners, erduldet er die Bedrohungen der Köchin, der Beschließerin, des Mayordomo, der Kinder des Patron. Unermüdlich in seinen Verrichtungen ist er von Tagesanbruch an auf die Sauberkeit des Hauses bedacht, kehrt den Schmutz, die Abfälle zusammen und trägt sie auf dem Rücken fort. Der Hund, das Pferd, das Maulthier sind ebenfalls Gebieter, die er bedienen muß. Wenn sonst nichts zu thun ist, hat er beständig Wasser zu holen. Kommt die Nacht, so ist dieser Sklave auf seinen paar Schaffellen unter dem Thorgang ausgestreckt, sei das Wetter wie es wolle, — als Schildwache, um allen, die nach Hause kommen, das Thor zu öffnen. So bringt er die Nacht halb wachend zu, um am folgenden Tage die Aufgaben des vorhergehenden Tages wieder aufzunehmen unter gleicher Behandlung und ohne Murren. Und wieder finden der Groll, die Wuth, die unwirrische Stimmung aller Hausbewohner in ihm ihren Ableiter, entladen sich auf ihn. Das Ponguecaje (die Verpflichtung, Pongodienste zu leisten) ist eine Form der Knechtschaft, welche die fundamentalen Gesetze des Landes nicht kennen, da sie die Freiheit der persönlichen Dienstleistungen garantiren; dessenungeachtet besteht es, ohne daß sich jemand fragt, worauf diese Verpflichtung beruhe, die in einer Republik zwar ein Widersinn ist, die aber wie es scheint als eine unantastbare Einrichtung gilt, weil das Herkommen, der Brauch, diese Dienste fordern — das Gesetz ist, das sich über alle anderen Gesetze und Verordnungen hinwegsetzt." — Das gleiche kann von anderen Zumuthungen gesagt werden, die, wie aus dem oben angeführten Beispiel hervorgeht, da und dort an die Hacienda-Indianer gestellt werden. Manchmal hat die Frau des Pongo die Verpflichtung, ihm während

seines achttägigen Dienstes bei den ihm aufgebürdeten Obliegenheiten zu helfen. Sie wird dann Mitani genannt, eine Benennung, die ebenfalls auf periodische Dienstleistungen Bezug hat.

Allein nicht nur im Schweiße seines Angesichtes müht sich der Colono für den Gutsherrn ab, auch seine Haut trägt er gelegentlich für ihn zu Markte. Die Haciendas bedecken in der Regel ein großes Areal, besonders auf den Hochebenen, wo Klima und Boden der Agrikultur wenig günstig sind, es also einer viel größeren Fläche bedarf, als in den subtropischen und tropischen Thälern, um eine nennenswerthe oder auch nur eine für den Eigenthümer und die Colonos genügende Produktion zu erzielen. Ueberdies hatten die Spanier ja nicht nöthig, mit dem Areal, das ihnen auf Hunderte von Stunden zu Gebot stand, zu geizen. Da die Grundstücke nie regelmäßig vermessen worden waren, so ist es begreiflich, daß die Grenzen (deslindes) der Haciendas nie versiegende Quellen von Streitigkeiten und Prozessen zwischen den Grenznachbarn sind. Wohl die Hälfte der unzähligen bei den Tribunalen anhängigen Prozesse — das Volk ist ungemein prozeßsüchtig — hat Grenzstreitigkeiten zur Ursache. Darüber kann man sich nicht wundern; sind doch die Grenzmarken sehr unbestimmter, oft vergänglicher Natur, und wurde uns doch selbst eines Tages bei Beschreitung der Grenzen einer Hacienda ein unansehnlicher Busch niedriger Cacteen als Punkt bezeichnet, von dem eine ideale Linie nach einer entfernten Felsenzacke eine Seite der Grenze darstellte!

Sind die Gemüther der Gutsbesitzer durch langjähriges Prozessiren erbittert, glauben sie dem Prozeß durch Herbeiziehung frischer Momente eine andere Wendung geben zu können, treibt sie die Rachsucht, den gehaßten Nachbar möglichst zu schädigen, so sparen sie beim Colono den Branntwein nicht, der ihn zum wilden Thiere macht. — Nächtlicherweile überfallen dann die aufgestachelten Indianer die Hacienda des Gegners, denn von langer Hand her sind die einfältigen Indianer gegen einander bearbeitet worden, und hat man lokale Eifersüchteleien, die dem Europäer schwer verständlich wären, in ihnen rege gemacht. Sie stehlen die Lastthiere, zerstören die Saaten, zünden die Hütten an, stechen Schafe und Lamas der Colonos nieder und bedrohen den Gutsnachbar oder seinen Mayordomo in seinem Hacienda-Gebäude. Mit ihren Schleudern und keulenartigen Prügeln (Macanas) gerathen die streitenden Parteien aneinander, und zerbrochene Glieder, Mord und Todtschlag sind meistens das Ende eines Kampfes, der sich beinahe tagtäglich auf irgend einem Punkte des Landes abspielt — zur Schande der Regierungen, welche über elenden Privat- und kleinlichen Parteiinteressen das wichtigste in der staatlichen Organisation, die Ausübung strenger und unparteiischer Rechtspflege, so gänzlich vernachlässigen. Schickt die Obrigkeit dann, um Tumulte zu besänftigen, welche den Zänkereien zwischen Privatpersonen entspringen, eine kleine Abtheilung Soldaten an die bedrohten Punkte, so bringen diese durch sich selbst womöglich noch ein Element der Demoralisation mehr mit sich, das durch das Beispiel seiner Excesse auf die Indianer nur noch schädlicher wirken kann. Was für Leute sind andererseits aber auch oft Gutsbesitzer? — Mischlinge, die sich kaum selbst über das Niveau der Heloten erheben, die sie regieren. Seit den Unabhängigkeitskriegen sind neue Schichten an die Oberfläche gestiegen, und nicht gerade solche, die zur Verbesserung der tonangebenden Klassen beigetragen hätten.

Würden die Indianer sowohl der Haciendas als der Comunidades mit Gerechtigkeit und der richtigen mit Wohlwollen gepaarten Strenge behandelt, so wären sie stets ein gefügiges Werkzeug, das ruhig den ihm durch das Herkommen angewiesenen Platz zum höchsten Nutzen des öffentlichen Wohles ausfüllen würde. Durch die Zuchtlosigkeit der über ihnen stehenden Klassen verwildern aber auch sie, und die Straflosigkeit vieler Delikte, die der Gesellschaft im allgemeinen entweder durch Bestechung oder Parteilichkeit oder aber durch Nachlässigkeit der richterlichen Gewalten gesichert ist, fordert auch den Indianer heraus, sich um Ordnung und Gesetz nicht zu kümmern.

Als Beispiel sei eine Petition angeführt, durch welche die angesehensten Einwohner eines kleinen ländlichen Bezirks mit dem Pfarrer an der Spitze den Justizminister um Abhülfe baten gegen den empörenden Zustand, daß notorisch als Mörder bekannte Indianer sich frei und ungehindert bewegten und selbst die Angehörigen ihrer Opfer noch verspotteten. Die in ganz kurzem Zeitraume erfolgten Todtschläge sind in ihren Einzelheiten aufgeführt mit dem Namen der Schuldigen und der Opfer und ergaben nach den Todesarten systematisch geordnet:

4	Fälle:	Indianer erschlagen Indianer mit der Macana;
1	„	ein Indianer erschlägt zwei Indianerinnen mit der Macana;
1	„	ein Indianer erschlägt seine Frau mit der Macana;
3	„	Indianer schlagen Indianer mit Steinen todt;
1	„	ein Indianer schlägt eine Indianerin mit Steinen todt;
1	„	ein Indianer ersticht seine Frau;
1	„	ein Indianer ersticht einen Indianer;
1	„	ein Indianer und sein Sohn ersäufen einen Säugling;
1	„	ein Indianer tödtet einen Indianer durch Erstickung;
1	„	ein Indianer schlägt einen Indianer mit dem Beil todt;
1	„	eine Indianerin schlägt ihren Mann mit dem Beil todt;
1	„	ein Indianer tödtet eine Indianerin: introduciendole un palo por la vajina y destrozandole la organizacion interior! Diese letztere Unthat erfüllt mit Grauen, sowohl wegen ihrer Scheußlichkeit, als wegen der dämonischen Unempfindlichkeit des Verbrechers.

Und diese Petition gehört nicht etwa längst vergangenen Zeiten an!

Die Erscheinung zunehmender Verwahrlosung finden wir sowohl beim Hacienda-Indianer als auch beim Comunario, welch letzteren wir jetzt ins Auge zu fassen haben.

Die seßhaften bolivianischen Indianer sind weder den Rothhäuten der argentinischen Republik noch den Araukaniern zu vergleichen, welche nichts produziren, sondern im Gegentheil eine beständige Drohung für die civilisirte Bevölkerung sind. Sie sind die eigentlichen Träger des nationalen Wohlstandes, denn ohne sie würde die Agrikultur brach liegen. Nur der Indianer bei seiner Bedürfnißlosigkeit, bei der ihm eingepflanzten Unterthänigkeit und bei seiner Abhärtung gegen ein elendes Dasein paßt zu der meist die rauhe Seite herauskehrenden Natur, die ihn umgiebt — durch eine Einwanderung wäre er nicht zu ersetzen; er ist daher aufs engste mit den ökonomischen, finanziellen Fragen des Landes verwoben.

Wie oben dargelegt, verbleibt während der Kolonialregierung der Grund und Boden, der nicht in Privatbesitz übergeht, unter der unmittelbaren Herrschaft der Krone. Die auf dem staatlichen Grundbesitz angesiedelten Kron-Indianer (Comunarios) werden als unmündig betrachtet, stehen unter dem Schutze des „Protektor de los Indios“ und in Gemeinden (Comunidades) konstituirt mit dem Charakter von Erbzinspächtern (Enfiteutas).

Sehen wir zunächst, welches die Grundsätze sind, nach welchen während der langen Kolonialperiode und bis in die siebenziger Jahre dieses Jahrhunderts die Existenz des

Communario und sein Verhältniß zur Verwaltung und zum Staate geregelt waren.

In den Communidades vererbt sich der Grundbesitz von Alters her in den verschiedenen Familien, welche die Gemeinde bilden. Von den in den meisten Gemeinden bestehenden Allmenden besorgt der von der Regierung eingesetzte Correjidor die jährliche gleichmäßige Vertheilung unter den Gemeindegliedern, welche den Rang einer Persona besitzen. Communario ist die Gesammtbezeichnung für die in den Communidades wohnenden Indianer, die sich in drei Klassen theilen lassen: in Orijinarios (Ursprüngliche), Agregados (Beigesellte) und Forasteros (Fremde). In der Anwendung des ursprünglichen Ausdruckes „Yanacona" für Indianer ohne Grundstücke herrscht keine Uebereinstimmung; bald bezeichnet man Agregados bald Forasteros als Yanaconas; wir sehen von dieser Bezeichnung daher lieber ab.

Wie schon der Name besagt, ist der Orijinario vollwichtiger Bürger — wenn man sich so ausdrücken will — der Gemeinde; seit seinen Voreltern sind seine Grundstücke auf ihn übergegangen. Nur auf den erstgeborenen Sohn vererben sich die Prärogativen und der Genuß des Grundbesitzes des Orijinario, indem hier die Einrichtung des Majorats streng befolgt wird. Für die Waisen ist das gleiche Majoratsgesetz gültig — und bloß in dem Fall, daß der Erstgeborene nicht alle Prärogativen seines Ranges erfüllen würde (die darin bestehen, Alferez [1]), Major de bailes [2]), Alcalde de Campaña [3]), Ilacata und Steuereinzieher zu sein, Ehrenposten, die die Orijinarios der Reihe nach zu übernehmen haben) — nur in diesem Fall also tritt der Bruder oder nächste Verwandte (der alle diese Aemter ausgeübt hat) im Rang an seine Stelle und wird, was die Indianer unter sich selbst „Persona" nennen; derjenige, der sich von allen diesen Verrichtungen fern gehalten hat, wird verächtlich Llocallo (Bürschlein) genannt.

Starb eine Familie aus, waren also keine Erben vorhanden, so trat irgend ein Glied der Gemeinde, das noch keinen Grundbesitz hatte, die frei gewordene Sayaña — den aus verschiedenen Parzellen bestehende Grundbesitz des Orijinario — an, um die auf der Tributliste entstandene Lücke auszufüllen [1]).

Die Orijinarios sind demnach das aristokratische Element der Comunidad.

Die Agregados sind mehr oder weniger Colonos des Orijinario, ihr Verhältniß zum Orijinario ist indeß viel lockerer, als dasjenige des Colono der Hacienda zum Gutsbesitzer (Patron). Sie haben in der Comunidad auch Grundbesitz, aber von viel geringerer Ausdehnung als die Orijinarios, und sind von der jährlichen Vertheilung der Allmendländereien ausgeschlossen. Der Grundbesitz des Agregado rührt von den Landabtretungen her, welche ihm der Orijinario für geleistete Dienste machte. Dadurch war dann in das Majoratsprinzip allerdings schon eine Bresche geschossen. Dem Staate gegenüber haben die Agregados die gleichen Pflichten wie die Orijinarios, nur mit dem Unterschiede, daß sie einen geringeren Tribut bezahlen.

Die Forasteros als dritte in der Communidad lebende Klasse von Indianern besitzen keine Ländereien, sie fristen ihr Leben als Tagelöhner, zahlen aber auch Tribut.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Der Alferez hat die Kosten des jährlichen Kirchenfestes der Gemeinde, bei dem er dann allerdings die Hauptrolle spielt, zu bestreiten.

[2]) Dem Major de bailes kommt die Anordnung und Aufsicht über die bei den Festlichkeiten stattfindenden Tänze zu.

[3]) Dorfrichter mit jedenfalls sehr beschränkten Befugnissen.

[1]) Unter den Incas wurden die Ländereien, die dem Volke zu seinem Unterhalte zugewiesen waren, alljährlich neu vertheilt, je nach dem Range, der Zahl und den Bedürfnissen jeder Familie. Die dergestalt mit Ländereien bedachten Indianer sind ohne Zweifel die Vorfahren der heutigen Orijinarios. Neben diesen, sagen wir, „Freien" gab es in großer Zahl die Yanaconas, Unfreie, deren Zustand von dem der Knechtschaft nicht weit entfernt war. Sie waren zum Lasttragen und allen schweren Arbeiten verpflichtet.

Kürzere Mittheilungen.

Die Verhandlungen des Wiener Anthropologen-Kongresses.

Am 6. bis 10. August hat in Wien der diesjährige deutsche Anthropologen-Kongreß getagt und ein reiches Programm zur Erledigung gebracht. Professor J. Ranke hob zuerst in seinem Jahresberichte die Fortschritte hervor, welche die Anthropologie an den deutschen Universitäten gemacht hat, indem ihr besondere Lehrstühle errichtet worden sind. Im übrigen betonte er, daß jetzt namentlich die Entwickelung einer vaterländischen Ethnographie anzustreben sei, die ebenso viel Werth habe wie die Ethnographie fremder Rassen. Professor R. Virchow verbreitete sich dann in längerer Rede über die Fortschritte der Anthropologie in den letzten 20 Jahren, dabei namentlich die Begriffe „Nationalität" und „Rasse" diskutirend und darauf hinweisend, wie die Nationalitäten sämmtlich in sich in einem hohen Grade heterogen seien, und wie es bislang unmöglich gewesen sei, die Descendenz der einzelnen Rassen von einander, geschweige denn ihre Descendenz von einem affenähnlichen Proanthropos nachzuweisen. Als erreichbares Ziel der kommenden 20 Jahre könne man aber bezeichnen, daß die Anthropologie wahrscheinlich im Stande sein werde, den Zusammenhang der europäischen Volksstämme unter einander aufzuklären. Ferner referirte Dr. M. Hoernes über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung in Oesterreich; E. von Troeltsch über den Schutz praehistorischer Alterthümer; Dr. J. N. Woldrich über die palaeolithische Zeit Mitteleuropas und ihre Beziehungen zur neolithischen Zeit; Professor K. J. Maschka über die Gleichzeitigkeit des Mammuths mit dem Diluvial-Menschen Mährens; Dr. Th. Ortvay über die Bohrung und das Bohrloch der praehistorischen Steinwerkzeuge; Professor R. Virchow über Alterthümer aus Transkaukasien; Graf G. Wurmbrand über die Formverwandtschaft der heimischen und fremden Bronzen; S. v. Torma über Schriftzeichen auf thrakodacischen Funden. —

Professor Schaaffhausen führte in seinem Vortrage über die heutige Schädellehre aus, daß bei dem großen Fortschritte, welchen die Schädelmessung aufzuweisen habe, doch auch solche Merkmale nicht vernachlässigt werden dürfen, welche nicht gemessen werden, und zum Theile auch nicht gemessen werden können. Frage man sich, was an einem Schädel der Betrachtung unterzogen werden könne, so zeige sich, daß alle organischen Verrichtungen des Körpers auf seinen Bau ihren Einfluß üben. So giebt auch der

Schädel Aufschluß nicht nur über das Lebensalter, das Geschlecht, die Rasse, sondern auch über die Körpergröße, die Nahrungsweise, die Entwickelung der Muskelkraft, die Respiration, die Intelligenz, sowie über die Zeitperiode, in welcher der Mensch gelebt hat. Hierbei gedachte der Vortragende auch der Verbrecherschädel, deren „rohe Bildung" angeblich den Verbrecher erkennen lasse. Bei einem Theile der Verbrecher möge dies der Fall sein, daneben stehen aber Menschen, die dieselbe rohe Schädelbildung zeigen, und doch keine Verbrechen begangen haben. Man müsse eben bedenken, daß auch das gemeinste Verbrechen, der Mord, aus den verschiedensten Motiven begangen werde, und da könne man nicht annehmen, daß irgend ein Organ die Veranlassung sei. Die etwa bevorstehende Einführung der Leichenverbrennung würde der Anthropolog zu bedauern haben, da ihm dann die Möglichkeit genommen werden würde, den Einfluß der Kulturentwickelung auf die Schädelform nachzuweisen. — Weiter sprach Professor R. Virchow über „Crania americana" und wies dabei nach, daß die bezüglich der Schädelbildung niedrigst stehenden Amerikaner nicht im äußersten Süden (bei den Feuerländern) und auch nicht im äußersten Norden (bei den Eskimos), sondern bei den Indianern der Felsengebirge zu suchen sind.

Sodann hielt Professor J. Ranke einen Vortrag über „den Hochsitz des Ohres". Es wurde — so führte der Redner aus — von mehreren Gelehrten behauptet, daß es Menschen giebt, deren Ohren um ein Bedeutendes höher stehen, als es sonst der Fall ist, was eine gewisse Affenähnlichkeit dieser Menschen begründen würde. Man hat insbesondere die Behauptung aufgestellt, daß bei den egyptischen Mumien und bei den noch heute lebenden Egyptern ein solcher Hochsitz des Ohres vorkomme. Nun seien aber über 400 bayerische, slavische und ungarische Schädel mit Mumienschädeln verglichen und bezüglich des fraglichen Punktes als unter einander vollkommen identisch erkannt worden. Dagegen habe Redner allerdings bei 100 Schädeln aus anderen Rassen eine größere Anzahl von Leuten mit hochsitzenden Ohren gefunden. Er habe die Frage dann weiter verfolgt und habe den Ohrsitz des ungeborenen, des neugeborenen und des Kindes in den späteren Entwickelungsperioden einer genauen Untersuchung unterzogen, und er sei dabei zu dem Schlusse gekommen, daß die von ihm konstatirten Fälle vom Hochohrsitze bei Erwachsenen nichts seien als Ueberbleibsel der Kindlichkeit.

Ein anderes interessantes Thema behandelte Professor Waldeyer, indem er über die „Menschen- und Affen-Placenta" sprach, um damit einen neuen Anhaltspunkt zur Beantwortung der Frage zu gewinnen: Ist der Mensch ein ausnahmsweise organisirtes Lebewesen, oder fügt er sich als ein Glied in die Reihe der anderen Wesen ein? Professor Waldeyer konstatirte auf Grund seiner Forschungen, daß hinsichtlich der Placenta zwischen Affe und Mensch eine große Aehnlichkeit besteht, doch will er vorläufig hieraus keinen Schluß auf die Descendenz des Menschen ziehen, indem er meint, diese Frage sei erst dann endgültig zu beantworten, wenn eine vollständige Untersuchungsreihe von Menschen- und Affen-Embryos vorliegen werde.

Prof. Dr. Zuckerkandl handelte über die Mahlzähne der Primaten; J. Szombathy über Bronzefunde aus Oesterreich; Dr. C. de Marchesetti über das Gräberfeld von Santa Lucia; M. Wosinsky über ungarische Gräberfunde. In einem Vortrage über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung von Steiermark, Kärnthen und Krain hob Professor Zuckerkandl besonders hervor, daß man vorläufig nur darauf angewiesen sei, Veränderungen zu berücksichtigen, die sich durch Kreuzung einstellen. Die deutsche und slavische Bevölkerung Innerösterreichs sei eine gemischte Bevölkerung, wie die meisten Kulturvölker. Dies gehe namentlich hervor aus den statistischen Erhebungen über die Augen- und Haarfarbe und aus den auffallenden Verschiedenheiten in der Form des Kopfbaues. Die extrem langköpfigen Formen kommen bei den Slaven nicht vor, sondern es herrscht bei ihnen die Breitköpfigkeit. In Bezug auf die Urform des slavischen Schädels liegen dem Vortragenden zwei Funde aus der Völkerwanderungszeit vor. In dem einen handelt es sich um germanisch geformte Schädel, neben welchen die charakteristischen slavischen Schläfenringe gefunden wurden. Im zweiten Falle wurden extrem kurzköpfige Schädel gefunden neben typisch slavischen Lanzenspitzen. Ob man aus den Befunden auf die Rasse zu schließen berechtigt ist, wagt der Vortragende nicht zu entscheiden. Er neigt sich jedoch der Ansicht zu, daß die Kurzköpfigen das typisch slavische Element vertreten; hierfür sei der Umstand maßgebend, daß unter den modernen Südslaven diese Form häufiger vorkommt, als unter den Deutschen. Die moderne deutsche Bevölkerung ist vorwiegend kurzköpfig. In der praehistorischen Zeit gestalten sich dagegen die Verhältnisse ganz anders. Wo immer aus dieser Periode Schädel aufgefunden werden, fällt die besondere Langköpfigkeit derselben auf, und zwar beschränken sich diese Funde nicht allein auf deutsche Provinzen, sondern sie kommen auch in den slavischen Ländern vor. Diese Formen sind zwar nicht gänzlich ausgestorben, sondern finden sich noch innerhalb der modernen Bevölkerung, nur hat sich der Prozentsatz wesentlich geändert. In Tirol hat hierzu wahrscheinlich das rhätische Element beigetragen, für Innerösterreich dagegen hat man mit Vorliebe auf die Slaven hingewiesen und auf diese Weise die Metamorphose zu erklären versucht. Nun bilden allerdings die Slaven eine Quelle, aus der brachycephale Elemente den Deutschen zugeführt wurden, wie dies unter anderem die slavischen Namen der Deutschen beweisen; fast scheine es aber, als solle man den Schauplatz hinsichtlich der physischen Umwandlung nicht nach Oesterreich verlegen, da nicht ausgeschlossen ist, daß schon die Bajuvaren ein Mischvolk waren. Man sage immer, daß die blonden, hochgewachsenen Germanen durch Kreuzung mit einem kleinen brünetten Volke ihre physischen Eigenschaften geändert haben. Das würde gegen eine slavische Kreuzung sprechen, denn die Südslaven gehören zu den hochgewachsenen Völkern Europas, so daß durch eine Kreuzung derselben mit einem ebenfalls hochgewachsenen Volke keine kleine Rasse entstehen könnte.

Dr. C. Truhelka verbreitete sich endlich über das Gräberfeld von Glasinac in Bosnien; Dr. Tischler über die Geschichte des vorrömischen und nachrömischen Emails; J. Spöttl über das Urnenfeld von Neu-Hadersdorf; Dr. Herrmann über Lieder und Hochzeitsbräuche in Kärnthen; Prof. Herman über die Pflege der Volkskunde in Ungarn; Prof. F. Wieser über praehistorische Funde in Tirol; L. H. Fischer über indischen Schmuck; Dr. M. Haberlandt über den Bannkreis; Dr. Müller über die Eisenfabrikation; und Prof. Christomanos über die Funde von Therasia auf Santorin.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die geographischen Gesellschaften zu Dresden und Leipzig haben beschlossen, durch Stellung von Preisaufgaben die Beschäftigung mit der Geographie des Heimathlandes zu fördern. Der Verein für Erdkunde in Verbindung mit der Karl-Ritter-Stiftung zu Leipzig macht den Anfang mit folgender Aufgabe: Physikalisch-geographische Beschreibung des Elblaufes zwischen Bodenbach und dem Eintritt in das Flachland, unter besonderer Berücksichtigung der Tiefe, der Wassermenge und ihrer Schwankungen, der Eisverhältnisse und der Veränderungen der Ufergestalt. Die Lösungen sind mit verschlossener Namensangabe vor Ende 1890 an den Verein für Erdkunde zu Leipzig einzusenden, der am 1. Mai 1891 das Ergebniß veröffentlichen und die preisgekrönte Arbeit in seinen Mittheilungen zum Abdruck bringen wird. Für die beste derselben ist ein Preis von vierhundert Mark ausgesetzt, zu welchem dreihundert Mark die mit dem Verein für Erdkunde verbundene Karl-Ritter-Stiftung und hundert Mark die Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland beigetragen haben.

— Die spanische Handelsflotte zählte einem Aufsatze der „Revista de España", T. CXXV, p. 320 f.) zufolge im Jahre 1886 31 778 Fahrzeuge mit 650 197 Tonnen. Dampfer gab es 408 mit 332 083 Tonnen. Die Flußschiffe sind hierbei mitgezählt, dieselben repräsentiren aber nach Zahl und Tonnengehalt eine geringfügige Größe, weil die spanischen Ströme ja nur zu einem sehr geringen Theile schiffbar sind.

Asien.

— Nach englischen Zeitungsberichten hat der Hoangho während seiner diesjährigen Hochwasserperiode abermals seine Dämme durchbrochen, diesmal aber nicht — wie 1887 — in Ho-nan, sondern in Shantung, nur 50 Meilen oberhalb seiner Mündung. Der neue Dammbruch soll sich über eine halbe Meile erstrecken, und die Fluthen sollen über dem umliegenden Gebiete zum Theil 12 Fuß hoch stehen. In zehn Regierungsbezirken sind die Ortschaften sowie die Saaten wieder von Grund aus zerstört, und zahllose Menschenleben sind zu Grunde gegangen. Die neue Katastrophe hat in den Pekinger Regierungskreisen große Bestürzung hervorgerufen, und man soll nunmehr ernstlich gemeint sein, europäische Wasserbau-Techniker mit der Regulirung des unbändigen Stromes zu betrauen.

— Eine weitere starke Aeußerung des Vulkanismus der japanischen Inseln ist in dem Erdbeben zu verzeichnen, daß im Juli d. J. die Stadt Kumamoto auf Kiusiu verheert und eine größere Zahl Menschenleben vernichtet hat (Vergl. hierzu S. 31 dieses Bandes, sowie Bd. 54, S. 110 u. 206).

— Der Betrieb der indischen Gebirgseisenbahnen stößt in dem Klima auf bedeutende Schwierigkeiten. So sind im Juli dieses Jahres namentlich auf den beiden Bahnen, welche in der Richtung auf Kandahar hergestellt worden sind — auf der Bolan-Bahn und der Hurnai-Bahn —, schlimme Störungen dadurch eingetreten, daß die durch die Monsunregen geschwellten Gebirgswässer große Strecken des Bahnkörpers weggerissen haben. Auf der Bolan-Bahn ist der Verkehr auf diese Weise für mehrere Monate unterbrochen worden.

Australien und Polynesien.

— In dem Vasse-Thale, in der Kolonie Westaustralien, ist von dem Geologen Walker ein großes Graphit-Lager, das Millionen von Tonnen enthalten soll, aufgefunden worden, und zu seiner Ausbeutung hat sich auch bereits in Perth eine Gesellschaft gebildet. Ebenso hat der westaustralische Landesgeolog H. P. Woodward am Blackwood River (nahe der Südwestspitze des australischen Kontinents) Kohlenflötze und Zinnlagerstätten entdeckt, die gute Aussichten zu gewähren scheinen.

Allgemeines.

— Aus der allgemeinen Tagesordnung, welche für die am 18. bis 23. September in Heildelberg zusammentretende 62. deutsche Naturforscherversammlung aufgestellt worden ist, ersehen wir, daß in der anthropologischen und ethnologischen Abtheilung derselben folgende Vorträge gehalten werden sollen: O. Amman über anthropologische Untersuchungen in Baden; F. W. Spiegelthal über Steinwaffen und künstliche Seen nebst den Wohnungen (habitationes lacustres) Kleinasiens; K. Christ über die deutsche Urbevölkerung; Th. v. Bunsen über Thierkreis, Symbolik und Urgeschichte; und Professor Kollmann über Langgesichter in Europa und die vicarirenden Rassen Asiens.

Bücherschau.

— Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Leipzig 1889. Ferd. Hirt und Sohn. — Lady Brassey und ihr „Sunbeam" ist den Lesern des „Globus" zu wohl bekannt, als daß sie nicht an der letzten Weltfahrt derselben lebhafteres Interesse nehmen sollten. Der vorliegende Bericht bezieht sich auf Britisch-Indien, Borneo und Australien, und obwohl er sich bei der Betrachtung der Dinge im allgemeinen an der Oberfläche hält, so liest man ihn doch gern. Die Ausstattung des Buches mit Bildern ist eine reiche und schöne, und auf diese Weise wird es sich namentlich bei der Jugend manchen Freund erwerben.

— Gustav Engler, Koloniales. Hamburg 1889. — Sachlich erhebt sich diese „umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten" nicht wesentlich über den Durchschnitt der kolonialpolitischen Ergüsse in der Tagespresse, und sprachlich läßt es mehr zu wünschen übrig als mancher derselben. Wir zweifeln also daran, daß es dem Verfasser gelingen werde, durch sein Buch „des Lichtes Schein, wenn auch nur mit wenigen Streifen" ins Dunkle zu tragen. So ganz dunkel ist es übrigens auch in der deutschen Kolonialpolitik nicht mehr.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Das Antlitz der Erde von Eduard Süß.

Von Dr. Erich von Drygalski.

I.

Mit dem Ende des zweiten Zeitalters der Entdeckungen, dem wir entgegensehen, ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie eine wesentlich andere geworden. Die Kontinente sind in ihren Umrissen und in ihren Hauptzügen bekannt, geographische Großthaten, wie Stanley's Zug durch den dunkeln Kontinent und Prshewalski's Reisen in Centralasien, oder wie es in dem letzten Jahrzehnt wieder von den Steinen's erste Xingufahrt quer durch Brasilien und ganz neuerdings Nansen's Durchkreuzung der grönländischen Eiswüste gewesen sind, darf man kaum mehr erwarten. Selbst von Australien haben wir trotz der so sehr lückenhaften Erschließung ein allgemeines Bild, das durch weitere Reisen erweitert und vervollkommnet werden kann, das aber in seinen Grundzügen kaum geändert werden wird. Absolut unbekannt sind nur noch die Gebiete am Südpol, sonst dürfen wir die erste allgemeine Erschließung der Länder als beendet betrachten.

Hieraus ergiebt sich eine zweifache Aufgabe für die wissenschaftliche Geographie, deren scharfe Präcisirung wir F. v. Richthofen verdanken.

Es handelt sich einmal darum, die Länder, welche die Pioniere der europäischen Kultur bisher nur durchstoßen, gründlich zu erforschen und darin die Wechselbeziehungen zwischen Boden, Klima und organischem Leben ursächlich zu erkennen. Denn der Zustand der wissenschaftlichen Erkenntniß, welchen in Europa die gemeinsame Arbeit zweckmäßig organisirter Institute anstrebt, ist in der Annäherung, in der die Arbeitskraft des Einzelnen das zu bewältigen vermag, das ideale Ziel auch der Reisenden in fernen Ländern. Der Ausspruch Steinen's, daß seine zweite Xingufahrt die nothwendige Folge der ersten war, zeigt deutlich, wie sich hier an die erste Durchstoßung eines Landes Probleme geschlossen, welche einer concentrirteren Forschung zu ihrer Lösung bedürfen, und in jedem Reisenden keimt der Wunsch nach Wiederholung seiner Reise noch vor der Beendigung der ersten auf.

Daneben tritt aber bald noch eine andere Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie hervor. In unendlicher Fülle strömt das Material aus allen Weltgegenden zusammen, und es handelt sich nun zweitens darum, dieses Material nach allgemeinen Gesichtspunkten zu ordnen und dadurch die in Europa gewonnenen Erfahrungen zu erweitern und zu vertiefen. Man gelangt so zum ursächlichen Verständniß ganzer Kategorien geographischer Phänomene — der Gebirge, der Flüsse, der Gletscher, der Seen — in weit höherem Maße, als wenn man das Gebirge oder den Gletscher nur in dem Lande betrachtet, welchem er angehört, ohne den Vergleich zu den verwandten Erscheinungen in anderen Ländern zu ziehen.

Der erste umfassende Versuch, diese andere Aufgabe zu lösen, ist Eduard Süß' „Antlitz der Erde“, dessen zweiter Theil aus dem Jahre 1888 vorliegt; es ist ein Kosmos auf der modernen Grundlage der wissenschaftlichen Geologie. Die Darstellung begreift nicht, wie A. v. Humboldt's unsterbliches Werk, das ganze Weltall in bahnbrechender Erfassung — sie bleibt auf der Oberfläche, auf dem Antlitz der Erde, aber innerhalb des engeren Rahmens streift sie die höchsten Probleme,

welchen der menschliche Geist sich zu nahen vermag. Der Satz des Aristoteles: „Es wird zur See, wo früher Land war, und zu Land, wo See war; und es ist Grund, zu meinen, daß dieser Wechsel nach einem bestimmten System und in bestimmten Zeitabschnitten sich vollzieht“ im Lichte der Darwin'schen Entwickelungslehre ist das Thema des Werkes, denn in diesen beiden Ideenkreisen gipfelt der leitende Gesichtspunkt „Was ist eine Formation?“

Der Begriff der geologischen Formation ist anscheinend leicht zu fassen; man versteht darunter einen Schichtenkomplex, welcher durch eine bestimmte Entwickelungsstufe des organischen Lebens charakterisirt wird, und man vereinigt mehrere Formationen mit einigen gemeinsamen Merkmalen wieder zu Perioden, in welchen das organische Leben einen noch markanteren Stempel des Entwickelungsganges trägt. Der azoischen Periode, welche ohne jedes organische Leben ist, folgte die paläozoische Periode, das Alterthum der Erde; dieser die mesozoische Periode oder das Mittelalter, dann die känozoische Periode oder die Neuzeit. Innerhalb jeder Formation sind die Schichten verschiedenartig ausgeprägt, sie können ein Absatz von Gesteinsfragmenten im Wasser sein, dann haben wir die marine Facies, sie können Landbildungen sein und fallen dann unter den Begriff der terrestren Facies. Erstere ist durch das Auftreten von Meeresthieren, letztere durch eine Landfauna und Landflora charakterisirt. Wäre nun der Entwickelungsgang des organischen Lebens im Sinne Darwin's an jeder Stelle der Erde ein ununterbrochener und stetiger gewesen, wäre der Uebergang zu höheren Formen ganz allmählich erfolgt, dann wäre es unmöglich, Grenzen zu finden, nach welchen man die Schichten einzutheilen vermöchte. Doch dem ist nicht so, es wurde allerwärts zur See, wo früher Land war, und umgekehrt: der marinen folgt die terrestre Facies, der terrestren die marine. So entsteht eine Lückenhaftigkeit in dem steten Entwickelungsgange des organischen Lebens; denn durch den Wechsel zwischen See und Land wurden ganze Formenkomplexe katastrophenartig vernichtet, neue traten an ihre Stelle in zeitlicher Folge, man findet sie daher in fossilem Zustande heute in räumlicher Folge über einander. Und die Lücken, welche in dem Entwickelungsgange klaffen, sind die Grenzen der Formationen. Doch woher stammt der wiederkehrende Wechsel zwischen Wasser und Land, welcher in den Entwickelungsgang der Lebewesen fundamental bestimmend eingriff und durch Aenderung und Komplikation der Lebensbedingungen von Stufe zu Stufe aufwärts führte von den niedrigsten Formen bis zum Auftreten des Menschen, welcher die Erde beherrscht? Welches ist die Ursache der Transgressionen, jenes Wanderns und Schwankens der Meere, welches zur Bildung und Umgrenzung der Formationen geführt?

Wir wollen in Kürze hier zu entwickeln versuchen, wie Eduard Süß dieses höchste Problem der Wissenschaft von der Erde, das auch die Entstehung des Menschengeschlechts in sich faßt, zu lösen bestrebt ist.

Ein Wechsel zwischen Meer und Land wird sich stets in einer Verschiebung der Strandlinie äußern, er kann erfolgen durch eine einseitige Bewegung der Wasserhülle, oder des Festen, oder beider Elemente zugleich. Es handelt sich daher darum, Ursache und Wirkung erwiesener Bewegungen zu erkennen. In geschickter Gruppirung behandelt Süß zunächst die Bewegungen, welche wir heute noch wahrzunehmen vermögen, oder von welchen die historische Ueberlieferung Kunde giebt, und beginnt dabei mit dem gewaltigsten Naturereigniß menschlichen Denkens, mit der biblischen Sintfluth.

Die Sintfluth trat am unteren Euphrat ein und war eine ausgedehnte und verheerende Ueberfluthung der mesopotamischen Ebene. Ihr wesentlichster Anlaß ist ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des Persischen Meerbusens gewesen, dazu trat ein gewaltiger Wirbelsturm von Süden her aus dem Persischen Golfe. Man ist nicht zu der Annahme berechtigt, daß diese Fluth sich über das Euphratgebiet hinaus ausgedehnt oder gar über die ganze Erde gereicht habe. Dieses ist kurz die naturwissenschaftliche Anschauung von jenem sagenumwobenen Phänomen, das kurz und verheerend eintrat, aber in Bezug auf die Verschiebung der Strandlinie ohne nachhaltige Wirkung blieb.

Der weitere Inhalt des ersten Bandes kann hier nur eine kurze Skizzirung erfahren; er beschäftigt sich mit den Kontinenten und behandelt die Bewegungen, welchen das Festland unterliegt. Solche Bewegungen des Festlandes nehmen wir heute bei den Erdbeben wahr, Bewegungen anderer Art werden aus geologischen Zeiten durch die Gebirge bewiesen, als sekundäres Element treten die Vulkane hinzu. Bei den Erdbeben erfolgt keine andauernde Ortsveränderung des Bodens, die Gleichgewichtsverhältnisse des Landes werden auf das heftigste gestört, die Rückwirkung auf das Meer läßt den Stillen Ozean bis zu den fernsten Inseln schwanken, aber wenige Tage und Wochen und der alte Zustand kehrt zurück; eine nachhaltige Verschiebung der Strandlinie ist nach Erdbeben nicht zu erweisen. Dagegen erleidet der Boden eine dauernde Ortsveränderung bei der Bildung der Gebirge, und diese sind daher die unzweifelhaftesten Beweise früherer Bewegungen des Festlandes.

Süß unterscheidet zweierlei Arten von Bewegungen des Festlandes; die einen sind vertikal und gehorchen unmittelbar dem Gebote der Schwerkraft, die anderen sind horizontal und folgen einer Kraft, welche als Gewölbeschub oder Druck die leichteste Definition erfährt. Er entsteht, wenn der Erdkern durch Abkühlung schrumpft und die Erdrinde bei ihrer geringeren Abkühlung dem Schrumpfen des Kernes nicht zu folgen vermag. Wenn die Schale eines Apfels Runzeln wirft, nehmen wir den gleichen Vorgang wahr.

Einbrüche verschiedener Form — ein vertikales Niedersinken zerborstener Erdschollen — sind überall nachweisbar; die Meeresbecken verdanken zum größten Theil einem derartigen Vorgange ihre Entstehung, doch auch innerhalb der Kontinente ist die parallele Lagerung derselben Schicht in verschiedenen Höhen nur durch vertikale Verschiebung zu erklären. Bei solcher Bruchbildung dringen auch zähflüssige Massen aus dem Innern auf Spalten empor — vielleicht getrieben durch ein Niedersinken benachbarter Erdschollen — und quellen über. Es entstehen die Vulkane, welche das Antlitz der Erde in verschiedenstem Alter zeigt; die Aschenhaufen gehören der Gegenwart an, die älteren Gebilde sind bei dem öfteren Durchdringen von Lavamassen verfestigt.

Ein Bruch oder eine gegenseitige Verschiebung zweier Erdschollen gegen einander muß auch auf die angrenzenden Gebiete ihre Rückwirkung haben, es erschüttert die Erdrinde und giebt zur Bildung von Erdbeben Anlaß. Letztere äußern sich verschieden je nach der Art der Verschiebung, welcher sie ihre Entstehung verdanken, und sind auch oft von dem Emporquellen von Lava durch die zerborstenen Erdschollen begleitet. Die Erdbeben der Alpenlande sind vermuthlich auf tangentiale Verschiebungen zurückzuführen, den Erdbeben des südlichen Italien liegt ein kesselförmiger Einbruch zu Grunde, den Erdbeben von Centralamerika ein Niedersinken von Brüchen, die quer zum Streichen des Gebirges verlaufen. Auf die Art der Verschiebung, durch welche das Erdbeben verursacht wird, hat Süß eine Eintheilung der Erdbeben begründet.

Die Gebirge sind Faltungen der Erdrinde; es sind Stauchungen, verursacht bei jener oben genannten zweiten Art der Bewegung infolge des horizontalen Schubes. Durch das Hinzutreten von Brüchen und von vertikalen Ver-

schiebungen in oder am Rande der entstehenden Gebirge — wobei auch ein Emporquellen von Lava erfolgen kann — oder durch das Ineinandergreifen zweier Faltungsrichtungen in einander werden Komplikationen geschaffen, welche das Verständniß der Gebirge aufs äußerste erschweren.

Es giebt Gebirge, welche in flacheren Falten in einem ihnen gleichartig zusammengesetzten Vorlande allmählich auslaufen, wie der Ural; es giebt andere Faltenzüge, welche über ein ungleichartiges Vorland hinüber gestürzt sind, wie der Himalaya und die Alpen; noch andere, die über das Vorland hinübergeschoben wurden, wie die Karpathen. Es giebt ferner Gebirge, in welchen zwei verschiedene Faltungsrichtungen wahrnehmbar sind, von welchen die eine den Sieg davon trägt, wie in den Sudeten das Karpathensystem; auch der Harz hat zweierlei auf einander senkrechte Faltungsrichtungen erfahren.

Bei vielen Systemen ist das Innenland, aus welchem heraus nach Süß die faltende Kraft hervorgeht, zerborsten und eingestürzt; dann pflegen Vulkane den Innenrand zu begleiten, wie bei den Karpathen, bei der Cordillere der Antillen oder bei den Zügen der Andamanen und Nikobaren; der Innenraum der Gebirge ist vielfach schon vom Meere bedeckt. Häufig treten Brüche und vertikale Verschiebungen auch im Gebirge selbst hervor, geben zu Vulkanzügen Anlaß und verwischen dadurch die Herrschaft des Faltenwurfs, so daß das Streichen der Brüche und Vulkanzüge das Aussehen dominirt. In Java ist die Zerstückelung und das Niedersinken so weit vollendet, daß nur noch die Vulkankegel sichtbar sind und nur kleine Bruchtheile des versunkenen Gebirges das frühere Streichen von Falten verrathen. So ringen in den Gebirgen horizontal und vertikal wirkende Kräfte um die Herrschaft — wie angedeutet werden mag, nach bestimmtem System —, bald werden die einen, bald die anderen überwältigt, und es entstehen die so überaus mannigfaltigen Formen und Systemketten, welche die Kontinente durchziehen. Es giebt zweierlei Arten von Bewegungen des Festen, zu dieser Ueberzeugung wird der Leser durch den ersten Band des „Antlitz der Erde", besonders durch die umfassende Behandlung der Gebirge gedrängt; die eine gehorcht lediglich dem Zuge der Schwerkraft zur Tiefe, bei der anderen sind auch horizontale Kräfte thätig; wir erkennen ihre Wirkung, doch das gewaltige Ausmaß zerfalteter und zerdrückter Gebirge erregt Zweifel, ob der Druck eines freien Gewölbes allein diese Wirkung zu schaffen vermag. Wir begnügen uns hier mit der Thatsache erwiesener Bewegungen des Festen in der oben beschriebenen Form.

II.

Die Bewegungen des Festlandes, welche wir in dem vorstehenden Abschnitte kennen gelernt haben, sind von so mannigfacher Form, und ihre Ursachen, namentlich was den seitlichen Schub betrifft, noch von so manchem Räthsel umhüllt, daß es heute schwer hält, den Wirkungskreis dieser Bewegungen des Festlandes zu umgrenzen. Eduard Süß scheidet scharf — und damit gelangen wir in den Gedankengang des zweiten Bandes — von den Bewegungen, welche wir im ersten Abschnitte behandelt, eine andere Art von Verschiebungen der Strandlinie ab, welche sich in unentwegter Gleichförmigkeit über weite Gebiete erstrecken. Daß derartige Verschiebungen stattgefunden haben, zeigen die marinen Spuren vergangener Zeiten. In Norwegen und Grönland, in Großbritannien und dem östlichen Nordamerika nicht minder allgemein wie auf der südlichen Hemisphäre werden die Küsten von Strandlinien begleitet, welche einen Meeresstand stellenweise bis 200 m über dem heutigen Niveau noch für die jüngste geologische Vergangenheit sicher stellen. Die Höhe dieser Meeresspuren ist verschieden, im allgemeinen nimmt sie nach den Polen zu und ist in den Tropen gering; in Nordamerika ist ein Ansteigen auf nicht zu große Entfernungen hin direkt wahrnehmbar, im allgemeinen aber haben die alten Meeresspuren ein horizontales Aussehen und sind unabhängig von der Struktur der Ufer. Ueberall, wo sie auftreten, sind sie nicht isolirt, sie finden sich in verschiedenen Höhen über einander und dokumentiren dadurch einen ebenso oft wiederholten Meeresstand.

Wir erinnern an den wiederholten Wechsel zwischen Wasser und Land, den wir für frühere Perioden eingangs erwähnten. Es ist ganz derselbe Vorgang. Die gleichmäßige Ausbildung der Gesteinsbildungen und der gleichmäßige paläontologische Charakter zeigt, daß auch in früheren Zeiten die Verschiebung der Strandlinien in ähnlicher Allgemeinheit vor sich gegangen sein muß, wie es die Strandlinien der jüngsten geologischen Vergangenheit (der Postglacialzeit) beweisen. Der Facieswechsel, die Grenzen der Formationen sind über den ganzen Erdball in gleicher Weise markirt, und Süß glaubt annähernd darin noch denselben Rhythmus der Bewegung erkennen zu können, wie er in den postglacialen Spuren hervorzutreten scheint.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Vorgänge den Bewegungen des Festlandes, welche wir im ersten Abschnitt kennen gelernt, erheblich fremd gegenüberstehen. In den Gebirgen hatten wir lokale, ungleichmäßige Ortsveränderungen des Bodens, allerdings in mächtigster Form und auch den ganzen Erdball durchziehend, hier haben wir eine gleichmäßige Bewegung über weite Gebiete, unentwegte Gleichförmigkeit über ganz verschieden zusammengesetzte Systeme. Wir lassen den Widerstreit der Meinungen außer Acht; es muß unentschieden bleiben, ob diese Bewegungen von den Bewegungen des Festlandes, die wir in den Gebirgen kennen gelernt, nur eine graduelle Verschiedenheit haben, oder ob es Bewegungen des Festlandes sind, die anderen inneren Ursachen ihre Entstehung verdanken. Eduard Süß neigt zu der Ansicht, daß diesem Vorgange überhaupt keine Bewegung des Festlandes zu Grunde liegt, sondern daß wir es hier mit allgemeineren Bewegungen der Ozeane zu thun haben, welche sich in bestimmten Zeitabschnitten und in bestimmter Weise wiederholen. Das intensive Studium des Festlandes und seiner Bewegungen hat ihn nicht zu einer endgültigen Lösung geführt; der zweite Band des „Antlitz der Erde" wendet sich daher den Meeren zu und sucht aus einer Betrachtung der Meeresbecken und ihrer Geschichte neue Erfahrungen für die Erkenntniß der Formationen zu gewinnen.

Maßgebend für den Charakter der Meeresbecken ist der Charakter der Küsten; ihnen ist daher eine ausführliche Behandlung gewidmet. In großer Schärfe treten auf dem Antlitz der Erde zwei Küstentypen hervor, welche nach ihrer Verbreitung als der atlantische und der pacifische Küstentypus unterschieden werden. Im Atlantischen Ozeane streichen die Gebirgsfalten frei gegen das Meer aus und sind am Meere durch Querbrüche beendet; bei nachfolgender Senkung des Landes greift dann das Meer in die Falten ein und giebt zur Entstehung der Riasküsten Anlaß, wie sie Fr. v. Richthofen genannt hat. Im Pacifischen Ozeane streichen die Gebirgsfalten im allgemeinen den Küsten parallel und bewirken dadurch eine weit größere Verschlossenheit der von ihnen umgürteten Länder. Die Abgeschlossenheit der ostasiatischen Kulturländer, die rasche Entfaltung Europas, wie der Vereinigten Staaten finden in derartigen physikalischen Verhältnissen ein erklärendes Moment.

Im Atlantischen Ozeane herrscht in der östlichen und westlichen Umrandung eine auffallende Symmetrie. Von Norden her ragt Grönland als Keil hinein, ein altes

Tafelland, von Bruchlinien umgrenzt; es folgen im Osten die Ostseeländer, im Westen die Gebiete der Hudsonsbai, deren geologischer Charakter die gleiche Entstehung verräth; beide Ländersysteme sind hohen Alters, wie die flache Lagerung noch der ältesten versteinerungführenden Schichten beweist. — Der Riasküste, in welche die Appalachien gegen den Ozean enden, entsprechen dann vollkommen die Küsten von Irland und Frankreich; auch die Pyrenäen gehören noch durchaus zu dem System der nordfranzösisch-irischen Falten, wenn sie auch bei weitem jüngeren Alters sind. Und zum dritten Male wiederholt sich die Symmetrie an den Mittelmeeren, welche in Europa durch die Fortsetzung der bätischen Cordillere, in Amerika durch die Kette der Antillen gegen den Ozean hin abgeschlossen werden; auf beiden Seiten haben wir hier zugleich den einzigen Fall des pacifischen Küstentypus am Atlantischen Ozean. Weiter südlich ist eine Symmetrie nicht mehr zu bemerken, aber der Charakter der atlantischen Küsten bleibt im allgemeinen gewahrt.

Im Pacifischen Ozeane vermag Süß fünf Abschnitte zu unterscheiden, denen aber allen der Küstencharakter gegen den Ozean hin gefalteter Gebirge jüngeren Alters gemeinsam ist. Von dem australischen Kontinent gegen Neu-Seeland hin gelangt man von alten in immer jüngere Schichten, die eine letzte Faltung noch in der Kreidezeit erlitten durch eine west-östlich wirkende Kraft; dieselben Verhältnisse wiederholen sich in dem gegenüberliegenden Südamerika, nur in umgekehrter Reihenfolge von Ost nach West.

Die eigentliche Ostküste Asiens wird durch die Inselbögen markirt, welche kranzförmig das Festland umwinden; Einbrüche, von vulkanischen Erscheinungen begleitet, haben die Inselreihen vom Festlande getrennt, doch ihr Zusammenhang mit den Gebirgssystemen des Kontinents tritt in der exakten Forschung immer klarer hervor. Die Inselreihen sind zerstückelte, von Brüchen durchsetzte Gebirgsketten jüngeren Alters, welche eine den ganzen asiatischen Kontinent beherrschende Kraft in demselben Sinn gegen das Weltmeer gestaut.

Es fehlen noch zwei Gebiete in der Umrandung des Pacifischen Ozeans; während in den Atlantischen Ozean von Norden her der grönländische Keil hineinragt, wird das Pacifische Meer durch den Inselkranz der Aleuten verschlossen, und auch bei der Westküste Nordamerikas bleibt der Charakter der Randgebirge bewahrt.

Nach der Behandlung der heutigen Meeresbecken geht Eduard Süß zu einer Betrachtung der Meere der Vorzeit zurück und führt uns die Entwickelung des heutigen Zustandes vor Augen. Wir gewahren ein dauerndes Schwanken der Meere. Aus der ältesten Zeit treten zwei Festländer hervor: das eine an der Stelle des heutigen Nordatlantischen Ozeans, dessen Rest wir in Grönland erblicken, das andere, Gondwana-Land, an der Stelle des heutigen Indischen Ozeans; es brach auch allmählich stückweise zur Tiefe, seine Ueberreste aber, die wir in Indien, Südafrika und Australien erblicken, haben seit dem Auftreten des Festlandes in der jüngsten Carbonzeit zum größten Theil keine Meeresbedeckung mehr erfahren.

Neben diesen Festländern ist die markanteste Erscheinung in den Meeren der Vorzeit das „centrale Mittelmeer", wie es Neumayr genannt hat. Es erstreckte sich seit der Triaszeit — der ältesten Epoche des Mittelalters der Erde — dort, wo heute unsere höchsten Gebirge, wo Himalaya und Alpen sich thürmen, und reichte wahrscheinlich über den Atlantischen Ozean hinüber bis nach Amerika, wie Funde in Bogota andeuten. Dieses centrale Mittelmeer war vielfach der Ausgangspunkt für die Meerestransgressionen von Süden, die ältesten Transgressionen aber brachen von Norden herein.

Süß führt uns diese Transgressionen im einzelnen vor. Schon in den ältesten Zeiten drang das Meer von Norden her in Europa bis Livland und Kurland vor, in Amerika tief nach Kanada hinein, dann folgt ein Rückzug und dann erneutes Vordringen bis nach Ostasien und Texas. Die Steinkohlenzeit war eine allgemeine Landperiode der Erde, doch fehlt es auch hier nicht an Anzeichen von Oscillationen des Meeres. In späterer Zeit gestalten sich die Verhältnisse komplicirt, doch glaubt Süß ein gewisses Alterniren zwischen den Transgressionen von Norden und von Süden her erkennen zu können. Die Umrandung der heutigen Meere tritt zu verschiedenen Zeiten hervor, am frühesten im Pacifischen Ozeane mit der Triasformation, dann im Indischen Ozeane in der Juraperiode, zuletzt im Atlantischen Ozeane in der mittleren Kreide. Jedenfalls sind so die heutigen Meere von verschiedenem Alter; der Atlantische Ozean stellt sich als eine Erweiterung des älteren centralen Mittelmeeres dar, welches mit der Faltung der Hochgebirge sein Ende erreichte. Die Zone des Himalaya und der Alpen hat Süß daher ein zerdrücktes Meer genannt. — Mit der Tertiärzeit, der Neuzeit der Erde, beginnen die Meere in ihren heutigen Umrissen zu schwanken, indem seit der ihr vorangehenden Kreideformation auch der jüngste Atlantische Ozean im Großen und Ganzen in seiner jetzigen Gestaltung feststand. Zwar die heutigen Küsten werden durch die Meere noch vielfach überschritten, aber ganz allgemein sehen wir die jüngeren Oscillationen das Ausmaß der jeweilig älteren nicht mehr erreichen, und ganz allgemein hat ein tieferer Meeresstand als heute am Schlusse der Tertiärzeit gegen den Beginn der Eiszeit hin geherrscht.

Zur Beurtheilung der jüngsten Meeresschwankungen liegen zwei Kategorien von Merkmalen vor — die Korallenbauten der Tropen und die eingangs erwähnten Strandlinien des Nordens.

Die Korallenbauten gehören den Tropen an; die Thiere, welche sie schaffen, bedürfen bestimmte Temperatur und Lichtverhältnisse zum Leben, ihre Existenz ist an die Tropen und darin an bestimmte Tiefen geknüpft. Da nun Korallenbauten heute auch in Tiefen gefunden werden, in welchen die Thiere nicht mehr zu leben vermögen, hat Darwin geschlossen, daß der Boden der Korallenbauten sich gesenkt hat, daß die Thiere währenddessen den Bau immer höher geführt und sich so in der Tiefe erhalten haben, welche zu ihrer Existenz nothwendig war. Eduard Süß ist geneigt, Darwin's Korallentheorie im allgemeinen zu folgen, nur nimmt er nicht eine Senkung des Bodens, sondern ein Ansteigen des Meeresspiegels an, oder eine positive Verschiebung der Strandlinie, wenn wir uns der neutralen Ausdrucksweise, welche nur die Erscheinung, nicht die Ursache bezeichnet, bedienen. Die Korallenbauten der Tropen, in welchen auch heute noch Leben herrscht, bekunden eine positive Verschiebung der Strandlinie, doch muß es unentschieden bleiben, ob diese heute noch anhält; jedenfalls erreicht sie keinen meßbaren Betrag. Strandlinien an trockengelegten Korallenbauten bekunden dagegen die entgegengesetzte Erscheinung, d. h. eine negative Verschiebung der Strandlinie (einen Rückzug des Meeres); die gleiche Bewegung wird durch die Strandlinien des Nordens für die außertropischen Gebiete bewiesen, doch Süß ist geneigt, der negativen Bewegung in den Tropen und in den außertropischen Gebieten ein verschiedenes Alter zuzuschreiben, derart daß eine Bewegung die andere abgelöst hat, und daß der negativen Verschiebung in den polaren Gebieten vielmehr eine positive Bewegung in den Tropen entspricht. Die Schwierigkeit der Altersbestimmung bei den verschiedenen Bewegungen hat hier eine Unsicherheit der Resultate bewirkt.

Die Erkenntniß der jüngsten Bewegungen ist überhaupt durch verschiedene Fehlerquellen erschwert, deren wichtigste eine Bevorzugung der negativen Bewegungen gegenüber den positiven bewirkt. Zieht das Meer sich zurück, so wird der Strand freigelegt, und die Spuren des früheren höheren Wasserstandes treten unmittelbar vor Augen, so daß die negativen Bewegungen dadurch leicht erkennbar sind; dringt das Meer vor, so überfluthet und verhüllt es die Merkmale seines früheren Standes, so daß positive Bewegungen weit leichter der Wahrnehmung entgehen. Nur die Korallenbauten bieten hier einen gewissen Ersatz, doch diese fehlen in den außertropischen Meeren.

Doch auch bei den negativen Spuren ist scharfe Kritik geboten. Die Strandlinien Norwegens wurden früher allgemein als Zeichen des früheren Meeresstandes angesehen und boten wegen ihrer so überaus wechselnden Höhe jedem Erklärungsversuch die größte Schwierigkeit. Süß zeigt in vortrefflicher Analysirung, wie die Strandlinien Norwegens zum sehr großen Theil rein lokalen Ursachen ihre Entstehung verdanken, indem sie nicht durchweg Merkmale eines früheren Meeresstandes, sondern nur Merkmale des zurückweichenden Inlandeises sind. Auch im Mittelländischen Meere werden die Meeresschwankungen auf ein richtiges Maß zurückgeführt.

Ganz besonders beachtenswerth ist eine Kritik der Anzeichen, welche nach früheren Anschauungen eine heute noch anhaltende Bewegung beweisen sollten. Süß weist eine große Anzahl von Vorgängen nach, welche hier das Urtheil über Verschiebungen der Strandlinie irre zu führen vermögen. Lokales Zusammensinken des Bodens, Anschwemmungen, Abrutschen lockeren Grundes, nicht zum mindesten menschliche Thätigkeit und noch verschiedenes andere können wohl an einzelnen Stellen eine Aenderung der Küste bewirken, doch hat das mit allgemeinen Verschiebungen der Strandlinie nichts zu thun. Auch das berühmte Beispiel des Serapistempels bei Puzzuoli, welches eine mehrfache Verschiebung der Strandlinie seit der Römerzeit beweisen sollte, wird durchaus lokalisirt, so daß man daraus Schlüsse auf allgemeinere Vorgänge nicht mehr zu ziehen vermag. Die Vorgänge am Serapistempel werden durch die Lage in dem alten phlegräischen Krater zu erklären versucht. — Einen zu weit gehenden Einfluß auf das Schwanken der Meere schreibt Süß klimatischen Einflüssen zu, indem er z. B. das bekannte Aufsteigen der schwedischen Küsten auf eine anhaltende Entleerung der Ostsee zurückführt, die ihrerseits durch eine verminderte Wasserzufuhr seitens der Flüsse wegen verringerter Regenmengen begründet wird. In derartig weitgehenden Anwendungen an anderen Stellen vielleicht berechtigter Annahmen wird man Süß nicht zu folgen vermögen.

Blicken wir zum Schluß noch einmal kurz auf den Inhalt des großartigen Werkes zurück, so sehen wir im zweiten Bande einmal das Streben, die thatsächlichen Verschiebungen der Strandlinie zu erkennen, andererseits aber auch das, was man früher fälschlich dafür hielt, aus dem Rahmen des Problems auszuscheiden. So bleiben denn gewisse Bewegungen bestehen, Bewegungen, welche dem Verfasser mit den Bewegungen des Festlandes, die er im ersten Bande seines Werkes eingehend studirt und beschrieben hat, keine Gemeinschaft zu haben scheinen; welches kann ihre Ursache sein? Es giebt allgemeine Bewegungen der Ozeane; wenn ein neues Meer durch Einbruch sich bildet und mit Wasser sich füllt, wenn ein schon bestehender Meeresboden tiefer sinkt, muß eine allgemeine Senkung des Wasserspiegels dem folgen; wenn die Flüsse des Erdballs die Kontinente abtragen und mit ihrem Schutte die Meere ausfüllen, muß ein allgemeines Ansteigen des Wasserspiegels dem folgen. Doch diese eustatischen Vorgänge, wie Süß sie nennt, reichen nach ihrer Wirkungsart und ihrem Betrage zur Erklärung jener Erscheinungen, welche die Transgressionen der geologischen Zeiten, welche die heutigen Strandlinien und Korallenbauten beweisen, so wenig hin, wie die Festlandschwankungen des ersten Bandes, und so ist das Wesen der Formation noch ein Räthsel. Süß ist sich wohl bewußt, der Lösung des Problems noch fern zu stehen, doch er ist der Ansicht, daß es noch gewisse allgemeine Bewegungen der Ozeane giebt, welche in einer periodischen Umsetzung der Wassermassen von den Polen zum Aequator und umgekehrt bestehen. Ob diese Ansicht begründet ist, ob das Wesen der Formation hierin seine Erklärung gefunden, muß die Zukunft entscheiden. Bisher stehen wir noch bei dem Satz des Aristoteles: „Es wird zur See, wo früher Land war, und zu Land, wo See war; und es ist Grund zu meinen, daß dieser Wechsel nach einem bestimmten System und in bestimmten Zeitabschnitten sich vollzieht“; weiter hat auch das „Antlitz der Erde“ das Grundproblem nicht gefördert. Doch als die erste umfassende Sammlung und geniale Kombination des aus allen Weltgegenden zusammengeströmten wissenschaftlichen Materials ist Eduard Süß' „Antlitz der Erde“ ein Kosmos in neuer Form, welcher das wissenschaftliche Leben der Gegenwart beherrscht und noch für lange Zeit der geographischen Forschung seinen Stempel aufzuprägen bestimmt ist.

Queensländer Pflanzen- und Thierleben.

(Mit sieben Abbildungen.)

Bei dem Mangel an strengen Naturgrenzen innerhalb des australischen Erdtheils kann es nicht befremden, daß die Flora und Fauna der verschiedenen Gegenden desselben zahlreiche Formen mit einander gemein hat, und daß die meisten Formen wohl spezifisch australisch, nicht aber spezifisch queensländisch oder spezifisch west- oder südaustralisch genannt werden können. Von dem Pflanzen- und Thierleben der benachbarten Erdräume ist das australische scharf unterschieden, und auf diese Thatsache vor allen Dingen hat man ja bekanntlich die Theorie aufgebaut, daß Australien bereits seit den mesozoischen Zeiten ein gesondertes Dasein geführt hat, oder mit anderen Worten, daß es der selbständigste unter den sogenannten Erdtheilen ist.

Auch die Queensländer Flora ist im allgemeinen noch streng australisch zu nennen, und die meisten Pflanzenarten, welche seine Wälder und Steppen zusammensetzen, kommen auch in Neu-Süd-Wales und Nordaustralien, sowie sogar auch in Victoria und Südaustralien vor. Unter dem anderen

klimatischen Regime — von heißerer Tropensonne bestrahlt und von reicheren Niederschlägen befeuchtet — entwickeln sie sich nur in der Regel üppiger und in dichteren Beständen. Eine beträchtliche Zahl von Arten — man kennt gegenwärtig etwa 500 — gehört zugleich den südostasiatischen Inseln und Halbinseln an, und durch sie bildet Queensland im terrestrischen Organismus ein Uebergangsglied zwischen Australien und Asien. Am häufigsten begegnet man den asiatischen Formen selbstverständlich im Norden des Landes, also auf der York-Halbinsel. Dort fanden die fremden Einwanderer aus dem Pflanzenreiche eben die besten Voraussetzungen ihrer Acclimatisation.

Die dominirenden Bäume sind auch in Queensland die Eukalypten, sowohl was die Stattlichkeit ihres Wuchses als auch was ihre Arten- und Individuenzahl anbetrifft. Hervorzuheben sind namentlich Eucalyptus amygdalina, E. gigantea, E. globulus (blue gum tree), E. rostrata (red gum tree), E. mannifera, E. resinivera, E. viminalis. Zugleich ist diese Gattung auch für Queensland ebenso wie für die übrigen australischen Kolonien weitaus die praktisch wichtigste, indem sie außer zu den verschiedensten Zwecken geeignetes Nutzholz auch Harz, Oel ꝛc. liefert. Die Höhe dieser Bäume überschreitet auch in Queensland oft genug diejenige eines stattlichen Kirchthurmes (300 Fuß), und an dem Johnstone-Flusse findet sich ein Koloß, der in 55 Fuß Höhe noch einen Umfang von 88 Fuß hat.

Nächst den Eukalypten spielen auch in den Queensländer Forsten die Proteaceen und Kasuarinen mit ihren schmalen, lederartigen Blättern die Hauptrolle; so namentlich die Gattungen Banksia (beefwood und honeysuckle), Melaleuca (pea tree, Kajeput-Baum), Grevillea (silky oak, Seiden-Eiche), Casuarina (swamp oak und river oak). Auch die Akazien (ironwood, brigalow [Acacia harpophylla], myall [Acacia homalophylla]) und Myrthengewächse sind zahlreich, namentlich auf dürrem Boden. Einen sehr großen Raum nehmen ferner die Araucarien — Araucaria Cunninghamii (die Moreton Bay pine oder Moreton-Tanne), A. Bidwelli (der Bunya-bunya-Baum) — die Kauri- oder Dundathu-Fichten (Dammara robusta), die Cypressenfichten (Callitris verrucosa) und die Cedrelen (Cedrela australis) ein.

Im Lagunen-Thale des oberen Burdekin-River.

Der Flaschenbaum Nord-Queenslands, auch Gichtstamm-Baum (gouty stem tree) genannt (Delabechia Gregorii), erinnert mit seinem mächtigen Stamme in gewisser Weise an den afrikanischen Affenbrotbaum (S. Abbildung 7).

Unter den echten Palmen bilden namentlich Livistona (die sogenannte Kohlpalme) und Ptychosperma herrliche Bestände. Daneben sind die Gattungen Pandanus und Cycas stark vertreten, und Palmlianen (Calamus) schwingen sich von Stamm zu Stamm und machen das Dickicht undurchdringlich.

Zu stattlicher Baumhöhe entfalten sich auch die Farne, so daß man besonders in den Gebirgs- und Sumpfgegenden vielfach von förmlichen Farnwäldern reden, und sich in das Steinkohlenalter zurückversetzt glauben kann (S. Abbildung 4). Zum Theil erreichen die Stämme die respektable Höhe von 6 bis 8 m. Andere Farne mit graziösen Wedeln überkleiden

die Felsen, wachsen aus gefallenen Urwaldbäumen heraus, klettern an den Stämmen lebendiger Bäume empor rc. Die berühmtesten Arten sind Platycerium alcicorne (Elmhorn-Farn) und Asplenium laserpitiifolium. Grammitis Muelleri findet sich nur im Osten. Ein Aspidium hat Blätter von nahezu 2 m Länge.

Unter den Gräsern, die die queensländischen Weiden bilden, ist das Mitchell-Gras (Danthonia pectinata) das wichtigste, besonders weil dasselbe die oft so lange anhaltende Dürrezeit in vorzüglicher Weise überdauert. Daneben gedeihen Poa caespitosa (weeping Polly), Chloris divaricata (dogtooth, Hundszahn), Chloris ventricosa (blue star, Blaustern), Anthistiria membranacea (das Barcoo- oder Landesborough-Gras), A. venacea (der sogenannte Hafer), A. australis (das Känguru-Gras), Andropogon nervosus (rat-tail, Rattenschwanz), Aristida eramosa (das Schirmgras) rc. Panicum laevinode (das Coola-Gras) trägt durch seinen Samen ein wesentliches zur Ernährung der Eingeborenen bei.

Für den Unterhalt der Heerden sind neben den genannten Gräsern namentlich noch von Bedeutung verschiedene Arten von Atriplex (saltbush), Chenopodium und Rhagodia; für den Unterhalt der Menschen Colocasia macrorhiza (die Kalo- oder Taropflanze), Mesembryanthemum praecox (das Eiskraut) rc.

Im übrigen fehlt es der Queensländer Flora auch nicht an stark duftenden Blumen aus den Familien der Labiaten, der Rutaceen rc.

Die einheimische Fauna Queenslands darf im allgemeinen reicher genannt werden als diejenige von Neu-Süd-Wales und Victoria — entsprechend den besseren Lebensbedingungen, die die Thiere daselbst finden. An Säugethieren besitzt die Kolonie aber abgesehen von einigen Fledermäusen und Nagethieren ebenfalls nur Monotrematen und Beutler — jene merkwürdigen Thierformen, die in Australien von einem längst verflossenen geologischen Zeitalter her überlebten, während sie in Asien und Europa untergingen, um daselbst von zahllosen anderen Formen ersetzt zu werden, die Australien auf ihren Wanderungen nicht erreichen konnten. Der australische Hund oder Dingo, der heute auch in den queensländischen Wildnissen die Nächte mit seinem Geheul erfüllt, und der in gezähmtem Zustande ein Hauptmitglied des Hausstandes der Eingeborenen bildet, ist ohne Zweifel erst mit den Menschen nach Australien gekommen, und derselbe kann bei der thiergeographischen Betrachtung also nur ganz nebenbei in Betracht kommen. Unter den Nagethieren, die als die höchst organisirte einheimische Thierform Australiens gelten müssen, ist die Gattung Hydromys dem Erdtheile eigenthümlich.

Jabbi.

Flughörnchen.

Die Beutelthiere sind theils Fleisch-, theils Pflanzenfresser, so daß hinsichtlich der Lebensweise sowohl unsere Raubthiere als auch unsere Wiederkäuer und Nagethiere durch sie vertreten sind. Obenan stehen auch in Queensland die verschiedenen Arten von Kängurus — das Riesenkänguru (Macropus giganteus), das Wallaroo (M. robustus), das Wallaby (M. Billardierii) rc. Wie ein Affe auf Bäumen lebt das Baumkänguru oder Bungari (Dendrolagus), das mit den Baumkängurus von Neuguinea verwandt ist. Da es nur in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden haust, so hat man dasselbe in Queensland erst neuerdings entdeckt. Das Jarri oder der Beutelmarder (Dasyurus maculatus, S. Abbild. 5) bildet durch seine Raubgewohnheiten in manchen Gegenden eine große Landplage, besonders für die Geflügelzucht der Kolonisten. Das Flughörnchen (Flying 'possum, Petaurista, S. Abbildung 3) treibt sein Wesen auf den höchsten Eukalypten, ist aber auch dort vor den Eingeborenen, die ihm mit Hilfe ihres „Kamin“

Queensländer Farn-Vegetation.

(Kletter-Rotangs) und durch den nachgeahmten Ruf des Nachtvogels nachstellen, seines Lebens durchaus nicht sicher. Eine sehr kleine Flughörnchenart, die eine ähnliche Lebensweise führt, ist Petaurus breviceps. Verwandt ist ihnen das sogenannte Tulla (Pseudochirus archeri), das mit seinem gelbgrünen und schwarz und weiß gestreiften Felle ein gutes Beispiel sympathischer Färbung giebt, indem man es kaum von dem flechten- und moosbedeckten Baumstamme, auf dem es herumklettert, unterscheiden kann. Das Jabbi (Pseudochirus lemuroides, S. Abbildung 2) erinnert an die Halbaffen Madagaskars. Das Jopolo (Hypsiprymnodon moschatus) bildet eine Uebergangsstufe von den Kängurus zu den Phalangisten. Andere interessante Beutelthiere sind der dem jurassischen Amphitherium verwandte Ameisenfresser (Myrmecobius), der Beuteldachs oder Bandikut (Perameles nasutus), die Beutelratte (Sminthopsis Virginiae) 2c.

Jarri.

Queensländer Schlangenplage.

Die Monotrematen sind durch das wohlbekannte Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus) vertreten.

Viel reicher als die Welt der Säugethiere ist die Vogelwelt Queenslands. Vor allem ist da der prächtig gefärbte paradiesähnliche Rifle-Bird (Ptiloris Victoriae) zu nennen, ferner der australische Papagei (Platycercus pulcherrimus), der Leierschwanz (Menura superba), der Kasuar (Dromaeus

Flaschenbäume.

Novae Hollandiae), das truthennenähnliche Dschungel- oder Großfußhuhn (Megapodius tumulus), das Talegalla- oder Dschungelhuhn (Talegalla Lathami), die taubenartige Megaloprepia magnifica, der Jabiru (ein Strandläufer, Mycteria australis), der Taucherkönig (Alcyone azurea) rc.

Auch Reptilien giebt es genug, am zahlreichsten und lästigsten darunter sind aber die Schlangen. Eine Anzahl derselben sind von stattlicher Größe (Morelia variegata), andere sind giftig (so besonders Pseudechis porphyreus [die Schwarzschlange], Acanthophis antarcticus [die Todtennatter] und Hoplocephalus), die meisten aber harmlos (Tropidonotus, Dendrophis, Dipsas etc.). An der Küste finden sich auch mehrere Seeschlangenarten. — Eidechsen und Iguanas (Hydrosaurus) sind ebenfalls gut vertreten. Frösche giebt es zwar nicht sehr viele Arten, wohl aber an Seen und Sümpfen Individuen in großer Menge; die verbreitetsten Gattungen sind Limnodynastes, Pelodryas und Hyla. Schwanzlurche fehlen gänzlich.

Die queensländische Fischfauna ist ebenso originell wie die Land- und Luftfauna.

Was die Insekten betrifft, so sind die Ordnungen der Zweiflügler und Käfer durch viele Arten, die Ordnung der Schmetterlinge aber nur durch wenige vertreten, und die letzteren tragen überdies zu einem großen Theile indischen Typus.

Die Molluskenfauna wird desto reicher, je weiter man nach Norden kommt. Gerade in Bezug auf die Verbreitung und die Eigenart der Molluskenspezies giebt es aber zuvörderst in Queensland noch viel zu erforschen.

Die Tschilou-Höhle, der Schauplatz einer abchasischen Variante der Prometheus-Sage[1]).

Von R. v. Seidlitz.

Fünf gute deutsche Meilen ostsüdöstlich von Ssuchum und zweieinhalb Meilen von der Küste des Schwarzen Meeres trifft man am Südgehänge eines Abchasien von der Zebelda oder dem Kodor-Thale abgrenzenden Gebirgszuges, auf dem Wege, der von Abchasien nach Mingrelien über die uralten Klöster und Kirchen von Mokwi und Bedia führt, auf das Dorf Tschilou mit seinen merkwürdigen Höhlen. Ausschließlich von Abchasen bewohnt, besitzt Tschilou eine hölzerne Kirche und hatte bis zum Juli 1877 auch ein hölzernes Schulhaus, das aber den aufständischen Abchasen zur Zeit des letzten türkischen Krieges einen zu guten Hinterhalt gewährte, um nicht von den russischen Truppen abgebrannt zu werden, als sie es gestürmt hatten. Der dortige Gutsbesitzer, Fürst Chabuga Antschibadse, theilte dem seitdem verstorbenen Schul-Inspektor Lichatschew folgende in seiner Familie erhaltene Ueberlieferung vom örtlichen Prometheus mit:

„Die Familie der Fürsten Antschibadse ist sehr alt. Ein Vorfahr derselben, Beßlan Antschibadse, hatte in Abchasien einen Milchbruder, den Riesen Ablaßkir. Dieser Ablaßkir war Götzendiener und erkannte den wahren Gott nicht an; er war dermaßen stolz, daß, wenn er zu Pferde auf eine von den Bäumen herabhängende Weinrebe stieß, er solche zerhieb, um sich nicht zu bücken und jemandem einen Vorwand zu geben zu denken, als beuge er sich vor Gott. Dieser Ablaßkir vernichtete fortwährend den in Abchasien und am ganzen Gestade des Schwarzen Meeres meilenweite Flächen bedeckenden Adlerfarn, der hier noch heutzutage den Erfolg der Landwirthschaft arg behindert. Ebensowenig liebte Ablaßkir aus irgend welchen Gründen rothhaarige Leute mit grauen Augen, die er beim ersten Zusammenstoße mit ihnen niedermachte.

Als endlich Gottes Geduld ausging, verschwand Ablaßkir plötzlich. Lange suchte ihn sein Milchbruder Beßlan Antschibadse und kam endlich auf den Gedanken, ihn in der Höhle von Tschilou zu suchen, da die Eingeborenen ihm sagten, daß das aus dieser Höhle hervorkommende Wasser Pferdedünger mitzuführen begonnen habe. Beßlan belud zwei Esel mit Lebensmitteln und Lichtern, und diese Thiere vor sich hertreibend, begab er sich in die Höhle. Wie lange er ging, ist schwer zu bestimmen, nur bemerkte er, daß die Hälfte seiner Lichter verbraunt war. Endlich gelangte er in einen mächtigen Saal, aus dem ein Stöhnen hervorkam. Beßlan Antschibadse fragte laut: „Wer bist du, der du in dieser Höhle stöhnst?" Da hörte Beßlan die Antwort: „Ich bin dein Milchbruder Ablaßkir; für meinen Hochmuth bin ich und mein Roß dermaßen an die Decke der Höhle angeschmiedet, daß wir nicht herabzukommen vermögen. Sage mir: wachsen bei euch nach wie vor Weinreben und Adlerfarn, und leben noch rothhaarige Leute? Solange werde ich mich am Felsen quälen, bis bei euch die Weinreben und Adlerfarn verschwunden und die rothhaarigen Leute umgekommen sein werden. Du aber, Bruder Beßlan, kannst mir nicht helfen, kehre schnell zurück und erzähle den Leuten von meiner Strafe; wenn aber deine Lichter ausgehen, so laß die Esel vorausgehen, welche, ihrer Witterung nach, dich aus der Höhle hinausführen werden."

„Vor vierzig Jahren", fügte Fürst Antschibadse hinzu, „besuchte mein Großvater die Höhle von Tschilou, konnte aber deren Ende nicht erreichen, da sie, nach der Ansicht der Abchasen, ebensoweit reichen soll, wie der Weg von Tschilou bis Kelassuir (einem Orte bei Ssuchum, — an die fünf deutsche Meilen) und, ihrer Meinung nach, niemand außer Beßlan Antschibadse bis zu deren Ende kommen könne". Einer solchen Erzählung keinen Glauben schenkend, wandte der Erzähler, Fürst Chabuk, seinen Einfluß auf die umwohnenden Abchasen dazu an, sie zu bereden, daß sie sich ihm bei einer neuen Besichtigung der Höhle von Tschilou behilflich erwiesen. Lange ließen sie sich nicht bereden, da der bloße Gedanke an eine Besichtigung der Höhle eine abergläubische Furcht über sie brachte. Endlich kam dieser Besuch im Mai 1876 zu Stande.

Mit Sonnenaufgang betraten die Forscher, mit Lichtern versehen, die Höhle. Ihr Boden erwies sich glatt und zum Ausgang hin geneigt. Aus der Höhle heraus strömt ein reißender Fluß, dessen Tiefe an einigen Stellen bis zu 0,7 m reicht. An vielen Stellen nimmt dieser Fluß die ganze Breite der Höhle ein, so daß die Besucher derselben im Flußbette gehen müssen. Die Lage ist mit Stalaktiten, von denen Wasser herabträufelt, bedeckt. Die Höhle wird bald breiter, bald schmäler; bisweilen gelangt man in geräumige Säle, während man an die 40 m durch das Wasser kriechen muß, wobei man über dem Kopfe angezündete Lichter hält.

[1]) Nach den Verhandlungen des Archäologischen Kongresses in Tiflis.

Ihren Weg dem Flußbette entlang fortsetzend, kamen die Besucher durch einige ungeheure Säle hindurch, und gelangten zuletzt an den Ort, wo sich der Bach in zwei Arme theilt; der rechte Arm hatte sehr kaltes Wasser, während der linke, unbedeutende Arm schwefelhaltiges, heißes Wasser führte. Der linke Arm kommt aus der Tiefe einer Kammer von bedeutenden Dimensionen, mit Stalaktiten und Stalagmiten, hervor, die hier in der Gestalt von Vorhängen, Pritschen, Bettstellen, Säulen u. dergl. erscheinen. Inmitten des Gemaches springt aus der Erde ein heißer Quell hervor, der eine Vertiefung in Gestalt einer Wanne erfüllt und den oben genannten Fluß bildet.

Der rechte, aus reinem, kalten Wasser bestehende Arm entströmt einem runden Gemache, ebenfalls mit Pritschen und Bettstellen aus Stalaktiten erfüllt, und sprudelt gleichfalls aus einem Fußboden von Stalaktiten hervor.

Der Fürst Antschibadse rechnete, gegen Sonnenuntergang aus der Höhle herausgelangend, daß er zu deren Begehen mehr als zehn Stunden verwandt habe, was ihn zur Annahme veranlaßt, daß er hin und zurück mehr als vier deutsche Meilen gemacht habe, und daß man solcherweise die Tiefe der Höhle auf mehr als zwei deutsche Meilen anschlagen könne.

Angeregt durch die Schilderungen des Fürsten Antschibadse, machte sich der verstorbene Lichatschew, damaliger Inspector der Schulen der Gesellschaft zur Wiederherstellung des Christenthums im Kaukasus, an eine Untersuchung der Höhle von Tschilou, wobei er sich der Hilfe des Orts-Geistlichen, David Achwlediani — eines gründlichen Kenners der abchasischen Sprache — erfreute. Dem Laufe des Flüßchens Atab (so genannt nach einem in demselben lebenden Fische) über eine halbe deutsche Meile folgend, kamen sie um zehn Uhr morgens an den mit dichtem Walde bedeckten Berg Ogyrdä. In dessen Kalkfelsen strömt ein Arm des Flusses Atab aus der Höhle von Tschilou hervor.

Die Abchasen nennen diese Höhle Atsch-ke-isytygua, was sich mit „Pferde-Dünger-herausbringend" übersetzen läßt — ein in alter Zeit dem Bache gegebener Name, als derselbe durch eine solche Zuthat die Anwohner darauf schließen ließ, daß die Höhle bewohnt sei.

Bei der Untersuchung der Höhle erwies sich, daß ihr Eingang von mächtigen Stalaktitensäulen derartig verschlossen sei, daß in dieselbe nicht anders als durch das hier an 0,7 m tiefe und 2 m breite Flußbett zu gelangen sei. Weiter mußte man gebückt unter herabhängende, Wasser herabträufelnde Stalaktiten dahingehen.

In den untersten Schichten fühlten die Wanderer einen starken aus der Höhle kommenden Luftzug, mit einem Geruche von Schwefelwasserstoff, der auf die Gegenwart einer Schwefelquelle in derselben hinwies. Die Eingeborenen versichern, daß die Fische aus dem Flusse Atab sich im Winter in der Höhle verstecken. Bei einer äußeren Lufttemperatur von 20° R. zeigten sich am Eingange 18°, und je näher zum Wasser, desto niedriger ward die Temperatur und fiel bis zu $10^1/_2$° R., während das Wasser selbst bloß 10° maß.

Nach den Worten der Landesbewohner ist die beste Jahreszeit zur Besichtigung der Höhle der Mai- und Juni-Monat, wenn das Wasser wärmer ist und weniger hoch steht. Zur Regenzeit strömt ihrer Angabe nach so viel Wasser aus der Höhle hervor, daß es völlig den Eingang in die Höhle versperrt. Dabei pflegt es dann trübe zu sein, was deutlich auf einen Zusammenhang der Höhle mit der Außenluft durch Felsspalten und Trichter hinweist, deren es in der Kalkformation Abchasiens eine Menge giebt.

Sehr wahrscheinlich diente die Höhle von Tschilou vormals den Menschen zum Aufenthaltsorte, und Archäologen und Naturforscher könnten bei so gründlicher Erforschung, wie solche den Höhlen Westeuropas gewidmet ward, große wissenschaftliche Schätze heben.

Doch wir wollen uns nicht bei der Aufzählung von Höhlen aufhalten, an denen Abchasien — oder der heutige Ssuchumer Bezirk — so reich ist. Dagegen wollen wir einiger Oertlichkeiten im westlichen Kaukasus Erwähnung thun, an welche sich andere interessante Prometheus-Mythen anknüpfen.

Am Nordabhange des Kaukasus, auf dem Wege aus Schegirei zum Passe Medowei, über dem vormaligen abasinischen Aûl Bag (nachmals die Kosakenstanize Bagowskaja, in 58° 15′ östl. L. und 44° 10′ nördl. Br., am Chods, einem linken Nebenflusse der Laba gelegen), erhebt sich der Berg Anschibog „in der Form eines mächtigen Thores", dessen Felsgehänge von Höhlen durchbrochen sind.

Dort auch, etwas höher aufwärts, an der kleinen Laba, liegt der Berg Diz, umgürtet von drei Reihen Felsen, in denen sich einige tiefe Höhlen finden. Ein schwarzer Schlund an der Spitze des Berges selbst führt in eine ungeheure Höhle, die nach Angabe der Eingeborenen bis zum Fuße des Berges hinabreicht. In der Tiefe dieser Höhle liegt der lokale Prometheus, Daschkal, mit sieben Ketten angeschmiedet. Mit seinem Arme müht er sich ab, sein Schwert zu erfassen. Vor Zerstörung der Welt wird er in einer, dem Antichrist entsprechenden Rolle — um die Menschen zu verwirren — erscheinen. So erzählt Baron Tornau in seinen „Erinnerungen eines kaukasischen Offiziers", in seiner ergreifenden Schilderung einer Recognoscirung, die er im Jahre 1835 aus Gagry über das kaukasische Hochgebirge in das Land der feindlichen Tscherkessen unternahm, in deren Gefangenschaft er bei dieser Gelegenheit gerieth.

Im vormaligen Gebiete des Stammes der Schangireier, im Thale Pßegáschcha, das zum gleichnamigen Passe führt, war eine gute deutsche Meile oberhalb Pßebai (in 44° 5′ nördl. Br. und 58° 25′ östl. L.) — in einer Höhle — der Riese Abdez, ein anderer lokaler Prometheus, mit eisernen Ketten angeschmiedet. So berichtete dem in Ssuchum Jahre lang lebenden Naturforscher Tscherniawski ein ehrenwerther Abchase — der in Ssuchum angestellte Uebersetzer Mahmud Bek-Bulatow, ein vorzüglicher Kenner des Gebirges und ein ausgezeichneter Erzähler.

Im Thale von Kuwin, $1^1/_2$ Meilen von der heutigen Stanize Storoshewaja (in 59° 5′ östl. L. und 43° 55′ n. Br. am Oberlaufe des kleinen Selentschuk gelegen) ist der Schauplatz einer der Heldenthaten des Narten Soßrukwo, der mit dem Riesen Kuwyrpyß (irpyß — im Kabardinischen „der Held", „der Brave") kämpfte.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Alfred Hettner's neue südamerikanische Reise.

Dr. Alfred Hettner hat über seine neue südamerikanische Reise bereits mehrere Berichte an den Vorstand der Berliner Gesellschaft für Erdkunde eingesandt. Wir entnehmen denselben die folgenden Angaben. Von Lima aus unternahm der Reisende zuerst einen Ausflug auf der großartigen Oroya-Bahn und nach dem Minendistrikte von Yauli. Dann trat er von Mollendo und Arequipa aus die Reise nach dem peruanisch-bolivianischen Hochlande an, über Puno, am Titicaca-See, nach La Paz, das er zu seinem ersten Haupt-

quartiere machte, und von dem aus er die Gegend des Desaguadero sowie auch die Yungas und die Cordillere im Osten des Titicaca-Sees durchstreifte. Ferner wandte er sich dann von Puno über Lampa und Santa Rosa nach Cuzco, wo er Anfang Mai eintraf, um von da aus die Anden auf mehreren Linien zu queren. — Vom Meere aus steigt das von Dr. Hettner bereiste Land stufenförmig auf — zuerst zu einer von Schluchten durchschnittenen, welligen Platte von gegen 400 m Erhebung, an die sich die sogenannten „Lomas", eine krystallinische Bergkette von 1100 m Höhe anlehnt. Jenseits derselben liegt eine 40 km breite Ebene, die von 1000 m allmählich zu 1700 m aufsteigt, und die unpassenderweise „Pampa de Islay" genannt wird. Sie endigt an der Kette der gleichfalls krystallinischen „Cerros", über welche hinweg man nach der noch höheren Ebene von Arequipa gelangt (Arequipa 2360 m), die im Nordosten durch die drei mächtigen Vulkanberge Pichu-Pichu, Misti und Chachani ihren Abschluß findet. Die infolge einer starken Brandung schwer nahbare Küste erhält durch das Vorspringen widerstandsfähiger krystallinischer Gesteinsmassen aus den weicheren sedimentären Bildungen eine gewisse Gliederung. Eine charakteristische Bildung der wüstenhaften Pampa de Islay bilden die 5 bis 6 m hohen Flugsandhügel der Medanos, die ihre konvexe Seite — dem vorherrschenden Südwinde entsprechend — gegen Süden kehren. Am nordöstlichen Rande der Ebene treten dieselben am massenhaftesten auf, in manchen Gegenden fehlen sie. In den Lomas rufen die Winternebel noch einen Kräuter- und Graswuchs hervor, in der Pampa ist die Vegetation an die tief eingeschnittenen Flußläufe, die von dem höheren Gebirge kommen, gebunden. Die Ebene von Arequipa besteht ganz aus vulkanischen Schuttmassen, die zum Theil zu einem harten Tuff verkittet sind. Jenseits der genannten Vulkanberge, von denen namentlich der Ubinas noch eine rege Thätigkeit entfaltet, liegt die Hochebene des Titicaca-Sees in einer Höhe, wie sie nur von wenigen europäischen Alpengipfeln erreicht wird. Der See selbst ist etwa so groß wie das Königreich Sachsen. Sein Spiegel ist im Laufe der Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutenden Schwankungen unterworfen gewesen. Es beweisen dies die ausgesprochenen Terrassen seiner Ufer. In einer jüngstvergangenen geologischen Periode muß der Seespiegel etwa 20 m höher gelegen haben wie heute, und zugleich muß sich der See über den größten Theil der Ebenen, welche sich gegenwärtig an ihn anschließen — vielleicht bis zum Poopo- oder Aullages-See — erstreckt haben. In einer früheren Periode hat der Seespiegel sogar 200 m über dem heutigen gelegen. Aber zwischen diesen Perioden scheint der Spiegel zum Theil sogar noch tiefer als heute gesunken zu sein. Seine höchste Lage ist älter als die Vergletscherung der Gegend (wohl jungtertiär) und gleichzeitig mit einer Periode starker vulkanischer Thätigkeit. Die Terrasse von 20 m Höhe könnte der bolivianischen Eiszeit angehören. Für die Annahme einer alten Meeresbedeckung fanden sich keine Stützen, jedoch müßte zur Entscheidung dieser Frage erst der südliche Theil des Hochlandes genauer untersucht werden. Zur Zeit der Terrasse von 200 m Höhe könnte immerhin eine Verbindung zwischen dem See und dem Meere vorhanden gewesen sein. (Vergl. d. Verhandlungen der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin, Bd. 15, S. 402 ff. und Bd. 16, S. 154 ff. und 269 ff.)

E. D.

Einige Mittheilungen über Nelanane.

Pater Strub, ein Missionar am Senegal, macht im „Bulletin de la Société de Géographie de Marseille" interessante Mittheilungen über Nelanane — die eigenthümliche Schlafkrankheit der Neger — denen wir auszugsweise folgendes entnehmen:

Die von der Krankheit ergriffenen Personen sind von einer unüberwindlichen Schlafsucht ergriffen, sie essen und trinken, sie verrichten die gewöhnlichen Lebensfunktionen unter dem Einflusse derselben, ohne einen freien Augenblick zu haben. Pater Strub hatte Gelegenheit an einem seiner Schüler beinahe ununterbrochen den ganzen Verlauf der Krankheit zu beobachten; derselbe entstammte einer angesehenen Familie, welche die Bekehrung des Jünglings nicht gern gesehen hatte; sein Vater hatte sich durch dieselbe so beleidigt gefühlt, daß er geschworen hatte, seinen Sohn nie mehr wiederzusehen.

Der Jüngling, welcher sich der besten Gesundheit erfreut hatte, erkrankte plötzlich an furchtbarem Kopfschmerz; mit krampfhaft gegen die Stirn gepreßten Händen wälzte er sich unter dem Rufe „Suma bop, suma bop" („mein Kopf, mein Kopf") auf dem Boden; verschiedene Mittel wurden vergebens versucht bis aus der Schaar der Umstehenden, welche sich lebhaft unterhielten (wobei Strub das Wort Nelanane unterscheiden konnte), eine alte Negerin hervortrat, welche den Kranken auf dem Boden ausstreckte und seinen Kopf mit aller Kraft gegen denselben andrückte. Die Wirkung dieses Verfahrens war beinahe augenblicklich; die Aeußerungen des heftigen Schmerzes hörten auf, es trat eine Zeit der Ruhe ein. Uebrigens ist dies ein sehr gewöhnliches Mittel gegen Migräne, welches aber leider nur vorübergehend wirkt; so war es auch hier der Fall. Sobald die Negerin aufhörte den Kopf zu pressen, stellte sich der Schmerz wieder ein, und es bedurfte der Behandlung durch verschiedene, einander ablösende Neger, um nur eine etwas längere Unterbrechung zu erzielen. Dies dauerte 25 Tage lang; Samba, dies war der Name des jungen Mannes, wälzte sich unter den furchtbarsten Schmerzen auf dem Boden, schlief nicht, aß beinahe nicht und klagte fortwährend. Die ebenholzschwarze Farbe seiner Haut war verbleicht und erdfarben geworden. Von Zeit zu Zeit besuchten ihn seine Verwandten, welche seinen Kopf drückten, um ihm einige Erleichterung zu verschaffen. Gegen den 30. Tag wurden seine Beine kraftlos und am 36. Tage sein ganzer Körper schlaff; die Kopfschmerzen hatten aufgehört, der ganze Organismus schien von einer unüberwindlichen Trägheit ergriffen zu sein. Von dem Augenblick an, daß diese Erscheinungen eintraten, war der Kranke nicht mehr im Stande auch nur das geringste zu verrichten, während seine Geistesfähigkeiten vollständig von der Krankheit unberührt blieben. In diesem Zustande verkehrte Samba ein ganzes Jahr lang. Während dieser Zeit empfing Pater Strub von einem eingeborenen Muselmann, den er auf dem Todtenbette taufte, folgende Warnung: Hüte dich, hüte dich vor dem Nelanane! dein Freund Samba ist von seiner eigenen Familie vergiftet worden, weil er den katholischen Glauben angenommen hat; hüte dich also!

Die dritte Periode der Krankheit war gekennzeichnet durch einen blödsinnigen Blick, durch beinahe fortwährenden Schlaf und durch widerlichen Ausschlag; nachdem dieser Zustand etwa ein Jahr lang gedauert hatte, trübte sich auch Samba's Vernunft, und er wurde unfähig zu denken. Stundenlang richtete er den Blick auf irgend einen Gegenstand, um dann ohne Veranlassung in schallendes Gelächter auszubrechen, darauf einige unzusammenhängende Worte zu murmeln und sich zu einem langen, unruhigen Schlafe niederzulegen. Sein Wärter hatte die größte Mühe seinen Körper zu reinigen, da Sambo ganz kraftlos war, und die Sache wegen des immer mehr um sich greifenden Ausschlages ihre Schwierigkeiten hatte. Das fortwährende Jucken veranlaßte den Kranken sich zu kratzen, und hierdurch wurde die Sache noch schlimmer, da schmerzhafte Wunden entstanden.

In der vierten Periode seines Zustandes war der Kranke vollkommen kraftlos; der hinfällige Körper ward durch keinen

Funken von Vernunft mehr belebt; außer dem Herzschlage konnte man bei Samba kein Lebenszeichen bemerken; diejenigen aus seiner Umgebung, welche schon öfter Fälle von Nelanane beobachtet hatten, sagten den Augenblick der Auflösung beinahe auf die Stunde voraus; sie trat ein, nachdem der Zustand 25 Tage gedauert hatte. Die Sektion der Leiche konnte nicht vorgenommen werden, weil dieselbe zu schnell in Verwesung überging. — Wie oben schon angedeutet worden ist, bestand schon vor dem Tode die Vermuthung, daß Samba vergiftet worden sei; die Gerüchte traten immer bestimmter auf, und man beschuldigte seine Familie, ihm das Gift im Reis beigebracht zu haben. Ein Freund des Verstorbenen klagte sogar den Vater und den Oheim desselben öffentlich an. Eine Untersuchung gegen sie blieb aber erfolglos, da die Angeklagten, ehe man ihrer habhaft werden konnte, vorübergehend das Land verlassen hatten.

Pater Strub spricht seine Ansicht dahin aus, daß alle Fälle von Nelanane auf Vergiftung, und zwar durch ein vegetabilisches Gift, zurückzuführen seien. Die Neger jener Gegend sind jedes Verbrechens fähig und mit der Anwendung schädlicher Substanzen so vertraut, daß sie nie Essen oder Trinken annehmen, ehe derjenige, welcher es anbietet, dasselbe gekostet hat. Er tritt der Ansicht derjenigen entgegen, welche glauben, daß die Schlafkrankheit die Folge der zufälligen Vergiftung des Trinkwassers durch vegetabilische Substanzen sei; wenn dies der Fall wäre, meint er, würden mehr Gruppenerkrankungen stattfinden, als thatsächlich der Fall ist. Der Vollständigkeit wegen möge noch angeführt sein, daß die Schwarzen, und unter ihnen besonders die Mohammedaner, Zauberei als die Ursache der Krankheit betrachten. Der Zauberer, sagen sie, murmelt erst seine Beschwörungsformel gegen die Person, welche die Krankheit bekommen soll, faßt sie dann an einem Arme oder Fuße, manchmal auch an einem Ohre. In dem Theile, welcher angefaßt wurde, machen sich sofort heftige Schmerzen fühlbar, denen dann die Krankheit in ihrem oben beschriebenen Verlaufe folgt. Thatsache ist es allerdings, daß Schmerzen in den Extremitäten oder in den Ohren als Vorläufer der Nelanane auftreten, die manchmal sehr heftig sind.

E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die im Jahre 1888 begründete Finländische Geographische Gesellschaft veröffentlicht unter dem Titel „Fennia“ eine längere Reihe von wichtigen geographischen Abhandlungen. Die meisten derselben beziehen sich auf die heimische Landeskunde und sind theils in schwedischer, theils in finnischer, theils in deutscher, theils endlich in französischer Sprache geschrieben. Wir heben besonders hervor: A. Bonsdorff, Untersuchungen über die Hebung der Küste Finlands in den Jahren 1858 bis 1887; B. Witkowsky, Ueber die Lokalattraction von Wiborg; J. J. Sederholm, Ueber die Eiszeitbildungen im Innern von Finland; Aug. Hjelt, Die Struktur der Bevölkerung Finlands im Jahre 1880; A. Donner, Wasserstandsbeobachtungen am Saima-See 1847 bis 1887. Die in finnischer Sprache erschienenen Arbeiten dürften freilich nur auf einen kleinen Leserkreis zu zählen haben, so interessant sie auch sein mögen. Einen recht guten Eindruck machen die beigegebenen Karten.

— Der weitere Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes macht beträchtliche Fortschritte, wenn auch natürlich von amerikanischer Hast dabei nicht das geringste zu spüren ist. Am 1. Januar 1889 betrug die Gesammtlänge der russischen Bahnen 26 113 Werst (gegen 25 276 Werst im Vorjahre). Sowohl der Personen- als auch der Güterverkehr sind stark im Zunehmen begriffen.

Asien.

— Lieutenant F. E. Younghusband, der durch die große ost- und centralasiatische Reise, die er in den Jahren 1886 und 1887 ausgeführt hat, berühmt geworden ist, ist nach dem oberen Industhale aufgebrochen, um im Wetteifer mit dem russischen Hauptmann Grombtschefski die Gebirgspassagen, welche über das Karakorum-Gebirge aus Kaschmir nach Chinesisch-Turkistan führen, genauer zu erforschen. Daß seine Reise einen militär-politischen Hintergrund hat, versteht sich nach seinem und seines Reisegefährten James' Berichte über die Mantschurei von selbst. (Vergl. Globus, Bd. 54, S. 156, 271 und 319; Bd. 55, S. 79, 175 u. 303).

— Auf Anregung des Statthalters der russisch-asiatischen Küstenprovinz, Baron Korf, hat Dr. L. Grinewezki von Wladiwostock aus eine Reise nach den Gestadeländern der Behringsee angetreten, um sich daselbst mehrere Jahre aufzuhalten, und sowohl die ethnologischen Verhältnisse der Tschuktschenbevölkerung als auch die geographische Natur des Landes und die wirthschaftlichen Aussichten, die dasselbe gewährt, einem sorgfältigen Studium zu unterwerfen. Dr. Grinewezki ist ein wohlbewährter Reisender, der bereits an mehreren wissenschaftlichen Expeditionen Theil genommen hat.

— Ueber die Schwierigkeiten des Verkehrs im Innern von Syrien, berichtet der britische Konsul in Aleppo im wesentlichen folgendes: Trotz einer äußerst reichen Ernte, welche die Brot- und Kornpreise im vergangenen Jahre so sehr herabsetzte, daß sich der Bau kaum verlohnte, war der Getreide-Export fast null, und dem Lande ging der Gewinn, den es sonst von dieser Quelle zu ziehen pflegt, vollständig verloren. Schuld daran sind die unsicheren Zustände, namentlich aber der Mangel an billigen Kommunikationsmitteln. Auf diese Weise vermodert das Getreide in den Scheunen und Dorfgruben, obwohl der Weizen von Aleppo in Italien, Griechenland und in der Levante sehr vortheilhaft verkauft wurde, bis indischer und russischer Weizen ihn verdrängte. Als Beispiel der Unkosten des Verkehrs dient die Thatsache, daß der Transport durch Kameele von Aleppo nach Alexandrette — eine Entfernung von 77 englischen Meilen — sich auf 50 Prozent des Preises von dem besten Weizen beläuft. Fast unglaublich erscheint es, daß die Kosten, die sich mit dem Transport von Lakrizen von der Ebene Antiochias bis Alexandrette verknüpfen — eine Entfernung von 30 bis 40 Meilen —, fünfmal so groß sind, als die von dem letztgenannten Hafen bis New-York; die Kosten des Transports eines Waarenballens von London nach Alexandrette sind sogar nur halb so groß, als die von dort nach Aleppo. Noch schlimmer sind die Verkehrszustände in dem benachbarten Distrikte, wo die seßhaften Beduinen entlang dem Euphrat große Mengen von indischem Weizen erbauen. Davon kosten drei Scheffel in Aleppo zwölf Piaster und die Miethe eines Kameels bis nach diesem Orte — eine Reise von drei Tagen — beträgt zehn Piaster, so daß der Bauer einen Gewinn

von nur zwei Piaster erzielt. Die Straße zwischen Alexandrette und Aleppo, 163 Kilometer lang, geht Dank der Kurzsichtigkeit der Regierung — die weder durch die Erhaltung der Wege noch durch die Herstellung von Eisenbahnen für die Erleichterung des Verkehrs mit dem Innern sorgt — allmählich wieder zu Grunde. Die Karawanen benutzen den älteren und 40 Kilometer kürzeren Weg, und überlassen den Fahrweg den baufälligen Wagen und halbverhungerten Pferden, welche bei schönem Wetter Passagiere zwischen den beiden Orten zu dem Preise von 3 bis 5 Pfd. Sterl. befördern, und welche auch vielfach das offene Feld der Straße vorziehen. Trotz alledem, und trotz dem Umstande, daß diese Straße schon mehr gekostet hat als eine gute Eisenbahn, werden immer noch Zölle für vorgebliche Reparaturen erhoben, und der Zustand, in dem sie sich jetzt befindet, ist charakteristisch für den allgemeinen Verfall einer der schönsten Provinzen der Türkei.

Nordamerika.

— Da die amerikanischen Waldungen und Gefilde notorisch arm an befiederten Sängern sind, so ist man in Oregon auf den Gedanken gekommen, dem Mangel durch einen massenhaften Import europäischer Singvögel und durch Akklimatisation derselben im Freien abzuhelfen. Es sind demnach fürs erste mehrere Hundert Buchfinken, Hänflinge, Staare, Amseln, Nachtigallen und Lerchen nach Portland übergeführt und daselbst in Freiheit gesetzt worden. Viele derselben sollen ihre Geneigtheit, sich in der Neuen Welt einbürgern, auch bereits dadurch bekundet haben, daß sie zum Nestbau sowie zum Brutgeschäft geschritten sind.

— Der gesammte Außenhandel der Vereinigten Staaten belief sich im letztvergangenen Fiskaljahre (1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889) auf 839 043 352 Dollars im Export und 774 090 549 Dollars im Import. Gegen das Vorjahr bedeutet dies wieder eine beträchtliche Zunahme, ganz besonders was den Waaren- und Produktenexport angeht. Auf letzteren kamen 742 401 799 Dollars (gegen 695 954 507 Dollars im Jahre 1887 bis 1888). Mit Deutschland steht die Union betreffs der Gesammtziffer des Außenhandels (rund 1613 Millionen Dollars oder 6855 Millionen Mark) ungefähr auf der gleichen Höhe, nur hat Deutschland eine Unterbilanz des Exportes gegenüber dem Importe zu verzeichnen, die Union aber eine Ueberbilanz (Vergl. S. 111). — Die amerikanische Einwandererziffer erfuhr gegen das Vorjahr eine starke Herabminderung (von 539 815 auf 438 614).

— Die Bierproduktion, mit allem, was darum und daran hängt, ist im Wirthschaftsleben der Vereinigten Staaten bereits ein ganz bedeutender Faktor. Im Jahre 1888 sind in den Vereinigten Staaten 24 718 327 Faß, d. h. rund 29 Millionen Hektoliter Bier gebraut worden. Die Einfuhr aus England, Deutschland und Oesterreich belief sich auf etwas mehr als ein Siebentel dieses Betrages. Der Verbrauch betrug demnach etwa 55 Liter jährlich pro Kopf. Die Zunahme in der Fabrikation im Vergleich zum Vorjahre betrug $2^1/_4$ Prozent; sie war am stärksten in den Staaten New York, Illinois, Missouri, Wisconsin und Kalifornien; in letzterem Staate betrug sie 12 Prozent. Starke Abnahme fand in Pennsylvanien und Ohio statt. England und Deutschland waren noch um nahezu fünfzig Prozent in der Biererzeugung voraus. — Kanada liefert jährlich nicht voll 500 000 Faß Bier, wovon der Löwenantheil, 323 000 Faß, auf die Provinz Ontario kommt. Trotzdem daß, wie in mehreren Staaten der Union, der Verbrauch von spirituösen Getränken gesetzlich stark eingeschränkt ist, nimmt die Bierproduktion doch von Jahr zu Jahr zu. Die kanadische Gerste ist zum Brauen ganz vorzüglich geeignet.

— In der Provinz Ontario besuchten im Jahre 1887 insgesammt 491 242 Kinder die Schulen; davon erhielten 482 572 (d. i. 97 Prozent) den Unterricht ausschließlich in englischer Sprache; von den übrigen erhielten 7482 den Unterricht zum Theil in französischer, 1188 zum Theil in deutscher Sprache. Es gab 5549 Schulen in der Provinz; in 5423 davon herrscht ausschließlich die englische, in 112 zum Theil die französische, in 14 zum Theil die deutsche Sprache. Die Zahl der Lehrkräfte (zum sehr großen Theil weiblichen Geschlechts) belief sich auf 5850. Gegen die vorwiegend französischen Schulen im östlichen, der Provinz Quebec benachbarten Theile der Provinz besteht augenblicklich eine äußerst lebhafte Agitation, die in der Furcht vor der Erweiterung der Macht und des Einflusses der römischen Kirche ihren Ursprung hat.

Südamerika.

— Der Bau der argentinisch-chilenischen Andenbahn macht unter der Leitung des Oberingenieurs Schaltzmann rüstige Fortschritte, und bis Uspallata hofft man dieselbe bereits Ende dieses Jahres eröffnen zu können. Die 190 km lange Strecke, welche herzustellen ist, bereitet der Technik mancherlei Schwierigkeiten. Vor allen Dingen macht der wilde Rio Mendoza, dem die Bahn entlang führt, zahlreiche feste Brückenbauten (12 größere und mehr als 20 kleinere) nöthig, und ebenso sind auch mehrere (sechs) Tunnelanlagen durch den Granit des Hochgebirges hindurchzusprengen, darunter einer von 8 bis 10 km Länge. Gegenwärtig sind die Arbeiten auf der argentinischen Seite bis zum 89. Kilometer in vollem Gange, und auf der chilenischen Seite werden sie nunmehr ebenfalls begonnen.

Australien und Polynesien.

— Die „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft (Vol. XI, p. 492) enthalten einen Reisebericht von Ernest Favenc, in dem sich dieser wohlbekannte Australienforscher über die im Jahre 1888 von ihm besuchten Quellgebiete des Gascoyne- und des Ashburtonflusses ausspricht. Obgleich er die Tributäre der genannten Ströme vielfach ganz wasserleer fand, so gab es doch auch ausgedehnte Strecken vorzüglichen Weidelandes entlang denselben. Die geologische Bildung der Gegend sprach im allgemeinen gegen die Wahrscheinlichkeit, daß man große Mineralschätze daselbst finden werde. Die Eingeborenen machten einen sehr verkümmerten Eindruck, sowohl was ihren Wuchs als auch was ihre Intelligenz anlangt — wahrscheinlich infolge der Kümmerlichkeit des Wildstandes und der anderen Subsistenzmittel.

— Einer Nachricht aus Sydney zufolge hat die englische Regierung einige weitere kleine Annexionen in der Südsee vornehmen lassen, indem sie durch ein Kriegsschiff auf den Hauptinseln der Phönix- und Union-Gruppe, im Norden von Samoa, die englische Flagge hat aufpflanzen lassen. Auch dieser Zuwachs zum britischen Weltreiche muß mit dem Projekte des australisch-kanadischen Kabels in Zusammenhang gebracht werden.

— Auf den Sandwichinseln hat der Vulkan Kilauea abermals zwei Seen flüssigen Feuers an der Westseite seines Kegels gebildet. Dieselben sind aber bloß halb so groß wie der „Neue Feuersee", der im Jahre 1881 entstand und im Jahre 1886 wieder verschüttet wurde. An Stelle des sogenannten „Halemauman" — des früheren Feuersees — hat sich seit 1886 eine kegelartige Erhöhung gebildet.

— Am 8. März d. J. ist die Insel Tonga von einer verheerenden Fluthwelle heimgesucht worden. Dieselbe brach sich glücklicherweise an dem sogenannten Liku, d. h. an der gegen den Wind gelegenen Seite desselben, welche nahezu zu allen

Zeiten durch ein flaches, vor dem Strande sich hinlagerndes Riff geschützt ist. Eine später vorgenommene Untersuchung des Likn stellte heraus, daß die Welle eine Höhe von vollen fünfundzwanzig Fuß über dem gewöhnlichen Hochwasserstande erreicht und die Küste auf Meilen hinaus von Bäumen und Strauchwerk, die mit fortgerissen wurden, gesäubert hatte. In der Gegend von Faleloa waren die Fluthen zwar nicht bis zu gleicher Höhe gestiegen, immerhin hatten dieselben aber noch genügend Gewalt besessen, um 5 bis 6 Tonnen schwere Felsmassen 14 bis 20 Fuß hoch auf eine steile Anhöhe zu schleudern. Auch an anderen Stellen ließen sich Verwüstungen bis auf 15 Fuß Höhe nachweisen; namentlich waren sämmtliche ins Meer herausspringende Landzungen mit fortgewaschen worden und neue Buchten entstanden. Wären die Wellen nur noch weitere 10 Fuß gestiegen, so wäre auch ganz Eua — die am höchsten gelegene Insel der Gruppe — unter Wasser gesetzt worden, während auf den niedriger gelegenen, flachen Inseln die gesammte Bewohnerschaft hätte ertrinken müssen.

— Die Queensländer Goldproduktion hat sich im letztvergangenen Jahre (1888 bis 1889) noch weiter gesteigert, indem sie 481 643 Unzen (55 720 Unzen mehr als im Vorjahre) betrug. In hervorragendster Weise ist an dem Aufschwunge des Goldbergbau der Mount Morgan bei Rockhampton betheiligt. Im ganzen waren 9491 Bergleute und Goldgräber am Werke, die Zahl der Chinesen darunter hat aber abgenommen.

— In der Kolonie Victoria wurden in der Nähe von Morwell (einer Eisenbahnstation 140 km ostsüdöstlich von Melbourne) und Boolarra Braunkohlenlager von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt.

Polarregionen.

— Die dänische Grönlandforschung hat für die nächsten Jahre die Ostküste des Landes zwischen dem 66. und 73. Grad nördl. Br. in Aussicht genommen, und es soll im nächsten Frühjahre eine Expedition, die auf $2^1/_2$ Jahre ausgerüstet ist, dahin abgehen.

Allgemeines.

— Welche Bedeutung die britischen Kolonien für das wirthschaftliche Leben des Mutterlandes haben, geht aus den folgenden, den britischen Zollausweisen entnommenen Ziffern hervor. Im Jahre 1888 betrug:

	der Import aus Pfd. Sterl.	der Export nach Pfd. Sterl.
Westafrika (incl. Goldküste)	839460	824040
Südafrika	5639661	6409517
Mauritius	275546	288072
Aden	287306	211670
Indien	30763677	33830273
Straits Settlements . .	5351322	2742795
Ceylon	2532999	741742
Hongkong	1296690	3003379
Australien	25865059	28596569
Britisch-Nordamerika . .	9268209	8692046
Britisch-Westindien . .	2237470	2518162
Britisch-Guyana . . .	1128404	795922
Britisch-Honduras . . .	229641	120508

— Nach einer Berechnung, die von Selim Fares Effendi angestellt worden ist, beträgt die jährliche Zahl der Mekka-Pilger in runden Ziffern:

	zu Wasser:	zu Lande:
aus der Türkei	8 500	1 000
aus Egypten	5 000	1 000
aus Marokko, Algerien und Tunis	6 000	—
aus Yemen und Oman	3 000	—
aus Hadramaut und Asien . . .	3 000	—
aus Ost-Arabien (Wahabiten) . .	—	5 000
aus Hedschas	—	22 000
aus dem Sudan	2 000	—
aus Zansibar	1 000	—
aus Malabar und Persien . . .	6 150	2 500
aus Indien	15 000	—
aus den Malayen-Ländern	12 000	—
aus China	200	—
also im ganzen . . .	93 350	

Bücherschau.

— J. Silvestre, L'empire d'Annam et le peuple Annamite. Paris 1889. Félix Alcan. — Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf Grund eines umfassenden Quellenmaterials ein übersichtliches und zuverlässiges Gesammtbild des französischen Schutzstaates Annam zu entwerfen, und wer sein Buch eingehender prüft, wird gestehen müssen, daß ihm dies auch in einem hohen Grade gelungen ist. Das Werk bildet in jeder Beziehung ein würdiges Seitenstück zu dem Lanessan'schen Werke über Tongking und enthält eine Fülle von wirthschaftsgeographischen und völkerkundlichen Angaben, die auch für den gebildeten Deutschen, insbesondere aber für den fachmännischen Vertreter der betreffenden Disciplinen in Deutschland von hohem Interesse sein müssen. Die beigegebene Karte steht nicht auf der Höhe der heutigen kartographischen Technik, ist aber historisch ohne Zweifel von Werth.

— Adolf Friedrich Graf v. Schack, Geschichte der Normannen in Sicilien. Zwei Bände. Stuttgart 1889. Deutsche Verlagsanstalt. — Ein Hinweis auf dieses Buch würde außerhalb des Rahmens unserer Zeitschrift liegen, wenn nicht der Anhang beider Bände dadurch von geographischem Interesse wäre, daß darin eine Beschreibung Palermos von Ibn Haukal, eine Geographie von Sicilien aus der Kosmographie Edrisi's, ein Auszug aus dem geographischen Wörterbuche Abu Abdallah Yakuts und ein Bericht Ibn Dschubair's über seine Reise in Sicilien enthalten. Die Bilder, die die alten arabischen Autoren von den von ihnen besuchten Ländern und Stätten entworfen haben, sind aber im allgemeinen so schwer zugänglich, daß wir sie von einem befugten Kenner der arabischen Literatur mit großem Danke entgegennehmen müssen. Die geistvollen historischen Ausführungen über die Fahrten und Eroberungen der Normänner, die für Andere die Hauptsache sind, mag der geographische Leser als angenehme Zugabe betrachten.

— Otto Hübner's Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. v. Juraschek. — Frankfurt 1889. W. Rommel. — Eine Schatzkammer bequemer staatenkundlicher Information, die die Popularität, welche sie genießt, auch in ihrer neuesten Ausgabe vollkommen verdient.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Das Uélle-Gebiet.

Nach Dr. W. Junker's wissenschaftlichen Reiseergebnissen geschildert von H. Seidel.

I.

(Mit einer Karte.)

In der stattlichen Reihe der Sudanforscher nimmt der Deutsch-Russe Wilhelm Junker neben Schweinfurth und Emin Pascha unbestritten die erste Stelle ein, und dieser Ruhm gründet sich nicht nur auf seine glänzenden Entdeckungen, sondern ebenso sehr auf die überaus vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit des Reisenden während seiner afrikanischen Wanderjahre. Seit er auf der Expedition in das Bergland von Kaliká (1877/78) an den Quellen des räthselhaften Uélle stand, hat er nicht geruht, bis das Problem dieses Stromes gelöst und auf endlosen Kreuz- und Querzügen das Wassernetz der Hauptader und ihrer Zuflüsse befriedigend festgelegt war. Rechnet man die Länge der Junker'schen Routen zusammen, so ergiebt sich, ganz abgesehen von den früheren Strecken, allein für die Jahre 1880 bis 1884 die gewaltige Zahl von 6250 km, das ist etwas mehr als eine doppelte Durchquerung Afrikas von der Kongomündung nach Zansibar. Dabei liegt dieses Itinerar völlig innerhalb der Grenzen des ägyptischen Sudan, von der Meschra-er-Rek bis Ladó — weil die Heimreise nicht mitgezählt ist —, woraus wohl am besten erhellt, wie sorgfältig Dr. Junker sein Arbeitsfeld nach den verschiedensten Richtungen hin untersucht hat. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungen sind uns jetzt in Gestalt zweier Ergänzungshefte zu Petermann's „Geographischen Mittheilungen“ zugänglich gemacht, und zwar enthält diese hochbedeutsame Publikation 1. eine von Junker selbst verfaßte „Hydrographie, Orographie und Ethnographie des Uélle-Mákua-Gebietes“, 2. eine von Dr. A. Schmidt in Gotha herrührende Bearbeitung der „Höhenbestimmungen und meteorologischen Beobachtungen von Dr. Junker und Dr. Emin Pascha“ und 3. eine Abhandlung Dr. Bruno Hassenstein's über die „kartographischen Arbeiten Dr. W. Junker's von 1877 bis 1886“, zugleich als Memoire dienend für die dem Werke beigegebene Vierblattkarte von Zentralafrika im Maßstabe 1 : 750 000.

Wenn wir es unternehmen, gestützt auf diese vorzügliche Quelle [1]), eine Schilderung der von Dr. Junker erforschten Länder zu entwerfen, so wird die Bestimmung eines Grenzrahmens, innerhalb dessen sich die Beschreibung halten muß, nothwendig unsere erste Aufgabe sein. Wir beginnen mit dem Ausziehen dieser Linie im Osten, wo der obere Lauf des Nil, der Bahr el Dschebel (Gebel), von seinem Austritt aus dem Mwutan bis Ladó, für unser Gebiet die beste natürliche Scheide ausmacht. Im Westen bewirken dies die unbekannten Länder zwischen dem 22. und 23. Längenkreise, welche südlich die Vereinigungsstelle des Mbómu mit dem Uélle umschließen, nördlich aber zur Wasserscheide des Schari und Kongo hinaufleiten. Gegen Mittag umrandet der Népoko Junker's Forschungsbereich, und im Norden endlich bilden die Sitze der Dinka, Bongo, Djur und Kredj den trennenden Abschluß. Von der Gesammtfläche dieses Raumes entfallen etwa 400 000 qkm auf das Regime der

[1]) Daneben sind aber fortgesetzt auch die Originalberichte Junker's in Petermann's Mittheilungen von 1879 und den folgenden Jahren verglichen worden.

Kongo-Tributäre, unter denen der Uélle-Mákua allein 360 000 qkm — oder mehr als das Areal des Preußischen Staates — für sich beansprucht, so daß der Loíka-Itimbiri nur 30 000 qkm und der Népoko noch 10 000 qkm erhält.

Bestimmend für den orographischen Aufbau wird zunächst die im Westen vom Albert-See und dem Bahr el Dschebel mauerartig emporsteigende Hochkette der „Blauen Berge", deren isolirte Kuppen von 2000 m und darüber auf unseren Karten die Namen berühmter Sudanforscher tragen. Den Nordabschnitt dieses Systems erschloß Dr. Junker's Reise von 1877/78, die ihn in die Quellregion des Uélle-Kibali führte, wo sich das Gebirge „wie eine Alpenlandschaft" vor den Augen des Besuchers aufthat. Die Wasserscheide streicht hier von Süden nach Norden, um später, fast genau unter $3^1/_2$ Grad nördl. Br., plötzlich nach Westen umzubiegen; ihre Höhe beträgt an der Stelle, wo Junker sie am 3. Dezember 1877 überschritt, noch reichlich 1300 m, sinkt aber von da an bald zu geringeren Maßen herab. Zugleich mit dieser Wendung ändert sich der Charakter des Geländes; das Hochgebirge zerfällt, je weiter nach Norden, in einzelne kleinere Bergzüge, zerstreute Felskegel und wirre Hügelmassen, deren Kulme schließlich unter 600 m zurückbleiben. Für die übrigen Gebiete, etwa bis zum 23. Meridian, bildet die jetzt nordwestlich gerichtete Wasserscheide den Landesfirst, weshalb die Gewässer der nordöstlichen Abdachung zum Bahr el Ghasal, die der südwestlichen hingegen zum Uélle oder den sonst benachbarten Nebenadern des Kongo gehören. Sieht man von den vielen unregelmäßig vertheilten Einzelbergen und Hochhügeln ab, die nur selten zu Gruppen genähert sind, so stellt sich die Gegend im allgemeinen als ein mehr oder minder großwelliges Flachterrain dar, mit zahlreichen, tief eingerissenen Thälern oder schroff aufgesetzten kleinen Plateaus. „Ueberall", sagt Dr. Junker, „in den ausgedehnten Strichen, die ich durchzogen habe — sei es im Norden oder im Süden vom Uélle, sei es im weiten Osten oder im Westen —, ist es in den meisten Ländern die gewellte Form der Erdoberfläche, die der Konfiguration des Bodens die charakteristischen Merkmale aufdrückt."

Um schnell eine befriedigende Uebersicht zu gewinnen, thun wir am besten, mit Dr. Junker zuerst die Hauptwasserscheide zwischen Kongo und Nil, sofern sie uns hier angeht, einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Von jener oben erwähnten Beuge läuft die Abflußgrenze bogenförmig gestaltet über Nordwesten durch den Schnittpunkt des vierten Parallels mit der 30. Mittagslinie, springt dann bis $4^1/_2$ Grad fast nördlich hinauf und fällt unter spitzem Winkel über die Hügel Oduku und Angabbi nach Südwesten zurück. In geschlängeltem Zuge erreicht sie den 28. Meridian, nachdem ihr unterwegs der Dschebel Baginse eine deutliche Marke verliehen hat, schlägt darauf eine hoch nordwestliche Richtung ein und kreuzt den fünften Parallel, bis sie, etwas südlich vom sechsten Breitengrade, in die Bergreihen des Pambía-Landes eintritt, um so gegen den 26. Längen- und 7. Breitengrad weiterzuziehen. Erhebungen, wie der Daragumba und andere geben ihr auf der letzteren Strecke ein schärferes Gepräge, während sie sonst meist über einen nur mäßig undulirten Boden fortstreicht und sich öfter so wenig markirt, daß sie auf den ersten Blick kaum wahrnehmbar ist; ja vielerorts greifen die nach verschiedenen Seiten abfließenden Gewässer „fingerförmig" in einander. Nunmehr verliert sie sich in einem nördlichen Bogen, der wohl an den achten Parallel stößt, durch mehrere Längengrade nach Westen; doch bedeutet sie jenseits des 23. Mittagskreises nicht mehr die Scheide zwischen Uélle und Nil, sondern trennt hier bereits das Schari- und Kongo-Gebiet. Nach Junker's Messungen liegt die Wasserscheide bei den Kibaliquellen an 1400 m hoch; für den Wendepunkt nach Westen sind 100 m abzusetzen, und für die Strecke von Tomaja's Distrikt nach Uándo am Berge Baginse vorüber dürfen noch 1000 m als Erhebungsmaß gelten. Zwischen Uándo, Ndóruma und Dem-Soliman (26 Grad östl. L.) werden, abgesehen von einzelnen Gipfeln, im Durchschnitt nur 700 bis 800 m zu rechnen sein.

Nach dieser vorläufigen Orientirung wäre jetzt eine ins einzelne gehende Darlegung der Oro-Hydrographie des Uélle-Gebietes am Platze. Dr. Junker hat es vorgezogen, Wassernetz und Bodenbau getrennt zu behandeln, ja ersteres zunächst zur Sprache zu bringen; gleichwohl glauben wir nicht Unrecht zu thun, wenn wir versuchen, beide Theile angemessen mit einander zu verknüpfen und in Beziehung zu setzen, damit ein möglichst geschlossenes Bild jenes Erdraumes entstehe. — Unser Ausgangspunkt ist die Heimath des Uélle; sie liegt zwischen $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Grad nördl. Br. und unter dem 31. Meridian, auf dem Westabhange der Blauen Berge, in 1300 m Seehöhe. Etwa 100 m tiefer sind die Quellbäche bereits in zwei größere Adern, den Sir und Kíbbi, gesammelt.

Mit starkem Gefälle tobt der junge Fluß, ganz westlich gerichtet, bergab und hat bis zur Einmündung des Dongú sein Niveau bei 250 km Lauflänge schon um 490 m erniedrigt. Zugleich ist ihm ein neuer Name, Kíbali, zuertheilt worden, der jedoch bald der Bezeichnung Uélle oder Uélle-Mákua weichen muß. Immer noch eilig rinnt er sodann die nächsten 100 km ins Thal, um sich mit der Gadda zu verbinden, die ihm von Süden her zugeht. Die 30 m Gefäll dieser kurzen Strecke gehören großentheils auf die durch G. Schweinfurth bekannt gewordenen Schnellen Kissanga; außerdem scheinen auch noch anderweitige Störungen vorzuliegen, die aber bis zur Konfluenz völlig ausgeglichen sind. Fortan ist das Flußbett gleichmäßig geregelt, zeigt hohe, oft senkrechte Wandungen, bei einer je nach der Jahreszeit sehr wechselnden Tiefe. Das Gefäll beträgt für die 70 km bis zum Eintritt des Mbrúöle kaum 10 m; gerade noch einmal so viel kommen auf den folgenden, 85 km messenden Abschnitt zwischen dem Mbrúöle und Junker's Uebergangspunkt von den A-Mádi zu den A-Bármbo, womit zugleich der große, nach Süden gekrümmte Bogen des Uélle begrenzt ist. Der Fluß lenkt nämlich vom Eintritt der Gurba, unfern des Mbrúöle, plötzlich mit scharfem Knick aus seiner bisherigen Richtung ab, und diese Abweichung wird um so bemerkenswerther durch die eigenthümliche Ursache, welche der Erscheinung zu Grunde liegt. Der Fluß umkreist hier auf bedeutende Erstreckung das bergige A-Mádi-Land, wozu er in einer früheren Zeit ohne Zweifel durch jetzt verschwundene Gebirgsmassen genöthigt worden ist. Die heute sichtbaren Hügel und Berge sind nur noch die Zeugen einstiger Erhebungszüge, welche annähernd westnordwestlich gerichtet waren und an geeigneter Stelle dem Flusse einen Durchgang gewährten. Gerade vor der südlichsten Ausweichung des Stromes erhebt sich der tafelförmige Madjánu; ihm schräg gegenüber in Nordwest liegt der Ngurra oder Angba, dem wieder der Língua und endlich der Malingde folgt, der beinahe mitten in der Sehne des Bogens seinen Platz hat. Die Höhe des Língua wird von Dr. Junker zu 930 m angegeben; für die übrigen Gipfel scheinen verläßliche Messungen zu fehlen. Am Flüßchen Hekke, das auf dem Malingde entspringt, hat der Uélle den Parallel der Gurba- und Mbrúöle-Mündung wieder erreicht und kann jetzt, nach Ueberwindung sämmtlicher Hindernisse, als wahres Muster eines „Längenstromes mit Nebenflüssen an beiden Seiten" der beliebten Westrichtung bis zum 22. Meridian östlich von Greenwich unentwegt treu bleiben.

Den Bogenlauf des Uélle charakterisirt übrigens eine reiche Inselbildung, die den widerstandsfähigen Resten des felsigen Untergrundes ihr Dasein verdankt. Freundlich winken die dichtbegrünten Eilande über den Strom; aus den üppigen Bananenpflanzungen ragen die Kegeldächer der Negerhütten empor, und die Hochufer hüben und drüben schmückt ein in großer Formenfülle prangender Urwald. Oefter liegen die Inseln in Gruppen vereinigt, deren Dr. Junker etwa sechs gezählt hat.

Wesentlich anders gestaltet sich jener Abschnitt des Uélle vom Bache Loï; am Westende des großen Bogens, bis zum südlichen Nebenflusse Mbima, 215 km von ersterem Orte entfernt. Das Niveau vermindert sich dabei um 110 m, was zur Genüge für das Bestehen von Wirbeln, Stromschnellen und Katarakten spricht, obschon eine genaue Untersuchung zur Zeit noch fehlt. Auf einen persönlichen Einblick, den Junker während seiner letzten Rundreise in die stark geänderten Verhältnisse des Uélle gewann, baut er die Schlußfolgerung, daß der Strom hier kein ausgesprochenes Bergland durchzieht, sondern daß das jähe Gefäll einzig von dem allgemeinen Absturz des Geländes herrührt, welches sich von den höher gelegenen östlichen Plateaugebieten zu dem niedrigeren Flachlande im Westen des 23. Meridians hinuntersenkt. Ein treffliches Bild giebt uns Junker's Beschreibung des Flusses beim Häuptlinge Bagbínne, gerade gegenüber der Seitenader Mbima, wo der Spiegel des Uélle noch 450 m Seehöhe hat. Der Reisende befand sich auf dem rechten Ufer, konnte aber der vielen vorgelagerten Inseln wegen die Breite nicht sicher bestimmen; schon der nördliche Arm allein maß über 500 Schritt. Da die flachen Uferwände nicht ausreichen, um das Hochwasser im eigentlichen Bette zusammenzuhalten, so ist die Gegend öfters Ueberschwemmungen ausgesetzt. Zwischen der Mbima- und Uérre-Mündung liegen die gefürchteten Katarakte bei der Insel Kombiäko, und ähnliche Störungen werden noch mehrfach, selbst bis Ali Kobbo hin.— Junker's fernstem Punkte ($23^1/_2$ Grad östl. Länge) — im Thalwege vorkommen. Denn unbedingt gehört auch der letzte in unseren Rahmen fallende Theil des Uélle in das vermittelnde Absturzgebiet, ist aber auf dieser Strecke nur bei der früheren arabischen Station Hassan ($24^1/_2$ Grad östl. Länge) von einem mit Dr. Junker bekannten Führer aus Rasai's Mannschaft gesehen worden, welcher berichtete, daß der Fluß daselbst viele Inseln besitze und von namhafter Breite sei. Dieselbe Zertheilung in zahlreiche größere und kleinere Arme bietet der Strom an der Station Abd-Allah, unweit Ali Kobbo, so daß „phantasievolle Uebertreibung der Araber behauptet, es benöthige einer Zeit von fünf Tagen, um über die Kanäle und großen Inseln auf das Südufer des Flusses überzusetzen“. Etwas mehr unterhalb treten die vorher getrennten Wasser plötzlich in ein einziges breites Bett zusammen, das sich in majestätischen Windungen fern im Westen verliert. Hohe Uferwaldungen fassen die Seiten ein; das Land ist flach, Gebirge fehlen, und beruhigt zieht der Uélle, immer westlich gerichtet, dem schließlichen Wendepunkte nach Süden zu, den er unter dem 22. Meridian erreicht. Kurz vorher geht ihm aus Norden einer seiner stärksten Nebenflüsse, der Mbomu, zu, nach dessen Aufnahme der Uélle seinen Namen in „Mobángi“ verändert. Damit ist nun der Anschluß an die vom Kongo her unternommene Erforschung des Stromes erreicht; denn gerade mit dem 22. Längenkreise endet Kapitän van Gèle's Fahrt auf dem Dampfer „En Avant“, durch die vom Oktober 1887 bis Januar 1888 der größere bis dahin unbekannte Theil des Mobángi eröffnet wurde. Schon früher, zu Anfang des Jahres 1885, hatte der verdiente Missionar Grenfell mit dem „Peace“ eine Untersuchung des Mobángi gewagt und namentlich über dessen Endlauf schätzenswerthe Nachrichten geliefert [1]).

In der jetzt folgenden Uebersicht der wichtigsten Zuflüsse des Uélle werden wir zunächst die dem rechten oder nördlichen Ufer angehörenden Tributäre besprechen. Als erster derselben ist der Dongú zu nennen, welcher wahrscheinlich in den Bergen von Ndirfi auf der Hauptwasserscheide, nahe den Quellen des Jéi, Rohl und Jssu, entspringt. Dann kommt der Duru, der aus den Erhebungen südwestlich vom Dschebel Baginse quillt und in seinem Unterlaufe vielfach zur Bildung von Sümpfen neigt, was ihm seine zahlreichen Beiflüßchen mit Konsequenz nachthun. Dieselbe üble Eigenschaft besitzt auch die dritte rechtsseitige Nebenader des Uélle, der kleine Kápili. Bedeutend kräftiger ist der Mbrúöle, dessen Anfänge mit denen des Jubbo aus dem System des Bahr el Ghasal korrespondiren. Er mündet nicht weit von der Gurba, kurz vor Beginn des großen Uéllebogens, und ist dort ein ansehnliches Gewässer von 75 Schritt Breite; seine Richtung verläuft; wie die der östlichen Vorgänger von Nordost nach Südwest, wohingegen sein nächster westlicher Nachbar, die Gurba, fast genau nordsüdlich gerichtet ist. Die Quellen der Gurba sprudeln in Ndoruma's Gebiet und sind von Dr. Junker auf seinen Zügen von und nach der Station Lacrima öfter berührt worden. In dieser Gegend entsteht auch der Uérre-Depi, unser sechster nördlicher Zufluß, der sowohl wegen seiner namhaften Verstärkungen als auch wegen seiner bedeutenden Länge die früheren Wasserrinnen erheblich übertrifft. Ein Plateau scheidet ihn von den Zuflüssen des nach Norden gewandten Jubbo; auf halbem Wege dorthin erhebt sich ein Chaos von schroffen, vollständig kahlen Granitbergen, von denen der Emba mit kaum 400 Fuß der höchste ist. Sonst dehnt sich das Gelände schwach wellig viele Meilen hin aus, und nur der Kéddede und Niángo stellen eine merkliche Unterbrechung in dieser Einförmigkeit dar. Abweichend von der Gurba schlägt der Uérre sofort eine südwestliche, ja sogar streckenweise rein westliche Richtung ein, die ihm eine bequeme Erweiterung seines Regimes verstattet und seinen Lauf über drei Meridiane ausdehnt. Da er sehr breit ist und ein nur mäßiges Gefäll besitzt, mögen die Eingeborenen Recht haben, welche Junker versicherten, daß ein beträchtlicher Theil des Flusses schiffbar sei. In sein nördliches Ufer tritt unter spitzem Winkel der starke Duma, dem tiefer hinab die von der Sekundär-Wasserscheide zwischen Uérre und Mbomu rieselnden kleineren Adern Fullu, Bitapo, Köri, Guru und Gusia folgen. Fast noch winziger sind die Beiflüsse des linken, südlichen Ufers, denen durch die Nähe der Gurba und des Uélle selbst kein genügender Raum zur Entwickelung bleibt.

Da die Mündungen der Gurba und des Uérre über zwei Längengrade aus einander liegen, und der Hauptstrom unterdeß den oben beschriebenen Südbogen gemacht hat, so können sich im Lande der A-Madi, vom Malingde, dem bergigen Mittelpunkte dieses Gebietes ausgehend, mehrere Nebenflüßchen bilden, die strahlig geordnet zum gemeinsamen Hauptbette fortziehen.

Unter dem 22. Mittagskreise ergießt sich sodann als größter nördlicher Zufluß der Mbómu in den Uélle. Der Mbómu übertrifft an Flächeninhalt seiner Abflußzone sowie an Breite und Wasserreichthum alle anderen Tributäre, auch die südlichen, und seine Quellregion greift bis zum fünften Parallel nach Norden vor. Mehr noch als der Uérre neigt er einer westlichen Hauptrichtung zu und durchfließt von seinem Ursprunge in

[1]) Vergl. Mittheilungen der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, Bd. IV, S. 391.

1 : 4500000.

Kilometer. (111,3 = 1° d. Ä.)

Dr. W. Junkers Reiserouten.

Höhen in Metern.

Uebersichtskarte des Uélle-Gebietes.

P. Sprigade. Gaillard, ph.

$27\frac{1}{2}$ Grad östl. Länge bis zum Gemünde $5\frac{1}{2}$ Meridianabstände, was eine Ausdehnung von 600 km ergiebt. Sein Bett ist durchweg ziemlich stark abschüssig; auf den Oberlauf, der von Junker zu 150 km gerechnet wird, kommen 140 m Gefäll; der 180 km zählende Mittellauf beansprucht 70 m und der Unterlauf mit 270 km noch immer volle 100 m.

Die durchgängig nur mittelhohen Ufer vermögen in der Schwellzeit nicht die ganze Wassermenge zu fassen, vielmehr überfluthet diese auf bedeutende Strecken das angrenzende Land und richtet schweren Schaden an. Als Verstärkungen empfängt der Mbómu von Norden her vier nennenswerthe Tributäre, deren Netz gelegentlich bis an den achten Breitengrad stößt. Die beiden ersten sind der Boku und Kelle, dieser am Daragumba entspringend, während jener aus den Pambíabergen herkommt, die unter 27° 30′ östl. Länge in flachem Bogen von Norden nach Süden streichen. Der dritte oder Uárro, auch Füä oder Fonj genannt, korrespondirt mit den Quellen des Busseri und Dschih, der später zum Bahr el Homr wird und in den Bahr el Ghasal geht. Im Ursprungsgebiete dieser Flüsse begegnen wir mehrfach jenen charakteristischen Einzelbergen mit höchstens 200 bis 300 Fuß relativer Erhebung, von denen der Titámbojo, Makámba, Daragúmba und Bändíri gerade auf der Wasserscheide des Mbómu und Bahr el Ghasal stehen. Unsern der Junker'schen Route von Dem-Bekir nach Ndóruma liegen außerdem der Tschito, Dängirri, Du und Ghasa, sämmtlich aus Granit, welches Gestein hier sehr häufig und namentlich auf den kleinen Plateaus zu beobachten ist. Noch ansehnlicher als die vorigen Beiflüsse ist viertens der Schinko, der vom achten Breitengrade herabzieht, also mit seinem oberen Abschnitt schon in die Zone der kürzer dauernden Regen fällt, und durch das seichte Bett, die niedrige Uferbildung bei enormer Breite, die veränderte Bodenbeschaffenheit und das weniger üppige Wachsthum der anstehenden Vegetation „bereits an Uebergänge typischer Wasserläufe der nördlichen arabischen Länder erinnert“. — Zahlreicher, aber minder bedeutend sind die südlichen Tributäre des Mbómu, von welchen Dr. Junker zehn namhaft gemacht hat, aus deren Reihe wir nur den letzten, fast in der Mitte zwischen Mbómu und Uélle hinströmenden Mbilli nachdrücklich erwähnen. In seiner Umgebung lernte Junker auf der Reise von der Seriba Bansinge nach NNO bis Ombánga eine selten trübselige Gegend kennen. „Auf weite Tagereisen herrscht steiniger Boden vor, streckenweise tritt vollkommen baumloses Land auf, und nur an den Flüssen entlang bleibt ein Waldstreifen sichtbar.“ Felsplateaus wechseln mit hamadaähnlichen Wüstenstrichen ab, und nirgend zeigt sich ein Berg oder ein Hügel, obgleich zu Fernblicken vielfach Gelegenheit ist.

Wir verlassen jetzt das Nordufer des Uélle und wenden uns den südlichen Zuflüssen des großen Längenstromes zu. Die Nachbarschaft des Népoko einerseits, sowie des Kongo andererseits läßt auf dem mittäglichen Ufer des Uélle wenig Raum zur Entstehung kräftigerer Nebenadern übrig. Eine zuverlässige Bestimmung der Wasserscheide ist in der beinahe ganz unerforschten Region zur Zeit noch nicht möglich; doch läßt sich für den östlichen Theil etwa der zweite Parallel als wahrscheinlichste Grenzlinie festsetzen. Hier liegen die Quellen des Bomokándi, welche bogig von der Wasserscheide umzogen werden, die von nun an jedenfalls eine westliche Richtung befolgt, ohne daß wir angeben können, wie sich die hydrographischen Verhältnisse jener Länder im Einzelnen gestalten. Die linksseitige Entwässerungszone des Uélle stellt sich durch den Parallelismus des Bomokándi mit der Hauptrinne als ein langer, schmaler Streifen dar, der annähernd einen Grad in der Breite mißt und dieses Maß nur selten überschreitet. Mit der rechtsseitigen Abflußzone verglichen, wird die südliche etwa die Hälfte des Flächenraumes jener einnehmen, was ziffernmäßig ausgedrückt für erstere 240 000 qkm und für letztere 120 000 qkm ergiebt. Orographisch stellt sich die Sekundär-Wasserscheide im Westen als ein hochgewelltes Land dar, dessen Erhebung nach Osten allmählich zunimmt, bis zwischen dem 28. und 29. Grade östl. Länge der Boden zur ausgesprochenen Gebirgsform anschwillt. Die Spitzen Léru und Bódja, der Tafelberg Komgoddu, der Iddu und der noch höhere Tena bezeichnen die Gipfelpunkte des Geländes, hinter welchem, ganz im Osten, drei neue Züge sichtbar werden [1]).

Bei dem über zwei Längengrade betragenden Abstande von Junker's Route an den Quellen des Kibbi und Sir bis zu Emin Paschas Reiseweg im Reiche der Mari und Mangbattu ist es wohl denkbar, daß der Kíbali unterdeß mehrere, wenn nicht gar beträchtliche Tributäre aus Süden erhalten hat. Der erste, durch Erkundigungen nachgewiesene Zufluß von links her ist der Jubba, auf welchen die schon von Dr. Georg Schweinfurth gesehene Gadda folgt, deren Quellen in den Bergen der A-Bangba liegen, von wo aus sie — wie später aus dem Lande der Momfu — einen Schwarm größerer und kleinerer Zuläufe empfängt, die sie zu stattlicher Breite anschwellen lassen. Rund gerechnet wird die Gadda nicht über 100 km lang sein und dabei ein Gefäll von gerade 100 m besitzen, indem ihr Ursprung in 780 m Seehöhe und ihr Austritt in den Uélle in 680 m stattfindet.

Die westliche Fortsetzung des bergigen und hügeligen Landes zwischen dem 28. und 29. Längenkreise oder mit anderen Worten: die Sekundär-Wasserscheide Uélle-Bomokándi ist die Quellregion „für unzählige Flüsse und Flüßchen dritter und vierter Ordnung, die zu beiden Seiten zum Uélle und zum Bomokándi“ hinabrieseln. „Die kleinen Wasseradern in allen jenen Gebieten, häufig mit Sumpfbildung, sind nach Hunderten zu rechnen, und zur Mühsal und Last des Reisenden treten sie täglich und stündlich hindernd entgegen.“

---

[1]) Emin Pascha sieht diese Stöcke, deren höchster der Tena ist mit 2500 Fuß (relativ), als die letzten Ausläufer der Ketten an, welche, vom Südende des Albert-Sees kommend, das Land der Loggo und A-Madi durchziehen und sich gegen Monbuttu hin abdachen. Vergl. das Sammelwerk von Schweinfurth und Ratzel: „Emin Pascha ɩc.“, Seite 190.

Die Kanarischen Inseln.

(Mit fünf Abbildungen.)

Die vom Meere ausgefüllte Kluft, welche die östlichen Kanarien — Lanzarote und Fuerteventura — von dem afrikanischen Kontinente trennt, ist weder eine sehr breite noch eine sehr tiefe, und bei der allgemeinen morphologischen Betrachtung des Archipels muß man um so mehr geneigt sein, denselben als eine physikalisch-geographische Dependenz Afrikas anzuerkennen, als die Inselreihen, die ihn zusammensetzen, ebenso wie die Längsachsen der einzelnen Inseln zugleich ziemlich genau parallel mit der gegenüberliegenden afrikanischen Küste und mit der Längsachse des Atlas-Gebirges streichen. Von der Punta de Jacomar auf Fuerteventura nach dem Kap Dschuby in Süd-Marokko

Orotava.

sind es nur etwa 90 km, und der Meeresraum zwischen den beiden Punkten erreicht an seinen tiefsten Stellen noch nicht das Maß von 500 Faden.

Die geologische Untersuchung der Inseln scheint die Annahme von einem alten Landzusammenhange mit Afrika ebenfalls bestätigen zu wollen. Einmal hat man ja in dem tiefen Thaleinschnitte der sogenannten Caldera auf Palma unter den neuerlich aufgeschütteten vulkanischen Massen altes Trapp- und Diabasgestein entdeckt, und sodann fehlt es auch bis zu beträchtlichen Höhen hinauf nicht völlig an muschelführenden Sedimentärbildungen, die wahrscheinlich tertiären Alters sind[1]). Die Verhältnisse dürften also in der fraglichen Beziehung fast genau ebenso liegen, wie bei der Madeira-Gruppe: es ist ein altes Grundgerüst vorhanden, über das sich jüngere Auswürflinge und Laven dergestalt ausgebreitet haben, daß sie es beinahe vollkommen verhüllen, und daß man lange hat glauben können, es handle sich bei den Inseln überhaupt nur um aus der Tiefe des Meeres emporgestiegene Vulkane[1]). Die einst vorhandene Landbrücke nach Afrika wurde durch das Nagen der Meeresbrandung sowie durch Absenkungen wohl erst in der späteren Tertiärzeit zerstört, und erst dadurch sind die

[1]) Vergl. L. v. Buch, Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln (Berlin 1825), S. 258 u. 342; K. v. Fritsch, Reisebilder von den Kanarischen Inseln (Gotha 1866); sowie desselben Verfassers Mittheilungen in der Zeitschrift d. Deutsch. Geol. Gesellschaft, Bd. 14, S. 547.

[1]) So Charles Lyell und Oskar Peschel; vergl. Peschel-Leipoldt, Phys. Erdkunde (Leipzig 1879), Bd. 1, S. 390. — Bezüglich Madeiras vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 257 ff.

Inseln winzige „Welttheile" für sich geworden. Heute bekundet die Brandung namentlich an der Nordküste der verschiedenen Inseln, welche Zerstörungen sie im Laufe der Zeiten auch an dem festesten Basaltfelsen anzurichten vermag [1]).

Die Schlüsse, welche man aus den pflanzengeographischen Eigenthümlichkeiten des Archipels ziehen kann, bewegen sich in der gleichen Richtung. Auch bezüglich der Flora ist eine enge Anlehnung an Afrika unverkennbar. Der Art nach sind zwar die meisten kanarischen Pflanzen von den afrikanischen verschieden, nicht aber zugleich auch der Gattung nach, und es ist daher anzunehmen, daß einst eine vollkommenere Uebereinstimmung zwischen beiden bestanden habe, und daß sich die Formen erst nach Abtrennung der Inseln von dem Festlande mehr und mehr differenzirt haben. Man kennt heute über 1000 Phanerogamen auf den Kanarien — eine vergleichsweise sehr reiche Flora —, und davon kommen mehr als 25 Prozent anderweit überhaupt nicht vor, während sich etwa 33 Prozent außerdem nur noch auf der Madeira-Gruppe und auf den Azoren vorfinden. Das starke endemische Element deutet allerdings darauf hin, daß die Kanarien ihre Selbständigkeit bereits geraume Zeit besitzen, andererseits macht es aber auch ihre Insularität während des Tertiär durchaus unwahrscheinlich.

Die Fauna der Inseln läßt sich zur Beurtheilung ihrer Entwickelungsgeschichte zuvörderst schwer benutzen, weil man nicht weiß, bis zu welchem Grade dieselbe von den Menschen beeinflußt worden ist. Die Existenz des letzteren reicht ja auf den Kanarien in die praehistorischen Zeiten zurück, und namentlich sind wohl alle Säugethiere, welche die Spanier im 14. Jahrhundert auf den Inseln vorfanden, erst mit den verschiedenen Völkerwanderungen von Afrika herüber gekommen. Die Vogelfauna weist beachtenswertherweise mehrere endemische Formen auf, darunter den bekannten Kanarienvogel (Fringilla butyracea).

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die gewaltigen Vulkaneruptionen, denen die Kanarien seit der Tertiärzeit zum Schauplatze gedient haben, nothwendigerweise die mannigfaltigsten Verwüstungen und Umgestaltungen in der Pflanzen- und Thierwelt der Inseln bewirkt haben müssen.

Die Fumarolenthätigkeit des Pik von Tenerifa.

Unter sich weichen die sieben größeren Inseln, die den Archipel bilden, hinsichtlich ihrer Lebewelt stark von einander ab, und jeder derselben kommt in der fraglichen Beziehung eine ausgesprochene Individualität zu, was bei der Gleichartigkeit ihrer jungvulkanischen Bildung überraschen muß. Auch dabei hat aber augenscheinlich die Entwickelungsgeschichte des Archipels eine maßgebende Rolle gespielt, und überdies boten die verschiedenen Inseln den Pflanzen und Thieren doch auch in mehrfacher Beziehung außerordentlich verschiedene Lebensbedingungen. Die beiden östlichen Inseln — Lanzarote und Fuerteventura — standen wahrscheinlich am längsten mit dem afrikanischen Kontinente in fester Verbindung, und außerdem haben sie infolge ihrer großen Landnähe sowie infolge ihrer geringen vertikalen Erhebung auch ein entschieden afrikanisches Klima. Was Wunder also, wenn sie in Flora und Fauna die stärksten Anklänge an diesen Erdtheil zeigen! Die westlichen Kanarien — Gran Canaria, Tenerifa, Gomera, Palma und Ferro —, die von den östlichen durch eine über 1000 Faden tiefe Rinne geschieden sind, führten wohl viel länger ein gesondertes Dasein, sie liegen zugleich viel weiter draußen im Ozeane — Palma etwa 300 km vom Kap Dschuby —, und ihre Gebirge erheben sich zum Theil zu sehr imposanter Höhe [1]). Auf ihnen haust daher auch eine viel reichere und originellere Thier- und Pflanzenwelt.

Was den Vulkanismus betrifft, dem die Inseln ihr Relief und ihre Küstengestalt mehr als jedem anderen Umstande verdanken, so ist derselbe in früheren Jahrtausenden ohne Zweifel viel reger gewesen als gegenwärtig, und man kann füglich von einem allmählichen Ermatten desselben reden. Aber lebendiger als auf Madeira ist er doch geblieben, und kaum einer von den kanarischen Hauptvulkanen darf als erloschen be-

[1]) Vergl. Dr. W. Biermann, Zur physischen Geographie der Kanarischen Inseln („Globus", Bd. 52, S. 177 ff.).

[1]) Ferro ist sogar ebenso wie die Salvages (die als ein Anhängsel des Kanarien-Archipels betrachtet werden müssen) rings von Tiefen über 1500 Faden umgeben.

Der Pik von Teneriffa (Pico de Teyde).

zeichnet werden. Der Pico de Teyde, der die Insel Tenerifa beherrscht, hatte seine letzten großen Eruptionen in den Jahren 1704 bis 1706 sowie im Jahre 1798 (ein Jahr vor der Ankunft Alexander von Humboldt's auf der Insel), und in den Jahren 1886 und 1887 wurde wenigstens seine Fumarolenthätigkeit — die niemals ganz aufgehört hat — wieder so lebhaft, daß man die aus seinem Krater aufsteigenden Rauchwolken aus beträchtlicher Ferne deutlich beobachten konnte (S. die Abbildung 2). Ebenso fanden in den Jahren 1558, 1646 und 1677 heftige Ausbrüche auf Palma statt, und in den Jahren 1730 bis 1736 sowie im Jahre 1824 ebenso auf Lanzarote. Am ruhigsten verhielten sich in den historischen Zeiten die Vulkane von Gran Canaria, Gomera, Ferro und Fuerteventura, indeß bezeugen auch dort wohl erhaltene Krater und Lava- und Bimssteinfelder zur Genüge, daß die Zeit der Activität

Der Drachenbaum von Icod.

bei ihnen ebenfalls noch nicht sehr weit zurückliegt, und ein gelegentliches Wiedererwachen erscheint bei ihnen so wenig ausgeschlossen wie bei den anderen.

Der weitaus gewaltigste unter den kanarischen Vulkanen, dessen Name durch die Besuche, die ihm Alexander von Humboldt (1799) und Leopold von Buch (1824) abgestattet haben, in Aller Mund gekommen ist, ist der Pico de Teyde auf Tenerifa (S. Abbildung 3). In ihm haben sich die vulkanischen Massen sogar noch wesentlich höher emporgethürmt als im Aetna, und die einzelnen Lavaströme lassen sich an ihm noch sehr deutlich verfolgen. Der schöne Kegel erhebt sich aus einer Bimsstein-Ebene, um die sich ein hoher Ringwall — die Montañas de las Canadas (ein Analogon zu der Somma des Vesuv) — in weitem Bogen herumzieht. Der Hauptgipfel des Pik — der sogenannte Piton (das Hörnchen) oder der Pan de Azucar (der Zuckerhut) — hat eine Höhe von 3711 m, und der Nebengipfel — die Chahorra oder der Pico viejo, aus dem der Ausbruch von 1798 stattfand, eine solche von 3210 m; die Montañas de las Canadas aber ragen in

Las Palmas.

der Guajara wenigstens bis zu 2115 m auf[1]). Und mit diesem seinem Cirkus-Gebirge nimmt der Riesenvulkan an die zwei Drittheile der Insel ein.

Der Höhe nach die nächst gewaltigsten Vulkanberge besitzt Palma, wo sich der Roque (Pico) de los Muchachos zu 2345 m und der Bergoyo zu 2010 m erhebt, und dies stets in gutem Einklange mit der Jugendlichkeit der dortigen Eruptionen. Auf Gran Canaria, das an Flächenausdehnung etwa doppelt so bedeutend ist als Palma, erreicht der Pico de los Pechos (der Pico de Pozo de la Nieve) nur 1951 m, der Nublo nur 1862 m und der Saucillo 1849 m. Ferro endlich gipfelt im Alto de Malpaso mit 1415 m, Gomera im Cumbre Carojona mit 1340 m, Fuerteventura im Pico del Fraile mit 844 m, und Lanzarote im Monte Famara mit 684 m. Auf den beiden zuletzt genannten Inseln war die Energie des Vulkanismus augenscheinlich am geringsten, wenn auch auf Lanzarote der letzte Ausbruch stattgehabt hat.

Die Thalbildung durch die von den vulkanischen Bergmassen herabrinnenden Gewässer ist am weitesten vorgeschritten auf Gran Canaria und Palma, und beide Inseln verdanken diesem Umstande nicht zum geringsten Theile ihre hohe Produktivität. Das große Thal von Tejeda auf Gran Canaria und die berühmte Caldera von Palma erinnern in gewisser Weise an das Curral von Madeira[2]). Auf Tenerifa ist nur der Nordosten — das Anaga-Gebirge, das als der älteste Theil der Insel gelten muß, — von tieferen Thälern, die ein reiches Pflanzenkleid tragen, durchfurcht. Im übrigen ziehen sich von allen Höhen die Schluchten der Barrancos hinab, in denen nur während der winterlichen Regenzeit wilde Bäche dahinstürmen, um ihre Erosionsarbeit zu verrichten. Die Auswaschung lockerer Tuffmassen aus festerem Gestein hat daneben zu einer sehr ausgedehnten Höhlenbildung geführt.

Das Klima der Kanarien ist im allgemeinen demjenigen von Süd-Marokko ähnlich, nur bedingt der Wechsel der Bodengestalt die mannigfaltigsten lokalen Modifikationen. Die Inseln stehen jahraus jahrein unter der Herrschaft des Nordost-Passatwindes, der ihnen nur in den Wintermonaten Regen bringt. Am ärmsten an Niederschlägen — und infolgedessen auch an Quellen — sind durch die bereits erwähnten Umstände Lanzarote und Fuerteventura. Die übrigen Inseln sind während der Monate Oktober bis April namentlich in ihren höheren, dem Regenwinde exponirten Lagen ziemlich niederschlagsreich. Am besten bewässert ist Gran Canaria, wo ein einziger Dezemberguß schon 144 mm Regen brachte[3]).

Für die Kulturen ist auf keiner der Inseln die künstliche Bewässerung zu entbehren, und man hat Tausende von Stau-Becken (estanques) anlegen müssen, um die Pflanzungen während der sieben Monate anhaltenden Dürrezeit von ihnen aus mit Wasser zu versorgen. Die Temperaturschwankungen von Monat zu Monat sind nicht sehr bedeutend, so daß sich verschiedene Punkte recht gut als Luftkurorte benutzen ließen. Den Vergleich mit Madeira halten die Inseln aber hinsichtlich der Gleichmäßigkeit des Klimas nicht aus[4]). Gewitter sind ebenso wie auf Madeira selten. Stürme wehen gelegentlich aus Westen und Süden. Ein ausdörrender Südwind, der als eine Fernewirkung der Wüste Sahara betrachtet werden muß — der sogenannte „Levante“ — tritt besonders im Winter auf.

[1]) Der Aetna mißt nur 3304 m.

[2]) Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 259 ff.

[3]) Die gesammte Regenhöhe von Las Palmas beträgt etwa 65 cm, die von Laguna de Tenerifa 55 cm, und die von Orotava 33,5 cm. Vergl. Dr. W. Biermann, Beiträge zur Kenntniß des Klimas der Kanarischen Inseln (Meteorolog. Zeitschrift 1887, S. 1 ff.) und J. Hann's Mittheilungen (Meteorolog. Zeitschrift 1885, S. 334: 1887, S. 178, u. 1889, S. 316).

[4]) In Orotava hat der Januar eine Temperatur von 16,1° C., der Juli aber eine solche von 25,2° (vergl. Biermann a. a. O.). Ueber Madeira vergl „Globus“, Bd. 55, S. 273.

Die Vegetation ist auf den Kanarien im allgemeinen keine so üppige wie auf Madeira, und namentlich das spärlich bewässerte Küstenland ist bei weitem nicht so reich bewachsen. Die Inseln erscheinen auf diese Weise gleich beim ersten Anblick „todter als Madeira“, wie Karl v. Fritsch sagt. Das hindert aber natürlich nicht, daß an verschiedenen Orten herrliche Gärten gedeihen, und daß insbesondere der Botaniker auf eine Fülle von interessanten Pflanzenformen stößt. Unter den letzteren heben wir an dieser Stelle namentlich hervor: die vollkronige kanarische Palme (Palma canaria), von der Las Palmas, die Hauptstadt von Gran Canaria, mit gutem Grunde den Namen führt (S. Abbildung 5); den kanarischen Lorbeer (Laurus canariensis), der die Gehänge der meisten Barrancos bekleidet; die kanarische Föhre (Pinus canariensis), die besonders in den höheren Gebirgslagen von Palma stattliche Wälder bildet; den säulenkaktusähnlichen Cardon (Euphorbia canariensis); den bekannten Tabayba-Strauch (Euphorbia Regis Jubae); die Tamarinde (Tamarix canariensis); die Baumheide (Erica arborea); die Retama (Retama blanca oder Spartium nubigenum). Einer ausdrücklichen Erwähnung bedarf aber vor allem der Drachenbaum (Dracaena Draco), auf den Alexander v. Humboldt die Aufmerksamkeit der Welt gelenkt hat. Der berühmte Baum von Orotava, den Humboldt maß, war freilich bereits 1857, als H. Schacht ihn besuchte, zur Ruine geworden, und heute ist keine Spur mehr von ihm übrig geblieben. Andere Exemplare der wunderlichen Baumspezies finden sich aber bei dem gartenreichen Orotava (S. Abbildung 1), sowie anderwärts noch in beträchtlicher Zahl, und an dem Baume von Icod (S. Abbildung 4), der heute alle anderen durch seine Dimensionen übertrifft, konnte zugleich auch die bekannte Humboldt'sche Rechnung, die für den Baum von Orotava ein Alter von 10 000 Jahren ergab, kritisch nachgeprüft werden. H. Schacht hat die Dracaena von Icod im Jahre 1857 gemessen und dabei den Umfang ihres Stammes in Fußhöhe zu $9^1/_2$ m bestimmt. 27 Jahre später maß dann H. Christ den Baum wieder, und er fand in derselben Höhe (von 2,8 m) 11 m 70 cm, was eine Zunahme des Stammumfanges um 2,2 m ergiebt. Der Baum wächst also augenscheinlich viel rascher, als Humboldt glaubte, und um einen Riesen von ähnlicher Art, wie der von Orotava war, zur Entfaltung zu bringen[1]), bedarf es demnach wahrscheinlich nicht von ferne des angegebenen ungeheuren Zeitraumes.

An Kulturpflanzen, die zum größeren Theile erst verhältnißmäßig spät auf den Kanarien eingeführt worden sind, erwähnen wir noch: die Dattelpalme, den Weinstock, die Banane, den Feigenbaum, die Opuntie (zur Cochenillezucht), die Agave und die Barilla (Mesembryanthemum crystallinum).

Neben dem Anbaue dieser Gewächse sowie der Getreidearten Mais, Weizen und Gerste bildet die Fischerei die einzige nennenswerthe Hilfsquelle für die Inselbewohner.

An guten Häfen fehlt es den Kanarien ebenso wie Madeira, und auf der von starker Brandung freien Ostseite finden sich nur wenige brauchbare Rheden, an denen die größten Städte entstanden sind — Las Palmas auf Gran Canaria, Santa Cruz de Tenerifa auf Tenerifa, Arecife auf Lanzarote und Santa de Cruz de Palma auf Palma. Durch die Lage an den großen Schiffahrtsstraßen um das Kap der Guten Hoffnung und nach Südamerika spielten die Inseln aber in dem Verkehre der Völker von jeher eine wichtige Rolle, und Santa Cruz de Tenerifa dient gegenwärtig einer ganzen Reihe von Dampferlinien als Station.

[1]) Die Humboldt'sche Dracaena hatte einen Stammumfang von 45 Fuß. Vergl. H. Schacht, Madeira und Tenerifa mit ihrer Vegetation (Berlin 1859), S. 24 ff. und H. Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Kanarischen Inseln (Basel 1886), S. 200 ff.

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von Chr. Nusser.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Die Unabhängigkeitserklärung von 1824 und die damit proklamirten Grundsätze waren für den bolivianischen Indianer reiner Hohn, da er bis jetzt noch eine Rassensteuer bezahlt, die man als eine Ungerechtigkeit und Ungleichheit bei keiner Nation mehr vorfindet. Zu dieser Steuer gesellen sich für den Comunario noch andere Lasten, die, obwohl sie durch das Herkommen geheiligt sein mögen und durch die besonderen Umstände der dortigen Gesellschaft, ihrer Bedürfnisse und Entwickelungsstufe einigermaßen erklärt werden können, nichtsdestoweniger den Stempel eines schimpflichen Aussaugungssystems an sich tragen, weil der wehrlose Eingeborene eingerissene Mißbräuche, gegen welche sich alle Verordnungen ohnmächtig erweisen, ruhig über sich ergehen lassen muß.

Es muß übrigens schon weit gekommen sein, wenn sich nachgerade auch im eigenen Lande zahlreiche Stimmen erheben, die eingestehen, daß es der eingeborenen Bevölkerung unter der Kolonialherrschaft denn doch nicht gar so schlimm erging und daß manche Anschuldigungen gegen das spanische Regiment in das Reich der Legenden und Uebertreibungen gehören: Wenn die eingeborene Rasse während der Kolonialzeit durch die Mitas (Frohnden) und andere von der Gier nach Schätzen Potosis ersonnene Zwangsdienste hart mitgenommen worden ist, so machte sie wenigstens der über ihr wachende staatliche Schutz zum Herrn eines unantastbaren Grundbesitzes und verbürgte ihr skrupulös den Gebrauch ihrer persönlichen Rechte. Unterthan damals der Krone, genoß der Indianer, sobald er die von der Kolonialregierung vorgeschriebenen Leistungen erfüllt hatte, volle Sicherheit für seine Person. Die Rechte, die ihm gewährt waren, wurden geachtet; niemand störte die Ruhe seiner Heimstätte.

Heute in der Republik sieht sich der Indianer, der doch ein Glied eines freien und unabhängigen Staatswesens ist, thatsächlich aller Garantien beraubt, welche durch die Gesetze gewährleistet werden.

Die persönliche Freiheit ist eine Fabel für ihn.

Sein Eigenthum steht zur Verfügung dessen, der es nehmen will.

Die Unverletzlichkeit des Domizils besteht für ihn nicht; der niedrigste Scherge, der verworfenste Strolch spielt sich in seiner Hütte als Herr und Meister auf.

Sein Leben zählt nicht, wenn es gilt, es im Interesse irgend einer Parteisache oder eines Günstlings der Machthaber zu opfern.

Das Gefängniß, die Peitsche und noch andere an das mittelalterliche Gerichtswesen erinnernde Strafen sind die gewöhnlich gegen ihn zur Anwendung gebrachten Maßnahmen, sei der offizielle Charakter dessen, der sie verhängt, noch ein so untergeordneter, und bestehen Beweggründe für solche Erniedrigungen oder nicht. Ja, noch mehr! Wird doch das, was dem Herzen der Eltern am theuersten ist, das Kind, zuweilen in Zahlung genommen für eine hinterlassene Schuld, wenn die Waise sie nicht zu tilgen vermag; oder die zarten Geschöpfe sind die Kriegsbeute roher Soldaten, wenn bei einem Aufstand das Schwert ihre Ernährer weggefressen hat.

Belegen wir unsere Behauptungen mit einigen charakteristischen Thatsachen, die als „Herkommen" auf den Indianer verbitternd einwirken. Die „Rama" ist eine der unwürdigsten Ausbeutungen, welche sich in den Comunidades die Obrigkeit gegen die Indianer zu Schulden kommen läßt. Kaum hört man vom Durchmarsch oder der Einquartirung eines Truppenkorps, von der Ankunft einer in der Zivilverwaltung oder der Armee stehenden hohen Persönlichkeit, so zirkulirt der Befehl zur Rama. Die Korregidoren bestimmen den jeden Indianer ihrer Jurisdiktion treffenden Beitrag und erlassen den peremptorischen Befehl, Lebensmittel, Schlachtvieh, Geflügel, Futter und Brennmaterial zu liefern, bei Strafe der Einkerkerung für die, welche sich weigern oder widerspenstig zeigen. Den Gästen werden glänzende Gastmähler gegeben in unverantwortlicher Verschwendung der kargen Subsistenzmittel des Indianers. — In der Zwischenzeit hat der Korregidor auf fremde Kosten seine Vorrathskammern gefüllt.

Mit den Frohnde-Tagen (trabajos obligados) werden des Ferneren die Indianer um Arbeitsleistungen betrogen, die wie eine Zwangskontribution auf ihnen ruhen, da man sie im Namen des Staates von ihnen fordert. Die Subpräfekten und Korregidoren, welche in diesem Mißbrauch eine mit Vortheil auszubeutende Mine erblicken, häufen Vermögen in Gebäulichkeiten und Feldbetrieb an, ohne mehr Kapital, als die unumschränkte Macht, die sie mit all dem Despotismus eines Pascha ausüben. Der Angriff auf das Eigenthum, der Hausfriedensbruch mitten in der Nacht und die Verletzung seiner individuellen Freiheit sind die gegen den Indianer gewöhnlich als Kundgebungen der Gerechtigkeitspflege angewendeten Maßregeln. Unter dem Vorwande einer gerichtlichen Vorladung oder eines Zahlbefehles wird sein Domizil mitten in der Nacht durch den Korregidor oder irgend einen, der sich für einen Verwaltungsbeamten ausgeben will, mit der gleichen Unbefangenheit überfallen, wie wenn man in einen offenen Dorfplatz hineindrängen würde. Das erste, was die Diener der Gerechtigkeit mit ihm anfangen, ist, ihn an den Haaren von seinem Lager herabzuzerren, die Hände zu binden, ein Seil um den Hals zu schlingen und ihn ins Dorfgefängniß zu schleppen, nicht ohne vorher seine Hütte durchsucht und alle Habseligkeiten, die der nächtlichen Justiz in die Augen stechen, gestohlen zu haben. — Da darf man sich wohl fragen, welches Vorgehen nöthigt die Autoritäten zu so ungewohnten und gewaltthätigen Handlungen? — Keines, in hunderten von Fällen. — Warum geschieht es? — Um sich etwas anzueignen, um in der Branntweinlaune einer Bagatellschuld wegen Unfug zu verüben oder um sich für einen von dem „Indio liso" (frechen Indianer) vereitelten unverschämten Anspruch zu rächen.

Die Kirche selbst, statt ihn zu heben, statt ihm Trost im Unglück zu bringen und ihm den Weg zu wahrer Gesittung zu weisen, ist für ihn eine weitere Ursache der Degradation.

Verroht, ohne religiösen Unterricht, ohne anderes Verständniß als das für einen groben Materialismus, ist eine

plumpe lächerliche Statue des heiligen Jago der Gegenstand seiner Verehrung. Von Gott weiß er nichts. Alles was er gefühlt, gesehen und kennen gelernt hat in Bezug auf Religion ist das „Alferado“ — eine kirchliche Orgie, die vom Vorabende des Festes bis zum Ende des folgenden Tages eine wahrhafte Schändung der göttlichen Vorschriften des Christenthums ist. Feierlichkeiten aber, deren Verlauf er sich von Jugend auf nicht anders denken kann, sind nicht dazu angethan, den bei ihm zu unausrottbarem Laster gewordenen Branntweingenuß einzudämmen.

Er weiß ferner, und man hat es ihm scharf eingeprägt, daß das, was er für Religion hält, ihn öfters eine Hand voll Thaler und andere Leistungen zu kosten hat; er weiß, daß bloß gegen Entrichtung von klingender Münze, Santiago, sein vornehmster Heiliger, und das Kreuz, mit dem er an bestimmten Tagen aufmarschirt, die Hallen des Tempels betreten können, zu einem höheren oder niedrigeren Tarif, je nach der Größe seiner Symbole und Statuen; er weiß, daß bis zu seinem letzten Athemzug seine Gedanken sich mit weltlichen und für den armen Indianer quälenden Angelegenheiten zu befassen haben. — Wieviel wird sein Begräbniß kosten? — Werden seine Frau oder seine Kinder dafür aufzukommen im Stande sein? — Hat möglicherweise das dafür herzuhalten, was er hinterläßt, um den Hunger der Waisen zu stillen?

Mit seltenen Ausnahmen ist der Indianer der Sklave des Pfarrers (Cura), der, obwohl zu seiner sittlichen Hebung verpflichtet, ihn in der erniedrigendsten Unwissenheit erhält, und in den verabscheuungswürdigsten Gebräuchen des Aberglaubens, die sich, wie schon gesagt, unter der Bezeichnung von Alferado und anderen Namen verbergen, und bei welchen die Trunkenheit die Hauptrolle spielt. Der Indianer ist dem Pfarrer etwas weniger als ein Thier; Alles für und durch den Pfarrer; er bestellt für ihn das Kirchengut, leistet ihm mit den Seinen alle möglichen Hausdienste, und nicht selten sind die Fälle, in welchen sich der Pfarrer für die Beerdigungsgefälle mit den Kindern des in Armuth verstorbenen Indianers bezahlt macht. — Ohne einen Schritt weiter zu thun auf diesem Wege, der in Betreff der moralischen Haltung der Geistlichkeit zu betrübenden Beobachtungen führen würde — ein Zustand, für den die Geistlichkeit selbst nicht voll verantwortlich gemacht werden kann, weil er zum Theil die Frucht langjähriger Irrungen ist, in welche die Heranbildung der ganzen dortigen Gesellschaft gerathen — so ist doch zu bedauern, daß die katholische Kirche, geeignet wie kein anderes Bekenntniß, um die Indianer zu erziehen, ihre Aufgabe hier nicht besser überwacht; daß sie übersieht, daß auch in jenen Ländern der Geist der Kritik erwacht und, in seinen Folgerungen sich überstürzend, das ganze religiöse System in Mißachtung bringt.

Die auf dem Comunario lastende Kopfsteuer (Tributo, Contribucion oder Capitacion genannt), welche als Erbschaft von der Kolonialepoche angetreten wurde, hat von jeher den meisten Anstoß erregt, weil sie als eine gar zu schreiende Ungleichheit in der Behandlung der Staatsbürger empfunden wurde; aber nicht von Seiten des Indianers, der als ein ausnehmend am Althergebrachten hängendes Wesen weniger gegen den Tribut selbst, als gegen dessen beständig antizipirte Erhebung protestirte. Die Schwierigkeit war nur, diesen Ausfall in den Staatseinnahmen, die sich auf ungefähr eine Million Thaler belaufen würde, durch anderweitige Einnahmen zu ersetzen. Der Vorschlag, die Kopfsteuer auch auf die weiße Bevölkerung auszudehnen, stieß auf entschiedenen Widerstand, weil letztere sich von jeher gegen jede direkte Besteuerung gewaltig gesträubt hat. Gegen die Abschaffung des Tributs wurde geltend gemacht, daß die in den fünfziger Jahren durch den Präsidenten Castilla erfolgte Abschaffung des Indianertributs in Peru, welche sich dieses Land, auf vermeintlich unerschöpflichen Guanoreichthum bauend, erlauben zu können glaubte, in ökonomischer Hinsicht schädigend wirkte: „So lange die Republik (Peru) ihnen den Tribut auferlegte, waren die Indianer gezwungen, die ihnen angeborene Lässigkeit zu bekämpfen und in der Agrikultur und der Lohnarbeit die Mittel zur Bezahlung der an den Staat zu entrichtenden Beträge zu suchen; aber einmal von dieser Steuer befreit, fielen sie in ihre Sorglosigkeit zurück, und der Ackerbau sah sich seiner hauptsächlichsten wirkenden Kraft beraubt.“

So würde es auch in Bolivien gehen, und um dies zu vermeiden und in den Staatseinnahmen keinen Verlust zu erleiden, mußte, sollte der Tribut verschwinden, auf einen Ausweg gesonnen werden, der dieses Problem zu Gunsten der ökonomischen und finanziellen Frage lösen würde. — Inwieweit sich dies durch die neueste Gesetzgebung über diesen Punkt bewirken läßt, werden wir weiter unten sehen.

Die Orijinarios bezahlen einen Jahrestribut von acht Bolivianos (1 Boliviano = 4 Mark, ohne Kursverlust), der semesterweise im Juni und Dezember erhoben wird. Die Agregados zahlen vier Bolivianos. Da diese Abgabe eine Kopfsteuer ist, so zahlen die Eltern den Tribut für ihre Kinder von deren zartestem Alter an, um sie sobald wie möglich von der Verpflichtung zu befreien, denn der Indianer hat den Tribut während 40 Jahre zu entrichten. Gesetzlich war kein Anfangsalter vorgeschrieben, weil auf der Matrikel nie eine Kontribution ausfallen oder ohne Bezahlung bleiben konnte; denn wird eine Sayaña frei — d. h. sind keine Erben dafür vorhanden — so nimmt, wie früher dargelegt, irgend ein Nicht-Orijinario sie in Besitz und tritt als Kontribuent ein. Die monströse Ungerechtigkeit, daß auch die Forasteros, die keine Ländereien besitzen, Tribut zu bezahlen haben, ist durch neuere Gesetze aufgehoben. Der Tribut ist, wenn man die Forasteros abrechnet, als eine Erbzinspacht zu betrachten, welche der Indianer für die der Domäne gehörigen Ländereien, auf denen er angesiedelt ist, bezahlt.

Nun bestehen aber über jenes Landeigenthumsrecht gänzlich entgegengesetzte Ansichten. Die einen behaupten unter Herbeiziehung vieler Gründe, die Ländereien, auf welchen der Comunario lebe, seien von jeher sein legitimes Eigenthum gewesen; die anderen vertreten mit eben so viel Eifer die Ansicht, der Staat besitze das absolute Eigenthumsrecht auf diese Ländereien. Die letztere Meinung scheint in Anbetracht der in Peru ursprünglich herrschenden Staatsform und den von der Kolonialregierung vertretenen Prinzipien die richtigere zu sein. Sei dem wie ihm wolle; im Jahre 1826 ordnete der Befreier Simon Bolivar durch ein diktatoriales, in Trujillo erlassenes Dekret die Vertheilung der (im Besitze der Comunarios befindlichen) bolivianischen Staatsländereien (tierras de orijen) unter die Indianer an, und zwar in Parzellen von je einem Topo (1 Topo = 5000 Quadrat-Varas). Den Abkömmlingen von edlem Blut (caciques de sangre) und deren Weibern und Kindern sollten fünf Topos jedem zufallen. Der nach der Vertheilung sich ergebende Landüberschuß sollte öffentlich verkauft und sein Produkt zur Bezahlung der Unkosten des Befreiungskrieges verwendet werden.

Der Kongreß von 1831 (in Sucre) bestätigt mehr oder weniger durch drei Gesetze obige Vertheilung und Exvinculacion (Aufhebung des Erbpacht- und Gemeingutverhältnisses) der Staatsländereien; diese Gesetze gelangen aber nie zur Ausführung. Die Administration des Präsidenten Santa Cruz erklärt die „Caciques de Sangre“ für Eigenthümer ihrer respektiven „Cacicazgos“ (die von Alters her im Besitz der Kazikenfamilie befindlichen Ländereien), und die Orijinarios, die mehr als zehn Jahre im Besitze

ihrer Ländereien gewesen wären, für Eigenthümer der Hälfte derselben, und bestimmt die andere Hälfte für deren unmittelbare Nachfolger. Sieben Jahre später bestätigt die gleiche Administration die „Exvinculacion" der Cacicazgos, annullirt die durch Exvinculacion an die Orijinarios erfolgte Schenkung der Ländereien, bestätigt aber die Verkäufe, welche die Orijinarios mittlerweile an dritte bewerkstelligt haben, insofern die Indianer nicht ihrerseits diese Verkäufe rückgängig zu machen wünschen, in welchem Fall sie dann den erhaltenen Kaufpreis an den Käufer zurückzuerstatten haben.

Die Güter der Kazikenfamilien wurden jedenfalls bald von den Weißen absorbirt und ihre Eigner sanken wahrscheinlich in die Reihen der gewöhnlichen Indianer zurück; wenigstens ist uns nicht eine Person bekannt geworden, auf welcher die Qualität des Blutes mit namhaftem Landbesitz vereinigt geblieben wäre.

Es ist begreiflich, daß eine der delikatesten Operationen, die es giebt, die Neuvertheilung des Landbesitzes an die Indianer als Schenkung und rechtmäßiges Eigenthum in Parzellen von bestimmter Größe, an der Unmöglichkeit scheitern mußte, 5000 Quadrat-Varas so zu arrondiren, daß der Indianer Pflanzland, Weide, Wasser u. s. w. erhielt, wie es in Ansehung der Bodenbeschaffenheit und des Klimas absolut nothwendig für ihn ist. Auch wenn der bestimmte Flächeninhalt in mehreren jene nothwendigen Bedingungen in sich schließenden Parzellen aufgebracht worden wäre, so waren doch keine wissenschaftlich gebildeten Kräfte vorhanden, die ein Unternehmen von so großer und bei den Indianern zweifellos großen Widerstand hervorrufender Tragweite hätten zu Ende führen können.

Mit Ausnahme der den Kaziken ertheilten Schenkungen und den wohl wenig zahlreichen, von den Comunarios bewerkstelligten Verkäufen blieb es also beim alten, wie unter der Kolonialherrschaft, bis zum Jahre 1868, wo die Regierung des General Melgarejo mit den Comunidades eine vom damaligen Kongreß (zwangsweise) sanktionirte Radikalkur vornahm, nicht um ein rationelleres System herbeizuführen oder das Loos der Indianer zu verbessern, sondern um sich, Präsident und Minister, die Taschen zu füllen.

Die Regierung geht nunmehr von dem Grundsatze aus, daß die Ländereien der Comunidades dem Staate gehören; sie erläßt das Gesetz der Exvinculation und verfügt zu gunsten der Indianer, daß sie ihre Ländereien konsolidiren können als persönliches Eigenthum, wenn sie dem Staate 20 Prozent des Schätzungswerthes vergüten. Was von den Indianern nicht erworben wurde, wurde öffentlich versteigert, wobei der Kaufpreis zu drei Viertel in verfallenen Gehaltsansprüchen der Beamten und Offiziere, sogenannten Liquidationsdokumenten, und ein Viertel baar erlegt werden durfte. Der Staat schuldete nämlich seinen Angestellten permanent, manchmal von Jahren her, bedeutende Summen rückständiger Gehalte. Um diese schwebende, drückende und die Existenz der Regierung gefährdende Schuld zu tilgen und nebenbei wieder zu baarem Gelde zu kommen, da bei der maßlosen Verschwendung die Staatskasse stets leer war, so wurde zu dieser Maßregel geschritten, der eigentlich nichts vorzuwerfen ist, als daß sie auf einfältige Weise ausgeführt und auf skandalöse und spitzbübische Weise ausgebeutet wurde. In ökonomischer Hinsicht mußte sie ausgezeichnete Resultate zeitigen.

Wer demnach Staatsländereien zu kaufen beabsichtigte, verschaffte sich vor allem Liquidationen, die von den Staatsangestellten in Menge erhältlich waren, und zwar mit einem Abzug oder Nachlaß von 40 bis 50 Prozent; denn die Beamten waren froh, für ihre Papiere, die bei dem Sturze der Regierung werthlos gewesen wären, überhaupt nur Geld zu sehen. Von der Regierung wurden die Liquidationen für voll angenommen, wodurch dem Käufer schon im voraus ein ganz erheblicher Vortheil erwuchs.

Für den Verkauf der Comunidades waren: alle diejenigen, die billig zu schönen Landgütern gelangen wollten, zugleich aber auch das damit verbundene Risiko nicht scheuten; man traute nämlich dem Landfrieden nicht recht, trotzdem ein Kongreß den Verkauf gutgeheißen hatte; ferner die Günstlinge und Beamten der Regierung, entweder um große Ländereien beinahe umsonst zu annektiren oder ihre Gehaltscertifikate in baar Geld umzusetzen; und einige Comunarios, die entweder zu konsolidiren beabsichtigten oder vorzogen Privatcolonos zu werden. Gegen den Verkauf waren: die Grundbesitzer (soweit sie nicht selbst an der Spekulation theilnahmen), weil ihre Haciendas durch die Menge der neu entstehenden entwerthet wurden; diejenigen, die nicht einmal das kleine für einen Kauf erforderliche Kapital besaßen, oder es nicht wagten, auf diese Weise und unter dieser Regierung zu Haciendas zu gelangen; und ein beträchtlicher Theil der Comunarios, die am Alten hingen. Die Regierung beging den Fehler, ganz unwissende Generäle und Offiziere zu Taxatoren zu ernennen, welche die Ländereien nach Gutdünken und Laune taxirten; sie sprach sich in ihren Repräsentanten, mir nichts dir nichts, fürstliche Areale als Privateigenthum zu, wobei die Einzahlungen nur auf Spiegelfechterei ausliefen; sie brachte viel zu viel Ländereien gleichzeitig auf den Markt, was bewirkte, daß die ohnehin zaghaften Käufer noch schlechtere Gebote machten und für die prächtigsten Landkomplexe, die in normalen Zeiten 60 000 bis 80 000 Thaler werth gewesen wären, kaum mit 6000 bis 8000 Thalern bezahlt wurden, den Rabatt der Liquidationen noch nicht einmal gerechnet.

Hauptsächlich die an der peruanischen Grenze wohnenden Comunarios waren der Exvinculacion abhold. Sie wollten weder vom Verkauf ihrer Ländereien, noch von deren Konsolidation für eigene Rechnung etwas wissen und mußten mit Waffengewalt, wobei viel Blut floß, zur Unterwerfung gebracht werden.

Die Resultate der angebahnten Reform waren für die Machthaber, insofern es sich um die in klingender Münze geflossenen Summen handelte, wenig bedeutend; für die ersten Käufer wenig erfreulich, weil, wie ja in jenen Ländern das meiste mit Halbheit, ohne genügende Kenntnisse und Vorbereitungen angefaßt wird, die ersten Verkäufe wegen enormer Schädigung des Staates angefochten und einer nochmaligen Versteigerung unterworfen wurden, die Käufer deshalb den erworbenen Besitz nicht ruhig genießen konnten; für das öffentliche Wohl hätten sie aber, wäre diese Ablösung im Laufe der Jahre energisch durchgeführt worden, unberechenbaren Nutzen gebracht, denn schon in der kurzen Zeit der Mobilisirung der Staatsländereien machte sich gerade in den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln ein gewaltiger Preisfall fühlbar. Die Kartoffeln z. B., die seit Jahren im Durchschnitt mit vier Thalern die Carga (ein großer Mehlsack voll) bezahlt wurden, fielen auf zwei Thaler, die anderen Artikel im Verhältniß. Eine intensivere Bodenbewirthschaftung zog eine größere Produktion und Zufuhr, folglich eine Preisermäßigung, bei der die Gutsbesitzer noch bestehen konnten, nach sich.

Der Comunario produzirt nur das für seine geringen Bedürfnisse unumgänglich Nothwendige. Der Gutsbesitzer sucht aus seiner Hacienda eine möglichst große Rente zu ziehen. Die in Hacienda umgewandelte Comunidad, auf der, wie stets anzunehmen war, die Orijinarios, Agregados und Forasteros fernerhin als Colonos des Eigenthümers bleiben würden, mußte natürlich in intelligenter Hand ganz andere Quantitäten hervorbringen, als in den Händen der Indianer.

Viele kleinere Leute hätten, wenn sie des für alle Zeiten unantastbaren Eigenthumsrechts auf die ausgebotenen Staatsländereien versichert gewesen wären, ebenfalls gekauft, der allgemeine Wohlstand aber und der Verbrauch der zum Komfort des Lebens beitragenden Gegenstände hätte in ungeahnten Proportionen zugenommen.

Man darf noch fragen, welche Gründe konnten einen Theil der Comunarios bestimmen, ohne Widerwillen von einem Zustand relativer Unabhängigkeit und Freiheit und im Besitz von Sayañas, die sie als Eigenthum erwerben konnten, in denjenigen des Colono einer Privathacienda überzugehen, der faktisch doch nur Tagelöhner ist?

Die Antwort hierauf ist uns im Lande selbst gegeben worden: Was ist der Comunario? — Das bequeme Opfer des Subpräfekten, des Korregidor und des Pfarrers. Der Lieferant von Futter, Hühnern, Eiern, Schafen u. s. w. für diese Herren. Und wer beschützt ihn gegen die Ausbeutungen, die von allen Seiten über ihn hereinbrechen? — Den Indianer der Hacienda beschützt sein Patron, er entreißt ihn den Händen der Soldaten, wenn jene ihn in der Straße aufgreifen und zu den erniedrigendsten Dienstleistungen gebrauchen wollen; er befreit seine Esel und Maulthiere, wenn sich die gewalthätige Polizei ihrer bemächtigt, um den Heerestroß darauf fortzuschaffen; er entzieht seine kleinen zu Markte gebrachten Vorräthe dem Monopol der ihn drängenden und bestürmenden Aufkäuferinnen; er vertheidigt seine Rechte vor den Tribunalen; er beschützt ihn in Allem und gegen Alle, das liegt in seinem Interesse. Wer aber beschützt den Comunario? — Während der Kolonialherrschaft der Protektor de los Indios; heute... niemand!

Wir müssen die Richtigkeit dieser Beweisführung anerkennen als den Verhältnissen thatsächlich entsprechend.

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die deutsche Plankton-Expedition.

Ueber die deutsche Plankton-Expedition [1]), die am 15. Juli dieses Jahres von Kiel ausgegangen ist, und an der außer Professor Hensen auch noch die Professoren Brandt und Dahl als Zoologen, Dr. Schütt als Botaniker, Dr. Fischer als Bakteriolog und Professor Krümmel als Geograph theilnehmen, ist ein erster Bericht eingelaufen. Danach hatte der Dampfer „National", der die Expedition trägt, bei der Fahrt über die Nordsee ziemlich stürmisches Wetter zu bestehen. Auf dem offenen Atlantischen Ozeane angelangt, begannen die eigentlichen Untersuchungen, und man machte reichliche Fänge, auch glückte es, verschiedene Thiere vom Grunde heraufzuholen. Bald begann die See aber wieder so unruhig zu werden, daß nur den eigentlichen Aufgaben der Expedition, nämlich der quantitativen Bestimmung des bis etwa 400 m tief treibenden Materials an kleinen lebenden Wesen, genügt werden konnte. Die Bestimmungen können erst nach Rückkunft der Expedition vollendet werden, und ihrer Natur nach nicht sofort neue Resultate ergeben. Ueberhaupt darf man nicht glauben, daß eine Fahrt, welche in kürzester Frist so große Strecken, wie es im Plane liegt, zu durchlaufen hat, gleiche Ergebnisse in Bezug auf das Auffinden neuer und merkwürdiger Formen erzielen kann, wie dies bei den größeren und eine Reihe von Jahren dauernden Expeditionen der Engländer und Amerikaner (des „Challenger", „Blake" etc.) der Fall gewesen ist.

Bis Grönland war das Wetter nicht gerade schlecht, aber meist herrschte hoher Seegang, und immer nur auf kurze Zeit gestalteten sich die Verhältnisse günstig genug, um Fänge zu machen, die dann für die übrige Zeit des Tages Arbeit in Menge ergaben.

Professor Hensen leitete die Fischerei und die sonst dafür und für die Arbeiten an Bord erforderlichen Maßnahmen und Vorbereitungen, Dr. Schütt nahm die für die quantitative Bestimmung erforderliche Behandlung und Konservirung vor, Professor Brandt und Dr. Dahl nahmen die mit verschiedenen Netzen größerer Art gemachten Fänge zur Bestimmung und Konservirung in Empfang, von welchen der die Expedition begleitende Marinemaler Eschke manche Formen zeichnete. Professor Fischer beschäftigte sich mit den kleinsten im Meere vorkommenden Formen — den Bakterien —, von denen bisher fast nichts bekannt war, und Professor Krümmel verfolgte das physikalische Verhalten des Meeres. Die Thätigkeit war trotz der Ungunst des Wetters eine sehr umfangreiche, so daß es oft schwierig erschien, rechtzeitig zu den Mahlzeiten loszukommen und in dieser Richtung eine strenge Disziplin eingeführt werden mußte.

Im Eise bei Grönland setzte ein Nordweststurm ein, und man konnte deshalb nicht wagen, weit in die treibenden Eisschollen vorzudringen, sondern man mußte südwärts nach Neu-Fundland steuern. Unterwegs traf man einen Eisberg, der mehrfach umfahren, photographirt und gemalt wurde; mit einem englischen Dampfboote konnten Signale ausgetauscht werden.

Das Meer war in dieser Gegend durch dichte Wolken von zusammengeschaarten Krebschen braunroth gefärbt, so daß man sich ohne weitere Hilfsmittel von seinem Reichthume an thierischem Leben überzeugen konnte.

Nebel und bewegte See verzögerten den Lauf des Schiffes auch hier erheblich, und die Zeit, um behufs Meeresuntersuchungen still zu liegen, blieb sehr knapp gemessen. Es wurden jedoch an einigen Abenden Untersuchungen mit unterseeischen elektrischen Lampen angestellt. Die bezüglichen Einrichtungen bewährten sich vortrefflich, aber die Anziehungskraft, welche das Licht auf die Thiere, namentlich die Fische, ausüben sollte, erwies sich nicht als groß. Zwar erschienen bald bei der Lampe einige kleinere Fische, von denen auch einige gefangen wurden, aber größere Fische und bedeutendere Mengen von Fischen ließen sich weder auf hoher See noch in dem fischreichen Meere bei den Bermudas herbeilocken.

Der südliche Theil des Golfstromes wurde bei schönem Wetter durchkreuzt, und es konnten namentlich viele Beobachtungen über die eigenthümlichen Gegensätze in dem Verhalten des Wassers auf den Neu-Fundlandbänken und in dem Golfstrome, sowie über die Massen treibenden Seegrases und dessen Bewohner angestellt werden. Rasch wurden alsdann die Bermudas erreicht (am 6. August), und damit war der erste Theil der Expedition vollendet.

Die Theilnehmer der Expedition erfreuten sich alle guten Wohlseins, und es waren keine nennenswerthen Unfälle an Bord vorgekommen.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 143.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den vor kurzem veröffentlichten offiziellen Aufstellungen repräsentirte der griechische Außenhandel im Jahre 1888 einen Gesammtwerth von 204,8 Millionen Drachmen (Francs), wovon 109,15 Mill. auf die Einfuhr und 95,65 Mill. auf die Ausfuhr kamen. Gegen das Vorjahr war sowohl die Einfuhr als auch die Ausfuhr bedeutend geringer, was sich einerseits durch den geringeren Getreidebedarf des Landes (infolge einer guten Ernte), andererseits durch die Korinthen-Krisis erklärt. Im Jahre 1887 belief sich der Import auf 131,85 Mill. D. und der Export auf 102,05 Mill. D. Die Korinthenproduktion betrug 1888 ungefähr 350 Mill. venetianische Pfund, 1887 aber nur 270 Mill. Pfund.

Asien.

— Ueber das Unglück der beiden Engländer Donkin und Fox, wovon im „Globus" wiederholt die Rede gewesen ist (Vergl. Bd. 55, S. 111 und S. 222), verlautet neuerdings noch folgendes: Am 15. Juli (a. St.) machten sich der Präsident des englischen Alpenklubs Dent und der Ehrensekretär der Londoner Geographischen Gesellschaft Douglas Freshfield zusammen mit zwei anderen Herren und vier Schweizer Führern auf den Weg, um die im vorigen Jahre Verunglückten aufzusuchen. Man stieg, dem Laufe des Tutunsy folgend, zu dem Gletscher gleichen Namens hinauf, welcher vom Koschtan-tan herabkommt und in eine weite Schlucht einmündet, die von allen Seiten von felsigen Graten umgeben ist. Am Fuße des Gletschers wurde übernachtet und mit Sonnenaufgang der Aufstieg zum Koschtantan über den Gletscher unternommen. Bald bemerkten die Reisenden einen von Menschenhand aufgethürmten Steinhaufen, wo nach allen Anzeichen die verunglückten Bergsteiger ihr letztes Nachtlager gehabt haben mußten. Und wirklich fanden sich im Schnee die von Donkin und Fox hier zurückgelassenen Effekten wohlerhalten vor: warme Kleider, ein Thermometer, Mundvorräthe, ein Revolver, eine warme Decke, ein Feldkessel 2c. Weiterhin folgte die Expedition den noch erkennbaren Spuren bis zum Passe beim Koschtan-Tan, aber weiter vorzudringen war unmöglich; senkrecht abfallende Felsen und Schneemassen machten den Aufstieg auf den Berg unausführbar, trotzdem daß man mit allen nöthigen Werkzeugen reichlich versehen war. Bei einer eingehenden Besichtigung der Schneefelder bemerkte man noch die Reste einer Mütze, aber die Leichen selbst aufzusuchen gelang nicht. Die Expedition kam zu dem Schlusse, daß Donkin und Fox in einen Abgrund gestürzt sein müssen. Auf diese Weise wird auch das Gerücht widerlegt, welches sich in letzterer Zeit vielfach verbreitet hatte, daß nämlich die genannten das Opfer eines Raubmordes geworden seien.

— Die auswärtige Schiffahrtsbewegung der japanischen Häfen betrug im Jahre 1887 3221 Schiffe oder 2 255 209 Tonnen, an welchen Zahlen England mit 635 Schiffen und 913 262 Tonnen, Deutschland mit 498 Schiffen und 379 732 Tonnen, die Vereinigten Staaten mit 136 Schiffen und 255 015 Tonnen und Frankreich mit 64 Schiffen und 116 523 Tonnen participirten. Die englische Antheilnahme an dem japanischen Seeverkehre zeigte der Zahl der Schiffe nach gegen das Vorjahr einen Rückgang (um 71), blieb sich aber der Zahl der Tonnen nach beinahe gleich; der amerikanische Antheil ging in beiden Beziehungen auffällig zurück; der deutsche Antheil machte namentlich hinsichtlich der Tonnenzahl starke Fortschritte (um 72 394 Tonnen), und ebenso auch der französische (um 44 065 Tonnen).

Afrika.

— Der französische Reisende Trivier ist im Februar dieses Jahres in Stanley-Falls angekommen, um sich von dort aus dem Lukuga zuzuwenden und diesen Strom bis zu seinem Ausflusse aus dem Tanganika-See zu verfolgen. Nachdem er diese Aufgabe gelöst haben wird, will er die afrikanische Ostküste bei Zansibar zu erreichen suchen.

— F. C. Selous, der bekanntlich den Plan hatte, vom oberen Zambesi nach Garenganze, im Westen des Bangweolo-Sees, vorzudringen, ist im Gebiete der Maschukulumbwe von den Eingeborenen überfallen und ausgeplündert worden, als er eben im Begriffe war, den Kafue-Strom zu überschreiten. Nur unter großen Schwierigkeiten gelang es ihm, Sesheke (am Zambesi) zu erreichen (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 351).

Bücherschau.

— J. B. Hans Nordhoff, Hof-Mark und Gemeinde Nordwestfalens in historischem Ueberblicke. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, IV, S. 1 ff.) Stuttgart 1889. Engelhorn. — Der Autor nimmt an, daß die Bildung der Einzelhöfe erst lange nach der Römerzeit und selbst nach der Eroberung des nördlichen Westfalen durch die Sachsen stattgefunden hat, schwerlich vor dem sechsten Jahrhundert, wahrscheinlich erst nach 530, und daß sie wesentlich unter dem Einflusse der Berührung mit den Franken erfolgte. Anfangs wurde nur der bebaute Acker nebst der Wohnstätte aus der Mark ausgesondert, dann in verschiedenen Theilungen — aber in den einzelnen Bezirken nicht in derselben Reihenfolge — auch Wiesen, Holzung, Weideland und Heide. Karl der Große fand das Hofwesen und Hofrecht schon völlig ausgebildet, hie und da auch schon zahlreiche Höfe in einer Hand; er vergab die Höfe der gefallenen oder vertriebenen Sachsen an seine Franken, oder an Klöster und Pfarreien, was vielfach zu Dorfgründungen oder anderweitiger Zersplitterung der Höfe führte; der Abgang wurde durch Anlage neuer Rotthöfe auf frisch gerodetem Waldgrund nur theilweise ersetzt. Durch das ganze Mittelalter hindurch ist der Kampf gegen die alten Haupthöfe weiter gegangen, und nur dezimirt und heruntergekommen sind sie in unser Jahrhundert eingetreten. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Thalbildung in Australien und Neuseeland.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

(Mit zwei Abbildungen.)

Es ist eine der vielen stillschweigend acceptirten, man möchte sagen axiomatischen, und dennoch irrigen Anschauungen, daß die Thäler in den Bergländern erst gebildet werden, nachdem schon die Bergketten selber erhoben sind. Denn es ist klar, daß sich die Gebirge so langsam erheben, daß während ihres Emporsteigens den Atmosphärilien, die ja dann ebenso wie zu anderen Zeiten wirken, hinreichend Zeit gegönnt ist, um lokal die Hebung durch Abspülung zu paralysiren. Der Regen und die Temperaturschwankungen freilich vermögen die ansteigenden Gesteine nicht so rasch abzunagen, als sie sich erheben, wohl aber vermögen dies die Bäche und Flüsse, welche in den Strichen, die sie einmal eingenommen haben, gar keine Erhebung aufkommen lassen und das Grundgestein ebenso rasch abhobeln, als es steigt — ihr Gefäll erhaltend. Später erst, wenn sich mächtige Berge im Grunde und zu den Seiten des Hauptthales erhoben haben, beginnt auch das Thalbett sich zu heben, und zwar infolge der Anhäufung des Gesteinsschuttes, welcher von den Berghängen herabkommt und sich so lange im Thalgrunde ansammelt, bis das Gefälle dadurch derart verstärkt wird, daß das fließende Wasser hinreichende Kraft erlangt, um die später hinzukommenden Schuttmassen fortzuschaffen. Querterrassen in den Thälern können durch Verschiedenheiten in der Härte des Grundgesteines oder durch lokale Schuttanhäufungen gebildet werden. Sie führen zur Bildung von Stromschnellen oder Wasserfällen, deren Wirkungsweise eine derartige ist, daß sie immer an Steilheit zunehmen und sich immer weiter ins Gestein — thalauf — einfressen.

Dies ist die Bildungsweise der Thäler in jungen, noch immer ansteigenden Gebirgen.

Hört die Gebirgsbildung auf, dann fährt das fließende Wasser fort auszuhöhlen, und es wird dann der nivellirenden Thätigkeit desselben kein Gegengewicht mehr gehalten. Die Thäler werden tiefer und die Berge niedriger, bis endlich nichts mehr als ein flaches Tafelland von dem ganzen Gebirge übrig ist.

Um einen klaren Einblick in diese Verhältnisse zu gewinnen, genügt es nicht, ein Gebirge zu studiren, wie etwa unsere Alpen; wir müssen vielmehr die Thalgestalten in den Gebirgen anderer Erdtheile zur Vergleichung heranziehen. Aus diesem Grunde will ich hier die Thäler der Alpen Australiens und Neuseelands beschreiben, welche beide älter sind als die europäischen.

In den Australischen Alpen hat die Faltung schon zu Ende der palaeozoischen Periode aufgehört, in den Neuseeländischen viel später, etwa zur Jurazeit. Es sind deshalb die Neuseeländischen Alpen den jungen europäischen ähnlicher, wie die Australischen.

Die mächtige Gebirgskette, welche den nordwestlichen Theil der Südinsel von Neuseeland durchzieht, ist ein echtes Faltengebirge. Korallenbauten und Vulkankegel haben keinen Antheil an seinem Aufbau. Es erhebt sich in seinem Kulminationspunkte Mt. Cook zu einer Höhe von 3768 m, und der Hauptkamm übersteigt auf 150 km hin 2000 m.

Der Hauptkamm — zugleich die Wasserscheide — ist der Nordwestküste parallel und liegt ihr so nahe, daß die nordwestlichen Thäler klein und unbedeutend bleiben. Viel

Das Waimakariri-Thal.

bedeutender sind die Thäler der Südostseite, welche hinaus führen in die weite Ebene, die sich dort an den Fuß der Berge schmiegt.

Der Ostabhang des Centralstockes der Neuseeländischen Alpen wird entwässert von den Zuflüssen eines der größten Ströme Neuseelands, des Waitangi. Alle Gletscher des Ostabhanges zwischen Mt. Tyndall und Mt. Ward ergießen ihre Abflüsse in denselben. Der Waitangi entsteht durch den Zusammenfluß dreier großer, einander ähnlicher Gewässer, des Tekapo-, Ohau- und Pukaki-Branch. In seinem Mittellaufe erhält er noch einen weiteren bedeutenden Zufluß, den Ahuriri, welcher sich aber wesentlich von den drei oben genannten Quellflüssen unterscheidet. Die letzteren entspringen alle aus Alpenseen, in welche sich die Bergströme ergießen. Als eigentliche Quelle des Waitangi kann wohl das Thor des Tasman-Gletschers angesehen werden, aus welchem sein mächtigster Arm hervorbricht. Diesem wollen wir nun folgen und das Thal betrachten, welches er durchfließt.

Das Gletscherthor, aus dem dieser „Tasman"-Fluß entspringt, liegt 730 m über dem Meere, nahe der Mitte der Südinsel, von der Südostküste weiter entfernt, als von der Nordwestküste.

An warmen Tagen, besonders bei Föhnwetter, ist der Tasmanfluß an seiner Quelle so reißend und tief, daß er zu Fuß gar nicht und auch zu Pferde nur mühsam und mit Gefahr übersetzt werden kann. Er fließt von hier in südlicher Richtung, mit einem Gefäll von 1 : 102 und mündet nach 35 km langem Laufe in den Pukaki-See, dessen Spiegel gegenwärtig 523 m über dem Meere liegt. Auf dieser Strecke nimmt er links den Murchison- und Jolliefluß, rechts den Hookerfluß auf. Murchison und Hooker sind gleich dem Tasman Gletscherabflüsse.

Vom Gletscherthore bis zum Pukaki-See behält der Strom den gleichen Charakter bei. Das Thal aber, welches er durchzieht, erstreckt sich mit gleichbleibendem Habitus noch über beide Enden dieser Stromstrecke hinaus: die Zunge des Tasman-Gletschers im Norden und der Pukaki-See im Süden sind nur lokale Ueberschwemmungen eines ähnlichen Thalbodens, wie er dazwischen vom Tasmanflusse durchzogen wird. Dieses Tasman-Thal ist gegen 70 km lang und nahezu gerade, und es hat einen 4 bis 6 km breiten, ganz flachen, aus Geröll bestehenden Boden. Die Thalseiten sind ziemlich steile, größtentheils mit Gras bewachsene Böschungen, die im oberen Theile des Thales hinaufziehen zu den umliegenden Hochgebirgen, im unteren aber — besonders die linke Thalwand — zu einem welligen, 300 m über der Sohle des Tasman-Thales ausgebreiteten Plateau. An den Thalhängen, welche die Gletscherzunge umgeben, wachsen dornige Halbsträucher und in höheren Zonen Wachholder und Alpengras. Die dornige Strauchvegetation zieht sich 10 bis 15 km weit unter das Gletscherende hinab, hie und da von Fagusbeständen unterbrochen. Weiter thalab finden wir an den Hängen nur mehr Prairiegras. Die rasche Abnahme der Niederschlagsmenge vom Hochgebirge gegen das Flachland im Südosten findet ihren Ausdruck in dieser Aenderung der Vegetation.

Der flache Thalboden selber wird, wie erwähnt, am oberen Ende von der Tasman-Gletscherzunge, und am unteren Ende von den Fluthen des Pukaki-Sees zugedeckt. Auf der 35 km langen dazwischen liegenden Strecke besteht der Thalboden größtentheils aus kahlem, vegetationslosem Geröll. Er wird durchzogen von einem Netze ewig wechselnder Torrenten: den Armen des Tasmanflusses. An der Stelle, wo ich dieses Thal querte, bestand damals (1883) der Tasmanfluß aus 22 Armen. Dort, wo der Fluß längere Zeit nicht hinkommt, siedelt sich Gras auf dem Geröll an. Diese Grasflecken haben alle — außer jenen an den Thalbodenrändern — eine langgestreckt rhomboidale oder dreieckige Gestalt, wie sie eben von den Torrenten vorgezeichnet wird. Gegen den Pukaki-See hin nimmt die Größe der Rollsteine, aus denen das Geröll der Thalsohle besteht, allmählich ab, und es mischt sich auch immer mehr anderer Detritus — Gletscherschlamm — denselben bei, einen günstigeren Boden für den Pflanzenwuchs schaffend. Deshalb, und auch weil wegen des abnehmenden Gefälles der Fluß im Unterlaufe weniger wechselnd und reißend ist, nehmen die Grasflecken thalab an Größe und Anzahl stetig zu. Am Ufer des Sees selbst kommt fast gar kein kahles Geröll mehr vor.

Ich kenne kaum einen trostloseren Anblick als den oberen Theil dieses Thales mit seinen riesigen kahlen Geröllfeldern und seinen wilden, milchigen Gletschertorrenten.

Der Pukaki-See verdankt seine Entstehung einer ungeheuren Moräne, welche der viel größere Tasmangletscher der neuseeländischen Eiszeit (Vergl. „Globus", Bd. 53, 353 ff.) am unteren Ende desselben abgelagert hat, einen riesigen Damm von mehreren Kilometern Breite bildend, welcher gegenwärtig den Tasmanfluß an dieser Stelle zu einem See staut.

Der Seeabfluß ist beträchtlich in den Moränenwall eingeschnitten, und die deutlichen Terrassen über den Seeufern zeigen, daß derselbe vor nicht allzulanger Zeit viel größer gewesen und sein Niveau höher gestanden wie gegenwärtig. Der Pukaki-See ist 17 km lang und 8 km breit. Der Strom, der aus dem See hervorbricht, heißt Pukaki-Branch, er hat ein Gefäll von 1 : 279 und vereinigt sich nach kurzem Laufe mit den übrigen Quellflüssen des Waitangi.

Der Hauptstrom selber — der Waitangi — hat ein durchschnittliches Gefäll von 1 : 233, und er fließt gerade, südöstlich, in kürzester Linie dem Meere zu. In seinem Unterlaufe durchzieht er die große Ebene, welche sich an den Südostfuß des Gebirges anlehnt, in viele Arme aufgelöst und so weit ausgebreitet, daß die Eisenbahnbrücke über denselben nahe seiner Mündung über einen Kilometer lang gemacht werden mußte. Geröll und Schlamm bringt er in großer Menge mit herab vom Gebirge, obwohl viel von dem Schutt in den Seen aufgefangen wird, welche von seinen Quellströmen durchflossen werden. Er baut sich so einen Damm in der Ebene auf, auf dessen Krone er fließt, so lange diese nicht zu sehr die umliegende Ebene überragt; dann ändert er seinen Lauf, mit dem Baue eines neuen Dammes dieser Art beginnend.

Vor seiner Mündung breiten sich Sandbarren aus, welche so ausgedehnt sind, daß nur kleine Boote vom offenen Meere her in den Waitangi hinein können. Der Fluß ist übrigens auch in seinem Unterlaufe trotz seines Wasserreichthums nicht schiffbar — zu weit horizontal ausgebreitet und seicht, und dabei recht reißend.

Die beiden Quellflüsse Tekapo- und Ohau-Branch, welche sich mit dem beschriebenen Pukaki zur Bildung des Waitangi vereinigen, haben genau denselben Charakter, wie der Pukaki: sie durchfließen breite, ganz flache Thalböden, umgeben von Steilhängen, münden in Seen, welche von mächtigen alten Moränen aufgestaut sind, brechen aus diesen, seichte Schluchten bildend, hervor und breiten sich dann im Flachlande wieder aus.

Doch nicht die Thäler im eigentlichen Herzen des Gebirges allein haben diese eigenthümlichen breiten Thalböden: auch weiter im Norden werden solche angetroffen, wie z. B. das Waimakariri- und das Otirathal (vergl. die Abbildungen). Beim letzteren treten ausnahmsweise die Thalhänge an einer Stelle so nahe an einander, daß ein Alpenthal entsteht, wie wir es in Europa zu sehen gewohnt sind. Die Wildheit und der trostlose Charakter der neuseeländischen Alpen-

Die Otira-Schlucht.

thäler tritt besonders in der Abbildung des Otira deutlich zu Tage.

Im allgemeinen kommt man zu dem Schlusse, daß die Eigenthümlichkeit der neuseeländischen Alpenthäler in ihren breiten und flachen Geröllböden besteht — ein Charakter, der den, von dem Herzen des Gebirges herabziehenden Nebenthälern durchaus zukommt. Bei uns trifft man solche Thalgestalten erst weiter ab vom Gebirge, in den Haupt-, d. i. Längsthälern an, wie etwa im Rhônethal. Dieser Unterschied ist auf das größere Alter der Neuseeländischen Alpen, den europäischen gegenüber, zurückzuführen; es haben in Neuseeland die fließenden Gewässer in den Nebenthälern schon jene Wirkung erzielt, die in den europäischen Alpen erst in den Hauptthälern erreicht ist.

Am Westabhange des Centralstockes der Neuseeländischen Alpen werden ähnlich breite, wenn auch kürzere und steilere Thäler, wie am Südostabhange, häufig angetroffen. Weiter im Süden ändert sich der Charakter der Thäler. Hier finden wir an der Westküste tief eingeschnittene Fjorde, am Südostabhange aber tiefe, langgestreckte Seen. Der Charakter dieser Thäler ist jenem der norwegischen vollkommen ähnlich, und wie diese verdanken sie der Wirkung ungeheurer Eismassen — solcher, wie sie heute Grönland bedecken, ihren eigenthümlichen Charakter. Natürlich waren diese Thäler vor der Eiszeit da, sie bildeten sich gleichzeitig mit der Erhebung des Gebirges, in dem sie eingeschnitten sind; ihre gute Erhaltung aber und ihre eigenthümliche Form sind Wirkungen des Gletschereises der neuseeländischen Eiszeit.

Die palaeozoischen Alpen Australiens sind nichts als der Sockel, auf dem einstens ein hohes Gebirge aufgebaut war. Nichts als weite Plateaus sind von demselben noch übrig — Plateaus, welche kaum die Höhe von 2000 m übersteigen. Mount Townsend, der höchste Berg Australiens, ist nur 2241 m hoch.

Hier ist alles Hochgebirgsgeröll aus den Alpenthälern verschwunden. Tief eingeschnitten in das Grundgestein — Gneiß und Silur — sind die Flüsse, und fruchtbarer Humus- und Lehmboden breitet sich in den Hauptthälern aus.

Die Thalseiten sind nirgends steil, und enge Schluchten werden nicht angetroffen. In den Vorbergen haben die Thäler einen ganz anderen Querschnitt, wie auf der Höhe der Tafeln. Wir finden nämlich, daß dort, weiter ab vom Gebirge, die Thalwände konvex sind — nach unten hin an Steilheit zunehmend —, während sie auf dem Plateau konkav erscheinen — nach unten hin an Steilheit abnehmend. Dieser Unterschied ist eine einfache Wirkung der Verschiedenheit in dem Modus der Thalaustiefung in höheren und tieferen Regionen. In der Hochregion geht die Verwitterung auf den Kämmen und an den Bergflanken rascher vor sich, als die Thalaustiefung durch den hier noch kleineren Fluß. In der Tiefe liegen die Verhältnisse umgekehrt: hier frißt sich der wasserreichere Strom rascher in das Grundgestein ein, als die bewaldeten Berge verwittern. Gleichwohl ist auch hier die Verwitterung eine genügende, um die Bildung besonders steiler Thalhänge zu verhindern.

Die Thäler, welche sich in der eingangs ausgeführten Weise gleichzeitig mit dem Gebirge bilden, sind naturgemäß schmal und umgeben von Steilhängen, nur in den Synclinalen der Schichtenfalten oder an Längsbrüchen mit klaffenden Wänden findet sich Raum, in dem die Thäler sich ausbreiten können. Dementsprechend finden wir in den jungen, vielleicht heute noch ansteigenden europäischen Alpen die Querthäler meist eng, die Längsthäler aber meist breit.

Hört die Gebirgsbildung auf, dann verbreitern sich zunächst die Nebenthäler, und es treten Verhältnisse ein, wie wir sie in den Neuseeländischen Alpen kennen gelernt haben: breite, flache Querthäler mit den Charakterzügen von Längsthälern.

Im weiteren Verlauf der Nivellirung wird Alles abgetragen, das Geröll, welches die flachen Böden der Thäler bildete, wird hinausgewaschen, und wieder werden die Thäler eng; jetzt aber nicht nur die Querthäler, sondern bei fortschreitender Abtragung des Gebirges auch die Längsthäler. Dieses Stadium stellen die Australischen Alpen dar. Sobald die Flüsse sich bis zum Niveau des umgebenden Flachlandes oder Meeres hinabgenagt haben, hört natürlich die weitere Austiefung der Thäler auf. Die Abrasion der Berge aber hat ihren Fortgang, und es bleibt schließlich nichts von dem Gebirge übrig. Die abradirten Falten liegen dann im Niveau der Umgebung, wie etwa in Südschottland.

Das von den Bergen herabgeschwemmte Material bildet, auf dem Meeresgrunde zur Ruhe gelangt, flache Sedimentgesteine, welche durch spätere Faltung zu neuen Gebirgen erhoben werden können.

So schließt sich der Kreis, und so können wir durch Vergleichung einen Einblick gewinnen in die Entstehung, das Wachsthum, den Verfall und das Verschwinden jener Runzeln unserer Erdrinde — der Alpengebirge.

Archibald Little's Fahrt durch die Jangtsekiang-Schluchten von I-tschang[1]).

(Mit drei Abbildungen.)

Unter den wirthschaftspolitischen Problemen, die in Ostasien ihrer Lösung harren, ist neben der Herstellung eines chinesischen Eisenbahnnetzes die Eröffnung des oberen Jangtsekiang für die freie Schiffahrt ohne Zweifel das bedeutsamste. Erscheint ja doch der Riesenstrom, den die Chinesen mit Vorliebe entweder den „Fluß" („Kiang") schlechthin oder den „Großen Fluß" („Ta Kiang") nennen, um so mehr als die natürliche Hauptpulsader des chinesischen Verkehrs, als sein Zwillingsbruder — der Hoangho — seine Dienste der Schiffahrt vollkommen versagt[1]), und wird er ja doch zusammen mit seinen Nebenflüssen auch seit uralten Zeiten von zahllosen Dschunken und Sampans belebt. Nur den Europäern gestattete man die Fahrt auf ihm gemäß der bekannten chinesischen Abschließungspolitik nicht über Wu-tschang-fu (S. Abbildung 1) hinaus, und die Zugeständnisse, zu denen man sich im Vertrage von Tschi-fu bezüglich der Jangtse-Schiffahrt verstehen mußte — im Falle, daß sich der Strom dazu geeignet erweisen sollte, europäische

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 53, 305 ff. und 331 ff.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 9 ff.

Dampfer bis Tschung-king zuzulassen, suchte man nachträglich so viel als irgend möglich wieder rückgängig zu machen.

Angesichts dieser Lage ist es in den letzten Jahren vor allen Dingen ein Mann gewesen, der mit all der Zähigkeit und Energie, die der angelsächsischen Rasse eigenthümlich ist, daran gearbeitet hat, das angedeutete Problem zu lösen, und die Regierung zu Peking dazu zu veranlassen, das gegebene Wort in seinem vollen Umfange zu lösen — Archibald John Little. Wir versäumen es daher nicht, an dieser Stelle nochmals nachdrücklich auf die Bestrebungen desselben hinzuweisen, und zu diesem Zwecke einen kurzen Abschnitt aus seinem von der Jangtsekiang-Frage handelnden Buche, das wir bereits einmal besprochen haben, in freier Weise wiederzugeben [1]), die Schilderung der Little'schen Fahrt durch die beigegebenen Illustrationen so viel als möglich veranschaulichend. Der betreffende Abschnitt lautet:

Es war am 18. März, als wir von J-tschang aufbrachen, um unsere Fahrt nach dem fernen Westen Chinas weiter fortzusetzen. Das Gras war feucht vom Morgenthau, Veilchen blühten dazwischen, und Wohlgerüche erfüllten weit und breit die Luft.

Während unseres Aufenthaltes in J-tschang hatte das sommerliche Steigen des Stromes seinen Anfang genommen, die Strombreite war um mehrere Hundert Fuß gewachsen, und die Sandfläche, welche bisher etwa ein Viertel des Strombettes eingenommen hatte, war vollständig überfluthet, so daß wir in seichtem Wasser über sie dahin rudern konnten, statt gegen die starke Strömung nahe an dem gegenüberliegenden Steilufer anzukämpfen. Drei Meilen oberhalb J-tschang mußten wir aber den Strom queren, und nun begann für unsere unermüdlichen Schiffszieher ein schweres Stück Arbeit. Sie sprangen hinaus auf die Felsen, kletterten um riesige Blöcke herum, wo immer ihr sandalenbekleideter Fuß einen Halt finden konnte, und suchten das Boot an der Leine vorwärts zu bringen. Die Breite des Jangtse beträgt oberhalb J-tschang etwa dreiviertel Meile, und da man weder vor sich noch hinter sich einen Ausgang erblickt, so wird man hier an einen abgeschlossenen Gebirgssee gemahnt. Besonders hat man diesen Eindruck bei der kleinen Schnelle namens „Chi-pa". Ganz plötzlich öffnet sich aber zur Linken eine Schlucht, und man erblickt den großen Strom wieder in seiner ganzen Majestät, auf 400 Yards verschmälert, und zwischen steilen Kalksteinklippen dahinfließend. Erst in weiter Ferne scheinen diese letzteren wieder näher und näher zusammen zu rücken, um keinen Raum für den Fluß zwischen sich übrig zu lassen. Keine Feder ist im Stande, die Schönheit des Anblickes zu schildern, den wir nun drei Stunden lang genießen, indem wir zwischen den großartigen Felsenmauern unserem nächsten Nachtquartiere zustreben. Das Wasser ist in dieser Schlucht nicht weniger als 50 bis 100 Faden tief. Nicht die leiseste Bewegung ist an der Oberfläche sichtbar, und die Rufe der Schiffszieher nebst dem Echo, das ihnen nachhallt, sind die einzigen Laute, welche das unheimliche Schweigen unterbrechen. Die Wolken, welche die höheren Bergspitzen ein-

Der Jangtsekiang bei Wu-tschang-fu.

[1]) Archibald John Little, Through the Yang-tse Gorges. London 1888. Sampson Low, Marston, Searle u. Rivington. Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 45.

hüllen, machen die Schlucht nur noch düsterer, als sie ohnedies sein würde. Die Kalksteinschichten liegen vollkommen horizontal, die Stromrinne aber durchschneidet sie lothrecht, und die engen Seitenschluchten, durch welche kleinere Nebenflüsse in den Jangtse hinein treten, tragen ganz denselben Charakter, und in einigen derselben stürzen Wasserfälle von den jähen Wänden herab. Der Pflanzenwuchs ist, wo er überhaupt platzzugreifen vermag, reich und üppig, und die Fruchtbäume erscheinen über und über mit Blüthen bedeckt. Das Flußwasser ist nicht mehr so klar und durchsichtig, wie bei I-tschang, und die Frühjahrsfluth, die ihm eine dunkle Schmutzfarbe giebt, wird bereits sehr bemerkbar.

Als Spuren von Menschenleben erblickt man auf der ganzen weiten Wasserfläche nur ein paar Dschunken, die sich beim Herannahen als von stattlicher Größe und Tragfähigkeit erweisen, und die Landesprodukte Sze-tschwans thalwärts führen. Aus der Ferne erschienen sie wie winzige Sampans, wohl weil in der umgebenden Naturscenerie alles von so gewaltigem Maßstabe ist. Aus den Seitenthälern schauen gelegentlich malerische Dörfchen, umgeben von grünenden Weizenfeldern und weißblühenden Pflaumenbaum-Pflanzungen hervor.

Der Jangtsekiang ändert hier von Monat zu Monat seinen Charakter, und im Sommer, wo sein Wasser 50 bis 60 Fuß höher steht — den niedrigsten Stand hat er im Februar —, gewährt er ein ganz anderes Schauspiel, als im Winter. Die Felsen bedecken sich dann mit Wasser, und an Stelle der getrennten, mit stillem Wasser wechselnden Schnellen entsteht ein einziger wirbelnder Strom, der eine Geschwindigkeit von etwa sechs Knoten besitzt. Für Dschunken ist hier die beste Schiffahrtszeit jene, wo das Niederwasser in das Hochwasser übergeht, während für Dampfer die eigentliche Hochwasser-Periode, deren Strömung für sie kein wesentliches Hinderniß bildet, am günstigsten sein würde.

Weiter aufwärts kommt man an großen Steinbrüchen vorüber, in denen der Kalkstein zu Bauzwecken lediglich vermittelst eiserner Keile und ohne Sprengstoffe losgebrochen wird. Hier macht der Strom eine weitere rechtwinklige Biegung, und man gelangt in den Theil der Schlucht, welcher „Teng-ying-tse“ („Lampenschein-Schlucht“) heißt, im Gegensatze zu der weiter unten gelegenen „Hoang-mao“ („Gelbkatzen-Schlucht“). Die wunderlichen Verwitterungserscheinungen, die hier die hohe Kalksteinwand des rechten Ufers krönen, sehen aus wie von Menschenhand gebaute, uneinnehmbare Bergfesten. Das linke Ufer ist weniger schroff und läßt hie und da Raum für kleine Dörfer, sowie für Haine von Talg- und Firniß-Bäumen und Bambu. Am oberen Ende der Schlucht hat der härtere Kalkstein der Erosion des sandbeladenen Wassers augenscheinlich besser widerstehen können, und daher ist die Schlucht an dieser Stelle ganz besonders eng. Hier steigen die weißen Felsenzinnen des linken Ufers gegen 3000 Fuß empor, an die Dolomiten der Alpen erinnernd. Der Kalkstein des rechten Ufers ist nach wie vor schwarzblau. Eine großartige Felsbildung an der engsten Stelle nennen die Chinesen bezeichnend genug „Säule des Himmels“. Am Ende der Schlucht, durch die etwa 200 Fuß über dem Wasserspiegel ein bequemer Pfad hindurch führt, liegt am Ausgange eines lieblichen Seitenthals und an der Mündung eines Tributärstromes der Ort Nan-to. Ein besonders auffälliger Felsen ist hier ganz und gar mit Inschriften bedeckt, die aber in China nicht wie in Amerika marktschreierische Anzeigen irgend eines Verkaufsartikels, sondern poetische Ergüsse über die Schönheit der umgebenden Natur sind, allerdings nicht gerade Poesien von hohem Schwunge — „Chiang tien yi sai“ („Strom und Himmel tragen dieselbe Farbe“), „Shan shui ching yin“ („Die Berge glänzen, und das Wasser ist dunkel“) rc.

Das Thal des oberen Jangtsekiang.

Nun gelangt man mit einem male in eine geologisch ganz anders beschaffene Gegend. Der Kalkstein hört auf, und Gneiß und Granit treten an seine Stelle, und die Gewässer haben diese Gesteine augenscheinlich in ganz anderer Weise bearbeitet als jene. Der Jangtse hat sie nicht in einer engen Schlucht zersägt, sondern er hat sich in ihnen ein meilenbreites Thal geschaffen, und rings herum erheben sich nur mächtige Blöcke als Ruinen der zerstörten Formation, zwischen denen sich das niedrige Winterwasser hin- und herwindet. Vielfach durchsetzen den Gneiß Grünstein- und Porphyrdämme, die rechtwinklig zur Stromrichtung streichen, und dieselben bilden im Fahrwasser gefährliche Klippen, so

Jangtsekiang-Schlucht unterhalb Kwei-tschau-fu.

daß die Strecke von den Schiffern sehr gefürchtet wird. Die Schiffszieher haben hier ein ganz besonders schweres Werk, und sie müssen wie Gemsen beständig an den Felsblöcken auf und ab klimmen. Die Hauptrinne des Stromes ist verhältnißmäßig breit und tief, die Dschunken halten sich aber mit Vorliebe in den engen Seitenkanälen nahe am Ufer, wo sie am Seile gezogen werden können. Die betreffende Strecke heißt „Yao-tsa-ho“ und ist etwa 15 englische Meilen lang. Die am schwierigsten zu überwindende Schnelle auf derselben wird „Ta-tung“ („Otterhöhlen-Schnelle“) genannt, und den Dschunken kostet dieselbe bei der Fahrt stromauf öfters einen vollen Tag harte Anstrengung. Kleinere Fahrzeuge, die genügend elastisch sind, um einem gelegentlichen Anstoßen an den Felsen widerstehen zu können, kommen leichter darüber hinweg.

Es folgt hierauf eine weitere enge Schlucht, namens „Tung-ling-hsia“ („Durchbohrter Berg“), an deren Eingange sich hoch oben auf der Felswand sieben kleine Wachtthürmchen erheben, von denen aus in den Zeiten innerer Unruhen Rauchsignale gegeben werden, und die daher „Yen-tun“ („Rauchthürme“) genannt werden. Bei ihnen hat man einen prächtigen Ueberblick über die Schlucht. Die Thürmchen selbst sind verfallen, wie fast Alles, was die Regierung in dem Lande errichtet hat.

Die Tung-ling-Schlucht ist nur vier Meilen lang, und an ihrem oberen Ausgange theilt eine von Felsblöcken überdeckte Insel den Strom in zwei wildschäumende Arme. Es folgt nun alsbald die „Niu-kan-ma-fei-hsia“, die ihren wunderlichen Namen („Ochsenleber-Pferdelungen-Schlucht“) von ein paar Tropfsteingebilden an einem Felsen nahe bei ihrem Eingange führt. Den Schiffern, die die einzelnen Stromstrecken benannt haben, dienen derlei Dinge eben als Merkzeichen. Der verderbte Name „Lu-kan“, der der Schlucht auf den Karten beigelegt wird, ist aus Niu-kan entstanden. Die Schnelle zwischen den beiden Schluchten bot dem Fahrzeuge keine nennenswerthe Schwierigkeit, und es galt nur zwischen den Felsen, die um diese Zeit noch aus dem Wasser emporragen, geschickt hindurch zu steuern. Im Jahre vorher hatte aber der Oberstkommandirende der Hu-pe-Provinz, General Pao-tschao, mit seiner Dschunke hier Schiffbruch gelitten, und seine zwei Söhne waren dabei in dem Wirbel ertrunken.

An einer stillen Bucht vor dem Eingange in die zweite Schlucht steht ein taoistischer Tempel, der wie alle mittelalterlichen Tempelbauten der östlichen und der westlichen Welt in eine herrliche Natur hineingestellt worden ist — mit hohen Bergen dahinter und jähen Felsen, die sich an die 4000 Fuß erheben, davor. Die Stromenge heißt davon auch noch „Miao-ho-hsia“ („Stromtempel-Schlucht“). Die durchbrochenen Felsen sind wieder Kalkstein.

Oberhalb treten die letzteren allmählich wieder weiter aus einander, und dadurch hat das Dorf Schin-t'an (oder Ching-t'an, wie der Name am Orte selbst ausgesprochen wird) Raum gefunden. „Schin-t'an“ bedeutet soviel wie „Neue Schnelle“, und diese in drei Theile zerfallende und auf etwa zwei Meilen ausgedehnte Schnelle gilt zugleich für die schlimmste des ganzen schiffbaren Jangtse. Sie ist erst unter dem Kaiser Tschia-tsching von der Ming-Dynastie — vor etwa 250 Jahren — durch Einsturz eines steilen Uferberges, der sich an der rechten Seite des Stromes erhob, entstanden. Nur der unterste Theil verdankt sein Dasein in der Hauptsache den moräne-ähnlichen Ablagerungen und Steinblockaufhäufungen eines Nebenflusses, der dort aus einer engen Seitenschlucht heraustritt.

Das Theehaus des Dorfes Schin-t'an liegt ziemlich 200 Fuß über dem Niederwasser des Stromes, trotzdem aber ist es nicht vollkommen gesichert gegen die Hochfluth desselben, und in der Hauptstraße des Dorfes gewahrt man noch an fast allen Häusern Spuren von der großen Ueberschwemmung des Jahres 1870, die ganze Städte von dem Erdboden hinwegfegte. Das Boot hatte durch die Schnelle eine sehr mühsame Fahrt.

Als dieselbe endlich zurückgelegt war, gelangte man in die „Ping-shu-pao-chien-hsia“, die nur etwa zwei Meilen lang ist. Der Name bedeutet „Wehrgesetz- und Kostbare-Klingen-Schlucht“, rührt aber auch wieder von Stalaktitenbildungen her, die man hoch oben an einer Klippe bemerkt, und deren Gestalt an das wohlbekannte und auf chinesischem Porzellan vielfach dargestellte Sinnbild der altchinesischen Geschichte erinnert. Die Felsen steigen senkrecht bis zu einer Höhe von 1500 Fuß empor, und ebenso tief sollen sie nach dem Volksglauben unter dem Wasserspiegel hinunterfallen. Die dahinter liegenden Berge mögen etwa das doppelte dieser Höhe haben. Ein grauer Sandstein untermischt mit Schiefer, in den die Atmosphärilien zahlreiche Höhlen hinein und säulenähnliche Bildungen heraus gewaschen haben, setzt die Uferfelsen zusammen. Das Ziehen des Fahrzeuges war hier unthunlich, ein frischer Wind trieb dasselbe aber vorwärts, und die Strömung (von etwa drei Knoten) wurde leicht überwunden. An der Oberfläche sieht man kaum eine Bewegung des Wassers. Den Baumkronen nach zu schließen muß der vorherrschende Wind immer der Ostwind sein, so daß die Dschunken-Schifffahrt stromauf dadurch sehr wesentlich erleichtert erscheint.

Von der oberen Oeffnung der Ping-shu-Schlucht, wo die Berge (bis 4000 Fuß hoch) wieder weiter zurücktreten, bis nach Kwei-tschou sind es noch sechs Meilen, und hier ist das Strombett wieder angefüllt mit ungeheuren Steinblöcken und steinbedeckten Sandbänken, zwischen denen abermals eine Schnelle der anderen folgt.

Oberhalb Kwei-tschous sind dann noch mehrere Jangtse-Schluchten zu passiren, bezüglich ihrer sowie bezüglich der ganzen Strecke bis Tschun-king müssen wir aber auf das interessanteste Buch Little's selbst verweisen.

Das Uélle-Gebiet.

Nach Dr. W. Junker's wissenschaftlichen Reiseergebnissen geschildert von H. Seidel.

(II. Schluß.)

Unstreitig der bedeutendste aller südlichen Tributäre des Uélle ist der Bomokándi, der weit im Osten aus dem Westabfalle der Blauen Berge entquillt und eine Gesammtlänge von 500 km besitzen mag. Schon bei Gumbáli, unter den Momfu fand ihn Dr. Junker Anfang März, noch vor Beginn der Regen, an 50 Schritt breit und 3 Fuß tief; zur Schwellzeit steigen seine Wasser um 4 bis 5 m. Von erwähnenswerthen Zuflüssen nimmt er aus Norden gegen acht,

aus Süden nur vier ansehnliche Verstärkungen auf, von denen jedoch die südlichen infolge ihres umfangreicheren Entwickelungsraumes ohne Frage die kräftigeren sind [1]).

Wieder parallel mit dem Bomokándi strömt der letzte hier in Betracht kommende Tributär des Uëlle seinem Sammelbett zu. Es ist der Mbélima oder Mbima, wie er von den Eingeborenen an der Mündung genannt wird. Sein Ursprung ist unter dem 27. Meridian zu suchen, so daß er mehr als zwei Längengrade durchlaufen muß, was immerhin einen günstigen Rückschluß auf seine Bedeutung zuläßt.

In der Geschichte des Uëlle-Problems, das jetzt durch Junker's Forschungen und die Dampferreisen eines Grenfell und van Gèle so glücklich gelöst ist, hat seinerzeit, als die Zugehörigkeit unseres Stromes zum Kongo noch lebhaft bestritten wurde, ein südlicher Nachbar des Uëlle — der hier schon genannte Népoko — eine wichtige Rolle gespielt. In ihm sahen die Verfechter der Uëlle-Schari-Hypothese den gesuchten Oberlauf des Aruwimi endlich gefunden; sein Dasein schien jede Verbindung des Uëlle mit dem Kongo hinfällig zu machen [2]), und stattlich verlängert tauchte bereits hie und da der Schari trotz der ernstlichen Abmahnung anders Denkender in Büchern und Karten auf. Der Népoko verdient also wohl, trotzdem unser Wissen von ihm nur klägliches Stückwerk ist, daß seiner zum Schlusse noch mit kurzen Worten gedacht wird. Von seiner Quelle schlägt er anfänglich, wie der Uëlle und Bomokándi, eine westliche bis westnordwestliche Richtung ein, die er aber vom 28. Grade östl. Länge an aufgiebt, um sich nach Süden zum Kongo zu wenden, den er, etwas nördlich vom ersten Breitengrade, als Aruwimi erreicht. Gerade in seiner höchsten Biegung nach Norden geht ihm ein eigenthümliches Wassersystem zu, dessen einzelne Theile von Dr. Junker unter dem Namen „Obä" bezeichnet werden. Der Reisende traf von Norden nach Süden nicht weniger als fünf solcher Obä, d. h. breite, flache, baumlose Sumpfniederungen, bedeckt mit ein bis zwei Fuß hohem, dichtem Grase, unter dem sich eine langsam fortziehende Wassermasse nach Westen bewegte. Die fünf einzelnen Obä vereinigen sich später zu einem größeren, über 1000 Schritt breiten Sammel-Obä, das sich schließlich in einen offenen Fluß verwandelt — den Mäko, der kurz vor dem 28. Meridian in den Népoko austritt.

Damit ist unser Aufriß der Oro-Hydrographie des Junker'schen Reisegebietes beendet, und es erübrigt uns jetzt, die Schilderung des Landes nach anderen Gesichtspunkten zu vervollständigen. Die Höhenbestimmungen Dr. Junker's sind, soweit es thunlich schien, bereits im vorigen Abschnitte verwerthet worden. Um nun auch die Wetterlage der Uëlle-Region kennen zu lernen, sei es gestattet, aus den von Dr. A. Schmidt bearbeiteten meteorologischen Aufnahmen diejenigen Punkte herauszuheben, welche die klimatischen Verhältnisse dort klar zu legen vermögen. — Die ehedem ägyptische Aequatorialprovinz zeigt in klimatischer Hinsicht ein ziemlich einheitliches Gepräge, und selbst die zwischen manchen Theilen bemerkbaren Unterschiede sind nicht erheblich genug, um eine zusammenfassende Darstellung unmöglich zu machen. Den wesentlichsten Charakterzug im jährlichen Verlaufe der Witterung bildet hier, wie überall in den Tropen, der Wechsel zwischen feuchter und trockener Zeit. Eine völlig regenlose Periode wird allerdings — nach Dr. Junker's Erfahrungen — besonders für den ganzen Westen nicht anzunehmen sein, höchstens könnte man den östlichen Abschnitten eine solche zuerkennen, indem z. B. Ladó in den Monaten Dezember, Januar und Februar sehr selten und nur ausnahmsweise Niederschläge erfährt. Im Regime des Uëlle fallen Regen, gelegentlich sogar von bedeutender Stärke, in jeder Trockenzeit, die daselbst von Mitte November bis Mitte Februar dauert, und zwar sind es meistens östliche bis südöstliche Winde, welche die Güsse herbeiführen. Mit dem Aufrücken der Sonne zum Aequator beginnt eine Aenderung in der Richtung des Windes, indem sich derselbe allmählich über Ost und Süd bis Südwest dreht, um dann, wenn die Sonne ihren „nördlichsten Stand erreicht hat, in umgekehrter Reihenfolge die ähnlichen Lagen zu durchlaufen", bis im November wieder die Nordostwinde zur Herrschaft gelangen. Dabei scheint sich die Stärke der Luftbewegung fortgesetzt in mäßigen Grenzen zu halten; Stillen sind namentlich in den Morgen- und Abendstunden recht häufig, viel seltener über Tag, weil dann der atmosphärische Zug gewöhnlich ununterbrochen anhält. Die regelmäßigen Winde — also im Dezember und Januar die nordöstlichen, im Juni und Juli die westsüdwestlichen — mögen im Durchschnitt etwas stärker wehen, als die übrigen. Schwere Stürme sind nur wenig beobachtet worden; weder Junker, noch Emin Pascha und Casati haben öfter als ein- oder zweimal das Maximum ihrer Windskalen verzeichnet; Bohndorff allein, der nach zehntheiliger Skala rechnete, giebt verhältnißmäßig viel die Stärke „neun" in seinem Wetterjournal an. Mit der Morgenstille tritt in der zweiten Hälfte des Jahres eine häufige Nebelbildung ein, welche sich zu Zeiten außerordentlich steigert. Die regenreichste Periode dehnt sich über die Monate mit südlichen Winden aus, währt demnach ungefähr vom März bis gegen den November, und empfängt nach Abzug des Anfangs- und Endmonats eine so nachhaltige Befeuchtung, daß durchschnittlich jeder zweite Tag ein Regentag ist. Die vielfach von Gewittern begleiteten Güsse halten meist nicht lange an, doch „kommen auch solche von der Art unserer sogenannten Landregen vor". Welche Wassermassen aber in kürzester Zeit des öfteren zur Erde stürzen, entzieht sich fast unserer Vorstellung; denn die Niederschlagsmenge der „wolkenbruchartigen" oder „diluvialen" Regen, welche Junker und Emin Pascha in reichlicher Zahl anführen, übersteigt die bei uns vorkommenden Extreme meist um einen vielmals höheren Satz. Die größte Intensität besaß der von Emin gemessene Sündfluthregen vom 29. April 1883, der bei einstündiger Dauer eine Niederschlagshöhe von 37,9 mm lieferte, d. i. mehr als das Doppelte der Menge, welche beispielsweise in Berlin die schweren Gewittergüsse der Nacht vom 15. zum 16. Mai dieses Jahres insgesammt ergaben (17,3 mm). Die stärksten Tagesmaße bezifferten sich nach Emin auf 44,6 mm, 53,6 mm und endlich auf 65,3 mm, von denen die letzte Summe den zwiefachen mittleren Jahresfall von Suez (30 mm) noch um etwas übertrifft und gerade die Hälfte aller Feuchtigkeit ausmacht, welche sich im Jahresmittel über Astrachan (120 bis 130 mm) ergießt [1]). Sonst scheint das Land durchschnittlich während eines Regentages — außer in den trockenen Monaten — ziemlich stetig 8 mm Niederschlag zu empfangen. Gar nicht selten stellen sich auch elektrische Erscheinungen ein, die an den höher gelegenen Orten hin und wieder von Hagel begleitet sind. Der Entladung geht in der Regel ein plötzlich hereinbrechender orkanartiger Luftstrom voraus, wie dies die Leser schon aus Schweinfurth's Schilderung des Tropengewitters bei König Munsa's Tanzfest kennen.

Die jährliche Temperaturschwankung in der Aequatorialprovinz ist unbedeutend und beläuft sich für Ladó etwa auf

---

[1]) Vergl. Junker's Brief aus dem Lande Semio vom 8. Dezember 1882 in Petermann's Mittheilungen 1884, S. 98.

[2]) Vergl. Dr. Junker's Brief aus Tangasi vom 2. August in Petermann's Mittheilungen 1883, S. 292.

[1]) Vergl. auch „Die Niederschlagsverhältnisse Mexiko's" im Globus, Bd. LV, S. 351.

4,8° C. und für die übrigen Stationen im Mittel auf 2,2 Celsiusgrade. Die durchschnittliche Tageswärme erreicht ihren höchsten Betrag in der zweiten Hälfte des März, während der niedrigste auf den Monat August fällt. Als Maxima kamen vor in Ladó 42,2° C. und in Junker's Station Semio 40° C., woselbst andererseits ein Minimum von 10° C. gemessen wurde, hinter welchem nur noch eine Beobachtung an der Gadda mit 9,4° C. zurückbleibt. Solche Kühle ist natürlich für Weiße und Schwarze gleich unangenehm, und man sucht sich nach Kräften vor der „tropischen Kälte“ zu wahren, obschon die betreffenden Stämme zu dem Zwecke nicht so merkwürdige Mittel ersonnen haben, wie die Eingeborenen von Gombé in Senegambien, die sich gegen das nächtliche Frieren durch hohle, heizbare Thonbänke, worauf sie schlafen, zu schützen wissen.

Wir stehen endlich auf dem Punkte, in die ethnographische Beschreibung der von Dr. Junker besuchten Völker eintreten zu können. Seit Schweinfurth's epochemachender Reise sind die Namen der Niam-Niam, der Monbuttu, der zwerghaften Akka, der Babuckr und Momwu in Fachkreisen allbekannt; wer aber die von Schweinfurth gezogenen Volksgrenzen mit den neueren Erhebungen durch Dr. Junker vergleicht, wird überrascht sein von den tiefgreifenden Veränderungen, die im Laufe von 10 bis 15 Jahren auf diesem Felde vor sich gegangen sind. Ein Negerreich ist eben nichts Festes und Stabiles, das lange Geschlechter überdauert, sondern ein schwankender Bau, der meist bei dem ersten ernstlichen Ansturm in wirre Trümmer zerfällt. Die ewigen Kriege der Schwarzen — unter sich sowohl wie gegen fremde Stämme — befördern ungemein den raschen und beständigen Wechsel in der Bevölkerung. Andererseits leisten die unzähligen, auf ihre vermeintliche Gleichberechtigung eifersüchtigen Häuptlinge der Auflösung größerer Volksgemeinden in zwerghafte Kleinstaaten kräftigen Vorschub; und das Ende ist, daß die von der starken Allgemeinheit abgelösten Theile in das Hörigkeitsverhältniß zu angrenzenden Despotenreichen sinken. Die Unterworfenen werden zu Frohndiensten verwendet und bilden sich allmählich zu einer besonderen Heloten-Kaste aus, die in der Regel von anderer Nationalität ist, als das herrschende Element. Ihrer Abkunft nach sind die Hörigen entweder Reste der ursprünglichen Bevölkerung des Landes vor dem Einbruch der fremden Sieger, oder sie sind von fern her zugezogen und haben sich freiwillig unter den Schutz des größeren Staates begeben, oder sie sind endlich durch zwangsmäßige Kolonisation aus unterjochten Stämmen eingeführt worden. In allen Fällen bedeuten sie eine „untergeordnete, meistens zur Arbeit herangezogene Klasse“, die jedoch nicht mit ihren Oberherren gemischt wohnt, sondern sich für gewöhnlich zu verschiedenen Enklaven oder Volksinseln vereinigt hat. Deshalb ist es falsch, ohne weiteres anzunehmen, daß ein Negerreich „nur von einer bestimmten Völkerschaft“, z. B. von den A-Sandé oder Mangbattu oder Momwu allein bewohnt sei, vielmehr waltet allerorts eine überraschende ethnographische Zerrissenheit vor, die das Verschiedenartigste bunt durcheinander gewirbelt hat. Der Niam-Niam-Fürst Semio, bei dem Junker viele Monate weilte, gab selbst an, daß er kaum 1000 Mann von unverfälschter „alter Abstammung in seinem Gebiete habe, während er doch Tausende von Leuten fremden Ursprungs — wie A-Káhle, Biri und A-Bármbo — zu seinen Unterthanen zählte“. Ndóruma, recht im Mittelpunkte der A-Sandé, gebot über „Pambia, A-Bármbo und andere Stämme — Theile von fremden Völkern mit besonderer Sprache und eigenen Sitten und Gebräuchen, so weit diese nicht bei der Vermischung und in dem täglichen Leben mit den A-Sandé in ihrer Originalität Einbuße erlitten hatten“. Unter solchen Umständen gehen natürlich auch die reinen Rassenmerkmale mehr und mehr verloren, und damit wird jede Statistik über die Volkszahl der herrschenden wie der eingesprengten Tribus unendlich schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Den weitaus größten Komplex im Gebiete des Uélle nimmt das Reich der Niam-Niam oder A-Sandé ein, die fast ein Drittel oder 100 000 qkm der gesammten Entwässerungszone an sich gebracht haben. Das Schwergewicht ihrer Macht liegt auf dem rechten Ufer des Stromes, obschon sie auch auf dem linken Ufer nicht ohne Landbesitz sind. Begrenzt wird ihr Gebiet im Osten vom Dongu, bis zum Dschebel Baginse, von wo ab der Fluß Ssuéh die weitere Trennung bewirkt. Bei 28 Grad östl. Länge und 6 Grad nördl. Breite zieht die Grenze westnordwestlich am Berge Daragumba vorüber, um später mit einem großen Bogen durch Osten und Südosten nach Süden herumzuschwingen. So endet sie, zuletzt schon südwestlich gerichtet, beim Häuptling Bagbinne am Uélle, den wir, mit Ausschluß des von A-Mádi besetzten Terrains in der südlichen Beuge, vorläufig als mittägliche Grenze ansehen wollen. Innerhalb dieses Raumes mögen nun, wie Dr. Junker aus vielfältigen Beobachtungen ableitet, an 500 000 Menschen — allerdings in sehr ungleichmäßiger Dichtigkeit — wohnen, was einen Satz von fünf Personen für jeden Quadratkilometer ergiebt. Von dieser Summe sind aber „gewiß kaum die Hälfte A-Sandé“; die andere Hälfte entfällt auf „unterworfene, kolonisirte und eingewanderte Stämme“. Die erstaunliche Menge fremder Elemente legt den Schluß nahe, daß das heute von den A-Sandé beherrschte Territorium nicht ihr Stammland ist, sondern daß vor ihnen ein anderes Volk, und zwar wahrscheinlich die A-Bármbo, den Haupttheil jenes Areals besiedelt hatten. Außer den A-Bármbo waren ehedem auch die Schere oder Baschír, wie sie die Niam-Niam nennen, ein mächtiger, einheitlicher Stamm, der anscheinend den ganzen Nordabschnitt des jetzigen A-Sandé-Reiches besaß. Mit ihnen verwandt sind die aus dem gleichnamigen Berglande stammenden Pambía, wie jene ungemein zersplittert und in Kolonien über weite Strecken ausgesäet. Näher beim Uélle hausen ferner als kolonisirte Tribus die Baginso, die A-Mádi [1]) und die A-Bangba, denen mehr thalab, im südwestlichen Theile der A-Sandé-Herrschaft, die Marángo und Angu folgen. Die Sitze der A-Káhle, nördlich vom Mbómu, wurden erst unter dem vorletzten Geschlechte von den Niam-Niam erobert. — Noch bunter fällt die ethnographische Karte der nordwestlichen Grenzzone aus, wo neben den A-Sandé die Kredj, Tágbo, Banda und Bandjía wohnen, und obendrein von den arabischen Händlern die verschiedenen Typen ihrer Gefolgschaften eingeschleppt sind. Aehnliche Zustände charakterisiren auch den Osten der Niam-Niam-Länder, also den Verwaltungsdistrikt eines Rafái-Aga, der hier seine Stationen unterhält und den Negern, sehr zu ihrem Nutzen, die ewigen Fehden verboten hat. Die Zeiten sind dahin, wo die A-Sandé von einem oder wenigen mächtigen Fürsten regiert wurden und den Schrecken ihrer Nachbarn bildeten; die jetzt gebietenden Häuptlinge haben meist nur wenig Land und Volk unter ihrer Gewalt und erliegen, einer nach dem anderen, dem Araberthum.

Westlich von den Niam-Niam auf der schmalen Zunge zwischen Uélle und Mbómu liegt die Heimath der Bandjía, eines in früheren Tagen zahlreichen und kräftigen Volkes, das noch gegenwärtig in seinem Territorium bei weitem nicht die ethnographische Zerrissenheit aufweist, welche wir bei den A-Sandé bemerken. Nach Sprache und Sitten müssen sie mit den A-Sandé verwandt sein, obschon sie

[1]) Zu unterscheiden von den unabhängigen A-Mádi im Uélle-Bogen.

selbst einen solchen Ursprung leugnen und eine besondere Abkunft behaupten. Wie im Norden den Mbómu, so haben sie im Süden auch den Uélle gekreuzt, und hier wie dort Besitz erworben, auf welchem sie jedoch in starker Mengung mit fremden Stämmen leben, was in derartigen Außenbezirken ganz natürlich ist.

Das Nordufer des Mbómu — genauer den rechtsseitigen Unterlauf des Schinko und des Mbómu — hat das Volk der Nsákkara besiedelt, von deren König Bangusso der Kapitän van Gèle auf seiner Mobangi-Reise erzählen hörte. Zwischen Schinko und Wóworo und westlich noch weit über den Schinko hinaus sitzen die Bánda, welche durch die aus Dar For kommenden Sklavenhändler seit vielen Jahren fortgesetzt decimirt werden. Die Kredj, wieder nördlich von den Bánda, hat bereits G. Schweinfurth beschrieben, wohingegen von einem Schwarm kleinerer Tribus, z. B. der A-Ngáddu, der Gunga, A-Ngällä u. s. w., kaum mehr als die Namen bekannt sind. Die Biri (am Zusammenflusse des Goangoa mit dem Uárro) leben, dem sumpfigen Grunde ihres Landes entsprechend, in Pfahlbauten; andere Stämme, wie die A-Bassango, bevorzugen die Inseln und haben als Fischer und Fährleute einen Ruf erlangt. Im Uélle-Bogen endlich fristen die A-Mádi „als kleine Kernbevölkerung noch ein Leben scheinbarer Selbständigkeit“, nur schwächen sie sich selbst durch die unausrottbare Sucht zu Kämpfen und durch die Eifersüchteleien unter den Häuptlingen. Die Inseln der Stromkurve halten die Embatá besetzt, die zugleich mit ihren Booten den Flußverkehr bewerkstelligen.

Bei den Völkern auf dem südlichen Ufer des Uélle grüßen uns sofort mit vertrautem Klange die Namen der Monbuttu — oder Mangbáttu, wie Dr. Junker schreibt —, der A-Bángba, Babuckr, Momfu und Akka. Zwar der große Munsa ist längst gefallen, und sein Reich hat sich aufgelöst, und an Stelle des todten Herrschers befehligen Günstlinge der Araber, ein Niangara, ein Gambári und Kadabó. Bei Niangara sah Emin Pascha [1]) die einstige Lieblingsfrau Munsa's, Kettivoto, den angesehenen und einflußreichen Rang der ersten Frau und Beratherin einnehmen, und Munsa's Tochter, „eine eingebildete, sehr aristokratische Person“, ist mit dem zweiten Gewalthaber, mit Gambári, verheirathet. Munsa's Söhne hingegen sind als kleine Häuptlinge im Lande verstreut, fröhnen leidenschaftlich der Menschenfresserei und hoffen daneben auf die Wiedererlangung des väterlichen Erbes. Das Volk der Mangbáttu hat sich nach dem Tode des Königs haltlos in größere und kleinere Theile zersetzt; viele sind ausgewandert, und viele von den A-Bángba verdrängt, die jetzt der dominirende Stamm im früheren Monbuttu-Reiche sind. Die A-Bángba wohnen zur Zeit zwischen Kíbali und Gadda und breiten sich südlich bis zum Bómokándi aus. Dort und an den Sumpfflüssen Obä hausen die mit den Mangbáttu verwandten Mädje, welche sonst nur als versprengte Kolonisten angetroffen werden. Den A-Bángba nähern sich die weit zerstreuten Maigo, Mundu und Babuckr, während die Mangbälle mehr Aehnlichkeit mit den Monbuttu zeigen, wodurch aber eine gewisse Zusammengehörigkeit aller dieser Völker nicht aufgehoben wird. Sie besitzen, wenn auch sprachlich oft verschieden, doch eine Reihe gemeinsamer Merkmale, die sie von den isolirt stehenden Momfu und Mabóde bestimmt abgrenzen. Momfu und Mabóde — diese im Süden, am obern Népoko, jene im Osten, am oberen Bómokandi — erinnern in ihrem ganzen Habitus eher an die Negertribus, welche in Kalíká und Lúbari ihren Sitz haben. Die Momfu sind „in Kleinstaaterei zerfallen und theilen sich in unzählige, unter sich in Fehde lebende Stämme“, was der stetig nach Osten vordringenden Fremdherrschaft bequemen Fortgang erlaubt. Ihre Sprache zeigt keinerlei Anklänge an die westlichen Idiome. Die Mabóde gehören verwandtschaftlich gleichfalls zu den Negern des Ostens, weichen aber schon in der Sprache von den Momfu ab, so daß sie als gesondertes Volk zu betrachten sind. Isolirt stehen auf dem südlichen Ufer des Uélle ferner die A-Sandé und die A-Bármbo, die wir vorher in der Hauptsache auf dem rechten Ufer angesiedelt sahen. Sie haben auf der Südseite das Gebiet zwischen der Hauptader und dem unteren Bómokandi bis zur Konfluenz beider Wasser inne und dehnen sich gelegentlich noch zum Nakóngo und Pókko aus. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Zweig dieser A-Sandé vor langen Jahren tief nach Süden an den Aruwimi ausgewandert ist, wofür die Nachrichten über einen ehemaligen Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen A-Sandé, wie nicht minder die übereinstimmend gearbeiteten Waffen zeugen.

Wie ein fremdartiges Ueberlebsel aus der Vergangenheit muthen uns endlich die viel bewunderten Zwergstämme der Akka oder Tikki-Tikki an. Unstät und flüchtig schweifen sie durch die Lande, ein Nomadenvolk unter lauter seßhaften, ackerbautreibenden Menschen. Lange hat man über ihr Dasein gestritten, darüber gelächelt, was Herodot und Aristoteles von den Pygmäen an den „Seen oberhalb Aegyptens, wo der Nil entspringt“, erzählten. Selbst die Bilder und Inschriften aus Karnak, die den König zeigen, wie „zu ihm die Zwerge kommen aus den Ländern des Südens, um zu dienen seinem Hause“, konnten nicht eher Glauben finden, als bis durch unverdächtige Gewährsmänner die Existenz des kleinen, eigenartigen Urvolkes unwiderleglich nachgewiesen war. Die Entdeckungen der Sudanforscher erhielten dann durch Dr. Ludwig Wolf [1]), einen Theilnehmer der Wißmann'schen Kassai-Expedition, eine schöne und unerwartete Ergänzung, indem dieser Beobachter das Vorhandensein der Zwergnation auch für den Süden des Kongo klarzustellen vermochte. Der von Dr. Wolf den Pygmäen beigelegte Name „Bátua“ ist nichts weiter als eine dialektische Abweichung der Aussprache „Wótschua“ oder „Atschúa“, wie Dr. Junker die Akka zwischen Bómokandi und Népoko nennen hörte.

In Junker's großem Reisewerke, das bereits im Erscheinen begriffen ist, werden wir — hoffentlich nicht in zu ferner Zeit — die genaue Ausführung der gedrängten Berichte lesen, welche bisher über die in jeder Beziehung wichtigen und interessanten Verhältnisse des Uélle-Gebietes vorliegen.

[1]) Derselbe giebt viele und sehr wichtige Nachrichten über die Mangbáttu. Vergl. das Sammelwerk: Emin Pascha, S. 184 bis 211 und 439 bis 452.

[1]) Vergl. Globus, Bd. LV, S. 103.

Die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der bolivianischen Indianer-Bevölkerung.

Von Chr. Nusser.

(Schluß.)

Am 15. Januar 1871 brach eine sechs Jahre lang mit blutiger Strenge aufrecht erhaltene Diktatur zusammen; die eigenen Offiziere, welchen es schließlich selbst für ihr Leben bangte, trugen zum Sturze des vor Trunksucht oft halb wahnsinnigen Despoten bei, und das Unglaubliche, aber nicht Unverhoffte geschah: Die neue Regierung erklärte alle Handlungen und Maßnahmen der vorhergehenden sechsjährigen Administration für ungültig, also auch die vom Kongreß gutgeheißenen und garantirten Verkäufe der Comunidades, und erließ die Verordnung, daß ihre Funktionäre den Indianer begreiflich zu machen hätten, 1) daß sie sich in Bezug auf ihre Ländereien wiederum im vollen Besitze ihrer früheren Rechte befänden, 2) daß einer der Zwecke der Revolution war, diesen Unglücklichen wieder Garantien für ihre Person und Eigenthum zu theil werden zu lassen, ohne daß andere Pflichten für sie beständen, als die wie früher gegen Staat und Kirche zu erfüllenden.

Die Kongresse von 1871 und 1874 bestätigen diese Auffassung, berauben den Staat der Comunidades-Ländereien und erklären, daß die Indianer die rechtmäßigen Eigenthümer von jeher waren und noch sind.

Die Käufer der Comunidades verloren alle ihr Geld und erhielten nie einen Groschen Entschädigung, weder für den erlegten Kaufpreis, noch für die auf den Haciendas errichteten Gebäulichkeiten, noch für Anpflanzungen, den eingeführten Viehstand u. s. w. — Es ist zum Lachen, wenn das betreffende Dekret sagt, man solle den Indianern begreiflich machen, daß diese Gebäulichkeiten zu Landschulen für ihre Kinder bestimmt seien! Da könnte man auch fragen, woher Schullehrer nehmen und nicht stehlen!

Doch die Frage der Staatsländereien war im Fluß; sie mußte endlich und endgültig gelöst werden; schon die Rücksicht auf die zur Erhöhung der fiskalischen Einnahmen nothwendig gewordene Finanzreform, die von den Doktrinären oft angegriffene Einrichtung des Tributs und die alsdann dafür in die Lücke tretende Grundsteuer mußten zu erneuter Antastung der Comunidades-Ländereien führen. So entstand denn vom Jahre 1880 weg die Ley de Revisita, ein Gesetz, welchem dasjenige des Katasters folgte. Beide Gesetze stehen in innigem Zusammenhange zu einander, und an beiden wird zur Stunde noch laborirt.

Die Revisita berührt nur den Comunario, der Kataster aber alle Klassen von Grundbesitzern des Landes, Indianer und Weiße, wie aus Nachstehendem hervorgehen wird. Die Revisita schafft die Kopfsteuer ab; an die Stelle der Kopfsteuer einerseits und der Zehnten und Erstlinge andererseits tritt eine Erwerbssteuer, ermittelt durch die Revisita und Katasteraufnahme und daherige Feststellung des Grundbesitzwerthes und seines Ertrages, denn jetzt haben sowohl Indianer als Weiße eine Steuer zu bezahlen auf die Rente, welche ihr unbewegliches Eigenthum abwirft.

Sehen wir uns die Operation der Revisita (Schätzung der Comunidades-Ländereien und Zutheilung derselben) näher an. Sie bezweckt die Feststellung des Bodenwerthes, um diejenigen Indianer, die Landeigner sind (Orijinarios, Agregados) zu absoluten Eignern ihrer Grundstücke zu machen, damit sie dieselben verkaufen, testiren, kurz nach Gutdünken damit verfahren können.

Der Indianer wurde Eigenthümer vermittelst einer Urkunde, für deren Stempel der Agregado 10 Bolivianos, der Orijinario 20 Bolivianos zu zahlen hatte. Der nun seine Urkunde besitzende Indianer bleibt zur Zahlung der Kontribution verpflichtet, aber nicht mehr als Kopfsteuer, sondern für das in seinem Besitze befindliche Land, bis die dafür bestellte Kommission ihm die Quote bezeichnet, die er als Erwerbssteuer zu bezahlen hat wie irgend ein anderer Haciendabesitzer. Einmal abgeschätzt (Revisitado) ist der Indianer von allen Dienstverrichtungen für den Staat, den Korregidor und den Pfarrer entbunden, mit alleiniger Ausnahme der Depeschen- oder Postbeförderung, für welche jede Gemeinde wöchentlich zwei Indianer zu stellen hat. Der Betrag des auf der Urkunde anzubringenden Stempels war zur Zahlung der Revisitations-Kommission bestimmt. In jeder Provinz funktionirte eine Kommission; war die Provinz groß, so gab es deren zwei; sie setzte sich zusammen aus einem Richter, einem Feldmesser, einem Sekretär und einem Hilfsarbeiter. Ihre Aufgabe war, aus der Tributmatrikel jeden Indianer zu streichen, der keine Ländereien besaß (vornweg also die Forasteros) und die Eigenthumstitel an diejenigen zu verabfolgen, welche Sayañas inne hatten. Sie stellte demnach eine neue Matrikel auf für die Einziehung der Kontribution, die aber wie oben gesagt nur ein Provisorium bildet. Es war den Comunarios freigestellt, die Abgrenzung und Besitzergreifung ihrer Ländereien individuell per Sayañas, oder kollektiv als Comunidad zu verlangen. Die individuelle Einsetzung in den Grundbesitz war überaus schwierig, und ist es überhaupt sehr zweifelhaft, ob sie zu zufriedenstellenden Resultaten geführt hat, weil die Indianer außer dem Lande, das an ihre Hütten stößt, ihre über das ganze Gemeinde-Areal zerstreuten Landparzellen besitzen, die Reparto-Ländereien gar nicht gerechnet. Es ist dies vielleicht erklärlich: jeder suchte, sowohl Pflanz- als Weideland zu haben; folglich setzte sich eine Sayaña aus einer Anzahl Landparzellen auf verschiedenen Punkten des Gemeindeareals zusammen.

Was die Landanweisung in kollektiver (pro indiviso) Fassung anbelangt, so wurde die Comunidad vermessen und gab man jedem Indianer (aber nicht den Forasteros) das Eigenthumsrecht für den auf ihn entfallenden Antheil, wobei festgesetzt war, daß der Orijinario doppelt so viel erhielt als der Agregado. Diese Vertheilung kann man nominell nennen, denn jeder Indianer verblieb im Besitze der Ländereien, die er schon vorher hatte, wobei gar nicht selten die Anomalie zum Vorschein kommt, daß ein Agregado doppelt so viel Land hat als ein Orijinario.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß der Indianer, Orijinario oder Agregado, nach Beendigung der Revisita den Rang eines unabhängigen Grundbesitzers einnahm. Die Weißen machten sich diesen Umstand zu nutze und warfen sich mit Ungestüm auf den Ankauf von Sayañas sowohl als von Comunidades. Eine abermalige Nichtigkeitserklärung war nicht mehr zu befürchten. Eine Unzahl von

Communarios „verkauften sich“, um Colonos de Hacienda zu werden, blos in der Absicht, eine Stütze (am Patron) zu haben und sich von der Zahlung der Kontribution zu befreien, denn der Käufer des Titels war zu allen Lasten verpflichtet. Der Preis der Sayañas war sehr verschieden, wie es nicht anders sein konnte; es sind aber Fälle vorgekommen, wo der Indianer sie für den Betrag des Urkundenstempels, d. h. für 10 oder 20 Bolivianos verkauft hat!

Ueber die Wirksamkeit der die Kommissionen der Revisita bildenden und Revisitadores genannten Glieder mag uns ein von allen Seiten bestätigter Passus aufklären: Die Gier der Revisitadores (mit wenig Ausnahmen) war so groß, daß sie Erpressungen begingen, die Ekel erregen, wenn man sich nur daran erinnert. — Das Memorial des Ministers des Inneren (1886) giebt uns über diese unglaublichen Vorkommnisse Aufschluß: „Die Revisita für die Aufstellung des Katasters wurde unglücklicher Weise unwissenden oder unredlichen Leuten anvertraut, mit wenigen und ehrenvollen Ausnahmen, so daß den Gebrechen des Revisitations-Reglements und dem durch Anhäufung von Dekreten, Entschließungen und Erläuterungen hervorgerufenen Chaos verschiedene gewichtige Ursachen sich zugesellen, welche die Indianer in beständigem Alarm erhielten. Die Revisitadores haben die Sayañas vervielfältigt, um so viele Urkunden auszustellen als sie Sayañas erdachten; sie erhoben demnach nicht zu rechtfertigende Stempelabgaben für illusorische Eigenthumstitel. Es muß nämlich bemerkt werden, daß auf den im Besitz der Orijinarios befindlichen Sayañas sich gewöhnlich 8 bis 10 Forasteros oder, wie man sie im Norden der Republik nennt, Yanaconas oder Huta-guaguas aufhalten. Revisitadores haben zu Gunsten von jedem derselben Eigenthumsurkunden ausgefertigt und Gebühren von 5 bis 20 Bolivianos dafür erhoben. Unbeschadet dieser Erpressung nöthigte man sie noch, die Kontribution mit einem Zuschlage von 20 Prozent zu bezahlen.“ Dieses kleine Beispiel genügt, um über die Unsummen von Schwierigkeiten im Klaren zu sein, welche sich der Reform entgegenstellen.

Heutzutage (März 1888), sagt unser Gewährsmann, sind die Haciendas selten, die aus Comunidades-Ländereien (in Folge der Revisita) hervorgegangen sind; sei es, daß die Indianer unter dem Vorwande „ungeheurer Schädigung“ ihre Verkaufskontrakte rückgängig gemacht haben, sei es, daß sie sich einfach weigern, die herkömmlichen Arbeiten für den neuen Patron zu verrichten, indem sie sich gleichzeitig aber auch gegen die Zahlung der Kontribution sträuben. Da diese Streitigkeiten vor den Gerichten ausgetragen werden müssen, so verewigen sie sich. Selbst wenn der Patron seinen Prozeß gewinnt, ist er um kein Haar besser daran; er müßte auf seiner Hacienda eine bewaffnete Truppe unterhalten, um seine Colonos zur Unterwerfung zu zwingen.

Der Verkauf der Comunidades hat demnach wieder Fiasko gemacht. In Bezug auf die wenigen im Jahre 1868 von den Communarios konsolidirten Gemeindegrundstücke hat sich die Regierung in gewissen Fällen zur Anerkennung der Konsolidation herbeigelassen und die Indianer von der Zahlung des Stempels auf ihren Urkunden befreit.

Der dem Revisita-Gesetz zu Grunde liegende Gedanke war einestheils sehr gut, denn er beabsichtigte Exvinculacion der Comunidades vermittelst eines dem Indianer eingehändigten Besitztitels, damit jene Ländereien durch gesetzlichen Verkauf in die Hände der Weißen übergehen sollten; aus der todten Hand in den Wirkungskreis des intensiver wirthschaftenden Elementes.

Aber das Revisitations-Reglement — in der gleichen Fassung gültig für das ganze Land — konnte nicht mangelhafter und unzulänglicher sein, was sich schon daraus ersehen läßt, daß es sowohl für die tropischen Thäler und Niederungen, als auch für die halbtropischen Thäler und die gemäßigte und strenge Hochebene zu dienen hatte. Der Widerstand und die Neigung zum Aufruhr gegen die Vertheilung der Ländereien und deren Exvinculacion waren nicht ungerechtfertigt, denn in den warmen und heißen Thälern, wo der fruchtbare Boden Jahr für Jahr die Kultur von werthvollen Produkten erlaubt, ist die Vertheilung und die Exvinculacion durch Besitztitel möglich; auf dem ganzen Hochplateau der Anden aber, wo das kalte Klima den Boden sterilisirt, wird nicht Jahr für Jahr kultivirt. Der Boden liegt oft jahrelang brach, bis er wieder ertragsfähig geworden ist; das Gleiche und mit größerem Rechte kann von den gebirgigen Distrikten gesagt werden (selbst wenn ihr Klima sonst nicht rauh ist), weil die aufgebrochene Scholle nach zwei- oder dreijähriger Kultivirung von den Regengüssen weggewaschen wird und nur der felsige Untergrund zurückbleibt, der erst nach vielen Jahren sich bessert durch die Erde, die an den Wurzeln des Cordilleragrases zurückgehalten wird. Daher kommt es, daß die Comunarios, welche beträchtliche Ländereien besitzen, gemeinschaftlichen Anbau betreiben in „Ainocas“ oder Fraktionen, welche erst nach vielen Jahren wieder an die Reihe kommen; und nur dadurch vermeiden sie den durch ihre eigenen Heerden zu befürchtenden Schaden, die, wenn eine wirkliche Theilung erfolgen würde, alles aufzehren würden. Aus diesem Grunde auch mußte die Revisita pro indiviso zugestanden werden. Auch diesmal sind die Operationen mit viel zu großer Eile ausgeführt worden. Angesichts der unzähligen zweifelhaften Fälle, zu welchen das Gesetz Anlaß gab, sind Anfragen an die Regierung ergangen, welche, indem sie dieselben erläuterte, noch größere Konfusion hervorrief. Neue Dekrete wurden erlassen, andere kaum in Wirkung getretene wieder nichtig erklärt, so daß schließlich das Gesetz der Revisita heutzutage einen eigenen Kodex für sich bildet. Unter solchen Auspizien kann man sich nicht wundern, daß seit 1881, wo mit den Revisitas begonnen wurde, noch Distrikte bestehen, die nicht revisitirt wurden; manchmal wegen des Widerstandes der Indianer; in einzelnen Fällen, weil sich niemand zum Revisitador hergeben wollte. Das Ergebniß ist vorderhand ein wahrhaftiges Chaos, denn es giebt keinen Comunidadkäufer, der nicht im Prozesse mit seinen Colonos wäre, noch einen Comunario, der nicht mit seinen Grenznachbaren zu litigiren hätte. Die Indianer lösen nebenbei alle ihre auf die Comunidad-Ländereien bezüglichen gerichtlichen Streitfragen durch lokale Tumulte und Kämpfe, die ganz den Charakter einer barbarischen Kriegsführung haben. Die Tribunale sind mit Kriminalprozessen überhäuft, deren Lektüre Abscheu einflößt.

Die Taxationen sind der Punkt, wo das Gesetz der Revisita an dasjenige der einzuführenden Erwerbssteuer anknüpft; sie basiren auf dem Verständniß des Feldmessers. Man geht dabei von dem Grundsatze aus, daß die Comunidad — für ihre Ausdehnung — im Verhältniß zu der in ihr geleisteten Arbeit produzirt. Es war nun nachgewiesen, daß die Rente eines Agregado nicht niedriger als 18 Bolivianos per Jahr sein konnte, was zum Zinsfuß von 6 Prozent ein Kapital von 300 Bolivianos repräsentirt, mithin den Werth der Sayaña des Agregado, und 600 Bolivianos denjenigen der Sayaña des Orijinario. Der Gesammtwerth der Comunidad wurde demnach durch die Zahl der Länderbesitzer ermittelt. Begreiflicherweise kann eine solche Taxation nur approximative Bedeutung haben. — Diese Basis der Berechnung war freilich Abänderungen unterworfen, je nach Natur, Lage und Qualität der Güter. Jeder Vermesser hatte, das ist sicher, seine eigene Manier für die Aufstellung seiner Gutachten.

Der Tribut verbleibt, bis die Katasterfrage bereinigt ist, auf acht Bolivianos für den Orijinario und vier Bolivianos für den Agregado jährlich, und wird durch den Korregidor eingezogen nach der von der Revisita-Kommission aufgestellten Matrikel. Auf dieser Matrikel kann es keine Abänderung mehr geben, da ja die Grundstücke unter allen Umständen ihre Eigener haben werden. In der Zwischenzeit erfolgen die Abgaben an den Staat in Bezug auf die Comunidades in denjenigen Distrikten, die schon revisitirt sind, nach der Matrikel der Revisita, und in denjenigen, die es noch nicht sind, nach der alten Tribut-Matrikel, aus der man aber alle Individuen ohne Ländereien (Forasteros) ausgemerzt hat.

Es erübrigt uns noch, über den Kataster im allgemeinen zu reden, dessen Aufnahme angeordnet ist. Der Krieg mit Chile forderte energisch die Erschließung neuer und richtiger vertheilter Einnahmequellen, die zugleich dem überlebten Systeme der Kopfsteuer, welche der Indianer allein zu tragen hatte (wie ja positiv auch er allein beinahe alle Staatskosten trug) und den Zehnten und Erstlingen ein Ende machen sollte. Dies konnte nur geschehen durch eine städtische und ländliche Erwerbssteuer von der Immobilarrente, und hierfür war die Katasteraufnahme unumgänglich nothwendig. Die Herstellung eines guten Katasters ist aber eine der schwierigsten Operationen, und hierfür gebricht es in Bolivia an Leuten. Es konnte demnach nicht die Rede davon sein, einen wissenschaftlich vollendeten Kataster anzufertigen, sondern man mußte sich auf das beschränken, was unter den herrschenden Umständen und mit den vorhandenen Kräften geleistet werden kann. Durch Dekret vom März 1888 werden Kommissionen eingesetzt, welche binnen einem Jahre die in den ihnen zugewiesenen Landestheilen vorzunehmenden Arbeiten zu erledigen haben. Sie sind besoldet. Die Katasteraufnahme erfolgt kantonsweise. Die Pfarrer haben in den Sonntagsmessen die Eigenthümer, Administradoren und Miether von Landgütern mit der Verpflichtung bekannt zu machen, sich vor der Kommission einzufinden und wahrheitsgetreue Angaben für die richtige Abführung der Erwerbssteuer zu machen, ebenso die Hacienda-Indianer dahin zu bringen, daß sie über ihre (Privat) Produktion den Eigenthümern und Administradoren Aufschlüsse ertheilen. Die Landeigenthümer haben ihre Kaufbriefe, Miethverträge oder die letzten Taxationsdokumente vorzulegen und unter eidlicher Bekräftigung ein Formular auszufüllen, auf welchem die Ausdehnung des Landgutes approximativ nach Leguas oder nach Produktionsmaß (z. B. Fanegadas) oder nach wirklicher Vermessung (Hektaren), die Grenznachbarn, das kultivirte und nicht kultivirte Terrain, die Bodenklasse (steinig u. s. w.), die Bewässerung, die Erzeugnisse (Weideland, Mais, Gemüse u. s. w.), die Zahl der Colonos, der Taxewerth der Hacienda und deren Rente ausgeworfen sind. Auf einem zweiten statistischen Formular sind die Vorräthe von Erzeugnissen und Produktionen sowie auch der Viehstand nicht nur des Eigenthümers, sondern auch der Colonos im einzelnen zu verzeichnen.

Für die, welche nicht lesen und schreiben können, füllt der Sekretär auf mündliche Aufschlüsse hin die Formulare aus. Bei ungenügender Auskunft oder bei Widerstand haben mit den Verhältnissen bekannte Personen die Kommissionen in ihrer Aufgabe zu unterstützen. Die Kommission hat ihr Hauptaugenmerk auf den Betrag der Netto-Rente zu werfen, welche die Basis der Steuer zu bilden hat. Unter Netto-Rente ist der jährliche Ertrag der Immobilien nach Abzug der Kultivations- und Ausbeutungskosten zu verstehen. Die Hausrente berechnet sich nach dem Vermiethungswerth der Häuser, nach Abzug von einem Sechstel für Reparatur. Die jährliche Steuer ist auf 2 Prozent normirt. Der wirkliche Domanialbesitz und die Ländereien der Comunidades, seien letztere in der Hand von Orijinarios oder sonstigen Personen, sind in der Kataster aufzunehmen in Uebereinstimmung mit der Matrikel und den vorhandenen Besitztiteln. Da die territoriale Erwerbssteuer die Zehnten, Erstlinge und Zwanzigstel zu ersetzen hat, so müssen die Gutsbesitzer gleichzeitig die Rente ihrer Colonos, Miether und Antheilhaber berechnen, um die Totalrente ihrer Ländereien auszudrücken. Sobald die Erwerbssteuer eingeführt ist, können die Gutsbesitzer von ihren Colonos, Miethern und Antheilhabern keine Zehnten, Zwanzigstel oder Erstlinge mehr erheben, sondern das, was sie an deren Stelle mit ihren Leuten als Arbeitsleistung oder Vergütung in Geld vereinbart haben. Strafen sind angedroht für die, welche unrichtige Angaben machen oder Grundbesitz verheimlichen.

Werden alle Momente der in Ausführung begriffenen Reformen in Bezug auf die Indianer zusammengefaßt, so ergiebt sich, daß sie — die besitzenden Comunarios — nach der Revisita Landeigenthümer sind, mit allen Privilegien der übrigen Staatsbürger und daß die veraltete Einrichtung des Majorats abgeschafft und durch die gesetzliche Erbfolge ersetzt ist; wenn die Indianer aber durch den Verkauf ihrer Ländereien sich in die Reihen der abhängigen Colonos zu stellen haben, so darf man fragen, ob ihre Interessen durch ein Gesetz, das ihnen die Ländereien als Eigenthum zusprach, auch wirklich gefördert worden sind.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. A. Walther's und Dr. Kükenthal's Polarfahrt.

Die Forschungsreise der Herren Dr. A. Walther und Dr. Kükenthal ist zwar von einem Unfalle betroffen worden, indem das Schiff „Bertine“, das sie zu ihren Fahrten benutzten, an der Küste Spitzbergens strandete. Glücklicherweise sind die beiden Reisenden aber sammt ihrer Ausrüstung gerettet worden, und zugleich waren sie auch im Stande, ihre Arbeiten mit Hilfe eines anderen Fangschiffes, der „Cäcilie Magdalena“ weiter fortzusetzen und Anfang September mit reicher Ausbeute nach Tromsoe zurückzukehren. Im übrigen schreibt Dr. Kükenthal über den Verlauf der Expedition unterm 29. Mai an die Bremer Geographische Gesellschaft: „Wir liegen hier mit fünf anderen Fahrzeugen fest eingeschlossen im Eise an der Westseite von Steen-Foreland. Festes Eis haben wir erst auf 75° nördl. 23° östl. v. Gr. getroffen, es erstreckte sich von Südost nach Nordwest. Ein heftiger Sturm trieb uns zwischen die Untiefen des Südkaps von Spitzbergen, wir segelten indessen heil hinaus und setzten unsere Fahrt der Westküste entlang fort. Das bis dahin kalte, stürmische Wetter schlug um, wir hatten einige Tage lang herrliche Fahrt. Eis war fast gar nicht zu sehen, außer einige unbedeutende Treibeisstreifen, welche wir leicht durchbrachen. Am 21. kam starker Sturm aus Nord, wir mußten deshalb in der Magdalena-Bai vor Anker gehen (79° 36′ N.). Am nächsten Tage kam ein Segelfahrzeug in Sicht, die englische Flagge am Top ließ keinen Zweifel, daß wir die Jagdexpedition des Mr. Pike vor uns hatten, der mit einigen

Mann auf Dansk-Oen überwintert hat. Die Leute erzählten uns, daß sie einen abnorm milden Winter gehabt hätten, um Weihnachten herum hatte es gethaut, die strengste Kälte ist — 28° R. gewesen. Starke Nordstürme haben zuletzt vorgeherrscht. Das Eis, ungewöhnlich starkes Packeis, liegt bereits dicht an Amsterdam-Oen (79° 59') gänzlich undurchdringlich. Ihre Ausbeute war äußerst gering, nur acht Bären und ein Walroß, sowie einige Robben. Wir sahen bald, daß ein weiteres Vordringen nutzlos war, denn am nächsten Tage segelten wir nordwärts und fanden das Eis „dicht wie eine Wand", wie unsere Leute sich ausdrückten. Die folgenden vier Tage trieben wir in Sturm und Schneetreiben zwischen den Eismassen herum. Dann entschlossen wir uns zur Rückreise, um die Ostküste zu versuchen. In diesen vier Tagen hatte das Eis infolge des Nordwindes eine Fahrt bis zum Nordkap von Prinz-Karl-Foreland gemacht, wo wir einen schmalen, aber dichten Streifen durchbrechen mußten. Am Südkap hatten wir, wie es dort gewöhnlich ist, Sturm, dann aber prächtige Fahrt nordostwärts. Eis trafen wird erst neun Meilen von Steen-Foreland, wir konnten hindurchsegeln und befanden uns am Abend des 27. Mai unter Land in der Diana-Bai. Hier erlegten unsere Harpuniere zwei Walrosse; einen Bären, der sich an der Küste zeigte, konnten wir nicht bekommen, da ein furchtbares Unwetter aus Süd hereinbrach. Wir gewannen einen kleinen Hafen nördlich von Whales Point. Heute früh wurde der Wind westlich, und bei dem heftigen Sturme rückten die Eismassen mit furchtbarer Geschwindigkeit heran. Es war eine bewegte Scene heute Morgen, als die sechs Fahrzeuge bei dem starken Seegang und dem heranstürmenden Eis sich zu bergen suchten, es kamen mehrere Kollisionen vor. Unser Heckboot wurde eingedrückt, das Boot des Engländers zwischen Schiff und Eis wie ein Strohhalm zerknickt, dann aber gewannen wir Schutz hinter drei mächtigen, auf den Strand gerathenen Eisblöcken. Glücklicherweise war helles Wetter, sonst wäre die Sache nicht so gut abgelaufen. Von da aus sieht man kein Wasser, nur festgekeilte Eismassen. Bei hellem Sonnenschein unternahm ich darauf mit Dr. Walther eine Tour an Land, das hier eine ziemliche Strecke weit flach ist; wir schossen 11 Rennthiere, noch im Winterkleide, und wollen versuchen, ein paar Felle zum Ausstopfen mitzubringen, da in Deutschland wohl kaum ein Museum derartige Exemplare besitzt. Unsere wissenschaftliche Ausbeute ist natürlich noch nicht groß, wir haben viermal dredgen können und prächtige Sachen erhalten. Die Wassertemperatur ist aber noch sehr niedrig, wir hatten ein paar mal — 3° R. Dr. Walther hat schöne ornithologische Studien gemacht. Im Juli gehen wir wieder an die Nordküste."

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Als neuestes Ereigniß auf kolonialpolitischem Felde haben wir die Erwerbung der Benadir-Küste (zwischen Lamu und Gonderscheh) durch die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft zu verzeichnen. Da wir von dem kulturgeographischen Werthe dieser Küste im vorigen Bande (Nr. 12 und 13) ausführlicher gehandelt haben, so haben wir nicht nöthig, weitere Erläuterungen an diese Nachricht anzuknüpfen. Was von der Küste des Somali-Landes noch frei bleibt, ist das unzugänglichste Stück derselben. Daß die deutsche Kolonialpolitik dabei einen neuen empfindlichen Schlag erhalten hat, können wir nicht leugnen.

— Aus dem Kongo-Staate lauten die neueren Nachrichten so günstig, als man nur wünschen kann. So schreibt Hauptmann Becker unterm 18. April von den Stanley-Fällen, es herrsche dort eine außergewöhnliche Regsamkeit infolge bedeutender Verschiffungen von Elfenbein nach dem unteren Stromgebiete. Die Beziehungen zu den Arabern seien vorzügliche; in Nyangwe, in Udschidschi, ja sogar bis nach Tabora hin sei es bekannt, daß der weiße Freund, den Tippoo-Tib in Tabora und Zansibar kennen gelernt — Becker selbst —, das Elfenbein zu sehr vortheilhaften Preisen aufkaufe. Daher die bedeutenden Zufuhren nach den Fällen. Seit die Deutschen (!) sich der Ostküste bemächtigt haben, sei der Stapelhandel in Zansibar für die Araber von seiner früheren Bedeutung gesunken. Diese halten die Wege nicht mehr für sicher und beklagen sich über die steigenden Durchfuhrzölle im Ugogo-Gebiet. Becker ist deshalb überzeugt, daß in Bälde alles Elfenbein vom Tanganika-See den Weg über die Stanley-Fälle nehmen, und daß gleichzeitig das Sklaventreiben abnehmen werde. Er fügt hinzu, daß die Beamten des Kongostaates durch offenkundiges Fördern der Handelsgeschäfte in der Achtung der Araber steigen, da letztere für wissenschaftliche Arbeiten kein Verständniß haben und hinter denselben stets feindliche Zwecke argwöhnen. — Ebenso versichert auch Lieutenant Hanense, der bisherige Kommandant der Station Stanley-Falls, daß bei seiner im April erfolgten Abreise die Lage an den Fällen die allerbefriedigendste war, und daß die Europäer sowohl mit den Eingeborenen als auch mit den Arabern im besten Einvernehmen standen. Bei seiner Abreise von der Station sei die Nachricht von der Ankunft und dem Anmarsche eines Weißen im Norden von Tabora eingegangen, es sei aber nicht zu ermitteln gewesen, ob dieser Reisende etwa Stanley sei. — Der Bau der Kongobahn erscheint durch Antheilnahme der belgischen Regierung an dem Werke nunmehr ebenfalls gesichert, und dürfte demnächst in Angriff genommen werden.

Bücherschau.

— Europäische Wanderbilder (Nr. 143 bis 163). Zürich, Orell Füßli. — Von den „Europäischen Wanderbildern" liegen uns zehn weitere Bändchen vor, denen wir bezüglich der Ausstattung und des Textes ein gleiches Lob spenden können wie den früheren (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 288). Uebrigens sind dieselben sehr zur rechten Zeit gekommen; so im Hinblick auf die französische Weltausstellung Paris (von Dr. R. Geißler) und im Hinblick auf die Alpen- und Badereisen Martinach und St. Maurice (von Dr. F. O. Wolf), Chamounix (von Alfr. Ceresole), Meran (von H. Malten), die Pilatusbahn von J. Hardmeyer), die ungarischen Ostkarpathen (von Karl Siegmeth), Le Prese und Waldhaus Flims (von Dr. E. Killias) und Gießhübl-Puchstein (von Dr. Gastl).

(Schluß der Redaktion am 7. September 1889.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Der Sault Ste. Marie-Kanal.

Von Dr. H. Töppen.

Bei den reißend schnellen Fortschritten, die der amerikanische Westen und Nordwesten fortdauernd macht, ist es in Europa für denjenigen, der nicht sein besonderes Interesse diesem Theile der Erde zuwendet, oft schwer, sich aus Büchern und Karten eine richtige Vorstellung von dem gegenwärtigen Stande der Entwickelung der einzelnen Gegenden zu machen. Erscheinen doch Theile der westlichen Staaten und Territorien, die jetzt schon dicht besiedelt sind, auf gangbaren Karten noch als kaum in Angriff genommene Prärielandschaften, und Städte, die schon anfangen, auf den Rang von Großstädten Anspruch zu machen, wie Denver, Kansas City, Omaha, Minneapolis u. s. w. sind darauf in Uebereinstimmung mit der Zählung von 1880 als bescheidene Ortschaften dargestellt.

Nicht gar lange ist es her, da kam zu einem bekannten deutschen Journalisten in St. Louis in Missouri ein junger weltreisender Nimrod aus Deutschland und erzählte von seiner Absicht, sich in den Westen zu wagen. Zunächst wollte er bis „Fort Independence“, wo ja die Besiedelung des Landes aufhöre und wohl auch bald die Büffelregion anfange! So war es in der Zeit, als die Einwanderer, die dem Westen zuströmten, noch in langen Wagenzügen die Prärie kreuzten. Heute aber ist Independence selbst eine ansehnliche Stadt, wenige englische Meilen westlich davon liegt Kansas City, welches schon mit St. Louis zu wetteifern wagt, und Hunderte von englischen Meilen westlich liegt die Metropole des Felsengebirgslandes, Denver. Der Büffel ist längst aus den Staaten verschwunden, und der unbesiedelte Westen fängt überhaupt nirgends mehr an.

Das Eisenbahnnetz pflegt auf gewöhnlichen Karten nur in den großen transkontinentalen Linien eingetragen zu werden, und es giebt Gegenden, die schon von einem dichten Netze von Schienenwegen bedeckt sind, ohne daß der europäische Leser oder Nachschlagende an den üblichen Stellen Kunde davon findet. So ist z. B. das Bergland von Colorado — der höchste Theil der Felsengebirge auf dem Boden der Vereinigten Staaten — heute in allen Richtungen von Bahnen durchzogen, die sämmtliche Schönheiten desselben bequem zugänglich machen, und wo vor ein paar Jahren noch vollkommene Wildniß war, wachsen jetzt elegante Bade- und Luftkurorte empor.

Zu denjenigen Theilen Nordamerikas, deren Entwickelung in den letzten Jahren in ungewöhnlich raschem Tempo vorgeschritten ist, gehören auch die Gebiete an den Ufern des Oberen Sees, zuerst namentlich auf dem Unionsgebiete, in neuester Zeit aber auch auf der kanadischen Seite. Und diese Entwickelung ist doch erst in ihrem Anfangsstadium, denn noch ungeheure Flächen anbaufähigen Hinterlandes sind vorhanden, und wenn auch ein rauher Winter jenen Landstrichen in gewisser Beziehung etwas Abstoßendes verleiht, so zeigen doch die Thatsachen, daß der Strom der Einwanderer dadurch nicht aufgehalten werden kann.

In dem Verkehr auf der Wasserstraße zwischen dem Oberen See und dem Huron-See findet jene Entwickelung des Nordwestens den klarsten Ausdruck, und es lohnt sich wohl der Mühe, die Angaben über die Zunahme und gegenwärtige Ausdehnung dieses Verkehrs und die Geschichte jener Wasserstraße an dieser Stelle (im Anschluß an die Zeitschrift „Engineering“) zu verzeichnen.

Der Obere See und der Huron-See sind durch den Ste. Marie-Fluß verbunden, der eine Länge von 75 engl.

Meilen hat. Durch diesen Fluß und die beiden Seen läuft die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada. Der Fluß verläßt den Oberen See an seinem östlichen Ende und ergießt sich in den Huron-See etwa 50 engl. Meilen östlich von der Mackinaw-Straße, welche aus dem Huron-See in den Michigan-See führt, der bekanntlich mit ihm auf einer Höhenstufe liegt. Der Obere See, liegt etwa 22 engl. Fuß höher, und sein Ausfluß war im Naturzustande durch Sandbänke und Felsblöcke und durch die Schnellen und Fälle von Ste. Marie unschiffbar. Die letzteren sind etwa 15 engl. Meilen vom oberen Ende des Flusses entfernt und nehmen eine Strecke von einer englischen Meile ein. Von dem ganzen Gefäll kommen auf sie 18 engl. Fuß. Unterhalb dieser Stelle fällt der Fluß bis zum Mud-Lake um 2,3 engl. Fuß und erreicht damit schon das Niveau des Huron-Sees. Auf der oberen Strecke des Flusses beträgt das ganze Gefäll $1^1/_2$ englische Fuß. Vor dem Austritte des Flusses aus dem Oberen See, bei Pointe aux Pins, wo die Seeschiffahrt ihren Anfang nimmt, beträgt die Entfernung nach Port Arthur, dem wichtigsten kanadischen Hafen am Oberen See, 266 engl. Meilen, und nach Duluth, dem wichtigsten Hafen auf dem Vereinigten-Staaten-Gebiete, 390 engl. Meilen von der St. Josephs-Insel, die vor der Mündung des Ste. Marie-Flusses in den Huron-See liegt, bis zur Belle Isle-Straße, dem Ausgange aus den kanadischen Gewässern ins Weltmeer, sind es 1938 engl. Meilen — eine Wasserstraße von Flüssen, Seen und Kanälen, die jetzt für Schiffe von 600 bis 700 Tonnen fahrbar ist.

Vor einem halben Jahrhundert befand sich das Gebiet um den Oberen See herum noch fast ganz im Naturzustande. Einzelne Bergleute machten hie und da mit mehr oder weniger Erfolg Versuche, und Stationen der großen Handelsgesellschaften lagen zerstreut um das 32 000 engl. Quadratmeilen bedeckende Wasserbecken herum. Man kann sagen, daß damals bei dem Sault Ste. Marie die bekannte Welt aufhörte. Als aber der Staat Michigan geschaffen wurde, wandte sich das öffentliche Interesse jenen westlichen Gebieten zu, und bereits in der ersten Jahresbotschaft machte der Gouverneur des neuen Staates darauf aufmerksam, welche ungeheure Wichtigkeit ein Kanal zur Umgehung der genannten Fälle haben würde. Daraufhin wurde von der Bundesregierung eine Vermessung angeordnet, und im Jahre 1852 wurden dem Staate Michigan 750000 Acres Land überwiesen, deren Ertrag dazu dienen sollte, den Kanal ins Leben zu rufen. Der Staat übertrug die Schenkung einer Gesellschaft, und schon am 11. Juni 1856 war der Kanal fertig und wurde der Staatsregierung übergeben.

Der Kanal war 5400 englische Fuß lang, und in der Nähe des unteren Endes befanden sich zwei Schleusen, jede 350 engl. Fuß lang, 70 Fuß breit und 12 Fuß tief, und jede bestimmt, 9 Fuß Steigung zu überwinden. Jede Schleuse war groß genug, um einen Schleppdampfer und drei der damals allgemein auf dem Oberen See gebräuchlichen Fahrzeuge aufzunehmen. Die damals gebauten Schleusenwände, welche aus Ohio-Kalkstein hergestellt sind, befinden sich noch heute in vollkommen gutem Zustande. Der Kanal entsprach durchaus den gehegten Erwartungen, und in der Schiffahrtsperiode gingen 100 000 Tonnen Güter durch denselben.

Im Jahre 1869 hatte sich der Verkehr trotz der Hemmung alles Handels und Wandels durch den Bürgerkrieg bis auf 500000 Tonnen gehoben, und die Schleusen fingen an, dem Bedürfniß des Verkehrs nicht mehr zu genügen. Die Ausbeutung der Eisen- und Kupferlager an den Ufern des Oberen Sees war jetzt in vollem Gange, und man fing an, zu erkennen, daß Duluth ein überaus wichtiger Platz für den Handel mit den Ländern des Nordwestens und sogar der pacifischen Küste werden müßte.

Es wurde also der Wunsch nach einem breiteren und tieferen Kanale laut, der Fahrzeugen von 16 engl. Fuß Tiefgang die Durchfahrt gestatten sollte. Im Jahre 1870 wurde eine Summe für Erweiterung des Kanals votirt, und so jedes folgende Jahr bis 1881. In diesem Jahre war die neue Schleuse nahezu vollendet, und das ganze Werk wurde von der Staatsregierung der Bundesregierung übertragen. Am 1. September des genannten Jahres wurde die neue Schleuse dem Verkehr geöffnet, obgleich die ganze Erweiterung der Wasserstraße erst zwei Jahre später beendigt wurde. Die neue Schleuse liegt neben den beiden alten, und zwar unterhalb derselben, vom Flusse aus gerechnet. Sie ist 515 engl. Fuß lang, in dem Haupttheile 80 und bei den Schleusenthoren 60 Fuß breit. Sie führt 17 Fuß Wasser und hebt die Schiffe 18 Fuß hoch. Der Kanal hat in seiner neuen Gestalt eine Breite von 108 bis 270 Fuß, am westlichen Eingange aber, wo die Schiffe oft liegen bleiben, ist er 200 bis 500 Fuß breit. Die gesammten Kosten der Umänderung haben 2 400 000 Dollars betragen.

Die neue Schleuse war gerade zur rechten Zeit fertig geworden, denn der Verkehr entwickelte sich nun so schnell, daß die durch den Kanal gehende Masse von Gütern im Jahre 1884 so groß war, wie in den Jahren 1855 bis 1860 zusammengenommen. Man hatte gehofft, die alten Schleusen neben der neuen noch benutzen zu können, aber sobald die Wasserstraße so geändert war, daß Schiffe von 16 Fuß Tiefgang auf ihr verkehren konnten, änderte sich das Wesen des ganzen Verkehrs, und schon im Jahre 1884 hätten nur noch 11 Prozent der gesammten Fracht die alten Schleusen benutzen können. Im Jahre 1881, als zuerst die neue Schleuse benutzt wurde, gingen 1 567 741 Tonnen durch den Kanal; bis 1885, also in vier Jahren, war der Betrag auf 3256628 Tonnen — auf mehr als das Doppelte — gestiegen. Der Verkehr wuchs schneller, als man je zu hoffen gewagt hatte, und ein im Jahre 1885 an die Regierung erstatteter Bericht wies nach, daß, wenn der Verkehr noch vier Jahre lang in gleicher Weise zunähme, auch die neue Schleuse nicht mehr genügen würde. Es wurde daher der Plan entworfen, an Stelle der beiden alten Schleusen noch eine neue zu setzen, ohne die schon bestehende neue in ihrem Betriebe zu stören.

Die Hauptfracht, welche durch den Kanal geht, ist aufwärts Kohle und Bauholz, abwärts Eisenerz, Kupfer und Getreide; diese Artikel machen sechs Siebentel des gesammten Verkehrs aus. An Kohlen gingen durch den Kanal im Jahre 1855 3500 Tonnen; bis 1870 stieg dieser Betrag langsam bis auf 20000 Tonnen; dann aber, mit der fortschreitenden Besiedelung des Nordwestens und der Entwickelung des Bergbaues, bis 1880 auf 170 000 Tonnen, mit der Eröffnung der neuen Schleuse 1881 auf 295 000 Tonnen, und bis 1884 auf die ungeheure Menge von 700000 Tonnen. Kupfer gingen im Jahre 1855 3500 Tonnen durch den Kanal, 1884 36 000 Tonnen; Eisenerz 1855 noch keins, 1857 12 000 Tonnen, 1884 aber 1 122 828 Tonnen; Bauholz, welches in den ersten 20 Betriebsjahren im Durchschnitt nicht eine Million Fuß (Längenmaß) erreichte, stieg bis 1884 auf 131 Millionen Fuß oder 200 000 Tonnen. Weizen — vor 1870 gar nicht verzeichnet, denn der Nordwesten brachte bis dahin wenig genug davon hervor —, erreichte 1884 14 Millionen Bushels, d. i. doppelt so viel, als im Jahre vorher.

Im Jahre 1884 wurde der ganze Kanal mit elektrischem Licht versehen.

Die Zahl der Schiffe, die im Jahre 1885 durch den Kanal gingen, betrug 3035, mit zusammen 3 035 937 Ton-

nen Gehalt. Im Jahre 1886 passirten ihn 3880 Dampfer, 2033 Segler und 290 Flöße und in den Aufzeichnungen nicht unterschiedene Fahrzeuge. Diese enthielten zusammen 922 158 Tonnen Kohlen, 32 615 Tonnen Kupfer, 1 696 263 Faß Mehl, 17 346 212 Bushels Weizen, 1 529 021 Tonnen Eisenerz, 73 961 Tonnen Roheisen und verarbeitetes Eisen, 136 664 000 Fuß Holz, 3434 Tonnen Silbererz; insgesammt 3 701 014 Tonnen Fracht. Im Jahre 1887 war die Tonnenzahl der Schiffe 4 388 691, die Zahl der Tonnen wirklicher Fracht 4 882 802. Der Tonnengehalt der Fahrzeuge hatte also in einem Jahre um 24, die Menge der Fracht um 32 Prozent zugenommen.

In Anbetracht dieses ungeheuren Verkehrs liebt es der Amerikaner, seinen Sault Ste. Marie-Kanal mit dem Suez-Kanale zu vergleichen, und unter Anwendung einiger Kunstgriffe rechnet er heraus, daß jener diesem beinahe schon voran ist in der beförderten Gütermasse. Dabei wird aber irrthümlich angenommen, daß der Kanal, wenn er das ganze Jahr über befahren werden könnte, in der jetzt für die Schiffahrt nicht in Betracht kommenden Winterszeit in demselben Maße benutzt werden würde, wie in der übrigen Zeit. Offenbar würde sich aber der jetzige Gesammtverkehr dann nur anders vertheilen. Streng genommen sind beide Kanäle überhaupt nicht vergleichbar, denn dem Sault Ste. Marie-Kanal fällt ein großer Theil des Binnenhandels der Vereinigten Staaten zu, während der Suezkanal nur dem internationalen Handel dient, und sodann sind es auf jenem namentlich Rohprodukte, auf diesem zum großen Theil Industrieprodukte, die befördert werden, so daß sich das Werthverhältniß ganz anders gestalten würde, als das Massenverhältniß. Dennoch seien die betreffenden Berechnungen hier angeführt.

Der Sault Ste. Marie-Kanal war im Jahre 1886 220 Tage für die Schiffahrt offen, und es gingen Schiffe mit einem gesammten Tonnengehalt von 3 529 184 Tonnen hindurch, also durchschnittlich täglich 16 000 Tonnen, was ein Verhältniß von 8 zu 8,7 im Vergleich zum Suez-Kanal ergiebt. Im Monat Juli gingen durch den Suez-Kanal 528 671 Tonnen, während die Fracht des Sault-Ste. Marie-Kanals 561 238 Tonnen, d. h. 32 567 Tonnen mehr betrug. Dabei befindet sich der Verkehr durch den Sault Ste. Marie-Kanal in starker Zunahme, während beim Suez-Kanal sogar eine kleine Abnahme eingetreten ist. Die 3620 Fahrzeuge, welche im Jahre 1885 durch den Suez-Kanal gingen und 6 335 753 Tonnen Fracht führten, zahlten 13 009 909 Dollars Fracht, d. h. 2,05 Dollars von der Tonne. Würde von den durch den Sault Ste. Marie-Kanal gegangenen Schiffen ein ebenso hoher Zoll erhoben worden sein, so würden die Einnahmen 7 235 827 Dollars betragen haben, d. h. $2^1/_2$mal mehr, als der ganze Kanal gekostet hat.

Gegenwärtig besteht der Plan, dem Kanal durchweg eine Tiefe von 21 engl. Fuß zu geben, um Schiffen von 20 Fuß Tiefgang seine Benutzung zu ermöglichen, und an Stelle der beiden alten Schleusen soll eine neue von 800 engl. Fuß Länge, 100 Fuß Breite, 21 Fuß Tiefe und 18 Fuß Hebung gesetzt werden. Die Kosten sind auf 2 055 576 Dollars für die Schleuse und 496 600 Dollars für die Vertiefung des Kanals veranschlagt. Außerdem will die kanadische Regierung auf der kanadischen Seite der Wasserstraße einen eigenen Kanal bauen lassen, um Kanada für alle Fälle eine eigene, unabhängige Verbindung zu sichern. Damit sollen gleichzeitig großartige Anlagen zur Benutzung der vorhandenen Wasserkraft verbunden werden, wozu die kanadische Uferseite sich besonders eignet. Die Regierung hat bereits zu Angeboten auf diese öffentlichen Arbeiten aufgefordert und nimmt solche bis Oktober dieses Jahres in Empfang. Der neue Kanal soll durch die Insel Ste. Marie gehen.

Eine Eisenbahnbrücke, welche am letzten Tage des Jahres 1887 dem Verkehr übergeben worden ist, überschreitet die großartige Wasserstraße in der Nähe der Schleusen.

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura.

IV [1].

(Mit einer Karte und sechs Abbildungen.)

Im Februar des Jahres 1886 machte sich J. Chaffanjon abermals nach Venezuela auf, um diesmal bis nach den Quellen des Orinoko vorzudringen. In Ciudad Bolivar kostete es ihm einen längeren Aufenthalt, bevor er die erforderlichen Leute zu seiner Begleitung zusammen bringen konnte. Die einzigen, welche den Strom über Urbana hinaus zu befahren pflegen, und welche die Raudals von Atures und Maipure, sowie die sonstigen Fährlichkeiten der Schiffahrt auf dem oberen Orinoko kennen, sind die Banivas-Indianer vom Atabapo. Da es solche in Ciudad-Bolivar nicht gab, so mußte der Reisende zuvörderst wieder nach Caicara zu gelangen suchen, und mit Hilfe des Gouverneurs von Alto Orinoco, der mehrere Bootsleute zur Verfügung stellte, wurde dies bewirkt.

Da der 10. Juni herangekommen war, als der Aufbruch von Ciudad Bolivar erfolgen konnte, so wurde die zweite Fahrt nach Caicara aber unter wesentlich anderen Umständen ausgeführt als die erste. Die Regenzeit hatte gemäß der allgemeinen Regel bereits Mitte April eingesetzt, und mit ihr hatte auch das Anschwellen der Wassermasse des Stromes begonnen, um bis Mitte August anzuhalten [1]). Die Sandbänke, welche sonst allerwärts aus dem Wasser herausschauen — zuweilen in der Länge von mehreren Kilometern —, waren verschwunden, und die Fluthen füllten nicht blos das Bett bis zur Höhe seiner Ufer, die sich zum Theil 12 bis 15 m über das Niederwasser erheben, sondern sie überstiegen dieselben sogar auf weiten Strecken und zogen die Wälder, welche sich daselbst ausdehnten, mit in das Bereich ihrer Herrschaft hinein. Berüchtigt sind besonders in der Zeit des Beginnes der Regen die heftigen Windstöße (chubascos), welche über die Wasserfläche dahin fahren. Der Wind weht während der Regenzeit aus Westen, und er wirkt also bezüglich der Schiffahrt in dem gleichen Sinne wie die verstärkte Strömung: den Fahrzeugen die Reise stromauf außerordentlich erschwerend.

[1]) Vergl. Nr. 7 des laufenden Bandes.

[1]) Einen zweiten geringeren Hochwasserstand hat der Orinoko im November (die sogenannte crescienta de los muertos).

Um die beiden widrigen Umstände, welche in der fraglichen Zeit obwalten, zu bekämpfen, bedient man sich zweier verschiedener Methoden: der sogenannten Palanca-Fahrt und der Espilla-Fahrt. Bei der ersteren ist die „Falca“ (das Kanu) mit vier Bootsleuten und einem Kommandeur (patron) bemannt; drei der Leute führen lange gegabelte Stangen (palancas), mit denen sie das Fahrzeug vorwärts stoßen, der vierte dagegen sucht mit einem langen Haken (garapato) in das Astwerk der Uferbäume zu fassen, um jene bei ihrem Bemühen durch Ziehen zu unterstützen. Bei letzterer bedient man sich eines aus Palmbast (chiquichiqui) hergestellten Taues von etwa 40 m Länge, das man entweder um geeignete Uferbäume schlingt, um sich daran von Stufe zu Stufe emporzuziehen, oder mit dem zwei der Leute am Ufer entlang gehen, um das Boot daran zu schleppen (S. Abbildung 1).

Mühsam und langsam genug wird die Fahrt von Ciudad Bolivar nach Caicara auf diese Weise zurückgelegt, unter beständigen heftigen Regengüssen sowie unter furchtbarer Insektenplage, und inmitten von Fieberdünsten abends seine Hängematte zwischen ein paar Uferbäumen ausspannend, oder einfach im feuchten Ufersande lagernd. Der böse Wille der Bootsbemannung, die in Mapire zum größeren Theile entwich und dem Reisenden bei dieser Gelegenheit seine Provisionen stahl, erhöhte noch die Widerwärtigkeiten der Fahrt, und bei Bonitas litt man sogar bedenklichen Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln. Was Wunder, daß J. Chaffanjon und seine Begleiter dann in Caicara, das ohnehin ob seiner Gesundheitsverhältnisse übel berufen ist, einen Monat lang von heftigen Fieberanfällen heimgesucht wurden.

In Caicara beobachtete der Reisende, dessen medizinische Kenntnisse und Medikamente von den Einwohnern vielfach in Anspruch genommen wurden, unter anderem auch

Kartenskizze des oberen Orinoko. (Nach den Aufnahmen des Reisenden.)

einen Fall von Geophagie. Er kam dabei aber zu dem Schlusse, daß das Erdessen nicht sowohl ein allgemeiner Landes- oder Stammesbrauch am Orinoko ist, sondern vielmehr ein zu förmlicher schwerer Krankheit ausartendes Laster, wie die Trunksucht oder das Opiumrauchen. Die in den Verdauungsapparat aufgenommene Erde bildet allgemach einen großen Klumpen in dem Magen, und der Unterleib schwillt bis zur Unförmlichkeit an, indeß der übrige Körper mehr und mehr abmagert. Viele, namentlich auch Kinder, gehen daran zu Grunde. Merkwürdig ist es übrigens, daß auch Thiere, und insbesondere Hunde und Esel, gelegentlich leidenschaftliche Geophagen sind.

Am 21. August ging die Fahrt von Caicara weiter nach San Fernando, indem man sich an zwei Händler anschloß, die gerade dahin reisten. Bis zur Meta-Mündung hin galt es in der Hauptsache immer noch nur alte Bekanntschaften zu erneuern und zu vervollständigen, und das Land und seine Bewohner in einer anderen Jahreszeit mit seinen prüfenden Blicken zu streifen.

Hinter Caicara nahm man den Kurs quer durch einen noch unter Wasser stehenden Guajaven-Wald (Psydium pyriferum) hindurch. Dann kam man wieder zu den Schildkrötenbänken bei Urbana, die in den Kämpfen der Indianerstämme seiner Zeit immer ein Haupt-Streitobjekt gebildet haben, und die der Reihe nach den Yaruros, den Mapoyos, den Guamos, den Panares und den Taparitos gehört haben, bis diese Stämme sich gegenwärtig in einer eigenthümlichen Weise in den kostbaren Besitz theilen, indem sie sich in seiner Nutznießung ablösen, die Begegnung mit einander sowie mit den civilisirten Weißen aber dabei im allgemeinen sorgfältig vermeiden. Die Moskitoplage war immer wieder eine schreckliche, und sie ist im Grunde genommen das Unangenehmste und Schwerste, was der Reisende in dieser Gegend zu ertragen hat.

Palanca- und Chipilla-Schiffahrt.

Am 11. September befand man sich wieder am Raudal von Cariben, wo eine Anzahl Yaruros beim Herannahen der Boote schleunigst die Flucht ergriff, und am folgenden Tage hatte man die Meta-Mündung erreicht, wo ein tüchtiger „Chubasco" mit Donner und Blitz und wolkenbruchartigem Regen losbrach, um alsbald von dem herrlichsten Wetter und dem klarsten Sternenhimmel gefolgt zu werden. Das Meta-Gebiet gilt für sehr fruchtbar, ist aber noch die ausschließliche Domäne der wilden Guahibos, die der Civilisation aufs äußerste widerstreben.

An der Mündung der Meta hausen die Quivas (S. Abbildung 2), die erst seit einigen Jahren vom Casanare in Colombia herbeigewandert sind, nachdem sie einem Versuche der dortigen Regierung, sie zu unterwerfen, widerstanden und dabei zahlreiche Hatos verwüstet haben. An der Spitze dieses Stammes steht ein alter Neger, der wegen der Verbrechen, die er begangen hat, weithin einen üblen Ruf genießt, und die Schiffer und Kaufleute, welche an seinem Gebiete vorüber müssen, haben alle Ursache vor ihm auf der Hut zu sein. Die Quivas lauern ihnen auf, suchen sie durch die Zurufe ans Ufer zu locken, und überfallen sie dann und morden und plündern sie.

Quivas.

Am 17. September tauchte die Gebirgskette am Horizonte auf, die den Raudal von Atures bildet, am 18. hörte man die Fälle in der Ferne donnern, und am 19. befand man sich unmittelbar vor der gefürchteten Stelle. Auf einer Strecke von 10 km tost der gewaltige Strom hier zwischen Gebirgsmauern und über zahllose Felseninseln und Klippen dahin, um zuletzt eine lange Reihe von Schnellen und Katarakten zu bilden, die das Hindurchkommen mit dem beladenen Boote vollkommen unmöglich machen. Die Ladung muß also wiederholt ans Land gebracht und am Ufer aufwärts getragen werden, indessen das leere Boot an der Leine emporgezogen wird — eine

Operation, die im ganzen nicht weniger als 11 Tage in Anspruch nimmt.

Atures ist ein kleines Dörfchen, das nur sieben oder acht Häuser und etwa 25 Bewohner zählt, und das am Orinoko die letzte Stelle bezeichnet, an der man Rinderzucht treibt. Der Ort ist gesund und frei von Moskitos, dagegen leiden Mensch und Thier daselbst Unsägliches von den Sandflöhen (niguas), und die Füße der Rinder und Schweine sind von den Kolonien dieser Thiere vielfach dick angeschwollen. Chaffanjon verweilte elf Tage in Atures,

Inschrift auf dem Cerro Pintado.

und es gelang ihm dabei, eine Reihe von interessanten Informationen und Materialien betreffs der alten Bevölkerungen der Gegend zu sammeln, und dadurch an die Arbeiten Crevaux' anzuknüpfen. Insbesondere konnte er die Höhle von Arvina mit ihren Begräbniß-Urnen besuchen; ferner die Insel Cucuritale, wo Crevaux Reste der alten Atures-Indianer aufgefunden hatte; ebenso den Cerro de los Muertos mit seiner Höhle, die den Piaroas als Grabstätte

Piaroa-Indianer.

dient; und endlich den Cerro Pintado mit seinen Inschriften, die als eins der imposantesten Denkmäler der alten Indianer-Civilisation betrachtet werden müssen (S. Abbildung 3). Die Figuren, welche auf die steile Felswand aus Granitporphyr eingegraben sind, haben riesige Dimensionen, und die größte darunter — eine Schlange — hat eine Länge von reichlich 120 m. Wie die Indianer zu der unzugänglichen Höhe emporgedrungen sind, und mit welchen Werkzeugen sie gearbeitet haben, ist ein Räthsel.

Auf der Fahrt von Atures nach Maipure sind die beiden kleinen Raudals von Garcita und Guahibos zu überwinden, was bei ersterem mit leichter Mühe geschieht,

bei letzterem aber vermittelst Bootes nur in der Regenzeit möglich ist.

Das Dorf Maipure hat nur sechs Häuser und zwanzig Einwohner, die ausschließlich von Fischerei leben und ihren

Der Zusammenfluß des Atabapo und Guaviare.

Der Raudal von Maipure.

Bedarf an Manioc — der einzigen Brotfrucht am oberen Orinoko — von den Guahibos am Rio Vichada beziehen.

Der Raudal von Maipure ist kürzer als der von Atures — nur etwa 6 km —, aber noch schwieriger zu passiren (S. Abbild. 6).

Oberhalb des Raudals von Sijaumi, der weiter südwärts folgt, begegnete man mehreren Piaroa-Kanus, die nach dem Rio Sipapo fuhren, wo der betreffende Stamm seine Hauptsitze hat. Es sind harmlose Waldmenschen, die sich kegelförmige Hütten aus Palmstroh bauen, und die theils von Jagd und Fischfang, theils von Manioc-, Mais- und Bananenbau und theils vom Kautschuksammeln leben. Am Orinoko ist Mataweni von Piaroas bewohnt — ein Dorf, das aus neun großen Hütten besteht (S. Abbildung 4). In ihren Körpermerkmalen kaum von den früher beschriebenen Stämmen abweichend, und nur etwas dunkler von Hautfarbe, sind sie besonders durch ihren Aberglauben interessant. Beim Hüttenbau halten sie beispielsweise ängstlich darauf, daß der die Stätte innehabende böse Geist vertrieben wird — indem er durch Beschwörungen, Gesänge und Tänze gezwungen wird, in einen bereit gehaltenen Pfefferfresser zu fahren und mit diesem davon zu fliegen. Sodann glauben sie auch an eine Art Seelenwanderung, und als ihr Ahn, von dem sie abstammen, gilt ihnen der Tapir, den sie deshalb auch nicht tödten, und den sie sogar ihre Pflanzungen (conucos) verwüsten lassen, ohne dagegen einzuschreiten. Ueberhaupt sind sie davon überzeugt, daß alle Pflanzen und Thiere von Geistern beherrscht und bewegt werden.

Die kleineren Raudals von Aji und Castillito, welche weiter stromauf liegen, sind rasch, aber keineswegs ohne Gefahr zu überschreiten. Dann kommt man nach Siquita, wo ein civilisirter Indianer auf einem in den Strom vorspringenden Felsen sein Haus erbaut hat, um von da aus Branntwein, Werkzeuge und Stoffe gegen Kautschuk, Cassave und Schweine zu verhandeln.

An der Vereinigung des Guaviare mit dem Orinoko (S. Abbildung 5) macht der letztere Strom eine seiner entschiedensten Wendungen, und der Weg auf ihm hinauf geht nunmehr im allgemeinen nicht mehr südlich, sondern östlich. Am Guaviare aber liegt etwa 3 km aufwärts, dort wo der Atabapo sein klares Wasser in ihn ergießt, das Dorf San Fernando de Atabapo, mit etwa 200 Einwohnern. Dasselbe ist durch seine Lage in dem Konfluenzpunkte der drei großen schiffbaren Ströme von jeher der Hauptplatz am oberen Orinoko gewesen, und bei der fortschreitenden wirthschaftlichen Entwickelung der Gegend kann es kaum verfehlen, eine noch höhere Bedeutung zu erlangen. Seine Bevölkerung ist eine aus Weißen, Negern und Indianern gemischte. Die Indianer sind vorwiegend civilisirte Banivas, die aber neben ihrem christlichen Glauben noch manchen heidnischen Brauch bewahrt haben. Sie verfertigen Taue zum Schiffziehen (espillas), Hängematten (chinchorros), sammeln Kautschuk und verdingen sich gern als Bootsleute zu Fahrten nach Ciudad Bolivar.

Der internationale Kolonialkongreß zu Paris.

Von Dr. A. Oppel.

Bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung und im Anschluß an dieselbe haben diesen Sommer drei Kongresse stattgefunden, welche dem Kolonialfreund wie dem Geographen vermöge des Inhalts und der Art ihrer Verhandlungen in gleichem Maße Interesse abzugewinnen vermochten. Es waren, um die französischen Titel beizubehalten: der „Congrès colonial international", der „Congrès international des sciences géographiques" und der „Congrès international de l'intervention des pouvoirs publics dans l'émigration et l'immigration". Den Reigen unter den dreien eröffnete der Kolonialkongreß, fünf Tage, vom 30. Juli bis zum 3. August, dauernd. Unmittelbar darauf folgte der geographische Kongreß, welcher sich über eine volle Woche, vom 5. bis 10. August, erstreckte. Den Beschluß machte der Kongreß mit dem langen Namen und der verhältnißmäßig kurzen Zeitdauer, der vom 12. bis 15. August währte.

Der Kolonialkongreß, welcher, vom Handelsminister zum Studium der kolonialen Fragen ins Leben gerufen, unter dem Vorsitz des ehemaligen Ministers Barbey in den Räumen des Collège de France stattfand, wurde durch eine feierliche Sitzung im Trocaderopalaste am 30. Juli vor einer zahlreichen Versammlung eröffnet. Die Erschienenen waren in überwiegender Zahl Franzosen, denn, obgleich der Kongreß ein internationaler sein sollte und in seinem vorher aufgestellten Programme neben den französischen Kolonien auch die aller übrigen Staaten Europas, mit Ausnahme Italiens, berücksichtigte, so waren die letzteren doch nur theilweise vertreten. Eine uns vorliegende Liste der theilnehmenden Mitglieder weist nämlich 112 Franzosen, aber nur 30 Vertreter nichtfranzösischer Länder auf, und zwar hatten nur Spanien, Portugal, Belgien und die Niederlande Abgeordnete zu dem Kongreß entsandt. Die übrigen Kolonialländer, die das Programm berücksichtigt hatte, also Großbritannien, Rußland, Dänemark und Deutschland, hatten sich nicht vertreten lassen, Italien aber war seitens des Organisationskomités noch nicht als Kolonialmacht anerkannt worden.

Die feierliche Eröffnungssitzung im Trocadero wurde durch eine längere Rede des Vorsitzenden Barbey eingeleitet, an die sich kürzere Ansprachen einiger auswärtiger Mitglieder, des Spaniers Batanero de Montenegro, des Niederländers Dr. Wijmalen und des Portugiesen Lucrano Corbeiro, anschlossen.

Da Barbey's Rede eine wohlgegliederte, formgewandte Uebersicht über das gesammte europäische Kolonialwesen darbot, so mag es gestattet sein, den Gedankengang derselben sowie einige besonders bezeichnende Stellen in sinngetreuer Uebersetzung im Folgenden wiederzugeben. Nach einer kurzen Begrüßung der Versammelten, insonderheit der auswärtigen Abgeordneten, hob Herr Barbey hervor, daß das Werk, welchem sich der Kongreß widme, ein durchaus friedliches sei. „Wir haben uns versammelt", sagte er, „nicht um die brennenden Fragen zu erörtern, welche die Völker und die Regierungen trennen, sondern um in einem einmüthigen und von wechselseitigem Wohlwollen erfüllten Geiste eine der größten Aufgaben zu studiren, welche gegenwärtig das alte Europa beschäftigen." Darauf wird die große Bedeutung der Kolonialfrage und ihre Tragweite nach den verschiedenen Richtungen auseinandergesetzt und mit diesem Gedanken die Ueberleitung zu dem eigentlichen Inhalte der Rede, der Geschichte des Kolonialwesens, ausgeführt.

„Diese Geschichte hat zwei Phasen. Die erste ist die der Entdeckungen und der Eroberungen, der Zeitraum, wo kühne Abenteuer dem westlichen Europa theils mit Waffengewalt, theils durch Geschäftsthätigkeit die Neue Welt und den äußersten Osten eröffnet haben; er umfaßt das 15. und einen Theil des 16. Jahrhunderts. Die zweite Phase ist

diejenige der eigentlichen Kolonisation. Damals traten an Stelle der Individuen die Regierungen und die Handelsgesellschaften und versuchten in planmäßiger Weise die eroberten Gebiete zu verwerthen. Diese Epoche beginnt in der Mitte des 16. Jahrhunderts und erstreckt sich bis zur unmittelbaren Gegenwart."

Nachdem nun das Wesen der großen Entdeckungen und die leitenden Motive dieser „heroischen Epoche der Kolonisation" sowie die eingreifende Thätigkeit der betheiligten Staatsregierungen gekennzeichnet sind, heißt es weiter: „In den ungeheuren Gebieten, deren sie sich bemächtigt, legen sie die Grundlage zu neuen Gesellschaften, welche, aus ihrem eigenen Blute hervorgegangen, ihre Sprache reden und ihre Tradition fortpflanzen. Sie zerstören nicht mehr, sie schaffen, sie kolonisiren." Aber derselbe Beweggrund, der die Conquistadores leitete, haftet auch den Bestrebungen der Regierungen in der älteren Kolonialepoche an. „Ihre Hilfsmittel zu steigern, seltene und kostbare Produkte zu gewinnen, gewisse Handelszweige zu monopolisiren war ihr Hauptzweck. Ein allgemein anerkannter Grundsatz war es, daß die Kolonien dazu da seien, das Mutterland zu bereichern; demgemäß sollten sie viel leisten, aber möglichst wenig kosten." Um dieses Ziel zu erreichen, schuf man die industriellen und kommerziellen Monopole, man bediente sich der Sklavenarbeit, und man schloß die Kolonien von den Fortschritten, folglich auch von dem materiellen Gedeihen aus, dessen sich das Mutterland erfreute.

„Bei diesem System wurden die Kolonien nicht wie junge Gesellschaftswesen betrachtet, deren gedeihliche Entwickelung das Mutterland zu schützen und zu begünstigen habe, sondern wie gewerbliche oder Ackerbauanlagen, aus denen man den größtmöglichen Gewinn zu ziehen beabsichtigt. Dieses System ist erst in unseren Tagen seinem Ende nahegekommen. Spanien, Portugal und Holland haben es eben erst aufgegeben, und in der Gesetzgebung unseres Landes giebt es noch Spuren davon. Vier Jahrhunderte lang aber ist es von den größten Kolonialmächten befolgt und ausgenutzt worden."

Die Bedeutung und der Werth der Leistungen dieser langen Epoche ist nicht zu verkennen und zu unterschätzen, aber ihr Verfahren läßt sich nicht länger aufrecht erhalten. Denn im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte sind verschiedene Ereignisse eingetreten, welche die Möglichkeit einer solchen Kolonialpolitik vollständig untergraben haben. Dazu gehören vor allem die Handelsfreiheit, die Abschaffung der Sklavenarbeit und die zunehmende Ausbreitung der weißen Rasse außerhalb Europas.

Daß durch die ersten beiden Ereignisse die wirthschaftliche Lage vieler Kolonien tief erschüttert worden ist, läßt sich nicht leugnen; manche haben indeß im Laufe der Jahre die schweren Schläge, die sie betrafen, überwunden, andere leiden aber noch bis auf den heutigen Tag daran. In sittlicher und politischer Beziehung, meint Barbey, hat die Abschaffung der Sklavenarbeit im allgemeinen günstige Folgen nach sich gezogen, denn den ehemaligen Sklaven ist nicht nur das Gefühl ihrer Menschenwürde wiedergegeben, sondern auch der Wunsch erweckt worden, ihre wirthschaftliche Lage zu verbessern. Außerdem beginnen sich die Rassenvorurtheile zu verwischen.

Ferner hat sich durch jene beiden Ereignisse auch das Verhältniß zwischen Kolonie und Mutterland verschoben und zum Besseren gewendet. Denn während früher das eine die andere ausschließlich zu seinen Gunsten auszunutzen versuchte, haben die Kolonialmächte jetzt eine edlere und höhere Auffassung von ihrer Stellung zu den auswärtigen Besitzungen: „Sie hören auf sie einzig als ertragreiche Anlagen zu behandeln; sie betrachten sie als entfernte Theile des gemeinsamen Vaterlandes; sie begreifen, daß ihr eigenes Interesse, nicht zu reden von Recht und Billigkeit, ihnen vorschreibt jene zu unterstützen und zu heben, aber nicht sie auszubeuten."

Die Folge dieser veränderten Auffassung des Begriffs der Kolonien konnte nur die sein, daß letztere sich rasch und günstig entwickelten. Und ähnlich wie die ehemaligen Kolonialländer — die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Argentinien u. a. — seit ihrer Befreiung außerordentliche Fortschritte gemacht haben, konnten auch die jetzigen unter dem Genusse einer größeren Freiheit sich ausdehnen, erweitern und verbessern. „Kanada, Australien, das englische Südafrika, das französische Nordafrika scheinen einer ähnlich glänzenden Entwickelung entgegenzugehen, wie jene sie erreicht haben."

Solche Ergebnisse aber konnten nicht erzielt werden ohne die Mitwirkung des dritten oben bezeichneten Ereignisses, d. i. die zunehmende Ausbreitung der weißen Rasse außerhalb Europas — eine Erscheinung, die zu den merkwürdigsten der ganzen Weltgeschichte gehört. Noch vor zwei Jahrhunderten in der Hauptsache auf Europa beschränkt, herrscht die weiße Rasse gegenwärtig auch in Nordamerika, Südamerika und Australien. Afrika hat sie an allen Seiten in Angriff genommen und an seinen äußersten Enden im Norden und Süden bereits festen Fuß gefaßt. Wenn die jetzt im Flusse befindliche Bewegung nicht langsamer wird, so dürfte in kurzem die Hälfte der Erde der weißen Rasse angehören.

Wenn nun schon durch die außerordentliche Thatsache der Ausbreitung der Europäer das Kolonialwesen völlig umgeändert ist, so bleibt es doch nicht ausgeschlossen, daß auch jetzt noch Unternehmungen älteren Stiles stattfinden. Solche sind nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig und einträglich. Barbey meint damit Handelskolonien, wie die europäischen Niederlassungen an den afrikanischen Küsten, oder Ausbeutungskolonien, wie das britische und niederländische Indien, das französische Hinterindien und die spanischen Antillen. Welches aber auch die Kolonialmethode sein mag, die ganze Bewegung hat die Ausbreitung der weißen Rasse und die Entstehung neuer europäischer Völker außerhalb Europas herbeigeführt. „Diese neuen Völker, aus den unseren hervorgegangen und den unseren ähnlich, sind berufen in den zukünftigen Jahrhunderten unsere Werke und unsere Aufgaben fortzusetzen. Vielleicht wird es einmal eine Zeit geben, wo das mächtigste Land unserer Epoche in der Welt nur einen Theil von der Zahl und der Kraft seiner auswärtigen Nachkommen darstellen wird. Das Volk aber, welches die Kunst der Kolonisation nicht versteht, wird zu Grunde gehen."

Mit dem letzten Satze ist der Gipfelpunkt der Rede des Herrn Barbey erreicht. Nachdem er bemerkt, daß dieser Gedanke allgemeine Anerkennung gefunden hat, und daß infolgedessen nicht nur die alten Kolonialmächte erneute Anstrengungen gemacht haben, sondern daß auch zu diesen solche getreten sind wie Deutschland und Italien, die dieser Thätigkeit bisher fernstanden, beginnt er, die neuen Formen kolonialer Erwerbung kurz zu charakterisiren. „Zuerst", sagt er, „erschienen die (alten) Handelsgesellschaften wieder, welche die erste Arbeit der Erwerbung und Einrichtung ausführten. Dann folgte das Protektorat, ein geistvolles System, welches dem Staate die genügende Vertretung seiner Interessen, den eingeborenen Völkern aber die Achtung vor ihren Gebräuchen und rechtlichen Einrichtungen zu gewährleisten scheint. Endlich kam die eigenthümliche Form der Kolonialregierung, wie sie durch den neubegründeten Kongostaat verwirklicht ist. So hat sich ein Wetteifer ohne gleichen der Völker und der Regierungen

bemächtigt. Sie streben nach der Eroberung der Erde, die, wie man hoffen darf, in friedlicher Weise erfolgen wird. Denn noch ist die Erde groß genug, daß wir alle uns in derselben bewegen können, ohne auf einander zu stoßen."

Mit einem kurzen Hinweis auf die dem Kongresse bevorstehenden Aufgaben endet die Rede Barbey's, die wir deshalb etwas ausführlicher wiedergeben zu sollen glaubten, weil sie so ziemlich das beste darstellt, was in den verschiedenen Versammlungen gesprochen wurde.

Der Kongreß selbst ging in den Tagen vom 31. Juli bis zum 2. August in der Weise vor sich, daß einerseits eine Reihe allgemeiner Sitzungen abgehalten wurden, anderseits in den von vornherein aufgestellten Sektionen Vorträge und Berathungen über bestimmte Fragen stattfanden. Den ganzen in Frage kommenden Stoff hatte man nämlich von vornherein in zwei Gruppen mit mehreren Unterabtheilungen (Sektionen) zerlegt. Die eine Gruppe, mit allgemeiner Richtung, „Théorie générale de la Colonisation" benannt, zerfiel in drei Sektionen: 1) Population et produits des Colonies, 2) Colonisation, 3) Organisation des colonies. Die zweite Gruppe dagegen, welche die praktischen Gesichtspunkte verfolgen sollte, daher mit „Applications" bezeichnet, hatte nur zwei Sektionen aufzuweisen: 4) die französische Kolonisation, 5) die Kolonisation der übrigen europäischen Staaten.

Da der Inhalt der allgemeinen Sitzungen theilweise von den Vorberathungen der Sektionen abhängig gemacht war, so erscheint es empfehlenswerth, die letzteren zuerst zu besprechen.

Der ersten Sektion, an deren Spitze der bekannte Generalsekretär der Pariser Handelsgeographischen Gesellschaft, Gauthiot, stand, waren wie auch den anderen, bestimmte Aufgaben zugewiesen worden. Diese bezogen sich auf den gesellschaftlichen Zustand der eingeborenen Völker und ihre Civilisationsfähigkeit, auf die Entwickelung des Unterrichts, die Anwendung der nationalen Sprache und Schrift, auf Gesundheitswesen und Acclimatisation sowie endlich auf Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel. Mit anderen Worten, die erste Sektion sollte sich ganz im allgemeinen mit dem materiellen und geistigen Kulturzustande der Völker in den Kolonien befassen. Welcher? wird dabei nicht gesagt. Ein so weit und allgemein gefaßter Plan konnte natürlich in den drei abgehaltenen Sitzungen durchaus nicht vollständig durchgeführt werden; auch kamen keineswegs die betreffenden Gesichtspunkte in allgemein theoretischer Weise zur Verhandlung, sondern die gehaltenen Vorträge und Diskussionen nahmen in durchaus vorwiegender Weise Bezug auf die französischen Kolonien. Demnach behandelte die erste Sektion ganz denselben Stoff, der eigentlich und dem Programm gemäß der vierten Sektion vorbehalten war.

Eine kurze Inhaltsgabe wird das eben geäußerte Urtheil als richtig erweisen.

In der ersten Sitzung, am 31. Juli, wurde die Frage der „Entwickelung des Unterrichts" zur Diskussion gestellt, an der sich die Herren Aymonier, Direktor der Kolonialschule, Dumoutier, Unterrichtsdirektor in Tonking, Balley, stellvertretender Gouverneur am Kongo, Raoul, Abgeordneter von Tahiti, und Masqueray, Direktor der École des Lettres, in Algier betheiligten. Das Ergebniß der einzelnen Aeußerungen wurde dahin zusammengefaßt, daß es für die kolonisirenden Völker nöthig erscheint, in ihren auswärtigen Besitzungen ihre eigene Sprache und Schrift zu verbreiten; ferner, daß, wenn eine einheimische, nicht schriftgemäße Sprache vorhanden ist, man diese gebrauchen müsse, um den Gebrauch der eigenen Sprache anzubahnen, endlich daß der Unterricht in der letzteren zu gleicher Zeit beginnen solle wie die Ausbildung in einem Handwerke.

Für die Sitzung am 1. August bildete die Frage nach dem sozialen Zustande der Eingeborenen und ihrer Civilisationsfähigkeit den Gegenstand der Behandlung. Mit Bezug darauf sprach Herr Masqueray über die Bevölkerung Algeriens, der bekannte Guyana-Reisende Coudreau über diejenige des französischen Guyana, der kürzlich aus Afrika zurückgekehrte Reisende Crampel über die Völker am oberen Ivindo und Raoul über diejenigen der ozeanischen Besitzungen Frankreichs. In der Sitzung des 2. August trug zunächst der Ingenieur Fuchs über die Einrichtung und Ziele der in Paris bestehenden École Coloniale vor. Herr Ribes erwähnte die Verdienste, welche die Mission, namentlich am Gabun, bei der Erziehung der Eingeborenen sich erworben, und bittet, diese Bestrebungen nachdrücklich zu unterstützen. Herr Cerisier wies darauf hin, daß er bereits im Jahre 1880 dem Kongreß von Bordeaux eine Arbeit unterbreitet, und darin bestimmte Vorschläge aufgestellt habe, wie man Europäer für das Leben in den Kolonien vorzubereiten habe. Erst nach diesen Mittheilungen geht man dazu über, das für diesen Tag vorbehaltene Thema — Gesundheitswesen und Acclimatisation — näher zu erörtern. Dieses geschieht seitens des Herrn Poiton Duplessy, welcher feststellt, daß „unsere Rasse die geeignetste ist für die Acclimatisation in den heißen Ländern". Chapon vermag sich dieser Folgerung nur theilweise anzuschließen, und Raoul spricht nicht der weißen, sondern der mongolischen Rasse die besondere Fähigkeit zu, sich in den tropischen Ländern zu acclimatisiren.

Voilà tout! Wie man sieht, wurden einige Theile des Programms gar nicht speziell berührt (die Fragen nach Ackerbau, Handel und Gewerbefleiß), die anderen aber nur theilweise näher erörtert. Insonderheit muß man sich darüber wundern, daß zwei so wichtige Gegenstände, wie das Gesundheitswesen und die Acclimatisationsfrage, so kurzer Hand abgethan wurden, wie dies in der zweiten Hälfte der dritten Sitzung geschah.

Auch der zweiten Sektion, welche sich mit „Colonisation" im allgemeinen befassen sollte, waren zahlreiche und wichtige Fragen zugewiesen worden. Es galt zu behandeln: die Handfertigkeit der Eingeborenen, die Einwanderung (ob frei oder durch Kontrakt), die Naturalisation, das Katasterwesen, Abtretung und Verkauf von Ländereien, Kreditinstitute, Geldwesen, Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und Strafverschickung. Von diesen zahlreichen Gegenständen kam nur der kleinste Theil zur Besprechung. Am 31. Juli hielt nämlich der Professor der Rechte Massigli einen Vortrag über die Verwaltung des Grundeigenthums in den Kolonien und verglich, was in dieser Beziehung in Australien und in Tunesien geschehen ist, und was in Algerien und in Tahiti geschehen kann. In der zweiten Sitzung, am 1. August, wurde zuerst die Frage der Strafkolonisation besprochen und seitens des Admirals Vallon eine Mittheilung über die Frage der afrikanischen Einwanderung gemacht. Im Anschluß daran erkennt die Sektion: „daß es nicht genüge, die Sklaven in unseren afrikanischen Besitzungen zu befreien, sondern man müsse ihnen eine bestimmte Lebensstellung nach der Befreiung verschaffen".

Daß die zweite Sektion den größten Theil ihrer Aufgaben unerörtert gelassen hat, brauchen wir somit nicht besonders hervorzuheben.

Die dritte Sektion sollte hauptsächlich die Organisation der Kolonien ins Auge fassen. Die Schlagworte des Programms sind nämlich: „politische Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den Kolonien; allgemeine Verwaltung und Gemeindebehörden der Kolonie; Finanz- und Zollwesen." Sehen wir zu, wie man sich dieser schwierigen Aufgaben entledigte!

In der ersten Zusammenkunft, am 31. Juli, sprach der Senator Isaac aus Guadeloupe einleitungsweise über die Verfassung der Kolonien; er erörterte die hierbei in Frage kommenden Grundsätze, insbesondere die der Selbstverwaltung, und meinte, daß bei Ausarbeitung von neuen Verfassungen der Wunsch der Kolonien als Grundlage dafür dienen müsse. Daran schloß sich eine Besprechung seitens mehrerer Theilnehmer: Herr Bouchie de Belle z. B. sagte, daß die französischen Kolonien, deren Verfassung auf den vorrevolutionären Grundsätzen beruhe, die Einführung des Grundsatzes der Gleichheit erwarten. „Die bei ihnen angewendete Regierungsweise ist noch dieselbe wie zu der Zeit, wo wir das Knie vor dem guten Vergnügen des Königs beugen mußten.“ In einigen Kolonien sind allerdings Verbesserungen eingeführt worden, insbesondere durch die Senatsbeschlüsse von 1854 und 1866, und hier sind die Generalräthe — seit 1870 — eifersüchtig auf ihre Rechte geworden, so daß es nicht an Reibungen zwischen ihnen und der Centralregierung gefehlt hat. In anderen Kolonien wird die Verfassung von Monat zu Monat geändert und dadurch eine Verwirrung herbeigeführt, von der man sich keinen Begriff machen kann. „Mit einem Worte, der gegenwärtige Zustand ist unerträglich.“ Diesem schweren Tadel des Herrn Bouchie de Belle gegenüber bemerkt ein anderer Theilnehmer, man dürfe nicht alle Kolonien in einen Topf werfen; vielmehr müsse jede einzelne Kolonie oder wenigstens jede Gruppe ihre besondere Verfassung erhalten. Herr Paul Révoil aber ist der Meinung, daß sich die Sektion darauf beschränken könne, die gegenwärtigen Kolonialverfassungen zu beurtheilen. Weitere Aeußerungen fanden statt über die folgenden zwei Sätze:

„1) Man muß den Senatsbeschluß vom 3. Mai 1854 revidiren, dessen Bestimmungen sich mit den Grundsätzen der Verfassung des Mutterlandes nicht vertragen. 2) Es ist wünschenswerth, daß ein besonderes Gesetz diejenigen Punkte feststellt, in denen die Gesetze des Mutterlandes auf die Kolonien angewendet werden sollen, und ferner, daß in jedem neuen Gesetze von allgemeinem Interesse angegeben werde, ob dieses auf die Kolonien sich beziehen solle oder nicht.“ Eine Resolution wurde aber nicht gefaßt. Die noch übrige Zeit der Sitzung wurde durch den bekannten Verfasser des Kolonial-Atlas, Henri Mayer, ausgefüllt, der die von ihm ausgearbeiteten Kolonialhefte (Cahiers Coloniaux) für 1889 vorlegte und deren Wesen und Aufgabe auseinandersetzte. In der zweiten und letzten Versammlung der dritten Sektion wurde eine Reihe von kolonialpolitischen Fragen besprochen, welche der allgemeinen Sitzung dieses Tages unterbreitet werden sollen. Darüber wollen wir später berichten.

Die vierte Sektion hatte die Bestimmung, die allgemeinen Verhältnisse der einzelnen französischen Besitzungen klar zu stellen. Demgemäß sprach zuerst Herr Cerisier über Guyana; er erörterte dessen Grenzen, Ausdehnung, natürliche Theile, Bevölkerung, Produkte, Handel, Klima, und besonders die Mittel, durch welche dieses bisher so vernachlässigte Land wieder gehoben werden könne. Ferner verlangte er eine genaue Grenzregulirung und empfahl die Gründung von Privatgesellschaften, welche die einzelnen Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit in die Hand nehmen und die nöthigen Verbesserungen ausführen sollen. Als Arbeitskräfte könnten sie sowohl eingeführte Afrikaner und Asiaten, die man durch Landabtretung an die Kolonie fesseln könne, als auch die Deportirten verwenden, die dadurch der Kolonie dauernden Nutzen leisten würden. Darauf wurde eine Arbeit des Admirals Vallon über den Senegal verlesen, die sich über die einzelnen in Frage kommenden Gesichtspunkte verbreitet. Insbesondere betont Vallon die Nothwendigkeit, die befreiten Gefangenen zu verwenden, die man entweder am Senegal selbst oder in anderen Besitzungen, z. B. in den Antillen, zu dauernder Beschäftigung verpflichten müsse. Er hebt die Wichtigkeit des Hafens von Dakar hervor, spricht sich aber gegen die theilweise bereits gebaute Eisenbahn am oberen Senegal aus, und empfiehlt dieser gegenüber eine neue Linie, die, von Cap Verde nach Bamaku oder einem anderen Orte am Niger führend, reiche und bevölkerte Landstriche durchschneiden würde. Endlich wünscht er, daß bei der Einfuhr nicht ausschließlich die französische Waare begünstigt werde; denn es komme darauf an, den Geschmack der Eingeborenen zu treffen, und wenn dies nicht geschehe, so würden diese ihre Bedürfnisse auf fremden Märkten decken. Am folgenden Tage, am 1. August, werden die Mittheilungen Vallon's über den Senegal fortgesetzt und einige besonders wichtige Stellen daraus näher besprochen. Einige markante Sätze mögen hier Platz finden: 1) Man muß den Senegal als Handelskolonie betrachten und nicht europäische Ackerbauanlagen machen wollen. 2) Die Zukunft dieser Kolonie beruht auf der Verbreitung der französischen Sprache und Schrift. 3) Der Weiße kann bei regelmäßiger Lebensführung am Senegal leben, aber die Landarbeit kann nur der Eingeborene verrichten. In der dritten und letzten Sitzung beschäftigte man sich mit den Zuständen Algeriens, über die von den Herren Vath, Warot und Masqueray eingehende Mittheilungen gemacht wurden.

Die fünfte Sektion sollte sich über die Kolonisation der übrigen europäischen Staaten verbreiten. In den drei zu diesem Zwecke abgehaltenen Sitzungen konnte aber der ausgedehnte Stoff nur zur kleineren Hälfte erledigt werden. H. J. Bool sprach über die niederländischen Besitzungen, Ferreira d'Almeida über die portugiesischen, und Wauvermans hielt einen längeren Vortrag über den Kongo-Freistaat. Da aber die Mittheilungen dieser Herren kaum etwas neues enthielten, so mag es mit der bloßen Erwähnung derselben genug sein.

Wir wenden uns nun zu den allgemeinen Sitzungen. In der ersten derselben hielt der bekannte Kulturhistoriker G. Le Bon einen Vortrag über den Einfluß der europäischen Bildung auf die Eingeborenen in den Kolonien. Sein Gedankengang gipfelt in dem Satze, daß durch die Beibringung von europäischer Bildung die Eingeborenen zu unversöhnlichen Feinden der Europäer gemacht werden. Dieser Satz, in dieser Form unbedingt befremdend, rief naturgemäß lebhaften Widerspruch in der Versammlung hervor. Gefragt, welche Bildung man denn sonst den Eingeborenen geben solle, antwortet G. Le Bon: „Ich weiß es nicht.“ Die zweite Sitzung hatte zum Gegenstande zunächst einen Vortrag des bereits erwähnten Herrn Léveillé über die Strafkolonisation. Ausgehend von dem Gesetze des Jahres 1854, verurtheilt er zunächst die Unterbringung der Strafverschickten in Gefängnissen. Da die Hauptfrage die ist: „Was wird aus den Leuten nach ihrer Entlassung?“ so ist es sicher, daß bei der Internirung die meisten derselben rückfällig werden. Man muß bei der Verpflanzung die Leute vielmehr an Ordnung und Arbeit gewöhnen; aber das ist bisher vielfach versäumt oder falsch ausgeführt worden, und daher sind Millionen umsonst ausgegeben. Nach Léveillé's Ansicht sind in dem bisherigen System wesentliche Aenderungen zu treffen.

In der dritten Sitzung schließlich legte der Senator Isaac eine Reihe von Wünschen bezüglich der Kolonialverwaltung vor, die in manchen Beziehungen stark angegriffen wurde. Eine Aeußerung, worin festgestellt wurde, daß die Anwendung des allgemeinen Zolltarifs in Cochinchina diese Kolonie zu Grunde gerichtet habe, rief eine lebhafte

Erregung hervor. Der Staatsrath Dislère behauptete darauf, eine solche Frage dürfe nicht vor dem Kongresse behandelt werden, denn man dürfe die Beschlüsse des Parlaments nicht in einer herabsetzenden Weise tadeln. Isaac dagegen vertrat den Standpunkt, daß jede beliebige Frage dem Programme gemäß von dem Kongresse verhandelt werden könne. Nach einigen Hin- und Herreden schloß aber der Vorsitzende die Diskussion mit dem Bemerken, daß, da der Kongreß ein internationaler sei, vor den auswärtigen Theilnehmern Fragen von persönlichem und lokalem Interesse nicht weiter verfolgt werden dürften.

Die übrigen Vereinigungen allgemeiner Art boten kein weiteres sachliches Interesse. Am 3. August vormittags machten die Vertreter Spaniens, Portugals, Belgiens und Hollands noch einige Mittheilungen. Daß kein Vertreter Großbritanniens — der größten Kolonialmacht aller Zeiten — vorhanden war, wurde schmerzlich bemerkt. Den Schluß des ganzen Kongresses bildete ein Besuch der Kolonialausstellung auf der Esplanade des Invalides, der im Pavillon von Cochinchina mit einem Festessen nebst den üblichen Toasten endete.

Welches sind nun die Leistungen und Ergebnisse des Kongresses?

Daß das ursprünglich aufgestellte Programm nicht ausgeführt wurde, geht aus dem Vorstehenden klar hervor. Was aber den Werth des wirklich Geleisteten anbetrifft, so wollen wir unser eigenes Urtheil zurückhalten und vielmehr dasjenige eines Franzosen wiedergeben. Henri Mayer, der bekannte Verfasser des „Atlas Colonial“ äußert sich nämlich in der Zeitschrift „La Géographie“ (Nr. 36) wie folgt.

„Wir haben uns an vier Tagen versammelt. Was haben wir geleistet? Nichts. Wir haben das Vergnügen gehabt, Bekanntschaft mit den auswärtigen Vertretern anzuknüpfen. Man hat geplaudert, man hat Beziehungen angeknüpft, man hat die Tahitierinnen und Javanerinnen bewundert, man hat Toaste gehalten, man hat sich ein Stelldichein nach Lissabon gegeben.

Aber Resolutionen hat man nicht gefaßt. Nicht ein Punkt des Programmes ist gründlich erörtert worden; man hat sich sogar nicht mit den wenigen theoretischen Fragen weiter befaßt, die im Laufe der Sitzungen aufgestellt worden sind.

Sicherlich fehlte es an Zeit, um gründlich zu diskutiren. Aber warum hat man die Abende nicht benutzt, warum hat man nur drei Vereinigungen veranstaltet, warum hat man die Dauer des Kongresses auf eine so kurze Zeit bemessen? Warum hat man sich nicht auf die drei Fragen beschränkt, welche die Organisationskommission aufgestellt hatte, und wenn selbst die Zeit dazu fehlte, wäre es besser gewesen, eine einzige vorzunehmen, und diese abschließend zu behandeln, als zu gar keinem Abschlusse zu gelangen.

Sage man nicht, daß man die Mehrheit dieser eigenen Angelegenheiten nicht habe vor den fremden Abgeordneten behandeln können. Ich bin vielmehr überzeugt, daß sie mit großer Theilnahme unsere Besprechungen über das von uns gewünschte Kolonialsystem angehört haben würden. Und weshalb kamen sie nach Paris, wenn sie sich nicht ein Urtheil über unsere Methoden und Ziele bilden wollten?

Weil wir also auf diesem internationalen Kongresse unsere Kolonialverfassung nicht erörtern konnten, so wünschen wir nächstens die Berufung eines nationalen Kongresses, denn diese Fragen können nie genug besprochen werden.

Allerdings sehe ich in einem solchen eine Gefahr, vor der man sich von vornherein in acht nehmen muß. Wir haben nämlich bei den Versammlungen im Collège du France das Vorhandensein zweier ganz entgegengesetzter Richtungen festgestellt: einerseits die der Kolonialangehörigen und der selbständigen Männer, welche eine vollständige Umgestaltung der Kolonialverfassung verlangen, und zwar entsprechend den Wünschen der Kolonien selbst, andererseits die der Regierungsleute, welche alles gut heißen, was bis auf den heutigen Tag geschehen ist, welche mit den Achseln zucken und vornehm lächeln, wenn man ihnen gegenüber von den Leiden, den Bedürfnissen und den Wünschen der Kolonien spricht.

Damit die Ergebnisse eines nationalen Kongresses wirksam seien, ist es aber unumgänglich nöthig, daß in ihm das Beamtenelement nicht die Oberhand habe.“

Kürzere Mittheilungen.

Die Küste von Kaiser-Wilhelms-Land.

Die von der Deutschen Neuguinea-Gesellschaft herausgegebenen „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel“ enthalten in dem zweiten Hefte ihres laufenden Jahrganges (S. 48 ff.) eine werthvolle Beschreibung der Nordküste von Neuguinea, von Kap Cretin bis zu den Legoarant-Inseln, die von dem ehemaligen Landeshauptmann Vice-Admiral Freiherrn v. Schleinitz herrührt, und der auch eine von diesem Herrn entworfene Karte beigegeben ist. Die Küste von Kaiser-Wilhelms-Land steht danach unter der Herrschaft des Südostpassatwindes, der aber zeitweilig von seinem Gegenwinde abgelöst wird — sobald nämlich die Sonne bei ihrem südlichen Stande dem australischen Kontinente eine höhere Temperatur verliehen hat, als sie Neuguinea besitzt. Die Temperatur (im Durchschnitt 26 bis 27° C.) ist an ihr keine so hohe, als man ihrer Aequatornähe halber glauben sollte, theils infolge der Herrschaft des Passatwindes, der zugleich eine kühlende Meeresströmung an die Küste herantreibt, theils auch infolge der bedeutenden Höhe des größten Theiles der Insel. Der besonders in den Monaten Januar bis April wehende Nordwest besitzt im allgemeinen eine größere Intensität als der Südost, und im März bis Mai sowie im Oktober bis Dezember kommen häufig Windstillen vor. Die Niederschläge sind im allgemeinen reichlich, es walten dabei aber je nach der lokalen Landformation große Verschiedenheiten ob. „Sowohl der Südost als auch der Nordwest sind Winde, die sich viele Hunderte von Meilen über den Ozean bewegt haben, bevor sie auf das Land stoßen. Gesättigt mit Feuchtigkeit, zwingen die meist hohen Gebirge die Luft zur Abkühlung durch Aufwärtssteigen und dadurch zur Kondensirung und Abgabe des Wassergehaltes. Die Niederschläge würden durchschnittlich bedeutender sein, wenn die Richtung der Küste und der Zug der Gebirge überall in höherem Maße senkrecht zur vorherrschenden Windrichtung läge. Dies ist jedoch nur stellenweise, bezw. bei bestimmten Winden der Fall. Nur an solchen Stellen gewinnt der eine vorherrschende Wind den Charakter eines trockenen, der entgegengesetzte den eines regenreichen Windes. Bei Hatzfeldt-

hafen fehlen hohe, quer zur vorherrschenden Windrichtung gelegene Gebirge, auch haben die südöstlichen Winde, soweit sie sich nicht der Küste anschmiegen, längere Strecken über Land zu wehen, weshalb dort die Niederschläge im allgemeinen geringer und regelloser vertheilt sind, als weiter im Süden." Finschhafen hat eine ausgeprägtere Trockenperiode und sehr erhebliche Niederschläge in der übrigen Zeit. Konstantinhafen ist noch niederschlagsreicher, empfängt aber ähnlich wie Hatzfeldthafen den größten Betrag im Januar und Februar (während der Höhe des Nordwestmonsuns). Uebrigens schwankt die Niederschlagsmenge sehr stark von Jahr zu Jahr, und es sind Anzeichen vorhanden, daß gewisse Landstriche von Zeit zu Zeit ungewöhnlichen Trockenperioden unterworfen sind, was bei der Nähe Australiens und bei der Abhängigkeit der meteorologischen Verhältnisse Neuguineas von den dortigen nicht wunder nehmen darf. Auf Decennien reichlichen Regens suchen diesen Erdtheil bekanntlich des öfteren Jahre erschrecklicher Dürre heim.

Die Navigirung längs der Küste bietet weder für Dampfnoch für Segelschiffe besondere Gefahren und Schwierigkeiten, sondern sie ist eher eine außerordentlich leichte zu nennen. Wirkliche Stürme sind höchst selten, und Riffe giebt es im eigentlichen Fahrwasser gar nicht. Ebensowenig setzen die Meeresströmungen irgendwo direkt auf die Küste, und außerdem sind sie auch im allgemeinen nicht stark. Die Gezeiten sind unbedeutend, indem die Springfluthhöhen unter 1 m zurück bleiben. „Es kann für Dampfer, die zwischen der ostasiatischen Küste und der Ost- oder Südküste Australiens fahren, die Route längs des Kaiser-Wilhelmslandes, welche auch die kürzeste ist, nur empfohlen werden, um so mehr, da auch der weitere Weg nach Süden, wenn er zwischen Trobriand und Jurien-Insel hindurch, an der Ostseite von Normanby-Insel entlang genommen wird, keinerlei Gefahren birgt. Doch auch für Segelschiffe bietet diese Route den Vortheil vor einer mehr östlichen, daß bei konträren Winden die nächtliche Landbrise unter der Küste von Kaiser-Wilhelmsland zum Vorwärtskommen benutzt werden kann. Natürlich sollte von Segelschiffen der Weg südwärts nur zur Zeit des Nordwestmonsuns und nordwärts nur während des Südostpassates genommen werden."

Was die Hafenbuchten der in Frage stehenden Küstenstrecke betrifft, so wird Dregerhafen durch die durch Riffe mit einander verbundenen Inseln Matura, Kumbam und Nussing gebildet, und ist zwar nur vom Süden her für größere Schiffe zugänglich, aber gegen alle Winde geschützt. Schneiderhafen, durch ein paar Koralleninseln gegen die See abgeschlossen, besitzt nur einen schmalen, 5 bis 6 m tiefen Eingang. Die Langemak-Bucht ist im allgemeinen zu tief und bietet nur in ihrer Südwestecke, südlich von der Mündung des Bubui, Gelegenheit zum Ankern; bei starken Winden steht auch hohe See in die Bucht hinein, und es entwickelt sich in der Mündung des Bubui eine mächtige Brandung. Finschhafen ist ein nicht sehr geräumiger, aber sehr sicherer Hafen. Er besteht aus einer Außenrhede und drei durch Verengungen des Fahrwassers von einander getrennten Abtheilungen, von denen die Rhede und der äußere Hafen für Schiffe jedes Tiefganges geeignet sind, Tiefen zwischen 15 und 40 m bietend. Der südlichste Hafen ist nur für Boote und ganz kleine Fahrzeuge brauchbar, da der aus dem mittleren Hafen zu ihm führende Kanal nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m tief ist; im Hafen selbst vertieft sich das Fahrwasser wieder auf $2\frac{1}{2}$ bis 3 m. — Der Kelanahafen ist klein, aber sicher, mit 7 bis 8 m tiefer und 50 bis 60 m breiter Einfahrt. — Der Konstantinhafen faßt nur wenige Schiffe und ist seiner großen Tiefe wegen unbequem, hat aber zähen Ankergrund und ist gleichfalls sicher. — Der Friedrich-Wilhelmshafen sowie der Friedrich-Karl- und der Alexishafen sind im einzelnen noch nicht genügend untersucht. Sie bieten aber gute Einfahrten und Ankerplätze, und ihre Bildung ist auch auf Erhebung von Korallenriffen zurückzuführen. — Der Prinz-Adalberthafen wird durch bewaldete Inseln gebildet, und der Eitel-Friedrich- sowie der Kronprinzenhafen sind von Bergen umschlossen und sicher. — Der Hatzfeldthafen liegt in einer Einbuchtung zwischen zwei Landspitzen, zu beiden Seiten der kleinen Insel Tschirimotsch, und ist durch Korallenriffe gegen die See geschützt. Ein isolirtes Riff theilt ihn in eine östliche und eine westliche Hälfte. Für größere Schiffe hat er eine gute Einfahrt westlich von der Insel Patakoi. — Unmittelbar westlich vom Hatzfeldthafen liegen noch fünf andere Buchten, die aber weniger zu empfehlen sind.

Die gegenwärtige Bevölkerung Chiles.

Der letzte Census ist im Jahre 1885 gewesen, und der nächste wird erst 1895 sein. Der gegenwärtige Stand der Bevölkerung ist aber von der Oficina de Estadistica nach den Listen der Geborenen und Gestorbenen &c. berechnet wie folgt:

Provinzen und deren Bevölkerung, berechnet für den 1. Jan. 1889.		Hauptstädte derselben und Bevölkerung 1885.	
Magallanes (territorio)	2 641	Punta Arenas	922
Chiloë	76 482	Ancud [1])	3 543
Llanquihue	68 580	Puerto Montt [2])	2 743
Valdivia	62 090	Valdivia	5 680
Cautin	34 292	Temuco	3 445
Malleco	61 277	Angol	6 331
Biobio	114 345	Los Angeles	8 279
Arauco	75 867	Lebu	2 690
Concepcion	204 645	Concepcion	24 180
Ñuble	154 367	Chillan	20 756
Maule	126 048	Cauquenes	6 511
Linares	113 670	Linares	7 711
Talca	137 476	Talca	23 432
Curicó	102 510	Curicó	10 110
Colchagua	158 332	San Fernando	6 959
O'Higgins	90 270	Rancagua	5 757
Santiago	358 449	Santiago	189 332
Valparaiso	212 810	Valparaiso	104 952
Aconcagua	149 460	San Felipe	11 768
Coquimbo	184 256	La Serena	17 230
Atacama	66 076	Copiapó	9 916
Antofagasta	34 645	Antofagasta	7 588
Tarapacá	46 439	Iquique	15 391
Tacna	30 408	Tacna	14 183

Die Totalsumme beträgt 2 665 926; hierzu kommt noch die Zahl der Ureinwohner — Araukaner, bolivische und peruanische Indianer — bei denen kein Census möglich ist, und deren Zahl das Statistische Bureau auf 50 000 anschlägt; endlich nimmt dasselbe an, daß beim Census 15 Prozent zu zählen vergessen sind, so daß die Gesammtbevölkerung Chiles auf 3 115 815 anzuschlagen wäre.

Die Anzahl der Personen männlichen Geschlechtes wird auf 1 263 640 und die der Personen weiblichen Geschlechtes auf 1 263 680 angegeben, was ein höchst auffallendes Verhältniß wäre. Leider ist auf diese Zahlen wie auf die ganze Volkszählung wenig Verlaß, da die mit der Aufnahme derselben beauftragten Personen sehr häufig mit der größten Nachlässigkeit verfahren sind, und die Bevölkerung ebenso auch oft der Zählung einen großen passiven Widerstand entgegensetzte.

Nach dem Census von 1885 war die Zahl der Fremden 87 077, einschließlich von 34 901 Peruanern und 13 146 Bolivianern in den kürzlich annektirten Provinzen

[1]) Heißt seit länger als 40 Jahren so, auf der vor ein paar Jahren erschienenen Karte des Herrn Pissis, des Landesgeographen, führt sie den alten, fast vergessenen Namen S. Carlos!

[2]) Der offizielle aber im gewöhnlichen Leben nie gebrauchte Name ist Melipulli.

Antofagasta, Tarapacá und Tacna. Unter den fremden Europäern sind 6808 Deutsche, 4198 Franzosen, 4114 Italiener, 2508 Spanier. Zu bemerken ist, daß diese Zahlen ganz anders ausgefallen wären, wenn die in Europa geborenen Einwohner Chiles im Census aufgenommen wären, allein alle diejenigen, welche sich das chilenische Bürgerrecht haben ertheilen lassen, sind im Census als Chilenen aufgeführt.

Es wird angegeben, daß beim Census von 1885 die Zahl der über hundert Jahre alten Individuen 484 betragen habe, nämlich 211 Männer und 273 Weiber; ein Rafael Muñoz aus Curicó figurirt mit dem Alter von 150 Jahren, und dürfte allerdings vielleicht, wie die „Sinopsis geografica estadistica" des Jahres 1888 meint, die älteste Person des Erdballes sein.

Prof. Dr. R. A. Philippi.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den Veröffentlichungen des Statistischen Centralbureaus zu Stockholm hatte das Königreich Schweden am Schlusse des Jahres 1888 eine Einwohnerzahl von 4748257 (gegen 4717189 am Schlusse des Jahres 1886). Personen männlichen Geschlechts gab es 2301104, solche weiblichen Geschlechts 2447153. Die Landbevölkerung belief sich auf 3888049 und die Stadtbevölkerung auf 860208, und es war gegen die Vorjahre eine beträchtliche Zunahme der letzteren, zum Theil auf Kosten der ersteren zu konstatiren. Von den größeren Städten hatte Stockholm 234990 Einwohner (Ende 1886 nur 223063), Gothenburg 99647 (1886: 92805), Malmö 46283 (1886: 45346), Norrköping 30836 (1886: 28993), Gefle 22019 (1886: 21097), Upsala 21710 (1886: 20955) und Karlskrona 20354 (1886: 19497).

— Das für die Völker Südosteuropas so bedeutsame Werk der Donau-Regulirung bei Orsowa, das bereits vor geraumer Zeit beschlossen worden war, hat nunmehr seinen Anfang genommen, und im Beisein des ungarischen Ministers der öffentlichen Arbeiten und Kommunikationen sind Anfang September die ersten Sprengungsarbeiten an den Felsen des Eisernen Thores vorgenommen worden.

— In Nordwest-Griechenland (Akarnanien) hat am 26. August dieses Jahres ein starkes Erdbeben stattgefunden, dessen Stoß-Centrum wahrscheinlich im Golfe von Korinth lag. In letzterem wurde die Telegraphenleitung zerrissen. An der Oberfläche des Landes bildeten sich Klüfte, aus denen Sand und Wasser empordrang, und die Städte Aetolikon und Amerinion wurden durch das Erdbeben unbewohnbar.

Asien.

— Daß Japan eins der erdbebenreichsten Länder der Erde ist, geht aus einer statistischen Aufstellung hervor, welche das Meteorologische Institut von Tokio veröffentlicht hat. Danach wurden in Tokio während der letztvergangenen neun Jahre nicht weniger als 592 stärkere und schwächere Erschütterungen des Bodens beobachtet. Auf das Jahr 1888 allein kamen 181, so daß also im Durchschnitt jeden zweiten Tag ein Erdbeben stattfand.

— Der Widerstand, welchen der Eisenbahnbau in China findet, scheint endlich überwunden zu sein. Wenigstens berichtet man von neuem von einem Dekrete des chinesischen Kaisers, durch das die sofortige Inangriffnahme der großen Linie Peking-Han-kau (Wu-tschang-fu) befohlen wird. Die Einführung von Eisenbahnen sei unerläßlich für den Wohlstand und die Machtstellung Chinas, und die Vicekönige der einzelnen Provinzen sollen deshalb darauf bedacht sein, die Vorurtheile des Volkes gegen die Neuerung durch Aufklärung zu zerstreuen. Der Bau soll an beiden Endpunkten gleichzeitig beginnen, und Li-Hung-Tschang ist damit beauftragt worden, die Mittel dazu durch eine Anleihe zu beschaffen. Das größte technische Problem, welches die Linie bieten würde, dürfte die Ueberbrückung des Gelben Flusses sein.

Afrika.

— Hauptmann Kund hat sich auf die Nachricht von dem Tode seines Reisegefährten Tappenbeck Anfang August wieder nach Kamerun begeben, und zur Ausfüllung der durch Tappenbeck's Tod entstandenen empfindlichen Lücke in dem Stabe der deutschen Kamerun-Forscher ist Premierlieutenant Morgen ausersehen worden, der die Reise nach Kamerun Anfang September ebenfalls angetreten hat.

— Camille Douls soll auf seiner neuen Reise in der westlichen Sahara ermordet worden sein (Vergl. Bd. 54, S. 4 ff. und S. 63). Im Juni 1888 von Paris aufgebrochen, war er in mohammedanischer Verkleidung und unter dem angenommenen Namen El-Hadsch-Abd-el-Malek glücklich über die Oase Aulef (südlich von der algerischen Provinz Oran) hinaus gelangt, als er von seinen eigenen Führern aus Habsucht oder Fanatismus überfallen und erschlagen wurde.

— Der französische Reisende Jules Borelli hat einen Brief an die Geographische Gesellschaft zu Marseille gerichtet, in dem er sich eingehender über den Fluß Omo und seine Beziehungen zum Samburu-See ausspricht. Auf Grund seiner Auseinandersetzungen mit Graf Teleki und Lieutenant L. von Höhnel hegt er die Ueberzeugung, daß der Samburu-See mit dem Basso-Narok oder Kronprinz-Rudolf-See dieser Reisenden identisch ist, und daß der Omo sich unter dem Namen Niannam in dieses abflußlose Wasserbecken ergießt. Die von Borelli früher vertretene Hypothese von einem Zusammenhange des Omo mit dem Victoria-Nyanza und dem Nil hätte demnach zu fallen, und ebenso auch die Cecchi'sche Hypothese von einer Identität des Omo mit dem Dschuba. L. v. Höhnel spricht sich in den „Mittheilungen" der Wiener Geographischen Gesellschaft (Bd. 32, S. 333) in dem gleichen Sinne aus.

Nordamerika.

— Henry Balfour theilt in dem „Journal of the Anthropological Institute" (Vol. XIX, p. 54) mit, daß die Shoshone- und Bannock-Indianer von Idaho und Montana bis auf den heutigen Tag die Zähne des Wapiti als Zahlungsmittel benutzen. Ein Augenzahn des genannten Thieres — nur solche werden in der fraglichen Qualität verwendet — gilt 25 Cents. Mit dem Seltenerwerden des Wapiti muß der Werth der Zähne aber entweder steigen, oder dieselben können als Münze nicht mehr benutzt werden. Augenscheinlich erhielten sie ihren Werth ursprünglich als seltene Trophäen, und als solche bilden sie auch ein beliebtes Schmuckstück der Indianer.

— Im Sugarflusse im südlichen Wisconsin sind Anfang August dieses Jahres Perlmuscheln entdeckt wor-

den, und zwar durch Zufall durch einen Nichtsthuer, der die Gegend durchstreifte. In dem Städtchen Albany und dem dasselbe umgebenden Landestheile brach ein wahres Perlenfieber aus; Alt und Jung zog nach dem Sugarflusse und wühlte im Schlamm nach Perlmuscheln. Einige Sucher haben gute Funde gemacht. Wahrscheinlich werden nun auch die anderen benachbarten Flüsse, zunächst der Pecatonica, in den der Sugarfluß sich ergießt, durchsucht werden. Der Pecatonica ist ein Nebenfluß des bei Rock Island in den Mississippi fließenden Rock River. Flußperlen wurden bisher in neuerer Zeit in den Vereinigten Staaten nur in dem kleinen Miami (im Staate Ohio) in lohnender Menge gefunden. Früher mögen sie im Mississippigebiete häufiger gewesen sein, denn der spanische Entdecker De Soto fand viele Flußperlen im Besitze der Eingeborenen am Unterlaufe des Stromes.

— Durch einen zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und den in Dakota auf Reservationen hausenden Sioux abgeschlossenen Vertrag werden demnächst Ländereien in einer Ausdehnung von 11 Millionen Acres (rund 44 500 qkm) der allgemeinen Ansiedlung eröffnet werden. Der größere Theil dieses Landes liegt zwischen dem Missouri im Osten, dem White River im Süden, dem Südlichen Cheyenne im Westen und Großen Cheyenne im Norden; ein nahezu ebenso großer Theil zwischen dem Großen Cheyenne und der Belle Fourche im Süden, dem Cannon Ball-Fluß im Norden und dem 25. und 26. Meridian westlich von Washington (102 und 103° westl. v. Gr.); außerdem ein kleines Stück östlich vom Missouri in den jetzigen Counties Buffalo und Brûlé, und ein kleines Stück auf dem Landstreifen zwischen Missouri und Niobrara. Die Oberfläche des Landes bildet gute schwarze Ackererde, und auch die Bewässerung scheint ziemlich reichlich zu sein. Es wird fruchtbares Land für 100 000 Farmen von je 80 Acres = 32,4 ha vorhanden sein. Das Land soll nur an wirkliche Ansiedler abgegeben werden, und zwar in den drei ersten Jahren nach Inkrafttreten des betreffenden Gesetzes zu $1\frac{1}{4}$ Dollars, in den beiden folgenden Jahren zu 75 Cents, und dann zu 50 Cents für den Acre (0,4 ha). Der Ertrag wird zum Nutzen der Indianer angelegt, welche auch durch Lieferung von Saatkorn, Vieh, Ackergeräth 2c. unterstützt werden. Die Zahl der in Betracht kommenden Indianer beträgt 22 567. Sie werden in Zukunft in den sechs Reservationen Standing Rock, Cheyenne River, Lower Brûlé, Crow Creek, Pine Ridge und Rosebud untergebracht werden.

Australien und Polynesien.

— Eine Zusammenstellung der Säugethiere der Salomons-Inseln giebt Oldfield Thomas in den „Proc. Zool. Soc. London" 1888. Es sind zusammen 22 Arten: 17 Fledermäuse, vier Mäuse und ein Beutelthier; neun davon den Inseln eigenthümlich. Die Duke of York-Inseln, von denen die Salomonen in früherer Zeit ihre Säugethierfauna erhalten haben müssen, besitzen 24 Arten (von denen die Hälfte auch auf den Salomonen vorkommt), aber nur fünf eigenthümlich; sie haben noch vier Beutelthiere; eine Maus und ein Beutelthier sind auf die beiden Inselgruppen beschränkt.

— Die gründliche kolonialpolitische Nachlese, welche die Engländer im Stillen Ozean ebenso wie anderweit halten, ist augenscheinlich noch immer in vollem Gange. So hat das Kriegsschiff „Espiegle" im August d. J. auch auf der Humphrey- (Manahiki-) und der Rierson-Insel die englische Flagge gehißt. Da der betreffende Archipel zwischen Suworoff und Penrhyn und an der Linie Melbourne-Portland (bezw. Auckland-Portland) liegt, so ist auch bei dieser neuesten Annexion der Zusammenhang mit dem australisch-kanadischen Kabelprojekte klar ersichtlich. Die Inseln sind korallinen Ursprungs. Einen Hafen besitzt Manahiki nicht, und die Landung ist sehr beschwerlich. Die Zahl der Bewohner beträgt noch nicht 400.

Allgemeines.

— Dem transpacifischen Kabel zwischen Australien und Kanada (s. oben) droht ein Konkurrenz-Unternehmen zu entstehen, noch bevor es thatsächlich in Angriff genommen worden ist. Wenigstens hat sich die Handelskammer von San Franzisko zu gunsten einer Telegraphenverbindung zwischen dieser Stadt und Auckland ausgesprochen. Dasselbe soll über Hawaii und Samoa geführt werden.

Bücherschau.

— Dr. Eduard Richter, Die Gletscher der Ostalpen. (Handbücher zur deutschen Landes- und Volkskunde, 3. Band.) Stuttgart 1888. J. Engelhorn. — Auf Grund der Beobachtungen und Studien, die er auf seinen vieljährigen Wanderungen in den Alpen anstellen konnte, und an der Hand der kartographischen Grundlagen, die das militärgeographische Institut zu Wien geschaffen hat, hat es Professor Richter im Auftrage der Centralkommission für deutsche Landeskunde unternommen, zum ersten male eine umfassende Behandlung des Gletscherphänomens in den Ostalpen zu bewirken. Seine Arbeit ist eine außerordentlich eingehende und gründliche, sowohl was die gegenwärtige Gletschertopographie und die periodischen Gletscherschwankungen als auch was die Bedingungen angeht, von denen die Verbreitung und das Vor- und Rückwärtsschreiten der Gletscher abhängig ist. In dem allgemeinen Theile verbreitet er sich vor allen Dingen in kritischer Weise über die Begriffe Schnee- und Firnlinie, die große Schwierigkeit der Bestimmung dieser Linien klarlegend. Sodann charakterisirt er die (1012) einzelnen Gletscher seines Untersuchungsgebietes in zehn Hauptgruppen, dabei der Böhm'schen Eintheilung der Ostalpen folgend (Nördliche Kalkalpen, Silvretta-Alpen, Ortler-Alpen, Adamello-Presanella-Alpen, Oetzthaler Alpen, Stubayer Alpen, Zillerthaler Alpen, Westliche Tauern, Oestliche Tauern, Südliche Kalkalpen), und die Eismassen allenthalben in ihrer momentanen Ausdehnung, in ihren historischen Verhältnissen und in ihren orographischen und meteorologischen Voraussetzungen so scharf als möglich erfassend. Als ein wichtiges Ergebniß seiner Untersuchungen mag hier besonders hervorgehoben werden, daß das vielfach (so auch von Sonklar) behauptete Ansteigen der Schneegrenze in den Alpen von West nach Ost nicht besteht, sondern vielmehr ein Ansteigen dieser Linie von den Rändern des Gebietes nach dem Innern (wie bei Hochebenen). Bezüglich der Gletscherschwankungen konstatirt Professor Richter in unserem Jahrhundert zwei allgemeine Vorstöße (um 1820 und um 1850) und einen dazwischen liegenden sowie einen darauf folgenden Rückzug. Der letztere, den wir noch heute beobachten, erscheint als ein besonders langer und nachdrücklicher. Alles in allem nehmen die Gletscher der Ostalpen gegenwärtig einen Flächenraum von 1461,9 qkm ein.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LVI. GLOBUS № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Zur Geschichte des Orienthandels im Mittelalter.

Von Dr. Friedrich Hirth.

Vor der Entdeckung Amerikas bildete der Orienthandel zur See, wie er zwischen dem Becken des Mittelmeeres durch das Rothe Meer und über den Indischen Ozean hinaus nach China betrieben wurde, die Hauptschlagader in dem Organismus des Welthandels. Wie ein semitisches Volk, die Syrer, den Welthandel des Alterthums monopolisirt hatten [1]), so waren es seit dem Verfall des Römischen Reichs die Araber, die dem europäischen Markt die Erzeugnisse Asiens und der Ostküste Afrikas zuführten, und die wohl auch manches von dem Ueberflusse Europas in den Ländern des Orients verbreiteten. Wer die Geschichte dieser Handelsverbindungen kennen lernen will, muß sich daher in erster Linie an die arabischen Quellen halten. Erst mit den Berichten des Marco Polo, der am Ende des 13. Jahrhunderts durch Centralasien nach China reiste, von wo er nach mehrjährigem Aufenthalte auf dem Seewege über Indien nach seiner Heimath Venedig zurückkehrte, fangen die europäischen Quellen an, eine Rolle zu spielen. Für das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung besitzen wir die Berichte eines arabischen Kaufmanns, namens Soleyman, mit den späteren Ergänzungen eines Geographen aus Siraf, namens Abu-Seyd, aus denen wir die Handelsverhältnisse in den Ländern an der hauptsächlichsten Route kennen lernen, die von Bagdad, Basra und Siraf über die Küste von Malabar, Ceylon und Java nach China führt. Diese Berichte, einem später in den Besitz der großen Pariser Bibliothek übergegangenen arabischen Manuskript entstammend, wurden zuerst im Jahre 1718 vom französischen Abbé Renaudot übersetzt und veröffentlicht, wodurch auf die damals noch unbekannten Beziehungen jener Zeit mit dem fernen Osten ein ganz neues Licht geworfen wurde. Erst im Jahre 1845 wurden sie von dem um die Erforschung orientalischer Handelsbeziehungen hochverdienten Reinaud wieder herausgegeben und dabei einer gründlichen Sichtung unterworfen. Die Ergänzungen des Abu-Seyd, der nach Reinaud's Ansicht als Zeitgenosse Mas'oudi's im Anfange des 10. Jahrhunderts geschrieben haben muß, deuten eine Unterbrechung der arabisch-chinesischen Beziehungen an, und Reinaud knüpft daran die Bemerkung, daß dieselben erst mehrere Jahrhunderte später, zur Zeit der mongolischen Eroberungen in Westasien, d. h. in der Mitte des 13. Jahrhunderts, dem Zeitalter Marco Polo's, wieder aufgenommen wurden. Ich bin durchaus anderer Meinung. Was die arabischen Quellen verschweigen, das ergänzen die chinesischen, und es ist der Zweck meiner Abhandlung, mit Hilfe der alten chinesischen Aufzeichnungen den Beweis zu liefern, daß mindestens ein Menschenalter vor Marco Polo ein weit verzweigter, lebhafter Handelsverkehr den ganzen Orient durchströmte, ein Verkehr, der nicht plötzlich entstanden sein konnte und aller Wahrscheinlichkeit nach nur als die Fortsetzung der im früheren Mittelalter gepflegten Beziehungen zu betrachten ist.

Wenn eine Unterbrechung jener Handelsbeziehungen stattgefunden hat, so müssen wir doch annehmen, daß bereits am Ende des 10. Jahrhunderts im Süden Chinas der fremde Handel in voller Blüthe stand. In dem Kapitel der Annalen der Dynastie Sung, das über die wirthschaftlichen Verhältnisse jener Zeit (d. i. des 10. bis 13. Jahrhunderts) handelt [1]), lesen wir, daß „im Jahre 971 n. Chr. ein

[1]) Vergl. Hirth, „Zur Geschichte des antiken Orienthandels“ (Verhandlungen d. Ges. f. Erdk., Nr. 1, Jan. 1889).

[1]) Sung-shih Shih-huo-chih, citirt im P'ing-tzŭ-lei-pien, Kap. 137, S. 19.

Shih-po, d. h. ein Zolleinnehmer für überseeischen Handel, für den fremden Handel in Canton angestellt wurde". Ja, es scheint sogar, daß der Fremdenhandel von China aus eine dauernde Unterbrechung überhaupt nicht erlitten hat. Ich entnehme einem modernen chinesischen Werke [1]), dessen Verfasser bei vollständiger Unkenntniß europäischer Quellen lediglich aus den Urkunden seiner vaterländischen Litteratur geschöpft hat, daß während der Regierungszeit der Dynastie T'ang, die sich auf die Jahre 618 bis 907 n. Ch. erstreckt, drei Klassen fremder Schiffe in Canton verkehrten. Die größte Art, tu-ch'iang-po, d. h. „Einmaster", genannt, hatte einen Tonnengehalt von 1000 po-lam. Der chinesische Autor sagt, daß die Fremden unter po-lam ein Gewicht von 300 Kätty, d. i. etwa 4 Centner avoir-du-poid, verstehen. Wie wir bei fleißigem Nachforschen so manchen in den alten chinesischen Aufzeichnungen erwähnten Ausdruck in der gleichzeitigen Litteratur anderer Völker wiederfinden, so auch hier. Der Ausdruck stammt aus dem Malabarischen, wo man im Mittelalter unter bhāram eine Last von drei Pikul oder vier Centnern verstand [2]). Es würde sich also um Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 4000 Centnern handeln. Die zweite Klasse war nur ein Drittel so groß als die erste und hieß Niu-t'ou-po, d. h. „Ochsenkopf"; und als zur dritten Klasse gehörig werden noch zwei kleinere Arten genannt, die wiederum ein Drittel von der Tragfähigkeit der zweiten Klasse besessen haben sollen. Bereits im Jahre 643 n. Chr. wurde auf die Einfuhr der vier Artikel Kampfer, Adlerholz, Gewürznelken und Kardamomen ein Zoll von 10 Prozent erhoben, vermuthlich nicht in Geld, sondern durch Ablieferung eines Zehnten von allen eingeführten Gewichtsmengen. Das System der Erhebung von Zehnten scheint, auf andere Waaren ausgedehnt, noch Jahrhunderte lang bestanden zu haben, denn noch Marco Polo spricht von einem Werthzoll in dieser Höhe, der seiner Zeit den Fremdenhandel in der Hafenstadt Zaitun belastete. Schon während der Dynastie T'ang wurden diese Zölle von einem besonderen, für den auswärtigen Handel angestellten Beamten (Shih-po) erhoben. Ma Tuan-lin, der Verfasser eines bekannten encyclopädischen Werkes, der im Anfange des 13. Jahrhunderts schrieb, erwähnt einen Beamten dieses Titels als in Canton im Jahre 763 angestellt [3]). Diese Thatsache ist für uns von Interesse dadurch, daß uns die chinesischen Annalen von einem Angriff der Araber und Perser auf die Stadt Canton im Jahre 758 berichten, wonach diese die Magazine der Kaufleute plünderten, eine Feuersbrunst anrichteten und auf ihren Schiffen entflohen. Wer auch die Nachfolger jener Mordbrenner gewesen sein mögen, sicher scheint es, daß auf den Gewaltstreich der Araber keine längere Unterbrechung des Fremdenhandels folgte. Ueberhaupt kann diese Periode der Entwickelung fremder Eigenart in China nicht ungünstig gewesen sein, da noch im Jahre 781 in der Nähe von Hsi-an-fu, der damaligen Hauptstadt Chinas, ein steinernes Denkmal mit einer langen chinesischen, zum Theil syrischen Inschrift errichtet wurde, worin nestorianische Christen aus Syrien die seit Jahrhunderten in China genossene Glaubensfreiheit rühmen. Ma Tuan-lin, der uns aus alten Aktenstücken eine Uebersicht alles dessen zusammengestellt hat, was sich seiner Zeit über die Geschichte jedes wichtigen Staatsamtes, also auch des Shih-po oder „Zollinspektors für fremde Waaren", sagen ließ, erwähnt noch mehrere Ernennungen, wenn auch zum Theil nur kommissarische, zu diesem Posten; zunächst im Jahre 971 in Canton. Es scheint, daß nach dieser Zeit Canton aufhörte, den Fremdenhandel zu monopolisiren. Denn im Jahre 999, so lesen wir bei Ma Tuan-lin, wurden solche Inspektoren in Hang-chow und Ming-chow ernannt. Ersteres ist die jetzt noch so genannte Hauptstadt der Provinz Chekiang, die von Marco Polo unter dem Namen Kinsai beschrieben wurde, und die von arabischen Reisenden als ein wichtiger Verkehrshafen fleißig besucht wurde; Ming-chow aber ist der alte Name für das heutige Ningpo. Ma Tuan-lin fügt hinzu, daß diese Ernennungen auf Wunsch der fremden Beamten erfolgten (t'ing fan-kuan ts'ung-pien); denn, wie wir aus den späteren Schilderungen der Araber erfahren, hatten diese ihre eigenen Richter, so daß wir berechtigt sind, auf das Vorhandensein exterritorialer Rechtsverhältnisse bereits in jener frühen Epoche zu schließen. In den Jahren 1068 bis 1078 bemühten sich die Kaufleute von Ch'üan-chou-fu, die bereits damals bedeutenden überseeischen Handel — wahrscheinlich nach Annam und den malayischen Inseln — trieben, und die der lästigen Bedingung der Zollkontrole in Canton unterworfen waren, um die Anstellung eines Shih-po in Ch'üan-chou-fu, welche Stadt wahrscheinlich mit dem von Marco Polo und den arabischen Reisenden so viel besprochenen Hafen von Zaitun identisch ist. Denn, sagt Ma Tuan-lin, da sie alle versuchten, wegen des großen Umweges heimlich nach Hause zu kommen, so verfiel alljährlich mehr als die Hälfte jener Schiffer der angedrohten Strafe, die darin bestand, daß die geschmuggelten Waaren ins Meer versenkt wurden. Lange blieben die Eingaben, die der Präfekt von Ch'üan-chou-fu zu Gunsten seiner Schutzbefohlenen an die Regierung schickte, erfolglos. Erst nachdem der Kaiser Chê-tsung den Thron bestiegen hatte, im Jahre 1087, wurde der ersehnte Zollbeamte dort angestellt. Das Institut der Zollinspektoren für den Fremdenhandel erhielt sich trotz mancher daraus entspringenden Schäden, von denen Ma Tuan-lin berichtet, noch Jahrhunderte lang.

Für die Zeit des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts ist es mir gelungen, eine chinesische Quelle zu finden, die für die Geschichte des damaligen Handels an Ergiebigkeit den früheren arabischen Berichten nicht nachzustehen verspricht, bestehend in einer im Stile der Zeit gehaltenen Schilderung aller den Chinesen bekannten, am Seehandel betheiligten Völker und einer Beschreibung der wichtigsten in China eingeführten fremden Waaren. Wenn wir bedenken, daß diese Aufzeichnungen mindestens ein halbes Jahrhundert vor der Ankunft Marco Polo's in China entstanden sind, so werden wir dankbar jeden Fingerzeig entgegennehmen, den uns der fleißige chinesische Compilator in Bezug auf die Handelsverhältnisse seiner Zeit hinterlassen hat.

Der Autor, von dem ich rede, heißt Chao Ju-kua und sein Werk ist das Chu-fan-chih, d. h. „Aufzeichnungen über die Fremden". Ueber die Lebensschicksale des Verfassers ist uns so gut wie nichts bekannt. Da es jedoch für uns von der größten Wichtigkeit ist, zu erfahren, um welche Zeit diese Schilderungen entstanden sind, so habe ich es versucht, einige Argumente zusammenzustellen, die uns in den Stand setzen, wenigstens darüber ein annähernd richtiges Urtheil zu bilden.

Zunächst erhalten wir einige spärliche biographische Winke aus dem großen Katalog der kaiserlichen Bibliothek in Peking, der in einer anderthalb Meter langen Reihe von Bänden zu jedem der darin aufgenommenen Titel einige einleitende Bemerkungen enthält. Wir erfahren auf diese Weise, daß das Chu-fan-chih von Chao Ju-kua erst im vorigen Jahrhundert gedruckt wurde, und zwar als eines der werthvollen Manuscripte, die in eine ältere Manuscripten-Sammlung, das Yung-lo-ta-tien vom Jahre 1407 —

---

[1]) T'ien-hsia-chün-kuo-li-ping-shu, Kap. 120, S. 6.

[2]) Yule, Glossary of Anglo-Indian Words and Phrases, p. 35, s. v. Bahar.

[3]) Wên-hsien-t'ung-k'ao, Kap. 62, S. 9.

wohl die umfangreichste derartige Sammlung, die je als Manuscript existirt hat — aufgenommen waren. Wir müssen also annehmen, daß das Chu-fan-chih im Jahre 1407 entweder als Manuscript oder als seltener Druck den Compilatoren des Yung-lo-ta-tien vorgelegen hat. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß es bereits damals gedruckt gewesen ist; denn Ma Tuan-lin führt das Buch in einer kritischen Zusammenstellung älterer Werke über Geographie unter anderen Titeln an, beruft sich aber dabei auf einen gewissen Ch'ên Chên-sun als seine Autorität für das, was er über das Werk sagt. Dieser Ch'ên Chên-sun war ein großer Liebhaber guter Bücher und hat sich durch einen beschreibenden Katalog seiner eigenen Bibliothek bekannt gemacht. Von ihm wissen wir, daß er in den Jahren 1234 bis 1237 ein öffentliches Amt bekleidete, und dies ist schon immerhin ein Fingerzeig, der nicht zu verachten ist. Denn selbst, wenn wir annehmen, daß er seinen Katalog als alter Mann geschrieben hat, so scheint doch aus der ganzen Sachlage hervorzugehen, daß Chao Ju-kua, der Verfasser des von ihm in seinem Privat-Katalog erwähnten Werkes, nicht viel später geschrieben haben kann. Die Bemerkungen des Ch'ên Chên-sun sagen leider weiter nichts, als daß „der kaiserliche Zollinspektor für den fremden Handel in Fukien, Namens Chao Ju-kua, in seinem Werke, dem Chu-fan-chih, die fremden Länder und ihre Produkte schildert". Doch ist auch dies ein Fingerzeig, für den wir sehr dankbar sein müssen. Wir erfahren daraus, daß Chao Ju-kua das Amt eines Shih-po in Fukien bekleidete, wobei nur an den Hafen Ch'üan-chou-fu, das Zaitun der Araber, gedacht werden kann. Durch seine offizielle Stellung hatte der Verfasser Gelegenheit, mehr als jeder andere Chinese mit Arabern, Persern, Indiern und anderen fremden Kaufleuten und Schiffern in Berührung zu kommen; ja, wegen seines Amtes als Zollinspektor war es geradezu eine seiner hauptsächlichsten Pflichten, sich mit den Eigenthümlichkeiten der aus fremden Ländern eingeführten Waaren bekannt zu machen, und bei dieser Gelegenheit dürfte sein Interesse für die ethnographischen Verhältnisse der Länder, von denen er immer und immer wieder sprechen hörte, erwacht sein. Wir haben es also nicht mit den Berichten eines Reisenden zu thun, wohl aber mit den sorgfältigen Aufzeichnungen eines Menschenkenners, der es versteht, seine Berichterstatter in der geeignetsten Weise auszunutzen; vielleicht noch mehr als das — denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß ein großer Theil des Chu-fan-chih geradezu aus einem für uns verloren gegangenen arabischen, oder irgend einer anderen fremden Sprache angehörenden Werke übersetzt wurde.

Im Kataloge der kaiserlichen Bibliothek wird darauf aufmerksam gemacht, daß der genealogische Theil der offiziellen Geschichte der Dynastie Sung, die im 13. Jahrhundert durch den Einbruch der Mongolen gestürzt wurde, den Namen des Chao Ju-kua enthält; daß dieser mit der kaiserlichen Familie verwandt und ein Nachkomme des Kaisers Tai-tsung in der achten Generation war. Der erwähnte Kaiser regierte von 976 bis 998. Es ist schwer zu sagen, wie viel Jahre acht Generationen in einem einzelnen Falle in Anspruch nehmen; dennoch scheint es, daß wir dabei nicht über den Anfang des 13. Jahrhunderts hinausgehen dürfen. Der kaiserliche Katalog bestätigt ferner, was bei der Stellung des Autors so nahe liegt, nämlich, daß er seine Erkundigungen, die er durch persönlichen Umgang mit Fremden einzog, zu einem Gesammtbilde vereinigte, das später auch von den Historiographen der Dynastie Sung benutzt wurde. Als äußere Veranlassung soll bei dem Gedanken zu jenen Aufzeichnungen die Lektüre der Reisen des buddhistischen Mönches Fa-hsien gedient haben, der im Jahre 399 n. Chr. über Land nach Indien reiste, von wo er zur See nach China zurückkehrte. Von den übrigen Argumenten, die zur Feststellung der Zeit jener Niederschrift dienen können, erwähne ich nur noch, daß in dem Buche selbst eine Gesandtschaft der Araber erwähnt wird, die in den Jahren 1205 bis 1208 in China ankam. Das Buch kann daher nicht vor 1205 geschrieben sein. Ferner wird vom König von Bagdad als von einem Nachkommen Mohammeds gesprochen. Da aber die Abbassiden, die ja als Nachfolger des Propheten in Bagdad regierten, im Jahre 1258 durch die Mongolen vertrieben wurden, so muß das Buch wiederum vor diesem Jahre entstanden sein. Mohammed, heißt es an dieser Stelle, lebte vor 29 Menschenaltern oder vor 600 bis 700 Jahren. 600 Jahre nach der Hedschra würden zum Jahre 1221 führen. Bei aller Dürftigkeit des biographischen Materials über unseren Autor wissen wir doch mancherlei über seine nächsten Verwandten. Unter diesen sind diejenigen, welche die Silbe Ju im ersten Theil ihres Personennamens mit ihm gemein haben, chinesischem Brauche zufolge als Vettern, resp. als Mitglieder derselben Familie und als der gleichen Generation angehörend anzusehen. So erfahren wir, daß Chao Ju-t'an und Chao Ju-têng im Jahre 1184 sich den akademischen Grad des Chin-shih erworben; ein Chao Ju-têng starb 1261, und ein Chao Ju-tang (ein jüngerer Bruder des zuerst genannten Ju-t'an), der im Jahre 1208 promovirte, bekleidete als erstes Amt die Stellung eines Shih-po in Ch'üan-chou-fu. Möglicher Weise ist dies unser Autor. Da jedoch dergleichen Aemter, wie noch heute das Amt des Hoppo von Canton, oft durch die Gnade des Monarchen an die Mitglieder der kaiserlichen Familie verliehen wurden, so darf es uns nicht überraschen, wenn wir in den Listen ihrer Inhaber häufig denselben Familiennamen begegnen.

Wie zweifelhaft nach allen diesen Betrachtungen die genaue Feststellung der Blüthezeit des Chao Ju-kua erscheint, so gehen wir doch sicher nicht fehl, wenn wir dieselbe in den Anfang des 13. Jahrhunderts versetzen.

Es ist schwer, selbst in China ein gedrucktes Exemplar dieses Werkes aufzutreiben, und doch ist schon seit vielen Jahren ein Exemplar im Besitze der National-Bibliothek in Paris; ja, ein bekannter Sinolog, Herr Léon de Rosny, hat daraus den Abschnitt über Japan und die Lutschu-Inseln im Jahre 1861 übersetzt. Da derselbe Verfasser erst im Jahre 1886 die vermehrte zweite Ausgabe eines Werkes über die den alten Chinesen bekannten Völker des Orients [1]) veröffentlicht hat, ohne sich der Fülle von Material zu bedienen, die auch in Bezug auf die übrigen Länder des Ostens in dem Werke des Chao Ju-kua geboten war, so vermuthe ich, daß das Chu-fan-chih aus irgend welchen Gründen dem Herrn Verfasser nicht zugänglich war. Er hätte sonst sicher den Werth dieser reichen Quelle erkennen müssen.

Das Erkennen dieses Werthes ist allerdings mit einigen Mühen verknüpft, und ich muß gestehen, daß meine eigene Ansicht von der Bedeutung dieser Schilderungen für die Erleuchtung zahlloser dunkler Stellen in der Geschichte des Orients sich erst dann zu befestigen anfing, als ich mich nach mehrjährigem Studium in den chinesischen Text hineingelesen hatte. Ich machte die Erfahrung, die sich jedem Forscher auf dem Gebiete der chinesischen Philologie aufdrängt, nämlich daß man es zunächst mit unverständlichem, zwecklosem Gerede zu thun zu haben glaubt, und daß erst bei tieferem Eindringen in den Sinn sich ein vernünftiger, brauchbarer, oft höchst wichtiger Gedanke herausschälen läßt.

(Schluß folgt.)

[1]) „Les peuples orientaux connus des anciens Chinois", Paris 1886.

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura.

V.

(Mit sieben Abbildungen.

Von San Fernando an wurde die Reise Chaffanjon's eine eigentliche Entdeckungsreise, denn die Kautschukhändler sind die einzigen, welche den Orinoko noch weiter hinauf, bis zum Cassiquiare, und über die bekannte Bifurkation desselben hinweg bis nach San Carlos, am Rio Negro, befahren. Dieselben vermögen aber wenig Informationen über die Gegend zu liefern, da sie sich um nichts kümmern, als um die Orte, an denen die „Gomeros" (die indianischen Kautschuksammler) ihre Ranchos aufgeschlagen haben.

Was den Namen des Stromes betrifft, so haben übrigens manche Reisende gemeint, derselbe komme eigentlich mit größerem Rechte dem Guaviare zu, und der Orinoko sei also ebenso wie der Amazonas ein Abfluß der Anden, während der Strom, den man gemeinhin als oberen Orinoko bezeichne, nichts sei als ein vom Hochlande von Guyana herabkommender Nebenfluß desselben. Die Namen, welche die Eingeborenen den Strömen geben, können nicht zur Entscheidung der Frage herbeigezogen

San Fernando de Atabapo.

werden, weil dieselben für den unteren und oberen Orinoko ebensowie für den Guaviare verschieden lauten. Dagegen sprechen eine Reihe von anderen Umständen allerdings dafür, daß man dem Abflusse des Gebirgslandes von Guyana seine Würde als Hauptfluß lasse. Erstens ist die Wassermasse, die derselbe vor seiner Vereinigung mit dem Guaviare führt, mindestens drei mal so groß als diejenige dieses Stromes; sodann empfängt er viel beträchtlichere Nebenflüsse als der Guaviare; ferner ist das Wasser des Orinoko unterhalb des Raudals von Maipure beinahe ebenso durchsichtig und klar wie oberhalb der Guaviare-Mündung, während das Wasser des Guaviare schmutzig und trübe ist und auch das Wasser des Orinoko vorübergehend — auf einer Strecke von 100 bis 120 km — merklich trübt; und endlich stimmt auch die Fisch- und Reptilienfauna des oberen Orinoko mit derjenigen des unteren viel vollkommener überein wie mit derjenigen des Guaviare. Namentlich Caimans und Schildkröten ziehen die Flüsse mit schwarzem und klarem Wasser denjenigen mit trübem und lehmfarbenen entschieden vor.

Um die Fahrt von San Fernando weiter fortzusetzen, bedurfte es sehr flachgehender Boote, und dieselben zu beschaffen und zu bemannen war neben dem Gouverneur namentlich ein Herr Mirabal, der in San Fernando seinen Wohnsitz hatte, dem Reisenden auf das eifrigste behülflich. Am 2. November war endlich Alles bereit, und am 3. November wurde die Weiterreise angetreten (S. Abbildung 1). Die Felsen an der Vereinigung des Atabapo und Guaviare waren bald wieder außer Sicht, und in wenigen Stunden schwamm die Expedition von neuem auf dem Orinoko. Am folgenden Tage ging es an den Inseln Mawa und Mina vorüber, und bei den Guacamaye-Inseln wurde in der Pflanzung eines Baniva-Indianers das Nachtlager aufgeschlagen.

Weiterhin fließt der Strom in schnurgerader Richtung durch das 20 km lange Cañon Nube, aus dessen Mitte sich mehrere obeliskenähnliche Felsen erheben, die an ihrem Fuße mit Hieroglyphen bedeckt sind. Die letzteren werden aber nur bei sehr niedrigem Wasserstande sichtbar. Es ist dies die sogenannte Piedra Pintada.

Am 6. November kam man dann an der Stelle an, wo sich der Rio Ventuario durch sieben Hauptmündungen in den Orinoko ergießt, um dessen Wasservolumen zu verdoppeln.

Der betreffende Tributärstrom des Orinoko ist zwar nicht sehr breit, aber desto tiefer. Die Schiffahrt ist vor seinem Delta durch zahlreiche Klippen und Inseln sehr erschwert und gefährdet. Uebrigens liegt hier wieder eine Haupt-

Der Cerro Yapacana.

Der Oberhäuptling Aramare und seine Familie.

umbiegung des Orinoko-Laufes, der von jetzt ab gegen Südost verfolgt werden muß.

Die Plage durch kleine animalische Feind war auch auf dieser ganzen Strecke eine sehr schlimme, und außer den

Maquiritares-Indianer.

Moskitos verursachten namentlich die Stiche einer Riesenameise (formiga veinte y cuatro) und der Vampyre arge Schwellungen und Schmerzen.

Bei dem verlassenen Dorfe Santa Barbara bildet der Orinoko einen neuen Raudal, der mit Hilfe der Espilla und unter großen Mühsalen überwunden werden muß. Sodann macht er endlose Biegungen, und sein linkes Ufer ist weithin überschwemmt, bis Guachapana, die leerstehende Niederlassung eines Mischlings, erreicht ist. Die Steppe ist in dieser Gegend mit zahlreichen konischen Hügeln von 1,60 bis 2 m Höhe und $^1/_2$ bis 1 m Durchmesser bedeckt, die von Termiten (comejen) herrühren, und es ist wahrscheinlich, daß die Menschen vor ihrer Invasion die Flucht ergriffen haben. In wenigen Tagen bauen sie sich diese ihre Nester auf, und legen in der Erde ihre Galerien an, und es giebt schlechterdings nichts, was ihrem Zerstörungstriebe Widerstand zu leisten vermöchte [1]).

Das Bett des Orinoko wird oberhalb Guachapana viel schmäler, und seine Breite wechselt nunmehr nur noch zwischen 400 und 450 m. Auch hier bildet er aber noch eine Reihe von Inseln, unter denen die bemerkenswerthesten Majurinabe, Perro de Agua, Gallinetas und Camucapi und Carida sind. Bei der letztgenannten sieht sich Chaffanjon plötzlich zu seiner unangenehmen Ueberraschung von seinen indianischen Begleitern verlassen. Dieselben führen ihm sein bestes Kanu (Curiare) nebst sämmtlichen Rudern fort, und der Reisende wird dadurch zu einem unfreiwilligen Aufenthalte bei einem Indianer, namens Reyes

Piaroa-Hütte.

gezwungen, der an der Laguna de Carida seine Hütte hat. Neue Ruder beschafft zwar dieser Indianer, aber um die unentbehrlichen Ersatzmannschaften für die Deserteure zu beschaffen, müssen zwei von den drei übrig gebliebenen Bootsleuten zum Regierungskommissar gesandt werden, der seinen Sitz am Cerro de Yapacana, auf der anderen Seite des Orinoko, hat. Früher hausten an der Laguna de Carida Piaroas, als aber einer derselben von einem Jaguar zerrissen wurde, verließen sie die Gegend, und Reyes nahm von einer ihrer Hütten (S. Abbildung 5), sowie von dem dabei gelegenen Conuco, der mit Mais, Manioc, Bananen und Tabak bepflanzt war, Besitz.

Die volle Zahl Ruderer für die Boote wieder zu erlangen, erwies sich als unmöglich, da die Indianer der Umgegend sämmtlich in den Wald gezogen waren, um Kautschuk zu sammeln. Trotzdem wurde die Reise am Morgen des 13. November weiter fortgesetzt, und am Abend befand man sich auf der Insel Luna, am Fuße des Cerro de Yapacana, dessen sargförmige Gestalt schon seit dem Cañon Rube sichtbar gewesen war. Aehnlich wie die Berge am unteren Orinoko erhebt er sich als isolirte Masse steil und ohne jeden Unterbau aus der urwaldbedeckten Ebene bis zu einer Höhe von ungefähr 1250 m (S. Abbildung 2).

---

[1]) Wir erinnern hierbei wieder an A. v. Humboldt (Reise in die Aequinoctialgegenden, Bd. 4, S. 25): . . . „wie schwer es unter den Tropen, an den Ufern der großen Ströme, dem Menschen anfangs wird, wenn er es versucht, in diesem unermeßlichen Naturgebiete, wo die Thiere herrschen und der wilde Pflanzenwuchs den Boden überwuchert, einen kleinen Erdenwinkel sich zu eigen zu machen“.

Nachdem man noch einen Raudal passirt hatte, kam man dann in Piedra Danaco, dem Sitze des Regierungskommissars an und wurde von diesem letzteren — einem Bare-Indianer namens Manuel Asomption — gastfreundlich empfangen. Den Klagen dieses Mannes nach würde die Unkultivirtheit der Gegend ganz wesentlich auf die Mißwirthschaft der Regierung zurückzuführen sein. Von den „Indios bravos" weiter aufwärts wußte er nur Schreckliches zu erzählen, und dringend warnte er, noch weiter in die Wildniß vorzudringen. Als Chaffanjon sich dadurch aber von seinem Plane nicht abbringen ließ, gab er sich alle Mühe, die gewünschten Ruderer herbeizuschaffen, und schließlich gelang es ihm auch, vier Indianer dazu zu bewegen, mit nach Esmeralda zu gehen. Den Aufenthalt in Danaco konnte der Reisende dazu benutzen, einen näheren Einblick in das Treiben der Kautschuksammler (gomeros) zu gewinnen. Das erste was der Gomero unternimmt, ist eine genaue Untersuchung des Waldes. Sodann sucht er sich nach jedem zur Ausbeutung geeigneten Baume einen Fußweg zu schaffen. Der Stamm wird sorgfältig gereinigt und bis zu einer Höhe von etwa anderthalb oder zwei Metern abgeschabt. Alsdann fertigt der Gomero aus dem Marke von Palmenblättern eine Art Gürtel, welcher um den Baum gelegt und an einem Punkte so zugespitzt wird, daß der ganze Saft zu dieser Stelle herabfließt, sobald der Einschnitt gemacht wird. Unterhalb dieses Gürtels wird ein kleiner Becher oder Eimer — auch aus Blättern hergestellt — befestigt. Die Ernte fängt im November an und dauert bis März oder April.

Maquiritares-Hütte.

Jeden Morgen früh macht der Gomero einen Einschnitt an den Gummibäumen, mit Hilfe einer kleinen Axt, deren Klinge eine Breite von einem Centimeter besitzt. Je nach der Größe des Baumes werden vier bis zwölf Einschnitte gemacht, aber dergestalt daß die spätere Ertragsfähigkeit des Baumes nicht beeinträchtigt wird. Der Saft läuft dann während ungefähr acht Stunden den Baum hinab und in die Eimer hinein. Am Ende dieser Zeit wird er von dem Gomero gesammelt und nach Hause gebracht, wo er dem Prozeß des Räucherns unterzogen wird. Zu diesem Zwecke wird auf der Erde ein Feuer aus grünen Palmenzweigen gemacht, welche einen sehr starken Rauch hervorrufen. Vor diesem Feuer sitzend, taucht der Gomero ein Brett in den frischen Kautschukſaft und hält es in den Rauch. Der Kautschuk gerinnt, wird etwas härter und bildet eine klebrige, elastische Masse um das Brett. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt bis der Saft ausgeschöpft ist, und es wird auf diese Weise eine Art Teig gewonnen, der später den Kautschuk erster Qualität liefert. Am nächsten Tage wird ein einziger Einschnitt in die Bäume gemacht unterhalb derjenigen des vorigen Tages. Am ersten Tage läuft der Saft nur spärlich, nach acht bis zehn Tagen wird aber die Ernte sehr reichlich. Vor etwa 30 Jahren kannten die Indianer dieser Gegend den Kautschuk noch nicht. Ein Franzose namens Truchon entdeckte ihn zuerst am oberen Orinoko, ließ sich in San Fernando nieder und lehrte den Indianern die Gewinnung des Saftes (S. Abbildung 7).

Nachdem die neuen Bootsleute angeworben waren, ging die Fahrt weiter, und an den Inseln Mavilla, Danta, Catana und Sarinavicori vorüber gelangte man zu dem

Ein Gomero-Lager.

Rancho eines Gomero, der sich vor anderen derartigen Ranchos durch seinen großen Komfort auszeichnete. Er gehörte einem Venezuelaner von geheimnißvoller Herkunft, der darin mit einer Bare-Indianerin lebte. Da sich in der Nacht ein Tapir bei dem Hause bemerklich machte, zog man am anderen Morgen aus, das Thier zu jagen; Chaffanjon mußte aber bald wieder zurückkehren, da von ein paar Baumzweigen, die er gestreift hatte, eine Menge winziger Ameisen auf ihn herabgefallen waren, die ihn arg quälten und zu einem die Wunden heilenden Bade ins Wasser trieben.

Die Breite des Stromes beträgt in dieser Gegend nur noch etwa 350 m. Weiter aufwärts liegt die Felseninsel Guanami, die von zwei schmalen aber tiefen Armen umflossen wird, und an den Ufern erheben sich kleine Granithügel von 25 bis 30 m Höhe.

An der Mündung Canio Guanami steht auf einem solchen Hügel eine Gruppe von drei Häusern, in denen zur Zeit der Kautschuk-Ernte der Maquiritares-Oberhäuptling Aramare seinen Sitz aufschlägt. Der Reisende findet dieselben aber noch leer, und er kann darin nur eine verhältnißmäßig gute Nachtruhe halten.

Bei der Insel Temblador kann er von einem Vollblutneger namens Ricardo, der hier und bei der weiter aufwärts gelegenen Insel Madecapani Ranchos hat, um von ihnen aus Kautschukhandel zu treiben, ein anderes Boot erwerben, da eins von den bisher benutzten von der Fahrt arg mitgenommen worden ist, und zugleich erhält er von ihm auch mancherlei Informationen über die Maquiritares, unter denen sich Ricardo mehrere Jahre bewegt hat. Dank diesem Ricardo können die Boote bei der Insel Chupaflor, oberhalb der Mündung des Canio Cunurumi, auch wieder voll bemannt werden, indem derselbe ein paar von seinen Peonen (Maquiritares-Indianer) zur Disposition stellt.

An der Mündung des Canio Caricha wird der Hauptstrom auf eine kurze Strecke verlassen, da der genannte Nebenfluß ein Stück oberhalb durch einen schmalen aber tiefen „desecho" noch eine zweite Verbindung mit dem Orinoko hat und darin ein viel ruhigeres und bequemeres Fahrwasser darbietet. Hier taucht auch die imposante Bergmasse des Cerro Duido — der höchsten Erhebung von Ost-Venezuela — zum ersten male vor den Blicken des Reisenden auf.

Weiter passirt man nun die Inseln Cangreo, Dorocajuapure, Babilla und Maricapure, und vor der Mündung des Rio Cunucunuma stößt man abermals auf eine „Piedra Pintada", die mit Indianer-Zeichnungen bedeckt ist, von denen aber momentan nur eine einzige über dem Wasserspiegel sichtbar ist. Auf dem zuletzt genannten Strome, dessen Breite zwischen 50 und 200 m wechselt, und dessen schwarzes und klares Wasser rasch dahin fließt, unternahm Chaffanjon mit einem Theile seiner Leute eine mehrtägige Bootfahrt zwecks Aufnahme desselben sowie zwecks eines Besuches bei den Maquiritares. Am Raudal von Atacaria, stieß man auf eine erste Maquitares-Hütte, die zur Zeit nur als Provisions-Niederlage diente, aber am Canio Caramoni fand man in einer anderen Hütte drei Indianerinnen mit ihren Kindern, und am Raudal von Assurue auch deren Männer, die gerade damit beschäftigt waren Bäume auszuroden und ein neues „Conuco" anzulegen. Zwei der letzteren verstärkten die Bootsbemannung, und mit acht Ruderern ging es dann nach dem Dorfe Guachari, von dem ein Brand nur zwei Häuser übrig gelassen hatte, und durch eine Reihe von Raudals hindurch nach dem Aufenthaltsorte des Ober-Häuptlings Aramare, am Raudal de Chipirina. Derselbe empfängt den Reisenden anfangs unwirsch genug, und die Berufung auf den Regierungsbefehl läßt ihn vollkommen gleichgültig, durch eine reichliche Rumspende gelingt es aber schließlich, ihn etwas freundlicher zu stimmen. Als Abkömmling einer alten Kazikenfamilie genießt der Mann bei seinen Stammesgenossen ein hohes Ansehen, und alles, was die Regierung bei den Maquiritares überhaupt ausrichten will, muß durch seine Autorität geschehen (S. Abbildung 3).

Viele der Maquiritaresweiber haben noch niemals einen weißen Mann gesehen, und Chaffanjon ist daher ein Gegenstand allgemeiner Neugier. Die meisten tragen ebenso wie die Männer nur einen Guayuco, sie verfertigen und befestigen denselben aber mit einem gewissen Geschmack und verzieren ihn vielfach mit Perlen (S. Abbildung 4). Die konischen Hütten der Maquiritares haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den Piaroa-Hütten (S. Abbildung 5 und 6), sie sind aber im allgemeinen viel besser gebaut und zugleich auch viel wohnlicher eingerichtet. Der untere Theil jeder Hütte besteht aus in die Erde eingerammten Pfählen, die durch Flechtwerk mit einander verbunden und mit Mörtel beworfen sind, so daß es eine Art Mauer von 15 bis 20 cm Dicke bildet. Das Dach besteht wie bei den Piaroa-Hütten aus Palmstroh. Jede Hütte wird von mehreren Familien bewohnt, jedoch nicht so, daß die einzelne Familie einfach in dem einen oder dem anderen Winkel Platz nimmt, sondern so, daß ihr eine besondere abgeschlossene Kammer in der Hütte zugetheilt wird. In der Mitte nur befindet sich ein Raum, der Allen gemeinsam ist. In zwei gegenüber liegenden Wänden befinden sich sorgfältig verschlossene Thüren, und im Innern herrscht vollkommenes Dunkel.

Nachdem bei dem Raudal de Chipirina einige topographische und photographische Aufnahmen bewerkstelligt worden waren, ging es den Cunucunuma hinab. Bei der Fahrt stromauf hatte man übrigens auch sehen können, wie ein einziger sintfluthartiger Regenguß hinreichte, den Strom zum Ueberlaufen zu füllen und eine Ueberschwemmung seiner Uferlandschaft zu veranlassen. Der Rio Cunucunuma wird durch den Rio Cunachi verstärkt, welcher von dem Kaolin-Schlamm, den er von seinem Quellgebiete thalwärts führt, ganz milchweiß gefärbt erscheint.

Die beim Rathhausbau in Hamburg aufgefundenen Baureste und der Spiegel der Nordsee.

Von E. H. Wichmann.

Für den Bau des neuen Rathhauses ist in Hamburg der Grund bis auf 0 ausgehoben worden, hierauf sind über den ganzen Bauplatz, je 1 m von einander entfernt, Kiefernstämme bis zu 14 m Länge eingerammt und auf + 0,5 m (über preuß. Normal-Null) gekappt worden. Die Zwischenräume zwischen den Rammpfählen sind alsdann mit klein geschlagenen Mauersteinen, also 0,5 m hoch, ausgefüllt, und endlich hat man die ganze Fläche mit einem Betonklotz von

1 m Stärke bedeckt, so daß der eigentliche Bau + 1,5 m oder 4 m unter dem Straßenpflaster beginnt.

Außer einer Reihe von verschiedenen Funden, welche meist nur für die Hamburger Geschichte eine größere Bedeutung haben, ist in dieser Baugrube ein Baurest aufgedeckt, der wohl für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. In der Tiefe von 0 bis + 0,7 m war der Boden 10 bis 15 cm hoch mit dünnen Weidenzweigen (Salix fragilis) bedeckt, an manchen Stellen fanden sich zwei, zuweilen selbst drei Schichten über einander, welche durch ebenso dicke Erdschichten von einander getrennt waren. In der Baugrube ist dieser Damm auf einer Fläche von etwa 4000 qm verfolgt worden, im Osten und Westen erstreckte derselbe sich aber noch über die Grenze der Baugrube hinaus, so daß sein Umfang noch bedeutend größer sein wird.

Der Bau liegt auf Klaie, d. h. auf aufgeschwemmtem Boden, welcher sowohl Gehäuse von Süßwasserschnecken, z. B. Valvata piscinalis, Bythinia tentaculata ꝛc., als auch Schalen von Meermuscheln, z. B. Cardium edule, Tellina baltica, Mactra solida ꝛc., enthielt; es muß demnach zur Zeit, als der Damm angelegt wurde, das Wasser noch stark brakisch gewesen sein, etwa wie jetzt das Elbwasser bei Glückstadt. Wo dieser Damm von späteren Bauten nicht berührt worden, war er wieder mit aufgeschwemmtem Boden (Klaie) bedeckt, der ebenfalls viele Meermuscheln enthielt; ja auf einer Strecke von + 1 m fand sich eine dünne Schicht solcher Muscheln zusammengedrängt, wie man sie z. B. am Strande findet. Es gewinnt daher den Anschein, als ob die Menschen später von dem Platze wieder verdrängt worden seien, das Wasser den Bau derselben wieder mit Sinkstoffen bedeckt habe, und daß dieses wieder stark brakisch gewesen sein müsse, weil der Schlamm viele maritime Muscheln, namentlich von Cardium edule, enthielt. Daß übrigens auch die Umgegend des Dammes seiner Zeit nicht höher gewesen ist, ergiebt sich daraus, daß in der Nachbarschaft zwischen 0 und + 0,5 m der Kopf eines jungen Rehbocks und die Kinnbacken eines Rindes gefunden worden sind.

An vielen Stellen waren armdicke Stangen von Birken (Betula alba) senkrecht durch das Flechtwerk getrieben. Diese waren am unteren Ende roh zugespitzt und oben meistens verkohlt, auch fanden sich stellenweise noch kleine Haufen von Holzkohlen, und hier waren die Zweige des Dammes von Feuer und Rauch geschwärzt; es scheint also, daß dort eine Feuerstelle gewesen ist. Topfscherben, Geräthe, Waffen und dergleichen, woraus auf die Bedeutung des Dammes und die Zeit seiner Erbauung zu schließen sein würde, sind nicht aufgefunden worden, aber darüber bestand kein Zweifel, daß der Damm von Menschenhänden hergestellt worden sein muß. Auf einem Boden, der zweimal täglich von der Fluth überschwemmt wird, war es natürlich unmöglich, die dünnen Weidenzweige zu befestigen; zur Zeit der Herstellung des Dammes muß also der Spiegel der Elbe niedriger gewesen, oder der Boden seitdem gesunken sein, und da der aufgeschwemmte Boden bis + 1,5 m hinaufreicht, so muß der Damm, nachdem er von den Menschen verlassen war, wieder mehrere Jahrhunderte von der Fluth überschwemmt gewesen sein.

Da auf der Fundstelle nichts entdeckt werden konnte, um auch nur annähernd das Alter des Baues festzustellen, so mußten wir versuchen, ob dies vielleicht durch die Niveauverhältnisse der Nordsee möglich sein würde. Das Interesse für diese Frage wurde noch erhöht durch Entdeckungen bei den Bauanlagen für das Freihafengebiet. Für den Bau des Freihafenkanals wurde der Boden im allgemeinen bis — 0,5 m ausgehoben, und beim Bau der St. Annenbrücke entdeckte man in dieser Tiefe eine regelrecht gepflasterte Straße aus kleinen Geröllsteinen, welche noch im vorigen Jahrhundert in allen niederdeutschen Städten zum Steinpflaster verwandt wurden. Der Steindamm war etwa 5 m breit und auf beiden Seiten mit Holmen, d. h. mit dicken Holzbohlen, eingefaßt, um in dem sumpfigen Boden ein seitliches Ausweichen der Steine zu verhindern. Der Straßendamm ist auf einer Strecke von etwa 12 m frei gelegt und zeigte weder ein Gefälle, noch irgend welche Lücken oder Risse, es kann also kein von der Höhe zum Wasser hinabführender Weg gewesen sein — auch ist der nächste Geestabhang über 500 m entfernt — sondern das aufgefundene Stück muß ein Theil von einer durch die Niederung führenden Straße gewesen sein. An verschiedenen anderen Stellen fanden sich Baumstümpfe mit den noch im Boden festsitzenden Wurzeln, wie sie gewachsen waren, und dieser Boden lag auf — 0,7 bis — 0,5 m. An einer anderen Stelle fand sich ein Haufen von Haselnüssen und Eicheln mit Blättern gemischt, wie sie noch jetzt etwa bei Hochwasser an geschützten Stellen zusammengetrieben werden. Auch diese Stelle lag etwa — 0,5 m. Es muß also seiner Zeit der Boden — 0,7 m bis — 0,5 m wasserfrei gewesen, d. h. von der gewöhnlichen Fluth nicht überschwemmt worden sein.

Gegenwärtig liegt mittleres Hochwasser bei Hamburg + 1,62 m, mittleres Niedrigwasser — 0,25 m, also erst eine Strecke Land auf + 1,7 m würde sich jetzt mit einer guten Pflanzendecke überziehen und des Eindeichens werth sein, während ein Stück Land auf — 0,3 m fast immer mit Wasser bedeckt wäre und also nur eine Sandbank bilden würde. In den ältesten, im Anfange des 12. Jahrhunderts eingedeichten Marschländern liegt der Boden fast ohne Ausnahme unter + 1,5 m, ohne die schützenden Deiche würde er also täglich von der Fluth überschwemmt werden und zur Kultur nicht benutzt werden können; ein ziemlich umfangreiches Stück Land in Billwerder erreicht nicht einmal die Höhe von — 0,5 m, würde also jetzt stets vom Wasser bedeckt sein und einen See bilden. Es ist aber nicht denkbar, daß die ersten Kolonisten, welche eine große Auswahl hatten, Landstrecken eingedeicht haben sollten, welche noch keine gute Pflanzendecke besaßen; es muß also damals der Wasserspiegel der Elbe niedriger gewesen oder das eingedeichte Land seitdem gesunken sein. Aufgeschwemmter Boden enthält allerdings viel Wasser eingeschlossen, und wenn derselbe durch Eindeichung gegen Ueberfluthung geschützt wird, so muß das Wasser allmählich verdunsten und der Boden zusammensinken, aber einerseits dürfte dieses schwerlich 1 bis 2 m betragen, andererseits kommt dies bei den betreffenden Fundorten nicht in Betracht, da weder der Grasbrok noch der Rathhausmarkt jemals eingedeicht gewesen ist. Es muß daher der Elbspiegel seit dem 12. Jahrhundert gestiegen sein. In einem Bassin mit senkrechten Wänden würde die Fluthkurve eine gerade aufsteigende Linie bilden, da aber dieses in Wirklichkeit sich nirgends findet, sondern die Ufer sehr mannigfach geformt sind, so zeigen auch die Fluthkurven sehr verschiedenartige Linien. In Cuxhafen z. B. bildet die Fluthkurve anfangs eine steil aufsteigende Linie, wenn aber Mittelwasser erreicht ist, flacht sich die Linie immer mehr ab, so daß das Hochwasser erheblich unter der theoretischen Höhe bleibt. Wenn die Fluth die Höhe des Mittelwassers erreicht hat, beginnt die Ueberschwemmung der Watten, das Gebiet der Fluth wird also bedeutend erweitert, und das Wasser muß viel langsamer steigen. Aehnlich lagen bis zum 12. Jahrhundert die Verhältnisse bei Hamburg, denn je höher die Fluth stieg, desto mehr Marschland wurde überschwemmt, und je mehr Marschland im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts eingedeicht wurde, desto mehr mußte auch die Höhe der Fluth gesteigert werden. Da aber gegenwärtig die mittlere Fluthwelle nur

1,86 m beträgt, im 12. Jahrhundert aber keinenfalls größer gewesen ist, so kann aus dieser Steigerung der Fluth eine Erhöhung des Elbspiegels um 2 bis 3 m nicht erklärt werden.

Wenn nun bei der St. Annenbrücke und auf dem Rathhausmarkte ein Zusammensinken des Bodens durch Austrocknen nicht stattgefunden hat, so wäre es allerdings möglich, daß er durch starke Belastung zusammengepreßt wäre. Allein auch dies trifft nicht zu. Der Platz der St. Annenbrücke war bis Anfang dieses Jahrhunderts ein Begräbnißplatz — der St. Annen-Kirchhof —, und nach Aufhebung desselben ist er nur mit leichten Gebäuden, Pferdeställen, Wagenschauern ꝛc., bebaut gewesen. Der hier in Frage kommende Theil des Rathhausmarktes war bis zum 13. Jahrhundert ein Garten der Schauenburger Grafen, dann lag bis Ende des 14. Jahrhunderts hier der Gerberhof der Schuhmacher, worauf der Platz bis zum Brande von 1842 mit leichten, kleinen Wohnhäusern bebaut wurde, seitdem aber wieder als Garten eingerichtet worden ist. Also eine starke Belastung des Bodens hat auf beiden Stellen nicht stattgefunden, und kann also auch keine Senkung verursacht haben. Im allgemeinen wurde auf dem Rathhausmarkte, wie im Freihafengebiete der Boden bis — 0,5 m ausgehoben, um aber an manchen Stellen die hier erforderlichen längeren Pfähle unter die Ramme zu bringen, mußte man ein Loch von 1 m bis 1,5 m Tiefe ausgraben und fand dort also — 1,5 m bis — 1 m wieder eine Bodenbefestigung durch dünne Weidenzweige, an anderen Stellen kurze, armdicke Stangen dicht neben einander eingetrieben, welche als Uferbefestigung oder als Fundamente für Bauwerke gedient haben mögen, es muß daher in jener Zeit der Elbspiegel um 4 m niedriger gewesen sein, als gegenwärtig. Dieses läßt sich aus einer Vergrößerung der Fluthwelle nicht erklären, es bleibt dann also nur übrig, daß auch der Spiegel der Nordsee zu jener Zeit erheblich niedriger gewesen sein muß.

Seit der Eiszeit muß der Spiegel der Nordsee große Veränderungen erfahren haben. Beim Bau der Festung Glückstadt im 17. Jahrhundert fand man bei Anlage eines Brunnens auf dem Marktplatze in einer Tiefe von 50 Fuß unter dem Elbspiegel Baumstümpfe mit den noch im Boden festsitzenden Wurzeln, wie sie seiner Zeit gewachsen waren; dagegen hat man in Blankenese 81 m über dem Elbspiegel eine Austernbank aufgefunden, was mithin einen Höhenunterschied von etwa 100 m für den jeweiligen Spiegel der Nordsee ergiebt. Die Ansichten über die Höhe des Meeresniveaus sind vielfachen Wandlungen unterworfen gewesen, bis ziemlich allgemein die Ansicht zur Annahme gelangt ist, daß das Niveau des Meeres überall gleich sei, da das Wasser jede Ungleichheit sehr bald wieder ausgleichen müsse, und daher die Oberfläche des Meeres die mittlere Erdoberfläche darstelle. Man findet daher auch die absolute Höhe verschiedener Punkte der festen Erdrinde nach dem Niveau des nächsten Meeres in den geographischen Lehrbüchern angegeben. Hat man nun neuerdings wieder angefangen, diese Ansicht zu bekämpfen, und die Behauptung zu beweisen gesucht, daß das Meer an den Küsten, namentlich der großen Festländer, erheblich höher stehen müsse, als in der Mitte der Ozeane, so ist man doch gegenwärtig noch immer bemüht, jede Veränderung des Wasserstandes an den Küsten auf die Hebung oder Senkung der Küsten zurückzuführen. Seit Leopold von Buch galt es z. B. als eine feststehende Thatsache, daß die Küsten von Skandinavien steigen, dagegen die norddeutschen Küsten sinken, und da Deutschland an der Ostsee- wie an der Nordseeküste seit Beginn unserer Zeitrechnung sehr viel Land verloren hat, fand diese Ansicht sehr viele Gläubige, und gar mancher ist bemüht gewesen, durch Beobachtung und Berechnung die Richtigkeit dieser Ansicht nachzuweisen. Dr. A. Wild (Die Niederlande, Leipzig 1862) nimmt z. B. an, daß die Insel Walchern in Zeeland seit Beginn unserer Zeitrechnung um 25 bis 32 Fuß gesunken ist, und L'Epie berechnet sogar die Senkung von Enkhuizen auf 1,2 m im Jahrhundert, also in 2000 Jahren auf 24 m. Nach den zehnjährigen Beobachtungen von Reinhold sinken die Polder am Dollart im Jahrhundert um 0,87 m, nach Beobachtungen von Barghoorn an der Nesserlander Schleuse sogar um 1,40 m. Dies sind also recht tröstliche Aussichten für Hamburg, denn die mit so großen Kosten aufgeführten Freihafenlager würden dann nach 500 Jahren Wohnungen für Fische und Krebse bilden. Indessen wird es mit dem Sinken der deutschen Nordseeküste nicht ganz so schlimm stehen, denn Brügge z. B. war bis zum 12. Jahrhundert ein Seehafen, Ende des Jahrhunderts mußte derselbe schon nach Aardenburg, und im 15. Jahrhundert nach Sluis verlegt werden, und jetzt ist Brügge fast zwei Meilen von der See entfernt; dies ist gewiß kein Beweis, daß die Küste seit dem 12. Jahrhundert gesunken ist. Ebenso wird der sogenannte Wattenweg von Duhnen nach Neuwerk heute noch in derselben Weise benutzt, wie im 13. Jahrhundert, was ebenfalls beweist, daß hier die Küste seit 500 Jahren nicht gesunken ist. Es zeigt sich also hier wieder, wie bedenklich es ist, wenn halb bewiesene Hypothesen als allgemein feststehende Wahrheit angesehen werden, denn die gründliche Forschung hört dann auf, und gar mancher sucht durch Scheingründe die Richtigkeit einer solchen Ansicht weiter zu unterstützen. Wenn die Berechnungen über das Sinken der niederländischen Küste richtig wären, dann müßte Hamburg mit einem großen Theile der norddeutschen Tiefebene längst vom Meere bedeckt sein. Wie außerordentlich genau müssen aber solche Beobachtungen gemacht werden, und was bedeutet für diese Frage selbst eine zehnjährige Beobachtung!

Der Meeresspiegel ist eine imaginäre Größe, denn die Oberfläche des Meeres bleibt keinen Augenblick gleich. Schon infolge der Ebbe und Fluth findet täglich zweimal eine Hebung und Senkung statt, und diese Fluthwelle erreicht sehr verschiedene Größen; während sie bei Cuxhafen etwas über 2 m beträgt, erreicht sie an der englischen Küste gegen 6 m und an der nordamerikanischen Küste stellenweise 15 m; außerdem kommen noch Strömungen, Richtung des Windes ꝛc. in Betracht. H. G. Hagen hat in dem Zeitraume von 1846 bis 1864 in 12 preußischen Ostseehäfen täglich über den Wasserstand Beobachtungen anstellen lassen, und obgleich hier Ebbe und Fluth ohne Einfluß sind, so fanden sich an einzelnen Hafenplätzen in dem aus den Ablesungen berechneten Jahresmittel Differenzen bis 8 Zoll (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1865), auch weichen die Jahre des höchsten und niedrigsten Wasserstandes für die verschiedenen Hafenplätze wesentlich von einander ab. Ergänzt wurden diese Beobachtungen durch Paschen in Wismar und Warnemünde (Beiträge zur Statistik Mecklenburgs, Bd. 6, Heft 1, September 1868), auch diese zeigen eine Differenz von über 3 Zoll. Für Cuxhafen hat Hugo Lenz aus den Beobachtungen von 1843 bis 1875 den mittleren Wasserstand berechnet (H. Lenz, Fluth und Ebbe, 1879); demnach betrug derselbe 1843 bis 1846 — 0,05 m, 1847 bis 1851 — 0,08 m, 1852 bis 1855 — 0,07 m, 1856 bis 1861 — 0,08 m, 1862 bis 1865 — 0,06 m, 1866 bis 1870 — 0,01 m und 1871 bis 1875 — 0,07 m, und es läßt sich daraus also auch weder eine Hebung des Meeresspiegels, noch ein Sinken der Küste nachweisen. Dagegen berechnete die Europäische Gradmessung 1883 (Vermessung der Freien und Hansastadt Hamburg, von Obergeometer Stück, 1885) das Mittelwasser bei Cuxhafen + 16 mm, 1887 aber nur auf — 0,22 m

(Generalmajor Dr. A. v. Tillo, Höhenverhältnisse ꝛc., Petermann's Mittheilungen, Bd. 33, Heft 7, S. 197). Wenn aber trotz der verbesserten Beobachtungen eine so bedeutende Unsicherheit über die Höhe des Mittelwassers besteht, welcher Werth ist dann den zehnjährigen Beobachtungen von Reinhold, Barghoorn u. a. beizumessen? Für Cuxhafen ergiebt sich eine Differenz von über 23 cm; wenn dagegen der Meeresspiegel jährlich sich nur um 1 cm hebt, so würde dies seit Beginn unserer Zeitrechnung schon 20 m betragen, und bei dieser Unsicherheit in der Bestimmung des Meeresspiegels konnten wir alle diese Berechnungen für unsere Untersuchung nicht benutzen.

Die deutsche Nordseeküste hat allerdings seit Beginn unserer Zeitrechnung sehr viel Land verloren, aber dies hat vielfach ganz andere Ursachen, als die Senkung der Küste. Im Amte Ritzebüttel reißt z. B. das Meer alljährlich ein schmäleres oder breiteres Stück des Küstenrandes weg. Die Geest reicht hier bis ans Meer, ihr Fuß wird von der Fluth unterspült, in dem überhängenden Stücke entstehen Risse, in diese dringt im Herbste Wasser, welches im Winter friert und ein größeres oder kleineres Stück abspaltet, welches nach Eintritt des Thauwetters zum Strande abrutscht und von den Frühjahrsfluthen hinweggeführt wird. Auf diese Weise mag die Nordsee allmählich alles Land von der Schaarhörnbaake bis Duhnen erobert haben, und wenn man hier keine genügende Uferwerke errichtet, wird allmählich die ganze Geest von der Nordsee fortgeschwemmt werden.

Allein die norddeutsche und niederländische Küste hat noch einen erheblich breiteren Saum verloren, welcher durch die sogenannten untermeerischen Wälder bezeichnet wird. Durch die Anker der Schiffer und namentlich durch die Netze der Küstenfischer werden nicht selten Zweige, Aeste und größere Stücke von Stämmen zu Tage gefördert, deren Holz noch ganz gesund ist. Schon G. Forchhammer und Dr. Maack in Kiel haben seiner Zeit darauf hingewiesen, daß diese Wälder durch plötzliche Hebung des Meeresspiegels untergegangen sein müssen, denn bei einem langsamen Sinken der Küste würden die Bäume abgestorben und das Holz verfault sein, bevor das Meerwasser es gegen Fäulniß schützen konnte. Interessant sind in dieser Hinsicht die 1846 beim Bau des Husumer Kanals aufgefundenen Verhältnisse. Bei Hochwasser sind die Watten etwa 1 m hoch mit Wasser bedeckt. Unter dem Wattensande liegt eine 1 m dicke Schicht Marschboden, dann folgt 1 m Moorerde, und darunter liegt eine 1 m starke Schicht von Stämmen und Aesten der Birke (G. Forchhammer, Veränderte Wasserhöhe). Da die Baumstämme in der Richtung von WNW nach OSO lagen, so nehmen beide Forscher an, daß die große Fluth aus WNW über Norddeutschland hereingebrochen sein muß, und Dr. Maack gelangt zu dem Schlusse, daß diese große Fluth — die sogenannte cimbrische Fluth — infolge des Durchbruches der Straße von Calais entstanden sei. Da die erste bekannte Durchschiffung des Kanals (von Pytheas aus Marseille) um 350 v. Chr. stattgefunden hat, so setzt Dr. Maack den Durchbruch der Straße von Calais in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. und Forchhammer meint, daß nach dieser großen Fluth, deren Höhe etwa 12 m betragen haben möge, der Wasserspiegel der Ost- und Nordsee keine wesentliche Veränderung erfahren hat.

Folgen wir den Ansichten von Forchhammer und Dr. Maack, dann müssen wir also die Hamburger Funde in das fünfte Jahrhundert v. Chr. zurückverlegen. Dieses mag für den Damm aus Weidenzweigen auf dem Rathhausmarkte kein Bedenken erregen, da die Erbauer vermuthlich auf einer niedrigen Kulturstufe standen, und ebenso mögen die im Freihafengebiete aufgefundenen Baumstümpfe und die Haufen von Haselnüssen aus so früher Zeit stammen; aber bedenklich ist es doch, dem gepflasterten Wege unter der St. Annenbrücke ein so hohes Alter beizumessen, da die deutschen Städte erst im 13. und 14. Jahrhundert begannen, ihre Straßen zu pflastern. Im Beowulf-Liede wird der Weg von der Landungsstelle nach Hrodgars Haus eine steinbunte Straße genannt, und diese müssen wir uns wohl als einen gepflasterten Steindamm vorstellen. Das Beowulf-Lied wurde unter Alfred dem Großen gesammelt und niedergeschrieben, doch nach Karl Simrock sind die Gesänge von angelsächsischen Sängern an den Ufern der Elbe und Eider vor der Auswanderung nach England gedichtet. Es müssen daher den Sachsen schon im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. gepflasterte Wege bekannt gewesen sein, wenn auch vielleicht nur Fürsten und Edlinge auf ihren Höfen solche Wege herstellen ließen. Es bleibt dann allerdings noch immer ein Zeitunterschied von sieben bis acht Jahrhunderten.

Wenn nun auch seit Beginn unserer Zeitrechnung der Spiegel der Nordsee sich nicht gehoben hat, so ist an der deutschen Küste doch sehr viel Land verloren gegangen. Ein Theil dieser Küstenstriche mag in ähnlicher Weise, wie noch gegenwärtig im Amte Ritzebüttel, durch Unterspülung des Geestfußes weggeschwemmt werden, an anderen Stellen, besonders an der Westküste von Schleswig, sind vermuthlich durch Sturmfluthen Deichbrüche entstanden. Das eindringende Meerwasser hat theilweise den fruchtbaren Marschboden weggespült oder mit Sand bedeckt, die Einwohner sind bei dem Unglück entweder umgekommen oder so verarmt, da ihr Vieh ertrunken, ihr Hab und Gut vernichtet war, daß sie nicht den Muth hatten, die Deiche wieder herzustellen und das Land allmählich wieder urbar zu machen, zumal die Landesherren sie ohne Unterstützung ließen. Und so wird hier allmählich das breite Wattenmeer entstanden sein an Stelle der früheren reichen und fruchtbaren nordfriesischen Marschen. Aber auf anderen Stellen müssen andere Ursachen mitgewirkt haben, namentlich bei der Erweiterung des Flevosees zur Zuydersee, bei Entstehung des Dollart, des Jahdebusens ꝛc. Es wird von den Chronisten erzählt, daß bei einer Sturmfluth 60 bis 70 Dörfer mit den Kirchen, Wohnhäusern, Scheunen, Ställen ꝛc. mit Menschen und Vieh plötzlich im Meere versunken seien, daß größere Stücke Land mit den darauf stehenden Gebäuden, mit Bäumen und Sträuchern von der Strömung weggetrieben, vom Sturme und den Wellen zerrissen und stückweise im Meere versunken seien. Hier kann offenbar auch eine Senkung der Küste nicht die Ursache gewesen sein. Bei Untersuchung der Kremper und Wilster Marsch mittelst des Erdbohrers fand G. Forchhammer, daß der Bohrer plötzlich mehrere Fuß tief sank, weil er auf eine Schicht schwarzes Moorwasser getroffen hatte. Er berichtet darüber (Veränderte Wasserhöhe an den dänischen Küsten. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge, I, 1856, S. 473): „Die aufliegende Marscherde (Klaie) ist verschieden dick und erreicht nicht selten eine Stärke von 20 Fuß, dann folgt eine Torfschicht, darunter steht aber schwarzes, mooriges Wasser, manchmal von sehr bedeutender Tiefe, worauf schlammiger Torf folgt, der den ursprünglichen Boden bedeckt. Wenn man nun den Marschboden durchbohrt, so stößt man plötzlich auf Wasser, und der Bohrer sinkt auf einmal mehrere Fuß hinab. Dies hat man aber nicht etwa nur an einer Stelle erfahren, sondern man kann das Ergebniß wohl als Regel bezeichnen. Diese auf Wasser schwimmende Marsch ist nicht auf Holstein beschränkt, sondern findet sich auch in Hannover, Ostfriesland, Holland ꝛc., namentlich mögen die jetzigen Meerbusen Jahde, Dollart, Zuydersee ꝛc. solche schwimmende Marschstrecken gewesen

sein.“ So lange die aufliegende Marscherde geschlossen ist, kann das Moorwasser nicht entweichen, da dieselbe kein Wasser durchläßt, wenn aber durch stärkere Belastung einzelner Stellen, wie z. B. durch Deiche, Wurten oder schwere Gebäude ꝛc., in dem Boden Risse entstehen, dringt das Wasser durch diese hinauf und verdunstet, weshalb die ganze Strecke allmählich sinken muß. Wird aber bei Deichbrüchen, bedeutenden Sturmfluthen ꝛc. die schützende Klaiedecke durchbrochen, so kann das unten stehende Moorwasser entweichen, und das Marschland wird plötzlich versinken, oder zusammenhängende Stücke werden von der Fluth weggeschwemmt, wie es in den Niederlanden und Ostfriesland mehrfach beobachtet worden ist. Wir mußten daher auch nach dieser Seite hin versuchen, einer Lösung näher zu kommen. Beim Bau des Geest-Stammsieles traf man in der Gegend des Holstenthores 20 m unter dem Straßenpflaster, etwa im Niveau des Elbspiegels, auf ein unterirdisches Wasserbecken, welches dem Sielbau sehr bedeutende Hindernisse bereitete. Dieses Wasserbecken lag zwar im Diluvium, allein es lag doch nahe, daß, wie in der Kremper- und Wilstermarsch, auch bei Hamburg schwimmende Marschstrecken vorhanden sein möchten. Der Untergrund auf dem Rathhausmarkte sowie im Freihafengebiete war sehr ungleich; während an manchen Stellen 14 bis 15 m lange Rammpfähle den ursprünglichen Boden noch nicht erreichten, konnten andere Pfähle nur 5 bis 6 m tief hinabgetrieben werden. Von den die Rammung beaufsichtigenden Ingenieuren ist zwar beobachtet worden, daß manche Pfähle streckenweise sehr rasch wegsanken, dann aber wieder größeren Widerstand leisteten; allein ein so rasches Sinken, als ob der Pfahl durch Wasser hindurchgetrieben worden sei, oder ein Hervorquellen von Moorwasser neben dem Rammpfahle ist nirgends beobachtet worden. Das schnellere Herabsinken des Pfahles ist möglicherweise dadurch entstanden, daß er durch schlammige Moorerde getrieben wurde, wogegen der zähe Klaieboden größeren Widerstand leistete. Bei den häufigen Veränderungen, welche der Boden in Hamburg durch Anlage von Befestigungen, Häuserbauten, Austiefung von Kanälen ꝛc. erfahren hat, wäre es ja leicht möglich, daß bei solchen schwimmenden Marschstrecken schon vor Jahrhunderten das unten stehende Moorwasser einen Ausweg gefunden hätte und infolgedessen der Boden allmählich um mehrere Meter gesunken sei. Allein bei einem solchen verhältnißmäßig raschen Sinken würden im Boden wahrscheinlich Risse entstanden sein, und davon ist weder in dem Damme auf dem Rathhausmarkte, noch in dem Straßenpflaster unter der St. Annenbrücke irgend etwas bemerkt worden.

Diese Untersuchung brachte uns also auch einer Lösung nicht näher, indessen konnte ein allgemeines Sinken des Marschbodens die Ursache sein, was nach den Erscheinungen in den älteren eingedeichten Marschdistrikten sehr wahrscheinlich wird. Nun stammt das Hamburger Präzisions-Nivellement aus einer viel jüngeren Zeit, als die genaueren Beobachtungen der Fluthhöhe, trotzdem hat eine Revision der 1883 und 1884 bestimmten Höhenpunkte überraschende Ergebnisse geliefert, von denen wir einige mittheilen wollen. Der Silospeicher, ein vierstöckiges Gebäude, war in drei Jahren 9 mm gesunken, das einstöckige Gebäude der Quaiverwaltung in einem Jahre um 9 mm, Meyer's Stockfabrik in zwei Jahren um 12 mm, ein Haus Ecke der Brandstwiete und Zippelhaus in sieben Monaten 10 mm; während dieser Zeit war der Grund zu dem gegenüberliegenden Dovenhof ausgehoben worden; ein Haus in der Bahnstraße, ein anderes in der Spaldingstraße und ein drittes auf der Veddel waren ebenfalls in drei Jahren um 9 mm gesunken. Im Mittel geben diese Beobachtungen eine jährliche Senkung des Marschbodens um 3 mm, also seit dem 12. Jahrhundert um etwa 2 m und seit Beginn unserer Zeitrechnung um 6 m, was uns für die Hauptfundstücke einer Lösung bedeutend näher bringen würde. Doch liegt eine Täuschung hier sehr nahe. Wie in der Brandstwiete liegen die oben erwähnten Gebäude in der Nähe von den tiefen Ausgrabungen für die 1883 begonnenen Anschlußbauten, es ist also wahrscheinlich, daß in dem schlammigen Untergrunde Verschiebungen stattgefunden und diese eine Senkung des Bodens veranlaßt haben. Eine viel größere Senkung ist dagegen auf dem Pachthof Müggenburg beobachtet worden. Das Gebäude steht auf einer alten Wurt und ist von allen Ausgrabungen ziemlich entfernt. 1883 bis 1886 war es um 25 mm, in den folgenden sechs Monaten nochmals um 18 mm und in den nächsten sechs Monaten um weitere 9 mm, also in vier Jahren um 52 mm gesunken, während gleichzeitig auf einer benachbarten Stelle der Boden sich bedeutend gehoben hatte. In allen den mitgetheilten Fällen handelt es sich also wahrscheinlich um örtliche Einflüsse, und andererseits ist die Zeit der Beobachtungen eine viel zu kurze, um daraus allgemeine Schlüsse ziehen zu können.

Doch führte dies zu einer Untersuchung der Frage nach einer anderen Richtung. Die von Celsius und Linné aufgestellte Hypothese, daß das Zurückweichen des Meeres an der schwedischen Küste nicht durch eine Abnahme des Wassers in der Ostsee, sondern durch die Hebung des Landes verursacht werde, hatte bei den norwegischen Gelehrten keine Zustimmung gefunden. Erst seitdem Keilhau im Anfange dieses Jahrhunderts sich für diese Ansicht ausgesprochen, neigen manche norwegische Gelehrte ebenfalls dieser Richtung zu, und an der ganzen Küste haben viele eingehende Beobachtungen und Untersuchungen stattgefunden; auch die Regierung hat 1839 zwischen Kap Lindesnäs und der schwedischen Küste an 27 Stellen Wassermarken einhauen lassen. Wie nun an der ganzen Westküste vom Nordkap bis Lindesnäs oft an ganz nahe gelegenen Punkten die entgegengesetzten Resultate gefunden wurden, so ergaben auch hier nur 11 Wasserzeichen — also noch nicht die Hälfte — eine Hebung der Küste um etwa 0,3 m im Jahrhundert. Wenn nun schon die Bestimmung des Mittelwassers außerordentlich schwierig ist, und selbst bei so sorgfältigen Beobachtungen, wie die der Europäischen Gradmessung sind, zu ganz abweichenden Resultaten geführt haben, so müssen Beobachtungen an felsigen Küsten, wo dieselben durch die Brandung doppelt schwierig werden, mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Durch diese Beobachtungen konnte also eine Hebung der norwegischen Küste nicht nachgewiesen werden, aber es entstand die Frage, ob vielleicht die verschiedenen Erscheinungen auf benachbarten Punkten durch Verschiebung der Höhenverhältnisse dieser Punkte selbst herbeigeführt würden. In Thüringen hatte man schon seit Jahrhunderten an manchen Punkten Höhenveränderungen beobachtet. Auf Anregung von Professor Kirchhoff in Halle hat die Geographische Gesellschaft für Thüringen die Beobachtungen aus den verschiedenen Gegenden gesammelt, und in den Mittheilungen der Gesellschaft (Thl. III, S. 171 und Thl. V, H. 3, S. 95) sind bereits eine Reihe solcher Höhenänderungen aus der Umgegend von Jena, Weimar, Gr. Breitenburg, Eichicht ꝛc. veröffentlicht. Allerdings wird durch diese Beobachtungen keine absolute Hebung oder Senkung eines Punktes nachgewiesen, die Zeugen berichten nur, daß von dem betreffenden Orte ein Kirchthurm, eine Burg oder irgend ein anderes Gebäude vor 30 bis 50 Jahren noch nicht zu sehen war, oder seitdem nicht mehr sichtbar ist, ob dies durch Hebung oder Senkung des Beobachtungsortes oder des beobachteten Punktes, oder des zwischen beiden liegenden Höhenrückens verursacht worden, bleibt fraglich, es wird also nur eine Höhenänderung des Ortes in Bezug auf

andere Orte nachgewiesen. Die hier in Frage kommenden Gegenden ruhen auf Gyps und Kalk, und es ist also wahrscheinlich, daß das Gestein die Ursachen der Höhenverschiebungen bildet. Wenn aber in wenigen Jahren so viele Fälle von Höhenänderungen nachgewiesen sind, so darf man wohl erwarten, daß in anderen Gebirgen ähnliche Erscheinungen vorkommen, und es würde vielleicht zu ganz überraschenden Resultaten führen, wenn man namentlich in Schottland und Norwegen Hirten, Holzfäller, Jäger, Müller, Feldarbeiter ꝛc. veranlaßte, ihre Beobachtungen ebenfalls mitzutheilen; die Hebungen oder Senkungen eines Küstenpunktes würden dann nach ganz anderen Gesichtspunkten beurtheilt werden müssen.

Die veränderten Niveauverhältnisse der Nordsee ergeben demnach auch für das Alter der Hamburger Funde kein positives Resultat, man kann höchstens daraus den Schluß ziehen, daß die gepflasterte Straße unter der St. Annenbrücke und der Damm aus dünnen Weidenzweigen auf dem Rathhausmarkte nicht später als im 11. Jahrhundert angelegt sein können, aber ob sie im 5. und 6. Jahrhundert v. Chr. oder seit Beginn unserer Zeitrechnung schon vorhanden gewesen sind, bleibt eine offene Frage. Mit ziemlicher Sicherheit darf man nur voraussetzen, daß die Hamburger Funde nicht die einzigen ihrer Art gewesen sind, und daß sich an manchen anderen Stellen im norddeutschen Tieflande noch Reste von ähnlichen Anlagen finden müssen. Wenn dies bisher nicht geschehen ist, so hat das wohl hauptsächlich darin seinen Grund, daß man selten oder nie einen so umfangreichen Bauplatz und so tief ausgegraben hat, wie zum Hamburger Rathhause. Auch in Hamburg sind schon wiederholt kleine Reste von einem Damme aus dünnen Zweigen aufgefunden worden, wir haben denselben aber keine weitere Beachtung geschenkt, weil es Reste von einem Knüppeldamme zu sein schienen, wie man noch gegenwärtig in sumpfigen Waldungen anlegt. Dagegen dürfte der Bau des Nord-Ostsee-Kanals eine günstige Gelegenheit bieten, die Hamburger Funde zu ergänzen, denn der Kanal wird auf einer langen Strecke durch die Marsch geführt und in einer bedeutenden Breite und Tiefe ausgehoben. Wir sprechen daher hier den dringenden Wunsch aus, daß die Aufseher den Auftrag erhalten, auf derartige Funde ein wachsames Auge zu haben, hoffentlich gelingt es hier, auch noch andere Gegenstände zu Tage zu fördern, wodurch das Alter der Anlagen und der Zweck derselben annähernd bestimmt werden könnte.

Von einer viel größeren praktischen Bedeutung ist die Frage, ob die deutsche Küste sinkt; denn ist diese Behauptung mehr als eine geistreiche Hypothese, so ist ein breiter Gürtel der norddeutschen Küste unrettbar dem Untergange verfallen. Aus den oben zusammengestellten Untersuchungen geht aber hervor, daß man durch zweckmäßige Uferbauten dem weiteren Vordringen des Meeres nicht nur Einhalt thun, sondern auch das seit Jahrhunderten verlorene Land allmählich wieder gewinnen könnte. Es wäre zwar zunächst die Aufgabe der Küstenbewohner, ihr Eigenthum vor dem Untergange selbst zu schützen, dazu reichen aber die Kräfte der kleinen und armen Gemeinden nicht aus, sondern hier müßte der Staat helfend hinzutreten. Bei der früheren Kleinstaaterei sah der eine Staat ruhig zu, wenn dem Nachbarn eine Insel oder ein ganzer Küstenstrich durch das Meer zerstört wurde, nachdem aber das Vaterland geeinigt ist, empfindet das Ganze den Verlust des Einzelnen. Und gerade hier würde es eine Aufgabe des wieder erstandenen Deutschen Reiches sein, helfend und fördernd einzugreifen, da die Uferbauten nach einem übereinstimmenden Plane und mit großen Mitteln in Angriff genommen werden müssen, um einen dauernden Erfolg zu sichern. Das Amt Ritzebüttel hat in den letzten 200 Jahren so umfangreiche und fruchtbare Landstriche verloren, daß deren jährlicher Ertrag die großartigsten Uferbefestigungen gedeckt haben würde, und dasselbe ist in Ostfriesland, Oldenburg, Hannover und besonders in Schleswig der Fall. Um aber über die Senkung der deutschen Küste ein sicheres Urtheil zu gewinnen, ist eine sorgfältige Beobachtung des Mittelwassers an der ganzen Küste und zu dem Zwecke nothwendig, daß sämmtliche Nord- und Ostsee-Pegel durch Nivellement mit einander verbunden werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Joseph Martin ist vor kurzem mit einer kleinen Begleitmannschaft von Peking nach Liang-tschou und Si-ning-fu aufgebrochen, um sich von der Gegend des Kuku-Nor her seinem eigentlichen Ziele — Tibet — zuzuwenden. Zweck der Reise sind in erster Linie geologische und physikalisch-geographische Beobachtungen. Der Reisende ist rühmlich bekannt durch seine große Reise in Ostsibirien und insbesondere durch seine Uebersteigung des Stanowoi-Gebirges, die er in den Jahren 1882 bis 1886 unter großen Anstrengungen und Gefahren ausgeführt hat.

— Der bekannte französische Reisende Bonvalot hat in Gesellschaft des Prinzen Heinrich von Orleans eine neue Reise nach Asien angetreten, die kein geringeres Ziel verfolgt, als den ganzen Kontinent in südöstlicher Richtung zu durchqueren. Von Omsk hat seine Expedition den Weg über Semipalatinsk nach Tschugutschak (an der chinesischen Grenze) genommen, um von dort nach Manas, Urumtsi, Karaschar, Korla, dem Lob Nor, Tschamnen-Tai, Kakusai (am oberen Jangtsekiang), Tsiamdo, Batang und Yünnan-fu weiterzugehen und in Tongking die Küste zu erreichen. Der Reisende verhehlt sich aber auf Grund der Erfahrungen, die er bereits in Asien gesammelt hat, bei seinem Projekte nicht, daß die Umstände möglicherweise eine wesentliche Modifikation und Beschränkung desselben erheischen könnten.

Afrika.

— Ueber Stanley und Emin Pascha hat die Verwaltung des Kongostaates am 12. September eine neuere Nachricht aus Zansibar erhalten, der zufolge Stanley vergeblich versucht hat, vom Albert-Nyanza nach dem Westufer des Victoria-Nyanza vorzudringen, so daß er schließlich gezwungen war zu Emin zurückzukehren, und sich mit diesem zusammen nach dem Ostufer des Sees zu begeben, und dort längere Zeit auf die Ankunft von Vorräthen aus Msalala und Tabora zu warten. Endlich soll Stanley in der Richtung auf Mombas aufgebrochen sein, wo man ihn Ende Oktober erwartet. Emin dagegen soll — wie es nach dem letzten Briefe Stanley's kaum anders erwartet werden konnte — in seiner Provinz zurückgeblieben sein.

— Nachdem Anfang August ein Theil der Zintgraff'schen Expedition vom Benuë her in Lagos angelangt ist, verlauten über den Verlauf der Reise einige weitere Einzelnheiten.

Danach suchten zwar die Eingeborenen an mehreren Orten den Vormarsch zu wehren, meist nahmen sie die Expedition aber freundlich auf, und in Balejon vermochte man mit Unterstützung des Häuptlings Gareka eine neue Station zu errichten. Erst nach einem dreimonatlichen Aufenthalt setzte Dr. Zintgraff unter Zurücklassung einer Besatzung von 16 Mann die Reise von da weiter fort und erreichte in einem reichlich $1\frac{1}{2}$ monatlichem Marsche den Benuë, daselbst bereits oberhalb Ibi seitens des Vertreters der englischen Niger-Gesellschaft freundliches Entgegenkommen genießend.

— In seiner Ansprache an die geographische Sektion der diesjährigen Britischen Naturforscherversammlung äußerte sich Sir Francis W. de Winton unter anderem auch über die gelegentlichen Veränderungen in den hydrographischen Verhältnissen Centralafrikas. Auf Stanley's Reise Bezug nehmend, erklärt er die theilweise Austrocknung des Albert-Nyanza für eins der wichtigsten Probleme, deren Lösung dadurch gefördert worden sei, und er meint, daß das abwechselnde Steigen und Fallen des Seespiegels in erster Linie durch das Entstehen und Durchbrechen vegetabilischer Dämme bedingt sei. Während der trockenen Jahreszeit wuchern die Wasserpflanzen in der betreffenden Gegend in einem riesenhaften Maßstabe, um durch die ersten Regengüsse und das dadurch bedingte Anschwellen der Ströme losgerissen, in der Gestalt schwimmender Inseln fortgeführt, und an breiten und seichten Stellen abgelagert zu werden. Vom Bahr el Ghasal weiß man zur Genüge, daß auf diese Weise mächtige Dämme quer in dem Strome entstehen, die das Wasser desselben aufzustauen im Stande sind. Im Gebiete des oberen Nil findet das aufgestaute Wasser in dem Albert-Nyanza Raum, derart, daß derselbe dadurch hoch anschwillt und auch seine für gewöhnlich trockenliegenden Buchten füllt. Kann der vegetabilische Damm aber dem Drucke des Wassers nicht länger widerstehen, und bildet sich ein Kanal in ihm, so eilt der Strom wieder ungehemmt thalwärts, und der See entleert sich bis zu einem gewissen Grade, während der untere Nil über seine Ufer tritt. Hieraus erklärt es sich, daß zwei so ausgezeichnete Forscher wie Sir Samuel Baker und Stanley den Albert-Nyanza so verschieden gesehen haben und in ihrem Urtheil über die Ausdehnung und Gestalt des Sees so stark von einander abweichen. — Die gleiche Niveauschwankung hat man auch beim Tanganika beobachtet, wo Stanley selbst zu verschiedenen Zeiten einen durchaus verschiedenen Wasserstand konstatirte. Dieser Reisende verfolgte den Lukuga von seinem Ausflusse aus dem See bis zu seiner Vereinigung mit dem Kongo, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß ein ähnlicher vegetabilischer Damm wie beim Nil auch dem Lukuga den regulären und ununterbrochenen Abfluß verwehrt. Auch hier muß der Druck erst genügend stark werden, um das Hinderniß zu überwinden. Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes am Kongo war Francis W. de Winton selbst Zeuge von einem ungewöhnlich starken, plötzlichen Anschwellen des Kongo (der Strom stieg im Laufe einer Nacht um mehrere Fuß), und einige Monate später kam von dem oberen Kongo die Nachricht, daß die Gewässer eines großen Sees durchgebrochen seien, was nur auf den Lukuga und Tanganika gedeutet werden kann. — Ob de Winton die Wirkung der Tropenvegetation in der fraglichen Hinsicht überschätzt, kann natürlich nur eine genauere und längere Beobachtung erweisen.

Allgemeines.

— Aus der Reihe der Vorträge, die in der geographischen Sektion der britischen Naturforscherversammlung zu Newcastle (am 12. bis 18. September) gehalten worden sind, heben wir an dieser Stelle die folgenden hervor: Hauptmann Thys über die Kongo-Eisenbahn; Dr. H. R. Mill über die physikalische Grundlage der Handelsgeographie; R. P. Ashe über Buganda (Uganda); Alfr. Moloney über die Handelsgeographie des Yoruba-Landes; Mark S. Bell über den großen centralasiatischen Handelsweg von Peking nach Kuldscha und Semiretschensk; R. S. Gundry über die industriellen und merkantilen Fortschritte Chinas; W. J. Flinders Petrie über Windwirkungen im Nilthale; Kapitän Hore über den Tanganika-See; J. Batalha Reis über die neueren portugiesischen Forschungen in Südafrika; Kapitän Lugard über das Nyassa-Land; J. Rankin über die Zambesi-Mündungen; K. Lumholtz über die Gegenwart und Zukunft von Queensland; A. Cook über Britisch-Nordborneo; H. Guillaume über die Forschungen A. R. P. Labre's, Carlos Fry's ꝛc. in Peru und Bolivia; E. G. Ravenstein über die geographischen Coordinaten des oberen Nilthals; Fr. Nansen über Grönland; Basil Thomson über die Louisiaden; J. Th. Bent über die Bahrein-Inseln; J. C. Colmer über das kanadische Nordwestterritorium; H. B. Guppy über die Südküste des westlichen Java. Man ersieht hieraus, daß es in ganz hervorragender Weise wirthschaftsgeographische Fragen waren, die der Diskussion unterbreitet waren. In der anthropologischen Sektion sprachen: Francis Galton über Kraftbestimmungen bei englischen Rekruten; R. Livi über die Entwickelung des Weisheitszahnes; W. K. Sibley über Linksbeinigkeit; D. J. Cuningham über das Vorkommen einer achten Rippe; J. Wilson über die Hypothese von dem europäischen Ursprunge der egyptischen Kunst; A. Moloney über afrikanische Melodien und Musikinstrumente; P. Du Chaillu über die Wikinger als die direkten Vorfahren der englisch-redenden Völker; Canon Taylor über weitere Untersuchungen bezüglich des Ursprungs der Arier; Hyde Clark über den Ursprung des Eigenthums; A. C. Haddon über Gebräuche der Torresstraßen-Insulaner; Dr. Beddoe über die Hautfarbe der orientalischen Rassen; Dr. Felkin über die Normaltemperatur der Sudanesen, der Neger und der Europäer in dem tropischen Afrika, sowie über den Unterschied der Empfindlichkeit bei Europäern und Negern; F. Nansen über die Eskimos; W. Turner über Hirschhorngeräthe in Stirling; G. J. Romanes über den Ursprung menschlicher Begabung.

Bücherschau.

— Dr. Philipp Paulitschke, Harar. Forschungsreise nach den Somâl- und Galla-Ländern Ostafrikas. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — Der Verfasser ist unsern Lesern durch seine früheren Publikationen sowie ganz besonders durch seine „Kulturbilder aus Harar" so vortheilhaft bekannt, daß sie seinem Reisewerke von vornherein eine gute Meinung entgegenbringen werden. Und die Lektüre des letzteren wird sie in keiner Weise enttäuschen. Die Ausbeute, welche Professor Paulitschke aus dem so lange vernachlässigten Osthorne Afrikas heimgebracht hat, ist in vielfacher Beziehung eine sehr reiche gewesen, und zusammen mit seinem wissenschaftlichen Anhange darf sein Bericht bis auf weiteres als das Beste gelten, was wir von der betreffenden Gegend besitzen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Frankreichs Alpengrenze.

Von Prof. Dr. J. Partsch.

(Mit einer Karte und zwei Abbildungen.)

Im Westflügel der Alpen tritt besonders deutlich die Unfertigkeit der Alpen-Geologie zu Tage. Nicht nur über das Alter mächtiger Schichtenfolgen, sondern auch über die tektonischen Vorgänge, aus denen die Grundzüge des Reliefs hervorgingen, hegen die Geologen der verschiedenen an der Alpenwelt betheiligten Länder so wesentlich verschiedene Anschauungen, daß man aus der Gesammtheit der alpinen geologischen Literatur nahezu den Eindruck empfängt, dieses große Hochgebirge sei gar nicht einheitlich gebaut, sondern ein wunderliches tektonisches Mosaik. Während Heim in den Schweizer Alpen ein einfaches System ungeheurer Falten erkennt, zu denen in Folge der Kontraktion des weiter erkaltenden Erdkerns die äußeren Schichten der Erdrinde sich zusammenschoben, will Lory in den Westalpen der Faltung nur eine untergeordnete Rolle zugestehen und erklärt das Relief des Dauphiné aus einer Fülle von Bruchlinien, aus Spaltenbildungen, deren Lippen in ungleiche Höhe gerückt oder auch gelegentlich über einander geschoben seien. Gegen seine Anschauungen lehnen sich erst in neuester Zeit mit sichtlichem Erfolge die Italiener auf. Namentlich die Arbeiten Zaccagnas verfolgen, mit eigenen Beobachtungen selbständig Bahn brechend, das Ziel, auch für die Westalpen einen einfacheren Faltenbau im Sinne Heim's zu erweisen.

Aus diesem Kampfe widerstreitender Meinungen erheben sich nur wenige allgemein anerkannte Thatsachen mit unerschütterlicher Festigkeit. Für die Gliederung des westlichen Alpenflügels betrachtet man seit lange als entscheidend die Anordnung der Centralmassive, in denen die ältesten Gesteine, namentlich der Gneiß, auftreten, umschlossen von einem Mantel von Schiefergesteinen, auf welche dann Sedimente jüngeren Alters sich auflagern. Die Centralmassive der Westalpen sondern sich nun deutlich in zwei Zonen, welche getrennt sind durch einen häufig mit wichtigen Thalzügen zusammenfallenden Streifen anthracitführender Sandsteine und Schiefer vom Alter der Kohlenformation. Dieser Gürtel anthracitführender Gesteine beginnt im Wallis bei Nieder-Gestelen (mitten zwischen Brieg und Leuk) und bildet bis jenseits Sion den südlichen Rand dieses Thales, um dann zu beiden Seiten des Großen St. Bernhard den Hauptkamm der Alpen zu übersetzen und das Thal der Dora Baltea bei Morgex zu durchstreichen. Ueber den Kleinen St. Bernhard reichen die Gesteine der Kohlenformation dann hinüber in das Thal der Isère (Tarentaise) und folgen ihm bis Moutiers. Dann setzen sie in breiter Entwickelung östlich vom Col des Encombres hinüber ins Thal des Arc (Maurienne) nach St. Michel. Die weitere Fortsetzung ist verdeckt durch die Entwickelung jüngerer Schichten im Mont Tabor und kommt nur vereinzelt westlicher im Thal der Guisane zum Vorschein. Erst bei Briançon im oberen Durance-Gebiete treten die Kohlensandsteine wieder in größerer Ausdehnung zu Tage. Aus der Gegend von Embrun streicht ihre Zone dann südöstlich wiederum über den Hauptkamm der Alpen hinüber ins Thal der Stura di Cuneo. Die letzten östlichen Glieder dieser Bildungen werden aufgedeckt von den tiefen Thalfurchen des Tanaro und der Bormida im innersten Schoße der Ligurischen Alpen. Dieser Gürtel von Kohlengesteinen scheidet eine innere, hart am Rande der Po-Ebene

aufragende Zone von Centralmassiven von einer äußeren, welche ganz überwiegend dem französischen Alpenabhange angehört. Beschränkt sich der Umblick auf das Grenzgebiet zwischen Italien und Frankreich, so fallen der inneren Zone zu die beiden Centralmassive der Kottischen und der Graischen Alpen, der äußeren aber vier Centralmassive: die Seealpen, die Gruppe von Oisans (Pelvoux), die Gruppen der Grandes Rousses und der Belledonne, endlich das Mont Blanc-Massiv.

Zwischen diesen Centralmassiven liegen die wichtigsten Thäler und die Pässe, welche die Verbindung zwischen ihnen vermitteln. Die beiden nach Osten vorgeschobenen Glieder der Alpenfront, die Kottischen und Graischen Alpen, sind getrennt durch das Thal der Dora Riparia. Aus ihm führen die beiden wichtigsten Pforten, die Pässe des Mont Genèvre (1860 m) und des Mont Cenis (2098 m), hinüber in die zwei nach Südwest und Nordwest divergirenden Alpenthäler der Durance und des Arc. Im Norden der Graischen und im Süden der Kottischen Alpen weicht die Wasserscheide zurück auf die äußere Zone von Centralmassiven, auf den Mont Blanc und die Seealpen. Die Pässe, welche diesen Uebergang der Wasserscheide herstellen, sind im Norden der Kleine St. Bernhard (2192 m), im Süden der Col de la Madeleine (nach den nächsten Dörfern beider Abhänge wohl auch Colle dell' Argentera oder Col de Larche genannt, 1995 m). Während die von ihnen niederströmenden Gewässer auf der italienischen Seite in der Dora Baltea und der Stura di Cuneo selbständig die piemontesische Ebene und den Po erreichen, convergiren die Thalläufe, welche auf französischer Seite an diese selben Pässe sich knüpfen, noch innerhalb der Alpen mit den Flüssen, welche dem mittleren Theile der französischen Alpengrenze entströmen: die Isère (Tarentaise) mit dem Arc (Maurienne), die Ubaye mit der Durance. Dadurch entstehen auf französischer Seite zwei wichtige Knotenpunkte von Alpenstraßen, welche um so bedeutungsvoller werden, da in ihrer unmittelbaren Nähe wiederum eine Verzweigung der Straßen nach verschiedenen Theilen des Rhonethales eintritt. Wenig unterhalb der Vereinigung von Isère und Arc gabelt sich bei Montmélian die breite Thalsohle, in der ihre Gewässer dahinströmen. Das Isère-Thal, in diesem Abschnitt Grésivaudan genannt, bleibt südwestwärts gerichtet auf Grenoble, aber in nördlicher Richtung öffnet sich frei das weite, ehemals offenbar dem Isère-Gebiet angehörige Thal von Chambéry. Vorüber an dem großen See von Le Bourget gelangt man durch dieses Thal mühelos nach Culoz an der Rhone oder, wenn man den westlichen Bergrahmen des Sees im Passe (636 m) des Mont du Chat überschreitet, geradezu westlich nach Lyon. Einen ähnlichen Knotenpunkt für das Durance-Gebiet bezeichnet Gap, das antike Vapincum. Von diesem Punkte, der auf einer hohen Stufe etwas abseits vom rechten Durance-Ufer liegt, führt das Durance-Thal südwärts auf Aix und Marseille, oder wenn man der westlichen Abbiegung seines Unterlaufes folgt, nach Avignon an der Rhone. Deren Thal kann man aber von Gap auch auf viel kürzerem Wege erreichen, wenn man über den Col de Cabre (1180 m) westwärts hinübersteigt ins Thal der Drôme und dessen westlicher Richtung abwärts folgt gegen Valence. So bedeutungsvoll nun auch Montmélian und Gap sind in ihrer auffallend gleichwerthigen Lage, so ordnen sich doch beide einem Verkehrsbrennpunkte von noch höherer Wichtigkeit unter, der zwischen ihnen liegt; das ist Grenoble. Es liegt, wie Montmélian und Gap, hart am Außenrande, am westlichen Abfall der äußeren Zone von Centralmassiven, und verkehrt mit beiden durch die natürlichen Thalwege der Isère und des Drac, welche diesen äußeren Saum der großen Gebirgsmassive der Belledonne und der Oisans-Gruppe begleiten. Es vermag alle die Strahlen des Verkehrsnetzes, welche in Montmélian und Gap zusammenlaufen, auf sich zu lenken und fügt ihnen noch zwei neue hinzu, den Weg an der nun nordwestlich gewendeten Isère abwärts gegen Lyon, dann aber namentlich eine überaus wichtige Bergstraße, welche längs der Romanche ostwärts hinaufführt zum Col du Lautaret (2075 m) und weiter an der Guisane abwärts nach Briançon, das im Quellgebiete der Durance in unmittelbarer Nähe des wichtigen Passes über den Mont Genèvre liegt. Das ist die Thalverzweigung des französischen Alpenabhanges, welche dem heutigen Straßennetz ebenso bestimmt, wie dem altrömischen, seine Grundlinien vorgezeichnet hat.

Die Richtung der Thäler und die Wegsamkeit der Pässe, zu denen sie führen, ist natürlich auch von unverkennbarer Bedeutung für die dem Wechsel unterworfene Lage der Sprachgrenze und der Landesgrenze. Der Gegensatz zwischen der freundlichen Natur der fruchtbaren italienischen Alpenthäler gegen die von der Natur minder günstig ausgestatteten Hochthäler Savoyens und des Dauphiné hatte gewiß noch in höherem Grade als das Uebergewicht der Macht Frankreichs Antheil an dem Uebergreifen der französischen Nationalität über den Hauptkamm, welcher die Wasserscheide trägt. Etwa 120 000 Bewohner des italienischen Abhanges reden französisch; aber sie wohnen nicht geschlossen in einer zusammenhängenden Landschaft, sondern immer in den Thälern, nach denen gute Verbindungen hinüberführen. Ganz französisch ist namentlich das Thal von Aosta jenseits des Kleinen St. Bernhard. Die Thäler des Orco und der Stura dagegen sind rein italienisch. Die Gletscherpässe der Graischen Alpen bilden eine scharfe Naturgrenze. Dagegen füllt französisch redende Bevölkerung wieder den Hintergrund des Thales der Dora Riparia bis hinab gegen Exilles und reicht über den Col de Sestrières hinüber in das verzweigte Thalgebiet des Clusone, in die durch ihre heldenmüthige Glaubenstreue berühmten Waldenser-Thäler. Bis 1697 reichte das französische Staatsgebiet im Clusone-Thal hinab bis über Pinerolo, und erst 1713 verlor Frankreich endgültig Fenestrelle und Exilles. Geringere Reste französischer Bevölkerung haben sich im Hintergrunde des Braita-Thales erhalten, dessen Hauptort Castel Delphino in seinem Namen die Erinnerung an die 1601 endende französische Herrschaft lebendig erhält.

Trotz dieses Herüberdringens französischer Sprache nach Osten erreichte bis 1860 die Landesgrenze Frankreichs nur im Durance-Gebiet die Wasserscheide und blieb sowohl nördlicher im Gebiet der Isère und des Arc, wie südlicher im Gebiet des Var weit hinter ihr zurück. Das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza waren selbständig gewordene Trümmer des Burgundischen Reiches. Die Herzöge von Savoyen griffen allmählich immer weiter über auf den italienischen Alpenabhang. Nach Erwerbung der Markgrafschaft Saluzzo (1601) und Montferrats (1629 bis 1687) lag der Schwerpunkt ihrer Macht bereits in Piemont. Die Zersplitterung Italiens bot ihrer klugen Interessenpolitik ein ergiebiges Feld, später dem Aufstreben ihres Staates eine große, von der Begeisterung ganz Italiens willkommen geheißene nationale Aufgabe. Im Interesse ihrer Durchführung verzichtete Victor Emanuel bekanntlich nicht nur auf die Grafschaft Nizza, sondern auch auf sein Stammland Savoyen. So gelangte Frankreich 1860 in den Besitz seiner natürlichen Grenze.

Der volle Werth dieser Errungenschaft trat in helles Licht, sobald Italien schneller, als Napoléon III hoffte und wünschte, zu einem festen Staatswesen zusammenwuchs und in der Reihe der europäischen Großmächte eine selbständige, nicht mehr den Interessen Frankreichs dienstbare

FRANKREICHS ALPENGRÄNZE

1:2250000

Kil. 50 100

Erhebungen über
200 Meter
1000 „
2000 „

P. Sprigade. Gaillard, ph.

Stellung einnahm. Da ward dem jungen erstarkenden Staate bald die Wehrlosigkeit seiner Alpengrenze, der Verlust der deckenden Zugangslandschaften jenseits der Alpen schmerzlich fühlbar, und dies Gefühl beständiger Bedrohung durch Frankreichs überlegene, in die günstigsten Alpenstellungen vorgerückte Militärmacht drängte zusammen mit der Umklammerung der Seeseite Italiens durch die französischen Besitzungen Korsika, Algier und Tunis nunmehr Italien gebieterisch zum engen Anschluß an das Friedensbündniß der mitteleuropäischen Mächte. Um dieses Bündnisses willen besitzt die französische Alpengrenze gegenwärtig auch für jeden Deutschen ein ganz besonderes Interesse. Es ist stark genug, um auch den nicht militärisch Geschulten zu dem Versuche zu verleiten, an der Hand der umfänglichen Literatur [1]) und mit Hilfe eigener Anschauung des Landes sich eine Vorstellung zu bilden von dem durch Naturausstattung und planvolle Vorbereitung bedingten Werthe dieser Grenze für die Landesvertheidigung Frankreichs.

Einem flüchtigen Beobachter könnte es scheinen, daß die politische Grenze zwischen Frankreich und Italien, welche genau mit der Wasserscheide zwischen Rhone und Po zusammenfällt, jetzt in der Weise geordnet sei, daß beide Nachbarn für den Schutz ihrer Gebiete gleicher Vortheile sich erfreuen und gleiche Nachtheile auf sich genommen hätten. Denn die Pässe selbst, die unmittelbaren Pforten zwischen beiden Ländern, sind gleichmäßig zwischen ihnen getheilt. Beide Staaten haben Antheil am Kleinen St. Bernhard, am Mont Cenis, am Mont Genèvre, am Col d'Argentière, und der Col di Tenda ist gänzlich mit seinem südwestlichen Abhange in der Hand Italiens. Aber bei aufmerksamer Erwägung zeigt sich leicht, daß Italien durch die Abtretung Savoyens und Nizzas sich gegenüber Frankreich in äußerst gefährdeter Lage befindet. Ziemlich unvermittelt, ohne einen breiten Gürtel von Vorbergen fällt der Ostrand der Westalpen nach Italien ab. Stößt die französische Armee auf keine künstlichen Hindernisse, so kann sie von der

Briançon, von Südwesten gesehen.

Paßhöhe der Grenze in einem Tagemarsche schon offene fruchtbare Thallandschaften erreichen, und ohne mit Schwierigkeiten der Verpflegung zu kämpfen, rasch zu freier Entwickelung ihrer Kräfte übergehen. Ungünstiger wäre das Loos eines Heeres, das den Versuch machte, über dieselben Pässe in entgegengesetzter Richtung nach Frankreich einzudringen. Durch enge, dünn bevölkerte und arme Thäler, in denen die Vertheidigung zahlreiche feste Stützpunkte findet, hätte es sich Tage lang in ausgedehnter Linie hindurch zu winden, stets eines Seitenangriffs oder einer Abschneidung der Rückzugslinie gewärtig. Ueberdies kann die Bewegung einer großen Armee durch die 120 bis 150 km breite Zone der Westalpen wegen der Schwierigkeit der Verpflegung unmöglich auf einer einzigen Alpenstraße sich vollziehen. Es würde eine Theilung in verschiedene Korps stattfinden. Für Frankreich hätte ein derartiges Vorgehen geringe Bedenken; denn nach leichtem Herabsteigen in die piemontesischen Thäler fänden sich die einzelnen Theile seiner Armee am Ausgange der Paßstraßen des Mont Cenis und des Mont Genèvre unmittelbar schon vereint, und in der piemontesischen Ebene könnten die hier aus den Alpen tretenden Truppen recht wohl die Fühlung gewinnen mit anderen, welche den Kleinen Bernhard oder andererseits einen der südlicheren Pässe überschritten hätten. Namentlich aber findet an dem von Natur aus schwächsten Theile der italienischen Alpen-Grenze, im Südwesten, eine für Frankreich vortheilhafte Konvergenz der Straßen vom Col d'Argentières und vom Col di Tenda, sowie von den östlicheren Pässen der Ligurischen Alpen statt. Dagegen liegt für ein eventuelles Vordringen von Italien

[1]) Terstyanszky, Militärgeographie von Italien, Lemberg 1861. — G. Niox, Géographie militaire. France. Paris 1878. — Ch. Clerc, Les Alpes Françaises. Etudes de géologie militaire. Paris 1882. — A. Marga, Géographie militaire. I. Généralités et la France. 4. éd. Paris 1885. 2 vol. avec atlas. — Fortification et défense de la frontière Franco-Italienne, par un officier français. Paris 1888. — E. Bureau, Nos frontières. Paris 1887.

her nach Süd-Frankreich erfahrungsgemäß in dem weiten Auseinanderirren der Thäler der Isère und Durance eine ernste Gefahr. Die französische Landesvertheidigung hat eine größere Möglichkeit für sich, die Theile einer feindlichen Invasionsarmee vereinzelt zu überwältigen.

Diese natürlichen, für Italien höchst ungünstigen Umstände gewinnen nun einen besonders bedrohlichen Charakter durch die Ueberlegenheit der französischen Kriegsmittel. Frankreich ist durch seine günstigere wirthschaftliche Lage in den Stand gesetzt, viel wirksamere Anstrengungen für die künstliche Aufbesserung seiner von Natur schon starken militärischen Stellung zu machen.

Um das Wesen der kriegerischen Anstalten beider Staaten zu würdigen, muß man die Natur des Gebirgskrieges sich gegenwärtig halten. Wenn auch ein Gebirgsland der Vertheidigung jedes einzelnen bestimmten Punktes große Vortheile bietet und der Entwickelung großer Angriffsbewegungen unzählige Hindernisse in den Weg stellt, ist doch nach dem Urtheil aller Militärschriftsteller die Vertheidigung hier noch schwerer als der Angriff. Wie soll man alle Thäler überwachen, alle Pässe wirksam verschließen? Wollte man alle direkt zu vertheidigen suchen, so müßte eine bedeutende Streitmacht verzettelt werden in kleine Abtheilungen, die schließlich am entscheidenden Punkte doch nur unzulängliche Kraft haben würden. Die Hoffnung des Angreifers liegt in der Möglichkeit, überraschend auf einen schwachen Punkt des Gegners eine überlegene Macht zu werfen, mit ihr rasch durch die Engen hindurchzudringen in offene Thalbecken, wo Raum zu freierer Entfaltung der Streitkräfte und reicheres, besser bevölkertes Land für die Verpflegung und Unterhaltung des Heeres zur Verfügung steht. Namentlich Knotenpunkte der Thalverzweigungen sind wichtig, da man von ihnen aus dann Schläge gegen die vereinzelten Abtheilungen des Vertheidigers führen kann. Diese Interessen des Angreifers schreiben dem Vertheidiger die zweckmäßigen Gegenmaßregeln deutlich vor.

Briançon, von Nordosten gesehen.

Er muß bestrebt sein, zunächst von allen Vorgängen bei dem Gegner beständig gut unterrichtet zu sein. Dazu gehören gebirgsgewohnte, auch im schwierigsten Terrain rasch sich bewegende Truppen, wie sie nach dem Beispiel Italiens jetzt auch Frankreich sich zu schulen sucht. Er muß ferner seine Hauptmacht vereinigt halten in einer Stellung, welche ihm schnelles Erscheinen an jedem bedrohten Punkte ermöglicht, und zwar ein Erscheinen mit hinlänglicher Kraft. Drittens muß der Vertheidiger Bedacht darauf nehmen, für diese Märsche Zeit zu gewinnen, indem er dem Gegner in den Engen aller Thäler, durch die er vordringen könnte, durch Sperrforts, für welche eine schwache Besatzung genügt, Aufenthalt bereitet, ihn dort so lange festhalten läßt, bis die Hauptmacht herankommt. Für die Schnelligkeit der Bewegungen der letzteren muß deshalb im Frieden schon vorgesorgt sein durch ein möglichst vollkommenes Straßennetz, welches dem Vertheidiger ein schnelles Vorschieben seiner Kräfte gestattet und ihm die Benutzung kurzer Verbindungen sichert, während der Feind weitere Wege zurückzulegen hat. Endlich müssen für den schlimmsten Fall, daß ein Vordringen des Feindes durch die Engen nicht verhindert werden kann, die großen wichtigen Knotenpunkte der Hauptthäler, zumal breite, fruchtbare Thalbecken, durch größere Festungen geschirmt sein, die auch bei geringer Zahl der Vertheidiger dem Feinde Halt gebieten können, bis Hilfe aus weiterer Ferne einen Umschwung in der Kriegslage herbeiführt.

Die Grundsätze dieser Strategie: Zusammenhalten der Kräfte und Vervielfältigung ihres Werthes durch rasche Bewegungen, sind in den Westalpen selbst recht eigentlich entwickelt und erprobt worden von dem Meister des Gebirgskrieges, dem Marschall Berwick, im spanischen Erbfolgekriege. Ihm fiel in den Jahren 1708 bis 1712 die Aufgabe zu, mit geringen Kräften die ganze französische Alpengrenze von Genf bis Nizza zu decken gegenüber einem überlegenen Feinde. Er blieb mit seiner Hauptmacht bei

Briançon hart an der piemontesischen Grenze, durch möglichst vervollkommnete Wege gut verbunden mit kleineren Flügelabtheilungen im Isère-Thal und im Thal der Ubaye. Immer gelang es ihm, so rasch selbst unerwarteten feindlichen Vorstößen zu begegnen, daß er am bedrohten Punkte rechtzeitig mit der Hauptmacht erschien. Schon damals war Hauptbedingung für die Möglichkeit dieser Vertheidigung die absolute Sicherheit des Centrums seiner Stellung, Briançon, selbst wenn einmal nur ganz schwache Kräfte dort verbleiben konnten.

Auch heute ist Briançon der Kernpunkt der Vertheidigung der Alpengrenze. Hier haben die Franzosen die größten Anstrengungen gemacht, dem Gegner ihr eigenes Gebiet fest zu verschließen und für einen Einbruch nach Piemont sich wirksam vorzubereiten. Hier öffnet sich zwischen den Quellgebieten der Durance und der Dora Riparia der am leichtesten gangbare aller Westalpenpässe, der Mont Genèvre. Die Paßhöhe ist ein breites, noch dem Getreidebau zugängliches Hochthal. Unmittelbar auf ihr liegt noch ein Dörfchen, gegen die Nordwinde vortrefflich geschützt durch den Mont Chaberton, dessen Fuß noch dunkle Kieferwälder umfangen. In geringer Entfernung überschreiten noch andere Saumwege den Kamm, so nördlich die besonders tiefe Scharte des Col de l'Echelle (1790 m). Trotz der bedeutenden Steilheit seines Ostabfalls soll dieser Paß, der für eine Unterführung durch eine Eisenbahn ausersehen ist, ebenso wie die höheren südlichen Pässe, Col de Gimont und Col de Bousson, im Nothfall selbst für Artillerie überschreitbar zu machen sein. Alle diese Pässe überwacht Briançon, gelegen an der Verästelung der Wurzeln des Durance-Thales, am Vereinigungspunkte wichtiger Verkehrslinien. Die drei Thäler der Guisane, der Durance und des Cervières-Baches treffen von NW, NO und O her zusammen in einem 1200 m hoch liegenden, weiten Thalgrunde, der 4 km lang, 1 bis 2 km breit, einen guten Lagerplatz für eine kleine Armee, auch reichlich Futter für Kavallerie- und Artilleriepferde gewährt. Ueber dieses Becken, das in den anthracitführenden Sandsteinen ausgehöhlt ist, erhebt sich das obere Durance-Thal unmittelbar mit einer steil aufsteigenden, 100 m hohen Stufe, die aus Kalken der Trias- und Lias-Formation aufgebaut ist. Auf dieser Stufe, welche die Durance in einer 60 bis 70 m tiefen Schlucht zersägt hat, liegt Briançon (1326 m). Die kleine, kaum 4000 Bewohner zählende Stadt drängt sich auf den Felsen des rechten Ufers zusammen und streckt ihre zwei langen, engen Hauptstraßen, welche für Wagenverkehr viel zu steil sind, direkt über den Abhang der Thalstufe hinunter bis zu einem Steilabbruch derselben. Mit Ueberraschung steht man, wenn man in den engen Gassen hinuntergeschritten ist, am unteren Stadtende plötzlich an dieser noch 60 m hohen Wand und überblickt zu Füßen den geräumigen Grund des Lagerfeldes.

Die Befestigungen sind natürlich hauptsächlich nach Osten, gegen die Grenze gekehrt. Dicht über der Stadt auf den Felsen des rechten Ufers liegt das Fort du Château, mit ihm durch einen großen schönen Brückenbogen (pont de communication, 50 m über dem Spiegel der Durance, s. Abbildung 2) verbunden auf dem linken Ufer das Hauptfort „des trois têtes“ und in gleichem Niveau etwas weiter östlich vorgeschoben das Fort Dauphin, alle auf steilwandigen Kalksteinplateaus. Zu wirksamer Ueberwachung des südlicheren Seitenthales von Cervières liegen auf der Kammhöhe das große Fort du Randouillet (1710 m) und das Fort Anjou. Diese Kette der älteren Befestigungen, an deren Vervollkommnung namentlich Berwick gearbeitet hat, ist seit 1873 beiderseits verlängert worden bis zu noch höheren Bergzinnen empor. Auf der Nordseite von Briançon beherrscht nunmehr das Fort der Croix de Toulouse (1973 m) die Mont Genèvre-Straße bis hinauf zur Paßhöhe, und jenseits des Thales von Cervières erhebt sich im Süden auf steiler Höhe das Fort der Croix de Bretagne (2137 m), an welches sich, bis 2652 m ansteigend, die Vertheidigungslinie der Grande Maye anschließt, gedeckt durch einen Steilabfall von 700 m. Nicht zufrieden mit dieser Ausdehnung der alten Vertheidigungsfront bis zu einer Länge von 8 km, hat man eine kürzere zweite Vertheidigungslinie 2 km weiter gegen die Grenze vorgeschoben. Ihr Hauptwerk, das Fort de l'Infernet, krönt einen schroffen, 2380 m hohen Gipfel, 1060 m über Briançon. Das Fort de l'Infernet hielt gerade Schießübungen, als ich Briançon besuchte. Es war ein märchenhafter Anblick, von der Felsenzinne eines hohen Gipfels die Rauchwolken hervorbrechen zu sehen, denen zögernd der Donner des Geschützes folgte. Dies Fort liegt allerdings viel zu hoch, um die Thalstrecken unmittelbar unter sich wirksam zu bestreichen, aber es deckt die tieferen Forts gegen eine Beschießung von höher thalaufwärts sich einnistenden feindlichen Batterien und beherrscht die augenscheinlich geflissentlich abgeholzten Lehnen, über welche in langen Windungen die Straße vom Mont Genèvre herunterkommt. Ein nach Osten schroff abbrechender Bergsporn, welcher von diesem Fort nordwärts niederzieht, dient als Anlehnung der an das Fort sich anknüpfenden Vertheidigungslinie, hinter welcher geeignete Lagerplätze für Truppen sich ausbreiten. In den letzten Jahren ist noch eine dritte 3 km lange Vertheidigungsfront, nur 3 km von der Landesgrenze, angelegt worden, unmittelbar südlich von der Hochfläche des Mont Genèvre, auf dem hohen Rücken vom Mont Janus (2371 m) bis zum Mont Gontran (2464 m). Diese Linie besteht aus drei Infanterie-Redouten auf hoch ragenden, die Umgebung überschauenden Punkten und neun mit Rasen gedeckten Batterien (zwischen 2050 und 2584 m Höhe), welche durch einen verdeckten Weg mit einander verbunden sind.

Die Straßenanlagen auf all diese steilen Alpengipfel hinauf, die Bauten in dieser Höhe und die Armirung und Unterhaltung der vielen Befestigungen müssen schon viele Millionen verschlungen haben. Und doch sinnen die Franzosen immer noch auf neue Vervollkommnungen dieses großen Bollwerks. Sie rechnen sichtlich auch mit der Möglichkeit, daß die von Osten anscheinend unangreifbare Festung umgangen und dann unter unerwarteten Bedingungen von rückwärts angegriffen werden könnte. Namentlich auf der Nordseite halten sie eine Umgehung Briançons nicht für ausgeschlossen. Sie sind deshalb mit der Befestigung des Kammes zwischen Durance und Guisane bereits weiter nördlich fortgeschritten. Batterien am Rocher des Olives sollen alle Pässe zwischen Mont Chaberton und Mont Tabor versperren. Zeitweise war auch die Rede davon, auf den Höhen westlich von Briançon bei Notre Dame des Neiges (2297 m) ein Fort zu errichten. Das scheint indeß bisher unterblieben zu sein. Dagegen ist die Eisenbahn von Briançon nach Gap vollendet und damit eine neue schnelle Verbindung mit Grenoble geschaffen, mit dem Briançon bisher nur über den Col du Lautaret verkehrte. Dieser Bahnbau hat namentlich die Offensivkraft Briançons ungemein gesteigert.

Ueber den Werth und die Widerstandskraft dieser Riesenfestung dürfte selbst der kundigste Militär schwerlich ein vollkommen sicheres Urtheil abgeben können. Denn in die Natur dieser Festung treten Eigenthümlichkeiten ein, für deren Beurtheilung noch die Probe der Erfahrung fehlt. Der Laie empfängt zunächst den Eindruck der Unüberwindlichkeit, wenn er, unter den Feuerschlünden der niederen Forts hinschreitend, sein Auge erhebt zu den Mauerkronen hochragender Gipfel und sich in meilenweitem Umkreise immer noch im Schußbereich verkappter Batterien weiß, die

sich auf kaum zugänglichen Bergstufen eingenistet haben. Im vollen Sonnenlicht klarer Sommertage bleibt kaum ein Thalfältchen der ganzen weiten Umgebung unüberwacht. Wie aber stellt sich das Zusammenwirken aller Theile dieses großen Befestigungsnetzes, wenn wochenlang Wolken die Bergforts verhüllen? Wie wirkt der Winter auf die Vertheidigungsfähigkeit dieser Alpenzinnen? Er macht sie einerseits noch schwerer erreichbar für den regelrechten Angriff, schwächt aber andererseits ihre Widerstandskraft, wenn großer Schneefall oder Eisbedeckung die Fahrstraßen, welche vom Kern der Festung emporführen, entwerthet, wenn eine Menge kleiner Angriffshindernisse verschwindet unter der Schneehülle. Ob dann alle die hohen Posten noch völlig gesichert sind vor Ueberrumpelung, muß erst die Probe lehren.

Jedenfalls ist Briançon das gewaltigste Bollwerk der französischen Alpengrenze, der Hauptstützpunkt ihrer Vertheidigung. In Erinnerung an die guten Dienste dieses Platzes in Berwick's Zeit haben die Franzosen auch neuerdings sich bemüht, seiner Wirksamkeit eine Ausdehnung bis in die benachbarten Thäler zu sichern. Von der Straße, welche längs der Guisane zum Col du Lautaret hinaufsteigt, zweigt sich kurz vor dem Paß nunmehr nordwärts, eine Militärstraße ab nach dem 2650 m hohen Col du Galibier. Sie ist noch jetzt nicht im besten Zustande, würde aber im Falle des Bedürfnisses binnen kurzer Zeit vollkommen leistungsfähig gemacht werden können. Sie erreicht jenseits des Passes das Thal von Valloire (1430 m). Hat man dies große Alpendorf durchwandert, so sieht man bald den Bach des Thales tiefer und tiefer sich einschneiden. In einer wilden, unzugänglichen Klamm eilt er mit reißendem Gefäll hinab zum Arc. Die breite Thalsohle aber, in welche der Bach seine Schlucht eingräbt, und der an ihrem Rande hinführende Weg halten sich weiter nahezu in der Höhe des Dorfes. Der Weg steigt sogar merklich. Ein Felsriegel sperrt den Ausblick thalauswärts. Ein kleiner Tunnel führt durch ihn hindurch. Hat man ihn durchschritten, so steht man mit Ueberraschung hoch an der südlichen Wand des Arc-Thales, 900 m über den Weinbergen von St. Michel. Von dieser nunmehr befestigten Höhe von Valloire beherrscht man das zu Füßen liegende Thal des Arc und sperrt es für eine feindliche Invasion, welcher schon weiter thalaufwärts die alten Werke von Fort Esseillon und weiter abwärts die fürchterlichen Engen des Thales ernste Schwierigkeiten und Gefahren bereiten würden[1]). Diese wichtige Stellung von Valloire bildet den linken Flügel der ganzen auf Briançon gestützten Vertheidigungsfront der Landesgrenze. Auf der anderen Seite, im Süden, sichert die Bahn des Durance-Thales eine rasche Verbindung mit der neuerdings verstärkten Festung Mont Dauphin, an der Einmündung des Guil, dessen oberes Thal im Fort Queyras einen besonderen, durch leichte Pässe (Col d'Ayes 2500 m, Col d'Izouard 2388 m) mit Briançon in gerader Linie verbundenen Stützpunkt der Grenzvertheidigung besitzt. So weit bis in die Thäler des Arc und des Guil erstreckt sich heute die hinlänglich vorbereitete Wirkung Briançons. Eine Deckung entlegenerer Thäler, des Isère-Thales im Norden und selbst des Quellthales der Ubaye im Süden, ist nicht mehr so gut möglich, wie zu Berwick's Zeiten, weil die Hauptstraßen der Thäler dem Angreifer weit schnellere Bewegungen gestatten. (Schluß folgt.)

[1]) Marschall Berwick: „Pour assurer les navettes nécessaires j'avais ma principale attention sur Valloire, poste excellent qui couvrait le Galibier, empêchait les ennemis de descendre par la Maurienne plus bas que St. Michel, et par conséquent les rejetait nécessairement dans la Tarentaise, s'ils voulussent aller en Savoie me donnant tout le temps d'y arriver avant eux et de m'y placer."

J. Chaffanjon's Reisen im Gebiete des Orinoko und Caura.

VI. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit fünf Abbildungen.)

Die Berge am oberen Orinoko sind theils von spärlichem Waldwuchs bedeckt, theils völlig kahl. Die wolkenbruchartigen Regen lassen kein Erdreich auf ihnen aufkommen, sondern sie waschen es hinab in das Thal. Andererseits sind aber auch die Berge infolge der mangelnden Bodenkrume und infolge des mangelnden Waldes nicht im Stande, das Wasser zurückzuhalten, und daher kommt es, daß die Ströme durch einen einzigen Regenguß bis zum Ueberlaufen gefüllt werden, und daß unbedeutende Bäche sich oft über Nacht in wilde Ströme verwandeln, die Alles mit sich fortreißen — mächtige Steinblöcke, hundertjährige Uferbäume rc. Bei der Thalfahrt auf dem Cunucunuma erlebte Chaffanjon einen Guß, durch den dieser Strom bei einer Breite von 200 m binnen vier Stunden um 1 m 68 cm stieg.

Am 29. November war die Expedition wieder vereinigt, und tags darauf konnte die Reise auf dem Orinoko weiter fortgesetzt werden, so daß man bereits am Nachmittage die Mündung des Cassiquiare erreichte. Dieselbe ist kaum vierzig Meter breit und kann, wenn man sich nicht in der Nähe des betreffenden (linken) Ufers hält, leicht gänzlich übersehen werden. Chaffanjon befuhr den interessanten Fluß, durch den der Orinoko mit dem Rio Negro und Amazonas kommunizirt, nur auf der kurzen Strecke bis zum Camucapi. Dann ging es auf dem Orinoko weiter, und durch den vom Cerro Doromoni und Cerro Tamatama gebildeten Engpaß hindurch, wo der Strom, auf 80 m Breite zusammengedrängt, eine große Wildheit entfaltet. Die Bifurkation des Cassiquiare ist augenscheinlich auf die erodirende Wirkung der ungestümen Hochwasser zurückzuführen, die ursprünglich eine periodische und später — durch beständige Wiederholung — eine permanente Verbindung zwischen dem Orinoko und Amazonas schufen[1]). Im kleineren Maßstabe sind dieselben in der betreffenden Gegend übrigens keineswegs selten, und auch der Camucapi, der auf dem Cerro Mono entspringt und parallel mit dem Orinoko fließt, kommunizirt ebensowohl mit diesem Hauptstrome wie mit dem Cassiquiare (S. die Karte in Nr. 13, S. 196).

Nachdem die Stromenge am Cerro Doromoni passirt ist, nähert man sich der Bergmasse des Cerro Duido, die

[1]) Vergl. hierzu A. v. Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden, Bd. 4, S. 36 ff.

in dicke Wolken eingehüllt ist und auf der der Regen in Strömen niedergeht, während man auf dem Flusse kaum ein paar Tropfen spürt. Aus den Cerros Guaraco, die daneben liegen, sollen in der Regenzeit bisweilen Flammen

La Esmeralda.

Der Uferwald am oberen Orinoko.

aufschlagen, die den anwohnenden Indianerstämmen — den Maquiritares im Norden und den Bares im Süden — Anlaß zu verschiedenfachem Aberglauben geben, und aus denen sich die einen Glück, die anderen aber Unglück herausdeuten.

Am 2. Dezember erreicht man nach einer ziemlich mühseligen Fahrt Esmeralda, findet die fünf Häuser, aus denen dieser Ort besteht, aber völlig verlassen und in Ruinen, obgleich die Lage an dem Fuße des reichlich 3000 m hohen Cerro Duido und inmitten schönen Weidelandes eine prächtige genannt werden darf (S. Abbildung 1). Es scheint, daß die Moskitos, die den Reisenden in ungeheuren Schwärmen umsummen, die indianischen Bewohner vertrieben haben. An das alte spanische Dorf, das einst hier gestanden hat, erinnert nur noch das Mauerwerk einer verfallenen Kirche, sowie ein Kreuz, das sich auf dem Gipfel eines kleinen Hügels erhebt.

Ein Stück weiter stromauf unternahm man eine weitere kleinere Seitentour auf dem Iguapo — einem anderen Nebenflusse von rechts her —, um einen weiteren „Sitio" der Maquiritares, der nur aus zwei Hütten besteht, zu besuchen. Man beobachtete hier ein plötzliches Steigen des Stromes um volle 3 m, als Folge eines tropischen Regens, und unter den Bewohnern des „Sitio", die noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Neger Ricardo stehen, konstatirte man einen Fall von Polyandrie, während anderweit — so noch bei Aramare — Polygamie herrschte. Es gelang vier der Leute zu werben, um die Expediton auf der weiteren Reise zu begleiten.

Bis Esmeralda und bis zum Iguapo war die Karte von Codbazzi dem Reisenden von einigem Nutzen gewesen, aber von diesem Punkte an schien dieselbe aus lauter Irrthümern zusammengesetzt zu sein, wahrscheinlich weil sie einfach auf den Angaben der Indianer beruht. Es gab infolgedessen von jetzt ab genug topographische Arbeit zu leisten, indem man weiter vorwärts drang.

Indianer-Fußsteg über den Orinoko.

An der Mündung des Gabirima stieß man auf die letzte Hütte, in der noch eine gewisse Civilisation zu merken war (S. Abbildung 5). Die Bewohner waren Flüchtlinge, die wegen ihrer Verbrechen in dieser Wildniß eine Stätte gesucht hatten. Hier machten die Begleiter des Reisenden abermals einen Versuch, mit den Booten zu desertiren, und zweien gelang das auch, während die übrigen durch den Revolver zum Ausharren bewogen wurden. Der Verlust mußte aus der Zahl der Verbrecher von Gabirima gedeckt werden, und mit zwölf Mann Begleitung wurde die Reise weiter fortgesetzt. Die Verproviantirung der Expedition fiel in keiner Weise schwer, da der Wald von Wildpret und der Fluß von Fischen voll war.

Oberhalb der Gabirima-Mündung ist der Orinoko nur noch 150 bis 200 m breit. Die kleinen, schmalen, aber tiefen Nebenflüsse sind außerordentlich zahlreich und sichern dem Strome ein bedeutendes Wasservolumen. Beim Cerro Chiguire verengt letzterer sich auf etwa 50 m, und dort entsteht zugleich auch wieder ein Raudal. Der Padamo erscheint beinahe bedeutender als der Orinoko selbst. An ihm hat die Mehrzahl der Maquiritares ihre Sitze. Dieselben verkehren aber im allgemeinen nicht mit dem unteren Orinoko, sondern sie unternehmen, mit Federn, Hängematten, Körben und Edelsteinen beladen, von Zeit zu Zeit eigenthümliche Handelsexpeditionen in das britische Guyana und gelangen dabei bis nach Demerara hin. Unter den Gegenständen,

die sie von dort zurückbringen, spielen Gewehre, Schießbedarf, Hunde und Seemuscheln (Flügelschnecken, Strombus; zu Pulverhörnern gebraucht) eine Hauptrolle.

Oberhalb der Padamo-Mündung wird der Orinoko viel schmaler, und bei der Ocamo-Mündung ist er kaum noch 50 m breit. Die hohen, waldgekrönten Ufer lassen ihn aber sehr tief erscheinen. Unter den Bäumen bemerkt man von Esmeralda an sehr häufig die bekannte Yuvilla (den Paranuß-Baum, Bertolletia excelsa).

Die Bootsbemannung hegt in dieser Gegend mehr und mehr Furcht vor den Indios bravos. Sie vermeidet ängstlich die Nähe des rechten Stromufers und erzählt sich von den wilden Guaharibos allerlei Schauergeschichten: wie sie diesen oder jenen Sitio der Maquiritares nächtlicherweile überfallen, Männer, Frauen und Kinder gemordet, und Alles, was irgend welchen Werth repräsentirt, davon getragen haben. Keiner der Maquiritares ist auch jemals über die Ocamo-Mündung hinaus gekommen.

Guaharibo-Hütten.

Bei den Cerros Mora münden mehrere Barrancas in den Orinoko, von denen die eine dergestalt von Ameisen und Ameisennestern wimmelt, daß sie als Barranca Horniga bezeichnet wird. Vor der Barranca Yukira steht eine Hütte, in der während der Paranuß-Ernte ein paar Bares-Indianer ihr Quartier aufzuschlagen pflegen. In dieser übernachtet man am 7. Dezember. Am folgenden Tage ist dann der Cerro Yaname, der den höchsten Bergstöcken der Gegend zuzählt, und hinter demselben die Mündung des Rio Mavaca erreicht. Hier trat aber nochmals ein kritischer Punkt ein, durch den die ganze Weiterreise in Frage gestellt wurde. Die Mannschaft wollte nicht weiter vorwärts und revoltirte offen gegen Chaffanjon, so daß es diesem und seinem weißen Begleiter, M. A. Morisot, nur durch die äußerste Energie und mit dem Revolver in der Hand möglich war, die Ausführung der Befehle zu erzwingen, und daß in der Nacht nicht mehr an Schlaf gedacht werden konnte, weil man immer gewärtig sein mußte, die Leute

würden den ersten Augenblick benutzen, um mit den Booten zu entweichen.

Hinter dem kleinen Raudal von Maviche gewahrt man die erste Spur von Guaharibos: einen kleinen, künstlich durch den Urwald gebahnten Pfad. Die Brüche an den Zweigen sind aber älteren Datums und gehören in keinem Falle dem laufenden Jahre an. Nichtsdestoweniger fürchten die indianischen Begleiter des Reisenden jeden Augenblick einen Hagel von Pfeilen aus dem Dickicht, in dem sich die Wilden zu verstecken pflegen. Drei Tapire, die aus dem Wasser auftauchen, bieten eine heilsame Zerstreuung; man macht Jagd auf sie, und es gelingt auch, sie alle drei zu erlegen. Dieses und ein anderes Jägerkunststückchen, dem fünf Pavas zum Opfer fielen, erfüllt die Leute auch zugleich wieder mit einigem Vertrauen. Das Thierleben ist ein sehr reiches in der Gegend, und Tapire, Pecaris, Cabiais, Merimondes (Ateles), Hoccos, Truthühner („Pavas") 2c. giebt es in großer Zahl. Auch Schlangen kommen vor, und man tödtete eine Riesenschlange, die volle 6 m 50 cm maß.

Ohne nennenswerthe Schwierigkeit wird ferner der Raudal de Yamaraquin durchfahren, jenseits dessen sich hart am rechten Ufer die Cerros Bocon zu einer Höhe von 850 m erheben. Der Strom ist hier stellenweise nur noch 15 bis 20 m breit.

Die schwarzen Felsmassen der noch höheren Cerros Guanayos liegen ebenfalls auf dem rechten Ufer und sind von den Betten zahlloser Waldbäche zerschnitten. Sie verursachen die Raudals von Marques und Harina, die ebenfalls leicht überwunden werden. Weiterhin folgt dann der Raudal der Guaharibos, der sich in einer Reihenfolge von Stufen über 12 bis 13 km ausdehnt und durch die Sierra Guahariba gebildet wird. Dank dem hohen Wasserstande und mit Hilfe der „Espilla" kommen die Boote auch durch diesen ohne Zwischenfall hindurch. Oberhalb des Raudals muß aber eine neue Revolte der Mannschaft gewaltsam unterdrückt werden.

Hütte am Gabirima.

Am Fuße des nächsten Raudals stößt man am 13. Dezember auf eine weitere unverkennbare Spur der Guaharibos — auf sieben kleine, in primitiver Weise aus Baumzweigen hergestellte Hütten, zwischen denen noch die Feuerstätten wahrnehmbar sind, und um die zerschlagene Paranüsse herumliegen (S. Abbildung 4). Hier werden die Zelte aufgeschlagen und die Boote ausgeladen. Es erweist sich aber trotzdem bald als ein Ding der Unmöglichkeit, in derselben Weise wie bisher noch weiter vorwärts zu kommen. Der größere Theil der Mannschaft muß daher unter Morisot mit dem größeren Boote zurückgelassen werden, indeß Chaffanjon selbst, nur von zwei Bares-Indianern begleitet, in dem Curiare den Stromlauf noch weiter bis zu seiner Quelle verfolgt. Auch dieser Plan drohte in dem entscheidenden Augenblicke noch dadurch vereitelt zu werden, da sich der bisherige Führer mit dem Curiare auf und davon gemacht hatte. Glücklicherweise gelang es aber den Treulosen mit dem größeren Boote wieder einzuholen und zurückzubringen.

Am 14. Dezember wurde dann das letzte Stück Forscherarbeit in Angriff genommen, und an der Sierra Guahariba entlang steuerte die stark verkleinerte Expedition auf dem jungen Orinoko weiter aufwärts. Derselbe verschmälert

sich nun auf 12 bis 15 m. Ein 1460 m hoher Berg am linken Ufer wurde nach dem Generalsekretär der Pariser Geographischen Gesellschaft Pic Maunoir genannt. Jenseits desselben überraschte man am 16. Dezember eine Anzahl Guaharibos, die zuerst vor Schrecken starr waren, dann aber unter lautem Angstgeschrei im Dickicht verschwanden, sich wie Schlangen und Eidechsen durch das Astwerk hindurch windend, indeß der Reisende und seine Begleiter sich vergeblich bemühten, ihnen zu folgen und sie durch Zurufe zum Bleiben zu veranlassen. Kleine, schwächliche, häßliche Gestalten, erschienen sie im übrigen nicht im geringsten so furchtbar, wie sie die Beschreibungen der Nachbarstämme darstellten. Als einzige Waffe führten sie einen Stock. Man hatte die Aermsten gerade bei ihrer Mahlzeit gestört, die aus Palmsprossen, Paranüssen und kleinen Kügelchen aus zerquetschten Ameisen (comejen) bestand.

Oberhalb zweier kleiner Raudals, die nun zu passiren waren, lenkte ein primitiver Steg aus Baumästen, der zweifellos eine künstliche Schöpfung war, die Aufmerksamkeit auf sich, und dicht dabei sah man abermals drei Guaharibos. Man suchte sie wieder durch Zeichen und durch das Entgegenhalten von Geschenken dazu zu veranlassen, näher zu kommen, aber sie verschwanden ebenso scheu wie die ersten, und um ihnen für die gewährte freie Passage eine Gebühr zu zahlen, mußte man einige Gegenstände, die ihnen nützlich sein konnten, mitten auf ihren Pfad legen.

In dem Raudal Solitario war es unmöglich mit dem Kanu über einen Fall von 4 m Höhe hinweg zu kommen. Es mußte daher ein Durchhau durch den Uferwald geschaffen und das Fahrzeug zu Lande aufwärts transportirt werden. Ein weiterer Raudal wurde nach den in eigenthümlicher Weise zernagten Felsen „Grotten-Raudal“ benannt. Oberhalb desselben dehnt sich ein großer Sumpf aus, dessen weicher Thonboden mit einer dichten Vegetation von Wasserpflanzen bedeckt ist, im Osten und Süden davon aber sieht man ein hohes Gebirge auftauchen. Der beträchtlichste Tributär, der hier den Orinoko verstärkt, wurde nach dem Präsidenten der venezuelanischen Republik Canio Crespo getauft. Weiter aufwärts fließt der Orinoko zwischen mauergleichen Ufern dahin, die bald aus festem Fels, bald aus Thon bestehen. Dann setzt ein Wall aus mächtigen Steinblöcken der Fahrt ein Ziel. Zu Fuß klettert man nun noch eine Strecke im Gebirge aufwärts, immer entlang dem Flusse, der jetzt nur noch ein paar Meter breit ist — auch dabei wieder eine Horde Guaharibos zu eiliger Flucht aufscheuchend —, dann macht man vor einer Bergwand, von denen der Wildbach in der Form von Kaskaden herabstürzt, Halt. Man darf die Quellen des Orinoko als erreicht betrachten. Man entfaltet zum Zeichen des wissenschaftlichen Sieges seine Fahne und man benennt den Berg auf der gegen 1400 m hohen Sierra Parima, von dem der Fluß herabkommt, Mont Lesseps. In den achtzehn letzten Tagen hat man sich auf einem Boden bewegt, der bis dahin eine vollkommene terra incognita war. Die Fahrt von Ciudad Bolivar bis hierher hat $7^1/_2$ Monate, die von San Fernando 47 Tage in Anspruch genommen.

Die Fahrt rückwärts geht viel rascher von statten. In zwei Tagen war man wieder bei den Gefährten am „Raudal de los Frances“, in vier weiteren Tagen am Gabirima, und zwei Wochen später in San Fernando de Atabapo. Damit durfte aber auch die zweite Orinoko-Reise J. Chaffanjon's als glücklich beendet betrachtet werden.

Zur Geschichte des Orienthandels im Mittelalter.

Von Dr. Friedrich Hirth.

(Schluß.)

Ich will das Gesagte an der Schilderung eines beliebig herausgegriffenen Landes zu erklären versuchen. Die wörtliche Uebersetzung dieses Abschnittes lautet wie folgt.

Pi-pa-lo.

„Das Land Pi-pa-lo enthält über vier Provinzen; alles Dörfer, wo gewaltthätige Tapferkeit in hohem Ansehen steht. Die Bewohner beten zum Himmel und nicht zu Buddha. Das Land erzeugt Kameele und Schafe, und das Volk nährt sich von Fleisch und Milch des Kameels und von Backwerk. Sonstige Erzeugnisse sind Ambra, große Elephantenzähne und Rhinoceroshorn. Von den Elephantenzähnen wiegen einige über 100 Kätty (= $133^1/_3$ Pfund), und es giebt Rhinoceroshörner von über 10 Kätty (= $13^1/_3$ Pfund). Das Land ist reich an Kostwurzel (putchuck), Storaxbalsam, Myrrhen und Schildpatt von außerordentlicher Dicke, wonach in anderen Ländern große Nachfrage herrscht. Das Land erzeugt ferner ein Geschöpf, das man den „Kameelstorch“ nennt. Es ist, von der Erde bis zum Kopf gemessen, sieben chinesische Fuß hoch, hat Flügel, kann aber nicht hoch fliegen. Ferner ein Säugethier, genannt Tsu-la-fu; es ist einem Kameel ähnlich, jedoch größer und von gelblichem, rinderfarbigem Fell; seine Vorderbeine sind fünf, die Hinterbeine nur drei chinesische Fuß hoch; der Kopf ist hoch und nach oben gerichtet; das Fell ist einen Zoll dick. Es ist da ferner eine Art Maulesel mit braunen, weißen und schwarzen gürtelartigen Streifen um den Leib. Unter den wilden Thieren in den Gebirgseinöden finden sich Abarten des Kameels. Die Bewohner tödten sie auf der Jagd mit vergifteten Pfeilen.“

Jetzt entsteht die Frage: welches von den zahlreichen, am Handel des 13. Jahrhunderts betheiligten Ländern kann mit dieser Schilderung gemeint sein? Diese Frage ist insofern von Wichtigkeit, als in der weit ausführlicheren Beschreibung eines anderen Landes, Namens Chung-li, gesagt wird, daß es durch eine unbewohnte Gebirgsmasse vom Lande Pi-pa-lo getrennt wird. Sobald wir daher über das letztere im klaren sind, ergiebt sich die Lage von Chung-li von selbst. Meine Schlußfolgerungen sind zunächst auf die natürlichen Produkte gerichtet. Der „Kameelstorch“, der große Vogel, der zwar Flügel hat, aber nicht fliegen kann, ist nur auf den Strauß zu deuten; das Thier Tsu-la-fu, das sich durch lange Vorderbeine, kurze Hinterbeine und langen Hals auszeichnet, ist selbstverständlich die Giraffe, wie uns schon die chinesische Verstümmelung des arabischen Zirâfah sagt; das dritte Thier mit den bunten Streifen muß das Zebra sein. Dazu kommt, daß Elephantenzähne und Rhinoceroshörner zu den Hauptprodukten gehören. Das Land, dem eine solche Fauna eigenthümlich ist, kann nur

in Afrika gelegen haben. Sehen wir uns schließlich noch den Namen an, so ist in Erwägung zu ziehen, daß die cantonesische Aussprache des Namens, die uns in vielen Fällen als Schlüssel zum Verständniß der von unserem Autor in der südlichen Aussprache seiner Zeit wiedergegebenen fremden Laute dient, Pat-pa-lo ist. Nun muß bemerkt werden, daß der Konsonant r am Ende einer Silbe von den Chinesen wegen seiner Nicht-Existenz im Lautmaterial der Sprache bei der Transskription fremder Namen sehr häufig durch t ersetzt wird, daß wir also par oder bar für pat lesen dürfen[1]). Die letzte Silbe lo aber entspricht dem Sanskrit râ in zahllosen Transskriptionen buddhistischer Gebete und sonstiger Texte. Wir sind durch diese Betrachtungen in den Stand gesetzt, den dem chinesischen Autor ursprünglich vorgesprochenen fremden Namen zu rekonstruiren als Barbara oder Berbera. So hieß eine im Mittelalter als arabische Kolonie wohlbekannte Ansiedelung an der afrikanischen Ostküste, gegenüber der Einfahrt in das Rothe Meer. Dadurch sind wir gleichzeitig in den Stand gesetzt, das Nachbarland, die Stämme der Somali, wieder zu erkennen in der Beschreibung, die uns Chao Ju-kua unter dem Namen Chung-li hinterlassen hat.

Die Bewohner von Chung-li tragen keine Kopfbedeckung und gehen barfuß, kennen auch sonst keine Kleider. Nur die hohen Würdenträger und das Gefolge des Königs zeichnen sich vor dem übrigen Volke durch Jacke und Turban aus. Der König wohnt in einem Gebäude, zu dessen Mauern verzierte Edelsteine verwendet werden, während das Haus des gewöhnlichen Mannes aus einem Schutzdach von vegetabilischem Flechtwerk besteht. Backwerk, Schafs- und Kameelsmilch bilden die tägliche Nahrung. Rinder, Schafe und Kameele finden sich in Menge. Die Araber betrachten dieses Land als die Heimath des Weihrauchs. (Ich muß hier einschalten, daß Chao Ju-kua in seiner im zweiten Buche enthaltenen Besprechung des Weihrauchs als Handelsartikel drei Namen als Ausfuhr- resp. Erzeugungsorte nennt, die ich mit den Häfen von Merbot, Scheher und Dhofar an der Südküste Arabiens identificire.) Unter den Bewohnern des Landes giebt es Zauberer, die sich in Vögel, Raubthiere und Seeungeheuer verwandeln und so die unwissende Masse in Schrecken versetzen. (Der nächste Satz spricht von den Bedingungen des Verkehrs fremder Schiffe, der sehr strengen Regeln unterworfen ist; da mir der Sinn nicht vollständig klar ist, will ich mich der Uebersetzung vorläufig enthalten.) Große Schaaren von Vögeln fliegen alljährlich heran, um sich an unbewohnten Plätzen niederzulassen, die jedoch bei Sonnenaufgang verschwunden sind, ohne daß man auch nur ihren Schatten gewahr wird. Die Bewohner fangen sie mit Netzen und bereiten daraus ein äußerst schmackhaftes Mahl. Sie erscheinen nur während der Nacht und im Frühling. Mit dem Sommer verschwinden sie, um im nächsten Frühjahre wieder zu erscheinen. Wenn ein Eingeborener gestorben ist und nach geschehener Einsargung begraben werden soll, begeben sich ferne wie nahe Verwandte zu dem Leidtragenden, um zu condoliren, wobei sie ihre Schwerter schwingen und ihn entrüstet fragen, ob der Verstorbene etwa von Menschenhand getödtet sei. „Ist dem so“, rufen sie aus, „so werden wir uns mit diesen Schwertern an dem Mörder rächen.“ Wenn nun der Leidtragende antwortet, daß niemand den Verstorbenen getödtet, sondern daß dieser seinen Tod durch den Beschluß des Himmels gefunden, so werfen sie ihre Schwerter weg und fangen an zu weinen. Alljährlich werden dort große Fischleichen an das Seeufer getrieben, über 100 Fuß lang und über 20 Fuß hoch. Die Bewohner essen zwar das Fleisch dieser Fische nicht, aber sie schneiden Gehirn, Mark und Augen aus, woraus sie Oel bereiten, wovon sie in günstigen Fällen über 300 Têng (dies ist vermuthlich ein fremdes Maß oder Gewicht, worüber uns vielleicht Kenner des arabischen Mittelalters Aufklärung geben können) gewinnen. Das so gewonnene Oel wird, mit Kalk vermischt, zum Kalfatern der Schiffe verwendet, oder auch als Lampenöl. Die ärmeren Klassen bedienen sich der Rippen dieses Fisches als Unterlage für die Dächer ihrer Wohnungen, und aus dem Rückgrat werden Thürvorsetzer verfertigt, während die Wirbel herausgeschnitten und als Mörser verwendet werden. Ein Gebirge, dicht an der Grenze des Landes Pi-pa-lo (d. i. Berbera), hält 1000 Li im Umfange, ist aber größtentheils unbewohnt. Aus diesem Gebirge kommt das Drachenblut und die Aloë. (Auch von diesen beiden Droguen enthält das zweite Buch unseres Autors besondere Schilderungen, wonach die Aloë auch aus Dhofar bezogen wurde.) Als Produkte des Wassers werden Schildpatt und Ambra angeführt. Man weiß nicht, wie das Ambra entsteht, da es in fertigen Stücken von drei bis fünf, ja von 10 Kätty vom Winde ans Ufer getrieben wird, wo es von den Eingeborenen eifrig gesammelt wird, wenn nicht die Schiffer es auf offener See herausfischen.

Eine Schilderung des Landes Tsang-po, das ich mit Zanzibar identificire, und des Landes Wu-ssü-li, im Cantonesischen Mat-sz'-li, d. i. Masr oder Aegypten, vollendet den gesammten Wissenskreis unseres Autors aus dem Gebiete der damaligen Kenntniß afrikanischer Verhältnisse, wozu wir noch die Beschreibung der K'un-lun tsêng-ssü zählen müssen, was ich mit Zingis oder Zinj von K'un-lun übersetze. Was K'un-lun war, ist noch ein Problem; hier scheint es sich auf Afrika zu beziehen, während man in China sonst noch damit das K'un-lun-Gebirge in Centralasien, sowie die Insel Pulo Condor bezeichnet. In Zusammenhang mit diesen Stämmen erzählt uns Chao Ju-kua die alte Fabel von dem Riesenvogel P'êng, dem Vogel Ruck des arabischen Sagenkreises, der, wenn er sich im Fluge erhebt, „die Sonne verdunkelt und den Schatten des Zeigers an den Sonnenuhren verschwinden ließ“. Statt der Elephanten aber ergriff er wilde Kameele, die er verspeiste. Aus seinen Federkielen konnte man Fässer schneiden. Sonst erzeugte das Land Elfenbein und Rhinoceroshorn. Im Westen, heißt es bei Chao Ju-kua, ist eine Insel im Meere mit zahllosen wilden Menschen, deren Hautfarbe wie schwarzer Lack ist, mit krausem Hauptthaar. Diese Wilden werden mit Leckerbissen herangelockt, zu Gefangenen gemacht und als Sklaven an die Araber verkauft. Da man hohe Preise dafür bezahlt, werden sie mit eisernen Ketten geschlossen. Man sagt (und das bedeutet vermuthlich: „die Araber sagen“), daß diesen Völkern die Verwandtenliebe abgeht. Mit diesem Vorwande hat vermuthlich der arabische Berichterstatter dem darob sicherlich empörten Chinesen gegenüber die Sklavenjägerei entschuldigen wollen.

Man hat die Neger von K'un-lun nach Centralasien, Hinterindien und Indien verlegen wollen, und dieser in der chinesischen Litteratur häufig wiederkehrende Ausdruck hat unsere Sinologen lange ohne Resultat beschäftigt. Es scheint mir jedoch, daß die Schilderung des Chao Ju-kua, besonders aber die Hinweisung auf den Vogel Ruck, der nach Marco Polo in Süd-Afrika zu suchen war, sowie der ethnische Ausdruck tsêng-ssü keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß jene Negersklaven, die noch während der Dynastie Ming durch Zwischenhandel als Luxusartikel

[1]) Wegen Begründung dieses Gesetzes siehe meine Abhandlung: „Chinese Equivalents of the letter R in foreign names“ (Journal of the China B. of the Royal Asiat. Soc., Bd. 21, S. 214 ff.).

der Reichen nach China gelangten, wo sie als Thürsteher verwendet wurden, dem uralten Herde des Sklavenhandels in Afrika entstammten.

Ich habe an wenigen Beispielen die Schreibweise des Chao Ju-kua zu erläutern versucht und dabei einige der ferner liegenden Länder herausgegriffen. Ausführlicher und handgreiflicher sind seine Schilderungen jener Länder, die in unmittelbarem Verkehr mit China gestanden haben. Ich will nun in kurzem Umrissen noch den Inhalt des Werkes andeuten, dessen Uebersetzung mit den nöthigen Interpretationen einen starken Band ausfüllen dürfte.

Das ganze Buch zerfällt, wie gesagt, in zwei Abtheilungen, nämlich erstens die handeltreibenden Völker, zweitens die Handelsartikel.

Von der Grenze Chinas ausgehend, bespricht der Autor zunächst die Länder der hinterindischen Halbinsel. Nach einer ziemlich ausführlichen Beschreibung von Tung-king, dem nördlichsten Königreich von Annam, wird hinzugefügt, daß dort kein Fremdenhandel stattfindet. Wohl aber ist dies in dem benachbarten Cochinchina der Fall. Ankommende Schiffe würden dort von einem Zollbeamten begrüßt, der sich mit einem Stück schwarzen Leders an Bord einfände, auf welches in weißen Schriftzeichen ein genaues Verzeichniß der zu landenden Waaren eingetragen würde. Von diesen würden 20 Prozent für die Regierung in Beschlag genommen, worauf alles Uebrige ungehindert verkauft werden dürfte. Alle in diesem schwarzen Schiffsmanifest nicht aufgeführten Waaren verfielen der Konfiskation. Die Artikel der Einfuhr scheinen größtentheils chinesischen Ursprungs gewesen zu sein.

Ein interessantes Bild entwirft uns der Autor von den Verhältnissen in Kambodja. Hier haben die Felder keine Grenzen, denn jedem gehört so viel, wie er mit seinem Pfluge zu beackern im Stande ist. Die Produkte des Landes werden mit Silber und Gold bezahlt, sonst auch mit chinesischen Waaren, namentlich Porzellan.

Von den Inseln des Indischen Archipels sind als die wichtigsten mit ausführlichen Schilderungen bedacht Sumatra, Java und Borneo. Da ein Theil der Berichte des Chao Ju-kua in die offiziellen Annalen der Dynastie Sung übergegangen ist, so ist auch durch europäische Uebersetzungen schon manches über dieses Thema bekannt geworden. Namentlich ist schon des öfteren darauf hingewiesen worden, welche wichtige Stellung in der Handelsgeschichte des Mittelalters gewisse Plätze auf der Insel Sumatra eingenommen haben. Wie seiner Zeit Singapore, so waren der Hafen von Palembang und ein Platz an der Nordwestspitze der Insel von Marco Polo als das Reich Lombri beschrieben, die wichtigsten Stapelplätze für den arabisch-chinesischen Welthandel. In China wurde die Reise von Ch'üan-chou-fu aus, dem Ausgangspunkte aller von Chao Ju-kua angedeuteten Reiserouten, mit dem Einsetzen des Nordost-Monsuns angetreten und führte nach fünf bis sechs Wochen nach Palembang, dem Hauptsitz des von den Chinesen San-fo-ch'i, von den Arabern Sarbaza genannten Reiches. Dort wurde überwintert, und im folgenden Frühjahr wurden die günstigen Winde wiederum zur Fahrt nach Ceylon, der Küste von Malabar und den arabischen Handelsplätzen am Indischen Ozeane, am Persischen Meerbusen u. s. w. benutzt. Als Produkte des Westens, die in Palembang für den chinesischen Markt abgesetzt würden, werden genannt: Perlen, Weihrauch, Rosenwasser, Becho-Nüsse, Bibergeil, Myrrhen, Aloë, Asa foetida, Kostwurzel, Storaxbalsam, Elfenbein, Korallen, Katzenaugen, Bernstein, Webereien und Schwertklingen (vermuthlich Damascener). Alle diese Artikel, heißt es, kommen aus Arabien, und sie werden an Ort und Stelle umgetauscht gegen Gold und Silber, Porzellan, Seidenzeuge, Zucker, Eisen, Samschu, Ingwer, Galgantwurzel, Rhabarber und Kampfer. Die Beherrscher von San-fo-ch'i hatten den Handel durch die Meerenge von Sumatra so in ihren Händen, daß kein Schiff gegen ihren Willen hindurchpassiren konnte.

Ich greife nur diese wenigen Notizen aus der großen Fülle des Stoffes heraus und verweise diejenigen, die sich für die Einzelheiten jener Schilderungen interessiren, einstweilen auf Groeneveldt's „Notes on the Malay-Archipelago“, wo sich dasjenige übersetzt findet, was aus dem Werke des Chao Ju-kua in die offiziellen Annalen übergegangen ist. Unter den von unserem Autor geschilderten Ländern befindet sich eines, dessen Identifikation mir lange ein Räthsel war. Nachdem ich eine Abschrift meiner Uebersetzung dem in jenen Ländern wohlerfahrenen Hofrath Dr. A. B. Meyer in Dresden mitgetheilt habe, schließe ich mich jetzt dessen Ansicht an, daß damit nur die Philippinen gemeint sein können. Da das, was wir über die Geschichte dieser Inselgruppe wissen, nicht weit über die Zeit der ersten Ankunft der europäischen Entdecker hinausreicht, so muß allen denen, die an der Geschichte und Ethnographie des Landes Interesse nehmen, eine Schilderung aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts sehr willkommen sein. Das Land heißt bei Chao Ju-kua Ma-yi, was in den süd-chinesischen Dialekten Moyat, Baék oder Bayit lauten kann. Professor Blumentritt, dem Dr. Meyer meine Uebersetzung mittheilte, ist geneigt, den Namen mit der Landschaft von Manila, nämlich Bay, zu identifiziren. Ich enthalte mich als Nichtkenner in Sachen des Archipels jedes Urtheils, will aber einiges aus den Schilderungen Chao Ju-kua's mittheilen.

Das Land Ma-yi, sagt dieser, liegt im Norden von Po-ni (d. i. Borneo). Ueber 1000 Familien bilden eine Niederlassung an den mäandrischen Krümmungen eines Baches. Die Eingeborenen bedecken sich mit Tüchern, die den Steppdecken ähnlich sind und tragen Sarongs. In der mit Gras bewachsenen Wildniß liegen bronzene Buddha-Bilder umhergestreut, und niemand weiß, woher dieselben gekommen sind. Räuber kommen selten in dieses Land. Handelsschiffe ankern vor der Wohnung der Mandarinen, wo der Waarenaustausch stattfindet. Wenn vom Lande aus an Bord geschickt wird, so werden zunächst weiße Sonnenschirme als Geschenke für die Häuptlinge vertheilt; dies geschieht in der Absicht, die Mächtigen bei Laune zu erhalten. Nach Platzgebrauch versammeln sich die handeltreibenden Wilden an Ort und Stelle, wo sie die zu verkaufenden Waaren mit Körben in Empfang nehmen. Damit entfernen sie sich, zunächst ohne zu bezahlen, womit jedoch keinerlei Gefahr verbunden ist; denn obgleich die Abnehmer den fremden Händlern nicht einmal dem Aussehen nach bekannt sind, obgleich jene die Güter zu weiterem Tauschhandel nach den übrigen Inseln schaffen, kehren sie doch oft noch nach acht bis neun Monaten mit den eingetauschten Erzeugnissen zurück, weshalb die fremden Kaufleute mit ihren Schiffen oft über die ursprünglich beabsichtigte Zeit hinaus aufgehalten werden. Dies ist der Grund, weshalb von allen Schiffen die aus Ma-yi zurückkehrenden zuletzt eintreffen. Zu Ma-yi gehören die folgenden Plätze: 1) San-hsü (d. h. die Drei Inseln); 2) Pai-pu-yen; 3) Pu-li-lu; 4) Li-yin-tung; 5) Lin-hsin; 6) Li-han. Die Produkte des Landes bestehen in gelbem Wachs, Baumwolle, Perlen, Schildpatt, Betelnüssen und einem Gewebe Namens Yü-ta. Die fremden Kaufleute bezahlen sie mit Gold („Handelsgold“), eisernen Opfergefäßen, schwarzem (?) Blei, Glasperlen von allen Farben und Nähnadeln.

Interessant ist nun die Schilderung der San-hsü oder „Drei Inseln“, die sich an die Schilderung von Ma-yi anschließt.

„Die Drei Inseln gehören zu Ma-yi. Sie heißen Ka-ma-yen, Pa-lao-yu und Pa-ki-nung. Auf jeder leben besondere Stämme über die Insel zerstreut. Sobald sich ein fremdes Schiff blicken läßt, kommen die Eingeborenen heran, um zu handeln. San-hsü ist der Gesammtname dieser Inseln. Die Sitten der Eingeborenen sind denen von Ma-yi ähnlich. Jeder Stamm besteht aus etwa 1000 Familien. Hohe Berge und steile Felswände erheben sich im Inneren. Die Eingeborenen leben in Schilfhütten. Da sich in den Bergen keine Quellen finden, so sieht man die eingeborenen Weiber zwei bis drei Krüge zu gleicher Zeit auf dem Kopfe tragen, worin sie Wasser aus den Bächen in den Niederungen holen, und so belastet, leicht die Berge erklimmen, als ob sie auf ebener Erde spazierten. In den verborgensten Thälern haust eine Menschenart, Hai-tan genannt (worin meine Freunde die als Aëta bekannten Negrito-Stämme der Philippinen wieder erkennen). Sie sind klein von Statur, haben runde, braune Augen und krauses Haar, und die Zähne scheinen zwischen den Lippen hervor. Ihre Wohnungen befinden sich hoch oben in den Baumkronen, wo sie in Familien von drei bis fünf Individuen hausen. Im Dickicht der Wälder umherkriechend, schießen sie aus ihrem Versteck mit Pfeilen auf die Vorübergehenden, weshalb sie sehr gefürchtet werden. Wirft man ihnen aber eine Schale aus Porzellan entgegen, so stürzen sie mit Freudengeschrei darauf los, um damit zu entfliehen. Fremde Kaufleute, die sich ihren Ansiedelungen nähern, wagen es nicht, an Land zu gehen, sondern bleiben zunächst an Bord ihrer Schiffe, die inmitten der Strömung vor Anker liegen. Nachdem sie ihre Ankunft durch Tam-tam-Rufe verkündigt, kommen die handelslustigen Wilden in ihren Kähnen eilig herangerudert, um Baumwolle, gelbes Wachs, Baumwollenzeuge, Kokosnüsse und fein gearbeitete Matten zum Tausche anzubieten. Kann man wegen der Preise zu keinem Verständniß kommen, so begiebt sich der Häuptling der Wilden an Bord, um zu unterhandeln. Als Tauschartikel erhalten die Wilden seidene Sonnenschirme, Porzellan und geflochtene Rattankörbe; die Fremden aber behalten zunächst den zwei- bis dreifachen Werth an Landesprodukten an Bord als Garantie für bona fides. Erst dann begeben sie sich ans Land, um die eigentlichen Geschäfte abzuschließen, worauf sie an Bord zurückkehren. Die von den Eingeborenen an Bord gelassenen Pfänder werden nach drei bis vier Tagen zurückgegeben, worauf die Fahrt nach einer anderen Niederlassung der Wilden fortgesetzt wird; denn unter den einzelnen Niederlassungen ist kein Zusammenhang. Im Nordosten ist die Bucht von einer Hügelkette geschützt; da jedoch während des Südwest-Monsuns die Brandung gegen die Küste drängt, so ist die Strömung meist zu stark, um dort vor Anker zu liegen. Die nach den „Drei Inseln“ Handel treibenden Schiffe sind daher darauf bedacht, wenn möglich vor dem vierten oder fünften Monat (d. h. Mai oder Juni) zurückzukehren. Folgende Artikel werden gegen die Produkte des Landes vertauscht: Porzellan, schwarzer Seidendamast und verschiedene andere Seidenzeuge, gebrannte Perlen von allen Farben (ich weiß nicht, was damit gemeint sein kann), Blei, Fischernetze und Zinn.“

„Pu-li-lu hängt mit den „Drei Inseln“ zusammen, ist stark bevölkert, aber die Bewohner sind grausam und räuberisch. Dazu kommt, daß das Meer von Riffen und scharfen Spitzen, die wie dürre Aeste mit messer- und speerartigen Kanten hervorragen, besäet ist. Die Schiffahrt ist dadurch sehr erschwert. Zwei Arten Korallen werden dort, wenn auch mit Mühe, gewonnen. Sitten und Gebräuche sind sonst wie auf den „Drei Inseln“.“

Aehnliche Schilderungen sind uns durch das besprochene Werk nicht nur von den wichtigsten malayischen Inseln erhalten, sondern vor allen Dingen von einer ziemlichen Anzahl der Länder des Islam, sowie von Japan, den Lu-tschu-Inseln, Korea und der Insel Hainan. Unter den Plätzen des arabischen Handelsgebietes nenne ich die Küste von Malabar mit Cambay, Koilam, Guzerate, Malwa u. s. w., sowie andere Gegenden der Indischen Halbinsel, Mekka als die heilige Stadt des arabischen Buddha Mohammed, Oman, die Insel Kisch im Persischen Meerbusen, Bagdad, Basra, Gazna, Rûm; ja selbst der Insel Sicilien mit ihrem feuerspeienden Berge ist Erwähnung gethan.

Der zweite Theil enthält die fremde Waarenkunde. Artikel wie Kampfer, Weihrauch, Myrrhen, verschiedene wohlriechende Hölzer, Storax, Rosenwasser, Muskatnüsse, Gewürznelken, Sandelholz, Betelnüsse, Baumwolle, Pfeffer, Korallen, Glas, Perlen werden mit sichtbarem Interesse vom Autor besprochen, woraus unserer Kenntniß der Geschichte jener Handelsartikel noch manche Bereicherung zu theil werden wird. Merkwürdig ist die Behauptung, daß Kampfer nicht auf Sumatra erzeugt werde, und daß er sich dort, aus anderen Ländern bezogen, nur als Stapelartikel vorfinde. Im übrigen erhalten wir ein deutliches Bild von der Gewinnung des Kampfers in Borneo. Die Eingeborenen begeben sich in Gesellschaften von je zehn Mann in die Wälder, wozu sie besondere, aus Bast gefertigte Zeuge tragen. Als Proviant nehmen sie Sago (chinesisch sha-hu) mit. Nachdem sie sich getrennt haben, um nach verschiedenen Richtungen hin zu suchen, wird an Stellen, wo sie Kampferbäume finden, Halt gemacht, wobei sie etwa zehn Bäume fällen. Die Stämme werden alsbald quer durchschnitten und in dünne Bretter zersägt, diese werden mit eingetriebenen Keilen zerspalten, wodurch es gelingt, den Kampfer herauszunehmen. Chao Ju-kua erklärt sämmtliche Sorten, die seiner Zeit auf den Markt von Ch'üan-chou-fu kamen. Die beste bestand aus reinen Krystallen, sie hieß ihrer Reinheit wegen „Pflaumenblüthen-Kampfer“; die zweite Sorte, die wohl noch aus ganzen Krystallen bestand, die jedoch nicht ganz weiß waren, hieß „goldfüßiger Kampfer“; Kampfer in kleinen, zerbrochenen Stücken hieß „Reis-Kampfer“. Die nächste Sorte war mit Holzstückchen vermischt. Ein künstliches Präparat wurde auf folgende Weise gewonnen. Eine Quantität Kampfer-Bruch wurde, mit Sägespänen vermischt, in einem mit Deckel versehenen, hermetisch verschlossenen Porzellangefäß in heißer Asche erhitzt, wodurch sich Stücke bildeten, aus denen man Schmuckgegenstände für Frauen fabrizirte.

Indem ich es versucht habe, auf die Bedeutung eines bisher so gut wie unbekannten chinesischen Schriftstellers des Mittelalters aufmerksam zu machen, muß ich bekennen, daß meine Mittheilungen nur ein unvollkommenes Bild von seiner gesammten Thätigkeit zu geben im Stande sind. Ich hoffe, früher oder später in der Lage zu sein, eine Uebersetzung des Chao Ju-kua zu veröffentlichen und damit eine Lücke in unserer jetzigen Kenntniß des Orienthandels auszufüllen. Wenn ich inzwischen Interesse für den Gegenstand sowie für die Bedeutung chinesischer Quellen zu seiner Kenntniß erweckt habe, so glaube ich für diesmal genug gethan zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die italienischen Erwerbungen an der Somaliküste scheinen von viel größerer Ausdehnung zu sein, als man ursprünglich glaubte und sich nicht bloß auf den Distrikt von Obbia zu beschränken, sondern die ganze Küste zwischen Gonderschech und Kap Guardafui zu umfassen. Es wäre somit auch über das letzte Stück der ostafrikanischen Küste das entscheidende Wort gesprochen, und an eine weitere Ausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes in dieser Gegend wäre nicht mehr zu denken. Trägt die betreffende Küstenstrecke im allgemeinen auch ein ziemlich kulturfeindliches Antlitz zur Schau, so ist sie darum doch keineswegs ein verachtenswerther Besitz für eine europäische Kulturnation. Ein paar zu Hafenanlagen geeignete Punkte — bei Ras al Khyle und Ras Hafun — sind vorhanden, im Innern des Landes steht die Viehzucht beträchtlich im Schwunge, und in den Zeiten eines großen Seekrieges ist es sicherlich ein beneidenswerther Vortheil, vor dem südlichen Ausgange des Rothen Meeres eine Position inne zu haben.

Australien und Polynesien.

— Aus den australischen Kolonien kommen beständig Berichte von dem Auffinden neuer Goldlagerstätten. So hat der südaustralische Regierungsgeolog H. Y. L. Brown im Gebiete des Neales-River (im Nordwesten des Lake Eyre) reiche Alluvialgoldfelder entdeckt, die freilich in sehr wasserloser Gegend liegen. Ebenso wurde in Westaustralien, nördlich von dem kleinen Orte New Norcia (30° 58′ südl. Br. und 116° 17′ östl. L. v. Gr.) ein reiches Quarzriff aufgefunden, und die Yilgarn-Felder erweisen sich auch als außerordentlich ergiebig. Das Kathleen-Riff im sogenannten Goldthale (Golden Valley) soll nicht weniger als 100 Unzen pro Tonne liefern.

— Während man sonst beinahe immer nur von einem wachsenden Aufschwunge der australischen Kolonien hört, so zeigt die wirthschaftliche Statistik Tasmaniens seit einigen Jahren bezüglich des Hauptgewerbes, das daselbst betrieben wird, einen auffälligen Rückgang. Sowohl die Pferdezucht (29238) als auch die Rinder- (142019), Schweine- (43227) und Schafzucht (1430065) weist gegen die Vorjahre fallende statt steigende Ziffern auf. Die Schafzucht ging in dem letztverflossenen Jahrfünft um etwa eine Viertelmillion zurück, zum Theil infolge von Krankheiten, die unter den Heerden hausten.

Allgemeines.

— Indem A. de Quatrefages den zweiten Theil seines Werkes „Anleitung zum Studium der Menschenrassen“ der Pariser Akademie der Wissenschaften überreicht, gab er eine Zusammenstellung der Resultate seiner Forschungen bezw. seiner Theorien betreffs des Ursprungs und der Verbreitung der Menschheit. Geringere Unterschiede beiseite lassend, zählt er zweiundsiebzig verschiedene Menschenrassen. Dieselben entspringen nach seiner Ansicht drei Urtypen — den Schwarzen, den Gelben und den Weißen — welche ihren Ursprung im Centrum Nordasiens hatten. Vertreter dieser verschiedenen Typen und der Rassen, die ihnen entsprungen sind, werden noch gegenwärtig dort vorgefunden. Die Weißen hatten ihren Ursprung im Westen der bezeichneten Region, die Gelben im Norden und die Schwarzen im Süden. Die Weißen verbreiteten sich in den Westen und Norden und bildeten drei sekundäre Typen — die Finnen, die Semiten und die Arier. Ihr Verbreitungsgebiet ist ein ununterbrochenes, ähnlich dem der Gelben, Dank der ausgedehnten Landmasse des euro-asiatischen Kontinents. Die Gelben verbreiteten sich nach Osten und erreichten Amerika. Durch die Mischung der Weißen und Gelben entstanden noch andere Menschenrassen. Die Schwarzen — der Negertypus — wurden durch die Natur des Erdtheils und wahrscheinlich auch durch die Angriffe der Weißen und Gelben gezwungen, südlich nach Afrika und östlich nach Melanesien auszuwandern. Die Protosemiten verhinderten ihre weitere Verbreitung im Norden Afrikas, und aus der Mischung der beiden Rassen entstanden die Negritos. In Mittel- und Südafrika bewahrten die Schwarzen ihre ursprüngliche Reinheit, bis zur Beimischung anderer Rassen aus Europa und Nordafrika in moderner Zeit. Diejenigen, welche in der Urheimath verblieben, vermischten sich mit den Weißen und Gelben und aus ihnen entwickelten sich die Dravida-Bevölkerungen. Die „Allophylen“ — vertreten durch die Cro-Magnons — bewohnten Theile von Europa und Nordafrika und verbreiteten sich nach den Kanarischen Inseln. Die drei Urtypen befanden sich auch auf den ozeanischen Inseln, die weißen Allophylen in Polynesien, die schwarzen in Melanesien und die gelben in Malasien. Nach Quatrefages sind letztere die jüngsten unter den seefahrenden Rassen. Die Bevölkerung Amerikas datirt aus der Quaternär-Periode und ist den Auswanderungen verschiedener Typen der Allophylen zuzuschreiben, welche sich mit den schon vorhandenen gelben Quaternär-Rassen mischten. Europa hat seit der Tertiärzeit nur allophyle Weiße, sowie Finnen und Arier aufgenommen. Mit Bezug auf die fortwährenden verschiedenen Auswanderungen der Menschenrassen in vergangenen Zeiten und die daraus folgende Amalgamirung der Arten behauptet Quatrefages, daß die Zahl der Rassen, welche sich in einem Zustande ursprünglicher Reinheit befindet, eine sehr beschränkte ist, wenn es überhaupt solche noch giebt. Möglich ist es, daß einige kleine Gruppen, welche durch ihre Isolirung geschützt sind, wie z. B. die Minkopies, eine Aehnlichkeit unter den der Individuen aufweisen können, welche auf eine ursprüngliche Homogenität schließen läßt.

— Der englische Postdampfer „Roslin Castle“ hat die Fahrt von Dartmouth nach Kapstadt in den Tagen vom 16. August bis zum 4. September in der unerhört kurzen Zeit von 17 Tagen 13 Stunden zurückgelegt. Sein Aufenthalt in Lissabon und Madeira ist hierbei nicht mitgerechnet.

— Die Verlustziffer an Menschenleben, welche die englische Handels- und Fischerflotte alljährlich zu verzeichnen hat, schwankt zwischen 2071 (i. J. 1888) und 3512 (i. J. 1882), und während der letztverflossenen zehn Jahre betrug sie im ganzen ungefähr 30000.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

V [1]).

(Mit fünf Abbildungen.)

Unsere Einfahrt in das Thal von Anahuac, das sowohl den Brennpunkt der Aztekenkultur als auch denjenigen der spanisch-mexikanischen Kultur gebildet hat, erfolgt entlang dem Tajo de Nochistongo — jenem alten Kanale, durch den man es versucht hat, dem Thale einen künstlichen Abfluß zu schaffen, und an den sich infolgedessen die interessante Geschichte eines langen Kampfes zwischen Mensch und Natur knüpft, dessen wir noch zu gedenken haben werden. Hier bemerken wir nur vorläufig, daß es dem Menschen bisher nicht gelungen ist, als Sieger aus diesem Kampfe hervorzugehen.

Der gegen 50 m tiefe Kanaleinschnitt liegt in der Zeit, in der wir hart an seinem Rande dahinfahren, vollkommen trocken; er füllt sich ebenso wie die natürlichen Schluchten des mexikanischen Hochlandes nur in dem tiempo de aguas. Seine Wände bestehen aber aus einem außerordentlich bröckeligen Gestein von jugendlichem geologischen Alter — aus tertiären Thon- und Mergelschichten, die nur bei El Salto von einer Decke von Basaltlava überlagert sind —, und deshalb muß uns die Eisenbahnanlage an der betreffenden Stelle in einem hohen Grade leichtherzig erscheinen. Man ist aber dergleichen in der Nordamerikanischen Union zur Genüge gewöhnt geworden, und man wundert sich nicht weiter darüber, daß eine Yankee-Schöpfung auf mexikanischem Boden gelegentlich auch echten Yankee-Geist verräth. Glücklicherweise sind die Eisenbahnzüge des Ferrocarril Central Mexicano in der Regel nicht gerade schwer beladen, und da täglich nur zwei Züge an dem Tajo de Nochistongo entlang fahren — der eine in nördlicher Richtung, der andere in südlicher —, so wiederholen sich die Erschütterungen, die die Wand zum Sturze bringen könnten, auch nicht allzu häufig. In unserem Falle ist der Zug von Paso del Norte bis in die unmittelbare Nähe der mexikanischen Kapitale beinahe leer geblieben, und unsere ganze Reisegesellschaft besteht auf der gefährlich ausschauenden Strecke aus vier Personen.

Hinter Cuantitlan steigt die Eisenbahn noch einmal um etwa 50 m an, da sich hier das kleine vulkanische Gebirge von Guadelupe halbinselartig in das Thal hineinschiebt, und auf dieser letzten Bodenschwelle wuchert wieder ebenso wie an dem Tajo de Nochistongo nichts als graues Dornengestrüpp. Dann aber sehen wir uns bei Tlalnepantla und Atzcapotzalco urplötzlich in eine außerordentlich freundliche Landschaft versetzt, die von den Bergen im Westen — den Montañas de las Cruces — durch munter dahin rieselnde Bäche reich bewässert wird, aus der uns nach langer Zeit zum ersten male wieder grüne Wiesen und blumenreiche Gärten entgegenlachen, und in der uns zugleich auch mächtige Bäume in viel größerer Zahl umrauschen, als wir es bislang auf dem mexikanischen Boden erlebt haben.

[1]) Vergl. Nr. 9 des laufenden Bandes. Die Charakteristik der mexikanischen Hauptstadt lehnt sich in der Hauptsache an des Verfassers „Winterreise durch den nordamerikanischen Süden“ an (Vergl. „Export“, 1888, Nr. 10, 27 und 39).

Das erste Gefühl, was die nähere Umgebung der mexikanischen Hauptstadt auf diese Weise in uns hervorruft, ist ein Gefühl höchsten Behagens. Völlig bestrickend wirkt zugleich die herrliche Bergumrahmung des Bildes auf uns, dieser stolze Schmuck von Schneegipfeln und Vulkanbergen der mannigfaltigsten Gestalt und Höhe, die sich rings herum erheben, — der gewaltige Rücken des Ixtaccihuatl, der schöne Kegel des Popocatepetl, die Doppelspitze des Ajusco und hundert andere Berge. Und soll der Frühling, der uns inmitten dieser Berge umweht, nicht ein ewiger sein! Fast möchte es uns bedünken, als ob wir in dem Thale von Anahuac eins der wenigen wahrhaft glücklichen Thäler, die es auf Erden giebt, betreten haben. Daß dieses Theilbecken des mittelmexikanischen Hochlandes eine viel höhere Kulturkraft entfaltet hat als andere, kann uns nun auch nicht länger wunder nehmen.

In der Stadt Mexiko angekommen, betrachten wir es als unsere erste Aufgabe, uns einen Einblick in die allgemeine Physiognomie der Stadt zu verschaffen. Zu diesem Zwecke lenken wir unsere Schritte vor allen Dingen durch die Calle de San Franzisco — die Hauptstraße von Mexiko — nach der Plaza, denn dort sind wir ja sicher, das Hauptleben und die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt auf einen engen Raum zusammengedrängt zu finden. In den modernen europäischen Hauptstädten und in den amerikanischen Städten ganz im allgemeinen hat man sein Augenmerk in dieser Beziehung immer vor allen Dingen auf eine Linie, eine Straße — oder auf deren zwei oder drei — zu richten — auf Unter den Linden, Oxford Street, Rue de Rivoli, Broad Way, Main Street ꝛc. —, in den mexikanischen Städten ist es ein Punkt, ein Platz, den es zu beobachten gilt, und die Hauptstadt macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Spricht sich hierin nicht ein gewisser provinzialer oder ein geradezu mittelalterlicher Charakterzug des mexikanischen Gemeinwesens aus? Und bekundet die Stadt

Kalenderstein. Sagraria.

Die Kathedrale der Stadt Mexiko.

Mexiko dadurch nicht, daß sie trotz der Eisenbahnen und Telegraphenlinien, die heute in ihr zusammenlaufen, zuvörderst noch auf einem Entwickelungsstandpunkte verharrt, der bei den europäischen Hauptstädten im allgemeinen ein überwundener ist, und den die amerikanischen Städte überhaupt niemals gekannt haben?

Die Plaza gewährt uns einen schönen Anblick, und wir empfinden es beim Genusse desselben durchaus nicht als einen Uebelstand, daß Mexiko ein Mittelalter zu durchleben gehabt hat — und nicht bloß eine moderne Zeit wie die amerikanischen Städte. Im Gegentheil, wir sind geneigt, die letzteren darob zu beklagen, daß ihnen ein solches Erbe aus den früheren Jahrhunderten so gänzlich abgeht. Die lediglich auf das moderne Handels- und Verkehrsleben gerichtete Anlage eines städtischen Gemeinwesens, wie wir sie in Amerika beobachten, bringt ja immer eine gewisse Oede und Inhaltslosigkeit desselben mit sich. Es ist, als solle Alles nur durch dasselbe hindurch jagen und hindurch strömen, und Nichts in ihm haften bleiben und zur Entfaltung und Blüthe und Reife kommen. In jedem Falle aber sind die mexikanischen Städte — und darunter voran Mexiko selbst — für den Fremden weit interessanter als die amerikanischen.

Das Hauptgebäude an der Plaza ist natürlich wieder ein geistliches: die Kathedrale — die schönste und stattlichste Kirche, die die Neue Welt überhaupt aufzuweisen hat (S. Abbildung 1). In einem höheren Grade noch als in Europa ist ja die Kultur des Mittelalters in Mexiko unter dem Krummstabe emporgewachsen. Die Kirche ist eine Schöpfung des mittelalterlichen Katholizismus in seiner düstersten Gestalt, denn ihr Begründer war Philipp II., wir können aber doch nicht umhin, uns an ihr zu erfreuen und zu erbauen. Wie anderweit in der Welt, so ging eben auch in Mexiko der mittelalterliche Glaube, den wir gemeinhin finster zu nennen pflegen, mit einer hohen Kunstblüthe Hand in Hand, und davon sehen wir hier ein herrliches Denkmal. Unser amerikanischer „Bädecker“ sagt uns, daß die Aus-

führung des Baues — abgesehen von der inneren Dekoration — 2 Millionen Dollars gekostet haben soll, und das will am Beginne des siebzehnten Jahrhunderts natürlich erheblich mehr sagen als am Ausgange des neunzehnten. An der westlichen Grundmauer der Kathedrale lehnt ein riesiger Kalenderstein, und derselbe erinnert uns daran, daß die Kirche genau an der Stelle steht, wo sich einst der Teocalli des aztekischen Kriegsgottes Huitzilopochtli erhob, und daß auch in dem alten Mexiko Religion und Kunst auf das engste mit einander verbunden waren. Der alte heidnische Tempel, der von den intoleranten Conquistadoren von Grund aus zerstört wurde, scheint übrigens ebenso wie der neue christliche den eigentlichen Mittelpunkt und Gipfelpunkt des städtischen Gemeinwesens gebildet zu haben, wie denn die aztekische Kultur überhaupt in ganz ähnlicher Weise von Religion durchweht gewesen zu sein scheint, wie die spanisch-mexikanische. Finster und düster war der aztekische Glaube natürlich auch — das bezeugten die Menschenopfer, die er darbrachte. Man könnte in dieser Beziehung vielleicht von einer merkwürdigen Bodenständigkeit gewisser Ideen reden.

La Sagraria.

Die ganze Ostseite der Plaza nimmt der mexikanische Nationalpalast ein, der als Sitz des Präsidenten sowie der gesammten Staatsverwaltung dient, und der — entsprechend der Kathedrale — an der Stelle des alten Montezuma-Palastes steht. Es ist ein niedriges Gebäude mit flachem Dach, das nur an seinen drei Portalen einigen architektonischen Schmuck entfaltet, das aber nichtsdestoweniger durch seine lange Front ziemlich imposant erscheint. Im Inneren umschließt der Palast außer mehreren großen Höfen auch einen sogenannten botanischen Garten, den wir leider in arg vernachlässigtem Zustande antreffen.

Gegenüber dem Nationalpalaste, auf der Ostseite der Plaza, liegt der Bazar mit seinem Vorbau von Arkaden, und unter den letzteren — den sogenannten portales — regt sich der Handel und Wandel der Stadt über Tag am stärksten. Es ist freilich im allgemeinen nur ordinärer Kleinkram, wie wir ihn auf unseren Jahrmärkten zu sehen gewöhnt sind, der daselbst feilgeboten wird, aber die große Mehrzahl der Konsumenten in der mexikanischen Hauptstadt lebt in ärmlichen Verhältnissen und hat sich damit zufrieden zu geben. Einem guten Theile der Waaren können wir auf den ersten Blick den deutschen Ursprung anmerken, und spezifisch Mexikanisches erblicken wir außer silberbetreßten Sombreros und reichverziertem Sattel- und Zaumwerk nur wenig. Als sehr charakteristische Figuren unter den Arkadengängen des Bazars erscheinen uns die zahlreichen Lotterieloosverkäufer, die ohne Zweifel den größten Lärm verursachen. Die Neigung zum Glücksspiel ist eben in Mexiko eine ganz allgemeine, und man irrt wohl nicht, wenn man dieselbe mit der Haupthilfsquelle des Landes — mit dem Bergbau auf Edelmetalle — in wahlverwandtschaftlichen Zusammenhang bringt.

Die Südseite der Plaza wird durch städtische Verwaltungsgebäude gebildet, vor denen sich ebenfalls Arkadengänge hinziehen. Neben diesen schaut dann der Mercado — der überdachte Victualienmarkt — mit einer Ecke noch auf

Indianische Weiber und Kinder in Mexiko.

die Plaza, und ebenso neben der Kathedrale auf der einen Seite die Sagraria (S. Abbildung 2), der erzbischöfliche Palast, und auf der anderen das große städtische Leihhaus — das letztere in seiner prominenten Stellung wohl nicht ohne innere Beziehung zu den Lotterieloosverkäufern.

Der Platz selbst ist mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt, und auf den Ruhebänken darunter sitzt es sich bei Tage wie bei Nacht gar prächtig. Der „ewige Frühling“ ist ja trotz der 2240 m vertikaler Erhebung in der mexikanischen Hauptstadt ziemlich heiß, und der Schatten thut einem deshalb während der Tageszeit sehr wohl, am Abend aber ertönt aus dem Pavillon in der Mitte der Plaza — aus dem sogenannten „Zocalo“ — Militärmusik, und zugleich wallt dann die halbe hauptstädtische Bevölkerung unter den schönen Laubgängen auf und ab. Heiterer Lebensgenuß verträgt sich auch in Mexiko mit bigottem Kirchenglauben ganz vorzüglich, und der Fremde schlürft den ersteren natürlich um so lieber mit, als auch dabei wieder die verschiedensten Charakterzüge des mexikanischen Volkslebens zum denkbar vollsten Ausdrucke gelangen. Für die Durstigen stehen an der Süd- und Westseite der Parkanlagen auch Trinkzelte, in denen gelbbraune Huldinnen Labung spenden, und außerdem laufen Limonaden- und Eisverkäufer, ihre Waare laut ausrufend, zwischen den Bänken und den Spaziergängern beständig hin und her. Die menschliche Zunge empfindet selbstverständlich die mexikanische Trockenheit an jeder Stelle.

Eine Reihe von anderen Eigenthümlichkeiten der Stadt lernen wir kennen, indem wir in den auf die Plaza mündenden Hauptstraßen herumstreifen.

Im Gegensatze zu den Amerikanern, die bei ihren Straßenbenennungen augenscheinlich in steter Verlegenheit sind, und die deshalb vielfach zu der geistlosen Bezeichnung mit Buchstaben und Ziffern gegriffen haben, verfügten die Mexikaner über einen wahren Ueberfluß von Namen für die Straßen, und manche derselben führen in Folge dessen

deren wohl ein halbes Dutzend, und heißen beinahe an jeder neuen Kreuzung anders. Natürlich waren es vor allen Dingen Kirchenheilige, die die Namen leihen mußten, und außer der bereits genannten Calle de San Franzisco, die näher der Plaza Calle de los Plateros (Goldschmiedstraße) und nach der Vorstadt zu Calle de Corpus Cristi heißt, giebt es auch eine Calle de San Augustin, de San Andres, de San Lourenço, de San Bernardo, de Santa Teresa, de Santa Catarina u. s. w. Die Weltkinder und die weltlichen Ereignisse und Prinzipien treten im allgemeinen erst in den neu angebauten Vorstädten in ihr Recht, denn dort wandern wir durch eine Calle de los Hombres Illustres (Straße der berühmten Männer), eine Avenida de Juarez, eine Avenida de Bucareli, einen Paseo de la Reforma u. s. w.

Im übrigen laufen die Straßen beinahe eben so geradlinig, wie in den amerikanischen Städten. Während man aber in den Straßen der letzteren immer nur das absolute Nichts vor sich erblickt, so eröffnen einem die Straßen Mexikos beinahe ausnahmslos eine Perspektive auf die prächtigen Vulkanberge in der Umgebung, und dadurch gewinnt ihr Bild natürlich sehr viel an Gehalt und Weihe. Daß die Straßen viel enger sind als in den amerikanischen Städten, erklärt sich sowohl aus dem höheren Alter Mexikos, als auch aus seinem halbtropischen Klima, in dem der Schatten als eine ebenso große Wohlthat gewürdigt wird, wie der Durchzug frischer Luft. Um Schatten zu schaffen, und nebenbei zugleich Regenschutz während des „tiempo de aguas“, laufen ja auch in vielen Straßen entlang den Häusern ähnliche Arkaden wie an der Plaza.

Sehr auffallend ist die niedrige Bauart der Häuser. Nur wenige derselben besitzen mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, und sehr viele enthalten nur das letztere. Auch diese Eigenthümlichkeit würde selbstredend sehr dazu angethan sein, den Straßen ein provinziales und kleinstädtisches Gepräge zu geben, wenn sich nicht allerwärts zahlreiche öffentliche Gebäude zwischen den Privathäusern eingestreut fänden, die in ihren Façaden und Portalen, sowie in ihren Giebel- und Thurmaufsätzen einen großen Prunk entfalten. Es sind wieder in der weitaus größten Mehrzahl Bauten geistlichen Ursprungs, die uns ebenso wie die Kathedrale von der guten alten Zeit erzählen, in der Mexiko eine reine Kirchen- und Klosterstadt war. Seit 1860, wo das große Ungewitter der modernen Zeit über den mexikanischen Klerus hereinbrach, haben diese Bauten freilich fast sämmtlich anderen Zwecken zu dienen, als der stillen Beschaulichkeit und den theilweise sehr zweifelhaften Kasteiungen frommer Brüder und Schwestern. Kirchen besitzt die Stadt heute noch etwa fünfzig. In ihrer Anlage gehen die betreffenden Gebäude übrigens ganz ähnlich wie der Nationalpalast und wie die Privathäuser viel mehr in die Breite, als in die Höhe, und einzelne derselben bilden förmliche kleine Städte für sich. Die niedrige Bauart muß also wohl ihre geographische Ursache haben. Vielfach bezeichnet man einfach die häufigen Erdbeben des vulkanischen Landes als solche. Das kann aber kaum als zutreffend anerkannt werden, da die Geschichte von Verheerungen durch Erdbeben auf dem Plateau nur wenig zu berichten weiß. Die Stadt Mexiko liegt ja in allen ihren Theilen auf lockerem Boden, der erst von den Bergen der Umgebung in den Kessel hineingeschwemmt und hineingeweht worden ist, und dieser Boden wirkt für die Häuser als eine Art von Prall- und Schütterkissen, so daß dieselben auch von sehr heftigen Stößen nicht allzuviel empfinden. Dagegen bildet der Boden einen sehr nachgiebigen und schlechten Baugrund, und wenn das Mauerwerk, mit dem man ihn belastet, zu schwer wird, so läßt er dasselbe einfach tiefer und tiefer einsinken, und dadurch, daß das Sinken nicht in allen Theilen gleichmäßig erfolgt, droht das Gebäude am Ende gar mit Einsturz. Wie in Chihuahua und in anderen Städten der Republik mögen außerdem auch in Mexiko die Zimmer zunächst dem Erdboden zugleich die wohnlichsten, kühlsten und feuchtesten sein.

Tortillabereitung und Inneres eines mexikanischen Hauses.

In der Calle de San Franzisco und ihrer Verlängerung, sowie in einigen anderen Hauptstraßen gewahren wir schöne Schaufenster und Läden, die einer Großstadt wohl würdig sind, besonders stechen uns aber die Juwelier- und Putzläden durch ihre Zahl und durch ihre Eleganz in das Auge. Indem wir später in einige derselben eintreten, um diese oder jene mexikanische Spezialität — einen originellen Silberschmuck aus dem Silberlande und eine Mantilla aus dem Lande der schönen Mantillenträgerinnen — als Andenken in die Heimath mitzunehmen, machen wir aber eine Entdeckung, die uns auf das äußerste überrascht. Wir erfahren nämlich, daß wir, um dergleichen zu kaufen, uns zu den indianischen Herumträgern auf der Straße oder in zwei oder drei kleine Winkelgeschäfte in den Nebenstraßen zu begeben haben, während in den großen Geschäften der Hauptstraßen lediglich ausländische Erzeugnisse feilgeboten werden — Gold- und Silberwaaren aus Paris und Pforzheim und Mantillas aus Crefeld und Lyon. Volle 66 Prozent von den zahlreichen „Plateros“ in der mexikanischen Hauptstadt sind gute Deutsche. Die Optiker sowie die Friseure und Modisten sind ebenso vorwiegend Franzosen, und die größten Provisionsläden befinden sich in den Händen von Amerikanern.

Durchwandert man die Calle de San Franzisco und ihre Fortsetzungen in westlicher Richtung, so gelangt man in die freundlichsten und elegantesten Vorstadt-Viertel, in denen sich, umgeben von hübschen Gärten und Baumreihen, villenartige Häuser finden, und durch die sich mehrere weltstädtisch angelegte Avenuen hindurch ziehen. Die letzteren sind zum Theil mit Standbildern geschmückt, die dem mexikanischen Kunstgeschmacke hohe Ehre machen: vor allen Dingen mit demjenigen des Entdeckers Kolumbus, mit demjenigen des spanischen Königs Karl IV., mit demjenigen des Aztekenkaisers Guatemotzin und mit demjenigen des Präsidenten Benito Juarez. An dem Anfange dieses „Westend“ von Mexiko liegt auch die schattige, mit hübschen Baum- und Strauchgruppen und Springbrunnen gezierte Alameda, in der es sich wieder sehr angenehm sitzt und lustwandelt.

Eine Straße in Mexiko.

Auch in Mexiko finden wir die äußeren Fenster der vorstädtischen Häuser beinahe durchgängig mit starken Eisengittern versehen. Verdächtiges Gesindel, dem man Alles zutraut, nur keine Ehrlichkeit, treibt sich ja auch in den Straßen der Hauptstadt genug herum. Man muß dabei aber anerkennen, daß das gegenwärtige mexikanische Regiment es vortrefflich versteht, dasselbe innerhalb der Stadt in Schranken zu halten. Insbesondere bei Nacht fanden wir niemals eine Stadt so straff und wirksam von Polizeisoldaten bewacht wie die in Frage stehende. Beinahe auf jeder Straßenkreuzung sahen wir eine Wache postirt, die mit Hilfe von Laternen-Signalen jederzeit im Stande war, die benachbarten Wachen zu verständigen und zur Unterstützung herbei zu rufen.

Es sah uns das freilich weniger nach freien republikanischen Institutionen als nach absoluter Diktatoren-Herrschaft aus, wir wüßten aber offengestanden auch nicht, wozu die ersteren, wenn sie nicht bloß dem Namen nach vorhanden wären, den Mexikanern dienen sollten. Wir befinden uns auch in dieser Beziehung nicht mehr in „Amerika“. Entfernen wir uns ein paar Kilometer außerhalb des Weichbildes der Stadt, so müssen wir uns immer gewärtig halten, auf Banditen und Räuber zu stoßen.

Uebrigens ist die Bauart der Häuser in der Vorstadt, sowie in der inneren Stadt dieselbe kastellartige, wie wir sie bei Gelegenheit von Chihuahua beschrieben haben, und wie sie während des Mittelalters auch in den deutschen Städten üblich war. Das Haus umschließt einen inneren Hof — den patio — oder auch deren mehrere, und auf ihn führen die Thüren und Fenster der einzelnen Gemächer. Ist ein höheres Stockwerk vorhanden, so läuft demselben entlang eine offene Gallerie — der sogenannte „corredor“ —, nach dem sich die Wohnräume öffnen. Der Hof ist in den besseren Häusern regelmäßig mit tropischen und halbtropischen

Pflanzen geschmückt, die unter der Pflege des Menschen ganz ausgezeichnet zu gedeihen scheinen. Das flache Dach — die „azotea“ — dient den Hausbewohnern am Abend als Ort zum Promeniren und Luftschöpfen, während außerdem vielfach große Hunde darauf Wache halten. Das Material, aus dem die Häuser gebaut sind, ist vorwiegend poröse Lava und Porphyr, und mit Platten aus demselben Gestein sind auch die Zimmer sowie die Höfe und Bürgersteige belegt. Keller erlaubte der lockere Boden, auf dem die Stadt steht, nicht anzulegen, und ebenso wenig giebt es bei den Häusern Brunnen.

Schließlich haben wir noch einer Eigenschaft der Stadt zu gedenken, auf die wir gleich bei den ersten Schritten, die wir in ihren Straßen thaten, aufmerksam wurden: eines abscheulichen Kloakengeruches, der uns fast allenthalben entgegenduftete, und der uns bereits eine Stunde nach unserer Ankunft veranlaßte, in eine Apotheke einzutreten und ein Fläschchen Karbolwasser zu kaufen, um unser Taschentuch damit zu parfümiren. Der Gedanke von dem „glücklichen Thale“, das wir betreten hatten, und in dem es sich verlohnte Hütten zu bauen, verging uns dabei. Einheimische, mit denen wir über diesen furchtbaren Uebelstand sprachen, schienen davon nicht mehr viel zu empfinden; man härtet sich mit der Zeit eben gegen alles ab. Uns erschien die Atmosphäre in den meisten Stadttheilen aber als die reine Typhus-Atmosphäre, und thatsächlich fordert die eben genannte Krankheit auch ungemein zahlreiche Opfer in Mexiko, und die Sterblichkeitsziffer der Stadt muß in Vergleich zu derjenigen anderer Städte eine erschreckende genannt werden. Ziemlich frei von dem penetranten Geruche, der uns den Aufenthalt in der Montezuma-Stadt in einem hohen Grade verleidete, fanden wir nur das glückliche „Westend“ Mexikos, und insbesondere die hübsche Villenvorstadt Buena-Vista. Dieser Stadttheil liegt um ein geringes höher als die übrigen, und die Grundwasserverhältnisse sind infolgedessen daselbst etwas günstiger. Doch auf diesen Gegenstand haben wir in unserer folgenden Skizze noch etwas näher einzugehen.

Frankreichs Alpengrenze.

Von Prof. Dr. J. Partsch.

(Schluß. Mit zwei Abbildungen.)

So zerfällt die französische Alpengrenze in drei Abschnitte, einen centralen, welchen Briançon deckt, und einen Nord- und Südflügel, welche einer italienischen Invasion freieres Feld bieten. In der That rechnen die Militärschriftsteller Frankreichs meist mit der Wahrscheinlichkeit, daß im Fall eines italienischen Krieges eine feindliche Armee versuchen werde, Briançon zu umklammern und zu isoliren, während zwei andere durch die Thäler der Isère und der Ubaye vordrängen. Das Thal der oberen Isère (Tarentaise) bietet der Landesvertheidigung keine besonders vortheilhaften Stützpunkte. Die einladenden Stellungen in den Engen des Thalgrundes sind in der Regel umgehbar auf Wegen, welche den 400 bis 600 m höheren Terrassen der Gehänge folgen. Die Tarentaise ist so verlockend für eine italienische Invasion, daß die Schwierigkeiten des Arc-Thales auch den über den Mont Cenis herübersteigenden Truppen den Uebergang über nicht allzu beschwerliche Pässe (Col de la Vanoise 2478 m) nach der Tarentaise empfehlen würden. Die Franzosen würden zum Schutze der oberen Tarentaise hauptsächlich auf die Flankenstellung des Berglandes von Beaufort angewiesen sein. Der erste Punkt des Isère-Thales, welcher zu hartnäckiger Vertheidigung vorbereitet ward, ist Albertville. Hier tritt der Fluß, welcher von Moutiers an sich nordwestwärts gewendet hatte, aus engeren Strecken hinaus in das breite südwestwärts gerichtete Hauptthal, das den Außenrand der äußeren Zone von Centralmassiven begleitet. Wie das Thal Chamonix die Mont Blanc-Masse begrenzt, so der Arly-Bach deren südwestliche Fortsetzung. Bei Albertville empfängt die Isère die Gewässer des Arly und geht über in die bisher von diesem verfolgte Richtung. Um diese Thalvereinigung zieht sich auf dem rechten Isère-Ufer ein Halbkreis von hochliegenden Forts. Mit dieser Festung Albertville beginnt die Vertheidigungslinie des mittleren Isère-Thales — la barrière Grésivandane. Ein zweites Glied ist der Kranz der Forts von Aiton (1083 bis 420 m) und Montgilbert (1374 m), welcher in einem nach Osten geöffneten Halbkreise die Höhen zu beiden Seiten des Austritts des Arc (309 m) in das offene, flache Isère-Thal krönt und die Straße, sowie den Schienenweg nach dem Mont Cenis weithin beherrscht. Von geringerer Bedeutung ist das alte Fort Barraux unterhalb von Montmélian, am Eingange des eigentlichen Grésivaudan. Um so wichtiger aber ist Grenoble, der stärkste Rückhalt der Vertheidigung der Alpengrenze. Die breiten Thalgassen, welche nach diesem Punkte ihre kräftigen, leicht verderblich anschwellenden Alpenströme, aber auch ihre Verkehrswege zusammenführen, sind durch steil anstrebende Berge getrennt. Von Norden her treten diese ganz hart an den Lauf der Isère heran mit dem felsigen Mont Rachais (1353 m), auf dessen letzten Vorsprüngen die Bastille und Fort Rabot thronen (S. Abbildung 1). Sie beherrschen die unmittelbar zu Füßen auf dem linken Ufer des raschen graugrünen Alpenstromes sich ausbreitende Stadt und das sorgsam gepflegte Gartenland des Thales. Um die alten Befestigungen der Stadt schlingt sich ein Gürtel weit vorgeschobener Forts. Die Beherrschung des Isère-Thales übernehmen auf den Höhen des rechten und linken Thalrandes Fort Bourcet (ca. 500 m) und Fort du Murier (463 m). Zum Schutze beider sind weit höher noch zwei starke Forts angelegt, über ersterem das schon in der Höhe häufigster Wolkenbildung belegene Fort St. Eynard (1359 m), auf dem hohen Rande des Massivs der Grande Chartreuse; auf einer Vorhöhe des Belledonne-Gebirges dagegen, dessen schneeige Kämme die schönste Zierde des Bergrahmens von Grenoble bilden, liegt bei Uriage das Fort des Quatre Seigneurs (940 m). Das westlich benachbarte Plateau von Herbey zwischen Romanche, Drac und Isère beherrscht Fort Montavie (548 m), während Fort de Comboire (442 m) schon von einer steilen Höhe des linken Drac-Ufers das Thal dieses Flusses überwacht. Geplant sind zum Schluß des Festungsringes auch auf der Westseite Grenobles ein Fort bei St. Nizier

und Batterie-Stände bei Sassenage. Die Vollendung dieser Arbeiten wird dem Kranze von Befestigungen eine Ausdehnung von 39 km geben.

Die Lage dieser großen Festung macht sie zum Sitz der Centralleitung der Vertheidigung des südöstlichen Frankreich. Von ihr aus sind am zweckmäßigsten die Maßregeln gegen die drei voraussichtlichen Operationsrichtungen einer italienischen Invasionsarmee einheitlich zu leiten. Von besonderer Tragweite ist die Möglichkeit, durch das Romanche-Thal noch immer die Verbindung mit Briançon aufrecht zu erhalten, auch wenn nördlich und südlich von diesem Platze feindliche Heere schon die Grenze weit überschritten haben sollten. Selbst dann, wenn einem starken italienischen Heere die Einschließung Briançons gelungen wäre, würde das unmittelbar westlich von Briançon ansteigende vergletscherte Hochgebirge von Oisans (Pelvoux-Gruppe) dennoch eine Verbindung und ein Zusammenwirken zweier Armeen, welche längs dem Isère-Thale und über die mittlere Durance vordrängen, verhindern. Die „Barrière Grésivaudane“ bleibt, weil die Massive der Pelvoux-Gruppe und der Belledonne ihrer Front vorliegen, nur an den Endpunkten auf weit getrennten Wegen angreifbar, und ihre Vertheidiger werden in ihrer Stellung zwischen zwei weit getrennten Gegnern jedem derselben mit ungetheilter Kraft entgegenzutreten vermögen.

Stemmen Albertville und Aiton sich einer italienischen Offensive in Savoyen entgegen, so ist Grenoble das letzte und größte Hinderniß, welches einem durch den Süden des Dauphiné geführten Angriff Halt gebietet. Der Col de la Madeleine wäre auch auf der italienischen Seite leicht vollständig fahrbar zu machen, wie er es auf der französischen bereits ist. Er böte dann einen tauglichen Weg für ein Eindringen der Italiener in das Thal der Ubaye. Seine kleinen Festungen, Fort Tournoux (1420 m) und Fort St. Vincent, sind in letzter Zeit erheblich verstärkt worden durch vorgeschobene Werke und Batterien, die

Grenoble (Bastille und Fort Rabot).

bis auf Gipfel von 2500 m Höhe hinaufreichen. Sie sind nur auf schlechten Saumpfaden umgehbar und würden bewältigt werden müssen, bevor an ein weiteres Vorgehen über die mittlere Durance zu denken wäre. Die Durance ist ein wilder, kräftiger, nur auf Brücken überschreitbarer Alpenstrom. Und gerade in der Gegend, auf welche ein Vordringen der Italiener im Thale der Ubaye zielen würde, erhebt sich hart über dem rechten Ufer des Stromes das Bergmassiv des Gapiau (1558 m), auf dessen hohen Stufen auch eine bescheidene französische Streitmacht in ungemein fester Stellung dem Angriff weit überlegener feindlicher Streitkräfte auf die Durance-Linie getrost entgegensehen könnte. Ihre Ueberschreitung dürfte nur mit großen Opfern zu erkämpfen sein. Die Nothwendigkeit, für ein weiteres Eindringen nach Frankreich Fühlung zu suchen mit der Nordarmee in Savoyen, würde dann nothwendig den weiteren Fortschritt einer bis hierher erfolgreichen italienischen Armee nach Norden lenken, gegen die sehr feste Vertheidigungslinie, welche in geringer Entfernung vor den Forts von Grenoble die Vereinigung von Drac und Romanche den Franzosen bereitet. So lange Albertville und Aiton Stand halten, ist ein Angriff auf diese Stellungen vor Grenoble aussichtslos. Jeder Mißerfolg, der an der Barrière des Grésivaudan den italienischen Armeen zustieße, könnte für sie verhängnißvoll werden, wenn gleichzeitig der Umschwung der Kriegslage den Vertheidigern Briançons die Kraft giebt, gegen die Rückzugslinien der feindlichen Heere im Norden und Süden in Wirksamkeit zu treten.

So ist für die Vertheidigung des Dauphiné, selbst wenn ihr nur geringe Truppenmassen gewidmet werden können, durch die Natur des Landes und durch die großartigen Anstrengungen der Franzosen zur Befestigung der wichtigsten Punkte in sehr wirksamer Weise gesorgt.

Noch erfordern der südlichste und der nördlichste Theil der französischen Alpengrenze gesonderte Beachtung. Durch die Abtretung Nizzas ist der Grenzschutz Italiens gegen

Frankreich besonders ernstlich geschädigt worden. Früher war Italien in der Lage, in dem einen Nizza auf einem Fleck alle Uebergänge der Seealpen und der Ligurischen Alpen gleichzeitig zu vertheidigen. Jetzt ist dieser Schlüssel Liguriens und Piemonts in Frankreichs Hand, und die Sehnsucht der Italiener, wieder nach ihm zu greifen, wird gedämpft durch den dornigen Gürtel von Forts, welcher die ganze herrliche Umgebung Nizzas seit 1877 zu einem großen befestigten Lager umgestaltet hat. Wer die berühmte Küsten-Straße auf dem Bergsims — die Corniche — bewandert, befindet sich während des ganzen Emporsteigens von Roccabruna bis jenseits La Turbia beständig im Schußbereich des Forts auf der Tête de Chien (573 m), welches von Westen her die malerische Felsenhalbinsel von Monaco überragt, und gewahrt hoch über sich auf dem Kamme, an dessen Lehnen die Corniche entlang führt, die noch immer fortschreitende Arbeit an den 600 bis 700 m hoch liegenden Forts von La Forna, La Revere und La Drette, die Anstrengungen für ihre Wasserversorgung und für die Herstellung fahrbarer Verbindungen auf dem First der steilen Höhen. Diese Kette von Forts beherrscht nicht nur alle Theile der Corniche, sondern auch das nächste tiefer liegende Binnenland mit einem langen Stück der Straße gegen den Col di Tenda. Kleinere Werke vermitteln im Westen den Anschluß dieser Kette von Forts an die Befestigungen des Hafens von Villafranca. Im Kriegsfalle denkt man auch die beherrschenden Höhen im Westen des Paglione, namentlich den Monte Macarone (807 m) und den Mont Chauve de Tourette (783 m), mit Befestigungen zu krönen. Ehe aber dieser Festungsgürtel um Nizza überhaupt auf eine Probe seiner Widerstandskraft gestellt werden könnte, müßten bereits weiter vorgeschobene, sehr feste Stellungen dem Gegner in die Hände gefallen sein. Nicht an den Forts von Nizza würden die Franzosen die Vertheidigung aufnehmen, sondern an der Roja. Die Grenze zwischen Frankreich und Italien folgt nur auf kurze Strecken

Grenoble und die Kette der Belledonne.

am Oberlauf und Unterlauf dieses Flusses der Wasserscheide zwischen ihm und den westlicheren Flüssen Var und Paglione. Das mittelste Stück des Roja-Gebietes, gerade das militärisch wichtigste, gehört zu Frankreich; hier liegt die in blutigen Kämpfen bewährte Position von Saorgio (434 m). Die Roja, welche im Becken von Tenda ihre Quelladern gesammelt, durchbricht hier einen von Westen nach Osten verlaufenden Bergriegel von etwa 2000 m Höhe. Bei der Unmöglichkeit, den Durchgang durch ihre wilde Engschlucht überhaupt zu erzwingen, muß der Angreifer sich der beherrschenden Höhen mindestens auf einer Seite des Thales zu bemächtigen suchen. Namentlich die des rechten Ufers, das Plateau von Millefourches (2070 m) auf dem Mont Authion ist 1793 und 1794 der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe gewesen. Es ist wohl das höchste Schlachtfeld Europas. Die Franzosen versuchten damals vergeblich, den Oesterreichern und Piemontesen diese ungemein feste Stellung zu entreißen. Heute ist sie in den Händen Frankreichs. Noch hinter ihr liegen zu beiden Seiten des Thales der Bevera, welches die Tenda-Straße vor der Annäherung an Nizza queren muß, auf dem Col de Brouis (830 m) und dem Col de Braus (1003 m) zwei brauchbare Vertheidigungslinien, und zwischen ihnen über Sospello das Kuppel-Fort des Mont Barbonnet (846 m). Selbst für die militärisch wenig in Betracht kommenden Thäler der Vesubia und der Tinea sind zur Vertheidigung ihrer Engen bereits die Plätze von künftig herzurichtenden Befestigungen ausgewählt.

Wenn so die französische Grenzvertheidigung ihren rechten Flügel, sicher vor jeder Umgehung, unmittelbar an das Mittelmeer anschließt, bildet eine ebenso werthvolle Stütze des linken Flügels die Neutralität der Schweiz. Sie deckt die Franzosen gegen jede Gefahr einer nördlichen Umgehung des Mont-Blanc-Massivs über den Großen Bernhard oder den Simplon. Fraglich bleibt nur, ob diese durch Verträge verbürgte und durch eine nicht verächtliche

Waffenmacht vertheidigte Neutralität nicht noch unmittelbarer einen großen Theil Savoyens deckt gegen jede Invasions-Gefahr. Der Wiener Kongreß dehnte, um dem Königreich Sardinien wider französische Angriffsgelüste eine Deckung des am schwersten zu vertheidigenden nördlichen Savoyen zu schaffen, die der Schweiz zugesicherte Neutralität auch aus auf die Landschaften Chablais und Faucigny, sowie auf alle übrigen Theile Savoyens, welche nordöstlich einer Linie lagen, die von Ugine über Faverges und Lescheraines nach dem Lac du Bourget und von dort zur Rhone liefe [1]). Den sardinischen Truppen dieses nordsavoyischen Gebietes ward im Kriegsfall freier Rückzug durch das Wallis nach Italien zugesichert und festgesetzt, daß keine Truppen anderer Mächte in diesen Landstrich eindringen dürften mit Ausnahme der Truppen, welche etwa die Schweiz dahin vorzuschieben für gut finden könne. Die ganze Sachlage, welcher diese Neutralisirung Nord-Savoyens entsprang, hat sich durch die Abtretung Savoyens an Frankreich umgestaltet. Dennoch ist eine förmliche Aufhebung der Neutralität dieses Gebietes nicht erfolgt. Daß im Falle eines Krieges dieser Landstrich nicht ausgeschlossen bleiben wird von Truppenbewegungen, steht von vornherein fest. Denn eine wichtige Verkehrslinie, die Mont Cenis-Bahn, durchschneidet von Culoz bis Aix les Bains das 1815 neutralisirte Land. In ihrer Ausnutzung für die Zwecke der Landesvertheidigung werden sich die Franzosen gewiß durch die Rücksicht auf die unter ganz anderen Voraussetzungen beschlossene Neutralisirung nicht im mindesten stören lassen. Bleibt aber dieser westliche Theil im Interesse Frankreichs einbegriffen in den Bereich der Heeresbewegungen, so würde niemand Italien zumuthen können, sich durch eine Anerkennung der Neutralität von Faucigny und Chablais in seinen Unternehmungen beschränken zu lassen. Sollte die Schweiz Miene machen, dennoch für diesen ihr nächstliegenden Theil die Neutralität zu fordern und mit eigener Truppenmacht zu schützen, so hätte Italien allen Grund, über solch eine einseitige Anwendung eines anscheinend veralteten internationalen Uebereinkommens sich zu beklagen. Denn wenn die Schweiz im Westen des neutralen Gebietes Frankreich frei schalten ließe und ihm obendrein durch eigene Truppen den Schutz des nordöstlichen Savoyens abnähme, also die dafür sonst nöthigen französischen Truppen für andere Zwecke verfügbar machte, würde sie sicher eine Parteinahme wider Italien an den Tage legen und leicht in den Strudel des großen Kampfes hineingerissen werden. Man kann zu der Umsicht des Bundesrathes das Vertrauen haben, daß er sich hüten würde, wegen der problematischen Neutralität Savoyens die Schweiz zwischen zwei Mühlsteine gerathen zu lassen.

Die Gesammtheit der großartigen Vorbereitungen Frankreichs zum Schutze seiner Alpengrenze bedarf keiner langen Erläuterungen. Frankreich hat diese Grenze derartig befestigt, daß auch eine kleine Truppenmacht, die zwei Armee-Corps nicht übersteigen dürfte, ausreichend erscheint zu ihrer Vertheidigung gegenüber noch so überlegenen italienischen Streitkräften. Die Vollkraft seines Heeres will Frankreich gegen Deutschland verfügbar behalten. Darum kann auch die höchste Werthschätzung des italienischen Bündnisses die Deutschen nicht der schweren Pflicht überheben, ihre eigene Wehr so stark zu machen, daß sie niemand in der Welt zu fürchten haben, als Gott allein.

[1]) G. Fr. de Martens, Recueil de traités. Supplém. VI. Göttingen 1818, S. 175, 421. Nouveaux Supplém. I. Göttingen 1839, S. 469.

Die Weltanschauung Mohammed's.

Ein Naturgemälde nach dem Koran.

Von G. Coordes.

Ia radjel,	ia marra,	ia ald,	ia bekra,	Es ssalamu alikum!
(O Mann,	o Frau,	o Sohn,	o Tochter,	Der Gruß (Gottes) mit Euch!)

Jede Religion stand zur Zeit ihrer Entstehung in vollständiger Uebereinstimmung mit der Weltanschauung des Volkes, unter dem sie entstand, und diese letztere ist nur eine erweiterte, potenzirte Wiedergabe des entsprechenden Landschaftsbildes. Will man das Weltbild verstehen, das Mohammed im Koran zeichnet, so muß man sich stets das landschaftliche Bild Arabiens vor Augen stellen; dann aber versteht man sofort sowohl die Armuth des koranischen Naturgemäldes, wie das schauervolle Bild der Hölle, das der Prophet entwirft, und das zauberische Bild der Gärten Edens, das er seinen Gläubigen vorhält. — Der südliche Theil Arabiens, den man ehemals, im Gegensatz zu dem gänzlich der Niederschläge entbehrenden, das „reiche Arabien", das „glückliche Arabien" nannte, ragt in die Region der regelmäßigen Sommerregen hinein und erfreut sich der Erquickung, die sie bringen; ohne sie wäre Arabien fast unbewohnbar, durch sie kommt eine kräftige Vegetation zu stande die aber in der regenlosen Zeit wieder verschwindet. Das übrige Küsten-Arabien ist Wüste; nur hie und da rieselt eine Quelle, und eine Oase ladet zum Ruhen ein. Auch Hedschas, das „heilige Gebiet", entbehrt fast jeder Vegetation, und der Südrand Arabiens heißt Hadramaut, „Land des Todes". Auch über die nackten Felsen von Maskat wölbt sich im Sommer ein wolkenloser Himmel, nur in den Wintermonaten benetzen spärliche Niederschläge den östlichen Abbruch der großen arabischen Wüstentafel mit seinen hohen, steilen, sonnendurchglühten Felsen. Nur Nedsch, „das Hochland" Mittelarabiens, ist reich an Oasen, und reißende Bergströme füllen in der Regenzeit die „Wadis" (Winterbäche). — Das Klima Arabiens ist halb afrikanisch: in einzelnen Gegenden steigt die Mittagswärme im Schatten auf 32°, in der Sonne auf 53° R. und ertödtet alles Leben; in den höheren Gegenden finden dagegen große Gegensätze von Wärme und Kälte statt, und da, wo Vegetation ist, fällt starker Thau, oft reift es auch. — In diesem Lande entstand der Koran, die Sammlung göttlicher Offenbarungen an den Propheten, die Mohammed's Schüler auf Palmenblätter, Pergament, oder selbst Steine niederschrieben und hernach Abu Bekr sammelte. Ordnung und Gleichmaß fehlt deshalb im Koran wie in den einzelnen (114) Suren (Kapiteln); zuweilen sind sie biblisch erhaben, meist aber breit, schwulstig und voll Wiederholungen, die sich nicht immer decken. Man würde indeß irren, wenn man, wie das lange Zeit geschehen, Islam und Koran für eitel Finsterniß und

Kulturfeindschaft halten wollte. Daß der Islam mit der Wissenschaft und der modernen Kultur durchaus unvereinbar sei; daß es niemals eine mohammedanische oder arabische Wissenschaft gegeben habe; daß der Islam unfähig sei, etwas zu lernen und sich fremde Ideen anzueignen: diese Behauptungen sind seit geraumer Zeit von allen Völkerschaften aufgestellt worden, die sich an der Türkei bereichern wollten und dazu eines bestechenden Vorwandes bedurften.

Der überlieferte Satz von der Bildungsunfähigkeit des Islam und von der Unempfänglichkeit der Mohammedaner für Wissenschaften und kulturellen Fortschritt muß Widerlegung erhalten, da sowohl die Vergangenheit als auch die Gegenwart den Nachweis führt, daß der Islam eine hohe wissenschaftliche und kulturelle Bedeutung gehabt hat, und daß es auch den heutigen Mohammedanern an der Fähigkeit und dem Wunsche für moderne Fortbildung nicht mangelt. Ist es denn nicht so, lesen und hören kann man es häufig: „Was den Mohammedaner besonders kennzeichnet, ist sein Haß gegen die Wissenschaft, und die Ueberzeugung, daß philosophische Nachforschungen unnütz, frivol, ja fast gottlos seien." Darauf antwortet man mit folgenden Stellen aus dem Koran: „Ehret den, der eure Kenntnisse um etwas vermehrt, wie einen Vater. — Suchet die Wissenschaft, und solltet ihr bis nach China gehen müssen. — Wem soll man die Macht anvertrauen? Dem Weisesten." Wahrlich, der Koran enthält eine Fülle von Weisheit und hebt überall den Werth von Bildung und Gelehrsamkeit ehrend hervor. Aus vielen Koranstellen nur einige: „Dreien wird am Auferstehungstage fürzusprechen vergönnt sein: dem Propheten, den Gelehrten und den Blutzeugen; die Tinte der Lehrer ist gleich dem Blute der Märtyrer." Solche Koranaussprüche erklären auch die spätere Bedeutung der Araber für die Fortentwickelung der Wissenschaft. — Wo der Islam herrscht, sei es wo es sei, sind Schulen zum Koranlesen.

Ich betone unter anderen die Thatsache, daß der Tag, an welchem ein Kind zum ersten male die Schule besucht, in den mohammedanischen Familien als hoher Festtag begangen wird, woraus man sicher nicht folgern kann, daß das Verständniß für das Wissen bei den Mohammedanern geringer sei, als bei anderen Völkern und Religionsgenossenschaften, die diesen Tag unvermerkt verstreichen lassen. Wenn der Islam seit 200 Jahren zurückgegangen ist, so ist es nicht minder wahr, daß er seit Jahren die stärksten Anstrengungen macht, das Verlorene nachzuholen. Nur thut man ihm dabei immer das Unrecht an, ihn mit hochentwickelten Völkern zu vergleichen, und daß man ihm eine fremde Kultur unvermittelt aufdrängen will und sich beklagt, wenn die fremde Pflanze auf dem unvorbereiteten Boden nicht wachsen will.

Ist nicht die Kunst des Islam eine Kulturthat, ja eine der schönsten und schmuckvollsten Blüthen des menschlichen Geistes? Zwar beschränkt sie sich nur auf Weberei, auf Baukunst und Ornamentmalerei, da Figurenmalerei und Plastik nach den Satzungen des Koran ausgeschlossen ist; aber die Arabeske, die Verbindung von stilisirter Pflanzenornamentik und geometrischen Figuren, diese den Arabern durchaus eigene Kunstgebung, ist bei ihnen zur höchsten Blüthe und Ausbildung gelangt, und die maurischen Monumente der Pyrenäischen Halbinsel sind ein ewiger Beweis von der hohen Kulturblüthe, zu welchem islamitische Nomadenschwärme sich unter günstigen Verhältnissen emporzuschwingen vermochten.

Und will man den Kulturwerth einer Religion darnach bemessen, was dieselbe in der Gesittung anderer Völker, mit anderen Worten: in der Mission geleistet, so ist das Verdienst des Islam wahrlich nicht gering. Was der christliche Europäer erst jetzt in seinen afrikanischen Kolonien durch Gesetze und Verordnungen einzuführen für nöthig fand, die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, ist ein Korangebot. Unter christlichem Einflusse sind durch den Branntwein ganze Naturvölker demoralisirt; die Moslemin sehen mit Verachtung darauf. Und ferner: der Koran verbietet, Glaubensgenossen zu kaufen und zu verkaufen; ein Volk, das dem Islam sich zugewandt, schafft in sich und unter sich den Sklavenhandel ab, und da der gläubige Anhänger des Propheten von fanatischem Missionseifer beseelt ist, muß die Zahl der Sklavenvölker mehr und mehr schwinden. Es ist auch nicht wahr, daß der Islam z. B. in Afrika nur durch Feuer und Schwert seine Ausbreitung findet: unsere christlichen Missionäre bezeugen, daß friedliche Hirten und Händler die Boten sind, und um so wirksamer, als sie an den meisten Orten zugleich die Vertreter höherer Civilisation sind. Kleidung, Wohnung und die ganze Lebenshaltung wird eine andere unter mohammedanischem Einfluß. Dazu ist ihre Religion nicht so transcendental, sondern besteht in einfachen Gebräuchen und Grundsätzen, und das begünstigt sie bei den Naturkindern; die Mischung aus Judenthum, Christenthum, und arabischem Sabäismus ist ihnen durchaus mundgerecht gemacht, der starre Monotheismus durch den sinnlichen Eudämonismus verzuckert, und so hat der Islam vielleicht die Aufgabe, eine Quarantaine gegen mittelafrikanischen Fetischismus und Kannibalismus, sowie gegen ostasiatischen Pantheismus zu sein, und der Koran ist das Mittel zur Lösung dieser Aufgabe, denn er ist des Mohammedaners Lehrbuch nicht bloß der Theologie, auch der Philosophie, Jurisprudenz und Politik.

Der Koran ist gewiß kulturgeschichtlicher Beachtung werth. Nur das Naturgemälde des mohammedanischen Religionsbuches ist arm, sehr arm, ganz der Reflex der Außenwelt auf die Einbildungskraft; „eine traurige Einförmigkeit von Grasfluren und staubbedeckten Einöden konnte nur in eigenthümlichen selteneren Fällen das Naturgefühl beleben" (Kosmos); und wir vermissen bei Mohammed überall die hinreißende Schilderung der vorislamitischen Wüstendichter, die die überwältigende Großartigkeit der arabischen Einöde mit ihren wilden Reizen und jähen Todesschrecken bewunderungswürdig beschreiben.

Wie ganz anders, wie erhaben sind dagegen die Naturschilderungen der Heiligen Schrift! Aber was ist auch Arabiens Wüste gegen das Land, da Milch und Honig innen floß! Und wo Mohammed Schilderungen und Geschichten der Heiligen Schrift entnimmt, da werden sie zu Phantastereien, Zaubergeschichten &c. — Wer kennt nicht aus Tausend und Eine Nacht die Fabeln von Noah, David und Salomo! —, im arabischen Märchenstil wunderbar ausgemalt, wenngleich mit feinerem Geschmack als im jüdischen Talmud. Wir übergehen sie wie alle Ausschmückungen, die Mohammed's Lehren später durch die Ausleger erhalten haben, und stellen mit eigenen Worten des Koran[1]) das zusammen, was unser Thema fordert.

Bsm-Allah! (Im Namen Gottes!)

La illaha ill'allâh! Mohammedur rasul ullâh!

„Wahrlich, unser Herr ist Gott, der da erschaffen hat die Himmel und die Erde, und was zwischen beiden ist, in sechs Tagen, und sich dann auf seinen Thron setzte, und sein Thron stand auf den Wassern. (Von dem Wasser stieg Dunst auf, daraus bildete Gott die Himmel, und so ward die Erde sichtbar.) Er erhöhte die sieben Himmel, ohne sie auf sichtbare Säulen zu stützen, zu einer wohlgestützten Decke, und ist kein Riß noch Spalte in ihr, einen Himmel über den andern, und den untersten hat er ausgeschmückt

[1]) Uebersetzt von Ullmann.

mit der lichten Sternen-Pracht. Er schuf Sonne, Mond und Sterne, welche ganz seinem Befehle unterthan sind. Alle Himmelskörper haben ihren bestimmten Lauf und drehen sich alle schnell in ihrem Kreise. Und dem Monde hat er gewisse Wohnungen bestimmt (28 Sterne, die sogenannten Häuser des Mondes), durch je eine geht er in jeder Nacht, bis er zurückkehrt gleich dem Zweige eines Palmbaumes (d. h. bis er wieder Neumond wird und wie ein Palmzweig zusammenschrumpft und gelb wird). Jeder Himmel hat seine eigene Verrichtung. Es ziemt sich nicht für die Sonne, daß sie den Mond in seinem Laufe einhole, sondern ein jedes dieser beiden Lichter bewegt sich in seinem bestimmten Kreise und Pfade, nach bestimmten Regeln. — Und Gott setzte Thürme an den Himmel als Wache (den Thierkreis) und schmückte sie aus für die Beschauenden und schützte sie vor dem gesteinigten Satan (der hinansteigen möchte, um die Geheimnisse des Himmels zu belauschen). So aber einer doch heimlich lauscht, so verzehret ihn gleich hell lodernde Flamme (die Sternschnuppen sind Sternschüsse zur Vertreibung und Steinigung des Satan) und höret nicht die Reden der erhabenen Fürsten (der Engel). Und im siebenten Himmel, am Garten der ewigen Wohnung (zur rechten Seite des göttlichen Thrones) stehet der Lotusbaum, der nicht überschritten werden darf. — Gott ruft die Morgenröthe hervor und setzet Sonne und Mond zur Zeitrechnung, und die Sterne als Wegweiser, die euch leiten sollen, denn er ist der Herr der beiden Osten und beiden Westen (der beiden Sonnenwenden) und hat eingesetzet den Mond zum Licht und die Sonne zur Fackel. Und der Mondwechsel dient den Menschen die Zeit und die Wallfahrt (nach Mekka) zu bestimmen. Ich (Mohammed) schwöre es bei den Sternen, welche sich rück- und vorwärts schnell bewegen (die Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn) und bei dem Nachtsterne voll durchdringender Klarheit (den Plejaden?)."

Gott ist es, der die Erde ausgedehnt gleich und eben, und feste, unwandelbare Berge hinein versetzt als Pfeiler, daß sie nicht wanke unter euch, und Flüsse geschaffen und von jeder Fruchtart ein doppeltes Geschlecht hervorgerufen nach einem bestimmten Maß. — Auf der Erde giebt es Theile, die das Wasser trennt, und Theile, die verbunden sind, und Landstriche von verschiedener Güte, so genau sie auch sonst an einander grenzen, und Wege durch die Berge; und in den Bergen finden sich Adern von verschiedener Farbe, weiße, rothe und rabenschwarze. Gott ist es, der da auseinanderhält die beiden Gewässer, von welchen das eine frisch und süß (Quellwasser), das andere gesalzen und bitter ist (Meerwasser), und die beiden Meere (das Arabische und Persische?) hat er freigelassen, damit sie sich begegnen, aber ein Riegel ist zwischen beiden, damit sie sich nicht vermischen können. Und der Berg Kaf gehet um die ganze Erde. (Der Erdkreis erscheint also schüsselförmig; der Berg Kaf, d. h. die Höhe, die Krone, ist der gegen das Meer abschließende Rand.)

Die Menschen schuf Allah von einem Manne, und aus diesem dessen Frau, und aus beiden ließ er entstehen viele Männer und Frauen. Er schuf Adam aus geläutertem, schwarzem Lehm und trockenem Thon und gestaltete ihn vollkommen und hauchte ihm von seinem Geiste ein und gab ihm Gesicht, Gehör und Herz; und vor ihm schuf er die Dämonen aus dem Feuer des Samum. Den Geist des Menschen und die Dschinnen (die Genien der Natur und der Familie) schuf er aus reinem Feuer, und die Engel hat er ausgestattet mit zwei und drei und vier Paar Flügeln.

Darauf lehrte er Adam die Namen der Dinge, die selbst die Engel nicht wußten; und die Engel verehrten den Adam nach Gottes Geheiß, mit Ausnahme des Satan. Gott sprach zu ihm: Was hält dich ab, ihn zu verehren, wie ich dir geboten? Der antwortete: Weil ich vorzüglicher bin denn Adam, da du mich aus Feuer erschaffen und ihn nur aus Thon. Und Adam und sein Weib bewohnten das Paradies, aber Satan vertrieb sie daraus.

Ihr Gläubigen, fürchtet den Herrn! Die Menschen schaffet er aus Samen, aus den vermischten Samentropfen beider Geschlechter, aus schlechtem Wasser, kommend aus den Lenden (des Mannes) und aus den Brustbeinen (des Weibes). Er gab euch (vor der Geburt) einen sicheren Aufenthalt und Ruheort in den Lenden des Vaters und dem Leibe der Mutter, und hat euch im Leibe der Mutter in dreifacher Finsterniß (Umhüllung, nämlich in dem Becken, in der Gebärmutter und in den Membranen, welche den Embryo einschließen) nach und nach entwickelt. Denn er kennet die Leibesfrucht eines jeden Weibes, und wie der Mutterleib sich verenget und dehnet. Er macht den Samen zu geronnenem Blut, und das geronnene Blut zu einem Stück Fleisch, und dieses Fleisch wieder zu Knochen, und diese Knochen bedecket er wiederum mit Fleisch, woraus er dann ein neues Geschöpf entstehen lässet in zweierlei Geschlechtern.

Auf seinen Befehl steigen die Engel mit dem Geiste nieder (und bringen ihn dem neugeborenen Menschen), und ein jeder Mensch hat seine Engel, die sich einander abwechseln, und die vor ihm her und hinter ihm her gehen und ihn bewachen (die Engel sind die Vermittler mit Allah, und deshalb ist auch das Gebet des Mohammedaners in Form und Inhalt stets ein Zwiegespräch mit den ihm zur Seite stehenden Engeln).

Ihr Gläubigen, fürchtet Gott! Siehe, er hat euch eine schöne Gestalt gegeben. Aber zu denen, die den Sabbath entweiht, sprach er: Werdet Affen und ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft, ein Beispiel für Mit- und Nachwelt und eine Warnung den Frommen. Andere, welche Gott verflucht hat, und über die er zürnte, hat er in Schweine verwandelt, die Jungen in Affen und die Alten in Schweine.

Und Gott schuf alle (andere?) Thiere aus Wasser (Samentropfen?); einige kriechen auf dem Bauche, andere gehen auf zwei, und andere wieder auf vier Füßen, und breitete sie über die ganze Erde aus, wie die Menschen. Aber die Menschen und die wilden und zahmen Thiere sind verschieden von Farbe.

So hat Gott geschaffen die Erde in zwei Tagen (in den ersten zwei Tagen der Woche) und hat sie gesegnet, und er legte in sie die Nahrung für alle Wesen, so danach verlangen, in zwei Tagen; dann bildete er den Himmel zu sieben Himmeln in zwei Tagen. Er, Allah, bereitete euch zum Teppich die Erde und zur Zierde, und den Himmel zum Gewölbe, alles für euch; er dehnte den Himmel zu sieben Himmeln. Ihn preisen sie und die Erde und was in beiden ist.

Und Himmel und Erde bildeten eine feste Masse, bis sie Allah öffnete und durch das Wasser allen Dingen Leben gab. (Das Wasser ist dem Propheten überhaupt Quelle und Bedingung alles Lebens.) Du siehest die Erde manchmal trocken und dürr; sowie Gott aber Wasser auf sie herabsendet, dann kommt sie in Bewegung und schwillt auf und bringet alle Arten üppiger Gewächse hervor. Siehst du nicht, wie Gott die Wolken sachte fortbewegt, sie dann zusammenzieht und zu einem Haufen ballt? Er läßt Wasser vom Himmel strömen, und die Bäche fließen in der ihnen bestimmten Bahn (die Wadis, die Regenflüsse), um die Erde nach ihrem Todesschlafe (in der trockenen Jahreszeit) neu zu beleben, euch damit zu tränken und die Bäume zu befeuchten und Früchte zu eurer Erhaltung hervorzubringen,

das Samenkorn, das verschiedene Speisen giebt, und den Dattelkern und alles Grüne und das in Reihen wachsende Korn, und Palmbäume, an deren über einander hängenden Zweigen die Datteln gedrängt voll hängen, und Gärten mit Trauben, Oliven und Granatäpfeln aller Art, alle Gewächse der Erde, welche Menschen und Vieh verzehren, und der Erde Gewand und Schmuck verleihen. Da giebt es ferner Weingärten, Samen- und Palmbäume, welche verwandt sind (d. h. deren mehrere aus einer Wurzel hervorwachsen) und nicht verwandt sind. Einerlei Wasser befeuchtet sie, und dennoch machte Gott, daß die einen vor den anderen im Genusse bevorzugt werden. (Solches alles bringt das Wasser hervor.) Aber auch den Steinen entquellen Bäche; andere spalten sich, und es fließt Wasser heraus, und die Fluthen tragen den schwimmenden Schaum. Gott ist sehr groß. (Der Morgenländer redet nicht gern in unbestimmter Person. Auch die Heilige Schrift sagt nicht: es regnet, es hagelt rc., sondern: Gott läßt regnen, hageln rc.; ebenso der Koran.) Gott ist es, der die Winde sendet und die Wolken erhebt und sie nach seinem Willen am Himmel ausbreitet; dann stürzen unter Donner und Blitz und in Finsterniß die regenschwangeren Wolken mit Hagel vom Himmel, und des Blitzes Strahl blendet das Auge. (Wie paßt sich so alles den arabischen Verhältnissen an! „Wo dem Boden der Schmuck der Wälder fehlt, beschäftigen die Lufterscheinungen, Sterne, Gewitter und langersehnter Regen um so mehr die Einbildungskraft.“ [Kosmos.] Vergleichen wir damit die Religion der alten Germanen: Alles auf den Wald berechnet! Bei dem Araber alles auf die Wüste!) Ja, Allah ist groß! Es fällt kein Blatt vom Baume, Allah weiß es. Es ist kein Samenkorn in der dunklen Erde, es giebt nichts Trockenes und nichts Grünes, das nicht aufgezeichnet wäre in seinem deutlichen Buche. Was Gott will, das mag kommen, nur bei ihm allein ist die Macht. Er kann ja über deinen Garten Heuschrecken vom Himmel herabsenden, so daß er in dürren Staub verwandelt wird; oder er kann sein Wasser so tief in die Erde versenken, daß du es nicht herauf zu schöpfen vermagst; oder er sendet verderbenden Wind, der die Saaten gelb macht oder sie mit Sand bedecket.

Aber er versorgt euch auch mit Nahrung vom Himmel und von der Erde. So hat er auch die Thiere geschaffen zu eurem Nutzen, zur Erwärmung und Bequemlichkeit und zu eurer Nahrung. Sie sind auch eine Zierde, wenn ihr sie des Abends nach Hause und des Morgens auf die Weide treibt. — Einige Thiere sind zum Lasttragen, die Pferde, Maulthiere und Esel, andere zum Schlachten bestimmt. Und Gott hat sie euch hergesandt, von den Schafen ein Paar, und von den Ziegen ein Paar, von den Kameelen ein Paar und von den Rindern ein Paar (daß sie nicht aussterben, sondern sich vermehren); so hat er auch Mehreres geschaffen, das ihr nicht einmal kennt. Und er tränket euch mit dem, was in der Thiere Leiber die Mitte hält zwischen Unrath und Blut, nämlich mit der reinen Milch. (Nach Mohammed's Meinung gehen die gröberen Theile der Nahrung in Unrath über, die feineren in Milch, die feinsten in Blut.) Und dein Herr lehrte die Biene, und aus ihrem Leibe kommt nun eine Flüssigkeit, die verschieden an Farbe ist und Arznei für den Menschen enthält. Solches alles zum Heil des Menschen, so lange er lebet.

Aber zur Zeit ihres Todes nimmt Gott die Seelen der Menschen zu sich. Auch im Schlaf kommen die Seelen vor Gott, und wer nun sterben soll, des Seele behält er zurück; wer aber noch leben soll, dessen Seele sendet er wieder herab, bis zur bestimmten Zeit, wenn in der Todesstunde des Menschen Seele bis an die Kehle steigt. Dann läßt er ihn sterben; darauf wird er, sobald er will, ihn wieder auferwecken — und dann kommt die Stunde des Gerichtes. —

(Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Das Land Pun der Hieroglyphen.

Gelegentlich einer kritischen Besprechung der Petrie'schen Sammlung von Völkertypen von den ägyptischen Denkmälern giebt G. Tomkins (im „Journal Anthrop. Instit. Great Britain and Ireland“, Febr. 1889) auch eine interessante Zusammenstellung von älteren und neueren Nachrichten über das Land Pun und die Expedition, welche die Königin Hatasu dorthin veranstaltete. Tomkins ist der Ansicht, daß Pun nur in Arabien zu suchen sei, nicht im Somali-Land; die Abbildung einer Giraffe, auf welche sich Dümichen und andere Vertreter der gegentheiligen Ansicht stützen, steht nicht unter den Produkten von Pun, sondern in einer anderen Zeile, welche die Rückkehr einer nach Kusch entsandten Karawane darstellt. Ueber dem abfahrenden Schiffe steht das Kommandowort „Nach Osten“. Den Landungshafen sucht Tomkins in Muza, der Vorgängerin von Mokka, deren Hafen freilich jetzt Festland geworden ist, die aber in den Sabäerzeiten ein hochwichtiges Handelsemporium war. Dort finden sich auch heute noch die in ihrer ganzen Höhe terrassirten Felsabhänge, auf denen der Weihrauch gebaut wurde, und über welche die ägyptischen Offiziere so sehr erstaunten. Der Ingenieur, General Haig, hat neuerdings auf einer Reise von Hodeida nach Sanâa, der alten Hauptstadt von Yemen, Gelegenheit gehabt, sie zu besichtigen. Er fand die ganze Westseite des 8000 Fuß hohen Bergzuges, den er zu übersteigen hatte, vom Fuß bis zum Gipfel — auf eine Höhe von mindestens 6000 Fuß — terrassirt. Meilenweit liefen die Terrassen an den Berghängen hin, kaum doppelt so breit, wie die Stützmauern hoch sind, heute noch völlig wohlerhalten und dem Ackerbau der allerdings spärlicher gewordenen Bevölkerung dienend, eine der staunenswerthesten menschlichen Leistungen, die wir auf der ganzen Erde finden können. Auch die sonstigen Trümmer von Bauten in Yemen zeigen Terrassenbau, wie schon Lenormant hervorhob. Tomkins Ansicht, daß die Königin Hatasu das Modell für ihren berühmten Tempel der Hathor in Pun, nicht in Babylonien, gefunden, ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

Die Anhänger der Lehre, daß Pun auf der afrikanischen Seite gelegen habe, stützen sich auch auf die Rolle, welche das Gold unter seinen Exportartikeln spielt. Tomkins macht aber auf eine anscheinend wenig beachtete Mittheilung von Sir Richard Burton aufmerksam (In Academy, 20. Aug. 1887), nach welcher sich ganz zuverlässigen Nachrichten zufolge eine Zone goldführender Gesteine vom nördlichen Midian längs der westarabischen Ghâts bis zu den Grenzen der vulkanischen Region von Aden durchziehe; Spuren seien gefunden worden landein von Jambu, von Mekka, von Mokka und von Hodeida. Das goldreiche Land Amu kann also ganz gut in Arabien gelegen haben.

Der arabische Weihrauch stammt bekanntlich von verschiedenen Arten der Gattung Boswellia. Durch Vermittelung des Oberst Playfair sind Ableger von drei Arten nach Indien gekommen und dort von Sir G. Birdwood kultivirt und wissenschaftlich untersucht worden. Alle zeichnen sich durch einen intensiven, citronenartigen Wohlgeruch aus; das Harz wird durch Einschnitte in den Stamm gewonnen. Zwei Arten haben gesägte Blätter, die dritte, Boswellia Frereana, dagegen hat ganzrandige, mitunter von 2 Zoll Länge, und diese ist es unverkennbar, welche der ägyptische Künstler in den vorzüglichen Alabaster-Skulpturen von Dar el Bachri dargestellt hat, und welche Hatasu nach Aegypten zu verpflanzen versuchte; sie heißt bei den Arabern Jegaar. Die Weihrauchpflanzen sind in Arabien auf die Südküste von Hadramaut beschränkt und scheinen sich hier auch im Alterthum nie weiter verbreitet zu haben; im Somali-Lande besitzen sie ein ausgedehnteres Gebiet, dessen Mittelpunkt nach Professor Maspero der Elephantenfluß zwischen Râs-el-Fil und Kap Guardafui bildet. Ko.

Die Malayen.

Den Mittheilungen der „Antropologischen Gesellschaft in Wien" (Sitzungsberichte, Bd. 18, S. 84) entnehmen wir die nachfolgenden Ausführungen des Dr. Bernhard Hagen über die Malayenvölker. Infolge ihrer großen Vorliebe für das Meer, die sie Allah bitten läßt, sie nicht auf dem Lande, sondern auf der See sterben zu lassen, ist die malayische Rasse wie für den polynesischen und hinterindischen Archipel geschaffen. Der Brennpunkt und das Entstehungscentrum derselben ist auf den Hochländern West-Sumatras zu suchen, speziell in dem alten Reiche Menangkaban. Von hier aus verbreiteten sich die Völker langsam von West nach Ost, zuerst wahrscheinlich die Stämme, welche sich heute nur im Innern der großen Inseln finden (die Battas auf Sumatra, die Sundanesen auf Java, die Dajaken auf Borneo, die Alfurus auf Celebes ꝛc.). Diese „Urbevölkerung" der Inseln verdrängte daselbst eine noch früher vorhandene Bevölkerung, als deren Reste die Negritos gelten müssen. Die Malayen im engeren Sinne, welche Sumatra, Malakka und Nord-Borneo bewohnen, sind als die letzte Völkeremission des angegebenen Rassencentrums zu betrachten, die erst im 12. bis 15. Jahrhundert n. Chr. vor sich ging. Mit den Indern und Chinesen, welche seit lange auf dem Archipel verkehren, fanden zahlreiche Mischungen und Kreuzungen statt, in einem beschränkteren Maße auch mit den Arabern. Besonders darf man daher von der Küstenbevölkerung nicht den reinen Rassentypus erwarten. Das Schädelmaterial der anthropologischen Sammlungen ist bezüglich seiner Provenienz zu ungenügend bestimmt, als daß es bei der Beurtheilung der malayischen Völker irgend welche Dienste leisten könnte. Zu besseren Resultaten führen die Messungen an Lebenden, mit denen Dr. Weisbach begann, und die von Dr. Hagen in 400 einzelnen Fällen vorgenommen werden konnten. Die Hauptschlüsse, welche der letztere Forscher aus diesem vergleichsweise reichen Materiale zieht, sind:

I. Die Völker im Innern Sumatras, die Battas, die Allas und die Malayen von Menangkaban bilden eine eng zusammengehörige Volksgruppe, welche in ihren Mittelzahlen fast stets in direktem Gegensatz zu den vorderindischen Völkern steht, aber ebensowenig auch eine Gemeinschaft mit den Chinesen zeigt. Wir müssen und dürfen deshalb dieselbe als reinen ursprünglichen Typus ansprechen, der sich etwa folgendermaßen charakterisirt: kleine, gedrungene, kräftige Gestalt von unter 1600 mm Mittelgröße, lange Arme, sehr kurze Beine, sehr langer und breiter mesocephaler Schädel von sehr großem Umfang mit hoher Stirn, ein prognathes Gesicht, das 10 Prozent breiter als lang ist, mit großem Mund und ungemein kurzer, flacher und breiter Nase mit großen, runden, meist nach vorwärts stehenden Nasenöffnungen und breiter Nasenwurzel.

II. Die Malayen der Ostküste von Sumatra und die von den Küsten Malakkas dokumentiren eine weit größere Verwandtschaft zu den Indern als zu ihren Stammvätern aus Menangkaban, sind also offenbar durch und durch mit indischem Blute gemischt.

III. Die javanischen Völker stehen dem Urtypus der Sumatraner viel näher als die eben erwähnten Malayen, zeigen sich also weniger mit indischem, dagegen stärker mit chinesischem Blute gemischt, und zwar die Javaner mehr wie die Sundanesen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Den neuesten amtlichen Aufstellungen zufolge dauern die eigenthümlichen Erscheinungen, welche die Bevölkerungsbewegung Frankreichs seit geraumer Zeit charakterisiren, in voller Stärke an. Die natürliche Gesammtzunahme der Bevölkerung seit 1887 betrug nur 44 772 und war demnach geringer als in jedem anderen Jahre seit 1871. Uebrigens kommt diese Zahl nur auf Rechnung von 44 Departements (der Bretagne, des Nordens und der Centralprovinzen), während in den 43 anderen Departements (des Südwestens, des Südostens ꝛc.) eine absolute Abnahme zu konstatiren war. Weitaus am stärksten war die natürliche Zunahme bei dem Fremdenelemente (11 000). Sowohl die Zahl der Heirathen (276 848) als auch die Zahl der Geburten (882 639) nahm ab.

— Unter den wirthschaftlichen Hilfsquellen Serbiens scheint der Weinbau ganz besonders gute Aussichten zu bieten, in der neuen Aera, die über die Balkanstaaten hereingebrochen ist, allmählich eine höhere Bedeutung zu erlangen. Bisher war es nur der Nordosten des Landes — der Bezirk von Negotin —, in dem die Rebenkultur in einigem Schwunge stand, und in dem die Kelterei im Jahresdurchschnitte gegen 150 000 hl Wein erzielte, der etwa zur Hälfte nach Frankreich exportirt wurde. Sonst besaßen nur noch die neuerworbenen Distrikte von Toplitza, Nisch, Wlatkotinza und Pirot in nennenswerther Ausdehnung Weinberge. Daß das Areal der letzteren in den genannten sowie in anderen Landestheilen einer beträchtlichen weiteren Ausdehnung fähig ist, kann aber nicht im geringsten bezweifelt werden. Die Einführung rationeller Methoden der Weinbergspflege und der Kelterei stieß bisher namentlich in der Zersplitterung des Grundbesitzes auf große Schwierigkeiten.

Asien.

— Der österreichische Reisende Dr. Joseph Troll ist im vorigen Jahre von Russisch-Turkistan aus nach Jarkend gegangen, hat daselbst den Winter zugebracht, ist dann bis Chotan vorgedrungen, und endlich über den Karakorum nach Ladack (Kaschmir) gelangt.

— Dem Berichte, welcher von Oberst Pjefzof, dem Nachfolger Prshewalski's, aus Jarkend eingegangen ist, entnehmen

wir noch Folgendes: „Die mir anvertraute Expedition ist am 3./15. Juli, nachdem sie über 600 Werst (bezw. Kilometer) in Kaschgarien zurückgelegt hat, in Jarkend eingetroffen. Unser Marsch ging durch noch unerforschte Gegenden, wie es namentlich das Gebirge Karateke und der Mittellauf des Jarkend-Flusses sind. Auf dem ganzen durchzogenen Raume ist eine Routenkarte aufgenommen, sind Höhen- und geographische Ortsbestimmungen, sowie Sammlungen von Pflanzen und Thieren gemacht worden. Herr Bogdanowitsch, der Geolog der Expedition, hat eine Exkursion in das Gebirge nordwestlich von Jarkend gemacht und außerdem Untersuchungen am Mittellaufe des Jarkend-Flusses angestellt. Am 8./20. Juli wird sich die Expedition auf den Weg nach Chotan begeben. Indessen wegen der außerordentlichen Hitze, welche auf Menschen und Thiere entnervend einwirkt, hege ich die Absicht, sobald das Dorf Korgalyk erreicht ist, einen Abstecher in das Gebirge zu machen, um hier an einem kühlen Orte zwei oder drei Wochen zu verweilen, die Thiere wieder zu Kräften kommen zu lassen und dann erst den Weg nach Chotan weiter zu verfolgen. An ihrem Rastorte wird die Expedition sich die Erforschung der Umgebung desselben angelegen sein lassen. Von Chotan aus werde ich über den ganzen Verlauf der Reise von Jarkend bis dorthin neuen Bericht erstatten." Auf diesen wird man natürlich noch einige Zeit zu warten haben.

— Russischen Zeitungen zufolge ist die Forschungsreise Jadrinzef's in der nördlichen Mongolei, welche durch die Ankunft desselben in Kiachta am 16. August 1889 ihr Ende erreicht hat, eine sehr erfolgreiche gewesen. Der Reisende ist bis zum Quellbereich des Orchon eingedrungen, hat an mehreren Punkten Ruinen von Schlössern mongolischer Chane, ferner die Trümmerstätten zweier alter Großstädte (die eine von 20 km Umfang), eine fürstliche Begräbnißstätte mit Monumenten und Statuen, endlich eine Menge Inschriften entdeckt. Auch die Lage von Karakorum, der alten Mongolenresidenz, die bekanntlich noch nicht zweifellos feststand, soll von dem Reisenden genau bestimmt worden sein. Alle diese Angaben verheißen einen interessanten Reisebericht, der hoffentlich nicht zu lange auf sich warten läßt.

— Nach einer Mittheilung H. Collet's im „Journal of the Asiatic Society of Bengal" (Vol. 57, Part II, Nr. 4, p. 384 ff.) ist der Myelat-Distrikt der südlichen Schan-Staaten außerordentlich reich an Dollinen und Höhlen, und fast der ganze Abfluß des regenreichen Landes sowie auch die damit verbundene Denudation vollzieht sich auf unterirdischem Wege. Der Boden besteht aus Kalkstein, der von einer mehr oder minder mächtigen Schicht von rothem Lehm überlagert ist. Ganz besonders wird auch der letztere durch das in dem Erdboden verschwindende Regenwasser in einem großen Maßstabe hinab in die Tiefe geführt. In dem ganzen Distrikte giebt es nur einen einzigen oberirdischen Fluß.

— Vermittelst eines besonders zu diesem Zwecke konstruirten Dampfers ist es den Franzosen im Juli dieses Jahres zum ersten male gelungen, den Songka-Fluß von Hanoi bis Laokai (nahe der chinesischen Grenze) zu befahren. Die Schnellen von Tankwan, die bei früheren Versuchen (1887) unpassirbar erschienen waren, wurden von dem neuen Dampfer ohne große Schwierigkeit überwunden. Dagegen gerieth letzterer oberhalb der Schnellen auf eine Untiefe, von der er erst nach acht Tagen, als der Wasserstand plötzlich in einer Nacht um 2,7 m stieg, wieder loskam. Die Thalfahrt, welche nur vier Tage in Anspruch nahm, war durch die Felsen, welche sich an verschiedenen Stellen mitten im Strombette befinden, gefährlich, und ein regelmäßiger Dampferverkehr zwischen dem Delta und der chinesischen Grenze dürfte schwerlich beginnen, bevor dieselben durch Sprengungen beseitigt worden sind.

— In den „Transactions of the Asiatic Society of Japan" (Vol. XVII, p. 1 ff.) veröffentlicht A. E. Wileman eine Abhandlung über die japanische Salzindustrie. Hiernach ist die Gewinnung des Salzes aus Soolquellen und Bergwerken in Japan so gut wie nicht vorhanden, und beinahe alles Salz, das im Lande konsumirt wird, muß dem Meere entnommen werden. Ein kleines Steinsalzbergwerk mit geringfügiger Produktion giebt es nur in der Provinz Iwashiro. Auch an der Küste ist die Salzgewinnung entsprechend der steilen und felsigen Beschaffenheit auf den weitaus größten Strecken unthunlich, und daher kommt es, daß das betreffende Gewerbe in der Hauptsache auf die zehn südwestlichen Küstenprovinzen der Insel Honshu (auf Harima, Bizen, Bingo, Aki, Suwo, Nagata, Sanuki, Awa etc.) beschränkt erscheint. Diese Provinzen besaßen im Jahre 1885 10146 Acres Salzfelder und lieferten daraus 775920 tons; die sämmtlichen anderen Küstenprovinzen hatten nur 6722 Acres Salzfelder und lieferten 158753 tons.

— Gottesurtheile auf Ceylon. In Kalutara auf Ceylon wurden vor kurzem drei Personen dem Gerichte vorgeführt — unter ihnen der Ortsvorsteher —, welche vier anderen dadurch ernstliche Körperverletzungen beigebracht hatten, daß sie dieselben gezwungen, die Hand in ein Gefäß voll kochenden Oels zu tauchen. Einer Frau vom Dorfe war etwas Bleiwurz und Reis gestohlen worden, und da der Schuldige nicht ausfindig zu machen war, erklärte es der Ortsvorsteher für nothwendig, am dritten Tage ein Gottesgericht darüber zu veranstalten. Diese Sitte scheint überhaupt in den abgelegenen Gegenden Ceylons noch durchaus nicht ungewöhnlich zu sein, und die Formalitäten, die in solchen Fällen beobachtet werden, sind etwa die folgenden: Von einem Verwandten des Klägers wird aus frisch gepflückten Kokosnüssen etwas Oel hergestellt, welches in einem Kessel zum Sieden gebracht wird. Jeder Verdächtige muß dann die Hand in den Kessel tauchen und darf beim Herausnehmen derselben den Kläger, der dicht daneben steht, mit dem brennenden Oele, das an der Hand haften bleibt, bespritzen. Jeder Schmerzensausruf wird als Schuldbeweis betrachtet. In dem beschriebenen Falle wurden die Betheiligten von dem Ortsvorsteher zusammenberufen, der dann als Richter fungirte. Die Verdächtigen weigerten sich sämmtlich das Urtheil zu bestehen, wurden aber von den anderen dazu gezwungen. Auch besaßen sie Selbstbeherrschung genug, jeden Laut zu unterdrücken, mit Ausnahme eines siebzehnjährigen Burschen, der tüchtig zu schreien anfing und alsbald für schuldig erklärt wurde. In Anbetracht der bestehenden Sitte wurden die drei Hauptschuldigen bloß mit einer Geldstrafe belegt.

Nordamerika.

— Quebec ist am 18. September dieses Jahres der Schauplatz eines großen Felssturzes gewesen, durch den ein großes Stück von Cape Diamond, unterhalb der Citadelle, abbrach, und eine große Zahl Häuser und Menschen unter sich begrub. Die losgelöste Trümmermasse hatte eine Länge von 300 Fuß, eine Mächtigkeit von 15 bis 25 Fuß, und ein Gewicht von vielen Tausend Centnern. In der Nacht zuvor war starker Regen niedergegangen, und ebenso waren die Tage vorher Regentage gewesen, während früher anhaltend heißes und trockenes Wetter geherrscht hatte. — Im Jahre 1841 fand an derselben Stelle ein ähnlicher verheerender Bergsturz statt. Weitere Stürze, durch welche die Citadelle und gegen 1000 Häuser in Gefahr kommen, stehen dringend zu befürchten.

— Dem neuesten Berichte der Geologischen Landesaufnahme von Kanada zufolge bezifferte sich die Kohlenproduktion der Dominion im Jahre 1888 auf 5289000 Tonnen

(gegen 4 758 000 Tonnen im Vorjahre). Die Zunahme erklärt sich namentlich durch die bedeutende Entwickelung des betreffenden Bergbauzweiges in Britisch-Columbia (Vancouver).

Südamerika.

— A. de la Rivière hat in den Jahren 1887 und 1888 eine längere Reise nach dem Rio Tipuani, einem Zuflusse des Beni, in Nordost-Bolivia, unternommen, um die dortigen Goldlager zu untersuchen. Er berichtet, daß die Gegend thatsächlich ein wahres Eldorado, aber zugleich auch äußerst ungesund sei. Die Mehrzahl seiner Begleiter starb während der Expedition.

— Die argentinische Einwanderung hat im Jahre 1888 die unerhörte Ziffer von 180 993 (gegen 142 786 im Jahre 1887) erreicht. Die große Mehrzahl der neuen Ankömmlinge stellte nach wie vor die italienische Nation, und die bedeutendsten Fortschritte in der Besiedelung machten die Provinzen Buenos-Ayres, Entre Rios und Santafé. In der Stadt Buenos-Ayres hat das fremdgeborene Element über das eingeborene den entschiedenen Vorrang, denn ersteres beziffert sich auf 227 875 und letzteres nur auf 204 645. Die neubegründete Hauptstadt der Provinz Buenos-Ayres, Laplata, zählt bereits 50 000 Einwohner.

Australien und Polynesien.

— W. H. Tietkens hat von seiner central-australischen Expedition einen ersten telegraphischen Bericht an die Geographische Gesellschaft zu Adelaide gelangen lassen. Demnach ist der Reisende am 10. Mai dieses Jahres von Glen Edith (westsüdwestlich von der Ueberland-Telegraphenstation Alice Springs) nach Westen aufgebrochen, nachdem er sich daselbst vier Tage und fünf Nächte unter beinahe ununterbrochenem Regen aufgehalten hatte. Unter den Hügelketten, welche er bei seinem Vordringen entdeckte, ist besonders die Kintore-Kette, die sich 1500 engl. Fuß über die umliegende Ebene erhebt, erwähnenswerth. Unter 23° 22′ südl. Br. und 128° 15′ östl. L. stieß die Expedition auf einen See, der nach dem Ehrensekretär der Geographischen Gesellschaft zu Adelaide, Lake Macdonald, genannt wurde. Im übrigen querte man mehrere kurze Wasserläufe. An der Westspitze des Lake Amadeus erhebt sich der Mt. Unapproachable, der der Longs-Kette angehört. Von dort ging es über Mt. Olga und Ayers Rock in die Gegend von Charlotte Springs. Spinifexebenen und Casuarinenwald wechseln in der neuerforschten Gegend mit Sandhügeln, und das ertragsfähige Land hat eine sehr beschränkte Ausdehnung.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Der bekannte amerikanische Conchologe Pilsbry neigt sich nach einer gründlichen Bearbeitung der Landschneckenfauna der Bermudas-Gruppe entschieden der Ansicht zu, daß die Einwanderung dieser Fauna nicht auf dem Wege einer mitteltertiären Landbrücke erfolgt sei, sondern durch Meeresströmungen, in der älteren Zeit von Europa und Nordafrika aus, in der neueren aus Westindien. Die Meeresfauna ist ausschließlich westindisch, keine der ostamerikanischen Küstenarten findet sich bei den Bermudas, der Golfstrom hat sich als ein unübersteigliches Hinderniß für sie erwiesen. In der Miocänzeit, wo große Gebiete von Europa und Nordafrika unter Wasser lagen, muß ein starker Strom westwärts quer über den Atlantischen Ozean gegangen sein und die Ueberwanderung begünstigt haben; er setzte sich wahrscheinlich quer durch die Landenge von Panama in den Stillen Ozean fort, und ihm ist die Ueberwanderung zahlreicher ostindischer Formen, besonders der Gattungen Triton und Ranella, nach Westindien, und das Vordringen westindischer Arten zur pacifischen Küste zuzuschreiben. — Die helixartigen Schnecken der Bermudas, welche ihre nächsten Verwandten anscheinend in Helix imbricata Braun in den Flörsheimer Miocänschichten haben, gehören trotz großer Verschiedenheit in der Gehäuseform alle zu einer eigenthümlichen, sonst nicht mehr vorkommenden Gattung (Poecilozonites Bttgr.).

Ko.

Bücherschau.

— A. Penck, Theorien über das Gleichgewicht der Erdkruste. (Vortrag gehalten im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.) Wien 1889. — Die Anschauung, daß in der Erdkruste ein gewisses Gleichmaß herrschen müsse, führte im Alterthum und Mittelalter zu irrigen Ansichten über die Dimensionen der Land- und Wassergebiete. Erst die neueren Tiefseeforschungen haben gezeigt, daß in den räumlichen Verhältnissen kein Gleichmaß besteht, indem die Meere sowohl an Areal wie an Tiefe das Areal und die Höhe der Festländer übertreffen. Die Meeresbecken sind 18 mal so geräumig wie die als Land über den Meeresspiegel aufragenden Theile der Erdoberfläche. — Heute herrscht nun das Streben vor, ein Massengleichmaß in der Erdkruste zu finden, und es hat dies eine gewisse Stütze durch die bemerkenswerthe Thatsache erfahren, daß Schätzungen für das Gewicht des gesammten Meereswassers einen annähernd gleichen Betrag ergeben wie für das Gewicht der Kontinentalplateaus, vom mittleren Niveau des Meeresbodens an gerechnet. Unregelmäßigkeiten in der äußeren Form haben auch Störungen der Schwerkraft im Gefolge, indem diese auf der Erdoberfläche in anderer Weise variirt, als wenn die einfache mathematische Erdgestalt nicht durch Aufragen von Kontinenten unterbrochen wäre. Der Umstand nun, daß die Störungen der Schwerkraft, welche man aus der äußeren Form der Unregelmäßigkeiten berechnen kann, häufig mit denen, welche man andererseits direkt gemessen hat, nicht übereinstimmen, führt auch zu der Ansicht, daß die äußeren Unregelmäßigkeiten durch die innere Massenvertheilung kompensirt werden, kurz daß ein Massengleichmaß herrscht. — Prof. Penck bespricht verschiedene Theorien, welche dieses gemuthmaßte Massengleichmaß zu erklären versuchen, kommt aber zu dem Resultate, daß keine absolut hinreichend ist. Auch ist die Frage, wie weit das Gleichgewicht überhaupt besteht, noch durchaus offen; gewisse Abweichungen davon sind zweifellos sicher gestellt. Ein permanentes Gleichgewicht in der Erdkruste ist jedenfalls nicht anzunehmen, dagegen sprechen auch schon die zahlreichen Veränderungen, welche die Erdrinde in den geologischen Zeiten erfahren hat.

E. v. D.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1889.

Ueber die Farbe und Durchsichtigkeit des Meeres.

Von J. von Goerne.

Ein Jeder, der die See gesehen, oder besser befahren, weiß, daß der Anblick, den sie hinsichtlich ihrer Farbe gewährt, je nach der Oertlichkeit oder anderer Gründe halber ein sehr wechselnder ist. Worin ist nun die Ursache davon zu suchen, was ist die Veranlassung dazu? — So leicht wie ein oberflächlicher Beobachter glaubt, ist die Antwort nicht zu geben, und viele Forscher, die nach einer wissenschaftlichen Erklärung suchten, haben verschiedene Gründe der veränderten Färbung des Meeres angegeben. Die meisten stimmen indessen darin überein, daß der Salzgehalt und die Temperaturverhältnisse des Ozeans es vornehmlich sind, welche seine Hauptfarben blau und grün oder auch blaugrün bedingen. Heißt doch auch bei allen Seeleuten die eigentliche Tiefsee nicht anders als „Blau Wasser“.

Viele meinen, daß diese blaue Farbe, die sich im Mittelländischen Meere sogar bis zum leuchtenden Ultramarin steigert, sehr wesentlich durch die Farbe des Himmels bedingt sei. Dies ist aber nicht der Fall, dafür besitzen wir in Göthe einen klassischen Zeugen: er berichtet in seiner „Italienischen Reise“, daß das Meer (es war auf der Ueberfahrt von Messina nach Neapel), obwohl der Himmel mit weißlichem Wolkendunst bedeckt war, die schönste Himmelsbläue zeigte. Man ist also im Verein mit vielen Anderen wohl berechtigt, die blaue Farbe als des Meeres „eigenstes Eigenthum“ (Kayser, Physik des Meeres) zu erkennen, während die verschiedenen Abstufungen jener Färbung, wie erwähnt, auf Rechnung der Verschiedenheit des Salzgehaltes und der Temperatur zu setzen sind.

Bekanntlich rührt die blaue Farbe des Himmels nach Tyndall wahrscheinlich her von unendlich kleinen Dunstbläschen, welche sich in der Atmosphäre bilden. Diese reflektiren wegen ihrer Kleinheit nur blaues Licht, dessen Wellenlängen zu den kleineren des Spectrums gehören. Tyndall hat nun die gleiche Erklärung auch für die blaue Farbe des Meerwassers gegeben, indem er die Meinung aussprach, daß dieselbe von einer Zerstreuung des weißen Lichtes durch kleine im Wasser vorhandene Partikelchen herrührt. Indessen tritt noch ein weiterer Einfluß neben der Reflexion auf, das ist die Absorption von gewissen wieder brechbaren Lichtstrahlen des Spectrums. Wie schon erwähnt, wird die Aenderung der Farbe des Seewassers durch höhere Temperatur und größeren Salzgehalt sehr merklich beeinflußt, wie diejenigen bestätigen können, welche den Golfstrom oder den Kurosiwo bei Japan und andere warme Meeresströmungen durchquert haben. Das Blau wird intensiver. Das Gleiche ist seiner Zeit von der deutschen Korvette „Gazelle“ auf ihrer Tiefsee-Expedition während der Fahrt von Ascension nach Banana in der Kongo-Mündung hinsichtlich des Salzgehaltes des Meeres festgestellt worden: je salzreicher das Wasser war, desto tiefblauer war auch seine Farbe. Wird dagegen der Salzgehalt verringert oder die Temperatur des Wassers stark abgekühlt, oder tritt Nebel und starker Thaufall ein, so geht die blaue Farbe des Meeres in dunkelgrün über.

Die grüne Farbe des Seewassers nimmt man gewöhnlich wahr in der Nähe der Küsten; am schönsten ist

dieselbe da, wo letztere aus Kreidebildungen bestehen, der Meeresboden also hauptsächlich Kreideschlamm enthält, wogegen bei schlammigem Boden oder geringer Tiefe die Oberfläche ein trübes, gelblich-grünes Aussehen hat; so zeigt sich z. B. die Nordsee. Dagegen giebt es aber auch wieder mitten in den Ozeanen mehr oder weniger ausgedehnte Stellen mit grünem Wasser auf der sonst blauen Oberfläche, welche zwar einem Durchscheinen des nahe zur Oberfläche dringenden Meeresbodens (Korallenriffen) sehr ähnlich sehen, welche jedoch ganz andere Ursachen haben. So fand die „Gazelle" zwischen Neu-Seeland und den Fidschi-Inseln solche grünen Stellen, Lothungen daselbst ergaben aber Tiefen von rund 4000 m. Die Ursache der Erscheinung wurde gefunden in einer „großen Zahl von kleinen, kugelförmigen, glashellen, grünen Salzen, welche in zweireihigen Ketten von je sieben Individuen zusammengeheftet, sich in gleichzeitiger, rascher Zusammenziehung und Ausdehnung befanden".

Aus diesen und ähnlichen Thatsachen wird es erklärlich, daß zu Zeiten in den Karten Riffe und Bänke vermerkt worden sind, von denen man später an den angegebenen Orten nie wieder etwas hat entdecken können.

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie weit das Licht im Stande ist, in die Tiefen der See einzudringen, so folgen wir in Beantwortung derselben einem Aufsatze von O. Krümmel, welcher in zusammenhängender und übersichtlicher Weise Alles das vorführt, was bisher in genannter Hinsicht festgestellt worden ist. Viel ist freilich noch nicht geschehen, und in der Unvollkommenheit der angewandten Methoden liegt die Ursache, daß die erzielten Resultate als völlig befriedigende nicht angesehen werden können. Und doch ist die Frage, wie tief das Licht in das Seewasser eindringt, nach mehr als einer Richtung interessant und bedeutsam. Der Seemann betrachtet in erster Linie die praktische Seite dieser Forschungen: für ihn ist die Frage, ob er im klaren tropischen Wasser drohende Gefahren rechtzeitig entdecken und vermeiden kann, von hoher Bedeutung. Den Physiker zieht es an, festzustellen, wie weit das Seewasser an der Absorption des Lichtes betheiligt ist, der Botaniker untersucht den Einfluß der in den Meerestiefen nur schwachen Belichtung auf das Gedeihen der Pflanzen daselbst, der Zoologe endlich dasselbe beziehentlich der Thiere.

Schon Scoresby, der bekannte Seefahrer in den Polar-Gegenden, rühmt die auffallende Klarheit der Gewässer bei Spitzbergen. Indessen sind in dieser Hinsicht die Meere der Tropen nicht minder ausgezeichnet. Das reiche Leben am Meeresgrunde ist oft in Tiefen von 20 m deutlich beobachtet worden. Der Schiffsanker wird vom weißen Sandgrunde, wie Schreiber dieses von seinem Besuch der Gewässer der Kap Verde'schen und West-Indischen Inseln aus eigener Anschauung bestätigen kann, nicht nur bei dem hellen Lichte des Tagesgestirns, sondern auch des Nachts bei Vollmond, noch deutlich in der genannten Tiefe unterschieden.

Alles das sind freilich nur zufällig gemachte Beobachtungen, und der Wissenschaft kam und kommt es natürlich darauf an, die äußerste Grenze der Sichtbarkeit weißer Körper von bestimmten Dimensionen und bei bestimmter Sonnenhöhe, bezw. die Lichtintensität zu ermitteln.

Soweit zu ermitteln, hat in dieser Beziehung O. v. Kotzebue an Bord des „Rurik" — jenes Schiffes, auf dem sich bekanntlich auch A. v. Chamisso als Naturforscher befand — die ersten Versuche durch Versenken eines Stückes Tuch, welches merkwürdigerweise von rother Farbe war, angestellt. Dasselbe verschwand bei 24 bis 25 m durchschnittlicher Tiefe dem Auge. Nähere Angaben über die Größe des Tuches, oder den Gesichtswinkel, unter dem es bei verschiedenen Entfernungen erschien, fehlen. Am auffallendsten bleibt indessen die Verwendung eines rothen, und nicht weißen Gegenstandes, da der letztere doch mehr Licht reflektirt als der erstere. Spätere Beobachter, von denen Arago berichtet, vermieden diesen Fehler, fanden aber die Grenze der Sichtbarkeit sehr verschieden: in den australischen Gewässern durchschnittlich 15 m.

Systematischer und umfassender hat Ch. Wilkes auf seiner Weltumsegelung (1838 bis 1842) jene Beobachtungen fortgesetzt und dabei die jedesmalige Sonnenhöhe vermerkt. Leider sind jedoch die Tabellen, auf welche Wilkes in seinem Reisewerke verweist, diesem nicht beigegeben. Indessen läßt sich wenigstens so viel entnehmen, daß die Sichttiefen für verschiedene Sonnenhöhen bei einer Reihe von Beobachtungen nicht erheblich von einander abweichen und etwa 28 bis 30 m betrugen.

Bei weitem systematischer im Vergleich zu allen Vorgängern verfuhren Pater Secchi und Kapitän Cialdi im Jahre 1865 auf der päpstlichen Dampfkorvette „L'Immacolata Concezione" in der Gegend von Civita Vecchia. Hier gelangte eine rein weiße Majolikascheibe von 43 cm Durchmesser zur Versenkung; desgleichen eine Segeltuchscheibe von 2,37 m Durchmesser, ferner kleinere Scheiben von gelber und meergrüner Farbe.

Von allen erschien die große Segeltuchscheibe am brauchbarsten; die Sichttiefen waren im Mittel bei einer Sonnenhöhe von etwa 60° durchschnittlich 40 m.

Auch spätere von den österreichischen Ozeanographen J. Wolf und J. Luksch während des Sommers 1880 im Adriatischen und Jonischen Meere vorgenommene Beobachtungen führten zu ähnlichen Resultaten. Ebenso sind in unserer Marine im Sommer 1887 vom Kapitän z. S. Aschenborn an Bord S. M. S. „Niobe" Bestimmungen der Sichttiefe ausgeführt worden. Von 34 Beobachtungen kommen 9 auf die westliche Ostsee (im Mittel mit $12^1/_2$ m Sichttiefe), 2 auf den Kanal (12,5 m), 3 auf die irische See (19 m), 7 auf die schottischen Küstengewässer (12 m), und der Rest vertheilt sich auf verschiedene von der Fregatte angelaufene Häfen, in welchen die Sichttiefe erheblich geringer war: 4 m durchschnittlich in Kiel und Cowes, 10 m in Kopenhagen und Drontheim. Die verschiedenen Sonnenhöhen haben auf die Sichttiefen eine wesentliche Veränderung nicht ausgeübt.

Da bei allen den bisher aufgeführten Beobachtungen die Grenze der Sichtbarkeit ausschließlich durch das menschliche Auge bestimmt wurde und daher bei dem nämlichen Versuche für verschiedene Beobachter verschiedene Resultate sich ergaben, so ist zur Bestimmung der Sichttiefe wohl eine objektivere Methode für die Untersuchungen vorzuziehen, nämlich die photographische.

Die Sonnenstrahlen schwärzen empfindliches Chlorsilberpapier oder Bromsilber-Gelatinepapier je nach ihrer Intensität stärker oder schwächer. Man versenkt solche Platten, indem ein Theil derselben fest verdeckt und damit der Belichtung entzogen wird, bei Nacht in das Wasser. Auf diese Weise kann man den Grad der Belichtung ermitteln. Es fand keine wahrnehmbare Wirkung mehr statt im Sommer in 45 m, im Winter in 100 m Tiefe. Die Versuche wurden im Genfer See ausgeführt.

Im März 1885 wurden dieselben bei Nizza fortgesetzt und sehr interessante Resultate mit vervollkommneter Methode erhalten.

Bei 260 bis 280 m zeigten die Platten sehr intensive Schwärzung. In den größeren Tiefen von 350, 360, 380 m nahm dieselbe allmählich ab und verschwand bei 400 m gänzlich. Hieraus schlossen die Beobachter, daß die Grenze, bis zu welcher unter den angegebenen Verhältnissen noch

chemisch wirksames Licht in das Meer bei Nizza eindringt, auf etwa 400 m festgestellt werden kann. Ein im Jahre 1886 im April ebenda mit neuen Instrumenten wiederholter Versuch ergab ähnliche Resultate.

Nachdem dann der zu diesen Untersuchungen zu benutzende Apparat von Seiten des Ingenieurs der deutschen zoologischen Station in Neapel, von Petersen, dahin verbessert worden, daß die Entblößung und Schließung der photographischen Platte in beliebiger Tiefe selbstthätig erfolgen konnte, wurde an einem sonnenhellen Novembertage (am 13. November 1887) nach halbstündiger Exposition noch in 500 und 550 m eine deutliche Schwärzung der Platte nachgewiesen. Freilich sind auch gegen diese — die photographische — Methode, zum Theil nicht unberechtigte Einwände erhoben worden, denn einerseits ist es fraglich, ob beim Fixiren in der unterseeischen Dunkelkammer jedwede nachträgliche Belichtung ausgeschlossen ist, andererseits bleibt aber auch bei dieser Methode dem menschlichen Auge schließlich doch die Entscheidung über den Grad der Schwärzung der Platten überlassen; endlich kann, und mit Recht, gesagt werden, daß, weil nur die chemisch wirksamen Strahlen des Spectrums — das sind die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen — vom Apparate registrirt werden, wir nichts Näheres über die gesammte Lichtmenge in jenen Tiefen wissen.

Nun ist schon früher von Ed. Schmidt (Mathematik und Physische Geographie, Göttingen 1837, Bd. 2, S. 98, und Analytische Optik, 1835, S. 203) ein anderer, von streng physikalischer Grundlage ausgehender Weg betreten worden, um der Frage nach den Grenzen der Belichtung im Wasser näher zu kommen.

Es ist hier nicht der Ort, diese analytische Methode weiter zu beleuchten. Nur so viel sei über die damit erhaltenen Resultate gesagt, daß, wie es die soeben erwähnten photographischen Methoden bestätigen, die am tiefsten in das Wasser eindringenden Lichtstrahlen die Strahlen geringerer Wellenlänge, also die chemisch wirksameren sind; die ultravioletten dringen am tiefsten ein. Die Strahlen geringerer Brechbarkeit und größerer Wellenlänge, also rothe und gelbe, werden dagegen in dem Maße bei ihrem Eindringen in das Wasser schnell absorbirt, daß sie gegenüber den ersteren kaum noch in Betracht kommen.

Diese Schlüsse sind allerdings nur unbestimmter Natur, und ähnliches kann man auch nur folgern, wenn man die Verbreitung der Pflanzen und Thiere im Meere näher betrachtet. — Wie Sir Wyville Thomson, der wissenschaftliche Leiter der berühmten Challenger-Expedition, angegeben, ist von ihm unter 385 m Tiefe irgend welches Pflanzenleben nicht gefunden worden. Dagegen wurde im Golfe von Neapel noch in 120 bis 130 m Tiefe eine reichliche Algenflora gefunden. In höheren Breiten findet ferner eine individuen- und formenreiche Algenflora in noch geringeren Tiefen als den genannten, so an den Küsten von Nowaja Semlja und im Skagerak bei etwa 40 m, ihre Grenze.

Fest steht, daß der eigentlichen Tiefsee (über 1000 m) jede nach gewöhnlichen Begriffen normale Vegetation, welche also auf die Assimilation mit Hilfe von Chlorophyll angewiesen ist, fehlt; und ferner kann nach den vorher erwähnten Untersuchungen geschlossen werden, daß, weil die gelben Lichtstrahlen der Bildung des grünen, die grünen Lichtstrahlen aber der Bildung des rothen Chlorophylls am dienlichsten sind, die untere Grenze der Vegetation etwa auf 200 bis 250 m festzusetzen sein mag. Die in erheblich größeren Tiefen etwa vorkommenden pflanzlichen Organismen sind unabhängig von jedwedem Licht und leben nur parasitisch auf Thieren.

Mit der submarinen Thierwelt dagegen — der sogenannten abyssischen Fauna — verhält es sich ganz anders. Hier finden sich zahlreiche blinde Tiefseethiere, aber auch solche, die mit Augen ausgestattet sind, also doch eindringendes Licht verwerthen müssen, was um so wahrscheinlicher ist, da anderen thierischen Bewohnern dunkler Orte die Augen vollständig verloren gehen (Thiere der Höhlenteiche!). Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß die der Lichtaufnahme fähigen Thiere in lichtreichere Schichten aufsteigen. Indessen haben auch die unbeweglichen Thiere Eigenschaften, welche darauf schließen lassen, daß am Meeresboden eine, wenn auch nur geringe, Lichtmenge vorhanden ist. In überwiegender Menge sind sie nämlich roth gefärbt. Da nun gerade die rothen Lichtstrahlen bald vom Seewasser absorbirt werden, so werden roth gefärbte Thiere von ihren Feinden nur dunkel, wie andere Tiefenformen auch, gesehen werden. Die rothe Eigenfarbe bietet ihnen also einen erheblichen Schutz. — Diese Thatsache bleibt auch bestehen, wenn man eine submarine Lichtquelle in der Phosphorescenz vieler Thierarten sucht, denn auch deren Licht vermag rothe Körper nur in geringem Maße sichtbar zu machen. Ist diese Lichtquelle auch nur eine schwache, so ist sie doch für alle Tiefenschichten nachgewiesen, und wohl immer größer als die geringe Menge des Sonnenlichts, welches noch in größere Tiefen dringt. Obwohl über die Lichtempfindlichkeit der Augen der Tiefseethiere bisher gar nichts bekannt ist, so darf man doch vielleicht die Vermuthung aussprechen, daß die dem menschlichen Auge unsichtbaren ultravioletten Lichtstrahlen sehr wohl im stande sein können, den Sehnerv jener Thiere lichtempfindlich zu reizen.

Auch wäre dies keineswegs in der Thierwelt ohne Beispiel. Denn Lubbock erzählt in seinem Buche: „Ameisen, Bienen und Wespen“ von den die Dunkelheit liebenden Ameisen, daß sie das ultraviolette Licht offenbar heller und unangenehmer empfinden als das purpurrothe. Da die zweckmäßige Anpassung der Organe in der Natur überall gefunden wird, so wäre es nur der Regel entsprechend, wenn die Augen der in der Tiefsee lebenden Thiere die violetten und ultravioletten Strahlen besonders gut oder überhaupt nur wahrnehmen. — Am Schlusse seiner Abhandlung macht Professor Krümmel noch verschiedene Vorschläge zur weiteren Erforschung des eröffneten Gebietes, unter anderem schlägt er die Versenkung von elektrischen Laternen an langen Kabeln vor; der Vortheil hierbei ist der, daß man Lichtquellen von ganz bestimmter Intensität zur Verfügung hat, welche mithin genaue Vergleiche zulassen. Die im Juli d. J. von Kiel ausgefahrene deutsche Plankton-Expedition, an der außer einer Reihe namhafter Physiologen auch Professor Krümmel theilnimmt, dürfte uns weitere interessante Aufschlüsse auf den besprochenen Gebieten bringen.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Um zwei Uhr nachmittags (am 21. Februar 1885) sollte unser Dampfer „City of Rio de Janeiro“, der unter Dampf und zum Auslaufen bereit am großen Hafendamme im Docke der Pacific-Gesellschaft, am Ende der Brannan-Straße in San-Franzisko lag, abfahren; wir warteten nur auf die Post, die noch immer nicht eintraf, obwohl die Fahrzeit längst herangekommen war.

Eine große Zahl Chinesen, darunter auch einige Frauen — und diese letzteren reich geputzt in feinen Gewändern und mit vielem Schmucke aus Gold und grünen Steinen — gaben ihren 150 bis 200 Landsleuten, die glücklich genug waren, nach Ansammlung eines Vermögens in der Fremde, nach China zurückkehren zu können, das Geleite. Als das Schiff für alle nicht Mitfahrenden abgesperrt wurde, blieben diese Begleitenden noch auf dem Hafendamme stehen und warfen kleine Silberpapier-Schnitzel in solcher Menge ins Wasser, daß stellenweise der schmale Wasserstreifen zwischen dem Damme und dem Schiffe ganz mit den bemalten Zettelchen bedeckt war; dieselben haben die Bestimmung, die bösen Geister zu bannen. Zu meiner Befriedigung war unter den Kajütepassagieren kein Chinese; nach meinem Geschmack hatten wir genug daran, daß die ganze Schiffsmannschaft und die Bedienung aus Söhnen des Himmlischen Reiches bestand; ich muß aber gestehen, daß sich die chinesischen Diener und Aufwärter während der ganzen Reise als sehr still, flink und aufmerksam erwiesen.

Endlich — es war bald drei Uhr — kam auch die Post: 73 große Ledersäcke, deren jeder wohl 50 kg wiegen mochte; und sobald der letzte derselben am Bord war, fielen die Taue, die uns am Quai festgehalten hatten; zwei kleine Schleppdampfer führten uns hinaus aus dem Gewirre von Raaen und Masten in das freie Fahrwasser; die riesige Maschine unseres Dampfers fing an zu arbeiten, und die große Reise hatte begonnen.

Es war ein prachtvoll klarer Nachmittag. Am Telegraphen-Hügel mit seiner herrlichen Rundsicht, am Black-point, Presidio und Alcatras vorbei, waren wir um vier Uhr draußen vor dem Goldenen Thore, und ich winkte der mir so lieb gewordenen Terrasse am Cliff House mit ihrer Aussicht auf das Stille Meer und die nahen Seehundsfelsen ein Lebewohl zu. Der Staat Kalifornien hat diese Felsen als sicheren Zufluchtsort aller Robben und Seehunde unter Staatsschutz gestellt, indem es bei strenger Strafe verboten ist, eines der Thiere zu tödten oder zu stören, die hier Sicherheit suchen vor den verfolgenden Haifischen. Den Besuchern der vielen Vergnügungshäuser am Goldenen Thore ist hierdurch ein sehr ergötzliches Schauspiel geschaffen; denn Tausende der Thiere haben sich nach diesem sicheren Orte hingewöhnt und kämpfen brüllend, so daß es die Brandung übertönt — die frisch ankommenden immer gegen die, welche schon Besitz ergriffen haben — um den trockenen, sonnigen Platz auf den Riffen. Weniger erbaut von dieser thierfreundlichen Gesinnung der Regierung ist die Fischerei treibende Bevölkerung der Küste, indem die Thiere — nach einer ganz vorsichtigen Berechnung — jährlich 15 000 Tonnen Fische dem Küstenfange entziehen.

Als Cliff House aus Sicht verschwunden war, versammelte sich die kleine, aus nur zehn Personen bestehende Gesellschaft zur ersten Mahlzeit im Saale; nach dem Essen sahen wir noch das große Leuchtfeuer auf der Spitze „de los Lobos“ schwinden; und während sich die übrigen Passagiere alsbald in ihre Kajüten zurückzogen, fand mich unser Kapitän, Herr William B. Kobb, bald darauf im Saale beim Lesen einer englischen Uebersetzung des v. Hübner'schen „Ein Spaziergang um die Welt“. Er sprach seine Freude aus über die äußerst schmeichelhafte Erwähnung seiner Person und seines damaligen Schiffes, welche der bekannte Diplomat und Reisende gelegentlich der Ueberfahrt nach Yokohama macht; er erinnerte sich auch sehr wohl, daß Herr von Hübner mit ihm gefahren sei, aber zugleich stellte er entschieden in Abrede, jemals ein Schiff geführt zu haben, das „China“ hieß, wie in der erwähnten englischen Uebersetzung das Schiff genannt ist, mit dem Herr von Hübner über den Stillen Ozean fuhr. Herr Kobb war sehr weiß geworden; daß er aber seinen „Kopp“ noch auf dem richtigen Flecke hatte, sollten wir besonders erfahren, als es schlimmes Wetter wurde. Auf seinem jetzigen Schiffe herrschte die gleiche musterhafte Ordnung und Manneszucht, die Herr von Hübner jenem Schiffe nachrühmt, mit dem er im Jahre 1871 die Reise gemacht hat.

Unser Dampfer, etwa acht Jahre alt, hat fünftausend Tonnen Ladefähigkeit, und es kann bei einem höchsten Kohlenverbrauche von sechzig Tonnen in 24 Stunden die Maschinenkraft auf fünftausend Pferdestärken gesteigert werden, während beim regelmäßigen Verbrauche von vierzig Tonnen Kohlen zehn bis elf Seemeilen in der Stunde zurückgelegt werden. Das Schiff ist 130 m lang, $10^1/_2$ m breit und hat bei voller Ladung 8 m Tiefgang. Unsere Ladung besteht aus Mehl, Speck und Branntwein, also gegen das Verhungern sind wir gesichert.

Am nächsten Morgen kroch die rothe Sonnenscheibe genau in der Richtung aus dem Meere hervor, wo abends San Franzisko den Blicken entschwunden war; Amerika war mir von jetzt ab ein östlicher Begriff!

Das Wetter war kühl; aber trotz des frischen Südwest liefen wir regelmäßig unsere zehn bis elf Seemeilen in der Stunde; auch dann noch, als der Wind nach Nordwest umsetzte und damit die See ziemlich bewegt wurde. Am 7. März früh passirten wir den 180. Grad von Greenwich und kamen somit vom Mittag des 7. sogleich auf den Mittag des 8. März; denn die Schiffer richten sich nicht nach der festgelegten Datumsabgrenzungslinie, die einen sehr unregelmäßigen Verlauf hat, sondern — je nachdem sie sich auf östlicher oder westlicher Fahrt befinden — setzen sie einen Tag zu, oder streichen denselben am Mittage des Tages, nachdem der 180. Grad überschritten wurde.

Schon am 6. März hatte sich unsere Fahrt auf 176 Meilen in vierundzwanzig Stunden herabgemindert, und der Nordwest wurde noch immer heftiger, so daß wir am 12. März nur 86 Meilen zu verzeichnen hatten; und wenn es auch von da an wieder etwas gelinder blies, so brachten wir es doch an keinem der folgenden vier Tage auf mehr

Ikegami.

als 160 Meilen. Die See blieb hoch, und in fast regelmäßigen Zwischenräumen schlugen die mächtigen, schweren Wellen über unser oberstes Deck weg, das 6½ m hoch über dem Wasserspiegel lag.

Am 17. März früh um 3 Uhr erwachte ich, da die Maschine still zu stehen schien; die Gewalt des Sturmes übertraf die volle Kraft der Maschine, und wir kamen nicht mehr von der Stelle; man fürchtete die Zertrümmerung der Kajüten auf dem Oberdeck, und wir kauerten sämmtlich im kleinen Saale an der Haupttreppe, aus dessen großen Fenstern man das tobende Element beobachten konnte, als es dämmerig wurde; erst gegen 10 Uhr morgens kamen wir aus dem tollen Wirbel heraus; es wurde etwas ruhiger, und es war ein sehr behagliches Gefühl, als man durch das Toben der Elemente wieder die regelmäßigen Athemzüge der Maschine vernahm. Dieses mal waren wir glücklich durch, es sollte aber noch böser kommen.

Nachdem wir während der nächsten Tage uns einer leidlich guten Fahrt zu erfreuen gehabt hatten, besagte der am 20. März mittags ausgegebene Ausweis:

34° 33′ Nord	214 Meilen in 24 Stunden
141° 40′ Ost von Greenwich	4796 Meilen von San Franzisko
	124 Meilen bis Yokohama,

und da wir nachmittags mehr als 9 Meilen stündlich gelaufen waren, so fehlten uns abends 6 Uhr am 20. März weniger als 70 Seemeilen bis zu dem letztgenannten Hafen. Aber der Westwind, welcher uns schon den ganzen Tag über recht kräftig entgegengeweht hatte, gestaltete sich abends gegen 10 Uhr zu einem gewaltigen Orkane, der uns während der Nacht soweit zurückwarf, daß wir uns morgens um 4 Uhr nach Schätzung der Offiziere wieder ebensoweit wie am letzten Mittage von Yokohama entfernt befanden. Diese Schätzung erwies sich auch als eine genau zutreffende; denn von genannter Stunde an ließ der Sturm nach, und wir fuhren mit normaler Geschwindigkeit, so daß wir um 4 Uhr nachmittags unter den Bluffs in Yokohama vor Anker gehen konnten — genau 28 Tage, nachdem wir das Goldene Thor von San Franzisko verlassen hatten.

Unsere Fahrt hatte sieben Tage länger gedauert, als sie fahrplanmäßig hätte dauern sollen; sehr interessant war sie nicht gewesen; denn wir hatten in den vier Wochen außer dem Himmel und dem Schiffe gar nichts gesehen als einige Möven und einige kleine, gelbbrüstige, japanische Vögel, die der letzte Sturm auf unser Deck geworfen hatte; aber abgesehen davon, daß wir einige male sehr arg durchgeschüttelt worden waren, hatten wir das „Land des Sonnenaufganges“ ohne jeden ernsten Zwischenfall erreicht, und das ist durchaus nicht immer der Fall. Wenn auch die größte Zahl der Reisen glücklich verläuft, so haben doch einzelne einen mehr oder minder unliebsamen Ausgang. So z. B. ging die „City of Tokio“ auf ihrer Märzreise im folgenden Jahre (1886) ganz verloren; der „City of Saint Paul“ waren auf ihrer Reise — die gerade vor die meinige fiel — infolge des anhaltend stürmischen Wetters die Kohlen ausgegangen; man ließ das Schiff treiben und gelangte mit Hilfe der Segel nach irgend einer Südseeinsel, wo die Mannschaften und die fleißigen Passagiere à la Gladstone Bäume fällten und Holz hackten, bis man auf diese Weise Brennmaterial genug gesammelt hatte, um einen chinesischen Hafen erreichen zu können, woselbst das schon verloren geglaubte Schiff endlich eintraf. Wir fanden bei unserer Ankunft in Yokohama den Postdampfer „Oceanic“ festgefahren, der beim Auslaufen von dem gleichen Sturme, der uns belästigt hatte, auf den Sand geworfen worden war.

Am folgenden Tage, als die kleine deutsche Gesellschaft in den Tempelgelassen von Ikegami Kaiser Wilhelm's Geburtstag feierte, war auch hier das in der Heimath sprüchwörtlich gewordene „Kaiserwetter“; ein herrlicher Frühlingstag! Ja! Kaisers Geburtstag gefeiert in Japan, in einem Buddha-Tempel und unter fleißiger Beihilfe der Buddha-Priester! Unser Ganymed, der Jüngste von A. u. Co., behauptete nachher, die geistlichen Herren hätten eine unglaubliche Gewandheit in Vertilgung des ketzerischen, deutschen Bieres entwickelt, was ich aber bezweifeln möchte; denn, als wir wenige Tage später wieder hinkamen nach Ikegami, brachte uns der tempelhütende Priester sogleich einige Flaschen, „die bei dem Feste übrig geblieben seien“; das fanden meine Begleiter sehr schön gehandelt von dem Manne; er überreichte freilich auch eine Rechnung von einigen siebzig Mark für Reinigung der Tempel-Strohmatten, die bei jenem Feste auf dem feuchten Erdboden als Unterlagen beim Lagern gedient hatten, und das fand der Finanzminister des deutschen Klubs nicht schön von dem Manne.

Wenige Tage darauf unternahmen wir eine Partie nach dem Tempel und der Grotte von Enoschima, wo man sich nach einem tiroler Wallfahrtsorte — mit allen seinen Stationen am Wege zum Hauptheiligthume — versetzt glauben könnte, wenn nicht das grüne Salzwasser zu unseren Füßen läge, und nicht vor unsern Blicken die wundersamen Kramläden und die mandeläugigen Nesans[1]) wären.

Dann veranstalteten wir eine photographische Aufnahme unserer kleinen Gesellschaft im Schoße des riesigen Daibutz, des heiligsten Götzenbildes, an der Stätte, wo einst Kamakura, dieses Memphis Japans, gestanden hat. Der staunenerregende Bronzekoloß ist als einziger Zeuge der ehemaligen Herrlichkeit der Tempel und der Pracht der reichen Schogun-Paläste ebenso einsam übrig geblieben, wie bei der zur Vergleichung herangezogenen, ebenfalls längst vom Erdboden spurlos verschwundenen altägyptischen Königsstadt die kolossale Granitstatue von Ramses II. — In der Landeshauptstadt Tokio besuchten wir außer anderen Merkwürdigkeiten namentlich auch die kaiserlichen Werfte und Arsenale sowie die gelehrten Institute. Endlich aber müssen wir unserer schneidigen Ritte auf jenen kleinen „Ponys“ — die so flott und so ausdauernd gehen, wie die besten mexikanischen Mustangs — gedenken, welche sich ausdehnten bis an die Gestade des dunkeln Sees von Hakone und bis an den Fuß des schneebedeckten Fujisan. Damit habe ich andeutungsweise die schönsten Ausflüge erwähnt, welche die Liebenswürdigkeit der deutschen Ansiedlung für mich veranstaltete, oder an denen ich theil nehmen durfte. Während ich nun nicht die Absicht habe, von Anderen schon besser Beschriebenes wieder hier vorzuführen, möchte ich nur über den Stolz der Landschaft, den riesigen, erhabenen und formenschönen Fujisan, den heiligen Berg Japans, noch ein Wort sagen: Dieser längst erloschene Vulkan, den A. v. Humboldt mit dem Pic de Teida auf Teneriffa und v. Hübner mit dem Aetna vergleicht, der mir aber, in seinem winterlichen Schneekleide, das alle die Falten, Schluchten und zackigen Lavatrümmer, welche seine Aehnlichkeit mit den genannten bedingen, verdeckt, eher wie der gleichförmig weiße, scharf geböschte Pic von Orizaba in Mexiko erscheint, ist nicht ganz so hoch, wie die Jungfrau der Schweiz. Sein Eindruck ist deshalb aber nicht weniger großartig, zumal der japanische Vulkan vereinzelt steht und seine Erhebung über der Ebene verhältnißmäßig größer ist, als die der genannten Schweizer Spitze. Letztere beträgt 2000 m über der Wengern Alp, die Spitze des Fuji erhebt sich aber nahezu 3000 m über der Ebene von Gotemba, bei etwa gleicher horizontaler Entfernung der Spitzen von den angenommenen Gesichtspunkten aus.

---

[1]) Nesan heißen die in japanischen Theehäusern aufwartenden Mädchen.

Der Fujisan.

Der Gipfel des Fuji wird während der Sommermonate jährlich von Tausenden frommer Pilger besucht; in der Winterzeit schien mir eine Besteigung nicht thunlich, und ich lasse mir auch so genügen. Als ich in meinen Studienjahren von den ersten Ansiedlungen in jenem fabelhaften „Lande des Sonnenaufganges“ las, da habe ich wohl oft die sinkende Sonne andeklamirt:

„Oh könnt ich doch Dir nach und immer nach Dir streben“,

aber nicht im Traume habe ich daran gedacht, daß es mir beschieden sein sollte, am Ostersonntage 1885 von Atagoyamas Tempeln aus sie hinter des Fujisans heiliger Höhe verschwinden zu sehen.

„Da eilt sie hin“, und lacht, scheints, noch im Scheiden über die Trümmer der wunderbaren Forts dort hinten im Golfe, welche der letzte der Schogune in beispielloser Schnelligkeit und Unzweckmäßigkeit erbauen ließ, welche aber nur wenige Stunden den von Osten kommenden „Blitzen der Aufklärung“, die die Amerikaner auf ihren Schiffen führten, widerstehen konnten.

Die große Stadt da unten weiß weder von Ostern noch von Sonntag; ein Tag wie jeder andere hat für die bienenartig fleißige Bevölkerung geendet; noch eine Zeit lang huschen auf Kanälen und Straßen die kleinen bunten Papierlaternen verspäteter Ausflügler umher; dann verschwinden auch diese; die Holzläden werden vor die Fenster der Häuser geschoben, und schon gegen 8 Uhr abends liegt die Stadt in solcher Finsterniß und Stille, daß der außerhalb Stehende kaum glauben möchte, eine Millionenstadt [1]) zu seinen Füßen zu haben.

[1]) Tokio hat durch die Revolutionen und Bürgerkriege mehr als die Hälfte seiner Einwohner verloren, deren Zahl offiziell im Jahre 1884 zu 876000 angegeben wurde.

Sinope.

(Mit vier Abbildungen.)

Wenn die Scheitelpunkte der großen einspringenden Winkel, welche die Meere in den Kontinenten bilden, in der Regel eine merkwürdige Anziehungskraft auf den friedlichen Handel und Verkehr der Völker ausgeübt haben, so daß wir die große Mehrzahl der Welthandelsplätze ersten Ranges in ihnen gelegen finden, so sind die am weitesten in das Meer hinausragenden Landecken und Landspitzen von jeher mit Vorliebe dazu benutzt worden, als Stützpunkte politischer und kriegerischer Machtentfaltung zu dienen, und in ihrer nahen Nachbarschaft stoßen wir daher auf eine kaum minder auffällige Zahl gewaltiger Küstenbollwerke und Kriegshäfen. Wir brauchen nur die Namen Hamburg, Lübeck, Stettin, London, Liverpool, Havre, Bordeaux, Marseille, Genua, Venedig, Bombay, Kalkutta zu nennen, und ihnen die Namen Cherbourg, Brest, Ferrol, Gibraltar, Carthagena, Toulon, Aden, Kapstadt gegenüberzustellen, so ist die Thatsache ohne weiteres klar. Die Ursachen der Erscheinung einzusehen, ist auch nicht gerade schwer, und weitläufige Auseinandersetzungen darüber können wir uns um so mehr sparen, als das Beispiel, auf das wir an dieser Stelle hinweisen wollen, ein genügendes Licht darauf werfen dürfte. Ausnahmen von der Regel giebt es natürlich, und namentlich ist ein großer Handelshafen von der zuerst genannten geographischen Kategorie öfters zugleich auch ein großer Kriegshafen, in diesem Falle ist aber der letztere Charakter fast immer als etwas Sekundäres aufzufassen; und ähnlich ist es auch in dem umgekehrten Falle.

In dem in einem hohen Grade abgeschlossenen Schwarzen Meere, auf das wir in Gegenwärtigem die Blicke unserer Leser lenken wollen, liegen an den Scheitelpunkten der hauptsächlichsten Winkel, mit denen das Meer in die umgebenden Länder mehr oder minder tief hineingreift, Odessa, Taganrog, Batum, Trapezunt und Konstantinopel — im allgemeinen genau die Rolle spielend und streng der Bestimmung dienend, die ihnen unserer Regel nach zukommt. Bei Konstantinopel nur ist die Sache etwas verwickelter, da bei ihm nebenbei auch die Meerengenlage ins Gewicht fällt.

Den hervorragendsten Landvorsprung, welchen das Schwarze Meer aufzuweisen hat, bildet die Südwestspitze der Krim, und an ihm thront Sewastopol — die gewaltige Feste, gegen die sich im Krimkriege die vereinigten Streitkräfte der Engländer, Franzosen und Türken zu wenden hatten, um die Macht des Zaren Nikolaus zu brechen, und von der aus Rußland heute von neuem drohend und gebietend hinüber blickt nach der Türkei und nach dem hinter der Türkei stehenden Britannien.

Auf der türkischen Seite des Schwarzen Meeres ragt ebenfalls eine Landecke weiter hinaus in das Meer als alle anderen, in jeder Beziehung derjenigen bei Sewastopol entsprechend, und ähnlich wie diese die beiden Hälften des Schwarzen Meeres überschauend und überwachend. Es ist das Kap Indscheh, bezw. das Kap Bos-tepe. Hier liegt an einer gegen Osten geöffneten weiten Bucht, die durch das zuletzt genannte Vorgebirge von dem offenen Meere abgegrenzt wird, Sinope.

Fragt man sich nach der Bedeutung dieses Ortes, so muß man gestehen, daß dieselbe heutigen Tages eine sehr geringe ist. Ein halbverfallenes Gemäuer hart an dem Meeresstrande, und ein kleines, mit einigen Krupp'schen Kanonen bewehrtes Fort auf der Höhe des die Stadt überragenden Felskegels (S. die Abbildungen 1 und 4) ist alles, was wir darauf deuten können, daß Sinope im Grunde genommen — wieder im Einklange mit der angegebenen Regel — eine ähnliche Funktion üben soll wie Sewastopol. Man hat eben zu bedenken, daß das südliche Gestadeland des Schwarzen Meeres heute unter türkischem Scepter steht, und daß in den türkischen Ländern gar viele Kräfte — strategisch-politische ebenso wie wirthschaftliche — latent geworden sind, die ehemals in hervorragender Weise aktuell waren.

Einst stand es um Sinope ganz anders, und wenn man nicht bloß den gewärtigen Augenblick, sondern die früheren Jahrtausende in Rücksicht zieht — was bei kulturgeographischen Betrachtungen immer nöthig ist —, so stellt dasselbe das vollkommenste Gegenstück der berühmten russischen Strandfeste dar, das es geben kann. Welches Seefahrervolk des Alterthums, das den pontischen Handel und Verkehr sowie das politische Leben der pontischen Küstenvölker zu beherrschen strebte, hätte sich auch der Benutzung des wichtigen Punktes entschlagen können! Daß die Phönizier, die auf der Fährte des Thunfisches in das Schwarze Meer gelangten, ihn übersehen haben sollten, ist nicht gut glaublich. Historisch bezeugt aber ist es, daß er den Hauptstützpunkt der milesischen Handelsmacht im Pontus bildete. Seine Glanzzeit durchlebte Sinope dann unter Mithridates dem

Großen, dessen Geburtsstadt und Residenz es war, und dem es von hier aus gelang, sein Reich über die sämmtlichen Uferländer des Schwarzen Meeres auszudehnen, und länger als zwei Jahrzehnte dem Römerreiche Schach zu bieten. In dieser Zeit namentlich — in dem Jahrhundert, das der christlichen Aera unmittelbar vorangeht — war Sinope ganz das, was heute Sewastopol ist, oder mehr als das. Kann man ja doch die gewaltige historische Figur des Mithridates recht wohl derjenigen des Zaren Nikolaus an die Seite stellen.

Die Befestigungen von Sinope (von Osten gesehen).

Schließlich wurde der Geist kriegerischer und politischer Initiative, der damals von der kleinasiatischen Halbinsel ausging, und der sich in Sinope wie in der Spitze einer keilförmigen Schlachtordnung konzentrirte, von Rom aus allerdings gebrochen, und dann wurde die Rolle, die der Ort spielte, eine bescheidenere. Immerhin blieb sie aber auch während

Die Stätte des Mithridates-Palastes.

des ganzen Mittelalters dem Wesen nach dieselbe, und die Genuesen benutzten Sinope genau ebenso wie einundeinhalb Jahrtausend vorher die Milesier. Die Türken haben die strategische Wichtigkeit des Platzes ebenfalls niemals verkannt, die allgemeine Erschlaffung, die die Gesammtheit ihres staatlichen Organismus ergriffen hat, mußte aber naturgemäß auch an dem in Frage stehenden Gliede des Organismus sichtbar werden. Bis zum Krimkriege war Sinope eine türkische Hauptmarinestation am Schwarzen Meere — das genaue Gegenstück von Sewastopol —, als aber der russische

Admiral Nachimow im Jahre 1853 die daselbst postirte türkische Flottenabtheilung gänzlich vernichtete, hörte auch das auf, und seither gewährt die Stadt einfach das Bild einer gesunkenen Größe. Etwa 8000 türkische und griechische Einwohner, die in getrennten Stadttheilen neben einander wohnen — die Türken im Westen und die Griechen im Osten — fristen darin ein kümmerliches Leben, etwas Landbau und Küstenhandel treibend. Wird dieses Bild jemals wieder ein anderes werden? Die Antwort auf diese Frage können nur die künftigen Jahrzehnte und Jahrhunderte geben. Wenn sich die Türkei dereinst etwa aus ihrer Apathie aufraffen sollte, so würde dies sicherlich vor allem auf Sinope einen günstigen Einfluß ausüben müssen. Die Vortheile seiner natürlichen Lage — der Lage an einer von den beiden hervorragendsten Landecken des Pontus, an einer weiten und tiefen Bucht, die sich durch geringe künstliche Nachhilfe in einen der herrlichsten Häfen der Erde umwandeln ließe, und an einem 200 m hohen Felsen, der zur Aufrichtung eines

Die Saïd-Bellal-Moschee.

kleinasiatischen Gibraltar einlädt — diese Vortheile können ihm ja niemals genommen werden. Heute ist die Bucht von Sinope freilich von Schiffen beinahe gänzlich verlassen und gemieden, und sein hoher Felsen scheint nur dazu geschaffen zu sein, die Saïd-Bellal-Moschee mit ihrem berühmten Heiligen zu tragen, damit fromme Pilger zu ihr hinauf wallfahrten und vor ihr lagernd in den Käff versinken (S. Abbildung 3).

Die vergangenen Jahrhunderte und die Wechsel des Schicksals, welche Sinope über sich hat ergehen lassen müssen, haben selbstredend die mannigfaltigsten Spuren in ihm hinterlassen, und in archäologischer Beziehung ist es ohne Zweifel eine höchst interessante Stadt. Die alte Festung, welche außer dem Hafen auch zugleich den sandigen Isthmus beschützt, der das Vorgebirge mit dem festen Lande verbindet, ist in ihrer ursprünglichen Anlage eine Schöpfung der Genuesen und aus deren Zeit verhältnißmäßig wohl erhalten und unverändert in die Hände der heutigen Besitzer über-

Gesammtansicht von Sinope.

gegangen. Zahlreiche andere Denkmäler erzählen aber vor allen Dingen von dem gewaltigen Mithridates.

An der Stätte, wo einst sein Palast hinausblickte auf die von ihm beherrschte See (S. Abbildung 2), weiden heute freilich die Schafe, und es bedarf eines sehr aufmerksamen Auges, um die noch vorhandenen alten Mosaikböden und einige andere dürftige Baureste zu entdecken. Systematische Ausgrabungen, welche an dieser Stelle vorgenommen würden, dürften aber leicht zu sehr glänzenden Ergebnissen führen. Im allgemeinen ist das jetzt lebende Geschlecht freilich übel mit dem alten Gemäuer verfahren. Man hat die Steinplatten herausgebrochen und damit die Straßen gepflastert, auch wenn sie mit den denkwürdigsten Inschriften versehen waren, und man hat die Marmorsäulen zerschlagen und daraus armselige Hütten gebaut, auch wenn sie noch so beredtes Zeugniß ablegten von dem Kunstsinne des großen Herrschers, der einst hier thronte. Sehr zahlreich sind die Funde alter Münzen, welche bei Sinope gemacht werden, und sie namentlich führen uns auch zum Theil in Zeiten zurück, die weit hinter Mithridates den Großen zurückreichen.

Als Handelshafen hat Sinope immer nur eine nebensächliche Rolle gespielt, denn in dieser Hinsicht mangeln ihm die bequemen Verbindungen mit dem Hinterlande. Die waldbedeckten Höhen des pontischen Gebirges hemmen den Weg in das Innere, und Samsun, dem die Stromthäler des Kyssyl-Irmak (Halys) und Jeschil-Irmak (Iris) als Naturstraßen durch das Gebirge zu Gebote stehen, und das zugleich auch in dem Scheitelpunkte eines einspringenden Winkels liegt, den der Pontus in Kleinasien bildet, ist darin offenbar viel besser bestellt.

Die Weltanschauung Mohammed's.

Ein Naturgemälde nach dem Koran.

Von G. Coordes.

(Schluß.)

Die Seelenlehre des Koran ist ein wunderlicher Wirrwarr voller Widersprüche. Jede einzelne Geisteskraft des Menschen ist ein besonderer Engel, von Gott erschaffen, um den irdischen Körper lenken zu helfen. Diese Genien oder Dschins leiten, unterstützen und fördern die einzelnen Thätigkeiten beides des Leibes und der Seele, so daß also der Mensch eigentlich nichts thut, sondern nur mit sich thun läßt. Dennoch ist der Mensch für seine Thaten verantwortlich. Ein arger Widerspruch. Mohammed wollte aber mehr bekehren als belehren. Das erklärt uns auch die fortwährende Hinweisung auf Lohn und Strafe, hier auf Erden und einst am Tage des Gerichts. Darum sind ihm auch alle schädlichen Naturereignisse Strafen für begangene Sünden, zumal für Widerspenstigkeit gegen den Islam, oder Schreckmittel für die Unschlüssigen. So erklärt er:

Die von Saba wichen ab, und der Herr schickte über sie die Ueberschwemmung der Dämme, und ihre Gärten (d. h. ihr Land, das von allen Seiten einem gesegneten Garten glich) trugen bittere Früchte und Tamarisken und einige wenige Lotusbäume. — Da die vom Stamme Thamud nicht glaubten, da ergriff sie ein furchtbares Erdbeben und ein schrecklicher Sturm, also, daß sie nicht auf ihren Füßen stehen noch sich retten konnten, und man fand sie des morgens in ihren Wohnungen todt auf dem Angesicht liegen, und es war, als hätten sie nie darin gewohnt. So auch Ad wurde vertilgt durch einen brausenden und wüthenden Wind, welchen Gott sieben Nächte und acht auf einander folgende Tage lang sie überströmen ließ: da lagen sie ausgestreckt, wie die Wurzeln hohler Palmbäume. — So auch die von Sodom, über die ließ Allah einen Schwefelregen kommen und harte Steine von gebackenem Thon, welche schnell auf einander folgten und vom Herrn gezeichnet waren. Das war das Ende der Frevler. — So auch war das Wasser der Sintfluth siedend heiß, in welchem alle umkamen, die nicht gehorchen und glauben wollten. (Das Wasser an sich ist ja ein Gnadengeschenk Allah's, aber Feuer und Gluthen sind seine Hauptstrafmittel — echt arabisch!)

Die Ungläubigen werden am jüngsten Tage in das Höllenfeuer kommen; eine unselige Wohnstätte ist dieses. Dort sollen sie trinken unfläthiges Wasser, das sie langsam schlürfen, weil der Ekel es nicht durch die Kehle läßt, und ihre Kleider werden von Pech sein, und ihr Angesicht werden Feuerflammen bedecken, und Flammen und Rauch soll sie umkreisen. Und wenn sie um Hilfe rufen, dann soll ihnen geholfen werden mit Wasser, das geschmolzenem Erze gleicht und ihre Gesichter brennend verzehrt; das soll auf ihre Häupter gegossen werden, wodurch sich ihre Eingeweide und ihre Haut auflösen und bersten, und geschlagen sollen sie werden mit eisernen Keulen. Der verfluchte Baum Sakkum wächst aus dem tiefsten Grunde der Hölle hervor, und seine Früchte gleichen dem Kopfe des Satan. Die Verdammten sollen davon essen und ihren Bauch anfüllen mit Dornen und Disteln, welche keine Kraft geben, und siedend heißes Wasser wird ihnen zu trinken gegeben, und dann werden sie wieder zur Hölle verstoßen. Ein Feuerdach wird über ihnen, ein Feuerboden unter ihnen sein, und werden wohnen (in brennendem Winde und siedend heißem Wasser und) unter dem Schatten eines schwarzen Rauches, der weder kühl noch angenehm ist und in drei Säulen aufsteigt. Die Flamme sprühet Funken, so groß wie Thürme, als wären es rothgelbe Kameele. Wahrlich ein unseliger Ort ist das! Denn die Handlungen der Ungläubigen gleichen dem Dunste in der Ebene (dem in der Sandwüste zur Mittagszeit aufsteigenden Wasserscheine), den der durstige Wanderer für Wasser hält, und wenn er hinkommt, so findet er — nichts. Darum wird das ihr Lohn sein. (Bei dieser Vorstellung und der folgenden vom Paradiese nimmt wieder der Prophet auf die Beduinen Rücksicht, die tage- und wochenlang durch wasserlose Wüsten streifen und mehr als andere Sterbliche einen Trunk frischen Wassers zu schätzen wissen. Der Koran malt daher mit besonderer Vorliebe die unversiegbaren Freuden und Genüsse des Paradieses aus.)

Siehe, eine hohe Mauer wird aufgerichtet sein zwischen den Gläubigen und Ungläubigen, und innerhalb derselben waltet Barmherzigkeit. Den gläubigen Männern hat Gott versprochen ein Paradies, zwei wonnevolle erhabene Gärten, jeder von zwei Wasserquellen durchströmt und ausgeschmückt mit Bäumen weit ausgebreiteter Zweige (schattig), dornlose Lotus und schöne Talhabäume. Sie werden im Paradiese herrliche, über einander gebaute

Gemächer finden, unter welchen Wasserströme fließen, da werden sie ewig wohnen und erhalten alle Arten von Früchten, Obst und Fleisch im Ueberfluß, wie sie es nur wünschen, nie vermindert und nie verboten, und alles, was ihr Herz wünschet. Dort werden sie geschmückt mit Armbändern von Gold und Perlen, und mit Kleidern aus Seide und Sammet und ruhen auf in Reihen geordneten Polstern, deren Inneres mit Seide und Gold durchwirkt ist, mit Gold und edlen Steinen ausgeschmückt. Und weder Arbeit noch Müdigkeit trifft sie. Im Paradiese befinden sich Ströme von Wasser, welches nie verdirbt, Ströme von Milch, deren Geschmack sich nie ändert, Ströme von Wein, lieblich für den Trinkenden, und Ströme von geläutertem Honig. Ein Becher, gefüllt an einem klaren Quell, wird die Runde unter ihnen machen, zur Erquickung der Trinkenden. Nichts wird er enthalten, was den Geist verwirren oder trunken machen kann, weder Veranlassung zu eitler Rede noch zur Sünde, sondern Wein gemischt mit Wasser aus der Quelle Kafur (Kampher), oder Wein mit Ingwer-Wasser aus einer Quelle dort, welche Salsabil heißt, und reinen, versiegelten Wein, zu dessen Versiegelung Moschus genommen wird, und gemischt mit Wasser Tasnin, einer Quelle, woraus die trinken, so Gott nahe sind. Und Gott wird sie vermählen Jungfrauen mit keuschen Blicken und schwellendem Busen und großen, schwarzen Augen, die da gleichen verdeckten Eiern des Straußes. Und die ewigen Jungfrauen sind wie Rubinen und Perlen, durch besondere Schöpfung geschaffen; sie altern nie und bleiben ewig schön. Und ein Kreis von Jünglingen, so schön wie die Perlen in ihren Muscheln, wird sie umgeben; Jünglinge in ewiger Jugendblüthe werden ihnen aufwarten und um sie herumgehen mit silbernen Kelchen und Bechern und mit glashellen Silberflaschen. — So erhalten die Gläubigen unvergänglichen Lohn, und sie preisen Gott, den Allerbarmer. Und dies wird eine große Glückseligkeit sein."

(Kein Religionsstifter hat Himmel und Hölle so ausgemalt, wie Mohammed es seinen phantasiestarken Landsleuten that. Er selber stand hoch über dem, was er lehrte, aber „nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab", und ein Gottglaube „in Geist und Wahrheit" ist das Ziel, das wenige erlaufen. Ebenso realistisch wie Paradies und Hölle ist nun auch das Weltende geschildert.)

„Wahrlich, der Herr vermag alles an dem Tage, an welchem die Geheimnisse enthüllt werden. Wenn aber die Stunde des Gerichtes naht, dann spaltet sich der Mond, der Himmel zerreißt und wird roth wie eine Rose und zerschmilzt wie Salböl. Wenn dann in die Posaune gestoßen wird, so werden sich beim ersten Schall die Erde und die Berge fortbewegen. Die Erde wird mit heftiger Erschütterung erschüttert werden, und die Berge werden in Stücke zerschmettern wie dünner fliegender Staub mit einem Schlage; und die Himmel werden sich spalten und herabfallen, und Mond und Sonne werden sich verbinden und die Sterne erlöschen beim zweiten Posaunenschall, 40 Jahre hernach.

Ja, wenn sich die Sonne zusammenfaltet, und die Sterne herabfallen und sich zerstreuen, und die Berge sich fortbewegen, und die schon zehn Monate trächtige Kameelin der Milch entbehrt; wenn die wilden Thiere zusammenlaufen, und die Meere sich vermischen und in Flammen aufgehen, und die Seelen sich wieder mit dem Körper verbinden; wenn die Hölle brennt lichterloh und das Paradies näher gebracht wird: dann wird eine jede Seele wissen, was sie gethan hat."

La illaha ill' allâh,
Mohammed rasûl allâh!

Soweit der Koran. Sobald das mohammedanische Kind lesen kann, beginnt es das Auswendiglernen des Korans. Mädchenschulen giebt es nicht. In den Knabenschulen handelt es sich hauptsächlich um Erlernung der heiligen Schrift, welche meistens auch das gesammte Wissen des Lehrers enthält. So wird es eine reine Gedächtnißübung, da der Lehrer keine Erläuterungen dazu giebt, weil er keine geben kann. Dieses bescheidene Lehrpensum wird durch den Schreibunterricht sowie durch einige geographische Begriffe und die Anfangsgründe der Arithmetik erweitert. Aber längst nicht alle mohammedanischen Länder haben auch diesen Segen der Elementarschulen. Aegypten und Arabien zeichnen sich in diesem Stück vortheilhaft aus; die Türkenschulen, wenn es welche giebt, sind bodenlos schlecht. Wenige Türken bringen es zum Lesen und Schreiben der türkischen Sprache, woran auch die unseligen, für die türkische Sprache so wenig geeigneten Lettern schuld sind. Aber die sind nun einmal heilig, weil der Koran in ihnen geschrieben ist, und der Koran beherrscht das ganze Leben des Mohammedaners, sein geistiges, geistliches und leibliches. Sein Inhalt gilt als ewig, wie Gott selber, er enthält die ewigen, festen Rathschlüsse Gottes. So ist auch die mohammedanische, das will sagen: arabische Geographie und Weltkunde in der rechtgläubigsten Weise dem Koran entnommen oder angepaßt. So wird denn in der Schule Folgendes als geographische Grundlage gelehrt, und wehe dem, der als Schüler oder gar als ausgewachsener Moslem auch nur an einer Silbe zweifeln würde:

„Es giebt sieben Himmel und sieben Erden. Von der bewohnbaren ersten Erde ist Mekka das Centrum, der Nabel, in dem alle Erden und der Himmel hangen. Und Mekka ist den Gläubigen gegeben, und kein Giaur oder Kafir wird es wagen, den Nabel der Erde besitzen zu wollen. Und sieben Meere umgeben die Erde: das Weiße Meer (der Archipel und das Mittelmeer), das Schwarze (der Pontus), das Grüne (das Kaspische), das Rothe (Arabische), das Blaue (Persische), Gelbe (Chinesische) und das Finstere Meer (oder Atlantischer Ozean). Die sieben Erden sind unter einander angeordnet, wie die sieben Himmel über einander. Die zweite Erde unter uns wird von den Winden bewohnt, die dritte von den Steinen, die vierte von dem Schwefel der Unterwelt, auf der fünften leben die Schlangen, und auf der sechsten die Skorpione, die sind schwarz und so groß wie Maulesel und haben Krallen wie Lanzenspitzen. Die siebente Erde aber ist der Wohnort des Iblis (des Satans) und seiner Heerschaaren. Man weiß nicht gewiß, was diese Erden zusammenhält, indessen glaubt man, daß die unsrige von einem Felsen getragen wird, welchen Adern und Wurzeln mit dem Berge Kaf verbinden. Und zuweilen gebietet Gott dem Felsen, dann schüttelt er etliche Wurzeln, und so entstehet ein Erdbeben. — Ibn-esch-Schânéh, den Allah segnen möge, sagt: Gott habe nach der Schöpfung der sieben Erden gemerkt, daß sie nicht fest genug waren. Er schuf also einen Engel von ungeheurer Größe und Stärke und befahl ihm, sich unter die unterste Erde als Stütze zu stellen. Aber der Engel fand keinen Stützpunkt für die Füße. Da machte Gott einen Rubinfelsen mit 7000 Löchern, und aus jedem dieser Löcher brach ein Meer heraus. Das half jedoch dem Felsen auch nicht, und Gott war genöthigt, um ihn zu stützen, einen ungeheuren Stier zu erschaffen, der hat 4000 Augen und Ohren, und ebenso viele Nasenlöcher, Mundöffnungen, Zungen und Füße; zwischen je einem Fußpaar liegt eine Entfernung von 500 Jahresreisen, und der Name dieses Ochsen ist Kutukia. Zweimal täglich athmet er und erzeuget dadurch Ebbe und Fluth. — Allerdings wagen einige arabische Schriftgelehrten, die runde Gestalt der Erde und das Ptolomäi'sche Weltsystem anzunehmen. Da hat dann die Erde einen Umfang von 2400 Meilen; eine Meile hat 3000 Ellen, die Elle drei Spannen, eine Spanne gilt 12 Fingerbreiten, die

Fingerbreite fünf Gerstenkörner und das Gerstenkorn gleich sechs Mauleselhaare. Allah Kebir! (Gott ist groß!)

Man erkennt unschwer, wo der Hemmschuh für mohammedanische Kultur liegt. Nicht der Koran ist es, ebenso wenig wie man die Heilige Schrift für die geistige Nacht des Mittelalters verantwortlich machen darf; sondern weil jede fortschreitende Entwickelung in der Religion aufs strengste verpönt ist, weil nur auf das wörtliche Glaubensbekenntniß Gewicht gelegt wird, so sehen wir, daß alle den Islam bekennenden Völker dahin gekommen sind, wohin der Buchstabenglaube führt: Wo nur auf das recht glauben und nicht auf recht glauben der Ton gelegt wird, da ist eitel Heuchelei und Scheinheiligkeit, da führt es zu Verdummung und Verthierung. Und darin stehen sich die mohammedanischen Völker allesammt gleich: die große Masse ist entsetzlich verdummt. Und vor allen die Frauen! Während sie früher in den Wissenschaften glänzten und die Leitsterne des Lebens waren, sind sie heute nichts als Lastthiere, deren Unwissenheit noch größer ist als ihre Trägheit. Trägheit, ja das ist die Natur, das ist die Philosophie, das bezeichnet das ganze Dasein des Moslem, der „Kief", die moralische Geistesträgheit, das unthätige Zuschauen im großen Welttheater. Seine Religion bindet seine Thatkraft, indem sie Alles Gott überläßt. Alles ist für den Moslem Verhängniß, der Mensch ist ein bloßes Werkzeug in Allahs Hand, die Erde ist eine Karawanserei; Gott hat den Menschen erschaffen, daß er hindurchgehe, bete und Gottes Werke bewundere. Daher kennt er weder Wissensdurst noch Reiselust noch Forschungstrieb, und die geistigen und körperlichen Bedürfnisse des europäischen Nichttürken sieht er wie eine krankhafte Verirrung des Geistes an; er nennt uns leichtsinnig, entartet, anmaßend, jämmerlich, ein Geschlecht, dessen einziges Verdienst eine hochmüthige Wissenschaft irdischer Dinge ist, die er verachtet; und mit ihnen verachtet er den Europäer. Und woher dies alles? Gehen wir in der Geschichte 600 Jahre zurück: in Spanien regierte seit 1252 als König von Kastilien und Leon Alfons X., der Astronom, der Weise oder der Philosoph genannt, ein eifriger Freund und Förderer der Himmelskunde, der gelehrteste Fürst seiner Zeit, der sich große Verdienste um die Astronomie erworben, dessen astronomische Tafeln — die Alfonsinischen Tafeln — in seinem das gesammte astronomische Wissen des Mittelalters umfassenden Werke „Libros del Saber de Astronomia" so genau z. B. in der Bestimmung der Länge des tropischen Jahres sind, daß selbst Kopernikus dies Element noch um nichts genauer zu bestimmen vermochte. Dieser König Alfons wurde wegen Gotteslästerung angeklagt, verurtheilt und abgesetzt. Seine Zweifel am Ptolomäi'schen Weltsystem wußten seine Feinde, die Geistlichen am Hofe, ihm zur Klippe zu machen. Das verwickelte System, die Epizykeln und Epi-Epizykeln der damaligen Astronomie, hatte ihn zu dem Scherz veranlaßt: „Wenn mich Gott bei der Welterschaffung zu Rathe gezogen hätte, so würde ich ihm größere Einfachheit empfohlen haben." Das war sein Unglück; von seinem eigenen Sohn Sancho, einem willigeren Priesterknechte, der Krone und der Schätze beraubt, starb er arm und verlassen zu Sevilla am 24. April 1284. — Anderthalb Jahrhundert später war Ulug-Beigh, Mirza Mohammed Ben Scharok, Fürst von Samarkand, ein Enkel Tamerlan's, ein eifriger Freund und Förderer der Astronomie, Beobachter und Schriftsteller. Wie Alfons rief er die gelehrtesten Astronomen aus allen Ländern zu sich, und arbeitete mit ihnen auf seiner Sternwarte. Die größte Mühe und Sorgfalt widmete er der Umarbeitung und Vervollkommnung der Ptolomäi'schen Tafeln. Er bestimmte auch die geographische Länge (und Breite) der bedeutendsten Ortschaften zuerst nach dem Nullmeridian der „Glücklichen Inseln", dem Meridian von Ferro, und wir zehren bis heute von des Mohammedaners Weisheit. Die schöne Blüthe usbekischer Wissenschaft sank, als der treffliche Fürst von der Hand des eigenen Sohnes, der sich gegen ihn empört hatte, gefallen war; Priester waren auch hier die Anstifter des Aufruhrs gegen den aufgeklärten Fürsten; der Einfluß der Türken wuchs, und die Nacht, die den Orient überzog, brach auch über Samarkand herein. Ulug Beigh war einer der letzten Vertreter arabischer Wissenschaft. Seitdem herrscht Türkenwirthschaft, und unter dem türkischen Fußtritt verdorret Blatt und Blüthe. Der Mohammedanismus durchlebt noch sein „Mittelalter".

Kürzere Mittheilungen.

Die Tinné-Indianer.

Ueber die noch wenig bekannten Inlandstämme von Alaska giebt Dawson im „Report" der „Geological Survey of Canada" für 1887 einen genaueren Bericht, welcher die große Lücke zwischen den Forschungen von Dall über die Küstenstämme und denen von Tolmie und Dawson über die Binnenstämme von Britisch-Columbia befriedigend ausfüllt. Der Unterschied zwischen den zu den Tlinkit gehörenden Fischerstämmen an der Küste und den Jägerstämmen am Oberlauf der Flüsse ist so scharf, wie man bei der nahezu vollständigen Trennung durch die Barrière der Coast Range nur erwarten kann. Nur längs der Flüsse, also des Fraser, des Skina, des Noß und des Stickine, sowie über einen Paß am Ende von Lynn-Kanal findet ein Handelsverkehr statt, und nur am Stickine ist ein Stamm der Tlinkit, die Tagish, tiefer ins Innere eingedrungen und hat die Lebensweise der Tinné angenommen.

Die Tinné, welche von den Küstenbewohnern als „Stick-Indians" zusammengefaßt werden, zerfallen in zwei Abtheilungen: die Takulli, oder richtiger Tah-kul, und die Sikani, oder, wie sie sich selbst nennen, Al-tá-tin. Die beiden Stämme am Stickine, die Tahl-tan und die Taku, gehören zu der ersteren Abtheilung. Die Tahl-tan haben nur ein größeres Dorf an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Stickine; sie haben einen Häuptling, welcher den Namen oder richtiger den Titel Na-nuk führt und verehren wie die anderen Tinné als Stammheros den Us-tas. Außerdem kennen sie noch eine Art „wilden Jäger", einen Riesen von übernatürlicher Kraft, welcher im Sommer in der Umgebung des Iskutflusses jagt und den Menschen feindlich ist. Mit den Indianern am oberen Noß leben sie in Stammesfehde, während sie mit den Küstenindianern friedlichen Handel treiben; sie gestatten Fremden, ihre Jagdgründe zu betreten und dort auch das zur Nahrung nöthige Wild zu erlegen, aber nicht das gewerbsmäßige Jagen auf Pelzthiere. Auch innerhalb des Stammes sind die Jagdgründe festes Familieneigenthum, und jeder Indianer darf Pelzthiere nur auf seinem eigenen Jagdgrunde sowie auf dem der Familie seiner Frau jagen. Der Stamm zerfällt in zwei Abtheilungen, die sich nach ihren Totems als Vögel und Bären unterscheiden; die Frau muß

immer aus der anderen Sippe genommen werden; die Kinder gehören zur Sippe des Vaters, aber die Erbschaft fällt an die der Mutter; auch die Jagdgründe der Frau werden von ihrem Vater verkauft; stirbt sie, so muß eine Schwester, falls eine unverheirathete vorhanden, unentgeltlich als Ersatz gegeben werden. Nur die reichsten Leute haben mehr als eine Frau; Scheidung ist sehr leicht, aber ein Mann, welcher seine Frau verstößt, verliert damit auch das Recht auf ihre Jagdgründe.

Oestlich an die Tahl-tan stoßen die Kaska (verstümmelt auch Cassiar), die mit ihnen einigermaßen durch Zwischenheirathen verwandt sind, und sich auch ohne Dolmetscher mit ihnen verständigen können, aber im allgemeinen doch den Stämmen am unteren Liard näher stehen, welche als Hudson-Bai-Indians bezeichnet werden, weil sie schon seit geraumer Zeit mit der Hudsonbai-Gesellschaft in Handelsverbindung stehen; sie werden auch von dieser Gesellschaft nicht zu den Stick-Indians, sondern zu den Nahannie gerechnet. Sie sind von kleiner Statur und gelten für feige, faul und unzuverlässig, bringen aber sehr gutes Pelzwerk in den Handel.

Die Tagisch, von denen schon oben die Rede war, gleichen zwar in ihren Gewohnheiten ganz den Tinné-Stämmen, sprechen aber einen echten Tlinkit-Dialekt; sie sind seit undenklichen Zeiten die Vermittler des Handels zwischen den Küstenstämmen und denen des Inneren, sind aber auf 70 bis 80 Individuen reduzirt und standen bis in die neueste Zeit in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu den Chilkots am Ende des Lynn-Kanals, die nach Schwatka reine Tlinkit sind. Das Eindringen der Weißen hat dieses Abhängigkeitsverhältniß gelockert. Ob die Tagisch ein Mischvolk sind, vermag Dawson nicht zu entscheiden.

Unsicher bleibt auch die Stellung der jenseits von Fort Selkirk wohnenden Stämme, welche man unter dem Namen der Ai-yan zusammenfaßt; bei ihrem bekanntesten Stamme, den Gens de bois der Pelzhändler, scheint die abweichende Endung ihres Namens Klo-a-tsul-tshek auf eine stammliche Verschiedenheit von den Tinné zu deuten, während bei den anderen die Namen regelrecht auf „tin" endigen. Nordöstlich von ihnen wohnen noch kaum bekannte Stämme, deren Namen auf „kutchin" enden, und welche die unmittelbaren Grenznachbarn der Eskimos sind. Die von Dall als Hon-kutchin und Tenan-kutchin aufgeführten Stämme scheinen indeß noch nicht zu den eigentlichen Kutchin, sondern zu den Ai-yan zu gehören. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die um die indische Landesuntersuchung hochverdienten Geologen Griesbach und Oldfield sind damit beauftragt worden, Forschungsexpeditionen nach Belutschistan zu unternehmen, um dieses Land ganz besonders auf seine vermutheteten Mineralschätze (Kohlen, Petroleum ꝛc.) zu untersuchen.

— Ueber die Eruption des Bandai-san, die seiner Zeit im „Globus" geschildert worden ist (Bd. 54, S. 206), veröffentlicht T. Wada in den „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Bd. 5, S. [69]) eine Abhandlung, die durch die Beigabe einer schönen Karte und mehrerer Illustrationen doppelt interessant und instruktiv ist. Bezüglich der Ereignisse, die der Eruption voraufgingen, und die dabei eine maßgebende Rolle gespielt haben dürften, konstatirt der genannte Gelehrte: 1) Trotz des starken Schneefalles im voraufgehenden Winter schmolz der Schnee viel früher als gewöhnlich; 2) einige Tage vor dem Ausbruche wurde die Wassermasse der oberen Schwefelquelle (Kaminoyu) geringer, ihre Dampfentwickelung aber stärker, und das Wasser der mittleren Quelle (Naka-no-yu) war heißer als sonst; 3) ebenso war einige Zeit vorher unterirdisches Donnern hörbar, das selbst Vögel und andere Thiere beunruhigte; 4) die Numanotaria-Seen enthielten am Tage vor der Eruption auffällig wenig Wasser, obwohl es zuvor geregnet hatte. — Der Ausbruch selbst bot in seiner äußeren Erscheinung eine große Aehnlichkeit mit der Explosion eines Dampfkessels. Den Hauptherd bildete der Kobandaisan, nördlich vom Hauptgipfel (Obandaisan, 1840 m hoch) der aus Augitandesit bestehenden Bergmasse, der vollständig zersprengt wurde, und an dessen Stelle eine im Süden von einer 150 m hohen Felswand begrenzte, kesselartige Vertiefung trat. Die Fels- und Erdmassen, welche herausgeschleudert wurden, verschütteten den größten Theil der Thalebene des Nagasegawa sowie auch das obere Biwasawa-Thal, mit Allem, was darin vorhanden war, und über die Dörfer und ihre Bewohner lagerte sich 30 und mehr Fuß mächtiger Schutt. Den Flußlauf des Nagasegawa staute ein nahezu 100 Fuß hoher Wall zu zwei meilenweiten Seen. Die zersprengten Felsstücke waren zum Theil Millionen von Centnern schwer, im übrigen war das als Aschenregen niederfallende Material ein aus frisch zerriebenem Gestein bestehender Schlamm. Das verschüttete Areal betrug nach Angabe der Regierung 7130 ha.

— Herr Lindenbaum, der Entdecker der Petroleumschätze der Insel Sachalien, gab kürzlich in der „Nowoja Wremja" einen Bericht über seine Entdeckung, der wir Folgendes entnehmen. Die erste Andeutung von dem Naturvorkommniß erhielt derselbe schon im Jahre 1870, indem ihm Giljaken von Seen erzählten, die im äußersten Norden der Insel lägen, und in denen eine wie Petroleum riechende Flüssigkeit enthalten sei. Aber obwohl Herr Lindenbaum zwölf Jahre (1875 bis 1888) auf Sachalien zubrachte, gelang es ihm erst im Winter des Jahres 1886, die Petroleumgegend zu erreichen, und, wenn auch durch den Schnee an eingehender Erforschung derselben gehindert, doch einige Pud (à $16\frac{1}{3}$ kg) des Stoffes als Probe mitzunehmen. Eine Notiz hierüber erschien im März 1886 in russischen Zeitungen, und seitdem weiß die Welt von dem Petroleum auf Sachalien. Im Sommer 1886 machte der Entdecker einen vergeblichen Versuch, sich dem Oelbereiche zur See zu nähern; im Sommer 1887 hatte er besseren Erfolg, indem er längs der Westküste Sachaliens bis zum 54. Grade nördl. Br. hinauffuhr und sodann ans Land stieg. Das Petroleum oder — wie die Russen sagen — Naphtha findet sich am Nordende der Insel auf einer schmalen Landzunge, im Nordosten eines Giljakendorfes Pomor, und von diesem etwa 35 km entfernt. Die Fundstelle bildet eine mit kleinen Seen besetzte Niederung von sandig-lehmigem Boden. Die Oberfläche der Seen ist mit einer pechartigen, ziemlich festen Masse bedeckt, ja stellenweise ist dieses Bitumen so hart, daß man darauf stehen und von einem Ufer zum anderen gehen kann; wo die Masse noch weicher ist, sieht man darin zahlreiche Ueberreste von Seevögeln, die von dem Schimmer

des todten Sees angelockt, darin umgekommen sind. Kräftiger Lärchenwald umgiebt die Naphthaseen — ein Umstand, der bei dem sonst nur dürftigen, strauchartigen Holzwuchs jener Gegenden bemerkenswerth und zugleich werthvoll ist. Die Herstellung einer Straße vom Oeldistrikte zum Meeresufer würde keine Schwierigkeiten bereiten. Etwas südlich von dem erwähnten Pomor liegt der gute Hafenplatz Baikal, der bei Ebbe noch acht Fuß Wasser hat, folglich kleineren Seeschiffen zugänglich sein würde. Reichlich 200 km südlich von dieser Stelle giebt es eine andere, noch nicht genauer untersuchte, an der sich gleichfalls, wie dies gewisse von den Eingeborenen gebrachte Proben beweisen, Naphtha vorfindet.

— Die Zuckerkultur ist in Persien sehr alt, und schon im fünften Jahrhundert wird sie von einem westlichen Schriftsteller erwähnt. Bis in das 14. Jahrhundert baute man das Zuckerrohr in Susiana, das damals ein Hauptcentrum des Handels war. Der Verfall der Kanäle und die Skorpionplage sind als die Hauptursachen des Rückganges der betreffenden Kultur zu betrachten. In der Nähe von Ahwaz findet man noch heute Hunderte von Mahlsteinen, die früher zur Auspressung des Zuckersaftes gedient haben. Die einzige Gegend Persiens, wo das Zuckerrohr noch heutzutage kultivirt wird, ist die von Mazanderan, wo es erst im vorigen Jahrhundert eingeführt wurde. Die Pflanze ist klein und schwach und der Zucker, der daraus gewonnen wird, von geringer Qualität. Er wird meist in der genannten Provinz selbst konsumirt und nur ein kleiner Theil nach Gilan und nach Rußland exportirt. Das Rohr wird im Februar oder März gepflanzt und erreicht eine Höhe von ungefähr fünf Fuß. Es bedarf zum Reifwerden acht bis neun Monate. Das Raffiniren des Zuckers wurde bis vor kurzem in den Städten Yezd und Ispahan, obwohl nicht gerade mit großer Vollkommenheit, betrieben, seit der importirte Zucker aber so billig geworden ist, hat das Raffiniren in Persien so gut wie gänzlich aufgehört.

— Die verschiedenen Bevölkerungselemente, welche auf der Insel Ceylon hausen, sind nach den neuesten amtlichen Aufstellungen durch folgende Zahlen vertreten: Singhalesen 2 Millionen; Tamilen 720000; „Moors" (mohammedanische Tamilen, vergl. „Globus", Bd. 54, S. 94) 190000; „Burghers" (eingeborene Europäer) 20000; Malayen 9000; Europäer (eingewanderte) 6000; Andere (Araber, Afghanen, Chinesen, Veddahs, Neger rc.) 18000. 1881 betrug die Zahl der Europäer nur 4836, 1887 aber 5377.

Afrika.

— Der Außenhandel der Kanarischen Inseln belief sich im Jahre 1888 auf 15,1 Mill. Mark (9,5 Mill. Mark Export und 5,6 Mill. Mark Import), und war ebenso wie in den früheren Jahren zur großen Hälfte nach England gerichtet. Die Cochenillezucht der Inseln ging durch die Konkurrenz anderer Farbstoffe mehr und mehr zurück, und die Bevölkerung hat darauf denken müssen, den dadurch entstandenen Ausfall durch Tabak- und Zuckerkultur zu decken. Sehr im Aufschwunge ist die Bedeutung der Inseln als Dampferstation und damit zugleich auch ihr Kohlenhandel.

Nordamerika.

— Die Geyser des Yellowstone-Parkes haben in diesem Jahre eine ungewöhnlich lebhafte Thätigkeit entfaltet, und es befand sich namentlich auch eine große Zahl derselben in voller Eruption, die man bisher für erloschen hielt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Erscheinung mit den abnormen meteorologischen Verhältnissen im Zusammenhange steht, die in Nordamerika während des laufenden Jahres ebenso obwaltend gewesen sind wie in Europa. Daß gleichzeitig mit den großen Geyser-Ausbrüchen in den atlantischen Küstenstaaten furchtbare Stürme hausten, ist aber wohl nur ein Zufall.

— Seit geraumer Zeit ist es ein Hauptgrundsatz der Handelspolitik der Nordamerikanischen Union, vor allen Dingen darauf bedacht zu sein, die Märkte des spanischen Amerika für die nordamerikanische Produktion zu erobern, und der „Kongreß der drei Amerikas", welcher vor kurzem in Washington zusammengetreten ist, soll offenbar auch in erster Linie diesem Zwecke dienen. Bis zu einem gewissen Grade ist das nordamerikanische Bestreben auch von gutem Erfolge begleitet gewesen. So betrug der Handelsumsatz zwischen der Union und Mexiko im Jahre 1866 nur 6,3 Mill. Dollars, im Jahre 1888 aber 27,2 Mill., und mit den fünf centralamerikanischen Republiken tauschte die Union im Jahre 1866 für 1,8 Mill. Dollars Waaren aus, 1888 aber für 12,4 Mill. Der Handel der Union mit den sämmtlichen südamerikanischen Staaten stieg in demselben Zeitraume von 48 Mill. auf 114 Mill. Dollars. Stabiler blieb der Handel mit Westindien, der sich 1866 auf 80 Mill. und 1888 auf 99 Mill. Dollars belief, und der nur hinsichtlich der Einfuhr eine Zunahme aufweist.

Bücherschau.

— Adolph Burdo, Am Niger und Benuë. Sechs Monate im Hinterlande von Kamerun. Deutsche Ausgabe von Paul Heichen, Leipzig 1886. — Der Verfasser schildert in dem vorliegenden Werke zunächst seine Erlebnisse auf der Ausreise, besonders seine Wanderung von Dakar nach St. Louis und Gorée, sowie seinen Aufenthalt in Sierra Leone und in Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia. Hierauf berichtet er über seine Irrfahrten im Nigerdelta, die erst ein Ende nahmen, als ihn ein günstiges Geschick in Lokoja mit dem Nigerbischof Samuel Adjaï Crowther zusammenführte, einem Neger, der zu den eifrigsten Verbreitern des Christenthums und der Civilisation in Innerafrika gehört. In Gemeinschaft mit diesem Manne gelangte Burdo auf einem kleinen Dampfboote nach dem Benuë. Seine Reiseerlebnisse, sowie das afrikanische Natur- und Volksleben beschreibt der Verfasser in fesselnder Weise. Merkwürdig ist, daß in dem Buche jede Angabe darüber fehlt, in welchem Jahre die Reise unternommen wurde. Auch bedauern wir, daß kein Kärtchen die Reiseroute des Verfassers darstellt. G. L.

— Dr. Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. H. 72.) Hamburg 1889. — Wir sind mit dem Verfasser in der Anerkennung des Plato'schen Satzes, daß der Mensch das Land besitze und nicht das Land den Menschen, kaum ganz einverstanden. Dessen ungeachtet bezeichnen wir aber seinen Versuch, die Haupteigenthümlichkeiten des griechischen Kulturlebens und der griechischen Geschichte aus dem griechischen Boden heraus zu erklären, als einen glücklichen und zollen ihm gern unsern ganzen Beifall.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1889.

Wilhelm Tomaschek's Untersuchungen über den „skythischen Norden“[1].

Von Dr. R. Sieger.

Wenige Völkernamen giebt es, welche nach einander und selbst gleichzeitig so verschiedenartige Stämme umfaßt haben, wie jener der Skythen. Er ging von dem Volke der Skoloten im Norden des Schwarzen Meeres aus, mit dem schon um den Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends die karischen, und zwei Jahrhunderte später die jonischen Seefahrer in gewinnreicher Handelsverbindung standen. Das Wort „Skythen“ ist wahrscheinlich selbst nur eine Nebenform oder Entstellung des Namens „Skoloten“, hat sich aber rasch über die umwohnenden Steppenvölker bis tief ins Innere Asiens ausgebreitet. Am Ausgange des Alterthums war es kaum mehr, als eine Gesammtbezeichnung für die nur dunkel gekannten Nomaden des fernen Nordostens, eng verwachsen mit jener unheimlichen Vorstellung unwiderstehlicher Wildheit und entsetzlicher Barbarei, wie sie zu späteren Zeiten sich an den gefürchteten und doch verachteten „Hunnen-“ oder „Tartaren“-Namen knüpfte. Wie die Kunde des Abendlandes von diesen Grenzlandschaften der Erde schwankte, wie bald neue, bisher namenlose Völker ins Licht der Geschichte hervortraten, bald wieder leidlich bekannte Gebiete aufs neue im Dunkel der Barbarei verschwanden, so breitete sich der Umfang der Namen „Skythen“ und „Skythien“ bald aus, bald wurden sie in die fernsten Gebiete des Ostens zurückgedrängt: germanische und slavische, finnische und türkische, thrakische und iranische Völkerschaften haben den Beinamen „Skythen“ vorübergehend erhalten. Trotzdem wurde es auch der neueren Wissenschaft schwer, sich von der Vorstellung zu trennen, daß diesem Namen ursprünglich eine große ethnographische Einheit zu Grunde liege, hinter welcher man die Anfänge eines der großen, später historisch bedeutsam gewordenen Völkerzweige suchen dürfe. Man hat das Wort „Skythen“ auf germanische „Schützen“ und auf finnische „Tschuden“ gedeutet; man hat in der Gesammtheit der „skythischen Völker“ bald mongolische Stämme (Niebuhr; Neumann, 1855), bald die Vorfahren der Germanen (Jak. Grimm, 1848) oder der Slaven (Mannert) gesucht; man ist auch schon früh darauf aufmerksam geworden, daß eine Reihe von Volks- und Personennamen auf die engste Verwandtschaft mit den iranischen Ariern hinweisen (Zeuß 1837). Allein erst spät und zögernd hat man sich entschlossen, die einzelnen Völkerschaften einer streng gesonderten wissenschaftlichen Betrachtung zu unterziehen. Obwohl schon Herodot im fünften Jahrhundert v. Chr. sich alle Mühe gegeben hatte, den Namen „Skythen“ wieder auf die pontischen Skoloten zu beschränken, und bei der Unterscheidung derselben von verwandten und nicht verwandten Nachbarvölkern bereits die Vergleichung der Sprache, der Sitten und der Volkstracht als die entscheidenden Gesichtspunkte richtig erkannt hatte, so ist es doch — von einzelnen früheren Anläufen abgesehen — erst Müllenhoff (1866) gewesen, der diese Methode mit Entschiedenheit durchzuführen unternahm. Er hat auf Grund der Namen und der herodotischen Ueberlieferungen den Antheil der iranischen Arier — der Stammesbrüder der Perser und des Zendvolks — an den skythischen Gebieten festzustellen versucht,

[1] Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden. Von W. Tomaschek. I. Ueber das arimaspische Gedicht des Aristeas. II. Die Nachrichten Herodots über den skythischen Karawanenweg nach Innerasien. (Sitzungsberichte der k. k. Akad. d. Wissensch., Bd. CXVI, Heft XV, und Bd. CXVII, H. I.) Wien, Tempsky 1888. 8⁰. 66 u. 70 S.

und sowohl bei den Skoloten, als auch bei einigen ihrer Nachbarstämme (so den Sauromaten) so viele zweifellos iranische Namen erwiesen, daß der iranische Ursprung dieser Stämme und damit die anderweitige Abstammung der von Herodot als nichtskythisch bezeichneten Völkerschaften, nahezu sichergestellt erscheint. Wenn H. Kiepert dagegen geistvolle Einwände erhob (1878), wenn er (wie auch Penka) für das Mongolenthum auch der herodotischen Skoloten wieder eintritt und damit dem Sammelnamen „Skythen" oder dem persischen gleichbedeutenden — d. h. gleich unbestimmten — „Saken" einen etwas größeren ethnographischen Werth zuerkennt, als Müllenhoff, so bewahrt er doch die Methode gesonderter Betrachtung der Einzelstämme. Gänzlich aufgegeben wurde der von Müllenhoff betretene Weg dagegen durch Cuno (1871), welcher die gesammten Skythenvölker mit Einschluß der Parther für Vorfahren der Slaven erklärt, und durch Freßl (1886), der in kritikloser und phantastischer Weise all diese Stämme und dazu noch die Thraker für das Urgermanenthum anspricht. Gegenüber dem ungemein anspruchsvollen Wesen dieser neuesten „Forschungen" ist es doppelt willkommen, daß nunmehr Professor Tomaschek die Untersuchung Müllenhoff's zu vervollständigen unternahm und die geographisch-ethnographische Abgrenzung der einzelnen asiatischen Steppenvölker des Alterthums versuchte: auf dem Wege der Vergleichung von Sprache, Sitte und Wohnsitzen.

Als entschiedener Anhänger Müllenhoff's legt Tomaschek weniger Gewicht auf die von diesem bereits eingehend behandelten westlichen Stämme, insbesondere die arischen. Doch hat er auch hier die Beweisführung seines Vorgängers ergänzt und eine fast ununterbrochene Reihe westarischer Nomaden, von den Skoloten und Sauromaten am Schwarzen und Asowschen Meere angefangen, längs der Nordgrenze des Perserreichs bis zu den Massageten im Osten des Syr Darya oder Jaxartes nachgewiesen. Und es mag auch als bemerkenswerth hervorgehoben werden, daß Tomaschek's Deutung des Namens Κολαξαϊς, des sagenhaften ersten Skolotenkönigs als kâra-χšaya die beiden Grundelemente des persischen Weltreichs — das Volksheer (kâra) und das bei aller Macht doch nur neben demselben stehende, auf sein rein arisches Geblüt stolze Königthum — auch bei den Skythen aufweist. Das so mit immer größerer Wahrscheinlichkeit nachgewiesene Arierthum der Skythen ist von besonderer Bedeutung, wenn man der neueren, auch von Tomaschek getheilten Ansicht beipflichtet, welche die Urheimath der Indogermanen nicht in Asien, sondern im südöstlichen Mitteleuropa — eben im oder nahe am Lande der herodotischen Skythen — sucht. Für diese Anschauung sind die Skoloten, die sich selbst als Ureinwohner, und verwandte Völkerschaften im Osten als ihre Apoiken betrachteten, der jüngste, der Urheimath zunächst wohnende Zweig der östlichen Indogermanen — die Zurückgebliebenen in dem Lande, von dem die Wanderung der Arier (Iranier und Inder) nach Osten, der europäischen Indogermanen nach West und Süden ausging; die einzelnen von ihnen als ihre Kolonisten oder Verwandten angesehenen Völkerschaften bezeichnen dann die Zwischenstationen der Arier-Einwanderung. Diese Völkerbewegung wäre somit nach Tomaschek von Südrußland durch das „Völkerthor" zwischen Kaukasus und Ural ins Zweistromland gegangen, von wo aus ein Zweig östlich bis Indien, ein anderer westlich nach dem iranischen Hochland sich ausbreitete, während einzelne versprengte Arierstämme auch in den Ebenen weiter gegen Norden hin sich festsetzten.

Doch dieser Gesichtspunkt sei hier blos gestreift: wie schon erwähnt, liegt die Bedeutung der Tomaschek'schen Untersuchung wesentlich in der Auseinanderhaltung der asiatischen, nichtarischen Skythenvölker und dem damit verbundenen Versuche, die Ursitze der wichtigsten in Asien einheimischen historischen Völker festzustellen.

Indem der Verfasser bei aller Reichhaltigkeit des herangezogenen Quellenmaterials doch als Grundlage der Untersuchung stets die beiden besten und ältesten abendländischen Quellen festhielt, ist es ihm gelungen, auch die Grenzen der griechischen Kenntniß von jenen Gegenden um die Blüthezeit jonischer Handels- und Kolonisationsthätigkeit, und die Ausdehnung des uralten Karawanenhandels nach Innerasien überzeugend darzuthun. Das allgemeine Interesse, welches diesen Fragen zukommt, sowie der Umstand, daß in der Originalabhandlung die Fülle von Einzeluntersuchungen und Excurse den nicht sprachkundigen Leser leicht beengen kann, rechtfertigt wohl zur Genüge den folgenden Versuch, die Ergebnisse und Hypothesen Tomaschek's in knappem Auszuge wiederzugeben, ohne auf strittige Einzelheiten näher einzugehen.

Jene beiden Quellen, die eine Völkerreihe vom Schwarzen bis ans Chinesische Meer (das „andere Meer" der Alten) uns überliefert haben, sind Aristeas und Herodot. Aus den wenigen Fragmenten, die von dem ersteren vorliegen, hat Tomaschek mit eindringender Kritik erwiesen, daß dieser Apollopriester von der Insel Prokonnesos im Marmarameere, der etwa um 655 sein Gedicht „Arimaspea" verfaßte, in der That infolge der bestehenden Handelsbeziehungen gute Kunde über den fernen Norden und Osten — sei es durch eigene Reisen, sei es aus dem Munde skythischer Kaufleute — erlangen konnte, und daß all die mystischen Erzählungen über seine Person, die geeignet wären, seine Glaubwürdigkeit als Quelle zu erschüttern, nur auf mißverstandenen poëtischen Formeln seiner Dichtung beruhen. Die ausführlichen Nachrichten des Herodot aber, das wissen wir sicher, beruhen auf Erkundigungen, die er um 450 v. Chr. in der griechischen Kolonie Olbia und im benachbarten Skythenlande von skythischen Gewährsmännern eingezogen hat. Wenn seine Völkerreihe trotzdem nicht so weit reicht, wie die seines Vorgängers, und wenn er dort, wo die Kunde der skythischen Kaufleute zugleich mit ihren Handelswegen endete, einfach die Völkerreihe des Aristeas anschließt, so dürfen wir daraus eben nur auf eine Veränderung in den Handelsbeziehungen zum Osten schließen, die ja auch in Herodots Zeit einer anderen Straße folgten, als im 7. Jahrhundert.

An die Skythen, die er schon im weiteren Sinne als die Gesammtheit iranischer Nomadenstämme genommen zu haben scheint, schließt Aristeas wahrscheinlich die Massageten, und auf diese oder auch unmittelbar auf die Skythen folgen bei ihm die Issedonen, bei denen er nach seiner Behauptung selbst gewesen ist und über die ferneren Völker Nachrichten eingezogen hat. Dieses Volk, das fernste, zu dem ein Hellene vorgedrungen ist, erscheint auch bei anderen Schriftstellern späterer Zeit bald im Tarimbecken, bald im südwestlichen Tibet, und Tomaschek erkennt auch in den absonderlichen, von ihnen überlieferten Sitten — wie das Tragen langer Haarflechten, das Verspeisen der Verstorbenen, die gebietende Stellung der Weiber — kennzeichnende Eigenthümlichkeiten tibetanischer Stämme. Als im Anfange der römischen Kaiserzeit der Orienthandel neuen Aufschwung nahm und die Agenten des Großkaufmannes Maës das Material sammelten, welches in den Erdkarten des Marinus und des Claudius Ptolemäus dann wissenschaftlich verarbeitet ward, da erscheinen die Issedonen im „Seidenlande", dem Lande der Serer, und zwei Orte Issedon, das „serische" und das „skythische" werden uns genannt. Tomaschek meint dieselben nach einer eingehenden, in ihren Ergebnissen von jenen Kiepert's und v. Richthofen's vielfach abweichenden Untersuchung der Seidenstraße, das erstere

im Oasenbezirke des Sulé-ho, das letztere in Kuča, dem bekannten Hauptstapelplatze für das Ili-Gebiet ansetzen zu dürfen. Er deutet den Namen durch skythisch (westarisch) iṡya-dâna, d. h. Güterdepôt, Emporium; die Issedonen wären somit das „Handelsvolk" als solches, durch welches aller Verkehr mit dem weiteren Osten gehen mußte[1]), an dessen Grenzen die abendländischen Karawanen Halt machten — auch dies ein Grund, sie mit den reichen Tibetern und zwar deren nördlichsten Stämmen gleichzusetzen.

Ihre östlichen Nachbarn sind nach Aristeas die Arimaspen, angeblich einäugige, zottige Krieger, die über reiche Heerden, besonders von Rossen verfügen. Sie nehmen die Sitze ein, welche die Annalen der Han den türkischen, doch stark gemischten Hiung-nu oder Hunnen zuweisen, und werden von Tomaschek mit diesen letzteren gleichgesetzt. In der That erscheinen die Hunnen noch in der Diadochenzeit, als sie sich ins Zweistromland ausgebreitet haben (*Φουνοι*, von *Χουνοι* nur mundartlich verschieden, beides auf p zurückgehend), auch dort als Nachbarn tibetischer Stämme. Im ersten Jahrhundert n. Chr. ist dieses Volk bereits an die Grenze Europas vorgerückt. Mit dieser Unruhe und Wanderlust steht es in guter Uebereinstimmung, wenn Aristeas, der hier als Zeitgenosse gut unterrichtet sein konnte, die ersten Anstöße jener Bewegungen, die zu den „Kimmerierzügen" des siebenten Jahrhunderts führten, bei den Arimaspen sucht. Und auch dieser Name, nach Herodot ein skolotisches und also iranisches Wort, nach Müllenhoff „Besitzer folgsamer Rosse", nach dem Verfasser „Besitzer von Steppenrossen" bedeutend, paßt gut auf das Reitervolk der Hunnen.

Die Hyperboräer, welche Aristeas nach den Arimaspen nennt, und die bis an das „andere Meer" reichten, können kaum etwas anderes bedeuten, als den großen, geordneten Kulturstaat des äußersten Ostens, das Reich der Mitte. Nur dieser, der neben den unruhigen, nomadischen Nachbarn doppelt leicht als „das Bleibende in der Erscheinungen Flucht" aufgefaßt werden konnte, nur China konnte dem griechischen Dichter Anlaß zu einer Gleichsetzung mit dem mythischen Sonnenvolke, den friedlichen Lieblingen Apollons bieten. Allerdings sind die Hyperboräer in der ursprünglichen Sage das Volk des äußersten Nordens, und auch Tomaschek will deshalb eine andere Möglichkeit — daß sie hier etwa dem verschollenen Kulturvolk am oberen Jenisei gleichzusetzen wären, dessen Metallarbeiten sich noch vielfach vorfinden — nicht ganz verwerfen. Allein die Lage der issedonischen Wohnsitze, die auch Herodot bestätigt, läßt die östliche Richtung des großen Handelswegs nahezu sicher erscheinen, und Tomaschek macht ungemein wahrscheinlich, daß das „andere Meer" des Damastes und Herodot, des Amometus und Diodor in der That direkter Kunde über den großen Ozean entspricht.

Reichte somit aller Wahrscheinlichkeit nach der Gesichtskreis der jonischen Kaufleute bis nach Tibet und China, so erfahren wir von Herodot, daß er auch in den nördlichen und nordwestlichen Gegenden eine überraschende Ausdehnung besaß. Selbst einer, allerdings unverstandenen Anspielung auf die lange Polarnacht begegnen wir, wenn uns von Menschen erzählt wird, die sechs Monate schlafen. Unter den westlichen Nachbarstämmen der europäischen Skythen, welche diese dem griechischen Forscher zunächst nannten, erkennt Tomaschek, älteren Ansichten sich anschließend, in den Agathyrsen des heutigen Siebenbürgen die Vorfahren der Daker, und in den Neuren jene der Slovenen. Diese ältesten Slaven, bei denen die Sage vom Werwolf eine große Rolle spielt, wohnten als westliche Nachbarn der Skythen im Quellgebiete des Dniester und in den Sümpfen des Pripet; ein Zweig derselben scheint den Namen Budinen oder Bôdinen, d. i. Wasserleute (von „woda") geführt zu haben.

Die Völker im Norden der Skythen sind nach Tomaschek's Untersuchung durchaus finnische Stämme, die freilich in historischer Zeit mit veränderten Wohnsitzen erscheinen, aber nach dem Zeugnisse der Sprachwissenschaft einst neben anderen Völkern gewohnt haben müssen, als heute. So erblickt der Verfasser in den Androphagen, d. i. Menschenfressern Herodots und den Amadokern, d. i. Rohfleischessern des Ptolemäus die heutigen Mordwa oder Mordwinen, deren Name vielleicht ebenfalls ein iranischer ist und „Menschenfresser" bedeutet. Sprachliche Gründe legen nahe, daß diese letzteren ursprünglich in der Nähe der Letten, Slaven und baltischen Finnen, aber auch der Iranier gewohnt haben und erst durch das Vordringen der Hunnen und der Slaven von den Sitzen der Androphagen am oberen Dnieper verdrängt worden seien. Ein zweites finnisches Volk, die in schwarze Schaffelle gekleideten Čeremissen, sucht Tomaschek in Herodot's Schwarzmäntlern (Melanchlainen), welche die „sumpfigen Landschaften" des südrussischen Hügellandes bewohnen: auch sie wurden später verdrängt und mußten den Mordwa platz machen. Zwischen der mittleren Wolga und dem südlichen Ural saßen, im Nordosten der arischen Sauromaten die Budinen, deren blaue Augen und röthliches Haar sich bei den permischen Finnen, die jetzt weit nach Norden abgedrängt sind, noch erhalten haben. Der Name selbst läßt sich finnisch auf „Wasserleute" deuten. Dunkel bleibt, welches Thier wir unter dem von ihnen mit Vorliebe gejagten *ταρανδος* (nach Aristoteles) zu verstehen haben. Ihr Gebiet wird bereits von dem großen Handelswege nach dem Osten durchzogen, der von Skythien in nordöstlicher Richtung durch das Land der Sauromaten herkommt. Bis in dieses Land scheint sich auch die Kolonialthätigkeit der Griechen vorgewagt zu haben; wir hören von einer Griechenstadt Gelonos im Waldlande der Budinen, deren Name sich in der That als gut hellenischer erweist.

Nördlich von ihnen an der uralischen Wasserscheide saß das Jägervolk der Thyssageten, dessen Namen der Verfasser als „Anwohner des Čussaflusses" erklärt. Von der Mündung dieses Flusses in die Kama führt ein berühmter Uebergang über das Uralgebirge, das hier, in eine mäßige Hügellandschaft aufgelöst, dem Auge durchaus nicht als trennender Gebirgszug sich darstellt. Wenn nun Herodot sagt, der Weg wende sich im Thyssagetenlande, in welchem alle die großen Ströme Skythiens entspringen, nach Osten, und wenn er dennoch das ganze Land bis an den Altai hin als Flachland bezeichnet, so geht daraus wohl mit Sicherheit hervor, daß der alte Handelsweg die Wasserscheide zwischen Čussa und Isset an der von Tomaschek bezeichneten Stelle überschritt. Es ist das dieselbe Gegend, durch welche der Entdecker Jermak 1578 nach Sibirien gelangte. Das Volk, welches sie im Alterthum bewohnte, war ein ugrisches — das der Wogulen. Wie bei diesen, so war es bei den alten Thyssageten Sitte, das Opferfleisch selbst zu verzehren und den Göttern nur die Knochen darzubringen: eine Sitte, durch welche sie sich von allen Nachbarvölkern unterschieden.

Ueberraschend ist die Auseinandersetzung, zu welcher diese Gleichsetzung überleitet. Lange genug und zuletzt noch von Vambéry sind die Magyaren für ein türkisches Volk erklärt worden, doch hat sich ergeben, daß sie Ugrier und mit den Wogulen aufs engste verwandt sind. Nun hören wir bei

[1]) Wir hören insbesondere von ihrem Reichthum an Gold und Tomaschek hält mit Grund des Aristeas Erzählung, daß dieses von den mit fabelhaften Attributen ausgestatteten Arimaspen im Kampfe mit Greifen erworben werde, für eine Vorspiegelung des listigen Handelsvolkes.

Herodot von einem Reitervolke der Iyrkai, welches dicht neben oder sogar bei den Thyssageten wohnte — und in demselben sucht Tomaschek die Vorfahren der Magyaren. In ihrem Namen, den Kiepert durch das türkische Wort „jürük“, d. i. Nomaden, Wanderstamm, sehr ansprechend gedeutet hat, erkennt Tomaschek — unter Voraussetzung einer im Skythischen nach Müllenhoff gelegentlich vorkommenden Konsonantenumstellung — Iykrai, d. i. Iugra (Land und Volk der Ugrier), aus welcher Bezeichnung erwiesenermaßen das abendländische „Ungri, Ungern, Ungarn“ verderbt ist. Sehr gut stimmt Herodot's Schilderung der Iyrken als Reitervolk, das in baumdurchsetzter Ebene wohnt, und als treffliche Bogenschützen das Wild von den Wipfeln aus zu treffen, dann aber mit abgerichteten Rossen und Jagdhunden zu verfolgen weiß, zu den uns bekannten Gepflogenheiten der alten Magyaren, während wir von keinem anderen ungrischen Volke ähnliches wissen. Noch in den Heidengräbern der ungarischen Ebene finden sich durchaus neben Pfeil und Bogen auch die Skelette von Roß und Hund, den treuen Jagdgenossen des Reitervolkes. Ihre Hauptstütze aber findet Tomaschek's Vermuthung, die als wichtiger Beitrag zur Magyarenfrage bezeichnet werden muß, in dem Zusammenwohnen der Iyrken mit den ihnen eng verwandten Vorfahren der Wogulen. Die Wohnsitze der alten Magyaren des fünften vorchristlichen Jahrhunderts wären im Südosten von denjenigen ihres Bruderstammes anzusetzen: nach dem Verfasser reichten sie etwa von der Gegend von Tobolsk über den Ischim, Irtysch und Om und die Sumpfsteppe Baraba bis zum Kulunda-See. Aus dieser südlicheren Lage ihrer Sitze erklärt sich dann wohl auch leicht, wie die Magyaren von den von Osten herkommenden Völkerwogen mitgerissen und nach Europa geschleudert werden konnten, während die Wogulen vielmehr von den finnischen Stämmen nach Norden zurückgedrängt wurden.

Als letzten Stamm der Ebene nennt Herodot nach den Iyrken einen Bruchtheil iranischer Skythen, welchen die Skoloten am Schwarzen Meer für eine Abzweigung ihres eigenen Volkes erklärten. Wenn ihre Kaufleute das Gebiet dieser Stammesbrüder am oberen Irtysch — an die noch mancherlei Fundgegenstände iranischen Charakters erinnern — verließen, muß ihnen das Gefühl ihrer Verschiedenheit gegenüber den nächstwohnenden Völkern doppelt scharf zum Bewußtsein gekommen sein. Diesem Umstande verdanken wir wohl die drastische Schilderung des mongoloïden Typus, welche uns Herodot anläßlich des nächsten Volksstammes, der „kahlköpfigen“ Argippäer im Altai, giebt. Es ist indeß nicht nothwendig, in diesem Volke reine Mongolen zu erblicken, wie dies bisher geschah; sondern auch echte Türkenstämme, die noch nicht durch Vermischung mit Finnen und Ariern unserem Schönheitsideal genähert sind, zeigen dieselben hervorstechenden Rassenmerkmale. Mit Rücksicht auf chinesische Quellen zieht es daher der Verfasser vor, in diesen „Kahlköpfen“ Vorfahren der türkischen Uiguren zu erblicken: auch ihre Lebensweise zeigt bemerkenswerthe Anklänge an türkische Sitten, und das Wort as-chy, das ihre Hauptnahrung — ein Mus aus den Beeren der Traubenkirsche — bezeichnet, fällt mit dem türkischen as-ghu (Nahrung) zusammen.

Schon damals scheint übrigens das staatliche Leben der Türken sich durch jene Festigkeit und Ordnung ausgezeichnet zu haben, welche seinen ersten Erscheinungsformen eigen ist, und insbesondere der Marktverkehr mit den Fremden, auf den dies Volk auch später viel Gewicht legte, mag wohl unter Aufsicht eigener Beamten gestanden sein. So erklärt der Verfasser wenigstens die bisher meist auf Priestervölker bezogene Nachricht Herodot's, daß die Argippäer heilige Männer sein, welche keine Waffen tragen, und welche die Streitigkeiten unter ihren Nachbaren als Schiedsrichter schlichten. Vielleicht spielt hier übrigens auch die Hyperboräersage wieder herein, da für die skythischen Kaufleute mit diesem Volke die sichere Kunde endet, und die Argippäer als das äußerste Nordostvolk erscheinen, während über sie hinaus nur Fabeleien erzählt werden, die freilich auch auf mißverstandenen Mittheilungen der Altai-Türken über ihre Nachbarn beruhen dürften und von Tomaschek ansprechend gedeutet werden.

Gegen Osten (oder richtiger Süden) schließt Herodot an diese Türken die tibetischen Issedonen an, über welche er auch selbst von den Skythen Nachrichten erkundete, und an diese die weitere Völkerreihe des Aristeas. Wir haben also zwei große Handelswege für das frühe Alterthum bezeugt: im siebenten Jahrhundert den kürzeren durch die kaspische Völkerpforte und das Zweistromland, im Gebiete jener arischen Nomadenstämme, welche die Perser „Saken“ nannten, Aristeas aber Skythen und Massageten bezeichnet; im fünften Jahrhundert einen Umweg, für den sieben Dolmetscher erforderlich waren, durch Gebiete unkultivirter Jägervölker der nördlichen Steppe. Dieser zweite Weg ging nordöstlich bis zur permischen und mitteluralischen Passage, überschritt die Wasserscheide und bog sich dann wieder durch die Steppe nach Südosten zum Altai, von wo dann südliche Richtung eingeschlagen werden mußte. Der große Betrag dieses Umwegs kam den Alten kaum zum Bewußtsein: bei ihrer unklaren Vorstellung von den Himmelsgegenden und bei der Leichtigkeit, mit welcher Naturmenschen die Anfangsrichtung eines Weges und seine Gesammtrichtung verwechseln, konnte Herodot ganz wohl meinen, die „Kahlköpfe“ lägen im fernen Norden und die Issedonen östlich von ihnen. Die Skythen freilich mußten sich darüber klar sein, daß sie nicht dem nächsten Wege folgten, den sie, wie es scheint, zu Aristeas Zeit allein benutzt hatten. Die Auseinandersetzungen von Tomaschek zwingen uns geradezu, nach dem Grunde zu fragen, weshalb die Skythen des fünften Jahrhunderts soweit nach Norden ausbogen. Die günstigen Boden- und Klima-Verhältnisse längs dieser „von der Natur vorgezeichneten Straße“ allein genügen doch kaum zur Begründung einer solchen Aenderung althergebrachter Straßen. Sollte sie in dem Aufschwunge des Pelzhandels mit den Jägervölkern der kalten Gegenden zu suchen sein? Oder mochten etwa politische Rücksichten den Feinden des Perserreiches, zu denen Skythen und Griechen gerade um jene Zeit gehörten, den südlichern und kürzeren Weg verbieten? Die Arier der südlichen Steppe waren eben damals, wenn nicht durchaus in die Abhängigkeit, so doch in den Machtbereich der Großkönige gekommen, und es mochte vielleicht deshalb der Umweg gerathener erscheinen.

Der kürzere südliche Weg bleibt hingegen auch nach dem fünften Jahrhundert die wahre Völkerstraße: hatte ihn vorher die arische Einwanderung benutzt, so sollten in späterer Zeit eine Reihe von Vorstößen durch das aralo-kaspische Land erfolgen, deren Ausgangspunkt fern im Osten Asiens zu suchen ist. Die Völkerreihe des Aristeas giebt uns, nun sie in überzeugender Weise gedeutet ist, Aufschluß über die Verhältnisse vor diesen Wanderungen, und somit auch mittelbar über die Art und Weise, in welcher diese Strömungen gegen Westen erfolgt sind. Allein wir besitzen von Aristeas selbst auch einen Bericht über eine ältere Völkerbewegung im achten Jahrhundert, über die seine Zeit ganz gut unterrichtet sein mußte. Da heißt es, daß nur die Hyperboräer ruhig geblieben sein, dagegen die Arimaspen auf die Issedonen, diese auf die Skythen gedrängt, und die letzteren daher die Kimmerier von ihren Wohnsitzen an der Küste des Schwarzen Meeres vertrieben

hätten. Die letzte Wirkung dieser Bewegung wäre der vielgenannte Einfall der Kimmerier in Kleinasien, der nach den Keilschriften um 670 erfolgt ist. Die Störenfriede sind also auch schon damals die unruhigen Hunnen, welche unfähig, China zu beunruhigen, oder selbst von diesem großen Reiche zurückgewiesen, sich gegen den Westen hin ausbreiteten. Der Stoß traf die Tibeter und warf sie in das Tarimbecken, welches damals vermuthlich von den am weitesten vorgedrungenen Ariern, den Saken und Massageten, besetzt war. Indem diese nun zurückgedrängt wurden und den übrigen arischen Steppenvölkern Raum entzogen, bereitete sich eine theilweise Rückwanderung der letzteren vor: nach Herodot drängten damals die Massageten auf die westlicheren Skythen; vielleicht besetzten eben damals die Sauromaten oder Sarmaten das Land im Osten des Don, das sie im fünften Jahrhundert inne hatten, jedenfalls aber erlitten die Skoloten oder eigentlichen Skythen im Westen dieses Flusses ebenfalls eine Einschränkung. Sie breiteten sich daher nun an die bisher noch nicht erreichte Küste, wo die Halbinsel Tauris sich im Besitze der älteren Einwohner erhielt, sowie auch nach Westen bis an die Donaumündung aus. Die Bewohner dieser Gebiete waren thrakische Stämme; theilweise wurden sie unterworfen, wie Herodot's Karpiden und Alazonen am Dnjeper; zum Theil aber flohen sie nach Asien und beunruhigten dessen Küsten unter dem Namen Kimmerier, der kein Volksname ist, sondern schon seit Homer die „Barbaren des Nordens" bezeichnete.

So ist es dem Verfasser gelungen, manchen wichtigen Aufschluß über die Völkerverhältnisse und Völkerbewegungen Asiens theilweise bis ins achte Jahrhundert v. Chr. aus den spärlichen Quellen zu gewinnen, oder doch denselben vorzuarbeiten — ein neuer Beweis, wie viel noch immer eine sorgfältige Kritik der anscheinend oft albernen oder nichtigen, immer aber gewissenhaften Nachrichten Herodots der alten Geschichte, der Geographie und Ethnographie zu bieten vermag.

Mit der Aufstellung der beiden Völkerreihen an den Handelsstraßen — im Norden: Finnen, Wogulen, Magyaren, östliche Skythen, Türken; im Süden: sakische und massagetische Iranier, Tibeter, Hunnen, Chinesen — ist der reiche Inhalt der Tomaschek'schen Arbeit bei weitem nicht erschöpft: Topographie und Ethnographie finden in derselben noch manchen Gewinn, und die umfassenden Exkurse regen manche interessante Frage an. Derjenige Punkt aber, der das meiste Interesse bietet, der wohl auch die lebhafteste Erörterung in freundlichem und feindlichem Sinne finden dürfte, ist doch der hier eingehender behandelte.

Eine Besteigung der Silla de Carácas.

Von **Arthur Herzog.**

(Mit drei Abbildungen.)

In den letzten Tagen des Monats Februar beschloß ich mit meinen Freunden Otto Elseld und Carlos Hellmund einen Ausflug nach der durch Alexander von Humboldt's Besteigung berühmt gewordenen Silla [1]). Der letztgenannte Herr führte einen photographischen Apparat bei sich, um die interessantesten Ansichten, welche die Bergtour bietet, aufzunehmen.

Mit der venezuelanischen Centralbahn, durch die es den Bewohnern von Carácas ermöglicht wird, in kurzer Frist an den Fuß des Bergstockes heranzukommen, begaben wir uns an einem Sonnabend Nachmittag zunächst nach der nur eine Meile östlich von Carácas gelegenen Ortschaft Dos Caminos. Dort fanden wir in der Hacienda Ciénega bei unserem Bekannten Don Juan Diaz die freundlichste Aufnahme. Es war gerade die Zeit der Kaffee-Ernte. Das Pflücken und Waschen der Frucht war beendet, und die Bohnen lagen im Hofe (patio) ausgebreitet, um an der Sonne zu trocknen. Damit dies gleichmäßig geschehe, mußten sie aber fleißig gehäufelt und gewendet werden. Bei der gleichen Beschäftigung, die für die Gegend von Carácas so wichtig ist, fanden wir auch die Bewohner der benachbarten Hacienda „La Floresta" (S. Abbildung 2). Ist der Kaffee trocken, so wird er in den Korridoren untergebracht, welche den Patio rings umgeben. Die Landschaft ist sowohl durch die üppige Vegetation, in welche die Hacienden hineingebaut sind, als auch durch die imposante Höhe der Silla, die sie überragt, eine herrliche. Die breiten Blätter der Platanos (Bananen) schauen über die Baulichkeiten der Hacienda hinweg, das Laubwerk der Kaffeesträucher erglänzt im saftigsten Grün, und die hohen Bucaresbäume, welche den letzteren Schutz gegen die zu intensive Sonnengluth gewähren sollen, sind über und über mit rothen Blüthen bedeckt. Die Bergmasse der Silla erscheint aber aus der Ferne gesehen völlig kahl und vegetationslos.

Die Hacienda Ciénega liegt etwa 900 m über dem Meeresspiegel, so daß also von da aus bis zum Hauptgipfel der Silla noch nahezu 1800 m zu überwinden sind.

Am Sonntag Morgen mit dem ersten Tagesgrauen brachen wir auf, um die eigentliche Besteigung des Berges zu unternehmen, und nach einem kurzen Marsche von nur einer Viertelstunde hatten wir die von der Silla niederrauschenden „Chorros" (Wasserfälle) erreicht. Es sind vier über einander liegende Fälle, von denen die beigegebene Abbildung 3 den untersten zeigt. Die aus stattlicher Höhe herabstürzende krystallklare Fluth, die dunkle Felswand, und die artenreiche tropische Vegetation, welche zu beiden Seiten des Falles wuchert, macht den Anblick zu einem überaus prächtigen. Wir konnten uns das Vergnügen nicht versagen in dem durch seine Reinheit und Frische ausgezeichneten Wasser am Fuße der Fälle ein Bad zu nehmen, ehe wir unsere Wanderung weiter fortsetzten.

Der Aufstieg wurde von den Chorros an sehr beschwerlich. Von einem Wege war natürlich keine Spur vorhanden, der zu erklimmende Hang war vielfach außerordentlich steil, der Felsboden war hart und spröde, und die Sonne sandte ihre sengenden Strahlen erbarmungslos vom blauen Tropenfirmamente herab, ohne daß irgend ein Baum dagegen Schutz geboten hätte.

---

[1]) Außer der Humboldt'schen Besteigung verzeichnet Dr. W. Sievers namentlich noch diejenige von Boussingault (1823), Cagigal (1833), Otto (1839), Linden (1842), Ernst (1866), Spence (1872) und Jahn (1884). Die Höhe des östlichen Gipfels, bezw. des Aguilon oder des „Viejo del Avila", der der höchste ist, bestimmte Humboldt zu 2630, Cagigal zu 2628, A. Jahn zu 2665 m. Vergl. Venezuela (Hamburg 1888), S. 277 f.

Die Silla de Carácas.

Endlich nach sechsstündigem anstrengenden Klettern standen wir auf dem 2665 m hohen Gipfel, und wurden für die überstandene Mühe durch eine großartige Fernsicht reichlich belohnt.

Nach Norden zu erblickten wir das tiefblaue Meer, welches infolge des jähen Absturzes der Bergkette nach dieser Richtung hin fast senkrecht zu unseren Füßen zu liegen schien. Im Osten erhebt sich der noch um 117 m höhere Gipfel des Vaiguatá. Gegen Nordwesten zeigt sich der Hafenplatz La Guaira und in unmittelbarer Nähe desselben der liebliche Badeort Macúto. Südlich von uns liegt tief unten im Thale die Stadt Carácas, deren Häusergruppen mit den rechtwinklig sich schneidenden Straßen einem von einem Kinde aufgestellten Spielzeuge gleichen. Das freundliche Thal von Carácas mit seinen üppigen Zuckerrohr-Feldern und Kaffee-Plantagen wird durch eine Anzahl parallel laufender Höhenzüge abgeschlossen, hinter denen sich am fernen Horizonte die Llanos des Orinoko abzeichnen.

Nur schwer vermögen wir uns von dieser erhabenen Aussicht zu trennen. Mehr rutschend und springend, als gehend erreichen wir dann gegen 6 Uhr Abends wieder das Dörfchen Dos Caminos, von wo wir nach kurzem Aufenthalte bei unserem Freunde per Bahn nach Carácas zurückkehren.

Zur Ergänzung vorstehender Skizze und zur weiteren Erklärung unserer Bilder geben wir aus der A. v. Humboldt'schen (Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Kontinents. Hauff'sche Ausgabe. Stuttgart 1859) noch Folgendes wieder: „Die beiden runden Gipfel der Silla

Die Hacienda La Floresta zur Zeit der Kaffee-Ernte.

erscheinen in Carácas fast unter demselben Höhenwinkel wie der Pic von Teneriffa im Hafen von Orotava. Die untere Hälfte des Berges ist mit kurzem Rasen bedeckt; dann kommt die Zone der immergrünen Sträucher, die zur Blüthezeit der Befaria, der Alpenrose des tropischen Amerika, purpurroth schimmert. Ueber dieser Waldregion steigen zwei Felsmassen in Kuppelform empor. Sie sind völlig kahl, und dadurch erscheint der Berg, der im gemäßigten Europa kaum die Schneegrenze erreichte, höher, als er wirklich ist. Mit diesem großartigen Prospekt der Silla und der Bergscenerie im Norden der Stadt steht der angebaute Strich des Thales, die lachende Ebene von Chacao, Petaro und La Vega im angenehmsten Konstraste" (Bd. 2, S. 149). — „Man sucht zuerst den Gipfel eines Hügels zu erreichen, der gegen Südwest hin eine Art Vorgebirge der Silla bildet. Derselbe hängt mit der Masse des Berges selbst durch einen schmalen Damm zusammen, den die Hirten sehr bezeichnend „die Pforte", Puerta de la Silla, nennen" (S. 170). — „Man blickt zu beiden Seiten in zwei Thäler nieder, die vielmehr dicht bewachsene Spalten sind. Zur Rechten sieht man die Schlucht, die zwischen beiden Gipfeln gegen den Hof Munnoz herabläuft; links hat man unter sich die Spalte der Chacaito, deren reiche Gewässer am Hofe Gallego vorbeifließen. Man hört die Wasserfälle rauschen, ohne den Bach zu sehen, der im dichten Schatten der Erythrina, Clusia und der indischen Feigenbäume fließt." — „Von der Puerta an wird der Berg immer steiler. Man mußte sich stark vornüber beugen, um vorwärts zu kommen. Der Winkel beträgt häufig 30 bis 32 Grad. Der Rasen war dicht, und er war durch die

Wasserfall am Fuße der Silla.

lange Trockenheit sehr glatt geworden. Gern hätten wir Fußeisen oder mit Eisen beschlagene Stöcke gehabt. Das kurze Gras bedeckt die Gneißfelsen, und man kann sich weder am Grase halten, noch Stufen einschlagen, wie auf weicherem Boden" (S. 171). — „Von den zwei abgerundeten Spitzen, die den Gipfel des Berges bilden, ist die östlichste die höchste, und auf diese sollten wir mit unseren Instrumenten hinaufkommen. Von der Einsenkung zwischen beiden Gipfeln hat der ganze Berg den spanischen Namen Silla, Sattel. Eine Schlucht, deren wir bereits erwähnt, läuft von dieser Einsenkung ins Thal von Carácas hinab; bei ihrem Anfang oder am oberen Ende nähert sie sich der westlichen Spitze. Man kann dem östlichen Gipfel nur so beikommen, daß man zuerst westlich von der Schlucht über das Vorgebirge der Puerta gerade auf den niedrigeren Gipfel zugeht und sich erst nach Ost wendet, wenn man den Kamm oder die Einsattelung zwischen beiden Gipfeln beinahe erreicht hat. Schon ein Blick auf den Berg zeigt diesen Weg als den von selbst gegebenen, denn die Felsen östlich von der Schlucht sind so steil, daß es schwer halten dürfte, auf den Gipfel der Silla zu gelangen, wenn man statt über die Puerta gerade auf den östlichen Gipfel zuginge. — Vom Fuße des Falles des Chacaito bis in 1000 Toisen Höhe fanden wir nur Savanen. Nur zwei kleine Liliengewächse mit gelben Blüthen erheben sich über den Gräsern, mit denen das Gestein bewachsen ist. Hier und da erinnerte ein Himbeerbüsch (Rubus jamaicensis) an die europäischen Pflanzenformen" (S. 173 f.). — „Wir waren in 940 Toisen Höhe, und dennoch sahen wir in gleicher Höhe ostwärts in einer Schlucht nicht ein paar einzelne Palmen, sondern ein ganzes Palmenwäldchen. Es war die Palma real, vielleicht zur Gattung Oreodoxa gehörig." — „Nach vierstündigem Marsche über die Savanen kamen wir in ein Buschwerk aus Sträuchern und niedrigen Bäumen, el Pegual genannt, wahrscheinlich wegen des vielen Pejoa (Gaultheria odorata), eines Gewächses mit wohlriechenden Blättern. Der Abhang des Berges wurde sanfter, und mit unendlicher Lust untersuchten wir die Gewächse dieser Region. Vielleicht nirgends findet man auf so beschränktem Raume so schöne und für die Pflanzengeographie bedeutsame Pflanzen beisammen. In 1000 Toisen Meereshöhe stoßen die hohen Savanen der Silla an eine Zone von Sträuchern, die durch den Habitus, die gekrümmten Aeste, die harten Blätter, die großen schönen Purpurblüthen an die Vegetation der Paramos oder Punas erinnern, wie man in der Cordillere der Anden sie nennt. Hier treten auf: die Familie der Alprosen, die Thibaudien, die Andromeden, die Vaccinien (Heidelbeerarten) und die Befarien mit harzigen Blättern, die wir schon öfters mit dem Rhododendrum der europäischen Alpen verglichen haben" (S. 175 f.). — „Wir stiegen ein Stück am westlichen Gipfel hinauf, um darauf in die Einsattelung, in das Thal zwischen beiden Gipfeln der Silla hinabzugelangen. Hier war wegen des üppigen Pflanzenwuchses schwer durchzukommen. Ein Botaniker riethe nicht leicht darauf, daß das dichte Buschwerk, das diesen Grund bedeckt, von einem Gewächs aus der Familie der Musaceen gebildet wird" (S. 183). — „Die Gipfel der Silla selbst sind nur mit Gras und kleinen Befariasträuchern bewachsen. Aber nicht wegen ihrer Höhe sind sie so kahl; die Baumgrenze liegt in dieser Zone noch um 400 Toisen höher; denn nach anderen Gebirgen zu schließen, befände sich diese Grenze hier erst in 1800 Toisen Höhe. Große Bäume scheinen auf den beiden Felsgipfeln der Silla nur deshalb zu fehlen, weil der Boden so dürr und der Seewind so heftig ist, und die Oberfläche, wie auf allen Bergen unter den Tropen, so oft abbrennt. — Um auf den höchsten, östlichen Gipfel zu kommen, muß man so nahe als möglich an dem ungeheuren Absturz Caravalleda und der Küste hingehen. Der Gneiß hatte bisher sein blätteriges Gefüge und seine ursprüngliche Streichung behalten; jetzt, da wir am Gipfel hinaufstiegen, ging er in Granit über. Wir brauchten drei Viertelstunden bis auf die Spitze der Pyramide. Dieses Stück des Weges ist keineswegs gefährlich, wenn man nur prüft, ob die Felsstücke, auf die man den Fuß setzt, fest liegen. Der dem Gneiß aufgelagerte Granit ist nicht regelmäßig geschichtet, sondern durch Spalten getheilt, die sich oft unter rechten Winkeln schneiden. Prismatische, einen Fuß breite, zwölf Fuß lange Blöcke ragen schief aus dem Boden hervor, und am Rande des Absturzes sieht es aus, als ob ungeheure Balken über den Abgrund hängen" (S. 186 f.). — „Durch seine Höhe ist der Berg eben nicht ausgezeichnet; ist er doch gegen 100 Toisen niedriger als der Canigou in den Pyrenäen; aber er unterscheidet sich von allen Bergen, die ich bereist, durch den ungeheuren Absturz gegen die See zu. Die Küste bildet nur einen schmalen Saum, und blickt man von der Spitze der Pyramide auf die Häuser von Caravalleda hinab, so meint man infolge einer öfter erwähnten optischen Täuschung, die Felswand sei beinahe senkrecht. Nach einer genauen Berechnung schien mir der Neigungswinkel 53°, 28′; am Pic von Teneriffa beträgt die Neigung im Durchschnitt kaum 12°, 30′. Ein 6000 bis 7000 Fuß hoher Absturz wie an der Silla von Carácas, ist eine weit seltenere Erscheinung, als man glaubt, wenn man in den Bergen reist, ohne ihre Höhen, ihre Massen und ihre Abhänge zu messen." — „Auf der Silla von Carácas ist der ungeheure nördliche Abhang, trotz seiner großen Steilheit, zum Theil bewachsen. Befaria- und Andromedabüsche hängen an der Felswand. Das kleine südwärts gelegene Thal zwischen den Gipfeln zieht sich der Meeresküste zu fort; die Alpenpflanzen füllen diese Einsenkung aus, ragen über den Kamm des Berges empor und folgen den Krümmungen der Schlucht. Man meint unter diesen frischen Schatten müsse Wasser fließen, und die Vertheilung der Gewächse, die Gruppirung so vieler unbeweglicher Gegenstände bringt Leben und Bewegung in die Landschaft."

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

II.

(Mit zwei Abbildungen.)

Mein Reiseplan war, mit einem Abstecher nach den Tempeln von Nikko über den Aschiwo-Paß den Nakasendo, d. h. die große Landstraße zu erreichen, die quer durch das Gebirge des südlichen Nippon zieht, um so über den Biwasees und Nara nach Kioto, Osaka und Hiogo, und weiter mittelst Dampfschiff nach Nagazaki zu gelangen. Hierbei

leistete mir mein ausgezeichnetes Reisehandbuch[1]) bessere Dienste als mein Führer und Dolmetscher, der für die nächsten Wochen zugleich mein Marschall, Kammerdiener, Kellner und Koch war.

Es war ein herrlicher Frühlingstag. Um 2 Uhr nachmittags begab ich mich mit meinem Führer an Bord des kleinen Dampfers, welcher an der Riogoko-Baschi, d. h. an der großen Brücke in Tokio, zur Abfahrt bereit lag. Ein Bären- oder Kameel-Führer, der durch ein Dorf zieht, gerade, wenn die Schule auskommt, kann nicht mehr Zuspruch finden als ich, als ich mich auf dem Deck unseres kleinen Fahrzeuges zeigte; dicht gedrängt standen Neugierige auf der Brücke und riefen mir mit freundlichem Grinsen und wiederholten tiefen Bücklingen immer die gleichen Laute zu, die ich nicht verstand, die mein Führer aber als herzliche Wünsche für glückliche Reise übersetzte. Als ich höflich wieder grüßte, wurde der Andrang derart, daß ich froh war, unseren Dampfer abfahren zu sehen, um nicht unfreiwilliger Anstifter eines Volksauflaufes zu werden.

Das kleine Schiffchen ist etwa 18 m lang und heißt Zuun-Maru. Für fünf Dollar oder Yen[1]) war ich für die Dauer dieser zwanzigstündigen Reise alleiniger Besitzer der ganzen ersten Kajüte, was verschwenderischer klingt, als es in Wirklichkeit ist; denn das ganze Gelaß hatte $2^1/_2$ m im Gevierte, bei $1^1/_4$ m Höhe, so daß man nicht einmal aufrecht darin stehen konnte. Ueber den bekannten dicken Strohmatten lag ein feiner, weicher Zeugteppich; durch Möbel war der Raum nicht weiter beengt, da ich mir die einzigen Dinge dieser Art, die überhaupt in einem japanischen Wirthshause vorkommen — das Kohlenbecken und die Papierlaterne — verbeten hatte. Das Kohlenbecken fehlte meinem Führer sehr, weil er ohne dasselbe immer zu frieren glaubte, hauptsächlich aber seine Pfeife nicht rauchen konnte; denn die kleinen Metallpfeifen, nicht größer wie ein halber Fingerhut, fassen nur für wenige Züge Tabak, werden dann frisch gestopft und müssen nach Landessitte an einem Kohlenfeuer entzündet werden. Nur Heißsporne unter den „Neuerern“ benutzten die eingeführten oder in Osaka fabrizirten, schwedischen Streichhölzer; und wer gar Cigaretten oder Cigarren rauchte, galt damals noch für einen Umstürzler. Ich konnte in dem engen, ganz geschlossenen Raume den Kohlendunst ebenso gut und gern entbehren, wie den Dampf des opiatisirten Tabaks; und auch den abscheulichen Geruch der parfümirten japanischen Lichter, deren — je nach der Vornehmheit des Gastes — eins bis vier in einen länglichen Papierkasten gestellt werden, dessen aus Holzstäben gefertigtes Gerippe auf einem Stative verschiebbar ist.

Die Stadt wie auch das Land zwischen den Flußläufen, ist von einem verzweigten Kanalsystem durchschnitten, das theils für die Schiffahrt, theils nur zu Ent- und Bewässerungs-Zwecken des Landbaues dient. Der Dampfer geht durch diese Kanäle aus dem Sumida- in den Fuka- und später in den Yedo- und Tonagawa über (gawa = Fluß). Es ist aber sehr schwer, von dem niedrigen Deck aus sich zu orientiren, da sich keine hervorragenden Gebäude oder sonstige in die Augen fallende Gegenstände längs der Wasserstraße befinden. Man fährt stundenlang, auf beiden Seiten von Deichen und fortlaufenden Häuserreihen begleitet, die nur von Zeit zu Zeit durch querziehende Deiche und Straßen durchschnitten werden. Nur aus der größeren Breite und veränderten Farbe des Wassers schloß ich, daß wir etwa gegen 4 Uhr nachmittags in dem Yedogawa waren, also sicher außerhalb der Stadt, während uns nach wie vor die Häuserreihen auf beiden Seiten begleiteten.

[1]) Central u. Northern Japan, by E. M. Satow, London 1884.

Wir legten oft an und wanden uns während der Fahrt mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit durch das Gewühl von Gondeln, Dschunken und Dampfern hindurch — letztere theils von unserer, theils von anderen Gesellschaften.

Fast alle Häuser haben kleine Vorgärten; in jedem steht mindestens ein zu den wundersamsten Figuren verschnittener Taxus-, Cedern- oder Cypressen-Baum; überall werden Obstbäume — augenblicklich in voller Blüthe — an zierlichen Spalieren aus gespaltenem Bambusrohre gezogen; rankende Schlinggewächse sind in Gefäßen oder vielmehr in Abschnitten aus riesigen Bambusstämmen aufgehängt, und dazwischen Nachbildungen der bekanntesten Götzenbildnisse des Landes im Kleinen; in Gärten, die sich bis zur Größe eines halben Ar versteigen, fehlt gewiß niemals ein kleiner Fujisan, oder wenn der Platz dafür nicht reicht, ein geringeres Gebirge mit Kaskaden, Wasserfällen, Schluchten und Abgründen.

Sehr großer Fleiß wird auf den Uferschutz und die Fahrwasserverbesserung verwandt. Eingerammte Bambusrohre, große Säcke, aus Bambusstäben geflochten und mit Steinen gefüllt, Bollwerke aus horizontal geschichteten Bambusstäben, die durch davor gerammte Pfähle gehalten werden, und sauberes Mauerwerk aus Ziegelsteinen oder Quadern finden in passender Weise Verwendung zum Schutze der Ufer und der mächtigen Deiche, an deren Ausbesserung und Unterhaltung emsig gearbeitet wird.

Mit einbrechender Dunkelheit wird der Aufenthalt auf dem Deck des Dampfers ganz unthunlich, da Stege und Brücken so niedrig über dem Wasser liegen, daß man mit größter Aufmerksamkeit acht geben muß, sich zur rechten Zeit zu bücken, um nicht in gefährlicher Weise anzustoßen. Als ich in die Kajüte kam, fand ich das Abendessen hergerichtet, das mein Führer — da auf dem kleinen Dampfer keine Küche und Restauration ist — auf einer der Hauptstationen gekauft hatte. Dort werden solche Essen (Tiffin) für den Reisenden vorräthig gehalten, verpackt in kleinen Kisten aus weißem Holze, ganz genau nach Form und Größe der flachen Kistchen für 25 Stück Havannacigarren stärksten Kalibers. Jede Schachtel ist durch Scheidewände in verschiedene Abtheilungen getheilt: zunächst eine ganz schmale längs der ganzen Langseite des Kistchens, mit den unentbehrlichen Holzstäbchen, die den Japanern statt der Gabeln dienen; vom übrig bleibenden Raume nimmt ein Drittheil gekochter Reis ein; ein weiteres Drittel enthält in drei Unterabtheilungen ein Gebäck aus Kartoffeln und Fisch bereitet, und zwei japanische Lieblingsgerichte, für die mir die Bezeichnung fehlt; das letzte, ebenfalls dreigetheilte Drittel enthält Pickels, Früchte und Süßigkeiten. Mein Frühstück, das ich mittags in Uveno eingenommen hatte, war mir noch in zu guter Erinnerung, als daß ich jetzt mehr hätte thun können, als aus Neugier kosten; alles schien aber sauber und nett zubereitet.

Sehr unangenehm fühlte ich mich überrascht, als ich gegen 2 Uhr morgens aus sanftestem Schlafe erweckt wurde, mit der Bedeutung, daß wir jetzt in einen anderen Dampfer geringeren Tiefganges umgeladen werden sollten, der den Watarasegawa aufwärts geht. Kaum hatte ich mich in der Kajüte desselben eingerichtet, als drei Daimios (Edelleute) erschienen und baten, noch eingelassen zu werden. Erst wollte ich auf meinen Schein bestehen, der mir alleiniges Besitzrecht zusprach; auf Zureden meines Führers gab ich aber widerwillig nach.

Ich legte mich allein quer; die drei Genannten und mein Führer lagen längsschiff in der Kajüte, deren volle Breite sie so sehr beanspruchten, daß sie eigentlich nur hochkant liegen, und sich nur auf die andere Seite umkehren konnten, wenn alle vier dies Manöver gleichzeitig auf gegebenes Kommando vollzogen.

Da ich nicht mehr schlafen konnte, erwartete ich, in meine Decken gehüllt, auf dem Deck liegend den Tag. Alle Augenblicke gab es markerschütternde Stöße, wenn unser Dampfer eine der unzähligen Sandbänke im Flusse streifte. Hätte er statt seiner Räder Rollen gehabt, und hätten wir dann die auf dem Vorderdeck kauernden Kulis vor ihn vorgespannt, so wären wir auf der schönen Landstraße zur Seite des Flusses entschieden schneller und bequemer fortgekommen. Ich fand, als es Tag geworden war, daß ich genug für mein Geld von diesem eigenartigen Vergnügen einer Wasserfahrt genossen hatte, um auf die ferneren drei bis vier Stunden, die der Dampfer noch weiter aufwärts ging, gern zu verzichten. In diesem Entschlusse wurde ich noch durch die bestärkt, die in der Nacht meine Schlafkameraden hätten sein können, und die mich jetzt dringend aufforderten, sie zu begleiten, um sie in ihrer Heimath zu besuchen. Die Neugier, ein Familienleben auf dem Lande kennen zu lernen, ließ mich den Verlust eines Tages gering anschlagen; ich nahm also die Einladung an, und wenige Minuten später rollten wir in vier der kleinen, von Menschen gezogenen Handwagen (Dschinrikischa's) auf der glatten Straße dahin: im ersten ich, im zweiten das Brüderpaar, das ich besuchen sollte, im dritten der letzte Japanese, ein Großwürdenträger seiner Ortschaft, und im letzten mein Führer mit dem Gepäck. In den Städten spannt sich nur ein Kuli vor jeden Wagen, selbst wenn zwei Personen in demselben platz nehmen, wie das oft vorkommt; auf Reisen, außerhalb der Stadt nimmt man aber gewöhnlich zwei Mann für jeden Wagen. Ich habe selbst bei starken Wegessteigungen 90 km in 12 bis 13 Stunden mittelst dieser Menschenpost zurückgelegt und muß sagen, daß es eine sehr bequeme Art zu reisen ist, die mir freilich immer den Eindruck

Dschinrikischa=Fahrt.

der Unmenschlichkeit gemacht hat, obwohl das Ziehen des Wagens für den Kuli leichter sein mag, als das Sänften-Tragen. Die eine oder andere Beschäftigung betrachtet er ja als sein Loos!

Das Haus meiner Wirthe glich ganz den besseren, vornehmeren Stadthäusern: es hatte wie diese ein schönes Ziegeldach, und alles Holzwerk war fein lackirt und vergoldet, während die Landhäuser meistens mit Binsen, oder in der Art wie die Schweizerhäuser mit steinbeschwerten Schindeln gedeckt sind. Nur wenige Häuser sind aus Stein oder Cementbeton gefertigt. Das eigentliche Wohnhaus stellt noch sehr getreu den Grundgedanken des Hauses dar: eine Anzahl vertikaler Pfähle, die ein Dach tragen, welches einen länglich viereckigen Raum überdeckt. Einen Meter hoch über dem Erdboden liegt der Fußboden des Hauses, aus dicken, meist spiegelblank polirten Bohlen gebildet; darunter bleibt ein hohler Raum, der sich unter dem ganzen Hause hinzieht. Die Pfähle sind unter einander durch Holzrahmen verbunden, mit möglichst vielen und großen Papierfenstern, vor die bei Nacht Holzläden geschoben werden. Entweder hat das Haus ein zweites Stockwerk (zuweilen auch mehr) oder wenigstens eine Leuchte, die in der Mitte des Daches steht. In den Küstengegenden und theilweise auch im Innern ist die First des Daches mit quergelegten, starken Balken beschwert, die die Form von Riesen=Cigarren haben.

Die Abtheilungen oder Zimmer im Innern des Hauses werden nur durch tapezirte Holzrahmen gebildet, die meistens koulissenartig verschiebbar sind. Die Größe der einzelnen Zimmer richtet sich natürlich nach dem Bedürfnisse; jedoch wie alles in der japanischen Architektur bestimmten, unwandelbaren Gesetzen unterworfen ist, so gilt das auch von der Größe der Wohnräume, und damit von dem Grundrisse des

Die Tempel von Nikko.

ganzen Hauses. Die Grundfläche eines jeden Gelasses muß nämlich das beliebig Vielfache der stets gleich großen Binsenmatten sein, mit denen alle Fußböden, in Tempeln wie in Wohnungen, belegt werden, und die 0,880 m breit und 1,760 m lang sind. Ein Acht-Matten-Zimmer ist das Gewöhnliche in bürgerlichen Wohnhäusern; doch finden sich auch solche mit sechs, zehn und zwölf Matten u. s. w. In besseren Wohnhäusern liegt über den Strohmatten ein mehr oder minder feiner und reich gemusterter Zeugteppich.

Die Schlafzimmer enthalten — außer den als Betten dienenden und bei Tage aufgerollten dicken Steppdecken, die meistens mit dem groben, dunkelblauen, handgewebten Stoffe überzogen sind, aus denen die Kittel der Kulis verfertigt werden — Badewannen, metallene Waschschüsseln und Büchsen mit Schminken und Farben zum Tättowiren; die Frauengemächer außerdem noch eine Laute und sehr einfache Rahmen zum Anfertigen von Stickerei- und Mal-Arbeiten, zuweilen auch noch Spinn- und Webe-Geräthe. Im Wohnzimmer giebt es einige kleine Börte für Bücher und Schreibmaterial, sowie kleine Schemel, die aber nur als Tische, nie zum Sitzen dienen, und eine Menge zum Theil ganz absonderliche Spielzeuge, unter denen ein eigenthümliches Brettspiel selten fehlen wird. Im Zimmer des Hausherrn stehen Ständer mit beneidenswerth schönen und eleganten Stich- und Hieb-Waffen, prächtigem Rüst- und Sattelzeug für Pferde, und reich verzierten, aber altmodischen Feuerwaffen, nebst allen Rauchutensilien. Daneben finden sich in allen Zimmern zahllose Sitzkissen und das unvermeidliche Kohlenbecken, dessen dunstende Kohlen einem böses Kopfweh machen können, ohne zur Erwärmung zu dienen. Entweder in einer Nische des Hauptzimmers oder in größeren Häusern in besonderem Gelasse befindet sich der Hausaltar, der mit schön gestickten Decken und weißen Tüchern bedeckt ist. Je nachdem der Besitzer des Hauses ein Anhänger der Buddha- oder Schinto-Lehre ist, stehen auf dem Altare die wunderlichsten und niedlichsten Heiligenbilder und prächtige Leuchter und Gefäße, oder nur ein kleiner, ovaler, schlichter Spiegel, mit einer einzigen schmalen, weißen oder gelben Papierschleife verziert. Es scheint, in die öffentlichen Tempel gehen nur solche Frauen, die zu Hause keinen eigenen Hausaltar haben.

Ich wurde vom gesammten Hausstande meiner Wirthe, von Frauen, Kindern und Dienstboten freundlichst begrüßt, besehen und — befühlt. Frauen und Kinder erschienen nicht beim Essen, und machten sich erstere, zusammen mit meinem Führer, in der Küche zu schaffen — mit gutem Erfolge, wie das gleich darauf beginnende Mittagsmahl bewies, das halb nach fränkischer und halb nach japanischer Art bereitet war. Ganz unverkennbar fränkischer Natur war der gute Rothwein, welcher gereicht wurde, und welchem meine buddhistischen Wirthe die gleiche Ehre wie ich anthaten. Mein Führer, welcher der Unterhaltung wegen hatte zugezogen werden müssen, nahm während der Mahlzeit seinen Platz hinter mir ein, und die kleine Sitzung verlief — trotz der unverkennbaren Schwierigkeiten in der Verständigung — recht heiter und angenehm. Als wir aber beim Nachtisch waren — wenn ich von einem solchen reden kann, wo wir überhaupt gar nicht an einem Tische, sondern jeder vor seinem Schemel saßen —, da erschien im Hintergrunde eine finstere Gestalt — der Sekretär des Hauses — mit Schreibpinseln, Tinte und einer langen Rolle Papier, die er auf Wink seiner Herren mir überreichte. Ich dachte schon an die Rechnung, die wahrlich lang genug war. Aber nein! das Papier war weiß; mit einer einfachen Wirthshausrechnung sollte ich nicht abkommen; und während ich noch über das Wozu? nachgrübelte, fing mein Führer schon an, die lange Rede zu übersetzen, die mein Wirth in den Bart gemurmelt hatte, und die abgekürzt etwa Folgendes besagte: Er und sein ganzes Haus, in auf- und absteigender Linie, danke für das Vergnügen und die Ehre, die ihm mit meinem Besuche angethan sei; zum Andenken an dies nicht genugsam zu feiernde Ereigniß, und damit sich noch Kindes-Kinder daran erfreuen können, möge ich ihm eine kleine Zeichnung nebst erläuterndem Gedichte verfertigen, was ihn und die Seinigen unendlich glücklich machen würde. „Hier sind", sagte er, „fünf Tafelgenossen fröhlich beim Becher vereint; und hier, durch dieses Fenster, sehen wir fünf der schönsten Bergspitzen Japans: dort links den majestätischen Fuji, daneben den Tsúkuba und den Nazzú, darüber die herrliche Form des Takaschará, und hier zu meiner rechten den finsteren Nikko; nun bitte, lieber Gastfreund, machen Sie uns einen Vers darüber."

Da alle meine Einwendungen, daß ich weder Dichter noch Maler sei, nichts nützten, legte ich mich hinter den langen Papierstreifen, welcher vor mir auf dem Erdboden ausgebreitet war, und fing an zu zeichnen: die genannten fünf Bergspitzen im Hintergrunde, davor ein Wald von Cedern und Fichten, und in demselben, halb versteckt im Grünen, das Haus meines Wirthes, in welchem aber sämmtliche Fenster geschlossen sind, so daß man die darinnen zechenden Festgenossen nicht sehen kann; dafür schrieb ich daneben:

„Fünfe sitzen darin und schlürfen köstlichen Rothwein;
Fünf die Zahl auch der Höh'n, deren Spitzen wir seh'n:
Fuji heißt man die erste und Nikko nennt man die letzte,
Tsúkuba und Nazzú, endlich auch Takaschará."

Der Schreiber des Hauses setzte die Uebersetzung darunter, wie mein Führer sie ihm gab, und fügte die Bemerkung hinzu, daß das Gedicht in der Ursprache sich in wundervollen Distichen mit vier bis sieben Füßen bewege; auch, daß das köstliche Gemälde sonst keiner weiteren Erläuterung bedürfe. Es wurde an die Zimmerdecke geheftet und hatte — unter Beihilfe des vortrefflichen Rothweins — meine liebenswürdigen Wirthe in recht heitere Laune versetzt; auch ich schied abends in gleicher Stimmung und sehr zufrieden mit diesem scherzhaften Anfange meiner Reise.

Von Koga bis Nikko führt eine ungefähr 90 km lange Allee von prächtigen Fichten und Cedern, die einst ein Edelmann als Geburtstagsgeschenk für seinen Kaiser pflanzen ließ. Sie hat freilich in den Bürgerkriegen an manchen Stellen Schaden gelitten, steht aber zwischen Utsonomiya und Nikko noch in ihrer ganzen Pracht, zuweilen drei und fünf Reihen tief, so daß die Straße wie ein verdeckter Gang erscheint. Die Cedern, welche bis 80 m hoch und bis 2 m dick sind, streben stets gerade und stolz gen Himmel; dagegen sind die Fichten und Kiefern fast sämmtlich absichtlich mißgestalt und verkrüppelt gezogen, und an einer Stelle z. B. haben alle die mächtigen Stämme die Form von Riesenkorkziehern. In ganz ähnlicher, wenn auch nicht so großartiger Weise, wie diese, sind alle Hauptstraßen des Landes mit schönen Bäumen eingefaßt, und ist es daher herrlich, bei schönem Wetter auf denselben zu reisen; jedoch ist dies ein schlimmes Ding nach und während eines Schneefalles, wie ich das bald darauf, bei meinem Rückzuge aus dem Gebirge, erfahren sollte — wenn die überbürdeten Zweige sich ihrer Schneelast entledigen und letztere zermalmend auf den Hut des Wanderers herabstürzt.

Jedermann, der in Japan reist, gehört zu einer Reisegesellschaft, die ein bestimmtes Wahrzeichen führt; das der unseren waren zwei aufrecht und ein verkehrt stehendes E: EƎE. Diesem Vereine gehörte die Dampfergesellschaft an, mit deren Fahrzeugen ich bis Koga gekommen war; nur in Häusern, die dieses Zeichen führten, wechselten wir unsere karrenziehenden Kulis; nur unter seinem Schutze nahmen

wir Nachtquartiere; nur den Theehäusern, deren Schild es schmückte, gönnten wir unsern Zuspruch. Diese Theehäuser, die eigentlichen Wirthshäuser Japans, in denen man außer Verpflegung auch warme Bäder bekommt — die beiläufig gesagt, sehr öffentlich vor Aller Augen genommen werden —, sind durch einen schlichten Pfahl mit Aushängetafel bezeichnet, auf der sich das Wahrzeichen der Reisegesellschaft und alle in dem Hause feilgehaltenen Gegenstände benannt finden. Wird nebenbei noch Saki (Reisbranntwein) daselbst verschänkt, so sieht man über der Tafel eine große, braune Kugel aus Cedernholz, die äußerlich rauh gemacht, das Ansehen eines großen Schwammes hat. Auf dem Lande steht vor dem Hause, meistens neben der Thür, ein Taxus oder eine Cypresse, deren Zweige so verschnitten und gestutzt sind, daß der Baum die Gestalt eines der berühmtesten Heiligenbilder nachahmt; gewöhnlich ist der mächtige Kwanon damit gemeint, der stets der Tausendarmige genannt wird, während Satow bestimmt versichert, in keiner seiner unzähligen Abbildungen mehr als siebenzig Arme gesehen zu haben; in seinen Baumfiguren hat er höchstens zwei, ja meistens nur einen Arm.

Daß der Weg zu den prachtvollen Tempeln in Nikko jetzt schon häufig von Europäern gemacht wird, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß in vielen Theehäusern längs der Straße Manila-Cigarren und deutsches — Flensburger — Bier angeboten werden. Daß erstere aus Luzon kommen — andere als Manila-Cigarren habe ich in Japan nicht rauchen sehen —, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; ob aber das „deutsche Bier“ jemals Deutschland gesehen hat, dürfte fraglich sein, da in Osaka eine Brauerei existirt, und die Etiketten der Flaschen sich nachmachen lassen.

In den Niederungen der Küstengegenden wird Reis, in höher gelegenen, nicht überschwemmbaren Geländen Weizen, Gerste, Mais und Rapssaat gezogen. Fast jeder Bauer hat daneben eine Pflanzung von Maulbeerstauden und einen Bestand von Ahorn- und Ulmen-Bäumen. Das Holz dieser beiden letzteren dient zur Anfertigung von allerlei Hausgeräth, hauptsächlich aber zu den landesüblichen Stelzenschuhen, bezw. Holzsandalen, unter denen zwei etwa 10 cm hohe Stege angebracht sind.

Die Blätter der Maulbeerbüsche dienen zur Ernährung der Seidenwürmer, die in den meisten Bauernhäusern gezogen werden, deren Kokons aber zum größten Theile an die großen Spinnereien und Haspeleien in Utsonomiya, Hatschoji und anderen Orten zur Verarbeitung gelangen, wo die Haspelei theils nach der alten chinesisch-japanesischen Art, theils mit modernsten europäischen Maschinen betrieben wird, nachdem die Thiere durch heiße Ofenluft oder in dampfgeheizten Kästen getödtet sind. Die Betriebskraft in diesen Fabriken liefert gewöhnlich ein Wasserrad.

Im Verhältnisse zu seiner sehr ausgedehnten Landwirthschaft besitzt Japan bekanntlich einen auffallend geringen Viehstand; in allen kleinen Wirthschaften wird die Frau statt der Zugthiere vor den Pflug gespannt. Der Mangel dieser letzteren, und besonders der Rinder, macht auch den Dünger jedweden Ursprunges zu einem sehr geschätzten Artikel.

Nikko ist ein freundlicher Ort, in einem langgestreckten, engen, romantischen Thale belegen, in dessen nordwestlichstem Theile sich die berühmten Tempel befinden — die schönsten und glänzendsten Japans, die durch den Reichthum und die Pracht der Ausstattung selbst die der Schiba in der Hauptstadt Tokio übertreffen, und deren Reiz noch unendlich erhöht wird durch die liebliche Lage inmitten eines schönen Cedernwaldes, in einem entzückenden Gebirgsthale. Staunenswerth sind die an den Berghängen emporführenden, breiten Granittreppen mit ihren verzierten, schweren Steingeländern und die großartigen Futtermauern aus riesigen, geglätteten Granitquadern, zur Verhinderung der Bergrutsche. Ein Blick auf diese Riesenbauten genügt, zu beweisen, daß nicht Unfähigkeit oder Unkenntniß in der Behandlung des Steines die japanesischen Architekten veranlaßte, abweichend von den indischen und chinesischen Vorbildern, ihre Tempel, Pagoden und öffentlichen Gebäude ausschließlich aus Holz aufzuführen. Auch der größte Tempel des Landes, der eben gebaut wird, und auf den ich später noch zurückkommen werde, wird ganz aus Holz hergestellt.

Eine ganz vorzügliche, bädekermäßig genaue Beschreibung aller Einzelheiten der Tempel und Grabstätten der Kaiser und Schogune befindet sich in dem schon erwähnten Reisehandbuche des Herrn Satow; auch dürften die in genanntem Werke gegebenen Erklärungen japanischer Dinge die allerzuverlässigsten sein, da Herr Satow nicht nur der Landessprache mächtig, sondern durch engen Verkehr mit den Eingeborenen auch befähigt ist, sich in ihre Vorstellungsweise hinein zu versetzen. Und das ist in manchen Fällen nothwendige Vorbedingung, um zu einer Verständigung mit Fremden zu gelangen. Ich habe mich z. B. in China verschiedentlich bemüht, den Namen ihres Kaisers von Eingeborenen aussprechen zu hören; die Leute verstanden mich aber nie und sagten immer: „Nun, der Kaiser heißt eben der Kaiser.“ Erst später habe ich von Landeskundigen erfahren, weshalb die Meinung meiner Frage nicht begriffen werden konnte: Der gemeine Mann in China ahnt überhaupt nicht, daß der Kaiser auch einen Namen hat.

Mein Gasthof in Nikko, der dicht bei den Tempeln liegt, hat die Aussicht auf die große, eigenartige Granitbrücke, welche von der Landstraße hinüber führt nach den Tempelpalästen; gleich hinter derselben bildet das den Ort durchströmende Wasser einen sehenswerthen Fall. Ich bewohnte den ersten Stock des kleinen Häuschens, dessen untere Räume mit der Küche mein Führer einnahm. Im Sommer muß der Aufenthalt hier sehr angenehm sein; jetzt im Winter war nicht zum Vollgenusse zu kommen, da man in den Papierhäusern gar keine Erwärmung mehr finden konnte, besonders nicht, als das bis dahin schöne Wetter in ein heftiges Schneegestöber überging.

Kürzere Mittheilungen.

Die Oasen des südlichen Tunesien.

Die fruchtbarsten Gebiete von Tunesien sind ohne Zweifel in den Thälern des Flusses Medscherda und des Ued Mellegne zu finden; aber auch im Süden des Landes giebt es zahlreiche und vom Golfe von Gabes aus leicht erreichbare Oasen, mit einer arbeitsamen Bevölkerung und einer in ihrer Weise nicht unbeträchtlichen Produktion. Die wichtigsten Bevölkerungscentren Südtunesiens sind Djerid, Arad, Nefzaua und Gafsa.

Der Bezirk Djerid, zwischen dem Schott Djerid und dem Schott el Rharza gelegen, und wegen seines Dattelreichthums bekannt, enthält vier Oasen: Tozeur, Nefta el Hamma

und El-Oudîan. Tozeur, aus einem Haupt- und sechs Nebenorten bestehend — ersterer mit 6000 Einwohnern — zählt auf einer Kulturfläche von 3000 ha gegen 460 000 Dattelpalmen, zahlreiche Oelbäume und andere Fruchtbäume. Die Ausfuhr an Datteln beträgt 7 Millionen Kilogramm. Außerdem arbeitet man für die Ausfuhr: Wollstickereien, Burnusse und Haïks. Die Oase Nefta, mit 9000 Seelen, ist weniger reich an Datteln als Tozeur, spielt aber für den Süden in religiöser Beziehung eine ähnliche Rolle, wie das ungleich berühmtere Kairwan für den Norden. Es giebt hier nämlich mehrere religiöse Schulen („Zauias") verschiedener islamitischer Sekten, besonders auch der Senussija, die ihre Zöglinge bis weit in die Sahara und in den Sudan senden, um den Glaubenseifer wachzuhalten oder anzufeuern. Eine Spezialität Neftas ist die Herstellung seidener Haïks, von denen das Stück etwa 50 Mark kostet. El Oudîan, die ausgedehnteste der vier Oasen des Djerid, 8 km lang und 4 km breit, aber nicht sonderlich gut bewässert, erzeugt neben Datteln (Ausfuhr: 4,5 Millionen Kilogramm) viel Olivenöl, außerdem Burnusse aus weißer Wolle. El-Hamma endlich ist die ärmste Oase des Djerid, weil man aus Furcht vor zu hoher Besteuerung die Bewässerungskanäle vernachlässigt; die meisten Bewohner sind daher nach der Hauptstadt Tunis ausgewandert, die zurückgebliebenen zählen nur noch 920 Köpfe.

Der Bezirk **Nefzaua**, östlich vom Schott Djerid gelegen, besteht aus 45 Dörfern, mit zusammen 25 000 Einwohnern und einer Million Dattelbäumen. Bezüglich des Wohlstandes steht er hinter dem Djerid weit zurück, weil er durch die langdauernde Feindschaft der beiden sich beständig befehdenden Parteien („Schof") schwer gelitten hat. Erst seit Aufrichtung der französischen Schutzherrschaft ist es damit etwas besser geworden. Der Distrikt von **Gafsa**, nördlich vom Schott Djerid im Gebirge gelegen, hat wegen der hohen Lage wenig Dattelkultur. Man pflanzt hauptsächlich Oelbäume und stellt Wolldecken mit eigenthümlichen Mustern her. In Gafsa haben zwei Europäer, ein Malteser und ein Spanier, ihren ständigen Aufenthalt; diese beiden dürften wohl den äußersten Vorposten des Europäerthums in Tunesien ausmachen.

Der Bezirk **Arad** bildet das Mittelglied zwischen Tripolitanien und dem eigentlichen Tunesien. Seine trefflich angebauten Oasen, unter denen die Stadt Gabes mit 10 000 Einwohnern die wichtigste ist, kultiviren hauptsächlich Südfrüchte und Gemüse, aber keine Datteln, weil das Klima dazu nicht geeignet ist.

Der Franzose M. E. Blanc, dessen Mittheilungen wir das Vorstehende entnommen haben, ist auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen an Ort und Stelle der Ansicht, daß die südtunesischen Oasen für die Eröffnung des Verkehrs mit dem Sudan durch die Sahara eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben werden. Denn sie sind näher am Meere gelegen, als die südalgerischen Oasen. Ferner ist an der Küste, gegenüber der Insel Djerba, der Hafen Bu Grara gelegen, der sowohl für Kriegs- wie für Handelszwecke ohne Schwierigkeit Verwendung finden kann. A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der unermüdliche **Islandforscher Th. Thoroddsen** hat im vergangenen Sommer abermals eine ausgedehntere Reise im Innern der Insel unternommen, und er ist von derselben gegen Ende September glücklich nach Reykjavik zurückgekehrt. Das Feld seiner Untersuchungen bildeten diesmal die Wüsteneien bei dem sogenannten Fiskivötn, zwischen dem Hekla und dem Vatna Jökul — eine Gegend, die zum größeren Theile noch nie von einem Forscher betreten worden ist. Die Karte von Island dürfte also durch die Reise eine wesentliche Vervollständigung erhalten. Oestlich und nördlich vom Hekla entdeckte er u. a. drei neue Obsidiangebiete. Dann ging er über die Tunguaa nach der Seengruppe Fiskivötn. Die Umgegend dieser forellenreichen Seen, die beinahe alle wahre Kraterseen sind, bezeichnet Thoroddsen als ungewöhnlich malerisch; dabei entbehrt aber die Gegend zwischen den Seen und dem Vatnajökul jedes Pflanzenwuchses. Sie besteht lediglich aus Lavafeldern und vulkanischen Sandebenen. Thoroddsen mußte auch deshalb für seine Reit- und Packpferde einen großen Heuvorrath mitnehmen. Auf Gunlaugson's Karte von Island ist in der fraglichen Gegend ein kleiner See namens Thorisvatn angegeben; dieser See wurde von dem Reisenden aufgesucht, und er fand, daß es der zweitgrößte See Islands ist, beinahe eben so groß als der Thingvalla-See im Osten von Reykjavik. Von dort erreichte er nach einer Tagereise über vegetationslose Gelände die bis dahin unbekannten Quellen der Tunguaa. Südlich von diesem Flusse entdeckte er ferner zwischen drei bisher gleichfalls unbekannten Gebirgsketten einen neuen, sehr langen See.

— Nach den Mittheilungen des Statistischen Amtes von Berlin hat die **Bevölkerungszahl der deutschen Reichshauptstadt** Mitte September d. J. die Zahl von $1\frac{1}{2}$ Millionen überschritten.

— Einer Zusammenstellung Tisserand's gemäß steigerte sich die **Weizenproduktion Frankreichs** im Verlaufe des seit der großen Revolution vergangenen Jahrhunderts, wie folgt. Sie betrug:

in den Jahren	von einer Fläche (in Hektaren)	Hektoliter
1789	4 000 000	31 000 000
1831—1841	5 353 841	68 436 000
1842—1851	5 846 919	81 041 000
1852—1861	6 500 448	88 986 000
1862—1871	6 887 741	98 339 000
1872—1881	6 904 503	100 295 000
1882—1888	6 958 200	109 453 000

Der französische **Weizenkonsum** erfuhr in dem Zeitraume natürlich ebenfalls eine starke Steigerung, denn die Bevölkerungsziffer wuchs von rund 25 Mill. im Jahre 1789 auf rund 38 Mill. im Jahre 1888, und während die Bevölkerung vor 100 Jahren nur 1,64 hl per Kopf verzehrte, so verzehrt sie gegenwärtig 2,70 hl per Kopf.

— Die **Oelerzeugung Italiens** bezifferte sich im Jahre 1888 auf 2 270 400 hl (gegen 2 607 942 hl im Jahre 1886 und 1 583 547 hl im Jahre 1887). Die Hauptproduktionsgebiete sind der Südosten und Südwesten der Halbinsel sowie Sicilien, und die Ausfuhr richtet sich besonders nach England, Frankreich, Rußland, Deutschland, Oesterreich und Nordamerika.

Asien.

— Der **Plan des amerikanischen Reisenden W. W. Rockhill**, in der Verkleidung eines buddhistischen

Pilgers nach Lhassa zu gelangen, ist gescheitert. Der Reisende gelangte mit der Pilger-Karawane, der er sich angeschlossen hatte, nur bis zu einem Punkte, der noch 30 Tagereisen von der heiligen Stadt entfernt ist. Dort wurde er als fremder Eindringling erkannt, aller seiner Habseligkeiten beraubt, und gezwungen, sich zurück nach China zu wenden. Unter großen Mühseligkeiten gelang es ihm schließlich, Tschunking, am oberen Jangtsekiang, zu erreichen. Das von ihm durchwanderte Gebiet war zu einem großen Theile bisher eine vollkommene terra incognita (Vergl. S. 96).

— Es ist interessant zu beobachten, wie der großartige Naturschatz, welchen das russische Volk in den kaukasischen Petroleumlagern besitzt, seine Einwirkungen auf das materielle Schaffen desselben immer weiter und nachhaltiger erstreckt. So hat dort neuerdings die Verwendung des mineralischen Oels als Feuerungsmittel einen erstaunlichen Aufschwung genommen. Während nämlich im Jahre 1888 an Petroleumwaare überhaupt 77 Mill. Pud (à 16,38 kg) von Baku nach der Wolga versendet wurden, kamen davon nur 19 Mill. auf Kerosin, d. h. zur Beleuchtung bestimmtes und zubereitetes, 3 Mill. auf rohes Petroleum (resp. Naphtha) und 55 Mill. auf solches, das zum Heizen bestimmt war (Masut). Von letzterem waren im Jahre 1887 35 Mill. zur Versendung gekommen, demnach betrug die Steigerung in einem Jahre fast 60 Prozent, und man nimmt an, daß sie von 1888 auf 1889 sich sogar noch beträchtlicher erweisen wird. Jene 55 Mill. Pud des Petroleum-Brennstoffes vertheilten sich zu dreifach verschiedener Anwendung in folgender Weise: 33 Mill. wurden in den Kesseln der Dampferflotte des Kaspischen Meeres und der Wolga verfeuert, $11\frac{1}{2}$ Mill. wurden auf Eisenbahnen und $10\frac{1}{2}$ Mill. in den Fabriken des Moskauer Industriebezirkes verbraucht. Die Verwendung auf den Dampfschiffen des kaspischen Gewässersystems ist keine neue Erscheinung mehr, aber das Eindringen des Petroleums in die Kessel der Dampfwagen und der Dampffabriken ist durchaus neu, gleichsam eine Thatsache von gestern her. Dem Moskauer Fabrikbezirke werden sicherlich andere alsbald nachfolgen, und was die Eisenbahnen anlangt, so sind es keineswegs nur die auf die Wolga auslaufenden Linien, sondern auch die ferner ab gelegenen, wie z. B. die Moskau-Brester, welche sich auf die neue Feuerungsart eingerichtet haben. Man weiß auch, daß die Eisenbahnen für das laufende Jahr Kontrakte auf den Bezug von 17 200 000 Pud abgeschlossen haben (Steigerung also um mehr als 60 Prozent gegen das Vorjahr!). Diese rapide Entwickelung, bei der übrigens durchgängig in den Fabriken sowohl wie auf den Eisenbahnen Rußlands sich der Uebergang von der Holzheizung unmittelbar zur Petroleumfeuerung vollzieht, wird erklärlich, wenn man die Kosten der einen und der anderen Heizungsart vergleicht. Nach angestellten Versuchen erreicht die Kraft der Dampferzeugung von 100 Pud Petroleum diejenige von fünf Kubikfaden Holz im Gewicht von etwa 350 Pud, und wenn fünf Klafter Holz im Jahre 1888 an der Wolga 32 Rubel kosteten, so war damals der Durchschnittspreis für 100 Pud des mineralischen Brennstoffes nur 12 Rubel, es wurden mithin durch letztere im Vergleich zur Holzfeuerung auf der Dampferflotte allein etwa 6 Mill. Rubel erspart. Endlich fällt für die geographische Betrachtung dieser Dinge der Umstand ins Gewicht, daß das neue Heizmittel eine Schonung der Wälder bedeutet, die für Rußland mit seinem kontinentalen Klima — namentlich für seine mittleren und südlicheren Gubernien — wichtiger ist als anderwärts. Man muß nur bedenken, daß das Aequivalent für die im Jahre 1888 verfeuerten 55 Mill. Pud Petroleum erfordert hätte, 50 000 ha Wald niederzuschlagen! F. M.

Bücherschau.

— Alexander Woeikof, Der Einfluß einer Schneedecke auf Boden, Klima und Wetter. Wien 1889. Ed. Hölzel. — Der Einfluß, welchen die winterliche Schneedecke auf den darunter befindlichen Boden und auf die darüber lagernde Atmosphäre ausübt, ist kaum in einem anderen Lande von so hoher praktischer Bedeutung, wie in Rußland. Daher wundern wir uns nicht, daß es ein russischer Forscher ist, der sich in dieser neuesten der Penck'schen „Geographischen Abhandlungen" zum ersten male in zusammenfassender Weise über den fraglichen Gegenstand verbreitet. Die Vorarbeiten, welche dem Verfasser zur Verfügung standen, bezogen sich nur auf einzelne Vorkommnisse und Lokalitäten, während er selbst alle Zeiten und Länder, über die Beobachtungsmaterialien zu beschaffen waren, berücksichtigte. Trotz der Lückenhaftigkeit dieser Materialien gelangte Prof. Woeikof zu einer ganzen Reihe von interessanten Schlüssen, die schwerlich angefochten werden dürfen. Wir heben hier nur die folgenden hervor: Der Schnee schützt den Boden vor Abkühlung, so lange die Temperatur der Luft und der Oberfläche des Schnees unter 0° ist, kühlt den Boden aber selbst ab, sobald die Temperatur eine höhere wird. Im ganzen mildert also die Schneedecke die Schwankungen der Temperatur des Bodens. Die Temperatur der unteren Luftschicht ist über einer Schneedecke viel niedriger, als über dem schneefreien Boden, und die sogenannten „Umkehrungen" der Temperaturen zwischen einander benachbarten Thälern und Höhen (der Fall, daß letztere wärmer sind als erstere) erklärt sich in den meisten Fällen daraus. Die relative Feuchtigkeit ist über einer Schneedecke größer als über schneefreiem Boden, und infolgedessen besteht darüber auch eine größere Neigung zur Bewölkung. Bei der Unfähigkeit des Schnees, sich über 0° zu erwärmen, sind die Thauwetter im Winter über einer ausgedehnten Schneelage kurz, die Temperatur erhebt sich durch einen warmen Wind nur wenig über 0°, und beim Abflauen des Windes und Aufklären des Himmels sinkt sie rasch wieder unter 0°. Die Lufttemperatur isolirter Berge hängt relativ wenig von der Schneelage ab, dagegen wird sie im Frühling und Sommer sehr stark von letzterer abgekühlt, so daß öfters ein labiles Gleichgewicht der Luftschichten in vertikaler Richtung entsteht. Die Bora der Ostküsten der Adria und des Schwarzen Meeres sind hieraus zu erklären, und die Heftigkeit derselben wird durch den Kontrast zwischen den schneebedeckten Bergen und der warmen Meeresküste bewirkt. Der Schnee, welcher in den Gebirgen fällt, hat einen erheblichen Einfluß auf das nachfolgende Wetter der Thäler und Ebenen am Fuße der Gebirge, und zwar nicht nur auf die Temperatur, sondern auch auf den Luftdruck und den Niederschlag. Der auf dem Boden und Eise liegende Schnee mildert die Abkühlung des Festlandes und der Gewässer höherer Breiten sehr erheblich. — Im übrigen müssen wir auf die ungemein gründliche und schöne Arbeit selbst verweisen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Der Gebirgsbau von Britisch-Columbia.

Von Dr. H. Töppen.

George M. Dawson, der seit vielen Jahren in der geologischen Aufnahme von Kanada thätig ist, hat vor kurzem als Theil des Jahresberichts für 1887 der „Geologischen und naturgeschichtlichen Aufnahme von Kanada“ eine Schrift über die „Mineralschätze von Britisch-Columbia“ [1]) veröffentlicht, in deren Einleitung er einen Ueberblick über den Gebirgsbau des ganzen Gebiets giebt. Derselbe soll hier im wesentlichen wiedergegeben werden.

Die Provinz Britisch-Columbia, welche 390344 englische Quadratmeilen oder rund 1011000 qkm groß ist, wird in ihrer ganzen Länge von dem im Durchschnitt von etwa 400 englischen Meilen oder rund 650 km breiten Gebirgsgürtel durchzogen, der sich zwischen dem Präriengürtel und dem Stillen Ozeane erhebt. Der Gebirgsgürtel streicht im ganzen von Südosten nach Nordwesten und spiegelt im allgemeinen den Bau der westlichen Gebirgsregion der Vereinigten Staaten wieder. Man kann in ihm vier Hauptzüge — vier Hauptachsen der Erhebung und geologischen Störung — unterscheiden, welche mit einander und mit der Richtung der Küste ungefähr parallel laufen: das Felsengebirge, die Goldkette, die Küstenkette und die Vancouverkette. Die östlichste Kette — das eigentliche Felsengebirge — ist in ihrem südlichen Theile etwa 60 englische Meilen (rund 100 km) breit, in der Nähe des Peace River aber nur gegen 40 englische Meilen (65 km). Wo der Liard-Fluß die Kette durchbricht, ist sie niedrig und unregelmäßig, weiter nordwestlich aber erhebt sie sich nochmals und ist wieder deutlich in ihrem Verlauf. In der Nähe des 49. Parallelkreises übersteigen in dieser Kette mehrere Gipfel die Höhe von 10000 englischen Fuß (rund 3050 m); ähnliche Höhen werden an den Quellen des Bow River erreicht, und an den Quellen des nördlichen Saskatschewan und Athabaska sollen der Mount Brown und Mount Murchison sich zu 16000, bezw. 13500 Fuß (rund 4875 und 3980 m) erheben. In der Gegend des Peace River übersteigen, soweit bekannt, wenige Gipfel die Höhe von 6000 Fuß (rund 1830 m). Schneefelder von verschiedener Ausdehnung finden sich an vielen Stellen, eigentliche Gletscher aber nur an den Quellen des Bow River, des nördlichen Saskatschewan und des Athabaska. Von den Thälern, die den Ostabhang des Gebirges furchen, sind einige nur licht bewaldet und haben prärieähnlichen Charakter, im allgemeinen aber ist das Gebirge dicht bewaldet, wo immer die den Felsen überlagernde Erdschichte dick genug ist, um Bäume zu ernähren. Auf dem Westabhange, wo der Regenfall stärker ist, sind die Wälder oft sehr dicht.

Krystallinische Schiefer und Granit kommen in dem Felsengebirge zwischen dem 49. und 60. Breitengrade fast gar nicht vor. Die Ketten bestehen vielmehr vorwiegend aus palaeozoischem Gestein (von den cambrischen Schichten bis zur Steinkohlenformation), welche in der Gegend am Bow River eine gesammte Mächtigkeit von 28000 Fuß (rund 8500 m) erreichen. Mehr oder weniger isolirt kommen Kreidebecken vor, die offenbar geologisch mit den Schichten des Kreidezeitalters in den östlichen Vorbergen und in den

[1]) The Mineral Wealth of British Columbia. With an annotated list of localities of minerals of economic value. By George M. Dawson, D. S., F. G. S. — Published by authority of Parliament. Montreal 1888. Dawson Brothers.

Ebenen identisch sind. In diesen Becken finden sich viel Lager von bituminöser Kohle und Anthracit. Lager von Kupfererz und Bleiglanz sind die wichtigsten metallischen Funde in den älteren Gesteinen dieses Gebirgszuges.

Dem Südwestabhange der Felsengebirgskette entlang zieht sich eine auffallend gerade breite Thalfurche hin, die sich ununterbrochen vom 49. Parallelkreise — und noch darüber hinaus ins Gebiet der Vereinigten Staaten hinein — bis zu den Quellen des Peace River, 700 englische Meilen (rund 1125 km) weit, verfolgen läßt. Die Oberläufe des Kootanie, Columbia, Fraser, Parsnip und Finlay fließen in diesem Thale, das einst die Hauptverkehrslinie in nordsüdlicher Richtung in diesem östlichen Theile von Britisch-Columbia bilden wird. An mehreren Punkten dieses Thales sind Waschgoldlager aufgefunden und ausgebeutet worden, und in der Gegend am Oberlaufe des Columbia und Kootanie sind in letzter Zeit verschiedene andere Erzlager entdeckt worden.

Diese Thalfurche scheidet von der Felsengebirgskette das zweite Glied des Systems, einen vielfach gegliederten und verzweigten Gürtel, der am besten unter dem Namen Goldkette zusammengefaßt wird. Den südlichen Theil bilden die Purcell-, Selkirk- und Columbia-Kette, an die sich weiter im Norden die Cariboo-, Omenica- und Cassiar-Berge anschließen. Bisweilen wird der Name Goldkette in seiner Anwendung auf die Columbiakette beschränkt.

Dieses zweite Glied des ganzen Systems ist im einzelnen weniger zerrissen, als die Felsengebirgskette und umfaßt weite, wellige Tafelländer, während die massigen Erhebungen im Süden zahlreiche Gletscher und ausgedehnte Schneefelder tragen. Soweit die Gipfelhöhen durch Messung bekannt sind, ist der Mount Donald unmittelbar an der Linie der kanadischen Pacificbahn gelegen, die höchste Erhebung in der Goldkette. Er ist 10645 Fuß (3244,6 m) hoch. Die Wälder in der Purcell-, Selkirk- und Columbia-Kette sind dicht und verwachsen, und diese Gebirge können viel schwerer begangen werden und sind noch viel weniger erforscht als die entsprechend näher gelegenen Theile der östlichen Kette. Granite und krystallinische Schiefer von sehr hohem Alter kommen in großer Masse in der Goldkette vor, desgleichen palaeozoisches Gestein. Im einzelnen ist über den geologischen Bau dieses Theils der Gebirgszone noch nicht viel bekannt.

In Bezug auf Metallreichthum ist die Goldkette, wie der Name andeutet, der wichtigste Theil der ganzen Gebirgsregion. Die ergiebigsten Goldfelder von Britisch-Columbia liegen in ihren Thälern, und in den bis jetzt durchforschten Theilen sind außerdem noch Erzlager verschiedener Art aufgefunden worden, darunter solche von reichen Silbererzen und von goldführendem Quarz.

Zwischen der Goldkette und der Küstenkette liegt eine Plateaulandschaft, die als Inneres Plateau von Britisch-Columbia bezeichnet wird. Dieses Plateau hat eine mittlere Breite von etwa 100 engl. Meilen (160 km) und eine durchschnittliche Meereshöhe von 3500 Fuß (1000 bis 1100 m). Das Plateau fällt gegen Norden nach dem von mehreren großen Seen unterbrochenen, ziemlich tief liegenden Lande in der Quellgegend des Peace River ab. Ein beträchtlicher Theil des Plateaus ist im späten Tertiärzeitalter durch Massen von Basalt und anderen vulkanischen Gesteinen überlagert worden. Gegenwärtig ist es von tiefen, in verschiedenen Richtungen verlaufenden, rinnenförmigen Thälern durchzogen, die zum größten Theil Wasserläufe bergen. Stiege das Meer um 3000 Fuß (reichlich 900 m), so würden die meisten dieser Thäler mit Wasser angefüllt werden und das Land in Inseln zerlegen; das niedrigere Gebiet in der Gegend des 53. und 54. Parallelkreises aber würde ganz unter Wasser stehen. Stellenweise ist das Plateau ziemlich eben, in anderen Gegenden erheben Theile sich weit über das oben angegebene mittlere Niveau, und das Land erscheint dann nur im ganzen — von einem weit höheren Standpunkte aus gesehen, und im Vergleich zu den es begrenzenden Bergketten — als Plateau. Unter etwa 50° 30′ nördl. Br. ist das Plateau von einem Gebirgsriegel durchsetzt, dessen Gipfel sich bis zu 8000 Fuß (rund 2450 m) erheben. Ein ähnlicher Riegel befindet sich in der Nähe der Grenze der Vereinigten Staaten. Man durchbricht das Thal des nach Süden fließenden Okanagan River. Der südliche Theil des Plateaus umfaßt vortreffliche Weideländereien und auch manchen für Ackerbau geeigneten Strich. Im Norden ist die Fläche der größeren Feuchtigkeit wegen vorwiegend mit Wald bedeckt und weist große Strecken auf, die Ackerbau zulassen würden.

Die tertiären Gesteine dieses Inneren Plateaus weisen an vielen Stellen Braun- und Steinkohlenlager auf. Wo nicht jüngere Gesteine aufliegen, sind namentlich palaeozoische Schichten vertreten. Der geologische Bau ist wohl ebenso verwickelt, wie in den eigentlich gebirgigen Theilen, und durchaus noch nicht vollkommen klargelegt. An einigen Stellen tritt Granit auf, an anderen, namentlich im Südwesten, umgrenzte Becken der Kreideformation. Metallführende Gesteine der verschiedensten Art kommen vor; an einzelnen, weit von einander entfernten Stellen ist Gold gewaschen worden; Platina findet sich reichlich am Similkameen-Flusse.

Das dritte Hauptglied der Gebirgsregion — die Küstenkette — bildet nicht eine Fortsetzung des Kaskadengebirges in Oregon und Washington. Dieses letztere besteht zum großen Theil aus vulkanischen Gesteinen, die ihm seinen Charakter verleihen, aber auf älteren Gesteinen ruhen. Es streicht nach Norden und endet in der Gegend der politischen Grenze. Das Küstengebirge von Britisch-Columbia, das in der Nähe der Frasermündung aufzusteigen beginnt, ist geographisch und geologisch vollkommen vom Kaskadengebirge getrennt. Vulkanische Gesteine haben keinen wesentlichen Antheil an seinem Aufbau. Diese Küstenkette streicht etwa 900 englische Meilen (rund 1450 km) nach Nordwesten und bildet den Rand des Festlandes. Sie hat eine durchschnittliche Breite von 100 Meilen und besteht aus vielen einzelnen Gliedern, die durch tief eingeschnittene Längs- und Querthäler von einander getrennt sind. Die höheren Gipfel sind 6000 bis 7000 Fuß (1800 bis 2100 m) hoch, einige steigen bis über 9000 Fuß (rund 2750 m). Im nördlichen Theile der Küstenkette sind große Gletscher zahlreich vorhanden. Die Berge sind im allgemeinen sehr zerrissen und dicht bewaldet; die Flora ihrer Westabhänge ist die charakteristische Flora jener Küste, während die Pflanzenbedeckung der östlichen Abhänge an die der Binnenketten erinnert.

Die Erhebung des größten Theils der Küstenkette hat nach der Kreidezeit stattgefunden, denn Schollen von dem Gestein dieser Periode finden sich in großer Höhe. Die Hauptmasse bilden Granit und granitähnliche Gesteine, Gneiße und palaeozoische Gesteine, ähnlich denen des Inneren Plateaus. In letzteren sind wiederholentlich Goldlager gefunden worden; Kupfer-, Eisen- und Silbererze kommen reichlich vor.

Das vierte Glied der Gebirgszone — die Vancouver-Kette — liegt zum Theil unter der Meeresoberfläche; sie erhebt sich aber über dieselbe in der Vancouver-Insel, den Königin-Charlotte-Inseln und reicht südwärts in den Olympischen Bergen bis nahe an den Columbia. Der höchste Berg auf Vancouver, der Viktoria Peak, ist 7484 Fuß (2281 m) hoch. In der Mitte der Insel befindet sich ein ausgedehntes Gebiet, dessen mittlere Erhebung 2000 Fuß (rund 600 m) übersteigt. Auf den Königin-Charlotte-Inseln steigen mehrere Gipfel über 4000 Fuß (rund 1200 m). Die Inseln an der Küste

von Alaska, welche man für eine Fortsetzung dieser Kette halten könnte, werden im geographischen Sinne richtiger für eine Fortsetzung der Küstenkette angesehen. Die Vancouverkette besteht zum Theil aus den gleichen krystallinischen Gesteinen wie die Küstenkette, hauptsächlich aber aus geschichteten Gesteinen der palaeozoischen Erdalter und der Trias; daran schließen sich an den Abhängen Gesteine der Kreideformation, die durch ihre Kohlenlager wichtig sind. Letztere haben dort eine viel größere wirthschaftliche Bedeutung als die an mehreren Stellen gefundenen Goldlager und die Fundstätten von Kupfer-, Eisen- und Bleierzen, sowie von goldführendem Quarz.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

VI [1]).

(Mit drei Abbildungen.)

Außer den öffentlichen Bauten und Instituten, welche die unmittelbare Umrahmung der Plaza bilden, lenken während unseres Aufenthaltes in der mexikanischen Hauptstadt namentlich noch die „Mineria“, die „Academia de San Carlos“, das „Museo Nacional“ und die „Biblioteca Nacional“ unsere Aufmerksamkeit in einem höheren Grade auf sich.

Das „Colegio de Mineria“ — die mexikanische Bergbau-Hochschule — ist eins der imposantesten Gebäude, die Mexiko besitzt, und augenscheinlich in jeder Beziehung darauf angelegt, der großen Rolle zu entsprechen, die der Bergbaubetrieb von Anfang an in dem Lande gespielt hat. Es ist in den Jahren 1793 bis 1813 von dem berühmten mexikanischen Architekten Manuel Tolsa mit einem Kostenaufwande von $1\frac{1}{2}$ Millionen Pesos (6 Millionen Mark) erbaut worden. Sobald wir es in seinen Einzelheiten genauer mustern, zeigt es uns aber eine merkwürdige Erscheinung. Da ist kaum eine Säule an dem ganzen Gebäude, die lothrecht steht, und da giebt es kaum ein Portal und ein Gewölbe, das nicht niedrig und gedrückt oder verzerrt aussieht. Unter der schweren Steinmasse des Riesenbaues hat sich eben die schwammige, lockere Natur des Baugrundes von Mexiko viel deutlicher kundgegeben, als unter den leichten einstöckigen Häusern, die die Stadt im übrigen charakterisiren, und der ganze südliche Theil der Mineria ist um volle zwei Meter in den Boden hineingesunken. Lange Zeit schien das Gebäude mit Einsturz zu drohen, und man sah sich auf die Weise gezwungen, die Hauptkuppel gänzlich niederzulegen; dadurch, daß man weitere zwei Millionen Mark auf Reparaturen verwandte, hat man es aber doch stehend gehalten, und gegenwärtig sollen die einzelnen Theile sogar in einem ziemlich vollkommenen Gleichgewichtszustande gegen einander verharren. Wir konnten uns freilich trotzdem niemals eines Gefühles großer persönlicher Unsicherheit erwehren, wenn wir durch die Hallen und Säulengänge dahin schritten. Sollte nicht bei einem solchen Baue auch einmal eins der schwachen Erdbeben, von denen das Thal von Anahuac im Zusammenhange mit seinem Vulkanismus ab und zu heimgesucht wird, genügen, um eine Katastrophe herbeizuführen? Eine unzweifelhafte Thatsache ist es, daß der Senkungsprozeß noch beständig weiter fortschreitet, wenn auch nur ganz langsam. — An anderen großen Gebäuden der mexikanischen Hauptstadt beobachtet man diesen Prozeß natürlich auch, glücklicherweise aber an keinem in einem so gewaltigen Maßstabe.

Vor dem in der „Mineria“ untergebrachten Lehrapparat empfinden wir eine große Hochachtung. Wie sollte dies aber auch anders möglich sein, da sich derselbe in allen Hauptsachen auf das engste an das sächsische Freiberg anlehnt! Die ausgestellten Schacht- und Maschinenmodelle stammen beinahe sämmtlich von daher. Wieder ein deutscher Kultureinfluß in Mexiko, auf den wir wohl mit Fug und Recht stolz sein dürfen! Was man mit dem schönen Apparate in Mexiko leistet, darüber gewannen wir freilich kein rechtes Urtheil, da die Schüler der Mineria zur Zeit unserer Besuche in der Anstalt gerade Ferien hatten.

In der mit der Mineria verbundenen Gesteinssammlung sah es ein wenig chaotisch aus. Es waren ziemlich viele Materialien vorhanden, aber nicht der zwanzigste Theil davon war genau bestimmt und etikettirt, und einen klaren Einblick in die Tektonik des Landes zu verschaffen, war die Sammlung ganz und gar nicht geeignet. Am besten stand es noch um die jungen Bildungen, die der derzeitige Direktor der Anstalt, Don Castillo, bei Gelegenheit der Anlage des Tequisquiac-Kanales gesammelt, und in denen er sowohl die Reste von fossilen Elephanten als auch von fossilen Menschen entdeckt hat. Mit den vorliegenden älteren Sachen sind die Herren, welchen die Ordnung der Sammlung obliegt, in sichtbarer Verlegenheit, und die Handstücke, mit denen sie es zu thun haben, sehen in der That vielfach verwirrend genug aus, so daß wohl auch ein tüchtiger deutscher Geologe nicht recht wissen würde, was er damit anfangen sollte, wenn ihm nicht die Möglichkeit gegeben würde, sie zusammen mit ihrem Fundorte zu studiren. Unser freundlicher Führer, der sich alle erdenkliche Mühe gab, uns seine Schätze in dem rechten Lichte zu zeigen, sprach viel von Alexander von Humboldt, schien aber dabei nicht sehr zu bedenken, daß seit dem Besuche unseres großen Landsmannes in Mexiko acht Jahrzehnte vergangen waren, und daß die geologische Wissenschaft in dieser Zeit mancherlei Fortschritte gemacht hatte. Auf unsere Frage, ob eine geologische Uebersichtskarte der mexikanischen Republik in der Mineria vorhanden sei, oder doch wenigstens eine geologische Karte der näheren Umgebung der Hauptstadt, lauteten seine Antworten verneinend. Er fügte aber hinzu: „Wenn Sie uns solche Karten machen wollten, so würden wir Ihnen sehr dankbar sein.“ Das war ein gar zu starkes Vertrauen in den Klang des deutschen Namens, das wir leider nicht zu rechtfertigen in der Lage waren.

Auch der „Academia de San Carlos“ statten wir wiederholte Besuche ab, und ihr kehren wir eigentlich immer mit einer viel höheren Befriedigung den Rücken als der Mineria. Daß die Mexikaner einen hoch entwickelten Farben- und Formensinn besitzen, haben wir ja schon an anderen Orten gesehen — vor und in der Kathedrale, angesichts der

[1]) Vergl. Nr. 16 des laufenden Bandes.

hübschen Standbilder auf dem Paseo de la Reforma u. s. w. Sollte dieser Sinn aber nicht zu einem noch volleren Ausdrucke kommen müssen in der Anstalt, die ausschließlich der Pflege der Künste geweiht ist! Wir erkennen in den Sälen der „Academia“ bald, daß dies thatsächlich der Fall ist. Die darin enthaltene Sammlung von Gemälden und Bildsäulen steht den europäischen Sammlungen gleicher Art in der That viel ebenbürtiger zur Seite als die „amerikanischen“ Kunst-Galerien, wenigstens soweit die nationalen Kunstschöpfungen in Frage kommen; und wir

Ein mexikanischer Wasserträger am Aquaedukt.

sind geneigt, dies um so höher anzuschlagen, als die unglückliche mexikanische Republik seit dem ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts eigentlich niemals aus den Bürgerkriegswirren herausgekommen ist, und als es bekanntlich im allgemeinen bezüglich der Kunstentwickelung heißt: „Inter arma silent musae!“ Freilich hat die Kunst in den Naturverhältnissen Mexikos auch in mehrfacher Beziehung sehr günstige Voraussetzungen. Das Blau des mexikanischen Himmels ist ebenso dunkel und tief als das des griechischen und italienischen, das Gefunkel der mexikanischen Sterne und der Glanz der mexikanischen Sonne ist ebenso lebhaft, und welche Landschaft in der Welt zeigte

uns wohl schärfere und schönere Umrißlinien als die vielgestaltigen mexikanischen Vulkanberge oder die mexikanischen Mezquite-, Agaven- und Opuntien-Gebüsche und Alamos-Baumgruppen! Auch die alten Azteken waren bekanntlich schon ein Kunstvolk. Die in Mexiko einwandernden Spanier brachten in der fraglichen Beziehung natürlich auch ein ganz anderes Erbtheil aus ihrer europäischen Heimath mit, als die in dem Unionsgebiete einwandernden Angelsachsen!

Unter den Künstlern, welche in der „Academia de San Carlos" vertreten sind, stellen wir Luis Juarez und Baltazar de Echave obenan, sowohl was die Zahl als auch was den Rang ihrer Werke anbetrifft. Die Stoffe, die dieselben behandeln, sind dem bigott-katholischen Charakterzuge des mexikanischen Volkes gemäß — der auch in der gegenwärtigen liberalen Aera nicht von ihm weichen will — ausschließlich der christlichen Geschichte und Legende entnommen, die Art, in der die beiden Künstler ihre Christus- und Heiligenbilder und ihre Kreuzigungen und Kasteiungen zur Darstellung bringen, gemahnt uns aber sehr an die Art der großen spanischen und italienischen Meister. Die Affekte, die auf den Gemälden zum Ausdrucke kommen, sind ungemein starke und heftige — ganz besonders bei den

Ein mexikanischer Topfhändler.

Juarez'schen —, und dadurch wird nach unserer Meinung wieder einem Zuge des mexikanischen Nationalcharakters entsprochen, da sich ja die spanische Leidenschaftlichkeit auf dem mexikanischen Boden eher noch bedeutend gesteigert als gemindert hat. In beiden Künstlern zeigt sich uns die mexikanische Kunst gewissermaßen als ein schönes Stück Mittelalter, daß sich durch die halbtropische Sonnengluth, durch die harte Plateauluft, durch den im Boden schlummernden Vulkanismus, durch die starken Würzen der mexikanischen Pflanzenwelt und durch verschiedene andere geographische Einflüsse eigenartig gestaltet hat, dem wir aber noch immer viel Geschmack abgewinnen können. In dieselbe Reihe mit Juarez und Echave stellen wir unter den Künstlern der „Academia" noch Miguel Cabrera, José Ibarra und Sebastian de Artega, von denen es namentlich dem ersteren recht gut gelingt, seinen großen europäischen Vorbildern nahe zu kommen.

In anderen Bahnen wie die genannten Maler bewegen sich mit ihren Stoffen und Darstellungsweisen: Santiago Rebull mit seinem Opfer Abraham's, Juan Uruchi mit seiner Flucht Lot's, Gregorio Figuera mit seinem Morde Kain's, José Obregon mit seiner Hagar in der Wüste, sowie auch Salome Pina (ebenfalls mit einer Hagar), Rafael Flores, Juan Manchola, Ramon Sagredo u. s. w. Die Stoffe sind bei ihnen fast ausnahmslos dem alten Testamente entlehnt, aber die Behandlung ist in einem hohen Grade modern, und bei Ramon Sagredo und Salome Pina konnten wir nicht umhin, an Hoffmann und Hübener und an die Dresdener Schule zu denken. Spezifisch spanisch-mexikanisch erschien uns aber die ausgesprochene Liebe für das Grausige und Furchtbare. Nur das Auge der Frauen, die auf den Bildern dargestellt sind, ist fast ausnahmslos das weiche, sanfte Dulderauge der mexikanischen Indianerfrauen — eine Eigenthümlichkeit, die

Das Schloß Chapultepec.

den Kunstwerken noch einen national-mexikanischen Charakterzug mehr verleiht.

Befremdend erschien es uns in der „Academia de San Carlos", daß gute Landschaftsbilder darin so gut wie gar nicht vertreten waren. Wir hatten geglaubt, daß Mexiko gerade für die Landschaftsmalerei zahllose verlockende Objekte darbieten müßte. Es scheint aber, daß den Mexikanern wirklicher Natursinn in einem ganz ähnlichen Grade abgeht, wie den Südeuropäern, und namentlich den Spaniern. José M. Velasco und E. Landesio sind die einzigen Namen, die wir in dieser Richtung zu nennen haben, ohne ihre Leistungen besonders preisen zu können. Begründet wurde die mexikanische Kunstakademie bereits im Jahre 1784.

Das Nationalmuseum — „Museo nacional" — gewährt in erster Linie einen prächtigen Einblick in das Kulturleben der alten Azteken, und die großen Prachtstücke, welche inmitten der Palmen seines schönen Patio aufgestellt sind, müssen das Herz des Archäologen mit heller Freude erfüllen. Aber auch die neuere mexikanische Geschichte ist darin gut bedacht, und eine besondere Abtheilung ist mit Maximilian-Reliquien angefüllt. Um diese letzteren sammelte sich das gemeine Volk, welches das Museum besuchte, immer in auffällig großer Zahl, und es schien uns, als ob es sie mit ganz ähnlichen Empfindungen betrachtete, wie Heiligen-Reliquien. In der naturhistorischen Abtheilung des „Museo" fanden wir namentlich die farbenprächtige mexikanische Vogelwelt gut vertreten — die Pyranga-, Icteria-, Trichas-, Iphantes-, Xanthornus-Arten und tausend andere. An verschiedenen Glanzpunkten gewahrten wir zu unserer Freude auch in der naturhistorischen Sammlung die ordnende deutsche Hand.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir es nicht unterlassen, auf eine schöne Privatsammlung hinzuweisen, die sich in den Händen des Dr. Casca, eines Deutsch-Oesterreichers, befindet. Dieselbe enthält prächtige Erzstufen, Krystalldrusen, Halbedelsteine 2c., sowie auch allerlei große Kost-

barkeiten, die ehemals dem Kaiser Max gehörten, und sie kann in gewisser Weise zur Ergänzung der drei vorgenannten Sammlungen dienen.

Die Nationalbibliothek ist ebenso wie manches andere öffentliche Institut der Stadt Mexiko früher eine Kirche gewesen, sie ist aber durch Umbau auswendig wie inwendig ihrer neuen Bestimmung in sehr geschickter Weise adoptirt worden, und wir stehen nicht an, sie zu den schönsten architektonischen Zierden der Stadt zu zählen. In dem großen Lesesaale — dem ehemaligen Hauptkirchenschiffe — empfanden wir namentlich die angenehme Kühle während der heißen Tagesstunden als eine Wohlthat. Von den in dem Gebäude untergebrachten Bücherschätzen lautet unser Lob weniger begeistert, denn beinahe Alles, was sie uns für unsere Studien über Land und Leute von Mexiko zu bieten vermochte, war Alexander von Humboldt's „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne"; den hatten wir aber von daheim ziemlich gut im Gedächtnisse, und außerdem fanden wir die darin enthaltenen Anschauungen zwar ganz vorzüglich für ihre Zeit, aber in vielen Punkten durchaus nicht mehr zutreffend für die Gegenwart. Den Katalog fanden wir elend, dafür war es uns sowie jedem anderen Besucher des Lesesaales aber unbenommen, jedes beliebige Buch aus jedem beliebigen Standbrette eigenhändig herauszunehmen und nach dem Gebrauche wieder an der rechten oder unrechten Stelle unterzubringen. Besser als wir dürfte vielleicht der Historiker und Archäolog in der „Biblioteca nacional" auf seine Rechnung kommen.

Unter den sonstigen Bauwerken Mexikos heben wir namentlich noch die beiden großen Aquaedukte hervor, von denen bei dem Mangel an Brunnen die gesammte Wasserversorgung der Stadt abhängt. Dieselben leiten das Wasser beide aus den vulkanischen Bergen im Südwesten der Stadt herbei — der ältere und kürzere sogenanntes „dickes Wasser" („agua gorda"), das sich nicht zu jeder Verwendung eignet, aus der Gegend von Chapultepec, und der neuere, 16 km lange und aus neunhundert Bogen bestehende sogenanntes „dünnes Wasser" („agua delgada"), das wir ganz gut zum Trinken fanden, aus der Gegend von Santafé. Originelle Wasserträger (aguadores) befördern das Wasser vermittelst großer Thonkrüge und alterthümlicher Tragvorrichtungen, die sie um die Stirn legen, von den Aquaedukten in die Haushaltungen (S. Abbildung 1). Ebenso beziehen auch die sehr komfortablen öffentlichen Bäder, bei denen wir unwillkürlich — ebenso wie bei den mexikanischen Pferden — an den indirekten Kultureinfluß denken, den die Araber auf Mexiko ausgeübt haben, ihren Bedarf aus den beiden Aquaedukten.

Einen Hochgenuß bereitete uns das Herumschlendern im „Mercado", denn dort gab es echtes mexikanisches Volksleben zu beobachten und zugleich auch echte Erzeugnisse des mexikanischen Bodens. Man kann sich kaum ein bunteres Bild denken als diese Händler und Eseltreiber, die ihre Topfwaaren oder ihre Früchte von den Thieren abladen; als diese halbnackten Indianerweiber, die ihre kleinen Kinder im Rebozo herumschleppen; als diese braunen Jungen, die sich und ihre Körbe den Käufern und Käuferinnen zur Verfügung stellen, um ihnen ihr Obst, ihr Gemüse, ihren Fisch oder ihr Fleisch nach Hause zu tragen u. s. w. Mit Viktualien jeder Art zeigte sich der Markt auf das beste versorgt, und namentlich bringen die Züge von Veracruz auch täglich herauf, was unten in der tiefgelegenen „tierra caliente" wächst — Bananen, Ananas, Mangos, Orangen — und zu wahren Spottpreisen. — In der unmittelbaren Nachbarschaft des Mercado wird auch zugleich das wichtige Gewerbe der Sombrero-Fabrikation schwungreicher als irgendwo sonst betrieben. Der Hut macht ja in Mexiko noch mehr den Mann als das Kleid, und mancher von den Marktbesuchern wendet den größten Theil seines Vermögens daran, um sich einen möglichst stattlichen zu erwerben.

Was das Volksleben der Stadt Mexiko im übrigen betrifft, so wogt in ihr hispanisches und indianisches Wesen bunt durch einander. Das indianische Element nimmt zum Theil sehr hohe Lebensstellungen ein, und gelangt ja unter Umständen sogar bis auf den Präsidentenstuhl. Im allgemeinen aber bildet es doch die unteren Volksklassen, und das „Todo blanco es caballero" der kolonialen Zeiten hat in Mexiko auch heute noch keineswegs seine Gültigkeit vollkommen verloren. In den Mittelklassen ist das ausgeprägte Mischlingselement stark vertreten.

Unter den fremden Elementen ist das deutsche das namhafteste und angesehenste, was unter anderem auch in der Thatsache zum Ausdrucke kommt, daß die Deutschen das schönste und stattlichste Klubhaus in der Stadt besitzen. Wir gedenken hier mit großem Vergnügen der Gastfreundschaft, die wir darin genossen haben.

Das städtische Verkehrswesen Mexikos ist ganz in derselben Weise organisirt, wie in den europäischen Großstädten, und namentlich verbinden eine ganze Anzahl Pferdebahnlinien die Theile der Stadt unter einander sowie mit den verschiedenen Vororten. Und nicht bloß die Lebenden benutzen das moderne Vehikel in Mexiko, sondern auch die Todten werden durch dasselbe nach ihrer letzten Ruhestätte befördert — sechsspännig, vierspännig, einspännig, oder wie die Hinterlassenen sonst belieben. Es ist dies der sogenannte „servicio funebre" der Pferdebahnen.

In der Post bemühte sich die Direktion augenscheinlich sehr, die Briefauslieferung dem Publikum möglichst bequem zu machen. Zu diesem Zwecke ließ sie nach der Ankunft jedes Zuges aus El Paso oder Veracruz ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß der eingegangenen Briefe anfertigen und im Patio zur Einsicht für jedermann anheften. Wenn wir dann aber an den Schalter traten, und was unser war, verlangten, da begegnete es uns wiederholt, daß der betreffende Beamte die Sache nicht finden konnte, und uns schließlich in seiner Verzweiflung erklärte, es werde sie vielleicht ein Anderer abgeholt haben. Das erste mal nahmen wir diese Auskunft ruhig hin, obzwar ein wenig verwundert, und schließlich fanden unsere Briefe nach ein paar Stunden auch noch ganz richtig den Weg zu uns. Das zweite mal aber gingen wir zu dem Herrn Direktor und gaben ihm den Rath, seine Praxis doch dadurch zu vereinfachen, daß er die neuangekommenen Briefe auf einen Haufen mitten im Patio schütten, und sich jeden davon aussuchen ließe, was ihm gefiele.

Die Amerikaner von der Union, die den Mexikanern außer dem Eisenbahnnetze noch eine ganze Reihe bedeutungsvoller Neuerungen gebracht haben, sind eifrig bemüht, auch die Telephonleitung in der Hauptstadt zur Geltung zu bringen, und bis zu einem gewissen Grade ist ihnen dies bereits gelungen.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

III.

(Mit zwei Abbildungen.)

Trotzdem daß alle Berichte versicherten, daß der Schnee im Gebirge sehr hoch läge, brach ich auf, um den Aschiwo-Paß zu erreichen.

Unterwegs begegneten wir vielen Lastthieren mit Kupferbarren, von einem Hüttenwerke bei Aschiwo; die Treiber gaben mir den schlechten Trost, daß ich nicht mehr durchkommen würde.

Als Lastthiere dienen hier sowohl Ochsen als auch Pferde; letztere tragen zwei, erstere sechs Kupferbarren, jede zu 65 kg. Sämmtlichen Thieren hatte man hohe Strohschuhe angezogen; in England sagt man „ein Pferd beschuhen" („to shoe a horse"), in Japan thut man es wirklich, d. h. bei schlechtem Wetter erhalten Last- und Zugthiere Schuhe aus Binsengeflecht, ganz ähnlich denen, derer die karrenziehenden Kulis sich bedienen, wenn es regnet oder schneit; bei gutem, trockenen Wetter laufen letztere barfuß, selbst auf den spitzesten Steinen.

Wir kamen immer tiefer in den Schnee. Ich hatte meine Dschinrikischa schon lange nicht mehr benutzt und war zu Fuß gegangen; die Kulis aber trugen die kleinen Wagen selbander ein Stück weit vorwärts, holten dann das Gepäck nach und wiederholten dasselbe Spiel beständig, mit unverdrossenem Muthe arbeitend, obwohl der Schnee an ihren nackten, vom Froste aufgesprungenen Beinen empfindlich genug schmerzen mochte. Von einem Vorwärtskommen konnte man eigentlich nicht reden, und die kalten Nachtquartiere nach den naßkalten Tagereisen zerstörten vollends allen Reisemuth. Ich mußte also die Ueberschreitung des Aschiwo-Passes schließlich aufgeben, und auf weniger hoch gelegenen Wegen gelangte ich, wenn auch unter Strapazen, nach einigen Tagen an den Biwasee (Biwasee), wo es sommerlich warm und schon ganz grün war. Es besteht eben ein ganz auffallender und sonderbarer Unterschied im Klima der westlichen und östlichen Inselhälfte, deren erstere sich durch ihren Pflanzenwuchs als durchaus subtropisch charakterisirt, während man sich auf der letzteren in nordische Regionen versetzt glauben möchte, wenn nicht der Seidenbau und die Reisfelder daran erinnerten, daß im Durchschnitt die klimatischen Verhältnisse doch etwa die nämlichen wie in der Lombardei sein müssen. Der Biwasee hat ziemlich genau mit der Hauptstadt Tokio gleiche geographische Breite und liegt nur 90 m höher über dem Meere als letztere; an seinen Ufern wie auch in Kioto, Hiogo und Nara, fand ich die ganze Pflanzenwelt in voller Entwickelung, während bei meiner Abreise in Tokio eben die Pfirsich- und Kirschbäume zu blühen anfingen. Die westliche Inselhälfte hat eine Menge immergrüner Laubholzbäume aufzuweisen, und es wird daselbst die Theekultur sehr schwunghaft betrieben.

Der japanesische Thee ist bitterer als der chinesische, ist aber im Westen Amerikas sehr beliebt, und es sollen schon für 15 Millionen Dollars jährlich dorthin ausgeführt werden. Die feinsten Sorten werden in Kioto mit sieben Yen (also mit mehr als 20 Mark) das englische Pfund bezahlt. In Deutschland haben Proben bester Qualität, welche ich mitgebracht hatte, wenig Beifall gefunden, was seinen Grund, außer in dem bitteren Geschmacke, in der ganz blassen Farbe selbst des stärksten Aufgusses haben mag; der Geruch des letzteren ist ein sehr angenehmer.

In verschiedenen Orten längs des Sees — besonders in Magibara und Otsu, den beiden Endstationen der sehr lebhaften Dampfschiffahrt auf dem See — giebt es gute Wirthshäuser; die Fahrt über den See, welcher in Länge und Breite etwa dem Genfer See gleicht, dauert drei bis vier Stunden und ich finde sie sehr lieblich; ich habe aber mehrere Personen gesprochen, deren Vorliebe für Naturschönheiten mir wohl bekannt ist, denen der See und seine Umgebung wenig Eindruck gemacht hatten. Mir präsentirten sich seine malerischen Ufer allerdings doppelt schön, indem alle höheren Spitzen mit Schnee bedeckt waren, während die niedrigen Höhen zunächst am See im prächtigsten Grün eines üppigen Pflanzenwuchses prangten. Die Riesenbäume („big trees" benennt sie Satow in seinem Handbuche) bei Karasaki sind in Bezug auf ihren Durchmesser allerdings nur sehr gering gegen die ebenso benannten Wellingtonien bei Mariposa in Kalifornien, aber sehr bemerkenswerth durch ihren enormen Schattenbereich und ihre schöne Lage am See.

Von Otsu aus erreicht man Kioto zu Fuße oder in der Dschinrikischa auf einem herrlichen Gebirgswege in vier bis fünf Stunden; die Eisenbahnfahrt erfordert genau eine Stunde. Diese ehemalige Kaiserresidenz, die auch Miako genannt wird, hat durch Revolutionen und dadurch, daß 1869 der Mikado seinen Sitz nach Tokio verlegt hat, an Einwohnerzahl und Bedeutung sehr verloren; man zählte 1884 nur noch 225 000 Seelen, während der räumlichen Ausdehnung nach (und unter der Annahme, daß die Stadt im Durchschnitte überall etwa gleich dicht bevölkert war) hier die drei- bis fünffache Anzahl Menschen gewohnt haben mag.

In industrieller Beziehung ist Kioto trotz des in neuester Zeit sehr emporblühenden Osaka die erste Stadt des Kaiserreiches geblieben. Für den Kulturhistoriker und Forscher birgt sie in ihren Tempeln und Palästen unermeßliche Schätze, die seit des Kaisers Wegzuge zugänglicher sind, als je vorher (man kann sogar die kaiserlichen Paläste in Kioto und Osaka besuchen). Für den Touristen wird sie durch ihre wunderbar schöne Lage und Umgebung stets ein unschätzbares Juwel bleiben; es fehlt der Landschaft allerdings ein großes Wasser; davon abgesehen möchte ich den Blick, z. B. vom „Grabe des Schogun", als eine der schönsten Aussichten bezeichnen, die ich überhaupt kennen lernte. Auch die leibliche Verpflegung in dem ebenfalls sehr schön belegenen Yami-Hotel verdient alles Lob.

Die riesigen Bildnisse von Kwanon und Buddha, die früher, in Erz gegossen, hier gestanden haben sollen, sind jetzt nur noch in Holznachbildungen vorhanden; die letztere ist 25 m hoch, also noch 5 m höher als der Riesen-Bronzekoloß in Kawakura bei Yokohama. Auf die großen Glocken Japans komme ich später nochmals zurück.

Ich habe die Tempel in Kioto nicht gezählt, aber der bloße Ueberblick lehrt, daß die in Brockhaus' Konversations-Lexikon [1]) angegebene Zahl von 2000 Schinto- und etwas weniger Buddha-Tempeln viel zu hoch gegriffen ist. Obwohl viele Hunderte von Tempeln beider Sekten existiren,

[1]) S. Artikel Kioto (Miako) in Bd. 11, S. 692 (13. Aufl.).

Nara.

scheint einem Bedürfnisse nach mehr nicht genügt zu sein; denn es wird eben dicht am Bahnhofe ein neuer Tempel gebaut, der der allergrößte und herrlichste in Japan werden soll. Seine Außenwände standen schon vollendet, und alle Einzeltheile, bis herab zur kleinsten Verzierung, lagen aufgestapelt in den unzähligen Bauhütten des Platzes fertig, so daß es eine Kleinigkeit erscheinen müßte, das ganze Werk mit den richtigen Hilfsmaschinen und Werkzeugen in wenigen Monaten fertig zu stellen, — während der Bau in Wirklichkeit noch 10 bis 14 Jahre dauern sollte. Das kann nur dem glaublich erscheinen, der gesehen hat, wie der Bau betrieben wird: kein Krahn, kein Flaschenzug kommt zur Verwendung; die schweren Dachbalken und Architraven werden auf über 500 m langen, geneigten Ebenen mit Menschenhand hinaufgeschoben bis zur Höhe ihrer Lage, etwa 35 m über dem Erdboden; alle Seile und Stricke, die dabei benutzt werden, dürfen nur aus geschenkten Frauenhaaren gefertigt sein; jedes Stück, das eingelegt wird, muß erst durch die Priester gesegnet sein. Für diese letztere soll ein solcher Tempelbau kein schlechtes Geschäft sein, — ein Umstand, der es erklärlich macht, daß solch heilige Sache nicht übereilt wird. Sehr wacht man auch darüber, daß niemand bei der Sache verwendet wird, der mit einem „bösen Blick" behaftet ist; dagegen scheint man von dem neugierigen Blick eines Ketzers keinen bösen Einfluß zu befürchten, und werden die papiernen oder silbernen Yens desselben gern als Opfergabe entgegengenommen. Ich wurde durch den bauleitenden Priester mit größter Liebenswürdigkeit umher geführt, durfte die Gerüste besteigen und besonders auch die Bauhütten im Innern gründlich besehen. Man kann hier in aller Muße die wunderschönen Verzierungen betrachten, die einem in den meisten Tempeln aus Lichtmangel unsichtbar bleiben, weil — wenigstens für einen gewöhnlichen Besucher in den Tempeln — nur wenige von den alles verdunkelnden Holzläden weggenommen werden.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit in Japan wie in China ist die, daß alle Bauten, deren Ausführung irgend beträchtliche Zeitdauer in Anspruch nimmt, unter einer Hütte von dicken Matten ausgeführt werden, welche die Bauenden gegen Regen, Wind und die glühende Sonne, sowie vielleicht den Bau selbst gegen die Wirkungen des Taifuns schützt, den Bauraum aber auch vollkommen dunkel macht. Daß diese Hütten bei Bauten, wie es der hier in Rede stehende ist, ganz gewaltige Abmessungen erhalten, ist einleuchtend, da dieselben doch in jeder Richtung bedeutend die des Baues selbst übertreffen müssen, um den nöthigen Spielraum bei der Arbeit zu lassen. Die oben erwähnten schrägen Ebenen für das Aufbringen schwerer Gegenstände sind bei geringeren Höhen Erdaufschüttungen, bei bedeutenderen Höhen aber künstlich gefügte, mächtige Holzgerüste.

Unwillkürlich mußte ich an die Baumeister der Pharaonen denken, die ihre himmelaufstrebenden Pyramiden ebenfalls ohne andere maschinelle Hilfe, als die der Walze und der geneigten Ebene erbauten.

Einen regnerischen Tag in Kioto benutzte ich zum Besuche verschiedener Schulen — unter anderen einer solchen für Mädchen höherer Stände bis zum Alter von 16 Jahren. Der Unterricht in den höchsten Klassen umfaßt manche bei uns nicht eingeführte Disciplinen: Weberei, Seiden-Malerei und Stickerei, dann Anstandslehre, Koch- und Theebereitungsweise. In Theebereitungsschule begriff ich erst, daß

„Was wir sonst getrieben frei
Auch eins, zwei, drei dazu nöthig sei."

Als ich hineinkam in das Zimmer, in welchem eine würdig aussehende Matrone im Kreise eines Dutzend junger Mädchen waltete, glaubte ich, es handle sich um eine religiöse oder zauberische Verrichtung. In der Mitte des zwölfmattigen Zimmers war eine viereckige Vertiefung, in der auf einem Kohlenfeuer ein kleiner Dreifuß mit kupfernem Wasserkessel stand; daneben ein Gestell, wie die Rückwand mancher Schreibzeuge, zum Auflegen von 10 bis 12 winzig kleinen Holzlöffeln und Spateln. Vor diesem Apparate kauerte die Alte auf einem Kissen und murmelte allerlei vor sich hin, während die Zöglinge in feierlicher Stille verharrten; der aus dem Kessel aufsteigende Wasserdampf verhüllte die Gruppe theilweise, und in dem magischen Halbdunkel gestaltete sich die ehrwürdige Schulmutter in meiner Vorstellung eben zu einer japanischen Pythia, als mich mein Führer belehrte, daß es sich hier nur um Unterweisung in der kunstgerechten Zubereitung eines richtigen Theeaufgusses handelte. Noch eine Viertelstunde und mehr hantirte die Alte mit ihren Löffeln und Büchsen, dann war der Thee fertig; sie füllte eins der winzig kleinen, bunt bemalten Täßchen mit dem Tranke, winkte einem der jungen Mädchen, welches das Täßchen auf einem zierlichen Brettchen in Empfang nahm, und im nächsten Augenblicke vor mir kniete, um mich um gnädige Annahme dieser Erfrischung zu ersuchen. Nun, viel Todesverachtung gehört nicht dazu, eine solche Tasse Thee zu genießen; denn selbst, wenn die Tasse das schrecklichste Gift enthielte — in dieser homöopathisch kleinen Gabe könnte es unmöglich schaden; wohl aber darf man etwas behutsam sein, beim Einnehmen des Thees das kleine Gefäß nicht mit zu verschlucken.

An der Anstandsstunde nehmen nur die ältesten Mädchen theil; sie lernen etwa das, was bei uns in der Tanzstunde gelehrt wird, aber außerdem noch vieles andere: wie eine junge Dame einen Heirathsantrag anzunehmen oder abzulehnen hat, wie sie würdig einem Gaste ihres Hauses ein Mahl anzubieten hat; ferner erhalten die Schülerinnen Unterweisung, wie sie sich bei Tanz-, Gesangs- und Deklamations-Aufführungen zu gruppiren, wie sie das wichtige Instrument, den Fächer, zu benutzen haben. Die Vorsteherin ließ mir verschiedene Vorstellungen, auch in der Fächersprache, geben und erklärte mir die einzelnen Zeichen; und ich muß gestehen: diese Kunst beherrschen die jungen Japanerinnen ebenso vollständig wie die Spanierinnen, die berühmt sind für ihre Gewandheit mit dem Fächer zu reden. Als ich meine Neugier in jeder Richtung befriedigt glaubte, bat ich die Lehrerin, sie möge mir einmal diejenige Bewegung mit diesem sprechenden Instrumente zeigen lassen, die eine Dame machen würde gegen einen Herrn, zum Zeichen, daß sie ihn nicht länger mehr aufhalten wollte. Als mein Wunsch übersetzt wurde, erhob sich ein fröhliches Gelächter, und sämmtliche junge Damen machten, wie vom selben Geiste beseelt, die ganz gleiche Bewegung mit den Fächern, mit solcher Gewandheit und so viel Ausdruck, daß ich schleunigst das Zimmer räumte.

In der Webschule sprachen der Meister und die Lehrerin beide sehr gut englisch. Letztere fragte mich, wie groß ein europäisches Fenster sei. Als ich ihre erwiderte, diese Frage sei für mich so schwer zu beantworten, als es für sie sein würde, mir anzugeben, wie hoch ein japanischer Berg sei, weil die Fenster in Europa unter einander ebenso verschieden seien, wie in Japan die Berge, entstand ein sehr ungläubiges Schütteln des Kopfes; denn nach der Anschauung der Japaner muß jedem Fenster so wie jedem Fußboden ein Normal-Maß zu Grunde liegen.

Ich hatte während meines Aufenthaltes in Kioto Gelegenheit, den Miako-odori, oder auf Deutsch „den großen Festtanz der Westhauptstadt", aufführen zu sehen, dessen Vorstellungen in jedem Frühjahr stattfinden.

Die Bühne ist eine schmale Rampe, die den etwas vertieft liegenden, viereckigen Zuschauerraum an drei Seiten umgreift; rechts und links sitzen je zehn junge Mädchen mit

Die Shiba-Tempel in Tokio (Vergl. S. 286).

wundersamen Musik-Instrumenten; vor ihnen bewegen sich, nach dem Takte ihrer Musik und ihres Gesanges, zwei Chore von Tänzerinnen; sie, wie auch die Musikausübenden, sind reich und glänzend gekleidet. Seitenversetzstücke fehlen; als Hintergrund wechseln verschiedene, sehr anmuthige Landschaften. Das ganze ist mit Kerzen und Oellampen erleuchtet, während durch farbige Blenden magische Lichtwirkungen erzielt werden; die elektrische Beleuchtung, welche im Jahre 1884 versucht wurde, hat keinen Beifall gefunden.

Der Tanz, oder richtiger gesagt der feierliche Marsch, besteht in einer ganz langsamen Fortbewegung der Tanzenden auf beiden Seitenbühnen, während eine Anzahl anderer Tänzerinnen im Mittelgrunde der Bühne unter allerlei Drehungen und Biegungen des Körpers Geberden ausführt, bei denen Fächer und Leibbinde große Rollen spielen. Bei jedem Bum! des Gomgoms treten alle Tänzerinnen mit den kleinen Füßen so fest auf, daß die Bühne zittert. Jede Vorstellung hat drei Abtheilungen, deren Musik sich durch eine immer langsamere und immer schrillere Weise unterscheidet; den Unterschied in den Tänzen wird der an derartige Spiele nicht gewöhnte nur schwer herausfinden.

Nicht lebhafter als dieser andeutungsweise hier geschilderte Tanz sind die in den besseren Theehäusern oder die in den Tempeln, welche letztere theils von Mädchen, theils von Priestern, theils auch von beiden gemeinschaftlich ausgeführt werden, und zu denen man leicht Zutritt erhält, indem die Fremden nur ein etwas höheres Eintritts- (Opfer-) Geld zu zahlen haben als die Einheimischen. Man zieht hierbei, wie überall, wo man die mit Matten belegten oder glänzend polirten Fußböden betritt, die Schuhe aus; an den übrigen Ehrfurchtsbezeugungen, welche die Gläubigen machen, braucht sich der Fremde aber nicht zu betheiligen, denn religiöse Unduldsamkeit ist kein Fehler der Buddhisten!

Es ist in vielen Beschreibungen Japans gesagt, das Volk verhalte sich gleichgültig oder gar ablehnend gegen seine Religion, zumal seitdem die kaiserliche Regierung die reine Schinto-Lehre wieder an Stelle der von China eingeführten, dem Bilder- und Heiligen-Kultus huldigenden Art der Buddha-Religion setzte. Ob und wie tief religiöses Gefühl dem Volke im Herzen wurzelt, darüber können natürlich nur gründliche Kenner des Landes urtheilen. Der Augenschein kann aber jeden Durchreisenden überzeugen, daß der Andrang zu den Tempeln, zu den Wallfahrts-Plätzen und zu den wunderthätigen Orten ein ganz ungeheurer ist, und die Einnahmen der Priesterschaft müssen an großen Festtagen sehr erhebliche sein; denn wenn auch der Werth der einzelnen geopferten Geldstücke ein sehr geringer ist (die kleinste Münze ist der tausendste Theil eines Dollars), so muß die Zahl dieser Spenden zeitweise eine unglaublich große sein, da die Opferkisten, welche zur Aufnahme dieser Geldstücke bestimmt sind, und die sich oft mehrmals während eines Festes füllen sollen, den Fassungsraum von zwei Kubikmetern und mehr haben!

An vielen Orten werden Nachbildungen kranker Gliedmaßen in Wachs und Metall geopfert; in den bekannten und berühmten Tempeln von Asakusa in Tokio ist eine plumpe aus Syenit gearbeitete Figur, die die Eigenschaften haben soll, kranke Körpertheile durch ihre Berührung zu heilen. Der Stein wird mindestens soviel berieben, wie die Zehe der Kolossal-Statue St. Peters in Rom geküßt wird.

Von Kioto nach Nara gelangt man in vier bis fünf Stunden, auf sehr anmuthigem Wege. Die Tempel Naras verhalten sich zu denen Nikkos gerade so, wie ein Haus aus schönen Werksteinen zu einem aus Ziegelsteinen, an welches dann der Stil „mit Cement angeklebt ist“. Was in Nikko durch feinste Lackarbeit und in Gold dargestellt ist, findet sich in Nara nur getüncht und bemalt. Dagegen ist die Lage der Tempel von Nara mit ihren Hainen noch entzückender als die von Nikko; besonders macht das Vorwalten der schönen Laubwaldung einen sehr angenehmen Eindruck; charakteristisch für die Haine sind die schönen Podocarpus nageia, die in etwas unserer Buche gleichen.

Ich bewohnte in dem guten Musachino-Hotel einen kleinen Kiosk auf einer Landzunge im See gelegen — eine wirklich reizende Behausung in feenhaft schöner Umgebung! Das Wetter war entzückend, und so darf ich die in Nara verlebten Tage wohl als den Glanzpunkt meiner japanischen Reise betrachten.

In den Tempelhainen leben viele stattliche Hirsche, die ganz unbequem zahm sind; denn wenn man ihnen nicht die eigens für sie gebackenen und überall feilgehaltenen Kuchen (Oblaten in der Form und Größe eines kleinen Tellers) in verschwenderischer Weise zukommen läßt, so werden die Thiere unangenehm und bearbeiten einen womöglich mit dem Geweih. Und wehe — wenn man ihnen etwas zu Leide thut — sie sind heilig! Der, welcher einen dieser Hirsche tödtet, soll in den Sumpf gestellt und an einen Pfahl angebunden werden, dann wird er mit Schlamm überhäuft, so daß nur das Gesicht frei bleibt, und stehen gelassen, bis die Sonne den Lehm auf seinem Körper hartgebrannt hat. Sicher ein Sühneverfahren, das dem berühmten Harakiri an Unheimlichkeit nichts nachgiebt!

Die große Glocke in Nara wiegt 750 Centner; sie ist also etwas mehr als halb so groß als die größte in Kioto und etwa $1\frac{1}{2}$ mal schwerer als unsere Kaiserglocke zu Köln; sie hängt unter einem kleinen Dache und gegen eine sehr geringe Opfergabe kann man sich den Spaß machen, sie erklingen zu lassen.

Der große Daibutz (die Buddha- oder Kwanon-Figur) ist 30 m hoch; er ist nur eine Holznachbildung des bronzenen Kolosses, der früher an gleicher Stelle gestanden hat, dessen Metall aber schon lange in die Münze gewandert ist.

Gleichzeitig mit einem großen religiösen Feste, das eben in Nara gefeiert wurde, fand daselbst eine bedeutende Industrie-Ausstellung oder ein Bazar statt. Unter den ausgestellten Kunstgegenständen erwähne ich eine $1\frac{1}{2}$ m hohe Bronze-Urne, die 2000 Pfd. Sterl. (40000 Mark) kosten sollte. Der Ciseleur hatte 18 Jahre unausgesetzt an den Bildwerken gearbeitet, welche sie zierten. Das übertrifft die Ausdauer des Meisters, der die Thüren des Täufertempels in Florenz schuf!

Auf dieser Ausstellung fand ich in vielen Exemplaren wieder, was ich schon mehrfach in japanischen Museen gesehen hatte, und ich muß gestehen, zuerst nicht ohne ein verblüfftes Erstaunen, da ich durchaus keine Erklärung dafür zu finden vermochte; nämlich derartige Präparate: menschliche Skelette, wo ein Fischschwanz die Stelle der Beine einnahm, Haifischskelette mit Menschenkopf, Skelette von Männern und Frauen mit drei Beinen, und viele andere noch abscheulichere Mißgestalten, zu deren Herstellung die Anfertiger oft viele Jahre verwenden sollen, und die aus wirklichen Knochen der betreffenden Arten künstlich zusammengesetzt sind. Der Japaner hat für Ausstellungen aller Art eine ganz besondere Vorliebe.

Der Weg von Nara nach Osaka durch das Gebirge gleicht gar sehr manchen der wild romantischen Granitpartien im Oberharze; er ist nicht bequem, und oftmals mußten die Kulis den kleinen Wagen tragen; mein Vergleich mit dem Harze wurde aber noch bestärkt durch das japanische Militär, das eben hier tiraillirte; die Leute sehen nämlich genau so aus, wie die braunschweigischen Jäger. Hat man die Höhe erreicht, dann schwindet allerdings die Aehnlichkeit mit dem genannten Gebirge Norddeutschlands; denn hier

sieht man über eine subtropische Vegetation in schöner Ebene die große Stadt Osaka und Hiogo, und dahinter die Meeresbucht gleichen Namens.

In Japan ist das Baden allgemeine Landessitte, und das Geschick, welches weiß, wie gern ich mich derselben füge, ließ bei allen größeren Abschnitten meiner Reise mir ein tüchtiges Bad zu Theil werden. Am letzten Tage meines Aufenthaltes in Tokio kehrte ich von einem Ausfluge auf das Land mit der Post heim. Auf dem letzten „Umspanne“ vor Tokio ließ der Stallknecht die frischen, muthigen Pferde unvorsichtig anziehen, der Wagen kam dem Rande des Dammes zu nahe, und wir schlugen von dem 2 bis 3 m hohen Deiche hinab in ein frisch gedüngtes Reisfeld, das ganz unter Wasser stand. Das eine Pferd war todt, die Kutsche zerbrochen, aber wir vier Insassen der Post und der Kutscher waren gänzlich unverletzt, wenn auch völlig durchnäßt von dem wenig wohlriechenden Bade. Der Pferdejunge, welcher durch seine Unvorsichtigkeit den Unfall verschuldet hatte, war nicht mit in den Sumpf gefallen; ihn nahmen zwei Polizisten in Behandlung.

Auch die Reise nach Osaka sollte mit einem Bade schließen, zum Glücke einem weniger parfümirten; wir wurden auf dem Abwege durch ein ganz fürchterliches Gewitter ausgewaschen, dessen Regen die wenig befestigten Wege sogleich grundlos machte.

Osaka ist mit 270000 Einwohnern augenblicklich (1885) die zweitgrößte Stadt Japans; es ist der Hauptsitz der aus Europa eingebürgerten Industrie, und soll in den eigentlich japanischen Künsten und Gewerben von Kioto, Nara und Tokio übertroffen werden. Etwas weiter westlich an der Bucht liegt Hiogo mit der europäischen Ansiedlung Kobbe in ganz unvergleichlich schöner Umgebung, aus der der Mondtempel, 720 m über dem Meere liegend, und der Nunobikinotaki-Wasserfall mit seinen verschiedenen, sehr sehenswerthen Kaskaden besondere Erwähnung verdienen.

Von Kobbe nach Nagasaki brachte mich der Dampfer „Nagoya“ von der Mitsu-Bischi-Gesellschaft, die viele der Raddampfer angekauft hat, welche früher im Dienste der Pacific-Gesellschaft den Stillen Ozean von San Franzisko nach Yokohama durchkreuzten. Die neuen, ganz mit allem Luxus moderner Passagierschiffe ausgerüsteten Dampfer der Konkurrenzlinie „Union“ haben diese ältere Linie mit ihren veralteten Fahrzeugen noch durchaus nicht aus dem Felde geschlagen, was wohl hauptsächlich dem guten Rufe ihrer Kapitäne zu danken ist. Denn Mitsu-Bischi-Gesellschaft hat seit ihrem fünfzehnjährigen Bestehen noch kein Schiff verloren, was sicher in so gefährlichen, von den fürchterlichsten Wirbelstürmen (Taifunen) heimgesuchten Gewässern sehr anerkennenswerth ist. Die Fahrpreise beider Gesellschaften sind die gleichen.

Der Zufall ließ meinen Nachbar bei Tische den chinesischen Gesandten in Tokio sein — einen unterhaltenden und gut unterrichteten Herrn, der fließend englisch und französisch sprach, und dem ich außer manchem guten Rath sehr wirksame Empfehlungen für meine chinesische Reise verdanke.

Bei Tagesanbruch waren wir in Schimonoseki, das an einer tief eingeschnittenen Bucht sehr hübsch belegen ist; ans Land zu gehen fehlte die Zeit, da wir schon um 8 Uhr morgens weiter fuhren. Der Dampfer bleibt so nahe an der Küste, daß man meistens Menschen und Thiere am Lande erkennen kann, so daß die Fahrt eine sehr interessante ist. Gegen Dunkelwerden liefen wir in die Bucht von Nagasaki und lagen abends gegen 9 Uhr im Hafen jener Stadt vor Anker, die sich, lang hingestreckt an den Ufern, in der Abendbeleuchtung sehr schön präsentirte, deren volle Pracht wir aber erst am anderen Morgen erkennen sollten.

Da der Dampfer nur einen Tag dort Aufenthalt macht, so blieb mir nur Zeit zum Besuche des Osawa-Tempels mit seinen riesigen Eichen und seiner herrlichen Aussicht auf die Stadt und die Bucht, sowie zu einer Wagenfahrt nach dem Yagami-Passe und der Höhe des Gebirges, wo auch ein Blick in das Innere der waldreichen Insel gestattet ist.

Schon abends liefen wir wieder aus und sahen noch bei letztem Lichte die Kohlen-Inseln Oki-, Ino- und Tako-schima. — Das „Land des Sonnenaufganges“ gehörte zu meinen Erinnerungen!

Ein Steinhammer von Nürnberg.

Von Dr. C. Mehlis.

Während die Nürnberger Gegend nicht arm an prähistorischen Zeugen ist, welche der Bronzezeit und der Hallstattperiode angehören, so sind mit Sicherheit Befunde aus der neolithischen Zeit, d. h. aus der Periode der geschliffenen Steinwerkzeuge, nur wenige bestimmt worden. Im Germanischen Museum befinden sich zwei kleine Steinbeile, welche im Weichbilde der Stadt gefunden wurden, auf dem Rücken, welcher den Rechenberg mit dem Lauferthore in Verbindung setzt — dem einzigen Verbindungswege in prähistorischer Zeit zwischen den Ausläufern der Höhen des Hersbrucker Beckens und dem Burgfels zu Nürnberg. Einige weitere geschliffene Steinartefakte befinden sich im Naturhistorischen Museum, doch ist deren Herkunft nicht bestimmt genug, um aus ihnen Schlüsse ziehen zu können.

Zu verwundern wäre es ja an und für sich nicht, sollte die Keuper-Ebene von Nürnberg auch Steinwerkzeuge bergen, nachdem es sehr wahrscheinlich ist, daß die Bewohner der Höhlen und Berglöcher bei Hersbruck — „Hohle Fels“, Neutrasfels 2c. — sich auch nach Westen an die Ränder der großen Sumpfebene vorgewagt haben, in deren Mitte der Keuperfels der heutigen Burg sich erhob. Allein bisher hat man trotz aller Mühe weder von neolithischen noch von palaeolithischen, blos geschlagenen Steinwerkzeugen, außer den zwei oben genannten Beilchen etwas vorgefunden.

Um so freudiger mußte der Forscher überrascht sein, als ihm in den letzten Wochen des Jahres 1888 ein unzweifelhaftes Hammerbeil vorgelegt wurde, welches ganz in der Nähe der Stadt, am Dutzendteich, aufgegraben wurde. Der Besitzer der „Waldluft“, welche am Nordrande des Dutzendteiches, unmittelbar an der Bahnlinie Nürnberg-Regensburg gelegen ist, ließ vor einiger Zeit hinter, d. h. östlich von seinem Garten, dicht neben dem Bahngeleise einen Brunnen graben. Dabei stieß man in 3 bis 4 m Tiefe im gelben harten Geschiebe auf ein sonderbares Ding. Der gelbe Stein sieht aus wie ein Steinhammer aus der ältesten Steinzeit. Er hat eine Länge von 13 cm, eine größte Breite von 5,5 cm, eine Höhe von 5,5 cm. Sein Durchschnitt hat die Ge-

stalt einer unregelmäßigen, nach den beiden Enden zugespitzten Ellipse. An der einen Endkante und an der einen steilabfallenden Längenwand hat das Stück deutliche Schlagmarken, welche ganz regelmäßig wie bei Artefakten verlaufen. Und das merkwürdigste: in der Mitte der Oberfläche ist senkrecht eine Lochung vorhanden, welche den ganzen Stein mit 4,5 cm Höhe (rechts der unteren Fläche ist noch ein Centimeter hoher „Knoppern" vorhanden) durchsetzt und sich nach unten etwas verjüngt. Während nämlich der Durchmesser der oberen Oeffnung 11 mm beträgt, mißt die untere Oeffnung nur 8 mm. Die fast centrale Bohröffnung hat nur das einzige Auffallende, daß die Spuren der menschlichen Arbeit, die feineren Rillen, nicht mehr ersichtbar sind, doch könnten ja dieselben durch spätere Erosion — das Stück wurde jedenfalls hergeschwemmt — verschwunden sein.

Der prähistorische Hammer, den vielleicht ein Bewohner des „Hohlen Fels" einst schwang im Kampfe gegen den gewaltigen Höhlenbären, oder, wenn er sanfteren Regungen zugänglich war, erhob, um damit Haselnüsse aufzuknacken, wäre damit gefunden, und so die prähistorische Karte Nürnbergs um ein neues rothes Dreieck bereichert worden! Allein die Sache hat noch, so schön sie wäre, ein großes Bedenken. Es ist kaum anzunehmen, daß die rohen Höhlenbewohner der Nürnberger Schweiz, welche nicht einmal Topfscherben kannten, die mühsame Kunst des Steinausbohrens verstanden hätten, welche erst in der letzten Periode der neolithischen Zeit ausgeübt wurde. Auch das Aussehen des Stückes selbst erweckte dem Bruder des Unterzeichneten, Dr. Theodor Mehlis, Reallehrer für Naturwissenschaften, Zweifel. Diese Zweifel wurden zur negirten Bestimmtheit, als Ende September der erste Mineralog Bayerns, k. Oberbergwerksdirektor Professor Dr. von Gümbel, der zur angegebenen Zeit zum Zwecke geologischer Studien in Dürkheim weilte, das interessante Stück genau zu untersuchen die Güte hatte, und gemeinsam mit Bergamtsassessor Dr. von Ammon folgendes Urtheil abgab: Das Mineral ist Hornsteingeschiebe aus dem nahen Jura. Referent verweist auf die sogenannten Ornatenthone in der oberen Abtheilung des mittleren Jura, welche ähnliche Geschiebe in Masse enthalten. Die elliptische Form hat das Stück durch die Natur, die Erosion des Wassers und die Reibung an Nachbargeschieben enthalten. Die Schlagmarken an den Rändern sind durch Abspringen kleiner Stücke unter der Einwirkung der Sonne entstanden, als das Stück am Arzberg oder am Glatzenstein noch friedlich auf einsamer Höhe sich sonnte. Die centrale Lochung verdankt ihre sonderbare Entstehung der Einlagerung einer Spongie oder eines Schwammes, und zwar eines Cylinderschwammes, der gerade hier im Centrum des Gesteins die Masse mit seinem eindringlichen Gewebe — wohl an einer schon erodirten Stelle — durchsetzt und durchfressen hat. Hat ja von diesen Schwammbildungen eine ganze Schichtung des weißen Juras den Namen „Schwamm- oder Scyphienkalke" erhalten.

Wir haben hier ein Schwemmgeschiebe vor uns, in welchem das aus feinen Kieselnadeln bestehende Skelett des betreffenden Spongiten vollständig aus seinem ursprünglichen Steinmantel herausgewittert ist. Beispiele dieser Art sind nach Professor von Gümbel nicht selten. Allerdings ein solch zweideutiges, dem stärksten Zweifel an seinem natürlichen Ursprung Raum gebendes Exemplar sei ihm noch nicht vorgekommen. Der palaeolithische Steinhammer klärt sich darnach als ein höchst seltener lusus naturae auf, als ein Naturspiel, das in ähnlichen Fällen den Forscher zu der sorgsamsten Prüfung auffordern dürfte, ob die Natur oder die Kunst die Bohrung im Gestein geschaffen hat.

$^5/_9$ natürl. Größe.

Mit dem Steinhammer der Hohlefelsbewohner ist es also nichts! Er muß erst noch gefunden werden, und vor der Hand müssen wir uns mit den Feuerspänen begnügen, welche seiner schaffenden Hand vor Jahrtausenden in den Höhlenlehm entglitten. Wohl aber enthält der Befund eine ernste Mahnung an die Urgeschichtsforscher, bei ihren Bestimmungen wissenschaftliche Schärfe obwalten und sich nicht mit dem bloßen Augenschein begnügen zu lassen. Vor allem jedoch kann — dies geht deutlich hervor — der Prähistoriker weder des Technikers entbehren, welcher Mittel und Wege angiebt, wie Werkzeuge und Gewaffen geschaffen wurden, noch des Mineralogen und Geologen, welche die Gesteinsarten bestimmen und auf Grund eventueller Einschlüsse oder deren Reste festsetzen, ob im betreffenden Falle vorliegt ein „operosum monumentum hominis" oder ein „fallax lusus naturae". Zum Schlusse sei bemerkt, daß Professor Dr. von Sandberger, der dem Deutschen Verein den Steinhammer zu April 1889 vorzeigte, denselben für ein Artefakt erklärte. Wer hat nun Recht?

Kürzere Mittheilungen.

Ueber die Anthropophagie bei den Eskimos.

In seiner trefflichen ethnographischen Studie „Die Anthropophagie" (Leipzig 1887), spricht Richard Andree die Eskimos von eigentlichem Kannibalismus frei, wiewohl er zugiebt, daß Eskimosagen „Anklänge in dieser Richtung" enthalten. Er sagt a. a. O., S. 91: „Bei den Eskimos mag wohl gelegentliche Anthropophagie aus Noth und Hunger vorkommen, aber vom Kannibalismus aus anderen Beweggründen sind sie freizusprechen. Sie sind kein kriegerisches Volk, das seinen Rachedurst durch das Verzehren des überwundenen Feindes stillt, wie etwa ihre südlicher lebenden indianischen Nachbarn, die unter gleichen äußeren Bedingungen (bis zum Eismeer hin) leben, jedoch kriegerischer und rachdürstiger Natur sind. Ob aber unter den Eskimos Anthropophagie herrschte, läßt sich jetzt nicht mehr nachweisen."

Diesen Ausführungen ist meines Wissens nie widersprochen worden. Trotzdem aber setzen einige Mittheilungen zweier höchst zuverlässiger Kenner der grönländischen Eskimos,

deren Kannibalismus — wenigstens noch im vorigen Jahrhundert — außer allen Zweifel. Da sie bisher wohl übersehen wurden, mögen sie hier Platz finden.

Zunächst berichtet David Cranz (in seiner Historie von Grönland, Bd. 1, S. 249 f.): Ist ein Menchelmord unter den Grönländern geschehen, so ersehen sich die Freunde des Ermordeten, wenn auch erst nach Jahren, eine Gelegenheit aus, wo sie den Mörder allein finden; dann „greifen sie ihn gemeiniglich auf dem Lande, steinigen oder erstechen ihn und werfen seinen Körper in die See oder zerhauen ihn, wenn sie recht böse sind, und verschlucken ein Stückchen vom Herzen oder der Leber, weil sie denken, daß dessen Anverwandte dadurch das Herz verlieren, sie anzugreifen". Minder deutlich ist die darauf folgende Bemerkung, die Grönländer pflegten einen überführten Zauberer „zu steinigen, ins Wasser zu stürzen, in Stücke zu zerschneiden, wie es ihnen eben die Rache eingiebt"; der Zauberei Beschuldigte stürzten sich auch wohl selber ins Meer, „damit sie nur nicht zerstückelt und den Raben zum Raube werden".

Letzteres scheint nichts mit Kannibalismus zu thun zu haben. Indessen in den „Bruchstücken eines Tagebuchs, gehalten in Grönland in den Jahren 1770 bis 1778 von Hans Egede Saabye" (in deutscher Uebersetzung von G. Fries 1817 zu Hamburg erschienen) heißt es S. 138 ganz unzweideutig: Sobald die Eskimos in Grönland einen der Ihrigen als Illisentsok, d. h. als Zauberer erkannt haben, „jagen sie ihm ihre Messer in den Leib, zerstückeln ihn und fressen jeder ein Stück von seinem Herzen, damit er nicht spuke und sie erschrecke."

Angst vor der Rache des hingeschlachteten Zauberers machte also die Eskimos zu Kannibalen; erst wenn sie das Herz des Illisentsok verschlungen, d. h. ihn sammt seinem Geiste völlig vernichtet hatten, meinten sie sicher zu sein vor dem Schrecke seines sie sonst heimsuchenden Geistes.

A. Kirchhoff.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem Berliner „Verein für Eisenbahnkunde" hielt der Geheime Ober-Regierungsrath Streckert am 8. Oktober d. J. einen Vortrag über die Einführung einer Einheitszeit für den inneren und äußeren Dienst der Eisenbahnen Deutschlands. Der genannte Herr wies dabei auf das Beispiel Nordamerikas und Schwedens hin, welch ersteres Land zu dem angegebenen Zwecke seit 1883 in fünf Stundenzonen (von je 15 Längengraden) eingetheilt ist, und als deutsche Einheitszeit empfiehlt er die Zeit des 15. Längengrades östlich von Greenwich, welche mit der schwedischen übereinstimmen würde. Nicht nur würden den Eisenbahnverwaltungen auf diese Weise die umständlichen Rechnungen erspart, welche bei der Verschiedenheit der Zeit in den verschiedenen Staaten nöthig sind, sondern es würde auch die Sicherheit des Verkehrs dadurch eine wesentlich größere werden, und für das bürgerliche Leben wäre die Maßregel keine sehr einschneidende.

Asien.

— Dr. Warburg, der unlängst von seiner vierjährigen, zwecks botanischer und pflanzengeographischer Forschungen unternommenen Reise auf den ostasiatischen Inseln zurückgekehrt ist, hielt am 12. Oktober vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag über die Insel Formosa. Von Amoy aus ist die Insel heute durch zwei Dampferlinien (die Linien Amoy — Tamsui und Amoy — Thai-wan-fu) zu erreichen. Die Küstenbeschaffenheit ist dem großen Verkehre aber von Natur wenig günstig, denn die Zugänge zu den genannten Häfen sowie zu demjenigen von Ta-kau sind durch lästige Barren gesperrt. Als bester Hafen darf der von Kelung, an der Nordküste, bezeichnet werden, aber derselbe besitzt einen schlechten Ankergrund und ist gegen die Nordoststürme offen. Die Eingeborenen sind in den zugänglicheren Küstenstrichen sinisirt und halbcivilisirt, in dem von hohen Gebirgen erfüllten Innern dagegen von ausländischer Kultur fast gänzlich unberührt. Erstere heißen Pepohoans, letztere befanden sich zur Zeit, als Dr. Warburg die Insel bereiste (1887), gerade gegen die Chinesen im Aufstande, und machten auf diese Weise ein beabsichtigtes Durchqueren der Insel unmöglich. Zusammen mit dem Missionar Mackay, der als der beste Kenner Formosas bekannt ist, konnte der Reisende aber wenigstens die östliche Küstengegend besuchen, sowie später auch die Gegend nahe der Südspitze, die pflanzengeographisch ganz besonders interessant ist. Die Flora Nord-Formosas lehnt sich eng an die japanisch-nordchinesische an, diejenige Süd-Formosas dagegen ist eine echt tropische, mit zahlreichen Anklängen an die Philippinen 2c. Eine Akazie erinnert im Süden sogar an Australien. Auf einen Landzusammenhang mit dem Süden in später geologischer Zeit ist daraus aber nicht ohne weiteres zu schließen, da ebensogut Einwanderungen vorliegen könnten. Eher dürfte dieser Schluß berechtigt erscheinen, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß im Süden der Insel ein opossumartiges Beutelthier vorkommt. Die Eingeborenen haben im allgemeinen einen polynesisch-malayischen Typus. — Hohe Anerkennung zollte Dr. Warburg dem reformatorischen Wirken des gegenwärtigen chinesischen Gouverneurs Liu-Ming, dem die Regierung zu Peking in sehr kluger Weise zur Erprobung aller europäischen Neuerungen auf der abgelegenen Insel völlig freie Hand läßt. Post und Telegraph sind durch Liu-Ming in Thätigkeit wie bei uns, eine Eisenbahn mit drei Brücken und einem Tunnel war 1887 im Bau, eine andere war geplant, im Regierungspalaste strahlt elektrisches Licht, in Tamsui wirkt ein Deutscher als Chef sämmtlicher Arsenale Formosas, auf der Südspitze thront ein eiserner Leuchtthurm 2c. Freilich nimmt Liu-Ming auch die Steuerkraft der Bevölkerung zu deren Mißbehagen sehr stark in Anspruch.

— Nach „Nature" (Vol. 40, p. 599) hat der französische Reisende Rosset seine Expedition in den bisher unerforschten Distrikten Annams, Cochinchinas, Cambodschas, Siams und der Laos-Staaten glücklich zu Ende geführt. Trotz mannigfacher Gefahren und Beschwerden sind die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise sehr reiche, und namentlich gelang es eine kostbare ethnologische Sammlung davonzutragen. Zwischen dem Mekhong, dem Chane und dem Baug-came, bis gegen Stung-treng hin, wurden besonders die Stämme der Bruns, Kongs und Bennongs besucht und genauer studirt; zwischen der Dongnai-Mündung und der Grenze von Cochinchina der Stamm der Mois; und östlich vom Mekhong die Stämme der Bennongs, Sliengs, Nhongs und Ahongs.

— In der Oase Merw betreibt das neugegründete russische Regiment nach Kräften die Förderung zweier wich-

tiger Kulturwerke. Das eine betrifft die Herstellung oder richtiger die Wiederherstellung eines ausgebreiteten Netzes von Bewässerungskanälen — der ersten Bedingung zur Mehrung der Bevölkerung —, das andere besteht in der Einrichtung einer großen Musterfarm, die auf einem zur kaiserlichen Domäne erklärten Landbereiche in der Nähe der Ruinen von Alt-Merw organisirt werden soll. Hauptzweck derselben ist die Hebung der Baumwollenkultur, außerdem die der Obstzucht. Für letztere soll eine 56 Hektare umfassende, großartige Baumschule angelegt werden, in welcher jedoch nicht nur Obstbäume, sondern auch Bäume allerlei anderer Art angepflanzt, bezw. Acclimatisationsversuche mit solchen angestellt werden sollen. Der Ueberrest der Domäne soll in Parzellen von je vier Hektaren — was nach mittelasiatischen Verhältnissen keineswegs als ein zu kleines Maß erscheint — an Ansiedler, seien es Turkmenen, Bucharioten oder Russen, vertheilt werden. Daß etwa russische Großunternehmer als Baumwollenpflanzer sich in der Oase festsetzen, soll, wie es scheint, verhindert werden, dürfte auch bei der Irrigationskultur ohnehin erschwert sein.

— Den offiziellen Aufstellungen zufolge betrug der Gesammthandel von Französisch-Hinterindien im Jahre 1888 in runder Summe 140 Mill. Francs (72 Mill. Fr. Export und 68 Mill. Import). Gegen das Vorjahr nahm der Gesammthandel um 7 Mill. Francs ab; während die Importziffer um 16 Mill. fiel, stieg aber die Exportziffer um 9 Mill. Am stärksten vermehrte sich der Export Cochinchinas (um 7 Mill.). Der Antheil Frankreichs am Gesammthandel vergrößerte sich um 3 Mill., beträgt aber immer noch nur etwa 15 Proz. desselben.

Afrika.

— Das ostafrikanische Küstenland zwischen der Nordgrenze von Witu-Land und der Südgrenze von dem zu Zansibar gehörigen und der britischen Verwaltung unterstehenden Kismayu ist unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden. Man muß diese Thatsache angesichts der großen Fortschritte, welche die englische und italienische Kolonialpolitik in Ostafrika gemacht hat (Vergl. S. 192 und 240), mit lebhafter Genugthuung begrüßen. Die „Deutsche Kolonialzeitung“ schreibt darüber: „Die Küstenstrecke mit dem Witugebiet umfaßt jetzt fast, wenn nicht vollkommen, zwei Breitengrade, und damit ist die Garantie gegeben, daß die Engländer das Witugebiet nicht vollkommen einklammern können, wie nach der Uebernahme der dem Sultan gehörigen Somali-Häfen ihre Absicht gewesen ist. Zugleich ist damit auch ihren Umtrieben im Hinterlande des Witugebietes nördlich vom Tana ein Ziel gesteckt. Wie die weitere Entwickelung dieses Gebietes gedacht werden kann, soll jetzt nicht weiter berührt werden. Vorläufig genügt es, daß Deutschland seine Hand auf diese entwickelungsfähigen Gebiete gelegt und damit anerkannt hat, daß es nach wie vor von der Nothwendigkeit, auch ferner als Konkurrent bei der Vertheilung Afrikas aufzutreten, überzeugt und erworbene Interessen zu schützen bereit ist.“

— Nachrichten aus Zansibar zufolge sollen im Lager des deutschen Reichskommissars Wißmann, das sich nach den errungenen großen Erfolgen über die aufständischen Araber in Mpuapua befindet, Briefe von Emin-Pascha eingetroffen sein, worin gesagt sein soll, daß sich Emin zusammen mit Stanley und Casati sowie mit sechs anderen Europäern auf dem Wege zur Küste befinden und Ende November daselbst einzutreffen gedenken.

— An den beiden Endpunkten des Suezkanales ist eine interessante Erscheinung insofern zu beobachten, als die beiden Städte, welche daselbst gelegen sind, durchaus verschiedene Folgen des durch die künstliche Wasserstraße entstandenen Verkehres zu verspüren haben. Das junge Port Said, an dem europäischen Ausgange des Kanales, ist in entschiedenem Aufschwunge begriffen und zählt gegenwärtig bereits etwa 25 000 Einwohner. Jedes passirende Schiff hält daselbst an, um Kohlen und andere Bedürfnisse einzunehmen. Das alte Suez dagegen stagnirt in seiner Einwohnerzahl (12 500), vergrößert sich nicht, und seine Händler schicken sich zum Theil an, es zu verlassen. Die Schiffe aber fahren an ihm vorüber, ohne Station bei ihm zu machen, namentlich seit sie den Kanal vermittelst der elektrischen Beleuchtung auch nachts befahren können.

Südamerika.

— Der hohe Aufschwung, den das wirthschaftliche Leben Argentiniens in den letzten Jahrzehnten genommen hat, scheint auch auf die Nachbarländer desselben einen günstigen Einfluß auszuüben. Insbesondere gilt dies von Paraguay, dessen Außenhandelsbewegung neuerdings bedeutende Fortschritte macht. Im Jahre 1887 bezifferte sich die Einfuhr dieses Staates nur auf 2442116 Pesos und die Ausfuhr auf 2005611 P., im Jahre 1888 aber auf 3289758, bezw. auf 2588609 P. Der Gesammthandel Paraguays steigerte sich also von dem einen Jahre zum anderen um 1430640 P. oder um reichlich 32 Prozent.

Bücherschau.

— Joh. Max Hinterwaldner, Wegweiser für Naturaliensammler. Eine Anleitung zum Sammeln und Konserviren von Thieren, Pflanzen und Mineralien jeder Art, sowie zur rationellen Anlage und Pflege von Terrarien, Aquarien und Volièren &c. Wien 1889, A. Pichler. 8⁰. 603 S. — Eine mit großem Fleiß zusammengetragene Uebersicht alles dessen, was der Naturaliensammler im weitesten Sinne sowie der Präparateur und Konservator zu wissen nöthig hat, durch ein sorgfältiges Register zum bequemen Nachschlagebuch gemacht. Unseres Wissens zum ersten Mal finden sich in einem Buch die Receptformeln für die Darstellung aller im Gebrauch befindlichen Konservirungsmittel, Kitte u. dergl. vereinigt. Die Ausstattung mit Holzschnitten ist eine sehr reiche, leider scheint aber bei deren Auswahl mehr der zufällige Besitz der verlegenden Firma, als der Zusammenhang mit dem Texte maßgebend gewesen zu sein, und wohl die Hälfte hätte ohne Nachtheil wegbleiben können. Auch sind die beigedruckten Namen nicht immer richtig. Fig. 291 ist nicht Tritonium nodiferum aus dem Mittelmeer, sondern Tritonium Tritonis Linné aus dem Indischen Ozeane; Fig. 289 nicht Nautilus pompilius aus dem Indischen Ozeane, sondern Argonauta argo aus dem Mittelmeere. Das Kapitel über Sammeln und Behandeln der Weichthiere läßt überhaupt mancherlei zu wünschen übrig.

Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Korallenriffe.

Von Dr. R. von Lendenfeld.

In den tropischen Meeren begegnet der Reisende vielerorts ganz flachen, kaum über Springfluthgrenze aufragenden Inseln und Strandzonen, welche aus Konglomeraten von Korallenskelettbruchstücken bestehen. Bei näherer Untersuchung erscheinen diese Inseln und Strandzonen als die höchsten Theile von ausgedehnten, größtentheils überflutheten Riffen, auf deren Oberfläche — soweit dieselbe unter der Ebbegrenze liegt — gewisse Arten von Steinkorallen üppig gedeihen. Die Zone dieser lebenden Korallen erstreckt sich von der Ebbegrenze hinab bis zu einer Tiefe von 40 oder 50 m. In größeren Tiefen findet man meist nur todte Bruchstücke der Skelette dieser Korallen, zwischen denen andere, nicht riffbauende Korallen, Spongien und andere Thiere gedeihen, nicht aber die großen Riffbildner. — Das sind die Korallenriffe.

Darwin unterscheidet drei Arten von Riffen: Strandriffe, welche sich an die Küsten anschmiegen; Barrierriffe, welche gürtelförmig die Küsten umziehen, von ihnen aber durch einen beträchtlich tiefen, schiffbaren Kanal getrennt sind; und Atolle, welche in Gestalt von mehr oder weniger vollständig geschlossenen Ringen frei dem tiefen Grunde des Weltmeeres entragen.

Die meisten dieser Riffe und besonders fast alle Atolle erheben sich plötzlich mit 3000 bis 5000 m hohen Steilhängen aus dem Meeresgrunde. Die erhobenen alten Strandriffe auf Cuba haben zum Theil eine Mächtigkeit von 120 m. Das El-Yunque-Riff ragt 300 m über den Meeresspiegel auf. Die Dolomitberge Südtirols, die wohl als Reste alter Korallenriffe angesehen werden müssen, bestehen heute noch, trotz aller Verwitterung, vielerorts aus solidem Dolomit von 1000 m und mehr Mächtigkeit.

Nun entsteht die Frage, wie werden Barrierriffe und Atolle gebildet, und wie erlangen diese Riffe, sowie die Strandriffe jene bedeutende, die Tiefe, bis zu welcher hinab riffbauende Korallen gedeihen, sicher öfters (Kuba) um das sechsfache, wahrscheinlich aber (Atolle) zuweilen um das hundertfache übertreffende Mächtigkeit.

Bekanntlich hat Darwin im Jahre 1842 eine schöne Theorie zur Beantwortung dieser Frage und zur Erklärung der Entstehung von Atollen und Barrierriffen aufgestellt, die Senkungstheorie, welche bis vor wenigen Jahren allgemein anerkannt wurde. Neuerlich jedoch haben Murray, Agassiz, Guppy und Andere die Darwin'sche Senkungstheorie zu bekämpfen begonnen und haben an Stelle derselben andere Hypothesen gesetzt. Für Darwin sind daraufhin Dana, Bonney, ich und andere in die Schranken getreten und es hat sich ein heftiger Streit entsponnen, der manche neue Thatsache von theoretischer Wichtigkeit zu Tage gefördert hat.

Ich glaube, daß die bekannt gewordenen Beobachtungen fast hinreichen dürften, Licht über die Frage zu verbreiten, und deshalb halte ich den Zeitpunkt für gekommen, den Gegenstand zu besprechen.

An der unterseeischen Abdachung in der Umgebung einer Insel werden sich, falls das Wasser warm und rein genug ist, über kurz oder lang die Schwärmlarven der riffbauenden Korallenarten in der ihnen zusagenden Zone zwischen der Isohypse von — 50 m und der Ebbegrenze ansiedeln und

unter günstigen Umständen sich in dieser Zone um die ganze Insel verbreiten, nur solche Stellen frei lassend, wo durch Flüsse das Wasser verunreinigt wird. Es entsteht ein Strandriff.

Hierüber ist man einig.

Die Terrassen von Korallenkalk, welche Kuba umsäumen, sind gehobene Strandriffe. Eines von diesen hat, wie erwähnt, eine Mächtigkeit von 120 m. Dieses kann nicht durch einfaches Emporwachsen von Korallen auf den Skeletten ihrer Vorfahren entstanden sein, denn auf diese Weise können nur höchstens 50 m mächtige Riffe entstehen. Mit Hilfe von Darwin's Senkungstheorie wäre die Erklärung einfach genug. Sie würde lauten: Nachdem sich das Strandriff gebildet hatte, und währenddem es noch fortwuchs, stieg die Strandlinie und es erhob sich das Meer. In anderen Worten: es sank das Riff unter den Meeresspiegel. Diese Senkung ging sehr langsam vor sich, und die Korallen wuchsen immer derart in die Höhe, daß sie die Ebbegrenze erreichten. Nehmen wir an, daß das Riff ursprünglich 50 m mächtig war, so muß ein relatives Ansteigen der Meeresfläche von 70 m angenommen werden, um die Entstehung des 120 m mächtigen Riffes auf Kuba zu erklären. Später hob sich in dem Falle von Kuba das Land wieder — die Strandlinie senkte sich um mehrere Hundert Meter — und das Strandriff wurde in Gestalt einer Kalkterrasse trocken gelegt.

Murray und seine Anhänger sind der Ansicht, daß eine Senkung des Meeresbodens kein Postulat zur Bildung von solchen 120 m und mehr mächtigen Korallenriffen sei. Nach ihrer Anschauung könnte ein solches Riff auch bei gleichbleibendem Meeresniveau entstehen, und zwar in folgender Weise: Die Riffkorallen bekleiden die submarine Abdachung der Insel bis zu 50 m hinab. Sie wachsen in die Höhe — senkrecht in die Höhe — derart, daß ein Riff entsteht, dessen Querschnitt ein rechteckiges Dreieck ist. Ueberall wachsen die Korallen bis zur Ebbegrenze hinauf, und es ist deshalb die obere Begrenzungsfläche des Riffes eine horizontale Ebene. Von dieser setzt dann dort, wo die Isohypse von — 50 m lag, eine senkrechte Wand ab. Auf der Oberfläche besonders des oberen Theiles dieser senkrechten Wand gedeihen die Riffkorallen üppig. Die Wand wird überhängend. Trümmer stürzen durch die eigene Schwere oder die Gewalt der Brandung, welche bei Stürmen an der

Fig. 1.

Bau eines Atolls nach Darwin.

a_1 Ursprüngliches Meeresniveau. b_1 Ursprünglicher Meeresboden. c_1 Strandriff. E Höchster Punkt der Insel. Nach einer positiven Verschiebung der Strandlinie um 200 m steht das Meeresniveau bei a_2; eine Sedimentschicht hat den Meeresgrund bis b_2 erhöht; das Strandriff ist bis c_2 angewachsen; ein Lagunenkanal trennt es von der Insel. Nach einer weiteren positiven Verschiebung der Strandlinie um 200 m steht das Meeresniveau bei a_3; die Sedimentschicht ist bis b_3 angewachsen; das Korallenriff ist bis c_3 angewachsen; ein tiefer Lagunenkanal trennt es von dem letzten, kleinen Rest der Insel E. Nach einer weiteren positiven Verschiebung der Strandlinie um 200 m steht: das Meeresniveau bei a_4; das Sediment ist bis b_4 angewachsen; die Insel ist untergetaucht und das bis c_4 angewachsene Riff erscheint als ein Atoll. Bei weiterer positiver Strandverschiebung wächst das Atoll entsprechend (c_5), und das Sediment steigt ebenfalls an (b_5). Endlich, nachdem eine Strandverschiebung um 1000 m stattgefunden hat, finden wir das Atoll in seiner jetzigen Größe (c_6) mit der Lagune (d) aus dem tiefen mit Sediment (b_6) bedeckten Meeresboden aufragen.

Kante des Riffes wüthet, losgelöst, hinab und breiten sich am Fuß der Felswand in Gestalt von steilen Schutthalden aus. Durch die Accumulation dieses Schuttes wird der Meeresboden in der Umgebung des Riffes erhöht und dadurch dem Wachsthum der riffbauenden Korallen ein weiteres Feld eröffnet. In dieser Weise rückt das Riff, fußend auf Korallentrümmern, immer weiter gegen das tiefe Meer vor und kann in seinen äußeren Theilen eine sehr bedeutende Mächtigkeit erlangen.

Wir sehen, daß sowohl in der oben angeführten Weise — durch Senkung des Meeresbodens — als auch in dieser letztere Strandriffe von bedeutender Mächtigkeit entstehen können. Jedenfalls sind mächtige Strandriffe — das muß wohl jeder zugeben — kein sicherer Beweis für die positive Verschiebung der Strandlinie.

Wir wollen uns nun den Barrier-Riffen zuwenden. Es sind langgestreckte Riffe, welche die Küsten umsäumen, nach außen mit Steilwänden zu abyssalen Tiefen absetzen, nach innen — gegen die dahinterliegende Küste — sanfter abdachen in den Lagunenkanal, welcher das Riff vom Lande trennt.

Darwin sagt nun, diese Riffe entständen aus Strandriffen in der Weise, daß die äußeren Theile — der Rand — derselben rasch wächst und der als Axiom angenommenen Senkung das Gleichgewicht hält, während die Korallen der dahinter liegenden Partie der Oberfläche wegen mangelnder Nahrungszufuhr nicht rasch genug wachsen können, um der Wirkung der allgemeinen Senkung das Gleichgewicht zu halten. Bald sinkt deshalb dieser Theil des Riffes unter das Niveau des Korallenwachsthums und es wird dann dem weiteren Hinabsinken desselben nicht mehr entgegen gewirkt.

Auch Murray leitet die Barrierriffe von Strandriffen, und zwar in folgender Weise ab. Wo die Strömungen am heftigsten und die Brandung am stärksten sind, gedeihen die Korallen — die riffbauenden nämlich — am üppigsten; das ist am Rande der Oberfläche des Strandriffes der Fall. Gleich einem Elfenring rückt, wie oben ausgeführt, die üppig wuchernde Kante des Strandriffes nach außen vor. Durch diesen Randsaum wird den weiter zurück liegenden Korallen die Nahrung entzogen und diese verkümmern. So weit stimmen die Anschauungen von Darwin und Murray überein. Nun aber sagt Murray, daß das Meerwasser, wie ja nicht bestritten werden kann, den Korallenkalk fortwährend auflöst, daß am Rande des Riffes die üppig gedeihenden Korallen der Lösung das Gleichgewicht halten, daß aber

hinter diesem Rande dies nicht der Fall ist, und daß hier — zwischen dem Randsaum und der Küste — der Kalk von der Oberfläche her rascher aufgelöst und mit Strömungen fortgeführt wird, als er durch wachsende Korallen ersetzt werden kann. Es entständen also nach Murray die Lagunenkanäle durch Auflösung des Korallenkalkes, und nicht infolge einer positiven Verschiebung der Strandlinie.

Wenden wir uns nun den Atollen zu, welche jedenfalls die eigenthümlichsten und interessantesten Korallenbauten sind.

Das Schiff schwankt auf den langen und sanften Wellen der hohen See. Einige Kilometer vor uns ragt ein smaragdgrüner, nur an einer oder wenigen Stellen unterbrochener Ring kaum merklich über die Meeresoberfläche auf. Den Ring umsäumt ein schneeweißer Gürtel von Schaum, und bis zu uns her tönt das Donnern der Brandung.

Wir sondiren und finden erst in einer Tiefe von über 4000 m Grund. Der feine Schlamm, den wir von da heraufbringen, hat den Charakter einer wahren Tiefseebildung: er besteht aus Radiolariengehäusen, vermischt mit vulkanischem und kosmischem Staube.

Wir steuern der vor uns liegenden Ringinsel — dem Atoll — zu und sondiren abermals. Wir sind jetzt nur noch drei Kilometer von der weißen, Verderben drohenden Brandung entfernt. Die Tiefe hat etwas abgenommen, beträgt etwa 3500 m, und der Meeresgrund besteht zum größten Theile aus feinen, staub- oder sandartigen Bruchstücken von Korallenskeletten.

Wieder nähern wir uns der Insel, häufig sondirend. Rasch nimmt die Tiefe hier ab: mit einem Winkel von 50° bis 60° erhebt sich ein Steilhang aus der abyssalen Tiefe. Dieser ist nicht gleichförmig, sondern klippig und terrassirt. Er besteht aus Felswänden, an deren Fuß sich Schuttkegel von Korallenbruchstücken schmiegen.

Diese Schuttkegel sind sehr steil, — steiler als solche Bildungen am trockenen Lande. Denn hier, umgeben von dem ruhigen Wasser der Tiefen, und infolge der Immersion auch leichter, müssen solche Bruchstückhaufen einen größeren natürlichen Böschungswinkel haben wie am Lande.

Nur ausnahmsweise findet man lebende Thiere in diesen Tiefen, unter ihnen wohl auch hie und da eine Koralle, aber die eigentlichen riffbauenden Korallen werden hier nicht lebend angetroffen.

An einer Stelle ist der weiße Gürtel der Brandung unterbrochen. Auf diese steuern wir zu, und vor uns eröffnet sich eine schmale Einfahrt durch die Brandung und durch den schmalen Inselwall selbst. Erst jetzt erkennen wir deutlich, daß die Insel ganz bedeckt ist mit Palmen, deren frisches Grün uns schon früher als eine Oase in der weiten Wasserfläche erschienen war. Der Strand ist bedeckt mit weißem Sande, auf dem sich zahlreiche dunkle Gestalten herumtreiben.

Fig. 2.

Bau eines Atolls nach Murray.

a das konstant bleibende Meeresniveau; b_1 der ursprüngliche Meeresgrund — 1400 m. E eine submarine Erhebung — 500 m. b_1, b_2, b_3, successive Sedimentablagerungen, die im tiefen Wasser (unter — 1000 m), wo der Kalk gelöst wird, dünn bleiben; in seichtem Wasser, d. i. auf der submarinen Erhebung (E) aber, wo der Kalk nicht gelöst wird, so mächtig sind, daß hier die letzte Schicht (b_3) schon bis — 100 m hinaufreicht. Jetzt setzen sich auf dem Gipfel dieser Sedimentkappe Korallen an, und es bildet sich das solide Korallenriff (c_3) mit der ebenen Oberfläche (d_3); dieses wächst lateral (c_4, c_5), während sich im tiefen Wasser dünne Sedimentschichten (b_4, b_5) ablagern. Gleichzeitig wird aber der Korallenkalk in der Mitte der Riffoberfläche rascher aufgelöst, als er hier nachwächst, und es bildet sich eine Lagune (d_4), die immer tiefer und größer wird (d_5). Endlich sind die jetzigen Verhältnisse erreicht. Das Sediment ist bis b_6 angewachsen, das Atoll bis c_6, und die Lagune hat sich bis d_6 vertieft.

Wir befinden uns jetzt in dem Kanale, ungefähr in einer Linie mit dem äußeren Rande der Brandung. Hier ist das Wasser 30 bis 40 m tief, und der Boden besteht aus üppig gedeihenden, riffbauenden Steinkorallen, ohne Spur von Geröll oder Sand.

Während unserer Arbeiten hat sich ein Sturm erhoben. Höher steigen die Wellen und brechen mit furchtbarem Donner etwa 150 m außerhalb der Strandlinie. Schaumbedeckt brodelt und kocht das Wasser innerhalb der brechenden Wogen, losgerissene Meeresalgen und wohl auch Wurzeln, Zweige und Blätter von Landpflanzen herumtreibend. Fast betäubt von dem Donner der Brandung zu unseren Seiten fahren wir ein zwischen den rauschenden Palmen, deren fruchtbeladene Kronen pendelartig in der Richtung des Windes hin- und herschwingen. Der Kanal ist kaum 300 m lang, und wir kommen hinaus auf eine weite, fast allseitig von einem Palmenwall umschlossene, vollkommen ruhige Wasserfläche.

Klar und blau ist das 40 bis 80 m tiefe Wasser; durchwimmelt von dem reichen pelagischen Leben der Tropen. Dumpf, wie fernher schallender Donner, tönt hier die äußere Brandung, mit dem Rauschen der Palmen zu einer prächtigen Harmonie verschmelzend.

Der Anker rasselt zu Grunde, und bald sind wir umschwärmt von den Rinden-Kanus der Eingeborenen, die heftig gestikulirend uns die tropischen Früchte ihrer Heimath anbieten. Sie kommen in Schwärmen an Bord, man bietet ihnen Perlen und rothes Tuch — doch sie sind leider keine großen Kinder mehr, haben Missionare unter sich, und die Lehren der Religion der Liebe praktisch anwendend, verlangen sie nicht nach Schmuck und Kleidung, sondern nach Pulver und Rum. Der gute Missionar — ein Eingeborener — ist ihr Dolmetsch, und giebt uns zu verstehen, daß uns Wasser, Holz und Früchte, so viel wir wollten, geliefert würden für ein kleines Faß Rum und ein noch kleineres Faß Pulver. „Oh you damned blackguard“ erwidert unser „Mate“ auf dieses Ansinnen — doch wohin komme ich!

Bei jedem Wetter kann man in einem kleinen offenen Boote die Lagune befahren, deren ewig ruhiger und lächeln-

der Spiegel, umsäumt von dem Palmenwald und glänzend in der Farbenpracht tropischer Beleuchtung, dem Seefahrer, der monatelang am hohen Meer geschaukelt, als ein wahres Paradies erscheinen muß.

Wer die Gewalt der Wogen des hohen Meeres kennt, und weiß, daß kleine vulkanische Inseln in wenigen Monaten oft schon nach ihrer Entstehung von der Brandung wieder zerstört wurden, wird gewiß darüber erstaunen, daß diese Koralleninseln in Gestalt von Ringen geringer Breite, welche kaum den Meeresspiegel überragen, überhaupt existiren. Es liegt auf der Hand, daß sie in kurzer Zeit von der Brandung zerstört würden, wenn nicht die üppig wuchernden riffbauenden Korallen durch Anhäufung von Korallenskeletten der zerstörenden Wirkung der Brandung das Gleichgewicht hielten. Hierüber sind wohl alle einig, denn es wird kaum jemand eine negative Bewegung der Strandlinie als Ursache der Dauer dieser Atolle heranziehen wollen.

Auf die älteren Erklärungsversuche der Entstehung von Atollen kann ich hier nicht eingehen und will nur die beiden einander entgegenstehenden Anschauungen von Darwin und Murray ins Auge fassen.

Darwin läßt die Atolle aus Strandriffen hervorgehen. Das Axiom seiner Theorie ist eine positive Verschiebung der Strandlinie, eine Senkung des Landes, wie er sich ausdrückt. Er nimmt an, daß eine kleine Insel im Weltmeer, umgeben von einem Strandriff, sich zu senken begonnen habe, daß aus dem Strandriff in der oben geschilderten Weise ein ringförmiges Barrierriff entstanden und dann aus diesem durch fortgesetzte Senkung sich ein Atoll in folgender Weise gebildet habe:

Auf dem Kamme des ringförmigen Barrierriffes wachsen die Korallen ebenso rasch hinauf als das Meeresniveau steigt. In der dahinter liegenden Lagune ist das Wachsthum ein langsameres, und es nimmt daher allmählich die Tiefe der Lagune zu. Eine allzugroße Tiefe kann aber die Lagune deshalb nicht erlangen, weil sie fortwährend von dem feinen Detritus ausgefüllt wird, welchen Regen, fließendes Wasser, Meeresströmungen und Wind in dieselbe hineintragen. Die Senkung dauert an, bis der letzte Rest des Eilands, welches das Fundament des Atolls bildet, unter dem Niveau des Meeres verschwunden ist. Wir haben dann nichts als den Korallenringwall, dessen obere Fläche stets nur so weit über das Meeresniveau aufragt, als Wellen und Wind im Stande sind, losgerissene Korallentrümmer über einander zu thürmen. Weitere Senkung wird dann keinen wesentlichen Einfluß auf die Gestalt des Atolls ausüben.

Obwohl ziemlich viele kleine Atolle vollkommen geschlossene Ringwälle sind, und ihre Lagunen mit dem offenen Meere in keiner Verbindung stehen, so findet man doch in der Regel, und zwar um so sicherer, je größer das Atoll ist, einen oder mehrere tiefe Kanäle, welche den Ringwall durchbrechen und eine Verbindung zwischen der Lagune und dem offenen Meere herstellen. Die Fluthströmungen halten diese Kanäle offen. Nun nimmt Darwin an, daß mit fortschreitender Senkung diese Durchbrüche größer und zahlreicher werden können und zuweilen den ganzen Ringwall in eine Anzahl kleiner von einander ganz getrennter Inseln zerlegen, die dann ihrerseits — bei fortgesetzter Senkung — zu kleinen Atollen werden, welche zusammen einen großen Ring bilden. Als Beispiel einer solchen ringförmigen Atollgruppe mag der Mahdoo-Atoll angeführt werden. Strömungen üben auf die Gestalt der Atolle einen wesentlichen Einfluß aus. Ihre Anordnung in langgestreckten Gruppen oder Reihen, welche häufig eine solche Lage haben, daß sie wohl versunkenen Gebirgen entsprechen könnten, ist ein Beleg dafür, daß die Atolle „stand like monuments marking the place of their burial“, wie Darwin sich ausdrückt.

Die ganze Theorie Darwin's, welche Strand-Barrierriffe und Atolle als Phasen eines Entwickelungscyclus hinstellt, und welche so vielen der beobachteten Thatsachen entspricht, hat wegen ihrer Einfachheit eine ihr innewohnende Ueberzeugungskraft, welche, wie mir scheint, bis jetzt aller Angriffe spottet.

Dies läßt sich keineswegs von der neuen Murray'schen Atoll-Theorie sagen.

Murray geht von dem Gesichtspunkte aus, daß in Meeresgebieten, wo Atolle vorkommen, weder gegenwärtig eine Verschiebung der Strandlinie stattfindet, noch überhaupt eine solche während des Aufbaues der Atolle stattgefunden habe. Er nimmt an, daß dort, wo heute die Atolle stehen, seiner Zeit unterseeische Erhebungen bestanden, und daß diese das Fundament zu denselben geliefert hätten.

Fortwährend sterben zahlreiche pelagische Thiere mit Kalkschalen, welche in den oberflächlichen Wasserschichten leben. Deren Skelette sinken hinab und überschütten wie ein kontinuirlicher Regen den Grund des Meeres. Das Wasser größerer Tiefen ist reich an Kohlensäure und löst diese Skelette sogleich — häufig während ihres Herabfallens schon — auf, so daß in großen Tiefen keine Accumulation von solchem Kalksediment stattfinden kann. Anders verhält es sich aber dort, wo unterseeische Gebirge und Plateaus liegen. Hier — im seichteren, kohlensäureärmeren Wasser — accumuliren die Kalkschalen der pelagischen Thiere: sie häufen sich rascher an als sie gelöst werden, und es steigen deshalb solche ursprüngliche Erhöhungen immer mehr an: sie nehmen an relativer Höhe über dem Meeresgrunde zu und an Tiefe unter dem Meeresspiegel ab. In dieser Weise wachsen sie so lange an, bis sie nahe an die Oberfläche des Meeres herangekommen sind, dann siedeln sich auf ihnen Korallen an, und diese wachsen rasch empor. Am Rande werden sie besser ernährt, als in der Mitte, und sie gedeihen deshalb hier besser. Es entsteht ein erhöhter, kraterartiger Randsaum, der bald das Meeresniveau erreicht und auf welchem dann durch Sturm und Wellen die trockenliegenden, palmenüberwachsenen Inseln aufgeworfen werden.

Nun gedeihen die Korallen nur mehr an der Außenwand, besser gesagt, Außenkante des kegelstutzförmigen, terminal eingedrückten Berges, welcher das Atoll bildet. Das Wachsthum erfolgt nur oben, und es nimmt daher die Steilheit der Außenwände des Atolls fortwährend zu, während gleichzeitig das ganze Atoll sich vergrößert. Doch es wächst dabei der Ringwall selber an Breite nicht, da innen, wo die riffbauenden Korallen nicht gedeihen, die Auflösung des Kalkes, die Ablagerung desselben überwiegt. Die Lagune vergrößert sich und vertieft sich im gleichen Maße wie der ganze Atoll an Größe zunimmt. Diese Vergrößerung der Atolle mit zunehmendem Alter wurde treffend mit dem Fortschreiten der „Elfenringe“ verglichen.

Das Zweifelhafte an dieser Theorie ist der Aufbau des Untergrundes zu dem Korallenriff. Da soll die Kalkablagerung die Kalkauflösung überwiegen. Nun aber soll an derselben Stelle in noch seichterem Wasser wieder die Auflösung überwiegen — in der Lagune; und das trotz allem Kalkdetritus, der von dem Ringwall in die Lagune hineingeschwemmt wird. Das ist ein Widerspruch, wie mir scheint, der die ganze Theorie sehr zweifelhaft erscheinen läßt.

Nun muß aber noch bemerkt werden, daß nach Murray's Theorie ein jedes Atoll aus drei kegelförmigen in

einander steckenden Schichten bestehen müßte, wie dies in der Figur (3) angedeutet ist. Der geologische Befund an den Resten alter Riffe in den Ostalpen zeigt aber deutlich, daß von einem derartigen Aufbau keine Rede sein kann: es bestehen nämlich die Dolomiten aus solidem, massigen Korallenkalk und nicht aus verhärtetem Globigerina-Sediment. Hierauf haben aber Murray und seine Gesinnungsgenossen, welche eine erstaunliche Unkenntniß im Gebiete der Geologie an den Tag legen, keine Rücksicht genommen.

Die Ursachen der Veränderung in der Lage der Strandlinie sind dreierlei.

Durch Einsturz oder vielmehr langsames Hinabsinken von Schollen der Erdrinde wird lokal eine positive Veränderung, ein Ansteigen der Strandlinie verursacht. Gleichzeitig bewirkt eine solche lokale Senkung überall sonst eine allgemeine, negative Verschiebung der Strandlinie, ein Herabsinken derselben. Allgemeine positive Verschiebung der Strandlinie — ein allgemeines Ansteigen derselben — wird durch die Accumulation des von den Kontinenten herabgewaschenen Materials am Meeresgrunde verursacht.

Die allgemeinen Niveauveränderungen des Meeresspiegels müssen ziemlich unbedeutend bleiben. Jedenfalls ist eine allgemeine positive Verschiebung der Strandlinie um 4000 m — und diese Höhe übersteigen viele Atolls — ausgeschlossen. Da wir aber eine positive Verschiebung der Strandlinie um 4000 m in dem Gebiete der Atolle annehmen müssen, so bleibt uns nur lokale Senkung — Einsturz der Scholle, von welcher die Atolle sich erheben — als Ursache der Atollbildung anzusehen übrig.

Es zeigt sich also, daß wir hier auf die ursprüngliche Annahme Darwin's zurückkommen und die Atolle als Marken ansehen können, welche in tropischen Meeren die Lage von submarinen Senkungsfeldern bezeichnen.

Fig. 3.
a Meeresspiegel; *b* wachsende Korallen; *c* Korallenkalk; *d* aus der Anhäufung der Kalkskelette pelagischer Thiere entstandener Kegel; *e* ursprünglicher Meeresgrund; *f* Lagune des Atolls.

Wenn man Darwin's Karte, in welcher die Atolle und Barrierriffe blau, die Strandriffe aber roth bezeichnet sind, betrachtet, so findet man, daß rothe und blaue Zonen mit einander abwechseln, und zwar in der Weise, daß der Centraltheil des Indischen Ozeans, die China-See, die Nordwest- und Nordostküste Australiens, Neu-Kaledonien, Fidschi, Palmerston-Insel, Gesellschaftsinseln und Low-Archipelagus, sowie der Carolinen-Archipel und alle Inseln zwischen den beiden letzteren Gruppen blau sind. Zwischen diesen blauen Gebieten, die wir schlechtweg als Senkungsfelder bezeichnen wollen, liegen zahlreiche roth markirte Inseln und Küstenlinien. An diesen Stellen findet gegenwärtig keine Senkung statt.

Die Südwestküste Indiens ist ein ziemlich junger Bruchrand, und wir können wohl annehmen, daß sich von hier aus nach Süd und Südwest ein ausgedehntes Senkungsfeld erstreckt. Diesem entragen die schönen Atolle der Laccadiven, Malediven und Chagos-Inseln. Nirgends findet sich hier ein Strandriff.

Im Gebiete der Westindischen Inseln kommen bloß Strandriffe vor, und sowohl der Bau der Küsten, wie die zahlreichen thätigen Vulkane dieses Gebietes weisen darauf hin, daß dort gegenwärtig keine Senkung stattfindet.

Die Ostküste Australiens ist ein junger Bruch. Von diesem erstreckt sich nach Nordost ein großes Senkungsfeld, welchem der große australische Barrierriff und zahlreiche Atolle entragen. Neukaledonien gehört zu diesem Senkungsfelde.

Nun folgt die nordwest- und südöstlich verlaufende schmale Reihe der Salomon- und Neuhebriden-Inseln. Diese sind vulkanisch und haben nur Strandriffe.

Die China-See wird vielerorts von jungen Brüchen umgürtet. Sie ist ein Senkungsfeld, und ihr entragen zahlreiche Gruppen schöner Atolle.

Oestlich von den Philippinen und nördlich von Neuguinea werden zahlreiche Atolle angetroffen, und es scheint hier ein sehr großes Stück der Erdrinde — von 135° östl. L. bis 125° westl. L. — in Senkung begriffen zu sein. Diese Zone erstreckt sich ebenso wie die Westindischen Inseln, die Nordostküste Australiens und die nicht sinkenden Salomon- und Neuhebriden-Inseln von West und Nord nach Ost und Süd. Ihre Lage ist ein Beleg, daß sie ein Senkungsfeld ist, was besonders dann deutlich wird, wenn man den Verlauf der submarinen Isohypsen mit in Betracht zieht.

So vereinigen sich denn alle Beobachtungen zu einem, wie mir scheint, unumstößlichen Beweise für die Richtigkeit von Darwin's Theorie, und wir können nun die Entwickelung der Korallenriffe in Kürze folgendermaßen darstellen:

In der Umgebung einer Insel im tropischen Meere setzt sich, etwa 10 m unter der Ebbegrenze, ein zufällig dahin gekommener, schwärmender Korallenembryo fest. Er wächst zu einem massigen Stocke aus, welcher bald den ganzen submarinen Abhang von der Ebbegrenze bis zu 40 oder 50 m hinab mit seinen Nachkommen bevölkert und überwuchert. Andere riffbauende Korallenarten gesellen sich hinzu. Es entsteht ein Strandriff, das nach oben bis zur Ebbegrenze und nach außen — fußend auf dem Geröll, das von dem Riff selber herabstürzt — unbegrenzt fortwächst. (Hier bin ich im Einklang mit Murray.) Nun senkt sich die Insel. Vom Rande des Strandriffs wachsen die Korallen rascher empor, wie von den zurück liegenden Theilen, denn an den Rand stoßen die Nahrung bringenden Strömungen und Wellen am kräftigsten an. Es entsteht ein Ringwall, und durch fortgesetztes Sinken hinter demselben eine Lagune. Der Barrierriff ist fertig.

Aus diesem entsteht durch andauernde Senkung das Atoll, und dieses ist ein dauernder, von der Thätigkeit der Korallen intakt erhaltener Kegel von Korallenkalk, welcher gleich einer aufrechten Zipfelmütze der versunkenen Insel aufgesetzt ist.

Nun mag eine negative Verschiebung der Strandlinie eintreten. Die Atolle und Barrierriffe steigen über dem Wasserspiegel empor. Die Hebung findet langsam statt, und die Korallen bauen immer noch fort, in immer größer werdendem Ringe sich ausbreitend, die aufsteigende Insel als Strandriff umsäumend und vor der Gewalt der anprallenden Wogen beschützend.

Wind und Wetter nagen an dem aufsteigenden Korallenkalk, der sich noch vor seiner Trockenlegung durch Aufnahme von Magnesia in Dolomit verwandelt hat.

Das Meer schwindet aus den Tiefen zwischen den Koralleninseln, und die Atolle selber ragen dann als steile, meist terrassirte Kegel von einer undulirenden, nicht aus Kalk bestehenden Fläche auf.

Die Verwitterung bewirkt eine Zunahme der Steilheit der Atollflanken, und es schrumpfen die Korallenriffe im Laufe der Zeiten durch Auflösung und Abschwemmung zu

schmalen Klippen und Graten zusammen, die mit steilen Wänden über das umliegende Terrain 100 bis 2000 m hoch aufragen.

Besonders einzelne Atolle sind es, welche in dieser Weise zur Bildung abgeschlossener Gebirgsstöcke, wie etwa des Langkofel-Riffs in Südtirol, Veranlassung geben. Horizontal weiter ausgedehnte Korallenriffe werden zu Plateaus, welche häufig von hohen Steilwänden umgeben werden, wie das Dachsteinmassiv im Salzkammergut.

Schließlich eliminirt die fortschreitende Verwitterung die aufragenden Riffe ganz und gar, und das Material, aus welchem sie bestanden, ist theilweise wieder in Lösung im Meerwasser enthalten und dient den heutigen Korallen zum Aufbau ihrer Skelette, die zu neuen Riffen aufgethürmt in späteren Zeiten vielleicht wieder aus dem Meere emporsteigen mögen.

So entstehen und verfallen diese mächtigen Denksteine der rastlos bauenden Korallen im Laufe der Zeiten, den Bergsteiger wie den Tiefseeforscher mit Bewunderung erfüllend für die kleinen und zarten Polypen, wie sie „schaffen am sausenden Webstuhl der Zeit und wirken der Gottheit lebendiges Kleid“.

Von Oran nach Tlemcen und Nemours.

Von Dr. G. Diercks.

(Mit fünf Abbildungen.)

I.

Es war beinahe Mitternacht, als der von Orléansville kommende Zug in Kerguenta einlief. Obgleich der Mond mit der ihm im Süden eigenen Leuchtkraft die Gegend erhellte, hatten wir doch von dem nahen Meere, dessen Anblick wir seit lange entbehrt hatten, nichts bemerken können, denn die bei Oran bis dicht an die See herantretenden Ausläufer des sogenannten kleinen Atlas schlossen die Aussicht nach dem Mittelländischen Meere beinahe vollständig ab. Um so überraschender war aber das Bild, das sich uns bot, als wir von der auf beträchtlicher Höhe über der eigentlichen Stadt Oran gelegenen Vorstadt Kerguenta hinabfuhren. Der die Bucht im Westen abschließende, bis zu mehr als 400 m aufsteigende Berg Dschebel Murdschadscho erschien in dem nächtlichen Dunkel und dem zauberhaften Lichte des Mondes noch imposanter als er thatsächlich ist. Der Hafen zu unseren Füßen, die in dem Thaleinschnitte des Ued Rehhi sich weit nach Süden erstreckende Hauptstadt der westlichsten Provinz Algeriens bewiesen durch ihre zahllosen Lichter, daß wir uns wieder im Bereiche einer von regem Handelsverkehr belebten, mit den Kulturländern der Welt in reger Beziehung stehenden Großstadt befanden.

Es sind überall in Algerien zwei völlig verschiedene, in ihrem Wesen und Charakter von einander ganz abweichende Welten und Kulturen auf das engste an einander gedrängt, obgleich sie sich gegenseitig abstoßen. Ueberall bemerkt man selbst in der äußeren Erscheinung der Dinge diese Gegensätze, die die algerische Regierung mit unermüdlichem Eifer, aber mit verhältnißmäßig immer noch geringem Erfolge auszugleichen und zu beseitigen sucht. Diese Unterschiede treten uns denn auch bei unserer Ankunft in Kerguenta-Oran deutlich entgegen. Araber, Kabylen, Mauren, Individuen der verschiedenartigsten afrikanischen Rassen und Völker hatten auf den meisten Stationen der Wüstenbahn von Algier nach Oran die Bahnhöfe belebt, ihnen und den Gegenden, die wir durcheilten, Charakter verliehen; selbst die Lebensgewohnheiten der kleineren Ortschaften sind durch sie beeinflußt. So hörte in Affreville, in Orléansville das Straßenleben z. B. gewöhnlich um 9 Uhr abends auf, um lange vor Sonnenaufgang wieder zu beginnen.

In Kerguenta-Oran sahen wir uns vom ersten Augenblicke an von den europäischen Bevölkerungselementen umringt, die in Algerien mit den Eingeborenen seit Jahrzehnten in friedlichem kulturellen Wettkampfe um die Herrschaft ringen. Statt der eigenthümlichen harten guttnralen Laute der afrikanischen Eingeborenen umschwirrten uns die charakteristischen Nasal- und Schleiflaute der Franzosen, die volltönenden, kräftigen, vokalreichen Laute der Spanier, und nur der jüdische Dialekt bildete gewissermaßen ein Bindeglied zwischen den Sprachen Europas und denen der Eingeborenen. Im Laufe weniger Stunden sahen wir uns aus der Kultur- und Machtsphäre der Araber in die der Europäer versetzt, ein Wechsel, den wir allerdings selbst in den Hauptstädten des Landes, und zwar noch schneller durchmachen können. Wenige Schritte von der Rue de la Marine in Algier befinden wir uns im tiefsten Orient und könnten uns versucht fühlen, zu glauben, daß wir durch irgend einen Zauber plötzlich aus der französischen Kulturwelt in das Herz der arabischen Welt versetzt sind.

In Oran werden uns diese Gegensätze nicht so bemerkbar wie in der Hauptstadt des Landes. Der Grund hierfür liegt in geschichtlichen Ursachen. Die Hauptstadt Algier war bis zum Eindringen der Franzosen in ihrer äußeren Erscheinung nicht im geringsten durch europäische Kultur beeinflußt worden. Oran dagegen war seit Jahrhunderten wiederholt auf längere Zeit von den Spaniern besetzt und ihrem Kultureinfluß preisgegeben gewesen, sein lokaler Charakter war daher von dem Algiers völlig verschieden geworden. Der Orient ist hier in den Hintergrund gedrängt, und man könnte, wenn man die Stadt nach allen Richtungen hin durchstreift, sich versucht fühlen, zu glauben, man befinde sich in einer spanischen Hafen- und Provinzialstadt wie etwa in Cartagena. Nur die vielen orientalischen und afrikanischen Trachten, die große Zahl der Juden — welche in Spanien auch heute noch eine äußerst seltene Erscheinung bilden — lassen die Täuschung schwinden, in die uns der Stadtcharakter versetzen könnte. Die Franzosen sind in Oran den Spaniern gegenüber in der Minderzahl, und auch heute noch hört man die Spanier von Oran zuweilen als der „Corte chica“ — der kleinen Residenz — sprechen, unter welchem Namen die Stadt in den Zeiten der spanischen Herrschaft allgemein bekannt war.

Die Provinz Oran, das römische Mauritania Caesariensis, das östliche Maghreb el aksa der Araber, umfaßt unter Ausschluß des zu ihr gehörenden Theiles der Sahara nach den jüngsten statistischen Mittheilungen des Jahres 1886 86 103 qkm mit 963 439 Einwohnern, von denen 752 554 auf das Civilterritorium und 210 885 auf das Militärterritorium fallen. Es kommen somit 11 Einwohner auf den Quadratkilometer, gegen 12 in der Provinz Constantine und 13 in der Provinz Algier.

Oran und seine Hafenbucht.

Die Stadt Oran zählte 1886 58545 oder mit den zu ihr gehörenden Vorstädten 67681 Einwohner, wovon ungefähr 40 Prozent Spanier, 10 Prozent Israeliten und 5 Prozent Neger sind, welche letzteren in ihrem eigenen Stadtviertel hausen.

Was nun die Bevölkerungsverhältnisse des Departements Oran und der Hauptstadt desselben anbetrifft, so sind diese im wesentlichen denen der anderen Provinzen gleich, nur überwiegen unter den Eingeborenen die berberischen Elemente, unter den europäischen Einwanderern und Kolonisten, wie bereits bemerkt, die Spanier. Mehr oder minder nehmen alle ethnischen Faktoren an der Kulturarbeit Theil, und wir müssen dieselben daher einer flüchtigen Besprechung unterziehen. Es ist für den Ethnographen ein wahrer Genuß, die Orte zu besuchen, welche den mohammedanischen wie den europäischen Einwohnern Orans und seiner Nachbarschaft zum Zwecke der Erholung, der Unterhaltung und des Vergnügens dienen, seien dies nun die französischen Cafés, die spanischen Cantinen, die arabisch-maurischen Kaffeehäuser der Karadji oder die internationalen Cafés chantants, überall trifft man Vertreter aller Völkerstämme des nördlichen Afrika und aller europäischen Nationen in harmlosem Verkehr mit einander, und kann Studien über die physischen wie über die psychischen Eigenschaften dieser ethnischen Elemente machen.

Dorf der Ulad-Fadel (Beni-Missel).

Dorf der Ulad-Daud.

Bei weitem das zahlreichste Kontingent stellen die Mauren und die Berber, die öfters ganz irrthümlicherweise mit einander identifizirt werden.

Die ethnographischen Verhältnisse Nordafrikas sind seit lange der Gegenstand sorgfältigster Untersuchung aller Ethnographen gewesen, und selbst heute sind verschiedene Erscheinungen innerhalb der Bevölkerungsmasse noch räthselhaft und wissenschaftlich nicht genügend erklärt. Es ist namentlich das häufige Vorkommen blonder Haare und blauer Augen bei den Gebirgskabylen berberischer Rasse, was alle Besucher und Erforscher der Bergländer Algeriens beschäftigt hat, und über dessen Ursachen bis heute noch keine einheitliche und zweifellos zuverlässige und befriedigende Erklärung gegeben worden ist. Erschwert wurde die Lösung dieses Räthsels durch den Umstand, daß auch auf den Nordwestafrika vorgelagerten Inseln — namentlich den Kanarischen — blondhaarige und blauäugige Individuen, die z. B. ausgestorbenen Guanchen, bis in dieses Jahrhundert hinein bei im übrigen berberischem Gesammttypus beobachtet worden sind. Gerade aber im Departement Oran ist die Zahl der blonden Berber ziemlich beträchtlich.

Im allgemeinen nimmt man heute an, daß die älteste historisch festzustellende Bevölkerung Nordafrikas die berberische, daß diese aber nicht dort eingeboren, sondern daselbst eingewandert war, sowie daß sie zur mittelländischen Rasse, und zwar zu dem hamitischen Zweige derselben gehört. Die heutige Wissenschaft kommt in dieser Hinsicht also

Trara-Dorf.

wieder nach langem Zweifeln und Schwanken zu der Annahme zurück, die bereits vor vielen Hundert Jahren der arabische Geograph Ibn Khaldun hinsichtlich der Berber als absolut feststehend, „über alle Hypothesen erhaben“ vertreten hatte. Die Berber sind somit Brüder der hamitischen Stämme, welche Aegypten besiedelten und wie diese hatten auch sie den Boden den nigritischen Eingeborenen abzuringen, mit denen sie sich hie und da — in den Gegenden, wo ihre Machtbezirke sich berührten — mehr oder minder vermischten. Die Libyer, Numidier, Mauretanier und wie sonst die nordafrikanischen Bewohner von den Griechen und Römern bezeichnet wurden, waren sonach höchstens verschiedene Stämme ein und desselben Volkes. Die Sprache und die Einrichtungen der Berber weisen heute noch auf die nahe

Verwandtschaft mit den alten Aegyptern hin; ihre Sitten und Gebräuche haben sich durch die Jahrtausende ihres Lebens im Grunde so wenig verändert, daß viele Beschreibungen, die die alten Schriftsteller von ihnen und ihren Einrichtungen geben, für die gegenwärtige Zeit noch völlig zutreffend und ohne Veränderung anwendbar sind.

Der Berber ist in seiner äußeren Erscheinung wie in seinen Sitten und Anschauungen so verschieden von dem Araber, daß es unbegreiflich ist, wie diese Bezeichnungen auch heute noch als identisch für die gesammte einheimische Bevölkerung angewandt werden; und dergleichen Irrthümer finden sich selbst in Werken, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen. Groß ist ja allerdings die Masse der Stämme, welche aus der Mischung der beiden ethnischen Faktoren im Laufe der Zeit hervorgegangen sind und ein Mittelglied bilden, das physisch wie hinsichtlich seiner Institutionen beirrend wirkt und den Beobachter vielen Täuschungen aussetzt. Die echten Berber oder Kabylen, die übrigens in solche der Bergländer und in solche der Ebenen getheilt werden können, sind jedoch selbst für einen mit ethnographischen Dingen unbekannten Touristen leicht von dem echten Araber zu unterscheiden. Ersterer ist durchschnittlich von mittlerer Größe und weist starken Knochenbau auf, der ihm oft etwas Schwerfälliges giebt. Sein Kopf ist mehr eckig als oval, hat große Aehnlichkeit mit dem des Germanen und kommt ihm auch an Größe und Umfang ziemlich gleich. Die Nase ist dick und wenig gebogen, die Lippen sind ebenfalls dick, ohne indessen wulstig wie die des Negers zu sein. Die Berber sind ferner seßhaft, leben in Häusern, treiben Ackerbau und widmen sich der gewerblichen Thätigkeit; ihre Weltanschauung und Verfassung ist durchaus demokratisch; sie sind überwiegend Monogamisten. Streng religiös und zum Fanatismus neigend, hegen sie zwar die Ansicht, daß sie den Christen weit überlegen sind, trotzdem aber schließen sie sich gegen die Einflüsse europäischer Kultur nicht ab, passen sich den Verhältnissen an und wetteifern mit ihren neuen Herren auf allen Gebieten der Industrie. Die Franzosen haben, in richtiger Würdigung dieser letzteren Eigenschaften und der Gutwilligkeit der Berber, so weit es mit der Staatsverwaltung vereinbar war, denselben ihre kommunale Verfassung gelassen, die sich unverändert seit alten Zeiten erhalten hat. An der Spitze jeder größeren Ortschaft steht eine Rathsversammlung, Dschemâa, die die Angelegenheiten der Kommune leitet, und die von einem aus ihrer Mitte gewählten Amin präsidirt wird. Diese Dschemâa setzt sich zusammen aus den Dahmans, welche von den einzelnen Sippen — den Kharubas — gewählt werden, und aus den Ukals, von denen in Gemäßheit mit der Kopfzahl der Bevölkerung aus den Schriftgelehrten und Gebildetsten einer oder mehrere als Beisitzer und Berather des Amin ernannt werden. Die Funktionen des Amin wie der anderen Mitglieder des Vorstandes und der übrigen Mitglieder der Dschemâa sind eng begrenzt, namentlich sind, dem demokratischen Charakter der Versammlung gemäß, die dem Präsidenten zukommenden Rechte sehr beschränkt. Die Dschemâa hält jede Woche, und zwar gewöhnlich an dem dem Kultus geweihten Freitage, ihre Sitzungen ab und vermittelt den Verkehr der Gemeinde mit den staatlichen Behörden. Die Grundzüge der berberischen Verfassung wie des berberischen Rechts sind nicht bloß auf mündlicher Ueberlieferung übermittelt, sondern großentheils sogar schriftlich festgestellt. Hinsichtlich der Machtbefugnisse der Dschemâa und der Verhängung von Strafen seitens derselben hat die algerische Regierung manche Beschränkungen eintreten lassen und besonders dahin zu wirken gesucht, daß Parteilichkeit und Willkür nicht etwa zur Herrschaft gelangen, was bei dem leidenschaftlichen und rachsüchtigen Charakter der Berber nahe liegt.

Die Adaptationsfähigkeit der Berber, eine Eigenschaft, die zwar für die Kulturentwickelung des Landes von höchster Bedeutung ist, und der gegenüber die französische Regierung auf anderer Seite auch manche Konzessionen macht und vieles nachsieht, ist unter dem Zwange der neuen Verhältnisse und unter dem Einfluß des ungemein praktischen Sinnes sowie der Habsucht der Berber bei sehr vielen Stämmen heute so weit ausgebildet worden, daß sie in niedrigste Kriecherei gegenüber den Herren des Landes und ihren Organen ausartet. Der Charakter der Berber, der sich, so weit wir die Geschichte der letzteren kennen, als ein ungemein zäher und stolzer erwiesen hatte, scheint sich somit unter den gegewärtigen Verhältnissen zu seinem Nachtheile verändert zu haben. Wir wissen, welchen Widerstand die Berber den Karthagern, den Römern, den Griechen, den Vandalen, den Arabern und den Türken entgegengesetzt haben; wir wissen, was für ungeheure Opfer an Blut und Geld die Franzosen haben bringen müssen, um die große und kleine Kabylie — die Stammsitze der berberischen Bevölkerung — ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Jetzt ist der Besitz Algiers den Franzosen gesichert, sie haben sich die störrischen Berber unterworfen, aber die letzteren sind darüber entartet, haben niedrigen sklavischen Sinn angenommen und zeichnen sich dadurch zu ihrem Nachtheil von den Arabern aus, welche ihren Stolz und Unabhängigkeitssinn gewahrt haben und ihren Haß gegen die Franzosen und die Christen offen bekennen und bekunden. Die algerische Regierung weiß denn auch, daß sie auf die Berber nur so lange rechnen kann, als sie sie in völliger Knechtschaft zu erhalten vermag, und daß sie ihnen wenig trauen darf; sie weiß, daß nach einigen schweren Niederlagen, die sie etwa erlitte, die Berber sich ebenso schnell gegen die französische Herrschaft erheben würden als die Araber — überhaupt die ganze mohammedanische Bevölkerung des Landes.

Die Frau nimmt bei den Berbern eine verhältnißmäßig hohe soziale Stellung ein. Ihr Leben ist allerdings auch den Gesetzen des Koran unterworfen, doch werden dieselben nicht so streng beobachtet, wie bei den Arabern der Sahara. Außerhalb des Hauses darf sie sich nicht unverschleiert zeigen, und im öffentlichen Leben spielt sie keine Rolle; sie ist indessen nicht wie bei den Arabern zur Sklavin und zur werthlosen Sache erniedrigt, sondern steht dem Manne beinahe ebenbürtig zur Seite. Die Monogamie trägt hierzu viel bei, und der Familiensinn ist bei den Berbern viel höher entwickelt als bei den Arabern. Die häusliche Arbeit liegt der Frau ausschließlich ob, die Feldarbeit wird jedoch hauptsächlich vom Manne besorgt, dem sie wie bei christlichen Völkern mehr Beratherin als Dienerin ist. In ihrer Tracht unterscheidet sie sich wenig von der Araberin und der Maurin; putzsüchtig wie diese, gewöhnt, sich einzelne Glieder und Theile des Gesichts zu färben, ist sie nur durch ihre gröberen Züge, die Breite des Gesichts, ihre kräftigere untersetztere Gestalt von der Araberin unterscheidbar. Verläßt sie das Haus, so putzt sie sich nicht nur mit dem ihr zu eigen gehörenden Schmuck, sondern oft auch mit dem ihrer ganzen Familie. Hübsche Gesichter, schöne Gestalten, findet man bei den Berberinnen verhältnißmäßig selten.

Die Wohnstätte des Berbers ist, so weit es ihm seine Mittel irgend erlauben, ein festes Haus, das je nach dem Vermögen seines Eigenthümers aus an der Luft getrockneten Ziegeln, aus rohen adobeartigen Blöcken oder aus mit einander durch Lehm verbundenen Steinen, Baumzweigen und Flechtwerk hergestellt wird. In den Gebirgsdörfern, wo viel Bergbau getrieben wird, werden die Häuser

auch nach entsprechender Bearbeitung der Felswände und unter Aushöhlung derselben an sie angelehnt.

Der Berber liebt ferner die Isolirung, sein Haus steht meist allein; nur wo große Gemeinden bestehen, werden die Häuser neben einander gebaut und mit einander verbunden, dann jedoch der Art, daß sie zusammen wieder einen einheitlichen Komplex, ein organisches Ganzes bilden. Die Form des einzelnen Hauses wie der größeren Komplexe ist aus den vorstehenden Illustrationen (S. 312) ersichtlich.

Der Charakter des Berberhauses ist dem der südländischen in Südspanien, Süditalien, Griechenland und der ganzen mohammedanischen Welt gewöhnlich benutzten Häuser gleich. Es hat nach außen hin keine Fenster, sondern nur einen einzigen Eingang, der durch eine primitive Bretterthür oder häufiger durch eine aus Baumzweigen hergestellte Thür geschlossen werden kann. Von einem wirklichen festen Verschluß ist dabei indessen nie die Rede; ein Holzriegel ist im Bauernhause der äußerste Luxus, den sich der Eigenthümer gestattet. Hat man den Eingang passirt, so kommt man in den für den Aufenthalt des Viehes bestimmten Raum; ist dieser passirt, so tritt man in den offenen Hof, um den sich auf den drei anderen Seiten die Wohnräume gruppiren, welche Luft und Licht von dem Hofe her erhalten. Einer dieser Räume ist ausschließlich für die Frauen und Kinder bestimmt. Die Dächer sind flach und dienen besonders der weiblichen Bewohnerschaft zum Aufenthalt und zur Verrichtung mancher Arbeiten.

Trara-Familie.

Nicht zufrieden mit dem Schutze, den die Mauern des Hauses, und hauptsächlich der allen Reisenden nur zu wohl bekannte zuverlässigste Wächter desselben, der große, hyänen- oder schakalartige, gelbliche Hund gewährt, versieht der Berber sein Haus, und wenn er ein solches nicht besitzt, sein Zelt mit einer Heckenumzäunung. Diese ist entweder aus trockenen, stachligen Zweigen hergestellt, welche so dicht mit einander verbunden sind, daß kein Thier mittlerer Größe durchdringen kann, oder — und dies ist das gewöhnliche — sie

besteht aus lebenden Pflanzen — namentlich aus der Berberfeige, die den Vorzug hat, nicht allein Schutz, sondern auch durch ihre Früchte eine beliebte Nahrung zu gewähren. Diese Umzäunung ist nur der Hausthür gegenüber offen, zu der ein schmaler Zugang führt.

Wo mehrere solche Häuser neben einander gebaut werden, ist jedes für sich in der eben beschriebenen Weise hergestellt — unter Ausschluß der dasselbe umgebenden Hecke natürlich; sie alle aber haben zusammen wiederum die Form des einfachen Hauses, indem sie sich um einen offenen Hof gruppiren, zu dem nur ein Eingang führt. Derartige Komplexe haben wir wiederholt bei den Trara-Stämmen gefunden, welche das ausgedehnte Gebiet von dem Tafnaflusse bis zur marokkanischen Grenze, zwischen Nemours und Lalla Mar'nia, inne haben.

Unter den die Ebenen bewohnenden Berberstämmen ist das Haus oft durch das einem umgekehrten, mit dem Kiel nach oben gerichteten Schiffskörper gleichende Zelt ersetzt, das

Berberfrauen an einer Quelle.

mit Matten oder groben Geweben aus Halfa (Espartogras) oder Kameelhaar bedeckt und meist auch durch einen Heckenzaun gegen das Eindringen von wilden Thieren, Vieh und Dieben geschützt ist. Auf diese Zelte namentlich passen heute noch ganz genau die Beschreibungen, welche die alten Geographen und Historiker von ihnen gegeben haben. Auch die von letzteren beschriebene Art der Aufhebung von Getreidevorräthen in cisternenartigen Gruben finden wir noch heutzutage bei den Berbern sowie bei den Arabern Algeriens vor. Diese „Silos“ oder von den Spaniern auch „Matamoros“ genannten Gruben werden zum Theil zweistöckig angelegt und dienen nicht nur zur Aufnahme des überschüssigen Getreides, sondern auch anderer Vorräthe, wie Butter, Käse, Honig 2c. Ja, selbst baares Geld wird in den Silos verborgen, deren Lage von ihren Besitzern möglichst geheim gehalten wird, und die, wenn sie geschlossen sind, mit Buschwerk und Steinen bedeckt werden. Man nimmt vielfach an, daß in den Silos Algeriens baares Geld im

Berbermädchen aus dem Trara-Lande.

Werthe von über 300 Millionen Frcs. versteckt gehalten wird. Die Berber wie die Araber Algeriens sind äußerst sparsam, ja sogar sehr geizig, und verleugnen ihre Besitzthümer um der Besteuerung zu entgehen. Nicht mit Unrecht glaubt man vielleicht, daß das baare Geld und viele Vorräthe auch für die Zeiten des Befreiungskrieges von dem französischen Joch aufgespart werden, für diesen Entscheidungskampf, den die Heiligen im geheimen in der gesammten mohammedanischen Bevölkerung Algeriens predigen und vorbereiten, und an dessen baldigen Eintritt Berber wie Araber zuversichtlich glauben.

Wie in Algier so ist auch in Oran die Zahl der Mzabiten ziemlich beträchtlich. Dieser Volksstamm gehört ebenfalls zu den Berbern und zeigt die Eigenschaften und Institutionen der genannten Rasse in ihrer höchsten Vollendung. Die Beni Mzab zählen ungefähr 60000 Köpfe und wohnen in sechs ziemlich großen Ortschaften, in den nach ihnen benannten Oasen südlich vom Großen Atlas. Sie unterwarfen sich 1852 aus praktischen Gründen den Franzosen und erlangten dafür das Recht beinahe vollständiger Autonomie und Selbständigkeit. Ihr demokratisch-republikanisches Staatswesen erfreut sich eines sehr bedeutenden Wohlstandes, und die Beni Mzab, im gewissen Sinne die Erben der alten maurischen Industrie, treiben zahlreiche Gewerbe, namentlich das der Weberei, und leisten sehr Bedeutendes. Die Zahl ihrer Webstühle wird auf 5000 beziffert, und ihre Erzeugnisse sind in ganz Nordafrika hochgeschätzt. Hauptsächlich sind sie indessen als Kaufleute thätig und haben in allen größeren Hafenstädten Algiers große Geschäfte, die riesigen Gewinn abwerfen, und durch die sie den Handelsverkehr zwischen ihrer Heimath, den französischen Machtbezirken und dem Auslande vermitteln. Sie wetteifern, und zum Theil mit glänzendem Erfolge, mit den Israeliten, den Handel des nördlichen Innerafrika zu beherrschen. Ihre großen Karavanen durchziehen die Sahara nach allen Richtungen. Ihre dunklere Hautfarbe, ihre sorgfältigere Kleidung, ihr feineres Benehmen zeichnen sie vor den übrigen Berbern aus.

Nächst diesen seit drei oder mehr Jahrtausenden in Nordafrika heimischen Stämmen bilden die Araber den größten Theil der mohammedanischen Bevölkerung.

Als sie im siebenten Jahrhundert die Gestade des Mittelmeers eroberten, hatten sie über 50 Jahre mit den Berbern um die Herrschaft zu kämpfen. Nachdem sie diese endlich unterworfen und auch zu ihrem Glauben bekehrt hatten, war von einer vollständigen Verschmelzung der beiden ethnischen Elemente jedoch keine Rede, vielmehr standen sie sich in Afrika — und auch in Spanien — stets sehr gespannt, wenn nicht geradezu feindlich gegenüber. Wo ihre beiderseitigen Interessen sich berührten, wurden allmählich viel freundlichere Beziehungen geschaffen, ja es wurden auch Mischehen geschlossen; im allgemeinen jedoch hielten sie sich so fern von einander als möglich, und Beweis dafür ist, daß heute noch große Massen von Arabern und Berbern in Algier angetroffen werden, die ihre Rasse von jeder Vermischung rein erhalten haben, und dies auch in ihren äußeren Erscheinungen, sowie in ihren Sitten und Gewohnheiten deutlich bekunden.

Der Araber hat seinen Nomadencharakter bewahrt, zieht wie in seiner Heimath, der arabischen Halbinsel, von einem Weide- und Wohnplatz zum anderen, haßt die Seßhaftigkeit ebenso wie die Gewerbthätigkeit; er liebt den Aufenthalt in der Ebene und meidet das Gebirge; seine Wohnstätte ist das Zelt, nicht das feste Haus. Kriegerisch und stolz will er von Unterwürfigkeit nichts wissen, sondern strebt nach Herrschaft, und es ist höchst bezeichnend, daß die Araber in allen Verwaltungszweigen und im Heere Algeriens bemüht sind, hohe einflußreiche Stellungen zu erwerben, sich um Handel und Industrie dagegen so gut wie gar nicht kümmern.

Was die äußere Erscheinung des Arabers anbetrifft, so ist dieselbe ungleich anziehender und imponirender als die des Berbers. Die Gestalt überschreitet sehr oft das Mittelmaß und ist stets schön proportionirt. Aeußerst selten wird man bei ihm Neigung zu Fettansatz und Beleibtheit finden, vielmehr ist er hager und scheint nur Muskeln und Sehnen zu besitzen, gegen klimatische Einflüsse aber völlig unempfindlich zu sein. Der Kopf weist die edelsten Formen auf. Das Gesicht ist oval, die Stirn zurückfliehend, die Nase fein geschnitten, schmal und stark gebogen, Mund und Ohren sind klein, die Augen groß und mandelförmig, die Augenbrauen schön geschwungen, die Wimpern lang. Hohe geistige Begabung und Energie sprechen aus den dunklen feurigen Augen, aus der Gesammtheit der Gesichtszüge.

Die Frau verliert unter dem furchtbaren Druck der Sklaverei, in der sie gehalten wird, sehr früh die natürlichen Reize ihres Gesichts und ihrer Gestalt.

Der Typus der in der Stadt und Provinz Oran ziemlich zahlreichen Neger ist zu bekannt, als daß es erforderlich wäre, auf denselben einzugehen. Die Neger widmen sich den niedrigsten Arbeiten des öffentlichen Lebens, doch betreiben sie vereinzelt auch Gewerbe — namentlich das der Bäckerei. Die Frauen beschäftigen sich vorzugsweise mit Wäscherei.

Die Juden Orans zeichnen sich durch ihre Schönheit vor ihren Stammesbrüdern in anderen Ländern aus; dasselbe gilt von den Jüdinnen. So weit die ersteren nicht europäische Tracht angenommen und sich französirt haben, tragen sie noch überwiegend dunkle Kleidung und schwarze oder schwarzblaue Scheschias. Es zeigt sich hierin die Macht der Gewohnheit. Bis zur französischen Invasion waren sie gezwungen, die dunklen Farben zu tragen, um sich dadurch auf den ersten Blick von den Mohammedanern zu unterscheiden, die den Verkehr mit ihnen so weit als möglich mieden. Auch jetzt besteht noch dieser Gegensatz, und dann und wann droht immer noch eine Judenverfolgung in Algerien auszubrechen. Bis vor wenigen Jahren wurden in die Garnison von Oran keine Turkos gelegt, da sich diese besonders durch ihren Haß gegen die Juden auszeichneten und überall Händel mit ihnen suchten. Für diese Rücksicht der algerischen Regierung zahlte die jüdische Gemeinde Orans eine sehr ansehnliche Summe Geldes. Jetzt hat sich das geändert, und wir bemerken neben den bunten Trachten der anderen algerischen Truppengattungen in den Straßen, den Vergnügungslokalen und den Cafés von Oran auch sehr häufig die charakteristischen Uniformen der Turkos.

Unter den Mischlingen, welche einen bedeutenden Prozentsatz der oranischen Bevölkerung ausmachen, müssen in erster Linie die Mauren genannt werden — diese Produkte der Vermischung der Berber mit allen den übrigen Völkern, welche im Laufe der verflossenen Jahrtausende den Boden Nordafrikas betreten und beherrscht haben. Sie bilden ein sehr rühriges Element und sind auf allen Gebieten der Industrie thätig. Sie zeichnen sich durch ihre Prachtliebe und ihre Neigung zur Beleibtheit äußerlich aus. Was ihren Charakter anbetrifft, so gelten sie für höchst unzuverlässig; alle schlechten Eigenschaften der verschiedenen Rassen und Völker, welche Nordafrika bewohnt haben, sind in ihnen vereint. Sie werden auch aus diesem Grunde von den besseren Elementen der Bevölkerung gern gemieden.

Unter den europäischen Einwanderern und Kolonisten zeichnen sich hauptsächlich die so ungemein zahlreichen Spanier durch ihre äußere Erscheinung vor allen übrigen aus. Merkwürdigerweise bewahren dieselben in Oran auch noch großen-

theils ihre nationalen und provinziellen Trachten, die in Spanien selbst kaum mehr zu finden sind. Ackerbau, Gemüsebau, Gartenbau sind die Haupterwerbszweige der Spanier; doch auch in den Minendistrikten der Provinz Oran sind sie in Menge zu finden. Sie bilden vielfach große Kolonien, und viele Ortschaften sind ganz ausschließlich von ihnen bewohnt. Die Einwanderung derselben wächst infolge der traurigen wirthschaftlichen Zustände Spaniens sehr bedeutend. Die spanischen Frauen sind als Dienstboten und besonders als Ammen allgemein geschätzt.

Kürzere Mittheilungen.

Die Nicobaren und ihre Bewohner.

In der Mai-Nummer des „Journal of the Anthropological Society of Great Britain and Ireland“ beginnt Herr E. H. Man mit der Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln über die Nicobaren und ihre Bewohner, welche vieles Interessante zu bringen verspricht. Herr Man hat seit 1871 zusammen über sieben Jahre auf den Nicobaren zugebracht und das Volk sowie wenigstens eine der von ihm gesprochenen sechs verschiedenen Sprachen gründlich kennen gelernt. Das letztere war keine ganz leichte Arbeit, denn die nicobarische Sprache enthält eine große Anzahl ganz eigenthümlicher Töne, für welche erst besondere Bezeichnungen erfunden werden mußten, und die erwachsenen Bewohner der Inseln sprechen, hauptsächlich infolge der dicken Kruste, welche ihre Zähne und ihr Zahnfleisch bedeckt, so undeutlich, daß Man im Anfang glaubte, sie benutzten die Lippen dabei gar nicht, sondern gäben die Töne durch die Nase von sich. Die Kruste ist eine Folge des ewigen Betelkauens und erreicht bei alten Leuten eine solche Dicke, daß der Mund überhaupt nicht mehr geschlossen werden kann. Erst als Man sich längere Zeit mit jüngeren Leuten beschäftigt hatte, gelang es ihm, über die Natur der Töne einigermaßen ins Reine zu kommen. Das von ihm zusammengestellte Vokabular des in der centralen Inselgruppe gesprochenen Dialektes enthält etwa 6000 bis 7000 Worte; zu ihrer Transskription dient ein Alphabet von 60 Zeichen, das Man mit Hilfe von A. J. Ellis zusammengestellt hat; es umfaßt 21 orale Vokale und Diphthongen, 14 nasale und 28 Konsonanten.

Die Gesammtoberfläche der Inseln berechnet Man zu 635 engl. Quadratmeilen, wovon 333 allein auf Groß-Nicobar kommen. Den Namen, der erst im vorigen Jahrhundert auftaucht, hat man noch nicht zu erklären vermocht; Man ist geneigt, ihn von dem einheimischen Namen der Kokosnuß njior oder nieor, abzuleiten, da Kokosnüsse den Hauptexportartikel bilden. Ob Sambelong, der Name der Hauptinsel, das malayische Sambilon (neun) ist, bleibt zweifelhaft, da der Name auch von Sham Loong, Volk von Loong — letzteres der einheimische Name der Insel — herkommen könnte.

Die Inseln mit ihrem prachtvollen Schmucke an Arecapalmen und Baumfarren, welche eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreichen, übertreffen an Schönheit weit die Andamanen. Die Inseln der Südgruppe erheben sich bis zu 2000 Fuß, Groß-Nicobar bis zu 2105 Fuß, und sind mit geringen Ausnahmen vom Strand bis zum Gipfel mit den herrlichsten Waldungen bedeckt, welche einen großen Reichthum an edlen Hölzern bergen. Auf den mittleren und nördlichen Inseln finden sich aber auch ausgedehnte Grasflächen — immer ein Zeichen absolut unfruchtbaren, stark magnesiahaltigen Thonbodens, der aus der Verwitterung magnesiareicher Felsen hervorgegangen ist — nicht Folgen ehemaliger Waldverwüstung. Mehrere vorzügliche Häfen sind vorhanden, besonders Nancowry Harbour, an welchem sich die gegenwärtige englische Ansiedelung befindet, und Ganges Harbour, außerdem zahlreiche Buchten, in denen Schiffe wenigstens während eines Monsuns mit voller Sicherheit ankern können. Das Klima gehörte allerdings bisher zu den verrufensten; überall an der Küste herrschen bösartige Malariafieber, und alle früheren Niederlassungsversuche sind durch sie vereitelt worden. Von 25 Herrnhuter Missionaren, welche von 1768 bis 1787 nach Nancowry Harbour gesandt wurden, ist nur einer zurückgekehrt, und die verschiedenen Versuche der Dänen, festen Fuß zu fassen, sind dadurch immer wieder vereitelt worden. Den Engländern dagegen scheint es besser zu glücken; verschiedene Sanitätsmaßregeln, die vernünftigere Anlage der Wohnungen und zweckmäßige Lebensweise lassen die Beamten, obwohl sie noch immer an dem berüchtigten Nancowry Harbour wohnen, ganz gut gedeihen, und mehrere von ihnen haben mit Hilfe eines gelegentlichen Aufenthaltes auf den gesünderen Andamanen schon lange Jahre ganz gut ausgehalten. Vom Fieber verschont geblieben sind sie natürlich nicht. England hat die Inseln bekanntlich 1869 durch Vertrag von Dänemark erworben.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich nach dem Census von 1887 auf etwa 6200, während Chopard sie 1844 auf 8000 veranschlagte; beide Angaben sind nicht sonderlich zuverlässig, da nur für die kleineren Inseln wirkliche Zählungen stattfanden, während für die beiden bevölkertsten, Teressa und Car Nicobar, nur Schätzungen vorliegen. Eine Bevölkerungsabnahme wird ziemlich allgemein angenommen, ist aber nicht sicher erwiesen; für Car Nicobar ist sogar eine erhebliche Zunahme zweifellos, für Teressa, Bompoka und Chowra, der großen Zahl der Kinder nach, mindestens sehr wahrscheinlich. Nur die Centralinseln sind durch eingeschleppte Epidemien von Blattern und Dysenterie arg mitgenommen worden. Es scheint, als ob die obige Zählung sich aber nur auf das eine Element, die malayische Küstenbevölkerung beziehe, denn für Groß-Nicobar sind nur 156 Einwohner angegeben, während das Innere dieser großen Insel doch von zahlreichen Stämmen der wilden Urbevölkerung — der Shom Pen — bewohnt wird. Die Küstenbevölkerung steht offenbar den Bewohnern von Birma am nächsten und ist unzweifelhaft einer viel höheren Civilisation fähig, als die elenden Negritos der Andamanen. Bevölkerung und Civilisation nehmen in einer ganz auffallenden Weise von Süden nach Norden zu. Im Süden findet man nur wenige kleine, schmutzige Weiler mit spärlicher apathisch dahinlebender Bevölkerung, im Norden dicht bevölkerte, saubere, lebhafte Dörfer mit einer verhältnißmäßig bedeutenden Handelsbewegung. Car Nicobar, die nördlichste der Inseln, exportirt trotz ihrer dichten Bevölkerung jährlich 2 bis 3 Millionen Kokosnüsse und zieht großen Vortheil aus dem Verkaufe von Lebensmitteln an die zahlreichen anlegenden Schiffe.

Sorgfältige Messungen an etwa 200 Personen ergaben für die Männer eine Durchschnittsgröße von 5 Fuß $3^3/_4$ Zoll, für die Frauen 5 Fuß; die Entfernung von der Spitze des einen Mittelfingers zu der des anderen übertrifft die Höhe durchschnittlich um drei, mitunter sogar um 5 Zoll, bei

Frauen durchschnittlich nur um 1$^3/_4$ Zoll. Die Shom Pen sind etwas kleiner und schwächer, was bei ihrer mangelhaften Ernährung nicht auffallend ist. Die Muskelkraft ist nicht unbedeutend; 150 bis 180 Pfund Kokosnüsse, die an einer Stange über die Schulter getragen werden, gelten als eine gewöhnliche Traglast für einen Mann. Die unteren Extremitäten sind infolge des häufigen Erklimmens der Kokospalmen besser entwickelt, als sonst bei Malayen. Die Stirn ist gut entwickelt, die Nase breit und flach, seltener adlerartig, die Augen stehen mehr oder weniger schief, die Züge sind weniger flach als bei anderen Malayenstämmen; die Gesichtsfarbe ist ein röthliches oder gelbliches Braun. Prognathismus ist häufig, aber nach Man weniger bedingt durch die angeborene Stellung der Schneidezähne, als durch das bis zum fünften Jahre dauernde Saugen der Kinder an der Mutter — das später an den jungen Kokosnüssen fortgesetzt wird — und durch das ewige Betelkauen, dem sich die Kinder schon vom achten Jahre an ergeben. Die Ohrläppchen sind, wie bei den Birmanen, ausnahmslos durchbohrt und durch eingesetzte Holzcylinder, Rohrstückchen oder Scheiben entstellt.

Neben dem Malariafieber, dem auch die Eingeborenen unterliegen, sind Katarrhe und andere Brustkrankheiten häufig, führen indeß selten zu tödtlichem Ausgang. Beri-beri ist bis jetzt noch nicht zur Beobachtung gelangt. Dagegen ist Elephantiasis in recht bösartigen Formen endemisch, besonders in der Centralgruppe. Teressa und die Südinseln leiden weniger daran. Car Nicobar ist vollkommen frei. Die Eingeborenen suchen den Grund des Fehlens der Elephantiasis darin, daß sie fast nie Wasser trinken und ihren Durst ausschließlich mit Kokosmilch löschen; sie mögen damit unbewußt das Richtige getroffen haben. Wunden und Verletzungen heilen bei allen Nicobaresen ohne jede Behandlung auffallend rasch und leicht. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am Meeresstrande bei Hâvre hat man neuerdings an einer genau umgrenzten Stelle mehrfach geschlagene Steinwaffen vom Typus von Chelles oder Saint-Acheul gefunden, und die sorgfältigen Nachforschungen des Herrn Georges Romain haben jetzt die Existenz einer prähistorischen Station an dieser Stelle erwiesen. Halbfertige Beile beweisen, daß die Menschen ihre Werkzeuge an Ort und Stelle anfertigten. Von großem Interesse ist aber, daß die Station heute bei gewöhnlichem Wasserstande von den Meereswogen überspült wird. Diese Thatsache würde sich für die Theorie einer allmählichen Senkung der Küsten des Aermelkanals verwenden lassen, welche nach den Forschungen des Herrn Bouquet de la Grye heute noch fortdauert und von 1832 bis 1871 durchschnittlich zwei Millimeter im Jahre betragen hat. Herr Romain neigt indessen mehr der Ansicht zu, daß die prähistorische Station sich an der Spitze einer niederen Landzunge befunden habe, welche seitdem durch den Andrang der Wogen zerstört worden sei.

— Die Korkindustrie ist bekanntlich einer der wichtigsten in Spanien betriebenen Industriezweige. Ihren Hauptsitz hat dieselbe in der Provinz Gerona, wo sich zahlreiche Korkschneide-Fabriken mit dem Zerkleinern der betreffenden Eichenborke (von Quercus suber und Q. occidentalis) beschäftigen — in dem Städtchen Palamos allein etwa vierzig. 1885 betrug der Export 16000 Centner Rinde und 1,137 Mill. Stück geschnittene Pfropfen, im Werthe von 12 Mill. Mark; und 1886 19600 Centner Rinde und 1,195 Mill. Stück Pfropfen, im Werthe von 14 Mill. Mark. In den letzten Jahren wurde die Korkproduktion in verschiedenen Distrikten durch eine Raupe beeinträchtigt, welche die Bäume in kurzer Zeit ihrer sämmtlichen Blätter beraubt und dadurch die Rindenbildung hemmt.

Afrika.

— Aus Ostafrika kommt die Kunde, daß die Dr. K. Peters'sche Emin-Entsatzexpedition von den Masai bis auf zwei Ueberlebende niedergemetzelt worden sein soll. Da die Expedition von dem deutschen Emin-Pascha-Komité infolge der früher verzeichneten Nachrichten (S 304) aufgegeben worden, und an Dr. Peters die Rückberufung ergangen war, so wird die deutsche Kolonialpolitik durch das traurige Ereigniß in keiner Weise mehr berührt. Nichtsdestoweniger wird jeder Unbefangene den Tod der wackeren Männer, die das deutsche Kulturwerk im schwarzen Erdtheile so ungemein eifrig zu fördern suchten, tief beklagen. Der energische Leiter der Expedition, dessen große Verdienste um die deutsche Kolonialpolitik nicht wohl zu bestreiten sind, hat auf diese Weise früh ein tragisches Ende gefunden.

— Nach einer aus Zansibar eingetroffenen Nachricht ist es den Herren Dr. Hans Meyer und L. Purtscheller gelungen, den Gipfel des Kilimandscharo zu ersteigen, und gedenken sich dieselben nunmehr möglichst direkt dem Kenia und seiner Erforschung zuzuwenden.

— Die Portugiesen entfalten neuerdings einen großen Eifer in der geographischen Erforschung des Zambesi-Gebietes. Eine Expedition unter der Führung des Lieutenant Paiva d'Andrade durchzog die Gegend, in der der Mazoe-, der Panyame- und der Sanyate-Fluß ihre Quellen haben, und verweilt jetzt am oberen Umfali. Eine andere Expedition, unter Hauptmann Cordon, machte das Umfali-Thal zwischen 18° südl. Br. und dem Zusammenflusse des Sanyate und Zambesi zu ihrem Arbeitsfelde. Die Expedition Serpa Pinto's endlich setzt ihre Untersuchungen am Schire und Nyassa-See weiter fort.

Allgemeines.

— In seinem vor dem internationalen Kolonialkongresse zu Paris gehaltenen Vortrage über den Einfluß der europäischen Erziehung und der europäischen Institutionen auf eingeborene Bevölkerungen der Kolonien (Vergl. S. 204) kommt Gustave Le Bon zu den folgenden Schlüssen: „Weder durch die Erziehung noch durch Institutionen oder durch religiöse Satzungen werden die Europäer im Stande sein, eine civilisatorische Wirkung auf die Orientalen oder gar auf die Naturvölker auszuüben. Die sozialen Institutionen aller dieser Völker sind der Ausdruck einer bestimmten geistigen Konstitution, bezw. ein Werk von Jahrtausenden, das nur durch Jahrtausende wieder umgestaltet werden kann. Sie europäisiren und uns assimiliren zu wollen, ist ein gefährliches Hirngespinst. Lassen wir ihnen vielmehr ihre Gebräuche, ihre Einrichtungen und ihre Gesetze, und hüten wir uns davor ihnen das komplicirte Räderwerk unserer Verwaltung aufzudrängen. Begnügen

wir uns vielmehr damit, eine Art Obervormundschaft über sie zu führen. Um das zu thun, ist eine große Zahl von Beamten vom Uebel, nicht aber ein tieferes Eindringen derselben in die Sprache, Sitte und Denkart der Eingeborenen, und eine Ausrüstung derselben mit Ansehen und Macht." Die Engländer und Holländer haben diese Principien bei ihrem Kolonisationssysteme im allgemeinen beachtet, und hierin liegt das eigentliche Geheimniß ihrer kolonisatorischen Erfolge.

— In England geht man damit um, im Anschluß an die Züge der Großen Westbahn eine Dampferlinie von Milfordhafen nach New-York herzurichten. Da die Fahrt von London nach Milford nur 6 Stunden, die Fahrt von Milford nach New-York aber nur etwa $5^1/_2$ Tage beansprucht, so würde die Reise von der großen englischen nach der großen amerikanischen Welthandelsmetropole dadurch offenbar um ein Erhebliches abgekürzt werden.

Bücherschau.

— C. Fr. W. Krukenberg, Die Durchfluthung des Isthmus von Suez in chorologischer, hydrographischer und historischer Beziehung. Heidelberg 1888. — Der Isthmus von Suez stellt bei 30° nördl. Br. eine Meeresverbindung gerade für solche Thierformen her, welche bei der Gewöhnung an einen Aufenthalt in wärmeren Meeren durch die langgestreckte Form der Kontinentalmassen sonst an einer Vermischung und aktiven Wanderung aus einem ozeanischen Gebiet in das andere verhindert sind. Hieraus erhellt die Wichtigkeit und das große Interesse, welches das vorliegende Werk beanspruchen kann, indem es die biologischen Wanderungen durch den Suez-Isthmus behandelt. — In der tertiären Nummulitenzeit fand eine Trennung des mediterranen von dem erythräischen Faunengebiet noch nicht statt, doch bald darauf ist sie erkennbar, und zwar erfolgte sie zunächst nicht durch eine Landscheide, sondern zur Diluvialzeit wahrscheinlich durch einen Nilarm, welcher etwa in der Mitte des heutigen Isthmus mündete und durch sein süßes Wasser den Meeresthieren den Durchgang versagte. Zahlreiche Süßwasserpetrefakten in der Mitte des Isthmus haben zu dieser Annahme geführt. Erst durch den Suezkanal ist eine Meeresverbindung wieder hergestellt, und damit die Möglichkeit zur Vermischung der Faunengebiete eröffnet. Diese kann jedoch nicht unbehindert erfolgen, weil der Kanal verschiedene Seen durchschneidet, in welchen sich in früheren Zeiten starke Salzlager gebildet haben. Die chemische Zusammensetzung des Salzlagers, über welche verschiedene Analysen Aufschluß geben, entspricht zwar vollkommen den relativen Salzmengungen der beiden umliegenden Meere, so daß kein Zweifel darüber besteht, daß sie durch Verdunstung von Meerwasser entstanden sind; die Lösung im Kanalwasser und in den Seen hat denn auch dieselbe relative Zusammensetzung wie die Meere, aber wegen der stärkeren Verdunstung in dem schmalen Kanale ist der absolute Salzgehalt größer und in Zunahme begriffen. Der Salzgehalt des Rothen Meeres wächst von der Straße von Bab el Mandeb nach Norden, doch die Koncentration im Kanal und in den Bitterseen ist stärker und übersteigt um noch viel mehr den Salzgehalt im Mittelländischen Meere. — Der hohe Salzgehalt ist nach Krukenberg das Haupthinderniß für die Wanderung der Faunen, dafür spricht vor allem auch das rapidere Vorrücken der an ein salzhaltigeres Medium gewöhnten erythräischen Formen; wären die Temperaturunterschiede von entscheidendem Einfluß, so befänden sich die mittelländischen Formen im Vortheil, weil es leichter ist, sich einer wärmeren Temperatur anzupassen als umgekehrt. Strömungen, Störungen durch den Schiffsverkehr, Zersplitterung in den Isthmusseen können für die Wanderung der Faunen wohl auch von nachtheiligem Einfluß sein, doch treten diese Momente jedenfalls hinter der hohen Koncentration zurück. — So ist die Wanderung der Faunen auch noch nicht weit gediehen. Der Verfasser giebt in tabellarischer Form zunächst diejenigen Arten an, welche beiden Meeren schon gemeinsam waren, sowie diejenigen, welche als äquivalent anzusehen sind. Die Anzahl der gemeinsamen Arten ist eine beschränkte. Für die Wanderung kommen vornehmlich die durch lokale Einflüsse modifizirten Faunen am Strande von Port Said und am Strande der Bai von Suez in Betracht, sie werden besonders hervorgehoben. Dann folgt das überaus anschauliche Migrationsschema; es hat ein Eindringen von beiden Seiten stattgefunden, und zwar ein erfolgreicheres, wie schon oben erwähnt wurde, vom Rothen Meere, eine Durchwanderung aber nicht; nur Mytilus variabilis des Rothen Meeres hat vielleicht schon das Mittelmeer erreicht. Der Timsah-See oder die gleich nördlich davon gelegene Schwelle von El Guisr scheint eine Demarkationslinie zu sein, an welcher die Faunenwanderung vorläufig still zu stehen scheint. Wie sich diese Verhältnisse ändern werden, und in welcher Weise die Vermischung und Anpassung der einzelnen Arten vor sich gehen wird, darüber müssen spätere Untersuchungen Entscheidung bringen. — Das Werk behandelt auch kurz die Kanalanlagen des Alterthums und bringt zahlreiche literarische Quellen für die angenommene Lage altägyptischer Städte und Forts bei. Vier Karten erläutern die geologischen, historischen und gegenwärtigen Verhältnisse in anschaulicher Form. E. v. D.

— Dr. Karl Walcker, Grundriß der Statistik der Staatenkunde. Berlin 1889. Mayer & Müller. — Das vorliegende Buch ist der erste Entwurf zu einem Handbuche der Statistik, das der Verfasser herauszugeben gedenkt. Aus diesem Grunde darf es nicht befremden, daß das verwendete Material an verschiedenen Stellen klaffende Lücken zeigt, und daß die Auswahl nicht frei zu sprechen ist von einer gewissen Willkür, Einseitigkeit und Flüchtigkeit. Bezüglich der allgemeinen Begriffsbestimmungen verhält sich Verfasser im allgemeinen referirend, und nicht überall finden wir dieselben scharf. Es gilt dies z. B. von der Definition des Begriffes „politische Geographie" (S. 10). Daß auf dem Buchumschlage hinter dem Worte „Statistik" ein Komma steht, auf dem eigentlichen Titelblatte aber nicht, ist sehr störend; richtig ist wohl das letztere.

— O. V. Leo Anderlind, Die Landwirthschaft in Egypten. Dresden 1889. A. Lüders. — Eine verdienstvolle Schrift, die in das Wesen der egyptischen Bodenkultur und Thierzucht einen recht guten Einblick gewährt, und die namentlich auch die geographischen und sozialen Voraussetzungen der betreffenden Wirthschaftsbetriebe gebührend berücksichtigt.

— W. K. Burtons A B C der modernen Photographie. Deutsch von H. Schnauß. 4. Aufl. — Anleitung zum Photographiren. 7. Aufl. — Düsseldorf 1889. Ed. Liesegang. — Die Kamera ist heute für den Reisenden ein so unentbehrliches Instrument geworden, daß wir es nicht versäumen wollen, die beiden vorliegenden kleinen Büchlein über die Technik des Photographirens als willkommene Supplemente zu den vorhandenen wissenschaftlichen Reiseführern zu begrüßen und zu empfehlen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 14.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Ein Rückblick auf die französische Kolonialausstellung in Paris.

Von Dr. A. Oppel.

Die diesjährige Pariser Weltausstellung zeigte insofern einen von ähnlichen Unternehmungen abweichenden Charakterzug, als neben den naheliegenden Interessen des Geschäftes und der Spekulation auf das Vergnügungsbedürfniß der Besucher in deutlichster Weise das Bestreben hervortrat, durch geeignete Mittel die Natur-, Bevölkerungs- und Kulturverhältnisse der betreffenden Länder zu anschaulicher Darstellung zu bringen. Um dieser belehrenden Absicht zu entsprechen, waren in fast allen Gebäuden des Marsfeldes, des Quai d'Orsay und der Invaliden-Esplanade die gebräuchlichen geographischen Darstellungsmittel als plastische — meist farbige — Reliefs, mannigfache Arten von Karten, Modellfiguren von Völkertypen, Volkstrachten, große und kleine Gemälde, eine Unzahl von Photographien, statistische Tabellen und Diagramme in großem Umfange unter die eigentlichen Ausstellungsgegenstände vertheilt worden. In vielen Fällen war man noch weiter gegangen und hatte ganze Herbarien, Sammlungen von Schädeln, von Käfern, von ausgestopften Thieren, von ethnologischen Gegenständen, von Mineralien u. a., ferner Bücher und literarische Sammelwerke mit eingereiht. Nimmt man den Umstand hinzu, daß aus den meisten auswärtigen Ländern auch lebende Vertreter der betreffenden Völker nach Paris gekommen waren, so werden schon diese wenigen Andeutungen erkennen lassen, daß die Ausstellung für den Freund der Länder- und Völkerkunde sowie der modernen Kulturkunde recht lehrreich und anziehend war.

Wie es aber bei einem theils durch die Regierungen, theils durch Privatpersonen ins Werk gesetzten Unternehmen nicht anders erwartet werden kann, ist der belehrende Gesichtspunkt nicht in allen Theilen gleichmäßig zur Geltung gelangt. Während z. B. seitens der größeren Staaten Europas wenig zur allgemeinen Orientirung über Land und Leute geschehen ist, haben sich einige kleinere Gebiete wie Luxemburg und Finnland sehr angestrengt. Auch die außereuropäischen Länder haben im einzelnen zwar ein verschiedenes Verfahren beobachtet, aber keines hat es doch ganz unterlassen, entweder die gebräuchlichen geographischen Darstellungsmittel oder naturhistorische und ethnologische Gegenstände zur Schau zu stellen. Vom allgemeinen Standpunkte aus gesprochen, war es daher wohl ein lückenhaftes und ungleichmäßiges Bild der Erde und ihrer Völker, das auf der Pariser Ausstellung entrollt ward. Aber was sich vorfand, war immerhin so umfangreich und theilweise auch so gut, ferner die Art und Weise der Unterbringung und Anordnung meist so geschmackvoll oder eigenartig, daß die auf die Besichtigung verwendete Arbeit und Zeit der Mühe lohnte.

In ganz besonderem Maße hatte sich Frankreich angestrengt, nicht nur seine eigenen Leistungen auf allen Gebieten der materiellen und geistigen Kultur vorzuführen und in das hellste Licht zu setzen, sondern auch die Aufmerksamkeit der Besucher auf sein Kolonialwesen zu lenken, und vor allem auch dafür im eigenen Lande die bislang noch fehlende Popularität und Anerkennung zu erwerben. Um dieses Ziel zu erreichen, sind weder Mühe noch Kosten gescheut worden. Und man muß gestehen, daß durch das Zusammenwirken der betheiligten Kreise die französische Kolonialausstellung eine ungemein farben- und formenreiche Gestalt erhalten hatte, deren Aeußeres ebenso sehr Aufsehen erregte wie das Innere fesselte und meist auch befriedigte. Die Absicht, die Aufmerksamkeit des großen Publikum zu erregen, ist durch die

mannigfachen Veranstaltungen, die jedem Geschmack gerecht zu werden suchten, jedenfalls erreicht worden, denn zumal des nachmittags drängte sich Schaar auf Schaar durch die theilweise recht engen Räume und schmalen Gassen. An laut ausgesprochener Anerkennung wie an innerlich gefühlter Befriedigung über das bunte und bewegte Werk pflegte es denn bei den vielen Tausenden, die dahin täglich strömten, nicht zu fehlen. Aber auch wer genauer hinsah und bessere Vorkenntnisse mitbrachte als die Mehrzahl der Besucher, empfing mannigfachen nachhaltigen Gewinn und vielseitige Anregung, wenngleich er die bedingungslose Bewunderung der Massen nicht theilen, sondern vielmehr mancherlei Fehler sowohl in der Gesammtanlage wie in den einzelnen Ausführungen herausfinden mochte.

Die Kolonialausstellung bedeckte mit allen ihren Anlagen fast die volle östliche Hälfte der Esplanade des Invalides, jenes auf beiden Seiten mit schattenspendenden Bäumen bepflanzten Platzes, der sich vom Hotel des Invalides bis zum Quai d'Orsay an der Seine erstreckt. Der für die Kolonien ausschließlich in Anspruch genommene Raum, ein Rechteck von 240 m Breite und 420 m Länge, war in unregelmäßiger Weise von kleineren und größeren Baulichkeiten bestanden, zwischen die sowohl Plätze als Wege, letztere mitunter von recht geringer Breite, eingeschaltet waren. Die größeren Gebäude lagen entlang einer Hauptstraße, welche in Form einer Längsachse die ganze Esplanade durchschnitt und so die Kolonialausstellung von den übrigen Veranstaltungen der Esplanade deutlich abtrennte. Hinter den größeren Gebäuden befanden sich, bis zur östlichen Umfassungsplanke an der Rue de Constantine reichend, alle übrigen Kolonialanlagen, die theils aus kleineren Ausstellungspavillons, theils aus Dörfern, Hütten und Zelten der nach Paris verpflanzten Eingeborenen, theils aus fremdländischen Verkaufsbuden, Wirthschaften, Theatern und anderen Räumlichkeiten bestanden. Um die größeren Gebäude herum sowie auf den freien Plätzen waren freundliche Rasenbeete, anziehende — meist exotische — Pflanzengruppen und erfrischende Springbrunnen angebracht, mit den hübschen Bäumen die landschaftliche Grundlage bildend, von der sich die bunten Pavillons mit ihren eigenartigen Stilarten in wirkungsvoller Weise abhoben. So entstand ein außerordentlich bewegtes und durchaus fremdartiges, aber nicht unangenehmes oder abstoßendes Gesammtbild.

Der gesammte Stoff, der den lebenden und todten Inhalt der Ausstellung ausmachte, bezieht sich sowohl auf die eigentlichen Kolonien als auch auf die Schutzgebiete Frankreichs und ist durch die Mitwirkung verschiedener Faktoren zusammengesteuert worden. Außer der Centralregierung, die in der Hauptkommission durch den Unterstaatssekretär Etienne vertreten war, haben nämlich auch die Verwaltungen der auswärtigen Besitzungen sowie eine große Zahl von Privatpersonen und Vereinen ihre Beiträge geliefert. Der offizielle Katalog über die gesammte Kolonialausstellung, der die sämmtlichen Besitzungen außer Algerien und Tunesien umfaßt, zählt etwas über 2000 Aussteller auf. Der Spezialkatalog für Algerien aber hat deren noch viel mehr aufzuweisen. Entsprechend diesem Ursprungsverhältniß konnte nun von einem gleichmäßigen Vorgehen im Sammeln und Darstellen des Stoffes keine Rede sein, vielmehr trat eine gewisse Systemlosigkeit zu Tage. Manche Theile waren rein belehrend; nach Art von Museen für Länder- und Völkerkunde bestanden sie aus Reliefs, Karten, Bildern, Pflanzen, Mineralien, nutzbaren Roherzeugnissen der Pflanzen- und Thierwelt, aus Modellfiguren der Eingeborenen, deren Trachten, gewerblichen Leistungen u. a. m. Andere Abtheilungen, wie z. B. diejenigen für Algerien, Tunesien und Annam-Tonking, näherten sich mehr den eigentlichen Gewerbe- und Industrieausstellungen und boten daher eine Menge gleichartiger Erzeugnisse neben einander angeordnet, wobei aber der belehrende Gesichtspunkt nirgends ganz vernachlässigt war.

Ferner waren keineswegs alle ausgestellten Gegenstände unmittelbar für den vorliegenden Zweck aus den überseeischen Gebieten eingeführt worden, sondern ein beträchtlicher Theil derselben entstammte staatlichen und privaten Sammlungen und den Pariser Museen. Dies gilt hauptsächlich von den auf Länder- und Völkerkunde bezüglichen Sachen. Doch ist anderseits anzuerkennen, daß man darauf bedacht war, möglichst viel Originalmaterial zusammenzubringen. Zu diesem Zwecke waren einige Zeit vor Beginn der Ausstellung zwei sogenannte Missionen ausgesendet worden. Die hauptsächlichste derselben wurde von E. Raoul ausgeführt. Dieser Herr hat auf Veranlassung des Unterstaatssekretärs im Ministerium der Kolonien eine Reise um die Welt gemacht und besonders die Küstenländer und Inseln des Indischen und Stillen Ozeans nach neuen, seltenen oder eigenartigen Gegenständen abgesucht, um sie zunächst für die Ausstellung zu verwerthen. So hat er u. a. 5000 photographische Ansichten zusammengebracht sowie auch einige Ethnologica gesammelt. Raoul's Hauptaugenmerk aber war gemäß dem ihm gegebenen Auftrage darauf gerichtet, ein Herbarium anzulegen, in dem vor allem die Nutzpflanzen im weitesten Sinne des Wortes enthalten sein sollten. So hat Raoul 22 000 Pflanzen gesammelt, darunter, wie der offizielle Bericht mittheilt, eine große Zahl neuer Species. Die Sammlung der Moose, von unschätzbarem Werthe, enthält nach dem Urtheile von botanischen Fachleuten, mindestens zum vierzehnten Theil ganz unbekannte Arten. Die zweite Mission, als Ergänzung derjenigen E. Raoul's dienend und von dem Grafen L. de Jouffroy d'Abbans in Ozeanien (1888 bis 1889) ausgeführt, verfolgte das besondere Ziel, auf den Inseln der Südsee werthvolle ethnologische Schaustücke zusammenzubringen. Die meisten der von Jouffroy d'Abbans erworbenen Sachen stammen aus Neuseeland; kleinere Sammlungen rühren von den Santa-Cruz-Inseln, von den Salomonen, von Neu-Irland, Neu-Britannien, dem Fidschi-Archipel und von den Samoa-Inseln her.

Was nun die Unterbringung des gesammten Stoffes — zunächst abgesehen von den lebenden Vertretern der eingeborenen Kolonialvölker — anbetrifft, so hat man für die größeren und bedeutenderen der auswärtigen Besitzungen (Colonies françaises et pays de protectorat) besondere Gebäude errichtet, für die übrigen aber ein gemeinschaftliches Haus — le Palais Central des Colonies — etwa in der Mitte der vorhergenannten Einzelpavillons erbaut. Dieser an sich einfache und richtige Gedanke ist aber nicht scharf durchgeführt worden. Denn in dem Kolonialpalaste waren mitunter auch solche Gebiete vertreten, die wie Annam-Tonking und Kambodscha eigene Gebäude haben; auch sind für einige Länder, die der Hauptsache nach im großen Palaste ausgestellt haben, kleine Zusatzbauten angelegt worden. Ohne Zweifel war dies Verfahren ein Mangel. Er machte sich bei dem ohnehin so weitschichtigen und aus zahllosen Einzelheiten bestehenden Material besonders für diejenigen Besucher bemerklich, denen es nicht allein darauf ankam, die ausgestellten Sachen flüchtig zu besehen, sondern gründlich zu studiren oder wenigstens eine zusammenfassende Uebersicht zu gewinnen und einen gegenseitigen Vergleich zu ziehen.

Bei der nachfolgenden näheren Besprechung der Kolonialausstellung empfiehlt es sich zuerst den Centralpalast zu behandeln und darauf die besonderen Gebäude folgen zu lassen.

Der Kolonialpalast, nach den Plänen des Architekten Sauvestre aus eigener Phantasie, ohne unmittelbare Anlehnung an einen bestimmten exotischen Stil errichtet, war ein

rechteckiges, roth angestrichenes Holzgebäude von 65 m Länge und 18 m Breite und wurde in der Mitte von einer Hauptkuppel und an den Ecken von mehreren Nebenkuppeln überragt, deren Gestalt auffallend an die bekannten Zwiebelkuppeln russischer Kirchen erinnerte. Die Front, nach der die Esplanade mitten durchschneidenden Straße gerichtet, trug eine Anzahl Schilder mit den Namen der hinter ihnen im Innern des Palastes ausstellenden Gebiete. Am Haupteingange standen Posten der Kolonialarmee — entweder Indochinesen oder Leute vom Senegal. Unmittelbar dahinter öffnete sich ein großer und hoher — bis unter die 40 m hohe Kuppel reichender — Saal, welcher die sogenannte „Exposition permanente des Colonies“ aufgenommen hatte. In der Mitte des Saales erhob sich eine pyramidal angeordnete Gruppe von Götterbildern und Fetischen, die sich auf die in den Kolonialländern vertretenen Religionen bezogen und sich sehr effektvoll abhob. An den Seitenwänden standen Schränke mit Waffen, Bronzen, Töpfereien, Musikinstrumenten, Holzschnitzerien, Lackarbeiten, eingelegten Sachen, Modellen von Schiffen, Wohnungen, Transportgeräthen u. dergl. Die hier befindlichen Gegenstände waren den verschiedenen Völkern der auswärtigen Besitzungen entnommen und stellten somit eine Art systematischer Uebersicht über die betreffenden ethnologischen Kapitel dar.

Rechts und links von der „Exposition permanente“ öffneten sich zwei lange Säle, deren jeder außer dem Raume zu ebener Erde im ersten Stock eine längs den Wänden hinlaufende Gallerie enthielt. Trat man in den Saal linker Hand, so fand man die Räume für Assinie, Gabun-Kongo, die oben erwähnten Missionen, Martinique, Guyana, St. Pierre-Miquelon und Obock. Der Saal rechts dagegen enthielt die Ausstellungen von den Neuen Hebriden, von Ostindien, Réunion, Mayotte, Nossibé, Neukaledonien und Tahiti. Wie man sieht, hatte die Organisation darauf verzichtet, die einzelnen Gebiete gruppenweise, etwa nach den Erdtheilen, anzuordnen. Somit trat auch im einzelnen derselbe Mangel an Uebersichtlichkeit hervor wie bei der Gesammtanlage. Infolgedessen kehrten viele Gegenstände, wie Elfenbein, Kautschuk u. a., sehr häufig wieder. Einen weiteren ungünstigen Umstand bildete die etwas zu dichte Aufstellung bei zu schwachem Licht. Die Gallerien der ersten Etage, welche rings um das ganze Gebäude herumliefen und einen sehr angenehmen Aufenthalt darboten, enthielten theils die Fortsetzung der Exposition permanente, in Form von Volkstrachten, nutzbaren Pflanzen, thierischen Stoffen und mannigfachen gewerblichen Leistungen, theils hatten sie die Ausstellungen einiger Vereine (Alliance française, Société française de Colonisation) und des Unterrichtswesens in den Kolonien sowie eine ziemlich umfangreiche Kolonialbibliothek aufgenommen. Die Gallerien bildeten ohne Zweifel den gelungeneren Theil des Kolonialpalastes, insofern als die Gegenstände nicht so dicht zusammengedrängt waren wie im Erdgeschoß und weil man bei der Auswahl derselben planmäßiger vorgegangen war. Daher war hier in der That eine gute Uebersicht über die berücksichtigten Zweige der Völker- und Wirthschaftskunde der betreffenden Kolonien gegeben.

Zur Ergänzung des Kolonialpalastes dienten einige kleinere Anlagen, die hinter demselben aufgestellt waren; sie bezogen sich auf Guadeloupe, auf Gabun, Senegambien und Guyana. Von besonderem Interesse war hiervon nur der kleine Gabun-Pavillon, der eine ziemlich naturgetreue Faktorei, allerdings in stark verkleinertem Maßstabe, darstellte.

Wenden wir uns zu den Sondergebäuden, so ist zuerst die algerische Ausstellung zu erwähnen. „Le Palais de l'Algérie“, ein stattlicher und eindrucksvoller Bau des Architekten Ballu, der im Auftrage der „Commission des Monuments historiques“ umfangreiche Studien in der maurischen Baukunst an Ort und Stelle gemacht hat, stand in der Nähe der Endstation der Décauville-Bahn und bildete so den günstigen Anfang der ganzen Kolonialausstellung. Ballu hatte in diesem Gebäude eine Reihe maurischer Motive in glücklicher Weise kombinirt und besonders die zierlichen Fayencen verwendet. Auch an einem Minaret fehlte es nicht. Das Innere zerfiel in drei Haupträume, entsprechend den drei Departements Oran, Algier und Constantine, von denen jeder für sich gesondert ausgestellt hatte. Außerdem gab es noch mehrere Nebenräume; einer enthielt z. B. vornehmlich Reliefs, Karten und Atlanten, ein anderer war mit Photographien und Gemälden gefüllt, die entweder in Algerien selbst entstanden waren oder wenigstens sich auf das Land und seine Bewohner bezogen.

Die ausgestellten Gegenstände waren nach dem für die ganze Exposition Universelle gültigen Plane angeordnet, der den gesammten Stoff in neun Gruppen mit 83 Klassen zerlegte. Nach der Zahl der Einzelaussteller zu urtheilen, war die Gruppe der Nahrungsmittel am stärksten vertreten, denn zu derselben hatten nicht weniger als 1639 Aussteller beigesteuert.

Heben wir einige Punkte aus der Ausstellung, zugleich als Beitrag zur Landeskunde Algeriens, hervor, so verdient zunächst der Umstand erwähnt zu werden, daß man durch zahlreiche Reliefs und Karten die Natur des Landes sowie seine Bodenschätze und Kulturfortschritte veranschaulicht hatte. Da waren z. B. neun farbige Reliefs von O. Giorgio und E. Thiélaux, je drei für jedes Département, welche den Besiedelungszustand für je drei Zeitpunkte — 1830 bis 1840, 1870 und 1889 — darstellten. Eine große Manuskriptwandkarte, 1 : 100 000, gleich neben dem Haupteingange befindlich, belehrte nicht nur über die Topographie, sondern auch über die wichtigsten Bevölkerungscentren und den Umfang des angebauten Landes. Zahlreiche Kärtchen, welche durch den „Service météorologique de l'Algérie“ bearbeitet waren, legten auf Grund zehnjähriger Beobachtungen die Hauptzüge der Witterungsverhältnisse dar. Ein großer Forstatlas zeigte die Waldbestände der Kolonie. Neben diesen und anderen Gesammtdarstellungen erläuterten viele Karten die Geologie, die Ausdehnung des Ackerbaues, des Weinbaues und der Industriethätigkeit der einzelnen Departements, unter denen Oran besonders reich bedacht ist. Auf die Völkerkunde bezogen sich nicht nur mancherlei Waffen — zum Theil prachtvolle Exemplare —, Trachtenstücke und gewerbliche Arbeiten, sondern auch einige ausgezeichnete Modellfiguren von Eingeborenen, deren Naturwahrheit man nach den vorhandenen lebenden Typen unmittelbar beurtheilen konnte.

Daß Algerien ein von Natur wohl ausgestattetes Land ist und unter der französischen Verwaltung beträchtliche Fortschritte in materieller und geistiger Beziehung gemacht hat, wurde durch die Ausstellung unwiderleglich bewiesen. Zur Begründung dieses Satzes mögen einige nähere Angaben hier Platz finden:

Zunächst enthält das Land zahlreiche mineralische Stoffe, die in höherem oder geringerem Grade ausgebeutet werden: man findet Eisen, Kupfer, silberhaltiges Blei, Zink und Quecksilber. Die Marmor- und Onyxarten, schon von den Alten hochgeschätzt, waren durch schöne Proben im Rohzustande wie in kunstmäßiger Verarbeitung vorgeführt. Auch an Wald fehlt es in Algerien nicht; die Ausdehnung desselben schlägt man auf 30 000 qkm an. Werthvoll ist das Halfagras, von dem man im Jahre 1887 2,2 Mill. Centner gewann. Was den Bodenanbau anbetrifft, so spielen Weizen und Gerste die Hauptrolle. Im Jahre 1887 — das nicht zu den günstigsten gehörte — erzielte man 5,77 Mill. Metercentner Weizen, wovon fast 1,5 Mill. auf die euro-

päische Bevölkerung fielen, und 8,2 Mill. Metercentner Gerste. Dem gegenüber sind die Ergebnisse anderer Halmfrüchte wie Hafer und Sorghum von geringem Belange.

Die Erfolge auf dem Gebiete des Weinbaues haben geradezu Aufsehen erregt. Am 31. December 1888 gab es 65 880 ha Weinpflanzungen mit mindestens drei Jahre alten Stöcken; im Jahre 1887 erzielte man insgesammt 1,9 Mill., 1888 aber schon 2,7 Mill. Hektoliter. Die algerischen Weine stehen an Güte auf gleicher Stufe mit den entsprechenden Gewächsen von Languedoc, Roussillon und der Provence; sie vertragen den Transport, ja sie werden durch Verschickung besser. Zu den größten Weinplätzen gehören u. a. Blidah, Rouiba, Miliana, Médéah, Tlemcen, Mascara, Bona und Philippeville. Eine andere von den Eingeborenen ausgeübte Kultur ist die des Oelbaumes, der in der ganzen Region des Tell vorkommt. Die Zahl der Bäume schätzt man auf 6 Mill. Von dem gewonnenen Oele wurden im Jahre 1887 4,6 Mill. Kilogr. im Werthe von 5,5 Mill. Francs ausgeführt. Längst geschätzt sind die edlen algerischen Gemüse, die man hauptsächlich in den Umgebungen der Städte Algier, Philippeville, Bona, Mostaganem und Misserghin erzeugt.

Unbegrenzt ist das Gedeihen der Agrumen, und wenn man diesem Zweige noch mehr Aufmerksamkeit zuwendet, als bisher, so wird Algerien — in Frankreich wenigstens — die gleichartigen Erzeugnisse Spaniens und Italiens verdrängen können. Die sogenannten Trockenfrüchte, als Feigen, Datteln und Weinbeeren, spielen schon jetzt eine ansehnliche Rolle im Ausfuhrhandel. Die Gewinnung von Feigen und Weinbeeren geschieht vornehmlich von den Kabylen der Bezirke Dellys und Cherchell. Die für die dürren Striche so wichtige Dattel ist in der sogenannten algerischen Sahara zur Zeit mit etwa 3 bis 4 Mill. Bäumen vertreten, und jedes Jahr werden neue Anpflanzungen gemacht. Außer den Eingeborenen beschäftigen sich damit auch einige französische Gesellschaften; so in Biskra und in Ued Rir. Das dabei beobachtete Verfahren und die bereits erzielten Ergebnisse waren auf der Ausstellung in ausführlicher Weise dargestellt.

Die gewerblichen Leistungen haben, da die europäischen Kolonisten sich vorzugsweise mit Bodenanbau beschäftigen, minder große Fortschritte aufzuweisen, als die vorher besprochenen Wirthschaftszweige. Man hat es daher in der Ausstellung vielfach mit den Arbeiten der Eingeborenen zu thun, welche schon vor der französischen Besitznahme mancherlei Gewerbe betrieben, aber wenn sie auch von den Fremden einige Anregungen erhielten, in der Hauptsache ihren früheren Standpunkt nicht weit überschritten haben. Teppiche und gestickte Kissen, die werthvollsten Schaustücke der Eingeborenen, ausgezeichnet durch harmonische, lebhafte Farben und zierliche, wenn auch unregelmäßige Muster, waren in der Ausstellung durch prächtige Exemplare vertreten. Die Töpferei, auch von Franzosen betrieben, fertigt für Zierbauten gute Fayencen. Die Parfümerie, welcher das Land alle gewünschten Rohstoffe liefert, beginnt für die Ausfuhr nach Frankreich und England zu arbeiten. Die Tischler- und Lederarbeiten, letztere mit Gold- und Silberzierrathen, sind von einigem Belang. Eine Webeindustrie hat aber trotz des Vorhandenseins der entsprechenden Rohstoffe, als Wolle, Leinen und chinesischem Hanf (Ramie) noch nicht entstehen können. Die französische Industrie hat nämlich das Monopol, die nöthigen Stoffe für die in Algerien ansässigen Europäer zu liefern. Bei den Eingeborenen besteht noch die alte Mode der Burnusse und Haick, die von den Frauen hergestellt werden. Ein altes Gewerbe, namentlich der Kabylen, ist die Goldschmiederei, die zunächst für den eigenen Gebrauch recht nette Sachen liefert, aber auch bei den Europäern Absatz findet. Die Waffenfabrikation dagegen ist zurückgegangen, da die europäischen Flinten mehr und mehr beliebt werden. Die große Mukalaflinte und der lange Dolch — Flissa — der Kabylen werden daher bald nur noch in antiquarischen Exemplaren anzutreffen sein.

Die Entwickelung und Anwendung der modernen Technik bildet im Ganzen den schwächsten Punkt im wirthschaftlichen Leben Algeriens. Immerhin ist aber einiges Interessante zu erwähnen. Dahin gehört in erster Linie die Tiefbohrung zum Heraufholen von Wasser. Seit dem Jahre 1844, wo der Ingenieur Fournel auf die Bedeutung dieser Technik aufmerksam machte, insonderheit aber seit den unter General Desvaux (1858) gemachten praktischen Versuchen sind damit ansehnliche Erfolge erreicht worden, namentlich in Ued Rir. Hier giebt es artesische Brunnen, welche in der Minute bis 6000 Liter Wasser liefern. Ansehnlich ist auch die Entwickelung des Eisenbahnnetzes. Ende 1887 bestand es aus 2418 km; da seitdem 709 weitere Kilometer hinzugefügt wurden, so beträgt zur Zeit die Gesammtschienenlänge Algeriens 3127 km.

Die Ausstellung lenkt die Aufmerksamkeit der Besucher aber auch auf die Fortschritte in der geistigen Kultur, zunächst des Unterrichtswesens. Dieses zerfällt in zwei Abtheilungen: für Europäer und für Eingeborene. Das Unterrichtswesen für Europäer ist in drei Stufen gegliedert. Die höchste Stufe mit wissenschaftlichem Charakter — Enseignement supérieur — hat vier Fakultäten (Droit, Médecine, Sciences, Lettres) aufzuweisen, denen sich eine Kunstschule, ein astronomisches Observatorium, eine meteorologische Anstalt, eine zoologische Station und zwei Lehrstühle für die arabische Sprache anschließen. Für den Mittelschulunterricht sind 4 Lyceen, 11 Collèges und mehrere höhere Töchterschulen, zum Theil Privatanstalten, vorhanden. Für den Elementarunterricht sorgen 954 theils öffentliche, theils private Volksschulen, 157 écoles maternelles und mehrere gehobene Volksschulen. Die Ausbildung der nöthigen Lehrkräfte erfolgt auf vier Seminarien. Der Gesammtbesuch wurde im Jahre 1888 auf 150 278 Schüler aller Stufen, oder 21 Proc. der europäischen Bevölkerung beziffert. Für die Eingeborenen bestehen 128 Schulen mit 10 688 Schülern und 183 Lehrkräften beiderlei Geschlechts, darunter 108 Eingeborenen.

(Schluß folgt.)

Von Oran nach Tlemcen und Nemours.

Von Dr. G. Dierckš.

(Mit sechs Abbildungen.)

II.

Die Lage Orans ist sowohl in strategischer wie in kommerzieller Hinsicht außerordentlich vortheilhaft. Seine Geschichte beweist das erstere, sein heutiger Handelsverkehr das letztere. Der Hafen läßt ja allerdings viel zu wünschen übrig und entspricht jetzt kaum mehr der Bedeutung der Stadt und dem regen Schifffahrtsverkehr derselben. Die Römer hatten mit ihrem gewohnten Scharfblick die Wichtigkeit des benachbarten Mers el Kebir als Hafenplatz erkannt und daselbst eine Kolonie gegründet. Dieser portus divinus oder portus magnus war aber wohl im Stande, einer großen Flotte Schutz zu bieten, dagegen seine Gestade boten doch nicht die Vortheile des benachbarten kleineren Hafens, weil sie nach Westen hin nicht derart geschützt waren, wie die des letzteren. Die Bedeutung des portus divinus wurde auch von den Arabern und später von den Spaniern vollständig gewürdigt, sie alle aber ebenso wie die letzten Besitzer jener Gegenden, die Türken, vermochten nicht die Entwickelung der an demselben gegründeten Ortschaft zu fördern, denn der Nachbarort bot ungleich größere Sicherheit gegen feindliche Angriffe. Und Oran ist allerdings ganz außerordentlich geschützt gelegen. Das Thal des kleinen Flusses Ued er Rehhi bot Raum genug für eine ansehnliche Niederlassung, und der Dschebel Khar im Osten, sowie der Dschebel Murdschadscho im Westen eigneten sich vortrefflich zur Anlage von Befestigungswerken, welche das dazwischen liegende Thal gegen jeden Angriff vom Lande oder vom Meere her schützten, denn diese beiden Ausläufer des Küstengebirges ragen weit über die Mündung des Ued er Rehhi hinaus und beherrschen die tief in das Land einschneidende Bucht vollständig. Die steil aufragenden Höhen zu beiden Seiten Orans sind demgemäß seit frühen Zeiten sehr stark befestigt worden und tragen heute eine ganze Reihe von Forts, zu denen im Süden noch mehrere andere hinzugekommen sind. Der im Westen gelegene Tschebel Murdschadscho wird gekrönt durch das auf seinem Gipfel 400 m über dem Meeresspiegel gelegene Fort Santa Cruz. Auf halber Höhe befindet sich das Fort San Gregorio und an seinem Fuße liegt das Fort de la Muna, das mit seinen Geschützen die neuen Hafenanlagen und Molen von Oran bestreicht. Auf einem Ausläufer des an Gestalt dem Vesuv sehr ähnlichen Dschebel Khar, des Löwenberges, der früher ein beliebter Aufenthalt der Löwen gewesen sein soll, liegt das Fort oder Château Neuf. Der Löwenberg selbst endet in der Pointe de l'Aiguille, welche im Osten den Golf von Oran abschließt. Im Westen bildet das Kap Falcon die Grenze desselben.

Berber-Mädchen aus Oran.

Die spanische Altstadt war auf dem linken Ufer des Ued er Rehhi gelegen und ist noch heute beinahe in demselben Zustande wie vor 300 Jahren. Die maurische Stadt, das Judenviertel und das Negerdorf zogen sich amphitheatralisch an dem östlichen Hügel hinauf. Nach dieser Seite und nach Süden hin ist auch die weitere Ausdehnung der Stadt erfolgt, und bis zur Spitze von Canastel, ja bis zu der Pointe de l'Aiguille, erstrecken sich die Villenorte, in denen die reichen Oranesen ihre von prachtvollen Parks umgebenen Besitzungen haben. Herrliche Promenaden ziehen sich besonders auf der Ostseite hin und gewähren einen vortrefflichen Ueberblick über die in der Form eines spitzwinkligen Dreiecks sich weit nach Süden hin erstreckende Stadt sowie über den Hafen mit seinen großartigen Anlagen. Von den

Spitzen der benachbarten Hügel gewinnt man einen Ueberblick über das Labyrinth der Küstengebirge und über die weiten im Süden liegenden Ebenen des fruchtbaren Tell und der Vorwüste, der Sahel, und schweift das Auge bis an die in bedeutender Entfernung nur undeutlich sichtbaren Höhenzüge des Großen Atlas. Von der Spitze des Dschebel Murdschadscho aus soll man bei günstiger Beleuchtung und klarem Wetter sogar die Spitzen der Sierra Nevada in Spanien erblicken können; es giebt jedoch wenige, die sich rühmen können, dieselben wirklich gesehen zu haben. Dagegen ist es sicher, daß man von manchen Bergspitzen des Berglandes der Traras, so namentlich vom Dschebel Tadschera aus die höchsten Erhebungen des benachbarten Spanien sehen kann.

Im Süden der Stadt ist das Bett des die Stadt der Länge nach durchlaufenden Ued er Rehhi auf eine beträchtliche Entfernung hin überwölbt und damit der Platz für die schöne breite Promenade des Boulevard de Malakoff und eines Theils des Boulevard Oudinot geschaffen.

Am Strande sind gleichfalls breite Wege angelegt worden, die namentlich dem starken Waarenverkehr daselbst dienen. Aber auch der in neuerer Zeit ausschließlich für militärische Zwecke in Anspruch genommene Hafen Mers el Kebir ist jetzt durch eine Kunststraße mit Oran verbunden. Es sind für diesen Zweck große Sprengarbeiten am Fuße des Dschebel Murdschadscho vorgenommen, und derselbe ist neben dem Fort de la Muna durchbohrt worden. Jenseits des auf diese Weise geschaffenen 50 m langen Tunnels schließt sich dann die breite Fahrstraße an, welche an dem Hafen von Mers el Kebir entlang läuft. In kurzer Entfernung von diesem Tunnel befindet sich eine von Alters her berühmte warme Quelle, „das Bad der Königin“, welches von den Königen und den Großen des Reiches Tlemcen, später von Mitgliedern des spanischen Königshauses und von vornehmen Spaniern für Heilzwecke vielfach benutzt worden ist und letzteren auch jetzt dient. Die fanatische mohammedanische Landbevölkerung hält sich allerdings von diesen Bädern fern, weil dieselben ihr durch die Benutzung seitens der Christen als verunreinigt gelten; die in großer Zahl in den benachbarten Gebirgen vorhandenen heißen Quellen bieten ihnen reichlichen Ersatz dafür.

Die Masse der Mineralquellen in Algerien ist überhaupt außerordentlich groß, und das Land hat in dieser Hinsicht noch eine große Zukunft, denn nur eine sehr kleine Zahl ist bisher in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt und eine noch viel kleinere Zahl ist auf ihre Bestandtheile hin untersucht worden; etwa 135 sind bis heute mehr oder minder bekannt. Die meisten derartigen Quellen, deren Wasser unter den verschiedensten Wärmegraden dem Erdboden entspringen, befinden sich allerdings in dem noch sehr wenig erforschten, breit ausgedehnten Berglande des Departement Constantine; Oran, dessen Gebirgssysteme eine ungleich geringere Ausdehnung haben als die der beiden anderen Provinzen, das überhaupt am ärmsten an Wasser ist, hat auch die wenigsten Mineral- und andere heilkräftige Quellen. Das besagte Bad der Königin, so benannt nach Johanna der Wahnsinnigen von Spanien, welche dasselbe besucht haben soll, erhält seine 32 bis 35 Grad Wärme messenden Wassermassen von mehreren in kurzer Entfernung davon in einer Grotte gelegenen Quellen, die einem Quarzitlager entspringen. Die vier Oeffnungen, aus denen das etwa 45 Grad bei seinem Austritt aufweisende Wasser entquillt, haben 5 bis 10 cm Durchmesser und liefern etwa 250 Liter in der Minute. Es wird gegen rheumatische Leiden sowie gegen Gicht angewandt. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurden die Bäder in der Quellgrotte selbst genommen, die Einrichtungen in derselben waren aber sehr primitiv; erst in neuester Zeit ist ein den modernen Ansprüchen genügendes Badehaus hergestellt worden.

Die Schlucht von Sfyan.

Zur Linken von dem Bade der Königin, auf einer zum Dschebel Murdschadscho gehörenden Anhöhe liegt die von üppigster Vegetation umgebene Villenkolonie Sainte-Clotilde, ein beliebter Sommeraufenthalt der Oranesen. Auch das in kurzer Entfernung davon befindliche Fischerdorf Saint-André wird von den Bewohnern der Hauptstadt viel besucht. Einen Kilometer weiter liegt dann das durch ein starkes Fort geschützte Oertchen Mers el Kebir, welches sein Wasser mittelst einer sehr schönen Leitung vom Ued er Rehhi aus dem Oranthale erhält.

Der Dschebel Murdschadscho bietet von allen seinen Theilen aus einen prachtvollen Blick über Land und Meer, zu den schönsten Aussichtspunkten gehört aber das Heiligengrab, welches sich in nächster Nähe des Fort Santa Cruz befindet, und dessen weiße Kuppel auf weite Entfernung zu sehen ist. Es ist eine dem in der gesammten mohammedanischen Welt besonders gefeierten Heiligen Abd-el-kader-el Dschilali geweihte Kubba. Derartige kleine Kapellen sind über das ganze Land in großer Masse zerstreut und bilden heute ebenso wie die Marabuts und wie die Klosterschulen mancher Sekten — die Sawias — Ruhepunkte und Zufluchtsstätten für die Reisenden. Christen durften sich ihnen wie den Moscheen früher nie nahen; heute ist dies aber anders, und rücksichtslos hat die französische Regierung mit der fanatischen Unduldsamkeit ihrer mohammedanischen Unterthanen ge-

brochen. Selbst die Kirchhöfe sind gegenwärtig wie alle anderen heiligen Stätten dem Andersgläubigen zugänglich. Die Gewohnheit der Araber wie der Berber und der Mauren, ihre Wohnhäuser, namentlich aber die Kubbas, Marabuts und Moscheen, stets weiß zu erhalten und zu diesem Zwecke mindestens einmal, wenn nöthig zwei und mehrere mal im Jahre zu tünchen, machen alle derartigen Gebäude, besonders in den wenig bekannten labyrinthischen Gebirgsgegenden zu äußerst willkommenen, weithin sichtbaren Merkmalen für den Reisenden. Sie sind um so deutlicher wahrnehmbar, als sie sich stets kräftig von dem Boden und Hintergrund ihrer Umgebung abheben. Im Sommer zeigt die Landschaft Orans wie die der anderen Provinzen Algeriens das eintönige Braun, das die von der Sonne Afrikas verbrannte spärliche Vegetation zeigt, und dieses Braun wird noch intensiver, wenn der Herbst herankommt, in dem das verdorrte Gestrüpp und Gras meist durch Feuer vernichtet wird. In der Regenzeit des Winters und im Frühjahr erscheint dagegen das ganze Land, so weit es überhaupt im Stande ist, eine Vegetation zu erzeugen, in herrlichem, saftigem Grün, von dem sich die weißen Bauten der Eingeborenen ebenfalls deutlich abheben.

Die Vegetation Orans und seiner Nachbarschaft zeigt nichts besonders Charakteristisches. Wo nicht der Mensch den Boden für die Kultur gewonnen hat, ist er von der Zwergpalme bedeckt, die in den dem Meere nächst gelegenen Gegenden überall da auftritt, wo die Kulturthätigkeit des Menschen aufhört. Letzterer muß selbst auf seinen Aeckern ununterbrochen gegen diese stark wuchernde Pflanze ankämpfen, die infolge ihrer langen Wurzelfasern sehr schwer ausrottbar ist. Die Zwergpalme ist jetzt allerdings auch in den Dienst des Menschen genommen worden und wird zu den verschiedenartigsten gewerblichen Erzeugnissen verwandt, sie ist jedoch so massenhaft in Algerien vertreten, daß zuvörderst nur kleine Quantitäten davon verwerthet werden können.

Nächst der Zwergpalme sind es das Halfagras und zahlreiche verwandte Grasarten, die der Boden Orans unter dem Einfluß der atmosphärischen Niederschläge in unbegrenzter Fülle ohne Zuthun des Menschen entstehen läßt, und die in vielen Industriezweigen ausgiebigste Verwendung finden, und die einen Exportartikel bilden, der in großen Massen zur Papierfabrikation wie für Textilzwecke, Korbfabrikation und Seilerei nach Europa ausgeführt wird.

Ohne besondere Pflege gedeiht auch in der Nachbarschaft Orans der Johannisbrotbaum, der Olivenbaum, die indische oder Berber-Feige sowie zahlreiche andere Cacteen, der Oleander und viele andere Sträucher, die in europäischen Gärten als Ziergewächse gepflegt werden. Wo der Boden einige Feuchtigkeit besitzt, oder wo er durch Zuführung von Wasser und durch Düngung kulturfähig gemacht werden kann und wo er nicht durch übermäßigen Salzgehalt gänzlich unfruchtbar ist, da zeigt er eine fabelhaft große Triebkraft. Innerhalb der Hauptstadt Oran selbst, so z. B. in dem Ravin d'Aïn Rouina wie auf allen öffentlichen Plätzen und Promenaden erhalten wir den Beweis hierfür. Der Ravin d'Aïn Rouina bietet beinahe das ganze Jahr hindurch einen herrlichen Anblick vermöge der Blüthenpracht seiner üppigen Vegetation. In den Gärten und Parks der Villenorte aber gedeihen selbst viele Pflanzen der Tropen auf das vortrefflichste, von denen des südlichen Europa ganz zu schweigen.

Aïn-Kebira.

Die Bewässerung des Bodens erfordert freilich gerade in der Provinz Oran viel Arbeit und Geld, denn einerseits muß mit den geringen vorhandenen Wassermassen sorgfältig Haus gehalten, und andererseits muß dem Boden durch tiefe Bohrungen und Brunnen das in bedeutender Entfernung von seiner Oberfläche vorhandene Wasser mühsam abgerungen werden. Charakteristisch für Oran und seine Provinz ist es daher auch, daß die im Departement Algier zum Zwecke der Entwässerung der weiten Strecken von Sumpfland in ungeheuren Zahlen angepflanzten und daselbst ganz heimisch gewordenen Eucalyptusbäume verhältnißmäßig selten angetroffen werden.

Ein wahres Meisterwerk der Wasserbaukunst sahen wir in kurzer Entfernung von Oran in Saint Denys du Sig. In der Nachbarschaft dieses kleinen, meist von Spaniern bewohnten Ortes wurde in früheren Jahrzehnten die Baumwollenkultur sehr stark betrieben, für die der Kalkboden günstig zu sein schien. Während des nordamerikanischen Bürgerkrieges gelangte diese Kultur zu bedeutender Entwickelung und Blüthe, und Algerien schien auf dem Weltmarkte mit den Hauptproduktionsländern dieses Artikels konkurriren zu wollen. Dieser Aufschwung war indessen nur von kurzer Dauer, denn die Unmöglichkeit, die Baumwolle zu dem Preise zu liefern, für den Nordamerika sie herstellen kann, war Veranlassung, daß der genannte Kulturzweig beinahe ganz aufgegeben wurde. Seitdem beschäftigen sich die Bewohner von Saint Denys hauptsächlich mit Wein- und Tabakbau, die sehr bedeutenden Ertrag liefern. Der kleine Fluß oder Bach Sig hatte zu allen Zeiten die Bodenkultur im Sommer durch seinen Wassermangel, im Winter durch seine verheerenden Ueberschwemmungen sehr geschädigt, es wurde daher ein

großes Reservoir und ein Wehr angelegt, durch welches nunmehr eine gleichmäßige Vertheilung der Wassermassen des Sig ermöglicht worden ist. Mit diesem Reservoir steht ein Kanalisationsnetz in Verbindung, durch welches die ganze

Das Thal von Mula-Baghdedd.

Sidi-Sfyan und Oued Rached.

Nachbarschaft mit dem nöthigen Wasser versehen wird. Das hierbei in Anwendung gebrachte System der Wasservertheilung ist unverändert dasselbe, welches die Araber in ihren Reichen während der Blüthezeit ihrer Kultur an-

Ein Heiligen-Fest der Berber von Oran.

wandten, und das wir in gleicher Weise in den Plantagen von Tlemcen und Nemours wie in den Palmenhainen der Oasen der Sahara bemerken können. Das ganze zu bewässernde Terrain ist von schmalen, gegrabenen Rinnen durchzogen, die sich derart verzweigen, daß das Wasser vermöge einer sanften Abdachung des Bodens zu jedem einzelnen Baume oder Strauche gelangen kann. Diese Zweigleitungen sind für gewöhnlich durch kleine Erdhäufchen abgeschlossen, die indessen beseitigt werden, wenn das Wasser der größeren Rinnen in dieselben eindringen soll. Hat die betreffende Pflanze ihr genau bemessenes Maß von Feuchtigkeit erhalten, so wird die kleine Rinne, welche zu ihr führt, wieder mit Erde geschlossen. Der Wasserverbrauch wird durch eigens dazu angestellte Aufseher genau kontrollirt, wie dies seiner Zeit auch in dem spanischen Kalifat üblich war.

Wo keine Bäche und Flüsse existiren, die zur Bewässerung des Landes in Dienst genommen werden können, sind artesische Brunnen und Norias angelegt. Aus den letzteren wird das Wasser durch an Stricken befestigte Schöpfgefäße emporgehoben und entweder in cysternenartige Reservoirs gegossen oder direkt in Röhren und Rinnen geleitet, die es an seinen Bestimmungsort gelangen lassen. Als Triebkraft für diese altarabischen Brunnen — die Norias — werden Maulthiere, Esel oder Pferde verwandt.

Aus Persien.

Von A. J. Ceyp.

IV[1]).

Nachdem schon zu wiederholten malen Eisenbahnprojekte im Dîvân khânäh ventilirt worden waren, wurde im Jahre 1878 dem bekannten Pariser Hause Alleon eine Konzession für den Bau der Bahn Räsht-Teherân ertheilt. Ein Agent desselben wurde im Herbste jenes Jahres in Begleitung des österreichischen Oberingenieurs v. Scherzer nach Persien geschickt, damit dieser letztere die nöthigen Vorstudien jener Bahnstrecke mache. Und seinen Bemühungen gelang es auch, eine Trace zu ermiteln, bei welcher das schwer zu passirende Khärzân-Gebirge im Südwesten auf einem nicht allzu großen Umwege durch das Bäkändi-Thal größtentheils umgangen und die Hochebene in Serpetinen, die eine Steigung von ungefähr 3 Proc. haben sollten, erklommen werden konnte. Allein obgleich hierdurch die Durchführbarkeit des Projektes dargethan worden war, so scheiterte dasselbe schließlich doch wie seine Vorgänger — die im Jahre 1872 dem Baron Reuter in London und 1876 dem russischen General v. Falkenhagen ertheilten Konzessionen. Im Jahre 1882 erhielt Mr. Boital, welcher bereits in Teherân eine Gasanstalt errichtet hatte, eine Konzession für einen Eisenbahnbau. Andere Pläne, wie z. B. die Weiterführung der vielbesprochenen Euphrat-Bahn nach Indien, sei es am Golf entlang, sei es von Bagdâd über Khânakîn, Teherân, Mäshhäd resp. Kirmân, hängt lediglich von den zu erwartenden politischen Ereignissen in Centralasien ab. Außer der Eisenbahnstrecke von Räsht, beziehungsweise Piräh Bâzâr, nach Teherân sucht Rußland vom Schah die Zustimmung zu erhalten, eine Eisenbahnlinie von Baku über Länkorân, Räsht, parallel mit dem Ufer des Kaspischen Meeres über Asterâbâd, Mäshhäd nach Sârächs und von dort durch Afghanistan nach Kandahar zu führen, um durch den Bolan-Paß und die Quetta-Jakobabad-Linie mit dem indischen Eisenbahnnetze, das bereits 20000 Kilometer zählt, in Verbindung zu treten. Rußlands Uebergewicht in Persien suchen die Engländer durch eine Eisenbahnlinie von Teherân zum Hafen von Bûshär am Persischen Golfe zu paralysiren — ein Schienenweg, dessen Herstellung bisher durch die Intriguen der Russen hintertrieben worden ist. Durch diese Bahnlinie soll Persien dem englischen Einflusse, auf politischem Gebiete sowohl wie auf kommerziellem, geöffnet werden. Indessen zögert der Schah, auf die Kombination einzugehen, theilweise, weil Uebereilung seine Sache überhaupt nie war, und theilweise, weil er sich fürchtet, die Unzufriedenheit der Russen in irgend einer Weise dadurch hervorzurufen. Doch dürfte die Macht der Nothwendigkeit schließlich stärker sein, als alle Bedenken, und die Perser in absehbarer Zeit zum Handeln zwingen.

Die persischen Generale Gasteiger-Chân und Bühler haben für die Herstellung einer Straße von Kazvîn nach Miânädj einen Anschlag aufgestellt, welche mit Troikas in schnellem Tempo befahren werden soll. Die Strecke zerfällt in zwei Haupttheile, einen im ganzen ebenen von Kazvîn nach Zändjân, mit einer Gesammtlänge von 160,6 Kilometern, und in einen durch gebirgiges Terrain führenden von Zändjân nach Miânädj, mit einer Gesammtlänge von 109 Kilometern. Diese ganze Strecke sollte bis Mai 1889 fertig gestellt sein, da der Schah gesonnen war, dieselbe bei der zu dieser Zeit zu unternehmenden Europa-Reise zu benutzen. Auf Drängen des jetzigen englischen Vertreters am persischen Hofe, Sir Drummond Wolff, hat der Schah jüngst durch eine wirklich weise Maßregel den einzigen schiffbaren Strom seines Reiches, den Kârûn, dem Handelsverkehr aller Nationen eröffnet. Dieser Strom ist nämlich, wie die Beschiffung desselben durch den Lieutenant Selby mit dem Dampfer „Assyria“ 1842 gezeigt hat, das ganze Jahr hindurch für Dampfer von 1 m Tiefgang von Muhammäräh bis Shûstär schiffbar, abgesehen von einer etwa 2000 m langen Strecke bei Ahvâz, wo Felsenriffe das Strombett durchsetzen und Stromschnellen erzeugen. Schon früher war an dieser Stelle ein Damm quer über den Strom gezogen, und das dadurch aufgestaute Wasser verwandelte weithin das Land in einen Garten.

Der Mangel an modernen Verkehrsmitteln trägt auch sehr wesentlich dazu mit bei, daß das heutige Persien für alle Welt eigentlich eine terra incognita ist. Und doch bietet das Land so manches, was werth wäre, mehr bekannt und besucht zu werden. Vor allem sei da erwähnt Ispahân, die ehemalige Residenz der persischen Herrscher, sowie die Begräbnißstätte der Guebern oder Parsen (Feueranbeter) in unmittelbarer Nähe der Ruinen der von den Mogulen zerstörten Stadt Ray oder Rei (in der Nähe des persischen Wallfahrtsortes Schah Abd-ul-Azîm), die mittelst der Lokalbahn von Teherân sehr bequem zu erreichen ist. Diese Strecke beträgt beiläufig vier Färsakh. Ein Färsakh ist durchschnittlich = 6,2 km; es ist jedoch zu bemerken, daß die Färsakh in

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 331.

verschiedenen Distrikten bedeutend variiren. In einem späteren Kapitel werde ich vielleicht noch Gelegenheit finden, die oben erwähnte Begräbnißstätte der Guebern ausführlich zu besprechen.

Außer dem naturgemäßen Aufschwunge also, den Persien ohne alle Frage nehmen muß, sobald Eisenbahnen das Land durchkreuzen werden, außer dem Anstoß, den diese letzteren geben werden, neue und lohnendere Wirthschaftsformen einzurichten, wird es auch von unmittelbarem Nutzen sein, wenn derlei moderne und bequeme Verkehrsmittel Reisende herbeiziehen und den Besuch der mannigfachen interessanten Stätten erleichtern werden. Möge die Hoffnung nicht täuschen, daß durch Anschluß an den Weltverkehr es Persien ermöglicht werde, in den allgemeinen Wettbewerb einzutreten.

Die Handelsemporien des Nordens haben einen durchaus anderen Charakter als die des Südens, der sich scharf in ihrer geographischen Lage ausprägt. Denn sie liegen nirgends unmittelbar am Meere, sondern sind entweder direkt Binnenstädte, oder stehen mit dem Meere doch nur durch einen vorgeschobenen Hafenort in Verbindung. Zu nennen sind: Täbrîz (mit 170 000 Einwohnern), der bedeutendste Handelsplatz Persiens, dessen Wichtigkeit zunächst durch den Bau der Eisenbahn Poti-Tiflis gesteigert wurde, indem — besonders auch veranlaßt durch den russisch-türkischen Krieg — an Stelle des schwierigen Karawanenweges nach Trapezunt die sichere, für Wagen praktikable Route Täbrîz-Tiflis trat; ferner Räsht mit dem Hafen Aenzelî, an einem Mündungsarme des Sefîdrûd. Die Dampfer des Kavkas-Merkur können die Barre von Aenzelî nicht passiren und müssen weit auswärts auf völlig schutzloser Rhede durch die Boote der Eingeborenen gelöscht werden. Die Güter brauchen bis Räsht einen ganzen Tag, indem sie zuerst auf Segelbooten bis Pîräh Bâzâr und von da auf Lastwagen oder mit Lastthieren bis Räsht gebracht werden. In Räsht beginnt der eigentliche Karawanentransport. Räsht (mit 25 000 Einwohnern) mit verhältnißmäßig breiten, gepflasterten Straßen und ansehnlichen Häusern, ist der Hauptstapelplatz der reichen Provinz Gîlân. Ziegler & Comp. haben hier sowie in Täbrîz Commanditen mit europäischen Agenten. Die Wichtigkeit von Räsht hat infolge der Eröffnung der Bahn von Tiflis nach Baku ungemein zugenommen und wird noch mehr wachsen.

Bârferûsh, mit dem Hafen Mäshhäd i Sär am Babul-Flusse (50 000 Einwohner) ist das Handelsemporium der Provinz Mâzänderân; der kürzeste Weg von Teherân zur See führt darüber, und es vermittelt einen beträchtlichen Handel der inneren Provinzen Persiens mit Rußland. Außerdem dient es, wenn bei Räsht die Dampfer wegen schlechter Witterung die Ladung nicht löschen können, als Aushilfshafen. Hauptexporte sind: Baumwolle, Seide, Reis, getrocknete Früchte.

Asterâbâd, mit dem Hafenorte Bändär Gäz, ist an einem Haff gelegen, an dessen Eingang sich die Insel Ashurâdäh mit der russischen Marinestation befindet. Der Hafen ist der beste und geschützteste auf dem Südufer des Kaspischen Meeres, und der Gesammtexport von den Handelscentren in Khurâsân, Shârûd und Mäshhäd bewegt sich über Gäz. Die Stadt Asterâbâd selbst hat 8000 Einwohner, zu denen 26 000 in den umliegenden Dörfern kommen. Der Hafenplatz Gäz, von den Russen auch Pereval, d. i. Ueberfahrt, genannt, besteht nur aus 22 hölzernen Häusern, welche fast ausschließlich von Kaufleuten und Zollbeamten bewohnt werden. Persien besitzt auf dem Kaspischen Meere außer der Vergnügungs-Yacht des Schah nicht ein einziges Fahrzeug, und die bedeutende und im Zunehmen begriffene Handelsschiffahrt ist daher ausschließlich in russischen Händen. Noch in vielen anderen Städten des Innern befinden sich, abgesehen von den Agenten verschiedener Firmen, fremde Kaufleute; so z. B. in Teherân, Kazvîn, Shârûd und Mäshhäd russische und türkische Armenier und Türken aus Rußland, in Jäzd, Kirmân und Bährâmâbâd aber Indier, welche jährlich für 59 000 Francs ausführen und etwa das doppelte einführen. Die Ausfuhrartikel sind: Krapp, Wolle, Baumwolle, Mandeln, Kümmel und verschiedene Gummiarten, aber kein Opium. Einfuhrartikel sind: Pfeffer, Ingwer, Kampfer, Zucker und Calicot.

Die Beförderungsdauer mittelst Postdampfschiffverbindung von Berlin nach Täbrîz dauert über 16 Tage, von Berlin nach Teherân über Konstantinopel 19 Tage. Briefsendungen dahin werden über Rußland geleitet, auf welchem Wege eine wöchentlich zweimalige Postverbindung nach Persien besteht. Auf Verlangen des Absenders erfolgt die Beförderung indeß auch mit folgenden Gelegenheiten: via Konstantinopel (russische Schiffe) jeden Freitag 10 Uhr abends, via Brindisi (englische Schiffe) jeden Freitag 3 Uhr nachmittags.

Die Bevölkerung Persiens beträgt ungefähr 7 653 600 Menschen (d. h. 4,6 Menschen auf 1 qkm), und von diesen wohnen ungefähr 1 963 800 in Städten, 3 780 000 in Dörfern, während 1 909 800 noch Nomaden sind. Die Städtebewohner sind freie Unterthanen des Schah, welche wenig direkte Abgaben zahlen, da es eine Kopf- oder Häusersteuer nicht giebt. Dagegen sind ihre indirekten Abgaben von den Produkten, welche sie verarbeiten und genießen, nicht unbedeutend, weil um alle größeren Orte Zoll- und Steuerlinien gezogen sind und bei der Ein- und Durchfuhr Abgaben für alle erdenklichen Artikel erhoben werden. Demungeachtet ist der Großtheil der seßhaften Bevölkerung arm, und kann es bei dem größten Fleiße nur selten zu einiger Wohlhabenheit bringen. Der Verkehr zwischen den einzelnen Städten des Reiches ist ein sehr langsamer und daher kostspieliger, weil Eisenbahnen erst im Werden begriffen sind und deshalb Waaren und Lebensmittel nur auf den Rücken von Tragthieren verfrachtet werden können. Der Handel mit Erzeugnissen des Bodens sowohl als der Industrie ist daher nur auf einen kleinen Umkreis beschränkt, weshalb der Erwerb von aller Industrie und Arbeit ein so unzureichender ist. Kommt dann in einem Jahre noch Trockenheit im Frühjahre hinzu, so bleiben Mißernte und Hungersnoth nicht aus. In den Jahren 1869 bis 1872 war die Hungersnoth im Lande eine allgemeine und hat sich damals die Bevölkerung um mehr als eine Million vermindert; nicht daß die ganze Zahl Einwohner verhungert wäre, sondern die Mehrzahl ist ausgewandert und kehrt nimmer ins Vaterland zurück, weil es ihnen in den Nachbarländern gewiß viel besser ergeht. In den Städten giebt es Hunderte von Patrizierfamilien, welche wohlhabend, ja reich sind; ihr Vermögen besteht jedoch selten in baarem Gelde, sondern in Juwelen, großen Ländereien und Gärten mit zahlreichen Unterthanen und Heerden. Diese der Mehrzahl nach von der gegenwärtigen Dynastie oder von alten Königsfamilien abstammenden Sprossen haben auch die meisten und einträglichsten Staatsämter und Würden inne und verschlingen mit ihrem Anhange den größten Theil der Staatseinnahmen, soweit sie nicht vorwegs dem Schah und seinem Hofhalte geopfert werden müssen. Auch ganz untergeordneten Personen gelingt es häufig, sich rasch zu den höchsten Würden emporzuschwingen. Schah Fäth Alî hatte mehrere Hundert Weiber, und da ihm alle Kinder gebaren, ist die Menge seiner männlichen Descendenz jetzt, nach etwa 90 Jahren, bereits auf über 5000 aufgewachsen.

Persien ist ein in mannigfacher Hinsicht sehr interessantes Land, eine Stätte uralter Kultur, ein von der

Natur reich gesegnetes Land. Und doch geht es in seinem Wohlstande immer mehr zurück, sinkt seine Einwohnerzahl stetig, da die Degenerirung der iranischen Rasse sowie die Auswanderung fortwährend anhält. Was nun sind die Gründe für eine solch überraschende Erscheinung? Wie erklärt es sich, daß ein zum größeren Theile sehr ertragreichen Boden besitzendes Reich so herunterkommen, so verarmen konnte, daß eine Mißernte im Stande ist, einen solchen Nothstand hervorzurufen, wie er im Winter 1887 bis 1888 geherrscht hat? Was Teherân in besonderem anbelangt, so kann es unmöglich auf längere Zeit einer Hungersnoth ausgesetzt sein. Wenigstens kann das keine Hungersnoth aus natürlichen, sondern höchstens eine aus künstlichen Ursachen sein. Gouverneur von Teherân ist Prinz Najîb-e-Saltanäh und sein Ablatus oder Stadthauptmann der Abenteurer Conte Monteforte, von Geburt ein Neapolitaner und ehemals Lieutenant in der österreichischen Armee. Dieser Prinz war noch vor kurzem Gouverneur der Provinz Mazänderân. Dank der neuen Reformen, welche in diesem Jahre begonnen, und Dank dem, daß die Gesandten der europäischen Staaten die Aufmerksamkeit des Schah auf die Nothwendigkeit lenkten, mit dem veralteten Verwaltungssysteme überhaupt zu brechen, wurde Najîb-es-Saltanäh des Titels eines Gouverneurs der genannten Provinz entkleidet. Als Gouverneur von Teherân kann der Prinz thun, was ihm beliebt, ohne jemals den Rath oder die Einwilligung des Schah einzuholen, und erhält dafür jährlich eine bestimmte Summe Geldes. Seine ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, diese Summe voll zu erhalten, wie aber das Gouvernement verwaltet wird und ob die Unterthanen mit dieser Verwaltung zufrieden sind, das interessirt ihn nicht. In der ganzen Welt giebt es keinen weniger beunruhigten Potentaten. Dank dem Verpachtungssystem erhält der Schah für jede Ernennung eine Summe Geldes, worauf er sich nicht viel mehr in die Angelegenheiten mischt. Die Ernennung selbst ist auf das „Wer giebt mehr?“ gegründet, so daß sich niemand über die schnelle Erhöhung eines untergeordneten Subjektes und die noch schnellere Erniedrigung einer hochgestellten Persönlichkeit wundert. Vom Schah hängt nur die Erhöhung der Pachtsumme für das Gouvernement ab, welches in Theilen wieder verschiedenen kleinen Administratoren in Akkord vergeben wird, die dann ihrerseits auf Grund des „Wer giebt mehr?“ die niederen Instanzen bis zum Distriktsvorsteher (Kälântär) und Dorfschulzen (Kädkhudâ) vergeben. Jeder Administrator, vom Gouverneur bis zum Mîrzâ herab, bezahlt eine gewisse Summe für seinen Posten, den er ohne Kontrole verwaltet, und ist bemüht, die für die Erlangung des Postens verausgabte Summe mit Zinsen wieder einzubringen. Man kann sich vorstellen, was das für eine Administration ist, die alles, was dazu tauglich ist, nur um nicht Zeit zu verlieren, ausfangt; das Volk ist daran gewöhnt, und wenn man ihm nicht das letzte Hemd nimmt, wundert es sich und fragt, warum dasselbe schlechter sei wie andere, mit denen man doch so verfährt. Nachdem der Schah irgend jemand für ein Amt bestimmt und die vereinbarte Summe erhalten hat, kann er immer noch Zuschüsse verlangen, wenn ihm bekannt wird, daß ein Beamter schon im Uebermaß erwirbt. Es finden sich Leute, welche aus Neid lügnerische Gerüchte aussprengen über die Reichthümer, welche dieser oder jener Gouverneur verlangt, und wenn er dieselben nicht erhält, den Beamten seines Postens enthebt. Die Vakanz ist da und wird gewöhnlich durch die Harems vergeben: wer mehr giebt, erhält den Posten, ohne Ansehen des Standes, der Stellung 2c. Die Gouverneure, die Söhne des Schah, befinden sich in derselben Lage, doch besteht der Unterschied zwischen ihnen und den gewöhnlichen Sterblichen darin, daß von ihnen der Schah keine „Zuschüsse“ verlangt, sondern von Zeit zu Zeit sich ein „Pishkäsh“ ausbittet, ein Geschenk von einigen Tausenden Tomân in Gold, oder die Ankündigung seines Besuches, bei welcher Gelegenheit der Auserwählte zu sorgen hat, daß das Geld in Säckchen verpackt, schon beim Eingange ins Haus als Angebinde fertig liege. Am häufigsten kommt in die Lage, solche Geschenke machen zu müssen, Najîb-e-Saltanäh, welcher neben seinem Vater wohnt, der die Einnahmen seines Sohnes beaufsichtigt. Letzterer hat wirklich eine Menge der verschiedensten Einnahmen: vom Gouvernement, von der Polizei, den Regimentern, Generalen, Offizieren 2c. Aber weder der Prinz, noch die ihm untergebene Administration sind darüber bekümmert, wenn sie dem Schah ein Geschenk abliefern müssen, denn an demselben Tage wird dies bekannt, und die Kaufleute und andere wissen und fühlen schon vorher, daß sie „sammeln“ müssen, um die geschenkte Summe zu ersetzen. Während meiner Anwesenheit in Teherân war ich Zeuge davon, wie man den Fleischern und Bäckern dafür Nasen und Ohren abschnitt, daß sie die Preise auf ihre Produkte gesteigert hatten. Sie suchten sich damit zu entschuldigen, daß von ihnen eine Summe Geldes aufgetrieben worden war als Geschenk für Najîb-e-Saltân, der wieder seinerseits dem Schah ein Pishkäsh dargebracht habe. Bei Se. Majestät waren Klagen seitens seiner Unterthanen über die Fleischer und Bäcker eingelaufen, und Najîb-e-Saltanäh erhielt den Befehl, anzuordnen, daß die Produkte billiger werden, den Ungehorsamen aber die Ohren zu beschneiden. Da die Händler nicht die Möglichkeit hatten, mit zu großem Verlust zu handeln, so entschlossen sie sich ganz zu schließen. Auch das genügte, ihnen die oberen Spitzen der Ohren abzuschneiden und ihnen Einschnitte auf die Nasen zu machen. All dies erzähle ich, um die Ursachen der letzten Hungersnoth in der Residenz des Schah in Schah zu erklären. Man muß annehmen, daß mehrere Geschenke gemacht worden sind (was hauptsächlich im Anfange des Sommers während der Ausflüge des Schah in die Sommerpalais der hohen Beamten geschieht), und daß infolge dessen die Kaufleute ihre Geschäfte geschlossen haben. Es ist nicht anders möglich, als daß die denkbar ungesundesten wirthschaftlichen Verhältnisse herrschen müssen, und daß Zustände existiren, welche — falls vom Schah nicht schnellstens und in energischster Weise eingeschritten wird — den baldigen Ruin des ganzen Landes unwiderruflich herbeiführen müssen! Die Natur hat dieses Land, wie gesagt, vollauf mit allen jenen Erfordernissen ausgestattet, daß es ein reiches Gebiet sein könnte; der Boden ist fruchtbar, Ausnahmsjahre abgerechnet sind die Niederschlagsverhältnisse im Winter und Frühjahr günstige, das Klima gestattet den Anbau fast aller südeuropäischen und tropischen Kulturgewächse. Und dazu kommt noch als wichtiger Faktor, daß die Bevölkerung eine arbeitssame, anspruchslose ist. Jedem, der die Verhältnisse in Persien unbefangenen Auges betrachtet und sich die Mühe nimmt, denselben auf den Grund zu gehen, wird es auch bald klar werden, wo die Ursachen zu suchen sind, welche das Land so herabgebracht haben. Der entsetzliche Steuerdruck ist das eine Moment, der absolute Mangel an modernen Verkehrseinrichtungen das andere. Die landwirthschaftliche Produktion geht stetig herab — trotzdem die Großgrundbesitzer reich sind —, nur weil kein freier Bauernstand existirt, weil ein Hörigkeitsverhältniß, beiläufig wie in Europa zur Zeit der Patrimonial- und Domanialherrschaft, besteht. Heute ist Persien ein vom Elend gedrücktes Land, bereits in allen seinen Bevölkerungsschichten fast schon zu schwach geworden, um aus eigener Kraft sich wieder zu einer gesunden Höhe erheben zu können. Pächter und

Landbebauer leben beständig unter einem System grenzenloser Erpressung. Ist der Steuerdruck in erster Linie und im größten Maße Schuld daran, daß Persien nach- und nach in solch eine beklagenswerthe Lage gerathen ist, so ist doch in zweiter Reihe noch ein anderer Faktor zu berücksichtigen und dafür mit verantwortlich zu machen. Es sind dies die Verkehrsverhältnisse. Der Grund, weshalb bis heute keine der konzessionirten Eisenbahnbauten in Angriff genommen wurde, ist in politischen Rücksichten zu suchen.

Sprichwörter der Eingeborenen des Turkestan[1]).

Mitgetheilt von R. v. Seidlitz.

Alle Leute sind Ein Mensch (d. h. stammen von Einem ab); alles Geschaffene ist Eine Schöpfung (d. h. vom Einigen Gotte erschaffen).

Wo viele Männer, giebt es kein Holz; wo viele Weiber, kein Wasser (deren Herbeischaffung diesem und jenem Geschlechte obliegt).

Wo zwei Weiber zusammenkommen, giebt es einen Bazar.

Bei den Weibern ist das Haar lang, der Verstand kurz.

Ein Weib kommt zur Todtenklage und beweint ihr eigenes Leid.

Wenn sechs Weiber zur Todtenklage kommen, hat jedes sein eigenes Leid zu beweinen.

Ein Weib, das nach Feuer kommt, hat dreißig Worte bereit (d. h. kommt im Geschäfte und hat viel zu schwatzen).

Zwischen Mann und Frau stellt sich (bloß) ein Verrückter.

Sei nicht eines Dummen Freund, sage deine Geheimnisse nicht der Frau.

Zwei Füße können nicht in einem Stiefel, zwei Geliebte nicht in einem Herzen Platz finden.

Die erste Frau ist Gottes Geheiß, die zweite eines Hundes Schweif.

Wer liebt kein Mädchen? Wer trinkt keinen Kumyß (gegohrene Stutenmilch)?

Mag es auch weit sein, so ist's doch besser auf dem rechten Wege; wenn auch ein schlechtes, ist ein Mädchen besser (denn eine Wittwe).

Ein abgetragenes Kleid (altes Weib) giebt keine Wärme.

Wenn ein Pferd böse ist, befreist du dich, es verkaufend; wenn dein Weib böse ist, wie wirst du es los?

Wenn das Weib dumm ist, möge die Peitsche dick sein.

Wenn dein Weib böse ist, welchen Nutzen hast du von der Ruhe des ganzen Dorfes? Wenn deine Stiefel eng sind, was nutzt dir die Weite des Weltalls?

Welchen Nutzen hast du von der weiten Welt, wenn deine Stiefel eng sind? Welchen Nutzen vom Weltall, wenn dein Weib liederlich ist?

Wenn die Frau ausschweift, wird der Mann verachtet.

Wenn dein Pferd gefräßig ist, hat es Gott gegeben (d. h. ist es gut — wird das Pferd schön und kräftig); wenn aber dein Weib gefräßig, ist's eine Strafe Gottes.

Besser zu Fuß gehen, denn auf schlechtem Pferde reiten; besser ledig bleiben, denn ein schlechtes Weib nehmen.

Ein Weib gehört wem an? — Dem bunten Säckel (d. h. dem Reichen), wenn aber nicht dem bunten Säckel, so dem ersten besten.

Wenn einem Reichen die Frau stirbt, so erneuert sich bei ihm das Bett und kommt damit eine neue Frau; wenn aber dem Armen die Frau stirbt, dreht sich bei ihm der Kopf um.

Wenn einem schlechten Menschen ein Pferd zu Theil wird, reitet er es zu Tode, wenn einem schlechten Manne ein Weib, so prügelt er es zu Tode.

Dem Weber ein volles Weib (da er zu Hause sitzt), dem Händler ein halbes Weib (da er auf Reisen zu gehen pflegt), dem Krieger — ist's schade um ein Weib.

Ein Haus mit Kindern — ist ein Bazar; eines ohne Kinder — ein Grab.

Das Herz des Vaters ist beim Kinde, das des Kindes — in der Steppe (wo es spielen kann).

Wird der Sohn nicht vom Vater erzeugt? Geht er nicht auf des Vaters Wege?

Die Tochter gleicht der Tante von Mutter Seite, der Sohn dem Oheim von Mutter Seite.

Eine Waise ohne Mutter — ist nichts werth, eine Waise mit einer Mutter — ein Blümchen.

Wenn du ein verwaistes Lämmchen auffütterst, wird Mund und Nase bei dir im Fette sein (wenn du es schlachtest); wenn du aber einen Waisenknaben erziehst, wird er dir Nase und Mund mit Blut beschmieren (d. h. undankbar, frech sein).

Eines Armen Kind ist mit dreißig Jahren noch jung (ohne Ansehen), eines Reichen Kind aber schaut mit vierzehn Jahren nach einem Wirthe aus.

Wenn das Kind nicht weint, giebt die Mutter ihm nicht die Brust.

Ein Kind erziehe von jungen Jahren an, ein Weib — vom Anfang (der Ehe) an.

Entziehe deine Gunst dem Kinde, das vor dem Vater redet.

Die Zier des Bazars ist der Krämer, die Zier des Jünglings — der Bart.

Wähle die Braut, die Mutter ansehend; wähle das Leinzeug, sein Ende ansehend.

Nimm bei Verwandten kein Geld, und verleihe kein Geld Verwandten; hole bei Verwandten dir keine Braut und verheirathe deine Tochter nicht an einen Verwandten.

Eine gerühmte Braut beträgt sich beim Schmause ungezogen.

Die Schwägerin verhüllt sich selber, ihre Stimme aber erschallt hinter den Bergen her.

Halte das Salz nicht lange, sonst wird es zu Wasser; halte die Tochter nicht lange, sonst wird sie zu Schmutz.

Statt die Tochter zu hüten (in der Jungferschaft zu halten), hüte das Salz.

Deine Tochter erreichte das volle Alter, und ein ganzes Heer wappnete sich gegen dich (Gefahr des Raubes derselben).

Die Schwägerin ist süßer denn Honigseim (sagt der Mohammedaner, dem es gestattet ist, seine Schwägerin nach dem Tode oder der Scheidung ihrer Schwester zu ehelichen).

Der Prophet schmeichelte seinem Schwager.

---

[1]) Nach den Aufzeichnungen Herrn A. Ostroumow's, aus den Memoiren des Statistischen Comités des Syr-Darja-Landstriches in Taschkend.

Gesäuerte Herbstmilch (dicke schmackhafte) gebe man dem Schwager nicht.

Niemand kann das Fleisch vom Nagel scheiden (d. h. nahe Verwandte).

Wenn du einen der fünf Finger beißest, schmerzen alle.

Der Sultan vernachlässigt seinen Knochen (d. h. seine Verwandten) nicht.

Ich habe keinen Sohn, der mein Geschlecht aufrecht erhielte; keinen Menschen, der meine (nach dem Tode verbrannten) Knochen sammelte.

Krankheit — vom Essen, Rechtshändel — von der Verwandtschaft.

Ein Fremder bleibt Verwandter, bis er nicht speist, ein Blutsverwandter — bis zum Tode.

Der Seinige (Verwandte) tödtet nicht, der Fremde vergiebt nicht.

Die Butter des Fremden dringt nicht nach außen (d. h. ein Fremder theilt seine Butter, seinen Reichthum nicht mit).

Läßt man dem Sklaven seinen Willen, speit er sogleich in die Mütze.

Wenn ein Sklave verrückt wird, speit er in den Brunnen; wenn ein Hund fett wird, beißt er seinen Herrn.

Wenn du mit dem Sklaven einen Eierkuchen zu essen dich anschickst, läßt er nicht ab, bis er dich brechen gemacht.

Verkaufe den Sklaven weiter weg, wenn du willst, daß er prahle (d. h. die Prahlerei des Sklaven wird dir nicht angenehm sein).

Heißest du den Sklaven einen Sklaven, so wird er sich tödtlich verletzt fühlen; heißest du den Bek (Edelmann) einen Sklaven, wird er lächeln.

Ein Sohn, der einen Vater hat, ist dasselbe wie ein Sklave, der einen Herrn hat (d. h. beide sind zu gehorchen verpflichtet).

Wer einen großen Kopf hat, wird Bek sein, wer große Füße hat, wird Sklave sein.

Der Berg kommt nicht mit dem Berge zusammen, wohl aber ein Mensch mit einem Menschen.

Ein Freund schaut auf das Haupt, ein Feind — auf die Füße.

Was den Freund weinen macht, macht den Feind lachen.

Ein kluger Feind ist besser als ein dummer Freund.

Lache den Freund nicht aus, (Unglück) kommt auch auf dein Haupt.

Alte Baumwolle taugt nicht zum Gewebe, ein eingefleischter Feind wird nicht Freund werden.

Ist ein Mensch dem anderen wohl gleich? Ist eine unreife (Frucht) der reifen wohl gleich?

Wenn du dich mit dem Ungleichen gleich stellst, beschmutzt du die Schöße deines Gewandes.

Gleich mit Gleich, Kisiak (trockene Düngerfladen, als Brennmaterial) mit dem Sacke.

Von einem Guten bleibt der Name, vom Schlechten — Ränke.

Am guten Manne haftet Seide an.

Hast du mit einem guten Menschen zu thun, erreichst du das Ziel, hast du es mit einem schlechten zu thun, wirst dich beschimpfen.

Kein schlechter Mensch wird zu einem guten; wäschst du einen Schwarzen, wird er nicht weiß.

Bist du nahe am Kessel, wird sein Ruß an dir haften bleiben; bist du nahe an einem schlechten Menschen, wird seine Noth an dir haften.

Stellst du einen Schlechten auf die Wache, so wird er sagen, daß ein Heer kommt.

Ein Stock ist besser als ein schlechter Gefährte.

Schade um Worte für den Tauben, schade um einen Blick auf den Schlechten.

Dem Schlechten gebührt die Butter nicht (er ist ihrer nicht werth); dem Vieh gebührt der Garten nicht.

Der Liederling und Dieb haben einerlei Sprache; der Wald- und Steppenfuchs einerlei Höhle.

Die Vogelsprache versteht der Vogel.

Der Apfel färbt sich, auf den Apfel schauend.

Wenn du warm (freundlich) sprichst, kommt selbst eine Schlange aus ihrer Höhle heraus; wenn du aber kalt (trocken) redest, so fällt jedermann selbst vom Glauben ab.

Wenn du Geduld zeigst, so wirst du selbst aus unreifen Weinbeeren Chalwa (süße Paste) erhalten; wenn du aber dich nicht geduldest, so wird die unreife Frucht ganz zu Grunde gehen.

Wenn ein Besitzender prahlt, wird sich bei ihm was finden (seiner Prahlerei gerecht zu werden); wenn aber ein Armer prahlt, wird er sich ruiniren.

Der Wohlhabende bringt eine Rose, der Arme — eine Zwiebel; der Wohlhabende bringt ein Schaf, der Arme — ein Hühnchen.

Die Wohlhabenheit macht wer weiß was alles sagen, der Hunger macht wer weiß was alles aufessen.

Wenn Gott einem Taugenichts Reichthum giebt, so erkennt dieser aus Stolz sich selber nicht mehr.

Wenn die Feuerkrücke lang ist, verbrennt man sich die Hand nicht.

Während das Dünne reißt, dehnt das Dicke sich aus.

Verlange nicht nach Reichthum, — bleibst im Kothe stecken.

Wenn in deiner Karawane sich ein einhöckeriges Kameel erweist, bleibt dein Pack nicht auf dem Wege.

Das Kameel verließ sich auf seinen Wuchs und verblieb außerhalb der Jahre (des zwölfjährigen Cyklus).

(Der mohammedanischen Ueberlieferung nach wünschten, als Gott den zwölfjährigen Cyklus feststellte, verschiedene Thiere im selben Aufnahme zu finden. Das Kameel, sich auf seinen Wuchs verlassend, kam nicht mit seiner Bitte, woher es zur Strafe für seinen Stolz übergangen und durch das Schwein ersetzt wurde. So kamen in den Cyklus: die Maus, der Ochs, der Tiger, der Hase, das Krokodil, die Schlange, das Pferd, das Schaf, der Affe, das Huhn, der Hund und das Schwein.)

Dem Klugen ein Wink, dem Dummen — der Stock.

Einem guten Pferde — ein Hieb mit der Peitsche, dem schlechten Pferde — tausend.

Wenn du Verstand hast, bedecke die Schöße (deine Mängel zu verdecken).

Der Freigiebige wird nie verachtet sein, der Wucherer wird nicht ins Paradies eingehen, beim Geizigen der Garten nicht grünen.

Beim Schelm wird der Kessel nicht kochen, wenn er aber zu kochen beginnt, so nicht gar kochen.

Bei dem, der nicht giebt (dem Geizhalse), kocht die Speise nicht gar, und wenn sie auch gar kocht, kommt sie aus dem Kessel nicht heraus.

Sitze (so redet er zu sich selbst) fünf Monate! Mein Kessel koche zehn Monate! (So spricht der Geizhals.)

Wenn der Hochherzige was findet, werden alle davon essen; wenn's ein Taugenichts findet, wird er es mit dem Fuße bedecken (damit andere den Fund nicht sähen) und aufessen.

Der Gierige wird nicht satt, der Dieb nicht reich.

Ein Wort giebt er, Leinwand nicht.

Möge der Thee, in welchem kein Fett und Schmant ist, verloren gehen; möge der Reiche, der keine Freigebigkeit und Mildthätigkeit kennt, umkommen. (Es ist vom Ziegelthee die Rede, der im Kessel mit Fett und Schmant gekocht wird.)

Den Nichtsgebenden beschäme durch eine Gabe.

Werde nicht Schuldner eines neuen Beutels (eines kürzlich reich gewordenen Armen); nimm nichts bei ihm, um es in deinen Beutel zu thun.

Wirst du Schuldner eines neuen Beutels, wird er dich wie auf dem Wege so im Grabe bedrücken.

Iß kein auf Schuld genommenes Fleisch: der Knochen wird die Eingeweide zerreißen.

Wenn du säest, wirst du ernten, wenn du angelst — wirst du fangen.

Bist du Landmann — pflüge die Erde um; bist du Schriftkundiger — wiederhole (das Gelesene).

Säest du Gerste — erntest du Gerste, säest du Waizen — wirst du Waizen ernten.

Von fremder Arbeit wird die Hand auch im Juli kalt werden.

Man kann kein Haus betreten, das keine Stützen hat (da es einstürzt und einen erdrückt); man kann in keinem Dorfe leben, das keinen Vorgesetzten hat.

In einem Kessel können nicht zwei Schafsköpfe gekocht werden (zwei Vorgesetzte nicht an einem Platze sich einleben).

Wenn sich zwei einbuckelige Kameele streiten, wird die dazwischen gerathene Fliege umkommen.

Der Chan hat den Verstand von vierzig Mann.

Wenn der Fürst dein Gegner im Prozesse ist, möge Gott selber deine Klage anhören.

Wenn der Fürst um den Thron kommt, wird sein Minister Bettler.

Hinter dem Rücken des Chans — die Faust (d. h. hinter dem Rücken tadelt man selbst den Chan).

Statt König in fremder Stadt, sei lieber Hirt im eigenen Dorfe.

Ajas! (Vizir des Sultans Mahmud von Gäsna) Kenne deine Grenzen; laß andere, kenne dich selber (keine Selbstüberschätzung).

Asan (Aufforderung zum Gebete) auszurufen — ist Sache des Mulla.

Wo ein Mulla ist, halte die Rede an dir; wo ein Meister ist, halte deine Hand an (d. h. der Mulla ist klüger, der Meister geschickter als du).

Der Mulla weicht vom Wege ab, wenn er Brot sieht; der Engel, wenn er Gold sieht.

Wenn der Sarte reich wird, deckt er sein Dach; wenn der Kirgise reich wird, heirathet er.

Wenn du zum Sarten wirst, ist kein Nutzen von dir; wenn du zum Kirgisen wirst, giebt es keinen Handel mit dir.

Einen schlechten Sarten giebt der Kirgise, einen schlechten Kirgisen der Sarte. (Jeder bleibe, was er ist.)

Aus einem Kirgisen wird kein Kasi; aus einem Hunde der Rasse Kuppäk kommt kein Hund Tasy heraus.

Wenn der Kirgise, der einen Zigeuner betrog, Mohammedaner wird, hat er keine Moschee; wenn er Russe wird — keine Kirche.

Wenn ein Tadshik ein Pferd besteigt, so erkennt er seinen Gott nicht mehr (der Arme wird übermüthig).

Der Kalmyk handelt, wenn die Zeit vergangen ist; der Hindu ißt, wenn seine Augen einfallen (vor Gelddurst ist er bereit, bis zum Lebendsende nichts zu essen); der Jude macht Skandal selbst dann, wenn seine Seele davongeht.

Der Perser kann nicht auf den Hügel hinausgehen (aus Furcht?), der Armenier nicht zu Hause liegen.

Du bleibe bei deiner Sache und kümmere dich nicht um anderer Angelegenheiten; die chinesische Sitte ist so: sahst du wohl das Kameel? nein, antwortet er.

Beim Türken erscheint der Verstand nach Mittag.

Wenn du den Türken nicht stößest, erkennt er es nicht.

Das Bauchstück vom Büffel wird nicht als Fleisch gelten, der Afghane niemandes Freund sein.

Tränke den Esel des Zigeuners und nimm von ihm Geld.

Wenn du den Russen auch hundert mal lobst, bleiben seine Augen doch blau. (Schluß folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Während der belgische Bergbau auf Kohlen eine Ausbeute lieferte, die in den letzten Jahren noch immer wuchs, so macht sich in der Förderung der verschiedenen Metalle eine starke Abnahme bemerklich. Die Kohlenförderung bezifferte sich im Jahre 1887 auf 18378624 Tonnen und war bedeutender als in irgend einem Jahre zuvor. Die Zinkproduktion dagegen ging von 45293 T. im Jahre 1878 auf 20879 T. im Jahre 1887 zurück, und die Bleiproduktion sank in dem gleichen Zeitraum von 13477 T. auf 548 T. Die Zahl der im Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter betrug im Jahre 1887 reichlich 100000.

Afrika.

— Ueber die Expedition des Dr. Zintgraff von Borombi nach Adamaua veröffentlichen die „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" die nachstehenden brieflichen Mittheilungen des Reisenden: „Wie ich bereits telegraphisch gemeldet habe, ist es mir gelungen, von Kamerun aus Süd-Adamaua zu erreichen. Einen ausführlichen Bericht von hier aus zu erstatten, bin ich außer Stande, da ich meine Reisenotizen im Bali-Lande zurückließ, um dieselben bei meinem weiteren Vorgehen, bei welchem mancherlei Schwierigkeiten in Aussicht standen, nicht zu gefährden. Ich muß mich daher heute auf einige kurze Daten beschränken. Ende Dezember vorigen Jahres brach ich von der Barombi-Station auf. Am 1. Januar traf ich bei den Banyangs ein. Ich wurde durch ihr Verhalten gezwungen, mir mit Waffengewalt einen Weg durch ihr Land zu bahnen. Nach mehrtägigen Gefechten, bei welchen auch mehrere von meinen Leuten getödtet und verwundet wurden, ging es dem Kompaß nach drei Tage lang mühevoll durch unwegsamen Urwald bis zum Rande des afrikanischen Hochlandes, woselbst es gelang, wieder freundschaftliche Beziehungen mit den dort im Graslande wohnenden Stämmen anzuknüpfen. Auch hier war indessen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; einzelne habgierige Häuptlinge hätten gern den Versuch gemacht, uns verrätherisch zu überfallen, sie wurden hieran indessen durch die im Graslande zur vollen Geltung kommende Stärke der Karawane abgeschreckt; dieses war im Lande der Babu (Babe). Etwa 30 km nordöstlich von den Babu wohnen die Bali, volkreich und kriegerisch, deren angesehener Häuptling Garega mich festhielt, und in dessen Lande ich, da alle Durchzugspalaver vergeblich waren, die für einen längeren Aufenthalt nöthigen Einrichtungen anlegte, um auf einen Umschwung seiner Gesinnungen zu warten. Ende April, nach drei Monaten, gab endlich Garega seine Einwilligung zum Vormarsche, nicht ohne uns vor Krieg, der uns von Seiten der Bafut drohte, zu warnen. Dem geplanten verrätherischen Ueberfalle seitens

der Bafut, die ein großes Dorf von etwa 10 000 Einwohnern bewohnen, entging die Expedition, indem ich mich von den Führern, welche der Bafut-Häuptling gestellt hatte, rechtzeitig trennte, und alsdann einen fünftägigen Marsch durch theilweise menschenleere Gegenden in nordwestlicher Richtung unternahm, um die Bafut und deren Bundesgenossen zu umgehen. Am Abend des fünften Tages bekamen wir Fühlung mit Leuten, welche die Haussasprache verstanden, und damit hatten unsere Leiden ein Ende. Die Eingeborenen ließen uns ohne Schwierigkeiten durch ihr Land ziehen und im Dorfe Donga fand der Anschluß an Flegel's Arbeit statt. Da meine Tauschwaaren sehr zusammen geschmolzen waren, so brach ich von Donga, woselbst sich eine zur Zeit leerstehende Faktorei der Royal-Niger-Kompagnie befindet, nach Ibi auf, welches auf dem linken Ufer des Benue liegt, ungefähre Mitte zwischen Yola und Lokodja, um daselbst mich für die Rückreise, welche ich über Bakundi, Gaschka und Bagnio anzutreten gedenke, auszurüsten. Bereits in Wukari traf mich ein Brief des Hauptleiters der Gesellschaft am Benue, welcher mich einlud und jegliche Unterstützung seitens der Gesellschaft in Aussicht stellte. Ende Juli hoffe ich wieder auf der Bali-Station einzutreffen und Ende August in Kamerun. Der Hauptvertreter der Royal-Niger-Kompagnie hat mich während eines fünftägigen Aufenthaltes in der Niederlassung der Gesellschaft auf das beste aufgenommen und mir sowie meinen Leuten die umfassendste Gastfreundschaft gewährt."

Südamerika.

— Am 2. November erstattete Dr. Paul Ehrenreich vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen eingehenden Bericht über seine Reise vom Paraguay zum Amazonas (Vergl. „Globus", Bd. 55, S. 16 und 355). Am 17. Mai 1888 von Cuyaba gegen Osten aufbrechend, verfolgte der Reisende zuerst die von Graf Castelnau im Jahre 1844 begangene Route, um später auf einem neuen Wege gegen Goyaz vorzudringen. Die dabei berührten brasilischen Militärposten wirken nicht sowohl civilisirend als vielmehr demoralisirend auf die Eingeborenen. Die alte Goldgräberstadt Goyaz dagegen ist ein Sitz beträchtlichen geistigen Lebens, mit einer guten Bibliothek, einem meteorologischen Observatorium ꝛc. Von hier aus wurde bei Leopoldina der Rio Araguaya erreicht und auf seinem Laufe verfolgt, und zwar bis zu den Katarakten hinab vermittelst des Dampfschiffes. Hierbei nahmen die Dörfer der Carajo-Indianer das Hauptinteresse des Reisenden in Anspruch, die trotz des 150 Jahre lang betriebenen Verkehres auf dem Strome ihre alten Sitten und Bräuche treu bewahrt haben, und von denen eine schöne ethnologische Sammlung erworben werden konnte. Moralisch stehen diese Wilden sehr bedeutend über den Civilisirten, mit denen sie in Berührung kommen. Die Carajos unterhalb Santa Maria sind zu den Grausamkeiten, durch die sie im vergangenen Jahrzehnt berüchtigt waren, wohl erst durch die Uebergriffe der Weißen gegen ihre streng von ihnen gehüteten Weiber und gegen ihr inniges Familienleben gereizt worden. Auffällig ist die Zahl der gezähmten Thiere — Vögel, Schweine, Affen, Hunde, Tapire, Krokodile —, die die Carajos besitzen. Durch den Holzpflock, den die Männer in der Unterlippe tragen, stellen sie sich zu den Botokuden. Die Fahrt über die Katarakten, die sich über 80 Meilen erstrecken, war an verschiedenen Stellen sehr gefährlich. An eine künstliche Stromregulirung ist hier schwerlich zu denken; eine Eisenbahn zur Umgehung der Schnellen wäre dagegen wohl möglich. In Para langte Dr. Ehrenreich am 2. November an.

— Die mittlere Temperatur von Santiago de Chile beträgt nach den 27 jährigen Beobachtungen auf der Sternwarte (von 1860 bis 1887), wie Herr Louis Grosch mittheilt:

im Januar	19,28° C.	im Juli	7,30° C.
„ Februar	18,41	„ August	8,82
„ März	16,24	„ September	10,90
„ April	12,95	„ Oktober	13,31
„ Mai	9,74	„ November	16,17
„ Juni	7,85	„ Dezember	18,29

Die mittlere Temperatur
des Sommers (Dezember, Januar, Februar) ist demnach 18,66° C.
des Herbstes (März, April, Mai) 12,94
des Winters (Juni, Juli, August) 7,82
des Frühlings (September, Oktober, November) . . 12,94
des ganzen Jahres 13,20
und der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur des Sommers und des Winters 10,84
Die größte in diesen 27 Jahren beobachtete Wärme vom 7. Januar 1866 betrug 32,90
Die größte im Verlauf des gleichen Zeitraums beobachtete Kälte, am 20. Juni 1886, war . . . — 4,03
(Der Thermometer befindet sich 3,20 m über dem Boden.)

R. A. Ph.

Ozeane und ozeanische Inseln.

— Die deutsche Plankton-Expedition (Vgl. S. 175) ist nach weiterer ergebnißreicher Fahrt, die sie gegen Ende August nach den Kapverden, am 10. September nach Ascension und am 24. September nach Para brachte, am 7. November wieder glücklich in Kiel eingetroffen; wir hoffen bald in der Lage zu sein, ausführlicher über dieselbe zu berichten.

— Nach einer Mittheilung, welche Lacaze-Duthiers der Pariser Akademie machte, hat Herr Fol bei seinen Versuchen über die Tiefe, in welcher das Licht im Meere noch eine Einwirkung auf photographische Platten äußert, am 16. Juli mittags in einer Tiefe von 465 m noch deutliche Wirkungen erhalten.

Bücherschau.

— Hans Parlow, Bilder und Träume aus Spanien. Leipzig 1889. Elischer Nachf. — Ein hübsches Buch, das sich allerdings fast ausschließlich mit der höheren Gesellschaft und deren Damen, die der Verfasser während eines fünfjährigen, archivalischen Studien gewidmeten Aufenthaltes genauer kennen gelernt hat, beschäftigt. Die Schilderungen betreffen Madrid, Valladolid, Simancas und Zamora am Duero, Sevilla, Barcelona, und flüchtiger die andalusischen und kantabrischen Küstenstädte. Daß der Verfasser die Strandkiefern für Pinien hält, wollen wir ihm nicht weiter anrechnen. Ko.

— F. Handtke's, Generalkarten. Asien. Europa. Deutschland. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Balkanhalbinsel. Glogau 1889. Carl Flemming. — Auch von diesen Karten sind wir überzeugt, daß sie sich zahlreiche Freunde erwerben werden. Wir würden nur wünschen, daß mit Gebirgsschraffen etwas weniger verschwenderisch umgegangen würde, da die Leserlichkeit der kleingedruckten Namen — ganz besonders der Flußnamen — vielfach dadurch beeinträchtigt wird. Die Farben sind gut gewählt und sauber. Sehr angenehm ist es, daß die großen Verkehrslinien überall deutlich hervortreten.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Die erste Entdeckung Amerikas.

Von P. Asmussen.

Das heranrückende 400 jährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus lenkt die Augen Aller auch wieder auf jene Seemänner, die nachweislich als die ersten Europäer den westlichen Kontinent betraten. Man hört und liest ja noch recht häufig, Kolumbus habe auf Island die erste Kunde davon erhalten, daß im Westen ein großes Festland vorhanden sei. Dem gegenüber ist freilich behauptet worden, Kolumbus sei gar nicht nach Island gekommen, aber es muß doch wohl als historisches Faktum betrachtet werden, daß er dort wirklich, und zwar im Jahre 1477, gewesen ist. Dagegen ist es allerdings wenig wahrscheinlich, daß er dort Nachrichten über ein westliches Festland erhalten hat. Die Vinlandsfahrten waren damals auf Island seit mindestens einem Jahrhundert gänzlich unterblieben, und es ist darum sehr fraglich, ob man auf Island noch etwas Bestimmtes von Vinland wußte, zumal da es in der Zwischenzeit mit der Wissenschaft der Isländer stark bergab gegangen war. Sicherlich aber hätte Kolumbus, wenn er sichere Kunde von einem westlich von Island belegenen Lande hatte, dies nicht unerwähnt gelassen, als er so lange um Schiffe für seine Entdeckungsfahrt bitten mußte. Sicher hätte er sich mehr auf diesen Grund gestützt, als auf seine Theorie von der Nähe Indiens und auf die angetriebenen Indianerkähne und Baumfrüchte, von denen man ihm auf Madeira und Porto Santo Mittheilung machte. Sicher hätte er, um das westlich von Island gelegene Festland zu erreichen, einen ganz anderen Weg eingeschlagen, als er wirklich that. Sicher wohl hätte auch sein Sohn, der seine Biographie schrieb, etwas davon gewußt, woher seinem Vater die erste Kunde vom westlichen Kontinent kam. Ueberhaupt kann Kolumbus von den Entdeckungs- und Kolonisationsreisen der Normannen keine Kunde gehabt haben, denn der einzige mittelalterliche Schriftsteller, der davon, und wie wir unten sehen werden, genau unterrichtet ist, ist Adam von Bremen, und dessen Schriften sind den romanischen Völkern überhaupt nicht bekannt gewesen. Natürlich sind dem Kolumbus auch die Zehntregister des päpstlichen Archivs nicht zugänglich gewesen, aus denen er sonst einige dürftige Notizen über Länder im äußersten Nordwesten hätte entnehmen können. So bleibt also dem Genuesen der Ruhm, Amerika völlig selbständig entdeckt zu haben, aber die Normannen haben das Land bereits 500 Jahre früher betreten.

Die Vikingerfahrten des 9. Jahrhunderts brachten zum ersten male die Kunde von einem größeren Landgebiete im Nordwesten nach Norwegen. Floke, der die Buchten und Küsten mit Treibeis umlagert fand, benannte das neuentdeckte Land Island, d. i. Eisland. Bald aber fand man, daß das Land so unwirthlich nicht sei, sondern in Klima und Bodenbeschaffenheit mit der Heimath Norwegen manche Aehnlichkeit habe. So gründete denn schon im Jahre 874 der Normanne Ingolf mit Verwandten und Anhang eine bleibende feste Niederlassung zu Reykjavik. Der Zuzug mehrte sich, denn es war eben um die Zeit, als in Norwegen König Harald Harfagr sich durch Unterwerfung aller kleinen Dynastien zum Alleinherrscher machte, und durch Besteuerung der Odalsgüter die bis dahin freien Grundbesitzer in eine Art von Pachtverhältniß zwang, in dem sie sich als Hörige fühlten, was ihrem Begriff von Freiheit nicht entsprach. Da ließ mancher die alte Heimath dahinten und suchte und fand auf Island eine neue Heimstatt. Auch das seit Olaf Trygvason zumeist zwangsweise eingeführte

Christenthum mochte manchem alten Kämpen nicht behagen, so daß er es vorzog, mit Weib und Kind und seinem ganzen Anhang auszuwandern. Freilich ist die Einführung des Christenthums durchaus niemals Hauptgrund zur Auswanderung gewesen, wie man oft hört, sondern in erster Linie kam immer die Beschränkung der alten Freiheit durch die Einführung eines einheitlichen Königthums in Norwegen in Betracht. Denn trotz aller Zwangsmaßregeln wurde in Norwegen das Heidenthum fröhlich weiter gepflegt, und Menschenalter gingen ins Land, bevor die alten abseits gelegenen heidnischen Kultusstätten ihre Anziehungskraft verloren. Als aber endlich in Norwegen das Christenthum allgemein verbreitet war, hatte es auch längst auf Island festen Boden gewonnen, wo es etwa im Jahre 1000 zur Einführung gelangte, und wo 100 Jahre später zu Holar und Skalholt zwei Bischofssitze entstanden. Doch gingen gerade hier die Erinnerungen an das alte Heidenthum sobald nicht verloren, und eben hier gelangten ja auch die zum Theil uralten Götter- und Heldensagen zur Aufzeichnung. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, ein Bild isländischer Kultur jener Zeit zu zeichnen, nur wollen wir hervorheben, daß wir uns das Island damaliger Tage als ein wenn auch nicht dichtbewohntes, so doch namentlich an der Küste und auch in manchen Distrikten des Inneren besser als heute bevölkertes und bebautes Land vorzustellen haben, dessen Bevölkerung neben Ackerbau und Viehzucht auch Fischfang und Schifffahrt betrieb und mit dem Mutterlande in Verbindung stand, von dem es seit dem Jahre 1264 wieder einen Theil ausmachte.

Von Island aussegelnde Schiffer fanden bald weiter im Westen Land, das aber vorerst noch nicht betreten wurde. Die Sage nennt Snaebjörngalti als den ersten, der ums Jahr 970 zum ersten male in den Schären Ostgrönlands überwinterte, nachdem schon einige Menschenalter früher der vom Sturm westwärts verschlagene Gunnbjörn das Land von ferne gesehen hatte. Doch gebührt der Ruhm der eigentlichen Entdeckung dem aus Norwegen wegen Todtschlags flüchtig gewordenen Eirikraudi. Dieser landete im Jahre 983 an der Ostküste Grönlands, brachte dort zwei Winter zu und umfuhr dann das Kap Farewell, um auch auf der Westküste Grönlands einige Entdeckungen vorzunehmen. Im Jahre 985 nach Island zurückgekehrt, wußte er so verlockende Schilderungen von dem neuentdeckten Lande zu entwerfen, daß sofort 25 Schiffe mit Besatzung sich unter seiner Führung auf den Weg machten, um das Land zu besetzen, das er Grönland, d. h. grünes Land genannt hatte — wohl nicht allein, um Ansiedler mit sich zu locken, die sich doch gewiß nicht lange dort aufgehalten hätten, wenn das Land damals ebenso unwirthlich gewesen wäre, wie heute. Von den 25 Schiffen erreichten übrigens nur 14 den Eiriksfjord in Westgrönland, wo die erste normännische Niederlassung gegründet wurde. Dieser ersten Ansiedlung folgten aber bald mehrere, und wenn Grönland ein stark bewohntes Land auch nie gewesen ist, so unterhielt es doch nicht unbedeutenden Verkehr mit Norwegen und Island und nahm an dem regen geistigen Aufschwunge des letzteren theil. Die Sagen der Edda waren in Grönland und Island gleich bekannt. Freilich fand schon bald nach der Gründung der ersten Kolonien das Christenthum Eingang auf Grönland, und Leif, Eirikraudis Sohn, begünstigte die Einführung der neuen Religion. Daß übrigens die grönländischen Kolonien so ganz unbedeutend nicht gewesen sein können, geht schon daraus hervor, daß im Jahre 1124 unter Mitwirkung des norwegischen Königs Sigurd Jorsalafari ein eigenes Bisthum für Grönland errichtet wurde, und in der That haben von 1124 bis 1378 in Gardar in der Nähe des heutigen Frederikshaab in Grönland Bischöfe ihren Sitz gehabt. Etwas später erfahren wir, daß Grönland in zwei Verwaltungsbezirke, Eystri- und Vestribygd, Oster- und Westeraunt, zerfiel. Beide haben wir, entgegen vielfach verbreiteter Meinung, laut welcher damals auch die Ostküste Grönlands stark bewohnt gewesen sein soll, in Westgrönland zu suchen. Einzelne Niederlassungen mag es damals auch in Ostgrönland gegeben haben, aber die alten isländischen Berichte lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Hauptweg zu den grönländischen Siedelungen um das Kap Farewell herumging. In beiden Bezirken zusammen wurden 1 Kathedrale, 15 Kirchen und Kapellen, 280 Höfe und sogar ein Augustiner- und ein Benediktinerinnenkloster gezählt. Man sieht, daß die Bevölkerung keine sehr starke war, doch wissen wir sicher, daß die Höfe nicht allemal nur als Einzelsiedlungen zu betrachten sind. Einzelne dieser Höfe hatten ihre 30 bis 50 Bewohner und mehr, und die gesammte Bevölkerung an Europäern mag immerhin doch an 4000 betragen haben, während die Zählung von 1882 nur 212 Europäer in Grönland nachweist. Die norwegische Krone betrachtete Grönland immer als einen Zubehör von Norwegen. Doch erst seit dem Jahre 1261 kam es unter die Botmäßigkeit Norwegens, bis dahin war es thatsächlich frei gewesen.

Von Grönland aus wurde dann das Festland Amerikas entdeckt. Ueber diese Entdeckung liegen uns drei Berichte vor. Adam von Bremen, der ums Jahr 1070 am Königshofe von Dänemark, wo damals Svend Estrithson regierte, verweilte, berichtet, daß ums Jahr 1000 Leif Eirikson, ein Sohn des Entdeckers von Grönland, auf einer Fahrt einen Landstrich im Süden entdeckt habe, der wegen seines Reichthums an wildwachsendem Wein, Vinland, d. i. Weinland, benannt worden sei. Adam kennt den Reichthum des Landes an Wein und Korn, weiß aber nichts davon, daß das Land kolonisirt worden sei. — Auch die ältesten isländischen Berichte nennen Leif Eiriksson als den Entdecker Vinlands, wissen aber außerdem, daß einige Jahre später unter Thorfinn Karlsefne, einem geborenen Isländer, eine Expedition von Grönland ausgegangen sei, um Vinland zu kolonisiren. — Weit ausführlicher sind spätere isländische Berichte. Nach ihnen machte sich im Jahre 986 Bjarne Herjulfsson von Island aus auf, um seinem Vater Herjulf, der mit Eirikraudi nach Grönland gefahren war, zu besuchen, wurde aber vom Sturme südwärts verschlagen und sah an mehreren Stellen Land, ohne es zu betreten. Er gelangte dann glücklich nach Grönland und machte Mittheilung von seinen Entdeckungen. Darauf zog nun im Jahre 1000 Leif Eiriksson mit einem Schiffe, 35 Mann Besatzung und allerlei Geräth südwärts, um das neu entdeckte Land näher zu untersuchen. Er landete an drei verschiedenen Stellen und benannte die Küsten Helluland, d. i. Steinland, Markland, d. i. Waldland, und Vinland, d. i. Weinland. Am letztgenannten Orte gefiel es der Expedition so gut, daß sie da einstweilen zu bleiben beschloß und einige Holzhäuser zur Wohnung erbaute, die den Namen Leifsbudir erhielten. Auf einer Landpartie entdeckte ein Deutscher, namens Tyrker, eine Menge wildwachsenden Wein, ein Gewächs, das ihm aus seiner Heimath her bekannt war, und das dann später dem Lande den Namen gab. Auch Korn wurde wildwachsend angetroffen. Die Expedition kehrte zwar bald nach Grönland zurück, aber es konnte nicht ausbleiben, daß sich Leute fanden, die Lust hatten, das gepriesene Vinland zu besiedeln. So unternahm schon im Jahre 1003 Leifs Bruder Thorvald eine Untersuchungsfahrt längs der Küste, fand aber schon im Jahre darauf seinen Tod durch einen Pfeilschuß im Kampfe mit den Landeseingeborenen — Skrälingern — und wurde auf einem Vorgebirge, welches die Berichte Krossarnaes, d. i. Kreuz-

spitze, benennen, begraben. Die Lage dieses Kaps ist uns nicht näher bekannt, scheint aber nördlich von Vinland zu suchen zu sein. Ein Jahr darauf verunglückte ein anderer Bruder Leifs, namens Thorstein, auf einer Reise nach Vinland. Seine Witwe Gudrid heirathete im Jahre 1006 den isländischen Händler Thorfinn Karlsefne, der nun im Frühling 1007 mit seiner Frau, 160 Mann Begleitschaft, Vieh und allerlei Geräth nach Vinland reiste, wo er wenigstens einige Jahre blieb und mit den Eingeborenen Verbindungen anknüpfte. Späterhin aber scheint er seinen Wohnsitz dauernd auf Island genommen zu haben, wenigstens ist sein in Vinland geborener Sohn Snorre Stammvater einer später auf Island mächtigen Sippe geworden. Soweit die jüngeren Berichte.

Man sieht, daß die jüngeren Berichte, die wir hier nur in einem sehr gedrängten Auszuge wiedergeben konnten, die älteren an Ausführlichkeit weit übertreffen und auch dem Leif das Verdienst, der erste Entdecker Amerikas gewesen zu sein, streitig machen. Gerade aber der ausführliche Bericht ist von der Wissenschaft, wohl großentheils seiner Ausführlichkeit halber, angenommen worden. Auf Grund einer strengen Kritik aber gelangt Dr. G. Storm in seinen „Studier over Vinlandreiserne, Vinlands Geografi og Ethnografi (Kopenhagen 1888)“, dem wir uns im Folgenden zumeist anschließen, zu dem Resultat, daß die jüngeren isländischen Berichte voll von Widersprüchen sind, daß also, als sie zur Aufzeichnung gelangten, die ersten Vinlandsfahrten schon im Gewande der Sage einhergingen — vielleicht weil damals Island mit Vinland nicht viel mehr verkehrte. Dagegen ist Adam von Bremen ein höchst zuverlässiger Berichterstatter, ein Mann, der — in damaligen Zeiten eine Seltenheit — das ihm überlieferte Material kritisch zu sichten und Beglaubigtes vom Sagenhaften zu scheiden wußte. Am Hofe Svend Estrithsons aber und auf seinen Nordlandsreisen überhaupt hatte er reiche Gelegenheit, Erkundigungen über die Seefahrten nach Nordwesten einzuziehen, ja wohl auch mit Männern zu reden, die an solchen Fahrten theilgenommen hatten, und nach 70 Jahren wird man die Sachen noch treu im Gedächtniß gehabt haben. Auch die alten isländischen Berichte machen in ihrer ehrlichen Einfachheit den Eindruck der Zuverlässigkeit. Daß dagegen die Sage thatsächlich schon die Berichte der Vinlandsfahrer sich bemächtigt hatte, als die späteren Berichte zur Aufzeichnung gelangten, sehen wir aus der Fabel von dem über Vinland hinaus belegenen Hvitra-manna-land, dem Lande der weißen Männer, welches auch unter dem Namen Groß-Irland lange Zeit herumspukte und selbst die Köpfe der Gelehrten etwas verwirrte, indem man es nicht unterzubringen wußte. Wenn man nicht annehmen will, daß einige Schiffer die Westküste Europas oder eine Insel der brittanischen Gruppe auf ihren Kreuz- und Querfahrten erreicht haben und nun, daheim angekommen, von dem angeblich neu entdeckten Lande aufschneiderische Berichte kundgaben — und diese Annahme widerspricht doch zu sehr den Nachrichten über das Hvitra-manna-land —, so muß man dieses Land und die Berichte über dasselbe sammt den Reisen der Brüder Zeno wohl ganz der Sage zuweisen, was wohl auch das Vernünftigste ist.

Haben wir aus allen den Berichten über Vinland nur die Entdeckung durch Leif Eiriksson und die erste Kolonisirung durch Thorfinn Karlsefne als geschichtlich feststehende Thatsache zu betrachten, so entsteht nun weiter die Frage, wo Vinland zu suchen sei. Daß darunter ein Theil der Ostküste Nordamerikas verstanden werden muß, unterliegt keinem Zweifel, aber welcher Theil dieser Küste ist Vinland? Leif machte auf seiner Entdeckungsreise die Wahrnehmung, daß in Vinland zur Zeit der Wintersonnwende die Sonne in der „Eyktstellung“ noch sichtbar sei. Was ist nun aber die Eyktstellung? Man hat, ohne weitere Untersuchungen anzustellen, die vorstehende Notiz einfach so erklärt, daß die Sonne sich um 3 Uhr nachmittags zum Untergang rüste, daß also der kürzeste Tag in Vinland sechs Stunden lang sei. Ist diese Deutung richtig, so haben wir es etwa unter 58° nördl. Br. zu suchen, also an der Küste Labradors. Aber schon Torfaus, ein geborener Isländer, weist in seiner „Historia Vinlandiae antiquae“ nach, daß so weit nach Norden kein Weinwuchs denkbar sei, und bestimmt, im Grunde genommen ebenso willkürlich den Eyktpunkt auf 4 Uhr nachmittags, wonach das Vinland unter 49° nördl. Br., also auf Neufundland oder am St. Lorenzgolf gelegen haben muß. Eine dritte Deutung des Bischofs Finn Jonsson, der den Eyktpunkt auf $4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags hinabrückt, hat zwar theoretisch keine Annahme gefunden, wohl aber praktisch, indem sich heute die Gelehrten darüber einig zu sein scheinen, daß Vinland die unter 41° 24′ nördl. Br. belegene Küste von Rhode-Island gewesen sei. Dieselbe Erklärung verdanken wir dem Scharfsinn des Dänen Karl Christian Rafn, der in seinen „Antiquitates Americanae“ (Kopenhagen 1837) den Beweis führte, daß nur diese Küste den Beschreibungen und Nachrichten über Vinland gerecht werden könne. Mit geringer Modifikation entspricht die Lage Rhode-Islands aber der Bestimmung, daß die Sonne dort zur Zeit der Wintersonnenwende um $4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags untergeht. Ganz genau geschieht das unter 41° 22′ nördl. Br.

Nun kommt Herr Storm in seiner oben angeführten Schrift auch auf die Lage Vinlands zu anderen Resultaten. Zunächst weist er nach, daß die Bestimmung des Eyktpunktes heute eine Unmöglichkeit sei. Einmal ist infolge der Schwankungen in der Schiefe der Ekliptik die Lage der Breitenkreise nicht mehr genau dieselbe, wie vor 900 Jahren, und die Lage der Breitenkreise um diese Zeit läßt sich heute mit absoluter Genauigkeit nicht mehr berechnen. Mag auch der Unterschied ein noch so geringer sein — die Schiefe der Ekliptik wird seit der Zeit kaum um mehr als acht Gradminuten abgenommen haben —, so muß doch mit ihm gerechnet werden. Schwerer fällt es aber ins Gewicht, daß man zur Zeit der Vinlandsfahrten noch keine Uhren hatte, und also auch keine astronomischen Zeitbestimmungen in unserem Sinne des Wortes machen konnte. Die Zeitberechnungen lediglich nach dem Sonnenstande sind wissenschaftlich ohne Bedeutung, da sie auf Schätzungen beruhen und Irrungen um eine Viertelstunde und mehr leicht möglich sind. Von 3 oder 4 Uhr nachmittags kann mithin nur in einem sehr fragwürdigen Sinne geredet werden.

Es ist demnach eine reine Unmöglichkeit aus den Angaben der isländischen Quellen die Breite, und aus dieser die Lage Vinlands zu bestimmen. Um letztere feststellen zu können, sammelt Herr Storm emsig alle Notizen, die er über die geographischen Objekte Vinlands auftreiben kann. Wir ersehen aus isländischen Berichten, daß das in Rede stehende Land im Norden in eine Halbinsel ausläuft, die man, von Westen kommend, umfuhr, um an der Ostküste weiter nach Süden vorzudringen. In der Nähe einer Flußmündung unweit der Spitze jener Halbinsel wurde die erste Siedelung gegründet. An der Küste von Rhode-Island und Massachusetts suchen wir nun vergebens nach einer Oertlichkeit, die diesen und ähnlichen Bedingungen entspricht, denn die Halbinsel kann keineswegs eine ganz unbedeutende gewesen sein. Vielmehr weisen uns alle isländischen Lokalbestimmungen über Vinland nach Neuschottland und der ihm vorgelegenen Insel des Kap Breton. Denn jene Insel ist durch einen so schmalen Sund vom Festlande getrennt, daß es den Seefahrern des 16. Jahrhunderts und noch späteren gar nicht in den Sinn kam, Kap Breton könne

eine Insel sein. Umsomehr mochten es die Normänner, denen es vorerst weniger auf genaue Forschungen als auf Neuentdeckungen ankam, für eine Halbinsel halten. Der Fluß aber, an dessen Mündung die Leifsbudir errichtet wurden, mag der Salmon-River oder der Hunting-River auf Kap Breton gewesen sein. Nun entsteht die Frage, ob vielleicht heute noch in so hohen Breitengraden wilder Wein und wildwachsendes Korn vorkommt, denn beides wurde auf Vinland vorgefunden. Jaques Cartier, der in den Jahren 1534 bis 1542 die Gegenden am St. Lorenzstrom bereiste und erforschte, fand in der Nähe von Quebec so viel wildwachsenden Wein, daß er eine im Strome liegende Insel Bachus-Insel benannte. Desgleichen fand Lescarbot im Jahre 1606 große Mengen wilder Weinstöcke im jetzigen Maine, in Neubraunschweig und im südlichen Neuschottland, und heute noch wird er wenigstens in der Nähe von Annapolis gefunden. Bei dem Korn hat man immer in erster Linie an Mais gedacht, weil Mais zur Zeit der Entdeckung Amerikas die wichtigste Körnerfrucht dieses Landes war und recht weit nach Norden hinauf angebaut wurde. Allein man weiß nicht, daß Mais in den in Rede stehenden Breiten wildwachsend vorkam und vorkommt, während doch gerade das Wildwachsen des Getreides, als den Entdeckern Vinlands unbekannt, und für den Reichthum des Landes in ihren Augen ausschlaggebend, in den isländischen Quellen besonders hervorgehoben wird. Wir werden also wohl weniger an Mais, als an Zizania aquatica — den amerikanischen Wasserreis — zu denken haben, dessen Körner denen des echten Reises ähneln, der noch heute für manche Gegenden Nordamerikas eine wichtige Brot- und Futterpflanze bildet, und der noch heute an den Ufern fließender und stehender Gewässer dieser Gegenden bis 50° nördl. Br. hinauf häufig, zum Theil sehr häufig gefunden wird. Wir bemerken noch, daß die isländischen Quellen uns über die Natur des in Vinland wildwachsend angetroffenen Getreides keinen Aufschluß geben, daß wir also durchaus nicht gezwungen sind, an Mais zu denken, und daß endlich wildwachsender Mais auch an der Küste von Massachusetts und Rhode-Island nicht nachzuweisen ist. Wildwachsenden Wein und wildwachsendes Getreide haben wir in Neuschottland auch, und deshalb können wir getrost das Vinland hierhin verlegen.

Wer aber trotzdem meint, das Klima von Neuschottland sei für das gepriesene Vinland zu rauh, dem möchten wir entgegenhalten, daß das von Grönland und Island, woher ja doch die Entdecker kamen, keineswegs milder war, eher das Gegentheil. Auch sind wir geneigt, in damaliger Zeit für jene Gegenden ein günstigeres Klima anzunehmen, als sie es heute haben. Wenn man den alten Chroniken glauben darf, so war überhaupt in klimatischer Hinsicht Nord- und Mitteleuropa um das Jahr 1000 besser daran, als in unseren Tagen. Die Weingärtner am Rhein erfreuten sich fast durchgängig gesegneter Weinjahre, während ein solches heute schon mehr eine Seltenheit ist. Die Entdecker Islands fanden die Insel zwar von Treibeis umlagert, aber Grönland machte auf die, welche es zuerst sahen, einen günstigen Eindruck, — was schon der Name beweist, den heutzutage wohl niemand vorschlagen würde, wenn er aus eigener Anschauung das Land benennen sollte. Und es ist nicht wahrscheinlich, daß der Entdecker dem Lande nur den Namen gab, um Ansiedler anzulocken. Der Name Island hatte keinen abgeschreckt, als manche es für wünschenswerth hielten, eine neue Heimath zu suchen. So würde auch der Name Grönland keinen angelockt haben, dahin zu übersiedeln, wenn das Land wirklich eine Eis- und Gletscherwüste gewesen wäre, wie heute, vielmehr wären wohl die ersten Ansiedler bald wieder abgezogen, wenn sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht gefunden hätten. Man muß doch auch bedenken, daß keine Veranlassung vorlag, Island zu verlassen, und daß Eirikrandi keinen Vortheil davon hatte, Grönland zu kolonisiren. Uebrigens erfahren wir aus den isländischen Quellen nicht, daß die Eisverhältnisse damals viele Schwierigkeiten machten, während heute die Grönlandfahrer fast ausnahmslos darüber klagen. Und noch im 17. Jahrhundert gelangten Walfischfänger leichter nach Spitzbergen und anderen Punkten im Polarmeer, als heute die Schiffe unserer Polarexpeditionen, die doch eigens für die dortigen Eisverhältnisse ausgerüstet sind. Das deutet alles darauf hin, daß im Mittelalter thatsächlich das Klima der hier in Rede stehenden Länder ein milderes war, als heute. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, worin das seinen Grund haben mag und eine Theorie einer dritten uns nahenden Eiszeit aufzubauen, was schon geschehen ist. Wir meinen nur, wenn die klimatischen Verhältnisse für diese Gegenden damals recht günstige waren, so ist der Reichthum Vinlands, unter welchem Lande wir mit Storm forthin Neuschottland verstehen, an Wein und Korn um so leichter verständlich. Unter dem Einflusse ungünstigeren Klimas ist die Nordgrenze des Weines und des Wasserreises natürlich etwas südwärts gerückt.

Die Urbevölkerung Vinlands führt in den isländischen Berichten immer den Namen Skrälinger. Mit demselben Namen bezeichnete man später in Grönland die Eskimos, und einige haben auch in Vinland an solche gedacht, und gemeint, diese seien früher über viel weitere Strecken Nordamerikas verbreitet gewesen, als jetzt. Aber einmal stammen die wenigen Eigennamen, die uns Isländer als vinländische überliefert haben, nicht aus der Eskimosprache — das läßt sich deutlich erkennen, obgleich die Stämme ja natürlich stark anders gefärbt auf uns gekommen sind —, und sodann paßt das wenige, was uns über die Lebensweise der Eingeborenen Vinlands überliefert worden ist, durchaus nicht auf die hauptsächlich vom Fischfang lebenden Eskimos, sondern viel eher auf einen indianischen Jägerstamm. Endlich läßt sich das nordische Skrälinger am besten durch Schwächlinge übersetzen. Es ist das mithin ein Spottname, der nicht an einem Volke besonders als Stammesname haftete, auch nicht einem Volke ausschließlich verliehen wurde, sondern eher den feindlichen Stämmen in der Gesammtheit angehängt wurde, wobei man natürlich gar nicht darauf sah, ob diese Feinde an Rasse und Abstammung gleich oder verschieden waren.

Es ist natürlich, daß die Normänner in Vinland, wo sie bereits eine, wenn auch nicht zahlreiche, so doch kampfgewohnte Bevölkerung vorfanden, ohne blutige Kämpfe nicht freikamen. Ob unter diesen Verhältnissen thatsächliche feste Niederlassungen gegründet wurden, oder ob man sich mit gelegentlichen Handels- und Raubzügen begnügte? Einzelne Runensteine, die man an der Küste der Vereinigten Staaten gefunden hat, sowie weitere Spuren von der Anwesenheit der Normänner, die man hie und da an der Ostküste Amerikas bis weit nach Süden hinab gefunden haben will, beweisen hierfür nichts, denn sie dokumentiren nur, daß die kühnen Seefahrer einmal dagewesen und gelandet sind, nicht aber, daß sie dort auch ständige Niederlassungen gehabt haben. Wenn ferner im 12. Jahrhundert ein grönländischer Bischof nach Vinland reist, so dürfte daraus hervorgehen, daß wenigstens zeitweilig Normänner längere Zeit in Vinland sich aufhielten, denn der Bischof wird wohl nicht als Forscher, Seefahrer oder Handeltreibender, sondern in Amtsgeschäften seine Vinlandsfahrt unternommen haben. Aber daß Vinland wirklich kolonisirt war, geht auch daraus noch nicht hervor. Auch die Nachricht von dem vinländischen Bisthum spricht noch nicht dafür, da wir nicht bestimmt wissen, ob das Bisthum nicht

lediglich ein Titular-Bisthum war. Gleichwohl leugnen wir durchaus nicht die Möglichkeit, daß Vinland wirklich kolonisirt gewesen sein kann. Wenigstens dauerten die Fahrten dahin mehrere Jahrhunderte fort, und noch im Jahre 1368 holen Grönländer aus dem benachbarten Marklande Holz. Wie dann die Kolonien Island und Grönland in Verfall geriethen, unterblieben auch diese Fahrten, und wenn wirklich in Vinland eine Kolonie bestand, so weiß heutigen Tages kein Mensch, was schließlich aus ihr geworden ist. Es dürfte aber falsch sein, wenn gewöhnlich behauptet wird, die von den Normännern nach Europa gebrachte Kunde von Amerika sei im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen. Man wußte in Norwegen und Dänemark wohl noch von diesen Fahrten, aber man machte sie nicht mehr. Vinland ist übrigens nie, wie Island und Grönland, als ein Nebenland der norwegischen Krone betrachtet worden — ein Umstand, der uns dafür zu sprechen scheint, daß eine wirkliche Kolonisation dieses Landes nicht stattgefunden hat.

Bedeutend besser, wenn auch nicht in wünschenswerthem Maße sind wir über die Kolonie Grönland unterrichtet. Wir wissen, daß sie bis etwa um die Mitte des 14. Jahrhunders rege Verbindungen mit Island und Norwegen unterhielt und sich in relativ blühendem Zustande befand. Der dann eintretende Verfall ist nicht einer plötzlich eingetretenen Aenderung des Klimas zuzuschreiben, denn wenn es auch nach unserer Meinung in Verlaufe der letzten neun Jahrhunderte in Grönland kälter geworden ist, so ist das nicht plötzlich, sondern nach und nach geschehen, und keineswegs war schon im Jahre 1350 das grönländische Klima ein derartig ungünstiges, daß das Fortbestehen der Kolonie dadurch in Frage gestellt werden konnte. Auch vertreten manche die Meinung, der damals die Lande durchziehende schwarze Tod habe die Kolonie vernichtet. Nun ist es ja leicht möglich, daß die Krankheit thatsächlich da oben gewüthet und die Bevölkerung ebenso stark gelichtet hat, wie anderswo. Thatsache ist aber, daß seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Eskimos, vielleicht von anderen aus ihren ursprünglichen Sitzen vertrieben, von Westen kommend nach Grönland vorzudringen begannen. Namentlich machte eine starke Flotte dieser Skrälinger, von der man nicht weiß, woher sie kam, den europäischen Grönländern im Jahre 1418 und in den folgenden Jahren viel zu schaffen. Die Eskimos lagen mit den Normännern in steter Fehde, und seitdem es ihnen gelungen war, auf Grönland festen Fuß zu fassen, wird man einen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen haben führen müssen, in welchem schließlich die Europäer unterlegen sind, da ihnen weder von Island noch von Norwegen aus geholfen wurde. Eine Urkunde des Papstes Nikolaus V. besagt übrigens, daß im Jahre 1448 die Kämpfe mit den Skrälingern noch andauerten, und daß man in Europa, wenn auch bei weitem nicht allgemein, darum wußte. Freilich hatte man in Dänemark und Norwegen nicht jedes Interesse an der Kolonie verloren. Man weiß aus dem 16. und 17. Jahrhundert wenigstens von sechs Expeditionen, die ausgesandt wurden, um sie zu suchen, aber keine hatte Glück. Erst seitdem 1721 Hans Egede ausgezogen war, um unter den Eskimos Mission zu treiben, begann wieder ein regerer Verkehr zwischen Grönland und Europa sich anzubahnen. Seitdem hat es nicht an Versuchen gefehlt, die alten Kolonien wieder aufzufinden, ebenso wenig wie an Leuten, welche fest glaubten, es seien heute noch Kolonisten vorhanden, nur hätten sie sich vor der Uebermacht der Eskimos zurückgezogen. Man hat nun mannigfache Reste und Spuren normännischer Ansiedlungen gefunden, aber keine Spur der Kolonisten, und Fritjof Nansens Durchquerung Grönlands hat es klar bewiesen, daß ihre Nachkommen auch im Inneren dieses Landes nicht vorhanden sind. So muß man denn annehmen, daß sie im Kampfe mit den ihnen an Zahl weit überlegenen Eskimos untergegangen sind. Schwache Reste mögen sich immerhin mit den Feinden vermischt haben, wenngleich auch von solcher Völker- und Sprachmischung keine Spuren nachweisbar sind.

Um nun noch kurz von Island zu reden, so muß hervorgehoben werden, daß die blühende Kultur dieser Insel ebenfalls seit der Mitte des 14. Jahrhunderts stark in Verfall gerieth. Doch blieb sie in stetigem Verkehr mit Europa und namentlich mit ihrem Mutterlande — dem Doppelreiche Dänemark-Norwegen — und wurde auch immer von da aus regiert Verhängnißvoll für den Kulturzustand und die Bevölkerungsziffer der Insel wurden die Raubzüge der algerischen Seeräuber im 17. und die ungünstigen Ernteverhältnisse im 18. sowie theilweise auch im 19. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert hatte Island nicht weniger als 43 mal Mißwachs und 18 mal Hungersnoth zu leiden. Erst in unseren Tagen scheint sich der Wohlstand der Insel wieder etwas zu heben.

Wir sagten in der Einleitung, es sei fraglich, ob man zu Kolumbus Zeiten auf Island noch etwas Bestimmtes von Vinland und somit von Amerika gewußt habe. Man wolle das nicht falsch verstehen: man wußte wohl noch von den Fahrten der Väter, aber sie wurden nicht mehr gemacht und waren schon der Sage anheimgefallen, und ein zufällig hergesegelter Fremder bekam von diesen Sagen wohl nichts zu hören. Sonst hatte man in Skandinavien, Grönland und Vinland nicht vergessen, wenn man auch nicht ahnte, daß der von Kolumbus entdeckte Erdtheil schon von ihren Ahnen war betreten worden, und daß das von Cabot entdeckte Neufundland in der Nähe Vinlands lag. So raubt die Entdeckung Amerikas durch die Normänner dem Kolumbus und seinen Nachfolgern nichts von ihrem Ruhme, Entdecker Amerikas zu sein.

Von Oran nach Tlemcen und Nemours.

Von Dr. G. Diercks.

(Mit drei Abbildungen.)

III.

Verläßt man Oran durch das Thor von Tlemcen, um sich nach diesem Orte — der herrlichen Gartenstadt des westlichen Algier — zu begeben, so tritt man aus dem Bereich des Berglandes, das sich nach Osten und Westen hin ausdehnt, in eine Ebene, und das Auge wird erfreut durch die fruchtbaren und wohlbestellten Felder, die sich nach allen Richtungen hin erstrecken. Die Wegränder sind von Oleander, von Aloe, um dessen steife Blätter sich Heckenrosen schlingen, von Berberfeigen und anderem Gebüsch eingefaßt, aus dem sich vereinzelt Platanen, Johannisbrotbäume und andere Bäume erheben. Zahlreiche Ortschaften schließen sich hier in kaum

Tlemcen und seine Umgebung.

unterbrochener Reihe an die Stadt an, und geben durch ihr freundliches Aeußere Kunde von dem Wohlstande, den die fleißige Bodenkultur den Pflegern derselben gewährt. An den Ausläufern des Dschebel Murdschadscho und des angrenzenden Dschebel Ghamera entlang wenden wir uns nach Südwesten, wo wir in der Ferne die kleine Stadt Misserghin und dahinter den großen Salzsee — die Sebkhra — erblicken, hinter dem sich das Tessala-Gebirge erhebt.

Die 3000 Einwohner von Misserghin treiben fast ausschließlich Gemüsebau und versehen mit ihren Erzeugnissen nicht nur die Stadt Oran, sondern versenden noch viel über diesen Hafen nach Spanien sowie nach anderen europäischen Ländern. Auch die Mühlenindustrie wird dort eifrig betrieben, und eine riesige Baumschule ist im Stande, jährlich an 40000 Bäume verschiedenster Art zur Anpflanzung zu liefern. In dem nahen Teusalmet giebt es eine Musterschäferei, die ebenfalls außerordentliche Resultate erzielt, und wenn man endlich erfährt, daß Misserghin auch viel Zwischenhandel mit Getreide treibt — das aus einer der reichsten Kornkammern des alten Rom und des Reiches Tlemcen, nämlich den westlichsten Theilen des fruchtbaren Tell dorthin gelangt —, so kann man sich denken, daß die Bewohner dieser fruchtbaren Gegend sich großer Wohlhabenheit erfreuen.

Schule in Tlemcen.

Auch der 53 km lange und 8 bis 12 km breite Salzsee liefert den Anwohnern bedeutenden Ertrag durch das Salz, welches er an seinen Ufern in großer Masse absetzt. Diese Sebkhra ist einer der 26 großen Salzseen, welche sich auf algerischem Boden befinden und bedeutende Strecken desselben dem Ackerbau entziehen. Die Sebkhra von Misserghin gehört indessen nicht zu denen, welche sich zeitweise in einen unergründlichen Salzsumpf verwandeln; obgleich sehr seicht und im allgemeinen nur wenige Meter tief, trocknet er doch nie aus. Seit lange sind Pläne zu seiner Entwässerung gemacht worden, die durch Ableitung in den Salz-

Eine Fuhrt der Tafna.

fluß, den Rio Salado oder Ued el Melah nicht schwierig sein würde, bis jetzt hat man jedoch immer die Mühen und Kosten dieser Arbeit gescheut, obgleich die letzteren, selbst wenn auf $4^1/_2$ Millionen veranschlagt, immer noch um 2 Millionen unter dem durch den Salzverkauf zu erzielenden Gewinne zurückbleiben würden.

Der Weg führt längere Zeit an dem Ufer des Salzsees hin, und nachdem wir mehrere kleine Ortschaften passirt haben, gelangen wir zu dem Salzfluß, dessen Wasser in der That salzig ist, der in den Bergen der Ulad Zeir entspringt und zwischen dem Kap Figalo und der Insel Raschgun in das Mittelmeer mündet. Jenseits dieses Flusses, über den eine eiserne Brücke führt, gelangen wir in ein von dichtem Gestrüpp bestandenes Gebiet, das den Namen „Wald von Shabet el Lham“ führt und die Jagdliebhaber durch seinen Thierreichthum anzieht. Wenige Kilometer dahinter liegt Ain Temuschent, ein von den benachbarten Berber- und Araberstämmen viel besuchter Marktflecken, auf den die Eingeborenen ihre Erzeugnisse bringen. Allmählich wieder bergan steigend, treten wir in das „Massiv von Tlemcen“ — in jenes Bergland ein, in dessen Herzen die einstige Erbin der großartigen Kultur der spanischen Araber und Mauren, die alte Königstadt Tlemcen, liegt.

Obgleich in einer Höhe von 816 Meter über dem Meere und am Fuße des Pik von Lella Setti gelegen, der die Südwinde von der Stadt und ihrer Vega abhält, ist die Vegetation doch das ganze Jahr hindurch frisch und üppig und berechtigt vollauf die Bezeichnung Tlemcens als einer Gartenstadt. Die Stadt hat durchaus orientalischen Charakter, und die mohammedanische Bevölkerung übertrifft an Zahl etwa dreimal die christliche. Nach der Zählung von 1886 hat sie eine Gesammtbevölkerung von 28 204 Einwohnern. Von ihren Minarets, von den Dächern ihrer Häuser und von den Höhen der sie umgebenden Hügel und Berge bietet sie dem Reisenden eine Fülle der schönsten landschaftlichen Bilder und namentlich dem Nordländer hohe Reize, selbst wenn er für die großen geschichtlichen Erinnerungen, für die zahllosen Ueberreste früherer glänzender Kulturperioden kein Interesse hat. Und in diesen beiden letzteren Hinsichten giebt es wenige Städte in Algerien, die nur annähernd so viel bieten als Tlemcen, das Jahrhunderte lang der Sitz mächtiger Dynastien und oft der Schauplatz furchtbarer Kämpfe war. Ihre vielen großen Moscheen lassen erkennen, wie groß einst die Bevölkerung war, welche Tlemcen bewohnte, das Königsschloß, der Meschuar und andere stattliche Gebäude zeugen von dem einstigen Glanz der Stadt und der Hofhaltung. Nächst Granada und Sevilla bietet Tlemcen die zahlreichsten baulichen Ueberreste aus der Zeit der größten Blüthe der arabisch-maurischen Kultur. Ein Kranz von hübschen, historisch und kulturgeschichtlich ebenfalls sehr interessanten kleinen Ortschaften umgiebt die Stadt, und namentlich ist das durch seine berühmte große Moschee bekannte Sidi Bu-Medine auch landschaftlich höchst anziehend.

Die vielen Fonduks (arabische Gasthäuser) der Stadt, und die Zeltlager, welche man in der Nachbarstadt Tlemcens sieht, beweisen, daß dieses auch jetzt noch große Anziehungskraft auf die arabische und berberische Bevölkerung der algerisch-marokkanischen Grenzgebiete ausübt und gewissermaßen das Verkehrscentrum derselben bildet. In den Kriegen gegen die Franzosen spielte es bekanntlich eine große Rolle, und es war längere Zeit der Sitz Abd el Kaders — des aus dem nahen Maskara gebürtigen Heerführers der Eingeborenen gegen die fremden Eroberer ihres Landes.

Das Klima Tlemcens ist außerordentlich mild und gleichmäßig. Der Boden seiner Nachbarschaft ist bei der Fülle von Wasser, das aus zahlreichen Quellen des angrenzenden Berglandes herabströmt, ungemein fruchtbar, und überhaupt darf das ganze Bergland mit seinen Ausläufern als einer der reichsten Theile Algeriens bezeichnet werden, wie es denn auch gewissermaßen den Mittelpunkt der einstigen Kornkammer Roms bildete.

Um uns von Tlemcen nach Nemours zu begeben, müssen wir aber das Bergland verlassen und uns in das Gebiet des westlichsten, mit seinen Quellen im Marokkanischen liegenden Flusses Tafna begeben, der von den ihn auf beiden Seiten einschließenden und seinen Lauf bestimmenden Bergketten zahlreiche Nebenflüsse und Bäche erhält, von welchen viele allerdings im Sommer keinen Tropfen Wasser enthalten, während sie in der Regenzeit des Winters oft genug die von ihnen ausgegrabenen Betten und Rinnen überschreiten und die benachbarten Ländereien unter Wasser setzen.

Alle Ortschaften auf unserem Wege, den wir einschlagen, sind die Schauplätze erbitterter Kämpfe zwischen den Franzosen und den Eingeborenen gewesen, und überall lebt die Erinnerung daran auch noch in der Einwohnerschaft derselben fort. Es ist bemerkt worden, daß denjenigen, welche sich in diesem Kriege ausgezeichnet haben, von ihren Stammesgenossen nicht nur Denkmäler gesetzt worden sind, sondern daß ihnen auch im Geheimen eine Art Kultus dargebracht wird, der den Haß gegen die Christen beständig nährt.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

IV.

(Mit zwei Abbildungen.)

Unser Konsul in Hiogo hatte mich mit dem besten Troste entlassen, indem er mir beim Abschiede sagte: „Noch ehe Sie nach Schanghai gelangen, wird der Friede zwischen Frankreich und China gesichert sein.“ Daß diese Voraussicht sich bewahrheiten möchte, hatte für mich ein großes Interesse; ich muß gestehen, weniger wegen der politischen Bedeutung des Ereignisses, als aus persönlichen Gründen; denn ich hegte den sehnlichsten Wunsch, einen wenn auch nur ganz flüchtigen Blick in das Innere des Himmlischen Reiches thun zu dürfen, was nur angänglich erschien, wenn das Zustandekommen des Friedens keinem Zweifel mehr unterliegen konnte. Abgesehen von der Gefahr, der sich ein Europäer beim Ueberschreiten der Vertragsgrenzen während eines Krieges aussetzte, wo die Chinesen es vielleicht mit dem Unterschiede zwischen Franzosen und Deutschen nicht so genau genommen haben würden —

konnten ja bei Fortdauer der Feindseligkeiten die Franzosen jeden Augenblick zur Blockirung der Peiho-Mündung schreiten, wodurch ein im Innern des Landes befindlicher Fremder verurtheilt gewesen wäre, wie eine Geisel in Peking oder Tientsin auszuharren, oder den weiten Weg bis Schanghai zu Lande, oder mittelst Dschunke auf dem Kaiserkanale zurückzulegen. So dringend nun mein Wunsch auch war, etwas vom Innern dieses wunderbaren Landes zu sehen, und so bestimmt ich mir andererseits sagen mußte, daß mir jede Hoffnung abgeschnitten sei, diese Gegenden zum zweiten male in meinem Leben zu besuchen, so würde ich dennoch lieber auf die Reise nach Peking und nach der dicken Mauer verzichtet, als mich derartig unangenehmen Möglichkeiten ausgesetzt haben.

Die letzten Tage auf japanischem Boden — d. h. an Bord des Dampfers „Genkai-Maru" der Mitsu-Bischi-Gesellschaft in Tokio — fanden mich daher „hangend und bangend in schwebender Pein", ohne daß meine Ungeduld zu etwas anderem hätte dienen können, als mir die Freude an der Gegenwart zu trüben. Doch endlich machte sich die Nähe des Großen Flusses durch die Mißfarbe des Wassers bemerkbar; kleine Gelbartschen kamen zahlreich an Bord, und gleich darauf begegneten wir zwei stattlichen französischen Kriegsschiffen — einer schönen Panzerfregatte und einer Kreuzerkorvette — die ganz nahe an uns herankamen und uns anhielten, dann aber nach kurzer Flaggenunterhaltung unuburchsucht weiter ziehen ließen.

Wenig später erkannten wir zuerst rechts, dann aber auch links, die verschwommenen Umrisse der auf beiden Seiten ganz flachen Küste — im Norden die Insel Tsung und südlich das Festland, mit bebauten Feldern fast ohne allen Baumschlag. Meist hindert die große Breite des Flusses [1], selbst mit dem Glase irgend Einzelheiten vom Lande zu unterscheiden, aber auch bei größerer Annäherung an die Küste bietet diese wenig Bemerkenswerthes oder dem Auge Gefälliges.

Gegen 11 Uhr vormittags fuhren wir in den Wusung ein, an dessen Mündung in den Jangtsefluß eines jener alten, baufälligen Forts liegt, das man eben unter Leitung europäischer Ingenieuroffiziere durch mächtige Erdwerke und Panzerthürme, die mit schwersten Krupp'schen Kanonen bewahrt werden, ersetzt. Trotzdem diese neuen Werke zur Zeit noch nicht vollendet waren, mußte eine gewaltsame Erzwingung des Flußeinganges sehr schwierig erscheinen; denn zunächst hielten vier schöne Panzerkanonenboote allermodernster Bauart Wache, dann war quer durch den Fluß eine doppelte Reihe starker Pfähle eingerammt, zwischen denen steinbeladene Dschunken versenkt waren, so daß nur eine ganz schmale Einfahrt frei blieb, und um diese im Nothfalle sperren zu können, lagen oberhalb des Durchlasses zwei alte, hölzerne Linienschiffe und 40 bis 50 Dschunken — sämmtlich steinbeladen — bereit, in die Lücke der Pfahlreihe versenkt zu werden.

Chinesischer Windgöpel.

Etwas länger als eine Stunde fährt man auf dem Wusung. 22 km (12 Seemeilen) oberhalb seiner Einmündung in den Jangtse liegt Schanghai längs dem Ufer des Huangpu, der sich hier dem Wusung vereint. Mein Reisegefährte durch das südliche Japan, ein Kaufmann aus Kalkutta, rief beim Anblicke des stolzen Quais aus: „Wahrlich, das sieht so schön aus, wie Kalkutta!" Ja, der Anblick ist herrlich und großartig; es ist staunenswerth, was der gute Geschmack und der kühne Unternehmungsgeist der Engländer hier in einigen vierzig Jahren geschaffen haben. Besonders prächtig zeigt sich die Häuserreihe, die im sogenannten englischen Stadttheile den Quai begleitet; es sind fast lauter palastartige Gebäude mit Wohnungen und Geschäftsräumen der Behörden und der großen Firmen. Hier befindet sich auch das Centralhotel, wo ich Quartier genommen hatte und dicht dabei, mit seiner Front rechtwinklig zu der erwähnten Häuserreihe am Quai, zwischen den hübschen Parkanlagen des englischen und amerikanischen Viertels, das neue deutsche Konsulatsgebäude, das eben damals seiner Vollendung entgegenging und dann — nach Uebereinstimmung Aller, die ich sprach — eine Zierde für den Platz, welchen es einnimmt, und eine Augenweide für jeden ankommenden Fremden sein wird — daneben aber jedem deutschen Herzen auch die Genugthuung gewährt, daß es unserem Residenten ein würdiges Heim bietet inmitten der stolzen Paläste in seiner Umgebung.

Schon durch die zum Abholen gekommenen Freunde und Bekannten hörte ich, daß die Friedens-Präliminarien

[1] Denn wenn der Jangtse auch seiner Länge nach erst die vierte oder fünfte Stelle in der Reihe der Weltströme einnimmt — nach neuesten Angaben mißt der Mississippi 6530 km, der Nil 6170 km, der Amazonenstrom 5710 km, der Jenissei und der Jangtse jeder 5200 km — so ist er in Bezug auf seine Wassermasse dem Mississippi und dem Amazonenstrome (in seiner Paramündung) völlig ebenbürtig, ja übertrifft an Breite den ersteren, der an der Südmündung bei Port Eads und von da aufwärts bis Neuorleans durchschnittlich etwa 1000 m breit ist.

zwischen Frankreich und China unterzeichnet waren; da dann auch der deutsche Ministerresident, Herr Dr. Lührsen, versicherte, daß meiner Reise ins Innere durchaus keine Schwierigkeiten im Wege stehen würden, nahm ich sofort meinen Platz für den ersten Dampfer, der nach Tientsin abgehen sollte. Die zwei Tage bis zu seiner Abfahrt waren den Sehenswürdigkeiten der Ansiedlung, hauptsächlich aber dem Besuche der Chinesenstadt gewidmet, die etwa 1 km weiter auswärts liegt, umgeben von einer mit krenelirter Brustwehr versehenen Mauer aus röthlich-schwarzen Ziegelsteinen, die 10 bis 12 m hoch und 5 bis 8 m dick, und stellenweise mit den wundersamsten Mörsern und Haubitzen armirt ist. Die viele stockwerkhohen Eingangsthore gleichen in ihrer Bauart, wenn sie auch vielleicht in etwas geringerem Maßstabe ausgeführt sind, ganz denen Pekings, die so wohl bekannt sind aus den schönen Hildebrandt'schen Aquarellen (S. Abbildung 2).

Am 24. April verließ ich an Bord der Tung-schun, eines 1000 Tonnen-Dampfers der „Chinesischen National-Rhederei-Gesellschaft", der aber augenblicklich unter amerikanischer Flagge fuhr[1]), den Hafen von Schanghai. Kapitän Tittels und die beiden Offiziere waren biedere englische Seeleute; das Haupt der Gesellschaft, ein ganz opiumkranker, fortwährend räuspernder Chinese, eine englische Dame — die Frau eines jener europäischen Zollbeamten, die unter Hart's Leitung die chinesische Zollverwaltung so vorzüglich handhaben — und ihre drei halberwachsenen Kinder, die sie nach Tschifu auf die Schule bringen wollte, bildeten unsere Reisegesellschaft. Die erste Kajüte auf allen diesen chinesischen Dampfern ist ein kleiner Raum im Vorderschiffe; die ganze Hinterseite und das Mittelschiff nehmen chinesische Passagiere zweiter Kajüte ein, die aber das Oberdeck nicht betreten dürfen. Sehr angenehm ist die Einrichtung, daß die Rückreisebillete zur Benutzung eines jeden beliebigen Dampfers der verschiedenen Gesellschaften berechtigen, die zwischen Schanghai und Tientsin verkehren. Die 735 Seemeilen (1361 km) werden durchschnittlich in vier Tagen zurückgelegt, der Fahrpreis für Hin- und Rückfahrt beträgt 60 Taëls, die sich beim damaligen Kurse zu 292 Mark d. W. berechneten.

Ländliches Wirthshaus am Pei-ho.

Wir waren nachts abgefahren; als ich frühmorgens auf Deck kam, schwammen wir schon im Jangtsefluſſe unter fortwährendem Tönen der Dampfpfeife, da dicker Nebel herrschte, der wohl auch die Ursache wurde, daß uns die Franzosen nicht bemerkten und anhielten. Wir gingen durch die nördliche Ausfahrt, hatten mittags die Hitai-Sandbank zur Rechten, fuhren dann mit nördlichem Kurse und außerhalb der Ta-scha (zu deutsch „große Sandbänke") parallel mit der fernen Küste (der wir uns erst am Abende des nächsten Tages wieder näherten), lagen frühmorgens am dritten Tage einige Stunden vor Tschifu, folgten später der malerischen Küste zu unserer Linken mit ihren auffallenden Gneiß- und Granit-Felsen und ihren wundersam gestalteten Klippen und Riffen und verloren nachmittags das Land wieder aus Sicht. Das Gelbe Meer, dessen Wasser sehr mißfarbig ist, durch die große Menge wasserreicher Ströme, welche sich in dasselbe ergießen, soll ja häufig gar schlimm sein und arg toben; mir erschien es auf Hin- und Rückreise wie ein stagnirender Binnensee, und ich mußte auf das Kielwasser blicken, wollte ich mich überzeugen, daß das Schiff wirklich vorwärts ging.

Früh am nächsten Morgen ankerten wir vor der großen Sandbank in der Peihomündung, gegenüber der bedeutenden Hafen- und Handelsstadt Taku, die wir nicht erreichen konnten, weil der niedrige Wasserstand uns hinderte, in den Fluß einzulaufen. Als um Mittag zur Fluthzeit noch immer keine Leichterschiffe herangekommen waren, um uns einen Theil unserer Ladung abzunehmen, machte der Kapitän den verwegenen Versuch einzulaufen, ohne gelöscht zu haben. Verwegen durfte der Unerfahrene solchen Versuch wohl nennen, weil unser Dampfer 12 Fuß tief ging und nur $11\frac{1}{2}$ Fuß über der Sandbank signalisirt wurden. Der Kapitän aber meinte: „Ich habe mich schon häufig durch neun Zoll Sand hindurchgepflügt." Was das heißen sollte, und daß es buchstäblich zu verstehen sei, wurde mir später

[1]) Des Krieges zwischen Frankreich und China halber; dieser Flaggenschacher blühte damals; wie Deutschland in jeder Weise seine Neutralität strengstens gewahrt hat, so hat es auch an diesem Handel nicht Theil genommen, der von Engländern und Amerikanern fleißig betrieben wurde.

auf der Peiho-Fahrt klar; dieses mal aber wollte es mit dem „Pflügen“ nicht einmal durch 6 Zoll hohen Sand glücken; als die Fluth ablief, saßen wir mitten auf der Sandbank fest, mußten nun 300 Tonnen löschen, kamen erst mit der Nachtfluth frei und waren erst früh um drei Uhr in Taku, so daß wir in den letzten 24 Stunden vier Meilen zurückgelegt hatten.

Während wir auf der Sandbank festsaßen, erhob sich obendrein ein Sandsturm, der sich mehr und mehr verstärkte und, die Luft verdunkelnd, dichte Massen Sandes aus der Mongolei auf unser Deck warf. Gleich mit Beginn des Sturmes kehrte eine ungemein zahlreiche Fischerflottille heim; von jeder Dschunke erklang das eintönige Gom-Gom zur Vertreibung der bösen Geister; und sämmtliche Schiffer schrien fortwährend in den gellendsten Tönen: Hö, ja! ja, hö! — auch der bösen Geister wegen, und um ihr schwerfälliges Fahrzeug zu größerer Eile anzutreiben. Der Vorbeizug dauerte viele Stunden, und nach einer annähernden Berechnung waren 5000 bis 6000 Dschunken der verschiedendsten Größe an unserm Dampfer vorbei dem Hafen zugeeilt. Die sinkende Sonne, welche durch den Sandregen schon nachmittags unsichtbar geworden war, gab der Scene eine eigenthümlich unheimliche Beleuchtung, und die verschwommenen Umrisse der vorbeihuschenden Dschunken, das wüste Geschrei ihrer Insassen, das Pfeifen und Heulen des Sturmes im Takelwerk gaben mir eine leichte Vorstellung, wie die Sage vom fliegenden Holländer hatte entstehen können bei den kühnen Batavern, die diese Gegenden zuerst besuchten. Das Geschrei der Leute ist sehr viel lauter, hat aber in seinem Tonfalle ungemeine Aehnlichkeit mit dem Geschrei der ziehenden wilden Gänse.

Die Gegend um Taku ist pflanzen- und baumlos. Sie hat keine Bäume mit Blättern oder Nadeln, wohl aber umgeben die oben erwähnten Dschunken die Stadt mit einem undurchdringlich scheinenden Walde von Mastbäumen. Fast alle diese Fahrzeuge dienen der Fischerei, die längs der ganzen chinesischen Küste lebhaft und mit unglaublichem Erfolge betrieben wird. Ohne das wichtige, reichliche Nahrungsmittel, das dieser Erwerbszweig liefert, wäre eine so dichte Bevölkerung der Küstenstriche, ohne erhebliche größere Zufuhr von Brodkorn, gar nicht denkbar.

Alles in der Stadt und diese selbst erscheint grau in grau — Schmutz in Schmutz, besonders bei so grauem Himmel, wie wir ihn eben hatten. Zunächst am Ufer die niedrigen Erdwälle der ganz modernen Forts; dahinter eine Unzahl von größeren und kleineren Kothhaufen, die Anspruch machen, als die Wohnhäuser der Stadt Taku angesehen zu werden, die aber aus der gleichen, grauen Mudde zusammengeklebt sind. Weiterhin nach dem Meere zu noch größere, pyramidale und oblonge Haufen mit etwas mehr weißlicher Oberfläche und theilweise mit Binsenmatten bedeckt; es sind riesige Berge eines sehr unreinen Seesalzes, das hier in allergrößtem Maßstabe, und wahrscheinlich auf die gleiche Weise gewonnen wird wie vor tausend Jahren — indem das Seewasser in langen, tief eingeschnittenen Kanälen vom Meere aus weit in das flache Land hineingeleitet und hier mittelst Schöpfwerken in lange, flache Mulden ausgeschöpft wird, welche in den schweren Lehmboden ausgehöhlt und festgestampft sind; in ihnen verdunstet das Wasser unter Einfluß von Wind und Sonne, und das mit viel Sand und Lehm vermengte Salz bleibt zurück. Jene Schöpfwerke werden durch die eigenartigsten Windgöpel betrieben, die man sich vorstellen kann. Ein horizontales Balkenkreuz, das um eine vertikale Achse drehbar ist, trägt auf seinen Armen große Segel, die gegen den Wind gespannt, das Kreuz in drehende Bewegung setzen, und so mittelst einer Zahnradübersetzung ein hinreichend sinnreich erdachtes Eimerschöpfwerk betreiben. Jedenfalls ist die ganze Einrichtung unendlich viel vollkommener als die Schöpfwerke, welche in Egypten, heute wie vor 3000 Jahren, zum Landbewässern dienen (S. Abbildung 1).

Dieser Salzgewinnung an seinen Ufern, oder vielmehr den etwas weißlich erscheinenden Salzhaufen, verdankt der Peiho wohl seinen Namen (er heißt zu deutsch weißer Fluß), denn sein Wasser ist genau so graugelb, wie das des „Blauen“ und „Gelben“ Flusses auch; er ist bei Taku über 200 m breit, verengt sich aber sehr oberhalb der Stadt, und hat so viele ganz kurze Biegungen, daß die volle Geschicklichkeit eines erfahrenen Steuermannes in Anspruch genommen werden muß, um einen 70 m langen und 3 bis $3^1/_2$ m tief gehenden Dampfer von Taku bis Tientsin zu leiten. Wirklich handhabte auf beiden Reisen, die ich machte, während der ganzen Flußfahrt der Kapitän eigenhändig das schnell wirkende Dampfsteuer. Trotzdem rannten wir oftmals am Grunde oder am Ufer fest; und derartige Unfälle sind so sehr die Regel, daß an den schlimmsten Biegungen am Ufer starke Pfähle eingerammt sind, an denen die Schiffer ihre Taue anlegen, um sich wieder frei zu arbeiten.

Bald oberhalb Taku zeigen beide Ufer gut und sorgfältig bebaute Felder, auch vielfach Obstbaumanlagen sowie Gruppen von Erlen und Weiden; wenn auch eintönig, bieten die grünen Felder und blühenden Bäume doch dem Auge einen angenehmen Gegensatz zu dem traurigen Einerlei der grauen Erdhütten in den zahlreichen Ortschaften und der plumpen Massen altmodischer, baufälliger Forts, die aus blauschwarzen Ziegelsteinen erbaut sind. Die geraden horizontalen Linien dieser lächerlichen Befestigungen werden zuweilen überragt durch die Gestalt eines Wachtpostens, der auf die Wälle geklettert ist und den vorbeifahrenden Dampfer mit neugierigen, mitleidigen oder bösen Blicken anstarrt. Da steht er! über dem viereckigen Loche, aus dem ein bemalter Baumstumpf oder ein hölzernes Rohr hervorlugt, das ein Leichtgläubiger für eine Kanone halten soll! Als einzig hervorragender Gegenstand über dem Horizonte des Walles, scharf abstehend gegen den hellen Abendhimmel, erscheint er wunderbar riesengroß; aller Perspektive hohnsprechend — wie die Zeichenkunst seines Vaterlandes selbst — ist er ein getreues Abbild jenes Popanzes, mit dem die bezopften Söhne des Reiches der Mitte glaubten, die Engländer fürchten machen zu können, als diese (1860) den Peiho aufwärts gingen, um in Peking selbst den Uebermuth der Chinesen zu brechen.

An der Wirthstafel in Tientsin (im Aster-Hause) waren von 14 Gästen 11 Deutsche — meist Offiziere, die in chinesischen Dienst übergetreten sind, und die jetzt aus dem benachbarten großen Lager zum Rennen nach Tientsin gekommen waren; dann auch der chinesische Kontreadmiral, der ehemalige deutsche Korvettenkapitän Sebelin, den eben ein sehr stattliches chinesisches Kanonenboot hierher gebracht hatte. Außer diesem letzteren lag noch ein Kriegsschiff im Hafen — das deutsche Kanonenboot „Iltis“, dessen Mannschaft sich am Ufer eine Kegelbahn angelegt hatte, die sie fleißig benutzte.

Paß und Mundvorrath waren schnell beschafft, auch zwei Reitpferde und ein zweirädriger Karren gemiethet, zum Transporte der Lebensmittel, des Bettzeuges und des Geldes[1]) und schon am anderen Morgen begann die Reise. Man reitet zunächst zwei Stunden lang durch die

[1]) Das Geld ist nicht die geringste Last auf einer Reise ins Innere Chinas, wo weder Papiergeld noch die in den Hafenstädten kursirenden mexikanischen Dollars genommen werden, sondern nur die gelochten, bronzenen Scheidemünzen (1000 = 1 Taël) die man auf Schnüre gezogen mit sich führt. Das Taël ist ein Gewicht, kein gemünztes Geldstück.

Straßen Tientsins; dann am Kaiserkanale[1]) entlang — diesem staunenswerthesten Werke, das chinesischer Fleiß geschaffen hat — und später, meist auf schwerem Boden, durch sehr sorgfältig und gut bebaute Felder, auf denen Gerste, Bohnen, Rapssaat und Mohn kultivirt werden; letzterer zur Opiumgewinnung[2]), denn es ist eine längst widerlegte, irrthümliche Meinung, daß die chinesische Regierung aus Menschlichkeitsrücksichten die Opium-Einfuhr verboten habe, dieses Verbot wollte nur die heimische Opium-Gewinnung schützen, die hohe Steuer zahlt.

In den Gärten finden sich überall die auch bei uns vorkommenden Obstsorten in sehr schönen Arten; ab und zu auf beschränkten, kleinen Angerstücken längs der Bachläufe auch Ahorn-, Erlen- und Weidengruppen. Maulbeer- und Theepflanzungen kommen in dieser Gegend des Reiches nicht vor.

Die Straßen und Wege sind weiter nichts als unbebaute, festgetretene Stücke Landes, jetzt gerade sehr geeignet zum Reiten, aber wie mögen sie bei Regenwetter sein. Von Verkoppelung und Wegeregulirung findet sich noch nirgends eine Andeutung, und der Weg führt — wie ja bis vor 30 Jahren in manchen Gegenden Deutschlands auch — in unerklärlichen Schlangenlinien durch die Felder; das Publikum sucht abzuschneiden, wo es immer kann, und der Bauer sucht sein Feld zu schützen, indem er Gräben durch die Richtwege zieht und Dornen aufsteckt — alles wie bei uns, und Hindernisse, mit denen der leichte Wanderer sich gar wohl abzufinden weiß, der Reiter zur Noth auch; der „schwer beladene Fuhrmann" aber mit seinem Karren muß allen Windungen des Weges folgen. Wir hatten die Ansiedlung in Tientsin früh gegen sechs Uhr verlassen und waren um zwei Uhr nachmittags in Hoschiwa, wo wir das erste Nachtquartier machten, hatten also 46 englische Meilen (74 km) in acht Stunden zurückgelegt, während mein Fuhrmann erst nach sechs Uhr abends eintraf. Aehnlich ging es auch an den folgenden Tagen.

Die Thee- und Einkehr-Häuser sind grundverschieden von denen Japans; dort ist alles leicht, niedlich, luftig, hier plump, eng, dumpfig. In den chinesischen Wirthshäusern bedient man sich der Stühle und Tische, die man in den japanesischen vermißt; dagegen fehlt dort auch der zollhohe Schmutz auf Fußboden und Matten, den man in China überall im Uebermaße findet. Mein Zimmerchen in Hoschiwa hatte eine gemauerte Pritsche, einen Tisch und zwei aus Brettern zusammengestückte Stühle als gesammtes Mobiliar; in einem unter der Pritsche ausgesperrten Hohlraume konnte man Feuer anmachen, dessen Rauch durch ein Loch in der Hinterwand aus dem Raume abziehen sollte; er kam aber auch durch das Loch in der Vorderwand in das Zimmer, je nachdem es ihm paßte, oder je nachdem der Wind wehte.

[1]) Der Kaiserkanal, welcher den Peiho mit dem Jangtse verbindet und den Hoangho kreuzend von Tungschun bei Peking bis in die Gegend von Shanghai führt, ist fast 1000 km lang, 22 bis 25 m breit und 6 bis 8 m tief; zur Vergleichung sei hier bemerkt, daß der Suezkanal nur 160 km lang ist, bei etwa gleicher Breite und $8^1/_2$ m Tiefe. Die zu überschreitende Erhebung ist wohl für beide Kanäle die gleiche.

[2]) Siehe: „Medhurdst, The foreigner in Far Cathay".

Ein Rückblick auf die französische Kolonialausstellung in Paris.

Von Dr. A. Oppel.

(Schluß.)

An die algerische Ausstellung schloß sich Tunesien unmittelbar an. Daß die Regierung des Beys von Tunis sich an der Exposition Universelle betheiligte, ist den Bemühungen des bei jener beglaubigten Residenten Massicault, daß die tunesische Abtheilung äußerlich ein so eigenartiges und anziehendes Gepräge erhielt, dem Geschick des Architekten H. Saladin zu verdanken. Die umfassenden Erfahrungen, welche letzterer auf seinen mehrfachen Reisen in Tunesien bezüglich des einheimischen Baustiles gesammelt, hatte er bei den verschiedenen Anlagen des ziemlich umfangreichen tunesischen Komplexes in wirksamer Weise zur Geltung gebracht. Die Vorder- und die beiden Seitenfassaden des mit einem Binnenhofe versehenen, viereckigen Hauptgebäudes zeigten Motive hervorragender Bauwerke der Stadt Tunis wie des Bardo, des Suk el Bey und Dar el Bey; die Rückseite dagegen war nach Vorbildern aus Kairwan in archaischem Stile gehalten. Das Motiv des Haupteinganges war der Olba Moschee entnommen, und echt tunesisch wirkte auch der das Ganze überragende gerippte Thurm. An die Rückseite des Hauptgebäudes schloß sich ein bepflanzter freier Raum, links begrenzt von einem gewölbten Bazar — Suk — mit bunten Säulen und mannigfachen Verkaufsläden, rechts flankirt von einem Pavillon, der treuen Nachahmung eines der malerischen Häuser des tunesischen Djerid. Außerdem befand sich hier u. a. auch ein tunesisches Restaurant mit den üblichen Tänzerinnen. Zwischen dem Hauptgebäude endlich und dem Palais de l'Algérie stand ein charakteristisches Holzhaus, welches die tunesische Forstausstellung barg, während in dem darunter befindlichen Keller die tunesischen Weine untergebracht waren.

Der oben erwähnte Binnenhof des Hauptgebäudes war zunächst von einer säulengetragenen dreiseitigen Veranda umgeben, an deren Wänden u. a. zahlreiche meteorologische Kärtchen und sonstige Angaben angebracht waren. Die Beobachtungen werden seit 1884 auf 10 Stationen: Aïn-Draham, Bizerta, Kef, Suk el Djemaa, Feriana, Kairwan, Sus, Sfax, Gabes und Gafsa, auf einer (Touzer) seit 1887 angestellt. Danach beträgt das geringste Jahresmittel (in Suk el Djemaa) 13,5° C., das höchste (in Touzer) aber 21,8°. Regenmessungen liegen nur von sieben Stationen vor; von diesen hatte Aïn-Draham die höchste Menge — 1725 mm, Gabes aber die geringste — 192 mm — aufzuweisen. Den drei Seiten der Veranda entsprachen drei Ausstellungssäle. Der eine derselben, rechts von der Eingangshalle gelegen, war mit den Erzeugnissen des Ackerbaues und der seit kurzem begonnenen Weinkultur gefüllt. Letztere umfaßt nach offiziellen Angaben 3330 ha. Nach derselben Quelle enthält Tunesien 2605738 ha Ackerland und Wiesen, 169160 ha sind mit Oelbäumen, 18900 ha mit Dattelpalmen, 34100 ha mit Feigen bepflanzt; 810746 ha sind bewaldet. Dazu kommen 5211476 ha Weideflächen, 1807650 ha Sanddünen und 1500000 ha Halfabestände, und 1100000 ha sind mit Seen, Sümpfen und Flüssen ausgefüllt. Der zweite Saal, links vom Eingange befindlich, zeigte die öffentlichen Arbeiten, die Darstellung des Hafendienstes und verschiedene

Proben einheimischer Industrie. Im dritten Saale endlich, der dem Eingange gegenüber, also hinter dem Binnenhofe lag, interessirten besonders die auf die wissenschaftliche Erforschung und auf das Unterrichtswesen bezüglichen Gegenstände. Die größte Aufmerksamkeit verdienten hierbei die zahlreichen archäologischen und ethnologischen Untersuchungen, ausgeführt von Saladin, Cagnat, Reinach, Boulenger, Hamy, De la Croix, Babelon, Rouaire u. A., deren Ergebnisse durch Modelle, Inschrift- und Architekturproben und eine große Menge Photographien veranschaulicht waren. Diese Gegenstände führten die Besucher in die Ruinen von Carthago, Utica, Hadrumetum, Dugga, Sbeïtla Haidra d'El Djem u. a.

Eine werthvolle Ergänzung des Hauptgebäudes bildeten der Bazar und das Haus der Forstausstellung. Der Bazar oder Suk bestand nämlich aus 26 Läden, in denen nicht nur die einzelnen Arten tunesischer Industrieartikel ausgestellt waren, sondern auch vor den Augen der Besucher von Eingeborenen hergestellt wurden. Man sah da die Teppichknüpfer, die Gold- und Silbersticker, die Tischler, die Drechsler u. a. ihre zum Theil recht zierlichen und ansprechenden Arbeiten in ihren eigenthümlichen Hantirungen verfertigen und hatte außerdem Gelegenheit, sich mit den betreffenden Volkstypen bekannt zu machen. Beiläufig mag bemerkt sein, daß sich die Bevölkerung Tunesiens, in der Höhe von 1 078 000 Seelen, nach zwei Gesichtspunkten eintheilen läßt. Nach der Art ihres Aufenthaltes unterscheidet man nämlich festangesiedelte in Städten und Dörfern (488 000 Köpfe) und Nomaden (590 000); nach Nationalitäten (Sprachen?) aber sind es 926 000 Araber, 100 000 Israeliten, 20 000 Italiener, 16 000 Franzosen und Algerer, 12 000 Malteser und 4000 Andere. Diese Nationalitätsangaben, offiziell französischen Ursprungs, werden aber bei Sachkundigen wohl manchen Zweifeln begegnen.

Mit besonderer Sorgfalt war die Forstausstellung hergestellt worden. Das bewiesen nicht nur die geschickt angeordneten Holzproben und die von den Eingeborenen gearbeiteten hölzernen Geräthe, sondern auch die zahlreichen Karten, auf denen die Ergebnisse der seit 1882 vorgenommenen forstwissenschaftlichen Untersuchungen dargestellt waren. Als Mitglieder der betreffenden Missionen waren die Herren Baraban, Lefèbre, Blanc und Péquin genannt. Das gesammte Waldgebiet Tunesiens, 810 746 ha, besteht aus 652 113 ha ausbeutungsfähigen Beständen und aus 158 633 ha abgeholzten oder mit Buschwerk bestandenen Flächen. Der größte Theil der Wälder liegt im Nordwesten der Regentschaft, im Süden begrenzt von einer Linie, welche die Orte Hammamet und Feriana berührt. Südlich dieser Linie giebt es nur zwei nennenswerthe Waldbezirke, nämlich der von Chebba, zwischen Mahdia und Sfaks, und der des Bled-Thalah, zwischen Gafsa und Mahres. Demnach ist der ganze Süden, welcher fast die Hälfte Tunesiens ausmacht, unbewaldet. Die schönsten Wälder besitzt die sogenannte Khrumirie; sie enthalten hauptsächlich Eichenarten (Korkeiche und Zeeneiche). Die Seekiefer bedeckt einige gebirgige Theile im Westen von Tabarka, die Kermeseiche vorzugsweise die Dünenstriche; der wilde Oelbaum kommt namentlich in der südwestlichen Khrumirie vor.

Für die asiatischen Besitzungen waren drei größere selbständige Gebäude errichtet worden: „le Palais de la Cochinchine“, „le Palais de l'Annam et du Tonkin“ und „la Pagode d'Angkor Wat“.

Die beste Leistung, von innen wie von außen betrachtet, bot offenbar das Gebäude für Cochinchina. Ausgeführt nach den Angaben des Architekten Foulhoux, entsprach es dem reinsten annamitischen Stile, wie er in den staatlichen Gebäuden und in den Pagoden zum Ausdruck kommt. Doch war der Palast für Cochinchina nicht die sklavische Nachahmung irgend eines bestimmten Vorbildes, sondern er stellte, in Form einer Pagode, gewissermaßen eine Auswahl der besten und anziehendsten Motive der weltlichen und religiösen Bauart der Kolonie, die allerdings chinesischen Ursprungs ist, dar. Der Eingang, durch vier feine, mannigfach geschnitzte Holzsäulen bezeichnet, führte in einen den römischen Atrien ähnlichen Binnenhof, der in der Mitte ein Wasserbecken enthielt und mit mancherlei Pflanzen und Zierrathen ausgeschmückt war. Die Holztheile an der den Binnenhof umschließenden Säulenhalle sind mit Darstellungen aus dem Leben der Eingeborenen, mit Szenen aus Legenden und mit wunderlichen Thiergestalten versehen. Dem Dachfirst entlang lief ein Fayence-Aufsatz, der, in Cholon bei Saigon angefertigt, durch den Reichthum seiner Einzelformen wie durch die Harmonie seiner Farben sich auszeichnete. Wie dieser Aufsatz, waren auch alle übrigen konstruktiven Theile im Lande selbst, von 300 anamitischen und chinesischen Arbeitern angefertigt, die Zusammenstellung aber wie die Dekoration an Ort und Stelle von einer Anzahl nach Paris übergesiedelter Werkleute und Künstler gemacht worden.

Das Innere der Pagode bot drei Abtheilungen. Die mittlere enthielt Gegenstände des Kultus, sehr schöne Möbel und Proben der dekorativen Kunst. Rechts und links von dem Mittelbau fanden sich andere Erzeugnisse des Gewerbfleißes und die Landesprodukte, von letzteren besonders Reis, Früchte, Tabak, Kaffee, Indigo, Honig u. a. Was die cochinchinesische Industrie zu bieten hat, ist zwar formen- und farbenreich, theilweise auch kostbar, aber doch nicht eigenartig, sondern sie lehnt sich mehr oder weniger an chinesische Vorbilder an.

Das Gebäude für Annam und Tonking war zwar viel bunter und primitiver, weniger fein als das von Cochinchina, aber doch auch naturgetreu. Dafür bürgt der Umstand, daß alle Arbeiten von eingeborenen Werkleuten in Paris angefertigt worden sind.

Der angewandte Stil war in der Hauptsache chinesisch, aber nicht wie in Cochinchina südchinesisch, sondern anderen Theilen des Himmlischen Reiches entstammend, da dessen Einflüsse auf dem Wege von Kuangsi oder Yünnan nach Annam und Tonking gelangt zu sein scheinen. Holz bildete aber auch hier den wesentlichen Bestandtheil des Materials, zu dem Backstein, Gyps, Stuck, Stampferde, Matten, Bambu, glasirte Ziegel und Scherbenthon hinzukamen. Der Architekt Vildieu hatte dem Pavillon die Gestalt einer der annamitischen Pagoden gegeben; die Haupttheile waren ein von Säulenhallen umgebener Binnenhof und zwei daran angeschlossene längliche Säle, die ihrerseits durch schmale Gallerien verbunden waren. Dem Charakter einer Pagode gemäß hatte man in dem Hofe unter einem reichen Baldachin eine riesige Budhastatue ausgestellt. In den Gallerien aber waren die Büsten hoher einheimischer Würdenträger angebracht.

Die Ausstellung selbst, in Landesprodukten und gewerblichen Arbeiten bestehend, ist dürftig ausgefallen. Die Schuld davon wird von französischen Beurtheilern der Kolonialregierung beigemessen, welche die Sache vom grünen Tische aus gemacht habe.

Die Pagode Angkor-Wat, in der die Ausstellung von Kambodscha untergebracht war, stellte die Nachahmung eines der Seitenthore des berühmten gleichnamigen Khmer-Tempels dar. Die Ruinen dieses riesigen Bauwerkes, welches auf siamesischem Gebiete liegt, wurden im 16. Jahrhundert von französischen Missionaren aufgefunden und seit 1861 sowohl von Franzosen, wie Doudart de Lagrée und Delaporte, als auch von Prof. A. Bastian untersucht und beschrieben. Das Bauwerk der Esplanade aber, kein treues Nachbild, sondern eine Art Kombination des Khmerstils, der ohne Zweifel indische Einflüsse verräth, war ein rechteckiges Gebäude,

in der Mitte von einem 40 m hohen thurmähnlichen Aufsatz überragt. Die übereinander gesetzten Stockwerke desselben trugen vorn eine entsprechende Zahl fächerartiger Schirme, welche das Bild einer Gottheit beschatteten. Die Reproduktion war nicht gerade gut ausgefallen, da man sowohl Zeit als Geld gespart hatte. Das Innere enthielt eine kleine Ausstellung von Waffen, Schmuckgegenständen, Musikinstrumenten, Möbeln, Kleidern, Palankinen, Hausmodellen, Bodenerzeugnissen u. a.; irgendwie hervorragende Sachen fanden sich nicht darunter, aber es ist zu bedenken, daß viele Gegenstände aus Kambodscha in dem Kolonialpalast untergebracht waren.

Hinter den beschriebenen Hauptgebäuden der Kolonialausstellung — bis zur Einfriedigung der Esplanade an der Rue de Constantine — fanden sich, wie oben angedeutet, eine Reihe von Veranstaltungen, welche zur lebendigen Ergänzung der eigentlichen Ausstellung dienten: es waren die naturgetreu nachgeahmten Niederlassungen verschiedener Vertreter auswärtiger Völker, hauptsächlich solcher, welche in den französischen Kolonien vorkommen. Vertreten waren Nordafrikaner, Westafrikaner, Neukaledonier, Indochinesen und Javaner.

Begannen wir unsere Musterung von der Seine herkommend, so sahen wir zuerst eine Gruppe von Nomadenzelten, die im Innern mit einheimischer Ausrüstung versehen, aber nur Frauen zugänglich waren. Weiterhin folgten einige Kabylenhäuser, einfache Gebäude, vorzugsweise aus Stein, deren Insassen durch ihre helle Hautfarbe auffielen. Daran schloß sich mittelbar die Senegalgruppe, an deren Eingange sich der „Thurm von Saldé“ erhob. Derselbe spielte in den Kriegen am Senegal eine bemerkenswerthe Rolle. Im Jahre 1859 im Dorfe Tebekont am Senegal errichtet, ist er eine der von General Faidherbe geschaffenen Anlagen, die den Zweck hatten, die Toucouleurs im Zaume zu halten. Neben dem Thurme befand sich eine kleine Negerfestung („Tata“) aus Kedugu und weiterhin mehrere Typen von Häusern der Eingeborenen, so eine große Wolof-Hütte aus St. Louis, eine Toucouleur-Hütte mit Erdmauern, eine kleine Moschee, ferner Hütten aus den Landschaften Toro, Bambara, Futa-Djalon und Cayor. Dazu kamen Zelte der Fulbe-Hirten und der Trarza-Mauren, eine Negerschmiede aus Futa-Djalon, ein Getreidespeicher und ein Getreidehüter aus Lugan. Die in diesen Gebäuden kampirenden Neger waren theilweise prachtvolle Gestalten von untadeligem Wuchse und echter dunkler Farbe.

Die nächste Gruppe zeigte Hausformen von den Besitzungen am Gabun und Kongo. Darauf folgte eine Reihe kegelförmiger Hütten, die mit Idolen und sonstigen Holzschnitzereien ausgestattet, mehrere gute Typen der Papuas von Neukaledonien bargen. Große Anziehungskraft übte das daran sich anschließende cochinchinesische Dorf, in dessen einzelnen Hütten eine beträchtliche Zahl Eingeborener ihre eigenartigen Gewerbe ausübten.

Den Beschluß des Ganzen bildete ein javanisches Dorf. Dieses, von einem Privatunternehmer aufgestellt, enthielt außer Haustypen und Arbeitern auch ein Theater, in dem bizarr gekleidete Tänzerinnen die bekannten mimischen Tänze unter Begleitung eines Gamelan (von Trommeln, Glocken u. a.) ausführten. Am Eingange des javanischen „Dorfes“ fanden sich andere malayische Musiker, ihren einfachen Bambuinstrumenten regellose, aber nicht unangenehm klingende Töne entlockend. Letztere wurden durch Schütteln der in den Gestellen lose sitzenden Bamburöhren von verschiedener Dicke und Länge hervorgebracht.

Das lebende Ausstellungsmaterial ward endlich durch die auf der Esplanade dienstthuende Kolonialtruppe und durch die tonkinesischen Wagenführer vervollständigt. Die erstere setzte sich namentlich aus Senegalesen und Indochinesen zusammen, gut gewachsenen, ansprechend und eigenartig uniformirten Leuten, die sich meist einer angemessenen militärischen Haltung befleißigten. Die Tonkinesen, welche in ihren zweirädrigen Handwagen die Besucher auf Wunsch und für Bezahlung durch die freien Räume führten, waren vorzugsweise kleine Gestalten, deren Gesichter zwar häßlich waren, aber einen ausgesprochenen gutmüthigen Zug an sich trugen.

So war die Kolonialabtheilung eine kleine Welt für sich, die mit ihrem mannigfaltigen und fremdartigen Inhalt, mit ihren eigenartigen Gebäuden und den sie belebenden Vertretern auswärtiger Völkerrassen viel Unterhaltung und Belehrung gewährte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach J. B. Lawes beziffert sich die Weizenernte des Königreichs Großbritannien und Irland für das Jahr 1889 auf $8^3/_4$ Millionen Quarters, so nach Abzug des Saatkorns für den Konsum der Nation rund $8^1/_{10}$ Mill. Quarters erzeugt worden sind. Da dieser Konsum thatsächlich nahezu 27 Mill. Quarters beträgt (5,65 Bushels pro Kopf), so bleiben also gegen 19 Mill. durch den Import (bezw. durch die vorhandenen älteren Vorräthe) zu decken. Theoretisch hätte das Land demnach nicht weniger als 265 Hungertage. Es erhellt hieraus zugleich, in welch hervorragendem Grade Britannien Industriestaat ist.

Asien.

— Die japanischen Inseln sind im letztvergangenen Sommer von Stürmen und Ueberschwemmungen heimgesucht worden, die selbst in diesem an verheerende Naturerscheinungen gewöhnten Lande für unerhört gelten. Zuerst traten in der letzten Hälfte des April auf Yezo und in den Provinzen Shimane, Niigata und Shiga alle Gewässer dermaßen aus ihren Ufern, daß ausgedehnte Strecken Reisland sowie zahlreiche Ortschaften dadurch zerstört worden. Dann vereinigte sich im Juni entlang der Westküste eine Sturmfluth vom Japanischen Meere her mit furchtbaren Regengüssen im Innern, um ganz besonders an den Flußmündungen großen Schaden anzurichten. Im Juli wurden ferner Kiusiu sowie die Provinz Hiroshima von Fluthen verwüstet. Am schlimmsten aber waren die Ueberschwemmungen und Stürme des August und September, von denen die ersteren namentlich den Südosten, die letzteren aber den Norden des Landes betrafen. Viele Tausend Häuser (ein offizieller Bericht redet von 50 000) sowie mehrere Tausend Brücken wurden zerstört, und eine große Zahl Menschenleben ging dabei zu Grunde. — Der Vulkanausbruch des Bandaisan kann dem gegenüber beinahe als ein Kinderspiel erscheinen.

Afrika.

— Nach einem Telegramme des Hauptmann Wißmann sind Stanley und Emin-Pascha am 10. November in

Mpuapua eingetroffen, und mit ihnen zugleich auch die Herren Jephson, Stairs, Dr. Parke, Nelson, Bonny, Casati, Schinze, Hofmann und Grault. In Bagamoyo wird die Ankunft der Expedition nicht vor Anfang Dezember erwartet.

— Zur weiteren Ausführung unserer in Nr. 19 (S. 304) enthaltenen Mittheilung über die vorher bei Hauptmann Wißmann eingetroffenen Nachrichten über Stanley und Emin-Pascha entnehmen wir dem letzten Berichte des deutschen Reichskommissars an den deutschen Reichskanzler die folgende Stelle: „Am 11. Oktober trafen in Mpuapua vier Soldaten von Stanley und einer von Emin-Pascha ein. Dieselben haben am 10. September c. Stanley in Usukuma am Isanga-Flusse, etwa 3 Grad 30 Minuten, verlassen, waren inklusive neun Ruhetagen über Nindo, westlich von Turu (Wilson und Fischer's Weg) über Uweriweri und das nördliche Ugogo (Hirindi) in 33 Tagen in Mpuapua angekommen. Sie sagten aus, daß Emin-Pascha mit Casati, 100 Sudanesensoldaten, viel Volk und viel Elfenbein, Stanley mit sechs Europäern, deren Namen ich aus dem Munde der Neger als Nelson, Jephson, Stairs, Dr. Parke, Bonny und William zu erkennen glaube, und 240 Zansibariten, gleich nach ihnen aufgebrochen seien, und daher, nach meiner Berechnung, ungefähr am 20. November in Mpuapua eintreffen werden. Emin-Pascha soll mit Stanley zusammen noch mehrfach gegen von Norden vordringende Mahdisten gefochten, sie zurückgeschlagen und dabei die große Fahne des Mahdi erobert haben. Der größte Theil der Soldaten Emin's habe darauf bestanden, daß ihr Weg in die Heimath und nicht nach Süden führe, und habe Emin die Stationen unter das Kommando zweier ägyptischer Offiziere gestellt. Von der Bewegung der Senussi wußten die Leute nichts, ebensowenig von Khartum und Abessinien." — Der wesentliche Inhalt dieser Nachricht hatte dann durch Briefe Stanley's, die unter dem Datum des 29. August d. J. an den Vorstand des Emin-Entsatz-Komitees, Sir William Mackinnon, gerichtet und Anfang November in Zansibar eingetroffen waren, volle Bestätigung gefunden. Nach diesen Briefen erreichte Stanley den Albert-Nyanza-See nach einer 140 tägigen Reise von Banalya aus am 18. Januar d. J. zum dritten male (Vergl. hierzu „Globus", Bd. 55, S. 266 f. und 284 f.), nachdem er vorher die Hiobsbotschaft von Emin's und Jephson's Gefangennahme durch die meuterischen Truppen der Aequatorialprovinz und von einem Einfalle der Mahdisten in dieser Provinz erhalten hatte. Am Albert-Nyanza fand er Briefe vor, die dringend seinen Beistand vor Ende Dezember heischten. Hierauf verweilte Stanley vom 14. Februar bis zum 8. Mai behufs Sammlung der Flüchtlinge am Albert-Nyanza, und erst dann brach er von dort nach dem Südende des Victoria-Nyanza — nach Uzinza — auf, um von da die Ostküste zu erreichen. In seiner Gesellschaft befanden sich außer Emin und Casati noch Stairs, Nelson, Jephson, Parke, Bonny, Osman Effendi, der griechische Händler Marco, der tunesische Apotheker Hassan, und 800 Mann. In welcher Weise Emin und Jephson der Gefangenschaft entronnen sind, ist nicht gesagt, wohl aber, daß die Mahdisten nach ihrem anfänglich segensreichen Vordringen am oberen Nil durch Emin's Getreue eine Niederlage erlitten. — Die seiner Zeit aus dem Lager Osman Dignas nach Suakin gelangten Nachrichten (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 95 und 112, sowie Bd. 55, S. 15 und 48), die an sich so widerspruchsvoll waren, erweisen sich durch die Angaben Stanley's wenigstens theilweise als begründet. — Hauptmann Wißmann ebenso wie das englische Emin-Entsatz-Komitee haben Veranstaltung getroffen, daß Stanley und Emin nebst ihren Gefährten wenigstens in Mpuapua jede mögliche Unterstützung bereit finden.

— Als ein weiteres Aktenstück in der die Welt bewegenden Emin-Pascha-Geschichte mag hier ferner noch ein in Berlin eingetroffener Brief Emin's an Professor G. Schweinfurth Platz finden: „Englische Missionsstation Ussambiro am Viktoria-See, am 28. August 1889. Soeben ist Mr. Stanley mit seinen Leuten sowie die wenigen Leute, die mit mir gekommen, hier eingetroffen, und ich beeile mich, Ihnen, der mir stets so viel Wohlwollen und Interesse bewiesen, zunächst diese zwei Zeilen als einfaches Lebenszeichen zuzusenden. Halten wir, wie ich hoffe, hier für einige Tage, so bin ich wohl im Stande, Ihnen ausführlicher zu schreiben, obgleich ich halb blind bin. Militärrevolutionen in meiner eigenen Provinz; Gefangenhaltung Mr. Jephson's und meiner in Dufilé; Ankunft der Mahdisten in Lado und Eroberung und Zerstörung Redjafs; Massacre der gegen sie gesandten Soldaten und Offiziere; unsere Abreise nach Wadelai und Flucht nach Tunguru; Angriff der Mahdisten auf Dufilé und ihre gründliche Niederlage; unsere schließliche Vereinigung mit Mr. Stanley und der geographisch und anderer Weise so hochinteressante Marsch vom Albert-See hierher. Davon hoffe ich Ihnen in einer müßigen Abendstunde erzählen zu können. Auch habe ich einiges Gute an Pflanzen für Sie ... Darf ich Sie bitten, die Herren Junker, Ratzel, Supan und Hassenstein, sowie Perthes freundlichst zu grüßen. Ich werde versuchen zu schreiben — aber meine Augen! Genehmigen Sie meine besten Grüße und glauben mich Ihren aufrichtig ergebenen Emin."

— Ueber die Bedeutung der Station Mpuapua, die Hauptmann Wißmann den Händen der aufständischen Araber wieder entrissen hat, und die den Hauptstützpunkt aller weiteren Operationen im Innern von Deutsch-Ostafrika bilden wird, spricht sich der erwähnte Bericht an den Reichskanzler wie folgt aus: „Mpuapua ist der bedeutendste Knotenpunkt für Karawanenstraßen in ganz Afrika; — zwei Straßen von Bagamoyo, eine von Saadani, von Dar es Salaam und vom Rufidji nach dem Innern zum Ukerewe, zum Tanganika und zum Lualaba treffen hier zusammen. Die südlich von Mpuapua wohnenden Stämme der Wahehe, die bis eine Tagereise weit südlich vorgedrungen sind, der Mahenge und Mafiti sind unpassirbar, ebenso wie die schon drei Stunden nördlich von Mpuapua wohnenden Massai, welche sich nur zu Europäern freundlich stellen, deren Land jedoch den größten Theil des Jahres hindurch wegen Wassermangels ebenfalls unpassirbar ist. Auch Stanley, der offenbar die Absicht hatte, nach Mombassa zu gehen, ist in diesen Weg gezwungen worden. Die in Mpuapua, in Kisokwe und in Mamboia, zwei Tagemärsche von Mpuapua entfernt, befindlichen englischen Missionare, die zwar mit den Eingeborenen auf gutem Fuße stehen, den Uebergriffen Buschiri's aber gegenüber wehrlos sind, bedürfen des Schutzes, bis sich das Schicksal Buschiri's entscheidet. Im Fall des Wegfallens eines solchen Schutzes müßten die Missionare aufgefordert werden, ihre Stationen einzuziehen. Was die Nachbarstämme betrifft, werden die Massai nie etwas Feindliches gegen die Station unternehmen, während die Wahehe, ein räuberisches Gesindel mit nur wenig Gewehren, bei denen sich vielleicht noch Buschiri aufhält, im Zaum zu halten sind."

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Sir William W. Hunter über Britisch-Indien.

Wenn irgend jemand das Recht hat, das riesige Reich, welches sich die Briten in Südasien unterworfen haben, von großen Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu charakterisiren, so ist es Sir William Wilson Hunter, der langjährige Direktor des indischen statistischen Amtes, der das Leben und Weben der indischen Bevölkerung mehr als jeder andere bis in alle Einzelnheiten hinein beobachtet und geprüft hat. In seiner letzten Jahresansprache an die Schottische Geographische Gesellschaft hat derselbe nun ein kulturgeographisches Gesammtbild von Indien entworfen, und wir glauben es nicht versäumen zu sollen, dasselbe an dieser Stelle so getreu als möglich wiederzugeben [1]).

In Indien sind Himmel und Erde schrecklichere Dinge, als wir sie in der gemäßigten Zone zu betrachten gewohnt sind, beginnt W. W. Hunter seinen Vortrag. Berge, Ströme, Wüsten, Winde, Regen und Thau üben daselbst auf die Geschicke der Menschen einen unwiderstehlichen Zwang aus. Die Gestaltung des gewaltigen Landdreiecks, das dem nichtrussischen Europa an Fläche nahezu gleichkommt, und das von Mittel-Asien her in die tropische See hinausspringt, erscheint dazu angelegt, dasselbe zu einem abgesonderten Riesenfelde zu machen, auf dem die Kräfte des Festen, des Luftförmigen und des Flüssigen ihren Kampf mit einander in einem titanenhaften Maßstabe führen. Es ist als habe es der Schöpfer beiseite setzen wollen, als eine Gegend, in welcher sie vollkommen ungestört walten und seinen Willen thun können. Wir schauen daselbst mit unseren Augen, wie die Ströme die Felsen zerreißen und alljährlich viele Tausend Millionen Tonnen aus den Gebirgen thalwärts führen, um trockenes Land aus dem Meere aufsteigen zu lassen. Wir sind Zeugen von dem Weiterfortgehen des Schöpfungswunders.

Dabei herrscht eine erhabene Ordnung bei allen Dingen. Land und Meer wirken auf einander mit einer Regelmäßigkeit, die man anderweit nicht kennt, und es entsteht dadurch eine ebensolche Regelmäßigkeit im Wechsel der meteorologischen Erscheinungen. Die Sonnenbestrahlung und die Verdunstung der umgebenden Wasserfläche bewirken im Laufe jedes Jahres dieselbe Reihenfolge des Auftretens von Wärme, Wind und Regen.

Die übermächtigen Naturkräfte haben in Indien zu jeder Zeit die Ideen und das Loos des Menschen stark beeinflußt. Es richtete sich danach seine Idee von Gott und seine Mythologie, es gestaltete sich danach seine Geschichte, und es regelte sich danach der strenge Brauch seiner sozialen Institutionen und seines täglichen Lebens. Für sich allein ist der Mensch in Indien zu schwach, um gegen die Natur anzukämpfen, Isolirung bringt die ernstesten Gefahren für ihn, und zugleich sind die allgemeinen Lebensbedingungen in dem Lande so günstig, daß sie zu einer starken Vermehrung seiner Zahl führten. Hieraus erklärt sich der ausgeprägte Heerdensinn des Inders. Die uralten menschlichen Gruppen haben bei ihm allen centrifugalen und isolirenden Tendenzen gegenüber einen festen Widerstand geleistet. Die ungetheilte Familie hat ihren ursprünglichen Zusammenhang inmitten eines verwickelten Systems individueller Rechte aufrecht erhalten. Die Kaste verbindet die Familiengruppen mit einander, und ebenso auch die verschiedenen Betriebs- und Handwerkszweige zu den halb religiösen und halb geschäftlichen Körperschaften der Gilden. Dieselben sind alten ethnologischen Ursprungs, beruhen aber zugleich auf einer praktischen Basis wechsel-

[1]) Vergl. „The Scottish Geographical Magazine", Vol. IV, p. 625 ff.

seitiger Verpflichtung und Unterstützung. Die sozialen Einrichtungen Indiens, die bis auf den heutigen Tag eine außerordentliche Lebenskraft bekunden, üben bei der dichten, aller Noth der Tropen ausgesetzten Bevölkerung in der denkbar wirksamsten Weise die Funktionen wechselseitiger Versicherungsgesellschaften und moderner Armengesetze.

Am klarsten liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung bei der Ackerbauerbevölkerung, deren Wohl und Wehe am sichtbarsten von der Natur anhängig ist. Bis auf die neueste Zeit herab bildete die Dorfgemeinschaft den festen Punkt der ländlichen Organisation Indiens, und dieselbe überdauerte alle Ueberfluthungen des Landes durch fremde Eroberer. Und diese Dorfgemeinschaft schloß die verschiedensten Arten und Grade wechselseitiger Versicherung in sich ein: die gemeinsame Verantwortung bei der Instandhaltung des Schutzdammes gegen den Fluß oder bei der Bewahrung des Bewässerungsteiches, die Verbindlichkeit für die Einkünfte oder die Vertheilung der Ernte 2c. Erst seit der Landbebauer sich durch die systematischen Vorkehrungen der britischen Verwaltung besser gegen die Wechselfälle der Jahreszeiten gesichert sieht, hat er gelernt, sich mehr auf sich selbst zu verlassen. Er weiß, daß er seine Felder nunmehr durch die von der Regierung hergestellten Bewässerungsanlagen gegen die Dürre sichern kann, und daß er vermittelst der von der Regierung gebauten Eisenbahnen Getreide aus anderen Gegenden beziehen kann, sobald es ihm am Orte etwa daran fehlen sollte, und er wird dadurch ganz unbewußt weniger ängstlich bezüglich seines individuellen Risikos. Er findet es nicht länger nöthig, dasselbe auf die ganze Dorfgruppe zu übertragen. Eins der wirksamsten Lösungsmittel gegenüber den korporativen Dorfrechten ist also das Kanalwasser gewesen. Trotzdem sind aber noch heute die charakteristischen ländlichen Institutionen Indiens diejenigen, welche auf eine wechselseitige Versicherung gegen Noth und Unfälle gerichtet sind.

Auch die politische Geschichte Indiens ist von den physikalisch-geographischen Verhältnissen in einem hohen Grade beherrscht worden. Der ganze Bau des Landes gab durch Jahrtausende hindurch den fremden Invasionen immer dieselbe Richtung, und er setzte auch zugleich jedem Reiche, das da entstand und einem anderen folgte, sein festes Ziel. Das dynastische Problem Indiens ist in den Jahrhunderten vor der britischen Herrschaft gewesen: wie kann der Norden und Süden des Landes zu einer Einheit zusammengeschmiedet werden, trotz der geographischen Hindernisse? Die Großmogule setzten all ihr Bemühen daran, es zu lösen, aber sie scheiterten dabei. Die Geschichte früherer Dynastien hatte sie ja gelehrt, daß Nordindien für sich allein niemals den neuen Invasionen von Centralasien her zu widerstehen vermochte. Erst die Engländer haben aber aus den Trümmern ihres Reiches ein einheitliches Indien aufgebaut — und zwar erst in den letzten Jahrzehnten, in denen ihnen die Eisenbahnen, die Dampfschiffe und die Telegraphen bei ihrem Werke zu Hilfe kamen. Der Traum der Großmogule ist unter der englischen Herrschaft zur Wirklichkeit geworden.

Für die Menschenrassen von außerhalb war Indien seinem ganzen Baue nach durch drei verschiedene Pforten zu erreichen. Die erste derselben liegt im Osten von Nieder-Bengalen, wo niedere Bergketten einen leichten Zugang gestatten; und es deuten alle Anzeichen darauf hin, daß in den vorhistorischen Zeiten thatsächlich mehrere auf einander folgende Einwanderungen von dorther stattgefunden haben. So starke Veränderungen die Sprache der betreffenden Stämme auf dem indischen Boden auch erlitten hat, so ist eine Verwandtschaft derselben zu den Stämmen Ostasiens in dieser Beziehung doch noch immer nachzuweisen.

Die Völkerfluth, welche sich vom Südosten her über Indien ergoß, begegnete aber daselbst seit den frühesten Zeiten einer anderen Völkerfluth von Nordwesten her, wo die Pässe am Ende der schwer übersteiglichen Gebirgsmauer des Himalaya eine andere Hauptpforte des Landes bilden. Der Himalaya selbst gestattete höchstens eine ganz geringfügige Einwanderung von Centralasien her: die großen Menschenströme hatten ihn in ähnlicher Weise zu umfließen, wie es die großen Wasserströme thun. Im Gegensatze zu der nicht-arischen Einwanderung aus Südost-Asien brach durch die Pässe im Westen des Himalaya namentlich die arische Einwanderung in das Gangesthal hinein, die Frühergekommenen unterwerfend und zu Sklaven machend, oder sie in die Berggegenden verdrängend, die das Gangesthal umgeben — insbesondere auf das Tafelland im Süden davon. Nichtsdestoweniger dauerte die Einströmung nicht-arischer Rassen aus dem Südosten in Nieder-Bengalen bis in unser Jahrhundert fort, und noch die Mohammedaner hatten eine Zeit lang ihre militärische Hauptstadt in das Ganges-Delta — nach Dacca — zu verlegen, um der Bewegung einen Damm entgegenzusetzen. Aeltere indische Karten zeigen im Osten von Bengalen weite unbevölkerte Distrikte mit der Inschrift „Depopulated by the Maghs“, und thatsächlich endigten die Invasionen aus dem Südosten erst mit der Annexion Assams und Arakans durch die Engländer.

Der dritte große Zugang Indiens war derjenige von der Seeseite, und für die ältere Schiffahrt war derselbe seiner Natur nach wenigstens zu Kriegszwecken nicht brauchbar. Handelsschiffe erreichten die indischen Gestade vom Rothen Meere und vom Persischen Golfe her seit der Römerzeit, aber erst der Impuls, den die mohammedanische Religion den Völkern Arabiens gab, trieb diese zu einer bewaffneten Invasion auf dem Seewege, und erst in der Zeit vom 8. bis 18. Jahrhundert wurden diese Invasionen ein wichtigerer Faktor in der indischen Geschichte. Im Westen und Südwesten Indiens wurden auf diese Weise eine Reihe von mohammedanischen Reichen gegründet, die eine entscheidende Rolle bei den Geschicken des Landes spielten. Wären diese mohammedanischen Staaten und die mohammedanischen Seeräuber-Festen an der Küste nicht gewesen, so würde heute wahrscheinlich nur der Hindustamm der Marathen die Herrschaft mit den Briten theilen. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde dann die See die Straße für die Eroberung des Landes von Europa her, während sich die beiden Invasionspforten zu Lande vollständig schlossen.

Der geographische Bau Indiens hat ferner auch die Vertheilung der eingeströmten Menschenmassen streng vorgeschrieben. Vier alte Herrschaftssitze und vier alte Zufluchtsländer namentlich waren von der Natur von vornherein angelegt. Das Deltaland und das reiche untere Thal des Ganges erscheint ebenso wie das Nildelta zu einer Hauptpflegstätte der Menschheit bestimmt, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Nieder-Bengalen der Sitz einer viel höheren nicht-arischen Civilisation geworden sein würde, wenn die Entwickelung derselben nicht durch den Einfall der Arier gestört worden wäre. Die klimatischen Verhältnisse der Gegend begünstigen zwar das Anwachsen der Volkszahl und des Reichthums, nicht aber die Entfaltung großer physischer Kraft bei dem einzelnen Menschen. Als Welle auf Welle eines härteren Menschenschlages vom Nordwesten her auf sie hereinstürmte, unterlagen deshalb die Nicht-Arier.

Weiter im Norden bildeten ja die Thäler des oberen Ganges und seiner Zuflüsse, zusammen mit den Thälern des Pendschab, eine andere kaum weniger bestimmt markirte Kulturstätte, und daselbst hatte sich mittlerweile ebenfalls eine Civilisation entwickelt. Der Boden war hier

nicht so reich, als in Bengalen, aber immerhin reich genug, eine nicht allzu dichte Bevölkerung zu ernähren, um so mehr, als der Mangel an Fruchtbarkeit durch eine stärkere physische Konstitution der Menschen aufgewogen wurde. Von hier aus wurden dann die Nicht-Arier des Südostens der allgemeinen indischen Auffassung gemäß vollständig überwunden, und es wurde ihnen mit der arischen Herrschaft zugleich auch die arische Religion, Philosophie und Dichtung aufgedrängt. In Wirklichkeit dürfte es sich allerdings in letzterer Hinsicht mehr um eine Verbindung als um eine Unterwerfung gehandelt haben. Der Buddhismus hat seine Wiege nicht in den nordwestlichen, sondern in den südöstlichen Königreichen gehabt, wie er denn auch in seiner weiteren Geschichte und Organisation sehr von da aus beeinflußt worden ist, und auch der mittelalterliche Hinduismus, der dem Buddhismus folgte, sowie der Hinduismus von heute, setzen sich ebensosehr aus nicht-arischen als auch arischen Anschauungen und Gebräuchen zusammen.

Die dritte große Kulturstätte Indiens, welche durch die natürlichen Verhältnisse gegeben war, bildete das Delta des Indus nebst der Gegend um die Mündungen des Tapti und der Nerbudda. Die Indus-Wüste und die Gebirge zogen derselben aber enge Grenzen und gestatteten nicht jene großen Wanderungen, wie wir sie in dem Gangesthale vor sich gehen sahen. Auch die Exponirtheit gegenüber den Einfällen der arabischen Seeräuber und die fortschreitende Verschlammung des Golfes von Cambay bildeten Hindernisse ihrer Entwickelung. Etwa ein Jahrtausend — von der Zeit Alexanders des Großen bis zu dem Berichte des Buddhistenpilgers von dem Hofe der Walabhi (630 bis 640 n. Chr.) — blühte die Civilisation der Reiche an der nördlichen Bombay-Küste, dann wurde sie durch das große Mohammedaner-Reich des oberen Gangesthales absorbirt.

Bestimmter noch war der vierte große Kulturheerd Indiens durch die geographischen Verhältnisse vorbezeichnet. Die Gebirgsketten der West-Ghats, welche der Südwestküste des Landes entlang laufen, verwehren den Gewässern des binnenländischen Hügel- und Tafellandes nach dieser Seite hin jeden Ausgang. Der schmale fruchtbare Landstreifen, welcher sich daselbst dem Meere entlang zieht, ist von dem übrigen Lande durch eine hohe Mauer getrennt, bezw. von ersterem zu letzterem hinauf kann man nur durch eine gigantische Landungstreppe gelangen. Der Monsun-Regen aber, der die Berggipfel im Hintergrunde der Bombay-Küste benetzt, hat seinen Weg zurück zum Meere ostwärts zu suchen — durch Hunderte von Meilen lange und vielfach gewundene Stromrinnen, die in die Bay von Bengalen münden. Die Ströme Godavari, Kistna und Kaveri, die auf den Westghats entspringen, haben das centrale Tafelland der Präsidentschaft Madras in seiner ganzen Breite zu durchqueren. — In den wohlbewässerten und verhältnißmäßig auch wohlgeöffneten Gegenden Südost-Indiens entstanden nun eine Reihe von mächtigen Königreichen, die ihren Einfluß zum Theil nordwärts bis in das Delta des Mahanadi erstreckten. Vom 14. Jahrhundert ab wurden dieselben durch einen wirren und wechselnden Haufen mohammedanischer Staaten, unter denen fünf besonders hervorragen, abgelöst. Die Schlacht von Talikot im Jahre 1565 brachte die Gewalt in denselben definitiv aus der Hand der Hindus in die der Moslemin. Aber die mohammedanischen Dynastien des Südens waren durch einen direkten Verkehr mit dem Persischen Golfe beeinflußt, und infolgedessen wichen sie allmählich in ihren politischen und religiösen Anschauungen von den durch die nordwestlichen Gebirgspässe herbeigekommenen Begründern des Reiches von Delhi vollständig ab. Die schiitischen Herrscher des Südens haßten den orthodoxen sunitischen Kaiser des Nordens beinahe ebenso glühend wie die ungläubigen Hindus. Der über ein Jahrhundert in Anspruch nehmende Kampf, den die Delhi-Kaiser behufs Einverleibung der südlichen Ketzerstaaten in ihr Reich führten, wurde — Dank den erwähnten geographischen Hindernissen — gerade in dem Augenblicke verhängnißvoll, als er zum endlichen Siege geführt zu haben schien: die Dynastien des Nordens wie die des Südens waren im Kampfe ermattet, und der Hindustamm der Marathen brach aus seinen Bergen hervor und machte sich für einige Zeit zum Herren Indiens.

Es ist aber im Vorstehenden behauptet worden, daß in Indien nicht bloß vier verschiedene Herrschaftssitze, sondern auch vier verschiedene Zufluchtsstätten vertriebener Rassen geographisch vorgezeichnet erscheinen. Da sich vom Nordwesten her einander folgende Wogen fremder Eindringlinge über das Land ergossen, so wurden die ursprünglichen Einwohner aus dem Gangesbecken rechts und links zur Seite gedrängt. Ein Theil fand Zuflucht in der Flußhügel-Region des Himalaya-Gebirges. Ein anderer Theil zog sich in die Gebirgs- und Thalgegenden des centralen Tafellandes zurück, um dort eine eigenartige Stammesorganisation zu entwickeln. In den späteren Zeiten gewährten die Wüsten und Oasen von Radschputana den ritterlichen Hindustämmen, welche sich den mohammedanischen Eroberern nicht fügen wollten, ein Asyl. Endlich bildeten auch die Gebirge, welche von der Bombay-Küste aufsteigen, die sichere Heimstätte einer eingeborenen Bauernschaft, die unter der Führung schlauer Brahmanen hohe militärische Fähigkeiten an den Tag legte, und aus der die Marathen hervorgingen. Indem die Großmogule den Süden zu erobern strebten, hatten sie also nicht bloß die Naturschranken, welche Wüsten, Wälder und Gebirge bilden, zu überwinden, sondern auch schwer bezähmbare Bergbewohner, und daran scheiterten ihre Bemühungen. Hiermit trat ein Hauptwendepunkt in der indischen Geschichte ein.

Während der nun folgenden Periode der britischen Herrschaft über Indien hört die Geschichte Indiens auf, eine Geschichte von den Einwirkungen der geographischen Verhältnisse auf die Thaten und Schicksale der Bevölkerung zu sein. Sie wird nunmehr ein Bericht von den großartigen Anstrengungen, durch welche die Briten, unterstützt von der modernen Wissenschaft, die Naturhindernisse allmählich überwunden haben. Die Einfallspforten im Südosten und Nordwesten des Landes haben die Briten geschlossen, und den Weg zur See beherrschen ihre Flotten. Und wenn Rußland heute den Durchmarsch durch einen nordwestlichen Gebirgspaß erzwingen könnte, so würde es vor dem indischen Ausgange desselben nicht bloß auf die Heere der Provinz Bengalen, sondern auf die Schlachtordnung eines geeinigten Indiens stoßen. Die natürlichen Schranken, welche Süd und Nord in Indien einst trennten, sind von den neuen Herren des Landes hinweggeräumt worden — durch die Eisenbahn, das Dampfschiff, den Telegraphen, und vor allem durch eine starke Centralregierung, die weise genug ist, die Centralisation nicht zu weit zu treiben. Auch die Loyalität der indischen Rassen, die zufriedengestellt und mit einander versöhnt und unter britischem Scepter leben, bildet heute einen Wogenbrecher für fremde Aggression.

Von Oran nach Tlemcen und Nemours.

Von Dr. G. Dierds.

IV. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit einer Karte und drei Abbildungen.)

Bei Hammam Bu N'ara finden wir eine von den Mohammedanern des Westens hochgeschätzte heiße Quelle, die bei ihrem Austritt aus dem Gestein 50 Grad Wärme besitzt, und die außerordentlich kräftigend auf den gesammten menschlichen Organismus wirken soll, daher neuerdings auch von Christen gegen alle Arten von Schwächezuständen mit Erfolg benutzt wird. Eine Gruppe von Palmen und anderen südländischen Pflanzen bildet um diese Heilquelle her eine Art Oase, deren Anblick um so anziehender ist, als die Gegend hier im übrigen ziemlich öde und der Boden wenig ergiebig ist.

10 km weiter liegt der uralte von den Phöniziern gegründete Ort Lella Mar'nia, ein kleiner Marktflecken, auf dem an jedem Markttage Tausende von Arabern und Berbern der Nachbarschaft mit ihren Erzeugnissen erscheinen, und wo bedeutender Umsatz erzielt wird. Starker Verkehr herrscht hier mit den angrenzenden marokkanischen Stämmen, und bequeme Wege führen nach dem nur 20 km entfernten Hauptorte des Muluya-Gebietes Udschda, dessen weiße Häusermasse von Lella Mar'nia aus bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft mit Deutlichkeit zu erkennen ist. Auf dem Wege dorthin können wir ohne große Mühe und Zeitverlust das so ungemein ergiebige Bergwerk von N'ar Rubban oder Gar-Rubban besuchen — das größte, beinahe das einzige der Provinz Oran, denn die unermeßlichen Metallreichthümer zu heben, welche der Boden Algeriens notorisch besitzt, ist noch eine Aufgabe der Zukunft. In N'ar-Rubban wird größtentheils Blei gewonnen, das zum Theil in reinem Zustande gefunden wird; das Gestein ist aber auch sehr silberhaltig, und nicht unbeträchtliche Massen von Silber werden von dort exportirt.

Nur 4 km von diesen Minen entfernt und durch eine Ebene von ihr getrennt, somit also sehr leicht zu erreichen, liegt Udschda, doch ist es bei dem Fanatismus der Marokkaner für einen Christen immer mit Gefahren verbunden, sich dorthin zu begeben.

Nach Lella Mar'nia zurückgekehrt und von dort unseren Weg weiterverfolgend, gelangen wir bald nach Bab Taza, einem Gebirgspaß, von dem sich eine prachtvolle Aussicht bietet. Nach Süden blickend sehen wir das Bergland Tlemcens, und diese Stadt, welche „wie ein von Smaragden eingefaßter Diamant" in seiner Mitte leuchtet. Im Westen dehnen sich die weiten Ebenen Marokkos aus, im Norden wird die Hafenstadt Nemours sichtbar, hinter der das Mittelmeer sich ausbreitet, und im Nordosten fällt das Auge auf das noch wenig bekannte, sehr zerklüftete und malerische Bergland der Traras, jener Berberstämme, die sich rühmen, dem Reiche Tlemcen eine seiner mächtigsten Dynastien gegeben zu haben. Das weitausgedehnte Berggelände mit seinen zahllosen Höhenzügen, die sich hinter einander erheben, zeigt sich uns in seinem schönsten Frühlingsschmuck — in dem grünen Mantel, in den es sich unter dem Einflusse der winterlichen starken Niederschläge gekleidet hat. Zahlreiche Wasseradern durchziehen die nächstgelegenen Thäler, und würzige Bergluft weht von dort herüber.

Wir können es uns nicht versagen, eine Streiftour durch die Gebiete der Traras zu unternehmen, die von der Mündung der Tafna bis Bab Taza und Nemours das Land innehaben. Keine größere Ebene ist hier zu finden, Berg und Thal reihen sich in ununterbrochener Folge an einander, und stellenweise scheinen unterirdische Mächte ihre Freude daran gehabt zu haben, die Steinmassen wild durcheinander zu werfen, so daß selbst die im Winter und im ersten Frühjahr stark angeschwollenen Bäche und Flüßchen, deren Betten in den übrigen Zeiten des Jahres gern als Wege benutzt werden, sich nur mit Mühe durch diese Steinwildnisse Bahn brechen können. Es ist daher außerordentlich schwer, sich in dem Berglande der Traras zurecht zu finden, und landeskundige Führer sind auf Schritt und Tritt erforderlich. In den wildesten Theilen ist es überdies sehr schwer vorwärts zu kommen, denn das kräftige kleine Berberpferd, das zuverlässige Maulthier und der Proletarier unter den Thieren Nordafrikas, der viel geschmähte und doch unentbehrliche und außerordentlich nützliche Esel, sind den Strapazen nicht gewachsen, die die Fortbewegung in den engen Schluchten, in den von Felsen erfüllten Betten der steil abstürzenden, im Winter und Frühjahr schöne Wasserfälle bildenden Bäche im Sommer mit sich bringen. Viehzucht und Getreidebau — wo der Boden für letzteren geeignet ist — bilden die Erwerbsquellen der Traras, die in viele Stämme zerfallen, von denen die Ulad Daud, die Beni Ursus, die Beni Mnir, die Beni Khalled, die Beni Riman, die Ulad Zekri, die Ulad Harun die hauptsächlichsten sind. Die Traras leben noch beinahe ganz unabhängig, und die französischen Aufsichtsbehörden derselben ebenso wie die Gendarmerieposten befinden sich in den an der Peripherie dieses Berglandes gelegenen Ortschaften, die gewissermaßen die Grenzen desselben markiren. Im Westen liegt Nemours; an der Mündung der Tafna, der Insel Rachgoun gegenüber der Ort gleichen Namens, von dem auch eine gute Straße nach Tlemcen führt. An dieser letzteren ferner, im Osten der Gebiete der Beni Ursus, zwischen Ued Isser und Ued Tafna, südlich vom Zusammenflusse derselben liegt Remchi, und endlich im Südwesten Nedroma.

Uebrigens bereiten die Traras den Franzosen aber keine Schwierigkeiten; ihre Kraft ist in den blutigen Kämpfen, welche in früheren Jahrzehnten dort ausgefochten worden sind, vollständig gebrochen, und das Gefühl ihrer Ohnmacht hat eine beinahe sklavische Unterwürfigkeit bei ihnen erzeugt. Wenigstens ist dies äußerlich der Fall, und da die Kaids dieser Stämme persönlich für die Aufrechterhaltung der Ordnung und für alle Uebelthaten, die etwa in ihren Bezirken vorkommen, verantwortlich sind, so ist selten direkter Anlaß zum Einschreiten der Polizei und der Gerichte vorhanden. Es gehört indessen wenig Scharfblick dazu, um auch im Verkehr mit den Traras ihre eigentlichen Gefühle gegen die verhaßten Franzosen und überhaupt gegen die Christen — die Rumis, wie sie von den eingeborenen Mohammedanern genannt werden — wahrzunehmen. Den im Schutze der algerischen Regierung reisenden Fremden sind die Kaids der

verschiedenen Stämme verpflichtet, die zu ihrer Sicherheit und für ihre Zwecke nöthigen Begleiter und Beschützer zu stellen.

Von Nedroma aus, das nur fünf Kilometer von Bab Taza entfernt ist, dringen wir etwas tiefer in das Bergland der Traras ein.

Nedroma, dessen Ursprung in das graue Alterthum zurückreicht, gehört mit Lella Mar'nia zu den belebtesten Marktplätzen des Tafnagebietes. Nach Tausenden zählen auch hier die Leute, welche den Ort an Markttagen besuchen, dort ihre Waaren austauschen, und sich mit allem versehen, was sie an Nahrungsmitteln, an Gebrauchsgegenständen ihres einfachen Lebens, und an rohem Schmuck für ihre Frauen bedürfen. Der kleine Marktflecken ist am Fuße des Col de Taza und auf den Ausläufern des 1157 m hohen Dschebel

DER GEBIRGSSTOCK DES TRARA-LANDES.

Filhaussen gelegen, und die zahlreichen Ruinen seiner Nachbarschaft sowie die zerbröckelnden Mauern seiner Umwallung und seiner Wachtthürme sprechen von der einstigen Größe und Bedeutung des Ortes. Auch der Minaret seiner Moschee beweist mit seinen durch die jährlich aufgetragene Tünche leider sehr verwischten Arabesken, daß er in der Zeit der Blüthe der Kultur im Reiche Tlemcen entstanden ist. Die schmutzigen engen Straßen dieses ausschließlich von Mohammedanern bewohnten Ortes bezeugen dagegen deutlich den völligen Verfall und verbreiten schädliche Miasmen, die Nedroma sehr ungesund machen.

Im Thale des Ued Bu Kubba in nordöstlicher Richtung fortschreitend, kommen wir in das Gebiet der Beni Uarsus und damit zugleich in den Bereich der Tafna, zu dem eine ganze Reihe parallellaufender, durch Bergketten von einander getrennter Gewässer hinabfließen. Vom Filhaussen

Nedroma.

kommt ein kleiner gleichnamiger Nebenfluß; auf demselben Berge entspringt nicht weit von dem hübsch gelegenen Aïn Kebira der Ued Aïn Azaba, der sich mit dem aus dem inneren Berglande stürzenden Dien verbindet und als Bekin in

Die Ruinen von Honein.

Alte Wachtthürme bei Honein.

die Tafna geht. Der nächste Parallelfluß ist der vom Dschebel Sfyan entspringende Ued Hammam der dann den Namen Ued el Khiar annimmt und unter dem des Ued Dahman bei Nemchi in die Tafna mündet. Vom Dschebel Gorina und

vom Dschebel Mriyet kommen die Quellbäche des Ued Schiha.

Diese verhältnißmäßig regelmäßige Gliederung des Bodens findet sich indessen nur in dem östlichen Theile des Berglandes; die nach dieser Richtung hin laufenden Wasserscheiden der kleinen Nebenflüsse der Tafna zweigen sich von einem in beinahe gerader Linie von Bab Taza nach der Tafna-Mündung laufenden breiten Gebirgsmasse ab, innerhalb deren jede Regelmäßigkeit aufhört und zahlreiche kleine Bergzüge sich nach allen Richtungen hin ausbreiten und kreuzen. Nach Norden zweigen sich ferner vom Hauptstock dieses unentwirrbaren Knäuels von Bergen der Dschebel el Dschort, der Dschebel Tadschera, der Dschebel Muarah ab, von deren bis an das Mittelmeer reichenden, von einander durch kleine Flußthäler getrennten Ausläufern sich am Meere entlang eine durch den Ued Uidan vom Hauptstock getrennte Bergkette hinzieht, die sich mit letzteren unter sehr spitzem Winkel in der Nähe der Tafna-Mündung vereint.

Zahlreiche Kubbas sind über dieses Bergland zerstreut, und zwar sind sie großentheils auf weithin sichtbaren Bergkuppen jedenfalls unter unsäglichen Mühen erbaut. In gleicher Weise zerstreut liegen die Häuser der Bergbewohner, und selten findet man eine größere Vereinigung von ihnen oder wirkliche Dörfer. Die höchsten Erhebungen sind der 672 m messende Dschebel Skika, der 857 m hohe Dschebel Sfyan und der 864 m hohe Dschebel Tadschera.

Größere Wälder sind selten, und die höchsten Bergspitzen sind meist vegetationslos; im übrigen findet man hauptsächlich nur Olivenbäume, und zwar zum Theil sehr alte, mächtigen Umfang aufweisende Exemplare, in größerer Zahl und in Gruppen vor. Sonst ist der Boden, wo er nicht für Gemüse- und Getreidebau in Anspruch genommen wird, mit Halfa und anderen Grasarten, mit Fenchel, Thymian und ähnlichen Kräutern, mit Oleander, Jasmin, Heckenrosen und anderem Buschwerk und mit Zwergpalmen bewachsen.

An der durch das Mittelmeer gebildeten Nordgrenze des Massivs der Traras verdient endlich noch der wie es scheint dem gänzlichen Verfall geweihte Ort Honein an der gleichnamigen, sehr geschützten Bucht und am Ausfluß des Raschedflusses erwähnt zu werden. Als die Franzosen ihre Herrschaft über diese Gegenden gesichert hatten, war ihre Regierung längere Zeit im Zweifel darüber, ob sie den einst sehr angesehenen und stark befestigten Ort oder Dschemâa R'azauat zum Hafenplatz für das Hinterland Tlemcen und zum Stapelplatz für den westlichsten Theil Algeriens erwählen sollte. Honein war ja dies während der Blüthezeit des Königreiches Tlemcen gewesen. Die algerische Regierung entschied sich jedoch endlich für Dschemâa R'azauat, dem sie den Namen Nemours gab, denn die Verbindung dieses Ortes mit dem Massiv von Tlemcen war allerdings bequemer. Nemours ist von Nedroma nur 16 km entfernt, und das Thal des Tessâa-Flusses bietet eine leichte Verbindung zwischen beiden Orten.

Nemours ist insofern nicht so günstig wie Honein, als es keinen so geschützten Hafen hat wie dieses; es besitzt vielmehr nur eine offene Rhede, die bei Sturm geringen Schutz gewährt. Im übrigen und besonders klimatisch gehört es aber zu den bestgelegenen und gesundesten Orten der ganzen Regentschaft. Es liegt ungefähr anderthalb Breitengrade südlicher als Algier, nämlich unter 35° 12′ nördl. Br., somit in gleicher Höhe mit der Oase El Kantara in der Provinz Constantine, und in den Plantagen und Gärten seiner Nachbarschaft gedeihen alle Bodenprodukte des nördlichen Afrika und selbst Bananen auf das vortrefflichste. Von der See aus macht der Ort freilich keinen sehr freundlichen Eindruck; der bis zu 120 m steil aufsteigende, felsige, zerklüftete Strand erscheint unfruchtbar und zeigt fast gar keine Spuren von Vegetation. Um so mehr ist dagegen der arabische Name Dschemâa R'azauat — Piratenmoschee — gerechtfertigt, denn die Seeräuber konnten dort leicht vor ihren Verfolgern Zuflucht finden und dieselben an einer Landung verhindern; der Ort war denn auch seiner Zeit als Piratennest berüchtigt.

Nemours hat wenige Ueberreste aus arabischer und türkischer Zeit aufzuweisen; die Stadt ist fast durchweg neu gebaut und dem entsprechend angelegt und hat auch überwiegend europäische Bevölkerung. Sie ist der Sitz der obersten Civil- und Militärbehörden des nordwestlichsten Distrikts Orans und als einer der Hauptstützpunkte gegen Marokko durch starke Forts befestigt. Seine Bedeutung ist eine überwiegend strategische. In jüngster Zeit hat die algerische Regierung große und kostspielige Hafenbauten begonnen, die die bisherigen Schwierigkeiten, welche der Seeverkehr mit Nemours bot, beseitigen oder wenigstens vermindern sollen. Trotzdem wird der Ort als Handelshafen wohl immer nur eine untergeordnete Rolle spielen.

In jeder, hauptsächlich aber in geographischer und ethnographischer Hinsicht bietet der westlichste Theil Algeriens eine Fülle der interessantesten Studienobjekte, die wir in diesen kurzen Mittheilungen nur flüchtig haben andeuten können.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

V.

(Mit zwei Abbildungen.)

Zwischen Hoschiwa und Peking hört der schwere Lehmboden auf und geht allmählich in ganz leichten Sandboden über; doch gewinnt die Landschaft an Anmuth, indem die weiten Feldstücke häufiger durch Baumgruppen unterbrochen werden. Nachmittags erkennt man in der Ferne, hinter Peking, die blauen Berge. Am Wege finden sich mehrfach hohe Sandstein-Oblonge, an deren unterem Theile meistens ein Arm oder Hals mit einem Thierkopfe (Panther?) hervorsteht. Nicht selten sieht man sechs, acht und zehn Stockwerk hohe steinerne Pagoden, in mehr oder minder prächtiger, häufig sehr überladener Ausführung, aber sämmtlich in sehr schlechtem Zustande der Erhaltung.

Dicht bevor man Peking erreicht, erkennt man, weitab zur Rechten, die hohen Pagoden der Stadt Tung-schun — der Hafenstadt Pekings, wo, wie schon beiläufig bemerkt wurde, der Kaiserkanal den Peiho trifft.

Um drei Uhr nachmittags waren wir an der äußeren Mauer Pekings; die Paßrevision ging glatt und gut von statten, und mit vor Erregung pochendem Herzen ritt ich ein in die Thore der Kaiserstadt. Wenn der Eingang zur Hauptstadt des „Himmlischen Reiches“ nur etwas reinlicher und wohlriechender gewesen wäre.

Gleich, nachdem man durch die Thore der zweiten Mauer die Mandschu-Stadt betreten hat, gelangt man auf eine lange, von Ost nach West laufende Straße, auf der fast alle Gesandtschaften, mit Ausnahme der englischen, liegen; genau der deutschen gegenüber befindet sich das Hotel Pekings, das von einem Franzosen, Herrn Taillen, gehalten wird, und in welchem ich damals der einzige Gast, aber nichts desto weniger sehr gut aufgehoben war. Außer mir weilte nur noch ein Europäer zum Besuche in Peking: Sir Richard Rennie, der höchste Justiz-Beamte Großbritanniens für Japan und China, der seine Wohnung in der englischen Gesandtschaft hatte; ich war auf der Rückreise nach Schanghai sein Reisegefährte.

Die Hauptstraßen und fast alle wichtigeren Wege und Gassen Pekings sind mit mächtigen, ursprünglich gut gefügten Quadern und Fliesen belegt; an den Stellen, wo diese noch sichtbar zu Tage liegen, haben die Karrenräder tiefe Furchen geschnitten, wie in den bloßgelegten Straßen des alten Pompeji; an den meisten Stellen aber bleibt in Peking das Pflaster dem Auge und dem Gefühle der jetzt Lebenden verborgen, da zoll-, ja oft fußhoch Sand und Schmutz darüber liegt, so daß man irrthümlich viele der größten Straßen für ungepflastert hält. Ein einziger Sandsturm, der die Luft bis zur Undurchsichtigkeit verdunkelt und der einem die Lust, die buntbelebten Straßen Pekings zu durchwandern, wohl verleiden kann, bedeckt oft in kurzer Zeit ganze Flächen mit fußhohem Sande.

Auf einem Thurme der östlichen Mauer stehen, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, die Ueberreste jener prachtvollen astronomischen Instrumente, die seiner Zeit die Jesuiten dem Kaiser Chan-Hi schenkten. Ich glaube mit meinem chinesischen Gewährsmanne, daß Haß gegen die christlichen Geber die Ursache der schmählichen Vernachlässigung wurde, welche diese Wunderwerke der Mechanik zu erdulden haben; wie auch, daß der Haß gegen die Missionare, welcher sich bis auf jene Zeiten Ludwig's XIV. zurückführen läßt, das Haupthinderniß für die Erschließung des Himmlischen Reiches bildet. Die chinesischen Beamten, jetzt wie damals[1]), beklagen sich, und häufig sicher mit Recht, daß die Missionare das chinesische Volk gegen den Kaiser aufhetzen, indem sie offen bekennen, daß man denjenigen Staatsgesetzen, die den christlichen Satzungen zuwider sind, nicht gehorchen dürfe; und gerade hieraus hat der größte Theil der blutigen Aufstände des chinesisches Volkes gegen die Europäer seinen Ursprung genommen. Die Schilderungen, welche aus der Fremde heimkehrende Chinesen machen von der schändlichen Behandlung, die ihnen in christlichen Ländern zu Theil wurde, mögen ebenfalls wenig dazu angethan sein, den Verkündern der Botschaft von der Nächstenliebe besseres Gehör oder mehr Glauben bei ihren Zuhörern zu verschaffen.

Die mittlere Mauer in Peking.

Zu gut haben es die unteren Klassen, die Kulis, in ihrer Heimath allerdings auch nicht, und das Loos der Gefangenen und der Sträflinge ist ein geradezu grauenerregendes. Auch spielt — hier wie in Japan — das Bambusrohr eine sehr bedeutende Rolle; nicht bloß zur Anfertigung aller möglichen häuslichen Geräthe, sondern auch als „Nürnberger Trichter“ und als Strafmittel in der Hand einer gestrengen Polizei; zuweilen sollen in China selbst sehr hochgestellten Personen die Kleider am Leibe ausgeklopft werden. Mit großer Schadenfreude wurde mir in Peking erzählt, daß der

[1]) Voltaire, Siècle de Louis XIV., cap. 39, in 8°, p. 465 sq.

Admiral, welcher sich bei Futschao so schmählich von den Franzosen hatte übertölpeln lassen, daß er sein stolzes Geschwader in dreißig Minuten verloren und nur seine eigene dicke Person in Sicherheit gebracht hatte, außer mit allerhöchster, ewiger Ungnade auch mit hundert Bambusstreichen bedacht worden sei.

Dank sehr wirksamer Empfehlungen wurde ich in Peking, wohin ich immer kam, überall sehr freundlich aufgenommen und mit einem mir oft unerklärlichen Respekte behandelt. Erstaunt war ich über die Art, wie die große Masse der Bevölkerung durch die chinesischen Zeitungen, die öffentlich vorgelesen werden, unterrichtet oder mißberichtet wurde über die politischen Vorkommnisse der neuesten Zeit. Ich wurde zu den Häusern der verschiedenen Würdenträger geführt, welchen man großartige Ovationen darbrachte ob der Siege, welche diese Beamten oder einer ihrer nächsten Angehörigen über die Franzosen errungen haben sollten, und welche doch nur in der Einbildung der chinesischen Zeitungen existirten.

Es wurde stets angenommen, ich als Deutscher müßte mit ihnen Freude empfinden über ihre Triumphe über die Franzosen, und um nicht schlecht behandelt zu werden, durfte ich ihnen noch nicht einmal sagen, daß das durchaus nicht der Fall war, sondern daß ich viel lieber mit den siegreichen Franzosen in Peking eingezogen wäre, und gar sehr die Niederlage betrauerte, welche sie durch den Ausgang dieses ruhmlosen, kostspieligen Krieges erlitten haben. Dieselbe muß ja uns allen schaden, indem die Chinesen jene heilsame Furcht vor den Europäern verloren haben, welche ihnen die Besetzung und Plünderung Pekings im Jahre 1860 eingeflößt hatte, und das kann schlimme Folgen haben, wenn es etwa einmal der chinesischen Regierung passen sollte in einem der Aufstände die Sache des Pöbels zu der ihrigen zu machen, und dadurch einen Krieg mit einer europäischen Macht hervorzurufen. Dann würde dieses kolossale Reich, dessen Einwohnerzahl der von Europa und Amerika zusammen gleichkommt, ihr ein schlimmerer Feind sein, als es 1860 den Franzosen und Engländern war.

Als ich eines Abends von einem Ausfluge nach dem Himmelstempel heimkehrte, hörte ich aus einem Hause eine lustige Weise erschallen und ohne meinen Führer abzuwarten, trat ich ein; ich wurde auch freundlichst begrüßt, sah aber sogleich, daß es sich nicht um eine Hochzeit — wie ich nach der lustigen Melodie geglaubt hatte —, sondern um das Begräbniß des Familienvaters handle. Im nämlichen Augenblicke erreichte mich der Führer und sagte: „Chinaman make man die“ („Chinese machen Mann sterben“), was die Erklärung für das sich bietende Schauspiel sein sollte. Die Feierlichkeit war vorüber, und sechs riesige Träger trugen den Sarg hinaus; auf dem Hause aber ward ein langer rother Wimpel aufgehißt, auf dem mit weißen Buchstaben Name, Stand und Wohnung des Verstorbenen geschrieben standen. Nach buddhistischem Glauben kehren nämlich die Geister der Abgeschiedenen zurück zu ihren Heimstätten, wenn man ihrer freundlich gedenkt, und damit sie sich nicht verirren, wird ihre Wohnung durch eine Fahne bezeichnet. Ein offenbarer Mißgriff! Denn die chinesischen Geister wandeln doch auch wohl nachts, und da Straßenbeleuchtung in China, weder auf dem Lande noch in den Städten, Brauch ist — nur sehr wenige Straßen der Hauptstadt besitzen elende Papierlaternen, die zu anderen Dingen vielleicht, aber nicht zum Lesen taugen —, so kann ein Geist in dunkler Nacht nicht einmal die Fahne wahrnehmen, noch weniger aber die Schrift auf ihr entziffern; sie ist also zwecklos und das um so mehr, als die meisten Geister bei Lebzeiten nicht lesen gelernt haben. Wie viel praktischer sind in dieser Sache die Japanesen vorgegangen: sie geben ihren Todten — in der gleichen Absicht — Laternen mit zum Grabe und zwar mindestens zwei, damit, wenn die eine verlöschen sollte — was bei den heftigen Wirbelstürmen wohl leicht einmal vorkommen mag —, der Geist sie sogleich an der anderen wieder anzünden kann. Vornehme bekommen natürlich noch viel mehr als zwei Laternen, so daß man aus der Anzahl derselben — die um den Grabhügel herum gruppirt stehen —, auf den Rang schließen kann, den der Geist bei seinen Lebzeiten in der Gesellschaft beanspruchte; wie bis vor kurzem bei uns in Deutschland aus der Anzahl der Lichter in der Laterne, die ein dienstbarer Geist einem aus der Gesellschaft oder aus dem Theater heimkehrenden Geiste vorantrug.

Ist die Fahne ordnungsmäßig auf dem Hause angebracht, so wird der Sarg aufs Feld hinausgetragen und ein ganz einfacher Hügel darüber gehäuft; der Begräbnißplatz sieht aus wie ein Ackerfeld, unter dem ein Riesenmaulwurf gearbeitet hat. Vornehme Leute haben ihre besonderen Begräbnißplätze; die oben erwähnten Sandsteinsäulen mit Thierkopf, die sich meist paarweise finden, scheinen solche zu bezeichnen, denn in den Kaisergräbern bei Peking sehen wir ganz ähnliche Steine — meist Marmormonolithe, bis 500 Zentner schwer und sehr reich verziert, die mit äußerster Kunstfertigkeit auf dem runden Rücken eines Thieres — meistens einer Schildkröte — balancirt sind.

Ein Jagdvergnügen sollte mir in Peking nicht zu theil werden, obwohl gerade Schnepfenzeit war, welche Vögel in der Umgegend in übergroßer Menge vorkommen müssen; denn auf dem Markte gelten vier oder fünf große Waldschnepfen, bezw. zehn bis fünfzehn Bekassinen, einen mexikanischen Dollar (= 3 Mark 60 Pfennig d. W.); ebenso billig waren die bekannten graubraunen Fasanen. Hochwild giebt es in der Umgebung von Peking freilich nicht, und Hasen und Kaninchen scheinen häufiger mit einer besonderen Art abgerichteter Hunde, als mit der Flinte gejagt zu werden. Das Jagdrecht scheint übrigens ebenso streng durchgebildet zu sein wie in Japan. Sonst fallen auf dem Lebensmittelmarkte in die Augen: die schönen großen Hühner (Cochinchina und Brahma, die auf dem Lande in jeder Haushaltung gezogen werden), dann sehr schönes frisches und getrocknetes Obst, das auch in den kleinsten Ortschaften, die ich unterwegs passirte, verkäuflich war — insonderheit ganz vorzüglich erhaltene frische Aepfel, Birnen und Weintrauben sehr feiner Arten. Als ich meinen Führer fragte, wie sie's nur machten, das Obst bis in den Mai hinein so sehr wohl zu erhalten, erwiderte er: „Chinaman sobe“ (Chinese weiß), was mich allerdings nicht gerade über den Gegenstand meiner Frage belehrte, mir aber ein neues schönes Beispiel für das mit Portugiesisch gemischte Englisch meines Führers gab.

Ziemlich in der Mitte der Mandschustadt liegt der kaiserliche Palast, durch eine Mauer aus gelben Ziegelsteinen von der Außenwelt getrennt, und für die Mehrzahl der Sterblichen — sicher aber für jeden Europäer, mit Ausnahme der Gesandten — unzugänglich. Von außen sieht man nichts als gelbe Ziegeldächer und darüber den sogenannten Kohlenberg, der mit seinen von kleinen Pavillons gekrönten Erhebungen mir wie ein Abbild des ganzen Zopfreiches erschienen ist. Ob wohl in dem höchstbelegenen der winzig kleinen Häuschen der Kaiser ganz allein seinen Morgenthee schlürft und in den tiefer belegenen je ein Minister oder anderer Würdenträger?

Die Stadtthore dürfen zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang nicht passirt werden; so kommt es, daß morgens eine lange Reihe Wartender des Augenblickes harrt, wenn sie sich öffnen; zumal ist das Gedränge groß an den beiden nördlichen Thoren, durch welche die Karawanen nach der Mongolei die Stadt verlassen, und durch deren westliches mich mein Weg zur dicken Mauer führen sollte. Die erste Stockung erlitten wir unter der Mauer des kaiserlichen

Wan-ſhou-ſhan (Theil des Sommerpalaſtes Yuen-Ming-Yuen).

Palastes, wo eben eine Karawane von 305 Kameelen unsern Weg kreuzte. Die Thiere — meist fünf bis acht durch Schnüre mit einander verbunden, so zwar, daß vom Hintertheile des Sattels des vorderen Kameels das Leitseil zu einem Pflocke führt, der durch die Nasenlöcher des folgenden gezogen ist — schreiten mit ihren schweren Lasten bedachtsam durch das Gewirr und Gedränge der Straßen, mit derselben Geschicklichkeit, die uns bei ihren Halbgeschwistern, den Dromedaren, in Kairo und Smyrna in Staunen setzt, jeden Zusammenstoß, selbst in den engsten Bazaren und Gassen sorgfältig vermeidend. Sie dulden es aber auch ebensowenig wie jene, daß man sich zwischen ihnen hindurchzudrängen versucht; man muß geduldig warten, bis eine solche Karawane vorüber ist, und das giebt häufig sehr lästigen und langen Aufenthalt, denn schnell gehen die Kameele nun einmal nicht, und an ein Vorbeigehen ist wenigstens in der Stadt und im Gebirge nicht zu denken. Den Anfang und den Schluß eines solchen Zuges bildet gewöhnlich ein bärtiger Tatar, der auf seinem prächtigen, wilden Rosse wie ein wahrer Centaur erscheint. Ich habe auf der ersten Tagereise, von Peking bis Nanko, fünftausend Kameele in größeren und kleineren Karawanen gezählt, die uns begegneten, und die wir überholten.

Bemerkenswerthes bietet der Weg sonst nichts; nur muß der gewaltige Unterschied zwischen Stadt- und Land-Bevölkerung auffallen. Auf der nördlichen Seite Pekings noch mehr als auf der südlichen sehen wir einen durchschnittlich sehr großen Menschenschlag von kräftiger Gestalt, starker Muskulatur und gesunder Farbe, die angenehm absticht von den krankhaft aschgrauen Gesichtern der Städter.

Gleich nachdem man die dicke Luft der Stadt hinter sich gelassen hat, passirt man den Exerzierplatz, und sieht das Westgebirge (Schansi) vor sich, das als südlicher Ausläufer des mächtigen Chingan-ola betrachtet werden kann. Einer der Hauptpässe durch dieses ungemein wilde, zerklüftete und schwer zugängliche Gebirge führt von dem kleinen Orte Nanko, am südöstlichen Fuße des Gebirges, nach welchem er Nankopaß genannt ist, längs einem Zuflusse des Peiho aufwärts, erreicht etwa 90 km nordwestlich von Peking die Kammhöhe des Gebirges, geht nach Ueberschreitung desselben — einem nordwärts gerichteten Flußlaufe folgend — abwärts und gelangt in die mongolische Ebene, etwa 50 km nordwestlich von der Paßhöhe. Er ist überall sehr eng, und es treten die oft ganz senkrechten Felsen von beiden Seiten so nahe an den Weg, daß nur ein Durchlaß von wenigen Metern für diesen und den begleitenden Bach frei bleibt. Seitlich vom Passe das Gebirge zu überschreiten würde schon wegen der Steilheit der Felswände und ihrer schroffen Abhänge unmöglich sein; doch sind alle Stellen, die noch irgend zugänglich scheinen, durch die Kunst gesperrt, indem man längs der Haupt-Grate der Gebirgsketten Mauern errichtete, die in ihrem Hauptzuge parallel unter einander sich von Nordosten nach Südwesten, vom Golf von Petscheli bis tief in das Innere des Landes hinein, erstrecken. Die Länge der Hauptmauer wird zu 2500 km angegeben, das ist etwa die Entfernung von Petersburg bis Paris — recht lang für eine Mauer, und doch, wie unbedeutend gegen das Riesenwerk des Kaiserkanales!

Die erste bemerkenswerthe dieser Parallelmauern treffen wir bei dem Dorfe Nanko, die zweite bei Tschiyün-kuan, etwa 20 km flußaufwärts von jenem Orte, und die dritte Parallele endlich etwa weitere 10 km oberhalb des letztgenannten Fleckens, oben auf dem Kamme des Gebirges; diese wird als die dicke oder große Mauer bezeichnet und folgt stets dem höchsten Grate des Gebirges. Nach der Mongolei zu bemerken wir drei weitere Hauptmauern, so daß also der Nankopaß im ganzen durch sechs hauptsächliche Parallel-Mauern durchschnitten und gesperrt wird. Die Namen der Ortschaften auf der mongolischen Seite waren meinem Führer nicht bekannt.

Trotz mancherlei Aufenthaltes unterwegs erreichten wir schon um Mittag — die kleinen Ponies gehen immer galopp — das Dorf Nanko, wo wir über Nacht bleiben mußten, so daß ich Zeit zu einem schönen Spaziergange auf der Nankomauer hatte, die ich weithin nach Westen verfolgte, ohne vom äußersten Punkte aus ihren Anschluß an die zweite oder an die Hauptmauer sehen zu können; dagegen scheint sie sich im fernsten Osten an die Mauer von Tschiyün-kuan anzulegen. Die Bauart beider Mauern ist ganz die gleich zu beschreibende der dicken Mauer; jedoch sind die Stärken der von Nanko und Tschiyün-kuan nur 3 bezw. 3,5 m; auch finden sich bei beiden mehr Ziegelsteine als Granitquader verwendet.

Als ich spät abends von meinem Ausfluge heimkehrte, gab mir mein Führer eine schöne Probe chinesischer Halsstarrigkeit. Denn obwohl ich die Pferde mit der ausdrücklichen Bedingung gemiethet hatte, sie auf dem ganzen Wege nach Belieben benutzen zu können, erklärte er hier: „All gentlemen donkeys here“, was — wenn es auch vielleicht anders verstanden werden könnte — nichts weiter heißen sollte, als daß alle Fremden hier Esel miethen müßten, da seine Ponies nicht auf den spitzen Steinen des Nankopasses gehen könnten; und dabei blieb er trotz meines Zuredens und Drohens. Nun, das mir sehr unangenehme Reiten auf dem langohrigen Grauthiere hätte sich schon ertragen lassen — sie gehen im Gebirge sehr schnell und sicher —, aber überlästig waren mir ihre Besitzer, die ich nun auch als Begleiter mitnehmen mußte, und die — obwohl sie sich den stolzen Titel mafu (= Pferdejunge von ma = Pferd und fu = Junge) beilegten —, doch eigentlich Eseljungen hätten heißen müssen; erstens, weil augenfälliger Weise diese Benennung logisch richtiger, dann aber gleichzeitig auch bezeichnend für ihren Charakter gewesen sein würde. Sie fühlten das auch selbst, und wenn sie versuchten englisch zu sprechen, so sagten sie stets: „I donkey“ — entschieden schlecht englisch ausgedrückt, was man diesen Chinesenknaben aber zu gute halten muß, schon wegen ihrer heimathlichen Grammatik, die zwischen Personal- und Possessiv-Pronomen keinerlei Unterschied macht; so daß diese Burschen glauben durften, sich ebenso richtig als zutreffend ausgedrückt zu haben, wenn sie statt „Mein Esel“ stets „Ich Esel“ sagten.

Nun, ich nahm — wie alle Fremden hier — am anderen Morgen einen Esel und ritt mit meinen Führern los: sie immer vorn, wie sichs gehört. Ich habe kaum ein wilderes, unzugänglicheres Thal als dieses gesehen, besonders zwischen dem Orte Tschiyün-kuan und der Paßhöhe, wo auch ohne die Mauer weniger Krieger als die dreihundert Helden des Leonidas ein Xerxes-Heer aufhalten könnten. Das Durchgangsthor in der Mauer des letztgenannten Ortes ist ganz auffallend schön verziert und bemerkenswerth wegen des Schnittes seiner Gewölbsteine nach der Figur eines regelmäßigen Sechsecks. Das Gebirge ist fast ganz kahl; nur in der Nähe der Ortschaften findet man kleine Gärten an die Felsen angeklebt, mit — eben blühenden — Obstbäumen, die ihr Dasein nur der ganz besonders sorgfältigen Pflege ihrer Eigenthümer verdanken. Auf dem höchsten Grate treffen wir die dicke Mauer, in der sich ein Thor befindet, dessen Zugang auf beiden Seiten durch eine Art Lünette oder Hornwerk geschützt ist. Die Mauer selbst besteht aus behauenen Granitquadern von $1^1/_2$ m Länge, deren Querschnitt einen halben Meter im Geviert mißt; ihre Höhe wechselt zwischen 15 und 5 m, je nachdem das an der Nordseite vorliegende Gelände mehr oder weniger zugänglich ist; ihre Dicke ist durchgehends 5 m zwischen den Brustwehren, die einen geschützten Weg auf der Mauer

entlang bilden, welcher mit Granitfliesen oder hartgebrannten gelben Ziegelsteinen quadratischer Form belegt ist. Die Brustwehren, deren nördliche krenellirt ist, wie auch die dickwandigen, ein oder zwei Stockwerk hohen Thürme, die sich in regelmäßigen Abständen von drei bis vierhundert Metern über der Mauer erheben, sind ebenfalls aus sehr großen, hartgebrannten gelben Ziegelsteinen hergestellt, und die Decken und Zwischenwände der Thürme sind Kappengewölbe aus dem gleichen Material.

An einigen Stellen geht die Mauer zu Bruche, ja, unweit des Thores nach Westen zu, scheint eine wirkliche Bresche gelegt zu sein; wenigstens ist die äußere Granitbekleidung durchbrochen, und gewahrt man hier, daß der Zwischenraum zwischen den Granit-Einfassungen mit losem Steingeröll ausgefüllt ist. Zunächst der Bresche und auf meinem ganzen Wege längs der Mauer fand ich verschiedene Geschützrohre der seltsamsten Art, meist zerbrochen und scheinbar aus Gußeisen gefertigt.

Die Wanderung auf der Mauer entlang — ich wählte abermals die westliche Richtung vom Thore aus — gewährt fortwährend den allerweitesten Blick über ein großartiges Gebirgsland, das, obwohl vollkommen kahl, durch Mannigfaltigkeit und die malerischen Formen der wild zerrissenen Felsen und Hänge das Auge fesselt. Zu Füßen im Norden hat man die mongolische Ebene und den Abweg in dieselbe durch das Gebirge; im Süden die Ebene von Peking; im Nordosten überragen die hohen Gipfel des Chingan-Gebirges die fernsten Züge der Mauer; und nach Westen hin verfolgt unser Blick den Lauf des Hoangho-Flusses, der in riesigen Windungen seine Wassermassen durch ein breites Gebirgsthal fortbewegt. Ganz nahe unter uns haben wir das Thal des Hungho, das noch wilder und romantischer zu sein scheint, als das des Nanko-Baches, und durch das ich sehr wohl meinen Rückweg hätte nehmen können, wenn ich nicht durch die Halsstarrigkeit meiner Eseljungen gezwungen gewesen wäre, denselben Weg zurückzumachen, auf dem ich gekommen war — nachdem wir eine recht ungemüthliche Nacht in einem der Thürme verbracht hatten.

Eine Abbildung, welche in Brockhaus' Konversationslexikon von der dicken Mauer gegeben wird, läßt links im Vordergrunde am Fuße der Mauer Schiffe auf einem großen Wasser sehen; es muß also jenes Bild einen weit von meinem Standpunkte entfernten Theil der Mauer darstellen, wo dieselbe, inmitten eines gebirgigen Terrains, einen großen Fluß überschreitet, oder etwa dort, wo sich dieselbe an das Meer anlegt[1]) — bei dem Thermopylä Chinas, wo die Mauer aber jetzt im Verfalle sein soll. Hier, an der Stelle wo ich die Mauer kennen lernte, muß man sagen: „Navigare non, pedibus ire necesse est."

Auf dem Rückwege nach Peking besuchte ich die Thier-Alleen, die Kaisergräber und die Sommerpaläste Jüan-ming-jüan im Nordwesten der Hauptstadt, am Fuße des Gebirges. Ihre oft beschriebene Prachtbauten, die gewiß nach chinesischen Begriffen das höchste sind, was in der Kunst von Baumeistern und Bildhauern geleistet werden kann — unter denen sich auch viele befinden, die meiner Meinung nach wohl Anspruch erheben können, auch dem europäischen Kunstgeschmacke zu gefallen[1]) — sind theilweise im Jahre 1860 durch die Engländer und Franzosen während des Krieges absichtlich zerstört worden; eine nothwendige Härte! denn sie war das sicherste Mittel, dem chinesischen Volke klar zu machen, daß die Europäer ihren göttergleichen Kaisern durchaus überlegen sind, indem sie ungestraft deren Paläste und die heiligen Gräber der Kaiservorfahren antasten und zerstören durften. Vielleicht aber hat in den folgenden Jahren noch mehr als das Sprengpulver der Europäer zum Verfalle dieser höchsten chinesischen Kunstwerke die allgemeine Gleichgiltigkeit und geistige Trägheit beigetragen, unter der eben alle öffentlichen Anlagen in China höchst augenfällig leiden. Straßen, Brücken, Kanäle, Tempel und Pagoden befinden sich in einem beklagenswerthen Zustande der Vernachlässigung, und erfreuen sich durchaus nicht der Pflege, der sich die kühnen, kunstsinnigen Schöpfer dieser Wunderwerke von ihren Nachkommen versehen durften. Es befindet sich China, scheint es, augenblicklich in einer Art Versumpfung, welche das Eingreifen frischer Elemente in den alten, siechen Organismus zu einer Naturnothwendigkeit macht. Mögen die Eisenbahnen, mit deren Erbauung man eben jetzt beginnen will, diese für China so nothwendige Anregung zum Wiedererwachen der alten Thatkraft und zu einem neuen gesunden Leben geben!

Unter die Wunder Pekings zählt noch die große Glocke, deren Gewicht zu zwölfhundert Zentner angegeben wird, was richtig sein mag, da sie etwa die nämlichen Abmessungen zeigt, wie die größte Glocke Japans in einem Tempel Kiotos, die 1260 Zentner wiegt[2]). Die zweitgrößte Glocke Chinas befindet sich in Kanton und wiegt kaum 900 Zentner, so daß also sämmtliche chinesische Glocken nur Kinder sind im Vergleiche zu der Riesenglocke, welche am Fuße des Iwan-Glockenthurmes in Moskau steht, und viertausenddreihundert Zentner wiegt; diese hat die schöne Form unserer Kaiserglocke und zeichnet sich dadurch sehr vor ihren ostasiatischen Konkurrentinnen aus, welche die häßliche Gestalt einer Bischofsmütze ohne Spitze haben. Den Klang der chinesischen Glocken habe ich nicht gehört.

---

[1]) Am Golfe von Petscheli, wo die ganze Lage und die Form der Felsen wohl einen Vergleich mit dem griechischen Thermopylä statthaft erscheinen lassen dürfte.

[1]) Mir stehen vor allem der großartige Tempel Wen-schan-schan (S. Abbildung 2) und der Marmorteich der Gelehrten Halle hierbei vor Augen; besonders war es erstgenanntes Gebäude, das meine Blicke immer wieder anzog, und dessen Aufgang an der östlichen Schmalseite mich an die große Freitreppe vor der Walhalla bei Regensburg lebhaft erinnerte. — Die Reliefs auf den Steinarbeiten sind überladen; ihr Studium muß aber eine wahre Fundgrube für den Forscher chinesischer Kulturgeschichte sein.

[2]) In „Ungewitter's Erdbeschreibung" (Dresden 1873), Bd. II, S. 479, ist das Gewicht dieser Glocke irrthümlich zu zwei Millionen Pfund angegeben, was einmal den dort angegebenen Abmessungen der Glocke durchaus nicht entspricht, dann aber auch mit ganz genauen Angaben der japanesischen Beschreibung im Widerspruche steht, welche die Glocke von Kioto als die größte Japans bezeichnet — mit dem oben von mir angegebenen Gewichte. Es ist nur ein Umrechnungsfehler in „Sator's Handbuch für Japan" (London 1884), S. 374, wo das Gewicht einer anderen Glocke Kiotos zu 74 Tonnen, statt richtig zu 37 Tonnen (nämlich 125000 Katties) angegeben wird.

Kürzere Mittheilungen.

Die Berieselungs-Kolonien Australiens.

In den australischen Kolonien Viktoria und Südaustralien ist wieder ein riesiges Unternehmen im Gange. Es soll ein großer Theil des dem Murray-Flusse anliegenden Wüstenlandes durch Berieselung in fruchtbares Gefilde umgewandelt werden. Die sehr kostspielige Ausführung haben die Gebrüder George und William Benjamin Chaffey aus Ontario in Kanada, welche schon ähnliche Arbeiten mit glänzendem Erfolge im südlichen Kalifornien leiteten, auf ihre Kosten übernommen. Durch eine besondere Parlamentsakte in beiden vorerwähnten Kolonien ist ihnen vorläufig ein Areal im Umfange von je 250 000 Acres (101,167 ha oder 390½ qkm) am Murray-Ufer überwiesen worden, in dessen vollen Besitz sie nach Vollendung der Berieselungswerke treten. Die Zutheilung des zugesicherten Landes erfolgt, je nach dem Fortschritte der Arbeiten, sektionsweise. Die betreffende „Irrigation Colony" in Viktoria führt den Namen Mildura und liegt 547 km nordwestlich von Melbourne, in 34° 15′ südl. Br. und 142° 12′ östl. v. Gr.; die in Südaustralien heißt Renmark und liegt 115 km weiter westlich am Murray. Auf der ersteren sind die Arbeiten schon ziemlich weit vorgeschritten. In den ersten 18 Monaten wurden 18 000 Pfd. Sterl. darauf verausgabt, Bewässerungskanäle in der Länge von 32 km angelegt und 240 ha Land, auf dem sich 900 Personen ansiedelten, kulturfähig gemacht.

Der Murray-Fluß, an welchem die Ansiedelungen sich hinziehen, ist, wie bekannt, der bedeutendste Fluß in Australien. Er entspringt in der Muniong-Kette der Australischen Alpen, hat eine Gesammtlänge von 3000 km, von denen 1580 die Grenze zwischen den Kolonien Viktoria und Neu-Süd-Wales bilden, und fließt zuletzt durch südaustralisches Gebiet der südlichen Meeresküste des Kontinents zu. Er nimmt auf seinem Laufe eine Reihe von Flüssen, namentlich von Norden her, aus Neu-Süd-Wales, in sich auf und drainirt ein Gebiet von 700 000 qkm. Der Fluß ist in der Winter- oder Regenzeit auf ungefähr 1300 km seines Laufes schiffbar.

Das in Angriff genommene Land ist zunächst vom Gestrüpp zu säubern, sorgfältig zu ebnen und über die Wassermarke bei eintretenden Ueberschwemmungen des Flusses zu erhöhen, dann mit 20 Fuß weiten Berieselungskanälen zu durchziehen und mit den nöthigen Pumpwerken und anderen Maschinen zu versehen. Das Ganze wird, zur Abwehr des Einzugs verwilderter Kaninchen, mit einem dichten, tief in den Erdboden eindringenden Drahtnetze umgeben. Ist das Land in dieser Weise kulturfähig gemacht, so wird es in Parzellen von 640 Acres (259 ha) gegen Baar oder in Ratenzahlungen zu festen Preisen an Private verkauft. Die Herren Chaffey halten sich nach ihrer Berechnung überzeugt, durch den Verkauf nicht bloß ihre großen Auslagen zu decken, sondern auch noch ein erhebliches Plus zu erzielen.

Wein- und Gartenbau werden in den beiden Ansiedelungen vorherrschen, und Orangen, Limonen, Feigen, Aprikosen, Nektarinen, Oliven, Maulbeeren, Aepfel, Birnen und andere Früchte in Fülle gewonnen werden. Zur Anweisung und Belehrung der Ansiedler haben die Gebrüder Chaffey vierzig Obstgärtner aus Südkalifornien kommen lassen. Da Australien noch immer an gedörrten und konservirten Früchten jährlich im Werthe von fast einer Million Pfund Sterl. importirt, so kann es an reichlichem Absatz nicht fehlen, so daß sich vom Export vorläufig absehen läßt. Aber auch andere Bodenerzeugnisse stehen in Aussicht, wie Getreide und Futterkräuter, an denen es bei den häufigen Dürren in Australien vielfach mangelt. Bei der großen Ertragsfähigkeit berieselten Landes wird der jährliche Gewinn vom Acre (40,46 Ar) auf 40 bis 100 Pfd. Sterl. veranschlagt.

Die Herren Chaffey haben in den beiden „Irrigation Colonies" eine Stadt vermessen und auch schon Telegraphen und Telephone anlegen lassen. In Mildura existiren bereits eine englische und eine methodistische Kirche, eine Schule, ein Klubhaus, ein Museum mit Bibliothek, eine Bank ꝛc. Ebenso haben die Unternehmer in Mildura sowohl als auch in Renmark auf ihre Kosten eine Ackerbauschule gegründet.

Zwischen den Kolonien Neu-Süd-Wales, der Mutter-, und Viktoria, der Tochter-Kolonie, herrscht bekanntlich seit Jahren eine große Rivalität, wenn nicht gar politische Feindschaft. In der ersteren besteht Freihandel, in der letzteren Schutzzoll. Die erstere arbeitet mit einem Defizit von 2 600 000 Pfd. Sterl. im Budget, die letztere schloß ihr Budget am 30. Juni 1889 mit einem Plus von 1 607 559 Pfd. Sterl. Beide bewachen einander mit schelen Augen. So auch wieder bei Anlegung dieser Berieselungskolonien. Die Regierung von Neu-Süd-Wales behauptet, daß der Murray zu ihrer Kolonie, welche ihr die meisten und wichtigsten Zuflüsse zuführte, gehöre. Sie behauptet übertriebener Weise, daß durch diese Berieselungswerke und andere Anlagen, die sich auf Seiten Viktorias angeblich über 647 472 ha verbreiten sollen, die Schiffahrt auf dem Murray nicht bloß in Stillstand gebracht, sondern daß der Fluß überhaupt drainirt werde. Die Regierung von Neu-Süd-Wales hat infolgedessen ein Inhibiturium an die Gebrüder Chaffey erlassen, welche sich aber, da die Regierung von Viktoria hinter ihnen steht, wohl wenig darum kümmern werden.

H. Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die neuesten Nachrichten von der Expedition des Obersten Pjefzof melden, daß derselbe mit seinen Begleitern am 7. Oktober (n. St.) in Chotan angelangt ist, nachdem er sich zur Kräftigung seiner Lastthiere fast einen Monat lang im Gebirge aufgehalten hatte. Aus Chotan erfolgte schon am 10. Oktober der Abmarsch nach der Oase Nija, in welcher das Winterquartier aufgeschlagen werden soll, und von wo man einen Transitweg nach Tibet durch jenen Theil des Kuenluen, welchen Prshewalski das „Russengebirge" genannt hat, hofft finden zu können. In Tibet gedenkt Oberst Pjefzof dann noch den Sommer des Jahres 1890 zuzubringen; wie und wo der Rückweg zu nehmen sein wird, ist vorläufig noch ganz unentschieden.

— Von einer Reise durch Korea, welche in diesem Sommer ein russischer Generalstabsoffizier, der Oberstlieutenant Webel, ausgeführt hat, werden vorläufig folgende Angaben gemacht. Die Reise begann im Norden von der nahe der russischen Grenze gelegenen Stadt Kygenfu und ging zunächst an der Ostseite des Landes bis zum Hafenorte Gensan, von hier quer nach Westen hinüber zur Stadt Panjang und sodann in der Mitte der Halbinsel nach Süden, bis nach 52 Tagen die Hauptstadt Seül erreicht war. Von dieser begab sich der Reisende nach dem Hafen Chimulpo, wo er den Dampfer bestieg, der ihn nach China brachte. Die Reise wurde zu Pferde ausgeführt, aber von den 10 Pferden, mit denen sie begonnen wurde, kamen nur vier lebendig bis Seül, die übrigen erlagen den Strapazen. Auf der durchzogenen Strecke ist Korea fast waldlos, durchsetzt mit hohen steinigen Bergketten, in deren Thälern Ackerbau getrieben wird. Die steilen, pflanzenarmen, nackten Gebirgshänge machen einen traurigen Eindruck. Das Volk ist arm, seine Behausungen sind enge, schmutzige Lehmhütten. Von Industrie ist nichts wahrzunehmen, das Handwerk wenig mannigfaltig, Viehzucht wird nur in den nördlichen Gegenden betrieben. Von Bergwerksthätigkeit ist gegenwärtig nur eine sehr primitive Art der Goldgewinnung zu erwähnen. Die Bevölkerung ist trotz alledem eine sehr dichte. Webel war von zwei Kosaken und einem Dolmetscher begleitet und fand überall ein artiges und zuvorkommendes Entgegenkommen bei den Behörden, die auch seinen topographischen Aufnahmen keine Schwierigkeiten in den Weg legten. Die russisch-koreanische Grenze trennt zwei Länder, die, ganz abgesehen von ihren Bewohnern, einen höchst frappanten Gegensatz in ihrem landschaftlichen Charakter darbieten: die koreanischen Landstriche kahl und gebirgig, die russischen waldbedeckt, mit schwarzer Erde und mit Wiesen ausgestattet. Man darf nach dieser Probe auf die ausführlicheren Schilderungen des russischen Reisenden gespannt sein.

— Daß Usun-ada als Ausgangspunkt der transkaspischen Eisenbahn nicht richtig gewählt war, stellt sich mehr und mehr heraus. Der Eingang zu diesem Hafen ist nicht nur sehr gewunden und eng (die Breite des Fahrwassers beträgt etwa 42 m), sondern auch seicht. Nur beim sommerlichen Hochwasser erreicht die Tiefe $2^3/_4$ m, im Herbst wenig mehr als 2 m, und bei nordöstlichen Winden fällt sie noch um reichlich $^1/_2$ m. So können natürlich größere Fahrzeuge mit einem Tiefgange von mehr als 2 m für gewöhnlich nicht in den Hafen einfahren, sondern müssen weit entfernt auf offener Rhede aus- und einladen. Dazu kommt, daß die Bahnstation und alle Speicher auf einer ebenso schmalen wie niedrigen Nehrung errichtet sind, wo der Flugsand in beständiger Bewegung ist, so daß z. B. gewisse Gebäude, die im Frühlinge 1886 neu errichtet wurden, schon im Herbste desselben Jahres halb verschüttet waren. Gleichzeitig drohen bei stürmischen Seewinden Ueberschwemmungen durch das Meer, wie bei einer solchen Gelegenheit schon ein mit Baumwolle gefüllter Speicher unter Wasser gesetzt wurde. Endlich fehlt es nicht nur an Raum und Baugrund (schon bei 35 bis 40 cm Tiefe stößt man auf Grundwasser), sondern auch an Süßwasser für den Bedarf einer sich dort ansammelnden Bevölkerung. So wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als den Endpunkt der Bahn nach Krasnowodsk zu verlegen, das, an einer breiten und bis an den Ufersrand ausreichend tiefen Bucht liegend, vortrefflichen Baugrund und genügendes Süßwasser in seinen Brunnen besitzt. Nachdem neuerdings wieder eine höhere Kommission die Verhältnisse an Ort und Stelle geprüft hatte, ist die Zweigbahn nach Krasnowodsk vielleicht schon beschlossene Sache.

— Eine neue ethnographische Zeitschrift wird angekündigt, die wirklich einem längst empfundenen Bedürfnisse entspricht. In welchem Lande bietet sich für das Studium der Völkerkunde in ihren verschiedensten Zweigen reichere Gelegenheit als in Rußland? Vom Weißen Meer bis zum Kaukasus, vom Njemen bis zum Ussuri und Anadir welche Mannigfaltigkeit der Völker, der Sprachen und Dialekte, der Sitten und Rechtsgewohnheiten, der Religionen und Kulturstadien! Auf diesem schier unübersehlichen und unerschöpflichen Felde der Forschung haben sowohl russische wie auswärtige Gelehrte schon längst mit Eifer und Erfolg gearbeitet, aber wenn diese Arbeiten nicht in besonderen Werken erschienen, oder wenn sie geringeren Umfanges waren, so verloren sie sich, wenigstens die russisch geschriebenen, in Zeitschriften oder in Zeitungen der Hauptstädte oder der Provinzen. Ein Centralorgan zur Aufnahme und Sammlung solcher Studien war daher längst für alle, die sich in Rußland mit ethnologischen Studien befaßten, ein anerkanntes Bedürfniß, und diesem sucht nun die Moskauer Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft, der Anthropologie und Ethnographie jetzt abzuhelfen, indem ihre ethnographische Sektion unter Redaktion des Sekretärs derselben, des Herrn N. Jantschuk, eine „Ethnographische Rundschau“ (Ethnografitscheskoje Obosrianje) zuerst nur als Vierteljahrsschrift — die sich indeß bei reger Theilnahme bald in eine Monatsschrift zu verwandeln hofft — herauszugeben gedenkt. Wünschen wir dem neuen, verdienstvollen Unternehmen ein fröhliches Gedeihen!

— In Indien herrscht die eigenthümliche Sitte der Regenwetten. Diese Wetten werden auf folgende Weise betrieben: Sobald eine Regenwolke sichtbar wird, versammelt sich eine Menge sichtlich aufgeregter Leute, die hin- und herlaufen, auf die Dächer klettern und unter lebhaften Gesten den Himmel beobachten. Es sind dies die „Sutta“ oder Regenspekulanten. Sie haben eine förmliche Börse, nach der sie sich alsbald begeben. Auf dem Dache derselben befindet sich eine Rinne, welche acht „sur“ Wasser enthält. Wird diese Rinne von Regenwasser dermaßen gefüllt, daß sie überläuft und durch eine Leitung in den Hof abfließt, so ist die Wette dadurch zu gunsten derer, welche Regen prophezeit haben, entschieden. Die Wetten werden in einem Buche eingetragen, und es wird dafür eine Abgabe von einem Piee per Rupie erhoben. Die Beträge werden mit großer Pünktlichkeit gezahlt, und sind in Kalkutta in der Regel nicht groß, während in Bombay Tausende von Rupien auf den Regen gewettet werden. Die Spieler sind meist Geldwechsler und wohlhabende Leute, die sich gegenseitig kennen und eine förmliche Klasse für sich bilden.

Afrika.

— Zu unserer lebhaften Freude scheint sich die Nachricht von der Niedermetzelung der deutschen Emin-Pascha-Expedition nicht zu bestätigen. Der Führer ihrer Nachhut, Herr Borchert, meldet vielmehr aus Tokomoni: „Die Somalis zersprengten die englische, nicht die deutsche Expedition. Peters und Genossen sind wohl auf und errichteten eine befestigte Station am Kenia. Depeschen, betreffend die Einstellung der Expedition wegen der Rückkehr Emin's besitzend, werde ich Peters in Eilmärschen am Kenia, eventuell am Baringo-See einholen.“

— Zwei längere Briefe Stanley's an den Vorstand des englischen Emin-Pascha-Entsatz-Komitees, datirt aus der Araberniederlassung Kafurro (westlich vom Viktoria-Nyanza-See) unter dem 5. August 1889, und aus Kizinga (in Uzinza) unter dem 17. August 1889, enthalten weitere Einzelnheiten über den Verlauf der denkwürdigen Emin-Pascha-Expedition, während ein dritter Brief an die Londoner Geographische Gesellschaft sich über die geographischen Entdeckungen, die dabei gemacht worden sind, ausspricht. Die Briefe knüpfen unmittelbar da an, wo die Ende August und Anfang September 1888 vom Aruwimi abgesandten Briefe (Vergl. „Globus“, Bd. 55, S. 266 ff. und 284 f.) abbrechen. Auf

den Inhalt gedenken wir in einer der nächsten Nummern ausführlich zurückzukommen.

Australien und Polynesien.

— Professor A. C. Haddon hat in dem vergangenen und dem laufenden Jahre die Inseln der Torresstraße einer eingehenden Durchforschung in zoogeographischer und ethnologisch-anthropologischer Hinsicht unterzogen. Insbesondere hat er auf Thursday-Island Mabuiag (Jervis-Island) und Mer (der größten unter den Murray-Inseln) längeren Aufenthalt genommen. Mit reichen Sammlungen ist er hierauf vor kurzem nach Dublin zurückgekehrt.

— Die Statistik der Selbstmorde in den australischen Kolonien ergiebt als Mittel aus den letzten 14 Jahren für Viktoria 11,4, für Neu-Süd-Wales 9,1, für Queensland 13,2, für Südaustralien 8,9, für Tasmanien 5,3 und für Neu-Seeland 9,0 auf je 10 000 der Bevölkerung. Vergleichen wir damit andere Staaten, so stellt sich die jährliche Rate der Selbstmorde in Oesterreich auf 21,2, in Frankreich auf 15,7, in Deutschland auf 14,3, in Preußen auf 13,3, in Schweden auf 8,1, in England auf 6,91, in Italien auf 3,7, in Rußland auf 2,9 und in Spanien auf nur 1,4 auf je 10 000 der Bevölkerung. H. G.

— Der Außenhandel Tahitis liegt ähnlich wie derjenige anderer Südsee-Archipele in bedenklicher Weise darnieder. 1887 bezifferte er sich auf 4,3 Mill. Mark, 1888 aber nur auf 4,1 Mill. Der Export sank von 2 Mill. Mark auf 1,5 Mill., besonders weil die Baumwollen- und Zuckerkultur erheblich zurückging. Der Export erstreckt sich außer auf die beiden genannten Gegenstände namentlich auf Kopra, Perlmutter, Vanille und Orangen, und richtet sich vorwiegend nach den Vereinigten Staaten (30 Prozent), nach Frankreich (29 Proz.), nach Großbritannien (16 Proz.), nach Australien und Neuseeland (10 Proz.) und nach Deutschland (10 Proz.).

Bücherschau.

— E. Hammer, Nullmeridian und Weltzeit. Heft 43 und 44 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen". 68 S. Hamburg 1888. — Dieses Werkchen ist ein werthvoller Beitrag zur Lösung zweier Aufgaben, welche für Wissenschaft und Weltverkehr gleich wichtig sind: die erste ist die allgemeine Einführung eines Anfangsmeridians, von welchem aus alle geographischen Längen zu rechnen sind, die zweite die Einführung einer einheitlichen Zeitzählung, also einer sogenannten Weltzeit. Der Verfasser giebt zuerst eine kurze Uebersicht über die Geschichte des Anfangsmeridians und über die auf „Längen-Unifikation" gerichteten Bestrebungen. Obwohl der Nullmeridian von Ferro mannigfache Vortheile darbietet (insbesondere scheidet er sehr gut Alte und Neue Welt), so ist er doch wissenschaftlich unhaltbar. Er ist längst schon zum bloßen Zählmeridian herabgesunken, seitdem man voreiliger Weise annahm, der Längenunterschied zwischen Paris und Ferro betrage genau 20 Grad. Geschah auch die Zählung nominell noch meist nach Ferro, so war doch in der That Paris der Ausgangspunkt der Zählung. Der Verfasser verwendet sich mit Recht für den Nullmeridian von Greenwich, der schon jetzt fast in der ganzen civilisirten Welt als der nautische Universal-Nullmeridian betrachtet wird, und in der Geographie als Anfangsmeridian in den letzten Jahren mehr und mehr zur Anerkennung gelangt ist. Auch haben alle gelehrten Versammlungen, welche sich neuerdings mit dieser Frage beschäftigten, den Greenwicher Meridian als Nullmeridian empfohlen. — Eine Vereinheitlichung der Zeit erscheint besonders wünschenswerth seit der großartigen Entwickelung des Eisenbahn- und Telegraphenverkehrs. Wie unbequem in dieser Beziehung gegenwärtig noch die Verhältnisse für den Reisenden liegen, läßt sich am besten aus folgendem Beispiele ersehen, das wir dem Werke entnehmen. Ein Reisender, der auf kürzestem Wege von London nach Indien reist, hat am Anfang seiner Reise Greenwicher Zeit; er trifft in Calais auf Pariser, an der italienischen Grenze auf römische Zeit. Auf dem Schiff in Brindisi tritt Schiffszeit ein, in Alexandria ägyptische Eisenbahnzeit, in Suez wieder Schiffszeit, die (mit täglicher Veränderung) bis Indien beibehalten wird. Bei der Ankunft in Bombay erwarten den Reisenden wieder zweierlei Zeiten: lokale Zeit von Bombay und indische Eisenbahnzeit (für ganz Vorderindien die Zeit von Madras). In welcher Weise die Vereinheitlichung der Zeit auszuführen sei, darüber ist bis jetzt noch keine Uebereinstimmung erzielt. Die einen fordern die Einführung von sogenannten Nationalzeiten, die anderen die Benutzung von Regionalzeiten; eine dritte Partei endlich wünscht die Herstellung einer Weltzeit. Die Einführung von Nationalzeiten war in denjenigen Staaten leicht zu bewerkstelligen, welche nur wenige Längengrade umfassen, also in Belgien, den Niederlanden, in der Schweiz, in Bayern (außer der Rheinpfalz), in Württemberg und in Baden. Hier hat man fast überall die Ortszeiten zu Gunsten der Bahnzeit, d. h. der Zeit der Hauptstädte, aufgegeben. Auch England, Frankreich, Spanien, Italien, Schweden, Japan, Vorderindien u. a. Staaten benutzen längst im Eisenbahndienst solche Nationalzeiten. Zur Herstellung der Regionalzeiten werden meridionale Stundenstreifen (von je 15 Grad Längenunterschied) gebildet, und die Zeit des Mittelmeridians wird als Normalzeit innerhalb des ganzen Streifens gebraucht. Diese Einrichtung würde bewirken, daß Minuten und Sekunden auf der ganzen Erde stets übereinstimmen; nur die Stundenzahl würde in den verschiedenen Stundenstreifen von einander abweichen. Die Regionalzeiten sind besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Gebrauch, würden aber in Europa (Rußland ausgenommen) kaum durchführbar sein. Noch tiefere Eingriffe in das bürgerliche Leben würde die Einführung einer Weltzeit hervorrufen. Für jeden Ort, der nicht dem Nullmeridian nahe liegt, würden dann zwei wesentlich verschiedene Zeiten in Betracht kommen: die Weltzeit und die Ortszeit, welche beiden sich um ein unveränderliches Zeitmaß von einander unterscheiden. Natürlich würden die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens immer nach dem Gange der Sonne und somit nach der Ortszeit verrichtet werden; daneben aber würde für den großen Weltverkehr der Gebrauch einer Weltzeit bedeutsame Vortheile bieten. Freilich müßte erst unter den Kulturvölkern der Erde die erforderliche Einigung erzielt werden. — Wir können dieses klar und fesselnd geschriebene kleine Buch jedem empfehlen, der sich für die wichtigen Zeitfragen interessirt, zumal dasselbe auch die neuesten hier in Betracht kommenden Bestrebungen erwähnt und in treffender Weise kritisch beleuchtet. G. L.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LVI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1889.

Reiseeindrücke und Studien aus Mexiko.

Von Dr. Emil Deckert.

VII. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit einem hypsometrischen Profil und zwei Abbildungen.)

Die nähere und fernere Umgebung der Stadt Mexiko bietet dem reisenden Geographen und Geologen eine außerordentliche Fülle verlockender Objekte für seine Beobachtungen und Studien.

Vor allen Dingen sind es natürlich die Wirkungen des klassischen Vulkanismus der Gegend, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden. Treten ihm dieselben doch auf jedem Schritte und Tritte entgegen, und ist doch im Grunde genommen die ganze Eigenart des weiten Hochthales von Anahuac und seiner Umrandung darauf zurückzuführen. Der Riesenvulkan Popocatepetl, im Südosten von Mexiko, entwickelt in seinem Hauptkrater noch heute eine lebhafte Solfatarenthätigkeit, so daß die daselbst befindlichen Schwefellager, die bis vor kurzem wirthschaftlich ausgebeutet wurden, sich noch beständig wieder ergänzen, und er bekundet dadurch, daß die Zeit seiner letzten Lava- und Ascheneruptionen nicht so sehr lange hinter uns liegen kann. Am Fuße des Ajusco, in einem Abstande von kaum 10 km von der Stadt, breitet sich ferner das große Lavafeld des Pedregal aus, das aus einem Seitenkrater dieses Berges herausgeflossen sein muß, und das nicht sehr viel älter sein kann als die Aztekenzeit. Wie könnte sonst seine Lava so frisch aussehen, und wie könnten deren schwarze Schollen und Wellen sonst so völlig unbekleidet von Vegetation und so völlig unberührt von den Denudationswirkungen der Atmosphärilien daliegen! Sehr jungen geologischen Alters dürfte auch die Kette niedriger vulkanischer Höhen sein, durch die das Becken des Chalco- und Xochimilco-Sees von demjenigen des Texcoco-Sees abgedämmt worden ist, sowie die isolirten Kegel, die sich unmittelbar an den Rand des Texcoco-Sees erheben. Bei einem der letzteren — dem Peñon de los Baños, der nur 4 km von der Stadt entfernt ist, und dem eine heiße Quelle entströmt — hat man in dem vulkanischen Tuffe sogar menschliche Schädel- und Knochenreste eingebettet gefunden. Weiter zurück sind wohl die Ausschüttungen des Ixtaccihuatl, des Telapon, des Xaltepec, des Gebirges von Guadelupe [1]) und der Montañas de las Cruces zu datiren, deren Basaltsäulen und Andesitmassen aller Wahrscheinlichkeit nach in der Hauptsache bereits während der Tertiärzeit entstanden sind, und deren Thätigkeit man heute am ehesten als erloschen betrachten darf. Das letztere von dem Popocatepetl und Ajusco anzunehmen, wäre angesichts der Erfahrungen, die man an dem Vesuv gemacht hat, unvorsichtig, und Alexander von Humboldt durfte von dem Ajusco gar wohl annehmen, daß er der Stadt Mexiko noch einmal sehr gefährlich werden könnte. Man denke nur an das Pedregal! Wie unendlich verschiedenartig müssen aber die vulkanischen Ausbrüche der verschiedenen Zeiten gewesen sein, um zu

[1]) Bei Guadelupe bricht auch eine Therme aus dem Gestein hervor, die sich des Rufes großer Heilkraft erfreut. Die Temperatur derselben beträgt aber nur 21,5° C., während diejenige der Peñon-Quelle 44,5° ist. Vergl. A. Garcia Cubas, Cuadro geografico de los estados unidos Mexicanos (Mexico 1885), p. 129.

einer so wunderbaren Vielgestaltigkeit des Reliefs zu führen, wie wir es rund um die Stadt Mexiko herum gewahren! Und welch buntem Wechsel muß die Lage der Spalten und Schlote unterlegen haben, aus denen die Auswürflinge emporbrangen! Die Theorien über die Anordnung der Vulkane können kaum irgendwo in der Welt einen besseren Prüfstein finden, wie hier. Der Popocatepetl (5425 m) und Iztaccihuatl (4900 m) bilden zusammen mit dem Telapon (3300 m) und Xaltepec eine schöne nordsüdlich gerichtete Linie im Osten von Mexiko, und ähnlich thun es auch die Montañas de las Cruces im Westen der Stadt, die „Serrania" des Ajusco sowie die Vulkanreihe von Reyes (im Norden des Chalco-Sees) und die Vulkangruppe von Guadelupe lagert sich aber quer zwischen beide Linien hinein, und aus dem Gewirr der übrigen ist es fast unmöglich, irgend eine Ordnung herauszulesen.

Interessant sind ferner auch die Umwandlungen, welche unter dem Einflusse der Atmosphärilien mit den vulkanischen Massen vor sich gegangen sind, und welche noch täglich vor unseren Augen mit ihnen vor sich gehen. Das mexikanische Plateauklima mit seinen starken Wechseln von Hitze und Kälte und mit seiner ewigen Folge von vollkommener Ausdörrung und gründlicher Durchfeuchtung besitzt vor allen Dingen eine große Verwitterungskraft, und dadurch begünstigt es ganz ungemein jene physikalischen und chemischen Prozesse, welche zu den verschiedenartigen Metamorphosen und Neubildungen in den Spalten und Klüften der Gesteine führen. Namentlich aber bewirkt es dadurch eine Abtragung und Umlagerung der oberflächlichen Schichten in sehr gewaltigem Maßstabe. Die vulkanischen Bomben und Lapilli sowie die Lavaschollen und Tuffmassen, welche seiner Zeit aus den zahllosen Kratern der Umrandung des Thales von Anahuac an das Tageslicht gelangten, wurden und werden durch die angegebenen Verwitterungsagentien in sehr energischer Weise ausgelaugt und kleingerieben, und Wind und thalwärts eilendes Regenwasser reißen dann den feinen Staub sowie auch die gröberen Körner mit sich fort, um sie anderwärts wieder abzusetzen. Zu einem großen Theile geschieht das letztere natürlich in der Randgegend des Thales von Anahuac, unmittelbar am Fuße der Berge, zu einem sehr beträchtlichen Theile gelangen die Schuttmassen aber auch in die Seen inmitten des Thales, und es vollzieht sich an denselben infolgedessen ein rapider Auffüllungs- und Ausfüllungsprozeß. So sehen wir den vulkanischen Gesteinen in dem Thale selbst allerwärts jüngere, sekundäre Bildungen aufgelagert — ein eigenthümliches feinkörniges

Hypsometrisches Profil des Thales von Anahuac und seiner Seen.

Horizontale Abstände in km, vertikale in m.

Conglomerat, das die Mexikaner Tepetate nennen, und das vielfach als Baumaterial verwendet wird, sowie Kalkstein, Mergel, Thon, Lehm ꝛc. —, und in den Seen beobachten wir, wie sich mehr und mehr Schlammbänke bilden, und wie die ufernahen Inseln allmählich landfest werden. Eine sehr eigenthümliche Erscheinung, die mit der Auffüllung der Seen zusammenhängt, sind die sogenannten Chinampas — schwimmende Inseln aus unter einander verflochtenen Pflanzenwurzeln und Staubmassen, die auf dem Wasser hin und her treiben, oder die auch wohl von den Menschen, die auf ihnen wohnen und sie bebauen, vermittelst langer Stangen bald hierhin bald dorthin gesteuert werden. Die Vegetation ist ja auch hier überall wo süßes Wasser vorhanden ist, eine außerordentlich üppige, und die Staubmassen, die der Wind zwischen den Wuchs der Wasserpflanzen hineinlagert, bilden daraus allmählich eine fest zusammenhängende oberflächliche Schicht. Wenn dann während der Regenzeit der Wasserstand ein höherer wird, so wird diese Schicht emporgehoben und unter Umständen ganz von der Verankerung, welche durch die tiefer in den Schlamm des Grundes hinabgehenden Wurzeln gebildet wird, losgerissen. Auf den in dieser Weise entstandenen Chinampas wird vielfach eine schwungreiche Gartenkultur betrieben, und an der Versorgung der Stadt Mexiko mit Blumen, Früchten und Gemüsen sind dieselben von den Zeiten der Azteken her sehr stark betheiligt. Ganz überdeckt mit solchen schwimmenden Gärten sind die Seen im Süden von Mexiko — der Chalco- und Xochimilco-See — und auf dem Kanale der sogenannten „Viga", der sie mit der Stadt verbindet, werden die Erzeugnisse derselben von den Indianern in Booten zu Markte gebracht. Daß der von dem Winde emporgewirbelte Staub ein kaum zu überschätzender Faktor bei der Bodenumgestaltung auf dem Plateau von Anahuac ist, geht unter anderem aus dem Umstande hervor, daß die Schneegipfel des Popocatepetl und Iztaccihuatl auch in Zeiten, in denen von Wolkenbildung keine Rede sein kann, den Blicken der Bewohner Mexikos oft wochenlang in einer dicken Dunstatmosphäre verborgen bleiben. Sogenannte „Remolinos" (Staub- und Sand-Tromben) aber sind auch in der Umgebung der mexikanischen Hauptstadt eine wohlbekannte Erscheinung.

Die Erosionswirkungen des fließenden Wassers kommen einem am klarsten zum Bewußtsein in den tief in den Felsen eingeschnittenen Barrancas jenseits von Tacubaya und San Angel, welche zwar während der Trockenzeit keinen Tropfen Feuchtigkeit enthalten, in denen aber während der Regenzeit Wildströme von 8 bis 10 m Tiefe dahin stürmen. Am Rande derselben hat die Uebereinanderlagerung von Tepetate

und Kalkstein zur Entstehung zahlreicher kleiner Höhlen Anlaß gegeben.

Um einen Einblick in den großen natürlichen Mechanismus zu gewinnen, von dem das Thal von Anahuac beherrscht wird, und von dem auch das Wohl und Wehe der mexikanischen Hauptstadt in einem hohen Grade abhängig ist, sind wiederholte Ausflüge nach den angedeuteten Punkten unerläßlich. Ganz besonders lehrreich und lohnend fanden wir in dieser Beziehung aber auch die Rundsichten, welche die Höhen von Chapultepec und Guadelupe, und besser und umfassender noch die Thürme der hauptstädtischen Kathedrale über die Gegend gewähren. Indem wir uns in ihre Betrachtung versenken, können wir das, was uns die Detailstudien gelehrt haben, gewissermaßen rekapituliren und vervollständigen, und zugleich auch durch ein geistiges Band zu einer Einheit verknüpfen. Wir laden unsere freundlichen Leser daher ein, uns zum Schlusse noch auf die zuletzt genannte hohe Warte zu begleiten und mit uns zusammen von derselben Umschau zu halten.

Das Erste, was uns zu Theil wird, wenn wir aus dem Dunkel der prächtigen Kirche zu der lichten und luftigen Höhe emporgestiegen sind, ist natürlich ein hoher ästhetischer Genuß. In den Säulengängen unter unseren Füßen, vor den Altargemälden eines Baltazar de Echave und eines Simeon de Planes und inmitten des Meßglockengeläutes und Weihrauchduftes eines mexikanischen Osterfestes haben wir ja einen solchen Genuß auch bereits empfunden, wie käme er aber demjenigen gleich, den der Ausblick von den Kathedralenthürmen gewährt! Wo in der Welt hätten wir ein herrlicheres Panorama geschaut! Wir fühlen uns auch hier in einem Tempel, aber in einem Tempel, der unendlich gewaltiger und hehrer ist, als der von Menschenhänden gemachte. Seine stolzesten Säulen bilden die Schneegipfel des Popocatepetl und Ixtaccihuatl, und als sein Gewölbe ruht auf diesen sowie auf hundert anderen der wolkenlose mexikanische Himmel. Es liegt eine große religiöse Weihe in dem Bilde, und wieder will es uns erscheinen, als ob der ausgesprochen religiöse Zug in dem älteren und neueren Kulturleben Mexikos recht wohl geographisch zu erklären sei. Insbesondere scheint uns das große menschliche Gemeinwesen, das sich unmittelbar zu unseren Füßen ausbreitet, und aus dessen regelmäßigen Häuserreihen sich zahlreiche stattliche Kirchen- und Klosterbauten als Marksteine herausheben, in einer sehr merkwürdigen Harmonie mit seiner weihevollen Bergumrahmung zu stehen.

Doch damit haben wir bereits das Stadium des bloßen Genießens und Bewunderns überschritten, und wir sind hineingelangt in die Reihe von Reflexionen, die sich für den Geographen an eine solche Rundsicht anknüpft. Unwillkürlich spinnt sich dieselbe weiter und weiter fort, indem wir stundenlang auf dem erhabenen Standpunkte verweilen, und darauf hin und her schreitend, bald die eine bald die andere Seite der Aussicht mit und ohne Feldstecher prüfend mustern. Unser Blick gleitet von den weißen Häuptern der Riesenvulkane auf die spärlich bewaldeten blauen Rücken und Hänge darunter, und von diesen hinweg über die weite Ebene mit ihren glänzenden Seenspiegeln, und wir bestreben uns dabei, das gewaltige Naturobjekt so viel als möglich zu analysiren. Wir denken wieder ein wenig über die vulkanischen Kräfte nach, die dieses ganze Wunder schufen, doch darüber wollen wir hier nicht noch einmal reden. Mehr und mehr bleibt unser Auge aber auf einer Stelle haften, die wir als einen häßlichen Schandfleck in dem schönen Bilde bezeichnen müssen. Es ist der Texcoco-See und seine Uferlandschaft — eine gelbgraue, pflanzenlose Fläche, die grell von den dunkelblauen Bergen und von den grünen Fruchtgefilden und Baumreihen gegen Tlalnepantla, Tacubaya und Xochimilco hin absticht. Angesichts ihrer kommt es uns noch deutlicher als in den übel duftenden Straßen der Stadt zum Bewußtsein, was für ein Fluch im Grunde genommen auf dem Thale von Anahuac ruht, indem es ähnlich wie die früher von uns geschilderten Gegenden Nord-Mexikos keinen Abfluß zum Meere besitzt. Die schönen Vulkanberge bilden rund herum einen Wall, den zu durchbrechen die Summe der in das Thal herabfallenden und von den Höhen herabrinnenden Niederschläge nicht ausreicht, und infolgedessen ist der Texcoco-See das letzte Receptaculum alles Wassers in demselben, damit aber zugleich auch das letzte Receptaculum alles dessen, was das Wasser an Zersetzungsprodukten des Gebirges und an Ausscheidungsstoffen der Großstadt Mexiko mit sich führt. Hierdurch besitzt der See aber Eigenschaften, die ihn zu einer Quelle großer Uebel für seine gesammte Nachbarschaft machen.

Einmal durchtränkt er mit seiner salzigen Fluth — dieselbe enthält namentlich einen hohen Betrag von kohlensaurer Soda und von Salpeter — weithin den Boden, und dieser letztere spottet infolgedessen jedem Anbauversuche, den man auf ihm anstellt. Er trägt nicht Baum, nicht Strauch, nicht Gras, nicht Kraut, und statt einer reichen Kulturoase dehnt sich deshalb im Osten der mexikanischen Hauptstadt eine armselige, in der Trockenzeit mit weißen Salzausblühungen bedeckte Wüste aus. Man würde sich also eine gründlich falsche Vorstellung von dem Texcoco-See machen, wenn man dabei an einen von reichen Wein- und Fruchtgeländen umgebenen Alpensee denken wollte.

Sodann füllt sich der See in der Regenzeit von den umgebenden Bergen her regelmäßig mit einem Uebermaße von Wasser, und er überschwemmt damit die Straßen der Stadt zuweilen bis Mannshöhe, sowie auch die ganze Umgebung derselben. Dieses Uebel ist uralt, aber es scheint, als ob sich dasselbe im Laufe der letzten Jahrhunderte noch beständig gesteigert habe — sei es durch das unzweckmäßige Eingreifen der Menschen, sei es durch eine mittlerweile eingetretene Veränderung der Naturverhältnisse. Als die spanischen Conquistadoren in das Land eindrangen, fanden sie die Aztekenstadt bekanntlich in einem permanenten See stehen — als ein ziemlich vollkommenes neuweltliches Venedig. Dadurch, daß die neuen Herren des Landes namentlich im Norden des heutigen Texcoco-Sees hohe und starke Dammbauten errichten ließen, und daß sie auf solche Weise den kleinen Cristobal- und Xaltocan-See, sowie den noch weiter nördlich gelegenen Zumpango-See verhinderten, ihre Wassermenge frei in den Texcoco-See zu ergießen — dadurch wurde dieser permanente See künstlich in einen periodischen See verwandelt. Während des „tiempo de seca“ lag die Hauptstadt nunmehr trocken, und nur während des „tiempo de agua“ stand sie nach wie vor in dem nassen Elemente. Während aber früher in dem Leben der Bevölkerung Alles auf das amphibische Dasein eingerichtet war, so ist dies heute nicht mehr der Fall, und während früher das Wasser ziemlich süß war und sich ganz gut zur Befruchtung von Nutzpflanzen gebrauchen ließ, so hat sich dasselbe heute in eine ziemlich konzentrirte Salzlösung verwandelt, die nur ätzend und zerstörend auf die Pflanzen wirkt, und die sich nur während der Regenzeit zeitweise etwas verdünnt. — Zugleich haben sich aber in den Jahrhunderten, die seit Cortez und Montezuma vergangen sind, auch mancherlei natürliche Veränderungen an dem Thale von Anahuac vollzogen, die für die Hydrologie desselben von hohem Belange sind. Die Wassermassen, die seither von den Kalkstein- und Basaltbergen im Norden des Plateaus herabgeflossen sind in den Zumpango-See, sowie in den Xaltocan- und Cristobal-See, und aus diesen letzteren in den Texcoco-See, — diese Wassermassen haben, wie bereits angedeutet wurde, außer kohlensaurer Soda und anderen Salzen auch große Massen von Gebirgsschutt mit herabgeführt in die Seen, und sie

haben namentlich die Becken der drei erstgenannten Seen dadurch allmählich viel seichter und enger gemacht, so daß dieselben zur Regenzeit trotz der erwähnten Dämme ihren Inhalt überfließen lassen und immer bedrohlichere Ueberschwemmungen in der Thalebene verursachen. — Auch der Boden und der Spiegel des Texcoco-Sees scheinen heute wesentlich höher zu liegen als in früheren Jahren, und auch infolgedessen treten seine Hochfluthen gegenwärtig viel leichter und ungestümer auf als früher. Alexander von Humboldt (1803) giebt die Höhe des Spiegels unter dem Straßenpflaster der Hauptstadt auf reichlich vier Fuß an, Joseph Burkart (1825) auf $3^2/_3$ Fuß, und heute liegt derselbe kaum noch einen Meter darüber. Erscheint die Hauptstadt auf diese Weise nicht im Begriffe, sich von neuem in ein Venedig zu verwandeln? Sobald die Fluth, die höher und höher an ihre Häuser herantritt, eine stark konzentrirte Salzlösung bleibt, so dürfte dies kaum zu ihrem Heile sein. — Ein ganz ähnlicher Ausfüllungsprozeß wie an den bereits genannten Seen vollzieht sich auch an den im Süden von der Hauptstadt gelegenen Süßwasser-Seen von Xochimilco und Chalco, die von dem Popocatepetl und Ixtaccihuatl, sowie von dem Ajusco her gespeist werden — also von viel gewaltigeren Bergriesen wie die Seen im Norden — bei den Texcoco-Ueberschwemmungen kommen dieselben aber trotzdem viel weniger in Betracht. Durch ihre ganze komplizirte Bauart und durch ihre Erhebung in die Region des ewigen Schnees hat die Gebirgsgegend im Süden ein viel sanfteres und besser geordnetes hydrologisches Regime, könnte man vielleicht sagen, und außerdem sind die Becken des Xochimilco- und Chalco-Sees auch geräumiger, und fähiger, eine größere Wassermenge zu fassen und zurückzuhalten. — Die Frage, ob auch das Klima über dem Thale von Anahuac ein anderes geworden sei, ob die Gewittergüsse der Regenzeit gegenwärtig heftiger und reichlicher niedergehen als

Die Stadt Mexiko und ihre Gebirgsumrahmung. (Aussicht von der Kathedrale.)

vordem, ob die Dürrezeit dagegen anhaltender und strenger auftrete, und ob das veränderte hydrologische Regime vor allen Dingen eine Folge sei von dem veränderten meteorologischen Regime — diese Frage läßt sich an der Hand der Daten, die uns voliegen, nicht beantworten. Dagegen versteht es sich ganz von selbst, daß durch den Auffüllungsprozeß, dem die sechs Seen des Thales von Anahuac ausgesetzt sind, auch das ganze Verhältniß dieser Seen zu einander eine wesentliche Veränderung erfahren mußte. Heute liegt der Zumpango-See angeblich 6 m über dem Texcoco-See, der Xaltocan- und Cristobal-See 3,5 m und der Xochimilco- und Chalco-See 3 m, während ältere Angaben für den Zumpango-See auf 26 Fuß und für den Xaltocan- und Cristobal-See auf $12^2/_3$ Fuß lauten. Die Tiefe des Texcoco-Sees beträgt gegenwärtig bei Niederwasser auch an den tiefsten Stellen nur 0,6 m.

Noch einer dritten Eigenschaft des Texcoco-Sees haben wir aber zu gedenken, indem wir von den Kathedralenthürmen aus das Thal von Anahuac wie eine zu unseren Füßen ausgebreitete Landkarte überschauen; und wenn durch irgend eine Eigenschaft, so erscheint uns der See durch diese wie von einem bösen Geiste beseelt, der unaufhörlich darauf sinnt, die Menschen und ihr Kulturleben in seiner Nähe zu verderben. Auch das gesammte Kloakenmaterial, das von einem 300 000 Seelen zählenden Gemeinwesen ausgesondert wird, findet zusammen mit dem abfließenden Wasser sein letztes Rezeptaculum in dem See, soweit dasselbe nicht infolge des geringen Gefälles in dem Grundwasser verharrt, das von dem See her den Boden, auf dem die Stadt steht, durchsickert. Daraus erklärt sich der Typhus-Hauch, der die Straßen in einer für den Fremden unausstehlichen Weise erfüllt, und dadurch ist der Texcoco-See — zusammen mit seiner unterirdischen Fortsetzung nach Westen hin — eine wahre Pestquelle für die Hauptstadt. Natürlich vollzieht sich an den Auswurfsstoffen allmählich der Prozeß der Nitrifikation — dem der Boden am See seinen hohen

Salpetergehalt verdankt —, aber derselbe geht nicht rasch genug vor sich. Bei den alljährlichen Ueberschwemmungen tritt natürlich auch das Grundwasser überall in den Straßen zu Tage, und dann steht die Stadt eigentlich nicht in Wasser, sondern in — Eau de fumier. Von unserer anfänglichen Illusion, als befänden wir uns in der mexikanischen Hauptstadt inmitten eines Thales der Glücklichen, kommen wir durch solche Betrachtungen wohl gründlich zurück.

Unwillkürlich fragen wir uns aber, ob es denn kein Mittel giebt, Mexiko und sein schön umrahmtes, mit einem ewigen Frühlinge gesegnetes Thal von den angegebenen Uebeln zu befreien. Die drei Hauptübel — die Salzdurchtränktheit der Texcoco-Gegend, die bedrohlichen Ueberschwemmungen und die gesundheitsschädlichen Aushauchungen des Bodens — müßten natürlich schwinden, wenn man dem Texcoco-See einen Abfluß schaffen könnte, und thatsächlich hat man sich mit diesem Problem auch schon seit lange beschäftigt. Daß man es gelöst habe oder auch nur seiner Lösung nahe gekommen sei, läßt sich aber nicht behaupten. Weil man in erster Linie die beständige Ueberschwemmungsgefahr bekämpfen zu müssen glaubte, so richtete man seine Aufmerksamkeit vor allen Dingen auf die Seen im Norden, von denen her erwiesenermaßen immer die Hauptfluth auf die Hauptstadt niederströmt. Man glaubte das Uebel bei seiner Wurzel anzufassen, wenn man den bedeutendsten Zufluß des Zumpango-Sees — den Rio de Cuautitlan — in ein anderes Bett zwänge und nach dem Rio Moctezuma (Panuco) ableitete, und so entstand bereits im Jahre 1607 durch den Ingenieur Enrique Martinez der bereits erwähnte „Tajo de Nochistongo", dem entlang wir in das Thal von Anahuac einfuhren. Die 15 000 Indianer, die diesen künstlichen Abzugskanal herstellten, hatten in dem mürben Gestein auch nicht gerade sehr harte Arbeit. Noch weniger schwierig war es aber in der Zeit der Regen den durchströmenden Wassermassen, das Gestein zu bearbeiten und mit sich fortzureißen. Die Decke des Tunnels, durch den der Kanal ursprünglich auf einer längeren Strecke führte, stürzte durch ihre Wirkung bereits nach wenigen Jahren zusammen, und ebenso bröckelten auch die Wände hinunter, und zeitweise war das Cuautitlan-Wasser durch die vollständige Verstopfung des Tajo de Nochistongo gezwungen, seinen alten Weg nach dem Texcoco-See zu nehmen. —

Die Ebene im Westen der Stadt Mexiko.

Man hat danach — zur Zeit des Martinez ebensowie später — unendlich viel an dem Kanal herumgebessert, man hat ihn verbreitert, man hat ihn vertieft, aber man ist jederzeit fern geblieben von dem Ziele, das man erreichen wollte. Die Ueberschwemmungen, die die Stadt heimsuchten, waren zum Theil sogar schlimmere als vorher, — so daß man in sehr unberechtigter Weise von verschiedenen Seiten die vollkommene Wiederzuschüttung des Kanales verlangte. Es bietet dies nur ein Beispiel zu dem bekannten Schlusse: „Post hoc, ergo propter hoc". Uebrigens spielte aber auch in die Nochistongo-Frage von jeher die ganze politische und wirthschaftliche Misère hinein, an der Mexiko so lange gekrankt hat. Einen energischen Anlauf, die Frage von Grund aus zu lösen, nahm im Jahre 1830 der Oberst Don José Rincon, aber die Ausführung der Vorschläge

dieses Mannes scheiterte schließlich an den Kosten. Alles in Allem soll „der Tajo de Nochistongo“ bereits die stattliche Summe von 6 1/5 Millionen Pesos (ca. 25 000 000 Mk.) verschlungen haben. — Daß der eben genannte Kanal eine vollkommene Erlösung von den in Frage stehenden Uebeln auch selbst dann nicht gebracht haben würde, wenn er sich besser erhalten hätte, brauchen wir nicht weiter auseinanderzusetzen. Dieser Erkenntniß dankt aber ein anderes Kanalprojekt seinen Ursprung, das von Anfang viel gründlicher und größer angelegt war, dessen Ausführung aber noch immer in ihren ersten Anfängen steckt, obgleich man schon mehrere Jahrzehnte damit beschäftigt ist. Wir meinen das Projekt des Tequisquiac-Kanales, durch den das ganze Wasser im Norden des Texcoco-See gezwungen werden soll, gerade umgekehrt zu fließen, als es bisher gewöhnt war. Der Texcoco-See soll sich danach in den Cristobal-See und dieser in den Xaltocan-See ergießen, und die Sohle des künstlichen Rinnsales, durch das dies geschehen soll, soll auch bei Zumpango noch 18 m tiefer liegen als das Straßenpflaster der Stadt Mexiko. Wann wird dieser Kanal aber fertig werden, und werden nicht auch bei ihm die übermächtigen mexikanischen Naturkräfte noch manchen schlimmen Querstrich durch die schöne Rechnung machen? Insofern als er nur einen Theil des Problems zu lösen versuchte, sah ja der Plan des alten Martinez eigentlich anfangs auch gar nicht so unrationell aus, und wir Neueren, die wir die traurigen Erfahrungen kennen, die er mit seinem Werke gemacht hat, haben es sehr bequem, ihn zu kritisiren.

Doch damit sei es mit unserer Umschau von den Thürmen der Kathedrale genug, und zugleich auch genug von Mexiko überhaupt. Eben als wir uns anschickten, den Popocatepetl zu besteigen, befiel uns eine böse Augenentzündung, und das war beinahe das Schlimmste was uns widerfahren konnte, denn damit hörte das klare und scharfe Sehen auf, ohne das das Reisen keinen Gewinn bringt. Der Trost unseres Arztes, das wir mit unserer Krankheit nur der geographischen Natur des Landes unseren Tribut zollten, indem Fremde in der dünnen Atmosphäre des mexikanischen Hochplateaus zu Schleimhautaffectionen jeder Art neigen, konnte uns dabei wenig nützen. Wir mußten unsere Studien abbrechen und konnten sie erst tief unten in Louisiana und Florida ernstlich wieder aufnehmen.

Reiseerinnerungen aus Japan und China.

Von Ph. Lehzen.

VI. (Schluß-Aufsatz. Mit zwei Abbildungen.)

Die Ruhetage in Peking auf der Aus- und Heimreise verdienten ihren Namen eigentlich bloß für die Zugthiere meines Karrens und theilweise für meine Ponies, die in der Stadt nur beschränkte Verwendung finden konnten; für mich selbst aber nur insofern, als ich nachts den ersehnten Schlaf fand, den mir unterwegs in den kleinen Ortschaften der unerhörte Lärm der öffentlichen und privaten Nachtwächter raubte. Die Hofnachtwächter schlagen — zur Vertreibung der bösen Geister und ihrer eigenen Müdigkeit — unausgesetzt mit einem Klöppel auf hohlliegende Bretter oder Bleche und schreien dazwischen ganz urplötzlich gellend auf; die öffentlichen Nachtwächter dagegen durchziehen mit Gom-Gom-Musik die Straßen und rufen von Zeit zu Zeit in Mark und Bein durchdringendem Tone „Perihowa!“ Es ist eine große Qual, wenn man gesund und durch tägliche Ritte von 70 bis 80 km in frischer Frühlingsluft ermüdet, künstlich wach gehalten wird; ich fühlte mich infolgedessen noch längere Zeit nachher nervös erregt, und noch nach vielen Wochen beunruhigte mich in Träumen der schreckliche Spuk der chinesischen Nachtwächter.

Es war seit dem heftigen Sandsturme, welchen ich auf dem Heimwege nach Peking durchzumachen gehabt hatte, das bis dahin kalte Wetter zum Gegentheil umgeschlagen, und die Hitze auf der Rückreise nach Tientsin war sehr drückend; darunter litt nicht nur ich, sondern mehr noch mein kleines Pferd, und wir kamen nur langsam von der Stelle. Als wir die Stadt erreichten, kreuzte gerade an einem Kanal- oder Fluß-Uebergange der Zug des Vizekönigs meinen Weg und trennte mich von meinem Führer; ich konnte meinen müden Gaul in dem fürchterlichen Gedränge der engen Straßen kaum mehr vorwärts zwängen, muß auch wohl ein gar klägliches Gesicht geschnitten haben; denn plötzlich klopfte mich der berittene chinesische Polizist, der mich vorher auf die Seite gedrängt hatte — als ich noch schnell auf der Fähre Zutritt gewinnen wollte, die meinen Führer übersetzte — auf die Schulter, gab mir ein Zeichen ihm zu folgen und seinem Pferde den Sporn. Hui! flogen wir durch das Gedränge dahin! Jeder, der nur irgend ausweichen konnte, überstürzte sich, uns Platz zu machen; denn der Warnungsruf „malei“ („Pferd kommt!“) meines Begleiters und das Klatschen seiner Knute auf den Rücken eines jeden Langsamen waren Blitz und Schlag zugleich. Am nächsten Flußübergange fanden wir auch meinen Führer wieder, und in wenig mehr als einer Stunde hatten wir das Hotel erreicht, ohne irgend einen Pottery-Laden umgestürzt oder den Kram eines Nippwaarenhändlers vernichtet zu haben.

Ein sehr reichliches Trinkgeld machte meinen freundlichen Polizisten ebenso vergnügt, wie mich die Nachricht, daß der nach Shanghai bestimmte Dampfer allerdings schon ausgelaufen, aber dicht unterhalb des Zollhauses derart festgefahren sei, daß er vor der Nachtfluth nicht wieder freikommen könne. Ich erreichte ihn mittelst Boot, wir wurden glücklich flott, und dann lagen wir früh morgens am nächsten Tage vor Tschifu, wo mir dieses mal ein zehnstündiger Aufenthalt Gelegenheit zum Besuche der Stadt und zu einem sehr angenehmen Spaziergange nach den Bade-Anlagen und nach den Hotels amerikanischen Stiles gab, die südlich der Stadt am Gestade liegen. Die beste Rundsicht gewährt ein vorspringender Felsen ganz in der Nähe des weithin sichtbaren japanesischen Konsulat-Gebäudes. Die Ansiedelung ist nicht großartig aber recht hübsch und freundlich; sie bietet leidenden Bewohnern Shanghais einen angenehmen klimatischen Erholungsort.

Im Hafen trafen wir zwei kleine Dampfer der Flensburger Rhederei-Gesellschaft, welche die chinesische Küstenfahrt

Die Insel Honkong (Stadt und Mt. Victoria).

betreibt; es freute mich, hier einmal die heimathliche Flagge vorherrschen zu sehen, die sonst überall so sehr unter der großen Zahl der englischen verschwindet. Außer diesen beiden Küstenfahrern und drei deutschen Kriegsschiffen sah ich nur zwei der deutschen Rhederei-Gesellschaft in Hamburg gehörige Dampfer während meiner zahlreichen Fahrten auf den chinesischen Meeren. Den Eingang zum Hafen bilden altmodische Befestigungen, von deren Hauptfort, das weitab auf einem kegelförmigen Hügel liegt, man dreist behaupten darf, daß es eine sichere Anlage ist — sicher nämlich, auch von den fürchterlichsten Zukunftskanonen vom Wasser aus niemals erreicht zu werden.

Gleich nachdem wir den Hafen verlassen hatten, kam ein mächtiger Walfisch, dessen Länge ich zu 14 m schätzte, auf uns zu, als wolle er uns verschlucken; er besann sich aber, als er sich bis auf etwa zweihundert Meter genähert hatte, eines Besseren und schoß in die Tiefe hinab; da uns die Franzosen ebenso gnädig verschonten, kamen wir ohne Unfall in Shanghai an.

Die Flußfahrt von dort bis Nanking ist wenig interessant, und bietet dieser Ort gegen andere chinesische Städte — zumal wenn man Peking gesehen hat — wenig Neues. Leider fehlte mir die Zeit, meine Reise weiter aufwärts den Jangtse auszudehnen, in das Seidenbau und Theekultur treibende Land bis I-schan; dieser obere Lauf des Flusses soll auch in landschaftlicher Beziehung sehr sehenswerth sein.

Beim Abschiede von Shanghai wurde unser Dampfer, die „Fook-Sang“ der „China und Indian Company“, von den Franzosen angehalten, die diesesmal ein Boot zu uns herüber schickten, dessen Mannschaft uns mehr als eine Stunde lang durchsuchte. Ich hatte inzwischen eine Unterredung mit dem auf Deck zurückgebliebenen, sehr feinen und gewandten Offizier, der es angezeigt fand, das elende und auffallend schmutzige Aussehen seiner Leute zu entschuldigen: Mit Allen würden sie im Stiche gelassen; sie bekämen weder Geld, noch Kohlen, noch Lebensmittel; und häufig sei es nur auf Grund von Privatbonds des Admirals möglich gewesen, die allernothwendigsten Dinge zu beschaffen. Zornessprühend funkelten seine Augen, wenn er auf die „redewüthigen Parlamentarier“ in Paris zu sprechen kam, die leichten Herzens ihre Regierung in diesen unheilvollen Krieg gedrängt hätten, und nun die Mittel zu einer ehrenvollen und ersprießlichen Beendigung desselben verweigerten, ja das Heer und die stolze Flotte in Hunger und Kummer verkommen ließen. Es muß allerdings schlimm aussehen, wenn Marine-Soldaten sich in solchem Zustande zeigen, wie die hier vor unsern Augen; es muß arg bestellt sein, wenn ein feingebildeter Franzose sich einem Deutschen gegenüber so ausspricht, wie dieser Offizier es gegen mich that; es müssen böse Gründe vorliegen, wenn der Höchst-Kommandirende, der ruhmreiche Sieger von Fuschao, sich das Leben nimmt, um nicht die ihm anvertraute Flotte — ohne sein Verschulden — in Schmach und Elend untergehen zu sehen! Die hinterlassenen Briefe des Admirals Courbet an seine Schwester haben in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit denen, welche fast gleichzeitig der General Gordon aus dem Sudan an seine Schwester gerichtet hat.

Am 17. früh um zwei Uhr warfen wir Anker vor Viktoria auf der Insel Hongkong. Die Nacht war dunkel, und die erleuchteten Straßen und Häuser hoben sich wundervoll auf dem dunkeln Hintergrunde der steilen Felsen ab, die ihrerseits, scharf begrenzt gegen den blauschwarzen Nachthimmel abstachen. Wir lagen gerade vor dem Hause von Melchers & Co., das das österreichische und russische Konsulat in sich vereinigt. Hinter und neben uns ankerte eine der stolzesten Flotten, welche die Neuzeit vereint gesehen hat: achtundvierzig Kriegsschiffe mit mehr als hunderttausend Pferdestärken und 350 Geschützen zählt das offizielle Verzeichniß jener Tage in den chinesischen Gewässern auf, und deren weitaus größter Theil war gegen Mitte Juni in Hongkong vereinigt. Dazu wurden täglich die größten Handelsdampfer, besonders die schnellen Theeschiffe, in Kreuzer umgewandelt und mit den schwersten Geschützen armirt; man befürchtete täglich die Kriegserklärung gegen Rußland, und überall wurden Karten des Kriegsschauplatzes zwischen Rußland und England im Sommer 1885 feilgeboten.

Und daß sie bemüht waren, dieses Viktoria, das schönste Juwel, welches sie ihrer länderreichen Krone gewonnen und durch Fleiß und Ausdauer befestigt haben, zu beschützen vor feindlichen Angriffen, und es zu vertheidigen, so lange ein Kanonier noch die Lunte halten kann, das wird Jeder erklärlich finden, der es gesehen hat, dieses Schatzkästlein, dieses irdische Paradies! Es wäre ein Jammer, wenn ihm ein Schaden geschähe, diesem Wunderwerke menschlicher Ausdauer, dieser Stadt, die mit ihren Parkanlagen da gedeiht und blühet, wo vor einigen vierzig Jahren noch dürrer, nackter Fels lag! Die Gebäude, öffentliche wie private, sind stolz und schön, und es wetteifern an Pracht die Regierungsbauten mit den Palästen der großen Firmen. Der deutsche Klub hat ein entsprechendes, niedliches Heim im Hause einer Seitenstraße; dasselbe ist aus Ziegelsteinen im Stile der modernen Nürnberger Bauten ausgeführt. Die Lage der Stadt ist entzückend; den schönsten Ueberblick gewährt die Viktoriaspitze, die man zu Fuß in $1\frac{1}{4}$ Stunde ersteigen kann, wenn man es nicht vorzieht, sich für $1\frac{1}{2}$ Dollar in einer Sänfte hinauftragen zu lassen. Die Parkanlagen, insonderheit in der Umgebung des Regierungsgebäudes, suchen an Ueppigkeit und Lieblichkeit, in der Fülle ihrer tropischen Pflanzenpracht, ihres Gleichen; daran schließt sich ein schöner Wald, der seine Entstehung hauptsächlich dem ersten Gouverneur von Hongkong verdankt, welcher in zwei oder drei Jahren zwei Millionen Bäume hat pflanzen lassen, die vielleicht das ihre dazu beigetragen haben, das Klima in Honkong so gesund, sicher aber den Aufenthalt daselbst sehr angenehm zu machen.

In Macao hat man sich durch die staunenswerthen Erfolge der jungen Konkurrentin — die allerdings jetzt schon fast den ganzen Handelsverkehr, mit Ausnahme des Schachers mit Menschenfleisch, des einträglichen Kulihandels, der noch nach wie vor ausschließlich und schwunghaft von den Portugiesen betrieben wird — anspornen lassen zu sehr anerkennenswerthen Bemühungen, auch dort die kahlen Felsen mit Bäumen zu bepflanzen — z. B. auf der großen Fläche zwischen dem Fort, dem Leuchtthurme und dem Camoëns-Garten — die hoffentlich von gutem Erfolge begleitet sein werden.

Die Fahrt auf den großen und bequem eingerichteten Dampfern, die von Hongkong nach Macao und Kanton gehen, ist eine äußerst angenehme; nur waren zur Zeit, als ich die Reise machte, die Vorkehrungen zum Frühstücke ebenso ungewöhnliche als ungemüthliche, indem außer Messer, Gabeln und Tellern auch scharf geladene Revolver vertheilt und die Waffen in den Gewehrständen mit Munition versehen wurden. Auf Deck standen an den geschlossenen Fallgittern, die das Oberdeck von der Chinesenabtheilung trennen, Soldaten mit schußbereiter Waffe und gemessener Weisung, jeden Bezopften, der sich etwa auf der Treppe zeigen sollte, niederzuschießen. Solche Strenge und außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln erschienen durch kürzlich gemachte schlimme Erfahrungen geboten. Auf dem Mitteldeck dieser Dampfer befinden sich oftmals viele Hunderte von chinesischen Passagieren; und kürzlich hatte sich eine Anzahl kühner Seeräuber unter ihnen eingeschifft, die während der Fahrt auf das Oberdeck drangen, alle Europäer ermordeten und den Dampfer als gute Prise fortführten; gleichzeitig war ein Aufstand des Pöbels in Kanton

Kaufhäuser in Victoria (Melchers u. Co. und Lammert, Atkinson u. Co.).

ausgebrochen, den die Regierungstruppen nicht dämpfen wollten; und den die zur Stelle befindliche geringe europäische Macht erst bewältigen konnte, nachdem ein Viertel der Ansiedelung Schamin niedergebrannt war.

Die Ausflüge, besonders nach Kanton, gehören zu den schönsten Flußfahrten, die ich kenne; und es bieten sich auf der letzteren eine Reihe entzückender Bilder von tropischen Landschaften. Sehr ergötzlich zu sehen sind die unzähligen chinesischen Passagierschiffe des Kantonflusses; hölzerne Segel-Dschunken aller Größen, die ringsum auf Deck von den allermächtigsten, altmodischen Kanonen starren, welche wohl die Seeräuber bange machen sollen. Denn einen weiteren Zweck können sie augenscheinlich nicht haben, da es sehr gefährlich sein würde, auch nur eines dieser Geschütze abzufeuern; die Dschunke, welche sie trägt, müßte durch die Erschütterung eines solchen Schusses unfehlbar auseinander fallen. Ich denke nicht fehl zu gehen, wenn ich hier ein schönes Stück Findigkeit englischer Handelsleute zu erblicken glaube: diese Riesengeschütze sind die ehemals furchtbaren Feuerschlünde der britischen Linienschiffe und Fregatten, die, als sich ihre schwimmenden hölzernen Gebäude überlebt hatten, unbrauchbar und an die Chinesen verkauft wurden, denen sie jetzt auf diesen Flußschiffen als lächerliche Popanze dienen!

Durch die tropische Lage ist der Charakter Kantons in vielen Punkten von dem nördlicher Städte verschieden, der Schmutz aber in den Straßen und Häusern ist doppelt widerlich, da unter dem Einflusse der glühenden Sonne die Geruchsorgane in stärkere Mitleidenschaft gezogen werden. Im allgemeinen scheint aber trotz der drückenden Hitze der gleiche Fleiß und dieselbe emsige Thätigkeit, wie in den kälteren Gegenden des Reiches zu herrschen. Die helleren Trachten machen dem Auge einen freundlichen Eindruck, und die oft ganz unbekleideten Kulis sind auf ihrem Leibe unendlich viel reinlicher, als die ländliche und städtische Bevölkerung des Nordens. Ganz besonders anerkennend muß ich die Sauberkeit hervorheben, welche man auf den meisten Bootwohnungen findet, welche in langen Reihen, wie zu unabsehbaren Straßen geordnet, auf dem Flusse ankern. Jedes dieser schwimmenden Häuser, die auf winzig kleinem Raume den ganzen Kram einer oft zahlreichen Familie enthalten, löst sich gegen einen geringen Entgelt von seinem Platze und dient dem darum Nachsuchenden als Fähre an beliebiger Stelle des Flusses.

Die Sucht der Frauen, die Füße ihrer Töchter zu verstümmeln, ist hier in den Tropen nicht so groß wie im Norden, soll überhaupt, wie mir gesagt wurde, im Abnehmen begriffen sein. Dagegen wird die Pflege der Fingernägel hier noch mehr übertrieben, als selbst in der Landeshauptstadt; manche Stutzer haben Centimeter lange Nägel, besonders am kleinen Finger, die häufig durch einen goldenen Fingerhut geschützt werden; jeder gezierte, europäische Geck könnte einen Kantoner Ladenjüngling um seine schönen Krallen beneiden.

Schon in den letzten Tagen desselben Monats entführte mich das „meerdurchfurchende Schiff“ aus dem ältesten nach dem jüngsten Kontinente. Auf der langen, ereignißlosen Fahrt waren bald die Mühseligkeiten und die Strapazen der chinesischen Reise vergessen, und nur die Erinnerung an das viele Schöne, Neue und Wunderbare, das mir vergönnt gewesen war selbst zu sehen, wird fortleben bis an mein Ende.

Sprichwörter der Eingeborenen des Turkestan.

Mitgetheilt von N. v. Seidlitz.

(Schluß aus Nr. 21.)

Wer kein Geschäft hat, betet, wer kein Brot hat, fastet.
Wo Viele sind, ist Chysyr (ist der geheimnißvolle Heilige ungesehen zugegen und hilfreich).
Vor Vielen (d. h. Jägern) rettet der Hase sich nicht.
Im Verein mit anderen wird man Erfolg haben, allein — schwach sein.
Eine merkwürdige Zeit brach an: das Schlechte wird vom Guten nicht unterschieden; wer das Wasser brachte, zerschlägt sofort den Krug.
Wer das Wasser brachte, wird verachtet, wer den Krug zerschlug, erhöht.
Die Zeit veränderte sich zum Schlechteren: der Esel überjagt das Pferd.
Wer den Airan (saure Milch) austrank, kam davon, wer den Eimer ausleckte, ward gefangen.
Ein Gast haßt den anderen; der Wirth haßt sie beide.
Die Hoffnung ist männlich, der Zweifel — weibisch.
Wenn dein Nachbar blind ist, kneife auch du die Augen zu.
Tropfen auf Tropfen — giebt's einen See; wenn es gar nicht tropft, giebt es einen wüsten Ort.
Wer keine Arbeit hat, hat keine Speise; ein altes Kleid hat keine Wärme.
Zu den Worten Anderer sage: „Schön“, von der eigenen Sache aber laß nicht ab.
Wenn man das Pferd beschlägt, hebt der Esel seinen Fuß auf.
Lieber gleich die Lunge, als nachher den Fettschwanz. (Besser einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.)
Wer allmählich ißt, ißt jeden Tag.
Wer wenig ißt, wird Butter essen; wer viel ißt, Lehm essen.
Wer nicht satt ist vom Trinken, wird's auch nicht vom Lecken.
Hundert Tage Friedens dem Orte, wo ich einen Tag Salz aß.
Wenn du dich für einen Mann hältst, rechne einen Anderen für einen Löwen.
Wen man nicht kennt, gewinnt man nicht lieb.
Den Werth des Goldes erkennt der Goldschmied.
Wenn du einen Feigling verfolgst, wird er sich für einen Helden halten.
Der Säbel ist selber krumm, in die Scheide geht er aber gerade.
Eilfertig ist Sache des Satans.
Wer eilt, beendet sein Werk nicht; der Kluge wird seinen Namen nicht verlieren.
Der Wagen, der nicht eilt, wird den Hasen einholen.
Ohne Dornen giebt's keine Rose; ohne Schalen keine Perle; ohne Mühe kein Handwerk; ohne Tod keinen Menschen.
Wer eine Rose haben will, den werden die Dornen stechen; wer Honig essen will, den werden die Bienen stechen.
Wer mit der Schleuder nicht zu werfen versteht, wird sich selber den Kopf und Rücken schlagen.

Schreie nicht an stürmischem Tage: deine Stimme wird verhallen.
Schließe die Thür nicht fest, in welche du noch gehen wirst.
Der Vogel wird sich nicht zur Unzeit rühren.
Der Henne, die zur Unzeit gackt, schneidet man den Kopf ab.
Ein verlorenes Messer hat ein goldenes Heft.
Einem Betrunkenen ging selbst der Chan aus dem Wege.
Siehe das Gesicht des Gebenden nicht an.
Wer sich verehelichte, braucht Kraft, bedarf jeden Tag zwei Batman Fleisch.
Wenn ein böser Stier Hörner hat, stößt er mit ihnen zu Tode; wenn ein böser Mensch Vieh besitzt, prügelt er es zu Tode.
Die Katze langt nicht zum Balken (an dem das Fleisch hängt) und sagt: es riecht übel!
Auf altem Nachen vergeht dir (vor Furcht) der Verstand.
Wo viele Hirten, fallen die Schafe.
Wenn du stirbst, möge dein Grab weit sein; so lange du lebst, möge dein Weg breit sein.

(Ein Glückwunsch — da laut mohammedanischer Ueberlieferung über den Verstorbenen unverzüglich von zwei Engeln Gericht gehalten wird, nach dessen Ausgange den Sünder sein Grab drücken wird, während es dem Gerechten weit sein wird.)

Von Vierfüßlern ist das Kameel am besten, von Zweifüßlern — der Verwandte.
Den Mann tödtet Schmach, den Hasen ein Rohr.
Vom Gerühmten hat man keinen Nutzen.
Ein stumpfes Messer schneidet die Hand.
Wer die Heuschrecken fürchtet, wird sich nicht mit Ackerbau beschäftigen, wer Raub fürchtet, keine Reichthümer sammeln.
Ein Nußbaum bildet einen Garten, der Baum giebt selber Schatten.
Der Leichnam des Löwen ist das Leben der Maus.
Wenn der Esel hinter dem Esel nachbleibt, läßt er die Ohren hängen; wenn ein Weib hinter den Weibern nachbleibt, läßt sie die Füße schlobbern (verliert die Besinnung).
Wenn's Gott vorherbestimmt, kommt es (das Glück) aus Syrien und Iran; wenn Er es nicht vorherbestimmt, geht es unter den Augenbrauen und Wimpern fort.
Er (Gott) selber wird auf den Heilspfad hinausführen, wen Er liebt.
Wenn du, Gott anrufend, gehst, wirst du glücklich anlangen.
Den Unglücklichen wird ein Hund selbst auf dem Kameele beißen.
Der Ort, wohin der Weizen gehen muß, ist die Mühle.
Wenn du Holz haust, hau es lang; wenn du Eisen haust, hau es kurz.
Ist das Herz süßer, oder Chalwa (gehackte Nüsse mit Honig) süßer!
Wird denn der Mund vom Worte Chalwa süß!
Eine Rosine (getrocknete Weinbeere) theilten 40 Mann unter einander und aßen sie (Spott über arme Leute).
Ein schlechter Ochs verunreinigt die Heerde.
Ein schlechtes zweijähriges Kalb ist das Haupt über einjährige Kälber.
Ein neuer Krug — reines Wasser.
Wer da lief, erhält es nicht, wer befahl, erhält es.
Wenn du dem Feinde Nahrung giebst, setzt er sich auf dich.
Singe nicht das Lied des Mannes (ein fremdes), singe dein eigenes Lied.
Mit Reichen kann man nicht streiten, mit der Pappel nicht ringen.
Beim Junggesellen ist der Verstand in beiden Augen (er schaut die Mädchen an).
Auf einem den Leuten zugänglichen Berge wird ein Hirsch nicht weiden.
Den Augen eines Vogels mit zerbrochenem Flügel kommt ein Lehmklumpen wie ein Stein vor.
Es gilt nicht für einen Sohn, wer nicht von dir erzeugt worden; es gilt nicht für einen Sklaven, wer nicht gekauft wurde.
Einem Hunde, der sich bei seinem Herrn einschmeichelt, wirft man einen Knochen hin.
Was ein Hund thut, wird der Herr des Hundes nicht thun.
Redet man die Wahrheit, wird man geschlagen; für Schmeichelei wird man beliebt.
Nicht reden ist besser, denn reden: ich sprach — und der Stock berührte mein Haupt.
Der Vogel schmiegt sich an den Ast an (bei Gefahr).
Der Mulla liest, was er erlernte; der Weber webt, was er versteht.
Selbst ein Huhn braucht Körner und Wasser.
Wenn du einen Teppich verkaufst, verkauf ihn dem Nachbar: wirst mal auf seinem Ende sitzen.
Wenn jemand dich mit einem Steine schlägt, schlage ihn mit Nahrung (d. h. füttere ihn).
Wenn Nahrung gekauft ist, muß man essen; wenn das Leichenhemd erworben ist, muß man sterben. (Iß, so lange sich's lebt; stirb, wenn der Tod kommt.)
Der Katze — ein Vergnügen, der Maus — der Tod.
Wenn der Kopf gesund ist, finden sich Vermögen und Hut.
Den Flöhen zürnend, verbrenne die Decke nicht.
Der Geduldige wird dulden, der Ungeduldige — sich verzehren.
Wasser ist ein stummes Heer (vernichtet schweigend, geräuschlos).
Nicht die Schöne ist Schönheit, sondern die Geliebte.
Mit der (Mutter-) Milch eingesogene Gewohnheit zieht mit dem Knochen (d. h. dem Tode) aus.
Vom Tode kann man sich mit Geld nicht loskaufen; vor der Todesstunde wird man selbst vor Hunger nicht sterben.
Ein Pferd, das Futter hat, wird nicht ermüden; wer Gott anruft, wird nicht verachtet sein.
Wird wohl die graue Gans, die auf dem See herumwandert, den Weg schätzen? Wird wohl die auf dem Wege herumwandernde Trappe den See schätzen?
Auf Salzgrund wächst kein Gras.
Sei nicht Bürge, — wirst ohne Leichengewand hin- und hergehen (kein Geld haben, um solches zu kaufen).
Frage um Rath bei dem, welcher vor dir ein Hemd abnutzte (d. h. bei dem, der älter an Jahren ist).
Wer in den ersten Tagen nach seiner Geburt sich nicht an Milch sättigt, sättigt sich in zehn Jahren nicht (d. h. die Eigenschaften eines Menschen bestimmen sich in den ersten Tagen seines Lebens).
Bis an die Erde beuge dein Haupt vor demjenigen, der da grüßt; bis zum Himmel erhebe dein Haupt vor dem, der die Nase hoch trägt.
Wenn der Mensch jagt, gehe nicht; wenn der Herr jagt, bleibe nicht.
Der Verwandte wird mit dem Verwandten sich vertragen; am Fremden wird das Unheil hängen bleiben.
Der Sorglose wird vom bloßen Wasser satt.
Wer unbedacht redet, stirbt ohne krank zu sein (wird hingerichtet).
Wenn die Last des Esels leicht ist, wird er zum Faulenzer.
Spaße mit den Gewalthabern nicht: sie werden dich in jedem Falle vernichten.
Wenn du nicht läufst, läuft der Feind.
Wenn ich selber an mich denke, bekomme ich die Stute mit

dem Füllen; wenn ich aber in Abhängigkeit von den Leuten bin, schlenkern meine Füße hin und her.
Wenn du einen alten siehst, sage: Großväterchen!
Wenn du auf den Kehricht nicht achtest, wird er dir in die Augen gerathen.
Schaue in eine fremde Thür nicht hinein, so wird man auf dich nicht über den Zaun herübersehen.
Wenn ich in die Thür hineinschaue, sehe ich — einen Verrückten; wenn ich durch eine Oeffnung in der Decke sehe, sind Alle verrückt.
Wenn ich was den Dorfgenossen erzähle, vergrößern sie es; wenn ich's den Nachbarn erzähle, fügen sie was hinzu. (Alles darf man selbst seinem Nächsten nicht mittheilen.)
Der Waisen Gut trocknet sieben Flüsse aus (d. h. für die Zueignung des Gutes der Waisen wird Gott schwer bestrafen).
Wer an Geringem sich genügen läßt, sättigt sich; wer an Geringem sich nicht genügen läßt, schlachtet sein einziges Schaf ab.
Daß es eine Ziege gäbe, daß es einen Bock gäbe, daß es Milch gäbe! (Wunsch des Kirgisen).
Sich einmal sättigen — ist dem Armen die Hälfte des Reichthums.
Beim Nein holt es auch der Läufer nicht (wie viel der Arme auch liefe, erhält er doch nichts).
Der Arme schaut mit Neid auf die Habe des Reichen; der Teufel mit Neid auf das Loos Gottes.
Wenn der Chan nicht Gerechtigkeit erzeigt, verliert er Eigenthum und Familie; wenn der Reiche nicht Gutes erweist, verliert er alle seine Habe.
Unreinigkeit des Herzens (Bosheit) schwindet, wenn du dich aussprichst; Unreinigkeit der Hand geht fort, wenn du sie wäschst.
Von der Bösartigkeit meiner Leidenschaften ist mein Haupt in Netzen (d. h. Leidenschaften verderben den Menschen).
Wie der Hochherzige stirbt, stirbt der Faule (der erstere giebt alles Anderen und läßt sich selber nichts nach; der zweite aber thut nichts für sich).
Wahrheit biegt sich, bricht nicht; für die Wahrheit giebt es keinen Untergang.
Wenn du Recht hast, endet der Tadel mit Rechtfertigung.
Für Dienst — Verläumdung (d. h. Eifer erregt Neid und Verläumdung).
Der Bestohlene schaut auch in die Achselhöhlen seiner Mutter.
Suppe aus wohlfeilen Vorräthen ist nicht schmackhaft.
Der Wohlfeile ist nicht ohne Mängel, der Reiche nicht ohne Verdienste.
Rühre den Ermüdeten nicht an, rühre den von Kräften Gekommenen nicht an (d. h. in solchem Zustande pflegen die Leute zornig zu sein).
Wenn du das Feuer aufrührst, löscht es aus; wenn du den Nachbar beunruhigst, zieht er ab (vom Nomaden).
Der Mann wird dort geehrt, wohin er geladen ist (d. h. man dränge sich nicht auf).
Wenn man Gold in Händen hält, hat es keinen Werth.
Lege dich mit einem schlechten Menschen nicht nieder, und am Morgen aufstehend, erzähle ihm nicht (d. h. nähere dich schlechten Menschen nicht, und sei mit ihnen nicht aufrichtig).
Wenn das Kameel des Dornbusches bedarf, streckt es darnach seinen Hals aus (d. h. wer was nöthig hat, bittet).
Stoße dich selber mit dem Messer; wenn es nicht wehe thut, stoße einen Andern.
Die Stute, auf der du sitzest — ist Eigenthum eines Andern; morgen kommt ihr Eigenthümer (bezieht sich auf Leute, die eine ihnen nicht zukommende Stellung einnehmen).
Für ein gutes Werk giebt's kein spät.
Dem Todtkranken ist's besser zu sterben, den Hausgenossen ist ihre Ruhe besser (bezieht sich auf den hoffnungslos Erkrankten).
Ein selbst gekommener Gast — Gottes Geschenk; ein geladener — Gottes Trübsal.
Wohin ein Pferd einmal hingetreten, tritt es noch tausendmal hin (sagt man von den sich wiederholenden Schlechtigkeiten eines Menschen).
Wenn ein Kirgisenpferd unersättlich an Futter ist, zerfrißt es den Boden des Futtersacks.
Ein schlauer Mulla ißt das gutmüthige Volk durch seinen Betrug auf.
Sache des Kesselschmiedes ist es — von welcher Seite er den Henkel anbringen will (d. h. jedermann richtet seine Angelegenheiten nach seinem Dafürhalten ein).
Des Reises wegen genießt die Bewässerung auch das Unkraut Kurmäk (d. h. schlechte Leute werden der Wohlthaten der Guten theilhaftig, unter denen sie leben).
Jeglicher Reichthum — von Eintracht, Ruin — von Zwietracht.
Wer viel geht, verirrt sich; wer viel redet, sündigt.
Ein gutes Wort — Speise für die Seele, ein schlechtes — ein Pfahl für den Kopf (d. h. für ein schlechtes Wort erhält man auf den Kopf Schläge).
Dem Hungrigen gestatte nicht den Kessel aufzuhängen (weil er viel ißt); dem Erfrorenen gestatte nicht Holz zu brennen (da er viel verbrennt).
Der aus dem Munde hinausgelassene Speichel kehrt nicht zurück.
Wer zwei Fahrzeuge regiert, ertrinkt im Flusse (zu gleicher Zeit kann man nicht zwei Angelegenheiten verwalten).
Eines Menschen wegen bekommen es Tausende.
Wenn er selbst im Scherze spräche, redet er doch das, was er im Sinne hat.
Gesundheit des Körpers ist tiefer (d. h. der beste) Reichthum.
Lieber tödliches Gift trinken, denn Honig mit einem nicht passenden Menschen essen.

Der Verlauf der Stanley'schen Emin-Pascha-Expedition.

Aus den Briefen, welche Stanley aus Kafurro und Kizinga an den Vorstand des Emin-Pascha-Entsatz-Komites in London gesandt hat (Vergl S. 367), erhalten wir von dem weiteren Verlaufe seiner Expedition das folgende Bild:

Nachdem der kühne Reisende die Ueberreste seiner Nachhut in Yambuga zusammengerafft hatte, und dazu auch noch eine Anzahl Manyemas, die sich ihm freiwillig anschlossen, brach er Anfang September 1888 wieder zum Albert-Nyanza auf. Dort hatte er bekanntlich Mounteney Jephson bei Emin-Pascha zurückgelassen, damit derselbe den egyptischen Truppen seine Botschaft brächte, und dann zusammen mit Emin und einer genügenden Begleitmannschaft nach Fort Bodo aufbräche, um die dortige Besatzung abzuholen und bei Kavallis, am Südwestende des Albert-Nyanza eine neue Station errichtete.

Es gelang Stanley, eine große Zahl Kanus aufzutreiben, und vermittelst derselben konnten außer den Gütern auch die kranken Leute von der Nachhut so ruhig und bequem transportirt werden, daß nur wenige davon starben. Dagegen erlitt die Expedition empfindliche Verluste durch die Eingeborenen, die in den Kämpfen mit Ugarrowwa's Sklaven-

jägern ihre Kraft brauchen gelernt hatten. Es ging dabei auch gerade über die besten Leute, denen natürlich beim Fechten wie beim Rudern immer das meiste zugemuthet wurde.

Vier Tagereisen oberhalb Ugarrowwa's Station, oder etwa 300 Meilen von Banalya mußten die Boote aber zurückgelassen werden, und weil dem Reisenden die Armuth der Gegend im Süden des Ituri zur Genüge bekannt geworden war, entschloß er sich, diesmal dem Norduser des Flusses zu folgen; er hatte dabei allerdings mehrere Tage lang jenen Landstrich zu passiren, in dem sowohl Ugarrowwa als auch Kilonga-Longa ihre Razzien betrieben hatten. Man war noch 160 Meilen von dem Graslande entfernt, das reiche Mahlzeiten versprach, und in Erwartung dessen auch die Leute von der Nachhut von frohem Muthe beseelt waren. Zwei Tage, nachdem man die Boote verlassen hatte, stieß man auch auf eine große Pflanzung, die von Zwergen gehütet wurde, und in der sich die Mannschaft reichlich für den bevorstehenden Marsch durch die Wildniß versorgen konnte. Auf dem zehntägigen Marsche bis zu der nächsten Pflanzung brachen aber die Pocken unter den Manyemas aus, und daran gingen viel mehr Leute zu Grunde, als auf dem Wege von Banalya nach Ugarrowwa. Die Zansibaris blieben, Dank der Impfung, welche am Bord der „Madura“ mit ihnen vorgenommen worden war, verschont.

Da man den wilden, vom Regen geschwollenen Ihuru-Strom, der sich in den Ituri (Aruwimi) ergießt, nicht durchfuhrten konnte, mußte man längere Zeit seinem rechten Ufer entlang ziehen. Mittlerweile war der Nahrungsmangel aber ein sehr empfindlicher geworden, und erst nach zweiwöchentlichem Hungern kam man in das Land Andikumu, wo es trotz der Raubzüge der Manyema wieder prächtige Pflanzungen gab, und wo die Leute, vielfach zu ihrem Verderben, essen konnten, so viel sie nur wollten. Sechs Tagereisen weiter nördlich kam man nach Indeman, einem anderen reichen Orte, nahe bei dem Dui, dem rechten Quellflusse des Ihuru, über den man eine Brücke schlug, um in eine Gegend zu gelangen, die von den Manyema noch nicht berührt worden war. Hier, zwischen den beiden Quellflüssen des Ihuru, traf man wieder auf zahlreiche Zwerge, die Wambutti heißen, und zu beiderseitigem Schaden hatte die Nachhut mit denselben beständige Scharmützel. Auf Elephanten- und Wildspuren, welche in südöstlicher Richtung liefen, drang man aber vorwärts, bis zu einer Stelle, die nur zwei oder drei Meilen vom Ihuru entfernt war, und wo der ausgebrochene Nahrungsmangel einen Halt nöthig machte, damit eine starke Abtheilung zurückgehen und Lebensmittel herbeischaffen konnte. Sechs Tage blieb dieselbe aus, und die Hungersnoth unter den Zurückbleibenden wurde mittlerweile eine furchtbare. Ein Topf Butter, ein Topf kondensirte Milch und eine Tasse voll Mehl zusammen mit einer Menge Wasser mußte hinreichen, um für 130 Leute das tägliche Mahl zu bereiten. Viele vermochten vor Erschöpfung nicht mehr zu stehen, und manche starben vor Hunger. Endlich, am siebenten Tage, nachdem die unter Herrn Bonny Zurückbleibenden so viel als möglich ermuthigt worden waren, machte Stanley sich auf, um die Ausgesandten zu suchen, und am achten Tage gelang es ihm auch, sie zu finden, wie sie mit Lebensmitteln beladen, gemächlich daher zogen. Eilig ging es nun zurück zum Lager Stawahin, und die Noth hatte ein Ende. 21 Mann waren derselben aber erlegen. Dies war die größte Gefahr völligen Verhungerns einer Expedition, die Stanley in Afrika durchgemacht hat.

Am 17. Dezember erreichte man nun den Ihuru in drei Stunden, und in einer Vorahnung davon, daß die Besatzung des Forts Bodo noch an ihrem alten Platze war, überschritt man den Fluß am nächsten Tage, um ohne Weg und Steg quer durch den Wald gerade auf das Fort los zu steuern. Am 20. Dezember erreichte man seine Pflanzungen, und die gehegte Annahme fand volle Bestätigung: Lieutenant Stairs mit seiner Mannschaft — 51 Ueberlebende von 59 Zurückgelassenen — befand sich noch in Fort Bodo, und hatte in den sieben Monaten von Stanley's Abwesenheit kein Wort von Emin und Jephson gehört.

Am 23. Dezember setzte die vereinigte Expedition nun den Marsch gegen Osten weiter fort, in Absätzen, weil die im Fort zurückgelassenen Vorräthe mitgenommen werden mußten, so daß das Ende der Waldregion erst am 9. Januar erreicht wurde.

Um in der Besorgniß um Emin und Jephson möglichst rasch an das Ziel zu kommen, wurde Lieutenant Stairs nebst 124 Mann — worunter auch Dr. Parke und Hauptmann Nelson — hier an einer geeigneten Lagerstelle östlich vom Ituri zurückgelassen, während Stanley selbst mit den Uebrigen am 11. Januar weiter marschirte.

Die Bevölkerung der Ebene wagte es nicht, ähnliche Kämpfe wie im Dezember mit ihm zu beginnen, sondern sie machte Blutbrüderschaft mit ihm, tauschte Geschenke aus und lieferte der Expedition Lebensmittel. Die Hütten des Lagers wurden mit ihrer Hilfe gebaut. Von dem weißen Manne am Albert-See hörte man aber nichts Neues. Endlich, am 16. Januar traf man in einem Orte namens Gaviras Boten, die ein Packet Briefe von Jephson und Emin brachten.

Jephson schrieb unter anderem aus Dufilé: „Am 18. Aug. brach eine Rebellion hier aus, und der Pascha ebenso wie ich wurden zu Gefangenen gemacht. Besonders gilt dies in vollem Umfange von dem Pascha, während ich mich unter Ueberwachung wenigstens frei in der Station bewegen darf. Die Rebellion ging von einem halben Dutzend egyptischer Offiziere und Beamten aus, denen sich dann andere, theils aus Neigung, theils aus Furcht anschlossen. Die Soldaten sind den Offizieren stillschweigend gefolgt.

Als der Pascha und ich auf dem Wege nach Regaf waren, gingen zwei Männer, ein Offizier namens Abdul Vaal Effendi und ein Beamter, umher, und sagten den Leuten, sie hätten Sie (Stanley) gesehen, Sie seien ein bloßer Abenteurer, Sie kämen nicht aus Egypten, Ihre Briefe vom Khedive und Nubar-Pascha seien gefälscht, Khartum sei nicht gefallen, und Sie hätten mit Emin-Pascha ein Komplott geschmiedet, sie und ihre Weiber aus dem Lande zu führen und als Sklaven an die Engländer auszuliefern. Solche Worte wirkten unter den unwissenden und fanatischen Leuten wie Feuer und führten zu dem Aufstande. Die Aufständischen beriefen dann die Offiziere der verschiedenen Stationen zu einer Berathung über die Schritte, welche zu thun seien. Der Pascha wurde abgesetzt, und die Offiziere, welche ihm freundlich gesinnt waren, wurden von ihrem Posten abberufen und durch andere ersetzt. Die schlimmsten Rebellen wollten den Pascha sogar in Ketten legen, aber sie standen davon ab aus Furcht vor den Soldaten, die erklärt hatten, daß sie nicht dulden würden, daß man ihn anrühre. Es wurden auch Pläne entworfen, um Ihnen Fallen zu stellen und Sie zu berauben, wenn Sie zurück kämen.

In dieser Lage erreichte uns die Nachricht, daß die Mahdisten mit drei Dampfern bis Lado vorgedrungen seien, und Omar Sali, ihr Befehlshaber, sandte drei Pfauen-Derwische (Peacock Dervishes) mit einem Briefe an den Pascha, in welchem er die sofortige Uebergabe der Provinz forderte. Die aufständischen Offiziere ergriffen diese Boten, setzten sie ins Gefängniß, und entschieden sich für den Kampf. Einige Tage später griffen die Mahdisten Regaf an und nahmen es, wobei fünf Offiziere und zahlreiche Soldaten das Leben verloren. Die Besatzungen von Bidden, Kirri und Muggi flohen, Alles preisgebend, mit Weibern und Kindern nach Labore, Muggi wurde aber später wieder

besetzt. Da das Haupt fehlte, war die Verwirrung eine unbeschreibliche. Die Zahl der Mahdisten nahm Emin-Pascha zu etwa 1500 an, schlimm war es aber, daß die Baris sich ihnen angeschlossen hatten.

In den Ansichten der Offiziere vollzog sich durch den Mahdisten-Einfall ein vollkommener Umschwung. Sie glaubten nun an den Fall Khartums, und daß Sie (Stanley) wirklich vom Khedive kämen, und Sie erwarten sehnlichst Ihre Rückkunft, um mit Ihnen das Land zu verlassen. Ich fürchte, wenn Sie nicht bald kommen, wird unser Schicksal dasselbe sein, wie das der übrigen Stationen des Sudan. Hätte der Aufstand nicht stattgefunden, so hätte der Pascha die Mahdisten wohl einige Zeit in Schach halten können, so ist es ihm aber gänzlich unmöglich gemacht, zu handeln. — — Ein Versuch, Regaf zurückzuerobern, mißlang, und dabei fielen sechs Offiziere, darunter einige von den schlimmsten Feinden des Pascha. Die Soldaten weigerten sich hierauf zu kämpfen, wenn der Pascha sie nicht selbst befehligte. Hierdurch sahen sich die Rebellen genöthigt, uns frei zu geben und nach Wadelai zu senden, ohne daß Emin-Pascha aber den Befehl wirklich wieder übernommen hätte. Die Mahdisten hatten mittlerweile nach Khartum gesandt, Verstärkungen zu verlangen.

— — Am 25. November umzingelten sie Dufilé und belagerten es vier Tage, die Besatzung, 500 Mann stark, trieb sie aber zurück nach Regaf, wo sie ihr Hauptquartier haben. Der Pascha vermag nichts zu thun, da noch immer eine starke Partei gegen ihn ist. — Sie (Stanley) werden ein schwieriges und gefährliches Stück Arbeit mit des Paschas Leuten haben."

So weit Jephson's Brief, dessen drei Abschnitte die Daten des 7. und 24. November und des 18. Dezember 1888 trugen.

Von Kavallis aus schrieb Stanley nun an Jephson, daß Emin-Pascha, oder mindestens Jephson dahin kommen möchte. Emin müsse ihm jetzt vor allen Dingen beweisen, daß er nicht mehr schwanke, und den festen Entschluß gefaßt habe, ihm zu folgen.

Am 6. Februar 1889 erschien Jephson thatsächlich in dem Lager von Kavallis, mit der Erklärung, Empfindung sei des Paschas schlimmster Feind, und niemand halte ihn zurück, als er selbst. Zu dem Entschlusse, das Land zu verlassen, sei er in den neun seit der Begegnung mit Stanley vergangenen Monaten nicht gekommen und ebensowenig Casati.

Nun wurde Lieutenant Stairs beordert, mit seiner Abtheilung nachzurücken, und ebenso wurde zu Emin gesandt, damit er angeben solle, wie er glaube, daß man ihm am besten helfen könne, — ob Stanley in Kavallis bleiben solle oder nach Mswa oder Tunguru kommen. Als das Rathsamste wurde ihm aber bezeichnet, wenn er einen Dampfer nähme und die Flüchtlinge, die sich in Tunguru sammelten, nach Stanley's altem Lagerplatze am Albert-Nyanza brächte. Etwas Bestimmtes müsse geschehen — sonst werde Stanley seine Munition zerstören und den Marsch zur Küste allein antreten.

Am 13. Februar traf darauf ein Bote mit einem Briefe von Emin ein, aus dem hervorging, daß letzterer in Begleitung von sechs Offizieren und 40 Mann mit seinen zwei Dampfern an der bezeichneten Stelle angekommen war.

Am 17. Februar erschien Emin-Pascha mit seinen Begleitern in Stanley's Lager zu Kavallis, und am 18. Februar langte auch Lieutenant Stairs mit seiner Mannschaft daselbst an. In der Berathung, welche darauf gehalten wurde, bat die Deputation der egyptischen Offiziere Stanley um Bewilligung einer Frist, damit die zum Rückzuge Entschlossenen sich und ihre Angehörigen in Kavallis sammeln könnten. Dieselbe wurde ihnen bewilligt. Bevor die Deputation aber den Dampfer, der mittlerweile weitere Flüchtlinge vom anderen Ufer geholt hatte, wieder bestieg, um nach Wadelai zurückzukehren und dort den gefaßten Entschluß zu verkündigen, erfuhr sie aus Briefen, daß in Wadelai ein neuer Regierungswechsel stattgefunden habe. Emin-Pascha kam am darauf folgenden Tage mit seiner kleinen Tochter Ferida und 144 Mann in das Lager. Als Frist zum Sammeln glaubte er 20 Tage hinreichend, es wurde aber beschlossen, einen vollen Monat zu warten, in welchem Dr. Parke zugleich auch den zahlreichen Kranken wirksamere Pflege angedeihen lassen konnte. Auch das größtentheils vollkommen überflüssige Gepäck der Egypter mußte vom See auf das Plateau herauf transportirt werden.

Die Briefe, welche der Pascha aus Wadelai erhielt, machten es wenig wahrscheinlich, daß der Transport aller Flüchtlinge in einem Monate beendigt sein werde. In einer Berathung wurde — entgegen den Vorstellungen Emin's — trotzdem der Beschluß gefaßt, spätestens am 10. April aufzubrechen. Das erregte Unzufriedenheit unter den Egyptern, die ohnedies mit den Zansibaris gleich von Anfang nicht gut Freund waren, und dieselben drohten den Plan durch eine Rebellion im Lager zu vereiteln, so daß strenge Maßregeln ergriffen werden mußten.

Am 10. April fand der Abmarsch von Kavallis dann wirklich statt, 1500 Mann stark, da 350 eingeborene Träger zur Beförderung der überflüssigen Lasten der Egypter hatten engagirt werden müssen. Am 12. April kam man nach Mazamboni, wo Stanley von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, so daß man vier Wochen daselbst bleiben mußte. Hätten die unter Selim Bey Zurückgebliebenen es gewollt, so hätten sie also doch noch zu ihm stoßen können. Zugleich drohten aber auch neue Komplotte im Lager — zum Theil von egyptischer Seite.

Am 8. Mai wurde der Marsch fortgesetzt, nachdem man noch einen Brief von Selim Bey erhalten hatte, der voll von Vorwürfen war, und der zugleich um ein noch weiteres Warten bat. In Wadelai sei mittlerweile eine weitere Rebellion zum Ausbruche gekommen. — Es wurde ihm geantwortet, daß man langsam marschiren werde, so daß er die Expedition wohl einholen könne.

Der Weg ging entlang dem Balagga-Gebirge, in einem Abstande von etwa 40 Meilen vom Albert-Nyanza. Im Süden dieses Gebirges hatte man dann eine längere Strecke durch ein Gebiet zu marschiren, das Kabbarega, der König von Unyoro, seinem Reiche unlängst einverleibt hatte. Hier stieß man auf die Warasura, wie Kabbarega's Krieger genannt werden, und man hatte denselben erst eine Niederlage beizubringen, um entlang dem Semliki-Flusse freie Passage zu finden. Hier wurde die Gegend geographisch äußerst interessant, besonders durch das hohe Schneegebirge, das bereits im Mai 1888 Stanley's Aufmerksamkeit erregt hatte. Dasselbe erstreckte sich weit gegen Südwesten und drohte einen großen Umweg nöthig zu machen, wenn nicht ein Paß gefunden werden konnte. Bei Buhobo gab es wieder ein Scharmützel mit Kabbarega's Leuten. Dann kam man an den Semliki, der hier ein Strom von 80 bis 100 Yards breit und 9 Fuß tief ist, also etwa zwei Drittel der Wassermasse des Victoria-Nil enthalten dürfte. Bei dem Uebergange über denselben erfolgte ein neuer Angriff der Warasuras, der aber unblutig abgeschlagen wurde. Dann ging es durch das an Pflanzungen reiche Awamba-Thal an den Fuß des hohen Schneeberges Ruwenzori, der leider immer schlechter sichtbar wurde, theils der Wolken, theils anderer Berge wegen. Er muß 18000 bis 19000 Fuß Höhe haben. Hütten der Eingeborenen — Bakonju — giebt es bis 8000 Fuß. Lieutenant Stairs versuchte den Schneeberg zu besteigen, fand aber in einer Höhe von 10677 Fuß, daß zwischen ihm und dem eigentlichen Gipfel zwei tiefe Schluchten lagen. Erst nach 19 Tagemärschen hatte man das Südwestende des Gebirges erreicht.

Durch eine weite Grasebene gelangte man hierauf in die Nähe des zweiten Sees, den Stanley 1877 entdeckt hatte, und Lieutenant Stairs konnte hier feststellen, daß derselbe durch den Semliki mit dem Albert-Nyanza in Verbindung steht. Im Norden des Sees liegt das Land Usongora, durch das man zu ziehen hatte. Die Warasura flohen dabei immer vor der Expedition her, und die Stadt Katwe, bei der sich wichtige Salzablagerungen befinden, fand man leer von Bewohnern. Von da ging der Marsch nordöstlich, um den Beatrice-Golf und das Nordende des zweiten Nyanza herum. In Unyampaka, das man nun erreichte, war Stanley schon 1876 gewesen, und der dortige Häuptling verhielt sich freundlich und lieferte reichlich Bananen. In dieser Gegend wurde der zweite See verlassen, und es ging nun in ziemlich gerader Linie über das Hochplateau von Ankori, dessen Bewohner die Expedition ebenfalls allenthalben freundlich empfingen — schon weil es rasch ruchbar geworden war, daß sie den Salzdistrikt von Katwe von den Warasuras befreit hatte. Auch in Karagwe und Usinja gab es keinerlei Zwist mit den Eingeborenen, so daß man die Wahl des Weges in keiner Weise zu bereuen gehabt haben würde, wenn nicht die Fieberanfälle so zahlreich und heftig gewesen wären, daß viele Leute — 141 — daran starben. Selbst Emin-Pascha und Casati blieben davon nicht frei. Den zweiten Nyanza nannte Stanley dem Prinzen von Wales zu Ehren Albert-Edward-Nyanza.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Vor kurzem kehrte nach St. Petersburg Herr J. Makerof zurück, der zwei Jahre lang mit geologischen Forschungen im ssajanischen Gebirgssysteme beschäftigt war, und namentlich die Punkte des dortigen Goldvorkommens zu studiren hatte. Eine bedeutende geologische Sammlung ist das Resultat dieser Thätigkeit. — Von Herrn Katarof, der sich ethnographischen Forschungen in der nördlichen Mongolei gewidmet hat, ist aus Minussinsk ein vorläufiger Bericht an die Geographische Gesellschaft in St. Petersburg eingegangen, der hoffentlich bald entweder vollständig oder im Auszuge veröffentlicht wird.

— Im Auftrage der Russischen Geographischen Gesellschaft waren A. Ssemionof und Antonof, der erstere mit vorzugsweise zoologischen, der andere mit botanischen Untersuchungen im transkaspischen Gebiete beschäftigt. Der Aufenthalt währte vom April bis Anfang Juli und erstreckte sich von Usun-ada bis Tschardschui; verschiedene Sammlungen (die botanische aus 700 Exemplaren bestehend) sowie meteorologische Aufzeichnungen sind das Resultat der Thätigkeit beider Forscher, welche auf eine originelle und echt moderne Weise ihr Unterkommen zu finden wußten. Sie quartierten sich in einem Waggon der transkaspischen Eisenbahn ein und machten von ihm aus je nach Bedürfniß ihre verschiedenen Exkursionen, u. a. nach und in die Umgegend von Repetek, Baum, Kisil-Arwat, Kasandji, Bala-Ischem, ferner nach verschiedenen Punkten an der persischen Grenze. Der eine von beiden, wahrscheinlich der Botaniker, erstieg auch, wie es heißt, die Höhen des Kopet-Dag. (Hinzufügen möchten wir, daß uns, nach dem Patronymikon zu urtheilen, A. Ssemionof ein Sohn des Herrn P. Ssemionof, des langjährigen Präsidenten der Russischen Geographischen Gesellschaft und Nestors der Tiënschan-Forschung, zu sein scheint.)

— Tornados in Indien. Nach einer Abhandlung von Alex Pedlar und A. Crombie (im Journ. „Asiatic. Soc. Bengal", 1888, p. 185 ff.) ereignen sich in den Vereinigten Staaten in verschiedenen Distrikten bisweilen 10 bis 12 Tornados an einem Tage, und im Jahre 1884 registrirte das Meteorologische Amt zu Washington im ganzen nicht weniger als 180 solche Wirbelstürme. In Bengalen sind dieselben sehr viel seltener, und vor 1870 sind im ganzen nur zwei oder drei genügend verbürgt und beschrieben (am 8. April 1888 nahe bei Kalkutta, und am 1. Mai 1865 bei Pundooah, Hooghly Distr.). Nach dem genannten Jahre sind sie etwas häufiger beobachtet worden. Besonders wüthete am 26. März 1875 ein Tornado im Mymensingh-Distrikte, von SW nach NO gerichtet, 20 Minuten dauernd, mit einem Diameter von 250 Yards, und mehrere Dörfer zerstörend. Am 7. April 1888 ereignete sich ein ähnlicher Tornado bei Dacca.

— Eine Broschüre von Dr. Edkins, mit dem Titel „Opium", welche in neuester Zeit von dem chinesischen maritimen Zollamt herausgegeben worden ist, ist insofern von Interesse, als sie die Ansicht als eine falsche bezeichnet, welche dieses Genußmittel als erst seit wenigen Jahrzehnten aus Indien nach China eingeführt betrachtet. Nach Dr. Edkins sind es die Araber gewesen, die bereits in dem achten Jahrhundert das Opium in China einführten, zu einer Zeit, wo ein lebhafter Handel zwischen Kanton und den Häfen am Rothen Meere und am Persischen Golfe bestand. Die medizinischen Eigenschaften des Opiums finden schon in einem Werke des zehnten Jahrhunderts Erwähnung. Von dieser Zeit an wurde die Droge wegen dieser Eigenschaften kultivirt, und seit dem 15. Jahrhundert erscheint es außer Zweifel, daß die Fabrikation von einheimischem Opium in China stattgefunden hat. Das Opiumrauchen datirt ähnlich wie das Tabakrauchen aus dem 13. Jahrhundert. Verschiedene Ingredienzien wurden in den verschiedenen Ländern mit dem Tabak vermischt, darunter auch Opium. Die Mandschus versuchten den Gebrauch des Tabaks durch ebenso strenge Edikte zu unterdrücken, wie den des Opiums. Dieselben blieben aber erfolglos, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich unter den leidenschaftlichen Opiumrauchern jederzeit sehr hochgestellte Personen befanden, welche schwer von der Strafe erreicht werden konnten. Opium wurde zuerst auf Formosa und bei Amoy geraucht, und das erste Edikt gegen dessen Gebrauch datirt aus dem Jahre 1729. Es war eins der gewöhnlichsten Erzeugnisse Yünnans im Jahre 1736, zu welcher Zeit diese entlegene Provinz jedem ausländischen Einflusse, mit Ausnahme desjenigen von Birma, vollständig verschlossen war.

Afrika.

— Nach einer telegraphischen Nachricht aus Zansibar sind Stanley und Emin-Pascha am 4. Dezember glücklich in Bagamoyo angelangt, von dem deutschen Reichskommissar Wißmann sowie von den Glückwunschtelegrammen des deutschen Kaisers, des belgischen Königs, verschiedener geographischer Gesellschaften ꝛc. in wohlverdienter Weise empfangen. Leider hat Emin-Pascha, nachdem er wie ein fester Fels dem Wogenpralle centralafrikanischer Barbarei länger als sechs Jahre zur Bewunderung der Welt widerstanden hat, wenige Stunden nach seiner Ankunft in Bagamoyo einen so schweren Sturz erlitten, daß er dadurch fast unmittelbar sein Leben verloren hätte.

— Das neueste Heft der „Geographischen Mittheilungen" (Bd. 35, S. 11) veröffentlicht eine schöne Karte des Usambara-Gebietes von Dr. Oskar Baumann, die angesichts der hohen Bedeutung, welche die fragliche Gegend

für die deutsche Kolonialpolitik in Ostafrika besitzt, ein ganz besonderes Interesse für unsere Leser haben dürfte.

Südamerika.

— In der Geographischen Gesellschaft zu München hielt Dr. Deye am 28. November einen Vortrag über die Reiseeindrücke, welche er auf einer Fahrt nach Niederländisch-Guayana und Westindien empfangen hatte. Als augenfälligste Eigenthümlichkeiten, durch die sich diese Länder von Ostindien unterscheiden, bezeichnete er den Mangel des Bambus, die relative Armuth an eßbaren Früchten, und den Mangel einer eingeborenen Bevölkerung, statt deren in der Hauptsache eine christliche Mischlingsbevölkerung aus Negern, Indianern und Europäern vorhanden ist. Einen sehr guten Eindruck macht Paramaribo, die Hauptstadt von Surinam, die von breiten, sandigen Straßen und Kanälen durchzogen ist und holländische Reinlichkeit zur Schau trägt, wie sie denn auch seit 1866 nicht vom Gelben Fieber heimgesucht wurde. Ihre 27000 Einwohner sind vorwiegend Farbige herrnhutischen Bekenntnisses, zum Theil auch holländische Juden, deren Vorfahren 1654 aus Bahia vertrieben wurden. Der Plantagenbau Surinams ist durch die Sklavenemancipation und durch die Buschneger in bedenklichem Rückschreiten begriffen. Nur die Kakao-Pflanzungen rentiren. — Die Insel Curaçao ist eine schmale, wasserlose Klippe mit wenigen Kulturoasen, die nur durch den Export von Seesalz und durch Transithandel nach Venezuela prosperirt. — Auf Hayti sah der Reisende nur abschreckende Bilder von dem, was aus einer nach der Neuen Welt verpflanzten Negerbevölkerung wird, wenn sie, der Bevormundung durch Europäer entzogen, sich völlig selbst überlassen ist. Die Bevölkerung ist arbeitsscheu, ihre Häuser sind verfallen und schmutzig, und von praktikablen Wegen im Innern ist nirgends die Rede.

— Die wirthschaftlichen Verhältnisse Brasiliens. Einem amerikanischen Konsularberichte aus Rio Janeiro gemäß bezifferte sich der Außenhandel Brasiliens im Jahre 1886 bis 1887 auf 212,8 Millionen Dollars, wovon nahezu die Hälfte (93,9 Mill.) auf Rio Janeiro kamen. Die Hauptverkehrsländer waren die Union, England, Frankreich, Uruguay, Argentinien, Portugal und Belgien. Der Kaffee bildet das hauptsächlichste Erzeugniß des Landes und namentlich den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Der Ernteertrag ist aber sehr starken Wechseln unterworfen; im Jahre 1888 zu 1889 betrug er in Rio $5^1/_2$ Sack, 1887 zu 1888 aber nur 1,9 Mill. — Die Einwanderung bezifferte sich 1888 auf 131268; der größere Theil davon ging nach San Paulo. Dieser Staat muß überhaupt als der blühendste der neuen Föderativ-Republik bezeichnet werden. Eisenbahnlinien besaß das Land Ende 1887 im ganzen 8400 km, und von dieser Zahl entfiel etwa das Viertel auf San Paulo.

Bücherschau.

— Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung. Bearbeitet von A. Penck, G. Becker, M. Eschenhagen, R. Aßmann, O. Drude, W. Marshall, O. Zacharias, J. Ranke, F. Kaufmann, U. Jahn, A. Meitzen, W. Götz. Herausgegeben von Alfred Kirchhoff. Stuttgart 1889. J. Engelhorn. — Wer an die vortrefflichen „Anleitungen" zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen denkt, die wir bereits besitzen, dem kann dieses Buch auf den ersten Blick vielleicht überflüssig erscheinen. Vertieft er sich aber in dasselbe, und liest er, was die bewährten Männer, welche daran mitgearbeitet haben, in den einzelnen Kapiteln sagen und rathen, so wird er davon bald als von einem großen Irrthume zurückkommen. Es ist eben zu überlegen, daß sich während des laufenden Jahrzehntes auf keinem Gebiete der geographischen Forschung die Arbeit in einem so hohen Grade spezialisirt hat, wie auf dem der Volks- und Landeskunde, sowie daß es schon an sich ein ganz anderes Ding ist, in Mittelafrika und in Tibet wissenschaftlichen Problemen nachzugehen, die sich an Land und Leute knüpfen, als in einem europäischen Kulturstaate, wie Deutschland es ist. Hier ist das Wandern und das Vorwärtskommen zwar viel leichter, und man hat es im allgemeinen ziemlich bequem, den Objekten der Forschung gegenüber zu treten, aber es sind an diese Objekte auch ganz andere Fragen zu stellen, und es liegen betreffs derselben ganz andere Vorarbeiten vor, die nicht ignorirt werden dürfen. Der bloße Dilettantismus, der auf dem Gebiete der deutschen Landeskunde früher einen so großen Raum beanspruchte, darf sich durch die in dem Buche enthaltenen Winke vielleicht abgeschreckt fühlen, noch weiter mitzuhelfen, aber diese Winke sind sehr geeignet, ernste Arbeiter erziehen zu helfen, die ihre Kraft in einzelnen Zweigen der landes- und volkskundlichen Forschung konzentriren, und das bedeutet für das große und schwierige Werk einen unschätzbaren Gewinn. Auf Vorkenntnisse verzichten die Verfasser der „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung" bezeichnenderweise nicht, aber sie legen es denen, die Lust und Liebe zur Sache haben, zugleich auch nahe genug, daß diese Vorkenntnisse unschwer erworben werden können. So hat sich die Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, durch deren Auftrag das Buch geschaffen worden ist, von neuem Anspruch auf hohe Anerkennung erworben, und das Werk wird sich allen denen, die ihre Bestrebungen fördern wollen, als ein unentbehrlicher Rathgeber erweisen. Auf die Einzelheiten einzugehen, und die verschiedenen Abschnitte gegen einander abzuwägen, gestattet unser Raum leider nicht.

— E. H. Wichmann, Atlas der Geschichte Hamburgs. Hamburg 1889. Herold'sche Buchhandlung. — Die Entwickelungsgeschichte der alten Hansastadt in ihren Beziehungen zu den Terrainverhältnissen, und die Bemeisterung und Umgestaltung dieser Terrainverhältnisse durch die Menschenthat wird durch diese sechs Kärtchen in sehr anschaulicher und interessanter Weise beleuchtet. Das erste derselben rekonstruirt die Stadt und ihr Wasseradernetz, wie sie um's Jahr 1150, das letzte, wie sie um's Jahr 1830 waren. Das Bild der Gegenwart noch hinzuzufügen, das sich durch die neuen Dock-Anlagen seit dem zuletzt genannten Jahre wieder gewaltig verändert hat, wäre vielleicht erwünscht gewesen.

Berichtigungen.

Wir bitten zu lesen: S. 45, Spalte 2, Z. 5 von unten, sowie S. 110, Spalte 2, Z. 29 ff. „Henshaw" statt „Henshow". — S. 95, Spalte 2, Z. 10 von unten „Pun" statt „Kund". — S. 112, Spalte 2, Z. 17 von unten „Saga" statt „Laga". — S. 243, Spalte 2, Z. 3 von unten „bezeugen" statt „bezeugten".

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Kurfürstendamm 142.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.